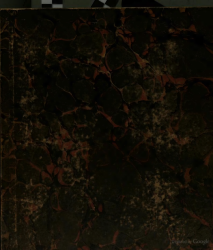


B.Ufl.
Ausl.
4 Per. 5-i (13,1
4

Bestimmungen

für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um die allseitige und wechselnde Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden.
3) Karten und Werke mit Kupferstichen können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Erlaubniss zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein ausgeliehenes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf die Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehrern zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollten die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung ausser Acht lassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit der Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunde von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von den Empfängern zu ersetzen, desswegen bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliotheksaal ist untersagt. Besuchende dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Offiziere in solchen eingeführt werden.
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder des Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, *Gl.-Q.mstr.*

Digitized by Google

<36635308420013 S

<36635308420013

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker,

mit

besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen

in

Deutschland.

Dreizehnter Jahrgang.

13.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1840.

Gd/66/1719

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38130

Digitized by Google

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1840.

A.

Abbadie, d' –'s Reclamation in Betreff der Vorgänge in Abyssinien: 1456.
Abo, Schilderung von – (Nach Bulgarin): 1337.
Abyssinien, Höhenangaben aus –: 128; der Fürst Ubie: 852; Nachrichten aus –: 1160.
Akajou, Gewinnung des Holzes: 471.
Aden und seine neuesten Verhältnisse: 605.
Adlerholz, das – in Siam: 571.
Aegypten, Linants Karte von –: 148; der Sklavenhandel in –: 1209; Wein in –: 1216; Dramatische Vorstellungen unter dem Volke: 1340.
Aërolithen, merkwürdiger Fall von – in Italien: 959.
Affen, Sterblichkeit unter den – in England: 376.
Afghanistan, die Engländer in –: 319, 354, 358, 825; Feldzug in –: 1) Dost Mohammed's Flucht: 1127, 1131, 1135; 2) Operationen gegen die Ghilzies: 1144, 1147, 1151; 3) Reise durch Beludschistan: 1159, 1163, 1167.
Afrika, Nachrichten aus dem Innern –'s: 149. Notizen aus dem östlichen –: 1) Zeila: 281; 2) Die Somalis: 286; 3) Die Galla-Stämme zwischen den Somali und Harrer: 291; 4) Harrer: 294, 297, 302; 5) Sprachproben: 305. Jagdausflüge im südlichen –: erster Ausflug: 409, 414, 418, 422, 426, 430; zweiter Ausflug: 493, 498, 502, 505, 510, 513. Völkerbewegung im südlichen –: 529, 534. Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen –: 573, 578. Geschichte des nördlichen – von Ibn Khaldun: 1299.
Akalis, die Secte der – unter den Sikhs: 307.
Algier, der Ackerbau in der Provinz –: 29. Preisfrage über die Colonisation von –: 228. Das Fort Hamza: 276. Neu entworfene Karten: 343. Die Franzosen in der Provinz Constantine: 471, 478, 482. Temperatur des Küstenlandes: 612. Wissenschaftliche Commission: 632. Eremitenhöhle bei Medeah: 812. Die letzten Feldzüge der Franzosen: Einleitung: 885. Erster Feldzug vom 25 April bis 29 Mai: 890, 895. Zweiter Feldzug im Monat Junius: 897, 902. Die Vorspiele des neuen Feldzugs: 1089, 1094. Die Gefangenschaft in A. Das moderne Algier: 1141, 1145. Einschließung der Metidscha: 1260. Mädchen-Institut: 1372.
Alkadessa, eine –: 512.
Ankora-Ziege, die silberhaarige –: 217.
Archimedes, Besiegung des Dampfboots –: durch ein gewöhnliches: 1232.
Arm, ein – ohne Knochen: 456.
Armenier, die – in der Türkei: 129. Ueberreste des Heidenthums bei den –: 321.
Artigas, Ferdinand Jose –: 613. 618, 622, 626.
Aruba, die Insel –: 1105, 1107.
Ashanti, die holländische Gesandtschaft an den König von – in den Jahren 1836 und 1837: 683, 687, 691, 695, 699, 703, 707, 712.
Assam, Nachricht über den Thee von –: 476. Fortschritte der Theecultur: 985.
Athen, Sitzung der archäologischen Gesellschaft in –: 848. Brief aus –: 845, 851.
Athos, der Berg – und seine Klöster: 161.
Australien, Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Naturforschers im südlichen –: 335. Plan zu einer Reise quer durch –: 603. Die englischen Verbrecher in Tasmania: 1) Charakterzüge; Menschenfresserei: 993; 2) Die Buschläufer: 1033, 1039, 1043, 1046. Die Nordwestküste von A.: 1104.
Austrocknung, über die – des Haarlemer-Meeres: 1063.
Auswanderung, die – nach der östlichen und westlichen Erde: 395, 399, 403, 407

B.

Baduis, die – in dem Reich von Bantam auf Java, s. Java.
Bagdad, der Verfall von –: 721.
Bajonnett-Waffe, die 85.
Bandfabrication, die – zu St. Etienne und in der Umgegend: 524.
Barracken-Zelt, s. Erfindungen.
Basken, Auswanderung der –: 1121.
Batavia, in Surinam: 1099.
Baukunst, die griechisch-russische –: 989.
Baumwollen-Verkehr, der – Indiens und seine Zukunft: 1175, 1179.
Beauregard, Saulnier de –, Abt zu Mellerai: 329. 334, 347.
Beirut, die Stadt – und ihre Umgebung: 1373.
Belida, Schilderung der Stadt: 179.
Beludschistan 1) Das Land und seine Bewohner: 657, 662, 666. 670. 2) Neuere Verhältnisse: 681, 686, 690. s. auch Afghanistan.
Berber-Sprache, Nachrichten über die –: 1344.

Digitized by Google

Bichat, Statue des Arztes –: 1060.
Blinde, Bibel für –: 1448.
Boa-Jagd die –: 347, 351.
Bobbi, das Kloster – zu Signach in Grusien: 1333.
Boers, die ausgewanderten –: 133, 138. S. auch Völkerbewegungen in Südafrika. Jüngster Feldzug der – gegen die Zulas: 1067, 1071. Nachricht über die Zulas und die –: 1244.
Bonis, die – in Guiana: 505.
Botta, der Naturforscher –: 256.
Branntweinfaß, vom Meer umhergeworfenes –: 1288.
Brasilien, normännische Denkmäler in –: 652. Der Sklavenhandel: 653. Naturwissenschaftliche Bemerkungen: 1) Landplattwürmer: 709. 2) Die Luftspinne, die Schmarotzerspinne, die gesellige Kreuzspinne: 715. 3) Der Igelfisch: 817. 4) Der Yaquaru oder Wassertiger: 905. 5) Wanderung der Insecten: 965. 6) Granitlager, eisenhaltiger Ueberzug der Granitblöcke in Stromschnellen: 989. 7) Die Diamantwäschereien in Serro Frio: 1145. 8) Der Theebau in Minas Geraes: 1145. 9) Die Goldwäschen in Minas Geraes: 1193. 10) Der amerikanische Strauß: 1197. 11) Der Nachtpapagai: 1237. 12) Eisenleger; Eisenwerke zu Ypanema; blei- und zinkhaltiges Antimonium; Silberspuren; mineralisches Kali; neue Diamantstriche in Matto grosso: 1265. 13) Rio-Janeiro; klimatische und pathologische Verhältnisse: 1357, 1363. 14) Die Seeufer-Waldungen: 1381. 15) Die Leuchtkäfer (Elater; Lampyris): 1397. 16) Die Blattern; der Scorbut; der Scarambo: 1409. Ueber einige Krankheiten in B.: 921. Steinkohlen und Dampfschifffahrt: 1185. Die Orgelberge: 1247, 1251, 1255, 1260. Der Kaiser und der Botocuden-Häuptling Procrane; 1345.
Brodbereitung die – aus Runkelrüben: 256; die – ohne Sauerteig: 811.
Buddhismus, angeblicher – im alten Amerika: 1092.
Buenos Ayres, Nachricht aus –: 1260.
Bugis, die – auf Celebes: 769.
Bukowina, Schilderung der –: 485, 490, 494.

C.

Campeche, Sieg der Föderalisten in –: 848.
Canarien, geschichtliche Fragmente über die Bewohner der –: 765.
Capello, Kampf zwischen dem Ichneumon und der Cobra –: 420.
Carolinen, die Ruinen in den –: 617.
Cenis, Tunnel durch den Mont –: 1248.
Cervetri, Alterthümer in –: s. antiquarische Notizen.
Cevennen, unterirdischer Durchgang durch die –: 1275.
Chaldäer, die Nachkommen der –: 1432.
Chiloe-, und Chonos-Archipel der –: 1) Der Chiloe-Archipel: 1263, 1267, 1271, 1275. 2) Der Chonos-Archipel: 1280.
China, die protestantischen Missionen in –: s. Missionen. Zunahme des Opiumrauchens: 132. Die geheime Gesellschaft der Tienti-Huih: 209, 717, 722, 725. Die militärischen Einrichtungen: 269, 275, 278, 282. Die Stellung von – zu den indischen Staaten: 457, 462. Die Namen bei den Chinesen: 744. Die Kriegsdschonken: 991. Gebräuche bei den Chinesen: 1081. Malcolms Ansicht über China nebst einigen Worten über die Ereignisse zu Krawang: 1195, 1199, 1203, 1208.
Chiwa, geographische Nachrichten über – (mitgetheilt von Dahl): 353. Nachrichten, mitgetheilt von Helmersen: 1) Das Land: 369. 2) Die Einwohner: 377, 381. 3) Die Regierung: 401. Der Zug der Russen gegen –: 565, 570, 574, 578, 582, s. auch Rußland. Die Pferde in –: 621.
Chosrew Pascha, Schilderung von –: 21.
Chronik der Reisen, Allens Nigerfahrt mit Lander: 1te Abtheilung: 3, 7, 12, 15, 20. 2te Abtheilung: 35, 39, 43. Brants Reise in Kurdistan: 47. Reise des Naturforschers Botta in den Gebirgen von Yemen: 55, 59, 63, 68, 72, 75. Reise nach Timor-Laut, den Arru- und Ki-Inseln: 140. Brooke's Reise an die Küste von Borneo: 143. Reise der Astrolabe: 155, 159. Charles Teriers Reise in Armenien und Kurdistan: 183, 187. Reise des Missionärs Krapf nach Schoa: 191, 195, 199, 204, 207. Vorläufige Mittheilung aus Griesebach's Reise in Rumelien im Jahr 1839: 215, 219, 223, 227, 231, 236, 239. Schomburgks dritte Reise ins Innere von Guiana: 271, 276. Reisen in der Bretagne: das Morbihan: 283, 288, 291, 295, 300, 303, 508, 511. Rawlinson's Reisen in Persien: 567, 572. Löwensterns Reise durch Mexico nach den Sandwich-Inseln und China: 375. Chartres' Reise in Mexico: 391, 596. Schomburgs Reise auf dem Orinoco und Rio negro: 487. Dr. Grant über die nestorianischen Christen in Kurdistan: 524. Ausflug in die kaukasische Provinz: 532, 536. Reise von Bangkok nach Pak-Phreek: 608. Reise in das Land der Mordwinen im Gouvernement Kasan: 623, 627, 631, 635. Reise nach den Quellen des Orus: 743 Reise in Galizien, 2ter Abschnitt: 747, 751, 755; ein Sonntag-Morgen in den Karpathen: 759. Charles Texier in Persien: 780, 784, 787. Abbadie's Schreiben aus Massawah: 827. Teriers Reise in Persien und Mesopotamien: 968, 972, 975. Abbadie's Schreiben aus Adwa: 975. Du Petit Thouars' Reise um die Welt: 1044. Boré in Persien: 1267. Reise Lord Pollingtons über den Taurus nach Aleppo: 1395. Reise der Astrolabe und Zelée: 1427.
Cigarren-Büchse, eine kostbare –: 512.
Cochenille, die – in Indien: 1001.
Codazzi, Oberst – über die großen Ströme Südamerika's: 1385.
Coleah, Schilderung der Stadt –: 179.
Constantine, die Franzosen in der Provinz –: s. Algier.
Constantinopel, Wachsthum der christlichen Bevölkerung in –: 96.
Copernicus, Plan zu einem Denkmal für –: 572.
Cos, die Insel –: 268.
Cretins, Zahl der – in der Schweiz: 528.
Ctesiphon, Besuch der Ruinen von –: 677.
Cykladen, Statistische Angaben über die –: Mykone: 363. Naros: 451, 455. Delos und Rheneia: 456. Paros: 479. Antiparos: 484. Amorgo: 528. Anaphe: 547. Santorin: 555, 560. Nio: 620. Melos: 647. Pholegandros: 652. Sikynos: 659. Antimelos; Polino; Kimolo: 679. Syphanto: 711 Seriphos: 785. Kythnos: 819. Cea: 847.

D.

Daiaks, die – in Borneo: 611, 615.
Dampfboot, niederer Preis für eiserne –: 1336. Großes: 1444.
Dampfschifffahrt, Unfälle bei der –: 1172.
Dante, Auffindung von –'s Portrait von Giotto: 940.
Datura Fastuosa, Wirkung der –: 1260.
Desinfection, gelungener Versuch einer – der Abtritte: 196.
Diamanten, Entdeckung von – im französischen Afrika: 951.
Diebsclassen, die – in Paris: s. Paris.
Diebstahl, der – eines Hauses: 1108.
Dniepr, Dampfschifffahrt auf dem –: 589.
Doppelhase, ein – 361.
Druckerei, die königliche – in Paris: 5, 9, 14, 19.
Dscheddah, die Bewohner von – 65.
Dschidschelli, Schilderung von – 760.
Durani-Orden, der –: 1040. Ceremonie bei Ertheilung des –: 1041.
Durchfahrt, Dease's und Simpsons Reise zur Entdeckung der nordwestlichen –: 497.

E.

Eibisch-Wurzeln, Benützung der –: 260.
Eierhandel, sonderbarer Unfall beim –: 196.
Eisenerz, kohlenhaltendes – in Schottland: 1176.
Eisgürtel, frühzeitiger – um Island: 1104.
England: Die Engländer auf Reisen: 1) in Italien: 23, 27, 31. 2) in Frankreich: 79, 84, 87, 92, 95, 99, 103. Zeitschrift über den Sklavenhandel und die Sklaverei: 128. Vergiftungen: 200. Engländer in Torneå: 251. Caricaturen H. B.'s: 324, 380. Die Lyceen in Manchester: 381.

Digitized by Google

Bemerkungen über den Chartismus: 389. Die Korngesetze: 460, 465, 470, 471. Debatten des Unterhauses darüber: 645, 650. Die Instructionen der Colonisations-Commission: 489. Schlittschuhlaufen bei warmem Wetter: 572. Dampfschifffahrt auf der Themse: 608. Das brittische Colonial-Reich: 609, 644. Opium-Einfuhr und Verbrauch: 648. Medaillen-Vertheilung der geographischen Gesellschaft: 664. Auswanderungs-Plan nach Canada: 680. Die englische Staatskirche in den Colonien: 701. England und China: 757, 762, 766, 770, 774, 777. Das englische Zuckergesetz: 891. Etwas über Volksunterricht: 813. Freierer Zutritt zu den National-Denkmälern und öffentlichen Gebäuden: 864. Kupferstiche aus der englischen National-Galerie: 888. Verkauf der Effecten vom Eglinton-Turnier: 936. Mittel sich Leichen für die Anatomie zu verschaffen: 940. Englisches Urtheil über die Juliussäule: 944. Die Engländer und der Sklavenhandel: 977, 982. Ueber die Ursachen der Verbrechen unter der Arbeiterbevölkerung: 1025. Die zehnte Versammlung der englischen Naturforscher: 1109. Aphorismen aus den Verhandlungen derselben: 1149, 1154, 1205, 1211, 1215, 1225, 1261, 1271, 1282, 1301, 1329, 1339. Militär-Verhältnisse: 1161, 1166, 1171, 1174. Aufzählung der neuen englischen Eisenbahnen: 1213. Einführung des Alpaca: 1253. Lord Cardigan und Capitän Reynolds: 1257. Auffindung von Schwefelminen: 1280. Bemerkungen über das englische Landheer: 1313. Die Granger Society: 1344.

Entdeckungen, Uebersicht der neuern geographischen –: 1) Asien: 423, 427, 431, 435, 440, 444. 2) Afrika: 507, 511, 516, 519. 3) Australien und die Südsee: 595, 599, 603. 4) Amerika: 656, 659, 663, 667, 671, 675.

Erdbeben und Vulcane: 539, 543, 548, 551.

Erdhälfte, die Südspitzen der tropischen – in naturwissenschaftlicher Beziehung: 1031, 1036, 1040.

Erfindungen und Entdeckungen. Neue Entwickelung von Daguerre's Erfindung: 4. Mittel gegen das Eindringen des Wassers in Schiffe: 32. Fortschaffende Kraft ohne Dampf und Brennmaterial: 48. Eine Filzmaschine: 60. Neue Rettungs-Bojen von einem französischen Marine-Officier erfunden: 91. Chemin de fer suspendu: 96. Neue Behandlung der Steine 141. Stein-Marmor: 160. Filtrir-Tintenzeug: 241. Compendiöses Barrackenzelt: 351. Marmor-Malerei in Italien: 400. Verbessertes Papiermaché: 404. Neue Art Dampfboote: 407. Maschine zum Marmorsägen: 432. Filztuch: 436, 472, 1120. Gas aus animalischen Stoffen: 440. Neue Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen: 456. Maschine zur Reducirung von Statuen: 500. Künstliche Vergoldung durch Anwendung galvanischer Kraft: ibid. Neue Gerb-Methode: 520. Vereinigung von Dampf- und Segelkraft: 559. Verbesserung der Luftschifffahrt durch Muzzi: 560. Ueber die Erhaltung des Holzes: 564. Hamachromie: ibid. Rettungs-Raketen: 568. Seidenfärbung: 588. Trocknung der Runkelrübe vermittelst der Kälte: 592. Richtung der Luftschiffe: 640. Vervollkommnung der Lithographie: 700, 1355. Beleuchtung unter dem Meere: 703. Verminderung des Wagengeräusches durch Holzräder: 723. Atmosphärische Eisenbahn: 735. Wasserdichtmachung von Wollkleidern: 772. Vervollkommnung von Daguerre's Lichtzeichnung: 775. Farbiger Druck geographischer Karten: 835. Moteur atmosphérique: 856. Preis für Indigo-Bereitung; 864. Gas aus bituminösem Schiefer: 868. Künstliche Färbung der Seiden-Cocons: 892. Krapplack: ibid. Neue Art Backsteine: 912. Untersuchung des Peganum harmala: 928. Neue Methode, Dampfboote fortzuschaffen: 940. Künstliche Steinkohlen: 1016. Neue Art Pferde zu beschlagen: 1020, 1027. Vorschlag zu einer Verpanzerung der Linienschiffe: 1036. Dampflocomotive für gewöhnliche Straßen: 1048. Mechanische Schaufel: 1041. Galvanoplastik: 1092. Besondere Härtung des Stahls: 1096. Holzschneiderei: 1100. Schlösser zur Entdeckung von Dieben: ibid. Uebertragung von Lichtbildern auf Stein: 1120. Neue Art Modellirung: ibid. Neues Seetelegraphen-System: 1132. Metallische Stricke: 1160. Erweiterte Anwendung comprimirter Luft: 1168. Merkwürdige Aufzeichnung meteorologischer Erscheinungen: 1172. Neue Art Kugeln: 1220. Aufbau der Häuser vermittelst Dampfkraft: 1227. Indigo aus Sägespänen gezogen: 1232. Neue Lettern: 1240. Neues Gewehr: 1261, 1311. Verbesserte Methode für Wasserbauten: 1336. Fixirung Daguerre'scher Bilder: 1360. Neue Art Blech: 1392. Verbesserte Methode, um Baumwollenzeuge, Papier u. dgl. mit verschiedenen Farben zu drucken: 1400. Vorrichtung zum Vermeiden des Zusammenstoßens der Eisenbahnwagen: 1416.

Eschnuje, Beschreibung des Städtchens –: 243, 247, 252, 255, 259, 263.

Essig, der – als Mittel gegen die Wuth: 126.

Esthen, die –: 1) Stammverwandtschaft: 397. 2) Wohnplätze: 402. 3) Volksgeist: 402, 406. 4) Aeußerliche Bildung: 410. 5) Wohnungen; Dörfer; ibid. 6) Kleidung: 417. 7) Sprache; Poesie; Sprüchwörter: 429. 8) Sitten und Gebräuche: 437. 9) Aberglaube: 445. 10) Beschäftigung: Ackerbau und Gewerbe: 469.

F.

Fahrt, kurze – von Lima nach Liverpool: 80.

Falklands-Inseln, Wichtigkeit der – für England: 191. Die Thiere auf den –: 211. Geschichte der –: 338, 344. Das Land und seine Erzeugnisse; Naturseltenheiten: 356, 359.

Färbekraft, über die – der Salzsümpfe am Mittelmeer: 980.

Farbenwechsel, der – mikroskopischer Thierchen: 1292.

Farrenkräuter, Monographie der –: 628.

Feuerland, das – 1212, 1216, 1219.

Finnen, über die – und ihre Bearbeitung der Metalle: 33. Die warmen Bäder bei den finnischen Bauern: 1071.

Finnland, Zeitungen in: –156. Ausflug nach– (Von Bulgarin). 1) Abreise von Petersburg am 27 Junius: 949. 2) Das finnische Dampfboot auf dem Wege nach Reval. 3) Ankunft daselbst: 954. 4) Ueberfahrt von Reval nach Helsingfors: 958. 5) Vom 3/15 bis 8/20 Julius: Jubiläum der Universität: 961, 966. 6) Leben und Treiben in Helsingfors: 967, 970. 7) Verhältnisse des Landes: 997, 1002. 8) Rückkehr aus Helsingfors zu Lande: 1297, 1302, 1306.

Fische, im heißen Wasser: 220. Tod durch –: 768.

Flugmaschine, neue –: 1372.

Formosa, die Insel –: 1287.

Francia, der Dictator –: 1095.

Frankreich, die deutsche Literatur in –: 25, 30, 34, 37, 42, 46, 49, 53, 58. Die Eisenbahn von St. Germain: 80. Viticultur im westlichen: 92. Preisaufgabe zur Vertilgung des Charlatanismus in der Viehartzneikunde: 125. Sitten und Legenden im schwarzen Gebirge: 163, 168, 172, 175. Neue Entdeckung eines unterirdischen Dorfs: 187. Drüsenkrankheiten unter den Cavalleriepferden: 196 Anbau des Landes: 236. Reiscultur: 259. Ackerbau-Institute: 264. Beispiele von Heurathsagentschaft: 272 Compagnie zur Wiederbewaldung hoher Gegenden: 296. Comité zur Preisvertheilung für die beste französische Geschichte: ibid Folgen des hohen Viehzolls: 297. Templer: 340. Französische Dampfschiffe: 388. Versunkenes Schiff im Hafen von Calais: 392. Neue Culturen in Frankreich: die Seidenzucht: 433, 439, 442. Erwerbungen der Menagerie des Museums: 452. Ausstellung von Gartenbau-Erzeugnissen: 456. Lehrstuhl der Landwirthschaft in Lyon: ibid. Aus den Reise-Erinnerungen in Süd-Frankreich: 1) Die Felsenpartie zu Hyères: 461. 2) Die heperischen Gärten zu Hyères: 471. Preisaufgabe über das Polygonum tinctorium: 476. Umzugießende Münzen: 480. Zahl der Torfgruben: 492. Vermehrung der Dampfflotte:

512. Das französische Zuckergesetz I.: 553. II.: 595. Landwirthschaftlicher Lehrstuhl zu Foix: 572. Jahressitzung der fünf Akademien: 581. Geodäsie des Landes: 600. Wahlreform: 601 Hydrographie des Canals: 612. Handelsunternehmungen nach Abyssinien: 620. Benützung des Rhonedelta's: 728.] Die französische Colonial-Commission: 732. Preisaufgabe über die Einwirkung des Rübenzuckers auf den Ackerbau im nördlichen –: 900. Aufregung unter einigen Arbeiterclassen in Paris: 913. Beschuldigungen der Franzosen gegen die Engländer in Betreff des Sklavenhandels: 919. Statue Fenelons: 968. Chinesischer Pflug nach Frankreich gebracht: 1012. Wanderung französischer Schauspieler: 1032. Wälderertrag im östlichen –: 1064. Zerstörung der Olivenernte im südlichen –: 1076. Karte der römischen Straßen: 1088. Preisvertheilung der französischen Akademie: 1124. Versammlung des französischen wissenschaftlichen Congresses in Besançon: 1133. Statue Latour d'Auvergne's: 1136. Zahl der Bettler: 1151. Preise der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften: 1152, 1168. Kinderselbstmord: 1164 Denkmal Duguesclins: 1172. Denkmünze auf die Befestigung von Paris: 1180. Das Concurseramen: 1275. Die französischen Seerüstungen: 1281, 1286, 1290. 1294. Verurtheilung des Namens Guepes: 1288. Reiche Beiminen: 1296. Der Chef der Claqueurs vor Gericht: 1322. Rückkehr der Astrolabe und Zelée: 1324. Chinesen in –: ibid. Ein alter Bureau-Beamter: 1340. Basreliefs für Frankreich angekauft: 1356. Herausgabe des Processes der Jungfrau von Orleans: 1400. Preisfrage über die Bordeaux-Weine: 1441. Gerichtsurtheil über nachgemachte ausländische Facturen: 1445.

Fucus amylaceus, 136.

G.

Galapagos, die –s Inseln: 380, 381, 388.

Galizien, Germanisirung –'s: 449, 451, 458.

Gallerte, Anfrage bei der französischen Akademie über die nährende Kraft der –: 744.

Garrow, der John – das größte eiserne Dampfschiff: 1403.

Gasparino, das Mordmesser des –: 652.

Georgien, der Winter in –: 357.

Gerichtsscene, Londoner –: 1353.

Geschenk, sonderbares – an eine Maitresse: 60.

Geschoß, neues – 166., s. auch Erfindungen.

Gesellschaft, Jahresbericht der asiatischen – in Paris: 1057, 1062. Die geographische – in London: 1085. Quartalsitzung der Gesellschaft für nordische Alterthümer in Copenhagen: 1279.

Gletscher, Agassiz über die frühere Ausdehnung der –: s. geologische Notizen.

Goldausbeutung, in Südasien: 831, 836, 839. – in Südamerika: 1088.

Goldertrag, der – im russischen Asien und in Amerika: 1368, 1371.

Goldgeschiebe, merkwürdige – 616.

Gorée, gegenwärtiger Zustand der Insel –: 627.

Gould, der Naturforscher –: 864.

Grab, sonderbares – in einer Eiche: 695.

Griechenland, griechische Reiseskizzen aus den Papieren eines bayerischen Philhellenen: 1) Kalamaki: 857, 861, 866, 870. 2) Ankunft in Korinth: 873, 878, 882, 887. Bilder aus –: Argos und seine Umgegend: 1173, 1179.

Guiana, Streitigkeiten der Engländer und Franzosen über –: 242.

H.

Hadschi Chan Kaker: 877.

Hanf, Ersatz für den russischen –: 1160.

Harris, Capitän – in Südafrika: 309.

Harz, Einsammlung und Gebrauch des –es in Siam: 511.

Hauger, der Methodist – in Norwegen: 577.

Helsingfors, Ausflug von Petersburg nach: 773, 779.

Herenjagd, die – 1189, 1191, 1198.

Himalaja-Gerste, Anbau der – in Sibirien: 961.

Hirsche, die – in Schottland: 917.

Hochzeitsgebräuche, polnische: 1181.

Holzpflasterung, Ergebnisse der –: 1112.

Holzschläger, die – in Florida: 41.

Horodenski, Constantin –. Eine Kosakensage von Czapkowski: 313, 318, 322, 325.

Hummerfang, der – in Norwegen: 141.

J.

Jacotot, Tod –'s: 904.

Jacquard, das Bild –'s in Seide: 867.

Jagdausflüge in Südafrika: s. Afrika – in der Turkomanen-Steppe: 735, 737.

Japan, Handel der Holländer auf –: 357, 362.

Jardin des Plantes, Geschenk an den –: 1039.

Jasmine, der Troubadour –: 1252.

Java, Mittheilungen aus einem Tagebuch über –: 1) Ankunft vor Surabaya: 625 630, 634. 2) Surabaya: 637, 642, 646 650, 655, 658. Die Baduis in dem Reich von Bantam: 1) Schilderung des Volks: 791, 795, 799, 803. 2) Reise in das Gebirg der Baduis: 807, 811, 815. Das Leben der Colonisten auf –: 1075.

Indien, Vorbramanische Mythologie: 15. Der Nawab von Kurnul: 17. Die Engländer in Dschodpur: 45, 50. Postverbindung mit Afghanistan: 48. Dampfboote auf dem Ganges: 56. Die indischen Frauen: 1) Körperschönheit und Kleidung: 545. 2) Hochzeiten: 569. 3) Harem oder Zenanah: 641. Ueber die Beschiffbarkeit des Indus: 728. Jagd mit Leoparden: 925. Verhältnisse der Engländer zu den Sikhs: 1185. Die Presse in Bengalen: 1222. Literarische Nachrichten: 1413, 1418. Vermengung des Bramanismus und Buddhismus im südlichen –: 1433. Alte indische Urkunde: 1465.

Insect, merkwürdiges –: 1392.

Jordaens, Entdeckung eines Gemäldes von –: 1331.

Irland, Mäßigkeits-Gesellschaft in –: 181. Alte irische Musik: 865. Seltsame Thierüberreste und Alterthümer in einem künstlichen Hügel: 868. Literarische Gesellschaft in Dublin: 948.

Istrien, die Küste von –: 914, 947, 952. 956, 959.

Italica, das alte –, s. Alterthümer.

Italien, das Theater in –: 1) Stentarello in Florenz: 863, 867, 871. 2) Meo Patacca und Cassandrino: 875, 880. 883, 888, 891. 3) Scaramuz und Pulcinella: 899, 903, 907. Wissenschaftlicher Congreß in –: 1128. Preisaussetzung der Gesellschaft für Industrieaufmunterung in Oneglia: 1232. Notizen aus der Naturforscher-Versammlung in Turin: 1256. Ueber Postanstalten und Straßen: 1289.

Juden, die – in Galizien: 229, 234, 238.

K.

Kaffeebau, der – am Rio Nunez in Afrika: 988.

Kaiser, die neuen Kleider des –'s. Ein Mährchen von Anderson: 1435.

Kalmüken, Besuch bei den – in Tjumenewka: 89, 94. Die – im Gouvernement Astrachan: 1181.

Kamran, Fürst von Herat: 145, 150.

Kanonen, alte – und Munition an der englischen Küste im Sande aufgefunden: 128.

Karier, die – in Siam: 752.

Kartoffel, die wilde –: 823.

Karpathen, Schilderung der –: 215, 217, 222, 225.

Kaukasus, allgemeine Ansicht des – von Professor Koch: 1153, 1158.

Kautschukbaum, der – in Assam: 235.

Keilschrift, über den Ursprung der –: 373.

Kian Lwan Wang. Eine chinesische Erzählung: 1391, 1395, 1399, 1403.

Kielmaier, Tod des Reisenden –: 1244.

Kirauea, Besuch des Vulcans – auf Hawaii: 1340.

Kirche, die dreieckige – zu Planes: 936.

Kohlspinat und Kohlspargel: 616.

Kokos, die –s oder Keeling-Inseln: 316. 319.

Kolonial-Nachrichten, englische –: über das Hinausschieben der Canada-Bill: 852. Die Beförderung der Einwanderung in

Neu-Süd-Wales zum Nachtheil der andern Kolonien durch die Regierung: ibid. Einwanderung von Negern aus Nordamerika in Guiana: ibid. Verschiedene Besteuerung der englisch-westindischen und des ostindischen Kaffees: 896. Streit zwischen dem Gouverneur und dem gesetzgebenden Rath von Guiana: ibid. Nachtheilige Schilderung der Kolonie Südaustralien: ibid. Bitte Trinidads um Wiederherstellung der Verbindung mit Spanien: 920. Lage der Weißen und Schwarzen auf Jamaica: ibid. Nähere Angaben über die Kolonie Australien: 964. Auswanderung aus Australien nach Neuseeland: ibid. Plan zu einer maltesischen Kolonie in Cyrenaika: ibid. Gefecht mit den Eingebornen in Vandiemensland: 1148. Plan, Port Phillip mit Südaustralien zu Einer Kolonie zu vereinigen: ibid. Klägliche Lage des Barons Thierry: ibid. Port Essington: 1152. Neuer Sturm auf Aden: 1196. Plan der Franzosen, sich auf der afrikanischen Küste, Aden gegenüber, festzusetzen und Bemühungen der Engländer dagegen: ibid. Pottingers Gesandtschaft nach Persien: 1200. Prisengelder aus Khelat: ibid. Unruhen in Afghanistan: ibid. Anerkennung von Sind als Kompagnie-Gebiet: ibid. Verschwörung in Kandahar: ibid. Zusammensetzung der nach China gesendeten Truppen: ibid.

— französische, — Stimmung gegen die Sklaven-Emancipation: 920. Bemühungen zur Unterdrückung des Runkelrüben-Zuckers: ibid. Ueber die Besetzung von Mapa: ibid.

— holländische, — beabsichtigter Angriff gegen die Atschinesen: 908. Theebau in Java: ibid.

Kolonial-Zustände, brittische: Canada; Poulett Thompson: 245. Jamaica: 255. Das Cap: 277. Neu-Süd-Wales: 305. Die Canada-Bill: 661. Neuseeland: 960. Die australischen Kolonien: 1321. 1326.

— französische —: Senegal: 405. Das Journal Outre-mer: 713, 718.

Koloschen, Nachrichten über die —: 388. Einweihung zum Schamanen bei den —: 399.

Kongsberg, die Minen von —: 1232.

Koszowata, Auszug aus Czajkowski's neuester Novelle: 1ster Abschnitt: 1343, 1348, 1351, 1355. 2ter Abschnitt: 1375, 1379, 1383, 1387. 3ter Abschnitt: 1411, 1415, 1420, 1423, 1427.

Krapp, Wirkung des — 's auf die Knochen: 184.

Krim, eine Fahrt durch die —: 57, 62, 66, 70, 75.

Kurdistan, Fragmente über —: Urumiah; der Mir von Rewendus: 809, 814, 817, 822.

Kurnul, der Nawab von —: s. Indien.

L.

Landankäufe, die — der Missions-Gesellschaft in Neuseeland: 166. s. auch Mission.

Lappland, Nachrichten über —: 1177, 1182, 1186, 1190.

Laplots, Aufenthalt einiger — in Frankreich: 1203.

Leander, zwei neue —: 1004.

Litthauen, Professor Preiß über —: 797.

Löwin, Niederkunft von Martins — mit vier Jungen: 1259.

Lombok, die Insel — oder Salak: 783.

London, Sterblichkeit in —: 136, — im Verhältniß zu seiner Communications-Erleichterung: 1065. Skizzen aus —: die Surrey-Zoological-Gardens als Vergnügungs-Ort: 1093; das neue — mit Hinblick auf Paris: 1129, 1134, 1138, 1143. Die Eastern zoological gardens: 1216.

Lorrain, Denkmal für Claude — in Rom: 936.

Luftspiegelung, die — im Saone-Thal: 52.

Luftstriche und Meeresströmungen: 1115, 1119, 1123.

Luftströmungen, kalte — aus Felsenspalten: 256.

Lus, Carloß' Bericht über die Provinz — in Beludschistan; 585, 590, 594, 598.

Lycien, Alterthümer in —: 861.

M.

Madagaskar, neue französische Ansiedelung auf —: 732. Schilderung von — (mit einer Karte): 1) Das Land und seine Bewohner: 1009, 1014. 2) Das erste Auftreten der Europäer: 1018. 3) Die Seeräuber; Benjowski; Lescallier: 1021. 3) Radama: 1029, 1034, 1037, 1042. 4) Ranavalona; Schlußbemerkungen: 1045, 1050. Skizzen aus — (Nach Leguevel): 1) Ankunft auf der Insel in Tamatave; madecassische Hunde; Reise nach Yvondrou: 1077. 2) Der Hahn des Reisenden Huschuk; die malaische Urne; der Kaimans-Vogel: 1082. 3) Die Zauberin vom See Nossi-Be; der Babakut; die Makis; Versammlung madecassischer Jäger: 1086, 1090. 4) Die Kaimansjagd: 1105. 5) Die Wildschweinsjagd: 1125. 6) Leguevels Reise nach Andevourante: 1165. 7) Aufenthalt in Andevourante: 1219. 8) Die Owah-Armee: 1229, 1231. 9) Bürgerliche Gesetze; Radama's Gerechtigkeits-Sinn: 1237. 10) Jean René's Zug gegen die Wurimen; Schakamaef; die Ratten in Marussit: 1245. 11) Die Antanmurs; neue Art von Gottesurtheil in Matatane und Fort Dauphin: 1285. 12) Die Ischawoais und Schaffaten; Beendigung des Feldzugs gegen die Wurimen: 1295. Französische Missionäre in —: 1280. Tananarivo, die Hauptstadt der Owahs: 1317.

Maiquez, der Schauspieler Isidoro —: 1015, 1030.

Maispapier, umfassendere Bereitung von —: 64.

Maldiven, die Sprache auf den —: 737.

Malta, Herstellung eines alten Gemäldes in der Kirche San Giovanni: 915; s. auch Kolonial-Nachrichten und antiquarische Notizen.

Manilla, Schilderung von — 1223, 1227, 1231.

Maskerade, die nördlichste —: 140.

Maulbeerbaum, über das Fortkommen des — 's 368.

Metalle, Strömung der edeln —: 843.

Meteor, seltsames — in Venezuela: 968.

Mexico, das Reisen in —: 126, 131, 135. Etwas über die alte Geschichte von —: 195. Die Begräbnißgrotte von Mapimi: 674. Die Grotte von Cacahuamilpa: 693. Nachricht über die Mumien in —: 955.

Miliana, Schilderung der Stadt —: 740.

Mission, die protestantischen — en in China: 1ster Artikel: 111, 115, 119, 123. 2ter Artikel: 459, 463, 467, 471, 475. Die — en in der Südsee: 233. — s. auch Neuseeland. Etwas über Missionen und Missionäre: 705.

Mittelmeer, die englischen Stationen im — in medicinischer Hinsicht: 1235, 1240.

Moldowlachen, die —: 953.

Mongolen, die Literatur der —: 221, 226.

Moor, ein schwimmendes —: 83.

Moskau, die Klöster in —: 1) Das Simonow'sche: 853. 2) Das Don'sche: 854, 858. 3) Das Kloster des Erlösers: 893. 4) Das Mädchen-Kloster: 898. 5) Das Kloster der Wunder: 909. 6) Das Woznesenskische-Kloster: 933. 7) Das Kloster Sa-Ikono-Spaß: 973. 8) Das griechische Kloster: 974.

Moussa, der Deserteur —: 911, 916.

N.

Nantes, 1ster Artikel: die Stadt und Umgebung von —: 365, 370, 373, 378, 382. 2ter Artikel: 537, 542, 546, 550, 554, 558, 561. 3ter Artikel: 981, 985, 990, 994, 998, 1001, 1006.

Napoleon, Entwurf zu einem Grabe — 's: 1288.

Narten, die — oder die Hundeschlitten: 29.

Naturforscher, Schilderungen und Abenteuer eines —: der Goldadler: 285, 290. Die Schildkrötenjagd auf den Tortugas: 333, 339, 342. Diesjährige Zusammenkunft der italienischen —: 656.

Neuseeland, Sitten und Gewohnheiten der Einwohner: Herkunft: 501. Geburts-Vorrechte: 514. Die Missionen in —: 685. Ausbreitung des neuseeländischen Flachses: 1100. Besitzergreifung durch die Engländer: 1128. Die Franzosen in —: 1390.

Neusüdshetland, über die Entdeckung von —: 280.

Niger, die projectirte Expedition nach dem —: 261, 936. Naturforscher für die Expedition: 1465.

Digitized by Google

Nishnei-Nowgorod, ein Blick auf –: 201, 205.
Norrland, Reise durch – (Nach Marmier): 13, 18, 22, 26.
Nostra damus, Rechtfertigung von –: 28.
Notizen, antiquarische –: byzantinische Kunst: 93. Römische Alterthümer in Corsica: 100. Forchhammers Forschungen in den Pyramiden: 141. Münzenfund in Rußland 148; aufgefundene Alterthümer in Malta: 168, 1364. Vorschlag zu einer celto-romanischen Karte von Frankreich: 171. A. im Ain-Departement: 204. Das alte Schloß in Choczim ibid. A. in Cervetri: 241, 635. A. im Isère-Departement: 272. Entdeckung von A. in Guatimala: 275, 956, 1360. A. bei Famars: 340. Tapeten aus Bayards Schloß: 376. Basreliefs aus Constantine: ibid. Abbildungen aus der Alhambra: 400. A. in den Vogesen: 412. Dissertation über die alten Amazonen: 460. Merkwürdige Steinsärge in England: 508. Sammlung buddhistischer Denkmale in Dresden: 556. Merkwürdige Münze: 572 Auffindung alter Statuen in Frankreich: 576. Alter Grabhügel in Frankreich: 579. Die große Vase von Präneste: 624. Fund alter englischer Münzen: 636. Ausgrabungen im Parthenon und der Akropolis von Athen: 667. Byzantinischer Reliquienkasten in Frankreich; 810. Aufgrabungen in Ruscada: 856. Bemerkungen aus den Verhandlungen der archäologischen Commission in Rußland: 871, 876. Grabschrift in Bezug auf die Schlacht von Pavia: 896. Münzenankauf für die Pariser-Bibliothek: 936. Aufgefundene kleine Statue: 1016. Das alte Italica: 1055. Archäologische Karte von Frankreich: 1056. Alte persische Münzen in Vergleichung mit den Sculpturen: 1099. Gallische Münzenkunde: 1156. Antiq. Forschungen in den römischen Staaten: 1208. Alter der großen Pyramide zu Memphis: 1228. Altgriechische Basreliefs: 1340. Gallo-römisches Grab: 1412.
— geologische –: vulcanischer Ausbruch auf Ternate: 4. Ueber den Zusammenhang einiger Erdbeben: 28. Erdbeben in Westindien: 60. Fossile Affenknochen: 124. Erdbeben in den Pyrenäen: 141. – in Central-Amerika: 176, 244. Erdschlipf im Jura: 184. Heiße Quellen in Central-Amerika: 272. Elephantenzahn im Großherzogthum Luxemburg: 280. Berichtigung hierüber: 372. Erdschlipf im Departement Ardèche: 284. Artesischer Brunnen in Grenelle: 308. Elephantenknochen in England: 372. Erdbeben in Lucca: 376. Seltsame Hebung des Bodens: 412. Erdbeben auf Martinique: ibid. Geologisches Ereigniß in der Provence: 4 6. Erdbeben in Sicilien und Nordfrankreich: 468. Alte Gletscherwälle in den Vogesen: 480. Mammuthknochen und scandinavische Steinarten in Kleinrußland: 505. Erdbeben in Schottland: 508, 1360. Vollständiges Mammuthskelett: 564. Angebliches antediluvianisches Kinderskelett: ibid. Hawkshaw über fossiles Holz: 612. Erdbeben in Oceanien: 636. Etwas über die Geologie der Pampas: 699. Vulcanische Erscheinung in dem Departement du Nord: 700. Erdbeben in Polen: 701. – in Frankreich: 728, 748. – auf Ternate: 840; nähere Angaben hierüber: 879. Ueberreste von vorweltlichen Auerochsen in Frankreich: 1048. Auffindung zahlreicher Knochen des Tetracaulodon in Nordamerika: 1084. Fossile Wallroßknochen: 1112. Erdbeben am Ararat: 1167. – in Unteritalien: 1256. Ausbruch des Vulcans Gontier auf Prèanger: 1304. Agassiz über die frühere Ausdehnung der Gletscher: 1310, 1356. Merkwürdige Fossilien; 1320. Erdbeben auf der Insel Bourbon: 1344. Die Knochenhöhle zu Cannes: 1347. Erdbeben in Irland: 1379. Neuentstandener See: 1408. Fossiler Wald: ibid. Erhebung eines Landstrichs: 1420.
— literarische –: Alte ägyptische Sprache: 103. Verkauf der Bibliothek des Bibliophilen Jakob: 108. Ueber die Eintheilung der celtischen Sprachen: 152. Literarische Notizen aus Polen und Böhmen: 208, 240, 292, 532, 756, 1028, 1068. Der Courrier ottoman: 212. Die orientalische Literatur in Paris: 257. Jüdische Zeitschrift in Frankreich: 244. Miniatur-Koran: ibid. Werk über die arabischen und maurischen Denkmäler in Spanien: 248. Griechische Palimpsesten: 252. Dialekte der nordfranzösischen Sprache: ibid. Mittheilungen aus den Verhandlungen der Oriental translation Committee: 260. Serbische Geschichtsdenkmäler: 264. Pfennigsliteratur in London: 304. Ueber das slavische Evangelium in Rheims: 320. Gulianow über ägyptische Schrift: 324. Russische Literatur: 336. Gelehrte Nachrichten aus Paris: 341. Sendung des Professor Preiß: 400. Nordische Naturforscher-Gesellschaft: 520. Nachricht über Nestor L'Hôte: 556. Der provenzalische Dichter Diouloufet: 648. Preis der französischen Akademie: 676. Uebersetzung Shakespeare's ins Polnische: 681. Geschichtliche Arbeit Ustrialows: 696. Auffindung von Champollions nachgelassenen Werken: 20. Auffindung eines Werks von Eusebius: 724. Das Æ bei den Spaniern: 768. Preisaufgabe über die verschiedenen Berufungen der französischen Generalstaaten: 808. Dr. Royle's Flora von Kaschmir: 832. Das Manuscript der Chronik Sigeberts von Gemblour: 859. Katalog der Bibliothek der Kathedrale zu Chartres: 880. Vails Werk über die Indianer in Nordamerika: 891. Preisaufgabe über den Zug der Witterung von Ost nach West: 900. Papiere von Tycho Brahe: ibid. Manuscript von Hariris Makamat aus Mascara: 928. Neu entdecktes Werk von Thomas von Aquino: 956. Einige Preisfragen der Haarlemer Gesellschaft: 1012. Literarischer Fund: 1104. Literarische Neuigkeiten aus Paris: 1121. Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit den semitischen: 1184. Neue polnische Zeitschrift: 1188. Preisfrage über die Geschichte des Hennegau: 1296. Wallisische Literatur: 1303. Nachrichten über die Berbersprache: 1344. Gesellschaft zur Herausgabe irischer Manuscripte: ibid. Verwandtschaft zwischen der Fulah- und malaischen Sprache: ibid. Balna's Cancionero: 1360. Der Gelehrte Munck: 1364. Boré's Entdeckung einer Geschichte der Aghowans: 1428; literarische Nachrichten aus Lemberg: 1440; slawische Literatur-Nachrichten: 1457. 1460..

O.

Observatorien, Errichtung zahlreicher magnetischer –: 68
Opale, die mexicanischen –: 1100.
Opium, fortdauernder Handel mit – in China: 44. Strenges Verbot des – in Siam: ibid. Erzeugung von – in Indien: ibid.
Orangebaum, mechanischer –: 1116.
Orgel, ungeheure – in Paris: 824.

P.

Paganini, das Testament –'s: 736. Angebliches Vermächtniß seiner Geigen: 1008.
Palembang, Schilderung von – 1295, 1299, 1304, 1307, 1311, 1316, 1319, 1325.
Pallme, der Reisende –: 149. Etwas über seine bevorstehende Reise: 541.
Panama, Nachricht über den Canal von –: 126, 492, 600.
Panzer, der goldene – Beulli Gawrs: 1393.
Paris, Findelkinder in –: 24. Ausfuhr von –: ibid. Häuserbau in –: ibid. Unglücksfälle durch Fahren; 52. Diebsclassen: 69. Abnahme der Fleischconsumtion: 80. Heizung der Bibliothekgebäude: 92. Bevölkerung: 124. Veränderung in der Lage von –: 161. Zahl der gefährlichen Classen: 192. Sittliche Statistik von –: 205, 209, 214. Die Ausstellung in –: 336. Garküchen zu 5 Sous: 455. Wasservertheilung in –: 608. Neuer Einbruch der Katakomben: 808. Sonderbare Stationshäuschen: 884. Aberglaube: 1075. Befestigung von –: 1101. Spielhäuser in –: 1272. Neue Schmuggelei: 1444. Befestigungs-Arbeiten: ibid.
Parnassus, die große Grotte am – (Nach Brönsted): 495, 499, 504.
Pedionomus ocellatus: 1284.
Pera, der Carneval in –: 745, 750.
Persien, Stellung der Engländer und Russen in –: 361.

Digitized by Google

Peru, Nachrichten über das südliche –: 785.
Pest, über den nicht contagiösen Charakter der –: 1136.
Petersburg, schnelle Todesfälle durch Kälte: 72. Statistisches aus –: 336. Skizzen aus –: 1) Der Namenstag: 345, 350. 2) Das Fest in Peterhof: 385, 390, 394, 398.
Petra, die Ruinen von –: 1361, 1366.
Pflanze, merkwürdige – aus Cayenne: 1218.
Philippinnen, etwas zur Kunde der –: 731, 735. Angebliche Absichten der Engländer auf die –: 732.
Pilger, der – und Siseta: 557, 563.
Pinel, der Botaniker –: 1216.
Pomare Wahine, die Königin von Taheiti –: 323, 328, 332.
Portfolio, der General –: 1389.
Portugal, die Bevölkerung von –: 665.
Posilippo, neue Höhle am –: 1000.
Presidios, die spanischen – in Afrika: 855, 860.
Proceß, ein wunderlicher – auf Cuba: 509. Ein seltsamer –: 780.
Pulververschwörung, Aufklärung über die –: 376.
Pumpe, ungeheure –: 600.

Q.

Quarnaro, die Inseln des Golfs von –: 1107, 1112.

R.

Raketen, über die Richtung der –: 524.
Rawlinson, die Forschungen –'s in Persien: 193, f. auch Reisenotizen.
Reisenotizen: russische Expedition nach Novaja Semlja: 27. Englische – von Neu-Süd-Wales nach der Shoal Bay: ibid. Nachricht von Dr. Richardson: 52. Reise der Herren Didron und E. Durand in Griechenland: 83. Reise ins Innere der Halbinsel Coburg: 131. Ausflug von Adelaide gegen Norden: ibid. Reise nach den Ruinen von Palenque: 192. Expedition vom Schwanenfluß gegen Norden: 231. James Brooke im indischen Archipel: 328, 1336. Ainsworth und Rassam auf dem Wege nach Kurdistan: ibid. Reisenotiz über die Kolonie am Senegal: 387. Erforschung des weißen Nils: 431. Französische Reisen in Abyssinien: 435. Nachrichten von der amerikanischen Entdeckungs-Expedition: 484. Nachricht von Capitän Roß: 492. Der Reisende Schrenk: 496. Major Rawlinson in Persien: ibid. Ankunft der Artemise in Europa: 521. Charles Texier in Persien: 583. Stephens Reise nach Guatimala: 655, 776. Reise der Astrolabe: 660, 719. Ueber die Reise des Lieutenant Wood: 672. Neue antarktische Expedition: 700. Naturgeschichtliche Reise in Ceylon, Neu-Guinea und Java: 764. Schomburgs neue Reise nach Guiana: 772. Nachricht von der magnetischen Expedition: ibid. 832. Reise des Herrn Dusommerard nach Italien: 792. Entdeckungen in Australien: 795. Fahrt zur Aufsuchung der Nilquellen: 840. Bemerkung hierüber: 892. Ueber die Entdeckung des antarktischen Continents: 856. Eugène Melinon: ibid. Der Naturforscher Gould: 861. Der Botaniker Hartweg: ibid. Nachricht von Pavie's Reise in Indien: 947. Die Reisenden Galinier und Ferret: 1012. Rocher in Abyssinien: 1308. Ainsworth über Kurdistan: 1336. Lefebvre's Reise nach Abyssinien: 1360. Berbruggers Reise nach Tunis: 1368. Nachrichten von Rawlinson aus Afghanistan: 1448.
Reiseskizzen, griechisch-türkische –: 1) Wanderung durch Athen: 753, 758. 2) Fahrt von Athen nach Chios: 781, 786. 3) Kostaki Lambros, die Waise von Chios: 793, 798, 802. 4) Aufenthalt in der Stadt Chios; die Chiotinnen und die Chioten: 805, 810. 5) Ausflug nach dem Kloster Neamoni: 821, 826, 830. 6) Ausflug nach Homers Schule und Mastiko; Abreise von Chios: 833, 838.
Rennthier-Fliege, die – 247.
Rhinoceros-Jagd, die – in Tschantaburi: 452.
Riesenpresse, die – zu Santa Maria del Tule: 37.
Rückblicke: 1) Einleitung: 1341. 2) Asien: 1346, 1350, 1353, 1358, 1362, 1365, 1370, 1374. 3) Europa: 1377, 1382, 1386, 1390, 1394, 1398, 1402. England: 1405, 1410, 1414. 4) Die Sklaven-Emancipation: 1417. 5) Amerika: 1421, 1425, 1431, 1433. 6) Afrika: 1437, 1442. 7) Oceanien: 1446. 8) Reisen: 1451. 9) Geologisches: 1453. 10) Antiquarisches: 1457; Schlußbemerkungen: 1461.
Rußland, Kirchen und Klöster in –: Einleitung: 117, 122. 1) Gouvernement Kiew: 169, 171. 2) Gouvernement Pskow: 185. 3) Gouvernement Witepsk: 191. Vegetation der Steppen am Pontus: Einleitung: 125. 1) Bäume und Gebüsche: 130, 134. 2) Schilf: 137. 3) Gestrüpp: 142. 4) Gräser: 146, 151, 154. Steppenbrände: 157, 162. Heuernte: 166. Münzenfund: 148. Ueber den Getreidehandel in den innern Gouvernements 293, 299. Bevölkerung: 348. Baumpflanzungen im Steppenboden: 425. Leistungen der Akademie der Wissenschaften in Petersburg im Jahre 1839: 443, 448. Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland: 517, 523, 526. Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm: 597, 602, 606. Die Bewohner der russisch-amerikanischen Kolonien: 640. Gold- und Silberertrag der russischen Bergwerke: 645. Poltawa und Kleinrußland: 669, 674, 678, 682, 685. Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur: 697, 702, 706, 709, 714. Räubereien: 716. Der vorjährige Sommer um Saratow: 796. Notizen aus den Verhandlungen der russischen Akademie: 815, 820. Die aphinische Sprache: 841. Preisvertheilung der russischen Akademie: 859. Archäologische Notizen, siehe Notizen; russische Musik: 895. Beschreibung des Landes jenseits der Wolga: 923, 927. Notizen aus dem Innern: 939. Die kaiserlichen Lustschlösser bei Petersburg: 1) Zarskoje Selo: 1047, 1052, 1056. 2) Peterhof und das dortige Fest: 1059, 1064. 3) Strelna und Ropscha: 1075. 4) Oranienbaum: 1080. 5) Gatschina: 1087. 6) Paulowsk: 1091, 1096. 7) Pella: 1119. 8) Katharinenhof: 1139. 9) Die Lustschlösser auf den Newa-Inseln: 1155. 10) Das kaiserliche Haus im Sommergarten: 1188. Magnetische Beobachtungen: 1092. Russische Reisebriefe I.: 1097. II.: 1102, 1105. III. 1110, 1114. Alte geographische Literatur: 1181. Seltsames Verhältniß zwischen Männern und Weibern im Gouvernement Wjätka: 1184. Rußlands Handel mit Asien: 1) Der Handel gegen Osten: 1201, 1206, 1210, 1213. 2) Der Handel gegen Süden: 1309, 1314, 1318. Details einer großen russischen Messe: 1) Einleitung; Charkow: 1221. 2) Der Pferdemarkt: 1226. 3) Die Ankunft der Kaufleute; die russischen Karawanserais; die Waaren: 1230. 4) Die Baumwollen- und Seidenwaaren: 1235. 5) Die Pelzwaaren: 1238, 1242. 6) Tuchwaaren; 7) Die Schlafrock-Tataren; 8) Die Silberbuden: 1249. 9) Die Buchläden; 10) Wein- und Meubles-Magazine: 1253. 11) Häuserverkauf; 12) Lederwerk: 1258. 13) Eisen- und Kupferhandel: 1262. 14) Eßwaaren: 1266, 1270. 15) Galanteriebuden: 1273. 16) Porcellan; 17) Holzwaaren: 1274. 18) Die handelnden Nationen; 19) Die Fuhrleute: 1277. 20) Die Wechsler: 1278. Die russische Nordexpedition: 1210. Schreiben aus Orenburg über die Expedition gegen Chiwa, 1ste Mittheilung: 1283, 1287. 2te Mittheilung: 1327, 1331. Anekdoten I.: 1443; II.: 1448. III.: 1465.
Ruthenen, die – oder Rusniaken in Gallizien: 249, 254, 258.

S.

Saamen, Lebenskraft der –: 1344.
Salzbergwerke, die – von Wieliczka, s. Wieliczka.
Samarang, Schilderung von –. 1) Europäische Stadt: 945. 2) Chinesische Stadt: 957. 3) Javanische Stadt: 962.
Samojeden, die Colonie der – im Gouvernement Archangel: 515, 520.
Sandwich-Inseln, militärische Unterstützung der französischen Missionäre auf den –: 212, 317.
Saponification, Beispiel von –: 721.
Sardinien, Bemerkungen über – (Nach dem Werke des Grafen v. Marmora): 2, 9

Scherschel, Nachricht über die Stadt –: 481. Das alte Julia Cäsarea: 591.
Schlangennußbaum, der – in Guiana: 1007.
Schlittschuhlaufen, das – in Holland: 1053.
Schnee, der rothe –: 787.
Schweden, die jetzigen Botaniker –'s: 56. Die jetzigen Geschichtschreiber: 49. Gegenseitiger Haß der norwegischen und schwedischen Gränznachbarn: 128. Bemerkungen über –: 241, 246, 250. Finanzen: 593. Die Flotte: 413. Die Armee: 421, 425. Gewerbe: 441, 446. Die Wälder: 455. Das Land zwischen dem Glommen und dem Wenersee: 467. Ein Besuch des Wener- und Wettersees: 1) Kinekulla am Wenersee: 521, 527, 530. 2) Der Omberg am Wettersee: 535, 538. Die schwedische Verfassungs-Angelegenheit: 1241, 1246, 1250, 1254. Uebergewicht der Frauen über die Männer: 1320. Ansicht von Stockholm: 1340. Die schwedische Literatur (nach Bulgarin). Einleitung: 1421. Epoche Gustavs III., 1ste Abtheilung: Kellgren, Gustav III., Bellmann, Hallmann, Oxenstjerna, Adlerbeth, Lennberg: 1429. 2te Abtheilung: Lidner, Lengrenn, Graf Ehrensvärd, Thorild, Leopold, Graf Stjöldebrand, Tranér, Choraus, Valerius: 1438; Phosphorismus und die schöne Literatur der Jetztzeit: 1449, 1454; Bischof Franzen; Wallin; Tegner: 1459; Geschichtschreiber: 1463.
Schwefelsäure, die – als Düngungsmittel: 476.
Scott, Statue Walter –'s in Edinburg: 972.
Seewasser, Probefahrt mit trinkbar gemachtem –: 980.
Segovia, 1) Der Alcassar. 2) Die Kirche zum heiligen Kreuz: 1137. 3) Die Stiftung des Klosters del Parral: 1157, 1162. 4) Das Fest der heiligen Agueda in Zamarramala: 1169.
Seide, die – aus Indien: 56. Neue Art –: 905. – aus dem französischen Afrika: 1224. Seidenbau im Central-Amerika: 1340.
Seid Kerim Ali, eine Erzählung aus dem indischen Leben. 1) Das Zenanah: 779, 784. 2) Das Meylah-Fest: 987, 992, 995. 3) Der Affenführer: 999, 1004, 1007.
Senegal, Weihung von Priestern für die Neger am –: 1140. s. auch französische Kolonial-Nachrichten.
Serbien, Zeitschriften in serbischer Sprache: 32.
Shakespeare, Name –'s: 64. Bildung einer Gesellschaft auf seinen Namen in England: 1251.
Sicilien, die Sumach-Pflanzungen in –: 619. Bemerkungen über den Ackerbau in –: 629. Literatur: 1020.
Sikh, Verhältnisse der Engländer zu den –'s s. Indien.
Simson, ein neuer –: 500.
Skelett, Auffindung eines ungeheueren menschlichen –'s in Wales: 1400.
Sklavenhandel, die Engländer und der – s. England. Der – in Aegypten s. Aegypten.
Sklavenhändler, der – Blanko: 136.
Slawische Nachrichten, 789, 791.
Spanien, Reise von Bayonne nach Pamplona; Einleitung: 81. 1) Bayonne und das biskayische Meer: 86, 90. 2) Zug durch die niedern Pyrenäen nach Valcarlos; die französischen Basken: 93, 98, 102, 107. 3) Ersteigung des Pyrenäenpasses von Valcarlos: 153, 158. 4) Die Pyrenäen; die Basken und das baskische Haus: 165, 170, 173. 5) Die mehrtägige Gefangenschaft: 177, 182, 186. 6) Abgang in die Thalebene von Pamplona; die Fremdenlegion: 189, 191. Etwas über neuere spanische Literatur: 198, 386, 1457. Spanische Sprüchwörter: 147, 152, 180, 279, 327, 367, 420, 445, 557, 665, 671, 772, 807, 852, 895. Penitentiary: 268. Wissenschaftliches Leben in Spanien: 525. Der Handel von Malaga und Motril: 639, 641. Der Torcador Montes: 692. Die Quecksilber-Bergwerke von Almaden: 707. Materielle Hülfsquellen des Landes: 729, 734, 739, 742, 746, 749. Kunst- und Literatur-Nachrichten: 881. Das Apuntamientogesetz: 889. Bemerkungen auf einer Reise von Madrid nach Cadix im Jahr 1840: 901, 905, 910, 914, 918, 922, 925. Verkauf von Nationalgütern: 1000. Aus den Erinnerungen eines in Spanien reisenden Franzosen; 1) Vittoria: 1021. 2) Burgos: 1027. 3) Madrid: 1079, 1084. 4) Das Escurial: 1191. Administrative und sociale Zustände: 1049, 1051, 1058, 1061, 1066, 1069. Das Zollwesen und die eigenthümliche Stellung der baskischen und navarresischen Provinzen: 1117, 1122, 1126, 1130. Räuber: 1272. Spanien und Frankreich (von Höfen): 1325, 1330, 1334.
Spinnen, Tod durch –: 1132.
Station, magnetische – in der Nähe des Nordcaps: 1224.
Stein, biegsamer – 556.
Steinmarmor, s. Erfindungen.
Steinölquelle, die – in Kentucky: 1111.
Steintafeln, die – auf den Gletschern: 1061.
Steppen, Vegetation der russischen – am Pontus, s. Rußland.
Sternschnuppen, über das periodische Erscheinen der – und der Meteorsteine: 1003. Ueber den Zusammenhang der – mit den Nordlichtern: 1315.
Stockfischfang, der diesjährige – an der Küste von Neufundland: 1144, 1264.
Stockholm, die Gasthöfe in –: 1369.
Stora, Schilderung von –: 755.
Strömungen, die – im Mittelmeer: 265.
Südsee, die Missionen in der – s. Missionen. Dampfbootverbindung der Engländer in der –: 788. Entdeckung einer Insel: 924.
Suez, die Landenge von –: 77, 83.
Sumatra, Eroberungen der Holländer auf –: 53. Rache der Amerikaner an den Malayen –'s: 848. Der bevorstehende Kriegszug der Holländer gegen die Atschinesen: 931.
Sundschifffahrt, die – im Jahr 1839: 176.
Syrien, der Kampf um –: 1, 6, 11.
Szekler, die, in Siebenbürgen –: 1441.

T.

Taglohn, verschiedener –: 488.
Tananarivo, die Hauptstadt der Owahs, s. Madagascar.
Tataren, das Fest Siin bei den – des Gouvernements Wjätka: 465.
Tatta, die Stadt – in Sind: 1052.
Taubstumme, Heilung –r durch Magnetismus: 1414.
Taucherapparat, neuer –: 383.
Taurus, die ägyptischen Befestigungen in –: 803.
Tekedemt, neueste Nachrichten über – 829, 835.
Teleskop, der alte – Herschels: 475.
Temperatur, die – des Wassers in Brunnen und in der Tiefe: 483.
Testament, seltsames – eines Engländers: 1048.
Texas, über die neueste Geschichte von – 837, 841, 846, 849. Gefecht zwischen den Texanern und Comanches: 1232, 1340. Stimmen über –: 1269.
Thee, Bereitung des –'s in Assam: 61. 1) Das Sammeln der Blätter; 2) das Trocknen; 3) Bereiten des schwarzen Thees: 73. 4) Umwandlung des schwarzen Thees in grünen: 79. Theebau in Brasilien: 173.
Thiere, unbekannte –: 518.
Thorne, Stanley – oder der Pennalismus auf den englischen Schulen: 197, 202.
Tiflis, Turnier zu –: 52.
Tiger, ein – in Sibirien: 8.
Times, die – vom 25 Junius: 761.
Tlemsan, die Umgebungen von –: 164.
Todtenkopf, Geschichte des –'s eines berühmten Mannes: 1013.
Toluca, Besteigung des Nevado de – durch den spanischen Dichter Heredia: 1011.
Torossy, die – im Eismeer; 1) die Torosse neuen Bruchs: 101. 2) die Torosse alten Bruchs: 106.
Tragödien, alte – in der Bretagne, s. d.
Transkaukasien, Skizzen aus –: der District Bortschali in Somchetien: 257, 261, 266, 270, 275. Der Kreis von Eriwan: 869, 874. Die Säule von Schamchor: 1445.
Tripolienne, eine neu entdeckte Substanz: 924.
Tropenpflanzen, Vorschläge – in Europa anzubauen: 287.
Trüffeln, ungeheure –: 764.
Truthahn, der – von Neuholland: 1140.
Tschantaburi, in Siam: 1244.

Digitized by Google

Tscherkessen, ein Gastmahl bei den –: 1305. Leichenbegängniß bei den –: 1333. Die Frauen der –: 1401, 1407.
Tschong, der Stamm der – in Siam 691.
Tunis, Denkmal für Ludwig den Heiligen in –: 724, 1060.
Tunnel, Fortschritte des –'s unter der Themse: 23, 988.
Türkei, Skizzen aus der –. (Aus den Erinnerungen eines Reisenden): 301, 306, 309. Wasserleitung: 649. Einiges über Kleinasien und die dortigen Ereignisse im Jahr 1839. 1r Abschnitt: 937, 943, 946, 950. 2r Abschnitt: 1017, 1023, 1026, 1030. Zeitschrift in Konstantinopel: 961.

U.

Ungarn: die Extreme in –: 680.

V.

Vegetabilien, riesenhafte –: 88.
Venezuela, Karte von –: 930, s. auch Codazzi.
Vereinigte Staaten, Zustände in den –: 109, 114, 118, 121; das Subtreasury-System: 929, 931; die Sklaven-Frage: 938; Militärwesen; Schlußbemerkungen: 941. Neu entdeckte Goldminen: 168. Die Milizen in den –: 181. Amerikanisches Recht: ibid. Bemannung der amerikanischen Seemacht: 549. Fanny Elsler: 725. Amerikanischer Bankabschluß: 776. Zahl der Trunkenbolde: 824. Verbindung zwischen den Canada-Seen und dem Mississippi: 912. Mineral-Reichthum des Staats Ohio: 1037. Wachsthum der schwarzen Race: 1180. Gemälde für ein Repräsentanten-Haus: 1212. Die Wahl des Präsidenten: 1217.
Vergiftung durch Spinnen: 316.
Vernon, Ankunft des Schiffs – in Indien: 356.
Vesuv, Sprung in den Krater des –'s: 24.
Viehfutter, eigenthümliches – in den Finnmarken: 140.

W.

Wallfahrt, die – nach St. Jean du Doigt s. Bretagne.
Wallis, Musik in –: 97. Zahl der –er in Liverpool: 764. (s. auch literarische Notizen.)
Wan, das Schloß von –: 1021.
West, wohlfeiler Verkauf seines Gemäldes der Verkündigung Mariä: 580.
Westindien, Schmuggelhandel zwischen den französischen und englischen Inseln: 732. Negerunruhen in Jamaica: 844.
Wette, närrische –: 1208.
Wieliczka, die Salzbergwerke von –: 567. 572, 575, 579, 583, 587, 591.

Z.

Zuckerbau, der – in Transkaukasien: 59.
Zuckergehalt des Zuckerrohrs: 220.
Zustände, die nordamerikanischen –. s. Vereinigte Staaten.
Zweikampf, merkwürdiger –: 1268.
Zwillingsgeburten, Verhältniß-Zahl der – in mehreren Ländern: 108.

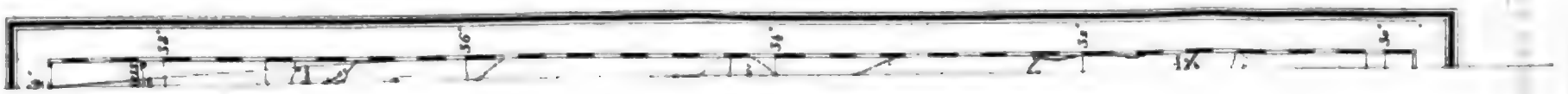
Beigelegte Karten.

Karte von Syrien und Mesopotamien Nr. 1.
Karte von Beludschistan Nr. 169.
Karte der Kirgisensteppe und Chiwa's Nr. 112.
Karte von Madagascar Nr. 253.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Nr. 1.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Januar 1840.

Der Kampf um Syrien.

(Mit einer Karte.)

Syrien hat wohl nie ein eigenes Reich für sich gebildet; in den frühesten Zeiten, aus denen wir Kunde besitzen, haben phönicische Handelsstädte, wie es scheint, in einer Conföderation verbunden, einen großen Theil des Landes wohl mehr durch ihren Handelseinfluß, als durch wirkliche Obergewalt beherrscht. Nach der Blüthezeit dieses Handels ward Syrien eine assyrische, und wie die Gewalt von Assyrien auf Medien und Persien überging, eine medische und persische Provinz, mehrfach auch der Zankapfel zwischen Persien und Aegypten. Ersteres aber hat den wichtigsten Einfluß darauf ausgeübt, da Kurdistan, eine persische und von einem persischen Stamme bewohnte Provinz, durch seine Lage über den Besitz des Landes fast entscheiden mußte, und wenn wir dem Gange der Begebenheiten mit einiger Aufmerksamkeit folgen, so werden wir finden, daß die Geschichte Kurdistans mit der Geschichte Syriens aufs innigste zusammenhängt. Daß die Herrschaft der Perser in Kurdistan lange und fest begründet gewesen, geht aus den vielfachen persischen Denkmälern hervor, die sich jetzt noch im Lande finden, und die Perserkönige aus dem Stamme der Kajaniden legten einen um so höhern Werth darauf, hier Herr und Meister zu seyn, als dieses Land ihnen nicht nur Syrien, sondern auch Kleinasien schützen mußte, das bekanntlich ihrer Herrschaft fast ganz unterworfen war. Noch mehr zeigte sich die Wichtigkeit Kurdistans nach Alexanders Tode, als Seleukus Syrien und fast ganz Persien erhielt: schon 70 Jahre später machte sich Parthien (d. h. Nordwestpersien und hauptsächlich Kurdistan) unabhängig, und mußte auch als solches anerkannt werden. In jener Zeit war es, wo die Kurden so furchtbar im Norden des Landes hausten, daß selbst die einheimischen Fürsten zu Räubern wurden und die Armenier sich im Nordwesten festsetzten.

Von jetzt an geriethen mächtigere Völker und Reiche an einander: Westkurdistan und das nordwestliche Mesopotamien werden der Schauplatz der Römer- und Perserkriege, und zwischen Römer und Perser hinein drängen sich die Araber. In jenen Kriegen spielen Nisibin, Amida (Diar Bekr) und Edessa (Orfa) eine große Rolle, eben so wie später in den Kämpfen zwischen den Türken und Persern, und wie vielleicht in kurzer Zeit wieder zwischen Mehemed Ali, der Türkei und Persien. Als die Kraft des alten Perserreichs, wie die von Ostrom, erschlaffte, bemächtigte sich, noch vor Mohammed (im Anfange des sechsten Jahrhunderts), der arabische Stamm Bekr*) dieses wichtigen Landstriches, und von jener Zeit an datirt sich das Uebergewicht der arabischen Stämme und der arabischen Sprache über ganz Syrien. Es ist auffallend, wie mit der Herrschaft über Kurdistan und Nordmesopotamien der Besitz von Syrien zusammenhängt: so wie die Sassaniden völlig Herr und Meister in Kurdistan sind, so dringen sie nach Syrien vor, und bedrohen selbst Aegypten. Als nach Nuschirwan das Reich zerfiel, und bereits mit den Arabern im Kampfe lag, wurden die Byzantiner wieder Herren in Syrien und Aegypten.

Die sonderbare Bewegung, welche sich der arabischen Stämme schon vor Mohammed bemächtigt hatte, und von der das Vordringen des Stammes Bekr so weit nach Norden hin gleichfalls nur ein Symptom ist, gewann unter und nach Mohammed rasch an Ausdehnung. Der Besitz von Amida führte schnell zur Unterwerfung von Mesopotamien und Syrien, welches letztere nun allmählich ganz arabisch wurde, und seinen eigenthümlichen Dialekt, den syrischen, verlor, den fast zuletzt noch Abulfaradsch, der Geschichtschreiber der Kreuzzüge, verherrlichte; seit dem 16ten Jahrhundert ist das Arabische gänzlich an die Stelle der alten Landessprache getreten, was bei der sehr nahen Verwandtschaft beider Sprachen freilich nicht ausbleiben konnte. Seit Aegypten durch die arabische Eroberung gleichfalls umgewandelt wurde und seine (nur unter den Kopten erhaltene) Sprache vor der arabischen weichen mußte, ist die Verbindung zwischen Aegypten und Syrien vollends so eng geworden, daß jeder Herrscherstamm, mochte er nun in Syrien oder in Aegypten seinen Sitz haben, nach der Herrschaft über beide Länder strebte.

*) Daher Diar Bekr, das Land Bekr, welcher Name auch auf die Hauptstadt überging, welche sonst Amida hieß, gewöhnlich von der schwarzen Farbe der Mauern und der Häuser das „schwarze Amida" genannt, welcher Name noch jetzt im Lande selbst gebräuchlich ist.

Digitized by Google

Uebergehen wir die unruhigen Zeiten der Kreuzzüge und Mongoleneinbrüche, und wenden wir uns zu der für unsern Zweck hier sehr lehrreichen Zeit, wo die osmanischen Türken mit den ägyptischen Sultanen in Kampf geriethen, nachdem sie durch ihren Streit mit den Persern sich in den Besitz von ganz Westkurdistan gesetzt, und Obermesopotamien erobert hatten. Wir schenken diesen Ereignissen eine nähere Aufmerksamkeit, weil, was damals geschah, noch für unsere Zeiten von Interesse ist. Seit der Mitte des 13ten Jahrhunderts waren türkische Stämme auf einem Zuge, den Soliman, Osmans Großvater, nach Khorasan that, im Taurusla[illegible] sitzen geblieben, und hatten, namentlich in dem jetzt so oft genannten Districte Adana, das Weiderecht erhalten: bald beherrschten sie das offene Land, waren aber nicht stark genug die Armenier aus den von ihnen besetzten Städten zu vertreiben. Die Feindseligkeiten mit diesen Armeniern führten zu einem Bündniß mit dem Sultan von Aegypten, welcher Truppen ins Land schickte, und sich desselben, aber für sich selbst, bemächtigte. Aus jener Zeit datirt sich die türkische Bevölkerung bis über Aintab herunter und bis zum Euphrat hin. Indeß dauerte das gute Vernehmen zwischen den arabischen Aegyptiern und den Türken in Kleinarmenien, wie man dieß Land nannte, nicht lange, und die eingetretenen Zerwürfnisse führten zu einer Einmischung der osmanischen Türken und zu einem Kriege mit Aegypten, der aber anfangs (1486—1490) höchst ungünstig für die erstern ausfiel.

Bald indeß nahm die Sache eine andere Wendung. Damals ging alle politische Bewegung in Asien von den türkischen Stämmen aus, die sich südlich am Kaukasus festgesetzt hatten, unter dem Namen der Stämme vom schwarzen und weißen Hammel in Persien, und unter dem Namen der Osmanen fast in ganz Kleinasien und in einem großen Theile des europäisch-griechischen Reiches herrschten. Unter den türkischen Stämmen in Aderbeidschan gab sich damals eine starke Spaltung kund, indem der kluge Ismael einen Theil derselben, der sich zu dem Glauben der Schiiten hielt, zu seinen Ehrenkämpfern erlas, und mit ihnen den Thron von Persien erkämpfte. An Reibung zwischen beiden konnte es nicht fehlen, und der Haß zwischen den persisch-türkischen Schiiten und den osmanisch-türkischen Sunniten stieg, namentlich durch die von Sultan Selim angeordnete schauderhafte Ermordung der Schiiten in seinem ganzen Reiche, aufs höchste. Für beide Theile war der Besitz Kurdistans unter diesen Umständen von äußerster Wichtigkeit, und Diarbekr, Mardin und Nisibin waren wieder die Hauptpunkte, um die es sich handelte. Wir haben oben gesehen, daß eine arabische Familie schon vor Mohammed sich in Diarbekr festgesetzt hatte. Ihr folgte bei der allmählichen Schwachung der arabischen Macht im 11ten Jahrhundert eine ächt kurdische, die Merwan, welche aber am Ende desselben Jahrhunderts von dem Turkomanen Ortok gestürzt wurde, ohne daß jedoch die Bedeutung der Kurden als Völkerschaft darunter gelitten hätte, wie denn die Dynastie Saladins in Palästina und Aegypten bekanntlich eine kurdische war. Die Familie Ortok fiel am Ende des 14ten Jahrhunderts durch Timur, und nach dessen Tode bemächtigten sich die Fürsten vom weißen Hammel der Herrschaft in Diarbekr, mußten aber ihrerseits dem Glücke Schah Ismaels im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts weichen. Um diese Zeit war also die Lage der Sache folgende: die wichtigsten Punkte Kurdistans befanden sich in der Macht der Perser, ganz Syrien nebst Adana [illegible] in den Händen der Sultane von Aegypten, und im übrigen Kleinasien herrschten die Türken, in Mesopotamien aber waren die Perser (sowohl unter den Fürsten vom weißen Hammel als unter Ismael Sofi) Meister, als eine natürliche Folge ihres Besitzes von Diarbekr. Die oben erwähnten Umstände erklären uns ohne Mühe, wie Ismael Sofi, das Haupt, und Selim, der Mörder der Schiiten, in Kampf geriethen, und dieser fiel für den erstern sehr ungünstig aus, da Selim als das Haupt der Sunniten ohne Mühe die kurdischen Häuptlinge, mit Ausnahme der südöstlichen, auf seine Seite brachte. Die besondere Beschaffenheit dieses Theils von Kurdistan, in welchem fast so viele Herren als einzelne Schlösser sich fanden, deren Besitznahme nur durch theilweise Unterhandlung zu Stande kam, noch mehr aber der Umstand, daß gänzliche Unterjochung oder Behauptung derselben in einem so entfernten Gränzlande und bei dem störrigen Sinne der kurdischen Schloßherren unmöglich war, machte auch eine von allen übrigen Ländern des osmanischen Reichs verschiedene Einrichtung nöthig, welche an dieser von kriegerischen Stämmen bewohnten Gränze des Reichs bis auf die neuern Zeiten sich erhalten hat. Diese Einrichtung besteht darin, daß von neunzehn Sandschaken, welche die Statthalterschaft Diarbekrs bilden, nur eilf auf die gewöhnliche Weise, die acht andern, unter der Benennung der kurdischen, unter besondern Bedingungen, und fünf Districte den Familien, die sie vorher besessen, erblich verliehen wurden. Dieß war nöthig, um sich hier an der Gränze des Reichs die Zuneigung des Volks zu erhalten, und diese Einrichtung hat auch zu den spätern Erfolgen der osmanischen Waffen gegen die Perser und gegen die Aegyptier wesentlich beigetragen.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Sardinien.

(Nach dem Werke des Grafen v. Marmora.)

Man kann keine Beschreibung einer Reise in Sardinien, so wie keine Geschichte dieses Landes lesen, ohne über den fortdauernden Verfall zu erstaunen, den diese Insel seit dem Sturze des Römerreichs erfuhr. Die Römer entrissen solche den Karthagern, die nie ihre Herrschaft fest zu begründen vermochten, und unter ihrer Herrschaft bedeckte sie sich bald mit Städten und Denkmälern; die prächtigen Wasserleitungen, die Theater und dgl., wovon man noch zahlreiche Reste sieht, zeigen, welch hohen Grad von Glanz dieses Land errungen hatte, das mit Sicilien das Vorrecht theilte, die Hauptstadt des Reichs mit Getreide zu versorgen. Diese Fruchtbarkeit, welche jetzt in Folge einer Jahrhunderte langen schlechten Verwaltung Sardinien verlassen zu haben scheint, besaß die Insel vor Alters selbst in den schlimmsten Zeiten. Prudentius spricht von den Kornspei-

chern Roms, welche unter der Maſſe des ſardiniſchen Getreides zuſammenbrachen, und Salvian vergleicht Rom ohne Sardinien mit einem Menſchen, dem man die Pulsadern abgeſchnitten habe. Jetzt fehlt es dem Lande ganz an Communicationsmitteln, aber noch finden ſich die Reſte der prächtigen Straßen, welche es vor 1500 Jahren in allen Richtungen durchzogen, und die man in dem Itinerarium Antonins angegeben findet. Dieſes Schickſal theilt indeß Sardinien bekanntlich mit Sicilien und manchen andern unter der Römerherrſchaft blühenden Landſtrichen.

*

Man hat häufig bemerkt, daß neuere Volksfeſte in irgend einer religiöſen Cerimonie älterer Zeiten ihren Grund haben. Solche alte Gebräuche haben ſich namentlich auf den Inſeln erhalten, die zwar wohl mehrfach erobert wurden, deren Urbevölkerung ſich jedoch nie ſo ganz mit den Fremden vermiſchte. Hr. von Marmora hat ein Capitel ſeines Werks dieſen Gebräuchen gewidmet, von denen einige beſondere Erwähnung verdienen, namentlich die paradura oder ponidura, die noch ganz an das alte Hirtenleben erinnert. Hat ein Hirte wiederholte Verluſte erlitten, und ſeine Heerde in kurzer Zeit raſch ſich vermindern ſehen, ſo nimmt er zur Ponidura ſeine Zuflucht, d. h. er bettelt bei ſeinen Nachbarn und ſelbſt oft in größerer Entfernung; überall erhält er ein oder mehrere Stücke Vieh, ſo daß er bald eine zahlreichere Heerde beſitzt, wie vorher. Dieſe Art von Bettel iſt in Sardinien ſehr häufig und verfehlt nie ihren Zweck.

*

Einen andern Beweis, wie ſehr alle religiöſen Cerimonien ſich bei den Sarden erhalten haben, bietet das Hermesfeſt, das ſelbſt trotz aller Verbote der Kirche ſeinen Namen behielt. Gegen Ende Mai's pflanzt man einige Getreidekörner in einen mit Erde gefüllten Topf von Kork. Dieß Getreide muß in der Nacht des 23 Junius in voller Triebkraft ſeyn. Man behängt dann ein Fenſter mit einem ſeidenen Teppich, und ſtellt die Vaſe, welche den Namen Erme führt, darauf. Dieſe Vaſe iſt mit verſchiedenfarbigen Bändern und anderm Flitterſtaat geziert, manchmal kommt ſogar eine weibliche Puppe dazu, und in einigen Kantonen treibt man die Nachahmung desſelben ſo weit, daß an die Stelle der Puppe das Emblem der Zeugung tritt. Die Verbindung zwiſchen dem Erme-Feſt und den Gärten des Adonis, gleichfalls ein Feſt des Sonnenſtillſtandes, wo man Getreide, das in ein Gefäß gepflanzt war, herumtrug, iſt auffallend.

Chronik der Reiſen.

Erinnerungen an eine Expedition den Quorraſluß aufwärts mit Lander. Vom Commandeur William Allen.

Da gegenwärtig in England eine neue Niger-Expedition ausgerüſtet wird, ſo halten wir es für angemeſſen, auf jene erſte und ältere, obwohl wir dieſelbe nach M. Laird und Oldfields Werken im October 1857 geſchildert, noch einmal zurückzukommen, und theilen hier aus dem United Service Journal, Julius bis December v. J., in ſehr gedrängtem Auszuge das Nachſtehende mit.

Die Reiſe von den Mündungen des großen Stromes bis nach Ibu, eine Entfernung von faſt 100 engliſchen Meilen, dauerte zehn Tage. Der Anblick des Quorraſluſſes in dieſem Theile ſeines Laufes kann keine Idee ſeiner wirklichen Größe geben, denn die ganze Strecke iſt Alluvialboden und bildet das eigentliche Delta des Quorra, der wenige Meilen oberhalb Ibu ſich in viele Arme theilt und das Land mit ſeinen ſtehenden Waſſern (Creeks) durchſchneidet, eine nothwendige Folge des geringen Steigens und Fallens der Fluth an der Küſte. Die Waſſer ſtrömen endlich in zwei und zwanzig Mündungen aus, die eine Strecke von faſt 180 Meilen Küſtenland einnehmen.

Anfangs kündigt faſt nichts als Mangrove-Bäume, die im Waſſer wachſen, die Nähe des Landes an, weiterhin erſcheinen verkrüppelte Palmen und Geſträuche, die Ufer werden feſter, hie und da kleine Flecke mit Platanen bebauten Landes, und mit 25 Meilen ſahen wir das erſte kleine Dorf; die Natur prangte in üppiger Fruchtbarkeit, namentlich reich an Palmen, dieſer Quelle unerſchöpflichen Reichthums, wenn das Volk zu ihrer Benutzung ſich gehörig erheben könnte. Von jetzt an wurden die Dörfer immer häufiger und größer, die meiſten empfingen uns freundlich und brachten uns kleine Geſchenke an Lebensmitteln; nur eines widerſetzte ſich unſerem Vordringen, und wurde zerſtört.

Der Fluß, der an der Küſte kaum 200 Yards breit iſt, erweitert ſich immer mehr, je höher man ins Land hineinkommt, und bei Ibu hat er eine Breite von nicht weniger als 1000 Yards. Als wir uns dem Platze näherten, kam uns des Königs Bruder mit acht großen Kriegscanoes entgegen, als Geſandter Obi's; doch näherte er ſich uns nicht, bis wir den alten Pater, der früher Landern ſchon auf ſeinen Fahrten begleitet und mit den Leuten bekannt war, zu ihm geſchickt hatten; dieſer ſchloß einen Vertrag mit ihm ab, wonach uns Obi zwei Stiere, zehn Schafe und 600 Yams liefern, er aber in die Rechte der von uns begünſtigten Nationen treten ſollte.

Da es von Wichtigkeit war, die günſtige Stimmung des Häuptlings zu benutzen, bereiteten wir uns, ihm gleich bei unſerer Ankunft einen Beſuch zu machen, und nahten uns mit ſo viel Pracht und Glanz, als wir aufbieten konnten, umgeben von einer zahlloſen Menge Canoes von allen Größen, dem Lande, das dicht mit einer ungeheuren Menſchenmaſſe erfüllt war. Nachdem wir anderthalb Meilen auf dieſe Weiſe gerudert waren, landeten wir, und gingen unter einem ungeheuren Zuſammenlaufe der Menge, die uns die freie Ausſicht ins Land wehrte, durch grüne Wieſengründe, maleriſche Baumgruppen, und bei manchen viereckigen oder länglichen Häuſern vorbei, welche die beiden Seiten eines Hofes bildeten, während die andern Seiten durch Palliſaden aus den Aeſten der Palmbäume geſchloſſen wurden. Die Thorwege waren mit Menſchen gefüllt, die Frauen liefen ſchreiend davon, wenn ſie ſich bemerkt ſahen.

Der größte Theil der Frauen trägt Ringe von Elfenbein an den Füßen, von denen einige ſo groß und ſchwer ſind, daß nur Gewohnheit ihnen die Unbequemlichkeit erträglich machen kann. Da ſie in früher Jugend angelegt werden, ſo haben ſie nicht einmal den Vortheil, dieſe Gewohnheit nach und nach zu erwerben, denn die Laſt ſteht im umgekehrten Verhältniß mit ihrer Kraft, und die armen, jungen Geſchöpfe gehen mit ſichtbarer Mühe umher mit ſo ſchleppendem, ſchleifendem

Schritte gleich einem Pferde mit einem Kleye am Fuße. Doch mußten einige eine ziemliche Hornhaut am Knöchel erhalten haben, denn sie liefen mit großer Leichtigkeit, und klapperten nicht wenig mit ihren Zierrathen, die ihnen übrigens zu ihrer glänzend schwarzen Haut nicht unangenehm standen.

Nach und nach wurden die Häuser häufiger, doch stets von einander getrennt durch Gärten mit Platanen und Kokospalmen, und endlich kamen wir an einen großen offenen Raum oder Platz, in dessen Mitte eine kleine Hütte stand. Ich hielt es für das Haus der Zusammenkunft, doch war es nicht für uns bestimmt. Lange, niedrige Gebäude mit Strohdächern nahmen zwei Seiten dieses Platzes ein, an den andern standen herrliche Bäume, die erquickenden Schatten auf die Menge warfen. Man führte uns zu dem Gebäude auf der linken Seite, das der bewohnte Theil des Palastes zu seyn schien. Das Vestibule war mit einer roh gearbeiteten hölzernen Figur geziert, die wahrscheinlich eine weibliche Gestalt vorstellen sollte und in hoher Verehrung gehalten wurde, denn es war reich mit rother Erde bedeckt, welche die frommen Verehrer anwarfen. Von hier wurden wir schnell durch zwei lange, leere Hofräume und schennenartige Gemächer nach einem kleinen Hofe geführt, der zum Theil von einer Art Portico oder strohbedeckter Verandah umgeben war. Die Menge, die mit uns eingetreten, war beträchtlich, und die Hitze zum Ersticken, doch setzte man, um uns zu kühlen, große Fächer von Ochsenhaut in Bewegung.

Der Boden und die Wand der Verandah waren frisch mit Thon belegt, der noch feucht war, und deßhalb nachgiebig; auf ihm lagen Matten für die ausgezeichnetsten Personen. Aus demselben Stoffe war der Thron gemacht, auf welchem ein Kissen lag, das mit einer ungeheuren Leopardenhaut bedeckt war. Vorn an der Ecke der Verandah zur rechten Hand stand eine groteske aus Holz geschnitzte Figur, ungefähr 2 Fuß hoch, die in einer Hand ein Ding gleich einem Schwert, in der andern einen kleinen Elephantenzahn hielt. Links stand auch etwas, doch konnte man nicht errathen, was es seyn sollte. Es glich einem ungeheuren, runden, flachen Kordnadelkissen, und war wahrscheinlich sehr verehrt, da es ganz schwarz durch die Libationen war, die man darauf dem Dju-dju ausgegossen hatte. Am Eingange dieses außerordentlichen Thronsaales bemerkte ich ein großes Kupfergefäß in Form einem Sarkophag sehr ähnlich, stark verbogen und beschädigt. Der Hof war mit Menschen erfüllt, deren Rang und Stand, da sie sämmtlich unbekleidet waren, wir nur aus ihrem Betragen wahrnehmen konnten. Mir gegenüber war eine Oeffnung in der Wand, angefüllt mit den Köpfen der Frauen und Sklavinnen des Königs, und einem halben Dutzend königlicher Kinder, die erbärmlich schrien, da sie fast zu Tode gedrückt wurden.

Als Alles geordnet und ruhiger war, trat der König Obi durch eine kleine aus Weidenzweigen geflochtene Thüre, grüßte uns Alle recht herzlich und nahm seinen Platz auf dem Thron ein, wohin er auch die HH. Lander und Laird rief; ich nahm meinen Platz in der Mitte des Raumes, von wo ich Alles sehen konnte, und den Vortheil der frischen Luft hatte. Der König von Ibu ist ungefähr 55 Jahre alt, etwas lang und leicht gebaut und von einnehmendem Aeußern; er trug einen Rock und enganliegende Beinkleider von rothem Flanel, auf phantastische, doch keineswegs geschmackvolle Weise mit allerhand Zierrathen behangen, auf dem Kopf die konische Mütze, von der Lander spricht, von oben bis unten mit Korallenschnüren besetzt; um Hals und Knöchel waren ebenfalls mehrere Korallenschnüre. Aus seinem unruhigen Blicke sah man, daß er nicht frei von Furcht war, doch schien er sehr erfreut über unsern Besuch, und unterhielt sich lebhaft durch Dolmetscher mit Lander.

Da unser Besuch nur eine Höflichkeit war, so ergriffen wir die erste Gelegenheit, uns zurückzuziehen. Der König gab uns bereitwillig die Erlaubniß, und ohne Ceremonien sprang er auf, ergriff Lander am Arm, ging mit ihm nach den Booten, und unter der Escorte von Tausenden von Menschen kamen wir an den Landungsplatz und ziemlich erschöpft in unser Schiff.

Obi muß ein ziemlich mächtiger Häuptling seyn, er soll 50 Kriegsboote besitzen, deren jedes von 30 bis 40 Ruderern getrieben wird, und einige zwanzig und mehr zum Kampf gerüstete Männer hat. Auch haben diese Kriegsschiffe eine kleine Kanone an Bord; doch sind diese Kanonen meistentheils innen sehr beschädigt, und würden dem Abschießenden mehr Gefahr als dem Feinde bringen, besonders da sie nicht sparsam mit dem Pulver umgehen, und des Glaubens sind, eine Kanone bis an die Mündung voll müsse ihre Schuldigkeit besser thun, als eine andere.

Der König erfüllte in sehr kurzer Zeit die Verbindlichkeiten, die er gegen uns eingegangen hatte, und stattete uns darauf am 3 Nov. einen Besuch ab, wo unser Schiff, trotz unserer großen Bemühungen alle überflüssigen Personen davon abzuhalten, so angefüllt wurde, daß wir fast nicht Herren darauf waren. Er besah mit großer Neugier alle Theile des Fahrzeuges, wurde mit seiner Gesellschaft von uns bewirthet und mit einem militärischen Anzuge beschenkt, der ihm viel Freude machte, und verließ uns höchlich zufrieden. Nachdem wir darauf einen Tanz der Eingebornen mit angesehen hatten, der weder durch Anmuth der Bewegungen, noch durch angenehme Musik, sondern nur durch die seltsamen, gewaltsamen Verdrehungen des Körpers uns einige Zeit unterhielt, bereiteten wir uns zur Abfahrt ins Innere des Landes, und lichteten am 9 November die Anker.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Neue Entwicklung der Daguerre'schen Erfindung. Hr. Demidow theilte der französischen Akademie den Auszug eines Briefes mit, worin es heißt: man beschäftigt sich in Petersburg viel mit einer Entdeckung, die gewiß eine der seltsamsten und wichtigsten ist, zu denen die Idee des Daguerréotyps Anlaß gab. Prof. Jacobi hat eine neue Eigenschaft des galvanischen Fluidums entdeckt, das er zur Hervorbringung von Bildern eben so anwendet, wie Daguerre das Licht. Das Bild erzeugt sich en relief oder hohl auf leichten, ausdrücklich dazu bereiteten Bronzeplatten. Die Genauigkeit des Apparates ist so groß, daß man die größten Flächen demselben aussetzen kann. Er bildet den Gegenstand in einzelnen Bruchstücken ab, und zwar mit solcher Genauigkeit, daß die Linie des Aneinanderstoßens sich kaum bemerken läßt. Die Operation braucht eine Zeit von 24 Stunden, dann erhält man aber eine Copie von einer unendlichen Vollendung, die keines Retouchirens bedarf.

Vulcanischer Ausbruch auf Ternate. Nach dem Java-Courant fand am 25 März v. J. ein sehr heftiger Ausbruch des Vulcans auf Ternate statt. Es sollen sich mehrere neue Krater auf demselben gebildet haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte von Syrien und Mesopotamien.)

Nr. 2.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Januar 1840.

Königliche Druckerei in Paris.

Paris, 10 December 1839.

In der Rue Vieille du Temple in Paris im innersten Theile des Marais steht das ehemalige Hotel Rohan, das von dem Cardinal Rohan, dem Sohne der berühmten Prinzessin von Soubise, im Anfange des letzten Jahrhunderts gebaut wurde, und nach ihm den Namen des Palais Cardinal trug. Es ist auf einem Theil der Garten des Hotels Soubise errichtet, und im besten Style der Zeit von Ludwig XIV gebaut. Bonaparte machte es im Jahre 1808 zum Local der königlichen Druckerei, und diese hat seitdem, ohne an dem Hauptgebaude zu ändern, ihre unermeßlichen Ateliers besonders an der linken Seite des Hotels hin ausgedehnt. Sie ist gegenwärtig das größte Etablissement ihrer Art in Europa, und eine der schönsten und wirksamsten Institutionen, welche Frankreich für Beförderung der Wissenschaft besitzt. Ihre Ausbildung war langsam, und ihre Schicksale vielfältig, aber jeder Sturm, den sie zu überstehen gehabt hat, trug nur zu ihrer Befestigung bei, und ihre Nützlichkeit ist jetzt so anerkannt, und ihre Existenz so fest gegründet, daß sie eine der Anstalten ist, welche in dem unstäten Lande am meisten Dauer vor sich haben mag. Ihr erster und geringer Anfang ist Franz I zu verdanken, der nach der Stiftung einer griechischen Professur im College de France zum Dienst derselben und nach den Zeichnungen des Candioten Angelus Vergetius griechische Lettern von Claude Garamond schneiden ließ, welche noch existiren, und unter dem Namen grec du roi bekannt sind. Die Sammlung der Byzantiner ist unter andern mit ihnen gedruckt. Der König stiftete zu gleicher Zeit eine Schriftgießerei, aber keine Druckerei, indem die Lettern den Buchdruckern geliehen wurden. Ludwig XIII setzte anfangs dieses System fort; er erfuhr, daß eine Sammlung arabischer, syrischer und persischer Lettern, welche der französische Gesandte Savary de Breves in Konstantinopel hatte graviren lassen, ins Ausland verkauft worden seyen, und fing eine wahre diplomatische Unterhandlung an, um sie zu erhalten. Nachdem er lange seinen Gesandten umsonst dazu gebraucht hatte, so gelang es ihm endlich im Jahre 1632 durch einen geheimen Unterhändler. Die Stempel wurden in der Rechenkammer deponirt, und die Lettern an die Buchdrucker ausgeliehen, bis man erfuhr, daß einer der Drucker sie ins Ausland versetzt hatte. Der König ließ sie loskaufen, und errichtete, um ähnliche Zufälle zu vermeiden, im Jahre 1640 eine königliche Druckerei, welche unter den Intendanten der Gebäude gestellt wurde, und bald darauf auch äthiopische und armenische Stempel erhielt. Die Einrichtung der Druckerei kostete 360,000 Livres, und das Personal bestand aus einem Director, einem Corrector und einem Drucker. Das erste Werk, das mit diesen Pressen ausgeführt wurde, ist eine Ausgabe von de Imitatione Christi. Ludwig XIV ließ für die Druckerei neue französische Lettern stechen, mit dem charakteristischen Zeichen, das noch jetzt besteht, und an Gerichtshöfen als ein legaler Beweis der Druckstätte gilt. Dieses besteht nämlich darin, daß das kleine e auf der linken Seite etwas höher als die Mitte einen kleinen Querstrich hat. Der Regent ließ hebräische Lettern stechen, und drei verschiedene Corps chinesischer Lettern, jedes aus etwa 40,000 Charakteren bestehend: diese wurden unter Aufsicht von Fourmont in Holz geschnitten. Eines derselben hat zum Druck seiner Grammatik und seines Katalogs gedient, das zweite ist nur einmal zum Druck des Lexikons des P. Basile im Jahre 1813 angewendet, und das dritte ist nie gebraucht worden, und wird auch wohl nie gebraucht werden. Bis dahin war die königliche Druckerei eine Anstalt gewesen, welche nicht im Interesse und zum Dienste der Administration, sondern zu dem der Wissenschaft bestand und geleitet wurde, aber ihre Organisation war von einer eigenen Art und brachte unvermeidliche Veränderungen und Ausdehnungen nach sich. Die Druckerei wurde nicht auf königliche Kosten geführt, sondern die Könige bestritten bloß die Kosten der Einführung neuer Typen, welche der Fortschritt der Wissenschaft verlangte, und vertrauten dieses Material einem Drucker an, welchen sie zum Director der Druckerei ernannten, und der gewisse Privilegien hatte, aber sonst auf eigene Rechnung arbeitete. Er hatte neben dem ihm von dem Könige überlassenen noch sein eigenes Material, und obgleich er einen Theil der öffentlichen Drucke zur Ausführung erhielt, so erhielt er sie keineswegs

Digitized by Google

alle. Namentlich hatte die Verſetzung der Reſidenz nach Verſailles zur Folge, daß dort zuerſt im Jahre 1683 im Kriegsminiſterium eine Preſſe errichtet wurde, welche für Staatsrechnung alles, was ſich auf das Kriegsweſen, die auswärtigen Angelegenheiten und die Marine bezog, zu drucken hatte, und ſpäter wurde noch die Cabinetsdruckerei ebenfalls in Verſailles errichtet, welche für die Domainen u. ſ. w. druckte. Die eigene Miſchung des officiellen und des Privatmaterials in der königlichen Druckerei in Paris machte, daß die Direction derſelben nach und nach ſich in Einer Familie vererbte, und ſeit dem Jahre 1690 blieb ſie bis zur Revolution ohne Unterbrechung in den Händen der Familie Aniſſon Duperron. Dieſe Familie hatte natürlich das größte Intereſſe, immer mehr allen Druck für den Staat zu monopoliſiren, und ihre Privilegien dehnten ſich nach und nach aus, bis ſie im Jahre 1775 die Druckerei des Kriegsdepartements und im Jahre 1789 die Cabinetsdruckerei in Verſailles mit ihrem Etabliſſement in Paris vereinigte, unter der Bedingung, eine Preſſe in Verſailles zu laſſen.

Die Revolution brach nun aus, und die conſtituirende Verſammlung ernannte Commiſſäre, welche die Ausſcheidung von dem, was von dem Material dem Staat und was der Familie Duperron gehörte, vornahm. Nach einer Menge von Angriffen und Organiſationen, welche ſie, wie alles damals noch Beſtehende, erlitt, wurde ſie endlich im dritten Jahre der Republik auf eine große Baſis geſtellt, und ſie wurde unter dem Titel „Druckerei der Republik“ mit dem Druck aller officiellen Papiere und allem, was auf Staatskoſten gedruckt wurde, beauftragt. Von dieſem Augenblick an nahm ſie den Charakter an, den ſie noch gegenwärtig hat, und alle Veränderungen, die ſie ſeit dieſer Zeit erlitten hat, ſind nichts als Entwicklungen des damals aufgeſtellten Princips, obgleich jede der folgenden politiſchen Revolutionen ihren Einfluß auf die Druckerei ausübte. Die Druckerei wurde damals dem Departement der Juſtiz zugetheilt, und iſt ſeitdem immer unter dem Juſtizminiſterium geblieben. Unter dem Conſulat wurde befohlen, daß alle Koſten der Druckerei vom Ertrag ihrer Arbeit beſtritten werden mußten, und daß jeder Ueberſchuß zur Vervollkommnung der Anſtalt verwendet werden ſolle. Unter dem Kaiſer wurde ſie im Jahre 1806 vom Louvre in das Hotel Rohan verlegt, wo ſie noch iſt, und ihr eine neue adminiſtrative Organiſation gegeben, von der aber nichts zu bemerken iſt, als daß ihr dabei verboten wurde, für Privatperſonen zu drucken, mit Ausnahme von Werken in orientaliſchen Sprachen und von ſolchen, welche der Kaiſer auf Staatskoſten zur Belohnung ihrer Verfaſſer drucken laſſe. Dieſe Verordnungen ſind ſeitdem in Ausübung geblieben, und ich werde weiter unten darauf zurückkommen.

Die Reſtauration verſuchte, wie überall, ſo auch hier, den alten Zuſtand, ſo wenig er auch auf die neue Zeit anwendbar war, herzuſtellen, und eines der ſonderbarſten Beweiſe, daß ſie nichts gelernt und nichts vergeſſen hatte, iſt, daß ſie die Familie Aniſſon Duperron wieder in den Beſitz der königlichen Druckerei zu ſetzen verſuchte, was auch unter Bedingungen geſchah, welche für den Staat ſehr läſtig waren. Silveſtre de Sacy, welcher damals Conſervator der orientaliſchen Typen war, nahm ſeine Entlaſſung, weil er nicht unter einem Privatmanne dienen könne. Saint-Martin wurde ſein Nachfolger, als aber im J. 1823 die öffentliche Stimme den damaligen Miniſter de Serre nöthigte, eine Ordonnanz zu erlaſſen, nach der die Regierung die Adminiſtration der Druckerei wieder direct übernahm, ſo wollte de Sacy ſeinen alten Poſten wieder einnehmen, was um ſo härter für Saint-Martin war, als dieſer keine andere Stelle hatte. Der neue Director der Druckerei erlaubte es nicht, allein als Saint Martin im J. 1832 ſtarb, erſchien der alte Mann den nächſten Tag auf der Druckerei und nahm ſeine alte Stelle wieder ein, als ob er nie einen Tag abweſend geweſen wäre, und verſah ſie bis an ſeinen Tod. Dieſe Anekdote iſt eigentlich von keiner Wichtigkeit für meinen Gegenſtand, allein der Zug iſt ſo charakteriſtiſch für den Mann, daß ich ihn nicht gerne übergangen hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Kampf um Syrien.

(Fortſetzung.)

Aegypten hat für ſeine Sicherheit von der Landſeite nur den Einbruch der Abyſſinier aus Süden, oder von Nordoſten her den der Beherrſcher Syriens durch die Landenge, wodurch Afrika mit Aſien zuſammenhängt, zu fürchten. Von Süden kamen ſchon ſeit Jahrhunderten keine Heere mehr, ſondern nur Karawanen mit Gold, Elfenbein und Sklaven; aber von Syrien aus war die Gefahr kriegeriſcher Einfälle von der älteſten Zeit bis in die neueſte immer dieſelbe geblieben, und der Beſitz Syriens ſchien den Beherrſchern Aegyptens ſtets wünſchenswerth und nothwendig als Vorhut ihres eigentlichen Reichs. Wie die Ptolemäer und Pharaonen, ſo hatten auch die Fatimiden, welche den Khalifen in Bagdad feindlich gegenüber traten, frühzeitig ſich Syriens zu verſichern geſucht. Auch die Kreuzfahrer lagen mit den Sultanen Aegyptens in ewigem Kampf, und darum hatte der heilige Ludwig endlich ſeinen Zug nach Aegypten ſelbſt gerichtet. Damals hatte ſich ſchon die ſeltſame Mamelukenherrſchaft in Aegypten ausgebildet, die unter allerlei Wechſeln über 600 Jahre beſtand, ſelbſt die türkiſche Eroberung im Jahre 1515 überdauerte, und erſt in dieſem Jahrhunderte mit der Niedermetzelung faſt ſämmtlicher Mameluken durch Mehemed Ali ihr Ende fand. Dieſe militäriſche Ariſtokratie verkannte die Wichtigkeit Syriens nicht: ſie war es, welche die Mongolen wieder aus Syrien vertrieb, die Burgen der Aſſaſſinen brach, und die Kreuzfahrer allmählich vollends daraus verdrängte. Der Anmarſch des Weltverwüſters Timur (am Ende des 14ten Jahrhunderts) konnte die Mamelukenherrſcher nur auf kurze Zeit aus einem Theile des Landes verdrängen: ſo wie Timur wieder abzog, kehrte Syrien unter ihre Herrſchaft zurück, und bald drangen ſie ſogar über Syrien hinaus, nahmen Karamanien mit den Städten Meraaſch, Tarſus und Kaiſarie, wodurch die (oben ſchon erwähnte) Berührung mit den osmaniſchen Sultanen herbeigeführt wurde, und hatten ſogar angefangen, ihre

Digitized by Google

Herrschaft über Diarbekr auszudehnen. Der erste Krieg mit den Osmanen (1486—1490) war für diese ungünstig ausgefallen; als sie aber Diarbekr eroberten, und ganz Kurdistan zu verschlingen drohten, konnte der Mameluken-Sultan, Kansu Ghauri, damals schon ein mehr als 70jähriger Greis, die seinem Reiche drohende Gefahr nicht mehr ruhig ansehen, und brach mit seinem Heere nach Syrien auf; ein unter diesen Umständen natürliches Bündniß mit dem neuen Perserschah, Ismael Sofi, war vorher schon abgeschlossen worden.

Sultan Selim gab sich das Ansehen, als ziehe er gegen Persien, wandte sich aber plötzlich, und drang, geführt von dem verrätherischen Gouverneur von Aintab *) in Syrien ein, wo er in der Nähe von Haleb (am 24 August 1516) mit dem Mameluken-Sultan zusammentraf. Nicht lange schwankte die Schlacht. Trotz dem außerordentlichen Muth der Mamelukenreiterei, welche auch an Disciplin die türkische übertraf, siegten die Türken theils durch die Verrätherei des Mameluken-Gouverneurs von Aintab, Chair Bey, theils durch ihre Ueberlegenheit an Artillerie. Die Herrschaft der Osmanen war jung, darum bestand Zusammenhang und Einigkeit unter ihnen, die zum Ueberfluß Selim durch Strenge zu erzwingen vermochte; unter den Mameluken herrschte Zwietracht, und Khansu Ghauri, der ohnhin nicht der Mann war, einem Selim zu widerstehen, fiel in der Schlacht. Nun ergaben sich nicht nur Haleb, sondern auch die noch im Rücken liegenden syrischen Gränzfestungen Malatia, Diwrigi (zwei Tagreisen östlich von Siwas) und Kalaat-er-Rum, jenes alte Gränzschloß der byzantinischen Kaiser am obern Euphrat. Schon am 4 October hielt Selim seinen Einzug in Damascus, im November schlug sein Feldherr Sinan die mit einem neuen Heere aus Aegypten herangezogenen Mameluken bei Ghasa, und schon am 23 Januar 1517 lieferte Selim selbst nicht fern von Cairo die Entscheidungsschlacht. Ein wunderbares Glück, nämlich andauernde Regen, hatten ihm den Marsch durch die Wüste erleichtert, und auf dem Schlachtfelde selbst verschaffte ihm wieder Verrätherei und Ueberlegenheit an Artillerie den Sieg, trotz der mit unglaublicher Tapferkeit fechtenden Mameluken, von denen einige, mit dem neu erwählten Sultan Tuman an der Spitze, es auf das Leben Selims selbst angesehen hatten, aber den Großwessir Sinan mit ihm verwechselten.

Seit jener Zeit ist Aegypten und mit diesem auch Syrien in bald mehr bald minder nomineller Abhängigkeit von den Türken geblieben, und durch den Besitz von Diarbekr, Mardin und Nisibin wurde es ihnen auch leicht, Bagdad und das ganze untere Mesopotamien den Persern zu entreißen: so lange die Kurden nicht den Türken entschieden feindselig waren, hatten letztere für dieß ihr Besitzthum wenig zu fürchten, obgleich die Perser wiederholt Versuche machten, sich Bagdads wieder zu bemächtigen, wie denn auch noch in ganz neuer Zeit ein Antrag Persiens an die Türkei dahin gegangen seyn soll, ihr gegen Mehemed Ali beizustehen, falls Bagdad an Persien abgetreten würde.

*) Es ist merkwürdig, wie sich Alles wiederholt: auch in dem vorjährigen Feldzug der Türken gegen die Aegyptier soll Aintab durch Verrätherei in den Besitz der erstern gekommen seyn.

Die Herrschaft der Türken in Syrien und Aegypten war indeß ganz eigenthümlicher Art. In Aegypten wurde kaum etwas verändert, als daß die Mameluken, die man füglich mit der türkischen Miliz in Algier vergleichen kann, keinen Sultan mehr wählten, sondern sich einen türkischen Pascha gefallen ließen, der indeß meist verzweifelt wenig zu sagen hatte. In Syrien war die Unmacht der Pforte nicht so ausgesprochen, doch darum nicht minder groß, denn die Paschas der wichtigsten Städte, wie Damascus und Haleb, hielten sich meist nur dadurch, daß sie die Uneinigkeiten der großen Familien in den Städten und der bedeutenden Emire in den Gebirgen und Ebenen nährten und unterhielten. Immer herrschte eine der beiden einander gegenüber stehenden Parteien durch und mit dem Pascha, und wenn je einer derselben sich beigehen ließ, die Wage zwischen beiden gleich halten und beide gleichmäßig seiner Herrschaft unterwerfen zu wollen, so entstand leicht eine temporäre Einheit unter den streitenden Parteien, denen der Pascha dann um so weniger widerstehen konnte, als sie Gold und Einfluß in Konstantinopel genug besaßen, um sich eines solchen Mannes zu entledigen.

Dieß Spiel indeß mußte nothwendig mit der Zeit und mit der größern Erschlaffung des Reichs sich abnützen und Syrien zu einer leichten Beute jedes Eroberers machen, der diese Parteien zu behandeln verstand. Mehemed Ali, der wohl wußte, daß es zwischen der Pforte und ihm früher oder später zum Kampfe kommen mußte, hatte umfassende Verbindungen in Syrien angeknüpft, namentlich, wie die Folge gezeigt hat, mit den Druſen im Libanon. Als er nun die Anzeichen des Sturms bemerkte, als Reschid Pascha die Albaneser zu Paaren getrieben, diese kriegerische, unruhige Provinz neu geordnet hatte, und ein Heer aus Albaneſen zu formiren begann, da brach Mehemed Ali im J. 1831 in Syrien ein, und nachdem er die Veste St. Jean d'Acre überwältigt, fiel ganz Syrien schnell in seine Gewalt, indem ein Theil der Bewohner sich an ihn anschloß, der andere ihn wenigstens nicht angriff.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Erinnerungen an eine Expedition den Quorra aufwärts mit Lander.

(Fortsetzung.)

Bald nachdem wir Ibu verlassen hatten, fanden wir uns im Haupt- und ungetheilten Strome des Quorra, der hier in majestätischer Breite hinfließt, obgleich so mit Inseln besetzt, daß wir ihn nur mit großer Schwierigkeit beschifften. Jenseits des Delta wurde das Land besser, und mit großem Vergnügen sahen wir in der Ferne ein Hochland sich erheben. Auch die Eingebornen scheinen besser als die in den Sümpfen des niedern Landes; mehrere Häuptlinge kamen an Bord und schienen herzlich unsere Ankunft zu begrüßen. Doch zur Schwierigkeit der Schifffahrt gesellte sich noch ein größeres Uebel: es überfiel uns ein bösartiges Fieber, das in kurzer Zeit den größten Theil der Mannschaft unserer beiden Schiffe hinwegraffte, namentlich traf dieses Schicksal diejenigen, die nicht auf dem Verdeck geblieben waren. Auf dem Quorra blieben

von ſechs und zwanzig nur noch ſechs übrig; weniger hatte die Mannſchaft in den Alburkah gelitten, vielleicht auch der geſündern Beſchaffenheit des eiſernen Fahrzeuges wegen.

Der König von Attah betrug ſich ſo ungaſtfreundlich, daß Lander, als er fand, es wäre kein Handel in Elfenbein zu machen, ihn zu verlaſſen eilte, ſobald er Männer genug hatte, die den Dienſt verſehen konnten. Alle Ingenieurs waren todt, doch glücklicherweiſe wurden noch zwei Perſonen gefunden, welche die Führung der Maſchinen übernehmen konnten. Das Waſſer war während unſerer Krankheit ſehr gefallen, und wir hatten große Schwierigkeit, den Fluß hinaufzuſchiffen, beſonders da das Bett des Fluſſes oberhalb Attah ſehr von Felſen verengt wird. Der Alburkah kam ſicher bis zum Zuſammenfluſſe des Quorra und Tſchadda, aber das andere Dampfboot war mehrmals auf den Grund geſtoßen, blieb endlich wenige Meilen unterhalb feſt ſitzen, und konnte während der ganzen trockenen Jahreszeit nicht wieder flott gemacht werden. Noch wurde ein Verſuch gemacht, während ich einen Rückfall des Fiebers bekam, den Alburkah bis nach Rabba zu bringen, doch Hr. Hill erklärte, nachdem er ſondirt hatte, daß er nicht hinreichendes Waſſer fände. Wahrſcheinlich wünſchte er nicht, daß die Reiſe fortgeſetzt würde, da er ſo krank war, daß er die Rückkehr nach der See eifrig wünſchte. Immer noch verfolgte uns der König von Attah mit feindſeligem Betragen, ſchlug jeden Verkehr mit uns aus, und verbot ſogar durch ſeine Boten in der Marktſtadt Abba-Kudda den Bewohnern bei Todesſtrafe uns Lebensmittel zuzubringen. Unſer Dolmetſcher, Pasco, wurde zur Stadt geſchickt, und brachte uns die traurige Nachricht, daß wir Gefangene des Königs ſeyen, der uns Hungers ſterben laſſen wolle. Mehrere Kriegscanoes umſchwärmten uns, ſo daß wir ſtets zum Kampfe gerüſtet ſeyn mußten.

Zwar ſchickte der König mehrmals uns Boten, die ſeine feindſeligen Abſichten widerrufen ſollten, aber es blieb doch nichtsdeſtoweniger derſelbe Zuſtand, ſogar die Bergbewohner, die uns anfangs mit Lebensmitteln verſehen hatten, blieben endlich aus: wahrſcheinlich ebenfalls auf Betrieb des Königs.

Die Bewohner der Berge leben mit denen der Dörfer in den Ebenen in fortdauerndem Streit, doch vermeiden ſie in dieſen Kämpfen einander in Gefahr zu bringen, da ihre ganze Abſicht dahin geht, lebendige, wohlerhaltene Gefangene zu erhalten, und es war oft komiſch anzuſehen, wie ſich die ſtreitenden Heere mit ſchonender Hand angriffen, da jeder in dem andern ein Capital ſich zu erhalten glaubte. Dagegen bedurfte es von unſerer Seite nur einiger wenigen Musketenſchüſſe, oder einer Ladung Kartätſchen, um Tauſende in die Flucht zu jagen.

So hatten wir einige Zeit an dieſen Ufern zugebracht, als der Zuſtand des Oberbootsmannes, Hrn. Hills, ſo bedenklich wurde, daß Lander endlich ſeinem Wunſche nachgab und ihn nach der Küſte zurückzubringen beſchloß. Sein Körper war zu ungeheurer Größe angeſchwollen, eine Folge empfangenen Giftes, wie ich nachher in Erfahrung brachte. Sie ſchifften ſich daher in ein Canoe ein, ſo ſehr ich ihnen auch einen ſo gefährlichen Verſuch abrieth, da auch Lander an einer heftigen Dyſenterie litt, und verließen uns am 14 April. Bei mir blieben nur noch am Bord des Alburkah drei Weiße, von denen einer am folgenden Tage an der Dyſenterie ſtarb, zwei Mulatten, fünf Krumen und ein Knabe aus dem Lande. Das andere Dampfboot lag 6 Meilen weiter unten im Fluſſe, und Hr. Laird war in Fandah in einer ſehr kritiſchen Lage. Umgeben von Feinden, die bis jetzt nur Furcht abgehalten hatte, uns offen anzugreifen, war doppelte Wachſamkeit nöthig, als mich gerade in dieſer Zeit eine Gehirnentzündung niederwarf, die mich lange ans Krankenbett feſſelte. Nur mit Mühe unterhielten wir die freundlichen Beziehungen, die uns mit einigen Stämmen der Pondalki verbanden, die uns verſtohlen Lebensmittel zubrachten, denn dem Willen des Tyrannen von Attah offen zuwider zu handeln, durften ſie nicht wagen. Dieſer ſetzte ſeine heimlichen Nachſtellungen fort, und brauchte ſogar Gift, um uns aus dem Wege zu ſchaffen. Das nächſte Opfer, das ſeinen hölliſchen Operationen fiel, war der alte Pasco, der nach einer Mahlzeit, die er im Hauſe des Malem Kitah, des erſten Miniſters des Königs, genoſſen hatte, ſchwer erkrankte; ſein Körper ſchwoll ſo fürchterlich auf, daß es ſchien, als müſſe er berſten, und die Haut war ſo ſtarr, daß man keinen Eindruck mit dem Finger machen konnte. Er ſchwebte in fortdauernder Gefahr zu erſticken, was gewiß geſchehen wäre, wenn man ihm nicht Waſſer gegeben hätte, und endlich am 20 Mai ſeinen Tod zur Folge hatte, da er nicht mehr nach Waſſer rufen konnte. Nach ſeinem Tode veränderte ſich ſein Körper ſo ſchnell, daß ich ihn ſogleich durch meine Krumänner auf der Carpenters Inſel begraben laſſen mußte.

Der alte Mann hatte mancherlei Schickſale in ſeinem Leben erfahren. Er rühmte ſich, der Bruder des Königs von Kaſchna zu ſeyn, wäre aber von den Felatahs aus ſeines Vaters Palaſt geriſſen und an der Küſte verkauft worden. Er hatte auf verſchiedene Weiſe allen Nationen gedient, hatte 19 Jahre auf der brittiſchen Flotte zugebracht und faſt alle Theile der Erde beſucht. In der neuern Zeit hatte er einige Berühmtheit erlangt, da er Belzoni, Clapperton und die beiden Lander auf ihren Reiſen in Afrika begleitet hatte, und obgleich er dem Capitän Clapperton einige Waaren geſtohlen hatte, ſo entſchuldigte er dieſen Fehler ziemlich gut damit, daß er dadurch die Reiſe nach Sakkatu habe hindern wollen, da Sultan Bello ihm wahrſcheinlich den Kopf verkürzt haben würde; auch habe er nur ſo viel, als ſein Sold betragen, genommen. Er war nach und nach Proteſtant, Katholik und Mohammedaner geworden, zu dem letztern habe ihn Bello, Sultan der Felatahs in Sakkatu, mit Gewalt gezwungen. Obgleich mit uns ein eifriger Proteſtant, hing er doch mit großem Eifer an ſeinem heidniſchen Aberglauben, beſonders verehrte er die Magie, was ſeinen Tod herbeiführte. Er hatte in Cape Coaſt Caſtle ein junges Weib zurückgelaſſen, und wünſchte zu wiſſen, ob ſie ihn mit einem Knaben beſchenken würde, weßhalb er ſich an den verrätheriſchen Malem Kitah wandte, der ihn bei dieſer Gelegenheit vergiftete.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Tiger in Sibirien. Es iſt ſchon öfters der Fall vorgekommen, daß Tiger aus wärmern Gegenden ſich bis nach Sibirien hinein verirrt haben. Die Nordiſche Biene vom 2 (14) December erzählt wieder einen ſolchen Fall. Ein Tiger erſchien bei dem Dorfe Swietowska (60 Werſte von der Stadt Bliſk) und wurde am 14 (26 October d. J.) nach zweitägiger Jagd von einigen Bauern und Jägern nach hartnäckigem Kampfe erlegt. Das Thier maß von der Schnauze bis zum Anfange des Schweifes 2¼ Arſchinen, der Schweif maß 1¼ Arſchine, und die Höhe des Thieres von den Füßen bis zum Rücken betrug 1 Arſchine 10 Werſchok. Das Fell war auf dem Rücken, an dem obern Theile des Kopfes und an den Pfoten gelbbraun mit ſchwarzen Querſtreifen, der untere Theil des Rumpfes und des Halſes war weißgelb mit gleichen ſchwarzen Streifen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 3.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Januar 1840.

Bemerkungen über Sardinien.

(Nach dem Werke des Grafen v. Marmora.)

Vergleicht man die uns noch übrig gebliebenen Denkmäler der sardinischen Sprache, in der sich auch manche griechische Worte finden, so hat man in gewissem Sinne eine Darstellung der Formation der romanischen Sprachen: die Umwandlung des Lateinischen ist noch keineswegs vollendet, ja man kann sagen, das Sardinische habe sich noch nicht vom Lateinischen getrennt. Hr. v. Marmora hat ein sardo-lateinisches Gedicht von Madao mitgetheilt, in dem Dialekt, wie er namentlich in den Kantonen von Bitti und Buduso gesprochen wird. Man findet hier den Beweis, daß es noch im Mittelmeere Völkerschaften gibt, die ein Lateinisch sprechen, das nicht verdorbener ist, als wie man es vor 1800 Jahren in den meisten Provinzen des römischen Reichs sprach. Hr. v. Marmora führt indeß auch einzelne Worte an, die punisch scheinen, und der Recensent des Werkes des Grafen v. Marmora, ein Hr. Libri, will wissen, daß es Kantone in Sardinien gebe, wo man noch fast arabisch spreche.

*

Die Sprache ist nicht das einzige, was sich aus dem Alterthum herüber erhalten hat; die noch vorhandenen Kunstdenkmäler beweisen, daß auch die Haupttheile des Nationalcostume's seit den ältesten Zeiten nicht gewechselt hat. Die Form des Pfluges scheint noch dieselbe, wie zu den Zeiten Virgils, und jede Haushaltung hat noch ihre Mola asinaria (Stein zum Kornmahlen), die den ganzen Tag für die Bedürfnisse der Haushaltung im Gange ist. Sonderbarerweise behaupten die Reisenden allgemein, daß trotz der Fortschritte, welche die Bäckerkunst auf dem Continent gemacht hat, das Brod, wie es in einigen Kantonen Sardiniens mit so rohen Hülfsmitteln bereitet wird, besser sey, als das in andern Ländern Europa's.

*

Eine eigenthümliche Einrichtung oder vielmehr Sitte ist die der Majoli. Dieß sind arme, junge Leute aus dem Innern der Inseln, die nach Cagliari kommen um dort zu studiren, aber um ihres Unterhalts willen bei Privaten in ein halbdienstliches Verhältniß treten. Sie erhalten hier zwar keine Bezahlung, wohl aber Wohnung und Unterhalt, und ihr Dienst beschränkt sich auf einige Gange Morgens und Abends, um die Personen, bei denen sie sich befinden, zu begleiten. Nichts soll wunderlicher aussehen, als diese Art Pagen ihren Gebieterinnen in die Kirche folgen zu sehen, eine lateinische Grammatik in der Hand, aus der sie mit lauter Stimme auf der Straße lateinische Conjugationen wiederholen, als befänden sie sich in einem Studirzimmer.

*

Unter den besondern Gebräuchen dieser Insel führt Hr. v. Marmora auch die Leichengesänge an, welche die Frauen bei den Todten improvisiren. Andere Frauen, Accabadure *) genannt, hatten das Geschäft, die Sterbenden vollends umzubringen. Dieser barbarische Gebrauch soll jetzt aufgehört haben, wenigstens erklären sich die Sardinier sehr heftig gegen die Annahme, daß er noch existiren könne.

Königliche Druckerei in Paris.

(Fortsetzung.)

Nach der Julusrevolution war die königliche Druckerei wieder einem heftigen Angriff von Seite der Pariser Drucker ausgesetzt, welche sich über das Monopol der Druckerei und über den Verlust beklagten, den der Staat durch die hohen Preise derselben erleide. Es wurde im J. 1832 eine Commission niedergesetzt, welche einen sehr detaillirten Bericht erstattete, in welchem sie die Gründe wieder auseinander setzte, welche schon unter den vielen vorhergegangenen Regierungsformen die Druckerei gegen die Angriffe der Drucker geschützt hatten, und sie wahrscheinlich noch lange schützen werden. Sie lassen sich auf zwei zurückführen: 1) die orientalische Druckerei, welche die vollkommenste in Europa ist, und durch kein Privatunternehmen ersetzt werden könnte; 2) das Interesse der Regierung, eine Anstalt zu haben, welche in wenigen Stunden durch Com-

*) Von acabar, achever, fertig machen, vollenden

Digitized by Google

bination aller ihrer Kräfte eine Maſſe von Druck in der möglichſt kurzen Zeit liefern könne, was bei Geſetzen, bei Arbeiten für die Kammer u. ſ. w. unumgänglich nothwendig ſey. Daher ſey die Erhaltung der Druckerei jedenfalls nothwendig, und in dieſem Falle ſey das Beſte, ſo viel möglich alle adminiſtrativen Druckſachen in ihr zu vereinigen, weil das Etabliſſement nur dann ſeine Koſten beſtreite, wenn es auf einen großen Fuß eingerichtet ſey. Dieſe Gründe ſind vollkommen gültig, und man könnte ihnen noch beifügen, daß die Vollkommenheit der Arbeit in der Druckerei für alle franzöſiſchen Druckereien ein Muſter und ein Sporn iſt, in derſelben Art, wie es die Porcellanfabrik in Sevres für ähnliche Fabriken iſt. Ich will nur Ein Beiſpiel anführen, um die Maſſe von Arbeit zu zeigen, welche die Druckerei im Nothfall in wenigen Stunden ausführen kann. Der König gab im letzten Jahre dem Director der Druckerei die Handſchrift von Memoiren ſeines verſtorbenen Bruders, des Herzogs von Montpenſier, um 2 Uhr Nachmittags zum Druck, den andern Morgen um 12 Uhr brachte ihm der Director die Handſchrift und ein Exemplar von zwei Ausgaben des Buchs, die eine in Quart, die andere in Octav, gedruckt, gepreßt und gebunden. Ich kann leider die Zahl der Bogen nicht angeben, es waren aber Bände von gewöhnlicher Stärke. Dieß kann freilich nur in außerordentlichen Fällen durch Concentration aller Kräfte des Etabliſſements geſchehen, aber es beweiſt, welches mächtige Inſtrument die Druckerei für die Regierung im Falle der Nothwendigkeit iſt.

Die Einnahmen der königlichen Druckerei laſſen ſich in vier Claſſen abtheilen: 1) der Preis der Drucke, welche ſie für die Regierung und (auf beſondere Erlaubniß des Juſtizminiſters) für Privatperſonen unternimmt. Eigentlich ſollten alle officiellen Druckſachen der königl. Druckerei anvertraut werden, aber dieß iſt nicht ausſchließend der Fall, obgleich die Anſtalt, ſo viel ich weiß, ſich über jede Ausnahme von dieſer Regel beklagen könnte. So iſt z. B. ein großer Theil der von Guizot veranſtalteten Sammlung von Documenten zur Geſchichte von Frankreich in andern Etabliſſements gedruckt, ohne daß ſich die Druckerei beklagt hätte, wahrſcheinlich im Vertrauen darauf, daß die Vergleichung mit den Arbeiten der Privatdruckereien ihre ſchönere Ausführung nur in ein beſſeres Licht ſetze, und es läßt ſich auch gar nicht läugnen, daß die Bände, welche in andern Druckereien, ſelbſt z. B. in der von Crapelet, welche für die beſte in Frankreich gilt, erſchienen ſind, keine Vergleichung mit den in der königl. Druckerei ausgeführten aushalten. Privatperſonen, welche ſich ihrer bedienen, müſſen vom Juſtizminiſter zuvor die Erlaubniß haben, und die Regel iſt, daß ſie, ehe die Arbeit angefangen wird, den Betrag des Anſchlags vorausbezahlen. Es geſchieht jedoch nur ſelten, daß ſie dort drucken laſſen, außer was ſich auf orientaliſche Literatur bezieht, weil ſie dann eine reichere Auswahl von Typen und geübtere Setzer als ſonſt irgendwo finden. Das orientaliſche Atelier der königl. Druckerei iſt von dem franzöſiſchen getrennt, und die Setzer und Preſſen dürfen nicht für andere Arbeiten weggenommen werden. Die Setzer werden zwei Jahre lang in die orientaliſche Schule in der Bibliothek geſchickt, ehe ſie zu orientaliſchen Werken gebraucht werden, und kein Bogen darf abgezogen werden, ehe er von zwei orientaliſchen Correctoren, von denen einer immer ein Mitglied der Akademie, revidirt worden iſt. Uebrigens haben die hohen Preiſe der orientaliſchen Drucke große Klagen erregt, und es hat ſich eine Concurrenz gebildet, indem namentlich Didot eine ziemlich beträchtliche arabiſche Druckerei eingerichtet hat, in welcher in dieſem Augenblick mehrere beträchtliche Werke in Ausführung ſind. Er bedient ſich zwar der häßlichen Typen, welche Molé unter der Direction von Langlès geſtochen hat, und die auf keine Art mit denen der königl. Druckerei verglichen werden können, aber ſeine Preiſe ſind beträchtlich niedriger. Es ſind meiſtens gelehrte Geſellſchaften, wie die Akademie der Inſchriften, die aſiatiſche Geſellſchaft von Paris und die Geſellſchaft für Ueberſetzungen in London, welche ſich der Preſſen der k. Bibliothek für orientaliſche Drucke bedienen. Die franzöſiſche Correctur wird ebenfalls ſehr ſorgfältig behandelt, jeder Bogen wird, nachdem er vom Verfaſſer unterſchrieben iſt, einem der franzöſiſchen Correctoren übergeben, ohne deſſen Unterſchrift er nicht abgezogen werden darf, und ihre Pflicht iſt, alle Verſtöße gegen Grammatik zu corrigiren, was bei einer ſchwierigen Sprache, wie das Franzöſiſche, keine Kleinigkeit iſt. Deutſche Schriftſteller würden ſich wundern, wenn ſie dergleichen Probebogen ſehen könnten, und nur wenige würden ſich der Tyrannei franzöſiſcher Correctoren unterwerfen. Der Ertrag der Drucke beläuft ſich jährlich auf etwa 16 bis 1700,000 Franken. Ich will die Zahlen des Rechnungsabſchluſſes von 1834, welcher gerade vor mir liegt, angeben, da ſie im Ganzen ſeitdem keine große Aenderung erlitten haben, als daß die Arbeit und der Ertrag jährlich etwas zunehmen. Dieſes Capitel bildete alſo in jenem Jahre eine Summe von 1,607,409 Franken.

2) Der Ertrag der Subſcriptionen des Bulletin des Lois. Die k. Druckerei iſt verbunden, der Regierung 7000 Exemplare desſelben umſonſt zu liefern, welche an die Miniſterien und Gerichtshöfe vertheilt werden. Dieſe Vertheilung erſtreckt ſich aber nicht bis auf die Mairien, und dieſe ſind genöthigt, ſich zu einem reducirten Preis von 6 Fr. jährlich zu abonniren. Für alle übrigen Abonnenten iſt der Preis jährlich 9 Franken. Ebenſo verkauft die k. Druckerei einen Theil der von den Miniſterien herausgegebenen officiellen Documente, und zwar zu ſehr niedrigen Preiſen; allein dieſes Depot iſt weder vollſtändig noch vom Publicum ſehr benutzt, und es wäre zu wünſchen, daß es eine beſſere Einrichtung bekäme, daß die Druckerei z. B. Kataloge der Documente, die ſie beſitzt, bekannt machte, wie es das Parlament durch ſeinen officiellen Drucker thut, denn es weiß gegenwärtig Niemand, was ſich wirklich in der Druckerei vorfindet, und es iſt ſelbſt im Depot nicht leicht, es zu erfahren. Der Ertrag des Bulletin des Lois und dieſes Depots belief ſich im Jahre 1834 auf 306,848 Fr.

3) Die Rechnungsbücher der Finanzbeamten, der Communen und der Wohlthätigkeitsanſtalten werden von der Druckerei nach Verlangen der Generalſteuereinnehmer nach den geſetzlichen Formeln gedruckt und verſendet. Diese Maaßregel hat zum Zweck, theils die Verfälſchung der Rechnungen zu erſchweren,

Digitized by Google

theils eine Gleichförmigkeit in das Rechnungswesen zu bringen, ohne welche der Rechenhof seine Controle nur mit großer Mühe und Schwierigkeit ausüben könnte. Der Ertrag belief sich in demselben Jahre auf 97,864 Fr.

4) Einnahmen verschiedener Art, Verkauf von Resten, von orientalischen Typen u. s. w. 46,864 Fr.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kampf um Syrien.

(Schluß.)

Mehemed Ali hatte sich seinen Weg möglichst leicht gemacht, und die Pforte selbst auf eine höchst unkluge Weise ihm vorgearbeitet, namentlich was den District von Adana betrifft, der als der Schlüssel Syriens betrachtet werden muß, und es auch schon vor Selims Eroberung war, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß die osmanischen Truppen in jenem ersten Kriege (1486 — 1490) drei Niederlagen durch die Aegyptier in diesem Lande erlitten. Der District Adana besitzt bei Tarsus einen ganz vortrefflichen Hafen, von welchem bis Kaisarieh es nur 48 Stunden Karawanenmarsch ist. Ueber Kaisarieh geht die große Karawanenstraße, welche von Smyrna wie von Konstantinopel und Sinope her nach dem tiefern Asien hineinführt; europäische Waaren könnten also viel leichter und wohlfeiler über Tarsus, als über Smyrna nach Kaisarieh gelangen; um aber diesen Handel nicht zu verlieren, wirkten die Smyrnäer in Konstantinopel aus, daß alle über Tarsus kommenden Waaren, sowohl aus- als eingeführte, einen ungeheuren Zuschlagszoll bezahlen mußten, was den Handel in Tarsus mit Einem Schlage vernichtete. Man kann sich leicht denken, daß die Bewohner des Districts Adana Mehemed Ali's Heer mit offenen Armen aufnahmen, und von dieser Stellung aus ward es Ibrahim Pascha leicht, Kleinasien zu überschwemmen. Zwar lastete bald auch seine Herrschaft schwer genug, doch blieben die Einwohner bei allen Aufständen in Syrien Mehemed Ali schon aus Furcht vor den Repressalien der Türken treu.

Indeß hatte er durch die Erwerbung Adana's nur zum Theil seine Gränzen gesichert, die noch viel wichtigere, wo die Türken über Malattia, Diarbekr und Orfa sich den Weg nach Syrien bahnen konnten, wie dieß auch in diesem Jahre geschehen, lag außer seinem Bereiche. Nun begannen die Intriguen, um die Kurden aufzuregen. Welcher Mittel sich Mehemed Ali bediente, können wir freilich nicht wissen, daß aber seine Bemühungen nicht ohne Erfolg blieben, ist gewiß am deutlichsten aus den Anstalten der Türken zu ersehen, um Kurdistan wieder zu unterwerfen. Gleich ein Jahr nach dem Abzuge der Aegyptier aus Kleinasien zog Esaad Pascha, Serasker zu Erzerum, 25,000 Mann zusammen, und der Pascha von Kars sollte mit 15,000 Mann zu ihm stoßen, um gegen die unruhig gewordenen Kurden zu marschiren. Die nicht lange vorher erfolgte Plünderung einer großen Karawane durch die Kurden lieferte den willkommenen Vorwand, mit Ernst gegen dieß räuberische Volk aufzutreten. Wir wissen wenig von den Einzelheiten dieses Kampfes, indeß lassen einzelne Umstände doch auf den Charakter desselben schließen. Reschid Mohammed scheint mit großem Ernst und Methode zu Werke gegangen zu seyn, wenigstens meldet Brant, englischer Consul zu Erzerum, der im Jahre 1834 eine wohl nicht bloß zum Vergnügen unternommene Reise durch einen Theil Kleinasiens und Kurdistans machte, daß er an mehreren Stellen Straßen angelegt habe, um desto eher in die Berge eindringen zu können.*) Aber seine Bemühungen haben, allem Anscheine nach, anfangs wenig gefruchtet; wo er mit seinen disciplinirten Truppen nicht selbst war, hatten die Kurden die Oberhand, und eine Nachricht meldet, daß sie im J. 1836 in der Provinz Diarbekr, 30 — 40,000 Reiter stark, die unregelmäßigen türkischen Truppen aufs Haupt schlugen. Die Mittel, welche Reschid Mohammed Pascha anwandte, mochten, wie die gegen die albanesischen Beys, die bei Monastir niedergemetzelt wurden, zum Theil wohl in Trug und Hinterlist bestehen, und einige Nachrichten von den Araberstämmen, südlich von Diarbekr, beweisen, daß er unter diesen wie unter den Kurden einen heftigen Haß gegen sich rege machte. Indeß kam er doch bis zu einem gewissen Grade zum Ziel, und einer der muthigsten Häuptlinge, Namens Revendus Bey, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Aber dieser Krieg hatte zwei schlimme Folgen: fürs erste wurde die Türkei in Streitigkeiten mit Persien über die Gränzen beider Reiche verwickelt, die zwar nicht, wie man eine Zeitlang befürchtete, zum Kriege führten, aber jeden Augenblick zu Zerwürfnissen Anlaß und Vorwand geben können, und zweitens wurden die Kurden allen Umständen zufolge der türkischen Herrschaft durch die Härte der angewandten Mittel gänzlich entfremdet, und sollen auch ihre feindseligen Gesinnungen bei dem Rückzuge Hafis Pascha's nach der Schlacht bei Nisib bereits mannichfach gezeigt haben.

Wie leicht zu erachten, sind die Bemühungen Mehemed Ali's, seine Herrschaft in Syrien zu befestigen, möglichst in Dunkel gehüllt; da er aber Syriens nie sicher seyn kann, ohne einen bedeutenden Theil Westkurdistans unter seiner directen oder indirecten Herrschaft zu haben, namentlich Malattia und Diarbekr, so läßt sich annehmen, daß er nicht lässig seyn werde, seinen Einfluß in einem Lande festzusetzen, wo die Türken in den letzten Jahren nur Haß eingeerntet, und wie es scheint, — denn wir sind von den Maaßregeln Reschid Mohammed Pascha's nicht genau unterrichtet — die alte unter Sultan Selim eingeführte Ordnung der Dinge aufgehoben haben. Einige Nachrichten über Mehemed Ali's Bemühungen sind zur öffentlichen Kenntniß gekommen, jedoch in ganz allgemeinen Ausdrücken, so daß sich daraus nichts entnehmen läßt, als daß an der Wirklichkeit seiner Bestrebungen kein Zweifel seyn kann. Hierin liegt der Beweis, wenn er anders noch fehlte, daß Mehemed Ali mit einer ungemeinen vorschauenden Klugheit zu Werke geht. Dort in Kurdistan kann ihm, wenn er die Zuneigung

*) Sonst sind aber alle näheren Nachrichten über den Zustand des Landes und die Maaßregeln Reschid Mohammeds augenscheinlich absichtlich vermieden. Jene Reise ist im Journal der geographischen Gesellschaft Vol. VI. 2. mitgetheilt, und enthält eine Menge interessanter statistischer Notizen.

Digitized by Google

des Volks und der Häuptlinge gewinnt, keine europäische Macht, selbst Rußland nicht, etwas anhaben, und er kann die Türkei und Persien, wie diese beiden Mächte jetzt sind, zittern machen. Ueber das Verhältniß der westlichen Kurden zu Persien ist man durchaus nicht im Klaren; es haben sich in dem Kampfe der letzten Jahre Fälle ergeben, die zum Theil immer noch auf eine tiefe Abneigung gegen Persien schließen lassen. Revendus Bey, dessen Schloß und letzte Zuflucht von den Türken belagert und aufs Aeußerste gebracht wurde, hatte sich endlich entschlossen, persische Hülfe herbeizurufen, wies diese aber im entscheidenden Augenblicke doch zurück, und ergab sich an Reschid Pascha auf Gnade und Ungnade. Er soll späterhin enthauptet worden seyn.

Wie weit es Mehemed Ali und seinem Sohne gelungen, sich Anhang unter den Kurden zu verschaffen, läßt sich freilich erst aus den künftigen Ereignissen ersehen; so viel aber darf man als gewiß annehmen, daß der Kampf um die Herrschaft in Vorderasien hauptsächlich in Kurdistan, und durch die Kurden, ausgefochten werden wird, denen die augenblicklichen Umstände eine Wichtigkeit geben, fast wie zu den Zeiten des Seleucus. Die Rolle, welche damals die Armenier spielten, dürfte jetzt von Rußland und mit mehr Geschick aufgenommen werden. Wie die Sachen jetzt stehen, ist fürs erste die Wahrscheinlichkeit dafür, daß Mehemed Ali sich in den Besitz von Diarbekr, Orfa, Rakka, Mossul und Mardin setzen, und dadurch sich nicht bloß den Besitz Syriens sichern, sondern auch die Erwerbung Mesopotamiens vorbereiten wird.

Chronik der Reisen.

Erinnerungen an eine Expedition den Quorrafluß aufwärts mit Lander.

(Fortsetzung.)

Für die letzte Expedition war übrigens Pasco von wenig Nutzen, da er erschöpft war, und namentlich fast all sein Englisch vergessen hatte, das er früher nebst vielen andern Sprachen Europa's und Afrika's geläufig gesprochen hatte.

Später bekannte Attah selbst dem Hrn. Oldfield, daß er ihn habe tödten lassen, da er uns in den Fluß gebracht und dann Hrn. Lander fortgelassen habe. Uebrigens bin ich überzeugt, daß der König uns Allen ein gleiches Loos zugedacht hatte, und daß der Malem*) mir in einem kleinen Topf Honig Gift schickte. Da ich aber nichts genoß, was die Ueberbringer nicht vorher in meinem Beiseyn gekostet hatten, dieß aber die Träger dieses Geschenkes nicht thun wollten, so entkam ich dieser Nachstellung. Die Stelle des Pasco erhielt Maiira, der Lander auf seiner letzten Reise als Saliki-u men sang, oder Haupt-dolmetscher, begleitete.

*) Malem, eigentlich Mualem, gewöhnlich Mouam geschrieben, heißt der „Lehrer." Diese Malems sind die Vorläufer und Missionäre des Islam, der gegenwärtig den Neger immer tiefer herabdrückt. Einzelne Malems finden sich gewöhnlich an den Höfen selbst der heidnischen Negerfürsten, und spielen dort durch ihre höhern Kenntnisse eine große Rolle, freilich nicht immer die ehrenvollste, wie eben das obige Beispiel zeigt.

A. d. R.

So schön die Gegend war, so ergriff ich doch eine sich mir darbietende Gelegenheit mit Vergnügen, meinen Aufenthalt zu wechseln und einen Ausflug nach Kattam Karafi zu machen, zumal da sich mir die Aussicht bot, einen bedeutenden Nutzen daraus zu ziehen, indem ich die Lage des Ortes würde bestimmen können. Ich bestieg daher das große Boot, das für Hrn. Lairds Ausflug nach Fundah mit einer Art Haus auf dem hintern Deck versehen war, das an beiden Seiten geschlossen und an den Enden offen, einen bequemen, wenn auch während der Mitte des Tages unerträglich heißen Aufenthalt bot. Die Gegend war sehr schön, der Fluß mit Inseln und Sandbänken reich versehen, die bald unter Wasser gesetzt wurden, da der Fluß reißend wuchs. Die Ufer waren mit schönen Waldungen besetzt, hinter denen sich Gebirge erhoben, die an manchen Stellen schroff aus dem Flusse emporstiegen. Die Vegetation in dieser Jahreszeit war so üppig, daß man die Lager der Gebirgsformation nicht sehen konnte. Doch haben die Gebirge eine große Aehnlichkeit in der Form, und erheben sich alle zu gleicher Höhe wie der Berg Patteh, d. h. ungefähr 1200 Fuß an allen Seiten mit einem sanften Abhange, der mit einer senkrechten Felsspitze von 30 bis 40 Fuß Höhe bekrönt ist wie mit einem ungeheuren Fort. Obgleich die Entfernung nur 20 Meilen betrug, mußten wir doch eine Nacht auf einer der Sandbänke zubringen, wo wir nur von Alligatoren etwas zu befürchten gehabt hätten, doch schienen die Krumänner auch diese nicht zu erwarten, denn sie lagen schnarchend auf dem Boden.

In Adasah, einem Dorfe auf dem linken Ufer des Quorra und dem Hafen von Kattam Karafi, kamen wir am folgenden Morgen um 10 Uhr an. Die Bewohner dieses Ortes schienen in großer Aufregung und viele Canoes vom gegenüberliegenden Ufer, mit Leuten und Gütern gefüllt, ruderten nach allen Richtungen hin. Alles deutete auf eine dringende Gefahr, doch konnte ich die Natur derselben nicht errathen, bis mir einige der Flüchtlinge erzählten, daß die Felatahs aus dem Oberlande herabgekommen wären und alle Städte und Dörfer am rechten Ufer des Flusses niederbrennten und zerstörten. Sie waren diesen Morgen in den Dörfern, gegenüber von Adasah, angekommen, und alle die unglücklichen Bewohner, die nicht fliehen konnten, waren gefangen worden. Wer ein Canoe besaß, nahm seine Zuflucht auf die Sandbänke in der Mitte des Flusses, wo ich große Massen mit leidenschaftlichen Gebärden hin und her laufen sah, da sie Zeuge der Zerstörung ihrer Dörfer seyn mußten, von denen fünf zu gleicher Zeit in kurzer Entfernung von einander brannten. Mit meinem Glase konnte ich am andern Ufer eine Abtheilung der Plünderer aufgestellt sehen. Das arme Volk von Adasah war über meine Ankunft sehr erfreut, denn sie setzten in die Gegenwart zweier Weißen mehr Vertrauen, als selbst in die Zwischenkunft eines Flusses, obwohl ihre Feinde eine Abneigung gegen jede Art von Schifffahrt hatten, und den Fluß nicht überschritten haben würden, selbst wenn sie die Mittel dazu gehabt hätten, die ihnen jetzt von den Flüchtigen genommen worden waren. Darauf machte ich sie aufmerksam, um mich von ihren zudringlichen Bitten loszumachen, zu ihrem Schutze bei ihnen zu bleiben. Sobald ich einen Boten bekam, schickte ich ihn an den König von Kattam Karafi, um ihn von meinem beabsichtigten Besuche in Kenntniß zu setzen, und ihn zu bitten, mir ein Pferd zu schicken, was er sogleich that, und durch den Boten mir sagen ließ, er wäre sehr begierig mich zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 4.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Januar 1840.

Das Norrland.

(Nach Marmier. Revue de Paris 22 Dec.)

Der Theil Schwedens, der von den Geographen durch den Namen Norrland bezeichnet wird, erstreckt sich von 60° 30′ bis 68° N., und umfaßt in seiner weiten Ausdehnung die Provinzen Gästrickland, Helsingeland, Medelpad, Angermannien, Westerbothnien und Norrbothnien. Es ist ein seltsames und interessantes Land, das alle Arten malerischer Landschaften und Gebirge hat. Da sind hohe, kahle Gebirge, von deren Höhe das Auge nichts als eine weite Wüste und Schneefelder erblickt;*) die Sümpfe Lapplands, mächtige Flüsse, die sich reißend vom Gipfel des Gebirges herabstürzen, und deren majestätische Strömung zuweilen dem des Meeres gleicht; da sieht man grüne Ebenen mit Birken besetzt, schöne, klare Seen und Sennhütten, gleich den Vögelnestern über den Ufern dieser Seen schwebend.

An der südlichen Gränze von Norrland liegt die hübsche Stadt Geste, an der andern schweigend und ernst das Pastorat Karesuando; von Karesuando nach Haparanda geht man auf den Flüssen Muonio und Tornea herab. Das Land ist aber eintönig, wenig bebaut, und wenig bewohnt. Von Haparanda nach Umea erstreckt sich ein ungeheurer Fichten- und Tannenwald, 140 Lieues weit, der an verschiedenen Stellen von engen Thälern und großen Strömen durchschnitten wird, über die man noch keine Brücken findet. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, in diesen düstern, schweigenden Wäldern sich zu vertiefen. Die Sagen des Volkes sprechen von einer jungen Fee mit trübem Blick und verschleierter Stirn, die man über den Rasen hingleiten sieht, zuweilen am Eingang eines Waldwegs stehen bleibt, in die Ferne schaut, den Kopf zur Erde beugt, und sich leise seufzend entfernt. Es ist der Geist des Landes, der über diesen Gegenden zu schweben scheint.

Es war ein schöner Herbsttag, als ich diesen Weg machte. Ein leichter Reif glänzte auf den grünen Fichtenzweigen, und schmolz bei den ersten Strahlen der Sonne. Der Himmel war ganz wolkenlos, und durch die tiefen Einöden des Forstes verbreitete sich nach und nach ein sanftes Licht. Noch war kein Schnee gefallen, es war, als wolle sich der Sommer erneuen; der Auerhahn, dieser König der nordischen Wälder, erging sich stolz in den Strahlen der Sonne, ohne Furcht vor dem Jäger und den Fallstricken des Winters. Am Wege erhob die leichte Glockenblume ihren violenartigen Kelch, und die Blüthen des Akerbaer,*) getäuscht durch die unerwartete Wärme, fingen an, sich wieder zu eröffnen.

Ich war allein und frei, zwei kräftige Pferde zogen mich mit Schnelligkeit auf der Straße fort, die eben, fest und mit Kies befahren wie eine Gartenallee war. Von Zeit zu Zeit mäßigte ich ihren Schritt, um eine neue Landschaft, die sich in der Ferne öffnete, zu betrachten, den Lauf der großen Flüsse Lapplands zu verfolgen, oder ein malerisch auf einem Hügel gelegenes Dörfchen zu sehen; ich hielt an, um mit den guten Leuten zu sprechen, die ich unterwegs traf, oder ging in die gastliche Hütte. Die Hausfrau brachte mir das Beste, was sie besaß: die frischeste Milch in ihrer schönsten Tasse von Fayence; der Bauer, mit dem ich von seiner Ernte, seinen Feldern, seinem Viehstande sprach, begleitete mich, wenn ich von ihm ging, bis an die Gränzen seiner kleinen Besitzung, und sagte mir, indem er mir die Hand schüttelte: Vaelkommen en annen gang! Willkommen ein andermal!

Wenn man nach Angermannien kommt, geht man plötzlich aus einem flachen, eintönigen Lande in ein gebirgiges und malerisches über, das durch lange, frische und lachende Alleen, wie die von Guddrandsdal, durchschnitten, mit großen Seen, so poetisch, wie die der Schweiz besaet, und von einem großen Flusse bewässert wird, dessen Ufer oft dieselbe Schönheit, allen Reiz der Ufer des Rheins, und alle Majestät der Donauufer besitzt. Hier wechselt die Landschaft mit jedem Schritte, eine

*) Z. B. die des Sulitelma, in Lappland, im Gebiet von Pitea. Seine Höhe ist 5796 Fuß; selbst sein Fuß ist fast fortdauernd mit Schnee bedeckt, und von seinem mit Eis bedeckten Gipfel erblickt man, so weit das Auge reicht, nur Gebirge und Ebenen voll Schnee. Mehrere Meilen in der Runde trifft man keine Wohnung an.

*) Eine kleine, rothe Frucht, die man nur in den nördlichen Provinzen trifft, und welche den Geschmack von Himbeeren hat

Digitized by Google

rings mit Felsen umschlossene Gegend öffnet sich in eine weite, grüne Ebene; von einem dürren, mit einigen dürftigen Bäumen besetzten Hügel kommt man in ein Getreidfeld, von einer Hütte in eine Schmiede. Bei einer Biegung des Wegs sieht man nichts als einen dichten Wald, und einige hundert Schritte weiter unten sieht man am Ufer des Meeres. Die Segel schweben zwischen einer Fichtenhecke, und die Fahrzeuge werfen am Rande eines Thales Anker. Ungermannien ist nebst Dalekarlien der schönste Theil Schwedens.

Doch den höchsten Reiz gibt diesen Reisen in den nördlichen Provinzen der Charakter der Bewohner. Nirgends sah ich eine Bevölkerung, die der wärmsten Theilnahme würdiger gewesen wäre. Sie bewohnt einen rauhen, schwer zu bebauenden Boden, der nur von Zeit zu Zeit eine dürftige Ernte gibt. Wenn man die dürren Felder, die schlechten Weideplätze sieht, welche die Dörfchen umgeben, so fragt man sich, wo nehmen die Bewohner dieses Landes ihre Subsistenzmittel her. Ach, sie sind sehr gering und sehr prekär diese Subsistenzmittel, aber der Norrländer ist mäßig, sparsam, fleißig, und durch diese Tugenden entgeht er dem Elende. Hat er im Sommer seine Felder bestellt oder die Heuernte gemacht, so bereitet er aus Birkenblattern Pottasche, und Theer aus Fichtenharz; im Winter geht er auf die Jagd, stellt den Vögeln nach und bringt ganze Schiffsladungen Auerhühner und Haselhühner zusammen, die er bis nach Stockholm schickt. Ist er in der Nähe einer Schmiede, so fährt er Eisen oder Erz; wohnt er an einer Straße, so bringt er Reisende weiter. Eine seiner Hauptquellen sind seine Hausthiere. Allen diesen geschickt benutzten Mitteln, besonders aber seiner Ordnung und Mäßigkeit hat es der Norrländer zu verdanken, daß er troß den frühzeitigen Frösten, die seine Ernte zerstören, troß der regnichten Sommer und strengen Winter sich fast stets eine Art Wohlstand zu erwerben weiß, die man sogleich erkennt, sobald man über die Schwelle seiner Wohnung schreitet. Alles ist reinlich und sorgsam geordnet, in der Küche stehen große Zinnschüsseln, wohl geputzt und glänzend, im Schranke das Fayence, Vorhänge an den Fenstern, feine Wäsche und selbst Silberzeug im Glasschranke. Das Zimmer der Reisenden ist mit einer Art mütterlicher Sorgfalt geordnet. Da stehen Luxusartikel, die der Norrländer sich nur mit großen Kosten in der nächsten Stadt verschafft; Tapeten von farbigem Papier, ein Canapee, das als Bett dient, ein kleiner Tisch von angestrichenem Holz, ein Spiegel mit Mahagonyrahmen, und einige Kupferstiche oder Lithographien an den Wänden. Wenn man ankommt, bringt ein junges Mädchen in wenig Augenblicken ein Nachtessen, das aus dem Besten besteht, was das Haus auftreiben kann: Butter, Eier, gebratenes Wildpret, trefflichen Rahm. Sie breitet über das Bett Leinentücher von einer Weiße und Feinheit aus, wie man sie in den reichen Häusern Frankreichs nicht findet. Verlangt man die Rechnung, so kostet Nachtessen, Wohnung und Frühstück alles zusammen 15 — 20 Sous.

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Druckerei in Paris.

(Fortsetzung.)

Die ganze Einnahme der königlichen Druckerei beträgt jährlich etwas über zwei Millionen. Es ist nicht leicht aus den Rechnungsabschlüssen mit einiger Genauigkeit zu ersehen, wie viel davon Gewinn für das Etablissement ist, doch lassen sich einige Data darüber angeben. Die Rechnungen für jede gelieferte Arbeit werden so gestellt: zuerst wird angegeben, wie viel für das Setzen, Corrigiren und Abziehen an die Arbeiter bezahlt worden ist, und dazu für gewöhnliche Arbeiten 37½ Procent geschlagen, und bei Arbeiten, welche ungewöhnliche Sorgfalt verlangen, 50 Procent. Am Papier berechnet die Druckerei 5 Procent über den Fabrikpreis, alle übrigen Artikel, wie Heißpressen, Broschiren u. s. w. werden nur zu so viel berechnet, als wirklich an die Arbeiter bezahlt wird. Die angegebenen „Procente" bilden den Fonds, aus dem die Administration, die Beamten, welche einen Gehalt und keinen Taglohn haben, bezahlt, die Pressen, Typen und das übrige Material erhalten und vermehrt werden, und am Ende bleibt ein beträchtlicher Rest übrig, dessen Verwendung ich unten angeben werde.

Die Ausgaben der Anstalten lassen sich so classificiren:

1) Allgemeine Verwaltung (der Director und sein Bureau) 38,700 Franken.

2) Die Beamten mit fixem Gehalt 116,650 Fr. Es sind ihrer 37, wozu die Chefs der Divisionen des Drucks, der Gießerei, des Depots, der Rechnungsführung, der Conservator der orientalischen Typen, die Correctoren u. s. w. gehören.

3) Das Material, nämlich die Reparationen der Gebäude, die Unterhaltung der Pressen und des Druckmaterials, die Miethe eines Locals u. s. w., im Ganzen 96,550 Franken.

4) Der Taglohn der Arbeiter (650,000 Fr.), der Ankauf von Papier (1 Million), die Versendung in die Provinzen (10,000 Fr.), im Ganzen 1,660,000 Fr. Die Gießerei beschäftigt 60 Arbeiter, die Druckerei 330, das Broschiren, Trocknen, Binden u. s. w. 240, im Ganzen 650 Arbeiter. Die Preise, nach denen die Arbeiter bezahlt werden, werden jährlich vom Minister decretirt, und Alles wird so viel möglich nicht im Taglohn, sondern nach Stückarbeit bezahlt, z. B. der Satz wird nach dem Tausend m bezahlt, und nach einem sehr ausführlichen Tarif, in dem jede Sprache und die Typen jeder Größe besonders berechnet sind. Die Disciplin in den Ateliers ist sehr streng. Die Arbeiter müssen jeden Bogen Papier, den sie verderben, bezahlen, und die Druckfehler in der ersten Correctur umsonst corrigiren. Dagegen haben sie nach langem Dienst oder bei Unglücksfällen Pensionen, und ihre Kinder haben den Vorzug im Eintritt in die Arbeit. Die Ordnung in dem Etablissement ist musterhaft, obgleich in der Administration etwas viel Form und Schreiberei ist.

Der Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe sollte eigentlich in die Staatscasse fließen, allein dieß ist nur in sehr wenigen Jahren geschehen, und im Jahre 1823 wurde der Anstalt eine Summe von 763,000 Franken aus ihren Ueberschüssen als Betriebscapital überlassen. Der Rest jedes Rechnungsab-

Digitized by Google

ſchluſſes wird zur Vermehrung des Materials von Typen verwendet, ferner werden jährlich 40,000 Franken zum Druck von wiſſenſchaftlichen Werken verwendet, welche ſonſt nicht erſcheinen könnten, allein ein großer Theil dieſer Summe (etwa 16,000 Fr.) iſt gelehrten Geſellſchaften, namentlich der Akademie der Inſchriften, der Akademie der Wiſſenſchaften, der aſiatiſchen Geſellſchaft ein- für allemal überlaſſen worden. Eine Commiſſion, welche der Juſtizminiſter ernennt, beſtimmt jährlich die Verwendung des Reſtes der Summe. Die Handſchrift, für welche der Druck verlangt wird, muß der Commiſſion vollſtändig vorgelegt werden, und dieſe ernennt einen Commiſſar, nach deſſen Bericht entweder der ganze Betrag des Drucks oder ein Theil deſſelben decretirt wird. Dieſe Claſſe von Werken iſt daran erkenntlich, daß auf dem Titel ſteht: par autorisation du roi. Die königliche Druckerei erlaubt nicht, daß der Verfaſſer eines Werkes dieſer Claſſe den Buchhändler, dem der Verfaſſer es in Comiſſion geben will, auf den Titel druckt, daher es oft ſehr ſchwer iſt, ſich dieſelben zu verſchaffen. Die ganze Auflage wird dem Verfaſſer überlaſſen, allein dieſe Eitelkeit der Druckerei benimmt dieſen Werken einen großen Theil ihres Geldwerthes. Die Wahl der Arbeiten, welche auf dieſe Art herausgegeben werden, iſt im Ganzen gut, und die typographiſche Ausführung derſelben iſt immer meiſterhaft. Damit ſind aber die Ueberreſte des Ertrags der Druckerei noch nicht erſchöpft, und dieſe werden zu dem Druck der Collection orientale verwendet, eines Prachtwerks, in welchem die Druckerei theils der Wiſſenſchaft einen Dienſt leiſten, theils zeigen wollte, was ſie in Typographie leiſten könne. Der erſte Plan dieſer Sammlung wurde im Jahre 1825 von Saint Martin gemacht, erlitt aber manche Aenderungen, und hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; es ſind daher erſt zwei Bände der Sammlung erſchienen, und zwei andere im Druck, allein die Sache iſt jetzt ſo im Gange, daß man hoffen kann, daß von jetzt an jährlich ein Band erſcheinen werde, und die Sammlung wird in einiger Zeit eine der prachtvollſten Unternehmungen bilden, die je eine Regierung unternommen hat. Der große Fehler dabei war, daß man ſie mit ſo großem Luxus unternommen hat, daß ſie nur wenig Privatbibliotheken zugänglich iſt, aber man hat dieſes gefühlt, und künftig wird jeder Band in zwei Ausgaben erſcheinen, einer in Folio, mit Arabesken und Luxus aller Art, und einer in Quarto, on mäßigem Preiſe.

(Schluß folgt.)

Vorbramiſche Mythologie.

In der aſiatiſchen Geſellſchaft vom 7 December las Hr. Stevenſon aus Bombay einen Aufſatz vor „über den vorbramiſchen Gottesdienſt der Hindus.“ Schon in frühern Vorträgen hat der Verf. ſeinen Glauben ausgeſprochen, daß die Verehrung derjenigen Weſen, welche die Bramen Dämonen nennen, dem Bramendienſt vorgingen; er behauptet jetzt, daß ſeiner Meinung nach das Feſt der Holi und die Verehrung von Mhaſola derſelben Claſſe angehöre. Das Feſt der Holi wird gegen Anfang des Jahres gefeiert, und iſt von den obſcönſten Orgien begleitet. Perſonen, die zu andern Zeiten Muſter von Anſtand ſind, bedienen ſich jetzt der ſchmutzigſten Sprache, ekelhafte Bilder und Figuren werden durch die Straßen getragen, und mit Schmutz jeder beworfen, der vorübergeht; die Geſchäfte ſtehen ſtill, Alles iſt voll Lärm und Luſtigkeit. Zur Verehrung der Göttin wird ein großes Loch in den Boden gegraben, das mit Holz angefüllt und mit Kuhmiſt bedeckt wird. In dieſem Loche ſteht ein Baum, gewöhnlich ein Ricinusölbaum, Gras wird darum aufgehäuft, Opfer von Kokosnüſſen und andern Dingen werden geſpendet, Gebete hergeſagt und das Ganze dann angezündet.

Der Gott Mhaſola, der von den Braminen verlacht wird, iſt ein natürlicher Linga: irgend ein runder Stein von beträchtlicher Größe, der in einem Felde gefunden wird. Er wird mit Röthel (red lead) beſtrichen, und wird darauf ein Gott, der Opfer von Kokosnüſſen, Geflügel oder Ziegen empfängt, je nach dem Vermögen der Verehrer. Der Verf. glaubt, die ganze Verehrung des Linga ſey vorbramiſch. Die Lingageten haſſen die Braminen und werden von ihnen gehaßt, ſie vernachläſſigen ihre Gebete der Reinigungen, haben ihre eigenen Prieſter und werden von den Braminen „Anhänger einer falſchen Religion“ genannt. In der Verehrung der fünf Hauptgottheiten iſt die Perſon, welche das Bild in Form des Linga bekleidet, ein Jude und kein Bramine. Dieſe und manche andere Umſtände führen ihn zu dem Glauben, daß dieſer Gottesdienſt vorbramiſch ſey, obgleich er dieſe Meinung nicht als feſte Wahrheit aufſtellen mag, ehe nicht die Linga-Purana gehörig erforſcht iſt. (Lit. Gaz. 21 December.)

Chronik der Reiſen.

Erinnerungen an eine Expedition den Quorraſluß aufwärts mit Lander.

(Fortſetzung.)

Zeitig am Nachmittage verließ ich das Dorf, um mich nach der Hauptſtadt zu begeben. Der Weg führte bald in einen ſchönen Wald, in dem ich 2 Meilen weit ritt und den kühlen Schatten, den die prächtigen Bäume und das dicke Unterholz warfen, ſehr angenehm fand, nur wurde der Weg oft beſchwerlich gemacht durch die umgeſtürzten Baumſtämme und die ſtachlichten Zweige einer Art Palme, die häufig meine Kleider zerriß und zuweilen ſelbſt mir die Haut verletzte. Beim Ausgange aus dem Gehölze ſtieg ich eine anmuthig ſich erhebende Ebene hinauf, auf der eine Meile weiter die Stadt Kattam Karaſi gelegen iſt. Der erſte Theil der Ebene war mit indianiſchem Korn bebaut, das in ſehr gedeihlichem Stande war; doch nur ein kleiner Theil des Landes trug Spuren menſchlichen Fleißes, obgleich die Fruchtbarkeit des Bodens aus der üppigen freien Vegetation zu erkennen war.

Einige Zeit ritt ich an Mauern hin, die in einem traurigen Zuſtande der Zerſtörung waren, da im vergangenen Jahre die Felatahs ſie zum Theil niedergeſtürzt hatten, als ſie auf dieſer Seite des Fluſſes einen Raubzug verübten. Doch auch der Zahn der Zeit findet leichte Arbeit an Lehmwänden, beſonders wenn das Strohdach, das die Befeſtigungen gewöhnlich bedeckt, nicht unterhalten wird. Die Räuber nahmen die Stadt durch Ueberfall, brannten den größern Theil nieder, und führten des Königs Eigenthum, viele ſeiner Frauen und Sklaven und einen großen Theil ſeines Volkes mit ſich fort, und er iſt jetzt in einem ſo hülfloſen Zuſtande, daß ſie, wenn ſie Luſt haben, ihre Plünderungen ohne Furcht eines Widerſtandes wiederholen können. Das iſt

Digitized by Google

ihre gewöhnliche Politik. Die so zu Boden getretenen Nationen um sie her werden fast zu Depots von Sklaven, aus denen sie, was sie bedürfen, entnehmen, wenn die Lust nach Abenteuern und Kampf sie nicht reizt, neue Gelegenheit zu Raub und Zerstörung aufzusuchen.

Als ich die Stadt durch eine Oeffnung betreten hatte, die einst wohl ein Thor gebahrt haben mochte, kam ich durch den größern Theil der noch stehenden Stadt durch enge und gewundene Straßen nach dem nördlichen Eingang, jenseits welchem in einer lieblichen Gegend ein kleines Dorf nur von dem Haussa-Volk bewohnt ist. Hier hatte Hr. Laird des Handels wegen einen weißen Mann zurückgelassen, der von Seite der Eingebornen wohl behandelt wurde. Ich war anfangs von meinem Ritte so ermüdet, daß ich hieraus eine Entschuldigung entnahm, dem König nicht gleich bei meiner Ankunft, sondern erst am andern Morgen meinen Besuch zu machen, doch lockte mich später die Kühle des Abends und die Schönheit des Wetters zu einem kleinen Spaziergange. Das Land ist hier von wenig Werth, und zugleich so fruchtbar, daß es dem Landmann die Mühe des Bebauens erspart. Auch suchen sie im Ackerbau keineswegs die Quelle des Reichthums, die so reichlich fließen würde, wenn sie sie gehörig zu würdigen wüßten. Ihren Hauptreichthum suchen sie auf den Sklavenmärkten, wodurch nicht allein eine zahlreiche Bevölkerung, sondern auch jeder Fortschritt zur Cultur gehindert wird. Und doch ist die Sklaverei im Privatleben nicht hart und drückend für die untern Classen des Volkes, sie werden behandelt, wie in andern Ländern die Dienstboten. Oft erheben sie sich zu den höchsten Staatsämtern, und die Freien sehen ohne Mißgunst auf sie hin. Auch finden solche hochstehende Personen keine Erniedrigung darin, als Sklaven gekannt zu seyn, die ihre Herren zu jeder Zeit ihrer Würden berauben und gebunden auf den Sklavenmarkt schicken können. Doch wird solche Strenge nur selten ausgeübt, und nur als Strafe einer besonders auffallenden Treulosigkeit. Unsere Unterscheidung zwischen Sklave und Diener scheinen sie nicht zu begreifen, da für beides die Haussa-Sprache den Ausdruck „Bawa" hat, obgleich ein Häuptling, wenn er von seinem Gefolge spricht, meistentheils sagt: „Yarro ai" (meine Leute, my boys). Die häusliche Sklaverei bildet so sehr die Basis der Gesellschaft in dem Innern Afrika's, daß ihre Aufhebung und ihre Ersetzung durch freie Arbeit erst in einer ziemlich fernen Zeit eintreten kann.

Diese Gedanken beschäftigten mich in meinem einsamen Spaziergange, als ich den vernachlässigten Zustand dieses schönen Landes und die Zeugen der Zerstörung in den Ruinen eines so großen Theiles der Stadt sah, die, ihrer Lage nach, sehr blühend werden könnte. Sie liegt auf einer flachen Erhöhung, von schönen Waldungen umgeben, und am Eingange eines reizenden Thales zwischen zwei Pfeilern des Gebirges, das sich bei der Vereinigung der beiden Flüsse endigt. Halbwegs an diesen hinauf sind Klippen von einem röthlichen Stein, dem Aeußern denen gleich, welche dem Berge Victoria gegenüber am rechten Ufer des Quorra liegen. In der Ebene lagen große Stücke Eisenstein. Durch das kleine Thal fließt ein Flüßchen, das ich bei meiner Herreise überschritt, und mit dem Quorra bei Abasah zusammenfallen soll. Von dieser hochliegenden Ebene hat man eine herrliche Aussicht den Fluß ab- und aufwärts, in jeder Richtung von Gebirgen umschlossen, die, wenn sie in Gestalt und Höhe mannichfaltiger wären, die Gegend wahrhaft schön machen würden.

Früh am folgenden Morgen kam des Königs Dolmetscher, mich zu dem Gespräche zu geleiten. Ich hatte aber eine schlechte Nacht zugebracht, da mich ein Heer von Moskitos verfolgt hatte, und da ich besorgte, die Unterredung möchte etwas lange währen, beschloß ich, mich zuvor durch ein gutes Frühstück zu stärken; zu gleicher Zeit war es ein günstiger Morgen, um Längenmessungen anzustellen. So mußte er etwas warten, ehe ich der Einladung des Königs folgte, und sah mit Erstaunen meinen Bewegungen mit Messer und Gabel und dem Sextanten zu.

Endlich machten wir uns mit feierlichem, abgemessenem Schritte in Bewegung, indem mein Führer mit einem Stabe voranschritt, und mir den Weg durch die andringende, gaffende Menge bahnte. Vor dem Eingange zum königlichen Palaste, der zum Theil ebenfalls in Trümmern lag, hieß er mich im Schatten eines Baumes warten, wo eine Menge kriegerischer Gestalten mich umgab, die mich mit neugierigen Blicken musterten. Als ich eine Viertelstunde hier gewartet hatte, hörte ich das leise Klingeln einer Glocke, und sah den König durch eine Seitenpforte in einen innern Hofraum treten, wohin auch die Hofleute und Krieger und endlich ich selbst gerufen wurde.

Nach den üblichen Begrüßungen sagte ich ihm, daß ich auf seine Einladungen, die er durch seinen Diener Soho meinem Freunde Lander zugeschickt habe, hieher gekommen sey, da jener nach dem Salzwasser habe gehen müssen, rühmte seine Macht und seinen Reichthum, und wünschte mit ihm in Tauschhandel zu treten, da wir alle Sachen hätten, die sie bedürften und im Lande nicht fänden, wenn sie uns dagegen Elfenbein geben wollten. Als er aber vom Bezahlen hörte, fing er an über seine Armuth zu klagen, und sagte, die Gnitsche oder Zelatahs hätten ihm nichts gelassen, doch wolle er in alle seine Hauptstädte herumschicken, um Elfenbein zu sammeln, das er durch seinen Diener Soho uns überliefern lassen wolle (was er auch später that). Er betheuerte seine Bereitwilligkeit uns zu dienen, als ich aber Pferde und einen Paß nach Toto, einer großen und wichtigen Stadt, verlangte, die anderthalb Tagereisen von da liegen soll, versprach er sie anfangs, meinte aber später, alle seine Pferde seyen im Kriege.

Wahrscheinlich hatte mein Führer von dem „goldenen" Sextanten eine herrliche Beschreibung gemacht, und auch des lebendigen Silbers, „Azafa di rai," erwähnt, das er mich in das Loch des künstlichen Horizontes hineingießen sah, denn der König wünschte es zu sehen, doch ich entschuldigte mich, indem ich sagte, es wäre Dju-dju, die ich günstig für ihn und sein Land stimmte.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 1** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ode an Gott.** Von Fr. Notter. — **Babel.**

In den Monatsheften dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Theilnahme des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Deutschland, wofür das Ausland nicht haften, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Januar 1840.

Der Nawab von Kurnul.

Gegen diesen kleinen Mahrattenhäuptling — dieß scheint er seiner Lage und seinen Verhältnissen nach zu seyn — dessen Veste am Tumbudra nicht weit von dessen Einmündung in den Kistnah liegt, hat die ostindische Compagnie ein Corps von fünf Regimentern Infanterie, worunter drei europäische, dritthalb Regimenter Cavallerie, mehrere Batterien Feld-, und eine Batterie Belagerungsgeschütz, nebst mehrern Hundert Mann Sappeurs und Mineurs, im Ganzen etwa 6000 Mann aufgeboten, obwohl man wußte, daß er kaum 600 Soldaten habe; noch mehr, die Truppen der Compagnie hielten sich seit dem März in Bereitschaft; die Besatzung von Bellary wurde zu dem Ende von Bangalor aus mit Reiterei und Artillerie verstärkt, und im Arsenal herrschte eine Thätigkeit, wie kaum zur Zeit des Kriegs gegen den Radscha von Curg. Der Kampf, als es endlich im September d. J. dazu kam, war kurz, aber wüthend, denn eine Schaar jener trotzigen Rohilla-Afghanen, welche man namentlich im südlichen Indien allenthalben als Miethstruppen findet, besonders wo es gilt, gegen die Engländer zu fechten, wehrten sich mit der ihnen eigenthümlichen Tapferkeit und Waffenfertigkeit. Die Veste Kurnul selbst, deren Vertheidigung nicht einmal versucht worden zu seyn scheint, enthielt bei der Besetzung, meist wohl versteckt, ein Material, um 100,000 Mann damit auf zwei Jahre zu versehen; die Engländer hatten demnach, obwohl sie von solch ungeheuren Vorräthen wenig gewußt zu haben scheinen, sehr wohl gethan, sich auf einen respectabeln Fuß zu setzen.

Eine Art von Verschwörung gegen die Engländer lag den großen Kriegsanstalten zum Grunde, und obwohl die englische Regierung hierüber nichts bekannt gemacht hat, so lassen sich doch aus den anglo-indischen Zeitungen eine Anzahl Thatsachen zusammenstellen, welche eine ungefähre Einsicht in den Gang der Sache geben können.

Gleich nachdem die Truppen der Präsidentschaft Bombay im December 1838 nach Sind eingeschifft waren, zeigten sich in mehrern Theilen des Deccan, namentlich aber in der Umgegend von Punah, der alten Hauptstadt des Peischwa der Mahratten, Räuberbanden; die englische Regierung, bei dem großen Mangel an Truppen doppelt aufmerksam, schritt sogleich ein, eine Anzahl Räuber ward gefangen, und aus den Verhören soll man schon im Februar des vorigen Jahres die Ueberzeugung geschöpft haben, daß dem Erscheinen der Räuberbanden ein gemeinsamer Plan zum Grunde liege, um das Land nach und nach in Aufstand zu bringen; auch war ein kleiner Aufstand schon im Laufe des Januars in der Nähe von Punah ausgebrochen, aber durch das entschiedene Auftreten einiger englischen Officiere in der Geburt erstickt worden. Bald mehrten sich die Anzeichen. Der Radscha von Sattara, ein Mahrattenfürst, hatte den Verdacht der Engländer erweckt, eine Untersuchung ward angeordnet, und der Befund, den die Compagnie freilich nicht bekannt machte, war der Art, daß sie sich berechtigt hielt, den Radscha abzusetzen, und in der deßhalb erlassenen Proclamation auszusprechen: „daß er sich in geheime, den englischen Interessen feindliche Verbindungen und Plane eingelassen habe." Im Februar oder Anfang März fand man zu Punah eine aufrührerische Proclamation angeschlagen, worin namentlich die Sipahis aufgefordert werden, ihre englischen Officiere zu ermorden. Die Treue eines Sipahi, den man bestechen wollte, führte zur Entdeckung eines Plans, um das englische Lager bei Punah zugleich von der Stadt und von außen her anzufallen; einige der Verschwornen wurden ergriffen, und ihre Aussagen führten zur Entdeckung einer zweiten Verschwörung in der Station Bolaram, wo es auf eine sicilianische Vesper gegen alle englischen Officiere angelegt war. Zugleich erfuhr man, daß im Namen des (seit dem Jahre 1818 gefangenen) Peischwa Geschenke an Kleidern und Waffen ausgetheilt wurden.

In welcher Verbindung diese Anschläge mit andern zu Helderabad und zu Kurnul standen, läßt sich noch nicht angeben, daß aber eine solche Verbindung bestand, ist kaum zu bezweifeln. In Helderabad herrschen sonderbare Verhältnisse. Der Nizam — dieß ist bekanntlich der Titel dieses Fürsten — ist ein indolenter Mann, der Minister Tschandu Lall leitet alles, aber bei seinem sehr nahe bevorstehenden Tode — er ist ein Mann von mehr als 70 Jahren — erwartet man allgemeine Unruhen und eine gänzliche Auflösung der jetzigen Verhältnisse.

Digitized by Google

So schwach der Nizam ist, so thatkräftig ist sein Bruder, Namens Schir-ed-Daulah, und dieser stand an der Spitze einer Verschwörung gegen seinen Bruder und die Engländer. Bekanntlich haben die Großen dieses Landes sämmtlich Rohilla-Afghanen oder Araber in ihren Diensten, und können leicht ein zahlreiches Corps aufbringen. Einige der Rohilla-Afghanen hatten sich so ungebärdig gegen die Engländer gezeigt, daß der Resident, General Fraser, ihre Entfernung verlangte; sie gingen, aber — zu dem Nawab von Kurnul, dessen Wakil sich in Heiderabad aufhielt, und dessen Geschäfte, das heißt dessen Verbindungen mit der Verschwörung zu Heiderabad unterhielt und besorgte. Endlich kam man hinter die Beweise der Schuldhaftigkeit Schir-ed-Daulahs, und nun wurde mit Zustimmung des Nizam beschlossen, ihn nach dem Fort von Golconda als Gefangenen zu schicken, was im Anfang Junius geschah. Hierauf wurde eine Commission niedergesetzt, um die Verschwörung naher zu untersuchen, und nun fand sich, daß gegen 40 der angesehensten Großen darein verflochten waren. Wahrscheinlich hatte man auch zugleich die Beweise gegen den Nawab von Kurnul entdeckt, denn schon am 30 Mai v. J. erschien ein Adjudant General Frasers, Capitän Newbold, in Kurnul, nahm dort eine sehr umständliche Recognoscirung vor, und zog, wie es scheint, manche Erkundigungen ein, die ihm vermuthlich von den unzufriedenen Unterthanen des tyrannischen Nawabs bereitwillig ertheilt wurden.

Dieß sind einige Andeutungen über die geheimen Plane, die seit einigen Jahren gegen die Engländer in Deccan angesponnen wurden. Wahrscheinlich standen sie mit andern Bewegungen in Centralindien, deren wir später gedenken werden, in Verbindung.

Das Norrland.

(Fortsetzung.)

Da wir nun die Wohnung des seit langer Zeit im Kirchspiel angesessenen Bauern besucht haben, der oft nur die Elemente des Wohlstandes, die ihm sein Vater hinterlassen, aufrecht zu halten oder zu entwickeln braucht, so wollen wir jetzt die dürftige Hütte des Ansiedlers sehen, der selbst zuerst die Pflugschar in einen dürren Boden stoßen mußte, um ihm mit unsicherer Hand den ersten Samen anzuvertrauen. Der Ansiedler, oder wie ihn die Schweden nennen, der „Nybyggare" (der neue Anbauer), i gewöhnlich ein Knecht, der mit Hülfe einiger Ersparnisse seine Freiheit gewinnen zu können glaubt; ein Soldat, der sein Dienstzeit vollendet, oder ein Lappe, der den Rest seiner Rennthierheerde verkauft hat, und dem Nomadenleben entsagt. Der Staat gibt dem Ansiedler eine Strecke urbar zu machendes Land, und befreit ihn auf 20, 30 oder auch auf 50 Jahre von allen Abgaben und Zöllen. Dazu gibt ihm der Staat noch für das erste und zweite Jahr seiner Ansiedlung drei Tonnen Getreide, und für das dritte Jahr zwei Tonnen; dann hört es auf. Er baut sich selbst seine Hütte aus Holz, gräbt die Wurzeln der Bäume und die Felsblöcke aus seinem Felde, arbeitet mit Hacke und Spaten, und wirft sich mit Frau und Kindern jeden Abend auf die Kniee, und bittet Gott, ihm zu helfen. Alles hängt für ihn von dem Erfolge der ersten Jahre ab, wo ihm der Staat noch Saatkorn liefert. Wenn der Frost seine Hoffnung zerstört, wenn aus der mühsam gezogenen Furche nur leere Aehren hervorkommen, ist der Unglückliche oft gezwungen, dieses Haus, das er erst erbaute, diesen Heckenraum, den er erst von Steinen reinigte, zu verlassen, und sich mit all den Seinigen wieder in Dienst zu begeben. Macht er dagegen eine gute Ernte, kann er einige Kühe und ein Pferd kaufen, Butter verkaufen und Erz fahren, dann ist er gerettet; er gewinnt nach und nach eine kleine Einnahme, und stellt sich sicher gegen schlechte Jahre. Der größte Theil der Nybyggare ist arm, aber sie leben doch, und für diese Unglücklichen, denen das Glück Alles verweigert hat, denen die Natur so wenig gibt, handelt sich's nur zu leben; sie leben, sie sind frei, sie haben einen Besitz, der ihnen gehört, den sie vergrößern und ihren Kindern mit bessern Aussichten für die Zukunft hinterlassen können. Schweden besitzt in seinen neubebauten Gegenden eine bedeutende Hülfsquelle. Man sieht aus den fünfjährigen Berichten der Gouverneure von Westerbothnien und Norrbothnien, daß die Bevölkerung dieser beiden Provinzen sichtbar zunimmt. Dieser Zuwachs ist zum großen Theil die Folge der Auswanderung der ärmeren Classen, die mit ihren Familien ihr Land bereichern, indem sie ein neues Erdreich bebauen.

Der Norrländer ist groß, stark, abgehärtet gegen Kalte und Anstrengung. Ich reiste einmal in diesem Lande, eingewickelt in einen schweren Pelz; der Bauer, der mich fuhr, hatte nur seine Jacke von Badmal an, und litt nicht so wie ich von der Kalte. Die Frauen sind von hoher, kräftiger Gestalt, sie kleiden sich mit Geschmack, und flechten anmuthig ihre Haare. Ihre Physiognomie hat, wie die der Männer, einen Ausdruck von Sanftmuth und rührender Entsagung. Dieser Ausdruck des Gesichtes ist vollkommen übereinstimmend mit ihrem Charakter. Ich kenne kein ehrlicheres, offeneres, leichter zu befriedigendes Gemüth, als das der Bewohner von Nord- und Westbothnien. Wenn man sie auf dem Wege trifft, geht keiner vorüber, ohne zuerst seine wollene Mütze zum Gruß abzunehmen, führen sie einen Wagen, so bringen sie ihn bis an den Rand des Grabens, um dem Reisenden Platz zu machen. Trifft diesen ein Unfall, so laufen sie sogleich herbei, um zu helfen, und entfernen sich dann, ohne die geringste Belohnung zu verlangen oder zu erwarten. Sie werden fast mit dem Gefühl ihrer Armuth geboren, lernen zeitig die Arbeit lieben, und die kleinste Unterstützung, die man ihnen gibt, macht ihnen aufrichtig Freude. Eines Tages hatte ich zum Postillon einen Knaben von 14 Jahren, mit einem sanften, lieben Gesichte; auf dem langen Wege fragte ich ihn, wer er sey? er sagte mir, sein Vater hätte zwölf Kinder, er wäre der Jüngste von allen. Seine Geschwister dienten auf verschiedenen Höfen, und er hatte es machen müssen, wie sie; seit seinem zehnten Jahre wäre er als Knecht beim Postmeister im nächsten Dorfe in Dienst getreten; dort bekäme er seine Nahrung, zwei Hemden und ein Paar Schuhe, sonst nichts. „Wie," sagte ich, „weiter nichts? Nicht einmal ein wenig Geld? Nicht einmal deine ganzen Kleider?" — „Nein, Herr," sagte er mit bewundernswürdiger

Digitized by Google

Resignation. „Wenn Sie wüßten! Die Ernten sind so schlecht! Die armen Leute haben so viel Mühe zu leben! Ich bin zufrieden, im Hause meines Herrn zu seyn, ihm bei seinen Arbeiten zu helfen, und so meinen Unterhalt zu gewinnen. Alle Jahre machen mir meine Mutter und Schwestern eine Jacke und Hosen, und so brauche ich nichts." Als ich ihn verließ, gab ich ihm einige Skelling; er zählte sie erstaunt, sah mich schweigend an, als wollte er wissen, ob ich mich nicht getäuscht hätte, dann sah ich eine Thräne aus seinen Augen rollen, und er sagte: „Sie haben mir so viel gegeben, als mir meine arme Mutter gibt, wenn ich sie zu Weihnachten besuche."

(Fortsetzung folgt.)

Königliche Druckerei in Paris.

(Schluß.)

Das Material der königl. Druckerei besteht in 125 Handpressen und zwei Dampfpressen, welche letztere größtentheils durch das Bulletin des Lois beschäftigt sind. Im Jahre 1830 erregten während der Revolution die Arbeiter einen Aufstand gegen die Dampfpressen und wollten sie zerstören; der provisorische Director (einer der Beamten der Druckerei, welcher sich nach der Sitte der drei Tage selbst zum Director ernannt hatte) vermochte sie nicht anders zu retten, als durch das Versprechen, daß sie nicht mehr gebraucht werden sollten, aber als die neue Regierung sich in Besitz des Etablissements setzte, wurde bald Alles wieder auf den alten Fuß gesetzt, und die Dampfpressen functioniren ohne Schwierigkeit. Die Druckerei besitzt Trocknungs- und Linirmaschinen, so wie Cylinder zum Heißpressen, welche von ihren Arbeitern erfunden und vervollkommt worden sind. Ihr gewöhnlicher Vorrath von Lettern beträgt 900,000 Pfund, und 6000 Formen bleiben gewöhnlich gesetzt, besonders für die Finanzadministration, deren Formulare nicht ändern. Diese Masse von Material ist eine große Bequemlichkeit für die, welche etwas dort zu drucken haben, denn obgleich nach den Reglements nicht über 12 Bogen von einer Arbeit zugleich gesetzt bleiben sollen, so ist nichts gewöhnlicher als 40 bis 50 Bogen von einem Buch im Satz zu lassen, je nach dem Wunsch des Verfassers.

Die französischen Lettern bilden 58 Corps verschiedener Größe und Form; die königl. Druckerei hatte viel länger als übrigen die alte runde Form der Lettern beibehalten, in welcher fast alle Theile des Buchstabens gleich stark sind. Als Didot (der Vater) anfing, die neue Form einzuführen, deren charakteristisches Zeichen darin besteht, daß die Theile der Buchstaben, wo man mit der Feder Haarstriche bildet, viel feiner sind, so entstand zwischen ihm und dem damaligen Director der k. Druckerei ein Streit über die Zweckmäßigkeit dieser Neuerung. Um ihn zu entscheiden, öffnete man zwei Bücher, deren eines mit den Lettern der Druckerei, das andere mit den von Didot (beide von gleicher Größe) gedruckt war, und die Richter des Streits entfernten sich langsam zurücktretend. Der Druck, welcher von der größten Entfernung aus lesbar blieb, sollte gewinnen, und die k. Druckerei gewann. Allein die Mode nahm so überhand, daß die k. Druckerei auch nachgeben mußte, und seit etwa 12 Jahren hat man 16 Corps französischer Lettern für sie geschnitten, welche ebenfalls Haarstriche haben, aber nicht so übertrieben feine, wie sie seit einiger Zeit Mode geworden sind. Sie sind sehr gelungen, und die alten werden nur noch zur Fortsetzung angefangener Sammlungen und zum Druck des Budgets gebraucht. Man hatte versucht, bei Einführung der neuen Schrift die Form des Lateinischen zu ändern, und es in der Form gestochen, in der es geschrieben wird, da man aber jedem Schriftsteller die Wahl ließ, ob er sich dieser oder der alten bedienen wolle, so wurde die neue bald allgemein verworfen, und man sieht sie jetzt nur selten angewendet.

Der Reichthum der königl. Druckerei an fremden Alphabeten ist sehr groß; ein Theil derselben kommt von Rom, wo die Franzosen bei der Besitznahme die Druckerei der Propaganda in Beschlag nahmen: sie confiscirten die Patrizen eines Theils der Alphabete, die sie dort fanden, und ließen von den übrigen Matrizen schlagen. Im Allgemeinen sind aber diese römischen Typen auf Folio oder Quartformat berechnet, und da diese mehr und mehr außer der Mode kommen, so läßt die königl. Druckerei jedes Jahr einige neue graviren, so daß man die alten (außer den arabischen, welche sehr schön sind) nur wenig zu sehen bekommt. Ich setze hier die Liste der fremden Alphabete bei: Aethiopisch, Angelsachsisch, Arabisch, Armenisch, Bengalisch, Birmanisch, Chaldaisch, Cingalesisch, Chinesisch, Coptisch, Estranghelo (alt Syrisch), Etruskisch, Georgisch, Griechisch, Guzzuratisch, Hebräisch, Irländisch, Japanisch, Madecassisch, Malabarisch, Mandschu, Mösogothisch, Mongolisch, Nestorianisch, Palmyrenisch, Pali, Pehlewi, Persepolitanisch, Rabbinisch, Punisch, Russisch, Sabäisch, Samaritanisch, Sanskrit, Slavonisch, Syrisch, Tagala (philippinisch), Tamul, Teutsch, Tibetanisch, Türkisch, Uigurisch und Zend. Ich habe oben von den drei chinesischen Alphabeten gesprochen, welche Fourmont schneiden ließ. Die ganze Zahl derselben beläuft sich aber auf sechs von verschiedener Größe und mehr oder minder vollständig. Eines wurde auf Verlangen und unter der Leitung von Remusat geschnitten, und enthält etwa 2400 Lettern, es ist aber etwas zu groß und erfordert wenigstens ein Quartformat, später fing Klaproth an eines für die königl. Druckerei schneiden zu lassen, bei welchem die Charakteren in ihre Elemente zerlegt sind, und das etwa 6000 Patrizen erfordert, um 45,000 Corps zu bilden; es sind 5500 gravirt worden, aber es ist nach Klaproths Tode liegen geblieben, und hat noch nicht gedient. Seit diesem hat Stanislaus Julien zwei vollständige Corps von 28,000 Charakteren in China auf Holzpflöcke schneiden lassen, welche die Bibliothek angekauft hat, und sie ist jetzt im Ordnen und im Gießen derselben begriffen. Sie sind auf kleine Formate berechnet, und es soll nächstens ein Werk mit ihnen gedruckt werden. Uebrigens erhebt sich neuerdings eine Concurrenz im Graviren orientalischer Alphabete, und ein geschickter Graveur, Marcellin Legrand, hat angefangen, eine Sammlung derselben zu verfertigen. Das erste Alphabet, das er vollendet hat, ist eine Pehlwischrift, deren Patrizen er zwar an die k. Druckerei abgegeben hat, aber da er Matrizen behalten hat, so kann er die sehr wohlgelungene Schrift in den Handel geben. Er hat

ferner angefangen, ein chinesisches Alphabet zu graviren, das nach einem von Panthier erfundenen Systeme zusammengesetzt ist, und aus etwa 4500 Patrizen bestehen wird, von denen etwa die Hälfte fertig ist. Sie haben zu Panthiers Tabio und Laotse gedient, und es sind Güsse davon nach Amerika, Venedig und sogar nach Canton verkauft worden. Legrand ist jetzt im Begriff, ein arabisches Alphabet zu stechen.

Die ehemalige Hauscapelle des Cardinals Rohan ist in eine Bibliothek verwandelt worden, in welcher man ein Exemplar von allen vom Ursprung des Etablissements an in ihm gedruckten Werke zu vereinigen sucht. Man hat bis jetzt etwa 2300 Bände zusammengebracht und es fehlen noch etwa 350, worunter natürlich die officiellen Drucksachen nicht begriffen sind, sondern nur wissenschaftliche Werke. Der Katalog dieser Bibliothek wird die beste Vertheidigung der k. Druckerei seyn, wenn ihre Existenz je wieder angefochten werden sollte. Sie ist eine Anstalt, welche der Wissenschaft große Dienste geleistet hat, und ihre Mittel, ihr neue zu leisten, täglich vermehrt. Es ist ein Glück, daß sie sich nach und nach so ausgebildet hat, jetzt könnte sie nicht mehr gegründet werden, und daß sie so eingerichtet ist, daß sie dem Staat kein Geld kostet, denn sonst würde sie nicht beibehalten werden. Die Werke, welche sie umsonst druckt, sind nicht alle gut gewählt, aber im Ganzen läßt sich nicht läugnen, daß sie mehr für solide Literatur und Gelehrsamkeit thut, als die Ministerien mit ihren Subskriptionen, welche viel bedeutendere Summen betragen.

Chronik der Reisen.

Erinnerungen an eine Expedition den Quorraſluß aufwärts mit Lander.

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Während der Audienz ließ der König eine große Kalebasse Bier bringen, doch auf die Warnung meines Knaben netzte ich nur die Lippen, und der König, der es bemerkte, war nicht unzufrieden damit, daß auch ich enthaltsam war, wie es ihm seine Religion vorschreibe. Von Zeit zu Zeit ließen sich in einem benachbarten Hofe die Töne einer Flöte des Landes und einer Tam-tam hören, unzusammenhängend und wie sie der Zufall hervorbrachte, doch außerordentlich sanft und klagend. Ich beschenkte den alten Häuptling mit einigen glänzenden Kleinigkeiten, die ihm viel Vergnügen machten, und zog mich dann zurück, unzufrieden nur damit, daß ich keine Pferde nach Toto erhalten konnte, dem Centralmarkt für alles, was von den Arabern kommt, denn alle ausländischen und bessre gearbeiteten Waaren, als das Land hervorbringen kann, sollen von Haussa kommen. Da ich hierin meinen Zweck verfehlt hatte, verlangte ich Pferde, um nach Abasah zurückzukehren, doch ohne Erfolg, es hieß, die Pferde seyen im Kriege. Da aber die Entfernung nur gering war, entschloß ich mich zu Fuß zurückzugehen, nahm noch einige Träger fürs Gepäck an und verließ die Hauptstadt um 1 Uhr Nachmittags.

Als ich über den Markt schritt, kam mir der König mit großem Gefolge entgegen. Anfangs glaubte ich, er wolle mich gewaltsam am Fortgange hindern, doch war das Zusammentreffen nur zufällig, und nachdem er vergeblich mich bei sich zu behalten gesucht hatte, entfernte ich mich. Aber war der Weg zu Pferde schon mühsam gewesen, so war er es zu Fuß noch weit mehr, obgleich er ziemlich gebahnt war durch die hin- und herziehenden Marktleute, die ihre Lasten auf den Köpfen trugen. Wir begegneten meistens Frauen, die alle ehrerbietig am Wege stehen blieben, um uns vorbeizulassen; einige, die nicht so schwer beladen waren, knieten sogar nieder. Auch berittene Krieger, von Dienern zu Fuß begleitet, die Bogen, große Köcher mit Pfeilen und Bündel von Speeren trugen, kamen uns entgegen; doch Roß und Mann schienen mit Kleidern, Waffen und Talismanen zu sehr bedeckt, um recht geschickt zur Flucht oder Gefecht zu seyn. Sie grüßten mich sehr freundlich, und zogen ihre Pferde am Wege zurück, um uns Raum zu lassen. Jetzt glaubte ich dem König wohl, daß er keine Pferde hatte, doch mußte entweder seine Reiterei sehr gering seyn, oder die Krieger zogen vor, einzeln auf Abenteuer auszuziehen, um ihren persönlichen Muth zu zeigen. Der Weg windet sich sehr, doch ist die Richtung von Kattam Karafi nach Abasah meistentheils südwestlich, die Entfernung im Gehen schien mir dieselbe, nämlich 3 Meilen.

Fast unmittelbar nach unserer Ankunft entstand plötzlich das Geschrei unter den Bewohnern des Dorfes: „Der Krieg kommt!“ Sie geriethen in die größte Verwirrung, und sahen nach allen Richtungen, da sie nicht wußten, woher eigentlich die Gefahr käme. Die wenigen Canoes waren schnell bis zum Sinken gefüllt, und selbst unser Boot war so voll von Schutz- und Hülfesuchenden, daß wir uns nicht rühren konnten. Da ich einige Waaren und Schießpulver beim Häuptlinge des Dorfes niedergelegt hatte, eilte ich, diese Sachen in Sicherheit zu bringen, fand den alten Mann ganz ruhig in seiner Hütte, da er das Gerücht für unbegründet hielt, wie es sich auch bald darthat. Eben so schnell als der Uebergang zum Entsetzen und zur Flucht gewesen, so plötzlich war ihre Ruhe und Heiterkeit wieder hergestellt, als die Grundlosigkeit des Gerüchts sich zeigte.

Die Felatahs greifen selten offen an, sondern fallen auf Nebenwegen und durch die Gebüsche plötzlich auf ihre Opfer. Bei dieser Gelegenheit aber kamen sie in solcher Anzahl, daß das furchtbare Gerücht von ihrer Ankunft ihnen vorausging, ohne jedoch einen Versuch zu erregen, sich ihnen entgegenzusetzen, da dieses einem Dorfe so unheilbringend gewesen war. Die Anwesenheit einer einzigen Musketé hatte nämlich die Einwohner desselben mit solchem Muthe erfüllt, daß sie es wagten, dem heranziehenden Feinde Widerstand entgegenzusetzen, und ein einziger Schuß genügte, um die Vorhut in die Flucht zu jagen. Als aber die Hauptmacht ankam, erlagen die Kühnen der Masse, und keiner der Bewohner entkam dem Schwert. Auch ist der Widerstand eines einzigen Dorfes Wahnsinn, so lange sie nicht sämmtlich gemeinsame Sache machen, um den Feind, der nichts weniger als tapfer ist, aus dem Felde zu schlagen. Doch die Neger sind eifersüchtig und fürchten einander, und sind daher leichte Beute.

Sobald der panische Schrecken sich gelegt hatte, schifften wir uns ein, und kamen um Mitternacht an Bord des kleinen Alburkah wieder an, wo ich Alles fand, wie ich es gelassen hatte, mit Ausnahme des Todes eines Krumann, der seit einiger Zeit an derselben Krankheit wie der alte Pasco litt, und ohne Zweifel ebenfalls vergiftet war. Während meiner Abwesenheit hatte Hr. Laird häufige, doch fruchtlose Versuche gemacht, mit den Felatahs in Verkehr zu treten. Wir bedauerten es damals, doch wünschten wir uns Glück, als wir später ihre feindlichen Absichten erfuhren, da der eigentliche Zweck ihrer Expedition die Plünderung und Zerstörung unserer Fahrzeuge war.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 6.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Januar 1840.

Chosrew Pascha.

(Eine konstantinopolitanische Erinnerung von Tietz.)

Während die orientalischen Angelegenheiten gegenwärtig ein europäisches Interesse erregen, erwacht aufs neue bei mir die Erinnerung an die Zeit, die ich in Konstantinopel verlebte, und an den Mann, der die letzte nationale Stütze des in seinen Grundfesten erschütterten, türkischen Reichs bildet. Ich meine Chosrew Pascha, den Gegner des abtrünnigen Vasallen, Mehemed Ali, von Aegypten. Es sind jetzt fünf Jahre, als ich durch die Straßen Konstantinopels streifend auf dem Platze vor dem Serail anlangte, wo eben die Achtparade unter dem Klange des Donizettischen Sultansmarsches, ausgeführt von einem ächt-türkischen Musikcorps, aufzog; denn auch bis in die sonst barbarisch klingende türkische Militärmusik waren die Reformen des verstorbenen Sultans gedrungen, und der Italiener Donizetti war ein Mann, der es verstand, seinen Tactstock mit Nachdruck auf die Köpfe seiner orientalischen Eleven niederfallen zu lassen. Die modern, blau und roth, uniformirten Truppen standen in Reih und Glied, als auf schönem arabischem Schimmelhengste in sehr unbeholfener Stellung sitzend ein fast achtzigjähriger Greis aus der hohen Pforte des Serails heraus galoppirte. Die Musik begrüßte ihn, die Mannschaft präsentirte auf preußische Art mit zwei Griffen das Gewehr, und langsam ritt der Seraskier Chosrew Pascha — er war der unbeholfene Reiter — die Fronte entlang, so daß ich Muße hatte, ihn bequem zu betrachten. Er trug türkische Generalsuniform, blaue Kurtka mit rothem, goldgesticktem Kragen und goldenen Epaulettes, der Fez bedeckte bis zu den Augenbrauen den Kopf und ähnte in seiner rothen Farbe fast dem runzelvollen, glühenden Gesichte, aus dem ein paar stechende Augen unstäte, aber feurige Blicke hervorschossen. Etwas Altürkisches war dem Reformirten noch geblieben, nämlich ein ungefähr vier bis fünf Zoll langer, spitz zulaufender, grauer Bart, der aber durch einander gewirrt nicht die Sorgfalt erkennen ließ, die der Türke gewöhnlich auf diese Mannszierde zu verwenden pflegt.

Chosrew Pascha ist ein lebendiger Beweis, wie in der Türkei der mit Geist begabte, und wäre er auch dem niedrigsten Stande entsprossen, sich leicht bis zur höchsten Stufe emporschwingen kann. Als grusinischer Christensklave kam Chosrew ins Serail; mit ihm der nachherige Kapudan-Pascha Hussein; beide waren Freunde. Als der letztere zu seinem hohen Posten gelangt war, hatte er seines Chosrews nicht vergessen und machte ihn zu seinem Secretär. Das mögen ungefähr 30 Jahre her seyn. Zehn Jahre später ward Chosrew Pascha von Aegypten; dann nach Konstantinopel zurückgekehrt, bekleidete er mehrere hohe Staatsämter, und wußte mit seltener Klugheit allen Gefahren zu entgehen, die den Hohen des türkischen Hofes zu drohen pflegen. In politischen Geschäften offenbarte er ein ausgezeichnetes Talent. Mahmud, der letztverstorbene Sultan machte ihn zum Kapudan-Pascha, und es war kein Unglück für ihn, daß er nach sechs Jahren diese Charge durch die Ränke seiner Feinde verlor, denn gleich darauf brach der Kampf mit Griechenland aus, und das verhängnißvolle Loos des damaligen Kapudan Pascha, den Brandern des Griechen Kanaris gegenüber, ist bekannt. Das war seine Periode sultanischer Ungnade, die aber nicht so hart war, daß er nicht zum Pascha von Trapezunt ernannt worden wäre. Sultan Mahmud hatte in ihm den ausgezeichneten Mann erkannt und schätzte ihn, wenn er ihm auch zürnte.

Als Sultan Mahmud den Kampf gegen die alten Vorurtheile des Volkes und des Reiches beginnen wollte, sammelte er um sich Männer, die ihm als geistige Hülfstruppen in diesem Riesenkampfe dienen sollten. Unter den Erfahrnen war Chosrew der erfahrenste. Nach Konstantinopel zurückgerufen, wurde ihm wieder das Amt des Kapudan-Pascha übertragen. Durch eine sehr strenge Mannszucht auf der ihm untergebenen Flotte suchte er, so viel wie möglich, der griechischen Seemacht die Spitze zu bieten. Englands Politik in jener Sache ward von ihm leicht durchschaut; es war, als ob er die unglückliche Seeschlacht bei Navarin voraussah, und so bat er, kurz vor derselben, seinen Herrn um Entlassung aus dem Dienste „hohen Alters und geschwächter Gesundheit wegen.“ Daß sein Geist aber kerngesund war, bewies er eben durch diesen Rücktritt, der seine Macht befestigte, und vielleicht seinen Hals von der seidenen Schnur rettete. Hochgeehrt von allen Türken sei-

Digitized by Google

ner kriegerischen Talente wegen, schrieben diese den Unglücksfall bei Navarin allein dem Umstande zu, daß nicht der alte Chosrew Pascha die Flotte befehligt habe.

Selten liebt man den Nachfolger in seinem Amte. So auch mag die Abneigung Chosrews gegen Mehemed Ali, dem nach ihm das Paschalik von Aegypten ward, entstanden seyn, die sich allmählich in unbezwinglichen, noch jetzt fortdauernden Haß von beiden Seiten verwandelte. Dieser Haß, der ihm den ägyptischen Vasallen entfremdete, knüpfte ihn fester an den Sultan und seine Reformationsplane, aus welchen er üppigere Frucht erziehen wollte, als die, welche Mehemed Ali von seinen Neuerungsversuchen erntete.

Indeß war Chosrew Pascha Seraskier oder Kriegsgouverneur der Hauptstadt und Oberbefehlshaber der regularen Truppen geworden. In dieser Stellung, die unversöhnlichen Haß gegen die Anhänger des Alten, gegen die Janitscharen, bedingte, war ihm deren Vertilgung natürlich genehm gewesen. Noch aber lebten in der Hauptstadt Trümmer und Anhänger der Vertilgten und des alten Systems, und man fürchtete einen Ausbruch ihrer Wuth. Chosrew sprach es öffentlich aus, daß er der Mann seyn werde, diese Ruhestörer zu züchtigen. Er durchritt die Straßen Konstantinopels, und dreihundert, deren Physiognomien seinem argwöhnischen Blicke nicht behaglich erschienen, wurden ergriffen und erwürgt. „Es ist besser," meinte er, „dreihundert vor dem Ausbruch eines Volksaufstandes zu opfern, als nach dem Ausbruche gezwungen zu seyn, das Leben von dreißigtausend aufs Spiel zu setzen." Vielleicht ist solche Aeußerung auf mehr Klugheit basirt, als es scheint. Und namentlich in der Türkei. — Man folgere übrigens hieraus noch nicht, daß es Lust an Grausamkeiten ist, die Chosrew zu dergleichen Gewaltschritten treibt, mehrere Beispiele haben das Gegentheil bewiesen. Chosrews, des Staatsbeamten, Herz, ist ein steinernes, im gewöhnlichen Leben ist er menschlichen Regungen, freundlichen Gefühlen nicht fremd.

Seine Abneigung gegen die Engländer ist bekannt, eben so seine Ergebenheit gegen Rußlands Monarchen, den er für den aufrichtigsten Freund seines Herrschers, seines Vaterlandes hält. Ob er sich täuscht, ob nicht, wird die Zukunft lehren.

Seine Treue gegen seinen verstorbenen Herrn, die er auch gegen dessen Nachfolger beweist, seine Beharrlichkeit und Festigkeit in den Unternehmungen, die ihm heilsam für Thron und Reich dünken, zwingen den unparteiischen Beobachter, Chosrew zu schätzen und zu achten. — Selbst seiner Hauptleidenschaft, dem Geiz, diesem fast allgemeinen Fehler des hohen Alters, legt er Schweigen auf, wo es das Wohl seines Vaterlandes gilt. Der Türke liebt kriegerischen Geist, und so wird Chosrew — mögen auch widersprechende Zeitungsartikel anders berichten — von den Türken geachtet und geehrt. Man blickt zu ihm, als zu dem einzigen Retter des rings von Sturm und Klippen bedrohten Staatsschiffes vertrauensvoll empor, indem man von seinem Geiste die glückliche Lösung der ungünstigen Verhältnisse erwartet.

Einige meiner Bekannten, denen es vergönnt war, Chosrew Pascha in seinem Privatleben zu beobachten, sind erstaunt über seine geistreiche Unterhaltung, den lebendigen Witz, der aus dem alten, dem Grabe nahen Körper, in unversiegbarer Fülle hervorsprudelt. Dieses gesellige Talent erwarb ihm in dem verstorbenen Sultan Mahmud nicht bloß einen gnädigen, vertrauungsvollen Herrscher, sondern zugleich einen Freund, der gern den großherrlichen Nimbus ablegte, wenn er sich in der Gesellschaft des alten Seraskiers befand. Wechselseitige Scherze verbreiteten heitere Lust, und hinter den schäumenden Champagnerflaschen verschwand der gewohnte moslemitische Ernst. Daß Chosrew, was das Weintrinken betrifft, noch ein guter Christ, wie in seiner Jugend ist, beweist seine Nase, die aus dem mit Runzelbollwerken besäeten Gesichte wie die rothe Fahne des Bacchus vorragt.

Ein russischer Diplomat, dem ich manche Nachricht über Chosrew Pascha verdanke, konnte mir nicht genug eine Soirée rühmen, zu welcher ihn der alte Türke eingeladen hatte. Trotz seines lahmen Fußes hinkte d türkische Gastgeber mit der größtmöglichen europäischen Salonsgewandtheit seinen Gästen entgegen; statt des schweigsamen mohammedanischen Kriegsgouverneurs fand man einen lebenslustigen Alten, der durch witzige Scherze die Stunden des Abends zu Minuten verkürzte.

Das Norrland.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Mal traf ich einen alten Soldaten, der den Feldzug in Finnland und Norwegen mitgemacht hatte, und außer einer jährlichen Pension von sechs Riksdaler Banco (ungefähr 6 fl.) an der Straße eine Boställe *) bewohnte. Er erzählte mir, daß er in einigen Jahren vom Dienst frei werden, und seine Boställe verlassen würde; aber er hätte schon sich für die Zukunft vorgesehen; noch als Soldat war er Nybyggare geworden, er hatte zwischen dem See und dem Walde einen hübschen Platz gewählt, sein Feld war umgestürzt, und sein Haus gebaut, seiner Feldzüge und Wunden wegen würde er die höchste Pension, ungefähr 40 Fr. jährlich erhalten. Er würde

*) Die schwedische Armee ist in zwei Theile getheilt: der eine ist der besoldete, der andere heißt „Indelta." Er bekommt keinen Sold, und verrichtet meist den Garnisondienst. Die Regimenter sind in die verschiedenen Provinzen zerstreut; jeder Officier, jeder Unteroffizier und Soldat hat den Genuß einer Besitzung, die Boställe heißt, die er bebaut, und deren Ertrag den Sold ersetzt. Sobald sie im Grade vorrücken, wechseln sie die Besitzung, und erhalten eine bessere. Treten sie aus dem Dienst aus, so verlassen sie die Boställes, und erhalten eine Pension. Im Herbste versammeln sich alle Regimenter der Indelta in ihren verschiedenen Lagern, die ihnen angewiesen sind, zum Exerciren; das ist der einzige Dienst, den sie in Friedenszeiten machen. Im übrigen Jahre sind sie Bauern, und ungeachtet der kurzen Dauer ihrer Uebungszeit bilden diese Regimenter, nach dem Urtheil aller, die sie manövriren gesehen, treffliche Truppen. Die Organisation des Indelta schreibt sich aus dem 17ten Jahrhundert her; Karl XI führte diese kluge Maaßregel aus, indem er eine Anzahl Grundstücke, die dem Adel für sehr geringen Zins in Pacht gegeben waren, zurücknahm, und sie so unter die Officiere und Soldaten vertheilte.

Digitized by Google

drei Kühe, einige Hämmel, ein Pferd besitzen, [und berechnete seine Zukunft freudiger als der Pariser Kaufmann, der, nachdem er zehn Jahre lang Zucker und Gewürze verkauft hat, in eine Provinz geht und sich ein Schloß kauft, um Herr eines Dorfes zu werden.

Doch so gut und dienstfertig die Leute dieses Landes sind, wenn man sie schonend behandelt, so stätig, hartnäckig und zuweilen sogar gewaltthätig werden sie, wenn man Gewalt oder Drohungen anwendet; denn sie verbinden mit der gewöhnlichen Sanftmuth ihres Charakters ein Gefühl des Stolzes, das weder Verachtung noch Anmaßung verträgt. Sie sind stolz auf ihre ehrbare Armuth, auf ihr arbeitsames, aber unabhängiges Leben. So beschränkt die Ausdehnung ihres Besitzes seyn mag, so gehört er doch ihnen, und Niemand hat das Recht, Rechenschaft von ihnen zu verlangen. Sie verlangen nicht, daß man sie als große Grundbesitzer behandeln solle, aber sie wollen auch nicht, daß man sie für Pächter halte. Hvarken herre, eller dave (weder Herr, noch Knecht), das ist ihr Wahlspruch. All ihre Bescheidenheit, all ihr Stolz ist in diesen wenigen Worten enthalten.

Es gibt keine öffentlichen Schulen auf dem Lande von Westerbothnien und Norrbothnien. Die Eltern besorgen selbst, unter der Leitung des Predigers, die Erziehung ihrer Kinder, und, arm oder reich, jeder Bauer kann lesen; doch noch sind sie nicht dahin gekommen, wie die Bauern Norwegens, sich unter einander zu vereinigen, um Journale zu halten, und Werke der Literatur sich zu verschaffen.

Vor einigen Jahren bildete sich unter ihnen eine Gesellschaft, die anfangs den Beifall aller Einsichtsvollen erhielt, die aber nach und nach eine Secte geworden ist. Man nennt sie die „Lesegesellschaft.“ Ursprünglich war ihr einziger Grundsatz, zu lesen und zu arbeiten, die Woche hindurch eifrig und geduldig zu arbeiten und Sonntags die Bibel und die Schriften Luthers zu lesen. Aber indem er die Bibel zu studiren sich bemühte, wollte der Bauer auch das Recht haben, sie auszulegen. Er verwarf die Meinung der Erklärer, die Auslegung des Predigers, und machte sich selbst einen Lehrbegriff. Man sah Bauern, gleich Missionären, über das Land gehen, die Bewohner der Dörfchen in eine Scheune versammeln und verkündigen, daß der Unterricht der Prediger nur Lügen seyen; das Wort Gottes träfe man in der Bibel, im Katechismus Luthers, alle andern Bücher müsse man verbrennen. Bald artete diese Lehre der Leser, so einfach, so moralisch, so achtungswerth im Anfange, in einen Mysticismus aus, der Ausschweifungen herbeiführte. Die herumziehenden Apostel sagten, die Menschen seyen noch in Finsterniß verhüllt und in Ungerechtigkeit vergraben, sie müßten plötzlich erleuchtet werden, wie der heilige Paulus und durch einen Act der göttlichen Gnade plötzlich bekehrt; der Glaube sey das einzige Mittel des Heils, und bei einem lebendigen, tiefen Glauben seyen die Werke unnütz. Sie lehrten auch, der Körper könne sich ungestraft dem Laster überlassen, sich im Schmutze wälzen, wenn nur der Geist in Beschauung vor Gott bleibe. Da sah man junge Mädchen ihre Kleider ablegen, in der Ueberzeugung, daß der Glaube sie hindern werde, die Strenge des Winters zu empfinden; andere entschlossen sich aus demselben Grunde nicht mehr zu essen, und einige sehr heißblutige Proselyten überschritten ohne Bedenken die Gebote Gottes und der Kirche, indem sie sich sagten, ihre Seele nehme keinen Theil an ihren fleischlichen Lüsten.

Als die Gesellschaft der Leser erst zu diesem Irrwege gekommen war, begreift man, daß nicht allein die Prediger, sondern auch die Staatsbeamten sie mit aller Strenge zurückweisen mußten. Doch fing man diesen Kampf vorsichtig an, denn, trotz ihrer Verirrung, lag dieser Gesellschaft so viel Achtbarkeit und Tugend zum Grunde, daß einsichtsvolle Männer fürchteten, wenn sie mit zu großer Strenge sie angriffen, möchten sie eine zu gewaltige Reaction hervorrufen und das Gute mit dem Bösen zugleich vernichten. Und durch sanfte Vorstellungen und väterliche Ermahnungen gelang es den Geistlichen, die Apostel der Gesellschaft zu gesünderen Grundsätzen zurückzuführen.

Die Gesellschaft besteht noch, doch frei von ihren falschen Lehren und zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt. Ich traf im Kirchspiel Skellefteå einen jungen Bauer, der dazu gehörte, und die ganze heilige Schrift auswendig wußte, denn jeden Augenblick citirte er eine neue Stelle. Seine Eltern waren auch bei der Gesellschaft der Leser, so wie seine Schwester, eine hübsche Blondine mit blauen Augen, die etwas vom Mysticismus angesteckt schienen, und mit der ich lieber den Roman des Lancelot vom See auf die Art Paolo's hätte lesen mögen, als die Bibel nach Art der Methodisten. Die ganze Familie erfüllte gewissenhaft die beiden Hauptgrundgesetze der Verbindung, sie arbeiteten alle Tage der Woche von Morgen bis zum Abend, und des Sonntags lasen sie das heilige Buch.

(Schluß folgt.)

Die Engländer auf Reisen.

1. In Italien.

So wie man nicht behaupten kann, irgend ein lebendes Geschöpf zu kennen, wenn man es nur in den gewohnten Beziehungen seines täglichen Lebens kennt, wie kein Ornitholog sagen wird, er kenne einen Vogel, wenn er ihn nur in seiner Heimath, in seinem Neste beobachtet hat, sondern ihn auch in seinem Fluge durch die Lüfte, auf seinen Wanderungen und Zügen nach andern Gegenden kennen zu lernen suchen wird, so möchte es auch mit den Menschen seyn. Aber unter allen Völkern möchte keines so nothwendig ein aufmerksames Studium außer seinem Hause, außer seinem Lande verlangen, als die Engländer, diese Zugvögel der Menschen, denen das Reisen schon seit mehrern Jahrhunderten so zur Gewohnheit, zum Bedürfnisse geworden ist, daß schon Sir Richard Steele, der Mitarbeiter Addisons, in dessen Tatler klagt, daß die jungen Engländer sich zum Gelächter der gebildetsten Nationen Europa's machen, indem sie ihre Thorheiten zur Schau trügen. In einem der Blätter desselben Tatlers kann man auch die Geschichte jener verehrungswürdigen Dame finden, welche behauptet, um ihrem Sohne, einem Kinde von 4 bis 5 Jahren, die Menschen und die Welt kennen lernen zu lassen, sey es Zeit, ihn seine Tour

Digitized by Google

durch Frankreich und Italien machen zu laſſen. Man wählte in dieſer Zeit einen armen Teufel von Studenten, dem man 80 Schilling per Monat gab, und der über den Geiſt und die Geſundheit des jungen Reiſenden wachen ſollte.

Bald begnügte man ſich nicht bloß, den Söhnen dieſe Reiſen nach Frankreich, Italien und Deutſchland als eine nothwendige erſte Erziehung aufzulegen, man ſah ganze Familien ſich mit ihren ſämmtlichen Angehörigen auf den Continent begeben, vom neugebornen Kindlein bis zum Urgroßvater. In den jetzt veralteten, doch deſſen ungeachtet von neuern Journaliſten ſtark benutzten Zeitſchriften findet man manche ergötzliche Berichte über die abenteuerlichen Reiſen engliſcher Touriſten. So theilte 1758 ein Ritter aus einer der nördlichen Grafſchaften dem Redacteur des Adventurer den Bericht einer Reiſe mit, die er mit ſeiner Frau und ſeinen beiden Kindern in Frankreich machte, und wenn man die veralteten Sitten und Gebräuche wegnimmt, glaubt man die Klagen, die Erzählungen, die Gedanken unſerer neuern Auswanderer zu hören.

Die Frau nimmt die Initiative und zeigt ihrem Manne die Nothwendigkeit der Reiſe: man muß Paris ſehen, dort gute Manieren, den großen Ton lernen; die Entfernung iſt nicht bedeutend, auch lebt man ſehr wohlfeil in Frankreich. Auf der Reiſe können die Kinder ihre Etudien vollenden, der Sohn bekommt Anſpruch auf Beförderung, die Tochter macht vielleicht eine gute Partie, zugleich iſt es eine Quelle des Vergnügens für die Eltern. Kaum hat die Frau ihre Rede beendet (denn man kann kaum anders die Worte einer engliſchen Hausfrau benennen), ſo nimmt die Tochter das Wort, und zeigt dem Vater die Vortheile dieſes Auszugs, der ſie in Stand ſetzen ſoll, die Pariſer Moden zu Rath zu ziehen, wie es ihre Couſine Miß Betty Townly gethan, und zugleich Tanzſtunden bei dem berühmten Marcel zu nehmen.

Der Vater weicht aus reiner Seelengüte den wiederholten Bitten der Mutter und Tochter; man trifft die Vorbereitungen zur Abreiſe, man ſchifft ſich ein; doch kaum eine Stunde von Dover entfernt, erhebt ſich ein fürchterlicher Sturm, und eröffnet auf eine bezeichnende und tragiſche Weiſe die Reihe unheilvoller Abenteuer und ernſter Mißgeſchicke, welche die unglücklichen Wanderer auf ihrer Reiſe zu beſtehen haben. Die Unglücksfälle verfolgen ſie bis nach Paris mit einer Ausdauer, die nur den neuen Unfällen gleichkommt, die ihnen ihr Aufenthalt in einer Stadt bereitet, wo ſie keinen andern Bekannten haben, als einen Bankier, bei dem ſie mit einer Summe accreditirt ſind, die, ſelbſt fechtfach vermehrt, nicht die Hälfte ihrer Ausgaben decken würde. Bald kommen Handwerker aller Art, die die Mühe übernehmen, die Frau und Tochter in Précieuses à la mode umzuwandeln; jeder Tag iſt durch glänzende, koſtſpielige Gaucheries bezeichnet; die franzöſiſchen Köche und Lakaien, die Lieferanten, Haarkräuſler, Tanzmeiſter ſaugen an dem unglücklichen Ritter ohne Erbarmen, und, wie man in Frankreich ſagt, à loulets rouges. Endlich ſchließt der Verfaſſer des Briefes, der zu gleicher Zeit die Hauptperſon und erſter Märtyrer dieſer unglücklichen Expedition iſt, den Bericht ſeiner Mißgeſchicke mit ächt brittiſcher Derbheit, indem er verſichert, daß von allen franzöſiſchen Ragouts kein wahrer Engländer für keines mehr Widerwillen empfinden könne, als für eine Dame, die à la française ſervirt würde. Doch nähert er ſich wieder etwas der Galanterie, indem er fragt, ob die Zartheit engliſcher Damen nicht einigermaßen der Natur jener feinen Weine gleichen möchte, die den Transport nicht vertragen können, und im Lande, wo ſie wachſen, getödtet ſeyn wollen.

In jetziger Zeit beſteht das reiſende England aus zwei wohl geſchiedenen Claſſen: den Nomaden und den Anſiedlern. Die letztere umfaßt die Familien, welche ſich nur gezwungen aus dem Vaterlande entfernen, und um die Wohlthaten zu genießen, welche die Coloniſation allein jedem Engländer gewähren kann. Die eigentlichen ſogenannten Touriſten, dieſe herumſtreifenden Sybariten, die, nach Art der Scythen, auf Wagen leben, nehmen Europa für eine öffentliche Promenade, und haben kein eigentliches Vaterland, als nur an dem Orte, wo ſie ein Mittel gegen die quälende Krankheit des Müßigganges zu finden hoffen.

Es ſcheint, daß der Aufenthalt in den großen Städten Englands, beſonders in London, ſo koſtſpielig geworden iſt, daß wenige Familien ihrem Range gemäß daſelbſt leben können, ohne ihr Vermögen zu ruiniren. Dieſe ziehen es natürlich vor, anſtändig und bequem in Paris, Neapel oder Florenz zu leben, als in London ein kümmerliches Daſeyn hinzuſchleppen. Gegen dieſe unfreiwilligen Auswanderer hat ſich bisher beſonders der Griffel der franzöſiſchen Caricaturzeichner gewendet. Eine reichere Quelle würden vielleicht die vom Müßiggange oder noch etwas Schlimmerem auf dem Continente herumgetriebenen Engländer darbieten. Freilich werden die Engländer ſelbſt häufig dieſe herumziehenden Muſterkarten engliſcher Nationalität verläugnen, aber ſie bleiben nichtsdeſtoweniger Engländer, um ſo mehr, je weniger die Mehrzahl daran denkt, ſich der engliſchen, wenn auch ſchlechten, Geſellſchaft zu entfremden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Findelkinder in Paris. In den Jahren 1852, 1853 und bis 1857 zählte man zu Paris jährlich 4 bis 5000 Findelkinder; im Jahre 1858 und 1859 zählte man nur etwas über 3000, und man hat allen Grund zu hoffen, daß auch dieſe Zahl noch abnehmen wird (Par. Bl.)

•

Ausfuhr von Paris. Welch wichtiger Fabrikort Paris iſt, kann man aus nachfolgenden Angaben entnehmen: Im Jahre 1858 ſtieg die Ausfuhr von Paris nach dem Ausland um 52 Millionen, und die erſten 11 Monate des Jahres 1859 ergaben eine Ausfuhr von 124½ Millionen, ſo viel als im ganzen vorhergehenden Jahre. (ibid.)

•

Häuſerbau in Paris. Vom Jahre 1852 bis 1858 incl. wurden zu Paris 5008 neue Häuſer gebaut; im Jahre 1859 allein 250. (ibid.)

•

Sprung in den Krater des Veſuvs. Ein franzöſiſches Blatt, der Volour vom 24 December, meldet ohne Quellenangabe, die Tochter eines ungemein reichen engliſchen Bankiers, Namens Miß Anna Wilſon, habe ſich am 12 Dec. v. J. aus Liebesverzweiflung in den Krater des Veſuvs geſtürzt. Ein junger ſchöner Lazzarone (!) von 19 Jahren ſoll der Gegenſtand ihrer Liebe geweſen ſeyn.

•

Der Themſetunnel ſoll ſich raſch ſeiner Vollendung nähern, und jede Woche um 8 Fuß vorrücken.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 7.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Januar 1840.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

Unter die erfreulichen Ereignisse, welche der Gang der französischen Bildung seit 50 Jahren darbietet, ist unstreitig die Theilnahme an ausländischer Cultur und Literatur zu sehen. Diese Theilnahme, als Beweis eines regen Strebens nach sittlicher Organisation kann und wird ohne Zweifel eine reiche, schöne Ausbeute geben, wenn auch bis jetzt sich noch wenig davon merken läßt. Denn weit entfernt, etwa jene, von erhitzten oberflächlichen Kunstjüngern unternommenen Nachäffungen deutscher, spanischer und englischer Poesie hieher zu rechnen, wiewohl sie von vielen faselnden Kraftmännern der neuern romantischen Schule in den Himmel erhoben und geübt worden sind, achten wir vielmehr, daß ein solches lediglich von dem großen Umschwunge der Zeit heraufgefördertes, durch die transscendentalen und humanitarischen Aesthetiker unterhaltenes, aber in leeren Formalismus ausgeartetes Unwesen nothwendig bald sich selbst vernichten und in sich selbst zerfallen müsse. Gleichwohl steht andrerseits, unsers Bedünkens, eben so wenig zu billigen, wenn über die Verirrungen einer sich aufraffenden Zeit auch das wahrhaft Bleibende verkannt und, nach einem bekannten Sprüchwort, das Kind mit dem Bade verschüttet wird, dergestalt, daß man z. B. eine in dem nationalen Bildungsgange durch Anstoß von außen her erweckte und gepflegte Form der Poesie als ganz unstatthaft, unzulässig und gleichsam abspürig verwirft. Denn auch dieß ist sicherlich eine Einseitigkeit, welche sich leicht als solche erweisen wird, wenn die Zeit der Ausbeute gekommen. Und welches ist denn nun diese Ausbeute?

Gestehen wir uns nur zuvörderst, die Aufgabe der modernen Welt ist und bleibt die geistige Annäherung der Nationen durch Wissenschaft und Literatur. Darauf führt die Geschichte und die vergleichende Würdigung der alten und neuen Welt, wenn wir anders den ethisch-organischen Zusammenhang der Universalgeschichte nicht frevelhaft läugnen oder zerreißen wollen; darauf führt die bezeichnende Eigenthümlichkeit der gebildetsten Völker Europa's, welche im bewußtlosen schönen Streben nach wahrer Universalität und Allseitigkeit sich nicht mehr scheuen, das Fremdeste und Entfernteste in sich aufzunehmen; darauf endlich führt auch das schon Gewonnene hin. Wenn nämlich durch immer gründlicheres und tieferes Eindringen in den eigenthümlichen Sinn und Geist aller Umgebungen der Sinn selbst vielseitiger geweckt, der Verstand geschärft und umfassender wird, wenn Gefühl und Anschauung, Denken und Bilden sich immer inniger und kräftiger durchdringen, die Welt in ihrer Idee ergreifen, diese Idee in ihren Darstellungen verfolgen, und jeden einzelnen Moment ihrer Darstellung in seiner Beziehung zum Ganzen fassen und würdigen; wenn von Seiten des Subjectiven und Individuellen her — wodurch die moderne Kunst doch wohl erst ihre bestimmte Richtung bekommen hat — eine vollständige Ansicht der Welt nach ihrer physischen und ethischen Seite sich aufbaut; wollten wir dieß nicht für eine schöne Ausbeute annehmen und gelten lassen?

Und dieß gerade ist es, was wir von jenem gründlichen Studium erwarten, daß nicht nur ein wahrhaft edler und großer Sinn für die großen Verhältnisse der Welt erschlossen, sondern auch durchgebildet und durchbildend in der parallellaufenden Entwicklung des Geistes und der Natur, mit anderen Worten in der Geschichte angetroffen werde, wozu bei uns nach Herder, und in Frankreich nach Guizot, Villemain und Cousin bedeutende Anstalten gemacht worden sind. Wie sehr aber hiermit das in Frankreich und Deutschland Mode gewordene willkürliche Construiren nach irgend einer vorgefaßten Meinung, wie das einseitige Berechnen der Geschichte auf einen pragmatischen Nutzen hin, wodurch ein Geschichtwerk wohl sprechreich, aber nicht geistreich wird, verwerflich erscheint, leuchtet gewiß auch ohne Erinnerung Jedem ein, der das Gesagte verstanden hat. Hoffentlich wird immer klarer werden, daß sociale und religiöse Weltanschauung die Angel der Geschichte ist, daß Philosophie und Philologie als Dolmetscherinnen dieser Weltanschauung nothwendig coincidiren, daß aber in der still und göttlich und in immer neuen Metamorphosen durchgehenden und sich ergänzenden Einheit, wenn irgendwo, die wahre Poesie liege, am wenigsten aber in den Utopien, welche einige verworrene ausgehöhlte Kraftgenies außerhalb der Welt in den dürren Steppen des Verstandes, oder in den luftigen Regionen der

Digitized by Google

Phantaſie aus Worten und Formen aberwitzig aufbauen. Werden aber die Sprachen als ein großes, in weite Verzweigungen ſich gliederndes Ganze, welches nur Schema religiöſer Anſchauungen iſt, ſich darſtellen, ſo wird damit die Philologie ihre alte Würde wieder einnehmen, die ihr gebührt und welche ſie nur durch die Einſeitigkeit und Beſchränktheit ihrer Bearbeiter verlor. Dieß Alles ſetzt eine Seele voraus, welche in ruhiger heiterer Freiheit Alles in ſich aufnehmen und gleich ruhig überſchweben kann, und ſo das Band iſt zwiſchen Seyn und Werden, zwiſchen Erkennen und Darſtellen, oder, wie man dieſe bloß zum Behuf der Abſtraction gemachten Gegenſätze nennen will. Sehet aber zu, ob nicht ſchon dieß allmählich unter euren Augen vergehe, und ob mit dieſer Anerkennung der ewigen Harmonie, deren Melodie und Rhythmus in der Natur und im Geiſte wechſelſeitig in einander ſpielen, nicht etwas Schönes und Würdiges, ja das allein Wahre und Würdige im Erkennen gewonnen werde, wie es ſchon in der Darſtellung ſich ſelbſt beut. Habt ihr euch zu dieſer Anerkennung emporgeſchwungen, ſo werdet ihr es ruhig anſehen, daß einerſeits unklare, die Freiheit des Individuums in der Willkür der Perſönlichkeit ſuchende Naturen in leeren und ſchalen Träumereien dahinſtreben, Andere dagegen, welche kaum im Gebiete des Verſtandes ſich zurechtfinden können, Alles, was ſie nicht mit dieſem aufzufaſſen vermögen, Schwärmerei, Myſticismus, Ultramontanism ſchelten, ja in ihrem Dünkel die Welt zu retten vermeinen, wenn ſie über dieſe nur durch ihre engherzige, beſchränkte Perſönlichkeit erzeugte und mißgeſchaffene Nichtigkeiten das Hülfsgeſchrei erheben. Ihr werdet in beiden Unſittlichkeit erkennen, aber auch zugleich das höhere Ganze, worin ſie und ihre Nichtigkeiten ſtill verfließen, das Ganze, welches eben ſo ſehr die Feſſeln des Worts und der Begriffe zerreißt, als es die Flittern verſchmähet, welche eine überzarte, übereizte und verweichlichte Phantaſie ihm anhängen und anwerfen möchte.

Wir achten dieſe Vorerinnerungen zur Würdigung der Unternehmungen und Beſtrebungen in Frankreich, die wir gleich näher ins Auge faſſen wollen, nicht für unnütz; vielmehr denken wir durch die Bezeichnung der Sphäre, in welche ſie, wenn auch bewußtlos, eingetreten ſind, ihnen gerade den rechten Standpunkt anzuweiſen.

Es gibt keine noch ſo abſtracte und ſtreng wiſſenſchaftliche Beſchäftigung, welche nicht einen Hinblick auf die Literatur geſtattet: denn die Literatur iſt das Band, welches die verſchiedenen Wiſſenſchaften in ſich verknüpft, ja ſie iſt die erſte aller Wiſſenſchaften, wenn man ſie vom univerſalhiſtoriſchen Geſichtspunkte aus ſtudirt. Eben weil man die Literaturelemente bei den verſchiedenen Nationen zu ſehr von einander getrennt und aus einander gehalten, gibt es heutiges Tages noch keine Weltliteratur, und es wird noch lange dauern, bis die Prophezeyung Goethe's in Erfüllung geht. Man hat indeß überall angefangen, den Grund zu einer Weltliteratur zu legen; wir ſehen überall ein wirklich raſtloſes Beſtreben, den verweſenden Leib der modernen Literatur mit den Blumen aller Zeiten und Länder auszuſchmücken; die Poeſie namentlich ſchwärmt beſtändig in die entfernteſten Regionen und kehrt mit den fremden Schätzen bereichert in ihre Heimath zurück zu dem, was für ihre Zeit, ihre Nation einmal der höchſte Brennpunct des Gefühls und der Dichtung iſt; kurz überall erzielt man eine Ausbildung ins Vielſeitige, die Befreiung von'eng Lokalem und Nationalem, etwas Individuelles in größerer Dimenſion, wie wenn etwas Großes, Allgemeines im Werke wäre. Inſofern möchte ich das literariſche Treiben in unſeren Tagen mit den Zurüſtungen zum Bau eines gothiſchen Domes aus der Vorzeit vergleichen. Des Meiſters Ruf iſt erklungen; da regt ſich Alles, was Hände und Füße hat; Lehrling und Geſelle eilt an das Werk, jeder an ſeinen Poſten. Dort erdröhnt der Fels von gewaltigen Hammerſchlägen, und tauſend rauhe Hände ſind geſchäftig, aus ſeinen Eingeweiden den rohen Stein zum künftigen Bau zu holen; andere bereiten emſig den Grund, aus welchem das Heiligthum emporſteigen ſoll; wieder andere bereiten mit gelehriger Hand die Bindemittel; andere hämmern und ſchärfen die Werkzeuge; alle Elemente ſind in Bewegung; der Menſch hat mit ihnen einen Bund geſchloſſen; ein buntes Gewühl von Arbeitern ſammelt ſich auf der gewählten Stätte; die Axt, der Meißel die Hippe und Hacke, der Hebel, das Richtſcheit und unzählige andere Inſtrumente erſchallen zu einem wunderlich verworrenen Concert; ſchon rundet und glättet ſich der rauhe Fels zu unzähligen Trümmern; ſchon iſt das Fundament in die Erde gelegt; kühn erheben ſich Gebälke und Gerüſt, aber es iſt wie die Morgendämmerung des Schöpfungstages; noch gährt Alles in einem unordentlichen, untergeordneten Chaos, und jede menſchliche Seele harrt auf das Schöpfungswort des Meiſters. Doch nur in des Meiſters ſtiller Bruſt iſt die Idee des Tempels gereift; in ſich verſchloſſen, trägt er das lebendige Bild — Allen noch ein dunkles Geheimniß. Aber nun tritt der Schöpfer mitten unter die bewegten Elemente, ſie mächtig beſchwörend, und dem Dienſte ſeines innern Gottes weihend. Das ſchöpferiſche Wort iſt ausgeſprochen, und nun regt und bewegt ſich Alles nach Einem klaren, lebendigen Willen: Maſſen ſchmiegen ſich an Maſſen, groß und kräftig ſteigen ſie aus dem Boden, dem Befehle des Meiſters gehorſam; da rundet und wölbt und thürmet es ſich von Höhe zu Höhe, als wäre der todte Stein von dem Worte des Lebens beſeelt. Immer herrlicher entwickelt ſich die Idee in tauſend und aber tauſend göttlichen Gedanken; Verhältniſſe keimen aus Verhältniſſen, Harmonien aus Harmonien, bis endlich die göttliche Idee ſich in ihrer Einheit und Vollendung offenbart. Da ſteht nun der Bau, wie ein flammender Hymnus, in heiliger Begeiſterung empfangen, kräftig und rein aus der Seele des Meiſters gefloſſen, gewaltig nach oben ſtrömend, zuletzt im Unendlichen verhauchend, und alle Herzen von heiliger Andacht entzündet, nach den ewigen Höhen ziehend.

(Fortſetzung folgt.)

Das Norrland.

(Schluß.)

Nächſt dem Vergnügen, welches das Leben mitten unter dieſer intereſſanten und achtbaren Bevölkerung gewährt, gibt es

Digitized by Google

ein anderes, nicht weniger angenehmes, nämlich nach und nach durch alle Abſtufungen des geſellſchaftlichen Lebens und materiellen Wohlſtandes hindurchzugehen, zu ſehen, wie von den äußerſten Sümpfen Lapplands der Boden immer weniger dürr, die Menſchen wohlhabender werden, je weiter man nach Süden vorgeht; zu ſehen, wie herrliche Fichtenwälder auf verkrüppelte Birken folgen, Gerſtenfelder auf öde Weideplätze, und Weiler auf einzeln ſtehende Hütten. In Haparanda findet man ſchon ſchöne und reiche Häuſer, die jede große Stadt zieren könnten, lebhaften Handel und Fahrzeuge, die bis nach Braſilien die nordiſchen Producte verführen. In Pitea iſt eine Schule, wo lateiniſch, deutſch und franzöſiſch gelehrt wird, in Umea findet man eine Buchhandlung; darauf kommt die hübſche Stadt Sundswall mit ihrem trefflichen Hafen und zahlreichen Schiffen; Hudikswall und Soederhamn, deren Handel ſich in den letzten Jahren bedeutend vergrößert hat, und endlich Gefle, das mit ſeinen Holzniederlagen, Waarenhäuſern und wichtiger Ein- und Ausfuhr ſich jetzt zur Nebenbuhlerin von Gothenburg und Stockholm macht.

Die ganze Provinz von Angermannien iſt ihrer doppelten Induſtrie wegen bemerkenswerth. Hier trifft man einige der ſchönſten Hammerwerke Schwedens; hier verfertigt man die köſtliche Leinwand, die an Dauer und Feinheit die holländiſche übertrifft. Die Arbeiter ſind hier nicht in großer Maſſe in ungeheuren Arbeitsſälen verſammelt, vergeblich ſucht man in der ganzen Ausdehnung der Erdzunge eine ſogenannte Spinnerei, aber jedes Bauernhaus iſt eine für ſich, jedes Zimmerchen hat ſein Schiffchen und Rad. Im Herbſte verſammeln ſich des Abends alle Bewohner der Hütte, Männer, Frauen und Kinder, um den Herd, und beſchäftigen ſich, den Flachs zu brechen, zu krämpeln und zuzubereiten. Dann, wenn das Werg rein und geſchmeidig iſt, ohne Faſern und Knoten, ſetzt ſich das junge Mädchen an den Rocken, und die Hausfrau webt. Wenn die Leinwand fertig iſt, wird ſie zur Prüfung zwei Experten vorgelegt, welche die Feinheit beſtimmen und die Sorte ſtempeln, und hiedurch den wahren Werth anzeigen.

Die Hauptſtadt der Provinz iſt Hernoeſand; es iſt die äußerſte, literariſch gebildete Stadt im Norden. Hier iſt ein Gymnaſium, wie ein antiker Tempel gebaut nach dem Plan Guſtavs III, eine Bibliothek von 2000 Bänden, ein Journal (das wöchentlich ein Blatt in Quart gibt und jährlich 4 Fr. koſtet), das letzte erſterbende Echo der Neuigkeiten Europa's, ein Conſiſtorium, ein Biſchof, und dieſer iſt der Dichter Michel Franzen, der Patriarch der romantiſchen Literatur.

Nach einer Reiſe, wie die, welche ich gemacht hatte, mitten durch die Eisfelder Spitzbergens und die Gebirge Lapplands, völlig der Bücher beraubt, im Schweigen der Wüſte, war es für mich ein großer Genuß, dieſen würdigen Greis zu treffen, in ſeiner Wohnung alle literariſchen Reichthümer des Nordens und Südens ausgebreitet zu ſehen und in die geiſtige Welt wieder einzutreten, in der ich ihn ſprechen hörte, und durch ſeine Verſe in die Welt des Zaubers eingeführt zu werden. In Schweden hat man einen Lieblingsvogel, der ſich des Abends an den Ufern der einſamen Seen niederläßt, auf den Zweigen der Birke, und, während Alles um ihn ſchläft, in der Ruhe der Sommernächte ſeinen Geſang ertönen läßt; man nennt ihn die nordiſche Nachtigall. Franzen iſt dieſer privilegirte Sänger, der, mitten in einer dürftigen Natur, die Schätze ſeines Geiſtes bewahrt und in dem Schweigen, das ihn umgibt, ſeine frommen Gefühle ſingt.

Reiſenotizen.

Eine ruſſiſche Expedition, welche im Jahre 1839 von Archangel nach Nowaja Semlja abging, iſt im October 1839 zurückgekehrt, nachdem ſie auf jenen Inſeln überwintert; Lieutenant Zimolka, der ſchon viele Reiſen dahin gemacht und auch eine Karte des Landes entworfen hat, ſtarb während der Reiſe.

Der Gouverneur von Neuſüdwales, Sir G. Gibbs, hat eine Expedition unter Capitän P. P. King nach der Shoal-Bay, nördlich von dem Hafen Macquarie, geſendet; dieſe Bay liegt unter 29° 25' S B. und iſt die Mündung eines ziemlich bedeutenden Fluſſes, der durch ein ſchönes, allem Anſchein nach fruchtbares Land läuft, das, ſo viel man bis jetzt bemerken konnte, nicht von den periodiſchen Dürren zu leiden hat, die Neuſüdwales ſo oft heimſuchen.

Die Engländer auf Reiſen.

1. In Italien.

(Fortſetzung.)

Beſonders hat Italien an den Folgen ſeiner Gaſtlichkeit gelitten, mit der es dieſem eingefleiſchten Egoismus ſeine Wohnungen und Gaſthäuſer geöffnet hat. Schon im vorigen Jahrhundert war es Sitte, junge Engländer nach Florenz oder Rom zu ſchicken, um daſelbſt ihre Erziehung zu vollenden. Doch ſtatt deſſen brachten ſie in dieſes Land ihre zügelloſen Gewohnheiten, ihr rohes Leben in Wirthshäuſern, das ſie auf engliſchen Schulen und Univerſitäten geführt hatten. Auch hier hat das früher angeführte Blatt eine Scene, die mit wenig Abänderungen auf die jetzigen Engländer in Italien paſſen würde. Squire Lavender hat ſeinen Sohn unter der Obhut eines jungen Grafen, eines achtungswerthen Mannes, nach Paris geſchickt, um die Sprache des Landes zu lernen und ſich an einen feinen Umgang zu gewöhnen; doch bald benachrichtigt ihn der Hofmeiſter, daß ſein Sohn nur mit ausſchweifenden, rohen Engländern umgeht, ſich ſelbſt mit einer irländiſchen Schauſpielerin der tollſten Verſchwendung ergebe und kein franzöſiſches Wort lerne. Er räth ihm daher, ihn nach Italien zu ſchicken, wo vielleicht andere Umgebung und anderes Klima einen heilſamern Einfluß auf ihn haben könnten. Der Vater willigt ein; doch ein Brief des Sohnes von Rom aus, der mit äußerſter Brutalität von den Italienern ſpricht, und offen geſteht, daß ſeine engliſche Umgebung ihn auch hieher begleitet habe, die Schilderung ſeines Lebens und die Bitte, ihm neue Geldzuſchüſſe zu ſchicken, zeigen dem Vater, daß der Sohn in Italien um nichts beſſer iſt, als in England ſelbſt, und er thut nach dem Rath des Hofmeiſters und ruft ihn ſchleunig in die Heimath zurück.

Alle Völker reiſen, doch nur der Engländer weiß zu reiſen; er hat daraus eine Kunſt gemacht, die er auf Grundſätze und genaue Regeln

zurückgeführt hat. Den Engländer erkennt man sogleich auf einem Dampfboot oder in dem Postwagen an den tausend Kleinigkeiten, mit denen er sich vorsorglich zu seiner Bequemlichkeit umgibt, die ihn niemals belästigen, doch die in seinen Augen, durch den Nutzen jedes Einzelnen, das Fourniment des vollkommenen Touristen darstellen. Man betrachte ihn nur: Niemand trägt einen besser gewichsten und mit Gummi bestrichenen Mackintosh; seine Reisemütze kann im Nothfall über die Ohren herabgeschlagen werden, um den kalten Winden und feuchten Morgennebeln zu widerstehen; seine Gamaschen sind die leichtesten und bequemsten, und sein ganzes Aeußere zeichnet sich durch Eleganz und jene excentrische Einfachheit aus, die nur in England gefunden wird. Er hat die genaueste Reisekarte, das nettste Fernglas, sein Vade-mecum ist am besten ausgestattet und sein Cicerone enthält auf dem kleinsten Raume die vollständigsten Nachweisungen im kostbarsten Einbande. Meisterwerke aber der Erfindung für Eleganz und Bequemlichkeit sind sein Portefeuille und sein Koffer. Jenes enthält in Falten und Taschen von jeder Gestalt und Größe jede Abtheilung seiner Papiere besonders: seine Empfehlungsbriefe, Wechsel, Creditbriefe, der Paß nehmen jedes seinen besondern Platz ein, und hier, wie in seinem Koffer, ist durch die Vorrichtung schon jeder Verwirrung vorgebeugt. Jedes hat seinen eigenthümlichen Platz, die eilige Hand des Reisenden kann nie fehlgreifen, nichts in Unordnung bringen, und durch die Complication der Abtheilungen und Fächer ist eben so wohl dafür gesorgt, im Nothfall dem Luchsauge der Zollbeamten zu entgehen, als durch die Leichtigkeit das Uebergewicht vermieden wird.

Doch um eine vollständige Idee von der englischen Ueberlegenheit in der Kunst zu reisen zu erhalten, muß man in das Heiligthum des Reisenden selbst eindringen, sein Reisenecessaire, diesem Meisterstück an Geschmack und Bequemlichkeit, das in Frankreich der berühmte Ancoch allein nachgeahmt hat. Hier trifft man Alles, was nur die minutiöseste Toilette verlangen kann: Pomaden, Schönheitsmittel jeder Art, Essenzen, Bürsten, Kämme, Rasirmesser, Zangen für Backenbart, Augenbrauen und Schnurrbart, Scheeren für die Nägel, Gratte-dos, Gratte-dents u. s. w. Alles leuchtend, glänzend, trefflich gearbeitet und trefflich geordnet, oft sogar Thee und eine kleine Reiseapotheke, die, wenn sie auch keine Krankheit vertreibt, doch die Lust, krank zu werden, verhindert.

Mit dieser Ausstattung zieht der englische Reisende über die Alpen, um seinen Landsleuten und den Eingebornen des Landes das wahre Muster der Sorgfalt und Vorsicht zu geben, das diese Seite des Lebens hauptsächlich erfordert. Doch entsteht häufig ein ganz anderes Gefühl, als das der Bewunderung, wenn man dieselben blonden Milchgesichter in den Gasthöfen, auf den Straßen und vor jedem Hause wie Wegsäulen aufgepflanzt findet, eingepackt in die symmetrischen Reiseröcke (houpp landes) mit den Jabots in Form der Orgelpfeifen, dem im Ueberzug steckenden Regenschirm unter den Oberarm gepreßt, mit den streng nach englischer Form geschnittenen Backenbärten, den leblosen Augen, den Hals eingeschnürt in das Halstuch. Nirgends fällt diese Monotonie des Anzuges, der Sprache, des Ganges mehr auf als in Italien, wo der milde Himmel und die schönen Künste ein Aufgeben der strengen Regeln des Comforts rechtfertigen, wenn nicht gebieten möchten. Alles huldigt dem heitern Geiste des Lebens, dem sanften Hauche des südlichen Himmels, nur der Engländer nicht. Er bleibt streng seinen frühern Gewohnheiten treu, und macht sich zum Gegenstande des Gelächters und des Spottes durch seine Unempfindlichkeit und Kälte, mit der er jeden lebendigen Eindruck von sich zurückweist. So kann z. B. nur einem Engländer jene Anekdote zugeschrieben werden, wo ein Reisender mitten in der Nacht durch Ferrara kommt und, als der Postillon ihm den Namen nennt, froh ausruft: „Wieder eine Stadt gesehen!“ Man kennt ja wohl jene Geschichte, wo ein Engländer, endlich des ewigen Lobes der St. Peterskirche in Rom müde, mit Extrapost nach Rom reist, ohne sich irgendwo unterwegs aufzuhalten, vor St. Peter einige Minuten stehen bleibt und mit dem Ausrufe: „Weiter nichts?!“ sich wieder in den Wagen setzt und nach England zurückkehrt.

Freilich bleibt bei allen diesen Seltsamkeiten den Engländern die Genugthuung, daß jeder Gastwirth sich beeilt, sein bestes Gesicht zurecht zu legen, sobald er einen jener Berliner seinem Hause nahen sieht, auf dessen Kutschersitz der bunte Plaid des Kammermädchens ihm anzeigt, daß seinem Hause eine reiche Ernte zugewiesen ist. Doch ob die Freundschaft der Kellner und das zufriedene Lächeln des Wirths dem Reisenden genugsame Entschädigung für den Ruf der Narrheit, ja oft der Dummheit gewähren kann, den sie bei andern eintauschen, ist eine Frage, die wir hier nicht untersuchen wollen.

Der Italiener ist von Natur höflich, zuvorkommend, theilt sich gern mit. Stolz auf die Kunstschätze seines Landes, betrachtet er sich zugleich als Besitzer und Verwalter derselben. Wie seltsam sieht es nun aus, wenn man auf den öffentlichen Plätzen von Rom oder Florenz einen Engländer auf dem Weg zu irgend einer Kirche oder andern Gebäuden sieht. Mit finsterem Blick, gerunzelter Stirne, verächtlich zusammengekniffenen Lippen steht er mit bedecktem Haupte dem Italiener gegenüber, der mit Dienstfertigkeit und freundlichem Lächeln ihm die gewünschte Nachweisung gibt, oft wohl seinen eigentlichen Weg verläßt, um den Fremden sicher zu führen, der neben ihm hergeht, als wäre er der erzürnte Herr oder beleidigte Theil, und für alle Freundlichkeit der Begleitung oft nicht ein trockenes Good day aussprechen kann, was freilich seinen lächerlichen Krämerstolz zu sehr erniedrigen würde; kaum kann er mit einer leisen Bewegung der Hand danken.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Rechtfertigung von Nostradamus. Ein französischer Schriftsteller, Namens Eugène Bareste, soll mit nächstem ein Werk herausgeben unter dem Titel: Nostradamus vengé. Das Andenken des Doctor Nostradamus soll darin zu Ehren gebracht werden, und der kritischen Abhandlung darüber eine philosophisch-historische über alte und neue Weissagungen folgen, nebst einer Erklärung der Centurien von Nostradamus über die Ereignisse von 1789, 1792 und das Auftreten Napoleons, und endlich ein bibliographischer Katalog aller alten Ausgaben der Centurien von Nostradamus. (Echo du Monde Savant vom 21 December.)

Ueber den Zusammenhang einiger Erdbeben. Ein schottisches Journal enthält hierüber Folgendes: Erdbeben haben neuerlich zu gleicher Zeit in Savoyen, zu Reggio in Calabrien und in der Grafschaft Perth stattgefunden; diese liegen in einer geraden Linie. Die Entfernung vom Comrie in Perthshire nach Reggio beträgt 1550 englische Meilen, oder ein Sechzehntel des Erdumfanges.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Google

Nr. 8.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Januar 1840.

Die Narten, oder Hundeschlitten.

(Aus Wrangells Reise in den Polarmeeren.)

Der Bau dieses dem Norden Sibiriens ausschließlich eigenthümlichen Fuhrwerkes beruht hier bloß auf empirischer Gewohnheit; es gibt keine bestimmten Regeln über Verhältniß und dergleichen desselben, und so gibt es denn gute und schlechte Narten, deren Vorzüge oder Mängel der Verfertiger oder Besitzer erst bei dem Gebrauche merkt. Unsere praktischen Erfahrungen darüber sind folgende: die Narten, deren wir uns auf unsern Eisfahrten ins Meer mit dem meisten Erfolge bedienten, hatten folgende Verhältnisse: Länge der Sohlen 2½ Arschin; Breite des Schlittens ¾ Arschin; Höhe zwischen den Sohlen und der obern Lage 6 Werschok. — Das beste Holz zum Nartenbau ist die Birke; zu den Sohlen muß es möglichst ohne Aeste ausgesucht werden, weil sich zwischen diesen das weichere Holz schneller abnutzt, während die härteren Astenden widerstehen und Höcker bilden, die das Rutschen sehr erschweren.

Der ganz flache Obertheil der Narte, auf welchem die Ladung liegt, wird aus den langen, biegsamen Schüssen der Sandweide dicht geflochten.

Um die Birkensohlen zäher zu machen, und sie vor dem Bersten und Abnutzen zu bewahren, werden sie in siedendem Wasser geweicht, und dann auf einen Monat und länger unter das Eis in fließendes Wasser gesenkt. Wenn sie sich hier hinlänglich mit Wasser vollgezogen haben, nimmt man sie bei starkem Froste heraus, wo sie dann vollkommen glatt und beinahe eisenhart werden.

Eisen findet sich an der ganzen Narte gar nicht; alle Theile derselben sind, außer dem oberen Flechtwerk, bloß mit Riemen verbunden und befestigt, so daß sie bei jeder etwas starken Bewegung des Schlittens nachgeben und sich biegen. Dieses Elastische in dem Bau der Narten ist sehr wesentlich, weil es sie auf schlechten Wegen und bei dem jähen Hinauf- und Hinabfahren in den Torossen vor dem Zerbrechen bewahrt.

Die Stelle des Eisens unter den Sohlen vertritt hier die Wojda, d. h.: man begießt bei gutem Froste die untere Fläche der Sohlen mit Wasser, welches sogleich gefriert, und eine völlig glatte Eiskruste von ungefähr 6 Linien Dicke bildet und sich so innig mit dem feuchten Holze verbindet, daß sie bei anhaltendem Froste, und wenn nicht gar zu viele scharfeckige Eisbröckel oder Torossy vorkommen, oft einen ganzen Tag vorhalten. Außer der großen Erleichterung im Hingleiten gewährt die Wojda auch noch den Nutzen, daß sie die Sohlen immer feucht und naß erhält, und sie nicht rissig und uneben werden läßt. Wenn die Sohlen gut mit Wojda überzogen sind, so kann man im Frühling bis 35 Pud auf die Narte laden; bei starker Winterkälte aber wird oft eine Ladung von 10 Pud schon den Hunden beschwerlich.

Bei einer weiten Fahrt, besonders auf dem Meere, ist es unumgänglich nöthig, für jede Narte ein Paar Sohlen, so wie auch einige der übrigen Theile des Schlittengestelles im Vorrath mitzunehmen, um nicht stecken zu bleiben. — Für eine Fahrt zur Zeit des Nast (das zu Ende des Aprils und Anfangs Mai über das Eis austretende Salzwasser), wo die Wojda sich wegen minderer Kälte nicht mehr bildet, oder nicht erhält, muß man durchaus Wallfischrippen mitnehmen, welche glatter, fester und dauerhafter als die hölzernen Sohlen sind, und deßhalb unter diese gebunden werden. — Bei starker Kälte von 25° und darüber ist das Fahren schwerer als bei gelinderer Witterung, und bei 32° fühlt und hört man die Reibung des Holzes auf dem festgefrorenen Schnee. Am leichtesten geht die Fahrt im März, wo, wie die Eingebornen sich ausdrücken, „anfangs nur eine Sohle leicht hinrutscht, dann auch die zweite."

Zum Zusammenbinden der Theile des Schlittens braucht man, wie gesagt, nichts als Riemen. Die besten derselben sind unstreitig die aus Elensleder, dann die aus Ochsen- und Wallroßhaut. Da aber die ersteren ziemlich selten und kostbar sind, und nur Wenige hier das Bereiten des Rindleders verstehen, so werden größtentheils Wallroßriemen gebraucht, die auch recht fest und dauerhaft sind.

Die ganze Ladung der Narte wird in eine Art Decke oder Ueberzug aus weichem Rennthierfelle eingeschlagen, und dann mit Riemen so fest auf dem Schlitten angebunden, daß sie mit demselben nur Eins ausmacht, und daß, wenn dieser auch umwirft, was bei schlechtem Wege oft geschieht, doch gar nichts

Digitized by Google

herausfallen kann. — Zu einer großen, vollständigen, mit 12 bis 13 Hunden bespannten Narte braucht man mit Inbegriff des Vorspanns und des Verbindens der Ladung 108½ Saschen Riemen verschiedener Breite.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Unsere Zeit ist der Rüsttag zu einer neuen Wendung der Dinge; es geht zwar allgemeine Klage unter den Menschen, daß wir in einer schwierigen Zeit zum Leben berufen seyen, und wir können uns keineswegs verhehlen, daß in unsern Tagen wo erst kürzlich beispiellose Bewegungen im Völkerleben uralte Throne zum Wanken gebracht, den Bau gewaltiger Staaten erschüttert und alle Leidenschaften der Menschenbrust aufgeregt haben, die Verhältnisse des Lebens uns ein wüstes Bild babylonischer Verwirrung darstellen. Allein, wenn auch von der Stelle aus, die uns im Leben angewiesen ist, betrachtet, das Gewühl um uns her und die Ungewitter, die über den Horizont des Völkerlebens ziehen, etwas Beängstigendes haben, so verschwindet dieses, von dem erhabenen Standpunkt der Geschichte aus gesehen. Ohnehin ist in der Gegenwart so Vieles heiterer geworden. Was die Klage anlangt, daß in unserer Zeit der Kampf verschiedener Parteien die Völker spalte und die Gemüther erbittere, so gehört dieser Kampf eines Theils zum Leben, welches sich eben dadurch vom Tode unterscheidet, daß Wiederstreit der Kräfte in ihm ist und Mannichfaltigkeit und Bewegung; und wollten wir glauben, daß das Ende des Streits der Ansichten zu erleben sey, so würden wir um nichts gescheidter seyn, als jener Horazische Bauer, der, an einem Strom anlangend, abzuwarten gedachte, bis das Wasser abgelaufen wäre, indeß zu seinem Kummer sich aus ewigen Quellen ewig neue Wogen hoben. Andrerseits sehen wir im gegenwärtigen Augenblicke auch unläugbar eine dieser feindseligen Richtung scharf entgegentretende Gedankenreihe lebendig werden, welche die Interessen auszugleichen und die Ideen zu versöhnen strebt und sich stärker als je ausspricht. Die moderne Literatur ist natürlich ein Abdruck der Lebensverhältnisse, und also nicht ohne Verworrenheit; unser Daseyn ist zu bewegt, zu sehr im Umgestalten begriffen, um die Ruhe des Gemüths zu gestatten, deren die Künste und schönen Wissenschaften bedürfen, welche daher auch nur geringe Pflege finden und den rechten Lebensmittelpunkt verloren haben. Viel mehr Bewegung ist auf dem Gebiet der Industrie und praktischen Forschung, und die hohe Ausbildung der Intelligenz ist unstreitig die glänzendste Seite unserer Zeitepoche. Alle praktischen Wissenschaften haben einen bewundernswürdigen Umfang und Höhepunkt erreicht, und noch sieht man nirgends Gränzen und Stillstehen. Sie haben das irdische Leben und Wohlseyn mit einer solchen Masse nützlicher und glänzender Kenntnisse und Erfindungen umgeben, daß sich hierin keine Zeit mit der jetzigen messen kann. *)

Wer sich auf die Zeichen der Geschichte versteht, kann nicht im Zweifel seyn, daß der Menschengeist in unsern Tagen das Gewand seiner bisherigen Bildung abwerfen wird, welches auch der Gang der Weltbegebenheiten seyn mag, denn die Vorsehung hat das Werk seiner Erziehung bis zu dem Punkte gebracht, daß er die Weltansicht, deren Prophet der Heiland gewesen, in ihrer ganzen Reinheit, Erhabenheit und Wahrheit aufzufassen vermag und sie hienieden in Anwendung bringen kann. An der unendlichen Regsamkeit der Geister und Reizbarkeit der Gemüther, an der unerschöpflichen Fülle ephemerer Ideen und Entwürfe, an dem raschen Wechsel immer neuer Erscheinungen, an den rastlosen Bestrebungen zu reformiren und zu restauriren, zu organisiren und reorganisiren, an der unendlichen Fruchtbarkeit der Presse, an dem wahrhaft rühmlichen Wetteifer der Gelehrten und Staatsmänner das Morgenroth einer neuen Zeit heraufzubeschwören, an der unermüdeten Thätigkeit der Industrie neue Eroberungen zu machen, die alten Erfindungen zu verwerfen und unerhörte Wunder zu schaffen, — an allen diesen und tausend andern Symptomen mag der ruhige Beobachter wohl erkennen, daß die Zeit im Kreißen begriffen und einer neuen Geburt entgegenharre. All dieß Jagen und Treiben beurkundet bei aller Verschiedenheit der Strebungen doch nur die eine und allgemeine Ueberzeugung, daß die Zeit in Geburtswehen liege, daß eine neue, bessere Aera im Anzuge seyn müsse, mit Einem Wort die allgemeine Sehnsucht nach einer Umgestaltung der Dinge. Wunderbar aber ist es, und zu der Betrachtung hinreißend, wie unerforschlich die Wege Gottes dem blöden Auge des Menschen sind, daß bei dem unsäglichen Forschen und denkenden Fleiß so vieler mächtigen Geister der Hebel und das Werkzeug der modernen Bildung so lange unbenutzt und verborgen geblieben. Oder wäre es ein blindes Ungefähr, daß der gewaltige Strom der Geschichte so viele Staaten und Völker von dem Angesichte der Erde wegspült und den Weltzusammenhang der Vergangenheit zertrümmert, ohne daß der Mensch auf den Gedanken kam, die Kraft des Dampfes anzuwenden? Zu den Zeiten des Perikles und Augustus war die Wissenschaft unstreitig weit genug vorgeschritten, um eine so nahe liegende, einfache Idee zu fassen; man brauchte nur einen Topf mit kochendem Wasser zu sehen. Aber wozu hätten Eisenbahnen und Dampfboote in damaliger Zeit genutzt, da jedes Volk wie Robinson auf seiner Insel lebte, und sich in den engen Gränzen des Localpatriotismus bewegte, und den Fremden wie einen Feind floh oder bekriegte? Wozu hatte man schnelle Verbindungsmittel nöthig in einer Zeit, wo es keine andern Straßen als Kriegs- und Heerstraßen gab, und wo die rohe Gewalt der römischen Welteroberer nichts weiter als einen einzigen großen Sklavenbund hatte zu Stande bringen können, der bei dem ersten Anprallen der großen Völkerfluth seiner Auflösung entgegeneilte? Was hätten jene Communica-

*) Der geringste Kleinbürger macht gegenwärtig den fürstlichen Aufwand des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Karl V pflegte den fremden Gesandten an seinem Hofe die Gemächer des Louvre zu zeigen, die er hatte neu ausmeubliren und austapeziren lassen, und prahlte bei diesen Gelegenheiten mit allerlei kleinen Kunstgegenständen, die ein Gewürzkrämer heutzutage nicht einmal auf seinem Kamine, und eine Schneidersfrau nicht in ihrem Boudoir haben möchte.

Digitized by Google

tionswege gefrommt, da das Territorium im Mittelalter so hunderttausendfach getheilt, zerbröckelt und zerstückelt war, da Jeder auf einer einzigen Scholle klebte, in einem einzigen Gau hockte, und in einem einzigen Thale hauste? Heutigestags dagegen, wo die Spießbürgerei und die patriotischen Einseitigkeiten und Kümmerlichkeiten einer helleren Weltansicht und allgemeinen Toleranz gewichen sind, wo der ausgedehnte Verkehr des Handels und der Industrie den alten Sauerteig des Nationalhasses bis auf wenige Spuren getilgt hat, bedürfen die Sympathien und Interessen der Völker schnellere Verbindungsmittel. Die Dampfboote, welche die Entfernung zwischen zwei Continenten abkürzen, die Eisenbahnen, welche die Berge durchstechen und sich in majestätischen Bogen über Thäler hinüberwölben, sind nicht bloß die kühnen Monumente der erobernden Industrie, sondern auch die Bande eines neuen Staatensystems und Völkerbundes. Allein bevor diese materiellen Bande in die Wirklichkeit treten konnten, mußte das geistige Band bereits im Herzen der Völker geknüpft seyn. Ein wenig früher hätten die Nationen den tiefen Sinn dieser Erscheinung nicht begriffen; ein wenig später wäre die Unzulänglichkeit ihrer Verbindungen die Veranlassung endloser Schmerzen geworden. Der Bau der Eisenbahnen ist der umgekehrte Thurmbau von Babel, welcher die Völker der Welt zusammenführen wird, anstatt sie zu zerstreuen. Das lebende Geschlecht hat eine dunkle Ahnung von diesem Resultate: überall, wo die erste Eisenbahn eingeführt und probirt wird, bemächtigt sich eine wunderbare Ueberspannung aller Gemüther; überall, wo die frohe Botschaft erschollen ist, wurde sie als eine von jenen großen Weltbegebenheiten gefeiert, welche so viele herrliche Dinge in ihrem Schooße tragen, daß man die Folgen davon gar nicht absehen will und kann, sondern sich ganz dem schrankenlosen Entzücken hingibt, welches die Seele erfüllt, dem Auge ein weites, unabsehbares Thatenfeld zeigt und das Herz zu neuer Thatenlust begeistert. — Gerade in unsere schwer bewegte Zeit fällt das Aufkommen so mächtiger Productionswerkzeuge, welche allen Ansprüchen allmähliche Befriedigung, den ungeduldigen Jetztlebenden ein sorgenfreies Alter und den Nachkommenden eine goldene Zukunft versprechen. Dieses Zusammentreffen ist kein Werk des Zufalls, sondern eine weise Fügung der Vorsehung, welche die für die Menschheit bestimmten Schätze in Verwahrung hält, und keinen davon vor der Zeit spendet, damit ja nichts vergeudet werde, sondern alle Bereicherungen nur eine nach der andern über die Erde ausschüttet, gerade zur Stunde und in dem Augenblick, wo der Mensch sie zu seinem Besten verwenden kann und sie wirklich nothwendig gebraucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer auf Reisen.

1. In Italien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es ist wahr, daß in England diese Seite des englischen Charakters weniger hervortritt. Es gibt viele Deutsche und Franzosen, welche, in englischen Familien eingeführt, bezeugen können, daß der Engländer ein gefälliger Wirth, ein guter Gesellschafter seyn kann, und sich, ohne im geringsten dem Fremden lästig zu werden, mit feiner Sorgfalt für sein Wohl bekümmert. Der Witz, die heitern Gespräche und unerschöpflichen Anekdoten, welche die Familie eines Engländers beleben, wenn sie sich um den Theetisch versammelt hat, ist mehr als Einem Fremden unvergeßlich. Auf Reisen aber, scheint es, vergißt der Engländer Alles um sich her. Sein Ich ist der Gott, den er verehrt, Egoismus der Gedanke, der ihn auf jedem Schritte begleitet. Jede Rücksicht auf die Gesellschaft und ihre angenommenen Regeln und Gewohnheiten ist vergessen. Sein Ziel ist vorausgesteckt, jeder Ort, den er besuchen will, vorausbestimmt, und ehe er von diesem Plane abwiche, würde er lieber die angenehmste Gesellschaft verlassen. Er kennt die Sprache nur als ein Mittel zu fragen, zu allem Anderem ist sie ihm unnütz, da er auf Reisen nur mit sich selbst verkehrt. Man willige ein, einen Engländer als Reisegefährten mitzunehmen, und nach vierzehn Tagen der vollkommensten Vertraulichkeit wird er plötzlich sich eine andere Wohnung suchen, einen andern Weg einschlagen, ohne nur voraus seinen Willen ausgesprochen, viel weniger die Gründe seines seltsamen Betragens angegeben zu haben. Er hat ja die Gesellschaft nur als angenehmes Spielzeug oder als einen Professor der Sprachen und Geographie angenommen, und wirft das Spielzeug und lebendige Lexikon weg, sobald er es genugsam gebraucht hat.

Der Engländer sucht in der Fremde nicht gern seine Landsleute auf, er weiß im voraus, daß eine solche Verbindung für ihn von wenig Nutzen seyn würde, denn sein Egoismus wird nothwendig dem des andern begegnen. Begierig sucht er sich den Bewohnern des Landes oder mit fremden Reisenden anzuschließen, um, wie er sagt, durch sie sich zu unterrichten, doch im Grunde nur, um von der Ueberlegenheit Vortheil zu ziehen, die ihm seine stumme, unbewegliche Ruhe über die Fremden gibt. Der Franzose z. B., rasch in seinen Entschlüssen und leicht erregbar, wird im Laufe weniger Monate auf der Reise eine Menge Fehlgriffe thun, von den Vetturinen, Lastträgern, Zollwächtern, Bettlern, Gastwirthen, Gaunern und Vagabunden jeder Art häufig betrogen werden, von denen alle größern Städte Italiens wimmeln. Er wird sich ereifern, schimpfen und zu allen Teufeln senden die Provinzen, Städte, Flecken und Dörfer aller Staaten, den Papst dazu, doch trotz dieser Mißhelligkeiten bestehen stets zwischen Franzosen und Italienern freundliche, ja sogar herzliche Beziehungen, daß, wo er sich einige Zeit aufgehalten hat, seine Heiterkeit, sein Eingehen in das Leben des Einzelnen, ihm die freundliche Erinnerung der Zurückbleibenden gewinnen werden.

Der Engländer wird vielleicht weniger betrogen und muß überall mehr bezahlen, denn man sieht ihn überall mit jener aristokratischen Verschlossenheit auftreten, die nur den höhern Ständen, dem größern Reichthum verstattet ist, doch außer dem, was er bezahlt, wird er in dem Lande keinen Genuß haben, und nach einem fünf- bis sechsmonatlichen Aufenthalte in Italien das Land nicht besser kennen, als hätte er zu Hause fünf bis sechs Tage lang eine Sammlung Kupferstiche durchblättert, welche die hauptsächlichsten Gebäude, Ansichten der Städte, Gegenden u. s. w., der Romagna, Toscana's u. s. w. darstellen. Sein Reich ist im Gasthofe, hier herrscht er mit unbestrittenem Ansehen, und wehe dem Reisenden, dessen böser Stern ihn in ein Gasthaus führt, das eine englische Familie beherbergt! Jeder Anspruch auf

Bequemlichkeit, ja selbst die nöthigsten Bedürfnisse sind für ihn nicht zu erlangen.

Ist der einzelne Reisende ein Engländer, so wird er mit mißtrauischen Blicken von seinen Landsleuten betrachtet, denn da Italien häufig von den Engländern als Zufluchtsort aller Industrieritter und Gauner betrachtet wird, die aus England ihrer Sicherheit halber sich entfernen mußten, sehen sie in jedem Fremden, der sich als Landsmann ihnen vorstellt, ein solches gefährliches Individuum. Doch auch jeder andere Reisende muß erschrecken, wenn ihn der Wirth an der Thüre mit den unheilvollen Worten empfängt: Wir haben in diesem Augenblick eine englische Familie.

In den kleinern Städten Italiens, besonders auf dem Wege von Mailand nach Venedig, gibt es Gasthäuser, in denen man nur verweilt, um einen Wagen zu erwarten, oder eine Stadt zu besuchen, die keinen langen Aufenthalt erfordert. Aber lieber begnüge man sich mit der schlechtesten Hütte, als daß man in ein Gasthaus geht, aus dem jener Spruch ertönt. Denn das ganze Haus ist mit Sturm genommen, und in die größte Verwirrung gebracht worden durch die Corporation, die man mit dem bescheidenen, achtbaren Namen „Familie" bezeichnet hat. Alle Zimmer sind in Beschlag genommen, und der Neuangekommene ist genöthigt, auf dem Heuboden zu schlafen, mit der traurigen Aussicht, ein Bett ohne Kopfkissen, ohne Decke, zuweilen sogar nicht einmal Licht zu erhalten, denn was man von diesen Gegenständen vom Cameriere verlangen mag, so kann man im voraus versichert seyn, keine andere Antwort zu erhalten, als: „Die englische Familie hat es in Beschlag genommen." Stiefel- und Schuhanzieher, Handtücher, Wasserkrüge, Waschbecken, Bürsten, die Dienstboten vom ersten Cameriere an bis zum letzten Piccolo, kurz das Haus mit allen Bewohnern und Geräthschaften ist ausschließlich zum Dienste der englischen Familie bestimmt.

Trifft man mit einer solchen Familie an dem gemeinsamen Mittagstische zusammen, so ist natürlich das obere Ende des Tisches von der Familie eingenommen und zwischen dem letzten zarten Sprößlinge der Familie, und dem Fremden bleibt ein ehrfurchtsvoller Zwischenraum von fünf bis sechs Couverts. Die Gerichte erhält er im Allgemeinen nur, wenn sie nach und nach von acht bis zehn Personen, sämmtlich mit jener Gefräßigkeit des Reisenden, der weder Zeit noch Maaß kennt, durchsucht, auseinandergezerrt und betastet sind, oft bleibt dem Fremden nur eine Zwischenspeise oder geriebener Strachino zum Mittagessen übrig, da alles, was einige Festigkeit und Nahrhaftigkeit verspricht, unter jenen heißhungrigen Gästen verschwindet, die man „englische Familie" nennt, und die jeden Fremden als ein Wesen schlechterer Gattung als sie betrachtet, das, wie die Kanaaniterin des Evangeliums, sich mit den Brosamlein begnügen muß, die von des Herrn Tische fallen.

Viele Engländer haben sich durch die Anmuth des Klima's, die Freundlichkeit der Bewohner und die Bequemlichkeit des italienischen Lebens bewegen lassen, in diesem gesegneten Lande ihr Nomadenleben zu verlassen und ihr Zelt aufzuschlagen. Namentlich hat Florenz zu allen Zeiten die Vorliebe der Engländer auf sich gezogen, und dieser Umstand zieht ihr noch heute den Vorwurf zu, eher eine englische Colonie, als eine italienische Stadt zu seyn. Gewiß, englische Sitten und Lebensweise haben sichtbar auf die Einwohner von Florenz eingewirkt, doch auch die Engländer sind anders geworden, und es gibt mehr als einen, der in sich mit glücklichem Geiste die Tugenden des Italieners mit den guten Eigenschaften des Engländers zu einem liebenswürdigen Ganzen zu verbinden gewußt hat. Namentlich erinnern wir uns noch mit Vergnügen der herrlichen Abende, die wir in dem Hause des Hrn. T. zugebracht haben. Seine Bibliothek, aus den Meisterwerken der englischen Literatur bestehend, sein Salon, mit Gegenständen der Kunst ausgeschmückt, die der Kenner immer noch in Italien findet, sein Garten, gleich einem duftenden Blumenkorb, zeigen eben so den Freund der Natur, als den hochgebildeten Mann. Er empfängt in seinem Hause alle wahrhaft Gebildeten, Künstler wie Literaten, er speist, nach der Sitte in Florenz, Abends 8 Uhr zu Mittag, und ein Theil der Nacht ist heitern Gesprächen gewidmet, man singt, man hört singen, und oft wirft die Sonne ihre ersten Strahlen schon auf die Rosengebüsche und Dahliengruppen im Garten, auf den das Speisezimmer zu ebener Erde geht, ehe man daran denkt, das Pianoforte zu schließen.

Miscellen.

Mittel gegen das Eindringen des Wassers in Schiffe. Am 20 December wurde zu Namur eine Probe angestellt mit einem Apparat, auf den der Mechaniker Hr. Marchal ein Patent genommen; vermittelst dieses Apparates soll man alle Schiffe undurchdringlich für das Wasser machen können, selbst im Fall sie, mit diesem Apparat versehen, bedeutende Beschädigungen erlitten hätten. Der Erfinder behauptet, er könne den Apparat von jeder Größe machen, und ihm alle wünschenswerthe Biegsamkeit, Widerstandskraft, Dicke und Solidität geben. (Echo du Monde Savant vom 25 December.)

Serbische Zeitungen. Das russische Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (August 1839) zählt nachfolgende als die bedeutendsten auf. 1) Serbische Volkszeitung (srbske narodne nowine) mit Literaturbeilagen, erscheint zu Pesth. Herausgeber ist der Advocat Pavlovic; sie ist mit illyrischer Schrift gedruckt, somit für die Serben griechischer Religion, da sich nur diese der illyrischen Schrift bedienen. 2) Serbische Zeitung (srbska nowina) oder Magazin für Kunst und Mode: erscheint ebenfalls zu Pesth, und Redacteur ist der Advocat Arnot. 3) Im eigentlichen Serbien zu Belgrad erscheint unter demselben Namen eine dritte Zeitung, deren Redacteur Demeter Isailovic ist, der Director der fürstlichen Druckerei in Belgrad. In lateinischer Schrift, also für illyrische Katholiken, erscheint: 4) die Ilyrske narodne nowine (illyrische Nationalzeitung) mit der Beilage: Danica. Redacteur und Herausgeber ist Ljudewit Gaj, in Agram. Die Zeitung selbst erscheint zweimal in der Woche zu einem Bogen, die Beilage Danica einmal in einem halben Bogen. Diese enthält viele gute Artikel, Novellen und verschiedenartige Nachrichten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 2 u. 3** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von A. Barbier. Aus dem Abschnitt: Lazarus. — Die neue poetische, philosophische und politische Aera des Monthly Magazine. — Babel.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. es beträgt für den Jahrgang des Auslands 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht besitzen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 9.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Januar 1840.

Ueber die Finnen und ihre Bearbeitung der Metalle.

(Aus einer lateinischen Abhandlung des Prof. Sjögren.)

Die ersten Anfänge in Gewinnung und Verarbeitung der Metalle im Norden schreibt schon die von den sibirischen Gebirgen im Osten bis zum Kölen in Skandinavien allgemein verbreitete Tradition tschudischen Völkern zu. Wie bekannt, hat man nämlich in den weit ausgedreiteten metallreichen Gebirgen Sibiriens in der größten Menge Spuren von alten Schachten vorgefunden, die von jeher tschudisch genannt worden sind. Dieß heißt, sagt man, nur so viel, daß sie von irgend einem alten fremden Volke herrühren, indem die Russen das Wort Tschuden nur im Gegensatze zu sich selbst oder zu den Slaven, übrigens aber ohne irgend einen bestimmten Sinn gebrauchen. Dieß hat auch allerdings seine Richtigkeit, aber nur in Bezug auf spätere und spateste Zeiten. Ursprünglich hatte jener Name nicht allein bei Nestor und zu seiner Zeit, sondern auch lange nachher, eine, wenn auch in gewisser Hinsicht allgemeine, doch zugleich specielle und bestimmte Bedeutung, in welcher derselbe überhaupt namentlich von finnischen Völkern gebraucht wurde. Mag nun auch schon zu der Zeit, als die Russen in Sibirien erobernd vordrangen, der erste eigenthümliche Sinn des Namens Tschud verloren gewesen, und längst in den allgemeinen eines alten fremden Einwohners übergegangen seyn, so ist dennoch, zumal für uns, die wir vom Alterthume bereits ferner stehen, keine Ursache vorhanden, ohne anderweitige dringende Gründe jenem Namen eine von der ursprünglichen abweichende Bedeutung da unterzuschieben, wo ähnliche Verhältnisse, wie überhaupt im Norden des europäischen Rußlands, obgewaltet haben, d. h. wo mit den Finnen verwandte Stämme die ersten bekannten Landesbewohner gewesen sind. Dieß ist nun namentlich mit dem westlichen Sibirien größtentheils der Fall, wo noch heutzutage im Norden sowohl als besonders im Westen verschiedene Völkerschaften hausen, die in näherer oder entfernterer Verwandtschaft mit den Finnen stehen. Somit sind wenigstens im Uralischen und wohl auch zum Theil im Altaischen Gebirge die älteren sogenannten Tschudenschürfe am edelsten Völkern zuzuschreiben, die auf jeden Fall zu demselben Stamme wie die Finnen gehört haben müssen.

Dieß ist um so glaubwürdiger, je bestimmter gerade im Westen die spärlichen Zeugnisse des Alterthums in ähnlicher Art und Weise sich namentlich für die Finnen aussprechen. In Schweden wird die erste Entdeckung der wichtigsten Bergwerke von der Tradition Finnen zugeschrieben. So z. B. das große Kupferwerk in Falun und die Silbergrube in Sala, die selbst ihren Namen aus dem Finnischen erhalten haben soll, weil die Finnen die Entdeckung anfangs geheim (dieß gerade bedeutet jenes Wort in der finnischen Sprache) gehalten hätten. Und noch heutzutage trägt dort ein alter Schacht den Namen Finngrufvan. — Außerdem gibt es aber auch noch verschiedene andere alte Nachrichten und Andeutungen, welche zusammen genommen dazu dienen können, den Inhalt jener localen Traditionen im Allgemeinen zu bestätigen, allerdings unter der Voraussetzung, daß Finnen (mag man darunter eigentliche Finnen verstehen oder Lappen) zum Theil bereits zu den ältesten Einwohnern Schwedens gehört haben — eine Meinung, die längst angenommen von Männern wie Leibnitz, Ihre, Lagerbring, Schlözer, Thunmann, Rask, Geijer, zwar in der neuesten Zeit von Hallenberg heftig bestritten worden, aber, wenn man Gründe und Gegengründe unparteiisch prüft, noch nicht als widerlegt betrachtet werden kann.

Die alten Edda-Lieder sowohl als die Sagen der Isländer sind voll Erzählungen von verschiedenen kostbaren und kunstvollen Sachen, welche von Zwergen verfertigt seyn sollen. Dieses stellt Snorri Sturleson in der jüngern prosaischen Edda die in der älteren poetischen meistens, aber doch auch nicht immer scharf, geschiedenen Schwarz-Alfen gleich, denen also andere, die Licht-Alfen, ein natürlicher Gegensatz wurden, wie überhaupt auch in andern Mythologien ein ähnlicher Dualismus obwaltet. Dieselbe Edda Sturlesons aber sagt ausdrücklich, daß die Alfen ein Volk bildeten, wie sie auch schon in der ältern als besondere Classe mit eigener Sprache neben andern aufgeführt werden. Die Licht-Alfen, leuchtender als Sonne, und stets in freundschaftlichen Verbindungen mit den Asen erscheinend, wohnten in Alfheim; die Schwarz-Alfen dagegen, schwärzer als Pech,

Digitized by Google

in Svartalfaheimr in der Erde und in Felsen, gehaßt und verfolgt von den Asen, die jedoch in nöthigen Fällen sich an sie wenden müssen, um bei ihnen kostbare Schmucksachen und kunstvolle Geschmeide zu bestellen. Entzieht man allen diesen mit Mythen verwebten und verworrenen Dichtungen das poetische Gewand, so bleibt als der durchschimmernde historische Hintergrund ein Volk, das die Asen bei ihrer Einwanderung in Schweden schon dort vorfanden, nicht ohne alle Cultur, und besonders in verschiedenen Metallarbeiten nicht allein eben so kunstfertig wie sie selbst, sondern, wie es scheint, ihnen sogar überlegen. Ein Theil blieb, freiwillig oder gezwungen, in den früheren Sitzen unter den Asen wohnen, vermischte sich mit ihnen, nahm ihre Sitten und allmählich eine höhere Civilisation an, und verschmolz mit den Eingewanderten in Ein Volk; ein anderer und wohl größerer Theil dagegen, an den altväterischen Sitten und alt hergebrachter ungebundener Lebensart fester hängend, zog sich in entlegene gebirgige Gegenden zurück, wo sie nebst den gewöhnlichen nomadischen Hauptgewerben zugleich auch mit Schmiedearbeiten sich beschäftigen konnten, bis sie in der Folge allmählich auch von dort, und endlich aus dem ganzen Lande verdrängt wurden. So erklären sich hinlänglich, sowohl ihr nach altem Herkommen beibehaltener Name Schwarz-Alfen, nämlich aus ihrem natürlichen schwarzen und rußigen Ansehen, als die Angaben über ihre Wohnsitze „in der Erde und in Felsen."

Wenden wir uns zu den Finnen selbst, so finden wir die vollkommenste Bestätigung des aus den übereinstimmenden Traditionen und andern Notizen ihrer Nachbarn hervorgehenden Resultates in ihren eigenen alten Volksliedern und in ihrer Sprache, den einzigen historischen Denkmälern ihrer Vorzeit, die uns zu Gebote stehen. Unter den alten Nationalgöttern, oder richtiger gesprochen vergötterten Heroen, erscheint als Gegenstück von Völund *) in der Schmiedekunst der ächt finnische Ilmarinen, von dessen wunderbaren Kunstwerken die neulichst von dem verdienten Dr. Lönnrot endlich geordnete und unter dem Titel „Kalewala" von der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors herausgegebene Sammlung der ältern mythischen Volksdichtungen voll ist. „Takoja ijänikuinen" d. h. „der ewige (uralte) Hämmerer" ist das stehende Epithet, worunter „Seppo Ilmarinen" (der Schmied Ilmarinen) schon bei der ersten Geburt des Eisens nebst dem Feuer in einer Beschwörung eingeführt wird, und dann beständig als eine der Hauptpersonen auftritt, in die wichtigsten der dargestellten Begebenheiten eingreifend. — Das Schmieden und die Schmiedewerkzeuge, so wie die nothwendigsten dadurch hervorgegangenen und hervorgehenden Geräthschaften, werden in der finnischen Sprache mit seltenen Ausnahmen durch eigenthümliche einheimische Namen bezeichnet, welche auch bei den nächsten Stammverwandten großentheils sich wieder finden. So namentlich das Wort Seppo oder Seppä, Schmied, wie auch aus dem Obigen erhellt, dem Ursprunge nach verschieden von Takoja, Particip des Verbi takoa, schmieden. Die ursprüngliche Bedeutung hat sich in dem sogenannten finnlappischen Dialekte (in Norwegen) noch erhalten, wo das entsprechende Tschäppe eigentlich ein Adjectiv ist, welches künstlich, kunstroll bedeutet, dann aber als Substantiv Künstler, Meister. Daher sagen die Lappen gewöhnlich ruowdde- oder rawdde-tschäppe, Eisenkünstler, während bei den Finnen und Esthen höchst selten ein ähnlicher Beisatz gehört wird, und die Wörter Seppä und Sep ohnedin schon längst vom Schmiede gebraucht werden. Nur bei andern Handwerkern und Professionen fügt man zur Unterscheidung noch andere Wörter zu. So sagt der Finne Puu-seppä (eigentlich Holzkünstler), Tischler, Tina-seppä, Zinngießer, Kulta-seppä und Hopia-seppä, Gold- und Silberarbeiter, Vaskiseppä, Kupferschmied; aber auch figürlich runo-seppä, Runenschmied, Dichter, und seppä sanoille ein Schmied (in) den Worten, d. h. ebenfalls Dichter oder Redner. Alles dieses bestätigt also auch das hohe Alter und die höhere Ausbildung der Schmiedekunst bei dem tschudischen Volksstamme überhaupt und vorzüglich bei den eigentlichen Finnen.

*) Nach welchem die Völundar Quida genannt ist.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Anwendung des Dampfes im 19ten Jahrhundert ist eine Revolution, die viel eher die Runde um die Erde machen wird, als die erste französische Revolution, welche allerdings ihre Reise um die Welt mit der Schnellpost antrat, aber auf der vierten Station schon angehalten und zum Rückzuge gezwungen ward. Der Dampf, wie Alles, was zum Handel gehört, ist seiner Natur nach Kosmopolit, und wird als friedlicher, nützlicher Weltbürger überall mit offenen Armen aufgenommen. Unter diesen Umständen kann sich kein neueres Volk mehr auf chinesisch und japanisch von aller Weltverbindung lossagen, da die Solidarität der Interessen geknüpft ist; und schon jetzt kann keine Macht auf eigenes Gutdünken hin Krieg anfangen, wie die Schlichtung der belgischen Frage und die Wendung der orientalischen Angelegenheiten zur Genüge beweisen. Die Krisen und Zeitereignisse auf der einen Halbkugel werden auch auf der andern als Begebenheiten und wichtige Momente empfunden. Das Papiergeld als leichteres Ausgleichungsmittel gegen die eisernen, ehernen, silbernen und goldenen Wechsleralter hat einen veränderten Welthandel hervorgebracht. Der Reichthum haftet nicht mehr an der Scholle, und der Schatz ist nicht mehr im Grund und Boden verborgen; man trägt das Vaterland nicht mehr an den Schuhsohlen, wohl aber in der Brieftasche mit fort. Ebenso steht zu erwarten, daß die leichtere Verbreitung von Druckschriften und Zeitungen einen geistigen Universalverkehr zwischen den cultivirten Nationen hervorbringen werden. Warum sollten gerade die Geistesschätze Liegenschaften bleiben, und keine bewegliche Habe werden? Warum sollte man nicht über gewisse Ideen übereinkommen, die wie Staatsschuldscheine überall Curs haben? Die Gestaltung des modernen Welthandels bedingt nothwendig eine Weltsprache und Weltliteratur. Das mag nur der läugnen, der die

Digitized by Google

Zeit nicht kennt, oder das, was er in ihr sieht, nicht eingestehen will, oder als Ausfluß des bösen Zeitgeistes bezeichnet.

Frankreich ist mit England und Deutschland gemeinschaftlich bemüht, die geistigen Bande vorzubereiten, welche einst die gebildeten Nationen umschlingen sollen. Mit großem Unrecht nimmt man gewöhnlich an, daß Frankreich erst in neuester Zeit das Fremde bei sich acclimatisirt habe, und daß Frau v. Staël die erste gewesen, welche in ihrem bekannten Werke über Deutschland der Franzosen Augenmerk auf deutsche Literatur gerichtet. Schon lange vorher hatte man die ernsthaftesten und dankenswerthesten Versuche gemacht, unserer Literatur französisches Bürgerrecht zu ertheilen. Bouhours war allerdings so weit gegangen, daß er die Frage aufgeworfen, ob ein Deutscher überhaupt geistreich seyn könne; Le Batteux ließ sich gar nichts davon träumen, daß es eine deutsche Literatur auf der Welt gebe; man schwor in den ästhetischen Schulen nur bei Horaz und Boileau, und es fiel Niemanden ein, daß ein literarisches Product bei der Nachwelt Gnade finden könne, wenn es nicht den Fundamentalregeln und Principien entspreche, welche die Regulatoren des guten Geschmacks festgestellt hatten, und für alle Ewigkeit festgestellt glaubten.

Uebrigens befand sich Deutschland vor dem 17ten Jahrhundert eben nicht in der Lage, seinen literarischen Erzeugnissen Ansehen zu verschaffen; mit Ausnahme von Luther, Erasmus und Leibnitz war kein hervorragendes Genie unter uns aufgestanden, welches eine geistige Vermittelung zwischen Frankreich und Deutschland hätte möglich und wünschenswerth machen können. Luther hatte in dem nordöstlichen Theile von Frankreich Anhang und Anklang gefunden, und einige von seinen Schriften waren in Metz und Sedan übersetzt und erläutert worden; jedoch war Luthers Sendung mehr politischer und religiöser, als literarischer und wissenschaftlicher Natur. Nicht so Erasmus, welcher sich durch Verbreitung der Kenntniß des Alterthums, durch die ersten Ausgaben mehrerer Kirchenväter und durch die Feststellung einer gesünderen Kritik bleibende Verdienste um die Wissenschaft erwarb. Schon im Jahre 1520 erschien zu Paris eine Uebersetzung des „Lobs der Narrheit;" 1534 druckte man ebendaselbst die Briefe des Erasmus gegen Luther; Chappuzeau gab in den Jahren 1662 und 1669 seine Gespräche heraus, und Gueudeville lieferte davon im J. 1720 nicht sowohl eine neue Uebersetzung als eine Art Travestie. Das Lob der Narrheit, welches in Frankreich binnen wenigen Monaten sieben Auflagen erlebte, wurde von zwei anonymen Autoren, ferner von Petit, Gueudeville, Meunier de Guerlon, Falconet, Lavaux und Barett übersetzt; die Apophthegmata des Erasmus fanden an Eslen-Macault und Guillaume Haudent zwei einsichtsvolle Uebersetzer; und verschiedene andere seiner Werke wurden von Antoine Dusair, Lariviere, Claude Joly ins Französische übertragen. Die vom Abbé Marsollier im J. 1713 verfaßte Denkrede auf Erasmus wurde zwar in den Memoiren von Trevoux und in dem Journal des Savans hart angegriffen; jedoch schrieb fast zu gleicher Zeit Michel David de la Bizardiere eine lobende Abhandlung, und im Jahre 1757 gab Burigny eine historische Darstellung und ausführliche Monographie über Erasmus und seine Zeit. Selten hat ein Gelehrter so viel Lob und Tadel erfahren, als Erasmus, welcher ein ganzes Jahrhundert lang in Frankreich und Deutschland der Held des Tages war, und alle denkenden Köpfe beschäftigte; sein weitläuftiger Briefwechsel, seine Polemik mit dem kühnen Reformator in Wittenberg und die daraus entspringenden Controversen verwickelten den größten Theil des gelehrten Europa's in eine literarische Fehde, welcher Frankreich nicht mit gekreuzten Armen zusah.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Allens Erinnerungen an eine Expedition den Niger aufwärts mit Lander.

Zweite Abtheilung.

Ehe mich noch Hr. Lander im April verließ, hatte ich schon mit ihm einen Ausflug nach Fandah und später einen nach Rabba verabredet; da dieß aber durch seine plötzliche Rückkehr nach der Küste vereitelt wurde, ergriff ich gern die Gelegenheit, nach der erstern Stadt zu reisen, als das große Boot dahin abgeschickt wurde, um einige Waaren daselbst abzuholen, die Hr. Laird zurückgelassen hatte. Zwei Weiße, Alexander Hektor, Proviantmeister des Quorra, und Thomas Sarsfield, anfangs Cajütendiener der Alburkah, der aber durch eigenen Fleiß sich fähig gemacht hatte, bei dem Tode des Ingenieurs die Maschine des Quorra zu leiten, begleiteten mich. Am 19 Junius 1835 fuhren wir in den Tschadda ein. Das Wasser war schon bedeutend gestiegen, die Strömung heftig, und unsere sechs kräftigen Krumänner hatten so viel Mühe, das Boot weiter zu bringen, daß wir den kleinen Nebenfluß, den Okwa, eine Entfernung von 40 Meilen, erst am Morgen des fünften Tages erreichten. Das Fahrwasser war durch Sandbänke und Inseln sehr unterbrochen, doch die Beschreibung des herrlichen Flusses behalte ich mir für meinen zweiten Besuch vor, wo ich bessere Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Der Okwa fällt in zwei Mündungen in den Tschadda und bildet ein kleines Delta. Er ist ungefähr 150 bis 200 Yards breit; die Ufer sind mit herrlichen Waldungen bedeckt, deren Ruhe nur durch das Geschrei der Affen oder das Rascheln der Zweige unterbrochen wurde, als sie von Baum zu Baum sprangen, um uns näher zu besehen. Wir waren genöthigt, eine Nacht auf einer Sandbank zuzubringen, doch sehr unangenehm, da wir durch einen Platzregen (tornado) völlig durchnäßt waren, indem das Zelt über dem Steuerdeck des Bootes weder vor Wind noch Regen schützte. Die Krumänner schliefen auf dem Sande, ihre Füße gegen das Feuer gestreckt, ohne sich um den Regen zu bekümmern, der in Strömen herabfiel. Doch hatten sie auch am andern Morgen den Vortheil über uns, daß ihre dürftigen Kleider nur wenig Zeit zum Trocknen verlangten. Am 25 kamen wir nach Pettinghin, dem wichtigsten Punkte am Okwa nach Fandah. Sogleich schickte ich Boten ab, dem König unsere Ankunft zu melden, und ihn zu bitten, Pferde für uns zu schicken. Da diese aber nur spät erst ankommen konnten, mußten wir eine Nacht in dem Hause des Häuptlings des Dorfes, eines sehr gutaussehenden Burschen, bleiben. Er bewillkommnete uns mit Herzlichkeit, und that, was jeder civilisirte Häuptling, oder Gouverneur, oder Maire gethan hätte: er

Digitized by Google

gab einen Ball und Abendessen. Doch war dieses Fest für ihn nicht sehr kostspielig, denn die Musik gehörte der Municipalität, und die Gäste brachten ihr Tschop, oder Abendessen, d. h. Yams, Palmwein und Tabak selbst mit, wozu ihnen der Häuptling nur etwas Holz zum Feuer gab, um darum zu tanzen und ihre Yams zu rösten. Da das Dorf in den Bürgerkriegen durch den jetzigen König zerstört worden war, gab es eine Menge niedergerissene Hütten zum Versammlungszimmer, welches das Feuer auch zugleich erleuchtete, neben welchem die Musiker saßen, von denen einer sang und seine Fingerspitzen auf eine kleine Trommel schlug, die aus einem Calabasch bestand, über den ein Fell ausgespannt war, während ein anderer den Tact angab, indem er mit zwei Stöcken auf ein großes Stück hohles Holz schlug, das zu andern Zeiten zum Zerstoßen des Rothholzes diente. Der ganze Umfang des Gesanges oder Liedes überstieg nicht drei unvollständige Noten, so daß die Tänzer keine Schwierigkeit hatten, im Chor einzustimmen, und das Ganze bildete eine Disharmonie, die man sich in ihrer ganzen Größe kaum vorstellen kann, da die Cadenzen in einem Gebrüll und Geschrei endigten. Dessen ungeachtet verfehlte ich nicht zu applaudiren, da ich meinen Geschmack unmöglich dem einer ganzen Nation entgegensetzen konnte.

Vor diesen Schreiern waren zwei Stücke Holz in der Erde, die auf ihrem obern Ende ein nicht zu beschreibendes Etwas als Dju-dju trugen, worauf häufig Libationen von Palmwein ausgegossen wurden. Um sie drehten sich die Tänzer in einer Art schwebenden Schritts mit kindischen, phantastischen Gebärden. Ich wurde dieses eintönigen Vergnügens bald überdrüssig, und entfernte mich sobald ich konnte. Doch dauerte die Festlichkeit die halbe Nacht hindurch, und als ich mich endlich zur Ruhe legen konnte, wurde ich so entsetzlich von ganzen Schwärmen Moskitos geplagt, daß ich die Hütte verließ und die Nacht im Freien zubrachte, wobei aber die Müdigkeit mich selbst im Gehen überfiel, und ich mehr als einmal in Gefahr war, entweder in Moräste zu versinken oder von beträchtlichen Höhen in den Fluß zu stürzen.

Endlich tagte der Morgen, und in den Vorbereitungen der Abreise, denn die Pferde waren vom König mit höflicher Einladung gekommen, schüttelte ich den noch übrigen Schlaf von mir. Gern hätte ich ein Huhn zum Frühstück gehabt, da eine Menge im Dorfe herumliefen, doch Niemand wollte eines verkaufen, und wir mußten uns mit dem trefflichen Bier begnügen, das unser gefälliger Wirth reichlich spendete. Da wir nur wenig Träger bekommen konnten, mußte ich manche Dinge, unter Anderem auch meine Matratze und meine Vogelflinte, in der Obhut meines Wirthes zurücklassen, der sie wohl in Acht zu nehmen versprach.

Halb 10 Uhr des Morgens bestiegen wir unsere Pferde, die ziemlich traurige Mähren waren, und so aufgetakelt, daß das Reiten fast mehr Mühe als das Gehen machte. Der Sattel war so spitzig und unbequem, daß ich eine Decke unterlegen mußte, die Steigbügel hingen wohl an fünfzig Riemen, und Zügel und Gebiß waren so verwickelt, daß weder ich noch das Pferd uns zu finden wußten, und obgleich es mit Amulets von Versen aus dem Koran bedeckt war, um seinen Fuß flüchtig zu machen, so wollten diese doch nicht ihre Wirksamkeit äußern, vielleicht weil ein Kafreh (Kafir, Ungläubiger) auf seinem Rücken saß.

Der Weg führte durch eine angenehme Gegend, die, obgleich außerordentlich fruchtbar, nur wenig bebaut war. Mit Ausnahme der kleinen Gründe oder Thäler zwischen den sanft sich erhebenden Bergen war sie fast ganz frei von Dschungeln. Wir mußten fünf kleine Bäche und einen kleinen Fluß, vielleicht ein Nebenfluß des Okwa, durchwaten, welcher erstere in dieser Jahreszeit ungefähr 20 Yards breit und 2½ Fuß tief war; die Ufer, 8 bis 10 Fuß hoch, werden wahrscheinlich in der Regenzeit überschwemmt. Sie waren sehr steil und von schlüpferigem Thon, wo die Pferde nur mit Mühe sich auf dem Fuße erhielten. Hier hielten unsere Führer eine kleine Weile, wo eine glühende Sonne unsere Haut fast versengte, da für die Pferde ein wenig Gras daselbst wuchs, obgleich ich traurig und sehnsüchtig nach dem andern Ufer blickte, wo wir herrlichen Schatten verlassen hatten. In kürzer Zeit sah ich Fandah, nachdem wir ein anderes kleines Gehölz durchritten hatten, und um halb 1 Uhr trafen wir in der Stadt ein.

Nachdem wir eine große Menge in einander gewundener Straßen durchritten hatten, so eng und verschlungen, daß ich häufig in Gefahr kam, vom Pferde zu fallen wegen der weit hervorstehenden Dachtraufen der Hütte, kamen wir an einen offenen Platz in der Nähe der königlichen Wohnung, wo wir eine geraume Zeit warten mußten, bis uns die Weisung zukam, wir sollten uns unter seinen Häusern außerhalb der Mauern des Palastes eines auswählen zur Wohnung. Da er das königliche Vorrecht zu genießen scheint, daß alle verfallenen und verlassenen Wohnungen ihm heimfallen, so hatten wir unter ziemlich vielen zu wählen. So wurden wir durch eine Anzahl Hütten geführt, von denen die eine immer schlechter als die andere war, alle mit dem Einsturze drohend und voll Schmutz. Nach gehöriger Berathung wählten wir eine, die am wenigsten Schmutz und Unbequemlichkeit zu haben schien. Doch ob sie gleich aus mehrern kreisförmigen Hütten bestand, so war doch nur eine davon geräumig genug, um unsere Matten auf den natürlichen, steinigen Boden auszubreiten, wo ich schmerzlich meine Matratze vermißte. Ich schickte einen Boten zum König, um mir für den folgenden Morgen eine Audienz zu erbitten, da ich jetzt zu ermüdet war. Der Nachmittag war regnicht, und zwang mich in der Hütte zu bleiben, von der ich bald alle Unbequemlichkeiten kennen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Die jetzigen Botaniker Schwedens. Die Botanik scheint seit langer Zeit schon eine Lieblingsbeschäftigung der Schweden gewesen zu seyn, und wurde immer mit ungemeinem Eifer und Erfolg bearbeitet, von Linné angefangen, dessen Namen jeder Schwede mit gerechtem Stolze nennt. Auch jetzt noch behaupten Wahlenberg, Agardh und Fries *) den Ruhm ihres Vorfahren. Wahlenberg nimmt mit Ehre den Stuhl Linné's in Upsala ein; er hat zwei Schriften herausgegeben, welche ihm einen europäischen Ruf verschafften, die Flora der Karpathen und die von Skandinavien. Agardh, Bischof von Karlstadt, war Professor in Lund, und zeichnet sich durch seine tiefen Kenntnisse in der Pflanzenphysiologie aus; der größere Theil seiner Schriften ist ins Französische übersetzt. Fries, Professor in Upsala, verdankt seinen Ruf hauptsächlich seiner Theorie der Bildung und Classification der kryptogamischen Pflanzen. (Nordische Biene. Nr. 271 v. vor. J.)

Seide aus Indien. In der Society of Arts in London wurden am 18 December viele Proben von Seide aus Assam und Oberindien vorgelegt. Die Seide-Einfuhr in England von dorther nimmt mit starken Schritten zu: in den Jahren 1855 und 56 wurden 288 Stücke eingeführt, in den Jahren 1857 und 58 dagegen nicht weniger als 6896 Stücke.

*) Fries starb im verflossenen Jahre.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 10.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Januar 1840.

Die Riesencypresse (Cupressus disticha *L.*) zu Santa Maria del Tule.

Etwa zwei Stunden östlich von der Stadt Oajaca liegt im großen Thale nahe dem Fuße der Bergkette, welche den östlichen Arm dieses Thales vom südlichen trennt, das nicht sehr große, aber nette zapotekische Dorf Santa Maria del Tule. Ein angenehmer, breiter und ebener Weg führt über Santa Lucia durch Mais- und Magueyfelder dahin. Unter hohen Aguacatebäumen (Laurus persea), Limonen und Orangen versteckt liegen die bescheidenen Hütten der Indier; in ihrer Mitte erhebt sich, auf geräumigem, mit einer Mauer umgebenem Platze die hübsche steinerne Kirche mit den dazu gehörigen Pfarreigebäuden. Innerhalb der Mauer, nahe dem Haupteingange der Kirche, steht der riesenmäßige Baum, von dem wir reden. Er ist sehr alt, weit älter als die spanische Invasion, und mit Erstaunen betrachtet man den Stamm, welcher, 124 spanische Fuß im Umfange haltend, einem Felsen gleich, vor uns steht. Eine Menge rundlicher Vorsprünge geben ihm das Ansehen, als bestehe er aus verschiedenen, zusammen gewachsenen Bäumen, allein die nähere Betrachtung lehrt bald den Ungrund dieser Vermuthung. Diese nach der ganzen Höhe des Stammes fortlaufenden Hervorragungen sind nur Auswüchse eines und desselben Stammes, wie sie bei allen Bäumen dieser Gattung mehr oder minder stark angetroffen werden. Die Höhe des Baumes entspricht der ungeheuern Stärke seines Stammes keineswegs, obschon derselbe alle andern Bäume im Dorfe weit überragt, und deßhalb auch schon aus weiter Ferne erkennbar ist. In einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Boden beginnt der riesige Stamm, der nur bis dahin seine ungeheure Stärke bewahrt, sich in Zweige zu zerspalten, die, selbst großen Bäumen gleich, theils senkrecht aufstreben, theils sich in mehr wagrechter Richtung weithin strecken, fast den ganzen Raum vor der Kirche überschattend. Ueber diese und ihre beiden Thürme hinaus ragt die Krone. Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit des Baumes ist eine Quelle, welche oben aus seinem Stamme, da, wo er sich in Zweige spaltet, hervordringt. Während der nassen Jahreszeit läuft das Wasser dieser Quelle stets am Stamme herunter; während der trockenen Jahreszeit bemerkt man dieß nicht, obgleich das kleine, napfförmige Bassin zwischen den Zweigen stets gefüllt bleibt. Sollte dieß Wasser vielleicht durch hydraulischen Druck aus einer im nahen Berge befindlichen Quelle in den Stamm hinaufgetrieben werden? oder unter seinen Wurzeln eine Quelle verborgen liegen und das Wasser durch Haarröhrenkraft in seinen Poren aufsteigen? Das Bassin zwischen den Zweigen ist nur wenige Zoll weit und tief, und keine bemerkbare Röhre geht aus ihm in den Stamm hinab, wenigstens konnte ich keine solche entdecken. Vielleicht ist die Quelle Ursache, daß der Stamm zu dem Riesen erwuchs, welcher jetzt daßteht. Gewiß ist, daß diese Cypressenart sehr die Feuchtigkeit liebt, und sich wildwachsend nur an den Ufern größerer Flüsse in warmen und feuchten Thälern findet. Die alten Indier hielten diesen Baum für heilig. Fast immer findet man drei davon in der Nähe der Ruinen alter Adoratorien oft in Gegenden, in denen die Natur den Baum ursprünglich nicht hervorbringt, und wohin er nur aus weiter Ferne gebracht seyn kann. Auch zu Tule, dessen Kirche, wie fast alle in altindischen Orten, auf dem Platze des alten heidnischen Adoratoriums erbaut ist, sind drei dieser Cypressen vorhanden. Die erste ist die beschriebene; eine zweite steht, nicht weit von dieser, neben der Südostseite der Kirche, noch innerhalb der Mauer, eine dritte außerhalb derselben, nordwestlich von der ersten, kaum weiter von ihr entfernt, als die zweite. Beide sind, besonders die innerhalb der Mauer, deren Stamm etwa sechs Fuß im Durchmesser hat, ebenfalls sehr große Bäume. Zu Mitla, in der Nähe der Paläste, finden sich ebenfalls drei dieser Cypressen.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Leibnitz war in Frankreich nicht so populär, als Erasmus, jedoch keineswegs unbekannt. Er hatte im Jahre 1672 Paris besucht, und die Akademie der Wissenschaften hätte ihn zu ihrem Mitgliede ernannt, wenn er zum Katholicismus übergegangen wäre. Fontenelle und Bailly hielten ihm eine Denk-

Digitized by Google

rede, und Neufville und Jaucourt beschrieben sein Leben. Schon vorher war er in verschiedenen Schriften und Memoiren besprochen worden; Louis Dutens aus Genf hatte eine französische Ausgabe seiner sämmtlichen Werke besorgt; von Madame Du Châtelet und Hrn. Degerando waren ausführliche Auseinandersetzungen seines Systems erschienen, und der Abbé Emmery hatte sich in seinem zu Lyon im Jahre 1722 herausgegebenen Werke sehr weitläuftig und gründlich über Leibnitz vernehmen lassen. — Im 17ten und 18ten Jahrhundert hatte die Presse in Frankreich und Deutschland nicht den zwanzigsten Theil der Ausdehnung und Betriebsamkeit, welche sie heutzutage erreicht hat: das Journal von Bayle, die Journale von Leclerc, das Journal des Savans und die Leipziger Gelehrtenzeitung reichten vollkommen aus, alle literarischen Neuigkeiten anzuzeigen, zu recensiren oder im Auszuge mitzutheilen, und wenn die meisten unserer damaligen Geistesproducte unbekannt geblieben sind, so dürfen wir es wahrlich nicht beklagen. Wir hatten damals einen großen Ueberfluß an Notabilitäten der Seichtigkeit, Leerheit, Flachheit, Armseligkeit und nüchternen Gemüthslosigkeit, und einen absoluten Mangel an großen Geistern. Zu diesem letzteren Uebelstande gesellte sich noch ein anderer Umstand, welcher die Verbreitung der deutschen Sprache und Literatur verhinderte. In dem sogenannten großen Jahrhundert, wo das Genie Bossuets, Racine's, Molière's und Boileau's die französische Sprache auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht, war unsere liebe Muttersprache so zu sagen noch in kindischem Lallen begriffen, und durch die läppische Einmischung von lateinischen, italienischen, spanischen und französischen Wörtern entstellt, die, mit deutschen Wörtern zusammengekuppelt, sich gegenseitig anheulten, und einen jämmerlichen Augen- und Ohrenschmaus bereiteten.

Während das Studium der Alten die französische Sprache zu einer wunderbaren Reinheit, Klarheit, Präcision und Eleganz erhob, sank die deutsche Sprache unter dem ertödtenden und ermattenden Pesthauche der protestantischen Philosophie und Philologie zu einer schmählichen Mißgestalt, Charakterlosigkeit und Geschmacklosigkeit herab, und man konnte es billigerweise keinem Fremden zumuthen, das pferdemäßige Deutsch unserer damaligen Gelehrtenwelt zu studiren. Gottsched empörte sich zuerst gegen dieses hanswurstartige Gewand der deutschen Literatur, und obgleich sein Styl und seine Schriften keineswegs als Muster zu preisen und geltend zu machen sind, so drangen sie doch auf die Nothwendigkeit, diesen Mißbrauch abzustellen: die Sprache wurde nach und nach von fremden Beisätzen gereinigt, und wenn man auch noch viele Fremdwörter beibehielt, so entkleidete man sie wenigstens ihrer ausländischen Nationaltracht.

Am Ende des 18ten Jahrhunderts hatte unsere Sprache bei weitem noch nicht die Gefügigkeit, Geschmeidigkeit und Genauigkeit erlangt, welche sie gegenwärtig an den Tag legt, wiewohl sie noch keineswegs mit der gehörigen Sorgfalt durchgebildet und der Vollendung nahe ist. Kant irrte sich sehr, als er den Satz aufstellte, daß keine andere Sprache zu metaphysischen Discussionen geeigneter sey, welches alle unsere Philosophen dem Verfasser der Kritik der reinen Vernunft nachbeten, aber keineswegs durch ihre Werke beweisen. Um sich zu überzeugen, wie viel zweckmäßiger die französische Sprache zu philosophischen Erörterungen und Deductionen ist, braucht man nur die vortrefflich stylisirten, in einer klaren, blühenden Darstellung abgefaßten Schriften Cousins zu lesen, und man wird bald inne werden, wie viel Hegel, Schleiermacher, Schelling in dieser geistreichen und lichtvollen Behandlung an Klarheit und Bestimmtheit gewonnen.

Trotz der grammatikalischen Bemühungen von Stock und der viel tieferen, gründlicheren Forschungen von Adelung behielt die deutsche Sprache noch eine Menge Synonymen, deren Bedeutung keineswegs scharf abgeprägt war, und die leidige Manier der eingeschobenen Zwischensätze machte sie abgeschmackt, schleppend und zum lebendigen Vortrage ungeschickt. Durch Lessing, Wieland, Garve, Herder u. A. wurden endlich die Regeln der deutschen Prosa und Dichtkunst etwas fester begründet: an die Stelle des schlafrigen Alexandriners trat der stolz einherschreitende Hexameter, und an die Stelle des lahmen, schleppenden Zehnfüßlers der hüpfende Jambus; die Prosa und Poesie bereicherten sich mit kühnen Versetzungen, pikanten, schlagenden Wendungen, und erreichten bald eine Anmuth und Leichtigkeit und energische Gedrungenheit, welche man ihr gar nicht zugetraut hatte.

Diese glückliche linguistische Revolution mußte natürlich eine literarische Umwälzung zur Folge haben; viele von unsern Autoren glänzten in Werken der entgegengesetztesten Gattung, und die Franzosen, denen die Gluck'sche Musik eben bewiesen hatte, wie wenig sie von Harmonie verstanden, als sie für Lulli und Rameau schwärmten, entdeckten mit Verwunderung die literarischen Schätze, welche Deutschland neuerdings zur Welt gebracht hatte. Aus jener Zeit rühren die meisten französischen Uebersetzungen deutscher Werke her; mehrere gute französische Schriftsteller verlegten sich mit Eifer und Glück auf dieses Fach, und bereicherten ihre vaterländische Literatur mit einer beträchtlichen Anzahl deutscher Geistesproducte. Damals erschienen die ersten Uebersetzungen des Barons v. Bock, eines unbedeutenden Autors, dem jedoch die Franzosen den Schlüssel zu unserer Romantik verdanken. Junker, Mirabeau und Isaie Beer-Bing gaben sich Mühe, den Mendelssohn einzuführen; Klopstocks Messias fand einen Uebersetzer, der sich jedoch viele Ungenauigkeiten zu Schulden kommen ließ, und große Freiheiten gegen das Original herausnahm; Hallers Schweizerische Gedichte, Ramlers Oden und Gleims Romanzen und Kriegsgesänge wurden nach französischem Zuschnitt bearbeitet und in zerstreuten lyrischen Sammlungen abgedruckt; Geßners Idyllen und Schäferromane erweckten in Frankreich eine Menge von Nachahmern, Uebersetzern und einen unglaublichen Enthusiasmus; seine Dichtungsweise muß selbst in dem neuesten Frankreich noch Verehrer haben, denn im Jahre 1832 hat ein Pariser Verleger eine neue Uebersetzung vom Tod Abels herausgegeben. Man übersetzte Verschiedenes von Wieland, welches jedoch keine beifällige Aufnahme erfahren zu haben scheint; die Leiden Werthers erregten dagegen eine allgemeine Thränenfluth

Digitized by Google

und machten im eigentlichſten Sinne Furore: das ungemein glückliche Erzählungstalent des Verfaſſers der Wilhelmine fand Beifall und Anerkennung, und Hallers politiſche Romane, Ufong, Alfred, Fabius und Cato, wurden in Frankreich günſtiger aufgenommen und höher geſchätzt, als bei uns. Huber gab theilweiſe recht gelungene Ueberſetzungen deutſcher Gedichte in vier Bänden heraus, und man geſtand allgemein, daß die Deutſchen dichteriſches Talent beſäßen. Götz, Herder und Jakobi wurden mehr nachgeahmt, als überſetzt, und man gewahrte mit Erſtaunen, daß die anſcheinend ſo kaltblütigen, ſchwerfälligen Deutſchen ſich mit eben ſo viel Geſchick als Anmuth im leichtfertigen Genre bewegten. Die dichteriſchen Verſuche von Fried. Schulz überſetzte Bilderbeck, welcher auch die Herder'ſchen Paramythien bearbeitete und dadurch den Franzoſen bewies, welchen Vortheil ſie von einer Literatur zu hoffen hätten, die in kurzer Zeit ſo ſchöne Früchte gezeitigt.

Die franzöſiſchen Gelehrten und Kunſthiſtoriker beugten in Demuth ihr Haupt vor dem Genie Winckelmanns, deſſen Geſchichte der alten Kunſt in Frankreich wie in ganz Europa Aufſehen erregte, und lange als unbedingte Autorität galt und noch gilt. Das altfranzöſiſche Vorurtheil gegen die Deutſchen verſchwand allmählich, als man ſah, daß wir den alten Gelehrtenzunft abgeworfen, die rohe, geſchmackloſe Hülle abgeſtreift und eine ſchöne Form und geiſtvolle Darſtellung, die weſentlichſten Erforderniſſe eines Geſchichtsbuchs auch zu handhaben wußten. Im Jahre 1788 ſchrieb Mirabeau ſein Werk über die Preußiſche Monarchie, mehr in einem leidenſchaftlichen Tone als in einem ſchönen, literariſchen Style abgefaßt, welches jedoch ein ziemlich vollſtändiges Bild von jenem Theile Deutſchlands entwirft und einige allgemeine Ideen und Hinblicke enthält, die eine Tendenz nach literariſcher und politiſcher Verbrüderung der beiden Nachbarländer verrathen.

Die ſtürmiſchen Zeiten der erſten Revolution mußten natürlich den literariſchen Verkehr Frankreichs mit den übrigen europäiſchen Staaten eine andere Richtung geben, und auf einige Zeit unterbrechen; das Studium der deutſchen Literatur litt unter dieſen Verhältniſſen; jedoch that der Nationalconvent alles, was in ſo aufgeregten Zeiten geſchehen konnte, um den großen Männern des Auslandes Ehre zu erweiſen: Klopſtock und Schiller wurden zu franzöſiſchen Bürgern ernannt. Kaum hatte ſich der Sturm des Terrorismus gelegt, als man außerhalb Frankreich den Spectateur du Nord gründete, ein politiſch-literariſches und philoſophiſches Blatt, in franzöſiſcher Sprache geſchrieben und von tüchtigen Leuten, wie Chénedollé, Mesmoud, de Pradt, Rivarol, de Villers u. A. redigirt. Letzterer gab überdieß noch ſeine „weſtphäliſchen Briefe" heraus, welche Frankreich in die deutſche Philoſophie und Literatur, und namentlich in den Kantismus einweihten. Unter dem Directorium machten bekanntlich die Bearbeitungen von mehreren Bühnenſtücken Kotzebue's großes Aufſehen; Menſchenhaß und Reue, und die Verſöhnung, unter dem Titel: les deux frères, figuriren noch heutiges Tags auf dem Repertoire des Théâtre français, und kommen öfter zur Aufführung. Kotzebue's Erinnerungen aus Paris erſchienen in einer Ueberſetzung mit bitteren Anmerkungen gegen den Verfaſſer, welcher in der That die Bewunderung der Franzoſen für ſeine dramatiſchen Dichtungen ſchlecht vergolten, und ſie petits français genannt hatte.

Ebenfalls unter dem Directorium erſchien die Decade philoſophique, eine literariſche Zeitſchrift, welche mitunter einen Aufſatz über deutſche Literatur brachte; alle dieſe Beſtrebungen überflügelte jedoch eine andere Zeitſchrift, welche im Jahre 1804 unter dem Titel: Archives littéraires de l'Europe hervortrat. Dupont de Nemours, de Gerando, Vanderbourg, Schweighäuſer, Quatremère de Quincy, Morellet, Charles Villers, Walkenaer waren die vorzüglichſten Mitarbeiter an dieſer Revue, welche vierteljährlich in einzelnen Heften herauskam, und mehrere Jahre fortbeſtand. Man findet darin umfaſſende Artikel über Kotzebue, A. W. und Fr. Schlegel, Tychſen, Müller, Humboldt, Kant, Reichardt, Herrmann, Schöpflin, Schiller, Meiners, Schröckh, Felix Weiſſe, Fichte, Eichhorn, Stapfer, Lewi Harwitz, Schlözer u. A., ſehr intereſſante Abhandlungen über die deutſche Philoſophie von Schweighauſer, über den Heyne'ſchen Homer von G. S., über Klopſtocks Meſſias von M. B., über Lavater von Meiſter, über den Urſprung und Fortgang der Gall'ſchen Schädellehre im nördlichen Europa und über verſchiedene wichtige Gegenſtände.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Allens Erinnerungen an eine Expedition den Niger aufwärts mit Lander.

Zweite Abtheilung.

(Fortſetzung.)

Kaum hatte ich mich am folgenden Morgen vorbereitet zum König zu gehen, als er ſelbſt kam. Wir behielten unſere Sitze auf unſern Matten nach der Etikette, und empfingen ihn mit gezemendem Ernſt. Er war von ſeinen Malems, erſten Officieren, Hofherren u. ſ. w. begleitet, und ſetzte ſich auf einen Kaſten, welcher durch eine unſerer Matten, die darüber gedeckt war, zum Staatsſeſſel umgewandelt wurde. Doch verlangte er, daß ſie entfernt würde, denn da in dieſem Lande das Recht gilt, daß Alles, worauf der König geſeſſen, ſein Eigenthum wird, ſo wollte er auf einen Gegenſtand, der in ſeinem Lande gefertigt worden, wahrſcheinlich das Recht nicht ausdehnen. Sobald er ſaß, ſagte ich ihm, daß ich gekommen ſey, weil der Ruf ſeiner Größe, die Schönheit ſeiner Stadt, der Reichthum ſeines Marktes in mir das Verlangen erregt habe, ihn kennen zu lernen. Er antwortete ſehr gütig, verſprach uns ſeinen Schutz und ſeine Freundſchaft, und nahm meine kleinen, an ſich werthloſen Geſchenke, die ich ihm zu Füßen legen ließ, mit großer Freude auf, namentlich ſchien ein Kaleidoſkop, eine geflochtene Halskette und eine geſtickte ſeidene Schärpe ihm ſehr zu gefallen. Dafür ſchickte er mir bei ſeiner Rückkehr in ſeinen Palaſt ein recht ſchönes Schaf.

Der König von Fundah iſt faſt 50 Jahre, ſtark und wohl gebaut, ſo weit man bei der Maſſe von Kleidern urtheilen konnte; ſeine Finger jedoch waren ſo gekrümmt, daß ich kaum einen Ring an einen ſchieben konnte. Seine Geſichtszüge ſind nicht ſchön, ſeine Augen roth und

geben ihm ein wildes Anſehen. Die Pracht ſeines Anzuges beſteht hauptſächlich in der Maſſe, denn er war in Tobes jeder Art eingewickelt, das ſeinen Körper zu einem beträchtlichen Umfang anſchwellte. Eine Menge Amuletten auf rothes Leder aufgenäht und Halsketten von Glasperlen und Kupferdraht hingen um ſeinen Hals und bedeckten faſt ſeine breiten Schultern. Seine Arme und Füße waren gleichfalls mit Spangen überladen. Das Bunteſte an ſeinem Anzuge war ſeine Mütze, faſt in Form einer Mitra aus Streifen von Rauſchgold gemacht. Der König ſchien ganz in Bewunderung ſeiner eigenen Größe verloren, mit großer Herablaſſung lächelte er alle Umſtehenden an, und ſchien dieß nur zu thun aus der innern Ueberzeugung, daß er wirklich ein großer Mann ſey. Zu meinem großen Vergnügen war die Audienz bald zu Ende, denn der ungeheure Zudrang von Begleitern des Königs in den kleinen Raum drohte uns zu erſticken.

Eine halbe Stunde nachher kam der König wieder, doch mit wenig Begleitern, und ſchien ein ganz anderes Weſen, denn mit ſeinen vielen Tobes ſchien er auch ſeine Würde abgelegt zu haben. Er unterſuchte unſere Sachen ſehr genau, und ſchien Alles, was er ſah, gern ſich angeeignet zu haben, namentlich hatte er eine große Neigung zu meinem Taſchenfernrohr, den er von Gold glaubte. Ein heftiger Regen, der plötzlich fiel, befreite mich von ihm, indem er eilig nach Hauſe ging, obgleich er nicht Sorge zu tragen brauchte, ſeine Kleider zu verderben, denn er hatte ziemlich gar keine angelegt.

Am nächſten Morgen lud mich der König zu einer Muſterung ſeiner Reiter, und verſprach mir Pferde zu ſchicken. Doch nachdem ich lange auf ſie vergeblich gewartet hatte, glaubte ich die Muſterung ſey abgeſtellt, und ging aus, die Stadt zu beſehen, die aber nur wenig Intereſſantes bot. Ich ſah kein Zeichen größern Wohlſtandes, keine beſſern, nur eine größere Anzahl von Häuſern, als in dem erbärmlichſten Dorfe. Viele ſind verfallen, und des Königs Palaſt ſcheint eine Ruine par excellence zu ſeyn. Die Straßen ſind meiſt eng und krumm und ſehr ſchmutzig, nur eine etwas breiter, die ſich vom Palaſt zum Thor eine (engliſche) Meile weit hinzieht; ſie bildet ziemlich den Durchmeſſer der Stadt. Die Form iſt unregelmäßig, doch glaube ich, daß die Breite des nordöſtlichen Theiles der Länge des Ganzen gleichkommt, ſchmäler iſt ſie gegen das andere Ende. Früher war ſie von einer Mauer umgeben, doch jetzt zerfällt der größere Theil davon, denn ſie iſt nur aus Lehm gebaut. Am beſten erhalten iſt die ſüdweſtliche Seite, ſie iſt mit Thürmen verſehen und mit Stroh gedeckt, um ſie gegen den zerſtörenden Einfluß des Regens zu bewahren, was ihr ein ſeltſames Anſehen gibt. Auf dieſer Seite iſt ein Thor und ein tiefer, trockener Graben mit einer kleinen Brücke, Alles im guten Zuſtande. Die Straße, von der ich ſagte, ſie zöge ſich bis zu dieſem Thore, enthält allen Reichthum und alle Eleganz von Fandah. Die Häuſer können etwas größer ſeyn, doch ſind ſie dem Anſehen nach nicht beſſer als die übrigen; die Größe einer Wohnung beſteht in der Anzahl von Hütten. Sie ſind faſt alle cirkelförmig mit hohen kegelförmigen Dächern; doch ſah ich auch einige viereckige mit Giebeldächern in des Königs Umzäunung, deſſen Hütten zum großen Theil durch zerfallene Mauern den Augen des Volkes ſichtbar ſind. Der Markt wird in einem breiten Theile der Hauptſtraße, etwas entfernt von einem innern Thorwege, gehalten, der die Vorſtädte von der Stadt zu ſcheiden ſcheint. Nach der Schilderung, die man mir gegeben hatte, glaubte ich den Markt wohl mit Waaren verſehen, doch fand ich nichts, das dieſen Ruf gerechtfertigt hätte, denn mit Ausnahme einiger Buden oder Läden von Schneidern, wo einige Tobes und landesüblicher Kleider ausgelegt waren, ſah ich nichts als Lebensmittel, die in ſehr kleinen Quantitäten auf der Erde lagen, und hauptſächlich aus Vegetabilien beſtanden. Auch Fleiſch war ausgelegt in einer Fleiſchbude, doch war es nicht ſehr einladend in der Art, wie es zerlegt und der Sonne preisgegeben wurde. Einer der wichtigſten Artikel war etwas ſchmutzigausſehendes Salz, das von Doma, am Tſchadda, gebracht war; es wird in kleinen Häufchen, ungefähr ein Eßlöffel voll, für 5 Cowries, dem 20ſten Theil eines Penny, verkauft. Unſer weißes Salz iſt natürlich ein großer Luxusartikel. An den äußern Gränzen des Marktes wurde Brennholz in großen Bündeln verkauft.

In der ganzen Stadt ſah ich nur wenig Zeichen von Induſtrie. Die einzigen Handwerker waren einige Mattenflechter, Kupferſchmiede und Weber; doch können die letztern nicht mit denen von Nuſſi rivaliſiren, woher die beſten Zeuge gebracht werden. In den verſchiedenen Theilen der Stadt ſieht man eine große Menge Färbergruben. Der Indigo iſt von ſehr ſchöner Farbe, doch die Art, ihn zu bereiten und aufzutragen, iſt unvollkommen, ſo daß diejenigen, welche blaue Tobes tragen, genöthigt ſind, eine weiße darunter zu haben, um die Haut nicht zu beſchmutzen. Das Untergewand bekommt bald die Farbe des obern, oder da es nie gewaſchen wird, wird es, mit der Farbe des Schmutzes gemiſcht, dunkelgrau. Die Farbe wird darauf verbeſſert, indem man das Kleid in den Farbekeſſel taucht, die einzige Art von Reinigung, die es beſteht. Die gefärbten Zeuge erhalten, wenn ſie gepreßt werden, einen ſchönen Kupferglanz, doch zugleich einen unangenehmen Geruch, der vielleicht aus der vorigen Urſache herkommt, aber den Eingebornen ſelbſt ſo unangenehm zu ſeyn ſcheint, daß ſie dabei viel Moſchus brauchen. Die Kupferſchmiede verarbeiten meiſt nur Kupfer von Hauſſa; doch, ob ich es gleich roh zu Geſicht bekommen konnte, ſcheint es ſtark mit Eiſen verſetzt zu ſeyn, da es, der Luft ausgeſetzt, ſchnell mit rothem Oxyd bedeckt wird.

(Schluß folgt.)

Schwediſche Geſchichtſchreiber. Unter den jetzt lebenden Geſchichtſchreibern Schwedens tritt ein Triumvirat beſonders hervor: Tryrell, Strinholm und Geijer. Tryrell iſt der populäre Geſchichtſchreiber: ſeine ſchwediſche Geſchichte wird von allen Ständen verſchlungen. Niemand verſteht es ſo gut, die poetiſche Seite der Begebenheiten zu faſſen, und ſie in einer ſo reizenden, ſchönen und allgemein verſtändlichen Sprache darzuſtellen. Strinholm genießt gleichfalls einer großen Achtung. Anfangs gab er eine Geſchichte Schwedens unter der Regierung des Hauſes Waſa heraus, und dann zwei andere Bände, in denen er die erſten Zeiten der ſchwediſchen Geſchichte unterſucht. Hier löſt er mit vollſtändiger Genauigkeit die verworrenſten Fragen der alten ſkandinaviſchen Geſchichte. Er iſt ein gründlicher, gewiſſenhafter Schriftſteller und von einer tiefen Gelehrſamkeit, namentlich in den ſkandinaviſchen Alterthümern. Geijer kann ſich mit den beſten europäiſchen Schriftſtellern in eine Reihe ſtellen: in ihm vereint ſich ein ſicherer kritiſcher Blick und tiefer philoſophiſcher Geiſt mit einer kraftvollen, gedrungenen, des Tacitus würdigen Sprache. Im Jahre 1828 begann er ſein berühmtes Werk über die ſchwediſchen Ehroniken (Sven Rikes Hafdor), und von ſeinem neuen Werke: Geſchichte des ſchwediſchen Volkes (Svenska Folkets Hiſtoria) ſind bekanntlich jetzt drei Bände erſchienen, die bis zum Tode der Königin Chriſtine gehen. (Nordiſche Biene. Nr. 271 d. vor. J.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digit

Nr. 11.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Januar 1840.

Die Holzschläger von Florida.

(Aus Audubon's Histoire des oiseaux des Etats-Unis.)

Der größte Theil der Wälder Ostflorida's besteht aus den von den Eingebornen sogenannten Fichtenhaiden. In der That, das Holz ist ziemlich rar, und die einzigen Bäume, die man sieht, sind große Fichten von ziemlich schlechter Qualität, unter denen ein schlechter Rasen, hie und da mit Gestrauch und Haidekraut vermischt, wächst. Der Boden ist sandig, meist flach und folglich zur Regenzeit mit Wasser bedeckt, oder im Sommer und Herbst verbrannt, obgleich man zuweilen auch stehende Wasser antrifft, wo das Rindvieh, das hier zahlreich ist, seinen Durst stillt und auch manche Art von Wild sich sammelt.

Der Reisende, der mehrere Meilen Wegs in diesen Haiden gemacht hat, ist angenehm überrascht, wenn er in der Ferne einige grüne Eichen und andere dicht bei einander stehen sieht, von denen man glauben könnte, sie wären erst in diese Einöde gepflanzt. Je näher er ihnen kommt, je frischer, gesünder wird die Luft, das Gras üppiger, die Blumen größer und schöner und erfüllen die Luft mit Wohlgeruch, eine Quelle sprudelt geschwätzig aus der Erde, in den Zweigen der Bäume, die mit Guirlanden von wildem Wein, Jasmin und Bignonien mit einander verbunden sind, singen und hüpfen unzählige Vögel, und kaum hat er in diesem köstlichen Schatten sein Mittagsmahl beendigt, als er Gruppen von leicht gekleideten Männern sieht, die ebenfalls das ihrige verzehrt haben; jeder mit einer Axt versehen, nähern sie sich ihm grüßend und beginnen ihre Arbeit.

Zwei stellen sich zu beiden Seiten einer ehrwürdigen Eiche und suchen mit ihren scharfen Beilen den Stamm von seiner Wurzel zu trennen, ein dritter steigt auf einen Baum, der sich schon auf die Seite neigt, und nur von seinen Aesten gehalten wird, die er von dem Baume trennt, und donnernd stürzt der König des Waldes zu Boden, während sich der Holzhauer an den nächsten Lianen zur Erde gleiten läßt. Der gefallene Baum wird darauf untersucht, ob er vom weißen Krebs angefressen ist, in welchem Falle man ihn liegen läßt, der Fäulniß zum Raube; ist das Holz aber gesund und gerade, so mißt man ihn, und die Holzhauer fangen ihr Werk wieder an. So wird das Eichenholz im Lande immer seltener, da man keine Nachpflanzung unternimmt, viele der jungen Stämme von einem fallenden Stamme zerknickt werden; in kurzer Zeit wird es zu einem bedeutenden Preise steigen. Davon könnte ich mehr als einen Beweis liefern.

Am 25 Februar 1832 befand ich mich an den Ufern des Flusses St. John in Gesellschaft eines Mannes, der von der Regierung mit der Erhaltung der grünen Eichen in jenen Gegenden beauftragt war, und für diesen Auftrag einen sehr hohen Gehalt bezog. Während wir an den Ufern dieses seltsamen Flusses hingingen, zeigte mir mein Gefährte ein ziemlich großes Gehölz auf dem andern Ufer, und meinte, es bestehe einzig aus grünen Eichen; er täuschte sich, unser Wortwechsel wurde heftig, und ich schlug ihm vor, uns nach dem Orte übersetzen zu lassen, um durch den Augenschein uns zu überzeugen. Bald waren wir drüben und als wir den Ort untersuchten, fanden wir, daß Tausende von Sumpfeichen doch keine einzige zu Bauholz tüchtige darunter sey. Mein Begleiter gestand seinen Irrthum und ich ging meinen Vögeln nach.

Eines Abends saß ich an den Ufern desselben Flusses, sehr verlegen, wo ich die Nacht zubringen sollte, denn es fing an, in Strömen zu regnen. Ein Mann kam auf mich zu und lud mich ein, in seine Hütte zu gehen, die, wie er sagte, nicht sehr weit sey. Ich fand daselbst seine Frau, seine Kinder und mehrere Männer, die Holzhauer waren, wie mein Wirth. Das Abendessen wurde auf einem großen Tische aufgetragen, und man lud mich ein, mitzueſſen. Ich nahm die Einladung gerne an und that mein Bestes, die zinnernen Casserole und Schüsseln mit leeren zu helfen, die symmetrisch vor der eifrig kauenden Gesellschaft aufgestellt waren. Wir sprachen vom Lande, seinem Klima, seinen Erzeugnissen, bis zu ziemlich später Abendstunde, legten uns endlich auf Bärenfellen nieder und schliefen bis zum Morgen.

Ich wünschte die kühnen Holzschläger in das Gehölz zu begleiten, wo sie Eichen für ein Kriegsschiff fällten. Mit Beilen und Flinten versehen, und das Haus der Sorge der Frau und

Digitized by Google

Kinder überlaſſend, gingen wir mehrere Meilen durch die Haiden, die ich eben beſchrieben. Wir tödteten einen ſchönen, wilden Truthahn, und als wir an dem Ort unſerer Beſtimmung ankamen, fanden wir bereits eine andere Geſellſchaft, die uns erwartete. Das gemeinſame Frühſtück war ſchon durch einen Negerkoch bereitet und ihm wurde der Truthahn übergeben, um ihn zum Mittageſſen zu braten.

Das Mahl war des Rufes würdig, den ein Frühſtück in Kentucky genießt: Rindfleiſch, Fiſch, Erdäpfel und andere Gemüſe wurden aufgetragen, nebſt Kaffee in zinnernen Taſſen und ganzen Bergen von Biscuits. Alle brachten trefflichen Appetit mit, heiteres Geſpräch würzte das Mahl, und als die Sonne über die Gipfel der Bäume ſtieg, begaben wir uns Alle, mit Ausnahme des Negers, in das Gehölz. Mein Wirth war der Aufſeher der Arbeiter, und ſchlug nur dann und wann mit ſeiner Axt in die Rinde eines Baumes, deſſen Güte zweifelhaft ſchien, arbeitete aber nicht ſelbſt mit. Er theilte mir folgende nähere Bemerkungen mit, die ich in mein Tagebuch zeichnete.

Die Männer, welche die Eichen fällen ſollen, bauen ſich an Ort und Stelle zuerſt einen Hangar aus den Zweigen der Bäume, um die Nacht darin zu ſchlafen und am Tage ihre Mahlzeiten zu halten. Ihre Lebensmittel ſind Rindfleiſch, Schweinefleiſch, Kartoffeln, Biscuits, Mehl, Reis, Fiſch und Whisky. Der größere Theil iſt geſund, kräftig und thätig, und kommt aus den öſtlichen Provinzen der Vereinigten Staaten; ſie erhalten je nach ihrer Tüchtigkeit guten Lohn. Die Arbeit dauert nur einige Monate. Man wählt anfangs die Gehölze, welche man an ſchiffbaren Flüſſen finden kann, und ſobald es durchaus nothwendig iſt, bringt man die Eiche an das nächſte Waſſer, von wo man ſie leichter an den Ort ihrer Beſtimmung ſchaffen kann. Die beſte Zeit zum Holzfällen iſt die Zeit vom December bis März, wo der Saft aus dem Baume getreten iſt. Den weißen Krebs (la gangrène blanche), der häufig die grüne Eiche angreift, erkennt nur ein geübtes Auge; er beſteht in runden Flecken von 1½ Zoll im Durchmeſſer auf der äußern Rinde. Dieſe Flecken haben eine weiche Subſtanz, durch welche man einen Stock mehrere Zoll tief bis ins Herz des Baumes oder längs ſeines Stammes einſtoßen kann. Doch täuſcht man ſich oft, und es iſt für Perſonen, die keine Uebung darin haben, ſo ſchwer, ſie zu erkennen, daß man Tauſende von Bäumen niederſchlägt, die man alle aufgeben muß. Wollte man nach der Menge der Eichen urtheilen, die den Boden bedecken, ſo könnte ein Fremder glauben, das Land bringe mehr geſunde Stämme hervor, als man im Allgemeinen behauptet; doch vielleicht gehen in der Wirklichkeit drei Viertheile davon ab.

Die Holzmacher gehen gewöhnlich im Sommer in ihre Heimath, und kommen nach Florida gegen Anfang des Winters zurück. Einige jedoch, die ſich mit ihren Familien dahin begeben haben, bleiben mehrere Jahre dort, obgleich ſie viel vom Klima leiden, das ihrer Konſtitution ſehr nachtheilig iſt. Auch mein Wirth gehörte zu dieſer Anzahl.

Die deutſche Literatur in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Die hiſtoriſchen Forſchungen von Robert Spallert, welche Hr. v. Jaubert ins Franzöſiſche überſetzte, erſchienen gerade um die Zeit, als die Schrift des Hrn. v. Villers „über den Geiſt und den Einfluß der lutheriſchen Kirchenverbeſſerung“ von der Akademie der Wiſſenſchaften gekrönt wurde. Kurz darauf veröffentlichte Villers ſeinen „Hinblick auf den gegenwärtigen Zuſtand der Literatur und Geſchichte Deutſchlands,“ welcher im Jahre 1809 ausgegeben wurde, und unſer armes Vaterland im Jahre 1802 ſchildert, wo es, in ſeinem politiſchen und moraliſchen Daſeyn bedroht, auf dem Punkte ſtand, ſeine Nationalität zu verlieren, und keine andere Ausflucht hatte, als ſich dem Sieger auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Unter dieſen mißlichen Umſtänden bringt das zerrüttete und ermattete Deutſchland im Laufe eines Jahres dennoch über 300 Bücher hervor, die auf die kritiſchen Zeitereigniſſe des Augenblicks gar keinen Bezug haben. Hr. v. Villers war mit dieſer Arbeit beſchäftigt, als Frau v. Staël ihn kennen lernte, ſich in ihn verliebte, und folglich ſeine Thätigkeit und ſeine Studien theilte. Frau v. Staël verdankt dem Hrn. v. Villers den Plan, die Vorrede und die meiſten Anſichten ihres Buches über Deutſchland, welches eine große Senſation in Frankreich hervorbrachte und großen Einfluß auf die Gemüther ausübte, obſchon es in dem Journal des Débats, dem damals allmächtigen Journal de l'Empire, an den Galgen geſchlagen und mit glühenden Zangen gezwickt wurde.

Die Betrachtungen über das deutſche Theater, welche Benjamin Conſtant im Jahre 1809 in der Vorrede zu ſeiner Ueberſetzung des Schiller'ſchen Wallenſtein entwickelte, und ſpäter in ſeinen vermiſchten Schriften: mélanges de littérature et de politique weiter ausführte, trugen ebenfalls viel dazu bei, die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf unſer Vaterland hinzulenken und die Vorliebe für deutſche Literatur zu erwecken, welche nach dem Fall des Kaiſerreichs ſich entſchieden ausſprach und ſich bis auf die neueſte Zeit erhalten hat. Die Reſtauration begünſtigte dieſe neue Wendung der franzöſiſchen Literatur aus politiſchen Gründen, und verwies die Dichter nach Deutſchland und England; nur dort ſtröme die Dichtkunſt friſch und rein, und bevor der Weg dahin gebahnt, ſey eben kein Heil zu hoffen. Man bedachte nicht, daß die Poeſie da überall fröhlich quillt, wo ſich das Leben friſch und lebendig regt, und daß ehe man zu einer neuen Dichtkunſt gelangen könne, erſt das Leben neu anzufangen ſey. So wie jetzt, nachdem man die ſchöne Poeſie der Griechen kennen gelernt, keine Scheu gehegt wird, ſie kalt und gemüthlos zu nennen, ſo ward es Sitte, die Vortrefflichkeit der Dichtkunſt unter dem Namen der Romantiſchen jenſeits des Rheins und des Canals zu verlegen, und den Lüſternen dort nach der Quelle graben zu heißen. Auf der andern Seite, wo man das ſchöne Streben einer neuen Zeit nach Freiheit und Erkenntniß aus Stolz oder Verſtocktheit nicht anerkennen wollte, und das Auflehnen gegen die alten Sprachformen für ein frevelhaftes Beginnen hielt, fuhr man fort, mit

noch geringerer Einsicht jenen Erzeugnissen des Auslandes einen nur sehr relativen Werth für Historie oder Sprache beizulegen, nicht ohne sich selbst und alle diejenigen zu bedauern, die sich einem so peinigend mühsamen Studium unterziehen mußten. Man braucht, um diese Ansicht zu finden, nur den Constitutionnel jener Zeit oder irgend ein litterarisches Handbuch im Geiste der Akademie nachzuschlagen, und selbst Villemain mit seiner Empfänglichkeit für das Poetische dieser Dichtungen fand wenig Glauben bei seinen Collegen des Instituts. Es konnte indeß nicht fehlen, jener immer doch lebhafte Anstoß mußte zu gründlichern Untersuchungen anregen, und so zeigte sich denn bald eine allgemeine Neigung und Lust für das Studium der deutschen Literatur, und äußerte sich theils in erfreulichen, theils in unerquicklichen Resultaten. Die Revue encyclopédique brachte verschiedene lehrreiche Artikel über Deutschland und der Globe enthielt, so lange er unter der Leitung der Doctrinare stand, bis zum Jahre 1829 eine Reihe sehr geistvoller Aufsatze über die Koryphaen unserer Literatur, welche größtentheils aus der Feder des Hrn. J. Ampere gestossen sind.

Im Jahre 1821 veranstaltete man eine französische Ausgabe von Goethe's dramatischen Werken, und verschiedene seiner lyrischen Gedichte erschienen in gelungenen Uebersetzungen, zum Beispiel der Fischer und der König von Thule von Madame Melanie Valdor, die Braut von Korinth von Emile Duchamps, der Elfenkönig von A. Bertrand. Wilhelm Meisters Lehrjahre und Wahrheit und Dichtung wurden ebenfalls übertragen; die Wahlverwandtschaften waren bereits früher erschienen, jedoch in einer schwachen, schulerhaften Uebersetzung, woran nicht einmal der Titel (affinités de choix anstatt affinités électives) richtig ist. Dasselbe Schicksal haben die römischen Elegien gehabt, welche kürzlich Hr. Wolfers kläglich übersetzt und zugerichtet hat. Goethe hat von allen deutschen Dichtern die Franzosen am meisten beschäftigt, da die Klarheit und plastische Ruhe seiner Darstellung ihnen das Verständniß seiner Schriften erleichterte. Hr. E. Marmier, welcher vor 2 Jahren eine Uebersetzung von Hermann und Dorothea herausgegeben, ist Verfasser einer Monographie über Goethe in zwei Banden, Etudes sur Goethe betitelt, welche viele Auszüge aus Goethe's Werken und manches Brauchbare enthalten. Als die Nachricht von Goethe's Tod nach Paris kam, gaben die Debats einen langen, lobenden Artikel von Saint-Marc-Girardin, und in eben diesem Journal las man unlezt eine günstige Recension von Aimé Martin über die Prachtausgabe von Goethe's naturhistorischen Werken, welche Hr. F. Martins ins Französische übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Vom Faust hat Hr. Gerard vor zwei Jahren eine neue Uebersetzung gegeben, und das lezte Trimestre der Revue des deux mondes enthält zwei weitlaufige Artikel über den zweiten Theil des Faust von H. Blaze.

Schiller fand ebenfalls unter der Restauration Eingang in Frankreich: seine Maria Stuart, in einer gelungenen metrischen Uebersetzung von Lebrun, und Cabale und Liebe, unter dem Titel la fille du musicien, wurden auf dem Théâtre der Porte Saint-Martin mit enthusiastischem Beifall gegeben. Hr. Charles Liardieres lieferte eine neue Bearbeitung, oder vielmehr Verstümmelung des Wallenstein fürs Théâtre français, welche jedoch bald vom Repertoir verschwand. Schillers dramatische Werke wurden unter den Auspicien des Hrn. v. Barante übersetzt; als Ergänzung dazu erschienen nämlich mehrere von Schillers Romanen von Pitre-Chevalier, mit einer Notiz über Schillers Jugendverhältnisse in einer enthusiastischen und bombastischen Lobrede auf den Verfasser des Geisterssehers. Hr. H. Meyer hat ganz kürzlich eine neue Uebersetzung von Schillers dramatischen Werken besorgt, und von H. J. Mülhauser erschien im vorigen Jahre ein Band Etudes allemandes über Schillers Wilhelm Tell, welche eine anziehende Lecture bieten.

Bekannt ist, welche geistige Erschütterung Hoffmanns phantastische Erzählungen unter den reizbaren Franzosen hervorbrachten, die unsern Landsmann seitdem in allen Gestalten nachgeahmt und seine Werke in allen Formaten aufgelegt haben. Die erste Auswahl aus Hoffmanns Schriften veranstaltete Hr. Loewe-Weimars, welcher auch die besten Romane von Van der Velde und Hauffs Lichtensteiner und Memoiren des Satans übersetzt hat. Spindlers Romane fanden ebenfalls Uebersetzer und viele Leser. Verschiedene Novellen von Tieck erschienen in den Matinées Suisses, welche die HH. A. L. und J. Eberbuliez herausgaben, und worin man außerdem Erzählungen von Laun, Zschokke und Johanna Schoppenhauer übersetzt findet. — Aus Jean Pauls Werken fertigte man im J. 1829 eine magere Nebrenlese unter dem Titel: Pensées de Jean Paul. Hr. Philarete Chasles unternahm im Jahre 1833 eine Uebersetzung des Titan, welche jedoch nach dem Ausgeben des ersten Bandes nicht weiter fortgesetzt wurde, zum Glück für Jean Paul. Eine gute Analyse von Siebenkäs und die vernünftigsten Ansichten über Jean Paul gab Hr. C. Buret in dem zweiten Heft der Börne'schen Balance, deren erste Lieferung die von Meisterhand gezeichnete Parallele zwischen Uhland und Bérenger enthält. — Uebersetzungen von Weisflog, Zschokke, Sartorius, Trommlih, Hauff u. A. findet man in der Sammlung der deutschen Romane, welche in Paris herausgekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Allens Erinnerungen an eine Expedition den Niger aufwarts mit Lander.

Zweite Abtheilung.

(Schluß.)

Das Volk lief mir schaarenweise nach, und floh plötzlich auseinander, sobald ich mich umwandte, im Ganzen schien man große Ehrfurcht vor mir zu haben; doch als der König erschien, in dessen Augen ich viel verlor, daß ich zu Fuß ging, war das weiße Ungethüm vergessen. Die Musterung, zu der ich dem König folgte, bestand aus dem Hin- und Herreiten einiger wenigen Krieger, woran auch der König einigemal Theil nahm; am Nachmittage, der anfangs sehr regnicht war, besuchte ich, als der Regen aufgehört hatte, eine Frau, Namens Gandschih, welche gegen einen unserer Leute, den Hr. Laird Krankheit halber hatte zurücklassen müssen, sehr gütig gewesen war. Wir trafen sie selbst nicht zu Hause, wurden aber von ihren beiden Dienerin sehr freundlich

aufgenommen, und hätten gern die reinliche Wohnung gegen unsere königliche vertauscht, wenn der König es zugegeben hätte.

Endlich brachte auch der König den Gegenstand unserer Reise zur Sprache, so wie die von Hrn. Laird zurückgelassenen Waaren. Er zürnte sehr, daß er sie nicht ihm, sondern einem Malem übergeben hätte, der jetzt die Stadt verlassen habe, und machte mir sehr bange, daß wir sie verlieren möchten, da auch Ibrahim, unser Hauptdolmetscher, den Hr. Laird auf seiner Reise bei sich gehabt hatte, sich entfernt hatte.

Während dieser Verhandlungen erhielt ich eine Einladung von dem Malem, der den zweiten priesterlichen Rang in der Stadt einnimmt, ihn im Laufe des Tages mit einem Besuche zu beehren. Ich erfüllte seine Bitte, und fand in ihm einen sehr freundlichen Mann, der sich gern unterrichtete. Er sagte, er sey ein geborner Felatah, der sich hier in Fandah niedergelassen hätte, und sehr erfreut sey, die weißen Männer des Westen kennen gelernt zu haben, und schickte uns beim Weggehen einen Calabash voll Tuah, oder Reispudding, nach, der meinen Leuten sehr angenehm war, da die Lebensmittel sehr dürftig uns zugemessen wurden.

Ein unangenehmeres Zusammentreffen hatte ich mit einem Schneider, der zu mir zum Besuch kam und am Ende so unverschämt wurde, daß ich in einige Verlegenheit gerieth, wie ich mich am besten von ihm losmachen sollte, als der König dazu kam, und ihn mit eigener Hand tüchtig durchprügelte, was jener schweigend und dankbar hinnahm. Doch suchte ich später seinen Zorn, den er gegen mich hegen mochte, zu versöhnen, indem ich ihm eine Scheere und andere Kleinigkeiten zum Geschenk machte, doch kam er niemals wieder in meine Nähe, und wich, wenn er mich sah, schon von weitem aus.

Wir brechen hier die Erzählung des Hrn. Allen ab, da sein fernerer Aufenthalt in Fandah nur wenig Interesse bietet. Er lernt Ibrahim, den Ober-Malem oder Hohenpriester der Mohammedaner, in Fandah kennen und unterhält sich sehr angenehm mit ihm, zeichnet seine Wohnung und einen benachbarten aus Lehm erbauten Tempel ab zum großen Erstaunen des Volkes, das ihn anfangs für einen Zauberer hält, und gibt endlich, als keine Hoffnung sich zeigt, die zurückgelassenen Waaren wieder zu erhalten, und er sich vom König beurlauben will, Anlaß, freilich ohne es selbst zu wissen, zu einer großen Beleidigung desselben, indem sein Dolmetscher durch eine verbotene Thüre in den königlichen Palast tritt. Wüthend wie ein verwundeter Tiger stürzt die Majestät aus seiner Wohnung, läßt die Geschenke, die sie erhalten, verächtlich dem Engländer zurückgeben, und obgleich er später sich wieder besänftigt, so ist doch die letzte Hoffnung, auf eine gute Art von Fandah wegzukommen, verschwunden. Nachdem er zufällig noch einem öffentlichen Gericht beigewohnt hat, wobei er freilich den Vorgang nicht verstand, da sein Dolmetscher sich nicht nahe genug hin wagen wollte, dessen Ende aber der Tod von vier Verbrechern schien, macht er sich am 6 Julius Nachmittags um 2 Uhr mit seinen Begleitern auf, kommt zu Fuß um 4 Uhr in Pottinghin an, bringt dort eine sehr schlechte Nacht zu, und schifft sich am andern Morgen um 8 Uhr auf dem Ofwa wieder ein, dessen Mündung er um 12 Uhr erreicht.

Wir setzten unsern Weg auf dem Tschadda, erzählt Hr. Allen weiter, bis nach Dimmahah oder Immeschah fort, wo wir zum Mittagessen anlegten. Ich hatte einen so heftigen Anfall von Fieber, daß ich das Boot nicht verlassen konnte, um die Stadt oder auch nur ein Felsenlager dicht bei mir zu besehen, das in zwei horizontalen Lagen bestand. Doch soll sie eine große Stadt mit bedeutendem Handel seyn, da sie in der trockenen Jahreszeit, wenn der Ofwa zu seicht für große Canoes ist, in directem Verkehr mit Fandah steht. Sie ist die letzte Stadt dieses Königreichs: unterhalb des Zusammenflusses, so wie auf dem südlichen Ufer des Tschadda gehört Alles in beträchtlicher Ausdehnung aufwärts diesem Flusse zu Attah. Um 5 Uhr des Abends setzten wir unsere Reise fort bis 7 Uhr, wo wir vor Anker gingen, um den Mond zu erwarten, der uns auf unserem Wege leuchten sollte. Um Mitternacht gingen wir wieder unter Segel, und hielten am andern Morgen in Eggaluh, einer großen Stadt des Königs Attah auf dem rechten oder nördlichen Ufer des Flusses, wo wir frühstückten. Von den Einwohnern sind viele Fischer und haben Netze, auch Tabak wird viel in der Umgegend gebaut. Hector kaufte eine ziemliche Menge das Pfund zu einem Farthing; der Tabak ist sehr leicht, und von angenehmem, aromatischem Geruch, er ist nicht fein zubereitet und in Pakete von 5 bis 10 Pfund zusammengerollt.

Darauf setzten wir unsere Fahrt fort, und langten nach einer Abwesenheit von 20 Tagen glücklich wieder auf der Alburkah an, wo ich die Zurückgebliebenen ziemlich so fand, wie ich sie verlassen. Die Armee der Felatahs war, nachdem sie die Dörfer und Städte in der Umgegend verbrannt und die unglücklichen Einwohner, die ihnen nicht entfliehen konnten, als Sklaven mitgenommen hatten, abgezogen, doch wohin? konnte ich nicht erfahren.

Miscellen.

Fortdauernder Opiumhandel mit China. Nach dem Bengal Hurkuru wird der Opiumhandel an der chinesischen Küste fort und fort betrieben, und zwar zu guten Preisen; die Zahlung geschieht an Bord der Schiffe. Man scheint Manilla, die Hauptstadt der Philippinen, zum Depot des Opiumhandels machen zu wollen, denn mehrere Schiffe sind, wenn sie ihr Opium abgesetzt hatten, nach Manilla gesegelt, um sich dort aufs neue zu versorgen.

•

Verbot des Opiumhandels in Siam. Das Maulmein Chronicle meldet aus Bankok, der Hauptstadt von Siam, daß die Maaßregeln gegen den Opiumhandel fortdauern, und daß die Regierung die Chinesen, welche Opium aus Singapur dahin brachten, ins Gefängniß werfen ließ. Nach der Penang Gazette sollte alles Opium zerstört werden, wie in China.

•

Opium in Indien. Man rechnete in der Mitte vorigen Jahres in Indien, daß der Ertrag des Jahres 1839 sich auf 20,000 Kisten belaufen werde; 6000 Kisten sollen noch vor der Ernte von 1838 in Malwa seyn. (Bombay Times.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 4** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Westen.** Von Lamartine. — **Die neue poetische, philosophische und politische Aera des Monthly Magazine.** (Schluß.) — **Babel.** (Fortsetzung.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 12.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12ª Januar 1840.

Die Engländer in Dschodpur.

Wir haben vor einigen Tagen (s. Nr. 3) aus einer Zusammenstellung verschiedener Nachrichten angedeutet, welche Intriguen in Südindien gegen die englische Herrschaft gespielt wurden, und wohl noch fortwährend gespielt werden, und kommen nun auf Centralindien, wo dieselben sich um den Radscha von Dschodpur concentrirt zu haben scheinen, obwohl dieser seine Rolle so gut zu spielen wußte, daß er nach wie vor Radscha bleiben wird, nur mit größerer Abhängigkeit von den Engländern, wie bisher, denn diese werden ein Truppencorps im Lande stehen lassen müssen, wie sich denn überhaupt aus allen Bewegungen, denen die Engländer im verflossenen Jahre auf die Spur kamen, die Nothwendigkeit ergeben wird, die Zahl des Heeres wenigstens um ein Drittheil, also im Ganzen um etwa 100,000 Mann zu vermehren, um die überall nöthigen Besatzungen vollständig erhalten zu können.*) In Dschodpur liegt die Widerstandskraft gegen die Engländer nicht im Fürsten, sondern in dem hohen Adel, den Thakurs, welche, turbulent wie die europäischen Barone des Mittelalters, nicht daran denken, sich an der Person des angestammten Fürsten zu vergreifen, wie dieß in mohammedanischen Staaten so oft der Fall ist, aber gerne die Herren im Lande spielen wollen. Das haben sie seit zwanzig Jahren auch redlich gethan, anfangs gegen den Willen des Fürsten, nachher, wie aller Grund zu vermuthen vorhanden ist, mit seiner Bewilligung. Wir sagen nicht ohne Grund seit zwanzig Jahren, denn vorher wurden sie durch die Mahrattenzüge und nachher durch die Pindarris niedergebeugt, so daß von ihnen kaum die Rede seyn konnte.

Der alte Name des Landes ist Marwar, wie auch der Fürst häufig genannt wird, doch nennt man ihn gewöhnlich den Rhator-Radscha, weil der Adel des Landes von dem radschputischen Stamme der Rhators ist. Im Süden ist das Land durch eine Kette steiler Felsengebirge von Guzerat getrennt, und diese sendet gegen Norden Ausläufer aus, deren Zwischenraum mit Dschungeln angefüllt ist, während das flache Land meist eine ziemlich unfruchtbare Einöde darbietet. Für Räuberschaaren ist darum das Land wie gemacht: schon im J. 1818 mußten die Engländer gegen dieselben zu Felde ziehen, denn sie stellten sich gleich nach Vertilgung der Pindarris ein. Durch ganz Marwar und die angränzenden Gebiete sind ganze Ortschaften von notorischen Räubern bewohnt; seit dem J. 1834 stehen die Engländer in dem nördlich angränzenden Schekawat, durften aber die Gränzen von Dschodpur aus politischen Gründen nicht überschreiten, somit konnten ihre Bemühungen auch nur wenig Früchte bringen, und noch am Ende des Jahres 1838 zogen sie an der Gränze von Schekawat und Dschodpur umher, um die Raubnester zu zerstören. Wo freilich die englischen Truppen hinkamen, war bald Ruhe, aber sie konnten nicht allenthalben seyn, und so wie nur die Kunde von dem Feldzug gegen Afghanistan ruchbar wurde, fing Alles sich wieder mehr zu regen an, und die Lastthiere, welche die Engländer im Lande aufkauften, wurden mehrmals angefallen und weggetrieben.

Es ist freilich nicht möglich, eine klare Einsicht in die hier gespielten Intriguen zu gewinnen, und vielleicht ist die anglo-indische Regierung selbst in vieler Hinsicht nur auf Muthmaßungen beschränkt. Das Wahrscheinlichste, was aus einer Menge Details hervorgeht, mag etwa Folgendes seyn. In Dschodpur und in dem östlich angränzenden Dscheipur unterhalten einflußreiche Personen, in dem erstern Staate wahrscheinlich der Fürst, Mann Sing, selbst, die Unruhen, um sie je nach ihren Zwecken benützen zu können: siegen die Engländer in Afghanistan, so kann sich der Fürst leicht rechtfertigen, und überläßt die Räuber und seine Lehensherren, die Thakurs, ihrem

*) Man wird diese Zahl nicht zu groß finden, wenn man weiß, daß außer den in England angeworbenen Verstärkungen, die sich zum mindesten auf 6 bis 8000 Mann belaufen mögen, gleich im Anfange des Zugs nach Afghanistan die Compagnie um zehn Mann, d. h. die 152 Infanterieregimenter der Compagnie um 15,200 Mann vermehrt wurden. Dieß hat sich seitdem wiederholt, und außerdem wurde nicht nur die Reiterei ziemlich ansehnlich vermehrt, sondern auch eine Anzahl neuer Regimenter errichtet. Was aber in politisch-militärischer Hinsicht das wichtigste ist, man hat die sogenannten Localcorps vermehrt und verstärkt; diese Localcorps sind nicht wie die Linienregimenter eingerichtet, denn sie haben, wie ehemals die ganze Sipahi-Armee, nur 1, höchstens 2 englische Officiere, während die Linienregimenter vollständig vom Oberst bis zum Unterlieutenant herab mit europäischen Officieren versehen sind.

Digitized by Google

Schicksal, welches übrigens kaum hart ausfallen kann, da sie sich nur zu zerstreuen brauchen, um keiner großen Verfolgung von Seite der Engländer mehr ausgesetzt zu seyn; geht es den Engländern in Afghanistan unglücklich, so ist schnell eine große Anzahl Krieger zusammengebracht, man kann die Rückzugslinie der Engländer am Setledsch angreifen, und die Verbindung mit dem Osten, nämlich mit der Präsidentschaft Calcutta abschneiden. *) Die Delhi Gazette vom 21 August vorigen Jahrs meldet: „zu Adschmir (der benachbarten großen englischen Station) geht das Gerücht, daß Emissäre von den Amirs von Sind nach Bikanir geschickt, und dort insgeheim sehr günstig aufgenommen wurden. Der intrigante Minister dieses Staats ist der geheime Anstifter der Unterhandlungen, die jetzt zwischen den Staaten von Sind, Dschodpur, Bikanir und Dscheipur statt finden; durch seine Gewandtheit ist es ihm aber bis jetzt gelungen, aller Entdeckung auszuweichen." Diese Gerüchte stimmen vollkommen mit der Lage der Dinge im nordwestlichen Indien zusammen, so wie mit den zuverlässigen Nachrichten über die Gesinnungen der Amirs von Sind, welche alle Mittel aufsuchen, um die Engländer wieder aus ihrem Lande zu verdrängen; dieß ist so offenkundig, daß schon mehr als einmal davon die Rede war, sich ihrer ganz zu entledigen, und sie ohne weiteres abzusetzen. In Dscheipur ist ein minderjähriger Radscha, und zwei Parteien streiten sich um die Herrschaft; inzwischen hatten alle Intriguen freies Spiel, und die Thakurs und Naths oder Nagas **) hausten ungehemmt im Lande, so daß die Engländer mehrmals einschreiten mußten. Im October 1838 hatten die Thakurs, welche der von den Engländern unterstützten Regierungspartei feindselig waren, sich der Hauptstadt bemächtigt, und 28,000 Mann zusammen gebracht, worunter sich 5000 Naths und zwei Regimenter der regelmäßigen Armee von Dscheipur befanden, welche über Soldrückstände klagten. Beim Anmarsch der Engländer löste sich diese Schaar fast ohne Kampf auf, da der englische Befehlshaber Geld mit sich führte, um die Soldrückstände der regelmäßigen Truppen zu tilgen. Diese beiden Regimenter wurden bezahlt und aufgelöst, sollen sich dann aber gleich nach Marwar zu Mann Singh gewendet haben, um bei diesem in Dienst zu treten, wie denn überhaupt mehr und mehr das kampf- und raublustige Volk zu ihm strömte. Man ersieht hieraus, daß wenn die Engländer auf der einen Seite eine solche Schaar mit Mühe und Opfern zerstreuten, sie auf einem andern Punkte und unter einem andern Fürsten sich wieder sammelte. Was daran Zufall und was Absicht seyn mag, läßt sich freilich so leicht nicht entscheiden.

(Schluß folgt.)

*) Diese Verhältnisse mochten mit ein Grund seyn, weßhalb man den Plan hegte, Delhi zur neuen anglo-indischen Hauptstadt zu machen, wodurch man allen diesen Bewegungen näher gerückt wäre und sie leichter hätte beobachten können.

**) Dieß ist eine Art militärischer Mönchsbrüderschaft, welche nicht heirathet, sich als Miethstruppen engagirt, und meist durch Einwand sich erhält.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Während der Restauration übersetzte man auch mehrere philosophische Schriften von Kant und Fichte, welche kein Glück machten, und alle Versuche, die man seither angestellt, die deutsche Philosophie in Frankreich anzusiedeln, waren vergebens, trotz der Bemühungen des geistreichen Cousins und des schwadronirenden Lerminiers. Daß die Sache gescheitert, liegt in der Art und Weise, wie wir philosophiren. Der Franzose baut Systeme, um sie in die Wirklichkeit einzuführen, aber nicht um mit Abstractionen ein müßiges Spiel zu treiben, und in metaphysischen Träumereien beim hellen Tage zum Nachtwandler zu werden. — Hr. Lerminier in seiner Philosophie du droit, und Hr. Ahrens in seinem Cours de droit naturel bemühten sich, die deutsche Rechtsphilosophie in Frankreich anzubauen; Hr. V. Cousin versuchte, durch lebendige Rede und Schrift die Ideen Hegels und Schellings dem Fassungsvermögen der Franzosen begreiflich zu machen; Hr. Barchou de Penhoën gab eine Uebersetzung von mehreren Werken Kants und Fichte's, eine Bearbeitung von Schellings Bruno, und eine Geschichte der neuesten deutschen Philosophie heraus; allein alle diese Bestrebungen haben wenig gefruchtet, und die Franzosen eben nicht zum Studium unserer Philosophen angefeuert. Man besuchte die Vorlesungen Cousins, weil es Mode war; die Schriften über deutsche Philosophie fanden dagegen wenig Beachtung. Mit größerem Eifer, Ernst und Erfolg betrieb man damals die historischen Studien, und es konnte nicht fehlen, daß wichtige Werke dieses Fachs aus dem Deutschen übersetzt wurden, unter anderen: Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit von Edgar Quinet, Niebuhrs römische Geschichte vom Deputirten Golbery, Savigny's Rechtsgeschichte von Guénoux, Tennemans Geschichte der Philosophie von V. Cousin, Heerens Geschichte der Staaten des Alterthums und desselben Ideen über den Handel und die Politik der alten Welt; seinen Versuch einer Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa, eine vom französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift, hatte bereits Hr. v. Villers übersetzt.

Die Julusrevolution hat keineswegs den Eifer für deutsche Literatur erkaltet. Die HH. Lerminier und Saint-Marc-Girardin entwarfen den Franzosen ein neues Gemälde von Deutschland; jener gab sein Au-delà du Rhin, dieser seine Notices politiques et littéraires sur l'Allemagne, zwei Bücher, worin geistreiche Ansichten mit faden Behauptungen, tiefe Wahrheiten mit lächerlichen Paradoxien und Vorurtheilen, Rechtes mit Unächtem, Treffliches mit Verkehrtem auf das sonderbarste zusammengestellt und verwachsen sind. Es kann nicht geläugnet werden, daß jene beiden Schriftsteller Talent besitzen, und mehr von Deutschland kennen, als ihre Vorgänger, aber um desto mehr sollten sie es sich zur Pflicht gemacht haben, sich durch halbreife, übereilte Werke nicht selbst zu behindern, etwas über das Interesse des Tags hinaus Dauerndes zu liefern. Lerminier hat ein wenig durch fremde Brillen gesehen, und beurtheilt die deutschen Zustände vom Berliner Standpunkt aus: da, wo

Digitized by Google

er die Dinge ohne das preußiſche Medium betrachtet, verräth er den Franzoſen; über die neueſte Wendung der deutſchen Literatur ſeit Frau v. Staël gibt er ungenügenden Nachweis, und beſchränkt ſich auf eine flache Analyſe des zweiten Theils vom Fauſt und auf die Citation eines verſchollenen Urtheils Friedrichs des Großen über deutſche Literatur, welches dem zweiten Bande angehängt iſt, wohl nur, um die Bogenzahl voll zu machen; jedoch hat Lerminier das Verdienſt, die Namen mehrerer Berliner Notabilitäten, wie Novalis, Rahel u. A. durch Auszüge aus ihren Schriften in Frankreich eingeführt zu haben. Saint Marc Girardin hat manche Hauptpartien unſeres literariſchen und politiſchen Zuſtandes richtig erfaßt, allein das Meiſte gerieth ihm ſchief und verkehrt, weil er es unter Waſſer oder nach ſeiner pikanten Art unter Spiritus ſetzte.

Das Ueberſetzen aus dem Deutſchen hat in den letzten neun Jahren eher zu- als abgenommen: unſere Compendien, Schulbücher und Grammatiken, Geſchichtswerke, Romane und Converſationslexika, die Erziehungsſchriften von Schmied, Salzmann, Glaß, Krummacher, Caroline Rudolphi, ja ſogar die Nibelungen und die Fridthofs Saga haben Ueberſeher gefunden. Aus den Fächern der Arzneikunde, der Forſt- und Landwirthſchaft hat man die wichtigſten Autoren bearbeitet; Hr. Jourdan iſt einer von den unermüdlichſten Handlangern oder Werkmeiſtern dieſer Art, und hat mehr als hundert Bände aus dem Deutſchen überſetzt, beſonders mediciniſche Schriften, wie die Werke von Hufeland, Sprengel, Meckel u. A. Im Forſtweſen und theoretiſchen Landbau gelten die Schriften von Hundeshagen, Cotta, Thaer u. A. auch in Frankreich als Autoritäten. Es iſt hier nicht der Ort, alle Ueberſetzungen aus dem Deutſchen aufzuzählen; die Liſte derſelben würde zu mehreren Bogen anſchwellen, und es liegt nur in unſerer Abſicht, einige allgemeine Andeutungen über den Aufſchwung zu geben, welchen die deutſche Literatur in Frankreich ſeit 30 Jahren genommen. Das Nähere kann man in den Katalogen und Verzeichniſſen des franzöſiſchen Buchhandels nachſehen, welche über die jährlich zunehmende Verbreitung unſerer Nationalliteratur in Frankreich Aufſchluß geben; wir verweiſen in dieſer Beziehung namentlich auf das Repertoire bibliographique de la librairie française moderne, welches ſeit zwei Jahren im Verlage der HH. Brockhaus und Avenarius zu Paris erſcheint, ein eben ſo nützliches als verdienſtliches Unternehmen, welches dem Literaten vieles Nachſchlagen und Nachſuchen erſpart. Von den Werken, welche man in den letzten Jahren aus dem Deutſchen überſetzt hat, erwähnen wir: Körners Nachtwächter von X. Marmier, in dem Théâtre européen, welches für die Folge Stücke von Leſſing, Werner, Müllner, Grabbe, Grillparzer, Iffland, Raupach und Immermann verſpricht; Hammers Geſchichte des osmaniſchen Reichs von Heller, Ritters Geſchichte der Philoſophie von Tiſſot, Kants Moral von demſ., Ritters Geographie von E. Buret, unvollendet; F. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier von A. Mazure, Ranke's Geſchichte des Papſtthums von Haiber, Hurters Geſchichte Innocenz III von Saint-Cheron und Haiber, Voigts Geſchichte Gregors VII von Abbé Jäger, Pfiſters Geſchichte der Deutſchen von Paquis, Kohlrauſchs deutſche Geſchichte von Guinefolle, Bredows Weltgeſchichte von J. L. Moré, Fickers Abriß der alten claſſiſchen Literatur von Theil, Ottfried Müllers Dorier, Grimms Volksmährchen, Zacharia's franzöſiſches Civilrecht, Strauß's Leben Jeſu von Littré, die Nibelungen von Madame Moreau de la Meltière, Tiedge's Urania von F. Marande, Chamiſſo's Peter Schlemihl u. ſ. w.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Brants Reiſe in Kurdiſtan.

In der Londoner geographiſchen Geſellſchaft vom 9 Dec. wurden „Bemerkungen auf einer Reiſe durch einen Theil von Kurdiſtan“ vorgeleſen, die der engliſche Conſul in Erzerum, James Brant, in Begleitung der HH. A. C. Glascott und Dr. C. D. Dickſon unternommen. Er reiſte am 16 Junius 1834 von Erzerum ab, ungefähr 70 Meilen weit bis Haſſan Kaleh in öſtlicher Richtung, von dort wandte ſich die Geſellſchaft ſüdlich und ging über Aghveran und Khinis Kaleh nach Muſch. Von dieſem Orte gingen ſie in weſtſüdweſtlicher Richtung, ſüdlich vom Thale des Murad Tſchai oder öſtlichen Euphrat, über Nerdſchkl und Piran nach den Bergwerken von Arganah, auf den weſtlichen Ufern des obern Tigris; von da nordweſtlich nach der Stadt Kharput, der weſtlichen Gränze ihrer Reiſe; auf ihrer Rückreiſe gingen ſie nördlich von dem Thale des Murad durch Palu und Tſcherleb und kamen wieder nach Muſch. Von hier aus ſich ſüdlich wendend, gingen ſie nach Bitlis und Tatnan, an der ſüdweſtlichen Spitze des Sees Wan, gingen um ſeine ſüdliche Küſte herum über Baſtan und Artemit nach der Stadt Wan, und dann in nördlicher Richtung um die nordöſtliche Gränze des Sees über Ardiſch und am Fuße des Supan Tagh längs der nördlichen Küſte hin nach Aſlat. So machten ſie innerhalb 15 Meilen einen Kreislauf um den See. Von da nordöſtlich kamen ſie in einer Höhe von 6000 Fuß über dem Meere an den Quellen des Murad Tſchai vorbei und in Bayazid am ſüdweſtlichen Fuße des Berges Ararat an; darauf gingen ſie in weſtlicher Richtung über Ulich Kiliſſab und den Paß von Kruſſeh Tagh und Haſſan Kaleh nach Erzerum, und machten ſo einen Weg von faſt 900 Meilen durch ein nur unvollkommen bekanntes Land, das noch ſehr unrichtig auf den Karten gezeichnet iſt, denn viele wichtige Städte, wie Muſch, Bitlis, Palu, Kharput u. ſ. w. ſind um 12 bis 20 Meilen der Breite falſch bezeichnet. Auf der ganzen Reiſe beſtimmten ſie die aſtronomiſche Lage und die Höhe der Hauptplätze über der See durch den Barometer, und die ganze Reiſe wurde ſorgfältig durch Hrn. Glascott in einer Karte verzeichnet, wo es ſich z. B. zeigt, daß der See Van faſt 32 Meilen gegen Norden ausgedehnt werden muß. „Muſch, ſagt Hr. Brant, iſt eine elende Stadt mit einer Bevölkerung von 6000 Einwohnern, von denen 2500 Armenier; ſie liegt in einer hübſchen, 40 Meilen langen und 12 Meilen breiten Ebene, die von vielen Flüſſen bewäſſert wird, doch zum Theil ſteinig und dürr iſt; ſie liegt 4100 Fuß über dem Meere, und das Klima iſt weniger ſtreng als das von Erzerum. Kharput liegt auf einer Höhe, die ſich 1200 Fuß über die Ebene erhebt, die eine der reichſten unter den türkiſchen Beſitzungen iſt. Wir fanden Haſſy Paſcha hier, der uns mit Höflichkeit aufnahm. Das war die weſtliche Gränze unſerer Reiſe. Als wir nach

Osten zurückkehrten, kamen wir durch Palu, einer Stadt von 5000 Einwohnern, die sich vorzugsweise mit der Fertigung von Zeug aus heimischer Baumwolle beschäftigen. Sie liegt auf dem nördlichen Ufer des Murad Tschai, 800 Fuß über dem Flußbett und 5500 über dem Meere. Das Thal von Bitlis läuft von Norden nach Süden, eine Schlucht öffnet sich in ihm nach Westen, eine andere von Nordwesten und eine dritte von Osten, und auf ihrem gemeinsamen Vereinigungspunkt liegt die Stadt in einer Höhe von 5150 Fuß über dem Meere. In der Mitte erhebt sich ein steiler Felsen bis zur Höhe von 60 Fuß, auf dessen Gipfel die Ruinen eines Schlosses zu sehen sind, der Residenz des ehemaligen Bey's von Bitlis. An seinem östlichen Fuße liegen die Bazars, während die Straßen an den Ufern des Stromes, der durch das Thal fließt, und in den Schluchten und an ihnen hinauf sich hinziehen und der Stadt eine unregelmäßige Form geben; wegen der Gärten, die zwischen den Häusern und den Schluchten sich befinden, nimmt sie einen großen Flächenraum ein. Nackte Kalksteinfelsen erheben sich an jeder Seite fast 2000 Fuß über das Thal, und die Schluchten sind mit Gärten gefüllt, die von zahlreichen Strömen und Quellen bewässert werden. Diese alterthümliche Stadt, in einer so merkwürdigen Lage, der ernste Charakter und die große Höhe der Berge, der üppige Pflanzenwuchs im Thale — Alles vereinigt sich, wenn man es von der Wohnung des Schetif Bey aus sieht, einen eben so seltsamen als interessanten Anblick. Die Bevölkerung besteht aus 15,000 Seelen, von denen ein Drittheil Armenier sind. Es sind drei Moscheen mit Minarets und zwölf Capellen, die den heulenden Derwischen gehören, eine Secte, die hier nach der großen Menge ihrer Anhänger ihren Hauptsitz zu haben scheint.

„Der See Wan bedeckt eine Fläche von fast 900 (engl.) geographischen Quadratmeilen, das Wasser ist salzig, und er liegt 5470 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Wir bemerkten nur sechs kleine Handelsfahrzeuge auf ihm, die vorzüglich Baumwolle, Getreide und Bauholz führten. Die Stadt Wan, an der Ostseite des Sees, enthält ungefähr 35,000 Einwohner, von denen fast die Hälfte Armenier sind. Der Handel ist unbedeutend. Der See ist reich an Fischen, und wir sahen eine Menge Seeraben, Möven und andere Wasservögel. Der Felsen, auf dem das Schloß Wan gebaut ist, ist eine lange, enge, einzelnstehende Masse, die sich 800 Fuß über die Ebene erhebt, er erstreckt sich ungefähr eine halbe Meile weit in südsüdöstlicher Richtung, und seine südwestliche Seite ist senkrecht; seine Breite mag auf seinem Gipfel ungefähr 100 Yards betragen, hier steht das Schloß. Das Ganze ist eine harte Kalksteinmasse. Durch einen besondern Befehl des Pascha erhielten wir die Erlaubniß, das Schloß zu besuchen und seine Höhlen zu untersuchen; doch konnten wir weder Buchstaben noch Gemälde an den Wänden entdecken, wahrscheinlich wurden sie zu Begräbnissen gebraucht. Wir sahen auch die keilförmigen Inschriften, die, wie bekannt, in der Nähe von Wan sich finden, und der Pascha zeigte große Begierde zu wissen, ob wir sie übersetzen könnten.

„Früh am Morgen des 1 September begannen wir den berühmten Berg Suyan Tagh zu ersteigen, der sich an der nördlichen Küste des Sees volle 4000 Fuß über seine Oberfläche und 9500 über die des Meeres erhebt. Wir ritten langsam 5¼ Stunde aufwärts, bis wir den Rand des Kraters erreichten, aus dem der mittelste Kegel sich erhebt. Von diesem Flecke gingen wir zu Fuß auf dem beschwerlichsten Steig, den ich je versuchte, weiter, schwierig nicht bloß seiner Steilheit wegen, sondern wegen des Drucks auf die Brust, den wir Alle empfanden. Wir konnten nicht mehr als 5 bis 6 Schritte thun, ohne inne zu halten und Athem zu holen. Endlich, 4 Stunden nachdem wir unsere Pferde verlassen hatten und nach 7¼ Stunde vom Fuße des Berges an, erreichten wir eine der höchsten Spitzen, die den See Wan überschaut, und pflanzten unsern Höhenmesser auf ihrem Gipfel auf. Die Aussicht auf diesem Punkte war wahrhaft prächtig: zu unsern Füßen die breite Fläche des Sees Wan, dem Meere ähnlicher als einem Landsee, in der Ferne zählten wir andere kleine Seen, gegen Süden erheben sich die Gebirgsketten des Ardscherusch und Erdosch, gegen Südosten der Felsen und das Schloß Wan, gegen Norden die Gebirgskette des Mingöl und die kegelförmige Spitze des Kenusch Tagh in der Ebene von Arischkert über Toprak Kaleh, während am nordöstlichen Horizont die schönen Spitzen des großen und kleinen Ararat, dessen Höhen sich in die Regionen des ewigen Schnees erheben, in einer Entfernung von 80 Meilen deutlich sichtbar sind."

Der Schrift des Hrn. Brant war eine Karte beigefügt, die, von Hrn. Glascott entworfen, im Maaßstabe von 6 Zoll auf den Grad die ganze Reise vor Augen legt; auch ein Theil des Hochlandes von Armenien zwischen Trapezunt am schwarzen Meere und Mosul am Tigris ist zu sehen, eine Entfernung in gerader Linie von 880 geographischen Meilen. Sie zeigt die merkwürdigen Charakterzüge dieser Hochebene, die zum größern Theil eine Höhe von 6000 Fuß über dem Meere behält bis gegen ihr südliches Ende, wo die Gebirge des Dschuwar Tagh, die Gebirgsvesten der Kurden und nestorianischen Christen sich zu einer Höhe von 15,000 Fuß erheben sollen, und dann plötzlich bis zu den tiefliegenden Ebenen Mesopotamiens abfallen.

Miscellen.

Fortschaffende Kraft ohne Dampf und Brennmaterial. Unter dieser Aufschrift geben die Pariser Blätter Nachstehendes: Seit 10 Jahren beschäftigt sich Hr. Roussel, Uhrmacher zu Versailles, mit der Verfertigung eines Apparates, den er jetzt glücklich vollendete. Es handelt sich um nichts Geringeres, als den Dampf und alle Arten von Brennmaterial in den Locomotiven zu Lande wie zur See entbehren zu können. Comprimirte Luft soll den Dampf in dem sinnreichen Apparat des Hrn. Roussel ersetzen. Was aber diese Maschine auszeichnet, ist die Kunst, womit die comprimirte Luft stets in derselben Spannung erhalten wird, so daß der Gang des Locomotives immer gleich geschwind fortgeht. Diese Entdeckung ist unermeßlich, sie muß nothwendig zu einer Revolution in diesem wichtigen Zweige der Industrie führen, und da der, oder vielmehr die Luftbehälter nicht mehr Raum einnehmen als ein gewöhnlicher Dampfkessel, so können sie ohne Schwierigkeit diese ersetzen. Lange Fahrten sind nicht mehr unmöglich, denn Luft findet sich allenthalben, und Explosionen sind nicht zu fürchten. Die Regelmäßigkeit im Gange dieses Apparates und die Einfachheit machen ihn durch die zahlreiche Anwendbarkeit und den geringen Preis zu einer der nützlichsten Maschinen. Die Akademie soll mit nächstem darüber Bericht abstatten.

Postverbindung in Indien. Die anglo-indische Regierung hat jetzt eine Posteinrichtung getroffen, wodurch Briefe regelmäßig von Ludiana durch den Pendschab und den Kheiber-Paß nach Afghanistan expedirt werden. (Jüdische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 13.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Januar 1840.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Uebersetzungen von den ernsten, wissenschaftlichen Werken sind in der Regel mit Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit abgefaßt; die Romane, Poesien und Theaterstücke werden dagegen sehr gewissenlos behandelt, und oft mit grasser Unwissenheit. Ein paar Beispiele werden dieß veranschaulichen. Lermnier übersetzt nach Goethe:

Willst du uns fangen,	Veux-tu nous prendre,
Sey nicht behende,	Ne sois pas si *pétulant*;
Denn wir verlangen	Car nous désirons,
Doch nur am Ende	*Mais seulement à la fin*,
Dich zu umarmen,	T'embrasser,
Du schönes Bild.	Toi, *bel enfant*.
Nur durch die Haine	*Ah! seulement la haine!*
Zu Stock und Steine!	*Le combat et la lutte!*
Das leicht Errungene,	Ce qui s'obtient facilement
Das widert mir,	Me répugne;
Nur das Erzwungene	Ce qui s'arrache
Ergötzt mich schier.	Me délecte.

Hr. Marmier übersetzt nach Körner:

Schwalbe sagt zu Rose:

Ne da muß ich bitten! die Jungfer erhitzt sich doch gar zu leicht. Das studirte Wesen, das Verseschreiben!	Il *faut maintenant que je prie le bon Dieu*.. Ah! vous vous fâchez trop vite pour une jeune fille *qui a étudié, qui est instruite* et qui écrit même des vers.
Ein hübsches Mädchen bewachen, wenn's in die Sommermonate schon geht, ist schwer.	Une jeune fille est difficile à garder, quand la *lune d'été* arrive.

Ich denke, es ist genug. Wenn berühmte Autoren, die im Rufe stehen, aus dem Deutschen ihre Specialität gemacht zu haben und es von Grund aus zu kennen, auf diese Weise gegen alle Regeln der Grammatik verstoßen und auf eine so himmelschreiende Weise den Sinn verdrehen, so kann man sich ungefähr vorstellen, wie die untergeordneten Uebersetzer mit unsern classischen Meisterwerken umspringen. Es ist wahrlich nicht zu verwundern, daß die französische Kritik, welche das Original nach einer solchen Schülerarbeit beurtheilt, mit Stolz und Verachtung auf unsere Meisterwerke herabsieht und sie mangelhaft, bisweilen trivial und abgeschmackt findet. Die Uebersetzungen werden in Frankreich meist, wie bei uns, fabrikmäßig gemacht, selbst wenn die geachtetsten Namen an der Spitze stehen; man nehme nur die Uebersetzung von Schillers dramatischen Werken, die Hr. v. Barante besorgt hat, und man wird bald mit Schrecken inne werden, wie wenig Respect man unserm Dichter bewiesen. Bisweilen ergänzt der Uebersetzer das, was ihm mangelhaft oder unverständlich erschien, durch eigene Gedanken, und fügt in einer Anmerkung hinzu, daß er dem französischen Leser einen Unsinn oder eine Zote erspare, welche die französische Sprache bedeuten würde. Vor der Kritik ist dem Uebersetzer weiter nicht bange, denn er findet leicht einen gefälligen Recensenten, der mit der größten Naivetät erklärt: Hr. X. habe mit vielem Tact die anstößigen Stellen weggelassen, die Stylhärten und Trivialitäten des Originals vermieden, und die unbeholfen ausgedrückten Ideen des fremden Autors in ein zierliches französisches Gewand gekleidet, so daß die Uebersetzung in dieser verbesserten und emendirten Gestalt dem Original vorzuziehen.

Die französischen Vaudevilliſten und Dichter verbessern auf dieselbe Weise die Werke unserer dramatischen Literatur: sie lassen Rollen weg, fügen neue hinzu, putzen Alles aus, was ihnen zu derb und ungefällig erscheint, und bieten ein so zugerichtetes und zugestutztes Machwerk dem Publicum, welches oft nicht einmal erfährt, daß die Dichtung gestohlen ist. Ich habe auf den hiesigen Theatern Bearbeitungen von Müllners Schuld, Grillparzers Ahnfrau (unter dem Titel: le philosophe brigand) und Raupachs Cardenio und Celinde gesehen, bei denen mir das Herz vor Wehmuth zerspringen wollte: denn das Ausziehen und Aufstutzen einzelner Schönheiten und Hauptzüge aus organischen Geisteswerken macht denselben peinlichen Eindruck, wie Amputationen und Gliederausreißen. Die Journale belobten jedoch am folgenden Tage den Bearbeiter, daß er die Fehler des Originals bei Seite gelassen und seiner Uebersetzung

Digitized by Google

nicht einverleibt habe, wodurch das Drama an Rundung und Abgeschlossenheit gewonnen. Das sind mir glückliche Leute, die lieben französischen Feuilletonnisten, jeder von ihnen hält sich für fähig, den Goethe und Schiller zu corrigiren!

Die Meinung, welche die französischen Schriftsteller über unser literarisches Treiben haben, ist zwar oft barock; aber ich habe doch oft gefunden, daß sie nicht so ganz über uns im Irrthum sind, wo wir über erschreckliches Unrecht klagen. Unser Wortschwall und unsere unbeschreibliche Geschwätzigkeit und endlose Büchermacherei, unsere Schwerfälligkeit und Unklarheit des Styls, unsere kritische Grobheit, unser Herumwühlen in den Details und Gewichtlegen auf Kleinigkeiten sind zum Sprüchwort bei ihnen geworden, und noch immer glauben Viele, es sey rein unmöglich, daß ein Deutscher ein schönes, geistreiches und zugleich tiefgedachtes Buch schreiben könne. Das einzige Compliment, welches Hr. Heine mit den Uebersetzungen seiner Reisebilder und seiner Arbeiten für die Revue des deux mondes und Europe littéraire den Franzosen abzuzwingen vermocht hat, lautete, daß er sich nach französischen Mustern gebildet. Heine war allerdings auch nicht der Mann dazu, die Franzosen in Hinsicht auf unsere Literatur eines Bessern zu belehren. Espritmacher seiner Art bringt Frankreich schockweise hervor; sie werden daher übersehen oder vergessen, wenn sie sich nicht täglich beim Publicum in Erinnerung bringen, wie die Redacteure des Corsaire und Charivari, welche in einer einzigen Woche ein größeres Capital von Humor, Witz und Ironie verschleudern, als das, was Heine in seinen sämmtlichen Schriften angelegt hat.

Es gibt Franzosen, welche in unserer Literatur gut bewandert sind und Bescheid wissen; ich erinnere mich, recht klare, unbefangene Urtheile über das goldene Zeitalter des Goethe und Schiller von Toussenel gelesen zu haben, und mir kommt es so vor, daß die Ansichten, welche E. Quinet in seinem Italie et Allemagne entwickelt, auf eine kleine Bekanntschaft mit uns deuten. Ein hohler, aufgeblasener Geck und anspruchsvoller Kritiker über deutsche Zustände ist Hr. Philarete Chasles, ein unausstehlicher Schwätzer, der Vieles weiß und Alles durcheinanderwirft, der so Verschiedenes aus dem Englischen, Spanischen und Deutschen zusammengelesen, daß es in seinem Kopfe so bunt aussieht, wie auf einer Mosaikplatte, und der nie bei seinem Gegenstande verweilt, sondern die Anzeige eines Buches nur jedesmal dazu benutzt, um dem Leser individuelle Ergießungen aufzutischen. Bei allen Versündigungen und Verunglimpfungen, welche sich die Franzosen gegen unsere besten Schriftsteller erlauben, haben wir doch Ursache, uns Glück zu wünschen, daß die vielen Uebersetzungen aus dem Deutschen zur Beförderung des Geschmacks an deutscher Literatur im Ganzen beigetragen und die Kenntnisse der Franzosen um ein Bedeutendes bereichert haben; es ist noch nicht übermäßig lange her, daß die Gebildetsten dieser Nation, außer dem Monsieur Le Singe (so hieß Lessing), Lafontaine und Kotzebue nie den Namen eines Deutschen hatten aussprechen hören, der etwas Schönes und Interessantes geschrieben haben sollte; und heutzutage üben die Geistesproducte unserer Nationalliteratur einen entschiedenen Einfluß auf die Gestaltung der französischen Literatur aus. Ob diese Einwirkung eine wohlthätige sey, wird von Vielen bestritten, welche nur die nächste Gegenwart im Auge haben und über die Verirrungen des jetzigen literarischen Treibens wehklagen.

Es hat sich nämlich in der neuern Zeit ein gewisser Geist des Ungeheuren und der Empfindelei bei den Franzosen eingeschlichen, der fast in allen gegenwärtigen Producten französischer Federn sichtbar ist. Das Wunderbare, Abenteuerliche, Sentimentale und Weinerliche nimmt meistens die Stelle des Muntern, Scherzhaften und Einfachen ein, welches selbst die flachen Romane und Zeitvertreibarbeiten der französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts auszeichnete. Es mag allerdings mit der Fall seyn, was Einige behaupten, daß die jämmerlichen und weinerlichen Auftritte der letzten 50 Jahre die Nation auf solche Abwege in Geistesproducten hingelenkt; aber wir glauben, daß andere Ursachen stärker eingewirkt. Es ist in der Regel schwierig, den einzelnen Quellen nachzugehen, wodurch eine Richtung sich bildet, ehe sie zum Alles mit sich fortreißenden Strome wird; indeß dürfte mit Recht angenommen werden, daß die immer mehr in Frankreich bekannt werdende englische und deutsche Literatur Vieles dazu gethan haben. Shakspeare, Goethe und Schiller erschienen zwar nur in bloßen Uebersetzungen, überraschten aber dennoch durch die Kühnheit und das Feuer ihrer romantischen Gebilde. Fast noch größer und allgemeiner war der Anklang, den die Novellen und Romane Walter Scotts und seiner deutschen Nachahmer fanden, während der excentrische Byron und der phantastische Hoffmann schon die Extreme dieser Richtung vorbereiteten. Man denke sich, welch eine neue Welt dem correcten und frivolen und leicht durchs Leben dahinhüpfenden Franzosen bei der Lecture dieser Dichtungen aufgehen und wie diese neue Seelenspeise auf ihn wirken mußte, wenn er nicht mit einem sichern Geschmack daran ging. Es gibt wenig englische Dichter, die ganz vom Schwulst, vom Neblichten und Aufgedunsenen ihres Landes frei wären, und unsern Dichtern fehlt oft die Klarheit, Bestimmtheit und Abrundung, aus Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffs: diesem unterliegend, umfassen sie selten das Ganze, welches daher lose und unbegränzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Redseligkeit drängt sich durch ihre Gebilde und verleitet sie zu schönem Wortschwall, welcher, schwarz auf weiß gedruckt, gar zu leicht die Miene des Großen und Erhabenen annimmt. Diese Nationalfehler haben die französischen Autoren nur gar zu gut aufgegriffen, und es war eine wahre Lust mit anzusehen, wie sie sich mit Youngs Nordpolwolken, mit Richardsons empfindsamer Zierlichkeit, mit dem derben Humor der Shakspearischen Tragödien und mit dem nächtlichen Graus unserer deutschen Balladen schmückten. Die entnervte, alte, classische Literatur mußte den neuen Eindringlingen weichen. Der Widerstand, den jene ihnen entgegensetzte, erhöhete in dem jedem Kampfe mit Lust zusehenden Frankreich nur den Triumph. Schritt vor Schritt eroberten sich die Romantiker einen großen Theil der Literatur, und nachdem sie sich einmal der Zeitungen und Journale bemeistert und das Publicum auf

Digitized by Google

ihre Seite gebracht hatten, vertrieben sie die Classiker, Trotz aller Edelen, erst von den Brettern der Boulevardstheater, und endlich gar vom Repertoire des Théâtre français, ihrem letzten Bollwerke. Daß dabei Uebertreibungen und Ungerechtigkeiten vorfielen, läßt sich denken. Auch das Gute ward verworfen, wenn es dem Alten anhing, auch das Schwächste ward beklatscht, wenn es jenem entgegentrat. Die bitterste Kritik traf die allerdings stets schwächeren Werke und Geistesproducte jener einst vergötterten Heroen des vorigen Jahrhunderts und der Kaiserzeit, welche, die ganze Periode des Mittelalters verdammend, nur im classischen Alterthum Formen zu ihren Mustern suchten, und die englische und deutsche Poesie eine ungeschlachte und barbarische schalten. Es ist unbegreiflich, daß die geistvollsten Männer so schnöde von der romantischen Dichtkunst des Auslandes sprachen, wenn man nicht bedenken müßte, wie eisern die Bande sind, die eine conventionelle Ansicht um seine Zeit schlägt, und wenn man noch nicht täglich sähe, wie alles Große und Genialische ringen muß gegen die Gemeinheit, die es so gern mit dem Sand ihrer Wüsten zuwehen möchte, und die, wie Goethe sagt, uns alle bändigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer in Dschodpur.

(Schluß.)

Eine indische Zeitung (die Bombay Gazette vom 5 Julius v. J.) macht bei Gelegenheit der Unruhen in Radschputana nachstehende Bemerkungen: „Der unruhige Geist der Radschputen und ihre Ungeduld unter dem Joche der von ihnen für schimpflich gehaltenen Verträge erhalten sie fortwährend in einem Zustande von Anarchie und Aufstand. Die mächtigsten unserer Vorgänger, welche nach einander Indien eroberten, zählten sie nie unter ihre regelmäßigen Tributäre, und ihre Feindschaft oder Freundschaft wurde stets durch Pensionen vermieden oder erkauft. Ihr Geschichtschreiber Todd hat ihren unbändigen Freiheitssinn und ihr heißes Gefühl für Ehre mit dem Mantel der Ritterlichkeit bekleidet, aber ihre ewigen Fehden und ihre nie aufhörende Abneigung gegen die brittische Regierung haben diese veranlaßt, eine sehr thätige politische Aufsicht zu üben. Obgleich sie die Ueberlegenheit der Engländer kennen gelernt haben, so lassen sie sich doch, den Verträgen zum Trotz, auf alle möglichen geheimen Anschläge und Verschwörungen ein; sie nehmen alle Räuber, alle Flüchtigen aus unserem Gebiete auf, während ihr versteckter Haß und ihre Rachsucht nur schwer sich auf kleinliche Neckereien und Ruhestörungen beschränken lassen." Ein solches Volk gab einem so schlauen Fürsten, wie Maun Singh, Gelegenheit, alle Arten von Planen und Ränken mit einem weiten Mantel zu bedecken: er war seit Jahren mit seinem Tribut in starkem Rückstande, verweigerte die verlangte Mitwirkung zur Unterdrückung der Räubereien an der Gränze von Schekawat, und man muthmaßte nicht ohne Grund, daß seine Befehlshaber denselben noch Vorschub angedeihen ließen; zudem führte er oder seine Thakurs — denn einzelne Nachrichten behaupten sogar, er sey so gut wie ein Gefangener in seiner Hauptstadt gewesen, und die Thakurs seyen indeß plündernd im Lande umhergezogen — Krieg gegen seine Nachbarn, von denen man aber nicht hörte, daß sie sonderlich bemüht gewesen, seine Angriffe abzuwehren.

Die Engländer scheinen jedoch dieß Gewebe von Kniffen bald durchschaut zu haben, um so mehr, als Maun Singh beim Näherrücken des afghanischen Feldzugs allmählich sogar dem Generalgouverneur den gewöhnlichen Ehrentitel versagte. Oberst Sutherland,*) Resident zu Dschodpur, forderte fürs erste peremptorisch die Bezahlung von fünf Laks Rupien von dem Rückstande, wahrscheinlich bloß, um dem Radscha nicht so viel Geldmittel in Händen zu lassen, und dieß kräftige Auftreten stimmte dieten fürs erste zu einigem Nachgeben; indeß fand Sutherland bald, daß Maun Singh aus Schwäche oder aus Trotz seine Versprechungen nicht halten werde, und so mußte denn zu andern Maaßregeln geschritten werden. Dieß war um so nothwendiger, als einerseits die Raths sich einer immer größern Anzahl von Dörfern bemächtigten, andrerseits aber die Bidawats in Bikanir, die Larkhanis in Marwar und die Minas in Dscheipur, ebenso wie die Raths und Thakurs selbst sich immer mehr als Räuber und Krieger organisirten, ihren Haß gegen die Engländer und ihre Hoffnungen, daß sie in Afghanistan unterliegen würden, nicht verhehlten. Das ganze Land war in Bewegung, und der geringste Unfall der Engländer hätte Alles zu lichten Flammen angeblasen. Darum verlangte Sutherland von der Regierung ein Corps von 2 Reiter- und 7 Infanterieregimentern nebst einer starken Abtheilung Artillerie mit einem Belagerungstrain, das Corps sollte sich im September versammeln, um im October die Operationen vornehmen zu können. Ein so starkes Corps sollte den unruhigen Köpfen mit einem Male alle Hoffnung nehmen.

Indeß scheinen die Anstalten, die in Marwar zum Widerstande gemacht wurden, die Zusammenziehung von Truppen beschleunigt zu haben, denn schon Ende Augusts besetzten zwei englische Corps die Städte Palli und Mairta im östlichen Theile von Marwar, und Major Forster, derselbe, welcher sich seit mehreren Jahren mit den Häuptlingen und Raubern von Schekawat herumschlug, rückte von Norden her ins Land. Auch jetzt noch scheint man gezögert zu haben, in der Hoffnung, daß der glückliche Gang der Angelegenheiten in Afghanistan den kriegerischen Eifer in Radschputana abkühlen solle, aber nur die Fürsten waren schnell genug unterrichtet, und so erklärte Maun Singh bald, er werde sich den Engländern nicht widersetzen, sondern „ihren Weg mit Confect bestreuen!" Gegen Ende Septembers rückten endlich die englischen Truppen gegen Dschodpur an, und Maun Singh gab jeden Gedanken an Widerstand auf; dagegen hatten einige hundert Rhators im Fort geschworen, sich bis aufs Aeußerste zu wehren. Da indeß Maun Singh und die Thakurs sich alle mit ihren Truppen entfernt hatten, und nun die Sappeure mit ihren Pulversäcken sich dem Thore näher-

*) Derselbe, der eine eigene Schrift über die Verhältnisse der englischen Regierung zu den einheimischen Fürsten geschrieben, und diesen Gegenstand zu seinem besondern Studium gemacht hat.

Digitized by Google

ten, da entſank auch den Rhators der Muth, und ſie öffneten die Thore, worauf zwei engliſche Regimenter von der Veſte Beſitz nahmen.

In militäriſcher Beziehung bot ſomit der kurze Feldzug weder beſondere Gefahren noch Mühſeligkeiten dar, allein die politiſchen häufen ſich deſto mehr. Man hat vorgeſchlagen und als wahrſcheinlich in Ausſicht geſtellt, daß die Armee Maun Singhs künftig ganz von engliſchen Officieren befehligt werden ſolle, allein der trotzige Sinn der Rhators, die man faſt allein zu Soldaten nehmen könnte, möchte dieſen Ausweg ſehr gefährlich machen; denn wenn irgendwo, ſo könnte in dieſem Lande ein verderbliches Beiſpiel der Ermordung ſämmtlicher engliſcher Officiere durch die Mannſchaft gegeben werden, ein Mittel, das überhaupt in neuerer Zeit öfters von den Feinden der engliſchen Herrſchaft angerathen wurde, und ſicherlich einmal irgendwo zur Ausführung kommen wird. Man wird alſo ſich genöthigt ſehen, anderswo Truppen auszuheben, und ſie, ſo weit es reicht, mit dem Tribut, den der Staat zu tragen hat, bezahlen, während die Thakurs mit ihrer Mannſchaft die irreguläre Streitmacht des Landes bilden. Somit iſt wieder ein Schritt näher zu dem unvermeidlichen Ziele geſchehen, daß die Engländer in kurzem überall direct die Verwaltung werden übernehmen müſſen, was ihre Aufmerkſamkeit und ihre Caſſe gleich ſehr in Anſpruch nehmen, und ſie mehr und mehr dem allgemeinen Volkshaß ausſetzen wird; denn je unmittelbarer die Engländer mit dem Volke verkehren, deſto entſchiedener ſtellen ſie ſich demſelben als Fremdlinge gegenüber, und der Haß, den jetzt an den meiſten Orten nur die höhern Claſſen gegen ſie nähren, wird ſich dann mehr und mehr auf die Maſſe ausbreiten. Bereits liegen ſie im Nerbuddagebiet auf dieſe Weiſe mit den Bhils im Kampfe, und dieſe ewigen Neckereien müſſen den Engländern eine furchtbare Plage und, je nach Umſtänden, ein ſehr ernſtes Uebel werden.

Luftſpiegelung im Saône-Thal.

Die Luftſpiegelung (mirage), jenes magiſche Phänomen des Lichtes, das, nach der Meinung der Naturforſcher, bisher faſt nirgends als unter dem brennenden Himmel Aegyptens beobachtet wurde, iſt auch an den Ufern des Saône in ſeiner vollen Pracht geſehen worden. Das Thal dieſes Fluſſes in der Umgegend von Auronne breitet ſich in eine weite Ebene aus. Die Stadt iſt am Rande des Fluſſes auf einer kleinen Anhöhe gebaut, die, wenn der Fluß die Wieſen überſchwemmt, das Anſehen einer Landzunge hat, der ſich in die Mitte des Waſſers hineinerſtreckt. An einem warmen Sommertage, wenn kein Luftzug geht und die Luftſchichten, die auf der Erde ruhen, unbewegt von dem Luftzuge ſind, kann der Zuſchauer, der in der Mitte der Ebene gegen Norden von Auronne ſteht und nach der Stadt blickt, ein herrliches Schauſpiel beobachten. In der Ferne iſt der dürre Boden verſchwunden, eine große Waſſerfläche dehnt ſich vor ihm aus, die Stadt erhebt ſich wie aus der Mitte eines Sees, der die Häuſer und Bäume auf ſeinen Ufern ſo deutlich wiederſpiegelt, als würden ſie wirklich auf der Oberfläche eines ruhigen Waſſerſpiegels wiederholt. Doch dieſe Erſcheinung, die täglich, ſo lange die Erde von der Sonne erleuchtet wurde, wiederholt worden iſt, wurde niemals vor dem Jahre 1791 bemerkt oder beſchrieben. Monge war der erſte, der eine wiſſenſchaftliche Erklärung davon gab. Ein Begleiter der Expedition von Aegypten, ließ er ſich einen Augenblick lang, wie die ganze Armee, täuſchen, doch nur für einen Augenblick, und entdeckte bald ſeinen Irrthum. Wenn der Boden ſtark von der Sonne erhitzt und das Waſſer ruhig iſt, ſo zeigt die Erfahrung, daß die untern Luftſchichten von der Hitze der Erde ausgedehnt worden, und daß ſie in einer gewiſſen Höhe weniger dicht werden, je näher ſie der Erde kommen. In dieſem Fall geſchieht es, daß die Strahlen der Sonne, wenn ſie von Gegenſtänden, die über dem Horizont liegen, nach der Erde gehen und Luftſchichten von verſchiedener Dichtigkeit durchdringen, gebrochen werden, und, da ſie ſehr ſchief in eine neue Schichte eintreten, ſie nicht durchdringen können und ſich reflectiren. Wenn nun der Zuſchauer ſo geſtellt iſt, daß er zugleich die Lichtſtrahlen, die von den Gegenſtänden gerade auf ihn ſelbſt fallen, und die, welche von denſelben Gegenſtänden auf den Boden fallen und ſich reflectiren, empfängt, ſo wird er ſowohl die Gegenſtände ſelbſt, als auch ihr Bild, das unter ihnen verkehrt erſcheint, ſehen. Wenn nun dieſer Zuſchauer auf der Mitte einer Ebene ſteht, die ſo hoch und ausgedehnt iſt, daß diejenigen Strahlen, die von dem Theile des Himmels ausgehen, welcher den Horizont in der Richtung des Erdbodens berührt, in ſo ſchiefer Richtung die ausgedehnte Luftſchichte zu ihrer Oberfläche treffen, daß die Strahlen zurückgeworfen werden, ſo wird der Zuſchauer auf der Erde das Bild des Himmels ſehen, und dieſes Bild iſt es, das in ſeinen Augen das vollkommene Ausſehen einer klaren Waſſerfläche hat. (Spectateur de Dijon.)

Miscellen.

Turnier zu Tiflis. Franzöſiſche Blätter (Volour 51 Dec.) melden ohne weitere Quellenangabe aus Tiflis, daß 500 vornehme Cabardiner und Tataren ſich zu einem Turnier daſelbſt vereinigten. Achtzig vom Kopf bis zu den Füßen in Stahl gekleidete Ritter auf ſtahlgeſchirrten Pferden ritten in die Schranken; in zwei Abtheilungen getheilt, fochten ſie drei Stunden lang, zuerſt mit der Lanze und dann mit dem Schwert. Die Cabardiner trugen vergoldete Waffen mit rothen Schärpen und ritten auf grauen Roſſen, die Tataren hatten verſilberte Rüſtungen mit grünen Schärpen und ritten auf ſchwarzen Roſſen. Der Sieg blieb den Cabardinern; am Ende des Kampfes ſaßen noch acht von ihnen im Sattel, während die Tataren ſämmtlich den Sattel geräumt hatten. Außer einigen Contuſionen kam kein Unfall vor bei dieſem Feſte, dem der General Golowin und eine große Anzahl Damen aus Tiflis beiwohnten. Der cabardiniſche Fürſt Mardaten machte ſich durch ſeine reiche Waffenrüſtung und die Schönheit ſeines Pferdes bemerklich.

Unglücksfälle durch Fahren in Paris. Nach einer Durchſchnittsberechnung kommen in Paris ſeit fünf Jahren jährlich 246 Unfälle durch Wagen vor, worunter 9 Todesfälle und 230 Verwundungen. (Par. Bl.)

Dr. Richardſon, welcher eine neue Reiſe nach den Schan-Staaten unternommen, hat nach dem Manimein Chronicle ſeit mehrern Monaten nichts von ſich hören laſſen, und man fängt an zu fürchten, daß er der Böswilligkeit der Birmanen zum Opfer gefallen ſey.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Januar 1840.

Eroberungen der Holländer auf Sumatra.

Die Engländer haben bekanntlich den Handelsplatz Singapur theils als Mittelstation für den Handel mit China, theils als Depot für den Handel mit dem indischen Archipel gegründet, so wie ihre Niederlassung zu Pulo Penang (Prinz Wales-Insel) hauptsächlich für den Handel mit dem benachbarten Sumatra; hier dehnen aber jetzt die Holländer mit raschen Schritten ihre Besitzungen aus zum großen Verdrusse der Engländer, worüber die „Singapore Free Preß" vom 20 Junius vor. J. folgende Auskunft ertheilt:

„Es scheint kaum zu bezweifeln, daß die Holländer bald die ganze Insel Sumatra unterjocht haben werden. Während sie die Häfen auf der Westküste, nordwärts von Tupanuly, mit Leichtigkeit in Besitz nahmen, scheint auch der früher so trotzige Widerstand der Stämme im Innern ziemlich aufgehört zu haben. Auf der Ostküste haben sie im Laufe des vorigen Jahres zu Indragiri an dem großen Flusse dieses Namens eine Niederlassung gegründet; auch Delli ist mit einem Besuche von ihnen bedroht, und der Radscha dieses Landes hat kürzlich die Engländer wissen lassen, daß die Holländer quer durch das Land von Singkel her seinem Gebiete sich näherten, und daß er sich, wenn er nicht Hülfe erhalte, allen Bedingungen werde unterwerfen müssen. Sind sie einmal Meister von Delli, so dürfen sie nur an den großen Flüssen zwischen diesem Platze und Indragiri Posto fassen, um die ganze Ostseite der Insel unterhalb Delli zu beherrschen, während sie auf der Westküste schon nordwärts bis Singkel ganz im Besitze sind. Dieser Ort, so wie Delli, gehörten früher zu dem Reiche von Atschin, und es scheint kaum zu bezweifeln, daß der Rest des Landes gegen Norden, der die zerstückten Theile dieses alten Reichs umfaßt, bald das Schicksal des übrigen Theils der Insel theilen wird.

„In den Anordnungen, welche die Holländer in diesen durch die Waffen eroberten Theilen der Insel treffen, geben sie offen kund, daß sie sich dauernd hier festsetzen wollen. Padang soll mit Palembang eine Residentschaft bilden, und die Verbindung durch das innere Land so geöffnet werden, daß Padang und Bencoolen mit den großen schiffbaren Flüssen von Palembang und Jambie verkehren können. Diese schönen Flüsse, so wie der von Indragiri, sollen demnach die Ausfuhrwege für die werthvollen Erzeugnisse dieses Theils der Insel werden, so daß der Handel durch seine natürlichen Canäle strömt, während Padang und Bencoolen bloße Militärstationen würden, um diese Flüsse zu beherrschen. Ob dieß indeß die Absicht seyn mag oder nicht, jedenfalls ist alle Aussicht vorhanden, daß die holländische Herrschaft sich in kurzem über die ganze Insel von Atschin bis zur Sundastraße ausdehnen und ein Land umfassen wird, das, den besten Nachrichten zufolge, eine Bevölkerung von etwa vier Millionen enthält, doppelt so groß, meist eben so fruchtbar als Java, und an Zahl und Größe seiner schiffbaren Ströme ihm ungemein überlegen ist — ein Land, das, nach Raffles Ansicht, werthvoller als Java selbst für England hätte werden, und in wenigen Jahren so viel Schiffe hätte beschäftigen können, als der westindische Handel in seiner glänzendsten Periode." Nach dem „Java Courant" vom 12 Junius vor. J. ist bereits ein Hr. Borgen als Resident und Zollbeamter nach Indragiri geschickt worden, und man erwartet, daß eine Reihe von Niederlassungen über die ganze Küste sich ausdehnen wird.

Die deutsche Literatur in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Mit der innern Ansicht der Dichter mußten sich nothwendig die Formen der Darstellung ändern; es lag in der neuen Richtung eine Reaction des freien Naturwirkens gegen die fesselnde Convenienz. Man verließ den Typus der alten vorgeschriebenen Formen, und der Künstler gab sein eigenes, innerstes Ge-

*) Singkel liegt ungefähr unter 4° 20' N. B., Padang unter 1° S. B., beide auf der Westküste; ihnen gegenüber auf der Ostküste Delli und Indragiri; zu bemerken ist, daß das Gebirge, welches Sumatra durchzieht, auf der Westseite kurz und steil abfällt, auf der Ostseite aber in weiten, fruchtbaren Ebenen sich abflacht, die von den oben erwähnten schiffbaren Flüssen durchzogen werden. A. d. U.

Digitized by Google

fühl in selbstgewählten Formen der Darstellung. Diese Richtung führte die Franzosen auf zwei Klippen: Sentimentalität und grelle Uebertreibung, zu welcher letzteren sie von Natur leicht hinneigen, und in welche die Classiker trotz ihrer abstrahirten Ideen von Schönheit und Maaß gefallen waren. Selbst die Komödie und das Vaudeville wurden sentimental und empfindsam. Früher sah man darin das feinere und witzigere Leben der französischen Gesellschaft in seinem schönen Scheine dargestellt; gegenwärtig bringt man in Lustspielen und Vaudevilles die baarste Straßen- und Stubenwirklichkeit auf die Bühne. Diese Stücke zeigen Sitten, die freilich Jedermann verständlich sind, die aber auch weiter nichts Anziehendes haben, als diese Verständlichkeit; sie sind nicht ohne Geist und Salz, aber außerdem mit allen Sentenzen und Moralien ausgespickt, welche mancher frommen Seele frömmere Gedanken mit auf den Weg geben, als manche Kanzel. Die Franzosen sind seit 30 Jahren ganz anderer Meinung und fast mit uns einerlei Sinnes geworden; denn wir glauben steif und fest, daß man sich auf dem Theater erbauen und nicht vergnügen solle, und die neuern Vaudevilles gefallen dem französischen Publicum gerade durch ihre Mängel, wie bei uns Iffands und Kotzebue's Stücke ihrer Schwachen wegen am meisten applaudirt werden. Wozu soll man auf die Bühne bringen, was man auf jeder Gasse und in jeder Schenke sehen kann? Freilich, wenn Eßlair in München einen guten deutschen Iffandischen Hausvater oder Förster spielte, und wenn Bouffé am Gymnase den Pariser Gamin darstellt, so vergißt man über dem Meister Alles, und sieht die baarste prosaischste Wirklichkeit noch einmal mit Vergnügen im treuen Abbilde; aber man bedenkt nicht, daß der Künstler uns nicht die dickste Wirklichkeit des Alltagslebens vorführen, daß Alles anmuthiges Spiel und täuschender Schein seyn soll, daß die Künstler aus Nichts Alles machen und uns in ihre süße spielende Welt hineinzaubern sollen. Es scheint, als wenn die heutigen Franzosen das Spielen verlernt haben und gleich uns vor allen Dingen zuerst eine derbe Unterlage und nichts Poetisches mehr verlangen, weßhalb sie, wie wir, ebenfalls durch die gemeine Wirklichkeit des handelnden Lebens gar oft in das träumende und empfindsame gerathen, welches für ein Arkadien ganz gut seyn mag, aber für die Bühne höchst langweilig ist.

Das französische Drama hat eine noch kläglichere Umgestaltung erlitten: es ist declamatorisch hohl geworden, und es herrscht darin ein Kneipenton, der nicht einmal auf der Bierbank, geschweige denn auf der Bühne, leidlich anzuhören ist. Der Shakspeare'sche keineswegs tadellose Humor hat den besten französischen Dichtern die Köpfe verwirrt, und wenn Victor Hugo in seinem Ruy Blas sagt:

une affreuse compagnonne
dont le menton fleurit
et le nez trognonne,

so glaubt er steif und fest, daß dieses ekelhafte Bild ächt Shakspeare'scher Art ist. Mit diesem groben Witz geht das Behagen an naturgetreuem Ausmalen der garstigsten Scenen Hand in Hand. Der Sinn für Naturschönheiten und natürliche Situationen, welchen das Studium der deutschen Literaturwerke bei den Franzosen geweckt, war anfangs zu neu und unerfahren, daß er nicht auf Abwege hätte gerathen sollen; die Wahrheit wird kraß, wenn die edle Mäßigung fehlt. Der lebendige Geist des Franzosen kommt selten zu ruhiger Beschauung, er ist immer selbst Theilnehmer seiner Scenen, deren locale, energische Wirkung er uns vor Augen bringt, wenn wir auch vor Schrecken und Abscheu zurückbeben sollten. Die Romantiker löseten daher den Gürtel der Venus, kleideten die Frauen und Mädchen nackt aus, und führten sie aufs Schaffot oder zum Scheiterhaufen, wenn sie ihre Wollust daran gesättigt; sie erschreckten das Publicum durch das Geheul ihrer Verwundeten, erfüllten den Saal mit dem Leichengeruch ihrer Todten, und erhitzten die Phantasie der Weiber durch blutschänderische und ehebrecherische Intriguen; Tugend und Edelsinn wurden verspottet, um Laster und Verbrechen zu rechtfertigen, Wahnsinn galt für Vernunft, Häßlichkeit für idealische Schönheit. Das Feld der Dichtkunst wurde eben so abscheulich bewirthschaftet, als die romantische Dramatik. Die schönsten Blumen ließ man verwelken und verdorren; man pflegte das Unkraut, vergiftete die milden Abendlüfte und mischte stehende Lache mit dem reinen Morgenthau. Die Gedichte des H. Theophile Gauthier, eines großen Verehrers von H. Heine, sind Prachtexemplare dieser excentrischen Dichtungsweise. Man brandschatzte ferner den Roman, wie die Bühne und Poesie. Die zartesten, innigsten Gefühle unserer Natur wurden unbarmherzig zermalmt: die reinste Unschuld verliebte sich in den verworfensten Bösewicht; die Mutter ward die Nebenbuhlerin ihrer Tochter, und der Vater vermauerte seinen einzigen Sohn. Die Geschichte, die historischen Erinnerungen Frankreichs, welche der ausschließlichen Vorliebe für die alte Welt Platz gemacht, wurden schrecklich verhunzt: man schleppte die großen Manner und Regenten auf den Schindanger und vergötterte die Lumpen, ohne andern Grund, als um es anders zu machen, wie sonst. Von zwei Ideen wählte man stets die unvernünftigste, unwahrscheinlichste, und der Natur und Wahrheit gegenüber gab man stets der Lüge und dem Abschreckenden den Vorzug. Eine großartige Probe dieser Uebertreibung findet man in dem Romane des Alphonse Karr, „sous les tilleuls" betitelt. Die darin erzählte Geschichte eines liebenden Paars nimmt folgenden Ausgang. Der Held, Stephen, begibt sich mit einem Spaten auf der Schulter ans Grab seiner bestatteten Geliebten, öffnet den Sarg und reißt der Todten das Leichentuch vom Leibe, um ihren Körper noch einmal ans Herz zu drücken und ihren starren Mund noch einmal zu küssen, wie es die Hingeschiedene gewunscht hatte. Der Mond beleuchtete den Kirchhof mit seinem blaßen geheimnißvollen Scheine. Stephen beugt sich über die Gruft, allein er entflieht mit einem entsetzlichen Schrei beim Anblick des Leichnams: er sieht, daß das Fleisch in Fäulniß übergegangen, und daß Würmer in den Augen nisten. Nachdem er eine Strecke weit gelaufen, kehrt er wieder um, betrachtet nochmals das verwesende Fleisch und die wühlenden Maden in den Augenhöhlen, beugt sich darauf zur Erde und drückt seine Lippen auf die Lippen des Leichnams..... Pouah!

Digitized by Google

mir wird's ganz übel; ich kenne nichts Schrecklicheres als die weißen Maden.... Brrrr. — Zur Entschuldigung des Verfassers müssen wir jedoch anmerken, daß er diesen Roman im Jahre 1831 schrieb, und daß der Geschmack zu jener Zeit ebenso verdorben war, als er gegenwärtig blasirt ist. Hr. V. Hugo gab damals Lucrece Borgia und Compagnie, Fr. Soulié die beiden Cadaver, Paul Delacroix (der Bibliophile Jakob) den Todtentanz Hr. Malefille die sieben Kinder Lara's, A. Dumas den Thurm von Nesles u. s. w. heraus. Man glaubte dramatisch und tragisch zu seyn, und man war ekelhaft und widerwärtig; man mußte rohes Fleisch in den Nägeln oder Würmer im Barte haben; Grüfte, immer und ewig Grüfte, Moder und Leichen! bei dem lustigsten und geistreichsten Volke der Welt regnete es damals Cadaver.

Die bildende Kunst hielt zu jener Epoche leider mit der Literatur ganz gleichen Schritt; wie zu den Zeiten Davids und Talma's, so ging es zu denen des Delacroix und Boccage. Waren es früher die Tragödien Corneille's, Racine's und Voltaire's, die den streng geregelten Formen, der stylistischen Behandlung, aber auch der Umständlichkeit, der gesuchten Grazie jener Zeit entgegenkamen, so entsprachen jetzt die oft kräftigen, tief einschneidenden, oft auch nur auf momentane Wirkung in grellen Contrasten berechneten Trauerspiele Victor Hugo's und Alexander Dumas derselben Richtung, welche Gericault, E. Delecroix und Th. Gudin in der Malerei repräsentiren. Das bedeutendste Werk in diesem gräßlichen Genre ist unstreitig Gericaults „Schiffbruch der Meduse" (im Louvre): eine Scene, die an die empörendsten Momente in V. Hugo's Romanen erinnert. Der Maler zeigt uns in kolossalen Figuren auf einem Floße den Ueberrest einer Schiffsmannschaft, welche schon lange auf offenem Meere herumgetrieben und von Anstrengung und Hunger zur Verzweiflung gebracht ist. Ergreifend ist das Durcheinander der eng zusammengedrängten Bemannung; mehrere der Unglücklichen sind bereits erlegen, und ihre Leichname sind von den Ueberlebenden zurückbehalten worden, um als Mundvorräthe zu dienen. Einige sitzen in stummer Todesangst und starrem Hinbrüten da; andere gewahren frohlockend ein fernes Segel am Horizont. Es ist nicht wohl möglich, die letzte Krise eines Schiffbruchs mit mehr Wahrheit, energischerer Virtuosität und furchtbarerer Treue darzustellen, und man muß ausrufen: schön, aber schrecklich! Die Leichen sind recht con amore gemalt, und in einem soliden Impasto vortrefflich modellirt, machen jedoch einen widrigen Eindruck. In dieselbe Kategorie gehören Delecroirs Dante und Virgil und das Blutbad auf Scio (im Luxemburg). Dante und Virgil, über den See der Höllenstadt fahrend, sind ein Gebilde, das uns selbst wie eine phantastische Fabel anstarrt. Grauen malt sich selbst in des Sängers geistvollem, gefurchtem Antlitz, wie er unter den Larven, die sich halb aus den Fluthen erheben, an die Barke anklammern und wieder zurücksinken, Freunde und Landsleute erkennt. In demselben Geiste ist das Blutbad auf Scio componirt; der sterbende, an die ohnmächtige Gattin gelehnte Mann, die halb wahnsinnig am Boden sitzende Matrone, vor ihr die todte, junge Mutter mit dem Kinde an der Brust, der Knabe, der an den sterbenden Bruder sich anklammert, der Türke, der, hoch zu Pferde, den nackten Jüngling gefesselt nachschleppt, sind ergreifend, aber graß. Wir wenden uns mit Abscheu hinweg, und fühlen uns auf der anderen Seite wieder hingezogen durch die lebendige Naturwahrheit, die aus jedem Zuge dieses Bildes des Entsetzens spricht. Fast noch schrecklicher und grasser ist die verschlagene Barke von Th. Gudin, die in Composition und Behandlung den gräulichsten Auftritten und Schilderungen in den Seeromanen Eugene Sue's zu vergleichen. Eben ist die Sonne blutroth gesunken, und die Wogen schleudern das morsche Fahrzeug wieder rettungslos in die stürmische Nacht hinaus, wo schon der Mond am Himmel steht. Einer von den Schiffbrüchigen ist bereits gestorben; die Uebrigen scheinen den Hungertod zu befürchten und den Leichnam ihres Gefährten aufzehren zu wollen. Schon hat ein Mulatte das Gräßliche begonnen; die andern erfüllen die Luft mit vergeblichem Geheul und Zetergeschrei; die ganze Scene ist meisterhaft und schlagend beleuchtet, aber haarsträubend.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Gebirge von Yemen. Von Botta.

Botta, Sohn des italienischen Historikers, und selbst ein ausgezeichneter Naturalist, wurde im Jahre 1834 vom botanischen Garten in Paris auf eine naturhistorische Reise zuerst nach Aegypten und Sennaar geschickt, und begab sich von da im Jahre 1836 an das rothe Meer, wo er drei Jahre blieb. Seine vollkommene Vertrautheit mit der arabischen Sprache, die Offenheit seines Charakters und seine medicinischen Kenntnisse setzten ihn bald mit den Arabern auf einen bessern Fuß, als es den meisten europäischen Reisenden gelingt, und erlaubten ihm einige Gegenden zu besuchen, welche vor ihm kein Europäer betreten hatte. Die Unbekanntheit dieser Gegenden und die große Wichtigkeit, welche sie in neuester Zeit erlangt haben, veranlaßt uns hier eine von Botta verfaßte Skizze einer Reise ins Gebirge Saber zu geben, von der in der geographischen Gesellschaft von Paris kürzlich Auszüge gelesen worden sind, die aber noch nicht im Druck erschienen ist.

Ich kam, sagt der Reisende, gegen Ende Septembers 1836 in Hodeida an, wo ich einige Tage blieb, um Ibrahim Pascha (den jüngern), Neffen von Mohammed Ali und Generalgouverneur von Yemen, zu sehen, dessen Empfehlungen mir unentbehrlich waren, um in die Gebirge dringen zu können. In den ersten Tagen des October reiste ich Abends ab, und brachte die folgende Nacht in Beit al Fakih zu, von wo ich mich den nächsten Tag nach Zebid begab. Von da reiste ich den nächsten Tag nach Hais, einer kleinen Stadt, welche in ganz Yemen wegen ihrer Fabrication irdenen Geschirres berühmt ist. Sie liegt am Fuße des Gebirges und am Eingange einer Ebene, welche wie ein Keil in die Gebirgskette eindringt. Ich wurde von dem Scheich Hassan, Sohn von Yahia, ehemaligem Gouverneur von Taez, und einem in diesem Theile von Yemen sehr mächtigen Mann, günstig aufgenommen. Die politischen Ereignisse und seine Streitigkeiten mit dem Imam von Sana hatten ihn gezwungen, sich auf die Seite der Aegyptier zu werfen, und seinem Wunsche, sich Ibrahim Pascha gefällig

Digitized by Google

zu zeigen, verdankte ich seinem Schutz, der mir allein erlauben konnte, einen Theil des Gebirges zu besuchen und den Gipfel des Saber zu erreichen, welchen Forskal nicht hatte besuchen können.

Gegen Mitte Octobers ließ mich Scheich Hassan durch einen seiner vertrauten Diener und einige Soldaten auf einem Ausfluge auf den Dschebel Ras, einem hohen Berge, dessen Basis etwa zwei Meilen nordöstlich von Hais beginnt, begleiten. Nach einem sehr ermüdenden Tagmarsche auf Wegen, welche uns nicht erlaubten zu reiten, erreichten wir etwa die Hälfte des Gebirges, und brachten die Nacht bei dem verehrungswürdigen Scheich Yasin zu, einem mehr als hundertjährigen Greis, dessen Haus eine Art von Hospitium ist, indem die reichen Bewohner von Yemen diesem biblischen Patriarchen alle Arten von Geschenken schicken, deren er sich bedient, um gegen alle Reisenden die großmüthigste Gastfreundschaft zu üben. Ich verwendete den nächsten Tag zum Herboriſiren in der Nähe der Wohnung des Scheich, bis ein Bote aus dem Gebirge zurückkäme, den der Scheich ausgeschickt hatte, um die Bewohner zu fragen, ob sie einem Europäer erlauben wollten ihr Land zu besuchen und medicinische Kräuter zu suchen, denn dieß war der Vorwand, unter dem ich die Reise unternommen hatte, und die Antwort, die ich auf die Fragen über den Zweck derselben gab, mit denen man mich überhäufte. Uebrigens erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß ich nicht der erste war, welcher hieher kam, um Heilkräuter zu suchen, sondern daß von Zeit zu Zeit Marocconer nach Yemen kommen, um Pflanzen, deren Existenz und Kräfte sie aus ihren medicinischen Büchern kennen lernen, zu suchen, und daß sie beträchtliche Quantitäten davon mit sich nehmen. Ich konnte nicht erfahren, welche Pflanzen diese Araber so weit von ihrem Vaterlande suchten, aber das Factum wurde mir von zu vielen Personen bestätigt, als daß ich daran zweifeln konnte. Den nächsten Tag kam der Bote zurück, und man eröffnete mir nach vielem Flüstern unter den Arabern und mit vielen Redensarten, daß die Gebirgsbewohner, trotz ihrer Besorgniß, dem Scheich Hassan zu mißfallen, sich weigerten, mir die verlangte Erlaubniß zu geben, unter dem Vorwande, daß ich ohne Zweifel nur komme, um einen Fluch auf die Vegetation des Landes zu werfen. Sie wollten mir zwar erlauben, zu ihnen zu kommen, aber unter der Bedingung, daß ich keine Pflanze berühre, eine Bedingung, welcher ich mich nicht unterwerfen konnte, über die es aber umsonst gewesen wäre mit ihnen zu hadern, daher ich mich begnügte, den Rest des Tages in der Umgegend zu herboriſiren und den nächsten Tag nach Hais zurückzukehren. (Die Besorgniß der Gebirgsbewohner, sich den Unwillen von Scheich Hassan zuzuziehen, war nicht ungegründet, denn er strafte sie später schwer für ihren Ungehorsam.)

Gegen Ende des October reiste Scheich Hassan nach seinem Schloß Maamra ab, das auf einem hohen Berggipfel im Süden von Hais liegt. Dieser Ort war früher unzugänglich, bis der Scheich, um sich einen Zufluchtsort während seinen Streitigkeiten mit dem Imam von Sana zu sichern, mit großen Kosten einen spiralförmigen Weg in den Felsen hauen und auf dem Gipfel eine kleine Festung bauen ließ, welche hier zu Lande für uneinnehmbar gelten kann. Er erlaubte mir, ihn dahin zu begleiten, da er aber eine beträchtliche Summe Geldes auf sein Schloß zu bringen hatte, so bat er mich zu meinem großen Verdruß, ihm zu erlauben, in jede meiner Pflanzenkisten einen Sack von 1000 spanischen Piastern zu legen. Ich mußte freilich einwilligen, aber so geheim es auch geschah, so verbreitete sich doch das Gerücht, daß meine Kisten den Schatz des Scheich enthielten, was später gefährliche Folgen für mich hatte.

Wir reisten Morgens von Hais ab, durchschnitten die Ebene, an deren Anfang die Stadt gebaut ist, und passirten einen kleinen Fluß, genannt Suera, der das Jahr hindurch Wasser enthält, sich aber in der Ebene von Hais neben dem Berge Mimacha in dem Geröll verliert, welches den Boden der ganzen Tehama zu bilden scheint. Jenseits des Flüßchens ritten wir auf leidlichen Wegen bis Hamara, wo wir ausruhten, ritten dann weiter und kamen gegen Sonnenuntergang in das sumpfige Thal von Heidan, wo man auf die gangbarste Straße nach Taaz stößt, welcher wir eine Zeitlang folgten, dann ließen wir sie links liegen und stiegen bis gegen Mitternacht im westlichen Gebirge hinauf. Wir ruhten hier drei Stunden, und setzten unsern Weg dann in tiefen und engen Schluchten fort, bis wir uns bei Sonnenaufgang an dem Fuße des Felsen von Maamara fanden, auf dessen Gipfel wir das Schloß von den ersten Sonnenstrahlen beleuchtet sahen. Der Weg war von den Regengüssen beschädigt, so daß er an einigen Stellen kaum gangbar war, doch fanden wir bei unserer Ankunft auf dem Gipfel, daß die Packkamele mit meinen Kisten schon vor uns angekommen waren.

Der Scheich Hassan empfing mich, und ließ mir eine Gastfreundschaft zu Theil werden, welche an die schönen alten arabischen Sitten erinnert. Er sorgte augenblicklich für Alles, was ich wünschen konnte oder zu wünschen schien, und erlaubte nicht, daß irgend Jemand etwas von mir annahm, und damit ich meine Nachforschungen so frei und ungestört als möglich anstellen könnte, befahl er Syde el Hadremi, demselben, der mich auf den Dschebel Ras begleitet hatte, mir überall hin zu folgen, und dafür zu sorgen, daß ich von Niemand beleidigt werde. Der Erfolg war auch, daß ich ungehindert alle umliegenden Gegenden durchstreifen und eine reiche Sammlung von Pflanzen bilden konnte. Ich hätte ebenfalls eine Menge von Schlangen sammeln können, allein Kasim, Sohn des Scheich Hassan, hatte leider gehört, daß ich eine ziemliche Provision Weingeist bei mir hatte, und wollte versuchen, ob dieses Getränk ihn berausche. Der Erfolg übertraf seine Erwartung, und er fand so viel Geschmack daran, daß mein Weingeist in vierzehn Tagen, noch mehr zu seinem als zu meinem Verdruß, erschöpft war.

Am Fuße des Berges Maamara sah ich die erste Kaffeepflanzung; sie lag, wie alle, die ich seitdem gesehen habe, in einem tiefen und engen Thale, welches die Sonne nur einige Stunden täglich bescheint. Die größten und fruchtbarsten Kaffeepflanzungen von Arabien finden sich in diesem Districte, die Pflanzung von Maamara war zwar nur ein Versuch, den der Scheich gemacht hatte, aber in dem Territorium von Uden und von Sana wird der Kaffeebaum im Großen gebaut.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfboote auf dem Ganges. Die Zahl dieser Fahrzeuge, von denen jetzt wenigstens sechs den Ganges regelmäßig befahren, ist im Verhältniß zum Bedarf noch immer so gering, daß oft das Anerbieten der Fracht das Zwanzigfache von dem beträgt, was die Dampfboote aufnehmen können. Der Bau von Dampfbooten für Indien wird noch ein höchst einträgliches Geschäft in England werden. (Indische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 15.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Januar 1840.

Eine Fahrt durch die Krim.

(Aus Wsewolofskij's Reise.)

Ich betrat Taurien oder die Krim, dieses Nest, aus welchem so viele Jahrhunderte lang die räuberischen Tataren, wie Heuschrecken, in die Gränzen Rußlands einbrachen, unsere Städte und Dörfer verbrannten und plünderten, die friedlichen Einwohner der Gränzprovinzen erschlugen, und Weiber und Kinder in die Gefangenschaft schleppten. Friede war unmöglich mit ihnen, keine Tractate, keine Schwüre ihrerseits konnten Sicherheit geben: bei der ersten ihnen günstig scheinenden Gelegenheit brachen sie aufs neue ins Land, und begannen abermals ihre Verheerungen, denn das an Raub gewöhnte Volk, dessen Wohlstand sogar auf Raub beruhte, konnte sich nicht ändern. So war, auch abgesehen von der Nothwendigkeit einer Annäherung ans schwarze Meer, die Nachbarschaft solcher unverbesserlichen Räuber nicht zu dulden, und die Eroberung der Krim war eine der wohlthätigsten Regierungshandlungen Katharina's.

Wahrscheinlich war in ältern Zeiten die krim'sche Halbinsel von dem festen Lande getrennt, wenigstens ist dieß die Meinung alter und neuer Schriftsteller. Man betritt die Krim gleichsam durch ein gewölbtes Thor. Gleich am Eingange, in der Mitte des Isthmus, steht Perekop, tatarisch Orkapi, eine steinerne, fast regelmäßige Veste mit sechs Bastionen, Ravelins und tiefen gleichfalls mit Stein ausgelegten Graben. Sie ist ziemlich fest; innerhalb befinden sich nur die für die Garnison nöthigen Gebäude, nebst mannichfachen Magazinen, in den Vorstädten wohnen bloß die bei den Salzseen angestellten Beamten und die Marketender; die übrigen Einwohner, als Kaufleute, Handwerker u. dgl., wohnen drei Werste davon in einem Städtchen, das man den armenischen Bazar nennt, und durch welches der Weg von Perekop nach Sympheropol führt. An dem Thore von Perekop ist eine Eule in Stein ausgehauen; man glaubt, dieß sey das Wappen der regierenden Fürsten aus dem Geschlechte Dschingis Khans gewesen. Die Einwohner der Stadt sind Russen, Tataren, Griechen, Armenier und Juden. Hier befinden sich ungeheure Salzmagazine; das Salz wird aus den naheliegenden Seen gewonnen, und seht sich im Julius ab; man führt jedes Jahr über 25,000 Wagenladungen weg. Die krim'sche Halbinsel war schon in den ältesten Zeiten zum Schutz gegen die Einfälle der Tauroskythen befestigt, und diese Befestigungen bestanden aus Mauern mit Thürmen, weßhalb ein Ort von den Griechen den Namen Neontichos (neue Mauer) erhalten hat. Die jetzigen Befestigungen rühren von den Türken her; sie bestehen aus einem Erdwall, der sich vom schwarzen Meere bis an den Siwasch*) erstreckt, und aus einem tiefen, mit rohen Steinen ausgelegten Graben. Dieser Graben ist etwa 12 Klafter breit und 25 Fuß tief; er ist noch gut erhalten, aber der Wall hat sich an einigen Stellen gesenkt. Von Perekop bis ans schwarze Meer sind es 5½ Werste, und hier stehen drei Batterien, die stärkste am Meere selbst; bis an den Siwasch rechnet man drei Werste: hier stehen nur zwei Batterien, davon eine hart am Siwasch. Man kann nicht umhin, sich darüber zu wundern, mit welcher Genauigkeit Strabo, der nie hier war, die Breite des Isthmus angibt; er bestimmt sie zu 40 Stadien, rechnet man nun beinahe 5 Stadien auf eine Werst, so kommen gerade die 8½ Werste heraus. Man darf indeß hieraus nicht schließen, daß man sich in Allem auf die völlige Genauigkeit des griechischen Geographen in seiner Beschreibung des schwarzen und asowischen Meeres, so wie der taurischen Halbinsel verlassen dürfe.

Ueberseht man die Karte, so bemerkt man leicht, daß drei Viertheile der Halbinsel gegen Norden aus einem weiten Thal oder einer Steppe bestehen, die allmählich gegen Süden ansteigt: hier finden sich weder Berge, noch Bäume, noch Bache. Erst um Sympheropol ändert sich die Scene. Von Perekop bis zur ersten Station Terekli Suschun sind es 26 Werste, die ich in zwei Stunden zurücklegte; von da geht man über eine schöne, steinerne Bogenbrücke, welche die Türken über einen hier tief in die Steppe einschneidenden Meeresarm gebaut haben. Achtzehn Werste davon kommt man zu der zweiten Station Dürmen, wo die Steppe sich bereits merklich hebt; zur Seite erblickt man tatarische Dörfer und Begräbnißplätze. Nach weite-

*) So heißt bekanntlich die westliche, sumpfartige Erstreckung des asowischen Meers.

Digitized by Google

ren 26 Werſten erreicht man die Station Aldar; hier bemerkte ich mit Pflügen beſchäftigte Tataren, wovon die einen Kamele, die andern Büffel angeſpannt hatten. Die nächſten Stationen ſind: bis Aldana 22 Werſte, bis Menlertſchik 16 W., und dann noch 26 Werſte bis Sympheropol.

Hieher kam ich am 27 April, und ergreife die Gelegenheit, etwas über die jetzigen Tataren zu ſagen. Man muß ſie in zwei völlig verſchiedene Claſſen abtheilen, in die Berg- und in die Steppentataren. Die letztern ſtammen augenſcheinlich von den mit Batu nach Europa gekommenen Mongolen, vermiſchen ſich nicht mit andern Völkern, und ſind von kleinem Wuchſe. Dicke Leute gibt es unter ihnen gar nicht, ihre Geſichter ſind breit, ihre Hirnſchädel gewölbt, die Naſe flach, und ſie gleichen ganz den Kirgiſen und Kalmüken, nur ſind ſie blonder oder hellfarbiger, gedrungen, ſchwerfällig und zaghaft. Die Bergtataren dagegen haben ſich mit den alten Bewohnern Tauriens, mit den Gothen und Griechen vermiſcht, ſind von hohem Wuchſe, ſchlank und ſchwarzhaarig, haben regelmäßige Züge, ausdrucksvolle Phyſiognomien und eine ſchöne Geſtalt; ſie ſind freier und, ſo zu ſagen, edel im Umgang; in ihren Reden herrſcht mehr Urtheil und Ueberlegung. Unter ihnen trifft man, wenn auch ſelten, hübſche Frauen, unter den Steppentataren nie; dieſe ſind alle häßlich und verbergen ſich, wie es ſcheint, darum ſo ſorgfältig vor den Fremden. Uebrigens ſind die Tataren hier im Allgemeinen gaſtfrei und freundſchaftlich. Die Regierung begünſtigt ſie, und ſie fangen an dieß zu fühlen. Durch den Schutz ihres Glaubens, durch Errichtung von Schulen und Befreiung von faſt allen Steuern und Recrutenaushebungen hat man ſie vollkommen beruhigt, und mit Ausnahme einiger ältern Murſas, welche ſich noch an die Selbſtſtändigkeit ihrer Regierung erinnern, erkennen ſie, daß ſie jetzt leben können, und glücklicher leben, als je unter der Herrſchaft ihrer Khane. Der Steppentatar arbeitet viel, er pflügt, gräbt unaufhörlich an den Bewäſſerungscanälen für ſeine Felder, und hütet die Heerden; der Bergtatar dagegen ſitzt den ganzen Tag im Schatten ſeiner Bäume, raucht ſeine Pfeife, betrachtet die Früchte ſeiner Bäume, die Trauben ſeiner Reben, und erwägt, ob dieß hinreichend iſt, um ihn und ſeine Familie für das ganze Jahr zu nähren und zu kleiden. Iſt dafür geſorgt, ſo kümmert er ſich um nichts mehr, und bringt ſeine Tage in Trägheit und Nichtsthun hin. Die Murſas und die Adeligen lieben die Jagd mit Falken und Windhunden.

(Fortſetzung folgt.)

Die deutſche Literatur in Frankreich.

(Schluß.)

Es war natürlich, daß dieſe Uebertreibungen eine Reaction herbeiführen mußten in Kunſt und Literatur; in der Malerei ſind die Franzoſen auf dem beſten Wege die wahre Mitte zu finden; in der Literatur will es ihnen jedoch nicht recht gelingen, die lebendige Mitte ausfindig zu machen. Es gibt aber in der Kunſt, wie in allen Wirkungsarten, eine volle und eine leere Mitte; die volle Mitte iſt die, wo widerſprechende Kräfte ſich bis zur Sättigung durchdrungen und ein neues Leben hervorgeht; die andere Mitte iſt unfruchtbar, leer und durchaus negativ, wo keine ſelbſtthätige Hervorbringung möglich iſt. Dieſe literariſche Verirrung und Ohnmacht iſt übrigens nicht bloß Folge von der Bekanntſchaft mit der deutſchen und engliſchen Literatur, welche allerdings viele Geiſter und Gemüther erhitzt und verrückt hat, ſondern auch Folge von den Revolutionen, welche Frankreich gemacht, und die, wie über ſo viele andere Dinge, ſo auch über Kunſt- und Literaturweſen bei den Franzoſen und vielen Fremden ganz neue Meinungen in Gang gebracht haben. Es gibt noch immer Leute in Menge, die es ſich gar nicht wollen ausreden laſſen, daß mit dem häufigen Ausrufen der Wörtlein: Freiheit und Gleichheit! nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die ganze Natur ſogleich anders werden, und zwar ſo anders werden muß, daß man es für ein Beſſerwerden erklären kann. Es liegt freilich in vielen Dingen und Worten eine Zauberei, die Erſtaunliches leiſtet; aber man muß bedenken, daß jede Zauberei und die Verblendung und der Enthuſiasmus, den ſie zur Folge hat, nur eine Zeitlang dauern können. Ein Wahnſinn, ein heißes Fieber können einem ſchwachen Weibe, einem entnervten Greiſe auf Augenblicke, ja auf Tage Rieſenkräfte und Munterkeit der Jugend verleiden; aber wenn das Brauſende dieſes Zuſtandes niederſinkt und aufhört, ſo tritt deſto größere Erſchlaffung und Ermattung ein. Eine ſolche Krankheit für ein Volk iſt eine Revolution, eines der ſchlimmſten Fieber, worein die gährenden Elemente und Staaten fallen können. Unvernünftig haben gar viele Leute alle Begriffe verwirren und vermiſchen gelernt in dieſer verworrenen und aus den Angeln geriſſenen Zeit. Man hat eine plötzliche Regeneration der Dichtkunſt, des Theaters und aller Künſte und Wiſſenſchaften nicht allein gehofft, ſondern davon geſprochen, als ſey ſie ſchon da. Wie thöricht! Große Thaten kann eine Revolution thun, große Werke hervorbringen kann ſie nicht. Das liegt in der Natur der Sache, welche die Sprache weiſe bezeichnet. Die That iſt das leicht gemachte und eben ſo leicht und ſchnell geborne Kind des zuſammenwirkenden Zufalls, den einer oder mehrere Menſchen mit ihrer Kraft ergreifen und zum Gebären zwingen; aber nie hat der Zufall, nie hat der plötzliche, kräftige Entſchluß ein Werk geboren. Die That entſteht im Toben und Strudeln der Begebenheiten, wie im ſtillen und gleichen Fortſchreiten der Stunden; das Werk fordert die Ruhe und Gleichmüthigkeit der Betrachtung und Beſchauung; es fordert die ſtille Zeit, die langſam, aber herrlich vollendet, was eine Ewigkeit zu hoffen hat. Auch ſchaue man nur ein bißchen zurück, und ſage uns dann, wie es ſteht? Was hat die franzöſiſche Nation ſeit den Jahren der erſten Revolution Großes und Dauerndes in Kunſt und Wiſſenſchaft geliefert für Alles, was ſie in der Wuth zerſchlagen, vernichtet und verworfen? Der Krieg und die Revolution ſind nirgends und nimmer Armeen der Kunſt und Wiſſenſchaft geweſen, wohl aber können ſie Keime für den künftigen Flor derſelben enthalten, und daß dem alſo ſey, wollen wir auch hier nicht läugnen. Die Revolution hat manches Faule zu

Digitized by Google

Boden sinken lassen und manches Kräftige und Gute aufgerüttelt und berechtigt, Schönes zu hoffen; aber es bedarf eines langen Friedens, bis diese Hoffnungen in Erfüllung gehen können; denn, wir wiederholen es, die Künste und Wissenschaften kommen, den Blumen vergleichbar, nur in den Frühlingstagen geschichtlicher Perioden, wo ein jugendlich-frisches Leben an der Sonne des Friedens ruhig treibt, zur Entfaltung; in den Tagen gewaltiger Bewegung dagegen, in den lärmenden Stürmen, unter denen eine Idee, alte Formen sprengend, in die Wirklichkeit heraustritt, gedeihen sie nur mühsam. Darum ist in Frankreich seit 30 Jahren in allen Wissenschaften und Künsten, die ausgenommen, welche den Menschen helfen einander die Hälse zu brechen, der Krebsgang eingeschlichen; und darum ist das Jahrhundert der Revolution in Frankreich so sehr arm an großen Geistern, die Meister in Kunstwerken sind, als Deutschland es nach dem Jahrhundert der Reformation war.

Die großen, schöpferischen Genies sind zu allen Zeiten und in allen Ländern selten; sie sind es aber heutzutage besonders in Frankreich, und werden in der nächsten Zeit noch immer seltener werden. Die materiellen Bedürfnisse, die zahlreichen Phantasien und Capricen, der gesteigerte Luxus und die vielfältigen Ansprüche der hiesigen Bildung präoccupiren zu sehr die Künstler und Schriftsteller, und entziehen den edelsten Geistern einen Theil ihres schöpferischen Vermögens. Alles in Frankreich schreitet auf die positiven Ideen zu; es herrscht ein entschieden industrielles Treiben, wobei jeder an Geld und Erwerb denkt: die Gewohnheit, oder vielmehr die Nothwendigkeit, Alles zu berechnen, und auf die Wagschale zu legen, kühlt die Einbildungskraft bedeutend ab; die französischen Poeten bleiben nicht mehr daheim in ihrer stillen Clause, sondern mischen sich in Staatsangelegenheiten und Politik, und gehen in die Deputirtenkammer oder in die Versammlung einer Actiengesellschaft, wenn sie von dem Parnaß herabsteigen. Und das ist noch nicht Alles: in Folge der Schmeicheleien, welche die Jugend in Frankreich von ihren früheren politischen Gönnern erhalten, und vermöge der Lobeserhebungen, die sie sich selbst in reichlichem Maaße spendet, seitdem sie das Wort und die Feder führt, bewundert jeder seine Werke auf die naivste Weise, geräth darüber in Ekstase und Bewunderung, und glaubt sich der Mühe überhoben, das zu lesen und zu studiren, was andere bessere Geister vor seiner Zeit geleistet. Die jüngeren französischen Autoren der Gegenwart wollen einzig und allein von sich selbst und ihrem Genie abhängen: wenn sie zufällig nachahmen, so geschieht es ganz unwillkürlich; höchstens copiren sie sich selbst, sonst lassen sie ihrer Einbildungskraft den Zügel schießen, und die originellsten, d. h. die barockesten, Dinge zu Tage fördern. Jedoch merkt man im Allgemeinen an den Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Literatur in neuester Zeit, daß die intellectuelle Ausschweifung bereits den ärgsten Grad zurückgelegt hat, und vor trauriger Ermattung in bessere Pfade einlenkt. Die Leidenschaften, welche eine Zeit lang über die Ufer geschlagen, scheinen in ihr altes Flußbett zurücktreten zu wollen und lassen ihre Kleider an den Dornbüschen am Ufer hängen, wo sie allmählig in Fetzen auseinander fallen, welche nur die Armen aufliesen. Mit dem Geschmack an gezwungenen Situationen wird auch der Geschmack an gezwungenen Phrasen aufhören, und man fängt jetzt schon an, die grausamen Dichter zu bemitleiden, welche den Genius der Sprache auf die Folter spannen, um ihm Schmerzenslaute auszupressen, die Niemand versteht, welche Phrasen auf Phrasen thürmen, um durch äußern Pomp die innere Leere, und durch Wortfülle den Mangel an Ideen zu ersetzen, und obschon die bei weitem größte Mehrzahl der lebenden Autoren anspruchsvolle Mittelmäßigkeiten und verschrobene Intelligenzen sind, so gibt es doch unter den Zeitgenossen wenigstens so viele Männer von wahrhaft schaffender Kraft und durchdringendem Verstande, daß man sich mit ruhiger Seele dem Vertrauen hingeben kann, es werde Licht bleiben und am literarischen Himmel Frankreichs nie schreckensvolle Finsterniß eintreten.

C. C.

Zuckerplantagen in Transkaukasien.

Nachrichten aus Petersburg zufolge haben mehrere große Grundbesitzer in der Umgegend von Tiflis und im Khanat Talysch seit einigen Jahren versucht, Zuckerrohr zu pflanzen, und diese Versuche sind über Erwarten gelungen. Das Rohr ist vortrefflich gediehen, und der Rohzucker, den man gewonnen hat, ist so schön und so reichlich ausgefallen, daß drei Kaufleute von Tiflis, Sabelow, Semanschan und Ter Gukassow, eine Raffinerie für den einheimischen Zucker angelegt haben. Diese Anstalt wurde am 1 März v. J. in Thätigkeit gesetzt, und hatte nach drei Monaten schon mehr als 5000 Pud (120,000 Pfd.) in Zuckerhüten und Kandis geliefert. (Echo du Monde Savant vom 4 Januar.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Gebirge von Yemen.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Tagen wurde der Scheich von den Bewohnern von Taaz, welche sich gegen den Imam von Sana empört hatten, gerufen, reiste dahin ab und ließ mich mit Kasim in seinem Schloß zurück. Dieser führte mich nach einiger Zeit nach Kahim, einer andern kleinen Festung seines Vaters, das östlich vom Thale von Heidan liegt. Die Entfernung in gerader Linie ist sehr unbedeutend, aber die Thäler, welche sie trennen, sind so tief eingeschnitten und die Gebirge so steil, daß es einer langen und beschwerlichen Tagreise auf Pfaden, welche kaum Maulthieren zugänglich waren, bedurfte, um dahin zu gelangen. Die Kamele, welche mein Gepäck trugen, brauchten zwei Tage, um dieselbe Distanz zurückzulegen, und man mußte sie unterwegs oft abladen und die Kisten auf Menschenrücken tragen lassen, da die Straße nicht überall breit genug ist, ein beladenes Kamel durchzulassen. Ich habe in Yemen, so wie auf dem Berge Sinai bemerkt, wie falsch die Idee ist, die wir uns von dem Kamel machen, wenn wir voraussetzen, daß es wegen der Form seines Fußes nur für Ebenen geschaffen sey. Kein Thier, selbst nicht mit Ausnahme des Maulthieres, hat einen sicherern Tritt an den gefährlichsten Stellen, sein Fuß gleitet auch auf der glattesten Stelle, wo ein Pferd fallen würde, nie, und es weiß mit

Landschaftsmaler Professor Otto Heinrich Engelhardt, der als Schüler Schirmers, Lessings und Achenbachs, sowie in seinen Reisen durch Italien, Spanien, Nordafrika, Griechenland und Kleinasien, sich zu einem der bedeutendsten Landschaftsmaler unserer Zeit entwickelte, ist am 1. Februar in Kassel gestorben. Er hatte das Alter von 72 Jahren erreicht. Engelhardt war ein Sohn des Professors der Theologie Dr. Engelhardt in Erlangen, wo er am 4. Juli 1825 geboren wurde. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolviert hatte, widmete er sich zuerst der Theologie, dann der Philologie, bis er sich endlich ganz der Malerei zuwandte. Er ging nach Düsseldorf, wo damals Schirmer, Lessing und Achenbach die Landschaftsmalerei in hoher Blüte brachten. Nach einem Aufenthalt in Italien ließ sich Engelhardt in Kassel nieder, wo er bis zu seinem Tode lebte.

Obwohl auch er Landschaften, wie sie in den Gegenden Italiens, Spaniens, Griechenlands, Kleinasiens und Nordafrikas zu finden sind, malte, so ist doch sein Name mit Hessen verknüpft. Hessen hatte ihm seine Gattin, eine Tochter des Professors Nebelthau, zugeführt, und hessische Landschaften waren es, die er am liebsten malte. Seine Bilder sind in allen Kunstausstellungen Deutschlands zu finden gewesen, und auch in Paris, Wien, Amsterdam, Brüssel, Antwerpen und Philadelphia hat er ausgestellt. Er war Mitglied der Akademien in Berlin, Dresden, Wien, Amsterdam, Antwerpen und Philadelphia. Seine Bilder befinden sich in den Galerien in Berlin, Dresden, Wien, Amsterdam, Antwerpen, Brüssel, Philadelphia, Kassel, Darmstadt, Weimar, Karlsruhe, Stuttgart, Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Bremen, Hamburg, Lübeck, Frankfurt a. M., Mainz, Wiesbaden, Köln, Elberfeld, Barmen, Aachen, Düsseldorf, Krefeld, Duisburg, Münster, Bielefeld, Minden, Hildesheim

Nr. 16.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Januar 1840.

Theecultur in Assam.

(Aus C. A. Bruce's, Oberaufseher des Theeanbaues in Assam, Werke, betitelt: Teas; their Culture and Manufacture.)

Im Jahre 1834 errichtete die Regierung von Bengalen ein Comité, um die besten Mittel zu erwägen, wie die Theepflanze einzuführen und zu bauen sey. Während hierüber noch berathen wurde, entdeckte man, daß die Theepflanze selbst in Ober-Assam schon heimisch sey. Sogleich wurde ein Ausschuß abgeschickt, die Wahrheit des Gerüchtes zu untersuchen, und, als es sich bestätigte, Hr. Bruce mit der Aufsicht darüber beauftragt, der sogleich das Land untersuchte, Pflanzungen einrichtete, und zwar mit solchem Erfolg, daß im letzten Jahre acht Kisten, jede 320 Pf. haltend, nach England geschickt wurden. Der Bericht, den Hr. Bruce aufgesetzt und im vergangenen Augustmonat der Thee-Commission übergeben hat, liegt jetzt vor uns. Die Unruhen an der Gränze haben zwar in gewisser Hinsicht seine Untersuchungen unterbrochen, doch hat er bereits 120 Orte entdeckt, wo die Theepflanze wild wächst, und seiner Meinung nach können hiervon Samen und Setzlinge genug entnommen werden, um ganz Assam zu bepflanzen.

„Im vorigen Jahre," sagt er, „ging ich über einen der Berge hinter Dschaipur, der gegen 200 Fuß hoch ist, und kam auf eine Strecke voll Theepflanzen die wohl 2 bis 3 Meilen lang gewesen seyn muß. In der That sah ich das Ende davon nicht; die Bäume waren meistentheils so dick als sie werden können, und der Theesamen (kleiner, als ich ihn zuvor gesehen) bedeckte, schön und frisch, buchstäblich den Boden. Es war Mitte November und die Bäume trugen Früchte und Blüthen in Menge. Einer der größten Bäume maß zwei Ellen im Umfang und volle 40 Ellen in der Höhe. Am Fuß des Berges fand ich eine andere Stelle, und hätte die Zeit mir erlaubt, diese Gegenden zu untersuchen, so ist kein Zweifel, daß ich viele der Naga-Berge mit Thee bedeckt gefunden hätte."

Welche Menge Thee selbst in der jetzigen Zeit aus Assam hätte gewonnen werden können, ist unmöglich anzugeben. Hr. Bruce hatte eine lange Zeit hindurch nur zwei Chinesen bei sich, die schwarzen Thee bereiteten, doch sind in neuerer Zeit noch zwei andere zur Bereitung des grünen Thees hinzugefügt worden; jeder von ihnen bedarf sechs Gehülfen. Vielleicht haben die persönlichen Beobachtungen des Hrn. Bruce über einen Gegenstand, über den so Vieles nur Vermuthung ist und Andern nachgesprochen wird, für den Leser Interesse.

„Die Sonne," erzählt der Herr, „hat einen wesentlichen Einfluß auf die Blätter; denn sobald die Bäume, welche die Pflanzen beschatten, entfernt werden, fängt das Blatt an, sich von einem schönen Dunkelgrün in eine gelbliche Farbe umzuändern; so bleibt es einige Monate, und erhält nach und nach wieder ein gesundes Grün, wird aber jetzt dicker, und die Pflanze treibt weit mehr Blätter, als wenn sie im Schatten steht. Je mehr Blätter abgepflückt werden, desto mehr kommen hervor; würden die Blätter der ersten Ernte nicht eingesammelt, so würde man vergeblich nach den Blättern der zweiten Ernte schauen. Der Thee, der aus Blättern, die im Schatten stehen, bereitet wird, ist bei weitem nicht so gut, als der von den Blättern, die der Sonne ausgesetzt sind; auch kommen die Blätter in der Sonne weit zeitiger, als an Pflanzen im Schatten. Die Blätter von beschatteten Pflanzen geben eine wässerigere Feuchtigkeit, wenn sie gerollt werden, die von der Sonne beschienenen eine zähere Substanz. Werden beiderlei Blätter an einem sonnigen Tage gerollt, so geben sie weniger von dieser Flüssigkeit, als an einem regnichten. Dieser Saft nimmt mit vorrückender Jahreszeit ab. Die Pflanzen in der Sonne haben viel früher Blüthen und Früchte als die im Schatten, und sind weit zahlreicher; sie haben Blüthen und Samen im Julius, und Früchte im November. Viele Pflanzen kann man sehen, die durch irgend einen Zufall, durch Kälte oder Regen, alle ihre Blätter verloren haben, und wieder neue Knospen treiben, in größerer Menge als je. So kann man manche Pflanzen nicht selten noch im März blühen sehen (einige chinesische Pflanzen standen noch im April in Blüthe), die zu gleicher Zeit den alten und neuen Samen, Knospen und vollaufgeblühte Blumen tragen, — alles an demselben Stocke. Auch der Regen afficirt die Blätter sehr: manche Arten Thee können an einem Regentage gar nicht gemacht werden, z. B. der Pouschong und Mingchem. Für sie müssen die Blätter gegen zehn-

Digitized by Google

Uhr Vormittags an einem sonnigen Morgen, wenn der Thau weg ist, gesammelt werden. Nur von Blättern der ersten Ernte läßt sich Pouchong machen, doch der Mingchew, wenn er auch dieselbe Sorgfalt in der Bereitung wie der andere erfordert, kann von jeder Ernte gemacht werden, wenn sie nur an einem sonnigen Morgen eingebracht wurde. Die Chinesen haben das Blättersammeln an einem regnichten Tag für jede Art Thee nicht gern, und werden es nie thun, wenn sie nicht dazu gezwungen werden. Einige behaupten, sie könnten den an einem regnichten Tag gemachten Thee von dem an einem sonnigten Tag verfertigten ziemlich auf dieselbe Weise unterscheiden, wie sie den schattigen vom sonnigen Thee unterscheiden, nämlich durch die geringere Güte. Wenn die breiten Blätter für den schwarzen Thee an einem regnichten Tag gesammelt würden, so müsse man ungefähr 7 Sirs oder 14 engl. Pf. grüner Blätter haben, um 1 Lis oder 2 Pf. Thee zu erhalten, doch an einem sonnigen Tag würden schon 4 Sirs oder 8 Pf. grüner Blätter 1 Lis oder 2 Pfund Thee geben. So sagen die Chinesen. Ich versuchte es und fand die Behauptung richtig."

Eine Fahrt durch die Krim.

(Fortsetzung.)

Symphorapol hieß früher bei den Tataren Akmetschet (die weiße Moschee), auch Sultan-Sarai, oder der Palast des Sultans, weil der Kalga-Sultan hier stets seinen Sitz hatte. Es ist jetzt die Gouvernementsstadt, Alterthümer und geschichtliche Merkwürdigkeiten würde man hier vergeblich suchen, weil die Stadt erst im Jahre 1500 von Ibrahim Bey gegründet wurde, der den Platz zur Belohnung für einen glücklichen Einfall in Rußland von dem Khan erhalten hatte. Die Lage ist ziemlich malerisch; der zwanzig Werste entfernte Tschatyrdagh scheint die Stadt zu beherrschen, und vor den Mauern zu stehen. Der Salgir, ein kleines, rasches Flüßchen, fließt mitten hindurch. Die neue, unter russischer Herrschaft gebaute Stadt ist ganz von der alten tatarischen getrennt; sie ist regulär, die Straßen breit und gerade, und in der Mitte befindet sich ein großer, freier Platz, an welchem die Regierungsgebäude, die Casernen, und eine ziemlich prächtige Kirche gebaut sind, so wie eine große Anzahl Privathäuser. Neben ihr ist die alte tatarische Stadt, in welcher sich gleichfalls eine griechische Kirche, eine armenische, vier Moscheen, ein Bazar, und öffentliche, jedoch bald verfallene Brunnen befinden; hier sind die Straßen krumm, die Häuser in asiatischem Geschmack gebaut, doch fangen schon auch einige europäische an sich zu zeigen. Es ist merkwürdig, in der einen Stadt Alles nach asiatischem, in der andern nach europäischem Geschmack eingerichtet zu sehen; darum wohnt auch nicht ein Tatar hier, jedoch einige Russen und Fremde, in der tatarischen Stadt. Man hat hier seit kurzem einen öffentlichen Garten angelegt, nach englischem Geschmack; er ist schon so weit emporgewachsen, daß er den Lustwandelnden einen angenehmen Schatten gewähret. Hier fand ich den indischen Kastanienbaum, fünf Arschinen hoch, in voller Blüthe, eine Menge italienischer Pappeln, wohlriechende Akazien, babylonische Weiden und andere Bäume und Sträuche warmer Landstriche. In der Krim bemerkt man allenthalben die Spuren der sorgsamen Pflege des Grafen Woronzow, der dieß Land wie ein Lieblingskind behandelte. Taurien verdankt ihm auch, wenn nicht alle, doch die meisten seiner Verbesserungen.

Am folgenden Tage brach ich zu Pferde auf mit einem Dolmetscher und Führer, dem Tataren Seid. Von allen Seiten boten sich reizende Landschaften dar. Der Tschatyrdag, mit der ihn umgebenden Bergkette, die schönen schattigen Thäler dazwischen, der geschlangelte Salgir, den ich im Laufe des Tags mehrmals durchreiten mußte, alles dieß erheiterte mich ungemein. Kurz nachdem ich die Stadt verlassen, kam ich durch das russische Dorf Petrowskoje, aber bald ging es in Berge und Thäler hinein; eine Menge wilder Ziegen sprangen über den Weg oder erschienen an den Bergabhängen, und belebten die Scene. Die Wiesen und das junge Gehölz waren mit vollblühenden Euphorbien in solcher Menge besäet, wie ich sie nie vorher gesehen hatte.

Ich gelangte nach Kilburn, dem Gute eines Hrn. Perowski, eines alten Bekannten, und bedauerte, ihn nicht zu Hause zu finden; dieß Gut liegt am Salgir auf einer Anhöhe und ist von Gärten und Waldchen freundlich umgeben, von denen die erstern zu den besten in der Krim gehören. Zwei Werste davon kam ich auf einer Brücke über den Dscholma. In geringer Entfernung links sieht man noch ziemlich wohl erhaltene Trümmer, die mein Begleiter Eski Sarai, den alten Palast, nannte, und wovon die Tataren sagen, es sey ein angefangener, aber nicht vollendeter Palast des Khans; Pallas aber vermuthete, es habe hier eine genuesische Veste gestanden. Drei Werste weiter kamen wir an dem großen Dorfe Sultan Mahmud vorüber; die Moschee und die schönen Gärten am Hause des Mursa, dem das Dorf gehört, gaben ihm ein Ansehen von Wohlstand und Ueberfluß, den man an andern Dörfern nicht bemerkt. Etwas weiter hin findet man links das Dorf Schumkoi; hier führt der Weg gerade nach den Quellen des Salgir. Ehe man nach Groß-Tschaschli kommt, sieht man links Klein-Tschaschli, von wo der Weg gerade nach Kisilkoba führt. Auf dem ganzen von mir zurückgelegten Weg ist der Boden fruchtbar und gut bearbeitet: überall sind Gärten und Tabaksfelder, die man vermittelst Canäle, die aus dem Salgir abgeleitet sind, bewässert. In Klein-Tschaschli ruhte ich einige Stunden bei einem alten Russen aus, und stieg dann einen steilen Abhang herab nach dem Dorfe Kutschuk Jankoi, von wo man nicht mehr weit zu den berühmten Höhlen von Kisil Kobo hat.

Der Weg wurde schwierig, er führte an einem mit Haselnußstauden bewachsenen Bach hin, und als wir einen Kurgan (Grabhügel) erreicht hatten, mußten wir unsere Pferde zurücklassen. Nachdem wir sodann etwa 300 Schritte weit ziemlich steil aufwärts gestiegen waren, fanden wir eine natürliche Terrasse, die im Halbkreis von hohen, furchtbaren Felsen umgeben war. Von hier hat man eine reizende Aussicht auf den Tschatyrdag und die Güter Jani Salla und Kutschuk Jankoi. Nicht weit davon glänzt ein kleiner Wasserfall. Auf dieser Terrasse ist eine Art

Digitized by Google

Hügelung mit einem Gewölbe, wo man noch kleine, ausgehauene Nischen und viele Bruchstücke von Backsteinen bemerkt. Augenscheinlich müssen hier zu einer gewissen Zeit Wohnungen gewesen seyn, aber wahrscheinlich schon vor sehr alter Zeit, weil die Tataren auch nicht eine Sage darüber bewahrt haben. In den Felsen von Kisil-Koba finden sich die Oeffnungen von zwei Höhlen, die aber, so viel ich bemerken konnte, nicht zusammenhängen. Um die obere Oeffnung zu erreichen, muß man hundert Schritte weit über scharfe, bröckelige Steine hinaufklettern, was mir ziemlich lästig fiel. Diese Oeffnung ist niedrig, so daß ich auf dem Bauche hineinkriechen mußte; innen aber konnte man bald auf den Füßen stehen. Hier zündete mein Gefährte Wachskerzen an, die wir zu dem Ende in Symferopol mitgenommen hatten. Wenn man vierzig Schritte weit in nördlicher Richtung vorwärts gegangen ist, stößt man auf einen großen, gewölbten Raum; hierauf führt eine Galerie dreißig Schritte weit nordwestlich in einen zweiten Raum, vierzig Schritte weiter in einen dritten, und nach hundert Schritten in einen vierten; von hier hat man noch fünfzig Schritte bis zu einem hohen, schmalen Ausgang aus der Höhle, wo man nur mit Mühe durchkommt. Es ist zu bemerken, daß in allen den Galerien Oeffnungen nach anderen, engeren, führen; vielleicht verleitet noch die Neugierde, auch in diese sich hineinzuwagen. Die Hauptgalerie hat etwa ein Klafter Breite und eben so viel Höhe; der Boden ist nicht sehr eben, doch finden sich keine Gruben und Löcher, in die man hineinstürzen könnte; wer also vorsichtig geht, hat keine Gefahr zu befürchten. Die freien Räume haben drei Klafter Breite und zwei Klafter Höhe. Die Decke in dem dritten stellt ein Farbengemisch dar, welches einen wunderbaren Eindruck macht. An den Mauern haben die Stalaktiten ungewöhnliche und seltsame Formen angenommen. Die untere Höhle ist nicht weit von dem oben erwähnten Wasserfall entfernt; ihre Oeffnung ist drei Klafter breit, verengt sich aber, wenn man tiefer hineingeht. Auch hier finden sich einige freie Räume, und ein Reisender soll einen ganzen Tag darin fortgegangen seyn, ohne ein Ende zu finden. Sechzig Schritte vom Eingang ist ein kleiner See, an dem man nothwendig anhalten muß; wahrscheinlich dringt hier aus einer äußeren Quelle das Wasser herein, und sammelt sich in einer Vertiefung an. Die Wände sind hier wie mit einem schwarzen Lehm überstrichen, der ungemein gut zu Pfeifenköpfen taugt, und von den Tataren auch vielfach dazu verwendet wird.

Da ich nichts besonders Merkwürdiges hier fand, kehrte ich nach Klein-Tschaffi zu dem alten Russen zurück, bei dem ich früher angehalten hatte, und beschloß, hier zu übernachten. Nachdem ich Thee getrunken und eine Pfeife geraucht hatte, fragte ich Seid, meinen Tataren, was er von den Höhlen von Kisil-Koba halte? „Herr," erwiederte er, „die hat der König Salomo ausgegraben." — „Wie so?" — „Um seine Schätze zu vergraben. Seht, er hatte tausend Weiber, und diese und seine Schätze vertrugen sich nicht gut miteinander. Die Weiber verlangten unaufhörlich nach seinen Schätzen, und er, um sie abzuweisen, kam auf den Einfall, die Schätze hieher zu bringen." — „Wie so, Seid? konnte er denn in seinem eigenen Lande keinen bequemern Ort finden, und war es ihm denn so leicht, sich so weit zu entfernen?" — „Die ganze Erde gehörte ja sein. Ihr sprecht von Entfernung! Wißt Ihr denn nicht, daß er einen Ring hatte, den er nur drehen durfte, um sich überall hinzuversetzen, wo er nur wollte." — „Mag seyn! aber Seid, wenn er selbst seine Schätze hieher schleppte, so mußte er ja einige tausendmal den Weg machen." — „Herr, wollt Ihr etwa weiser seyn, als Salomo?" — „Gott behüte, Seid! das getraue ich mir nicht zu denken." — „Nun dann, warum klügelt Ihr an seinem Plane herum?" — „Du hast Recht! wir wollen uns lieber hinlegen und schlafen."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Gebirge von Yemen.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Taaz war ehemals vortrefflich bebaut und durch zahlreiche Wasserleitungen bewässert, welche das Wasser vom Gebirge Saber auf ihr verbreiteten, allein sie ist gegenwärtig verlassen, da die Einwohner sie nicht zu bebauen wagen, weil sie nicht wissen, ob sie die Früchte ihrer Mühe ernten würden. Sie ist gegenwärtig von einer Vegetation von Euphorbien mit dicken Stämmen und ohne Blätter bedeckt, wie überhaupt diese Pflanzen die Höhe, auf der Taaz liegt, lieben, d. h. so viel ich berechnen kann, etwa die Hälfte der Höhe des Gebirges, denn man findet sie überall in größerer oder kleinerer Menge, sobald man diese Höhe erreicht. Allein im Gebirge selbst ist die Vegetation sehr verschieden. Die Einwohner sind untereinander einig, sobald es sich darum handelt, einen äußern Feind abzuhalten, und es ist ihnen daher immer gelungen, sich gegen die Angriffe und Verheerungen der militärischen Banden zu schützen. Daher bieten auch die zahlreichen Dörfer, welche man im Gebirge findet, den Anblick von Wohlstand und Reichthum dar, und ihre Felder, welche sich in Terrassen erheben, zeigen überall die Resultate eines ausdauernden Fleißes, wo nur immer der Boden cultivirbar ist.

Man baut, besonders in den höhern Theilen des Gebirges, Weizen und Gerste in hinlänglicher Masse, um dem Bedürfniß der Einwohner zu genügen, allein der Hauptreichthum der Dörfer liegt in der Cultur des Celastrus edulis, auf arabisch Kat, und dieser Baum ist der Hauptgegenstand ihrer Sorge. Er wird durch Ableger fortgepflanzt und bleibt dann drei Jahre unberührt, nur trägt man Sorge, den Boden umher zu reinigen, zu düngen und zu wässern, wenn es nöthig ist. Nach drei Jahren bricht man alle Blätter ab, und läßt nur einige Knospen, welche das nächste Jahr junge Zweige treiben, welche man abschneidet, und unter dem Namen Kat Mubarreh in Bündeln verkauft. Dieß bildet die geringere Sorte. Das nächste Jahr bringen die Zweige neue Sprossen hervor, welche man unter dem Namen Kat Methani, d. h. zweijährige, verkauft, und dieß ist die erste Sorte. Hierauf läßt man den Baum drei Jahre ausruhen, und beginnt dann wieder von neuem. Die Sprossen und jungen Blätter werden gegessen, und bringen einen gewissen Grad von Aufregung hervor, welchen die Einwohner sehr lieben, und den ich auch sehr angenehm gefunden habe. Der

Digitized by Google

wilde Kat wird Kat Belebi genannt, und ſeine berauſchende Kraft iſt ſo ſtark, daß nur die Wüſtlinge des Landes davon Gebrauch machen. Dieſe Pflanze iſt im Yemen der Gegenſtand eines beträchtlichen innern Handels, der viel bedeutender und gewinnreicher iſt, als der des Kaffee, da ihr Gebrauch ein allgemeines Bedürfniß geworden iſt, und ſie iſt ziemlich theuer, wenn man ſich nicht mit den geringern Sorten begnügen will. Es iſt leicht, für 5 Franken davon täglich zu eſſen, und da die Sitte in Yemen erfordert, daß man ſeinen Umgebungen und denen, die einen beſuchen, davon anbietet, ſo iſt die Ausgabe beträchtlich. Der Scheich Haſſan z. B. war genöthigt während ſeines Aufenthaltes in der Nähe von Taaz, wo er die vornehmſten Einwohner der umliegenden Diſtricte bei ſich empfangen mußte, für mehr als 100 Fr. täglich zu kaufen. Der Kat des Gebirges Saber iſt der geſchätzteſte von ganz Yemen, und alle Tage wird eine beträchtliche Maſſe davon herabgebracht, welche in ſorgfältig eingewickelten Bündeln, zur Erhaltung ihrer Friſche bis zu ihrer Ankunft in Mokka und Hodeida, ausgeführt werden.

Außer dieſem Baume wird auch der Kaffee auf dem Gebirge Saber cultivirt, beſonders auf ſeiner ſüdlichen Seite, welche die wärmſte iſt. Die einzige Sorge, welche die Pflanzungen erfordern, beſteht darin, daß man ſie vor den Sonnenſtrahlen ſchützt, ſey es durch die Lage der Pflanzungen in tiefen Thälern, ſey es durch den Schatten großer Bäume. Man beſchneidet den Kafferbaum nie, noch wird der Boden umher je von dem Unkraute gereinigt, das ihn bedeckt. Es iſt zu bemerken, daß man in Yemen den Kaffee nicht, wie in der übrigen Welt, in einer Infuſion der geröſteten Bohne zu ſich nimmt, ſondern man nimmt die Schale, welche die Bohne umgibt, trocknet ſie und kocht ſie. Die Einwohner machen von dieſem Getränke jeden Augenblick Gebrauch, es iſt ſüß, hat einen leichten Kaffeegeſchmack, und bringt dieſelbe Aufregung hervor, wie die Bohne. Man trifft auf dem Gebirge neben einigen tropiſchen Früchten, z. B. vortrefflichen Bananen, eine Menge europäiſcher, z. B. herrliche Trauben, Pfirſiche, Aprikoſen, Aepfel und eine Art von Quitten, welche ſüßer iſt, als die unſrige, ſo daß ſie ſogar roh angenehm ſchmeckt, und die ſich von der unſrigen durch ihre Form unterſcheidet, indem ſie wie ein weißer Calvilapfel gebildet iſt.

Nachdem ich die Umgebungen des Dorfes Dſchennat erſchöpft hatte, erhielt ich vom Scheich eine Escorte, um den Gipfel des Gebirges zu erſteigen, wo die Ruinen von Hiſn el Arus, des Schloſſes der Braut, liegen. Ich ging Morgens von Dſchennat ab, folgte dem Thale von Sina und erreichte Nachmittags nach einem ſehr ſteilen Aufſteigen das große Dorf Hageſ, den Hauptort des Gebirges, um den herum das Terrain in Terraſſen gebildet und mit Pflanzungen von Celastrus edulis bedeckt iſt. Ich war auf dem Wege an zwei oder drei Dörfern, wie Birket el Scheba und Rabda, vorbeigekommen. Ich benutzte den Nachmittag und den folgenden Tag zum Herboriſiren in der Gegend von Hageſ, und hier fand ich einige Pflanzen, welche an die europäiſche Vegetation erinnern. Die Mauern der Terraſſen waren mit einer Art von Rubus bedeckt, deſſen Früchte eßbar und unſerer Species ähnlich waren. Den Tag darauf machte ich mich morgens wieder auf den Weg das Gebirge hinauf, mein Gepäck und mein Herbarium wurden von Weibern auf dem Kopfe getragen, denn von Dſchennat an iſt der Weg für Laſtthiere aller Art ungangbar. Von Hageſ an ſtiegen wir durch beſtändig ſteile Pfade in 2 bis 5 Stunden nach Babi Schoaib hinauf, einem Dorfe, in deſſen Nähe ein Wald von Wachholderbeerbäumen liegt, welche eine große Höhe erreichen, und deren Harzgeruch mich an andere Zeiten und Orte erinnerte. Die ganze Vegetation wird mehr und mehr europäiſch. In der Mitte dieſes Waldes liegt eine kleine Moſchee, unter der, nach der Sage der Araber, Jethro, Schwiegervater von Moſes (den ſie Schoaib nennen), begraben liegt. Man erlaubte mir nicht nur nicht hineinzugehen, ſondern ich mußte, um die Araber, die mich begleiteten, nicht zu beleidigen, nach ihrem Beiſpiel, meine Schuhe ausziehen, während wir vor dem heiligen Platz vorübergingen. Von da fuhren wir fort hinanzuſteigen, aber der Weg war nicht mehr ſo ſteil wie früher, doch nöthigte uns am Ende die Ermattung, nachdem wir an den großen Ruinen eines alten Schloſſes vorbeigekommen waren, um Gaſtfreundſchaft für die Nacht zu bitten. Wir waren in einem kleinen Dorfe, deſſen Bewohner im Kriege mit ihren Nachbarn lebten, und uns nur nach langen Unterhandlungen und nachdem ſie uns durch Schießlöcher, mit denen ihre Häuſer durchbrochen ſind, betrachtet hatten, zugelaſſen. Die Bewohner von Yemen ſind zwar civiliſirter und anſäſſiger, als die übrigen Araber, aber ſie haben dennoch die verderbliche Sitte der Familienkriege nicht aufgegeben, und dieſe ſind ſo häufig, daß ſie immer fürchten müſſen, durch Feinde angegriffen zu werden, welche den Tod eines der Ihrigen, der vielleicht vor einem Jahrhundert ermordet worden war, rächen wollen, daß ſie ihre Häuſer immer ſo bauen, daß man den erſten Stock, der allein bewohnt iſt, nur durch Keller und unterirdiſche Gänge erreichen kann, welche ganz finſter ſind, und wo man ſeinen Weg mit der Hand ſuchen muß, wenn man die Localität nicht genau kennt. Dieß gibt den Bewohnern im Fall eines unerwarteten Angriffes die Zeit, ſich zur Vertheidigung zu rüſten, und die Angreifenden zu vernichten, während ſie den Eingang in der Dunkelheit ſuchen.

Da die Bewohner des Dorfes von uns keine Blutrache zu fürchten hatten, ſo ließen ſie uns endlich ein, und ich brachte mitten unter Wolken eine ſehr kalte Nacht auf dem Dach eines Hauſes zu, wohin die Flöhe mich gezwungen hatten, mich zu flüchten. Dieſe Inſecten finden ſich nicht in der Ebene, werden aber, wenn man auf die Höhen kommt, ſo zahlreich, daß die Bewohner wirklich genöthigt ſind in Säcken zu ſchlafen, welche ſie zuziehen, nachdem ſie ſich hineingeſchoben haben. Ich konnte mich nicht entſchließen, auf dieſe Art zu ſchlafen, und nahm daher trotz der Kälte mein Quartier auf dem Dach.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Maispapier. Ein Hr. Bouchet hat jetzt eine Papierfabrik gegründet, wo er nur Maisblätter verwenden will; er hat ein Patent auf fünfzehn Jahre genommen, einen Contract auf 5 Millionen Pfund Maisblätter geſchloſſen, und hofft täglich 2000 Pfund Papier zu liefern. Das Journal des Debats hat einen Contract mit ihm geſchloſſen, wonach er fünf Jahre lang demſelben die benöthigte Menge Papier zu liefern hat. (Echo du Monde Savant vom 4 Januar.)

Shakſpeare's Name. Man hat ſich in neuerer Zeit viel geſtritten über die Rechtſchreibung des Namens des berühmten Dramatikers; nun gibt aber die Litterary Gazette die Nachricht, daß in dem Rathsbuche der Stadt Stratford, während der Zeit, wo des Dichters Vater John Shakſpeare Mitglied des Gemeinderaths war, der Name 16mal, und zwar auf vierzehnerlei verſchiedene Weiſe geſchrieben, vorkommt. Der Dichter ſelbſt hat ihn Shakeſpere und Shakſpeare geſchrieben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

d by Google

Nr. 17.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Januar 1840.

Die Bewohner von Dschedda.

(Aus M. Tamisiers Voyage en Arabie, Tom I.)

Die ersten Bewohner von Dschedda waren Beduinen, die ihre Stämme verlassen hatten, um sich dem Handel zu ergeben. Je blühender die Stadt wurde, desto mehr zog sie alle diejenigen an, welche feste Wohnsitze dem irrenden Leben vorzogen, das sie bisher geführt hatten. Die Gewohnheiten des sitzenden Lebens, so verschieden von denen der Wüste, gaben ihrer Physiognomie einen neuen Ausdruck, und ihr Geschlecht, das seit jener Zeit sich mit denen Asiens und Afrika's vermischte, hat zum großen Theil seine Originalität verloren. Nur etwa zwanzig Familien des alten arabischen Stammes sind noch in Dschedda zu finden; die Epidemie, die vor ungefähr 30 Jahren herrschte, und die Cholera im Jahre 1832 haben eine große Anzahl von ihnen vernichtet.

Die Bevölkerung kann man auf 10,000 Seelen schätzen, doch ist diese Zahl nicht genau, da die Muselmänner keine Register haben, um die Zahl der Gebornen und Verstorbenen zu bestimmen. Auch wechselt die Zahl der Bewohner beträchtlich bei der Ankunft von Karawanen aus dem Innern oder von Schiffen, die aus Indien kommen. In der Zeit der Wallfahrten steigt die Zahl auf 20, 30, 40, selbst auf 50,000 Menschen, die sich ziemlich lange, theils bei ihrer Reise nach Mekka, theils auf dem Rückweg daselbst aufhalten. Die Bewohner bestehen aus Arabern aus dem Hedschas und Yemen, aus Indiern und Persern; dazu kommt noch eine ziemlich große Menge von Fellahs, die aus Aegypten gekommen sind, um der Conscription zu entgehen, einige Griechen, die mit Quincaillerie-Waaren handeln, und Neger aus dem Innern Afrika's. Auch gibt es in der Stadt eine große Menge Gallas- und Abyssinier-Sklaven beiderlei Geschlechts. Vor unsrer Ankunft bestand die Garnison aus Türken, doch jetzt gehören nur einige Beamte des Pascha's dieser Nation an.

Die Araber der Stadt, die sich dem Handel ergeben, unterscheiden sich in ihrer Haltung wenig von den Beduinen. Sie sind meist groß und mager, ihre Farbe ist braun mit einem Kupferglanz. Die Natur hat ihnen nur einen kleinen Bart am Kinn gegeben; sie lassen ihn wachsen, doch wird er nie sehr lang. Ihre Kleidung, welche die der Großen Arabiens ist, nähert sich der der Armenier sehr; sie tragen ein kurzes Beinkleid, welches das untere Bein nackt läßt, und darüber ein Hemd, darauf legen sie ein langes Gewand aus Musselin oder Seide und einen Kaftan von hellfarbigem Tuch an. Ein Turban, weiß wie Schnee, und künstlich gearbeitete Sandalen vollenden ihren Anzug.

Alle Muselmänner, die auf dem heiligen Gebiete geboren sind, haben auf jeder Wange und an den Schläfen drei tiefe Einschnitte von einem schneidenden Instrumente. Ich fragte einst einen Araber um den Grund dieser barbarischen Sitte, und er sagte mir, die Pilger, welche in die heilige Stadt wallfahrteten, hätten in frühern Zeiten die Kinder der Bewohner dieser Stadt durch Zuckerwaaren und Liebkosungen an sich gelockt und ihren Eltern entführt. Anfangs hätte das Loos nur armer Leute Kinder getroffen und die Klagen der Beraubten wären nicht gehört worden, doch als auch die Kinder reicher Personen verschwunden waren, seyen die Beschwerden so häufig und dringend geworden, daß der Sultan Selim endlich Abhülfe versprach, doch auch verlangte, daß die Kinder auf gewisse Weise gezeichnet würden, damit er sie erkennen und den Eltern wieder zurückgeben könnte. Zugleich erließ er ein scharfes Verbot gegen diesen Menschenraub, der nach einigen strengen Bestrafungen auch unterblieb, die Zeichen aber blieben im Gebrauch, auch nachdem sie nicht mehr nöthig waren. Sie werden den Kindern, sobald sie sich vom väterlichen Hause entfernen können, von den Müttern selbst mit einem Rasirmesser beigebracht, ziehen jenen einige Tage lang ein Fieber zu, und vernarben dann.

Die Scheikhs, Ulemas an den Moscheen und überhaupt alle Diener der Religion von einiger Bedeutung sind wie die reichen Araber gekleidet. Sie haben keine besondere Kleidung, wie die katholischen Geistlichen. Doch habe ich bemerkt, daß sie gern Kleider von blendendem Weiß tragen, und sich stets, wenn sie ausgehen, auf ein Bambusrohr stützen, das ihnen dient, um die Berührung der Hunde zu vermeiden. Anstatt des Tarbusch

Digitized by Google

tragen sie auf ihrem Kopfe eine Takia (Käppchen) aus kleinen Stückchen Tuch von verschiedener Farbe, die künstlich wie Mosaik zusammengesetzt sind. Uebrigens findet man diesen Gebrauch bei allen Bewohnern der Städte des Hedschas.

Das Volk trägt nur eine solche Takia und ein Hemde, das ihnen kaum auf die Knie herabgeht; die meisten haben nur ein Tuch um die Hüften gebunden, das sie durch einen ledernen Gürtel festhalten.

Die indischen Kaufleute tragen Kleider von weißem Musselin, nach arabischer Mode. Man erkennt sie an einem kleinen Turban, der ihnen nur den Scheitel deckt. Auch ist ihr Körper biegsamer, ihre Haltung leichter, als die der Eingebornen, ihr Gesicht hat die Einschnitte nicht, die dem Eingebornen des Hedschas eigenthümlich sind. Sie sind etwas geizig, doch sehr sanften Charakters. Einige lassen sich in Dschedda nieder, andere bleiben nur so lange, bis sie reich geworden, und kehren nach Indien zurück.

Die Fellahs aus Aegypten behalten in Allem die Eigenthümlichkeit ihres Vaterlandes bei. Sie dienen als Lastträger, helfen bei den Schiffen als Lootsen, oder bringen die Waaren ans Land oder auf die auf der Rhede liegenden Schiffe. Die Griechen sind dieselben, wie man sie in Rhodus und den Hafen des Archipels findet.

Die Neger machen die Wasserträger. Ihre Kleidung besteht in einem Lappen um ihre Hüften, und gibt eine freie Ansicht ihrer athletischen Gestalten; besonders der Rücken ist von großer Schönheit.

Die Türken sind die großmächtigen Herren, deren ganze Arbeit darin besteht, alle Schriften zu unterzeichnen, die man ihnen vorlegt, und in der ganzen Stadt den bequemsten Platz zu suchen, um im Kühlen den arghile zu rauchen und den Wohlgeruch des Mokkakaffees einzuathmen.

Auf der Straße scheint die Kleidung aller Frauen dieselbe zu seyn, denn sie sind in einem großen Melaie *) eingehüllt, dessen Farbe dieselbe bei allen Ständen ist. Nur wenn sie auf den Kissen des Harem ausgestreckt sind, kann man den Reichthum ihrer Kleidung beurtheilen. Doch da der große Schleier, der sie bedeckt, vorn nicht geschlossen ist, so sieht man, wenn die Trägerin den Arm entfernt, ein Hemd von Musselin oder Seide, das über die Beinkleider geworfen ist: zuweilen ist es von leichter Gaze, von blauer oder rother Farbe, mit einer goldenen Tresse besetzt, die vom Hals bis auf die Brust geht. Dem weiten Beinkleid der Aegyptierinnen ist das indische gefolgt, das weniger weit, aber mit einer Goldborde besetzt ist, welche die Knöchel und Waden umschließt. Ihre Schleier sind auf gleiche Weise verziert, sie reichen meistentheils bis aufs Knie herab. Wenn sie ausgehen, knöpfen sie ihr Geld in einen Zipfel ein. Auch sah ich, doch sehr selten, Frauen einen Schleier tragen, der nicht über das Kinn reichte. Diese Mode ist weit eleganter als die erste. Pilgerinnen sah ich mit einem Schleier aus sehr feinen und biegsamen Matten, der keine Oeffnung für die Augen hatte. In den Straßen können sie nur durch die kleinen, unmerklichen Zwischenräume sehen, die das Gewebe hat. Man sagte mir, diese Sitte sey im Innern Yemens gebräuchlich. Andere tragen Borgos (Schleier) aus transparenter Gaze, wo sie sehen können, ohne gesehen zu werden.

*) Ein großes Stück Leinwand oder Seide, das die Frauen über ihre Kleider werfen.

Eine Reise durch die Krim.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage sattelte Seid noch vor Sonnenaufgang die Pferde, und wir ritten weiter. Nach einer starken Stunde sahen wir links am Wege das Fundament einer starken Mauer, welche die Tataren in ein hohes Alter hinaufsetzen, und Demir Kapu (das eiserne Thor) nennen. Es war augenscheinlich einst ein Festungswerk, und die Spuren der Mauern sieht man noch weit hin an den Bergen. Ich will in keine Untersuchung dieser Alterthümer eingehen, da Hr. Köppen, der sich so gründlich mit den hiesigen Alterthümern beschäftigte, wahrscheinlich auch schon dieses gedeutet hat. Neun Werste von Tschatli kamen wir, immer abwärts steigend und durch viele ausgetrocknete Bäche reitend, die nach heftigem Regen zu reißenden, undurchwatbaren Flüssen anschwellen, nach Tauschan Bazar (Hasenmarkt). Dieß ist ein Thal, in welchem sich durchaus keine Wohnung findet, wo aber Reisende zu Pferde gewöhnlich anhalten, um ihre Thiere zu füttern. Von da muß man einen so steilen Berg hinauf, daß mein Pferd nur mit Anstrengung im Schritt vorwärts kam. Man glaubt, der Berg habe eine Höhe von 2800' über dem Meere.

Von hier an senkt sich der Weg, und wenn man achthundert Schritte weit gegangen, erblickt man das Meer, aber noch in solcher Ferne, und von einer solchen Höhe, daß der Anblick keinen sonderlichen Eindruck macht. Den Unterschied im Klima aber beginnt man schon zu fühlen, wenn man kaum einige Werste weit hinabgestiegen ist. Das Thal und Städtchen Alnschta, dem wir in gerader Richtung uns näherten, erschien bereits freundlich vor unsern Augen, als mit einem Mal der Fels von Demirdsche sich zur linken Seite erhob, und meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Stellt euch einen ungeheuren, von der Natur selbst auf eine unregelmäßige und von allen Seiten auf verschiedene Weise zugehauenen Berg vor: bald erscheint er als ein weiblicher Kopf, mit einem rückwärts gekämmten Chignon, bald als ein überhängiger Fels, der ein unten liegendes Dörfchen zu zerschmettern droht, bald als ein unregelmäßiges Bastion, und dieß alles nach Maßgabe, als der Beschauer seine Stellung wechselt. Die Sonne warf ihre Strahlen gerade auf den Fels, der ganz von Porcellan schien. Man stelle sich eine grell rosenrothe, blaue und graue Masse mit großen Flecken vor,*) an der in den eingerissenen Schluchten und am Fuße noch die grüne Farbe der Gebüsche hervortritt, und man wird gestehen, daß dieß alles neben ein-

*) Der ganze Felsen besteht aus Marmor von diesen Farben.

Digitized by Google

ander ein einziges Gemälde darbietet; ich konnte mich nicht satt daran sehen. Nicht weit davon kommt man an einer mit rohen Steinen eingefaßten Quelle vorüber, deren Wasser ungemein kalt ist; ich trank ein Glas voll, und fühlte sogleich, daß ich mich erkältet hatte; auch blieb ich eine ganze Woche lang heiser. Wenn man noch tiefer hinabsteigt, erblickt man südwärts und rechts von Aluschta einen Berg, der das Castel genannt wird. An dieser Stelle trat ich aus dem Berge heraus, überschritt das Flüßchen Schuma, und befand mich nun im Thale von Aluschta, hart am Eingange in dieses Städtchen. Hier sieht man allenthalben Weinreben, die nach europäischer Weise gepflanzt sind. Graf Woronzow hat in diesem Lande die Anpflanzung der Reben und die Weinbereitung ungemein verbreitet. Noch vor einigen Jahren zählte man in der Krim etwa 300,000 angepflanzte Reben, jetzt über zwei Millionen. Die ersten Versuche der Weinbereitung entsprachen den Erwartungen der Käufer nicht; die Weine von Sudak, die aus tatarischen Weingärten oder solchen, die an flachen Stellen und am Ufer von Flüssen angepflanzt und oft bewässert waren, zeigten sich schwach, auch waren sie die ersten, weßhalb man sie in ganz Rußland und auch in Moskau sehr ungünstig aufnahm. Aber bald kam man von dem Irrthum zurück und ließ ihnen alle Gerechtigkeit widerfahren. Die Weine vom Südufer der Krim, wenn sie aus reifen Trauben bereitet, geschickt behandelt, in guten Kellern aufbewahrt und zur gehörigen Zeit versendet werden, stehen den guten Tischweinen im übrigen Europa nicht nach. Nur möchte ich wünschen, daß die Herren Weingärtenbesitzer der Krim aufhörten, ihren Weinen fremde Namen zu geben; wozu die Namen Burgunder, Madeira, Medoc, wenn es Massandra, Korais und Kutschuk-Lambat ist? Der Käufer stellt nach diesen Benennungen sogleich Vergleichungen an. Nicht jeder ist ein Weinkenner, und oft gefällt gerade das, was an den Weinen der Krim besser ist als an den fremden, nur darum nicht, weil dieses bei den fremden Weinen sich nicht findet. Aber man wird seine Güte kennen lernen, sich an den Geschmack gewöhnen und das eigene dem fremden Erzeugniß vorziehen; die Verschiedenheit im Preis eröffnet gleichfalls den Weinen der Krim einen bedeutenden Absatz, sie werden die fremden verdrängen, dieser Industrie eine große Entwicklung geben, und den Gutsbesitzern eine bedeutende Einnahme verschaffen; nur Geduld ist nöthig.

Aluschta liegt auf einer Höhe, nahe am Meeresufer, gerade auf der Schneide zwischen zwei Thälern, in deren jedem ein Bach fließt. Hier ist eine Poststation, ein Gasthaus und eine große Moschee: auch sah ich drei alte Thürme, welche von den Reisenden den Genuesern zugeschrieben werden, was ich nicht glauben kann, denn allen Umständen zufolge waren sie ein Phrurion, wie man die befestigten Schlösser nannte, welche Kaiser Justinian um das Jahr 465 zum Schutze gegen die Hunnen und Ugren am Ufer von Tauriен bauen ließ. Zur Zeit der Griechen war Aluschta der Sitz eines Bischofs, und zählte viele Einwohner, jetzt ist es ein armes Städtchen, wo man außer den drei alten Thürmen nichts Merkwürdiges findet. Die hohen Berge Tschatyrdag, Baduan und Demirdsche schließen einigermaßen das Thal von Aluschta auf der Nordseite, aber die Schluchten zwischen ihnen lassen die Nordwinde durch, und die Kälte steigt manchmal auf 12° R. Nichtsdestoweniger legt man hier die Reben nicht, wie zu Astrachan, in die Erde, und sucht sie auch sonst durch nichts gegen die Kälte zu schützen.

Von Aluschta begab ich mich nach Kutschuk Lambat, einem großen Gute des Senators Borosdin, und kam durch Karabat, welches dem Hrn. Köppen gehört, demselben Gelehrten, der im Jahre 1837 den „Sammler der Krim" (Krimskii Sbornik) herausgab. Dieß Werk ist namentlich merkwürdig und beachtungswerth durch die kritischen Untersuchungen über die Alterthümer des Südufers von Tauriен. Von Karabat an wird die Gegend mit jedem Schritte malerischer und angenehmer: manchmal mußte ich längs dem Meeresufer auf einem schmalen Pfade hinreiten, wo die Wellen bis an die Füße meines Pferdes herplätscherten, während der steile Berg auf der andern Seite nicht gestattete, vom Meere sich weiter zu entfernen. Die Aussichten wechselten unaufhörlich, wie der Weg sich krümmte: bald zeigte sich der von Nebeln umzogene Tschatyr Dag, dann erschien der Berg Kastel, kurz darauf stand in der Ferne der Aju-Dag vor mir. Um Kutschuk Lambat her sind allenthalben Gärten und Weinberge zerstreut, der Boden ist angebaut, und die ganze Landschaft hat ein munteres, belebtes Ansehen. Endlich erreichte ich die Wohnung meines Freundes Borosdin, der einer der ältesten russischen Ansiedler in Tauriен ist. Ich übernachtete bei ihm, und durchstreifte am andern Morgen mit ihm die Gegend. Bei Kutschuk Lambat befindet sich ein hübscher kleiner Hafen; dem Hause gegenüber erhebt sich die hohe Masse des Aju Dag (Bärenberg), der ganz ins Meer vorspringt, und dann in steilen, mit Gebüsch bewachsenen Felsen rasch abfällt. Der größte Theil der hiesigen Bewohner sind Tataren, welche sich mit Landbau und Küstenschifffahrt beschäftigen, während die russischen Einwohner fast sämmtlich Handwerker sind. Die zur Jailakette gehörigen Berge schützen Kutschuk Lambat gegen Norden; gegen Osten wird es durch einen Felsen gedeckt, der ins Meer vorspringt, und hier eine Bucht bildet, wo die Schiffe einen ruhigen Ankerplatz finden. Es ist nicht zu verwundern, daß die Rebe hier ausgezeichnet gut gedeiht, und der Wein Borosdins zu den besten der Krim gezählt wird. — Vor einigen Jahren fand man auf dem Aju-Dag Ueberreste eines Gebäudes, ein Kreuz, und fast verlöschte Inschriften, wahrscheinlich stand hier einst ein griechisches Kloster oder eine Kirche. Viele glauben, dieser Berg sey derselbe, welchen Strabo und andere alte Schriftsteller „Krim Metopon" nennen; aber die geographische Lage des Aju-Dag widerspricht dieser Meinung. Krim Metopon (das Widderhaupt) müßte mitten in der Halbinsel ins Meer vorspringen, Kutschuk Lambat aber liegt auf der Seite und viel zu weit links. Ich möchte eher denjenigen beistimmen, welche Alupka als einen historischen Ort betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise in die Gebirge von Yemen.

(Fortsetzung.)

Wir verließen früh Morgens das Dorf, und kamen nach zweistündigem Marsch durch eine in Vegetation und Cultur vollkommen europäische Gegend in ein Dorf, das Ahl Kaf heißt. In der Nähe liegt eine Moschee an dem Orte, wo nach der arabischen Tradition die sieben Schläfer und ihr Hund aus der Höhle hervorkamen, wo sie so lange geschlafen hatten. Neben dem Dorfe liegt ein Teich, an dessen Ufer ich mich setzte, während die Araber, welche mich begleiteten, in die Moschee gingen, um ihr Morgengebet zu verrichten. Während dieser Zeit versammelten sich die Bewohner des Dorfes um mich, sehr erstaunt über mein Aussehen, denn ich hatte meine europäische Kleidung beibehalten. Sie fragten mich, wer ich sey, woher ich komme und was ich wolle! - Ich antwortete wie immer, daß ich auf den Gipfel des Gebirges gehe, um Heilkräuter zu suchen; sie erklärten mir darauf, daß sie es nicht erlauben würden, weil das Schloß der Braut voll Schätze sey, und daß ich ohne Zweifel komme sie zu heben. Da ich keine Aussicht hatte, sie vom Gegentheil zu überzeugen, so fand ich unnöthig ihnen zu antworten, und beschäftigte mich, die Pflanzen, die ich unterwegs gesammelt hatte, in Papier zu legen, während sie meine Bewegungen neugierig beobachteten. Einer von ihnen wollte sich meiner Flinte bemächtigen, ich nahm sie ihm aus der Hand, und während er das Schloß untersuchte (es war eine Flinte mit Zündcapseln, eine ihnen unbegreifliche Sache, denn sie hatten nie etwas Anderes als Lunteflinten gesehen), drückte ich ihm vor der Nase ab, was einen solchen Schrecken verbreitete, daß man mich ruhig ließ, bis meine Diener und meine Escorte zurückkamen. Nun begann eine lebhafte Discussion um die Erlaubniß, bis auf das Schloß zu steigen, in die ich mich aber nicht mischte, und es war mir um so leichter gleichgültig dabei zu bleiben, als ich so ziemlich am Ziel meiner Reise angekommen war, und nicht mehr hoffen konnte, auf dem ganz nahen Gipfel eine andere Vegetation zu finden, als die, welche ich schon gesehen hatte, so daß ich kein anderes Interesse mehr hatte, als meine Neugier und vielleicht meine Eitelkeit zu befriedigen, das Schloß der Braut zu besuchen, welches nie von einem Europäer betreten worden war, und über welches die Araber so wunderbare Fabeln erzählen.

Die Furcht vor dem Scheich Hassan bestimmte endlich die Araber, mir die Erlaubniß zu geben, unter der Bedingung, daß zwei von ihnen mich begleiteten, um mich zu beobachten, was ich gern einging. Ich verließ daher Ahl Kaf, begleitet von den unruhigen und wilden Blicken der Araber, von denen einer die Offenherzigkeit hatte mir zu sagen, daß wenn der Scheich Hassan, der Bibas el Dschebel (d. h. der Pfeffer des Gebirges, so nennt man ihn im ganzen Lande), nicht unten am Gebirge gelagert wäre, er mir zeigen würde, daß seine Flinte so gut Jemand tödten könne, als die meinige. Ich stieg nun etwa anderthalb Stunden durch steile Pfade und Gehölze von Wachholderbäumen und Kornfeldern, welche aber immer seltener wurden, hinauf, bis ich an eine breite Treppe kam, die aus großen, gutbehauenen und ohne Mörtel zusammengesetzten Steinen bestand, an das Thor des Schlosses der Braut und zwischen ungeheuren Cisternen hindurchführt, welche noch in sehr gutem Zustande sind. Ich erreichte bald die zerfallenen Mauern, von wo ich das Vergnügen hatte, zu gleicher Zeit das rothe Meer auf der Seite von Hodeida und den indischen Ocean jenseits Aden zu sehen. Von dem Punkt, auf dem ich mich befand, erschienen alle Gebirge von Yemen niedrig, mit der Ausnahme des Dschebel Reme und des Sumara, welcher trotz seiner Entfernung vollkommen sichtbar war. Ich will nicht versuchen, eine Beschreibung des bewundernswürdigen Anblickes zu geben, dessen ich während einiger Augenblicke genießen konnte. Die Bewohner von Ahl Kaf waren zu schlecht gegen mich disponirt, um mich so lange aufzuhalten, als ich gewünscht hätte. Ich beeilte mich daher, in der Umgegend des Schlosses zu herborisiren, und begann dann meinen Rückmarsch zur großen Freude der Araber, die mich begleiteten, und besonders meiner ägyptischen Domestiken, welche ungern so hoch gestiegen waren.

Da ich kaum Zeit hatte, die Ruinen des Schlosses zu besuchen, so kann ich keine Vermuthung über den Ursprung desselben aufstellen, nur so viel ist klar, daß es vor Mohammed gebaut wurde, so wie auch die Tradition des Landes seine Errichtung den heidnischen Arabern zuschreibt. Die Ausdehnung der Mauern ist beträchtlich, sie sind aus großen Quadern ohne Mörtel gebaut, obgleich der Gebrauch des letztern bekannt war, indem die Cisternen noch damit bekleidet sind. Ich habe keine Inschrift gesehen, allein ich habe nicht genug gesucht, um versichern zu können, daß keine vorhanden sind. Die Treppe, welche zum Thor führt, ging ehemals bis in die Ebene und in die Nähe von Taaz herab, und ich sah unterwegs mehrere Bruchstücke derselben, die noch in gutem Zustande waren. Was auch der Ursprung dieses Monumentes war, so machen es seine Ausdehnung und seine Lage sehr merkwürdig, und ich bedauere lebhaft, daß die Umstände mir nicht erlaubten, es mit Sicherheit zu besuchen.

Wir stiegen schnell vom Schloß der Braut herab, ohne uns in Ahl Kaf aufzuhalten, so sehr uns auch die Einwohner, welche ganz überzeugt waren, daß wir keine Schätze mitgenommen hätten, dazu einluden, und brachten die Nacht an demselben Orte zu, in dem wir die vorhergehende Nacht geschlafen hatten. Den nächsten Tag erhob sich zwischen den Bewohnern und meinen Leuten ein heftiger Streit über den Weg, den wir zu nehmen hätten, ein Streit, der bis zu Drohungen und fast zu Dolchstichen kam, und ich sah mich genöthigt, darauf zu verzichten, den Ort Babi Schoaib wieder zu besuchen, wo ich mehrere Pflanzen bemerkt hatte, welche ich bei meiner Rückkehr mitzunehmen wünschte, und die ich auf dem weit kürzern, aber weit gefährlichern Wege, den man mich zu nehmen zwang, nicht fand. Wir erreichten Hagef Nachmittags, wo ich nur einige Stunden blieb, welche ich dazu anwendete, noch einmal zu herborisiren. Hierauf kehrte ich in mein Haus in Dschennat zurück, sehr glücklich, mit heiler Haut aus Hosn el Arus zurückgekommen zu seyn, und sehr zufrieden mit meiner Pflanzenernte. (Fortsetzung folgt.)

Errichtung zahlreicher Observatorien. Bekanntlich sollen unter Aufsicht der k. Gesellschaft in London zahlreiche magnetische Beobachtungen in verschiedenen Theilen der Welt angeordnet werden, während Capitän James Roß seine Reise in die antarktischen Regionen macht. Zu dem Ende hat die englische Regierung Observatorien zu St. Helena, Montreal, auf dem Cap und im Vandiemensland errichten lassen, die ostindische Compagnie zu Madras, Bombay und an einem Punkte im Himalaya; ferner zu Singapur und Aden. Die magnetischen Observatorien, die auf Humboldts Betrieb im nördlichen Europa und Asien errichtet wurden, sollen gleichfalls dazu mitwirken, und auch Mehemed Ali hat einer an ihn ergangenen Bitte entsprochen, und ein solches Observatorium in Bulak errichten lassen. (Echo du Monde Savant vom 4 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 18.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Januar 1840.

Diebsclassen in Paris.

Ein Hr. Frégier, Bureauchef in der Seinepräfectur, hat ein Werk „über die gefährlichen Classen der Bevölkerung in den großen Städten, und die Mittel sie zu bessern," herausgegeben. Wir entheben aus demselben vorerst nachstehende Schilderung der verschiedenen Diebsclassen der Hauptstadt Frankreichs.

Unter wie viel verschiedenen Formen zeigt sich nicht der Diebstahl! Hier finden wir zuerst den Taschendieb (voleur à la tire), bemerkenswerth durch das freie und leichte Spiel seiner Hände, unschädlich für die Personen, aber sehr gefährlich für Uhren, Börse und Schmucksachen. Dann kommen die Bonjouriers, leicht, gewandt, gut gekleidet, sehr artige, zuvorkommende Leute, die unter zwanzig Vorwänden in einer Stunde in zwanzig verschiedenen Häusern die Treppe hinaufsteigen, das Zimmer eines Freundes suchen, stets ein Bon jour! in Bereitschaft haben, durch das Adreßbuch wenigstens den Namen von zwei Miethsleuten des Hauses kennen, und bei dem Pförtner nach einem dieser Miethsleute fragen, wenn sie bei dem andern stehlen wollen. Jeder Dieb hat sein Quartier, seine Art zu stehlen, seine Clienten und seine Specialität. Die Rouletiers durchwandern die Orte, wo die Schubkarrenführer und die Wäscher anhalten, gutmüthige Leute, denen sie immer einige Worte zu sagen haben, während ein gewandter Zunftbruder jede Unachtsamkeit benützt. Die Rouletiers sind gekleidet wie die Commissionäre, oder tragen eine Blouse. Der Diebstahl à la détourne verlangt elegantere Manieren und bessere Kleidung: man tritt in eine Boutique mit dem Anstand eines Mannes von Welt, die Verbündeten kommen der Reihe nach an, und der Kaufmann, den man zu beschäftigen weiß, sieht bald seine Waaren und seine Kunden verschwinden. Der Carreur verlangt in jedem Laden Münzen aus der Republik oder der Kaiserzeit, aber seine gewandten Finger haschen nach allen Arten von Gold- und Silbermünzen. Der Floueur unterscheidet mit einem seltenen Scharfblick den Provincialen, den Mann vom Lande, dem er sich zutraulich nähert, den er bald in ein Kaffeehaus lockt, und endlich zu einer Spielpartie bringt, deren Kosten der Arme allein zahlen muß. Eben so bekannt ist der Amerikaner, der stets seine 20 Frankstücke gegen drei Fünffrankenstücke auswechselt, in der That aber dem Betrogenen nur Sousstücke statt des Goldes gibt. Der Ramastique endlich findet neben jedem Pinsel, der ihm Glauben schenkt, werthvolle Schmuck- oder Edelsteine, und tritt ihm um ein wenig Geld edelmüthig seinen Antheil an dem kupfernen Schmuck oder an den Edelsteinen von Glas ab.

Jedoch sind die Ramastiques, die Amerikaner, die Bonjouriers u. s. w. nur die leichten Truppen einer viel furchtbarern Armee: die Boucardiers bilden die Linientruppen und die schwere Artillerie. Gewandt, klug und verwegen treten die Boucardiers in einen Laden, handeln um etwas, aber ihr rascher, forschender Blick erfaßt in Einem Augenblick die ganze Localität, die Schwäche und Stärke des Orts, und Abends kommen sie mit Zangen und Hebeln und Monseigneurs (Dietrichen), um ihn zu belagern und im Sturme zu nehmen. So sind wir von Stufe zu Stufe, von der List und Gewandtheit bis zur Gewaltthat, zum Einbruch gekommen, aber es gibt noch eine ärgere, wahrhaft verruchte Classe, die in neuerer Zeit zahlreicher als je vorher auftritt, die, wie Frégier sich ausdrückt, hyänengleich in der Gesellschaft umherwandert, alles an alles setzt, und jeden Augenblick bereit ist, beim ersten Schrei, beim ersten Zeichen von Widerstand ihre Hände in das Blut ihrer Opfer zu tauchen. Diese Banditen sind selbst von ihren Genossen gefürchtet, denn nur die verworfensten Naturen sind im Stande, mit kaltem Blut einen Mord an dem Wehrlosen zu begehen, den sie bestehlen wollen. Man hat einige, später vom Schwerte der Gerechtigkeit erreichte Uebelthäter gesehen, die großsprecherisch mit der Pfeife im Munde Nachts die Leitern erstiegen, nachdem sie den Tag über mitten unter Völlerei und wilder Lustigkeit die Voranstalten zu ihrem Verbrechen getroffen hatten. Die Keckheit und die Ruhe beim Mord sind nur der Antheil einer geringen Zahl von Elenden; sie treiben dieß aber so weit, daß manche, ihrem eigenen Geständniß zufolge, am Abend, wo sie das doppelte Verbrechen des Diebstahls und des Mordes begingen, sich nicht scheuten, mit ihren Helfershelfern ins Theater zu gehen. Mehrere haben

Digitized by Google

gleich den Tag nach ihrem Verbrechen Festlichkeiten mit Lustdirnen angestellt, und bei der Tafel mit entsetzlichen Scherzen, in der ihnen eigenen, unedlen Sprache, auf die schrecklichsten Umstände des kaum begangenen Mordes angespielt.

Das Hauptquartier der Lustdirnen, der Diebe und Mörder ist die Altstadt (Cité). Man sollte glauben, daß zwanzig Jahrhunderte hier den Sauerteig ihrer Laster zurückgelassen haben. Diese feuchten, schmutzigen, engen und dunkeln Gassen haben bei Tage ein widerliches, bei Nacht ein unheimliches Aussehen. Die ärmste und verdorbenste Bevölkerung bewohnt diese von der Zeit geschwärzten, faulen, fast den Einsturz drohenden Häuser. Garköche, Rogomisten,*) kaum erhellte Schenken, schändliche Höhlen für Lustdirnen, wo man stets an der Thüre eine Elster im Käfig findet, und die Fensterscheiben mit Schminke verschmiert sieht, nehmen den untern Stock der Häuser ein. In der Nacht hört man aus diesen Höhlen heraus da und dort das Gelärm der Zänkereien, das Fluchen der Angreifenden, das erstickte Geschrei der Geschlagenen, welche die Wache herbeirufen. Der unerschrockenste Beobachter, der gegen 11 Uhr Abends in diesen Straßen umherirrt, fühlt sich von einem geheimen Schauder erfaßt beim Anblick dieser Höhlen, in denen die niedrigsten Lustdirnen und die frechsten Banditen hausen.

Eine Reise durch die Krim.

(Fortsetzung.)

So viel mir die Streifereien in der Umgegend Vergnügen gewährten, so mußte ich mich doch von meinem Freunde trennen, da ich möglichst schnell nach Koraïs, dem Landsitze meiner Schwester, kommen wollte. Mein Freund versah mich mit Allem, was ich für die Reise nöthig hatte, gab mir sein eigenes Reitpferd, und ich sprengte mit Seid, meinem getreuen Reisegefährten, fort nach Partinit. Dieses Dorf ist merkwürdig durch seine Lage auf einem ziemlich steilen Abhange hart am Meere; es liegt vier Werste von Kutschuk Lambat. Die Einwohner sind sehr wohlhabend, und bauen Flachs und Tabak, die sie vortheilhaft an ihre Nachbarn absetzen. Von Partinit sind es sechs Werste nach Artek, einem schönen Gute, welches kürzlich die durch ihren Wohlthätigkeitssinn bekannte Gräfin Tatiana Potemkina ankaufte, um hier ein milderes Klima und Einsamkeit zu finden, welche für ihre Gesundheit gleich nothwendig waren. Von Artek geht der Weg an einer Menge Landgüter vorbei, die, mit Ausnahme eines einzigen, lauter russischen Großen gehören.

Ehe man nach dem Dorfe Ursuf kommt, sieht man die Ueberreste genuesischer Befestigungen, die Grundmauer eines runden Thurms und eine steinerne Mauer, welche von dem Felsen herab, den sie in zwei Theile theilt, sich ins Meer senkt. Weiter hin steht der Fels mit einem Steindamm in Verbindung, der eine Art Hafen bildet. Die Lage von Ursuf ist äußerst angenehm; das hiesige Landgut mit einem schönen Wohnhaus gehörte einst dem Herzog von Richelieu. Ein englischer, am Bergesabhang angelegter Garten, ein schöner Rasen, Granaten- und Feigenbäume, Cypressen und Pappeln zieren diesen Ort. Rechter Hand ist die Jailakette, gerade vorwärts das Dorf und die Felsen von Ursuf, endlich das Meer, dessen Wellen ruhig bis an das steile Ufer hart am Garten heranplätschern; alles dieses gibt dem Ort etwas äußerst Reizendes. Von dem Herzog von Richelieu ging das Gut an den Grafen Woronzow über, und jetzt gehört es einem Herrn Funduklu. Noch eine Meile schlängelt sich der Weg am Ufer fort, entfernt sich dann vom Meere und führt nach Ai-Daniel. Auch dieses ist eines von den Gütern des Grafen Woronzow. Hier werden Reben von fast allen bekannten Arten gezogen, und man findet prächtige Keller. Auf allen Gütern des Grafen bemerkt man einen vorherrschenden Zweck, den öffentlichen Nutzen: er muntert durch sein Beispiel andere Gutsbesitzer zu Verbesserungen auf, und spart keine Kosten für Versuche, die ihnen zu lästig seyn würden; von ihm erprobte und gelungene Neuerungen werden dann mit Nutzen von andern nachgeahmt, und so kann man ihn in dieser Beziehung den Wohlthäter der Krim nennen. Nicht weit von da liegen die kleinen hübschen Landgüter des Barons Berkheim und des Hrn. Jackson. Nikita, eine ins Meer vorspringende Besitzung mit einem botanischen Garten, wo eine Pflanzschule fast aller bekannten Rebensorten und von Bäumen aus warmeren Klimaten ist, welche möglicherweise in der Krim fortkommen können, ist ein Krongut, das unter der Aufsicht eines Hrn. Partwiz in gutem Stande erhalten wird. Weiterhin liegt Magaratsch und endlich Marsanda, eine reiche Besitzung von mehr als 600 Dessätinen. Die Gräfin Branizka kaufte es von der Gräfin Potozka, welche den ungeheuren Einfall gehabt hatte, hier eine große Stadt gründen zu wollen, und schenkte das Gut ihrem jungen Enkel, dem Sohne des Grafen Woronzow. Wenn man von Nikita herkommt, bemerkt man auf dem höchsten Punkt der großen Straße eine kürzlich erst erbaute Kirche von dorischer Architektur. Unter dem Fundament hervor springt eine starke Quelle von reinem, frischem Wasser; der Porticus der Kirche ist von Nußbäumen umgeben; und unter diesen steht eine Eiche, welche für die größte in ganz Taurien gilt. Auf dieser, mit reichen Gebäuden aller Art geschmückten Besitzung hat Graf Woronzow ein Gestüt angelegt.

Von Marsanda nach Jalta werden die Aussichten immer schöner; vorwärts liegt das Thal von Jalta und die mit hohen Fichten bewachsenen Bergschluchten, hinter Ai-Wasily, Dereka und Autka ziehen sich an der Jailakette dichte Wälder hin, und zwischen diesen und dem Meere läuft wie ein Bandstreifen ein fruchtbares, allenthalben bebautes Land. Von Marsanda nach Jalta sind es nur zwei Werste, und der Weg führt unterhalb des Berges hin. Jalta ist jetzt ein Städtchen, das einen ziemlich sichern Hafen hat, und wo die zwischen Odessa und Kertsch hin- und herfliegenden Dampfboote alle Wochen anlegen, wodurch das Städtchen von Tag zu Tag für das ganze Südufer bedeutender wird. In geringer Entfernung liegen die Landgüter des Admirals Grafen Mordwinow, des Generals Reveliotí, und Orianda, wo der Kaiser Alexander einen Sitz gründen

*) Von Rogomme, der Schnaps.

wollte. An dieses Gut stoßen die Ländereien, welche dem Grafen Diebitsch-Sabalkanski gehörten. In der Nähe von Jalta ist auch der Wasserfall des Alarin bemerkenswerth, der vierzig Klafter hoch über einen Felsen herabstürzt. Im Frühjahr und nach den großen Regen ist die Wassermasse sehr bedeutend, zu andern Zeiten kommt sie nur wie ein feiner Wasserstaub herab.

In Jalta nahm ich einen leichten Bauernwagen, und fuhr ohne anzuhalten an dem reichen, gleichfalls Orianda genannten Sitz des Grafen Witt, an Gaspra, dem schönen Schlosse des Fürsten Golizyn, und an dem Gute des Fürsten Meschtscherski vorbei; jetzt hatte ich aber nicht Zeit, sie in Augenschein zu nehmen, denn ich eilte nach Korais, dem Sitze meiner Schwester, die ich seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Korais wurde auf einige Zeit mein Hauptquartier, von dem aus ich meine Ausflüge in die Umgegend machte; ich hatte hier ein kleines, an die hiesigen Wege gewöhntes Reitpferd zu meiner Verfügung, so wie eine sehr ruhig gehende Tarataika.*)

Mein erster Ausflug war nach Gaspra, der Besitzung des Fürsten Golizyn. Ein neuerbautes, schönes, gothisches Schloß mit Thürmen, umgeben von einem großen, englischen Garten, bildet die Besitzung des Fürsten. Aus den Fenstern des Schlosses hat man eine weite, reizende Aussicht, auf der einen Seite die See und das Ufer bis Misschor und Alupka, auf der andern die Jailakette und die frisch angelegte große Straße, die am Hofthor vorüber führt. Endlich ist ganz in der Nähe des Gartens ein sehr hübsches, kleines Haus, das dem Fürsten Meschtscherski gehört, und wie zur Verschönerung einer Landschaft hingebaut ist, welche den Pinsel eines Claude Lorrain verdienen würde. Das reich und mit ausgezeichnetem Geschmack meublirte Haus ist mit allen möglichen Bedürfnissen angefüllt, und erwartet nur den Besitzer, der noch nie hier war, und wahrscheinlich auch wohl nie hieher kommen wird. Seit vierzig Jahren dient er am Hofe als Minister, als Mitglied des Reichsraths ꝛc., und kann immer nicht von Petersburg loskommen. Sein gothisches Schloß zu Gaspra ist für ihn ein Luftschloß, das seiner Einbildungskraft schmeichelt. — Hier fand ich einen Gartner, einen alten Deutschen, der sein ganzes Leben der Gartenkunst gewidmet hatte: er spricht von nichts Anderm, liebt nichts Anderes, und ist nur darüber betrübt, daß der Fürst nicht kommt und seine Erfolge sehen kann. Man muß ihm übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, der Garten ist schön: er hat geschickt alle Vortheile der Lage benützt, und gräbt und pflanzt und bewässert jetzt unaufhörlich. Schade, daß er alt und taub, und daß es fast unmöglich ist, mit ihm zu reden. Ein Theil von Gaspra gehört dem Fürsten Meschtscherski, und auch dieß ist ein angenehmer Aufenthalt; es sind hier schon über 50,000 Reben gepflanzt, und man gewinnt einen guten Wein.

Von da gedachte ich nach den Bergen zu gehen, um die Wohnungen der Tataren in Augenschein zu nehmen, und schlug einen Pfad ein, der den Jailaberg allmählich hinan führte. Die mannichfachen Aussichten ergötzten mich, ich athmete freier auf dieser Höhe, und bei einer raschen Wendung des Weges hatte ich mit Einem Male das prächtige Schauspiel der im Meere untergehenden Sonne vor mir. Geraume Zeit starrte ich es unbeweglich an, endlich bemerkte ich in geringer Entfernung von mir eine Art kleiner Terrasse, von der ich die Umgegend noch besser zu überblicken hoffte. Ich wandte mein Pferd dahin, und hatte kaum die Terrasse erreicht, als plötzlich mein Pferd mit den Vorderfüßen einsank — ich erschrack, und glaubte nun, ich müsse unvermeidlich von der Höhe des Jaila in irgend einen Abgrund hinabstürzen. Mein Pferd konnte sich nicht wieder erheben, ich sprang ab, und begriff nicht, wie es auf einem so hohen Berge in eine Grube einsinken sollte. Noch mehr erstaunte ich, als ich unterhalb schreien hörte, und zwei Tataren und eben so viele Tatarinnen sah, welche unter mir erschienen und alle zusammenschrien. Ich konnte nicht klug daraus werden, woher sie kamen, und was sie wollten, aber der Bediente, welcher mir folgte, und gleich mir vom Pferde gestiegen war, kam mit den Tataren auf mich zu, und nun klärte sich die Sache auf: ich hatte das flache Dach einer tatarischen Hütte, die an den Berg angebaut, oder richtiger gesagt, angeklebt war, für eine Terrasse genommen. Man stelle sich das Erstaunen und den Schrecken der armen Leute vor, die bei ihrem Abendessen saßen, und plötzlich über ihrer Schüssel zwei zappelnde Pferdefüße sahen. Sie erwarteten nicht Anderes, als daß der Reiter mit dem Pferde ihnen in die Suppe fallen werde. Anfangs wollten sie auf mich losschelten, aber sie erkannten den Diener meiner Schwester, die in der ganzen Gegend geachtet ist, und die Sultanin heißt, faßten hierauf mein Pferd am Schweif und am Halse und zogen es unbeschädigt heraus auf den Weg. Ich setzte mich wieder auf meine Rosinante, um zurückzureiten, indem ich den Ausflug nach der Höhe des Jaila auf einen andern Tag verschob. Den Tataren schenkte ich fünf Rubel für ihren Schrecken, und trat dann meinen Rückweg an, wobei sie mir laut glückliche Reise wünschten. Es hatte sich nämlich viel Volks gesammelt, denn das ganze Dorf ist auf gleiche Weise gebaut, wie das Haus, in welches ich beinahe hineingestürzt wäre; ich hatte aber nichts bemerkt. Die Zuschauer lächelten, und riefen mir insgesammt nach: Glück auf den Weg! Glück auf den Weg! Ich ritt fast bis zu dem, dem Grafen Witt gehörigen Orianda, und kehrte dann nach Hause zurück, wo ich nicht ohne einige Ausschmückung, nach dem Recht und der Gewohnheit aller Reisenden, mein Abenteuer erzählte.

Meine zweite Expedition ging nach Orianda, wo reiche Weinberge, künstlich angelegte, und reichlich bewässerte Gärten sich finden. Die Lage ist höchst romantisch. Besonders schön ist der hohe, Megabi genannte Fels, auf dem ein glanzendes, vergoldetes Kreuz steht. Man hat eine weite und, wie an der Südküste fast allenthalben, reizende Aussicht. Der Besitzer war nicht zu Hause, indem er nach Odessa abgegangen war; so blieb ich denn nicht lange, und kehrte nach dem Jaila zurück, da ich einen großen Genuß darin fand, in den Bergen herumzustreifen. Ich erstieg den Gipfel des Berges, und fühlte mich auf einmal in einem ganz andern Theile der Krim. Die Höhen des Jaila sind mit Haidekraut und Buschwerk bedeckt, gute

*) Eine Art niedriger, vierräderiger Wagen.

Digitized by Google

Weiden und ſtärkeres Holz findet ſich erſt auf der Mitte des Berges und tiefer hinab. Lange trieb ich mich umher, bis die vorgerückte Tageszeit und der durch die Bergluft und den Ritt angeregte Hunger mich nach Hauſe trieben.

So ſetzte ich meine Ausflüge fort, nach Miſchor und nach dem vielbeſuchten Alupka, dem großartigen Landſitz des Grafen Woröngow; endlich kam das Dampfboot, ich nahm Abſchied von meiner Schweſter, und ging nach Jalta, wo ich unter Anderm auch die Bekanntſchaft des ruſſiſchen Künſtlers Tſchernezki machte. Er iſt ein Maler, und ich ſah bei ihm eine Menge merkwürdiger Anſichten, die er in der Krim aufgenommen hatte; ſeine Gouache und Aquarelle gefielen mir ungemein. Sein Colorit iſt ſchön, die Zeichnung ungemein richtig und die Perſpective vortrefflich; meine Schweſter verſprach mir einige Landſchaften von ihm zu ſchicken, leider aber habe ich keine erhalten. Hr. Tſchernezki iſt wahrſcheinlich zu ſehr beſchäftigt, um an eine flüchtige Bekanntſchaft ſich zu erinnern.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe in die Gebirge von Yemen.

(Fortſetzung.)

Gegen Ende Novembers ließ mir Scheich Haſſan, welcher mit den Einwohnern von Taaz, mit denen er ſich nicht hatte verſtändigen können, ſehr unzufrieden war, ſagen, ich ſolle mich bereit halten, bei der erſten Weiſung aufzubrechen, da er wahrſcheinlich plötzlich nach Kahim abreiſen werde. Man brachte mir auch eines Morgens vor Tagesanbruch die Nachricht, daß er mit allen ſeinen Truppen aufgebrochen ſey; es waren nur einige Nachzügler geblieben, welche in der Ueberzeugung, daß meine Kiſten Geld enthielten, ins Dorf kamen und mir ſagten, die Packkamele, die für mein Gepäck beſtimmt waren, ſeyen unten, und daß man es hinabtragen müſſe. Beim erſten Gerücht von der Abreiſe des Scheich hatten die Bewohner des Dorfes, welche wohl wußten, was ſie von dieſen Banden von Geſindel zu erwarten hatten, die Waffen ergriffen, und antworteten ihnen, daß ſie kein Vertrauen auf ſie hätten, und daß ich ihr Gaſt ſey, für deſſen Sicherheit ſie verantwortlich ſeyen, ſo daß ſie mich bloß auf einen Befehl des Scheich abreiſen laſſen würden. Ich hielt für das Beſte, ihrem Rathe zu folgen, und trotz der Ermahnungen und Drohungen der Soldaten bei ihnen zu bleiben. Ich war für meine perſönliche Sicherheit ziemlich unbeſorgt, denn da ich den Bewohnern des Gebirges perſönlich bekannt war, ſo war ich ſicher unter ihnen keine Gefahr zu laufen, allein ich war nicht ruhig über das Schickſal meiner Sammlungen, welche mir ſo viel Mühe gekoſtet hatten. Ich brachte den ganzen Tag in großer Unruhe zu, indem ich jeden Augenblick beſorgte, daß das Dorf von den Feinden des Scheich angegriffen werden möchte, was mich gezwungen hätte, mich nach Hagef zu flüchten, und meine Effecten und Sammlungen, welche nicht in das höhere Gebirge getragen werden konnten, zurückzulaſſen. Zum Glück erinnerte ſich der Scheich meiner noch vor ſeiner Ankunft in Kahim, und wir ſahen Nachmittags einige Soldaten ankommen, welche die Einwohner ſich anſchickten mit Flintenſchüſſen zu empfangen, bis wir unter ihnen zwei Officiere des Scheich erkannten. Sie waren von ihm geſchickt, um bei mir zu bleiben und für meine Sicherheit zu ſorgen, bis er mir zum Transport meiner Effecten Kamele ſchicken könnte, welche man ſehr weit her holen mußte. Ich konnte daher erſt nach drei Tagen Dſchennat verlaſſen und nach Kahim abreiſen, wohin ich dieſelbe Straße einſchlug, auf der ich gekommen war. Ich durchſchnitt die Ebene von Taaz, auf welcher Banden von Soldaten auf meine Ankunft lauerten, allein meine Escorte und die Furcht, ſich die Rache des Scheich zuzuziehen, erlaubten mir meinen Weg fortzuſetzen, ohne größere Hinderniſſe als einen Strom von Schimpfworten zu finden. Den nächſten Tag erreichte ich Kahim, wo mich die Gegenwart des Scheich beſchützte, aber ich wurde durch die Neugier und die läſtige Zudringlichkeit ſeiner Leute ſehr geplagt. Nachdem ich ziemlich Alles, was ſich in dieſer Jahreszeit finden ließ, zuſammengebracht hatte, entſchloß ich mich daher nach Mokka zu gehen.

Haſſan wollte mir nicht erlauben, die gerade Straße zu nehmen, da er auf ihr nicht für meine Sicherheit ſtehen konnte, und ich war genöthigt, das Thal von Heidan zu nehmen bis Hais, wo ich in der Mitte Decembers ankam. Nach einigen Raſttagen verließ ich Hais, und brachte einen Tag am Ufer des Meeres in der Mitte einer ungeheuren Dattelpflanzung zu, die meinem getreuen Reiſegefährten Eyyz el Habrami gehört, welcher den bei einem Araber ſeltenen Geſchmack hat, hier alle fremden Pflanzen, die er ſich verſchaffen kann, zu cultiviren. In ſeinem mit Geſchmack angelegten und mit faſt engliſcher Reinlichkeit gehaltenen Garten ſah ich die einzige Kokospalme, welche, ſo viel ich weiß, in Yemen exiſtirt, obgleich die Ebenen am Ufer des Meeres hin der Cultur dieſes Baumes günſtig ſcheinen. Von da reiſte ich am Meeresufer hin nach Muſhie (Muſhid bei Niebuhr), wo ich die erſten Spuren einer Krankheit fühlte, welche mich lange in Mokka hielt, und mich hinderte, von einer ſehr guten Gelegenheit Gebrauch zu machen nach Sana zu gehen, und dabei das Gebirge in einer andern Jahreszeit zu bereiſen.

Ich kann dieſe kleine Skizze meines Ausfluges nach Yemen nicht beendigen, ohne meine Dankbarkeit für die großmüthige Gaſtfreundſchaft auszudrücken, mit der mich Scheich Haſſan empfing, und für die wohlwollende Beſchützung, welche er mir ertheilte. Von dem Augenblick an, wo ich Hais betrat, bis zu meiner Ankunft in Mokka, beſtand er darauf, alle meine Ausgaben zu bezahlen, und die beträchtlichen Koſten des Transports meines ſchweren Gepäckes zu beſtreiten. Als die Umſtände ihn nöthigten, das Gebirge Saber plötzlich zu verlaſſen und mich zurückzulaſſen, verſäumte er nicht, für meine Sicherheit zu ſorgen, und als ſeine Officiere mich zurückbrachten, vertheilte er 200 ſpaniſche Piaſter unter ſie, um ſie für ihre Mühe zu belohnen. Ich werde immer beklagen, daß mein Rath, daß er der Treuloſigkeit der Aegyptier mißtrauen ſolle, nicht genug Einfluß auf ihn hatte. Denn ſeine Allianz mit dieſen wurde ihm ſpäter verderblich, und ich hörte nach meiner Abreiſe aus Yemen, daß Ibrahim Paſcha, nachdem er ſich ſeiner bedient hatte, um ſich der Stadt Taaz zu bemächtigen, ihn ſelbſt angegriffen, und da er ſeinen großen Einfluß in dem Lande fürchtete, ihn bei einer Zuſammenkunft, die er ihm angeboten hatte, frig ermordet hat.

(Schluß folgt.)

Schnelle Todesfälle durch Kälte. Die Nordiſche Biene vom 18 (30) Dec. v. J. meldet, daß in den vorhergehenden zehn Tagen (während welcher in Petersburg eine heftige Kälte von 20° herrſchte) 55 Perſonen, darunter fünf auf der Straße, eines plötzlichen Todes ſtarben.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 19.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Januar 1840.

Eine Reise durch die Krim.

(Schluß.)

Als ich auf dem Dampfboot saß, hatte ich Zeit, alles, was ich in Taurien gesehen hatte, zu durchlaufen. Die Bergkette und das reizende Ufer standen noch vor meinen Augen. Mit einem Fernrohre sah ich den Araksu, als stände er vor mir; dieser Wasserfall bietet einen herrlichen Anblick. Die Krim ist an und für sich selbst und in politischer Hinsicht ein für Rußland unentbehrliches Land: fürs erste ist sie der Schlüssel des asow'schen Meeres, und beherrscht den ganzen Handel von Taganrog, Taman und einem Theile des südlichen Rußlands; fürs zweite sind ihre Häfen unschätzbar für uns, in Einem derselben kann die ganze Flotte des schwarzen Meeres sichere Unterkunft finden. In allen ihren Theilen enthält sie die Grundlage eines inneren Wohlstandes. Selbst in dem nördlichen oder Steppentheile sind die herrlichen Weiden eine Quelle des Reichthums für uns. Der bergige Theil ist schön, seine Landschaft malerisch, sein in jeder Hinsicht fruchtbarer Boden, seine Gewässer, sein Holz — es hat auch viel Bauholz — machen es den Einwohnern möglich, ganz ohne fremde Hülfe zu leben. Die Südküste, dieses Italien Rußlands, enthält alles, was das Leben angenehm macht; was fehlt also noch der Krim? — Menschen . . . Gesellschaft. Ich hatte dieß bei meiner Schwester bemerkt, die auf ihrem schönen Landsitze von einer unheilbaren Langeweile gequält zu werden anfing. Die Krim ist allzu entfernt von der Hauptstadt, nichts veranlaßt die Reichen, sich dort niederzulassen, die Capitalien folglich dringen nicht in die Halbinsel, Gewerbe, Ackerbau, Wissenschaften, Künste, diese Quellen des innern Ueberflusses, des Wohlstandes und der Aufklärung können sich nicht entwickeln. Graf Woronzow, der jetzige Gouverneur, hätschelt die Krim, wie ein geliebtes Kind. Mit seinen umfassenden Kenntnissen, seinem Streben nach allem Nützlichen und Großen, sucht er Taurien so viel möglich zu beleben, zu verschönern und zu bereichern. Er hat ihm ein gewisses Leben eingehaucht, allein dieß Leben ist künstlich. Er errichtet Gebäude und Paläste, seinem Beispiele folgen seine Freunde, er bereist häufig die Südküste, ist beim Volke und, man kann sagen, bei Jedermann beliebt, weil er sich mit dem allgemeinen Wohlstand beschäftigt, und an jedem Antheil nimmt — aber alles dieß ist das Wirken eines einzelnen Menschen. Träte ein anderer an seine Stelle, wenn auch mit dem gleichen Eifer und den gleichen Talenten, was nicht so leicht ist, so wird doch die Krim, wenn der neue Gouverneur sie nicht eben so leidenschaftlich liebt, und nicht eben so reich ist, wie Graf Woronzow, schon darum in ihre frühere Verödung zurückfallen, wenn sie auch ihre Schönheiten, ihre malerischen Ufer, ihr herrliches Klima und die Quellen ihres Ueberflusses nicht verlieren kann. Sebastopol bleibt immer ein vortrefflicher, unentbehrlicher Hafen, die Salzseen werden wie vorher ihre Wagenladungen nach Kleinrußland senden, wir wollen auch annehmen, daß Kertsch ein reicher Transithafen bleibe, aber die Krim wird verröden, und ihre Belebtheit verlieren! Es ist ein trüber Gedanke, daß von einem einzigen Manne diese ganze Thätigkeit, diese ganze Lebensannehmlichkeit auf der Südküste abhängt. Der Grund davon ist kein anderer, als die Entfernung vom Mittelpunkte des Reichs, folglich wird man, trotz der Schönheit der hiesigen Landschaft, trotz des reizenden Klima's, trotz des Reichthums an Früchten und an allen Bedürfnissen des Lebens, stets ein Landgut auf den feuchten, flachen Inseln der Newa, und selbst in der kalten Umgegend Moskau's vorziehen.

Bereitung des Thees.

Aus Hrn. Bruce's Report on the Manufacture of Tea etc., dem wir schon einen Artikel entlehnten, entnehmen wir noch folgende nähere Beschreibung über die Bereitung des Thees in China sowohl als in Assam.

1. Sammlung der Blätter.

Zu der Zeit, die zum Beginnen der Pflanzung geeignet ist, wird der Boden mit großer Sorgfalt zugerichtet, doch wahrscheinlich nach der jeweiligen Einsicht eines jeden einzelnen Bebauers, wie es mit allen andern Pflanzen zum Gebrauche der Menschen geschieht. Eine gewisse Anzahl Samenkörner, je nach der Kraft des Bodens, und gewöhnlich nicht unter 6 und nicht

Digitized by Google

über 16, werden in ihren Capseln in ein 4 bis 5 Zoll tiefes Loch in die Erde in gewissen Entfernungen von einander gelegt; darauf läßt man sie wachsen. Einige überlassen sie ganz sich selbst, andere suchen mit großer Sorgfalt alles Unkraut fern zu halten, düngen das Land wohl, und wässern es von Zeit zu Zeit. Wenn der Strauch etwa 3 Jahre gewachsen ist, sind die Blätter zum Abpflücken tauglich. Dieß geschieht mit großer Sorgfalt, denn jedes Blatt wird einzeln genommen. So können sie, wenn auch das Verfahren etwas langsam geht, in einem Tage doch 15 Pfund pflücken.

Bei der gemeinen Theepflanze fängt das Sammeln der Blätter schon im Frühjahr an, und während des Sommers werden drei verschiedene Ernten gehalten. In dem ersten Falle hat das Blatt kaum seine gehörige Größe erlangt, und ist noch im Wachsen begriffen, wenn die Ernte beginnt. Aber der Thee wird feiner, je zarter das Blatt ist, dann besitzt es das angenehmste Aroma, den köstlichsten Geschmack. Ein weicher, weißer Flaum bedeckt die ersten Blätterchen, welche den Pa-ho gaben, unser Pekoe, der feinste Thee, den wir kennen. Bis zum sechsten Jahre ihres Alters geben die Bäume diesen Thee. Wenig Tage längeres Wachsthum gibt den schwarzen Pekoe. Im Monat Mai werden die Blätter, die seit der ersten Ernte gewachsen sind, abgepflückt, und geben den Soutschong- (Seaou-tschoung) — die kleine oder sparsame Sorte. Sechs Wochen später wird die dritte Ernte der nachgewachsenen Blätter gehalten, und von dem chinesischen Wort Kung-fu, Arbeit oder Mühe bedeutend, entsteht die englische Benennung desselben Congu. Von diesem wird ein besonderer Theil ausgewählt, und heißt Kienpoey — uns ist er bekannt unter dem englischen Namen Campoy. Der gewöhnliche englische sogenannte Bohea-thee sollte eigentlich das Product des Bezirks seyn, dessen Namen er trägt; er ist ein schlechtes Product der zuletzt gewachsenen Blätter, und gibt ein Getränk von wenig Kraft und Geschmack. Der grüne Thee wird auf dieselbe Art geerntet. Von den zarten Blüthen kommt der Heison, und eine sehr kostspielige Art, Lunt-sing, wird besonders geschätzt; sie heißt Yutsein „vor dem Regen," während Heison „blühender Frühling" heißt. Der Gunpowder (Schießpulver) ist ein Heison, der mit viel Sorgfalt gesammelt und zierlich gerollt wird; er könnte fast eine Auswahl der zarteren Blätter scheinen. Die härteren und gelberen Blätter, die nach dieser Auswahl übrig bleiben, werden Hyson-Skin, genannt. Die zuletzt eingebrachte Ernte heißt Twankay, und besteht in ältern Blättern, auf die bei der Bereitung wenig Sorgfalt gewendet wird.

2. Das Trocknen der Blätter.

Wenn die Blätter eingebracht sind, bleiben sie, in großen Bambuskörben, den Strahlen der Sonne ausgesetzt, und werden nur von Zeit zu Zeit umgeschüttelt. Nach zwei oder drei Stunden nehmen die Bauern die Körbe in das Haus, und im Laufe einer halben Stunde fängt eine Reihe Manipulationen an, während welcher der Arbeiter eine Stunde lang die Blätter drei oder viermal zwischen den Fingern reibt, bis sie so weich wie Leder werden. Wenn dieß geschehen ist, sind sie fähig die Hitze ertragen zu können, die sie trocknet und einschrumpft. Der Wärmegrad richtet sich nach der Feinheit des Thees, und der ganze Apparat wird mit großer Genauigkeit darnach bestimmt. Das gewöhnliche Verfahren besteht darin, ungefähr 2 Pfund Thee in eine heiße Pfanne aus Gußeisen zu thun, die in einem kleinen, runden Herde festgemacht ist und von einem Stroh- oder Bambusfeuer erhitzt wird. Die Blätter werden rasch mit der bloßen Hand umgerührt, damit sie nicht anbrennen und alle derselben Hitze ausgesetzt werden. Wenn sie heiß genug geworden sind, werden sie in einen dicht geflochtenen Bambuskorb gelegt und aus ihm auf einen Tisch geschüttet, wo sie in zwei oder drei Theile gesondert werden. Ein andrer Theil der Arbeiter rollt sie in Kugeln mit großer Vorsicht und Langsamkeit, und preßt durch einen besondern Druck mit der Hand den Saft aus, den sie noch enthalten mögen. Darauf werden die Blätter wieder in die heißen Pfannen gebracht, wieder mit der bloßen Hand umgewendet, und wenn gehörig heiß, wieder entfernt. Dann werden sie auf ein Sieb ausgebreitet, wieder gerollt und der Wirkung der Hitze ausgesetzt, indem jenes auf ein Kohlenfeuer gesetzt wird. In diesem Stadium ist große Sorgfalt nöthig, daß der Rauch dem Thee nichts anhabe. Dieses Verfahren, den Thee dem Feuer auszusetzen, wird sehr oft wiederholt, doch von Zeit zu Zeit nachgesehen, in welchem Zustand sich die Blätter befinden. Wenn sie zusammenschrumpfen und leicht zerbrechen, werden sie vom Feuer entfernt, abgekühlt, und das Verfahren wieder von vorn angefangen, bis der erfahrene Arbeiter mit dem Zustand und Ansehen des Thees zufrieden ist.

3. Bereitung des schwarzen Thees.

Die Blätter dazu sind die Soutschong und Pautschong. Nachdem sie auf die gewöhnliche Weise gesammelt und in der Sonne getrocknet sind, werden sie zu vier verschiedenen Malen geschlagen und weggelegt, darauf in Körbe gethan, eingepreßt und ein Tuch darüber gebreitet. Wenn die Blätter von der Hitze eine bräunliche Farbe erhalten, verbreiten sie einen eigenthümlichen Geruch und sind dann reif für die Pfanne, deren Boden glühend gemacht ist. Diese Pfanne ist in Mauerwerk, das einem Manne bis zur Brust geht, in abschüssiger Richtung befestigt und bildet einen Winkel von 40°. Da die Pfanne auf einer geneigten Ebene steht und hoch aufgemauert ist, können die Blätter, wenn sie drinnen umhergestoßen werden, nicht hinten oder an den Seiten herausfallen, sondern kommen nahe an dem Rand dicht bei dem Theebereiter an und fast in seine Hände, daß sie leicht herausgefegt werden können. Da der Boden der Pfanne durch ein Holzfeuer glühend gemacht worden ist, so steckt der Hauptarbeiter ein Tuch vor seinen Mund, um das Einathmen des Dampfes zu verhindern. Ihm zur linken Hand steht ein Mann mit einem Korb voll hergerichteter Blätter, zu seiner Rechten sind einige andere mit Dollahs oder flachen Körben, um die Blätter aus der Pfanne in Empfang zu nehmen, und ein anderer schwenkt die aus der Pfanne geworfenen Blätter im Dollah, damit sie bald kalt werden. Bei einem vom Chinesen gegebenen Zeichen ergreift die Person mit dem Korbe voll präparirter Blätter eine Handvoll derselben und

Digitized by Google

wirft sie schnell wie der Blitz in die glühende Pfanne. Der Chinese stößt und wendet die knisternden Blätter eine halbe Minute lang in der Pfanne, wirft sie dann alle heraus, indem er einige Blätter in die Hand nimmt, und mit ihnen, wie mit einer Bürste, sie herausfegt, daß keines zurückbleibt. Der Mann mit dem Dollah fängt sie auf, während seine andere Hand die Blätter aufdeckt und fallen läßt, um sie abzukühlen. Sollte ein Blatt in der Pfanne zufällig zurückbleiben, so wird das Tuch, das vor dem Munde hängt, dazu benutzt, es herauszuwerfen. Alles geschieht mit großer Schnelligkeit. Der Mann, der den Korb mit den Blättern hält, gibt genau Acht, denn kaum ist das letzte Blatt aus der Pfanne, so wirft er eine andere Hand voll hinein, so daß derjenige, welcher aus einer kleinen Entfernung zusieht, glauben kann, er würfe fortdauernd seine Blätter hinein, und der andere sie eben so schnell wieder heraus.

So wie ein Korb vier Hände voll heißer Blätter aus der Pfanne erhalten hat, wird er fortgetragen, und ein anderer hingestellt und so fort, bis Alles fertig ist. Ein prasselndes Holzfeuer wird unter der Pfanne unterhalten, um sie glühend zu erhalten, da das Hineinwerfen von kalten Blättern sehr dazu beiträgt, sie abzukühlen. Wenn Alles vorüber ist, wird sie wohl ausgerieben und gewaschen. In China werden diese Pfannen aus Gußeisen gemacht, und wenn man nicht sehr vorsichtig beim Abkühlen zu Werke geht, springen sie. Um das zu verhindern, steht ein Mann dabei, der den Rand der Pfanne inwendig mit einem nassen Besen bestreicht, während ein anderer vorsichtig kaltes Wasser hineingießt; so kühlt sie sich in wenig Secunden ab, und ist für eine andere Theebäckerei fertig. Die Blätter werden gerollt und zusammengeballt (tatched) wie die andern Theearten, und zwanzig Minuten lang in Trockenkörbe gelegt. Wenn sie ein wenig trocken sind, werden Leute angestellt, die sie mit den Händen in kleinen Massen zusammenpressen, im Gewicht von 1 bis 1½ Rupien; dann werden sie in kleine, viereckige Stücke Papier gelegt und zusammengerollt. Darauf legt man sie in die trockenen Körbe und läßt sie bei einem geringen Feuer einige Stunden lang langsam trocknen, bis sie ganz dürr sind. Dieser Thee wird nicht auf dem chinesischen Markte verkauft, sondern meist als Gaben für Priester oder für hohe Feiertage und Feste aufbehalten. Man sagt, es soll ein sehr feiner Thee seyn, und es gibt kaum Einen unter Hunderten, der ihn gehörig machen kann. Der Poutschong-Thee wird auf dieselbe Weise wie der Sytschi verfertigt, nur mit der Ausnahme, daß er nicht in Kugeln gerollt wird.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in die Gebirge von Yemen.

(Schluß.)

Geographische Notizen.

Ich will nur noch einige geographische und physische Details über dieses Land geben. In Yemen, wie an der ganzen arabischen Küste des rothen Meeres, findet sich zwischen dem Meere und der Gebirgskette eine Strecke ebenen Landes, das gewöhnlich sehr niedrig ist. Ihre Breite ist verschieden, und beträgt bisweilen 4 bis 5 Meilen, wie z. B. in Yemen, bisweilen stößt das Gebirge ganz ans Meer, aber dieß ist selten der Fall, und ich glaube nur an einigen Stellen der Halbinsel des Sinai und in einem Theile der Küste zwischen Confuda und Lohaia. Das Terrain dieser Ebene, welche die Araber Tehama nennen, ist nicht überall dasselbe, im Allgemeinen ist es sandig, bisweilen besteht es aus Kalkstein sehr neuer Formation, und enthält dann organische Körper derselben Art, wie man sie noch lebendig im rothen Meere findet. Dieser Kalkstein bildet bisweilen ziemlich hohe Hügel, namentlich in der Halbinsel des Sinai, wo besonders einer in der Nähe von Tor sich durch seine Höhe auszeichnet, an dessen Fuße die heiße Schwefelquelle liegt, welche unter dem Namen Hammam Musa, das Bad von Moses, bekannt ist. In Yemen ist die Tehama zum Theil sandig, zum Theil bebaubar, und sogar sehr fruchtbar, wenn es möglich ist, sie zu bewässern, was die Bewohner dadurch bewerkstelligen, daß sie die Bäche, welche vom Gebirge kommen, auf ihre Felder ableiten, welche sie mit Dämmen umgeben, damit das Wasser länger auf ihnen stehen bleibe. Man baut besonders Mais, Durra und Indigo, selten Weizen, und die Gärten enthalten einige tropische Früchte, aber keine europäischen. Man findet in der Tehama große Dattelpflanzungen, besonders an der Seeküste, und da, wo die Gebirgsbäche, welche in dem Geröll, das den Boden der Ebene bildet, sich verloren hatten, wieder an der Oberfläche ausbrechen, wenn sie das Niveau des Meeres erreicht haben. Das Wasser, das man an diesen Stellen erhält, wenn man einige Fuß tief gräbt, ist jedoch nicht trinkbar, da es gesalzen ist, allein es scheint darum den Palmen nicht schädlich zu seyn. Man findet sogar zwischen Mushie und Mokka Pflanzungen derselben, welche reichliche Ernten geben, obgleich sie in Ebenen wachsen, welche von einer Salzkruste bedeckt sind, die dick genug ist, um als Küchensalz gesammelt zu werden. Forskal hatte schon bemerkt und ich muß es bestätigen, daß die Dattelpalme in Yemen von einer Art von Ameise angegriffen wird, welche sie zerstören würde, wenn die Einwohner nicht alle Jahre aus den Gebirgen Holzstücke bringen würden, welche eine andere Ameisenart enthalten, die jene vertilgt. Man bindet ein solches Stück Holz an den Gipfel jeder Palme, und dieß ist hinreichend, sie von den Ameisen zu reinigen, welche sie zerstören.

Die natürliche Vegetation der Tehama in Yemen scheint mir einen ganz afrikanischen Charakter zu haben. Die Wälder bestehen nur aus verschiedenen Arten von Mimosen, und ich habe eine Menge Pflanzen dort wieder gefunden, die ich in Sennaar beobachtet hatte. In den niedrigen Strecken am Meeresufer wachsen Salzpflanzen, deren sich die Einwohner zur Bereitung von Soda bedienen.

Die Gebirge von Yemen bilden eine mit dem Ufer parallel laufende Kette von verschiedener Höhe. Der höchste Berg, den man vom Meere aus sieht, ist der Nema in der Nähe von Beit al Fakih; es fällt zwar kein Schnee auf ihm, aber es gefriert stark im Winter. Dasselbe findet auf dem Gebirge Saber statt, das höher als der Nema zu seyn scheint, aber von der Küste aus nicht sichtbar ist, weil der Berg Habeschi ihn verdeckt, obgleich er niedriger ist. Ich hatte keine Instrumente, um die Höhe dieser Gebirge zu messen, sie müssen aber höher seyn, als der Berg Sinai, welcher nach Rüppell 8000 Fuß hoch ist. Die Thäler dieser Gebirge sind sehr unregelmäßig, und die Winkel derselben entsprechen sich nicht, im Allgemeinen sind sie tief eingeschnitten und

Digitized by Google

sehr steil. Sie laufen nicht in einer gemeinschaftlichen Richtung, wie es sich nach der plutonischen Art des Terrains erwarten läßt. Ich habe nirgends einen offenbaren Krater getroffen, allein eine Insel am Eingange des rothen Meeres, welche Dschebel Tar heißt, ist nichts als ein Vulcan, der noch vor einigen Jahren einen Rest von Leben zeigte, und der gegenwärtig dem Pascha zur Schwefelmine dient; eben so ist die Insel Perim in der Meerenge vulcanisch, wie ich mich nach Mineralien überzeugt habe, welche Engländer von dort brachten, und endlich ist unzweifelhaft, daß ein Vulcan in der Nähe von Medina nach dem Tode von Mohammed einen Ausbruch machte und die Stadt zu zerstören drohte; er ist jetzt ausgestorben.

Die Thäler sind im Allgemeinen durch kleine Flüsse bewässert, welche sich bei ihrem Austritt in die Ebene verlieren, außer in der Regenzeit, wo ihre größere Wassermasse ihnen bisweilen erlaubt, das Ufer zu erreichen. Dieser Mangel an fließendem Wasser ist allgemein in der ganzen Tehama, und die einzigen Bäche, welche sich ins Meer ergießen, finden sich in der Halbinsel des Sinai, nämlich der, welcher das Bad von Moses bildet, und der viel beträchtlichere und heißere, welcher vom Gipfel des Ras el Hammam kommt, und das Bad des Pharao genannt wird.

Oestlich von den Gebirgen liegt eine große Ebene, welche aber bedeutend höher seyn muß, als die Meeresfläche, da mich Leute aus dem Lande Dschof versichert haben, daß man bei ihnen nur Weizen und Gerste baue, weil das Klima für die Durra (Sorgho) zu kalt sey.

Das Klima der Gebirge ist so verschieden von dem der Ebenen, als ihre Natur. Ohne von der kühlern Temperatur zu reden, welche das Resultat ihrer Höhe ist, tritt die Regenzeit zu einer andern Zeit ein, als in der Ebene. In dem Theile der Gebirge, der unter den Tropen liegt, d. h. von Dschedda südlich, regnet es vom Mai oder Julius bis in October, wie in allen tropischen Ländern; nur sind diese Regen bei weitem weniger wasserreich, als in ähnlich gelegenen Gegenden von Amerika und Afrika, und bleiben sogar oft ganz aus. Diese Sommermonate sind dagegen an der Küste vollkommen trocken, und die Regen fangen erst im December an, während welcher Zeit die Gebirge ganz wolkenlos bleiben, was vielleicht der Grund ist, warum auf ihnen nie Schnee fällt. Doch behauptet Niebuhr, daß es bisweilen zu Frühjahre in den Gebirgen regne. Uebrigens sind die Regen in Yemen stärker und sicherer, als im nördlichen Theile des rothen Meeres, wo sie oft Jahre lang ausbleiben, wie ich auf meinen verschiedenen Reisen im Sinai erfahren habe.

Die Hitze ist sehr stark an der Küste, besonders in Mokka, wo während der heißen Monate Windstille herrscht, dagegen ist die Temperatur an der Küste des Hedschaz nicht so drückend, als man nach der Natur des Terrains vermuthen sollte, dieß kommt von der Heftigkeit des Nordwindes her, welcher den ganzen Sommer hindurch weht. Die Hitze wird nur während augenblicklicher Windstille stark, und auch dann habe ich sie nie höher als 30 Grad im Schatten gefunden. Die herrschenden Winde folgen der Direction des rothen Meeres, d. h. sie sind entweder nordwestlich oder südöstlich, selten kommen sie direct von Arabien oder von Afrika. Von Mai bis October weht ein heftiger Nordwestwind, besonders an dem Theile der Küste, der zwischen Suez und Ras Mohammed liegt. Von diesem Vorgebirge an und an der ganzen Küste des Golfes von Akaba hinauf herrscht ein heftiger Nordostwind, den die Araber Aili nennen. Er weht besonders von Mitternacht bis 10 — 11 Uhr Morgens, wo er sich gewöhnlich etwas legt. Er ist den arabischen Booten sehr gefährlich, und oft heftig genug, um europäischen Schiffen die Schifffahrt im elanitischen Meerbusen zu erschweren. Es gelang den Engländern, welche beauftragt waren, die Karte des rothen Meeres aufzunehmen, erst nachdem sie es schon einmal aufgegeben hatten, das nördliche Ende des Meerbusens zu erreichen.

Anfangs October tritt eine Windstille ein, und dann beginnt im ganzen rothen Meere ein heftiger Südostwind, welcher besonders in dem südlichen Theile mit großer Regelmäßigkeit und Stärke weht, und bis in den Mai oder April dauert. Im nördlichen Theile des Meeres wird er bisweilen durch Windstillen, und bisweilen sogar durch heftige Windstöße von Nordwesten unterbrochen.

Ich könnte diesen Bemerkungen manche andere beisetzen, bei denen ich aber nur wiederholen würde, was Niebuhr, von dessen Genauigkeit ich Zeugniß ablegen kann, schon beobachtet hatte. Ich will daher nur Eine Beobachtung über die Menschenrace der arabischen Küste machen, welche er, so viel ich weiß, nicht ausgesprochen hat. Die ganze Bevölkerung der Tehama scheint im höchsten Grade mit afrikanischem Blute, wie Abyssiniern, Somalis oder Berbern, gemischt zu seyn. Diese Mischung zeigt sich nicht nur in den Zügen, sondern auch in der Sprache, denn das Arabische der Küste ist so mit fremden Wörtern gemischt, daß es den übrigen Arabern unverständlich ist. Dieß ist nicht der Fall in dem Gebirge, wo die Bevölkerung vollkommen weiß und von großer Schönheit ist. Die der Frauen ist auffallend, und es ist leicht sich davon zu überzeugen, da sie gegen die Gewohnheit mohammedanischer Länder unverschleiert ausgehen. Ihre Züge und Farbe sind fast italienisch, ihre Haare sind lang, ihre Augen groß und offen, und ihre Nase ganz römisch. Die ganze Physiognomie der Gebirgsstämme in Yemen unterscheidet sich auffallend von der des Restes der Araber, und gibt einen Beweis für die Wahrheit der Traditionen, welche sich in der Bibel und noch im Volke über die Verschiedenheit der arabischen Racen finden, und nach denen die Yemeniten von Yektan, die übrigen Araber von Ismael, Sohn von Abraham und seiner (vielleicht schwarzen) Sklavin Hagar, abstammen. Die Ueberlegenheit der physischen Form der Yemeniten stimmt auch mit dem höhern Grade von Civilisation überein, welche sie erreicht haben, denn sie haben von jeher in regelmäßiger bürgerlicher Gesellschaft gelebt, Ackerbau getrieben, feste Wohnungen gehabt, und ein Reich gegründet, dessen Dauer nur der des chinesischen nachgibt, während die übrigen Araber ihre nomadischen Sitten und den Widerwillen beibehalten haben, den der Wilde gegen Alles fühlt, was seiner unbeschränkten Freiheit Eintrag thun könnte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 7** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Thomas Moore.** (Fortsetzung.) — **Babel.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 20.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Januar 1840.

Die Landenge von Suez.

Zwei Landengen beschäftigen gegenwärtig die mercantilische und politische Welt, die von Panama und die von Suez, und es ist kein Zweifel, daß wenn je an einem dieser beiden Orte eine Durchstechung des Isthmus vermittelst eines Canals zu Stande kommt, der Welthandel so wie das Schicksal ganzer Länder zum Theil eine andere Richtung nimmt. Aber abgesehen von den physischen Schwierigkeiten, welche einem solchen Unternehmen immer entgegenstehen, ist der schwache oder ungewisse Zustand der Herrschaft in den beiden hier in Frage kommenden Ländern vorerst ein mächtiges Hinderniß. Weder die Regierung von Centralamerika, noch Mehemed Ali sind reich und mächtig genug, um einen so ungeheuren Plan auszuführen, und welcher fremde Capitalist wird geneigt seyn, auf die schwankende Zusage einer unmächtigen, einer von Feinden bedrohten oder einer habsüchtigen und despotischen Regierung so ungeheure Summen zu wagen. Wenn indeß die physische Möglichkeit vorhanden ist, so wird man früher oder später noch das Unternehmen beginnen, und es fragt sich nur, ob die Veranlassung wichtig und dringend genug ist. Wenn nicht Alles trügt, wird der Versuch zuerst mit der Landenge von Suez gemacht werden, da die Aussicht auf Krieg in Asien und die bedrohte Stellung der Engländer in Indien den kurzen Weg über Aegypten ihnen seit wenigen Jahren zu einer unabweisbaren Nothwendigkeit gemacht haben.

Bekanntlich hat schon Necho im siebenten Jahrhundert vor Christo eine Verbindung zwischen dem Nil und dem rothen Meere hergestellt, doch scheint dieser Canal, der von dem pelusischen Arm des Nils ausging, mehr nur zur Bewässerung des Landes als zur Verbindung beider Meere gedient zu haben. Seine Länge von einem Meer zum andern muß 36 bis 40 geographische Meilen betragen haben, da er seiner Form nach zwei Seiten eines Dreiecks bildete, von denen die eine bei dem jetzigen Baalbec an den Nil stieß, der seine Gewässer somit auf der einen Seite ins Mittelmeer, auf der andern ins rothe Meer ergoß. In späterer Zeit wurde dieser Canal eben so wie alle andern vernachlässigt,*) füllte sich nach und nach völlig an, so daß man jetzt nur noch wenige Spuren davon sieht, und das Land, das einst dadurch befruchtet wurde, jetzt gänzlich wüste daliegt. Gegenwärtig würde ein solcher Canal, da er nur den Zweck hätte, eine Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem rothen Meer herzustellen, natürlich viel kürzer werden und wahrscheinlich nur die Hälfte betragen; er müßte nämlich bei dem alten Pelusium, dessen Hafen jetzt gleichfalls vollgeschlämmt ist und gereinigt werden müßte, beginnen, durch die in jener Richtung sich fortziehende, auf den Karten angegebene Kette von Seen fortlaufen und in den alten Canal Nechos einmünden. Ein Engländer war mit der Berechnung der Kosten gleich bei der Hand und meinte, der neue Canal würde nach einem groben Ueberschlage drei Millionen Pfund kosten und könnte in drittehalb bis drei Jahren fertig werden.

Fürs erste ist dieß ein leeres Project, das wohl nichts mehr und nichts weniger ausdrückt, als den Wunsch, eine solche Verbindung hergestellt zu sehen; denn ehe nicht die orientalischen Wirren definitiv beigelegt sind, und ein Dauer versprechender Zustand eingetreten ist, ist an die Ausführung eines solchen Plans nicht zu denken. Inzwischen sucht Mehemed Ali, wohl nicht ohne politische Rücksichten, die Fortschaffung von Reisenden und Waaren auf dem Nil und von diesem durch die Wüste möglichst zu befördern, und auch die neuesten Nachrichten sind hierüber seines Lobes voll, wiewohl die feindselige Gesinnung der englischen Regierung ihm kein Geheimniß seyn kann. Mehemed Ali, bekanntlich früher selbst Kaufmann, und auch jetzt noch mit Handelsgeschäften so gut wie mit Staatsgeschäften vertraut, kann auch über die Gründe der ungünstigen Stimmung Englands gegen ihn nicht im Zweifel seyn. Die politischen Gründe der Abneigung würden nicht so stark gegen ihn sprechen, wenn nicht die Krämereifersucht dazwischen käme. England muß, wie oben bemerkt, den freien Durchgang durch Aegypten haben, um nöthigenfalls in Zeit von zwei Monaten

*) Doch erst unter arabischer, vielleicht sogar erst unter mamelukischer Herrschaft, denn nicht nur einige römische Kaiser ließen noch diesen Canal reinigen, sondern auch Amru, der bekannte Feldherr Omars, that dasselbe.

Digitized by Google

Truppen nach Indien bringen zu können, und dieß Zugeständniß würde auch Mehemed Ali machen, wenn ihm England überhaupt seine politische Stellung sichern wollte; wenigstens würden einer Vereinbarung über diesen Punkt keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen. Aber das ganze Verhältniß, in welchem Mehemed Ali zu England steht, wird durch den Handelsneid verbittert, und so hat letzteres seit Jahren an dem Sturze Mehemed Ali's gearbeitet, ohne bis jetzt seinen Zweck erreichen zu können; weßhalb dieser Zweck nicht erreicht worden, dieß auseinander zu setzen, würde uns hier zu weit führen, und wir wollen uns auf einige allgemeine Handelsverhältnisse beschranken.

Um diese richtig aufzufassen, darf man nur einen Blick zurückwerfen auf die Zeit, wo der Handel, den einst die Venetianer mit den Waaren Indiens und Arabiens über das rothe Meer trieben, durch die Fahrt ums Cap der guten Hoffnung sich zu ändern anfing. Die Venetianer schlossen damals sogleich mit den ägyptischen Sultanen einen Bund, schickten, da es diesen an Schiffen im rothen Meere fehlte, Schiffsbauholz und das ganze zum Schiffbau nöthige Material nach Alexandrien, von wo es auf dem Nil nach Cairo, und von da auf Kamelen nach Suez gebracht wurde. Sobald die Schiffe gebaut waren, begann der Krieg gegen die Portugiesen, welche nicht nur dem ägyptisch-venetianischen Handel durch ihren eigenen Abbruch gethan hatten, indem sie die ostindischen Waaren ums Cap nach Europa führten, sondern durch ihre Gewaltthatigkeiten gegen die Araber und Hindus auch denjenigen Handel hinderten, welchen die Araber immer noch hätten treiben können. Geraume Zeit hindurch dauerte dieser Kampf, bis endlich Albuquerque sich entschloß, die neuangelegten Werften bei Suez zu zerstören. Dieß gelang zwar nicht, aber die Portugiesen nahmen unter Triſtan d'Acunha die Insel Socotra, wie sich die Engländer derselben vor einigen Jahren bemächtigten,*) und Albuquerque machte einen, wiewohl unglücklichen Angriff auf Aden. Die wenige Jahre darauf erfolgte Eroberung Aegyptens durch die Türken machte diesem hinschleichenden Krieg, aber auch dem Handel mit ostindischen Waaren über Aegypten ein Ende, und dieses Land versank mehr und mehr in Armuth und Rohheit.

Jetzt findet eine umgekehrte Wendung der Dinge statt. Die Engländer sind es jetzt, welche, durch politische Gründe genöthigt, die Verbindung über Aegypten wieder herstellen wollen (obgleich sie eventuell den englischen Handel zerstören muß), allein hier stoßen sie auf Mehemed Ali, der sich mit Macht rüstet, das alte Reich der Fatimiden und Mamelukensultane wieder herzustellen, und ein zu scharfsichtiger Mann ist, um nicht einzusehen, daß nur eine Wiederbelebung des alten arabischen Handels seiner Macht eine sichere Grundlage geben könne; und wenn er gleich den groben Irrthum hegte, diesen Handel für sich monopolisiren zu wollen, so ist es doch nicht minder wahr, daß politische und commercielle Interessen bei ihm stets Hand in Hand gingen. Seit er in Folge des Kampfs gegen die Wahabiten in Arabien sich der wichtigsten Punkte, namentlich Dschiddahs am Ostufer des rothen Meers bemächtigte, wodurch er den ganzen Handel der Mekkapilger, deren jährlich etwa 70,000 durch Dschiddah kommen, unter seinen Einfluß brachte, hat er einen Schritt um den andern gethan, um sich einen unermeßlichen Handel zu sichern. Die Besetzung des Hafens von Loheiah und Mokka hat ihm ein Monopol für all den Kaffee und all die Producte Afrika's und Arabiens gegeben, welche nach diesen Städten gebracht werden. Durch die Besetzung der kleinen, aber höchst wichtigen Insel Massauah und der gegenüber liegenden Küste hat er den ganzen abyssinischen Handel auf dieser Seite in seiner Gewalt. Damit hängen denn auch seine Eroberungen am mittlern und obern Nillauf zusammen. In den Jahren 1820 bis 1824 fielen Kenus, Schendi, Halfay, Sennaar, Kordofan, Darfur, kurz alles Land am Nil aufwärts bis an die abyssinischen Gebirge hin in seine Gewalt, und damit auch der ganze Karawanenhandel, der aus dem Sudan ostwärts nach dem rothen Meere geht. Er hat recht eigentlich von 24° bis 12° n. B. ein neues Reich, Nigritien, gebildet, und will dort, fünf Stunden von Fasaukor, eine neue Stadt gründen, die seinen Namen tragen soll. Dieses neue Reich besitzt Gummi, Elfenbein und Goldstaub in Menge, und kann als Stützpunkt dienen, wenn Mehemed Ali seinen lang gehegten Plan, Abyssinien anzugreifen, ernstlich ins Werk setzen will. Während so seine Eroberungen im Innern Afrika's fortschreiten, ist er auch in Arabien nicht still gestanden; er ist von Derrajeh, der Wahabitenhauptstadt aus, die er seit dem J. 1818 besetzt hielt, ostwärts bis an den persischen Meerbusen vorgedrungen, hat El Katib besetzt, rückt südwarts gegen das Gebiet des Imam von Mascat, nordwärts gegen Bassorah vor, und kann, sobald ihm beliebt, diese letztere Stadt besetzen und dadurch den Handel des Euphrats und den größten Theil des Handels im persischen Golf überhaupt den Engländern entreißen.

Jeder Schritt, welchen Mehemed Ali in diesen Ländern thut, ist ein neuer Zunder des Hasses und der Abneigung für England. Schon im persischen Golf fühlt es die Nähe Mehemed Ali's auf eine empfindliche Weise: mit wenigen Ausnahmen sind beide Ufer desselben von Arabern bewohnt, die also in Sprache, und da sie Sunniten sind, auch in religiösem Glauben sich von den Persern unterscheiden, sie bitter hassen, und leicht für Mehemed Ali gegen die gleichfalls gehaßten und gefürchteten Englander sich erklären können. Der Handel zwischen Bassorah, Buschir und Indien ist ganz in englischen Händen, und jede Kriegsoperation könnte ihn nur stören, und die arabischen Seeränder, die Dschowasmis, wieder hervorlocken, die im Anfang dieses Jahrhunderts nicht bloß den persischen Golf, sondern selbst die Westküste Indiens, die Südküste Arabiens und das rothe Meer in Schrecken setzten, so daß die Engländer im Jahre 1809 zweimal einen Kriegszug gegen sie unternehmen mußten. Im persischen Meerbusen geht noch übrigens Mehemed Ali gewissermaßen angreifend gegen die Engländer zu Werke, im arabischen hindert er sie wenigstens an der Ausbreitung ihrer Handelsmacht. Sie wissen recht gut,

*) Beide, Portugiesen und Engländer, gaben sie bald wieder auf, denn nicht nur sind die Uferstriche ungesund, sondern die Insel hat auch keinen Hafen, und die Schiffe, die aus dem rothen Meere kommen, legen nie dort an.

daß das rothe Meer reich ist an Perlen und Perlmuscheln, an Schildkrötenschalen, Schwämmen, Korallen und Fischen aller Art, und daß die angränzenden Länder zu einem ausgebreiteten Handel Veranlassung geben. Wir theilen in dieser Beziehung eine Stelle mit, die durch ihre ungemeine Naivetät eben so ausgezeichnet ist, als durch die klare Einsicht in das was sie erstreben. Das United Service Journal vom Nov. vor. Jahrs enthält in einem Aufsatze, der „Mehemed Ali und Aegypten" überschrieben ist, Folgendes: „die Eroberung und dauernde Besetzung von Aden sichert uns die Einfahrt ins rothe Meer bei Bab el Mandeb, aber zu unserer weitern Sicherheit in diesem Striche ist es unumgänglich nothwendig, daß wir Mokka und Dschiddah besitzen, die zwei wichtigsten Häfen auf der arabischen Seite des rothen Meeres, ferner Massauah, den Schlüssel zu Abyssinien und das große Depot für das nordöstliche Afrika, so wie endlich Zeila, das Aden fast gegenüber auf der Ostküste von Afrika liegt. Zeila ist ein Ort, wo ein bedeutender Handel mit Myrrhen und andern Gummiarten, Straußenfedern, Elfenbein und andern werthvollen Waaren getrieben wird. Das umliegende Land ist reich an Vieh, und man führt von dort jährlich 10 bis 12,000 Hörner und Häute aus. Durch die Besitznahme dieser verschiedenen Häfen würden wir uns nicht nur die Producte Arabiens, Abyssiniens und des östlichen Afrika sichern, sondern uns auch neue große Märkte zum Absatz unsrer eigenen Waaren eröffnen, Märkte, die jetzt Mehemed Ali für seine eigenen werthlosen Manufacturerzeugnisse monopolisirt hat." Hier steht, wie man sieht, der Krämergeist Mehemed Ali's und Englands sich schroff und unverschleiert gegenüber. Ob dieser Krämergeist der immer dringendern politischen Rücksicht weicht, und die Engländer endlich dahin bringt, sich Mehemed Ali's gegen Rußland zu bedienen, ist eine Frage, welche die nächste Zukunft lösen muß, und die uns hier nur in so weit berührt, als von ihrer Lösung es abhängt, ob die Engländer sich aller der Handels- und politischen Vortheile, welche das rothe Meer ihnen bietet, mit Gewalt zu bemächtigen suchen, und also ob England oder Mehemed Ali die Ehre und den Vortheil genießen werden, den Handel übers rothe Meer herzustellen.

(Schluß folgt.)

Bereitung des Thees.

(Schluß.)

4. Bereitung grünen Thees aus schwarzem.

Das Aufhören der Theeabgaben in den Vereinigten Staaten veranlaßte in den Jahren 1832 und 1833 eine Nachfrage nach grünem Thee in Canton, dem durch die Sendungen aus den Provinzen kein Genüge geleistet werden konnte. Die Amerikaner aber mußten in der günstigen Jahreszeit mit Ladungen von grünem Thee absegeln; sie waren entschlossen, grünen Thee zu bekommen, und die Chinesen waren entschlossen, sie damit zu versehen. Manche Gerüchte kamen in Umlauf, daß grüner Thee aus alten, schwarzen Blättern gemacht würde, und Hr. David wurde begierig, sich davon zu überzeugen. Mit einiger Schwierigkeit überredete er einen Hong-Kaufmann, ihn in Begleitung eines der Aufsehers an den Ort hinzuführen, wo die Operation vor sich ging. Nachdem sie das andere Ufer des Flusses erreicht hatten, und in eines der Laboratorien eingetreten waren, wo Heison nachgemacht wurde, waren sie Zeugen einer seltsamen Scene. Zuerst wurden große Massen schwarzen Thee's, die in Folge der Ueberschwemmung vom vorigen Herbste Schaden gelitten hatten, in Körben mit Siebböden getrocknet, die über Pfannen mit Kohlenfeuer standen. Die getrockneten Blätter wurden dann in Portionen von je einigen Pfunden in eine große Anzahl gußeiserner Pfannen gebracht, die, in Tschunam oder Mörtel über großen Oefen eingesetzt waren. Bei jeder Pfanne stand ein Arbeiter, der mit seiner Hand den Thee schnell umrührte, und vorher eine kleine Quantität Kurkumei pulverisirt, hinzugethan hatte, das natürlich den Blättern eine gelbliche oder orange Farbe gab; doch noch mußten sie grün werden. In dieser Absicht wurden einige Stücke feiner Blaufarbe nebst einer pulverisirten weißen Substanz herbeigebracht, die, nach dem Namen, den ihnen die Arbeitsleute gaben und nach ihrem Ansehen, sogleich als preußisch Blau und Gyps erkannt wurden. Diese wurden mit einem kleinen Stößel fein zerstampft und in einander gemischt, so daß die dunkelblaue Farbe zu einem hellen Blau wurde, und davon ein kleiner Theelöffel voll den gelblichen Blättern beigemischt; diese wurden stark, wie zuvor, über dem Feuer geschüttelt, bis der Thee die schöne Farbe und fast denselben Geruch wie der Heison angenommen hatte.

Um jede Möglichkeit eines Irrthums in Bezug auf die angewandten Substanzen zu vermeiden, nahm man Proben von ihnen, so wie von den Blättern in den verschiedenen Stadien ihrer Bearbeitung von dem Orte mit. Der Thee wurde dann in kleinen Massen auf breiten, flachen Körben einer Anzahl Frauen und Kinder übergeben, die sorgfältig die Stengel und nicht zusammengeschrumpften Blätter herausnahmen, und als dieß geschehen, ging er durch Siebe von verschiedener Feinheit. Die erste Sorte wurde für Heison Skin, die letzte unter dem Namen Young Heison verkauft.

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Aus dem Metropolitan.)

Unsere Auswanderungen, unsere freiwillige oder gezwungene Naturalisirung auf fremdem Boden schreibt sich weder aus der jetzigen Zeit, noch aus dem charakteristischen Amalgama her, welches durch die politischen Verträge der Jahre 1814 und 1815 zwischen Frankreich und England stattfand. In viel frühern Zeiten schon treffen wir diese Wanderlust, und unsere älteste Nationalliteratur bietet uns die glaubwürdigsten Belege. Im Hudibras ruft Ralphe dem Richter, seinem Herrn, zu: „Haben wir denn Luft in den Knochen wie die Vögel, Floßfedern wie die Fische, um immerwährend zu flattern und zu segeln?" Diese Satyre hat sich durch die Tradition auf eine drollige Weise als eine Art von Stempel der Engländer fortgepflanzt, und wirklich muß

Digitized by Google

man geſtehen, daß ſie heute nicht weniger treffend iſt, als zur Zeit Karls II. Wirklich war die Tollheit, die Anſteckung der Reiſewuth nie zu dieſem Grade bei uns gediehen, wie jetzt, und die Statiſtik beweiſt, daß die Zahl der Touriſten, der „fremden Eingebornen,“ von Jahr zu Jahr zunimmt. Es ſind nicht mehr flüchtige Haufen aus dem Bürgerſtande, die ſich von dem heimathlichen Boden losreißen, um ſich allmählich den Sitten und Gebräuchen fremder Nationen anzuſchließen, die Luſt greift unmerklich immer weiter, und erfaßt ſelbſt diejenigen, denen ihre Geburt und ihr Vermögen die erſten Stellen des Staatsdienſtes und der Geſellſchaft anwies. Wenn dieſe Auswanderungen, die vielleicht nichts Geringeres bezwecken, als in kurzer Zeit das Centrum unſeres Luxus und unſerer Bildung dem Auslande zuzuführen, ſo fort gehen, ſo dürften ſie wohl über kurz oder lang die Aufmerkſamkeit der Staatsökonomen auf ſich ziehen, und der Gegenſtand der genaueſten und ſorgſamſten Unterſuchungen werden. Man begreift leicht, daß Frankreich immer der Hauptpunkt war, wo die wanderungsluſtigen Engländer ihre erſten und meiſten Ausflüge hin richteten. — Nachbarſchaft, Rivalität ſelbſt begünſtigten dieſen Austauſch, die Gleichförmigkeit der Bedürfniſſe, Moden und Gebräuche, die Gewalt der Gewohnheit, mußte bei faſt gleicher Bildung zuerſt dieſen Geſchmack erzeugen, der ſich durch die Zeit zu bleibender Sitte ausbildete. Wir ſind wohl nicht mehr in den Zeiten, wo Addiſon und Sir Richard Steele ihren jungen Landsleuten vorwarfen, daß ſie bloß darum nach Frankreich gingen, um bei dem berühmten Marcel Tanzunterricht zu nehmen, aber wenn ſich auch die Urſachen geändert haben, ſo haben ſich die Ausflüge in dieſem Jahrhundert doch nicht gegen die des vorigen Jahrhunderts vermindert. Es gibt wohl nur wenig franzöſiſche Provinzen, die nicht in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren nach allen Richtungen von unſern Touriſten wären durchzogen worden. Die unbedeutendſten Stellen wurden ſo genau von uns durchſucht, daß die meiſten unſerer Reiſenden den Franzoſen ſelbſt als Wegführer in ihrem eigenen Lande dienen könnten. Denn es iſt bekannt, wie ſehr dieſe, unſere Nachbarn, bei ihren Reiſen die Gewohnheit haben, die Unterſuchung ihres eigenen Landes gänzlich zu unterlaſſen, und es gehörte unter die Dinge, über die Walter Scott am meiſten in Paris erſtaunt war, daß er vergeblich von mehrern gebildeten und unterrichteten Franzoſen genaue Nachrichten über die Stadt Péronne zu erhalten ſuchte. „Péronne nicht einmal zu kennen!“ ſchrieb er höchſt aufgebracht an ſeinen Schwiegerſohn. Wo in Frankreich nur irgend eine Seltenheit genannt wird, ſey ſie durch die Kunſt, das Alterthum, die Natur oder die Induſtrie hervorgebracht, ſey ſie im Süden unter den reichen Ueberreſten römiſcher Bauwerke, oder in den nebligen Gegenden der maleriſchen Bretagne, in den mehr glänzenden als heilſamen Bädern der Pyrenäen, in den Wäldern, den Flüſſen, auf den Dämmen und Teichen, überall iſt man ſicher, die Engländer immer wieder zu finden, mit derſelben Hartnäckigkeit, die jetzt ihre Schwärme in den Gaſthöfen und auf den Landſtraßen wirklich langweilig machen. Sehr zu bemerken iſt jedoch, wie in Frankreich unſere Gewohnheiten, Handlungen und Benehmen ſich ändern, und auf mehr als einem Punkte von dem urſprünglichen Nationaltypus abweichen. Vielleicht unterliegen wir dabei der Einwirkung eines Landes, das, wenn auch jetzt homogen, doch immer noch in ſeiner ſcheinbaren Einheit die unauslöſchlichen Zeichen ſeines mannichfaltigen Urſprunges trägt.

Die verſchiedenen Racen in Frankreich, welche einer unſerer Landsleute in Gälen, Kymren und Iberer eintheilt, pflanzen ſich in den Engländern fort, die je nach Wahl oder Zufall ſich in den verſchiedenen Punkten des franzöſiſchen Gebietes niedergelaſſen. Es iſt unläugbar, daß der Engländer im Süden demjenigen durchaus nicht gleicht, der den Norden oder Weſten zu ſeinem Aufenthalte erwählte. Es iſt ergötzlich, die oft plötzlichen Modificationen einiger unſerer Landsleute zu betrachten, wenn ſie mit den alten Urtypen in Berührung kommen, von denen die jetzigen Franzoſen ſelbſt nur Abarten ſind. So will man z. B. bei den Engländern, die das Elſaß bewohnen, eine Art von phrenologiſcher Aehnlichkeit mit den Germanen entdecken, die den Nordoſt von Frankreich bewohnten: die hohe Stirne, den wohlgeformten kühnen Mund und dieſe Miſchung offener Redlichkeit mit kriegeriſchem Feuer. Die Engländer in Burgund und der Dauphiné erinnern vielfältig an die Gälen mit ihrer angebornen guten Laune, ihrer Sorgloſigkeit und ihrem beißenden Witz, durch welchen ſich mehrere ihrer Schriftſteller, Sterne, Rabelais, Congrève u. ſ. w., berühmt machten. Der Engländer des Nordens endlich, der ſich vorzugsweiſe zum Bretagner oder Normannen naturaliſirt hat, nähert ſich mehr dem entarteten Nationaltypus: an die Stelle der Lebhaftigkeit tritt bei ihnen Kaltblütigkeit, an die Stelle der Geſelligkeit feſtgehaltene Anſichten und eine hohe Meinung von ſich ſelbſt, kurz ſie tragen alle Zeichen der Kymri-Race: mattblondes, ſtruppiges Haar, ein langes, ſpitzes Kinn, ſpitze flammige Ohren, lauter Zeichen der vollſtändigſten Selbſtſucht und eines bis aufs Aeußerſte getriebenen Eigenſinnes. Doch müſſen wir unparteiiſch erklären, daß die engliſchen Kymris weit ſeltener ſich in Frankreich niederlaſſen als in Italien, der Schweiz, Belgien und andern Ländern. Es möchte ſich vielleicht aus dieſen verſchiedenen Beobachtungen über die Menſchenracen im Allgemeinen der Schluß ziehen laſſen, daß die Völker einſt beſtimmt ſind, ſich nach der Aehnlichkeit ihrer Abſtammung zu nationaliſiren, durch den Naturtrieb der Aehnlichkeit, die ſie zu einander zieht, und nicht durch die Gränzabtheilungen, die nur aushülfsweiſe durch die Eroberungen und Verträge der Regierungen feſtgeſtellt wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Abnahme der Fleiſchconſumtion in Paris. Trotz der ſteigenden Bevölkerung nimmt die Fleiſchconſumtion ab, und der Preis iſt unmäßig, namentlich der des Ochſenfleiſches. Im Jahre 1839 wurden 1291 Ochſen, 1165 Kühe, 2877 Kälber und 12,016 Schafe weniger verzehrt, als im Jahre 1838. Die Abnahme des Rindviehes iſt ein ſehr ernſter Gegenſtand geworden, und die Regierung ſoll ſich mit einem Geſetzentwurf beſchäftigen, um die Einfuhr fremden Viehes zu erleichtern. (Par. Bl.)

Die Eiſenbahn von St. Germain. Im Laufe des Jahres 1839 ſind auf dieſer Eiſenbahn gefahren 1,302,180 Perſonen; da im December der Ertrag von 60,553 Reiſenden 57,574 Franken betrug, ſo muß der Jahresertrag nach dieſem Verhältniſſe über 1,200,000 Fr. geweſen ſeyn. (ibid.)

Kurze Fahrt von Lima nach Liverpool. Das Schiff Mayppo hat dieſen Weg kürzlich in 85 Tagen zurückgelegt, die raſcheſte Fahrt, die man bis jetzt kennt. (Outremer Nr. 80.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 21.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Januar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Im Spätherbst 1838.)

Der Friede ist endlich in die Thäler Navarra's und der baskischen Provinzen wieder eingekehrt. Ein sechsjähriger, blutiger Krieg hat in jenen merkwürdigen Gegenden Vieles umgestürzt, Mehreres noch gehemmt; doch bei dem gesegneten Boden und den Schätzen, die er verschließt, bei dem aufgeweckten, frischen Sinn seiner Bewohner werden wenige Jahre hinreichen, um das Zerstörte wieder aufzubauen, und alle Spuren der Verheerung und des Verfalls wieder auszutilgen. Auch die Localfreiheiten sind dem Lande der Hauptsache nach erhalten. Cantabrien, wieder ausgesöhnt mit dem übrigen Spanien, wird fortan von diesem weniger abgeschlossen seyn, von dessen Begebnissen tiefer mit berührt werden; dahingegen wird es auch durch seine heimischen, bewahrten Institutionen, mit dem frischen Geiste seiner Berge mächtiger, lebendiger auf die ganze Halbinsel rückwirken, als es dieß früher bei der Abgeschiedenheit seines Lebens vermochte. Mit erhöhter Theilnahme und in ungetrübter Freude können wir daher jetzt, nachdem der Donner des Geschützes nicht mehr in den catalonischen Thälern widerhallt, nicht Kriegstumult und Blutscenen uns noch aus jeder Betrachtung aufschrecken, nachdem dort der Tod nicht mehr hinter jedem Fels und jedem Strauch auf seine Beute lauert, unsere Blicke dem befriedeten Lande zuwenden, dessen ureingebornes Volk durch seinen Muth, seine Tapferkeit und Ausdauer in Vertheidigung seiner Rechte und Freiheiten neuerdings der Welt bewiesen hat, daß es seines alten Ruhmes noch würdig geblieben ist.

Zwar ist der spanische Bürgerkrieg noch nicht völlig beendigt, allein die Entscheidung desselben ist gewiß, der Ausgang nicht mehr fern, seitdem das kräftigste Element in demselben sich ausgeschieden, und dem Gegner zur Versöhnung die Hand gereicht hat. Dreierlei, in sich sehr verschiedene, Kreise hatten sich auf carlistischer Seite in einem gemeinsamen Interesse zusammen gefunden, und mußten sich mehr und mehr wieder trennen, wie letzteres sich auflockerte oder ganz verloren ging. Diese waren: Navarra und die baskischen Provinzen zur Vertheidigung ihrer Fueros; die spanische Ordensgeistlichkeit mit ihrem Anhange auf dem Lande, besonders auf ihrem ausgedehnten, enormen Besitzthume zur Vertheidigung ihrer Güter wie ihres Einflusses im Staate, den Don Carlos ihnen verbürgte; endlich dieser Prinz mit einem legitimistischen Anhange zur Vertheidigung seiner Ansprüche auf den Thron seines Bruders, Ferdinands VII, so wie der unumschränkten Monarchie. In dem Navarresen Zumalacarregui fanden alle drei Richtungen einen starken gemeinsamen Stützpunkt — das ist das Geheimniß seines Charakters wie seiner Macht; zugleich stachelten ihn persönlicher Haß gegen die Männer der entgegengesetzten Seite, unbändiger Ehrgeiz, Herrschsucht, Thatendurst, und dieß zusammengenommen gab allem seinem Handeln jenen Nachdruck, jene Kühnheit, Entschiedenheit und Schärfe, durch welche er fast noch mehr als durch seine Feldherrntalente so Außerordentliches und Bewundernswerthes geleistet hat. Nach ihm gingen jene Kreise auseinander — der unnachsichtige, decidirte und geistesüberlegene Wille, der sie eisern zusammengehalten hatte, war nicht mehr. Zuerst trennten sich die Provinzen, die Fueristen, auf welches Ereigniß schon seit längerer Zeit manche Erscheinungen in den carlistischen Lagern und Provinzen hinwiesen. Auch in der Ordensgeistlichkeit ergaben sich wichtige Veränderungen. Die faktische Aufhebung der meisten Klöster schmälerte ihren Einfluß, schleuderte viele ihrer Mitglieder in das bürgerliche Leben zurück, und versöhnte sie mit demselben. Die gemäßigten Geistlichen erschracken vor dem Blute, vor den vielen Opfern, die der unabsehliche Krieg erheischte; sie schieden sich von der ultramönchischen Partei aus und näherten sich der friedlichen Weltgeistlichkeit. In der That gilt es in Spanien weniger die Vertheidigung der Klostergüter gegen den Staat, als die der christlichen Religion und Kirche überhaupt gegen den nackt und bloß unter dem Volke einherschreitenden, alle Religion verspottenden Unglauben. Es gibt Spanier, die alle lateinischen Classiker, auch die Voltaire'sche Philosophie genau kennen, und niemals ein christliches Buch in Händen gehabt haben, da sie im voraus überzeugt sind, daß das ganze Christenthum eine Lüge sey. Die tiefer und religiös gebildeten Männer begreifen den wunden Fleck in der Nation, sie finden sich allmählich aus

Digitized by Google

allen Ständen und Parteien zuſammen, um dem Unweſen entgegenzutreten, Religion und Kirche mit ſtärkern, ſiegreichern Waffen zu vertheidigen, als die ſind, welche die fanatiſchen Mönche in den carliſtiſchen Heeren führten. Der religiöſe Geiſt iſt in Spanien unzweifelhaft wieder im Aufleben, und eine innige Verſöhnung der Kirche und Geiſtlichkeit mit der neuen Ordnung im Staate würde auch in dieſer Beziehung am heilſamſten wirken. — Auf der carliſtiſchen Kampfſeite bleiben alſo jetzt nur noch die getreuen Parteigänger des Prätendenten mit den mönchiſchen und fueriſtiſchen Reſten. Nachdem den Grafen Eſpaña ein gewaltſamer Tod erreicht hat, bleibt Graf von Morella das einzige Haupt und der ächte Repräſentant dieſer Carliſten im engern Sinne. Cabrera beſitzt ungewöhnliche, große Eigenſchaften, er hatte mit nicht geringern Schwierigkeiten bei Bildung ſeiner Truppen zu kämpfen als ſelbſt Zumalacarregui, dem er in mancher Hinſicht gleicht; nur iſt er weniger kaltblütig und tiefſinnig, weniger die Menſchen gewinnend oder mit ſich fortreißend; er überzeugt nicht, er herrſcht als Deſpot im Namen eines Herrn; innerlich zerriſſen von Herrſchſucht, Haß und Rache, gefällt er ſich bei leidenſchaftlicher Aufwallung im Blutvergießen — die Spanier verweigern ihm den Namen eines Caudillo, ſie nennen ihn das blutlechzende Ungeheuer. Aber, wie geſagt, Cabrera iſt der wahre Träger des rein-carliſtiſchen Prinzips, das in Spanien nur ſiegen und ſich erhalten könnte gerade durch die Waffen, die er anwendet. Darum darf auch an eine friedliche Uebereinkunft zwiſchen dem chriſtiniſchen Obergeneral und Cabrera gar nicht gedacht werden. Die Fueros konnten, unbeſchadet des chriſtiniſchen Princips, bewilligt, die Kirche kann gleichermaßen befriedigt, allein dem Carliſmus ohne Unterminirung des Staats keine Conceſſion gemacht werden. Staatsprincip ſteht hier gegen Staatsprincip, Perſon gegen Perſon — es gibt keinen Ausweg, als zu ſiegen oder unterzugehen. Das weiß Cabrera am beſten, darum auch die leidenſchaftliche Zurückweiſung jeder Unterhandlung, darum ſeine ungeheuern Anſtrengungen, ſein ſchonungsloſes Verfahren ſelbſt gegen Anhänger und Freunde beim leiſeſten Verdacht ihres Einverſtändniſſes mit dem Feinde, darum der Muth der Verzweiflung, der Alles auf ein Spiel ſetzt. Cabrera ſieht ſeinen Untergang vor Augen; aber er fühlt auch, daß in ihm die letzte Stütze des ſpaniſchen ancien régime zuſammenbricht, dieß unwiederbringlich mit ihm zu Grabe geht. Das muß ein bitteres, ſchmerzhaftes Gefühl ſeyn, welches wir dem Menſchen in ihm, auch wo er dieſen abzuſiegen ſcheint, zu Gute halten dürften. Wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſehen wir in Cabrera überhaupt den letzten der großen Helden mit Erfolg auf der Weltbühne agiren, welche im romaniſchen Europa ihr tapferes Schwert der Vertheidigung der alten unumſchränkten Monarchie weihten.

Erfolglos ſetzen die Carliſten den Krieg fort. Wie ſollte der Sieg ſich nach menſchlicher Berechnung für ſie erklären können! Die Perſönlichkeit des Prätzen iſt ohne Bedeutung, ſein Name ohne Klang im Lande, ſeine Anſprüche werden von der Nation faſt durchweg verneint. Es gibt keinen Spanier, der nicht den Namen der erſten Iſabelle kennt und verehrt, der nicht weiß, daß Spanien ſeine Einheit und Größe der Thronfolge der Töchter in Ermangelung von Söhnen verdankt, welche Beſtimmung ſogar auch für die ſpaniſchen Familiengüter gilt. Woher ſollte nun die Begeiſterung des Volkes für Don Carlos kommen, die ihn zum Throne geleitete? Sonſtige Intereſſen vertritt er nicht. Catalonien hätte etwa nur noch einige unbedeutende Privilegien zu vertheidigen, und Arragonien hat ſeine alten Vorrechte längſt vergeſſen. Die Gebirge von Valencia und Unterarragonien, wo Cabrera haust, ſind weniger bevölkert, weniger ergiebig und reich als die baskiſchen; er beſitzt keinen langen Küſtenſtrich, noch Schiffe, noch hat er eine Gränze in ſeiner Nachbarſchaft, über welche er Munition und Vorräthe bequem beziehen kann; auch vertheidigen die Landeseingebornen keine Fueros mit Gut und Blut wie die Navarreſen und Basken.

Wie unzweifelhaft und nahe ſomit auch der Ausgang des Bürgerkrieges erſcheint, ſo werden die Wirkungen desſelben doch noch lange Zeit im Lande nachbeben und der ſpaniſchen Nation noch viele Prüfungen, Kämpfe und Erſchütterungen bevorſtehen, ehe ſie in der neuen Geſtalt der Dinge die Bahn der ruhigen, geſunden Entwicklung aufgefunden hat, dieſe ſicher, frei und lebensfriſch verfolgen kann. Uebergangskriſen im Leben der Völker dauern lange und ſind ſchmerzhaft; ihre Schwingungen ſind Wirbelwinde, ihre Bewegungen Stürme. Doch welche Erfahrungen der ſpaniſchen Nation auch noch vorbehalten blieben, ſie wird alle beſtehen! Sie iſt in ihrem Kerne geſund, derb, friſch. Seitdem ſie in der neuen Welt nicht mehr ihre beſten Kräfte zu vergeuden hat, wird ſie in der alten auch wieder eine ihrem Ruhm würdigere Stellung erringen. Frankreich täuſchte ſich ſtets in ſeinem ſüdlichen Nachbarſtaate, und vielleicht heute am meiſten; wenn es dieſen am abhängigſten von ſich glaubte, dann ſtand er plötzlich auf, und ihm am drohendſten gegenüber. Vielleicht dürfte die Zeit nicht gar zu ferne ſeyn, wo es in demſelben ſeinen gefährlichſten Nebenbuhler im Mittelmeere erkennte, was auch geſchehen muß, wenn Spanien wieder zu ſeiner alten Bedeutung aufleben ſoll. Das ſpaniſche Volk, trotz mancher äußerlichen Schadhaftigkeit, iſt im Innern tüchtig, voll, kerngeſund, und ich ſpreche nur meine feſte Ueberzeugung aus, wenn ich ſage, daß ich getroſt an ſeine Zukunft glaube.

Dieß wünſchte ich dem Bericht von einer Reiſe vorauszuſchicken, auf der ich die erſte Bekanntſchaft mit Spanien machte. Ich ging mit jenem Glauben hin, und hatte, was ich auch erfuhr, niemals Grund, davon abzugehen, oder auch nur darin zu wanken. Ich habe das ſpaniſche Volk und Land aus vollem Grund der Seele ehren und lieben gelernt, und ich konnte mir das Vergnügen nicht verſagen, dieß hier unverhohlen auszuſprechen; um ſo mehr, als Verleumdung, unwürdige Verſpottung und Angeiferung jener edlen Nation durch jeden Fremden, der dort ſein dünkelhaftes Ich nicht wie zu Hauſe überall wiederſpiegeln ſieht, heute an der Tagesordnung zu ſeyn ſcheint.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Landenge von Suez.

(Schluß.)

Diese Verhältnisse zwischen England und Mehemed Ali, oder wer immer nach ihm die Zügel der Herrschaft in Aegypten führen mag, müssen beendigt und auf einen dauernden Fuß gestellt seyn, ehe, wir wollen nicht sagen, an einen Canal von Suez ins mittelländische Meer, sondern nur an einen umfassendern Handel zu denken ist, denn die Frage: wer soll die Macht haben, den Canal zu schließen oder zu öffnen? zerstört zum voraus alle Hoffnung auf eine baldige Verwirklichung eines größeren Verkehrs. Ueberdieß würde man sich auch sehr irren, wenn man glauben wollte, der Weg ums Cap der guten Hoffnung würde dann veröden. So lange kein Canal hergestellt ist, würden nur solche Waaren, die im Verhältniß zu ihrem Werthe einen kleinen Raum einnehmen, den Transport über die Landenge vertragen; alle schweren Waaren, wie z. B. der Kaffee und Zucker der holländischen Besitzungen, so wie Baumwolle, Tabak und Thee, würden nach wie vor die ununterbrochene Fahrt um das Cap machen. Ueberdieß stehen einer bedeutenden Schifffahrt durch das rothe Meer, auch wenn ein Canal gegraben würde, der Schiffe von 12 bis 1500 Tonnen trüge, immer noch bedeutende Hindernisse im Wege. Das rothe Meer scheint nämlich in rascher Zunahme sich zu füllen, der Canal, in welchem große Schiffe mit Sicherheit segeln könnea, ist ausnehmend eng, und auch dieser wechselt unaufhörlich durch das Wachsen der Korallenbänke und die Anhäufung der Niederschläge; es ist eine schon seit langer Zeit bemerkte Thatsache, daß der Tehama, d. h. der sandige Uferstrich zwischen dem Gebirge und dem rothen Meere, an Breite immer mehr zunimmt; die Einfahrten fast aller Häfen sind durch Sandbänke gesperrt, und Städte, die sonst hart am Ufer lagen, liegen jetzt über eine Stunde landeinwärts. Dschiddah, Mokka und andere eben so bekannte Hafen kann man sich mit großen Schiffen nur bis auf eine Entfernung von einer bis anderthalb Stunden nähern, unaufhörlich erscheinen Inseln über dem Wasser, und man findet selbst Korallenbänke von neuer Formation, die 40 Fuß hoch über das jetzige Niveau des Meeres sich erheben. Schiffe von 12 bis 1500 Tonnen haben von Riffen und Stürmen Alles zu fürchten, kleinere Schiffe von 4 bis 500 Tonnen finden, wenn ein Sturm sie überfällt, leicht eine Zuflucht innerhalb der Riffe, wo tiefes, ruhiges Wasser ist; große Schiffe aber müssen auch unter den ungünstigsten Umständen ihre Fahrt fortsetzen.

Hierin, so wie in der Anwendung des Dampfs auf Segelschifffahrt, liegt der Grund, weßhalb der Handel über das rothe Meer und durch Aegypten nie mehr den Handel ums Cap ganz verdrängen wird; der Weg über Aegypten hat nur eine untergeordnete, eine specielle Wichtigkeit: er wird den Handel der umliegenden Länder und den des Mittelmeeres überhaupt vermehren, aber den Weg ums Cap nicht entbehrlich machen. So viel geht indeß aus den Bemühungen Mehemed Ali's hervor, daß diese Länder zu einer neuen Theilnahme am Welthandel berufen sind, und daß die Versunkenheit Aegyptens, wie sie unter der türkischen Herrschaft in den letzten drei Jahrhunderten war, ihrem Ende nahe ist. Damals drangen die Türken vor und eroberten außer Aegypten auch Nubien bis gegen Dongola hin, so wie das ganze westliche Arabien bis Aden, welches gleichfalls in ihre Hände fiel. Ihrem Umsichgreifen thaten die Portugiesen Einhalt, die damals auf dem Gipfel ihrer Colonialmacht standen. Jetzt hat Mehemed Ali die türkische Macht über dieselben Länder wieder hergestellt, und noch ist sein Stern im Aufsteigen begriffen; werden jetzt die Engländer sie vernichten, wie es vor drei Jahrhunderten die Portugiesen thaten? Dieß ist ungewiß, aber keinem Zweifel ist unterworfen, daß wenn die Engländer Mehemed Ali's Macht brechen, sie sich selbst Aegyptens bemächtigen, und den Handel dieser Länder, freilich monopolistisch für sich selbst, in Aufnahme bringen werden. Ein Emporkommen dieser Länder unter einer oder der andern Form, unter Mehemed Ali und seinen Nachkommen, oder unter den Engländern, oder vielleicht gar unter den Franzosen, ist eine fast mit Sicherheit zu erwartende Erscheinung, und der Weg über die Landenge von Suez wird jedenfalls wieder zu einer Wichtigkeit gelangen, wie zu den Zeiten der Ptolemäer, der Fatimiden und der Mamelukensultane.

Auch dieß ist ein Theil der großen, folgenreichen Erscheinung, daß das Mittelmeer und die umliegenden Länder wieder zu einem neuen Leben gerufen werden; es wäre einer besondern Untersuchung werth, wie durch Handel und Verkehr von den Zeiten der Phönizier bis zum Römerreiche die Länder ums Mittelmeer an Cultur und Reichthum zunahmen, wie das Zusammenbrechen des Römerreichs und der verwüstende Eroberungszug der Saracenen im siebenten Jahrhunderte alle diese Cultur und diese Reichthümer vernichteten, wie beide von den ersten Anfängen von Amalfi, Venedig und Barcelona an bis zu den Zeiten der Kreuzzüge sich hoben, und von jener Zeit an wieder abnahmen, bis die Uebermacht der Türken im Mittelmeere und der Untergang der venetianischen Macht allmählich Alles wieder in Nacht und Armuth begruben, und erst in den kecken Seemännern von Hydra, Spezzia und Ipsara wieder der Keim einer neuen, im mittelländischen Meere allenthalben heimischen Handelsmacht aufdämmerte. Freilich hatten England und Frankreich, gestützt auf ihre Flotten, immer einen Handel mit der Levante getrieben, aber es war gleichsam ein fremder, und war durch Quarantaine und factische Monopole eingeengt; der herrschende Seeraub und die Quarantainen ließen den raschen kleinen Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern nicht zu; nur die griechischen Seeleute konnten, durch ihre besondere Stellung begünstigt, diesen Hemmnissen mehr trotzen, ehe diese aber nicht ganz beseitigt sind, ist an eine größere Entfaltung des Handels, der Industrie und der Lebensthätigkeit im Mittelmeere nicht zu denken.

Ein schwimmendes Moor.

Das Echo du Monde Savant vom 8 Januar entnehmen einem englischen Blatte nachstehende Schilderung eines solchen in Irland nicht ganz seltenen Ereignisses. Die Stadt Kanturk wurde durch ein außer-

Digitized by Google

ordentliches Ereigniß in Aufregung versetzt. Tausende von Landbewohnern sahen, wie eine bräunliche Masse sich fortbewegte, und Alles in ihrem Fortrücken zu verschlingen drohte. Man erkannte bald, daß ein Moor von 300 Acres, das einem Obrist Longfield zu Farandoyle gehörte, in Bewegung gerathen sey. Das Fortrücken dieser Masse, die auf ihrem Wege Alles zerstörte, hatte etwas Furchtbares. Im Thale stieß die Masse auf einen rasch fließenden Bach, der sie in mehrere Theile zerriß, die dann auf den Wiesen am Ufer hängen blieben. Die Landleute werden lange zu thun haben, bis sie diese Massen hinwegräumen. Ein Jäger, der im Augenblick, wo das Moor in Bewegung gerieth, sich darauf befand, hatte kaum Zeit sich zu entfernen, es gelang ihm aber nicht mehr, die Nachbarn zu rechter Zeit von dem Fortrutschen dieser Lawine zu warnen, die bereits eine Wohnung zerstört hatte; glücklicherweise ist Niemand umgekommen.

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Fortsetzung.)

Diese Modificationen, die sich allmählich in den Provinzen eingeführt haben, wiederholen sich eben so in den verschiedenen Städten und Hauptsitzen, die durch besondere Umstände oder Zufall mit englischen Auswanderern begabt wurden. Mehr als Eine Stadt in Frankreich wurde mit gutem Recht „eine englische Stadt" genannt, durch die Masse von Engländern, die ihr fortwährend zuströmen. Zu diesen gehören namentlich Bordeaux, Calais, Boulogne, Dieppe, Tours und noch viele andere, deren Bevölkerungslisten sich in den letzten Jahren bedeutend durch diese gewissermaßen adoptirten Bewohner vergrößert haben. Häufig gründet sich die Wahl des Wohnortes auf die lächerlichsten, ja kindischsten Umstände, die sich freilich schlecht zu unsern Ansprüchen auf Würde und Logik reimen. So ist es z. B. nicht zu läugnen, daß ein großer Haufe Engländer sich in Arranches niedergelassen hat, um – zu fischen. Ja es sind oft sogar noch minder bedeutende Beweggründe, irgend eine Erinnerung, ein Monument, eine besondere, oder um besser zu sagen, unübertragbare Art von Luft, die Lage, der Boden, der Horizont, welche in irgend einem Winkel Frankreichs einen Haufen Engländer zusammentrieben, die sich dann Jahre lang stets folgen und erneuern.

Die Engländer aus den Provinzen haben viel Aehnlichkeit mit dem französischen Bürgerstande der kleinen Städte. Dennoch trifft man in ihrem Umgange nicht diese Zudringlichkeit, nicht diese erdrückende Schnüffelei, die den schönsten Reiz des häuslichen Lebens zernichtet und den Aufenthalt in den Provinzen so unerträglich macht. Der Glanzpunkt unseres Charakters, das Schönste unserer Gewohnheiten und Gebräuche, trifft sich gewiß eben in dem engen Kreise des bürgerlichen Lebens, und ich glaube wohl sagen zu dürfen, daß kein anderes Volk uns hierin den ersten Rang streitig machen kann. Ja kein anderes Volk zeichnet sich so wie das unsrige in der strengen Erfüllung der Pflichten aus, die den engen Kreis stiller Häuslichkeit umschließen, keines bemüht sich so sehr in dem Innern der Familie jene Reibungen zu vermeiden, die gewöhnlich entweder zu einem übertriebenen Rigorismus, oder zu gänzlicher Erschlaffung der Sitten führen. Die Uebertreibungen, die Grübeleien, das gekünstelte Wesen, das man uns schon so oft vorgeworfen hat, trifft sich selten anderswo, als in den glänzenden Reihen des gelangweilten Müßigganges und der Geldaristokratie. Es behagt der Prahlerei, in der Fremde für groß und bedeutend zu gelten, und doch verfehlt sie gewöhnlich die Rolle, die sie ausspricht, und verfällt ins Theatralische und Hochtrabende. Dagegen aber ist kein Volk wahrer, einfacher und vorsichtiger, als das unsrige, so wie es sich um die Pflichten und Bedürfnisse des häuslichen Lebens handelt. Hier entwickelt sich vollständig unser Charakter in einer Art häuslicher Religion, die wohl wir allein mit dieser Strenge üben, mit dieser ängstlich strengen Erfüllung aller Pflichten, dieser gegenseitigen Dienstleistungen, deren Gesammtzahl man vielleicht die Liturgie des eigenen Herdes, das Patriarchat der Familie nennen darf. Wir können offen sagen, daß in dieser Beziehung wohl die Mehrzahl der englischen Familien, die sich selbst in irgend eine französische Provincialstadt verwiesen haben, den Eingebornen zum Muster dienen kann. Es ist gewiß selten, daß die Engländer in den kleinern Städten durch die Unbescheidenheit ihrer Gespräche oder ihres Benehmens die Gesellschaften stören, in welchen sie Zutritt haben. Uebrigens lebt die größere Zahl derselben zurückgezogen, und hat wenig Verkehr, außer mit seinen Landsleuten. Man hat ihnen in Frankreich diese Zurückgezogenheit sehr zum Vorwurfe gemacht, hat sie für verwilderte, ungesellige Parias erklärt, die nicht im Stande seyen, sich dem gegenseitigen Austausche der Höflichkeit und des Wohlwollens hinzugeben. Nehmen wir aber einige aus, die allerdings dieser Vorwurf mit Recht treffen mag, so bedenkt man wohl bei den übrigen zu wenig, daß sie, indem sie sich in die französischen Provinzen verweisen, es aus streng ökonomischen Rücksichten thun, und diejenigen, die ihnen ihre Zurückgezogenheit von allen Gesellschaften zum Vorwurfe machen, berechnen nicht den Preis des Schmuckes, des Haarputzes, der Blumen, die Ellenzahl von Tüll und Musselin, die fünf oder sechs Mädchen nöthig haben, um auf dem Ball der Redoute oder der Gesellschaft des Präfecten zu erscheinen. Wenn es wahr ist, daß die Engländer in den Provinzen sich so abschließen, so ist dieß weniger ein Zeichen der Mißachtung, als der Vorsicht und des Mißtrauens, sie fühlen, daß ihnen die nöthige Schnelligkeit und Geistesgegenwart fehlt, um glücklich zwischen all den Klippen und Riffen des geselligen Lebens hindurch zu segeln, und sie ziehen es vor, still und bescheiden am Ufer hin zu steuern. Doch darf man wohl zu ihrem Ruhme beisetzen, daß gewiß nur wenige Städte, in denen sie geweilt haben, nicht Denkmale ihrer Wohlthätigkeit besitzen; in Frankreich selbst läßt man ihnen hierin Gerechtigkeit widerfahren, und wenn man auch umsonst ihre Namen auf den Listen der Bälle und Vergnügungen sucht, so ist es doch gewiß sehr selten, daß die Vorgesetzten der Armenanstalten, der Krankenhäuser oder der Gefängnisse vergeblich im Namen der Armen sie um Hülfe angesprochen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Kunstreise der HH. Didron und E. Durand. Diese beiden Kunstverständigen, welche, um die byzantinische Kunst zu studiren, nach Griechenland gegangen sind, haben das Königreich Griechenland, Thessalien und Macedonien durchwandert, und sind jetzt in Konstantinopel angekommen. (Echo du Monde Savant vom 8 Januar.)

Oeffentliche Wagen in Paris. Die Zahl der öffentlichen Wagen in Paris, die von der Polizei die Erlaubniß erhalten haben, in der Stadt zu circuliren, beträgt nicht weniger als 28,760. (Voleur vom 10 Januar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 22.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Januar 1840.

Die Bajonettwaffe.

Seit etwa fünf Vierteljahren hat sich in den englischen militärischen Zeitschriften, namentlich in dem United Service Journal und der Naval and Military Gazette ein äußerst lebhafter Streit über die Bajonettwaffe erhoben. Als Gegner derselben trat der bekannte Oberst Mitchell auf, der sich durch seine ketzerischen militärischen Ansichten, namentlich auch über den Stoßdegen in der englischen Armee, einen Namen gemacht hat. Um seine Ansichten über das Bajonett zu charakterisiren, brauchen wir nur daran zu erinnern, daß er sich auf Bülow, Berenhorst, Folard u. s. w. beruft, welche entsprechende Ansichten geäußert haben. An Gegnern, die eben so heftig für das Bajonett, wie es jetzt ist, und selbst gegen die Nützlichkeit des Bajonettfechtens auftraten, fehlte es natürlich auch nicht, und in der langen Correspondenz, welche in dem United Service Journal wohl einige Duzend Briefe beträgt, und in der Naval and Military Gazette nicht viel weniger, wurde mit den Berufungen auf nicht genau genug untersuchte historische Ereignisse neben manchen nützlichen Bemerkungen auch gar viel leeres Stroh gedroschen. Wir sind begreiflicher Weise weder befähigt noch geneigt, ein Urtheil in einer Sache abzugeben, die neben sehr soliden militärisch-historischen Kenntnissen auch eine mannichfache Erfahrung erfordert, und erlauben uns nur einige Bemerkungen über die Veranlassungen zu machen, welche die Engländer gerade in neuerer Zeit dazu brachten, diesen auf dem Continent so gut wie völlig eingeschlafenen Streit wieder so hitzig aufzunehmen.

Die erste Veranlassung lag in den zahlreichen Volksaufständen, gegen welche das englische Militär in den letzten Zeiten zu kämpfen hatte, in den mannichfachen Rüstungen, namentlich auch der Pikenfabrication unter den Chartisten, wobei sich die Frage erhob, ob die Infanterie mit ihrer jetzigen Bewaffnung, namentlich im Straßengefechte, solchen Angriffen würde widerstehen können, und ob man, wenn sie auch siegreich sey, nicht ihren Erfolg mehr ihrer Disciplin und Taktik, als ihrer Bewaffnung verdanken werde. Eine zweite Veranlassung waren die großen und kleinen Kriege, welche die englischen Truppen unaufhörlich in allen Theilen der Welt gegen die verschiedensten Völker auszufechten haben, und die Beispiele, die hier angeführt wurden, sprechen allerdings nicht sehr für die Wirksamkeit des Bajonetts. Die Fälle, welche dabei hauptsächlich zur Sprache kamen, sind folgende: Vor Abukir wurden im Jahre 1807 die Reihen der englischen Infanterie durch albanesisches Lumpengesindel (albanian rabble) durchbrochen, was auch den Franzosen fast auf derselben Stelle passirt seyn soll, wo dann Murat das Gefecht mit der Reiterei wieder herstellte. Ein zweiter Fall ereignete sich gegen die Dschowasmi-Araber am persischen Meerbusen, wo fünfhundert Araber gegen eine eben so starke oder noch stärkere Anzahl Engländer und Sipahis mit dem Säbel in der Faust vorbrachen und über zweihundert davon niederhieben; erst nachdem bedeutende Verstärkung herbeigeholt war, brachte man die Araber zum Weichen. Am härtesten in dieser Beziehung scheint es den Engländern und namentlich ihren Sipahis im Kriege gegen die Nepalesen ergangen zu seyn, die an Tapferkeit, Ausdauer und, fast hätten wir gesagt, auch an Disciplin den Engländern nichts nachgaben. Diese Nepalesen führten kurze, schwere Schwerter, parirten die Bajonettstöße mit einem Gegenhieb, und streckten ihre Gegner dann durch einen Stoß nieder; es sollen ganze Compagnien der Engländer auf diese Weise gefallen seyn. Noch in den letzten Kämpfen in Afghanistan und gegen den Nawab von Kurnul haben sich ähnliche Fälle, wenn auch in geringerem Umfang ergeben. Bei der Erstürmung von Ghisni hatte der Oberbefehlshaber Sir John Keane den Stürmenden die Patrontaschen abnehmen lassen, damit sie ja nicht in Versuchung kämen, zu feuern, und somit im Sturme innezuhalten; sie erfuhren keinen eigentlich combinirten Widerstand, aber als sie schon in der Veste waren, brach ein kleiner Haufe auf die eine englische Colonne ein, und über hundert Engländer wurden entweder ganz niedergehauen, oder erhielten schwere Säbelwunden.*) Ein gleicher Fall ergab sich in dem Gefechte gegen die Rohilla-Afghanen im Dienste des Nabob

*) Der Offizier, der diesen Fall anführt (s. Naval and Military Gazette vom 4 Jan. d. J.), benutzt denselben namentlich, um auf die von vielen noch geläugnete Nothwendigkeit des Bajonettfechtens aufmerksam zu machen.

Digitized by Google

von Kurnul (s. Nr. 5 von d. J.). Zwei europäische und vier oder fünf Sipahicompagnien drangen auf 300 Mobillas mit gefälltem Bajonett ein: nur fünf derselben warteten den Stoß dieser überlegenen, wohlgeordneten Macht ab, aber diese fünf hieben mehr als zwanzig Engländer (nicht Sipahis) nieder, ehe sie selbst durch Bajonettstöße fielen. Man ersieht aus diesen Fällen, daß die englischen Truppen, wenn auch der Krieg nicht politisch bedeutend ist, doch oft gar harte Arbeit finden.

Solche und ähnliche Vorfälle haben den Glauben an die große Wirksamkeit des Bajonetts nicht nur bei einzelnen, sondern auch bei den Oberbefehlshabern erschüttert. Wir wollen hier nicht auf die Vorschläge Mitchells eingehen, der eben so fanatisch das Bajonett haßt, wie Bülow, und überdieß nur seine Privatansicht ausspricht.*) Wichtiger ist aber, daß solche Ideen auch schon bei den höhern Militärbehörden Eingang fanden, und daß ein englischer Officier, Namens de Berenger, nicht bloß seine Ansichten über eine veränderte Bewaffnung dem Herzoge von Wellington auseinanderzusetzen aufgefordert, sondern auch veranlaßt wurde, der Regierung Pläne darüber einzureichen. Das Wichtigste daraus ist, daß die Infanterie wieder in Pikeniere und Musketiere oder Schützen eingetheilt, und erstere ins dritte Glied gestellt werden sollen. Ja der Verfasser schien nicht abgeneigt, der Infanterie ein leichtes Gewehr und eine Lanze zu geben, die Regierung aber hat bis jetzt noch nicht räthlich gefunden, auf eine so bedeutende Aenderung einzugehen.

Diese Vorschläge, woran allerdings nichts Neues ist, als daß auch Regierungen ihnen allmählich ihr Ohr leihen, sind besonders in zweierlei Beziehung interessant: erstens sind sie ein Beweis, wie man fühlt, daß die nächsten Kriege, wie schon die der Jahre 1813 bis 1815 bewiesen haben, einen ernstern Charakter als bisher annehmen, und daß es in größerem Umfange, wie bisher, zum Kampfe Mann gegen Mann kommen werde; und zweitens, daß dann jedes Volk im Kriege wieder mehr seinem Nationalcharakter folgen wird, während man seit Ludwig XIV und Friedrich dem Großen in ganz Europa alle Kriegseinrichtungen möglichst auf einerlei Fuß einzurichten bemüht war, und zwar gerade in den Punkten, wo die verschiedene Nationalität die größten Verschiedenheiten hätte erzeugen sollen.

*) Man findet sie im United service Journal, 1834 Julisheft.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Fortsetzung.)

1. Bayonne und das biscayische Meer.

Der Weg von Bordeaux nach Bayonne wird, sobald die reichen Auen und Rebengelände der Gironde aus den Augen rücken, sehr einförmig. Ehe man noch in das Departement „des Landes" eingeht, befindet man sich bereits auf dem weißen Sandboden dieses Landes. Die Gegend ist eben, nur von niedrigen Sandhügeln durchzogen, die sich östlich mehr und mehr erheben. Ihr hauptsächlicher Reichthum besteht in Nadelholzwaldungen. Man spricht von der Anlage mehrerer Canäle, besonders zur Verbindung dieses Departements mit der Garonne, woraus sich, schon bloß in Bezug auf Holzhandel und bessere Waldcultur, große Vortheile für das Land ergeben würden. Hier halten sich noch unversehrt die meisten und größten Wälder von Frankreich. Die breite Chaussee durchschneidet diese in fast schnurgerader Linie. Mich langweilte der Weg, auf dem wir zwei Tage und eine Nacht gleichmäßig hinfuhren, ich hätte die Räder beschwingen mögen. Je näher ich dem Kriegsschauplatze kam, desto größer wurde meine Ungeduld. In Hoffnungen konnte ich mich wiegen während der müßigen Zeit, und wahrlich sie übertrafen mitunter noch die in den Briefen ausgesprochenen, welche mir der spanische Gesandte beim französischen Hofe an mehrere Generale und Minister der Königin Regentin mitgegeben hatte. Die Einförmigkeit der Gegend verlor sich jedoch, sobald erst in weiter Ferne die vordere Reihe der niedern Pyrenäen in violettduftigem Umriß sichtbar wurde. Immer großartiger entwickelten sich die Formen der Berge, bis wir ins Thal des Adour und in die offene Stadt Bayonne einfuhren.

Sogleich nach unserer Ankunft begab ich mich zum spanischen Consul in Bayonne, und überreichte ihm einen Brief vom Grafen C . . . . . Mein Paß wurde dem darin enthaltenen Befehle gemäß in Ordnung gebracht und nach Pamplona visirt; meine Abreise verzögerte sich aber um einige Tage. Da die große Straße von Bayonne nach Pamplona über Tolosa ganz in den Händen der Carlisten war, so mußte ich den Umweg über St. Jean Pied de Port und den dortigen Paß der Pyrenäen nehmen. Von Bayonne geht aber nur zweimal wöchentlich die Post nach St. Jean Pied de Port ab, und von hier aus kann man nur zu Fuß oder zu Esel weiter. Der spanische Consul rieth mir, gleich von Bayonne aus mit Eseltreibern weiter zu reisen, die in einigen Tagen nach Pamplona abgehen würden, und denen man sich bei der Unsicherheit der Wege noch am meisten anvertrauen könnte. Ich traf dann mit diesen das Uebereinkommen, daß ein Esel meine Sachen, ein anderer meine Person tragen solle, wofür ich 50 Franken bezahlen mußte; dabei wurde mir versprochen, daß wir in vier Tagereisen Pamplona erreichen würden. Nachdem ich so meine Geschäfte geordnet hatte, wobei ich von neuem erfahren mußte, daß Preußen bei den Romanen im Verdachte großen Absolutismus steht, überließ ich mich der Betrachtung von Stadt und Umgegend.

Bayonne liegt recht anmuthig am Einflusse der Nive in den Adour, der eine Stunde weiter abwärts sich in den biscayschen Meerbusen ergießt; diese ganze Strecke des Flusses bildet gleichsam den Hafen der Stadt, die einen nicht unbeträchtlichen Handel treibt. Etwa eine halbe Stunde südlich und östlich von ihr erhebt sich der Boden zu einer ersten Bergreihe, über welche sich in der Ferne immer höhere Ketten aufthürmen, was der ganzen Gegend Reiz und Hoheit verleiht. Die Stadt ist alterthümlich gebaut, etwas hügelig, hat enge, krumme, lebhafte Gassen, mehrere Brücken, einige recht artige Plätze und einen prächtigen, doch etwas finstern, gothischen Dom, mit angebauten, weitläufigen Bogengängen; sie ist be-

festigt, jedoch nur durch einige an passenden Punkten angelegte Forts, nicht durch eigentliche Wallumgürtungen, Enceinten. Das Leben auf den Straßen gleicht dem aller südfranzösischen Städte. Die Gascogner sind ein gutmüthiges Volk. Ihre breite Aussprache reizt die Pariser zum Lachen. Sie dehnen und ziehen die Wörter in die Länge, schnattern aber auch nicht durch die Nase, und verschlucken kein stummes e. Diese Aussprache des Französischen, die sich im Ton dem Spanischen nähert, beginnt bereits bei Bordeaux, und nimmt nach Süden in dieser Art immer mehr zu; ja man hört im Munde des Landvolks hier rein spanische Wörter, selbst Sätze. Im Nordosten Frankreichs wird überhaupt am schnellsten gesprochen, man liebt dort, die Wörter zusammenzuziehen und die Töne abzukürzen; im südwestlichen Eck von Frankreich hingegen dehnt und zieht man Wörter und Ton am breitesten auseinander. Das sind die beiden am meisten entgegengesetzten Pole des Landes. Man findet in vielen Ländern diese Verschiedenheit in der Aussprache zwischen dem Süden und Norden wieder, was mit deren Charakter im Allgemeinen keineswegs übereinzustimmen scheint.

Die Gascogner, wie gutmüthig auch, sind doch ein tapferes und tüchtiges Volk, und verdienen gewiß nicht den Spott der Hauptstadt. Wie hartnäckig vertheidigten sie ehemals ihre alten Freiheiten, ihre Kirche und Religion gegen das ganze Königreich! Die Gascogner waren im alten Frankreich die besten, tapfersten Fußtruppen, ja die französischen Könige bedienten sich ihrer, außer Schweizern und deutschen Lanzenknechten, fast ausschließlich in den Regimentern zu Fuß. Damals galt die französische Gendarmerie, die nur aus Adel bestand, für die vorzüglichste in Europa, ihre Infanterie hingegen, die eben durch den Adel erniedrigt und verdorben worden war, für die schlechteste in der Welt — heute findet das umgekehrte Verhältniß zwischen beiden Waffen in Frankreich statt. Macchiavel, der sich besser als einer seiner Zeitgenossen auf die Kriegskunst verstand, bemerkt: man müsse die Gascogner in jenem Urtheil ausnehmen, sie seyen braver als die übrige französische Infanterie, „weil sie, Nachbarn der Spanier, etwas von deren Naturell hätten." Doch seitdem Franz I statt der Miethtruppen eine Nationalinfanterie errichtete, erwarb diese auch ein größeres Ansehen, und wurde die französische Macht furchtbarer.

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Fortsetzung.)

Eben so wie sich die Sitten der französischen Provinzen ändern und mildern, je mehr sie sich der Hauptstadt nähern, eben so wirkt die Nähe von Paris auch auf die Sitten der französischen Engländer. Versailles, diese großartige Schöpfung Ludwigs XIV, ist wohl die Stadt, die im Verhältniß am meisten Engländer in sich schließt. Die Volkszählungen der Jahre 1815 bis 1820 zeigen, daß mehr als 5000 Engländer sich nach dem Friedensschlusse dort niedergelassen hatten. Versailles ist für die in Frankreich ansässigen Engländer der Vereinspunkt, die Zwischenstation zwischen Paris und den Provinzen. Es sind mancherlei Ursachen, die dazu beitragen, die Engländer in dieser Stadt festzuhalten. Die Bequemlichkeit des Aufenthaltes, seine breiten, geräumigen Straßen, durch welche die Luft ungehindert wie auf freiem Felde hinzieht, die Schönheit seiner Umgebungen, der Gegend, des großen und kleinen Parkes, endlich der jetzige Bestand der Stadt selbst, der bei seiner gegenwärtigen Verödung dem Mittelstande selbst große palastartige Hotels bietet. Unsere bekannte Vorliebe für Rasenbänke, Baumgänge und Grasplätze findet in den Gärten dieser prachtvollen Residenz volle Befriedigung. Die Feinde des jetzigen Geschmackes in Gartenanlagen, diejenigen, die selbst noch zwischen Bäumen und Gebüsch nach dem Stempel vergangener Jahre nach erloschenem Glanze suchen, freuen sich unter diesen Laubsäulen, die man wohl mit grün gefärbter Schreinerarbeit vergleichen könnte, den Geschmack aus den Zeiten des Königs Wilhelm, und die berühmten Rasenplätze von Kensington wiederzufinden, die auch von Le Notre, dem Schöpfer dieser symmetrischen Wunder, entworfen wurden. Der Spleenjüchtige irrt gern einsam in diesen Gebüschen und endlosen Labyrinthen umher. Die Gesundheitslehre selbst möchte ihren Gewinn in diesen Spaziergängen finden, die überall von Rückerinnerungen und Träumereien durchflochten sind. Vielleicht nur hier in diesen künstlichen Anlagen trifft man die wahre Nachahmung der englischen Rasenplätze, so dicht, so beschnitten, wie es die Sitte des vorigen Jahrhunderts verlangte, und deren schönes Grün die Bewunderung des französischen Malers Latour erregte. Nirgends trifft man da das Unangenehme der nach jetziger Art angelegten Rasen, die oft keinen andern Zweck zu haben scheinen, als den, eine ewige Feuchtigkeit zu unterhalten, nirgends läuft man Gefahr, mit eben so nassen Füßen heimzukehren, als ob man einen Morgen auf der Sumpfjagd zugebracht hätte, wie man es in den meisten der modernen englischen Anlagen jetzt trifft.

Die Spaziergänge, die Jagd, die Waffenübungen und der Gartenbau sind die Hauptbeschäftigungen der Engländer, die in Versailles wohnen. Man trifft selten andere Personen unter ihnen dort, als solche, die, von Berufsgeschäften frei, nichts suchen, als die Vortheile eines bequemen Aufenthaltes zu genießen. Man sieht die Engländer auch in Versailles mehr als in irgend einer andern Stadt sich mit den Eingebornen vermischen. Man trifft sie dort in fast allen Gesellschaften, ihre Lebensweise ist minder abgeschlossen und vereinzelt, als in den übrigen Provinzen, ja viele haben durch einen mehr als zwanzigjährigen Aufenthalt daselbst ihre eigentliche Natur ganz abgelegt. Es sind zwei englische Kirchen in Versailles, die in der Mitte der Stadt liegen, und hinlänglich Zeichen für die Gewissensfreiheit geben, die dort herrscht. Drei englische Aerzte waren vor einigen Jahren eigens mit der Behandlung der Engländer beschäftigt, demzufolge man auch in mehrern Quartieren von Genf, Neapel und Florenz englische Aerzte trifft. Versailles ist somit mehr als irgend ein anderer Ort „die Stadt der Engländer" zu nennen, obgleich nicht die Vornehmsten dort weilen, sondern solche, die im Durchschnitt selten einen behaglichen Mittelstand überschreiten. Man sieht gern mitten in diesen ungeheuren Anlagen, diesen symmetrischen Baumgängen jene Familien mit ihren ruhigen von Gesundheit strahlenden Gesichtern, deren friedliches Aeußere sich so gut zu dem Anblick einer Stadt paßt, die schon seit lange der Sitz der Ruhe geworden ist. Die Engländerinnen in Versailles sind fast alle schön, oder gelten wenigstens dafür. Man will bemerkt haben,

Digitized by Google

daß eine scharfe, etwas feuchte Luft den Engländerinnen sehr zuträglich ist, und dazu beiträgt, ihnen diese frische Farbe, diese zarte, klare Röthe zu erhalten, die der hauptsächlichste Reiz unserer Kinder und jungen Mädchen ist. Die englische Sprache ist in Versailles ziemlich verbreitet, da die Bewohner dort mehr als an andern Orten Zeit und Muße haben, sich den Studien hinzugeben. Die Versailler sind selbst in mehr als einem Punkte Engländer zu nennen, so sehr haben sie sich instinctartig unsern Gebräuchen und Gewohnheiten angeschlossen. Sie lieben, wie wir, die Ruhe und Gleichförmigkeit eines geregelten Lebens; die stillen Abende, das Klima, die Gegend, überhaupt der ganze dortige Zustand mußten jene stille Verwandtschaft von Rückerinnerungen und Klagen zwischen den Bewohnern einer ihres Glanzes beraubten Stadt und dieser Colonie von Verbannten schließen.

Um den Engländer in Frankreich — oder um mich eines Wortes zu bedienen, das ich wohl der Sprache einverleiben möchte, um den Anglo-Franzosen — kennen zu lernen, muß man seine Beobachtungen nicht in der Provinz, nicht in dieser oder jener Stadt, die sich mehr oder minder in ihren Sitten und Gebräuchen der Hauptstadt nähert, machen, sondern man muß nach Paris selbst sein Fernrohr richten, nach diesem großen Mittelpunkte, der, wie London, vollständig die Sitten und Gebräuche eines Volkes oder vielmehr von tausend Völkern durch die Macht seiner Verbindungen in sich vereint. In Paris ist der Engländer überall, aber er wohnt nicht überall. Auf dem linken Ufer der Seine zum Beispiel, in der Vorstadt St. Germain, wohnt nur eine sehr geringe Zahl Engländer, eben so in dem Marais, der Cité, auf dem Kai und den andern Stadttheilen von Paris wohnen sie nur, wenn sie die Nothwendigkeit oder die Ausübung irgend eines Gewerbes dazu zwingt. Die Engländer haben in Paris ihr besonderes Stadtviertel, wie die Juden in Amsterdam, aber der Unterschied zwischen beiden ist groß, und mag wohl deutlich die Scheidelinie zwischen beiden Völkern zeigen. — Ich weiß nicht, ob Sie den Stadttheil gesehen haben, welchen man in Amsterdam „das Judenviertel“ nennt: Unsauberkeit, stinkender Schmutz, bis zum Ungesunden gesteigert, starrt ekelerregend überall einem entgegen, und macht einen solchen Gesammteindruck, daß es unmöglich ist, ihn zu beschreiben, um so mehr, da er in so scharfem Gegensatz mit den übrigen Theilen der Stadt steht, in welchen überall die allbekannte Reinlichkeit der Holländer, die bis ins Ermüdende geht, in ihrem vollen Glanze sich zeigt. Vergleichen wir diese schwarzen mit Rauch und Staub überzogenen Häuser, die überall mit Wäsche und Lumpen umspannt sind, mit den Häusern der Keysers-Gracht, deren Außenseite mit Oel gemalt und mit Firniß überzogen ist, wo die hellen Spiegelscheiben und grünen Jalousien so freundlich uns entgegenglänzen, und die täglich vom Giebel bis zur Schwelle mit mehr als einem Wasser abgewaschen werden, und man hat einen ungefähren Begriff von dem Unterschiede zwischen dem wesentlich reichen und fashionablen Quartier der Engländer zu Paris, und dem oder jenem andern Theile der Stadt, welcher ausschließlich der Industrie oder dem Handel der Franzosen gewidmet ist.

Es ist gewiß, daß unsere Landsleute in jedem Lande, wo sie sind, den Straßen, die sie bewohnen, oder ihren Lieblingsplätzen, den Stempel von Ordnung und Regelmäßigkeit aufdrücken, der unsere Gebräuche auszeichnet. Die Aristokratie der Anglo-Franzosen hat einen großen Theil der neuen Gebäude angekauft, die an die Tuilerien angränzen, und wo fast jede der großen, schönen Straßen, in denen ein großer Theil der Paläste ersten Ranges sich befindet, mit dem Namen irgend eines Sieges geschmückt ist. Sie ergießt sich nur schwach in die Chaussée d'Antin, breitet sich aber in den Hauptstraßen der Faubourg Saint-Honoré aus, wo die Gesandten und Consuln wohnen, und endlich ist sie in dem ganzen Viertel der Champs-Elysées die wirklich vorherrschende Bevölkerung, denn die Anglo-Franzosen sind es, durch welche dieses sonst so vernachlässigte Quartier jetzt das Eigenthum von Leuten mit glänzendem Vermögen wurde. Wenn man von dem Triumphbogen de l'Etoile ausgeht, so sind die vorzüglichsten Gebäude alle von Engländern bewohnt, welche in den schönen Wintertagen ganze Züge von Spaziergängern und Reitern bilden, deren gedrängter Strom an den Arkaden von Rivoli und in der Umgegend des Palais Royal ausläuft, eine ungeheure Strecke, welche man als das Gebiet der englischen Invasion bezeichnen kann. Die Champs-Elysées sind die vorzüglichsten Spaziergänge der Familien; die Gesichter, denen man begegnet, sind gewöhnlich blühend und ruhig, ihre Anzüge einfach, ihr Gang bescheiden. Nähert man sich aber mehr dem Mittelpunkte der Stadt, so verändert sich allmählich Gesicht und Kleidung, die Röcke kürzen sich ab und ziehen sich an den Hüften hin, die Gesichtszüge werden zusammengeschrumpft, die Augenbrauen sind zusammengezogen, der Gang ist steif und gezwungen, kurz Alles unterscheidet jene, die gern die Ruhe und den Genuß der freien Luft suchen von diesen, welche ihr Leben in den künstlichen Freuden hinbringen, welche die Lust zu glänzen erzeugt. Bald sieht man sich diesen englischen Carricaturen gegenüber, diesen geputzten leidenlahmen Marionetten, die possierlich eingehüllt sich so gefliffentlich lächerlich und abgeschmackt zeigen, und von denen es einem wahrhaftig schwer werden sollte, anzugeben, welcher Theil des gebildeten Englands die Ehre ansprechen könnte, sie hervorgebracht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Riesenhafte Vegetabilien. Die Verbesserung der Hornvieh- und Schafzucht ist durch das Kreuzen der Racen in England sehr befördert worden; aber die Fortschritte, die man innerhalb weniger Jahre in den Vegetabilien gemacht hat, sind wahrhaft erstaunlich. In dem Conservatory auf dem Coventgardenmarkt hat man am Ende vorigen Jahres Vegetabilien von außerordentlicher Größe zur Schau gestellt. Unter diesen sind Futterrüben (turaips) so groß wie die größten weißen Kohlrüben (cabbage); rothe, weiße und gelbe Möhren (carrots) so dick wie ein Mannsschenkel, und alle von vortrefflicher Qualität. Sorgfalt und Geschicklichkeit thun Wunder. Eine Lattichart aus der Insel Cos im griechischen Archipel ist in England zu weit größerer Vollkommenheit gediehen, kurz jedes Jahr zeigt im Gartenbau rasche und große Fortschritte. (London Journal.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 8 u. 9** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Eine polnische Familie.** Danischer Roman von C. Hauch. — **Thomas Moore.** (Forts.) — **Die Frauen von England.** Von Mrs. Ellis.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.)

Digitized by Google

Nr. 23.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Januar 1840.

Ein Besuch bei den Kalmüken in Tjumenewka.

(Aus der nordischen Biene vom 21 Dec.)

Tjumenewka liegt auf der östlichen oder Wiesenseite der Wolga, 75 Werste von Astrachan, und gehört dem Herrn des chotoussowischen Uluß (Kalmükenstamms), dem Obersten Fürst Serder-Tschab Tjumenew und seinen Brüdern. Der lange Aufenthalt dieses Gutsbesitzers im Auslande zur Zeit des französischen Feldzugs und sein häufiger Verkehr mit Russen gaben ihm Gelegenheit, den Gang einer wohlgeordneten europäischen Landwirthschaft kennen zu lernen, und die Vortheile davon den ihm unterworfenen Kalmüken zuzuwenden. Er begriff ganz seine Stellung und ihre Pflichten, trug als ein sorgsamer Wirth stete Sorge um die Verbesserung seines Eigenthums, um unter dem Beistande der Regierung sein halbwildes Volk nach Möglichkeit auf eine gewisse Stufe von Civilisation zu heben. Er hat auf seinem Dorfe ein schönes Haus, einen Garten, viele Wirthschaftsgebäude, und lebt auf europäische Weise; sein Uluß *) ist angesiedelt, und unter dem Volke herrscht Arbeitsamkeit und Wohlstand — Eigenschaften, durch welche sich dieser Uluß vor den andern vorzugsweise auszeichnet. Unter den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft beschäftigt sich Fürst Tjumenew namentlich auch mit der Pferdezucht, und hat in dieser Beziehung schon die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen, der ihm im Jahre 1838 zur Verbesserung seines Gestüts drei Hengste von arabischer und englischer Race geschenkt hat.

Es vergeht kein Jahr, wo nicht Fürst Tjumenew zur Aufmunterung seiner Kalmüken im August oder September ein Pferderennen anordnete, wozu er stets den Kriegsbefehlshaber des Gouvernements, so wie eine Anzahl der angesehensten Personen beiderlei Geschlechts einladet. Dieß Jahr fand das Wettrennen im Ausgange Augusts statt. Außer dem Kriegsgouverneur Temirásew wurde der Procurator des kasan'schen Unterrichtskreises, der Geheimerath Mussin-Puschkin, der Ataman des astrachanischen Kosakenheeres und mehrere andere Personen von Rang eingeladen.

Der Wirth empfing seine Gäste Abends; die Nacht war der Ruhe gewidmet, und der Morgen des anbrechenden Tages begann damit, daß man um neun Uhr in den kalmükischen Churul (Tempel), wo Gottesdienst gehalten wurde, und von da zum Wettrennen ging.

Beim Eintritt in den Tempel, gerade vorwärts an der der Thüre gegenüber stehenden Mauer, zeigte sich auf einer Erhöhung der Altar, auf der Flur eine Reihe Gelungs (Geistliche) nebst der ganzen zum Gottesdienste gehörigen Kleresey. Auf der Erhöhung und dem Altare standen vergoldete Götzenbilder von geringer Größe, welche die Burchane darstellstellten, und kleine, silberne Schalen mit Reis, trockenen Früchten, Weizen u. dergl. In der Mitte befand sich ein vasenartiges Gefäß mit dem geweihten Wasser, Arschan, und an den Wänden waren chinesische Gemälde, Abbildungen der Burchane, aufgehängt. Die Gelungs, Gezuls (Diener des Glaubens), Manschi (Lehrlinge des Glaubens), und wie die verschiedenen Classen von Geistlichen alle heißen, im Ganzen zwanzig an der Zahl, in gelber Kleidung mit dem rothen Bande (orkimdschi) über der Schulter *) saßen auf dem Boden in der ganzen Länge des Saales einer dem andern gegenüber, nach der Ordnung des Alters. Ihre Köpfe waren mit Binden aus schwarzem Sammet mit den Abbildungen der fünf Burchane, und schwarzen, fliegenden Zöpfen aus Seide geschmückt. Der Gottesdienst wurde in tunguſischer Sprache gehalten, und bestand aus Gesang und Musik. Kupferne Schüsseln vom größten Maaßstabe (Zang), Pauken (Kailscherge), Glöckchen (choncho), Pfeifen nach Art der Hoboen (bischkür), sowohl kleine (gandama) als große von 6—7 Fuß (bürm), große Seemuscheln (dung) bildeten die geistlichen Instrumente, und alles dieß, gemischt mit dem bald raschen, bald gedehnten Gesang erklang so laut und erzeugte eine so wilde, entsetzliche Musik, daß sie beim ersten Mal die Seele unwillkürlich mit

*) Die Ulusse zerfallen in Chotone, und ein Choton besteht aus 15 und mehr Kibitken. Die Chotone eines und desselben Uluß können in der Steppe auf einer Strecke von 2 bis 200 Werſten zerstreut seyn. Der Aufenthaltsort des Fürsten heißt das Zelt (orga).

*) Roth und Gelb sind bei den Kalmüken die Zeichen der Heiligkeit, und darum trägt die Geistlichkeit durchaus keine anderen Farben.

Digitized by Google

Schrecken erfüllt und das ungewohnte europäische Ohr zerreißt. Der Gottesdienst dauerte eine Stunde. Auf die feierlichen Jahresfeste der Geistlichkeit strömt eine weit größere Zahl, manchmal gegen 300 *) zusammen, und der Klang ihrer Hymnen ist dann oft, wie man sagt, auf eine bedeutende Entfernung vernehmbar.

Der Gottesdienst fand in einem hölzernen Churul statt. Zehn Klafter davon stand ein anderer, neugebauter, aus Stein von chinesischer Architektur; **) auf den Seiten stoßen zwei Porticos daran, und jeder derselben endet mit einem Thurm, von dem aus man das Zeichen zum Gottesdienst gibt, und zwar mit denselben Instrumenten, die man innen im Tempel anwendet. Bei großen Festen findet dieß am Abend zuvor statt. Von außen stellt das Gebäude einen Halbkreis dar.

Von da begab man sich an die Ufer der Wolga, wo das Rennen gehalten werden sollte. Die Kalmüken und das russische gemeine Volk hatten sich schon in der Nähe des Circus gesammelt, und die geladenen Zuschauer nahmen Platz in einem besonders für sie hergerichteten Zelte. Der Circus hatte 4 Werste und 20 Klafter und mußte achtmal umritten werden. Das Zeichen wurde gegeben und 50 Renner, die nur mit dem ärmlichen Steppenfutter genährt waren, rannten mit den halbwilden Kalmükenjungen dahin. Der erste Umkreis wurde in 8½ Minuten zurückgelegt, der zweite in 9, der dritte in 8¾, der vierte in 8½, der fünfte in 8, der sechste in 7½, der siebente in 7¾, der achte in 5¾ Minuten, die 32 Werste und 160 Klafter also in 65 Minuten. Die Preise bestanden in Kamelen, Pferden, Tuchröcken u. dergl.

So gehorsam die abgerichteten Kalmükenpferde sind, so wild und unbändig sind die aus den Heerden, die noch nicht geritten wurden. Es braucht mehrere Menschen, um das mit der Schlinge aus der Heerde herausgefangene Thier zu halten, oder niederzuwerfen; anders kann man nicht hinaufkommen. Die Gewandtheit der Kalmüken dabei ist staunenswerth: ein Junge von vierzehn Jahren wirft sich auf ein solches Pferd, und jagt damit in der Nähe herum. Ist es noch wild und ungezähmt, so schlägt es mit Wuth aus, springt nach verschiedenen Seiten, fällt nieder, nur um den kaltblütigen Reiter abzuwerfen, aber er sitzt fest und unerschütterlich, reitet fort ohne besonderes Ziel, und hält sich nur an der Mähne. Manchmal hält ein solcher Junge die Probe nicht aus; er fällt herunter, oder bleibt sitzen, als wäre er hinaufgewachsen, und verschwindet aus dem Gesichte; dann jagt ihm ein anderer erfahrener Reiter auf einem gesattelten Pferde nach, erfaßt den Kraftlosen und kehrt mit ihm zu den Zuschauern zurück. Solche Reiterstücke wiederholen sich öfters.

Dem Aeußern nach sind die Kalmükenpferde nicht schön, und etwas derber gebaut, als die Kirgisenpferde. Ihre Hauptvorzüge sind Leichtigkeit, fester Knochenbau und ungewöhnliche Schnelle. Zum Reiten taugen sie, wie alle Steppenpferde, besser als zum Zug, und man kann hundert Werste mit ihnen ohne anzuhalten zurücklegen. Ihr gewöhnliches Futter ist das Steppengras.

(Schluß folgt.)

*) Die Zahl der Geistlichkeit hat in allen Ulussen abgenommen. Sie war durch ihren Einfluß auf die Gemüther und die bedeutenden Unterhaltsmittel, derer sie bedurfte, dem Volke sehr lästig. Vor einiger Zeit noch zählte man 4477 Geistliche und 118 Churuls; jetzt nur noch 2227 Geistliche und 42 Churuls.

**) Dieß ist der einzige im ganzen Gouvernement Astrachan; hölzerne gibt es noch 7, Capellen 2, die übrigen sind Kibitken.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

1. Bayonne und das biscayische Meer.

(Fortsetzung.)

Die Kaffeehäuser in Bayonne fand ich mit schweigsamen, spanischen Flüchtlingen angefüllt — in Stadt und Umgegend sollten deren an 12,000 sich aufhalten aus beiden kriegführenden Parteien. Es sind ruheliebende oder furchtsame Leute, doch auch Liberale aus den baskischen Provinzen, die sich nur zurückgezogen haben, weil sie gegen ihre Landsleute nicht fechten wollen. Discussionen und Intriguen haben auch im Ausland ihren Fortgang. Es ist wohl nicht zu billigen, daß Bürger bei drohender Gefahr das Vaterland verlassen. Das spanische Volk, vom Auslande nichts Gutes erwartend, verfolgt die Emigranten mit Spott und Haß. Diese führen, mit geringen Ausnahmen, ein faules, unsittliches Leben, und kehren nur zu oft mit fremden Sitten und Ideen blasirt in die Heimath zurück. Theater und Kaffeehäuser zu besuchen, Maitressen zu unterhalten — darin besteht ihre Hauptbeschäftigung. Ich erhielt Beweise davon. Am Abend begegneten mir auf der Straße mehrere junge Dirnen, die mich um Erlaubniß baten, mir Gesellschaft leisten zu dürfen, und abgewiesen, sich mit den Worten entfernten: Ah, Monsieur, vous n'êtes pas Espagnol! Einmal erkundigte ich mich am hellen Tage, da ich mich nicht zurecht finden konnte, bei einem schlankgewachsenen, hübschen Mädchen nach der Straße meines Gasthofes. Das Mädchen gab mir Auskunft, und fügte sodann hinzu: „Wenn Sie die Straßen noch nicht kennen, so werden Sie sich auch erst seit kurzem hier aufhalten?" „Richtig geschlossen, Mamsell!" „Sie kommen also eben aus Spanien hier an?" „Zu dienen, Mamsell!" „Und Sie werden in Bayonne bleiben?" „Nicht anders, meine Schöne!" „Ah, da dürfte ich mir ja Glück wünschen zu der neuen Bekanntschaft?" „Und dürfte ich auf nähere hoffen?" „Welche Frage? Sie sind ein junger Mann, und ich ein junges Mädchen — wir könnten uns viel seyn — sehen Sie mich recht an, gefalle ich Ihnen?" „Kindische Frage, haben Ihnen das nicht meine Augen schon längst gesagt?" „Wenn Sie auch nur nicht gar zu jalour seyn möchten — die Spanier sind in dem Punkte vilain!" „In dem Punkte nun bin ich am wenigsten Spanier!" „Ich glaube Ihnen gern, denn Ihr Gesicht, Ihre Augen und Haare gleichen sogar nicht denen der übrigen Spanier; aber, Monsieur, vous êtes un rico hombre?" „Kein Edelmann, aber reich, wie ein Crösus." „Das ist herrlich — diesen Abend erwarte ich Sie dort . . . . . Leben Sie wohl, aber gewiß kommen Sie — ein heißglühendes Herz schlägt Ihnen entgegen — — — Je suis éprise d'amour pour vous — "

Ich benutzte meine Muße, dem Gestade des atlantischen Meeres, das ich noch nie gesehen hatte, einen Besuch abzustatten.

Bei Tagesanbruch wanderte ich einsam dahin, den sandigen Ufern des Adour entlang, die jedoch von Bayonne bis zum Meere dauernd mit Mauern eingeschlossen sind, welche nur durch quer ins Land gehende Docken zur Aufnahme und Reparirung von Schiffen unterbrochen werden. Sie bilden den bequemsten, reinsten Trottoir für die Spaziergänger. Häufig führen Treppen auf das Wasser hinab, um mit den vielen Schiffen, welche den bis Bayonne hinauf sehr breiten, mächtigen und nur bis da schiffbaren Strom bedecken, communiciren zu können. Umher schillern weiße Sandhügel zwischen dunkeln Tannenwaldungen hervor, die namentlich das linke Ufer parkartig bedecken; in der Linken zwischen Wald und Sand, auch auf den Höhen, stehen eine Menge einzelner Häuser, im blendend weißem Anstrich schimmernd. Auf dem Adour bewegen sich stolze Seeroße mit ihren hohen Masten und glänzenden Segeln, und wehen die Flaggen vieler Nationen. Südlich sieht man die hohen Gebirgsketten vom Osten, so weit das Auge sie verfolgen kann, nach Westen streichen, der schon spanischen Küste entlang. Aus der Ferne hört man, ehe das Meer noch zu erblicken ist, dessen unaufhörlich donnerndes Getöse, das immer lauter, gewaltiger, die Natur beherrschender wird. Mit klopfendem Herzen beeilte ich meinen Schritt — schon unterschied ich aufsprihenden, weißgekräuselten Schaum auf dem Rücken der Wellen über die niedern Sandhügel weg, schon sah ich weiter an dem Klippengestade von Guipuzcoa den Schaum des Meeres thurmhoch hinanschlagen, endlich lag — da ich der letzten Krümmung des Flusses nicht folgen mochte und eine Düne hinanlief — endlich lag das Meer vor mir ausgebreitet in seiner ganzen Urgröße, in seiner erhabenen und erschütternden Gewalt. Ich stand festgebannt, staunend wie vor einer neuen Schöpfung, vor einer unbekannten, geheimnißvollen Welt, deren gewaltige Sprache mich umrollte. Nie machte irgend ein Naturschauspiel einen solchen Eindruck auf mich, als da ich an der Mündung des Adour über den Golf der Gascogne und den weiten Meerbusen von Biscaya hinschaute. Auch an den preußischen Küsten sieht man das Meer, und von den holländischen Dünen bei Scheveningen oder Haarlem herab hat man einen großartigen, mitunter stürmisch bewegten Anblick; aber das ist doch nicht das nie ruhende Weltmeer, der unaufhörlich auch bei windstiller Luft von gigantischen Wellen aufgewühlte, hinbrausende und schäumende, an den Küsten sich stets zerschlagende und donnernde Ocean. Das Brechen der hohen Wellen gegen die Küste und gegen sich selbst bildet einen leuchtenden Schaum, den man weiter als das Meer selbst schimmernd aufsprihen sieht. Herrlich ist das sich westlich hinerstreckende Klippengestade der baskischen Provinzen zu schauen, ohne Ruhe kämpfen die Wellen gewaltsam gegen dasselbe an, denn

„winds are rude in Biscay's sleepless bay."

Hohe, farbenreich umduftete Gebirgszüge, gegen deren unerschütterliche Felsabhänge die ungeheuren Schaummassen der Brandung in lieblicher Strahlenbrechung hinaufschlagen, schließen die Bay dort amphitheatralisch ein. Es ist überaus großartig und erhaben: im Angesichte einer ruhigen, festen Kette von Hochgebirgen, das weite, bewegte, brandende Meer!

Es war Fluth, vor mir züngelten die Wellen mit regelmäßigem Schlage, eine der andern folgend, etwa dreißig Schritt weit am Ufer hinauf, sanken wieder hinab, doch immer etwas höher steigend, und donnernd rollte es bei jedem Aufschlage längs der ganzen Küste hin. Am Ufer entlang waren einige Menschen beschäftigt, das aufzulesen, was das Meer aus seinem Schooß eben ausspie. Sie schienen alle stumm zu seyn; selbst Geschützesdonner wäre hier übertäubt worden vor dem lauten Geplauder des Meeres mit dem festen Land. Die Fluthzeit wurde von den ankommenden Seeschiffen benutzt, um, eines nach dem andern, in den Adour einzulaufen. Ihnen entgegen zogen in den leichten Booten die Lootsen, die hier schon mit der baskischen Mütze und dem breiten, rothen Gürtel bekleideten Seeleute, begleitet von französischen Douaniers, um sie sicher in den Hafen zu geleiten. Diese Boote verschwanden bald dem Blicke in den tiefen Furchen des Meeres, als sey das Wasser über sie hingeschlagen, bald schwebten sie wieder oben auf der Spitze der hohen Wellen, gegen welche ihre Bemannung im leichten, regelmäßigen Ruderschlage ankämpfte. Die großen Kauffahrteischiffe hingegen mit ausgespannten Segeln schwankten wundersam hin und her, von der Höhe in die Tiefe und aus dieser wieder aufwärts, als wollten sie bald über das Vordertheil, bald über ihr Hintertheil umstürzen, auch werfen sie sich mit ihren Masten von einer Seite nach der andern, aber nie verloren sie bei dem kühnen Wellentanze das Gleichgewicht, und siegreich mit flatternden Flaggen und unter Grußschwenken der freudigen Matrosen zogen sie ein in den Adour. Doch die Zeit der Ebbe trat zu früh ein, als daß alle, die dieses Triumphzuges harrten, ihn hätten antreten können. Ich entdeckte mit meinem Rohr noch sieben Segel am Meereshorizonte, die bis zur nächsten Fluth warten und sich für den möglichen Fall eines Sturms entfernt genug von der gefahrvollen Klippenküste auf offener See halten mußten.

In der heitersten, frohesten Stimmung, und wie mich dünkte, reicher als ich gekommen, kehrte ich am Abend nach Bayonne zurück. Die mildeste Luft wehte über die Bay hin, am Himmel prangten die Sterne, mit ihnen wetteiferten unten die Lichter in den Schiffen und Häusern und der Glanzschein der Leuchtthürme auf den Höhen, in der Ferne schimmerte der Gischt des Meeres wie leichte Wölkchen am dunkeln Himmel und das Meergebrause verhallte erst in meinen Ohren, als der Lärm der Stadt und ihrer Bewohner bis zu mir drang.

(Fortsetzung folgt.)

Rettungsbojen.

Der Inventors Advocate (citirt in London and Paris Observer, 12 Januar) enthält folgende interessante Nachricht. Ein Lieutenant in der französischen Marine hat vor kurzem allen Seeleuten einen ungemeinen Dienst erwiesen durch die Erfindung einer neuen Sicherheitsboje, für die er weder ein Patent, noch sonst eine Belohnung anspricht. Die Art, wie man diese Boje benutzt, ist äußerst einfach: man darf nur die Stricke, durch die sie gehalten wird, abschneiden oder auflockern, so fällt sie ins Wasser und entzündet den Apparat durch ihre eigene Schwere. Dieser Apparat besteht in einem Kupfercylinder, welcher

Digitized by Google

eine Rakete enthält, die 40 Minuten lang brennt, und so unter allen Umständen Zeit genug gibt, um einem beizustehen, der über Bord gefallen ist. Diese neue der englischen weit vorzuziehende Sicherheitsboje kostet nur 2½ bis 3 Franken, während die englische 180 Franken kostet, und somit für die meisten Kauffahrer zu theuer ist.

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Fortsetzung.)

Das Leben in dem reichen und trägen Stadttheil beginnt kaum vor der Mitte des Tages. Vor 2 Uhr dienen die Thore und Wege fast ausschließlich nur den Kutschern, Stallknechten und Kammerdienern, die mit geschäftigen Mienen gehen und kommen, sich begrüßen, schnell einige Worte wechseln, und sich gegenseitig dann in irgend eine Kneipe oder einen Branntweinladen verlocken. All diesem fehlt aber nie jene ernste Gleichförmigkeit, die jedoch nicht Langsamkeit ist, und die man so glücklich mit dem Ausdruck, „die Majestät des englischen Volkes," bezeichnet hat. Die Stunden zum Ausgehen und die Zeit der Spazierfahrten verkündet ein unaufhörlicher Lärm von Klingeln, von Hin- und Herlaufen, endlich erscheinen die Wagen von allen erdenklichen Formen mit den englischen Wappen geschmückt, und eilen nach dem bois de Boulogne, die minder Reichen, die Anhänger der Fußpromenaden, aber begnügen sich, die Straße de la Paix zu durchlaufen, wo bei gutem Wetter die volle Musterkarte der neu nach Paris gekommenen Engländer zu sehen ist. Jeder neue Ankömmling verräth sich durch das Schülerhafte seines Kleiderschnittes oder das Altmodische seines Haarputzes. Die Menge von steifen Rockkragen, unbiegsamen Halsbinden, unordentlichen Rockschnitten und magern Beinen, die man da von den Boulevards bis zu den Tuilerien sieht, ist unzählbar. Mit dem Schlag 5 Uhr sieht man diese geschäftslose Menge sich in den Thüren der verschiedenen Gasthöfe verlieren, die auf dem Vendôme-Platz oder in den Straßen de la Paix und Rivoli sind. Die gemeinschaftlichen Tische dieser Gasthäuser sind gewöhnlich gut gehalten, gut besetzt, aber sie haben den großen Fehler, genau dem Londoner Leben nachgeahmt zu seyn.

Die englischen Damen, welche Paris bewohnen, gehen gern zu Fuß, und unterscheiden sich dadurch sehr von den Pariserinnen, die selten anders als zu Wagen sich zeigen, selbst in den Städten, die nicht sehr durch Luxus und Eleganz sich auszeichnen können. Unsere Anglo-Französinnen zeichnen sich, wenn sie zu Fuß gehen, durch überladenen Putz aus, und man wirft dieß ihnen, wohl mit Recht, als ein Zeichen von schlechtem Geschmack vor. Gewiß, daß reiches Geschmeide, theuere Pelze, Spitzen und Sammt ein unerläßliches Zugehör zu ihrer Kleidung sind. Die Gewohnheit, sich bis zum Uebermaaß mit Wohlgerüchen zu durchduften, macht ihre Nähe in Gesellschaftssälen oder im Theater wirklich manchmal unerträglich, indem man durch die concentrirten Gerüche von Moschus und Rosenöl halb erstickt wird. Um die Reihe von Vorwürfen, die der Gebrauch oder vielleicht auch das Vorurtheil in Paris unsern Damen macht, voll zu machen, setzen wir noch bei, daß es nicht schicklich, ja selbst nicht klug von ihnen ist, sich immer in Reihen von sieben bis acht Damen in den Straßen und auf den Spaziergängen zu zeigen. Der Franzose, dem wir diese kritischen Bemerkungen zu danken haben, fügte seine als Empfehlungen ausgegebene Ansicht auf so eigenthümliche Bemerkungen, daß wir uns nicht enthalten können, sie unter der Form von Axiomen hier niederzulegen.

1) Sie bemerken, sagte er uns, daß im Allgemeinen die Naturproducte nie zu nahe beisammenstehen sollen, sondern im Gegentheil um des Contrastes willen gemischt und getrennt werden müssen; so werden Sie in einem Blumenbeete die dunkeln Farben gewiß immer den glänzenden beigesellt sehen, damit der Blick einen Ruhepunkt erhält, und, wie die Maler sagen, die Aufmerksamkeit gespart wird. 2) Es ist bekannt, daß der große Fehler der englischen Gesichter die Einförmigkeit des Ausdruckes, die Leblosigkeit und Gleichförmigkeit ihrer Conturen ist. Sie erinnern sich gewiß, was einer ihrer Schriftsteller, ein durch Verbannung und durch seine Heirath naturalisirter Engländer, von einer Frau seiner Zeit sagte: „Es war eine durchaus englische Schönheit, aus Rosen und Lilien, Schnee und Milch schien ihre Farbe geknetet, aus Wachs ihr Hals, ihre Arme und ihre Hände gemacht, sie trug immer dasselbe Gesicht, welches sie Morgens aus seinem Futteral zu nehmen schien, um es Abends, ohne es den Tag über gebraucht zu haben, wieder darin zu verschließen." Wenn Sie nun diese Gesichter einander nähern, sie in einen Rahmen zusammenstellen, so vergrößert sich nur das Uebel dadurch und wird noch viel sichtlicher. Die Französinnen, bei weitem minder schön als die Engländerinnen, haben in der sichern Benutzung der Contraste, wie sie sich dem Alter, der Häßlichkeit zur Seite zu stellen und dann aus ihnen Vortheil zu ziehen wissen, bei weitem den Vorzug. 3) Der Fehler aller englischen Damen ist, ich will nicht sagen, daß sie zu viel, aber daß sie zu laut sprechen, daß sie nicht, was man das Maaß der Stimme nennt, haben, namentlich den scharfen, schreienden Ton ihres Organs nicht zu meistern wissen. Das dürfte denn wohl auch ein Grund seyn, warum sich die Anglo-Französinnen etwas fern von einander halten sollten, wodurch sie uns jene schreienden, disharmonischen Symphonien, die ihr Stimmengewirr erzeugt, und deren Verein wirklich manchmal ungalante Ohren an die Metamorphose der Töchter des Minos in eine gewisse Geflügelgattung erinnert, ersparen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Witterung im westlichen Frankreich. Man schreibt aus Pau: unsere jetzige Temperatur ist ein Räthsel. Eine Maisonne am 1 Januar, das hat trotz der gewohnten Milde unseres Himmels noch Niemand in unsern Gegenden gesehen. Während die andern Departements uns von ewigem Regen und starker Kälte melden, haben wir Frühlingsluft, und nicht nur haben die im Frühjahr blühenden Gebüsche sich mit Blättern bedeckt, sondern selbst manche Eichen haben frisch getrieben und sich mit dem schönsten Blätterwerk geschmückt. (Voleur vom 10 Januar.)

Heizung des Bibliothekgebäudes in Paris. Am 2 Januar wurde die königliche Bibliothek zum erstenmal geheizt, und den Lesern Matten untergebreitet. (Par. Bl.) Wer auch nur einigemal in der verzweifelt kalten Pariser Bibliothek mehrere Stunden nacheinander in den kalten Wintertagen zugebracht hat, wird den Werth dieser Einrichtung für ein solches Etablissement, wie die k. Bibliothek in Paris ist, zu schätzen wissen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 24.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Januar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Fortsetzung.)

2. Zug durch die niedern Pyrenäen bis Valcarlos. Die französischen Basken.

Es war an einem der ersten Decembertage obengenannten Jahres spät am Nachmittage, als eine Gesellschaft so bunter und sonderbarer Art durch die östlichen Thore von Bayonne und deren Vorstädte auf der Straße nach St. Jean Pied de Port hinauszog, daß sie sicherlich in einer deutschen Stadt allgemeines Aufsehen würde auf sich gezogen haben. In diesem Lande schien man jedoch daran gewöhnt zu seyn; kaum würdigte sie der müßige oder vorübereilende Städter eines Blickes. Sie bestand ihrer Hauptmasse nach aus 13 großen, kräftigen Eseln, die alle volljährig, aus gutem Stamm und an Strapazen gewöhnt zu seyn schienen, weßhalb auch vielleicht der Spanier derartige Langohren, auf ihre Ahnen deutend, Mayores nennt. Diese Lastthiere waren so aneinander gekoppelt, daß das eine nicht mehr als drei Schritte hinter dem andern zurückbleiben konnte; sie trugen auf ihrem Rücken solche überaus voluminöse Lasten, daß man jeden Augenblick ihr Umkippen hätte befürchten müssen, wenn sie weniger vorsichtig gingen, als man von ihnen rühmt, und wenn sie nicht klüglich so beladen gewesen wären, daß die Last nach beiden Seiten des Rückens herüberhing, der Schwerpunkt in diesem selbst zu liegen kam, und daher das Gleichgewicht nicht leicht verloren gehen konnte. Vor ihnen her ging und zog der Leitesel, noch ein junges, lebhaftes Thier; seine Last bestand nur in einem ledernen Koffer, Mantelsack und Kistchen, dieß auch nach beiden Seiten des Rückens hin wohlverpackt; so war er ganz geeignet, für seine gewichtiger beladenen Cameraden einen raschen Schritt anzugeben, und diese mußten, wie Soldaten bei einer Parade nach dem Flügelmann, nach ihm in einer Minute eine bestimmte Anzahl Schritte machen. Den vordersten Esel selbst führte und lenkte an einem langen Strick mit nicht geringer Mühe ein stämmiger Lastthiertreiber, der gleichsam die eigentliche Caballade eröffnete. So bewegte sich dieser Zug gemessenen Schrittes weiter, der stärkste Regen brachte ihn nicht zum Stillhalten und Untertreten, setzte ihn nicht in lebhaftere Bewegung, nur bei wohlbekannten Orten hielt er ohne Commando an. Ihm voraus, gleichsam die Spitze des Ganzen bildend, ging ein zweiter Eseltreiber als Vorhut, gegen seine Mitte ein dritter als Flankeur, und ein vierter, wie beim Nachtrab, schloß den ganzen Zug. Abwechselnd rief der eine und andere von ihnen zum Antreiben der Thiere: arre! arre! oftmals den gewöhnlichen spanischen Fluch: carajo, asnos — oftmals auch höflicher caballos hinzufügend, welcher Name sonst nur dem Pferde zukömmt; wirklich lautete dieß so, daß man in einiger Entfernung hätte vermuthen können, eine reguläre Truppe sey im Anmarsche. Von jenem stets wiederholten, antreibenden Rufe: arre! haben bekanntlich die spanischen Lastthiertreiber den Namen „Arrieros" und ihr Geschäft den Namen „Arrieria" erhalten; sogar gibt es „Arrieicas" und „Arrieritas." Das Schnacken mit der Zunge, eine andere Fertigkeit der Treiber und namentlich der kleinen Treiberinnen (auch „Arrierillas"), thut häufig noch bessere Wirkung als das arre, besonders wenn es mitweilen von einem kräftigen Hiebe auf die Gruppe des Esels unterstützt wird. Jene vier Arrieros waren kräftige Männer, zwischen 20 bis 35 Jahre alt, starkbärtig, braun, von verwegenem Blick; sie trugen über dem Hemde Weste und Camisol mit zwei Reihen metallener Knöpfe, weite Beinkleider aus sammetnem Zeug, ohne Hosenträger, um den Leib einen breiten, wohlhebenden Gürtel von gelber oder rother Farbe, wovon das eine Ende einen Geldbeutel bildete, der vorsichtig unter demselben, wo auch dolchartige Messer steckten, verborgen wurde, ferner eine große, scheibenförmige, glatt auf dem Kopfe liegende Mütze von verschiedener Farbe; als es stark zu regnen anfing, legten sie eigenthümliche Mäntel aus sehr grobem, dunklem Tuche an, die eigentlich nur aus mehr oder minder großen Lappen bestanden. Davon hing ein langer Lappen vorn, ein anderer hinten herunter, um die beiden Arme hingen auch aufgeschlitzte Lappen, an der Schulter waren sie verbunden, der Kragen des Mantels konnte über die Mütze und um die Ohren herum wie eine große Capuze gezogen werden, und schützte so ganz vortrefflich Haupt und Hals vor Wind und Wetter. Zwischen allen diesen Gestalten unterschied sich als die

Digitized by Google

fremdartigste noch ein junger, langgewachsener Mann, der sich in einem grauen Officiersmantel eingehüllt hatte, und auf dem Kopfe einen schwarzen Hut trug; seine Gesichtsfarbe unter den braunen Leuten erinnerte an den Schnee, doch auch an das Blutvolle des Nordens. Nachdem der Zug die Stadt aus den Augen verloren hatte, bestieg dieser Abenteurer, der, mit Respect zu melden, der Erzähler selbst war, ein gesatteltes Maulthier, worauf er in Betrachtungen zu versinken und weiter keinen Antheil an der aufgeweckten, in ihrer Art witzigen Unterhaltung der navarresischen Arrieros zu nehmen schien, von der er übrigens auch nicht die Hälfte verstand.

Werfen wir inzwischen einen Blick auf die Verbindungsstraßen zwischen Frankreich und Spanien. Nördlich und südlich der pyrenäischen Hochkette laufen in beiden Ländern eine große Zahl Straßen und Wege, nur durch die Hauptkette selber fehlt es daran; recht fahrbare Straßen befinden sich bloß im Osten und Westen derselben. Zwischen Bayonne und Perpignan ist nur noch der Uebergang von Pau nach Huesca und Zaragoza bemerkenswerth. Von Perpignan gehen mehrere Wege nach Spanien; von diesen dringt am tiefsten in die Pyrenäen ein der Weg über Puicerda, wo sich ihm die Straße von Toulouse anschließt, und über die Veste Urgel in das Thal des Segre, der mit dem Cinca vereinigt bei Mequinenza in den Ebro mündet; aber die wichtigste führt von Perpignan über die Festungen Figueras und Gerona nach Barcelona; auch geht noch eine Straße an der Küste des Mittelmeeres entlang. Im Westen, wo sich die Pyrenäen als cantabrische Kette ins Innere von Spanien hinein fortsetzen, ist das Terrain für Wegeverbindung sehr ungünstig. Jedoch geht die Hauptstraße von Paris nach Madrid über Bayonne, Irun, dann durch das gebirgige, aber auch mit vielen Wegen versehene Guipuzcoa, Tolosa berührend, durchschneidet bei Salinas die cantabrische Kette und geht über Vitoria weiter ins Ebrothal; vor dem Kriege reiste man auf diesem Wege mit der von Maulthieren gezogenen Diligence in drei Tagen von Bayonne nach Madrid.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei den Kalmüken in Tjumenewka.

(Schluß.)

Wir halten es nicht für überflüssig, hier auch noch von einem andern, dem nomadischen Kalmüken nicht minder nothwendigen Thiere, dem Kamel, zu reden. Dieß ist der friedliche, arbeitsame Gehülfe des Kalmüken auf allen seinen Steppenwanderungen. Die astrachanischen Steppen sind wegen der Menge des salzigen Grases ihrer Vermehrung sehr förderlich; sie nähren sich von Pfriemenkraut und andern groben Steppenpflanzen. Die Zahl der Kamele in dem Ulusse Tjumenewo beträgt etwas über 700 Stück, *) es gibt darunter Thiere mit einem und mit zwei Höckern, meist von dunkelgelber, selten von weißer Farbe. Sonst findet gewöhnlich auch ein Wettrennen mit Kamelen statt, was aber in diesem Jahre nicht der Fall war. Das Kamel ist so ruhig und gehorsam, daß ein zwölfjähriges Mädchen es mit Leichtigkeit lenkt, und vermittelst eines einfachen Eisens, welches durch eine in der Nähe der Nasenlöcher durchgebrannte Oeffnung gesteckt ist, ohne Mühe zum Knien bringt, wenn man ihm eine Last auflegen will. Sie tragen bis 40 Pud und darüber. Beim Aufbruch eines Lagers, wenn die Kalmüken aus Mangel an Futter für ihre Heerden von einem Orte zum andern ziehen, was gewöhnlich mit einer besondern Cerimonie geschieht, *) ist dieses Thier völlig unentbehrlich. Das Kamel ist hier im vollen Sinn des Worts das Schiff der Wüste: Alles schwere Gepäck, alle Habseligkeiten, und die Kibitke selbst, trägt es auf seinem Rücken und legt 60 und mehr Werste im Tag zurück. Siehe, da reiten auf Pferden im festlichsten Nationalcostume sechs Mädchen voraus, und führen vier mit allem Zubehör des häuslichen Lebens beladene Kamele mit sich. Sie wollen das erste Zelt des neuen Nomadenlagers aufschlagen. Es ist merkwürdig zu sehen, mit welcher angewohnten Schnelligkeit und Behendigkeit sie sich in zwei Abtheilungen theilen und ihre Lagerwohnung aufrichten. Den Kamelen die Last abzunehmen, zwei Kibitken aufzuschlagen **) und allen Hausrath in dem neuen Aufenthaltsort in Ordnung zu bringen — alles das ist das Werk von einer halben Stunde. Dann reiten sie fort, um in der Umgegend Brennmaterial zu sammeln, und zeigen dabei eine neue Gewandtheit, nämlich ihre Reitkunst. Die Pferde schießen pfeilschnell davon, aber die Mädchen bleiben ruhig sitzen, und zum Erstaunen der Zuschauer lassen sie ihre Mützen vom Kopf fallen und heben sie in vollem Rennen wieder auf.

Die Vorbereitungen der Kalmüken, wenn sie ein altes Lager verlassen, sind noch schneller beendigt als die Errichtung eines neuen: in einer Viertelstunde haben die Mädchen die Kibitke auseinander genommen, zusammengepackt, mit dem ganzen Hausrath in Ordnung gelegt und den Kamelen aufgeladen. Zur Ehre des weiblichen Geschlechts bei diesem Volke

*) Man bemerkt, daß sich die Zahl der Viehs bei den Kalmüken gegen die frühern Jahre wieder bedeutend vermehrt, denn im Jahre 1826 hatte dieser Uluß nur 12,000 Pferde, jetzt 17,000; auch die Zahl der Kamele ist gestiegen, doch nicht so bedeutend.

*) Der Aufbruch beginnt vom Zelte des Fürsten aus. Die von ihm öffentlich ausgesteckte Lanze dient als Zeichen zur Ortsveränderung. Dann bricht plötzlich Alles auf, stellt sich in Ordnung, und nach wenig mehr als einer Stunde bewegt sich das ganze Lager in langer Linie dahin. Den Zug eröffnet ein Reiter mit der Lanze des Fürsten, hinter ihm kommt der Fürst selbst, seine Familie, sein Besitzthum, dann die Geistlichkeit mit allem, was zu den Churuls gehört, und endlich das gemeine Volk. Nach dem Lager des Fürsten setzen sich auch die übrigen Theile des Ulusses in Bewegung.

**) Die Kibitke gleicht im Grunde einem Cylinder, und besteht aus einigen Stücken Gitterwerk, das sich zusammenschlagen läßt, und wovon jedes zwei Arschinen Höhe und drei bis vier Arschinen Breite hat. Aus vier oder mehr solcher Gitter, die aneinander geknüpft werden, bildet man einen Kreis von 5, 7 bis 9 Arschinen. Auf einer Seite bleibt eine Oeffnung für die Thüre. Der obere Theil der Kibitke bildet einen Kegel, der mit dem untern Theile durch lange Stangen verbunden wird; alles dieß wird dann mit grobem Zeuge bedeckt.

Digitized by Google

muß man sagen, daß sie alle häuslichen Arbeiten selbst verrichten: sie bereiten die Speisen, schlachten das Vieh, schlagen die Kibitken auf und ab, bearbeiten das Pelzwerk, die Häute, den Filz, nähen für sich und die Männer Kleider und Stiefel, und satteln ihnen auch noch die Pferde. Die Männer führen entweder im Kreise ihrer Familie die Aufsicht über die Heerden, richten die Kibitken her, die sie ihren Töchtern zur Aussteuer geben, machen Heu, oder, wenn die Noth sie treibt, verdingen sie sich bei den Russen zur Arbeit, und gehen als Matrosen auf die See und auf die Wolga. Die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung des Kalmüken, der er sich in seinen freien Stunden mit wahrem Vergnügen hingibt, ist die Jagd der wilden Thiere und der Vögel. Die Kalmüken vom weißen so wie vom schwarzen Knochen *) sind gleich große Freunde davon. Der jüngere Bruder des Fürsten, Zeren Nardo, Lieutenant im astrachanischen Kosakenheer, ist ein Jäger, der mit dem Gewehr und dem Bogen eine seltene Fertigkeit besitzt. Wilde Thiere fangen sie mit mannichfachen Arten von Netzen und Schlingen, Vögel mit abgerichteten Habichten und Falken verschiedener Art. Mit dem Schwimmfalken (Falko Lanarius), fangen sie Schwäne, Gänse, Trappen und Enten. Unser kurzer Aufenthalt in der Steppe gestattete nicht, Zeuge einer solchen Jagd zu seyn. Um uns eine Probe zu geben, wurde einem Schwimmfalken ein Reiher, einem Habicht eine Ente losgelassen.

Am Abend hatten wir abermals eine merkwürdige Scene. Die Gäste wurden in die Kibitke des zweiten Bruders, des Gardelieutenants Zeren Dondok, eingeladen, die schön ausgeschmückt und mit kostbaren Teppichen belegt war. Bei der Abwesenheit ihres Gemahls empfing die Fürstin mit ihrer Tochter die Gäste. Bei ihr saßen, wie gewöhnlich, auf dem Boden in zwei Reihen an der Mauer hin einige Weiber und Mädchen. Nationalgesänge und Tänze machten die beste Bewirthung aus. Bei ihrem Gesange vernahm man eine stille, gezogene Melodie, den Ausdruck eines zu Kummer und Niedergeschlagenheit gestimmten Herzens; der Tanz bestand aus einer bald raschen, bald langsamen Bewegung der Hände, der Füße und des Kopfes nach dem Tacte der Balalaika. In diesem Tanze zeigten sich auch auf die Bitten der Gäste die Kinder der Fürstin, Utdylla (die Feldblume), ein junges Mädchen von ziemlich reizendem Aeußern, und der Sohn Zeren Dschad. Die Tochter wollten die Eltern in ein Mädcheninstitut geben, und der Sohn sollte das Gymnasium in Kasan besuchen, wo bereits zwei Söhne von Kalmükenfürsten erzogen werden.

Der angenehme, durch mannichfache Eindrücke bezeichnete Tag schloß mit einem Feuerwerk; um 5 Uhr des nächsten Morgens spielte schon auf dem bereitliegenden Dampfboot die Musik, und die Gäste verabschiedeten sich von dem gastfreundlichen munteren Wirthe.

*) Die Fürsten oder Nojone und Saisangen rechnen sich zum weißen Knochen (Zagan Lean) oder zu den edlen Ständen, die gemeinen Leute zum schwarzen (Kara) Knochen.

Byzantinische Kunst.

Hr. Didron, dessen Ankunft in Konstantinopel wir vor wenigen Tagen gemeldet (S. Nr. 21), ist kürzlich von dort zurück in Malta angekommen, und hat aus der dortigen Quarantäne unter dem 16 Dec. nachstehenden Brief an einen seiner Freunde gerichtet.

„Endlich komme ich nach einer halbjährigen sehr interessanten Reise nach Frankreich zurück. Ich hoffe, die Resultate dieser Excursion werden der Archäologie im Allgemeinen, und besonders dem Theil derselben, der uns interessirt, zu Nutze kommen. Auf dem Berge Athos habe ich ein kostbares Manuscript gefunden, den Codex der Malerei religiöser Denkmale. Darin sind die Gegenstände und Personen bestimmt, die man in den Kirchen malen soll; das Alter, die Kleidung, die Stellung, die Attribute, die man jedem Individuum zu geben hat. Es ist ein griechisches Manuscript, das vor 900 Jahren verfaßt ist; in diesem Augenblick verfertigt man auf dem Berge Athos eine Abschrift davon, die ich höchstens in zwei Monaten erhalten werde. Einem ähnlichen Manuscript über die Architektur bin ich auf der Spur. Ich weiß, daß es in Adrianopel liegt, und hoffe, mir es verschaffen zu können. — Durand hat eine gewisse Anzahl Zeichnungen und Sainte-Albegonde mehrere Kupferstiche gemacht, die ich dem Comité vorlegen werde.

„Während der Quarantäne werde ich einen Bericht von einigen Seiten über Griechenland, Thessalien, Macedonien, den Berg Athos und Konstantinopel abfassen, die ich sorgfältig durchreist habe, und diesen Bericht an Hrn. Villemain adressiren. Doch soll er nur die Vorrede zu einem Buche seyn, das ich über die religiöse Kunst Griechenlands zu verfassen gedenke. Gott schenke mir nur die Zeit dazu, und ich hoffe mehrere Punkte der christlichen Archäologie aufzuklären."

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir führen nur einen Theil der Bemerkungen an, die uns der französische Kritiker mittheilte, weil wir befürchten, man möchte dem Uebersetzer sonst die Vorwürfe machen, die der Erfinder verdient. Nur das Eine müssen wir uns zu bemerken erlauben, nicht als Zurechtweisung, sondern zur Ehre der Wahrheit, daß der Scepter der Pariser Mode schon mehr als einmal glanzvoll in der Hand einer Engländerin geruht hat, und daß heutzutage zwischen den englischen und französischen Damen Alles gemeinsam ist, die Modehändler, die Näherinnen, Federnschmückerinnen, Friseurs, Juweliere, Wäscherinnen, Handschuhmacher, nur nicht die Parfumerihändler, wo die unsrigen wohl mit Recht den Vorzug in Anspruch nehmen. Die Anglo-Französinnen besuchen lieber die Bälle und Routs, als die Concerte, sie bleiben darin dem Nationalcharakter getreu, der so oft Pracht und Lärm dem Vergnügen vorzieht. Ueberall werden sie wegen der Zierlichkeit ihres Anzuges, der Zartheit ihres Wuchses und der Weiße ihrer Haut gelobt, einige von ihnen sind sehr musikalisch, aber es ist selten, daß sie Ansprüche auf den Ruf einer Virtuosin in den Salons machen können. Die Sängerinnen in den geschlossenen Cirkeln recrutiren sich allein aus den Stimmen der Französinnen und Italienerinnen, und wir wissen nicht Eine brittische Kehle, die bis jetzt Eintritt gehabt hätte in das Emporium der Dilettanten.

Digitized by Google

Um die verſchiedenen Arten von Engländern zu zeichnen, die Frankreich bewohnen, hätten wir nach heutigem Gebrauch allgemeine Bezeichnungen einführen, verſchiedene Kategorien feſtſtellen ſollen, in welche wir dann jedes Bild nach der Reihe einſchalten könnten. Aber nicht allein, daß dieſe Art zu malen häufig mehr einer gewiſſen Mode, als der Wahrheit zuſagt, ſo wäre ſie auch darum hier faſt unausführbar geweſen, weil die Menge der Originalien und die Verſchiedenheit der Portraits zu groß iſt. Jedoch wenn wir auch annehmen, wir hätten unſere flüchtigen Bemerkungen mehr in eine Reihenfolge geſtellt, ſo hätten wir doch nicht unterlaſſen können, die mannichfachen Varietäten und Arten in der alten Leibespflege der Engländer zu beſchreiben. Die Gaſtronomie nimmt wirklich eine wichtige Stelle in den Sitten der Engländer in Paris ein. Es iſt ſelten, daß nicht beſtimmte Tiſche bei den Freres Provençaux, bei Véry und Rocher du Cancale mit einigen jener glänzenden purpurfarbigen Geſichtern beſetzt ſind, denen das Wohlleben aus allen Zügen ſpricht, und deren tiefe Ruhe und unerſchütterlicher Ernſt einen ſo lächerlichen Contraſt bildet zu der Maſſe von Schüſſeln und leeren Flaſchen, die ſie umgibt. Viele Engländer gehen buchſtäblich nach Frankreich, um die ausgeſuchten Weine und ſchmackhaften Speiſen zu koſten. Doch müſſen wir im Vorbeigehen bemerken, daß die Engländer noch große Fortſchritte in der Kunſt, eine regelrechte Mahlzeit zu beſtellen, ja ſelbſt in der einfachen Zuſammenſtellung eines ordentlichen Küchenzettels nach der Karte machen müſſen, und ich muß geſtehen, daß ihnen dabei ein Franzoſe als Cicerone unerläßlich iſt. Die Franzoſen werfen uns mit Recht vor, daß wir Vielfreſſer ſeyen, aber noch keine Feinſchmecker. Unſer Verkehr mit Frankreich hat, wie mir ſcheint, unſere Ausbildung noch immer nicht vollendet, wenn ich an die Küche denke, die man, ich will nicht ſagen bei der Geſandtſchaft, aber ſelbſt in den reichſten Paläſten der Anglo-Franzoſen trifft, in denen man Alles findet, was Kunſt und Reichthum Bewunderungswürdiges ſchaffen können, die ganze Haushaltung vollſtändig glänzend und untadelhaft iſt, kurz wo nichts fehlt, als eine einfache Sache, Etwas, was man nach den Worten des berühmten Cambacérès leicht haben kann: „Ein Koch mit 6000 Fr. Jahresgehalt.“

Wenn wir nun im Allgemeinen einen Blick auf die engliſchen Bewohner Frankreichs werfen, haben ſie nicht in ihren Kreis alle Beſtandtheile, die eigentliche Blume des Pariſer Lebens gezogen? Glänzen ſie nicht überall in den erſten Reihen der Verfeinerung und Eleganz? Die herrlichſten Pferde, die größten und am beſten gehaltenen Paläſte, das Ausgeſuchteſte, was die Kunſt, die Induſtrie erzeugt, gehört es nicht ihnen, ohne jene Hemmniß, jene Feſſeln, die ſo oft das kummervolle Gegengewicht des Reichthums ſind? Zwanzigtauſend Engländer leben gegenwärtig in Paris mit verſchwenderiſchem Aufwande, ſie wetteifern, wer von ihnen am meiſten die Vorzüge des Lebens in Frankreich, ſeine Freiheit, ſeinen Taumel, preiſen kann. Alle Briefe, welche wir während des Winters aus Paris erhalten, ſind mit nichts gefüllt, als Beſchreibungen von Bällen, Feſten, Concerten, Rauten, ſo daß man glauben möchte, ſie hätten eine nachgelaſſene Beſchreibung der Feſte gefunden, die Ludwig XIV der ſchönen Frau von La Vallière gegeben. Es möchte nicht unintereſſant ſeyn, dieſen glänzenden Bildern der von den Engländern jetzt ſo geſuchten Reſidenz ein anderes ſtrengeres Bild gegenüber zu ſtellen, das, obgleich durch mehr als ein Jahrhundert von dem jetzigen getrennt, doch wohl unſere Aufmerkſamkeit verdienen möchte. Auch wir ſahen einſt eine Menge von Auswanderern nach England ſtrömen, aber eine andere Urſache trieb ſie weg von dem heimathlichen Boden, als jene iſt, die heutzutage unſere eleganten, leichtſinnigen Flüchtlinge beſtimmt. Man ſchlägt die Zahl der Franzoſen auf 50,000 an, die in Folge der Widerrufung des Edictes von Nantes nach London kamen, alle übten entweder irgend ein Handwerk, oder beſaßen theils größere, theils kleinere Summen im Handel. Dieſen war eine große Anzahl von Fabricanten und Gewerbtreibenden vorangegangen, welche die Furcht vor den Gräueln, die unter der Regierung Franz I und Heinrichs II die Calviniſten verfolgte, zu denen ſie gehörten, aus Frankreich vertrieben hatte. Eduard IV ließ ſie auf das beſte empfangen, er verſtand die Vortheile zu nützen, durch welche dieſe geſchickte und fleißige Colonie dem Staat zu neuen Reichthümern verhelfen konnte. Eliſabeth und Jakob I folgten dem Beiſpiel ihres Vorgängers: Bethäuſer, Predigten, Prediger, die meiſten jener Rechte, die Frankreich ihnen verſagte, wurden ihnen gewährt. Man kann ſich denken, daß Erbitterung gegen die liebloſe Mutter, die ſie verſtoßen, in den Herzen dieſer Flüchtlinge aufkeimen mußte. Und dennoch wird man überraſcht, wie ſelbſt in den Ausbrüchen ihres Grolls die Liebe durchleuchtet, die ſie immer für ſie behalten haben. Wohl mit Recht verglich man ſie einem Liebhaber, dem es nicht gelingt, ſich von der undankbaren Geliebten loszureißen, der immer bereit iſt, ſich ihr ganz wieder hinzugeben, ſo wie ſie zu ihm zurückzukehren ſcheint. Was wäre dafür bezeichnender und treffender, als der Ausruf jenes Dauphinéſers, deſſen die Geſchichtſchreiber damaliger Zeit gedenken. Dieſer Mann, der bereits ſeine neunzig Jahre zählte und gelähmt war, nichts zu ſeinem Unterhalte beſaß, als eine kleine Penſion, die der engliſche Hof ihm gab, und die ſchwache Unterſtützung, die ſeine beiden ärmlich verſorgten Töchter ihm gewähren konnten, rief in ſeiner ausdrucksvollen, naiven Sprache: „Ja, wenn es heute dem König Ludwig XV gefallen wollte, all die ausgeflogenen Tauben, welche die ſchlechte Politik Ludwigs XIV vertrieben hat, in ſeinen Taubenſchlag zurückzurufen, ich machte mich morgenden Tages mit meinem Bündel auf den Weg. Ich ſähe Frankreich, meine liebe Heimath, wieder, und die Reiſe wäre der ſchönſte Zeitpunkt meines Lebens, ja müßte ich auch ſterben, ſo wie ich die Erde der Dauphiné betrete, ſo hätte ich doch das Glück, in ihr begraben zu ſeyn.“

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Wachsthum der chriſtlichen Bevölkerung in Konſtantinopel. Die chriſtliche Bevölkerung von Konſtantinopel ſoll ſo angewachſen ſeyn, daß ganz in der Nähe, an der Vereinigung der Straße von Pera und Tabavla, und auf den Hügeln zwiſchen Therapia und Bujukdere mit Einemmal zwei Dörfer entſtanden ſind. Man ſchreibt dieſe raſche Vermehrung dem Elend zu, das in den Provincialſtädten herrſcht, und die Einwohner zwingt, ihren Unterhalt in der Hauptſtadt zu ſuchen. (Col. Gaz. 8 Januar.)

Chemin de fer suspendu. Unter dieſem ſeltſamen Titel berichtet das Echo du Monde Savant vom 11 Januar über die Erfindung eines Hrn. Neyren, um eine Eiſenbahn über einen Sumpf, einen Teich, einen Fluß u. dgl. anzulegen. Der Preis ſoll 25 bis 50 der Metre (100 - bis 150,000 Fr. die Lieue), je nach den Schwierigkeiten des Terrains und der Schwere der fortzuſchaffenden Laſten, betragen. Der Erfinder ſoll ſelbſt der Anſicht ſeyn, daß ſeine Methode keineswegs die feſtſtehenden Eiſenbahnen erſetzen werde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 25.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Januar 1840.

Wallisische Musik.

(Aus dem Morning Chronicle. 7 Dec.)

Unter dem Titel „The Welsh Harp" (die wallisische Harfe) hat Hr. John Parry eine große Sammlung alter wallisischer Melodien herausgegeben, die einen höchst schätzbaren Beitrag zu alten Volksmelodien enthalten.

Der starke und elegant ausgestattete Band enthält über 150 Melodien, von denen viele mit Variationen von ziemlicher Länge für die Harfe begleitet sind, und eben so glänzende als angenehme Musikstücke für dieses Instrument bilden. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten der wallisischen Musik, daß sie — der schottischen und irischen, die wesentlich im Gesang bestehen, entgegen — vorzugsweise Instrumentalmusik ist, und ihre Form und innerer Gehalt sind dem Instrument entlehnt, das man ein ächt wallisisches nennen kann, da sein Gebrauch schon in den ältesten Zeiten der Geschichte dieses Landes erwähnt wird. Zwar wurde die Harfe auch in Irland und Schottland in alter Zeit gespielt; doch waren die schottischen und irischen Harfen Instrumente von weit geringerer Stärke, und scheinen wenig Einfluß auf die Form der Volkslieder gehabt zu haben. Die irische, mit Drath bezogene Harfe wurde von dem berühmten wallisischen Barden, Daßodd ap Gwillym, mit großer Verachtung behandelt. Er vergleicht sie mit „dem Geräusch einer lahmen Gans im Korn, einer tollen, frischen Hexe, dem Rumpeln eines Mühlbachs von langsamem Lauf, einem schreienden Hasen, dem man den Hals zudreht." Auch die caledonische Harfe war mit Drath bezogen und von geringer Größe. Bekanntlich läßt ja Walter Scott in der „Legende von Montrose" Annot Lyle ihre Harfe in der Hand hertragen, um sich im Gesang zu begleiten. Die wallisische Harfe dagegen scheint seit Jahrhunderten schon das große, volltönende, mächtige Instrument gewesen zu seyn, das noch jetzt in Wales gesehen wird; umfangreich an Tönen, und der vollsten Harmonie und Melodie fähig. Burney zeigt mit unzweifelhafter Gewißheit, daß die Walliser den Contrapunkt schon im 11ten Jahrhundert kannten, und die Proben, die er aus einem Manuscript jener Periode anführt, enthalten in der That Harmonien, die erst von den Tonsetzern des 17ten Jahrhunderts als neue Erfindungen eingeführt wurden.

Die Folge davon ist, daß die wallisischen Melodien eine Regelmäßigkeit im Bau und eine Trefflichkeit der harmonischen Begleitung haben, die ihnen, trotz ihrer großen und unbezweifelten Alterthümlichkeit, einen Anstrich von neuern Liedern geben. Da sie für die Harfe componirt wurden, so sind sie auch berechnet auf diesem Instrumente gespielt zu werden; und daher ist es weit gebräuchlicher, sie auf diese Weise in Wales vorgetragen, als gesungen zu hören. In jedem Dörfchen findet man Harfenspieler, die mit überraschendem Geschmack und Geschick spielen, doch hört man unter den Landleuten sehr wenig singen, wenn sie ihre gewöhnlichen Geschäfte verrichten. Das Penillion-Singen, das Wales eigenthümlich ist, besteht im Absingen extemporirter Verse zur Harfe, doch auch hier ist die Stimme eher eine Begleitung für die Harfe, als umgekehrt. Hr. Parry beschreibt diese eigenthümliche Art des Vortrags, doch gibt er keine Bemerkung zur Erklärung des Namens Penillion. Sollte er nicht von William Penllyn herkommen, der als glücklicher Bewerber um den Preis des Eisteddfod*) genannt wird, das, im neunten Jahre der Königin Elisabeth, zu Caerwys in Nordwales gehalten wurde, bei welcher Gelegenheit (wie Pennant erzählt) er zum ersten Barden und Lehrer des Instrumentalgesanges erwählt wurde? Es scheint nicht unwahrscheinlich, daß diese Art Musik den Namen von demjenigen erhielt, der ein ausgezeichneter Meister derselben war.

Die Regelmäßigkeit der Form und der strenge Styl der wallisischen Musik entziehen ihr aber nichts von ihrer Schönheit und Nationalität. Die Melodien sind außerordentlich verschieden im Ausdruck, wenn auch Melancholie und Sanftheit vorherrschen. Man findet kriegerische Melodien von großer Kraft und Majestät, z. B. der berühmte „Marsch der Männer von Harlech," doch herrscht wenig Heiterkeit und keine Lust darin. Unter den fröhlichern Tonstücken befinden sich mehrere Jigs (leichte Tanzmelodien), die so durch und durch irisch sind und

*) So hieß eine Art Sängerkrieg, und man nennt noch jetzt die literarische Nationalversammlung zu Abergavenny so.

der walliſiſchen Muſik ſo ganz ungleich, daß wir ſie kaum für volksthümlich halten können, obgleich es ſcheint, als wäre Hr. Parry davon überzeugt.

Die Lieder ſind meiſtentheils ohne Text gegeben, nur einige haben den walliſiſchen, und einigen andern iſt engliſcher Text unterlegt worden.

Reiſe von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

2. Zug durch die niedern Pyrenäen bis Valcarlos. Die franzöſiſchen Basken.

(Fortſetzung.)

Von Tolosa geht eine gute Nebenſtraße nach Pamplona ab, die bei Lecumberri auf die cantabriſche Kette hinauf und abwärts durch die furchtbaren Felsdefileen von las dos Hermanas (die zwei Schweſtern) führt, wo einſt franzöſiſches Blut in ſtarken Strömen floß. Dieß iſt die Fahrſtraße von Bayonne nach Pamplona, aber durch den Krieg geſchloſſen. Doch auch in Friedenszeiten reist man oftmals mit Arrieros von Bayonne in das Baſtanthal hinauf, und drüben durch das Thal Lanz hinab nach der Hauptſtadt Navarra's — ein noch ziemlich paſſabler und dabei reizender Weg, der ſtets weſtlich vom Fluſſe Nive bleibt, die Thäler der Nivelle und Bidaſſoa diesſeits, oben die Namenſcheide zwiſchen Pyrenäen und Cantabrien und jenſeits Zuflüſſe des Ebro berührt. Mehrmals haben die Chriſtinos, aber immer vergeblich, verſucht, dieſen Weg und damit eine beſſere und nähere Verbindung zwiſchen Pamplona und Bayonne zu gewinnen, wodurch ſie überdieß die Carliſten in den Provinzen beengt haben würden. Die erſte Linie, welche ſie hier einzurichten und mit Mühe zu halten vermochten, geht von Pamplona nach Valcarlos bei Pied de Port; der Weg dieſes merkwürdigen Paſſes iſt aber nur, wie die meiſten Pyrenäenpaſſagen, ein halsbrechender Fußſteig über wilde Schluchten, Abgründe, Felsthäler, gangbar allein für Maulesel und berggeübte Pferde. Das war der Weg, den unſer Zug nehmen ſollte. Bis St. Jean Pied de Port, in deſſen Thalknoten mehrere Hauptſtraßen der ſüdlichen Departements zuſammentreffen, führt von Bayonne aus eine ganz treffliche Chauſſée zwiſchen und über Bergketten hin, deren eine ſehr mächtige, mitunter in großartigen Gruppen emporragende, ſie faſt auf ihrer ganzen Länge vom Thale der Nive ſcheidet, in welches ſie, erſt bei jener Stadt, wo man auch die Nive paſſirt, durch ein Seitenthal wieder hineinführt. Sobald man von Bayonne aus in die niedern Pyrenäen eintritt, verſchwinden natürlich die aus der Ferne ſichtbaren Hochketten, dafür treten die nähern, niedern Maſſen immer rieſenhafter hervor; nicht lange Zeit, ſo befindet man ſich mitten in einem Chaos von Bergen, und man unterſcheidet nicht mehr an ihrer Höhe und Ausdehnung, nach welcher Seite hin ſich die Hochkette befindet.

Unſere Abreiſe von Bayonne, die um zwei Uhr Nachmittags erfolgen ſollte, war um zwei Stunden verzögert worden. Das bekam uns übel. Denn kaum hatten wir die Stadt einen Schuß weit hinter uns, als der Regen in ſolchen Strömen vom Himmel goß, daß wir in wenigen Minuten nichts Trockenes am Leibe fühlten. Das Regnen hörte nicht auf, der Himmel war ganz von Wolken umzogen, und als es Nacht wurde, dunkelte es ſo ſehr, daß wir kaum noch die Straße ſehen konnten; nur der Glanz eines Leuchtthurmes an der Bai von Bayonne begleitete uns noch lange Zeit durch Regen und Nacht. Nachdem wir drei gute Meilen zurückgelegt hatten, hielten wir vor einem großen, ſteinernen, alleinſtehenden Hauſe an. „Señor," rief der Mayoral mir zu, der unſern Zug führte, hier alſo gleichſam den Großeſeltreiber ſpielte, „Señor, in dieſer Venta (alleinſtehendem Wirthshauſe) bleiben wir über Nacht, machen Sie es ſich bequem." — Die Wirthin begrüßte uns in einer Sprache, die weder franzöſiſch, noch ſpaniſch, doch ſehr voll und angenehm klang. Sie ſo wenig als ihre ſchlanke, ſchwarzlockige Tochter verſtanden ein Wort franzöſiſch, ſie ſprachen nur baskiſch, und ich erhielt den erſten Beweis, wie die Basken in ihren Gebirgen, ſowohl in Frankreich als in Spanien, feſt und getreu bei der Sprache und den Sitten ihrer Väter beharren.

Wir traten in einen weitläufigen und hohen, etwas durchräucherten Raum ein, an deſſen einer langen Seite ſich unter einem enormen Kamine der Herd befand. Daran loderte ein munteres Feuer, eine Menge irdener Gefäße ſtanden, zum Theil dampfend, umher. Die ſchwarzaugige Tochter des Hauſes war am Feuer eifrigſt mit Quirlen von Chocolate in einem glühendheißen, irdenen Topfe beſchäftigt; zur Seite hatte ſie mehrere ganz kleine Porcellantaſſen zur Aufnahme des Getränkes aufgeſtellt. Nach wenigen Minuten präſentirte ſie jedem Gaſte zum freundlichen Willkommen eine Taſſe Chocolate mit ſchnell geröſteten Schnittchen von feinem Weißbrod und einem Glaſe Waſſer, nachdem die Mutter, die Patrona des Hauſes, uns ſchon ſogleich beim Eintreten Wein kredenzt hatte. Das Alles verſtand ſich von ſelbſt, war dem Gebrauche gemäß. Nachdem ich in einer kalten Kammer die naſſen Kleider gegen trockene gewechſelt hatte, fand ich es überaus behaglich beim warmen Herd, um den auch meine Reiſegefährten allmählich feſten Platz nahmen. Bald darauf kamen von draußen noch zwei Männer herein: der Wirth, ein alter Baske, der auch nur in ſeiner Sprache redete, und ein junger Burſche mit breiten Schultern, furchtbaren Armen, überhaupt von athletiſchem Körperbau und mit wildrollenden Augen, deſſen Gewerbe mir das eines Contrebandiers zu ſeyn ſchien. Auch dieſer war Baske, ſprach jedoch franzöſiſch. Wir kamen in ein Geſpräch, das zuweilen Blicke des Mißtrauens von ſeiner Seite unterbrachen. Mit höchſter Theilnahme erzählte er mir von der Tapferkeit ſeiner Landsleute — Basken und Carliſten waren ihm gleichbedeutend. „Wie weit iſt die ſpaniſche Gränze von hier?" frug ich ihn. „Zwei Stündchen, klettern Sie auf jenen Berg dort, und Sie ſehen das Nivethal und hinüber in das ſpaniſche Baskenland — einige Sprünge über Fels und Schlucht, und man iſt jenſeits der Gränze." „Was erzählt man von Neuigkeiten?" „Ein wichtiges Treffen, das für den angehenden Winter dürfte entſcheidend ſeyn, ſoll bevorſtehen." „Wo dieß?" „Um das Baſtanthal herum, nicht weit von hier; da ſind viele von den tapfern, carliſtiſchen Bataillonen verſammelt,

Digitized by Google

die Christinos sollen sie von Zubiri aus angreifen und von der Gränze vertreiben wollen, aber der neue Angriff dieser Windbeutel wird, wie alle früheren, scheitern, und das Land in Händen des katholischen Königs Carlos quinto bleiben, den Gott segnen möge." „Das müßte die Carlisten hart angehen, wenn sie von der französischen Gränze abgeschnitten würden?" „Freilich, freilich — besorgen wir ihnen doch Alles, dessen sie bedürfen — Brod, Fourrage, Munition, ja selbst Kanonen, wandern über die Berge, stolpert dabei auch mancher Esel von den Felsen herab und bricht das Genick — davon könnte ich Ihnen hübsche Geschichten erzählen." „Und fehlt es dem Könige drüben nicht an Geld?" „J nein, niemals, die Contrebandiers," bei diesen Worten rollten seine Augen noch wilder als gewöhnlich umher, „die Contrebandiers treiben ein gefährliches, aber sehr lucratives Handwerk, und die ganze Gegend hat Nutzen davon." „Sind die französischen Douaniers nicht recht wachsam?" „O nein, Herr, es gibt Leute — brave, flinke Bursche, — welche die geheimen Stege durch die Gebirge bei Nacht und im Schlafe nicht verfehlen; sie mögen 3 oder 4 Zollinien statt zweier bilden, es wird den — Schurken doch nichts helfen."

Wir setzten uns gegen 9 Uhr zum Nachtessen an eine Tafel, die an der andern langen Seite dem Herd gegenüber auch in demselben Raume aufgeschlagen war. Die Weiber warteten auf. Unter den Tischgenossen herrschte bei vieler Munterkeit und Dreistigkeit doch ein edler, gefälliger Anstand, der nie verletzt wurde. Man sprach natürlich nur baskisch, doch mit großer Höflichkeit suchte der Eseltreiber, Mayoral, sowohl als der junge Baske, mir die scherzhaften Bemerkungen und Vorfälle, welche die Gesellschaft zum Lachen reizten, zu verdolmetschen. Auch bezeigten die Weiber Neugierde, das zu erfahren, was ich sagte. Der junge Baske war am Tische der schweigsamste von allen, nur schienen seine Augen ein lebhaftes Gespräch mit denen der Tochter im Hause zu suchen und Abrede mit ihnen zu nehmen. Die am Feuerherde in irdenen Gefäßen zubereiteten Gerichte, die Brühe, die gemischten Fleischspeisen waren für mich mit Olivenöl und Knoblauch zu reichlich versehen, um Geschmack daran zu finden; ich begnügte mich daher hauptsächlich mit Brod und Wein, der, wie man versicherte, eigenes Gewächs, schwer und feurig war. Die südliche Küche kennt keine Butter, wie die nordische, sondern nur Olivenöl, das auch in jedem Betracht für das südliche Klima angemessener und natürlicher ist; hat man sich erst daran gewöhnt, mundet es vortrefflich. Die Nacht schlief ich prächtig in einem sehr hohen Bett. Als der Groseltreiber mich weckte, ergriff und erfüllte mich mit Ungeduld der Gedanke: heute endlich wirst du den Fuß auf spanischen Boden setzen!

(Fortsetzung folgt.)

Die Engländer auf Reisen.

2. In Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wie weit ist diese Anhänglichkeit, diese Sehnsucht in der Verbannung nach dem heimathlichen Boden, von der Gleichgültigkeit entfernt, mit der wir unsere fortwährenden Wanderungen machen. Wir sind ungerecht gegen unser eigenes Land, und diese stoische Entsagung, mit der wir uns freiwillig in langjährige, oft ewige Verbannung begeben, hat schon oft das Erstaunen anderer Völker erregt. Die französische Nation, der man so oft Gleichgültigkeit und Leichtsinn vorwirft, ist uns dennoch weit in ihrer Vaterlandsliebe überlegen: sie hat für ihre Heimath, für alles, was der heimische Boden umschließt, eine fast abgöttische Verehrung, die ihr zur Ehre gereicht, und gewiß viel dazu beigetragen hat, ihr bis jetzt diese hohe Stellung unter den übrigen Völkern zu erhalten. Wir hingegen scheinen geflissentlich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Orte zu affectiren, die der Mittelpunkt unseres Daseyns und unserer Träume waren. Wir haben die Kunst, uns in der Fremde einzugewöhnen, sehr weit gebracht, und könnten oft keinen andern Grund dafür angeben, als eine Laune, und die Lust an der Veränderung. Von Familien, die ein mittleres Vermögen besitzen, sind diese Auswanderungen durch die Nothwendigkeit, sich dem theuern Aufenthalte einer Residenz zu entziehen, in welcher Alles dem Ton oder dem Reichthum geopfert wird, leicht erklärlich. Was aber kann man von jenen sagen, die bei allen Völkern der Welt unter die Mächtigen und Reichen gezählt würden, und dennoch nicht minder dabei beharren, sich auf dem Continent festzusetzen, und ihren Prunk, ihre oft wahnsinnige Verschwendung dorthin zu verlegen? Warum dieses Streben, diese Mode, die sich immer mehr auch derer bemächtigt, die durch Reichthum und Rang am höchsten stehen? Wie ist der Regen und Schmutz von Paris denn um so vieles schöner, als der Nebel von London, daß man nur an den Ufern der Seine behaglich leben kann? Baut man besser in der Nähe der Champs-Elysées, als in der Regents-Street, und sind die Kastanienbäume bei den Tuilerien grüner, schöner, schattiger, als in den Alleen von Kensington?

Es liegt gewiß viel Vorurtheil in dieser unaufhörlichen Lust unserer Landsleute, sich zu französiren. Doch muß man wohl auch zugeben, daß dieser Instinct der Selbstentäußerung nicht bloß flüchtige Ziererei seyn mag, vielleicht sind wir dennoch entschuldbarer, als es gewöhnlich scheint, wenn wir in der Fremde dasjenige suchen, was wir oft vergebens in der Heimath erwartet hatten. Gewisse Lehrer der Staatswissenschaft haben es für ein Zeichen unseres Glanzes erklärt, daß ein Theil unseres Vermögens und unserer Aristokratie in mehrere fremde Staaten, namentlich aber in Paris vertheilt sey. „Kaum wird man," sagen sie, „ein deutlicheres Zeichen von Wohlstand und Fülle sehen, als das, wie England den Ueberfluß seines activen Reichthums auf die Nachbarländer wirft. So entwenden wir in gewisser Art dem französischen Volke die schönsten Früchte, die Essenz, das eigentliche Maximum seines Luxus. Die Engländer herrschen über die übrigen Hauptstädte, und haben ein Monopol auf die dort vergrabenen Schätze. Das ist der bewunderungswürdige Erfolg einer geselligen Ordnung, in der Alles nach festem Recht und Grundsätzen behandelt wird, wo jeder durch das Gesetz vollkommener Gleichheit fest seinen Rang zu behaupten weiß, genau die Stufe kennt, auf die der Zufall ihn stellte u. s. w." Mir ist es unmöglich, unser Benehmen so günstig zu beurtheilen, und auch nur rein materiell die Frage behandelt, so glaube ich, ist der Weg leicht nachzuweisen, auf welchem die einzelnen Vermögen sich den Staatsabgaben entziehen, auf welchem sie aber wieder dahin zurückfließen, sehe ich nicht ein. Wenn es wahr ist, daß die Pariser manchmal von einigen englischen Equipagen bespritzt werden, so können

Digitized by Google

ſie ſich damit wieder tröſten, daß ſie es ſind, die das Geld für dieſe Equipagen, dieſe Livréen, dieſe Paläſte und dieſe prachtvolle Einrichtung einnehmen. Die Eigenliebe der Nation erhält ſelbſt hier volle Befriedigung, denn ich glaube nicht, daß es für ein Volk größere Beweiſe von Achtung und Auszeichnung gibt, als wenn es die Auserwähltesten des rivaliſirenden Nachbarvolkes herbeikommen ſieht, um mit Gold aufzuwiegen, was es Schönes und Prächtiges hat, ſeine Künſte, ſeinen Luxus, ſeine Fülle und ſeine Vergnügungen. Die Könige fühlen ſich weniger durch ſo etwas geſchmeichelt, als die Völker.

Wir dürfen alſo nicht bloß einer exceptionellen Vorliebe dieſe Luſt der Auswanderung zuſchreiben, ſondern offen geſtehen, daß hierin eine bedeutende Frage über die Verbeſſerung und Milderung unſerer Sitten und Gebräuche liegt. Bekennen wir, daß in vielen Beziehungen das Leben in Frankreich und vorzüglich in Paris weit beſſer eingerichtet iſt, weit mehr verſtanden wird, als in London. Die Genüſſe des Reichthums, des Luxus und ſelbſt der einfache Wohlſtand ſind bei unſern Nachbarn mit weit niedern Koſten zu erreichen, als bei uns, man findet bei ihnen mehr Freiheit, mehr Abwechslung und weniger den Pomp und das ſteife Ceremoniell im Innern der Familien, welches das Leben in England faſt immer theuer und langweilig macht. — In London vegetiren oder in Paris glänzen, das iſt die drückende Wahl, zwiſchen welche die Mehrzahl der Mittelclaſſe geſtellt iſt, und ſo iſt ſie denn wohl bei vielen nicht zweifelhaft, um ſo mehr, wenn man noch berechnet, daß die Zeit der Vergnügungen in London nur ungefähr zwei Monate währt, während ſie in Frankreich faſt das ganze Jahr hindurch dauert, zwar minder prächtig, minder umfaſſend, aber im Grunde wahrhaft vergnüglicher, und mehr dem Bedürfniß nach Aufregung und Eindrücken der Einbildungskraft entſprechend, welches bei allen Völkern daſſelbe iſt.

So hat nach unſerer Anſicht die engliſche Geſellſchaft eine bedeutende Reform in ſich ſelbſt vorzunehmen, wenn ſie ihre zerſtreuten Glieder wieder vereinen will. Sie muß der Quelle dieſer Uebersättigung, dieſes Mißmuthes am eigenen Lande nachgehen, die in jetziger Zeit die Haupturſache der vielfältigen Auswanderungen iſt. Wenn der Vogel gern in ſeinem Käfig bleiben ſoll, ſo muß er ſich wohl darin finden, nicht vor Trauer und Langweile halb verſchmachten. Was haben unſere Nachbarn nicht Alles gethan, um unſern Widerwillen gegen unſer Land zu erklären? Man hat London den Beinamen „die Kohlenſtadt“ gegeben, man hat das engliſche Volk als ein Volk geſchildert, das fortwährend in eine Rauchwolke gehüllt iſt, die auf der ſchweren feuchten Luft liegt, und welches die Sonne nur „von Hörenſagen“ kennt. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, welcher vor ungefähr 60 Jahren über London ſchrieb, ſagt: „Iſt es wohl zu verwundern, daß dieſes Volk traurig iſt, und ſtets die Sehnſucht in ſich trägt, von der Heimath weg zu kommen, wenn man an die ewigen Nebel und Regen denkt, mit denen die Londoner Atmoſphäre erfüllt iſt, und welche, indem ſie ſich mit dem ewigen Rauch verbinden, wahre Dintenregen geben, welche die Kleider, die ihm ausgeſetzt ſind, wie man leicht denken kann, übel zurichten. Darum iſt auch London überfüllt mit Läden von Fleckenreinigern, die immer beſchäftigt ſind, die durchräucherten Kleider zu waſchen, zu flicken und zu bleichen, es iſt eine unaufhörliche Waſcherei u. ſ. w.“ Indem man uns ſo bedauerte, und den trüben Tiefſinn unſerer Laune durch unſer trauriges Klima rechtfertigte, hat man uns nur noch melancholiſcher gemacht, als wir es ſchon urſprünglich waren. Es iſt entſchieden, daß wenn man einer Gemüthskrankheit viel Aufmerkſamkeit ſchenkt, ſie dadurch nicht bloß unterhalten, ſondern auch verſtärkt wird. So hat die Luſt, etwas Ausgezeichnetes an ſich zu haben, gewiß viel dazu beigetragen, daß wir immer in der Fremde gemachte Leiden, unwahre Schmerzen zeigen wollen. Erkennen wir jedoch, daß die Haupturſache dieſer unpatriotiſchen Ausflüge in einem radicalen Fehler unſeres ganzen ökonomiſchen Zuſtandes liegt, in der ungleichen Vertheilung der Güter, vor Allem aber in dem allgemeinen Vorurtheil von den unterſten Claſſen an, ſtets höher zu ſtreben, und ſich gegenſeitig durch Aufwand zu erdrücken. Mehr Geſelligkeit und weniger Eitelkeit, weniger Zwang, und England würde gewiß bald eben ſo gut, ja vielleicht mehr als manche andere Nation ſeine Kinder bei ſich behalten.

Um dieſe ſchwache Skizze der Sitten und des Zuſtandes der durch ſich ſelbſt nach Frankreich verwieſenen Engländer zu ſchließen, müſſen wir noch einige Worte über die Handwerker und Gewerbtreibenden beiſetzen, die wohl nicht der unintereſſanteſte Theil der Anglo-Pariſer ſeyn möchten. Die Vorwürfe von Undankbarkeit und Gleichgültigkeit, welche man den reichen und angeſehenen Auswanderern mit Recht macht, dürften wohl nur mit Unrecht auch auf jene ärmern Claſſen angewendet werden. In den einfachen Herzen der armen Bürger, welch die Noth gezwungen hat, London zu verlaſſen und ſich in Frankreich feſtzuſetzen, trifft man faſt immer eine liebevolle Rückerinnerung an das Vaterland. Auch ſind es nicht viele Gewerbe, welche die Engländer dort treiben. Nur von Einem haben ſie das eigentliche Monopol, und es gehört gewiß nicht zu den niedrigſten oder unnöthigſten von denen, die auf Induſtrie Bezug haben, um ſo mehr, als es an einen der ausgezeichnetſten Zweige unſeres Handels, an einen der ruhmvollſten Anſprüche des Vaterlandes von James Watt erinnert — ich meine die Dampfmaſchinen. Die Leitung aller Locomotiven zur See oder zu Land iſt bei unſern Nachbarn ausſchließlich engliſchen Arbeitern anvertraut. Dem methodiſchen Ernſte unſeres Charakters vertrauen ſie die Leitung der Keſſel, von welchen das Leben ſo vieler Menſchen abhängt, und die ein Uebermaaß der Feuerung ſprengen kann. Die Franzoſen geſtehen ſich, welch ſchwere Folgen hier der Leichtſinn, der Mangel an gehöriger Aufmerkſamkeit der Arbeiter haben könnte. Mit einem aus Stolz und Freude gemiſchten Gefühl ſehen wir Engländer aus dem Innern der franzöſiſchen Paketboote, die Geſichter jener „Rauchwölfe,“ auftauchen, wo die britiſchen Züge hinter einer Maske von Rauch und Kohlenſtaub hervorſchimmern, und gleich einer lebendigen Schaumünze beſtimmt ſind, allen Völkern unſere Oberherrſchaft über die gewaltigen Mächte, die jetzt an der Spitze moderner Erfindungen ſtehen, zu zeigen: über Dampf und Feuer. In den Gewerben für Luxus und Vergnügen, wie Friſeure, Bortenwirker, Weißzeughändler, Federnſchmücker, in den Kaufläden für Mobilien, Stoffe, Kryſtall, Uhren u. ſ. w., glaube ich nicht, daß man viele Engländer nennen kann, die dieſe Geſchäfte betreiben. Einige engliſche Schneider ſind in Paris anſäſſig, aber ſie haben nie eine Stimme bei der Geſetzgebung der Mode gehabt. Die Deutſchen ſcheinen in Paris das ausſchließliche Privilegium der Verfertigung von Mannskleidern zu haben.

(Schluß folgt.)

Römiſche Alterthümer in Corſica. Nach einem Bericht von S. Pierangelo zu Baſtia finden ſich in Corſica eine Menge römiſcher Alterthümer ſowohl der Architektur als Sculptur; auch Münzen. Die Inſel enthält ferner Kirchen aus der früheſten chriſtlichen Zeit, aber keine feſten Schlöſſer.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 26.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Januar 1840.

Die Torossy.

(Aus Wrangells Reise längs der Nordküste von Sibirien.)

So nennen die Bewohner des nördlichen Sibiriens die großen, dichten Eisschollen, welche im Winter die Oberfläche des Meeres bedecken. Auf der unübersehbaren, todten Eisfläche herumliegend, bilden sie bald regelmäßige Gruppen, bald fortlaufende Bergketten, bald auch nur einzeln stehende, ungeheure Massen. Immer aber sind es Bruchstücke von noch viel größern Massen, die theils noch die scharfen Ecken und Zacken des Bruches beibehielten, theils auch durch die Wirkung der Sonnenstrahlen und der atmosphärischen Wärme abgerundet sind. Daher kann man sie in zwei Classen theilen, nämlich 1) Torossy von neuem, und 2) von altem Bruche.

1. Torossy neuen Bruches.

Zu dieser Gattung gehören diejenigen, welche alljährlich durch das Brechen des Eises vor und nach dem hier sogenannten Sommer entstehen. Sie können demnach in Herbst-, in Winter- und Frühlings-Torossy getheilt werden. Es ist nicht füglich anzunehmen, daß, selbst bei plötzlich eintretender, strenger Kalte, die Oberfläche des Meeres auf Einmal gefriere und sich in einem Umfange von mehrern hundert Werften zugleich mit Eis bedecke. Das Gefrieren fängt längs den Küsten des Festlandes und der Inseln zuerst an, und dehnt sich von da allmählich weiter aus, wird aber oft bei Stürmen durch die heftige Bewegung und den Wellengang des noch offenen Meeres unterbrochen und gestört. Hiedurch entstehen in den schon zugefrorenen Stellen größere und kleinere Oeffnungen (polinji), welche theils wieder zufrieren, theils durch das Zusammenschieben des Eises kleiner werden, und ihre erste Form ändern. Die aus den Polynji so zu sagen herausgebrochenen Eisschollen von verschiedener Größe und Gestalt schwimmen eine Weile umher, und werden durch Stürme in allen Richtungen herumgeworfen, bis sie endlich, bei vermehrtem Froste, sich mit dem schon festen Eise wieder vereinigen, sey es nun an den Ränderu, oder auf der Oberfläche desselben. — Diese Art der Torossy bildet sich, meiner Meinung nach, zu Anfange des Winters oder im Herbste, so lange es noch große, offene Stellen gibt, und macht das größte Hinderniß beim Narten fahren aus, denn zwischen diesen mehr oder weniger spitzen, scharfkantigen Torossy, die gewöhnlich über Mannshöhe haben, füllen sich die tiefen Zwischenräume mit lockerem Schnee, in welchem Narte und Hunde versinken. So übel das auch ist, so sind doch diese Herbst-Torossy dem Reisenden weniger schädlich und hinderlich, als die Winter- und Frühlings-Torossy, deren Bildung ich mir folgendermaßen erkläre.

Wenn von den Küsten des Festlandes bis an die beständige, große Polynja, oder den Theil des Meeres, der nie zufriert, *) sich eine zusammenhängende, feste Eismasse gebildet hat, so entstehen von Zeit zu Zeit darin kleinere Binnen-Polynji von ziemlich regelmäßiger Gestalt, an deren Seiten sich das aufgebrochene Eis in höhern und niedrigern Wällen lagert und ansetzt. Diese Eiswälle liegen gewöhnlich parallel mit einander in der beständigen Richtung der oben erwähnten großen Polynja, d. h. nach Südost. Ihre Entfernung von der Küste ist sehr verschieden, und hängt sowohl von der Nähe der großen Polynja, als auch von der Tiefe des Meeres ab. **)

Diese Torossy sind von verschiedenartiger Gestaltung, gemeiniglich nach oben hin verjüngt, unterscheiden sich aber unter einander hauptsächlich dadurch, daß bei einigen beide Wande gleich schräg liegend hinaufgehen, bei andern aber nur die eine diese schräge Richtung hat, die entgegenstehende aber senkrecht steht. Ein solcher Toroß, den wir unter andern am 6 April 1821 trafen, ist in dem Reisejournal folgendermaßen beschrieben: „Nachdem wir uns mit vieler Mühe über sehr große und dichte Torossy hindurchgearbeitet hatten, gelangten wir auf eine schmale, aber ziemlich ebene, nach Nordwest hin liegende Fläche, welche an der rechten Seite durch Herbst-Torossy begränzt war, von der linken aber durch einen Eisrücken von 6 Faden Höhe, dessen

*) Ungefähr 24 Werste nördlich von den Inseln Kotelnoi und Neusibirien ist ein Strich, wo das Meer selbst im stärksten Winter nicht zufriert.

**) Auf dem Meere, südlich von den Inseln Neu-Sibirien und Kotel'noj, finden sich dergleichen Eiswälle nicht, auch haben die Torossy dort nicht, wie hier, eine gewisse, allgemeine Richtung.

Digitized by Google

eine Fläche an der Südwestseite schräg hinanging, die andere aber eine völlig senkrechte Wand bildete. Dicht längs dieser letztern befand sich eine große Eisspalte, hinter welcher, so weit das Auge reichte, lauter offene Polynji zu sehen waren. Das Innere dieses Eisberges, von der senkrechten Seite gesehen, bestand aus lauter einzelnen, großen und kleinen Eisschollen, deren einige gleichsam auf die oberste Spitze hinaufgeworfen zu seyn schienen. Auf der abgeschragten Seite war an dem Fuße des Berges Wasser ausgetreten und hatte sich auf einige Faden weit verbreitet. An der schrägen Seite, ungefähr in der Mitte, zeigte sich eine hin und wieder horizontal laufende Spalte, die an manchen Stellen bis 8 Werschok breit war. Man konnte durch dieselbe in das Innere des Eisberges bis 8 Fuß tief hineinsehen; Wasser war nicht zu entdecken. Bemerkenswerth scheint es, daß die Eismasse in mehrere parallel laufende, horizontale Schichten von ', Arschinen Dicke geborsten war.

Die meisten Torossy neuen Bruches bestehen aus einer Menge von Eisblöcken und Stücken verschiedener Größe und Gestalt, welche zuweilen auf die sonderbarste Art neben und übereinander aufgeschichtet sind. So findet man oft auf einer Eisscholle von zwei Quadratfuß eine 70 Fuß über dem Horizont des Wassers schwebende Eismasse, bei der man durchaus nicht begreift, wie sie sich dort erhalten kann. — In diesen Torossy finden sich oft auch Stücke Eis alten Bruches (wovon weiter unten die Rede ist), welche sich durch ihre Farbe und ihr äußeres Ansehen sichtbar von jenen unterscheiden, nämlich das Eis vom Herbstbruche, das sich im Herbste bildet, wenn, besonders an flacheren Stellen, durch Stürme der Grund des Meeres aufgerührt ist und das dadurch getrübte Wasser gefriert, hat eine schmutzig-graue Farbe und ist fast nicht durchsichtig; das letzte obere Wintereis ist weit klarer und von einer grell blaulich-grünen Farbe; endlich finden sich noch Lagen eines gleichfalls hellen Eises von weißlicher Farbe, die sich auf der Oberfläche des alten Eises gebildet haben.

Westlich von dem Schelag'schen Vorgebirge in der Nähe der beständigen, großen Polynja (des offenen Meeres) zieht sich eine Torossenkette von beinahe 70 Fuß Höhe dahin, welche aus auf einander geschichteten Eisschollen besteht, die von 3 Zoll bis 1½ Arschin Dicke haben. Diese Eisschichten, die, wie sich aus ihrer so sehr verschiedenen Dicke schließen läßt, durch das immerwährende Brechen des Eises an der großen Polynja während der letzten Winterfröste entstanden, haben zwar auch eine grelle, blau-grünliche Farbe, sind aber fast gar nicht durchsichtig, und enthalten in ihrem Innern keine Luftblasen. An sonnenhellen Tagen unterscheiden sie sich sehr bestimmt und schon auf eine bedeutende Entfernung von dem übrigen Eise. Merkwürdig ist der Umstand, daß wir zwischen diesem Meereise, welches einen stark bittern Geschmack hat, zuweilen große Stücke antrafen, die ganz süß waren; diese waren bläulicher als jene, und auch weit klarer und durchsichtiger.

Die Fahrt über diese hohen, steilen, und aus lauter scharfkantigen und eckigen Eisschollen bestehenden Torossy ist eben so schwierig, als auch gefährlich für Menschen und Hunde.

(Schluß folgt.)

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

2. Zug durch die niedern Pyrenäen bis Valcarlos. Die französischen Basken.

(Fortsetzung.)

Schon um 4 Uhr Morgens war Alles lebendig in der Venta. Bewohner und Gäste des Hauses versammelten sich allgemach im Kreise um den flackernden Herd. Die Wirthin, welche von meinen Reisegefährten, dem spanischen Gebrauche gemäß, stets Padrona genannt und angeredet wurde, erschien zum Morgengruß mit einem sehr dickbäuchigen Krug Branntwein in der rechten und einem sehr kleinen Gläschen in der linken Hand, das sie jedem der Reihe nach füllte, und das dann jeder ohne Zögern und Grimassen mit einem Schluck austrank, wahrscheinlich, um damit den nüchternen Magen aufzufrischen. Nachdem das Gläschen einmal die Runde gemacht hatte, wurde es mit dem Kruge wieder bei Seite gebracht. Unterdessen hatte die Tochter, welcher der Schlaf noch frisch auf den Wangen glühte, in aller Stille ein halbes Duzend kleiner Tassen an das Kaminfeuer gestellt und sich niederdrückend Chocolade gequirlt. Nachdem sie auch davon Jedem ein Täßchen voll nebst gerösteten Brodschnitten und einem Glas Wasser gereicht hatte — die Abschiedschocolade — bezahlten wir die billige Zeche, schenkten der Magd noch ein Geringes für die „reinen Betttücher" der Nacht, und begaben uns, von den Segenswünschen der Wirthsleute begleitet, auf den Weg.

Das Wetter hatte sich durchaus verändert: bei allem Regen Abends vorher war mir zum Schwitzen warm geworden, jetzt lag überall hoher Schnee, alles Grüne war verschwunden, die Berge vom Fuße bis zum Haupte in weiße Wintermäntel eingehüllt, nur die fast senkrecht aufragenden Felsenpartien hatten ihre alte Farbe, ihren grauen Pelz bewahrt. Die Kälte drang durch und durch, und ein frostiger, schneidender Wind blies uns ins Gesicht. Die Arrieros zogen ihre Capuze, ich meinen Hut über die Ohren. Der Mayoral schüttelte bedenklich mit dem Kopfe und meinte: das Winterwetter scheine im Gebirge sehr frühzeitig in aller Schärfe einzutreten, er habe das nicht erwartet — unsere Passage über die Pyrenäen könne dadurch sehr mühselig werden. Der Weg ging bald bergauf, bald bergab, doch stieg er immer mehr, als er fiel. Schweigsam schritten wir vorwärts, nur der Hufschlag der grauen Thiere, das Arre und das Mundgeschnacke der Treiber unterbrachen die Stille. Mit Sonnenaufgang verdüsterte sich der Himmel, und es fing bald zu schneien an. Wetterveränderungen lagen in der Luft.

Plötzlich vernahmen wir über die südwestlich von uns gelegene Bergkette her ein Getöse, als krache und donnere es. Es waren keine eigentlichen Schläge, vielmehr ein fortgesetztes Gerolle, auch sahen wir keinen Blitz. Es schien sich nach Osten hin fortzubreiten und allmählich sich uns zu nähern. Wir erinnerten uns der kriegerischen Erzählung des jungen Basken vom vorigen Abend, und vermutheten, die Christinos möchten die Carlisten angegriffen haben und eben ein hartes Treffen geliefert werden. Die bloße Möglichkeit dieser Vermuthung mußte mich beunruhigen. So nahe dem Felde der Ehre zu

Digitized by Google

ſtehen, dem ich zugetheilt war, und doch müßig bleiben zu müſſen! Wie mir damals, mag es Jemanden zu Muthe ſeyn, der im Poſtwagen am Hauſe ſeiner Geliebten vorübereilen muß, ohne ſie ſehen zu können. Ich hatte über die Berge klettern mögen, dem Schlachtgetöſe entgegen. Immer näher und näher zog ſich uns das Getöſe, furchtbar zwiſchen den Bergen widerhallend — — ſollten ſich die Chriſtines zurückziehen? — Plötzlich verſchwarzte ſich der Himmel noch mehr, um uns her wirbelte pfeifend der Wind, und im nämlichen Augenblicke ſchlug ein Blitzſtrahl mit einem ungeheuren Krach ſo nahe vor uns in den Erdboden, daß der ganze Zug, Menſchen und Thiere, unwillkürlich zuſammenſchaudernd auf dem Fleck ſtehen blieb. „Es Dios mismo!“ ſagte einer der Arrieros, andachtig die Hände faltend, worin die übrigen ihm nachahmten. „Y no los Carlistas!“ ſetzte ein anderer nach einer kurzen Pauſe lachend hinzu. Noch ein halb Duzend Donnerſchläge folgten ſich raſch auf einander, und das Gewitter war über unſern Häuptern vorbeigezogen und verlor ſich allmählich nach Oſten. Demſelben folgte ſtarker Hagel, und gleich darauf fiel dichter Schnee, womit es nicht mehr aufhörte, was uns viele Beſchwerden und Gefahren zuzog. Die Gewitter in hohen Gebirgen ſind ſo eigenthümlicher und mannichfacher Art, daß unſere Täuſchung mindeſtens verzeihlich erſcheint.

Der eben berührte Vorfall hatte die Eſeltreiber aus ihrem trägen Gange aufgeweckt. Sie geriethen in eine lebhafte politiſche Erörterung. Der jüngſte unter ihnen, ein Navarreſe mit einem ſchönen Kopfe und von feſten, runden Gliedern, nahm leidenſchaftlich Partei für Don Carlos; der Mayoral hingegen für die unſchuldige Iſabella die übrigen blieben gleichgültiger, und traten mehr vermittelnd ein. Das Recht kam wie billig nicht in Betracht, es handelte ſich bei ihnen lediglich um die größere Tapferkeit und Stärke der einen oder der andern Partei, ſo wie über den muthmaßlichen Ausgang des Krieges. Sie glichen darin vollkommen gewiſſen modernen Geſchichtſchreibern und Staatsmännern, die auch da überall das Recht finden, wo der Sieg iſt — jenen praktiſchen Tagsmenſchen, bei denen das betrügeriſche Reſultat des Augenblicks jede andere Argumentation, ſelbſt ihre eigene Ueberzeugung, zu nichte ſchlägt. Artete das Geſpräch der Arrieros auch mitunter in heftigen Zank und in Drohungen aus, ſo war es dabei doch nicht übel gemeint: eine ſcherzhafte Aeußerung vom dritten brachte Alle zu ſchallendem Gelächter, und die Sache war zu Ende. Ueberhaupt waren ſie fröhlicher Natur. Den großen, ledernen, verpichten Weinſchläuchen, mit ſpaniſchem Wein gefüllt, wurde unterwegs recht häufig zugeſprochen. Dabei unterließen ſie niemals, mir, ehe der Schlauch von Mund zu Mund ging, höflichſt davon zuerſt anzubieten. Ihre Art daraus zu trinken iſt eigenthümlich. Sie halten nämlich den Bauch des Schlauches mit beiden Händen ſo hoch ſie können, und laſſen den Wein durch eine enge Oeffnung ſtrahlartig in den offenen Mund herabſtürzen. Die größte Geſchicklichkeit in dieſer Trinkmanier beſitzen die Catalanen. Die catalaniſche Flaſche, die übrigens in ganz Spanien gebräuchlich iſt, hat neben der Oeffnung, durch welche man ſie füllt, noch eine zweite, langgebogene, feine Röhre zum Trinken, und da man dieſe nie an den Mund bringt, ſo iſt das gemeinſchaftliche Trinken daraus höchſt appetitlich. Die Gewalt des Sturzes bewirkt auch, daß der Wein Sommers mehr erfriſcht und erquickt. Ein geübter Trinker weiß allerlei Kunſtſtückchen mit dem Strahl und der Flaſche zu machen, ohne daß ein Tropfen Wein verloren geht.

(Schluß folgt.)

Die alte ägyptiſche Sprache.

Ein Hr. William Goodhugh theilt der Litterary Gazette vom 11 Januar einige Anſichten des Hrn. Rodiano mit, welcher kürzlich ein Werk über den Stein von Roſette herausgab, und wir geben ſie wieder, ohne eine Bemerkung voranzuſchicken. Hr. Rodiano iſt nämlich der Anſicht, die alten Aegyptier hätten einen ſemitiſchen Dialekt geſprochen, wären alſo mit den Phöniciern und Arabern verwandt geweſen. Eine Hauptſtütze dieſer Anſicht findet er in einer kürzlich aufgefundenen Grabſäule (die ſich jetzt im Muſeum von Turin befindet) mit einer ſiebenzeiligen Inſchrift in demotiſchen Charakteren. Die zwei erſten Zeilen enthalten 22 Buchſtaben, die denen des ſemitiſchen Alphabets entſprechen und keinen Sinn geben (wonach ſie alſo gleichſam eine Andeutung der Sprache zu ſeyn ſcheinen, in der dieſe Inſchrift abgefaßt war). Hr. Rodiano ſchrieb nun die Inſchrift in eine fortlaufende Zeile hin, und ſetzte unter jeden Buchſtaben der demotiſchen Schrift den entſprechenden hebräiſchen; ſobald dieſe Buchſtaben ein Wort bildeten, ſo ſchied er ſie aus, und vermittelſt dieſes Proceſſes brachte er eine ganz leibliche Inſchrift in ſemitiſcher Sprache heraus. Wir wollen über die gegebene Erklärung dieſer ſpeciellen Inſchrift keineswegs abſprechen, vielmehr zugeben, daß dieſelbe richtig ſey, es möchte aber daraus immer noch nicht folgen, daß die alten Aegyptier einen ſemitiſchen Dialekt ſprachen, denn es müſſen ſelbſt zu den Zeiten der frühern Pharaonen in Aegypten ſemitiſch redende Stämme gehauſt haben, die wohl zum Theil auch in den Städten ſich anſiedelten, und die demotiſche Schrift der Aegyptier für ihre Sprache annehmen mochten. Der Mittheilung iſt ein Facſimile der Inſchrift beigegeben.

Die Engländer auf Reiſen.

2. In Frankreich.

(Schluß.)

Der fortwährende Verkehr beider Völker, der den Gebrauch unſerer Sprache in Frankreich täglich nöthiger macht, hat eine Menge von Lehrern und Lehrerinnen der engliſchen Sprache nach Frankreich gezogen, die dort leben, wie ſie können, indem ſie ſich die Schüler einander abzuhaſchen ſuchen. Die einen ſuchen ihre Kunden durch große Ankündigungen, theils eigens gedruckte, theils in öffentliche Blätter eingerückte Proſpectus anzuziehen, die andern, beſcheidener und genügſamer als die erſtern, warten auf die Gerechtigkeit des Schickſals, und wir müſſen geſtehen, daß man unter dieſen oft eine überraſchende Fülle gediegener Kenntniſſe findet, die denen der anſäſſigen Pädagogen weit überlegen iſt. In mehrern Erziehungsinſtituten in Paris trifft man engliſche Damen angeſtellt, die für eine geringe Summe gehalten ſind, den jungen franzöſiſchen Köpfen die Anfangsgründe und die Syntaxe

Digitized by Google

unſerer Sprache einzutrichtern, eine ſchwere, mühſame Beſchäftigung, der ſich gewiß nicht die Unwürdigen unſerer Auswanderer hingeben.

Um uns für die ungeheure Schaar von franzöſiſchen Gaſtgebern und Paſtetenbäckern zu entſchädigen, die zu allen Zeiten London überſchwemmt und unſere Backöfen beherrſcht haben, mußten wir Paris doch auch ein Pröbchen von unſern Kunſtſtücken in einer Kunſt liefern, die, wie wir früher ſchon erklärt haben, bei uns noch in einem Zuſtande iſt, der an Barbarei gränzt. Wir haben alſo in Paris auch engliſche Gaſtgeber, engliſche Paſtetenbäcker, und dieſe Gewerbe haben wie durch Wunder bei unſerm Nachbarn die beſte Aufnahme gefunden, eine Gunſt, die ſich nur durch die Launen des Geſchmackes, durch die Einfälle der Vornehmen erklären läßt, die manchmal eine ländliche, einfach bereitete Speiſe den ſaftigſten, vorzüglichſten Schüſſeln vorziehen. Die wenigen engliſchen Paſtetenbäcker, die Paris bewohnen, ſtehen ziemlich im Anſehen, freilich am meiſten bei unſern Landsleuten, denn ſie haben ſich in dem Stadttheil der „Geflüchteten“ angeſiedelt, und ihre Hauptkundſchaft beſteht in Engländern und engliſchen Damen, die im Vorbeigehen bei ihnen einſprechen. Am meiſten verfertigen ſie trockene Bäckereien, die zu dem Thee gegeben werden, in deren Bereitung ſie eine Art von Renommée erhalten haben, welches ihnen die Kundſchaft mehrerer reichen franzöſiſchen Häuſer ſichert. Zu der Höhe der feinern franzöſiſchen Bäckereien werden ſie ſich jedoch nie emporſchwingen, und verſuchen auch nicht, mit ihnen in Concurrenz zu treten. Der claſſiſche Pudding iſt die äußerſte Gränze ihres Wiſſens, der Culminationspunkt ihrer Anſtrengungen. Populärer und im Ganzen der Geſellſchaft nützlicher ſind die Gaſthäuſer, welche man „die engliſchen“ nennt, und die gegründete Anſprüche auf die Dankbarkeit der Pariſer haben, denn ihnen gelang es, die beiden großen Aufgaben zu löſen, eine einfache Koſt billig und doch geſund und reichlich zu geben. Die Küche bei dieſen Gaſtwirthen iſt ungefähr dieſelbe, wie in unſern gewöhnlichen Gaſthöfen, man gibt das Rindfleiſch ſo viel wie möglich in demſelben Maaß, und gewöhnlich wird es mit etwas Gemüſe und Bier begleitet. Die engliſchen Gaſthäuſer haben für ſchwach gefüllte Beutel den trügeriſchen Miſchmaſch vieler Schüſſeln mit einer einfachen Koſt erſetzt, deren wohlthätige Folgen ſich bald in dem Geſundheitsſtande der Bevölkerung fühlen laſſen, beſonders wenn der Genuß vom Branntwein nicht wieder ſtörend dazwiſchen tritt. Ein Philoſoph ſähe gewiß in dem Einniſten der engliſchen Küche in Frankreich einen ſchlagenden Beweis von deſſen Sittenverbeſſerung, eine gänzliche Umwälzung bei dem Volke, deſſen größter Fehler Mangel an Methode und Unterwürfigkeit iſt. Ja wer es über ſich gewinnt, in dieſer Art zu ſpeiſen, der hat dem unbeſtändigen, beweglichen Nationalcharakter ſchon faſt abgeſchworen!

Die anglo-franzöſiſche Speiſewirthſchaft iſt in Paris zwiſchen zwei Gaſtwirthe getheilt, die beide gleich ſtark beſucht ſind, aber auf verſchiedene Art die Gunſt verdienen, die man ihnen ſchenkt. Der eine iſt in der Nähe der Madelaine und heißt Lucas. Seine Tiſche vereinen oft eine ſehr gewählte Geſellſchaft, man trifft berühmte Künſtler dort, die mit den ſcharfen, feinen Bemerkungen, die wie Flammen oft plötzlich hervorbrechen, die eintönige Mahlzeit beleben. Engländer trifft man wenige bei Lucas, unſere Flüchtlinge ſind gewöhnlich zu arm oder zu reich für ſeine Küche, auch hat ſie ſich in mehr als einer Beziehung franzöſirt: der Médoc mit ſeinem durchſichtigen Rubin oder der Beaune in ſeinem Purpurgewande erſetzen vor manchem Gedecke das ſchäumende Ale oder den gelbbraunen Porter. In dieſer Beziehung iſt Lucas weniger dazu gemacht, als ein genaues Muſter engliſcher Sitte zu dienen, als ſein nicht minder berühmter Gegner Katkomb. Sein Gaſthaus iſt die wahrſte, getreueſte Abbildung einer engliſchen Schenke, die man ſehen kann. Das rauchige, finſtere Local, die niedere Thüre, die ölgetränkten Papierſcheiben, das wöchentlich nur einmal friſch aufgelegte Tiſchtuch, nichts fehlt, um den Engländer, der plötzlich durch einen Zauber aus einer Schenke der City daher verſetzt würde, in vollſter Täuſchung zu erhalten. Hätte der Beſitzer dieſer Schenke ſchon zu Hogarth oder Breugels Zeiten gelebt, ſo hätten ſie ihn ſicher als eine ihrer barokſten Figuren in die Mitte eines Gemäldes genommen. Man hat ihn uns als das getreueſte Abbild der Spottgeſtalt John Bulls genannt, und wir müſſen uns wundern, daß die franzöſiſchen Vaudevilliſten ihn noch nie in eines jener mit Anſpielungen auf die Anglo-Franzoſen angefüllten Stücke eingeſchaltet haben, wie ſie es ſchon mit mehrern andern Notabilitäten gethan. Katkomb iſt das Aſyl der kleinen Beutel, man iſt bei ihm in tiefer Stille, faſt ohne die Augen aufzuſchlagen, es iſt das Mahl des armen Flüchtlings, haſtig und traurig. Der Wirth ſelbſt iſt berühmt durch den unerſchütterlichen Ernſt, mit dem er den Gäſten ihre Stücke gebratenes Fleiſch und ihr Bier vorſetzt. Ein engliſcher Beobachter in Paris darf nicht unterlaſſen, wenigſtens einmal im Monat bei Katkomb zu ſpeiſen, es iſt eine Aufopferung, das iſt wahr, aber wenn auch der Magen darüber ſeufzt, ſo findet ſich der Geiſt vollkommen entſchädigt durch die wunderlichen Bilder, die er von dieſer Wanderung mit fortnimmt, und die Betrachtungen und Vergleiche, die ſich ihm bei dem Vergleiche der Phyſiognomien zweier Nationen darbieten, die hier aller Täuſchungen der Eitelkeit entkleidet in dem einfachſten und ungekünſtelteſten Rahmen vereint ſind.

Wenn wir nun dieſe Schilderung der Sitten und des Lebenslaufes unſerer Wanderhorden in wenig Worte zuſammenfaſſen ſollen, ſo müſſen wir bekennen, daß, wenn wir, von einem Geiſte des Nationalegoismus geleitet, uns genöthigt ſehen, die Zwecke der Mehrzahl zu tadeln, wir dieſes doch nicht auf die Wirkung und das Ergebniß ausdehnen können. Es liegt ſicherlich in dieſem ſich ſtets erweiternden Verkehr der Völker miteinander, in dem fortwährenden zu einander Ueberſtrömen, welches das gebildete Europa zwingt durch gegenſeitigen Austauſch ſeiner Kenntniſſe ſeine Verſtandeskräfte zu ſchärfen und zu üben, mehr als eine bloß augenblickliche Handlung oder vorübergehende Wirkung. Gegenwärtig iſt dieſes Streben bei uns übertrieben, und wir haben das volle Recht, uns über dieſen ſcheinbaren Mangel an Patriotismus zu beklagen, wer aber weiß, wohin uns dieſes fortwährende Ueberſtrömen nach dem Gebiete unſerer Nachbarn noch führen wird, ob es nicht der Anfang einer Nationenvermiſchung iſt, deren Gang und Ziel wir noch nicht abſehen?

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 10** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Eine polniſche Familie.** (Fortſetzung.) — **Thomas Moore.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchen wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 27.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Januar 1840.

Die Landankäufe der Missionsgesellschaft in Neuseeland.

Es ist schon mehrmals in diesen Blättern flüchtig erwähnt worden, daß die Missionäre in Neuseeland auf mannichfache, und zum Theil eben nicht sehr ehrenvolle Weise Land an sich gebracht hätten, um sich und ihren Kindern ausgedehnte Besitzungen zu sichern. Die Sache ist jetzt durch ein Mitglied der Church Missionary Society selbst an den Tag gebracht worden, und wir entheben der Colonial Gazette vom 8 Januar, wo Auszüge aus einer deßhalb unter dem Titel: Letter to the Earl of Chichester, President of the Church Missionary Society, erschienenen Schrift mitgetheilt sind, nachstehende nähere Angaben, welche hinreichend die Behauptung rechtfertigen, daß sie nach und nach eine Herrschaft auf den neuseeländischen Inseln begründen wollten, ähnlich der, welche die amerikanischen Missionäre auf den Sandwichinseln ausüben.

„Die kirchliche Missionsgesellschaft besteht jetzt seit vierzig Jahren. Ihre Ausgaben im J. 1838 betrugen 91,453 Pf. 9 S. 1 D. Ihre bedeutenden Fonds entspringen allein aus freiwilligen Beiträgen, zum Theil aus Ersparnissen, die nur eine Folge großer Entbehrungen sind. Im Sommer 1837 wurde zum erstenmal öffentlich behauptet, daß die Missionäre in Neuseeland große Landankäufe gemacht hätten. Die Angabe kam von einem Hrn. Flatt, Laienmissionär der Gesellschaft, der vor einer Committee des Oberhauses vernommen wurde. Durch diese Landankäufe, von denen einer sich „auf mehrere Meilen ausdehnt," so wie durch die der andern Ansiedler, welche dem Beispiel der Missionäre folgten, wurden viele Stämme in demjenigen Theil des Landes, wo die Missionäre sich niederließen, ihres ganzen Landes beraubt, und dadurch genöthigt, andere Stämme zu bekriegen, um ein neues Gebiet zu erwerben. Alle Berichte aus Neuseeland, auch die von der Kirchen-Missionsgesellschaft, selbst stimmen überein, daß die eingeborene Bevölkerung in der Nähe der Missionsniederlassungen rasch abnimmt, was als eine „geheimnißvolle Heimsuchung Gottes" geschildert wird. Es zeigt sich, daß weder die Missionäre, noch andere Landmäkler (landsharks) jemals daran dachten, für die einheimischen Ansiedler hinreichendes Land für ihren Unterhalt vorzubehalten, und somit sind die Fonds der Gesellschaft nicht bloß den rein religiösen Zwecken derselben entfremdet worden, sondern haben auch mit zu der allmählichen Ausrottung der Eingebornen beigetragen."

Nachdem diese Sache solchergestalt offenkundig geworden, hätte man glauben sollen, die bleibende Committee der Gesellschaft werde sie näher untersuchen. Keineswegs; sie hat sich bloß bemüht, die Sache zu vertuschen. Fürs erste schwieg sie ganz. Zwei Jahresberichte erschienen, und keiner erwähnte der Sache auch nur mit einer Sylbe, obgleich gerade die Neuseeland-Mission mehr als jede andere kostete, nämlich im J. 1838 nicht weniger als 16,447 Pf. Die Schuld der Missionäre ward also stillschweigend zugegeben. Die Folge war, daß nicht nur mehrere Mitglieder der Gesellschaft, unter andern eben der Verfasser des „Schreibens an Lord Chichester" in die Committee drangen, eine unparteiische Untersuchung der Sache anzuordnen, sondern auch die freiwilligen Beiträge einen bedeutenden Ausfall zeigten. Es wurde also unumgänglich nothwendig, einen Schritt zu thun, und von den Missionaren selbst Auskunft zu erlangen. Die Antworten kamen an, aber — wurden nicht bekannt gemacht. Der Verfasser des obigen Briefes jedoch scheint sie gesehen zu haben, und er bemerkt: „Für diejenigen, denen die Wohlfahrt der Gesellschaft am Herzen liegt, ist es hinreichend, zu wissen, daß nach dem Geständnisse der Missionäre selbst das Landgebiet, das sie angekauft haben, in einigen Fällen Tausende von Acres, in andern viele Quadratmeilen beträgt."

An der Wahrheit der Beschuldigung ist also wohl kein Zweifel mehr, und man scheint in England gesonnen, die Sache weiter zu verfolgen. Vielleicht führt dieß noch zu andern Entdeckungen, denn in allen diesen Missionsgesellschaften ist gar viel Unkraut unter dem Weizen.

Digitized by Google

Die Torossy.

(Schluß.)

2. Alte Torossy.

Die auf der Oberfläche des Meeres horizontal liegende Eisdecke gelangt im Laufe eines Winters zu der Dicke von 9½ Fuß. Bei heftigen Stürmen bricht das Eis in größeren und kleineren Massen, welche, abgesondert von einander, zwar ihrem geringeren Gewichte nach sich auf dem Wasser schwimmend erhalten, aber doch sich auf etwa 8 Fuß in dasselbe senken. Diese Eisschollen verlieren zwar durch die etwas warmere, äußere Temperatur ein Weniges, dahingegen setzt sich im nächsten Winter eine neue Portion Eis von etwa 5 Fuß daran; die Scholle erlangt also dadurch eine Dicke von 14 Fuß; wenn sie im folgenden Frühling wieder von der allgemeinen Eisfläche getrennt wird, mit der der Winterfrost sie verband, so senkt sie sich nun schon auf 12½ Fuß in das Wasser und nimmt in eben dem Verhältniß an Schwere und Volumen zu. Wenn nun das sie umgebende so zu sagen einfache Eis der Meeresfläche (welches, wie oben bemerkt ist, in der Regel nicht über 9½ Fuß Dicke erlangt) im Frühlinge bricht, und durch Stürme, Strömungen u. dgl. gegen diese Eismassen angetrieben wird, so erfolgt, daß diese, eingequetscht und sich aneinander reibend, entweder aufrecht erhoben oder hinabgeschoben werden. In letzterem Falle senken sie sich unter die nächste, stärkere Eismasse, werden an die untere Fläche derselben angedrückt, und da der gewaltige Frost sie bald völlig mit einander vereinigt, *) so entsteht daraus eine feste Eismasse von 32½ Fuß Dicke oder Höhe. So geschieht es, daß im Verlauf der Zeit die einzelnen Eisschollen oft bis zu einer Dicke von 150 Fuß heranwachsen. Diese ungeheuren Eisberge schwimmen während des Sommers auf dem Meere umher, bis sie auf flachere Stellen gerathen und gewöhnlich in einer Tiefe von 22 Faden auf dem Grunde festsitzen bleiben.

Diese sich so festsetzenden, großen Eismassen bilden nach der Richtung oder Lage, die sie annehmen, mancherlei verschiedenartige Gestaltungen auf der Meeresfläche. Bald gleichen sie einzeln stehenden Felsen von 100 Fuß und darüber im Umkreise und 20 bis 30 Fuß senkrechter Höhe; bald erscheinen sie als eine in gerader Linie fortlaufende Hügelkette, die aus einer Menge aneinander gefrorener Eisblöcke besteht; endlich auch oft als Gruppen von unregelmäßig unter einander verbundenen Eismassen, deren Zwischenräume Thäler bilden. Gewöhnlich sind diese Zwischenräume und die Unebenheiten an den Außenseiten überall mit Schnee gefüllt und bedeckt, so daß das Ganze eine konische oder Kuppelform annimmt.

Einen der ungeheuersten unter diesen alten Torossen, die wir daher auch „die Eisinsel" benannten, trafen wir am 4 April 1821 in einer Entfernung von 175 Werften von der Küste. An diesem Tage kamen wir an Torossen vorbei, die sich ganz von allen früher gesehenen unterschieden. Sie bestanden aus einer Menge zusammengruppirter Eishügel, die, mit festem Schnee bedeckt, von allen Seiten eine ziemlich ebene, schräge Fläche darboten, auf welcher es sich gut fahren ließ. Einige der Eishügel waren etwas abgerundet, wie Kuppeln, andere zugespitzt, hatten aber sehr ungleiche Höhe von 10 bis 70 Fuß, und bildeten unter einander tiefe Thäler. Das Eis dieser Massen war größtentheils weiß mit hin und wieder erscheinenden dunklen Stellen, dabei aber dicht, leicht zerbrechlich und von süßem Geschmack. Wahrscheinlich hatte es sich also nicht aus Meerwasser gebildet, sondern war nach und nach aus geschmolzenem Schnee und zusammen gefrorenem Regen, Nebel, Dünsten u. s. w. entstanden, wie das Gletschereis in den hohen Gebirgen der Schweiz. In einem der tiefsten Thäler hieben wir eine zwei Arschinen tiefe Grube aus, und fanden am Boden derselben das Eis genau von derselben Gattung, als auf den obersten Gipfeln der umherstehenden Hügel.

Am häufigsten haben wir dergleichen Eishügelgruppen im Jahre 1822 bei dem Sandcap angetroffen. Auf unserer letzten Eisfahrt ging der Weg längs einer solchen Eisinsel, die ganz mit spitzen Eiskegeln von 80 und mehr Fuß besäet war. In dem dicken, festen Schnee, der die äußeren Seiten derselben bedeckte, sahen wir eine Menge Bärenlager. Das charakteristische Kennzeichen jedes alten Eises ist: süßer Geschmack, ungleich größere Festigkeit, als die des neu angefrorenen Meereises, welches salzig ist, und die oben beschriebene Abwechselung in den Farben der Lagen.

Scoresby, in seinem Account of the arctic regions Bd. I. S. 107 und 258, beschreibt diese Gattung Eisklippen, die er Icebergs nennt, und ist der Meinung, daß sie sich in tiefen, von Bergen umgebenen Buchten bilden. — In der Gegend von Spitzbergen und Grönland sollen sich dergleichen von 200 Fuß Höhe finden; wir haben sie nur höchstens halb so hoch gesehen. Dieß ist übrigens auch ganz natürlich, wenn man annimmt, daß jene Eismassen ihren allmählichen Zuwachs durch die kalten Regengüsse erhalten, die, nach der Beschreibung jenes aufmerksam beobachtenden Wallfischfängers, *) dort während des Herbstes in so unendlicher Menge fallen und gleich gefrieren. Da aber der Theil des Polarmeeres, den wir befahren und untersucht haben, nach Süden durch einen großen Continent begränzt ist, so können auch jene Regengüsse hier nur weit seltener und in geringerer Menge stattfinden. Wenn also, nach Scoresby's Meinung, diese Eisberge sich nicht anders als in tiefen, rund umher eingeschlossenen Buchten bilden, so könnten die von uns beobachteten und untersuchten nicht hier entstanden, sondern müßten aus irgend einer entfernten, unbekannten Region hieher getrieben seyn, denn weder an den Küsten des sibirischen Continents noch auf den Inseln des Eismeeres finden sich solche tiefe, und von hohen, steilen Bergen eingeschlossene Buchten, als nach Scoresby's Meinung zur Ausbildung jener Eisberge nöthig sind.

*) Dieß Vereinigen oder Zusammenfrieren unter dem Wasser wird durch die auf der Oberfläche der untersinkenden Eisscholle befindliche Schneeschicht befördert, wie sich aus den verticalen, dünnen, weißlichen Streifen erweist, welche immer in paralleler Richtung zwischen den Bildungsschichten der großen Massen alten Eises zu finden sind.

*) Scoresby voyage, Bd. I. S. 241.

Digitized by Google

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

2. Zug durch die niedern Pyrenäen bis Valcarlos. Die französischen Basken.

(Schluß.)

Die Natur ermangelt nirgends und niemals der Reize. Duftet die Erde im Blüthenkleide der Jugend, oder spendet sie Früchte männlicher Reife, oder erscheint sie in der erhabenen Ruhe tiefsinnigen Alters — umgibt uns das weite Meer, oder ausgedehnte Ebenen, oder Hochgebirge, oder sanfteres Hügelland: immer erinnert uns die Natur an den Schöpfer, immer ist sie unsere Trösterin, redet sie zu uns heimlich, innig vertraulich, erhöht sie unsern Lebenslauf. Wer hat nicht die geheimnißvollen, tiefen Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen der Natur und seinem Gemüthe empfunden! Besonders hat eine Berggegend, wie die, welche wir durchzogen, mit ihren mannichfachen Abwechselungen außerordentliche Reize. Die in den höhern fortlaufenden Zügen übereinander gruppirten Berge mit gewaltigen, kühn hervorragenden Felsmassen drücken auch den niedern Pyrenäen den constanten Charakter des Erhabenen auf, einen Charakter, der gleichsam das Ganze beherrscht, bei aller Abwechselung in den tiefern Zwischenpartien, durch welche die große Straße sich den bequemern Weg gesucht hat. Jetzt sieht man sich in engem Thale zwischen Matten und baumbekränzten Höhen eingeschlossen; dann steigt man lange Zeit bergan, und der Blick erfreut sich einer großartigen Umsicht, die nur höhere Ketten begränzen; bald ist man im Walde zwischen Bäumen versteckt, bald geht man an Abhängen vorüber und blickt tief unter sich in Abgründe hinab. Dabei ist die Gegend noch ziemlich bevölkert, und die Weinrebe gedeiht und prangt hier noch überall an einem kräftigen Stocke bis zur Hälfte der höhern Berge hinauf. Auch sieht man hier, wie in den deutschen Gebirgen, einzeln liegende Gehöfte und Häuser, von Wald, Feld und Wiesen umgeben; nicht weil das Einzelnwohnen eine heimathliche Lebensgewohnheit ist, wie im alten Germanien, sondern weil die Beschaffenheit und Gestaltung des Bodens hier nur an wenigen Punkten das Zusammenleben in Ortschaften und Städten erlaubt. Die Häuser sind durchgehends massiv, schief gegen die Straße, auf Erhöhungen oder Vertiefungen romantisch gelegen, oftmals von niedern Mauern umschlossen und von Obstbäumen eingehüllt. Wir passirten nur wenige kleine Dörfer, die in erweiterten Niederungen gebaut sind. Fußsteige führten von der großen Straße gewöhnlich auf einem nähern, steilern und mehr belohnenden Wege dahin. Diese schlug ich ein, meist in Gesellschaft des jungen, carlistisch gesinnten Arriero's, der sich Mühe gab, mich für seine Sache einzunehmen. Da gewannen wir denn noch Zeit, uns die Dörfer anzusehen, und in manchem Hause einzukehren. Ueberall fand ich fleißige Menschen, die Weiber in der Küche, beim Nähen, Stricken, Spinnen von Flachs und Wolle, auch manchen Webstuhl. Natürlich prüften wir auch das Weingewächs jeglichen Dorfes.

Auf einem dieser Wege gesellte sich ein halbgebildeter Baske zu mir, welcher dem Kaiser gedient und in der großen Armee gefochten hatte, folglich sehr liberal war. In geläufigem Französisch tadelte er heftig seine Landsleute in den niedern Pyrenäen, daß sie dem spanischen Prätendenten zugethan wären und mit Lebensgefahr für ihn schmuggelten. Sonst liebte er die Basken und lobte ihren Fleiß, ihre Kraft und Tapferkeit, ihre Sittenreinheit, welche jedoch unter der starken Schmuggelei bedeutend litt. Die meisten Bewohner der Berge hier könnten kein Wort Französisch, diese Sprache sey zwar in den Schulen vorgeschrieben, doch lehrte man in baskischer Sprache, eben so auch in der Kirche. Nur in den größern Orten herrsche das Französische vor. — Wir begegneten vielen Douaniers, die von Soldaten begleitet waren — Alle bis an die Zähne bewaffnet. Auch die einzelnen Reisenden und Fußgänger führten der Sicherheit wegen ein Gewehr mit sich. —

Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir nach langem Hinabsteigen das schöne Thal der Nive, da wo sie das am Fuße eines der berühmtesten Pyrenäenpässe gelegene, nicht unbeträchtliche St. Jean Pied de Port durchfließt. Da die Nive gerade an diesem Punkte von Norden nach Süden, aus Frankreich und Spanien ihre bedeutendsten Zuflüsse hat, so ist ihr Thal hier natürlich nach allen Seiten hin zu einer Ebene erweitert, in deren Mitte jene Stadt liegt. Wie mehrere Thäler darin ausmünden, so vereinigen sich in dieser Weiterung auch mehrere Straßen, welche Leben und Bewegung in die Gegend bringen. Rings herum ist der weite, fruchtbare Thalkessel von großgeformten, mächtigen Bergen eingeschlossen, die nach Norden hin scheinbar mindestens eben so hoch sind als nach Süden oder nach Westen, in welcher letztern Richtung sich die gewaltigen Ketten nach dem obern Bastanthal hinziehen. Die Berge bilden in ihren Gipfeln und Kämmen zackige Felsmassen, weiter abwärts sind sie mit Wald bedeckt, an diese schließen sich Nebenpflanzungen, welche in die fruchtbaren Felder und Gärten der Niederung hinein verfließen. So verleiht die stets von neuem aufsprießende Vegetation in der untern Region der Landschaft ihrem sonst tief ausgeprägten Charakter erhabener Stetigkeit und Unwandelbarkeit mehr Milde und Freundlichkeit, schmückt und belebt sie um die Felshäupter umher, wie sich die kleinen, blühenden Enkel um den greisen Großvater bewegen.

In St. Jean Pied de Port befand sich viel Militär, die Gränze bewachend, auf den Straßen war reges Leben. Das Nachsehen der französischen Douaniers von allem, was unsere Lastthiere trugen, das jedoch in Bezug auf meine Sachen mit vieler Gefälligkeit, ich meine gar nicht, geschah, hielt uns bis zum Dunkelwerden in der Stadt zurück. Die Arrieros bezeigten Lust, nicht weiter zu gehen; ich aber, von Unruhe getrieben, den spanischen Boden zu betreten, bestand darauf, daß wir mindestens die nur noch zwei Stunden entfernte Gränze bei Araiguy erreichen und in dem noch eine kleine halbe Stunde weitern Valcarlos übernachten müßten. Dieß geschah denn auch zu meiner Freude.

Ich kam mit einem kleinen Abenteuer im heißblütigen Spanien an, das ich hier nicht übergehen will. Vom Thore von Pied de Port aus schlossen sich unserm Zuge noch einige Reiterinnen an, welche in der Stadt Geschäfte gehabt hatten

Digitized by Google

und nach Hause zurückkehrten. Mit stetem Zungengeschnacke trieben sie ihre trägen Esel an. Nur eine unter ihnen, jung und hübsch, trillerte ein französisches Liedchen nach dem andern. Als ich mich zu dieser gesellte, zeigte sie sich jetzt eben so gesprächig, als vorher singlustig. Sie verstand weder spanisch noch baskisch, und war also eine Fremde in diesem Lande; doch schien ein glücklicher Leichtsinn sie darüber hinwegzusetzen. Unaufhörlich plauderte die lebhafte Französin, unerschöpflich an ergötzlichen Einfällen. Sie war von der Garonne, und mit der Familie eines Beamten nach Pied de Port gekommen, wo sie einen reichen Müller so sehr durch ihre Schönheit bezauberte, daß er, wie sie meinte, ohne Fehl gestorben wäre, wenn sie sich seiner nicht endlich erbarmt und ihn geheurathet hätte.

Indessen war der Weg, auf dem wir ritten, nicht ohne Gefahr. Das Querthal, in welches wir von St. Jean Pied de Port aufwärts eingegangen waren, verengt sich allmählich. Bald braust das Gewässer desselben zwischen steilen Felswänden, oftmals tief unter dem engen, eingehauenen Weg, unter den Füßen des Reisenden über ungeheure Steinblöcke schäumend fort, von den hohen Pyrenäen in die Nive hinabstürzend. Kein Geländer zur Seite des Weges schützt den Reiter vorm Hinabgleiten in die Abgründe und vorm Zerschmettern an den Felsen. Darum hält man sich möglichst dicht links an der Felswand. Die Französin, welche den Weg gut kannte, und ich, wir waren voran dem Zuge. Plötzlich donnerte uns durch die Nacht ein qui vive? entgegen. Mein Cavallo stutzte, meine Nachbarin zur Linken glitt wie muthwillig aus dem Sattel und riß mich mit herunter. Zum Glück war der Fall nicht halsbrechend. Nur der Müllereſel machte sich aus dem Staube. „Ei," rief sie nach einer Weile lachend aus: „der dumme Esel wird meinen Mann in Schrecken setzen und er sollte ihm doch nur die Ankunft seiner treuen Ehefrau melden." Woher kam denn das Werda, Madame?" „Wir sind so gut als auf spanischen Boden gefallen; dort am Ende jener Brücke steht der äußerste französische Posten, ein Soldat, der durch seine kriegerische Stimme wahrhaftig nahe daran war, mich mit Ihnen zu ermorden. Vor allen Dingen müssen Sie jetzt dem Fingerzeig des Schicksals folgen, der Fall war die schlimme Vorbedeutung eines Unglücks, dem Sie aus dem Wege gehen müssen!" „Glauben Sie an Vorbedeutungen?" „Ganz gewiß! ich kann Thatsachen dafür anführen und an Ihrer Stelle würde ich die Reise unter keiner Bedingung fortsetzen." „Und ich bin andrer Meinung. Nur eins. Ein Heerführer stolperte beim Landen in England, als er aus dem Schiffe sprang, im Angesicht seiner abergläubischen Armee auf den Strand hin, worin diese ein böses Omen erblickte und in Schrecken gerieth. Der kluge Feldherr aber, sich wieder erhebend, raffte ein Stück Erde mit auf und rief laut: Ich halte dich, o Erde von England! Und jetzt wähnten sich seine Truppen des Sieges gewiß und siegten. „Sie sind ein Ungläubiger! Doch unser Haus steht Ihnen offen, Sie könnten sich darin von dem Fall wiederherstellen — mein Mann würde nichts dagegen haben. — Nicht langes Bedenken, rascher Entschluß! — Mindestens könnten Sie den Vorfall an den hohen Rath in Ihrer Heimath melden, und dessen nähere Befehle bei uns abwarten." „Darauf dürfte ich zwanzig Jahre und noch länger warten; — auch wäre das stricte gegen die Sitten, nicht des hohen Rathes, doch meines guten Vaterlandes, die noch strenge und züchtig sind." „Ah, verstanden, mein Herr. So reisen Sie denn weiter, und mögen Sie in Spanien nicht zu Falle kommen, oder auch nur vor — Weibern. Meine List ist nicht gelungen, aber die Gerechtigkeit werden Sie mir widerfahren lassen, daß sie gut angelegt war. Auch im Ernste thut es mir Leid um Sie — schon so manchen Officier sah ich voll Begeisterung hier auf dieser Straße hinüberwandern in das blutige Land, und schon andern Tags röchelten sie unter Dolchen ihr Leben aus. Sie laufen in einen gierigen, offenen Rachen hinein, der nur Todte wieder ausspuckt. Ich bin Französin, und liebe die Freiheit; aber das Land dort mag's selbst auskämpfen. — Hören Sie die Mühle klappern? Die ist das alte, geschwätzige Weib meines Gemahls, ich bin sein junges, und wahrlich wenig eifersüchtig auf die garstige Fratze. Merken Sie sich dieses Haus, und sollten Sie jemals wieder diese Straße passiren, so treten Sie zu uns ein als ein alter, guter Bekannter."

Bei den letzten Worten eilte sie bereits den steilen Abhang hinab, und verschwand unten im Grunde, wo in einer breiteren, offeneren Kluft des Thales eine Mühle steht. So war mir noch einmal an der Gränze ein getreues, lebendiges Abbild französischer Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit und Frivolität erschienen, mit welchem ich Frankreich zugleich Lebewohl sagte.

Höfken.

Verkauf der historischen Bibliothek von Bibliophil Jakob.

Hr. Paul Lacroix, dem seine leidenschaftliche Liebe für Bücher den Namen Bibliophile verschafft hat, ist gegenwärtig entschlossen, seine Bibliothek zu verkaufen, und dieser Verkauf soll am Ende Februar beginnen. Die Büchersammlung, obgleich sie nur 1950 Artikel enthält, ist so vollständig, als man sie gegenwärtig in der von ihm gewählten Specialität machen kann, und er hat alle wichtigen Werke über die französische Geschichte, der er sich gänzlich widmete, gesammelt. Alle großen historischen Sammlungen, wie die Ordonnances, die Gallia, dom Bouquet, du Cange u. s. w., finden sich in der Sammlung. Rechtsgeschichte, Wissenschaften, Künste, Linguistik, dramatische Kunst, Geographie, Ceremoniel, und namentlich die Geschichte der einzelnen Städte und Provinzen bieten alles, was irgend Wichtiges bisher erschienen ist. Aber eine besondere Gattung von Documenten gibt dieser Bibliothek einen eigenen Werth, dieß ist die große Anzahl alter Urkunden, welche Hr. Laquis kürzlich aus dem Verkaufe der schönen Archive von Joursanvault (s. Nr. 41 Jahrgang des Auslands 1839) an sich gebracht hat. Es sind darunter welche, die bis ins Jahr 976 hinaufreichen. (Echo du Monde Savant vom 15 Januar.)

Zahl der Zwillingsgeburten. Nach einer Angabe Dr. Kennedy's im Dublin Med. Journ. ist in Dublin das Verhältniß der Zwillingsgeburten zu den Einzelgeburten wie 1:60; in Nordamerika, wo sehr viele Irländer sind, wie 1:75; in London wie 1:91; in Frankreich wie 1:140.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 28.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Januar 1840.

Amerikanische Zustände.

Es ist nichts leichter, als ein Land, das eine so mannichfache Stufenleiter menschlicher Verhältnisse darstellt, unterhaltend zu schildern, und nichts schwerer, als ein solches Land trotz seiner Fehler und schiefen Richtungen mit Billigkeit und einem gewissen Sinn für Wahrheit zu beurtheilen. Capitän Marryat hat hievon neuerdings wieder — es ist eine zweite Reihenfolge seines Diary in America, gleichfalls in 3 Bänden, kürzlich erschienen — eine Probe abgelegt, die wir keiner sonderlichen Aufmerksamkeit würdigen würden, wäre es nicht in neuerer Zeit wieder ziemlich Mode geworden, namentlich in England und Frankreich, über den zügellosen Geist der amerikanischen Demokratie sich auszulassen. Wenn Capitän Marryat die amerikanische Regierung die corrupteste von allen nennt, die er kenne, und ihr namentlich ihre Treulosigkeit gegen die armen Indianer vorwirft, so kann man nur die Achseln darüber zucken, daß der Herr Capitän so deutlich den Splitter in Bruder Jonathans Auge, und den Balken in John Bulls nicht erblickt, und den zahllosen Niederträchtigkeiten und Verbrechen Englands in Irland und Indien seine Augen verschließt, weil sie mit einem gewissen aristokratischen Aplomb begangen werden, das der minder geschliffenen amerikanischen Demokratie fern liegt. Wir fühlen uns nicht berufen, die Fürsprecher oder Vertheidiger der amerikanischen Regierung zu machen, halten es aber für angemessen, einige Bemerkungen über Aristokratie in Amerika hier einzuflechten, und dann einige Worte über die Stellung der amerikanischen Regierung zu sagen, die in vielen Beziehungen keine beneidenswerthe ist; namentlich seit Jackson nimmt sie eine höhere Stellung ein, und hat einerseits den Kampf mit einer der schlimmsten Neigungen der Amerikaner, nämlich einer maaßlosen Speculationswuth begonnen, andrerseits aber mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen, denen sie vielleicht erliegt. Nicht umsonst beklagt sich Marryat, daß die demokratische Partei nur Haß gegen England athme; dieß ist wahr, aber noch mehr, dieser Haß ist gerecht, denn England ist der größte und der verschmitzteste Feind der Vereinigten Staaten, und nährt die Keime des Verderbens, die in der Union liegen, auf eine wahrhaft machiavellistische Weise. Der Haß also, den die demokratische Partei in Amerika gegen England nährt, ist wohl verdient, wenn gleich diese Partei ihn oft durch ihre Organe auf eine höchst ungeschickte, plumpe und verkehrte Weise herausläßt.

Es ist überhaupt mit der Presse, deren maaßlose Zügellosigkeit allerdings kein geringes Uebel ist, eine eigenthümliche Sache in Amerika. Die Mehrzahl der Blätter, welche wie Pilze aus dem Boden schießen, zeugt von Unwissenheit und Rohheit der Herausgeber. In Amerika ist die literarische Aristokratie, d. h. diejenigen Leute, welche aus lebendigem Antheil an allem Wissenswerthen und Schönen sich mit Wissenschaft und Literatur beschäftigen, ungemein gering, dagegen besitzt die große Masse, sogar bis auf die Hefen der Gesellschaft herunter, einen selbst in Europa seltenen Grad von nützlichen, praktischen Kenntnissen, die sich freilich mit einer gewissen Rohheit des Charakters recht wohl vertragen. Dasselbe Verhältniß herrscht denn nun auch in den Journalen: die meisten sind unverständige Raisonneurs und Raddulisten, welche häufig die größern Fragen, um die es sich in dem Parteikampf handelt, gar nicht kennen, sich darum an Aeußerlichkeiten und Einzelnheiten halten, und gar leicht ins Pöbelhafte und Gemeine versinken. Eine allerdings kleine Anzahl Blatter ist dagegen sehr wohl von allen zu verhandelnden Fragen unterrichtet, gerade diese aber beobachten dieselbe kluge Zurückhaltung, wie die Führer der Parteien selbst, sind auch mit ihnen enge verbunden, und so ergibt sich die freilich ziemlich seltsame Erscheinung, daß man trotz aller Preßfreiheit ohne mannichfache Vorkenntnisse aus den öffentlichen Blattern den wahren Stand der Sache selbst in den innern Streitsachen, der äußern gar nicht zu gedenken, nicht leicht ersehen kann.

Es hat sich bei der unbeschränkten Oeffentlichkeit in den Vereinigten Staaten, wie allenthalben, eine gewisse, politische Aristokratie gebildet, die freilich mit der alten Aristokratie, wie sie in England und auf dem Continente besteht, nichts gemein hat, denn eine Aristokratie in unserem Sinne muß man dort niemals suchen. Unsere europäische Aristokratie ist durchaus auf großen Territorialbesitz gegründet gewesen, und alle andern Versuche, wie z. B. in Frankreich, eine Aristokratie aus Stockjobbers, Lieferanten und ergrauten Bureauchefs zusammenzustoppeln, sind kläglich gescheitert, und haben sich in allen politischen

Digitized by Google

Stürmen als nutzlos bewiesen. Mit einer solchen Aristokratie könnte Amerika auch auftreten; auch Amerika besitzt eine gute Anzahl Leute, die durch Speculationen aller Art großes Vermögen erworben haben, ohne daß geistige Bildung und politisches Gewicht irgend mit ihrem Reichthum gleichen Schritt gehalten hätten. Aber diese wandern aus Amerika aus, weil sie es in dem groddemokratischen Lande, wo sie keinen eitlen Prunk zur Schau tragen dürfen, wenn sie nicht vom Volke ausgezischt und als Aristokraten — in demselben Sinne, wie die französische Revolution dieß Wort nahm — sich angefeindet sehen wollen, nicht sehr angenehm für ihre vornehmen Gelüste finden. Dieß mag zur Lehre dienen, sich dem Geiste der Institutionen seines Vaterlandes zu fügen. Noch ist Amerika nicht auf der Stufe angelegt, daß das Volk es ertragen könnte, wenn man dem Geiste seiner Institutionen öffentlich Hohn spricht. Marryat sagt, die Reichen wanderten aus, um nicht insultirt zu werden; noch aber hat man in Amerika unermeßlich reiche Leute, wie Astor u. A., die ihren Reichthum in nützlichen Unternehmungen zeigten, und nicht in eitlem Prunke zur Schau trugen, niemals insultirt, und selbst Capitän Marryat muß gestehen, daß die niederen Classen in dem demokratischen Amerika höflicher und artiger sich benehmen, als in dem aristokratischen England.

Damit soll indeß nicht gesagt seyn, daß nicht wirklich an manchen Orten eine trotzige und wirklich drückende Demokratie herrsche, namentlich in einzelnen größern Städten, wie New-York, wo unter andern 40,000 Irländer hausen, und fast ein Monopol im Wahlrecht ausüben; dort ist es aber auch schon so weit gekommen, daß man die Stimmen in großem Umfang erkauft hat. „Dieß geschah," sagt Marryat, „bei den letzten New-Yorker Wahlen: die demokratische Partei war schon ihres Erfolges sicher, aber eine bedeutende Geldsumme wurde herbeigeschafft, sämmtliche Committees der demokratischen Partei erkauft, und die Whigs gewannen den Tag." Dieß beweist nur, daß die Städteverfassung in Amerika wenig taugt, und daß ein allzu ausgedehntes Wahlrecht, namentlich in Städten, immer Unordnungen nach sich ziehen wird, wie dieß das Beispiel aller Zeiten, und namentlich auch das Beispiel Englands, gezeigt hat. Gelegentlich bemerkt, waren es aber hier nach Marryats eigener Schilderung die Reichen, welche den irischen Pöbel bestachen, während die wohlhabende Mittelclasse die demokratische Partei bildete, welche zum Unglück verkäufliche Anführer hatte.

Es ist nichts unglücklicher, als die Begriffe alter Staaten auf ein neuentstehendes Gesellschaftswesen überzutragen. Es konnte in Amerika sich keine Territorialaristokratie bilden, und beweglicher Reichthum kann höchstens an dem Orte, wo der Besitzer sich gerade befindet, einen Einfluß gewähren, der etwas Aristokratisches hat, aber auf das ganze Land kann sich dieß nicht ausdehnen. Man wäre darum auch sehr im Irrthum, wenn man die demokratische Partei als eine solche betrachten wollte, die weitgehende demokratische Ansichten in unserm Sinne des Wortes hege. Der Name mag zufällig wegen seines — amerikanischen Ohren angenehmen — Klangs gewählt worden seyn, aber die Partei verfolgt wesentliche Interessen. Einzelne Führer, wie z. B. Jackson selbst, haben allerdings sehr demokratische Meinungen geäußert, z. B. über die Berufung sämmtlicher Staatsbürger zu den öffentlichen Aemtern, nach einer gewissen Reihenfolge, aber man würde sich sehr täuschen, wenn man in solchen Dingen, die in Amerika ganz unbeachtet und unschädlich verhallen, das Wesen der Partei suchen wollte. Dieß liegt vielmehr in den wichtigsten Fragen, welche die Union überhaupt beschäftigen können, und ist, wenn auch nicht neuen Ursprungs, doch zu dieser Wichtigkeit erst in neuern Jahren herangewachsen.

Die Nordamerikaner haben sich früher nicht selten Europa gegenüber beleidigt gefühlt, daß man ihren parlamentarischen Kämpfen nicht das billige Maaß von Aufmerksamkeit geschenkt habe, allein was konnten Europa die innern Kämpfe um den Besitz der Gewalt viel kümmern, besonders da man gewöhnlich mit sich selbst hinlänglich beschäftigt war. Die beiden früher bestehenden Parteien der Föderalisten und Demokraten waren zu wenig scharf geschieden, und die Natur der Dinge gab den letztern, welche gegen eine strenge Vereinigung der Union waren, ein so großes Uebergewicht, daß es Carey nicht schwer werden konnte, seinen „Oelzweig" *) zu schreiben. Doch gab es Einen Punkt, wo sich eine Meinungsspaltung hervorthat, welche leicht die ganze Union hätte sprengen können. Als sich die Unionsregierung im Jahre 1807 genöthigt sah, den Handel der Vereinigten Staaten durch die Embargoacte ganz zu sperren, um nicht den Gewaltthätigkeiten der Engländer und Franzosen ausgesetzt zu seyn, zeigte sich in den östlichen Staaten eine heftige Stimmung gegen diese Erklärung, und die englische Regierung benützte diese, um Uneinigkeit in der Union auszusäen, und wo möglich die nordöstlichen Staaten von der Union loszureißen. Der Agent, dessen man sich zu diesem Zwecke hauptsächlich bediente, ward aber von der englischen Regierung unbelohnt gelassen, und ging aus Rache nach Washington, wo er der amerikanischen Regierung seine Correspondenz mit dem Gouverneur von Nieder-Canada, Sir J. Craig, um 50,000 Dollars verkaufte. Sie enthält den authentischen Beweis, daß England den Streit zwischen den Föderalisten und Demokraten, oder vielmehr zwischen denen, welche trotz aller Demüthigungen von Seite Englands den äußern Handel fortsetzen, und denjenigen, welche um der Ehre des amerikanischen Namens willen lieber auf eine Zeit lang sich alles Handels enthalten wollten, zum Bruch der Union zu treiben sich bemühte. Die Sache ging auch so weit, daß im Jahre 1814 zu Hartford ein Convent zusammentrat, der actenmäßig den Zweck hatte, sich von der Union loszusagen und mit den Engländern einen Separatfrieden zu schließen. Der bekannte Webster, der für den ersten Redner Nordamerika's gilt, war bei diesem Convent anwesend, was man ihm noch nicht verziehen hat. England steckte sichtlich hinter diesem Treiben, und man darf nicht vergessen, daß sich die Mittel, doch nicht die Zwecke geändert haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) The Olive Branch ist der Titel einer berühmt gewordenen Flugschrift über die Parteien der Föderalisten und Demokraten.

Digitized by Google

Die protestantische Mission in China.

(Von Karl Friedrich Neumann.)

Die Sendboten, welche den Lehren des Evangeliums unter den nichtchristlichen Völkern Anhänger verschaffen wollen, bedürfen, je nachdem sie an civilisirte oder nichtcivilisirte Menschen sich wenden, ganz verschiedener Eigenschaften und Fähigkeiten. Eine kräftige, schöne Gestalt, scharfe, feine Sinne, allerlei mechanische Kunstfertigkeiten und einige Kenntniß der Chirurgie und Medicin wird den rohen Sohn der Natur, den Bewohner der Goldküste, der Sandwichinseln, Neuseelands und Tahiti's leicht zur Bewunderung hinreißen; er wird finden, daß der Fremde gar Vieles besser versteht und geschickter zu handhaben weiß; er wird die Gewandtheit und geistige Ueberlegenheit anstaunen und dann den Worten dieses seltenen Mannes leicht Gehör schenken. Nicht so das von Jugend auf in einer bestimmten, altgewurzelten Cultur erzogene Volk. Dieses ist im Gegentheil geneigt, einen jeden Fremden, der nach andern Sitten und Gebräuchen lebt, der verschiedenen Gesetzen und Glaubenslehren huldigt, für einen Barbaren und von der Gottheit Verworfenen zu achten. Wird der Fremde noch überdieß in der Sprache und Schrift, in den eigenthümlichen Wissenschaften und Künsten des alten Culturstaates unwissend befunden, dann kennt der Unwille und die Verachtung der Gebildeten der Nation keine Gränzen. Diese unwissenden Barbaren, so sagen sie empört, und so sprach nicht selten selbst der sanftmüthige Kaiser Kang hi zu den im Ganzen doch so kundigen Jesuiten, diese unkundigen Barbaren wollen uns zu ihrem Gesetz und zu ihren albernen Grillen bekehren, ohne im Stande zu seyn, den tiefen Sinn unserer heiligen Schriften zu erfassen, mißkennend die einzig beseligenden Lehren der Pietät und des kindlichen Gehorsams. Wie hätten sie wohl sonst Vater, Mutter und ihre nächsten Verwandten verlassen und nach dem Reiche der Mitte ziehen können!

Die Missionäre müssen nach den geistigen, moralischen und physischen Bedürfnissen und Zuständen der Völker, zu denen sie ziehen, sich richten und bilden. Es ist zu wünschen, daß solche, welche alte Culturvölker zum Christenthume bringen wollen, bevor sie zu diesem Bekehrungswerke schreiten, alle Gänge und Windungen dieser Cultur, den Glauben und den Aberglauben, die politischen und bürgerlichen Verhältnisse des Volkes, welches sie bekehren wollen, genau kennen möchten; sie sollten in moralischer und wissenschaftlicher Bildung die gebildetsten Individuen der Bewohner des Landes überragen; mit Einem Worte, sie sollten im Stande seyn, von der Höhe der einheimischen Cultur ihre Mängel nachzuweisen, um desto eindringlicher auf die äußerlichen Vortheile, wie die innerliche Vortrefflichkeit der neuen Religion, des neuen Culturssystems hinzudeuten. Es werden sich dann leicht Mittel und Wege ergeben, an die einheimische althergebrachte Denkweise alsbald die fremde und neue anzuknüpfen. Kein Orden wußte diesen Unterschied besser zu würdigen, als die einsichtigen Jesuiten. Die Sendboten, welche hingegen zu den nordamerikanischen Indianern und zu den am Paraguay herumziehenden Horden, waren ganz anderer Art, und erhielten eine ganz andere Vorbildung, als die Glaubensapostel Indiens und China's. Frommer Sinn, Thätigkeit, Klugheit und Geduld sind Eigenschaften, dem Missionär unumgänglich nothwendig in allen Gegenden der Erde; sie reichen aber hier nicht aus. Alle Missionäre, welche in China und Indien folgenreich wirkten, waren, zu welchem Orden, zu welchem Glaubensbekenntnisse sie immer gehören mochten, geistig hervorragende, gelehrte Männer. So Ricci und Schall, so Bridgen und Schwarz.

Man erlernt wohl eben so leicht die Umgangssprache der Bürne der Mitte, als die eines andern östlichen Volkes. Aber alle Schriftwerke zu verstehen und Einsicht in mehrere Zweige der unermeßlichen chinesischen Literatur zu erlangen, dieß übersteigt die Kräfte des tiefsten, umfassendsten Geistes. Die ganz eigenthümlichen, theils aus bloßen Bildern, theils aus Bild und Laut zusammengesetzten Schriftzeichen; die elliptische Weise der Darstellung, welche den Leser zum scharfen Nachsinnen auffordert, um in dem eigenen Innern die mangelnde Bezeichnung der Verhältnisse der Zeit und des Raumes zu ergänzen; die große Menge der einfachen und zusammengesetzten Schriftzeichen; dann endlich die nach dem Stoffe verschiedene, bald in üppiger Fülle daher schreitende, bald in gedrungener Kürze sich durchwindende Schreibart umgeben selbst den tüchtigsten einheimischen Forscher mit beinahe unbesiegbaren Hindernissen. Welche Schwierigkeiten thürmen sich erst einem Fremden entgegen, und einem Fremden, welchem, wie Morrison, dieß müssen wir zur Steuer der Wahrheit bekennen, bei allen sonstigen ausgezeichneten Gaben doch Scharfsinn und Tiefe des Geistes mangelten! Nun erinnere man sich überdieß, worauf wir weiter unten nochmals zurückkommen werden, wie gering und unbedeutend mit dem Anfange unseres Jahrhunderts in Europa die Hülfsmittel waren zur Erlernung der chinesischen Schriftsprache! Man erinnere sich, daß die Regierung der Mitte jeden Fremden, welcher ihre Sprache erlernen will, als einen Feind und Spion betrachtet, der darauf sinnt, die Geheimnisse des Landes zu erkunden, um es später zu verrathen; man wisse, daß jeder Chinese, der einen Fremden unterrichtet, als ein Verräther seines Kaisers und Vaterlandes angesehen und gezüchtigt wird; man bedenke, daß der hochfahrende Beamte und der reiche Kaufmann nach seiner Denkweise sich selbst verachten müßte, wenn er einem Ausländer des Zutrittes zu seinem Hause und eines freundlichen Umganges würdigen würde; man erinnere sich endlich, daß jedem Fremden, der nicht des Handels wegen gegen Osten segelt, der Zutritt im Lande strengstens untersagt ist; dann, dann erst wird man alle die Schwierigkeiten, welche der erste protestantische Missionär in China zu bekämpfen hatte, zu ermessen, und das, was er dessen ungeachtet leistete, zu bewundern verstehen.

Ob nun aber auf dem Bekehrungswege, den die protestantischen Missionäre Morrison, Milne, Medhurst, Bridgman und Gutzlaff eingeschlagen hatten, der einzige, den sie unter den bestehenden Verhältnissen einschlagen konnten, in Zukunft große Erfolge zu hoffen sind — bis jetzt verdienen sie kaum Beachtung — dieß müssen wir, von unserem Standpunkt aus beurtheilt, durchaus bezweifeln. Es wird aber dadurch ein herrlicher Samen in einen zwar für jetzt noch unfruchtbaren Boden gesenkt, der, wenn das Erdreich einst mehr durchgearbeitet und locker gemacht seyn wird, zu einem kräftigen Baum emporwachsen, Blüthen und Früchte in Fülle bringen kann. Die chinesische Staatsweisheit, das chinesische Staatsgebäude ist seit Jahrtausenden untrennbar mit dem bestehenden Glauben und Aberglauben, mit den Tugenden und Lastern der Bevölkerung des Mittelreiches verbunden; eine in dieser letztern Beziehung vorgenommene Aenderung würde auch alsbald eine Umgestaltung des ganzen Staates zur Folge haben. Dieß ist der umsichtigen chinesischen Regierung nicht entgangen, und daher ihre unabänderliche Feindschaft gegen das Christenthum, mag

Digitized by Google

es in dieser oder jener Form ihr geboten werden; sie duldet den der allgemeinen Landessitte sich fügenden Buddhisten, Juden, Parsen und Mohammedaner, gestattet ihnen sogar den Zutritt zu den Prüfungen, und befördert sie, wie ihre andern Unterthanen, zum Staatsdienste. Aber den herrschsüchtigen Christen mit seinem alleinseligmachenden Systeme, mit der Alles umgestaltenden europäischen Civilisation, dem die Verehrung der Verstorbenen Götzendienst dünkt, der die Polygamie verabscheut, und die Lehren und Schriften des Kong tse, des weisesten der Sterblichen, mißachtet, diesen hat sie von jeher verfolgt, und wird ihn, wenn er sich nicht freiwillig aufgeben will, auch immerdar verfolgen müssen. Kia king, der Vater des jetzigen Kaisers, war, selbst nach den Angaben der katholischen Missionäre, ein mildgesinnter Mann, dem es am Herzen lag, sein Volk und die Welt glücklich zu machen, und dessen ungeachtet, oder vielleicht besser, gerade deßhalb, weil er seine Unterthanen nach chinesischen Begriffen glücklich machen wollte, war er einer der ärgsten Feinde des Christenthums. Es haben auch, wie bekannt, in verschiedenen Jahrhunderten, zu den Zeiten der Mongolenherrschaft, der Ming und der jetzt regierenden Mandschu, die Christen verschiedener Confessionen es vergebens versucht, im Lande der Mitte sich festzusetzen. So lange Indien sein geschlossenes Kastensystem bewahrt, so lange China in seiner Selbstständigkeit sich behaupten und den Eroberern Asiens nicht zur Beute anheimfallen wird, so lange wird auch das Christenthum auf dem alten Boden Bharatakanda, so wenig wie in dem Lande des Jao und Schun keine festen Wurzeln schlagen können. Dessen sind sich auch die Missionäre wohl bewußt; sie suchen deßhalb einerseits das Kastenwesen der Bramanen zu sprengen und andererseits mißachten sie die Gesetze und Anordnungen der chinesischen Regierung, und bestreben sich, dem Volke, wie namentlich Gutzlaff, ein Gefühl von Selbstständigkeit und Freiheit in dem modernen Sinne der europäischen Bildung einzuhauchen, um dadurch die herrschenden Mandschu und die ganze Staatsweisheit des Kong tse ihrem Untergange entgegenzuführen. Diese für die Religion und das Wohl der Menschheit begeisterten Männer wollen allenthalben, auf den Inseln der Südsee und auf den großen Continenten Asiens und Afrika's, gleich wie die Spanier in Mexico und Peru, auf den Trümmern und Ruinen des alten Heidenthums das Kreuz Christi und die europäische Herrschaft aufpflanzen, um dann das wiedergeborne Volk zu bekehren.

Robert Morrison ist der Sohn schottischer Landleute; er ward geboren in einem Dorfe bei Morpeth, der Grafschaft Northumberland, am 5 Januar 1782. Die Ehe seines Vaters, des James Morrison mit Hanna Nicholson, war eine gesegnete; seine Frau schenkte ihm schnell nacheinander acht Kinder, wovon Robert das jüngste. James war ein frommer Mann, was ihm die schottische Kerk, zu der er sich bekannte, durch eine öffentliche Urkunde bezeugte, und doch mißglückte ihm Vieles, das er zur Ernährung seiner zahlreichen Familie unternommen hatte. Northumberland brachte ihm keinen Segen; er hielt es deßhalb für das Geeignetste, wiederum nach der Heimath zurückzukehren, wo er sich (1783) zu Newcastle an der Tyne (Newcastle upon Tyne) niederließ, und, freilich kümmerlich genug, durch das Verfertigen von Schusterleisten und Stiefelziehern sich zu ernähren suchte. Der häufig brodlose Vater mußte darauf denken, seine Kinder so früh als möglich zu einem Gewerbe anzuhalten, damit sie ihm bei seinem schweren Hausstande einige Erleichterung gewähren möchten. Anderer Ansicht war sein Schwager, der ehrsame Schulmeister von Newcastle, James Nicholson. Die Jungen, meinte er, sollen was Tüchtiges lernen, dann werde es ihnen in der Welt nicht fehlen. Er lehrte deßhalb seine Neffen, und namentlich Robert, Alles, was er selbst wußte, was aber freilich nicht viel sagen wollte. Der junge Robert lernte gern, obgleich es ihm viel Mühe machte. Denn Robert Morrison war keineswegs mit ausgezeichneten Geistesgaben ausgestattet; er begriff schwer, und mußte immerdar suchen, Alles, was ihm an Tiefe und Scharfsinn mangelte, durch unermüdlichen Fleiß zu ersetzen.

Robert lebte bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts im Hause seiner Eltern, verkehrte mit seinen Alters- und Standesgenossen, ohne sich in irgend einer Beziehung vor ihnen auszuzeichnen. Ja er war, wie er in einem zerknirschenden Schreiben an den Ausschuß der Horton Akademie bekennt, nicht selten „locker und lose," und ergab sich, noch sehr jung an Jahren, von schlechter Gesellschaft verführt, dem Sinnenrausche! Mitten in diesem gottlosen Treiben überfiel ihn einstens der Gedanke des Todes und der ewigen Verdammniß; er schrie laut empor zum Himmel, und ward nach vielen inbrünstigen Gebeten erhört. „Ich ward neugeboren," schrieb der zwanzigjährige Jüngling, „mein Leben ward umgestaltet und mein Herz ein anderes. Ich entdeckte nach und nach die Heiligkeit, die Geistigkeit und den unermeßlichen Umfang des göttlichen Gesetzes; ich erschien mir unwürdig und erbärmlich vor dem Angesichte Gottes, und erkannte zugleich die Freiheit und den Reichthum seiner Gnade. Ich habe gesündigt, so viel ich konnte, aber durch des Herrn Gnade bin ich, was ich bin."

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Chemin de fer automoteur. Ein Hr. Peyret Lallier theilte der französischen Akademie der Wissenschaften in ihrer Sitzung vom 15 Januar eine Angabe über ein neues Eisenbahnsystem mit, das er automoteur (selbstbewegend) nannte, weil die Wagen sich nur durch die Wirkung der Abschüssigkeit bewegen sollen. Bei diesem System hat man zweierlei Bahnen, die eine zum Hinabfahren, die andere zum Hinaufahren. Man darf zu dem Ende nur eine geneigte Linie entwerfen, die in gewissen Entfernungen durch starke Absätze zur Auffahrt (rampes) unterbrochen wäre; über diese müßten die Wagen hinaufgeschafft werden bis zur nöthigen Höhr, um von da durch ihre eigene Schwere fortgezogen zu werden bis zum nächsten Absatz, wie dieß jetzt schon auf einigen Stellen der Eisenbahn von St. Etienne und Roanne der Fall ist. Die nöthige Neigung, um den Widerstand der Reibung und der atmosphärischen Luft zu überwinden, beträgt nur 0,0067m.

•

Neue Uhrenverbesserung. Eine merkwürdige Erfindung nimmt gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Mechaniker in Paris in Anspruch. Ein Hr. Neuberger hat einen Mechanismus entdeckt, der sich bei allen Pendeluhren anbringen läßt und nur alle drei Monate aufgezogen zu werden braucht, ohne daß die Regelmäßigkeit des Gang- und Schlagwerkes im geringsten darunter litte. (Par. Bl.)

•

Der artesische Brunnen von Grenelle. Man ist jetzt bis auf 508 Metres hinabgekommen, und die Sonde, welche gegenwärtig 17,000 Kilos wiegt und von vier Pferden und zwölf Menschen getrieben wird, arbeitet noch immer im Thonboden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 29.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Januar 1840.

Jagden in Sind.

James Burnes, der Bruder des bekannten Reisenden, gibt in seinem kürzlich erschienenen Bericht über seinen Aufenthalt am Hofe von Sind folgende Beschreibung der Jagdbelustigungen der Amirs dieses Landes.

„Ein oder zwei Mal des Monats, wenn sie Alle in guter Gesundheit sind, besuchen sie ihre verschiedenen Schikargahs oder Wildplätze, und da sie bei solchen Gelegenheiten von großem Gefolge begleitet sind, und nie im voraus bestimmen, wohin sie zu reisen gedenken, so verbinden sie auf diese Weise mit ihrer Leidenschaft für die Jagd eine Art Politik, die sie in den Stand setzt, ihre verschiedenen Provinzen in Furcht zu erhalten. Sie ziehen mit Falken, Hunden u. s. w. aus, doch ihre Art, das Wild zu erlegen, möchte für einen europäischen Jäger wenig Reize haben. Nie setzen sie sich der Sonne aus, sondern bleiben bequem in einem Hause sitzen, bis der Hirsch oder Eber gezwungen ist, zu einem kleinen Weiher oder einer Quelle vor ihnen zu kommen, um zu trinken, worauf sie ihn kalten Blutes niederschießen, und das Beifallsgeschrei ihrer Begleiter erhalten.

Die Schikargahs sind große Strecken von Dschungeln, die so genau verschlossen sind, daß kein Thier daraus entkommen kann, und sobald die Fürsten dahin gehen, werden alle Brunnen, die vor ihren Zelten oder Bungalows ausgenommen, verschlossen, und das Wild herumgejagt, bis die dringendste Nothwendigkeit es nöthigt, mit Gefahr des Lebens auf obige Weise Wasser zu suchen. Zuweilen stellen sie sich in schnell errichteten Gebäuden oder auf erhöhten Platformen zwischen zwei aneinandergränzenden Schikargahs auf, aus deren einem mehrere hundert Leute mit Luntengewehren das erschreckte Wild treiben müssen, das, bei dem Versuch durch eine jetzt mit Absicht gemachte Oeffnung in die nächste Wildbahn zu entkommen, aufgefangen und von den Amirs getödtet wird.

Die Jagdverbote sind von außerordentlicher Strenge, um den Fürsten das aristokratische Vorrecht zu sichern. Das gemeine Volk darf bei Todesstrafe, ausgenommen in der Eigenschaft als Treiber für ihre Herren, nie die Jagdreviere betreten, oder das Wild in ihrer Nähe vernichten — eine selbst für Sind monströse Tyrannei, die fast allen Glauben übersteigen würde, wüßte man nicht von sicherer Hand, daß der verstorbene Mir Futteh Ali Khan bei einer Gelegenheit einen der fruchtbarsten Bezirke in der Umgegend von Heiderabad, mit einem jährlichen Verluste von zwei bis drei Lak Rupien Einkünfte, entvölkerte, weil er von einer Art Hirscheber, Kota pasha (axis Porcinus), besucht wurde, den er besonders gern jagte. In noch neuerer Zeit verbannte Mir Murad Ali Khan ohne Nachsicht die Bewohner eines alten Dorfes, und ließ es von Grund aus zerstören, weil das Krähen der Hähne und das Weiden des Rindviehes das Wild in seines Bruders Gebiet, das daran stößt, gestört hatte.

Die Amirs jagen nie zu Pferde, zuweilen, jedoch selten, reiten sie auf Kameelen zur Hirschjagd; keinem außer ihnen ist es verstattet, auf das Wild zu schießen, und es vergeht fast keine Jagd, die ihnen nicht das Leben von zwei oder drei ihrer Unterthanen kostete, die sie entweder selbst durch falsches Zielen erschießen, oder die der Wuth der Eber u. s. w. erliegen. Die meisten der Großen in Sind erscheinen im Publicum nur begleitet von ihren Bazdars oder Falknern mit Falken, die oft von hohem Werthe sind. Ich sah einen Vogel, der Mir Kerim Ali Khan 2000 Rupien gekostet hatte, und Se. Hoheit schenkte mir einen, der kaum von geringerem Werthe war. Die besten werden, wie ich erfahren habe, aus Turkestan und den nördlichen Gegenden Cabuls gebracht. Die Falknerhandschuhe der Amirs, deren treffliche Stickerei mich in Erstaunen setzte, werden aus der Haut eines ihrer Lieblingsjagdthiere gemacht, dem Sambur (cervus Aristotelis), und mit Goldfaden verziert. (Dieser Sambur ist die größte Hirschart in Asien, von schmutzig graubrauner Farbe, sein Haar ist starr und zottig, fast wie dünnes Fischbein, das am Halse eine zottige Mähne bildet, die in aufgeregtem Zustande sich sträubt, übrigens ist das Thier außerordentlich musculös und furchtbar; das Geweih, das im April meist abgeworfen wird, und während der Regen wieder wächst, erreicht mit den Jahren eine ungeheure Größe; die weiblichen Thiere sind kleiner, ohne Hörner, und werfen ein bis zwei Junge. Ihre Lieblingsnahrung ist der Apfel des von

Digitized by Google

den Indiern sogenannten Mendhelebaums; sie leben in kleinen Truppen beisammen, und steigen selten von ihren unzugänglichen Lagern in die Ebene herab. Wenn sie unruhig werden, stoßen sie einen Ton aus, der dem Rollen eines fernen Donners gleichen soll.)

Nordamerikanische Zustände.

(Fortsetzung.)

Es würde zu weit führen, wenn wir aus der Geschichte jenes Kriegs von 1812 bis 1814 die nähern Umstände über das Verfahren der Engländer hervorheben oder den Streit zwischen Föderalisten und Demokraten genauer schildern wollten: dieser Streit, wenn gleich manchmal hitzig in den Journalen geführt, flechte bald hin, weil kein aufregendes Interesse beide Parteien zum Kampf spornte. Die Zeit vom J. 1815 bis 1830 war die Zeit der ungestörtesten Blüthe, trotz einiger financiellen, durch schwindelhaften Handel herbeigeführten Stürme. Der Tarif, der namentlich aus Haß gegen England erlassen worden war, unterstützte die Manufacturen der nördlichen Staaten bedeutend, und hob ihren Reichthum und ihren Einfluß allmählich, so daß sie im J. 1825 sogar einen Föderalisten in der Person John Quincy Adams auf den Präsidentenstuhl brachten, welcher jedoch, wie sein Vater, der in dem Jahre 1797 bis 1801 Präsident war, nicht zum zweitenmal gewählt wurde, was sonst allen Präsidenten gelang. Die Hauptschuld mochte wohl der Umstand tragen, daß während seiner Verwaltung die Zölle auf die Einfuhr zum Vortheil des gewerblichen Nordens abermals erhöht wurden.

Dieß legte den Grund zu den wichtigsten Streitigkeiten, die bald darauf durch die Bankangelegenheit noch gesteigert wurden. Die südlichen Staaten drangen seit der letzten Erhöhung der Zölle im J. 1828 auf eine Herabsetzung, und endlich ward im Jahre 1832 ein neues Zollgesetz erlassen, das aber die südlichen Staaten durchaus nicht befriedigte. Südkarolina ging weiter als die übrigen; es erklärte den Congreß-Beschluß für null und nichtig, und drohte, sich von der Union loszusagen, wenn man nicht die Zölle herabsetze. Zwar fand dieser heftige Beschluß selbst in Südkarolina eifrige Gegner, und der Präsident erklärte, daß er jeden Falls den Gesetzen Achtung verschaffen würde, allein Südkarolina hatte im Grunde die Volksgesinnung aller südlichen Staaten zum Rückhalt, und so fand man sich veranlaßt, mildere, dem Interesse der südlichen Staaten mehr zusagende Vorschläge zu machen, die darauf hinausliefen, daß eine Anzahl Waaren ganz zollfrei eingeführt werden, die Zölle der übrigen aber alle zwei Jahre um 10 Proc. vermindert werden sollten, bis sie im J. 1842 nur noch 20 Proc. betrügen. Damit war dieser Streit beigelegt, in welchem die Regierung als Schiedsrichter zwischen die streitenden Interessen der Manufacturisten im Norden und der Agriculturisten im Süden aufgetreten war.

Kaum war dieß geschehen, so führte ein reiner Zufall einen zweiten Streit herbei, der freilich mit der Zeit hätte zum Ausbruch kommen müssen, allein ohne diesen Zufall noch gar leicht um zehn und mehr Jahre hätte hinausgeschoben werden können. Jackson hatte den letzten Rest der Nationalschuld nahezu abbezahlt, und nur noch etwa drei Millionen dreiprocentiger Schuldscheine waren übrig: Geld war im Ueberfluß vorhanden, und somit gab er der Vereinigten-Staaten-Bank den Auftrag, diese Summe in zwei Terminen, am 1 Julius und 1 October vollends auszuzahlen. Diese Bank war im J. 1816 mit einem auf 20 Jahre lautenden Freibrief gegründet worden, und die Regierung hatte sich dabei, da sie bei ihrer Schuldenlast von 100 Millionen mit der Hülfe von Banken benöthigt war, mit einer Summe von 7 Millionen Dollars betheiligt. Alle Einkünfte der Regierung gingen durch die Hände der Bank, um so mehr, als die Haupteinnahme der Union außer dem Verkaufe von Ländereien in den Zöllen bestand und die Kaufleute diese Zölle in Wechseln zahlten, die sie auf sich selbst oder auf die Nationalbank ausstellten; die ganze Finanzverwaltung erhielt dadurch eine unglaubliche Einfachheit, und die Bank, auf so unermeßliche Hülfsmittel gestützt, die ihr außer ihrem Capital zu Gebot standen, übte einen vorherrschenden Einfluß in allen Handelsverhältnissen aus. Jackson, in seinem Leben kein Finanzmann, scheint dieser einfachen Finanzmaschine gar nicht abhold gewesen zu seyn, obwohl sie Feinde genug hatte, da sie alle Concurrenz anderer Banken vernichtete, und so viel man immer weiß, hegte er keine feindselige Absicht gegen sie, als er mit einem Male an ihrer Zahlungsfähigkeit zweifeln mußte: sie verlangte nicht bloß von der Regierung unter Vorwänden, die man später als nichtig erkannte, Aufschub für die Zahlung der Summe, die sie, wie oben bemerkt wurde, im Auftrag der Regierung gegen Einlösung der Staatsschuldscheine auszahlen sollte — ein Aufschub, der ihr auch von Jackson arglos gewährt wurde, — sondern sie unterhandelte auch in England mit den Inhabern der Schuldscheine um einen weitern Aufschub der Zahlung um mehrere Jahre, während welcher Zeit die Schuldscheine in den Händen der Gläubiger oder eines dazu aufgestellten Bankierhauses bleiben sollten. Dieß Verfahren, das dem Präsidenten nicht verborgen bleiben konnte, zeigte ihm klar, daß die Bank nicht zahlen *könne*, und nun war sein Entschluß alsbald gefaßt. Im J. 1836 lief das Privilegium der Bank ab, und Jackson trug schon im J. 1832 darauf an, daß dasselbe nicht wieder erneuert werden solle, ein Antrag, den er auch, wenn gleich nicht ohne große Schwierigkeit, durchsetzte.

Wir wollen in die langen und bittern Streitigkeiten zwischen dem Präsidenten und seiner Partei nicht eingehen, sondern bemerken vorläufig nur, daß er und sein Nachfolger, der jetzige Präsident van Buren, in ihrem Systeme gegen die Bank beharrten, und den Plan durchzusetzen suchen, daß künftig keine Bank mit der Bewachung der öffentlichen Gelder betraut, sondern zu diesem Zwecke besondere Beamten angestellt werden sollen, welche das Geld einzucassiren, aufzubewahren, und nach dem Befehl der Regierung wieder zu verausgaben haben. Dieß ist das sogenannte *Subtreasury*-System.

Der Verlauf dieses Streites stellt ein merkwürdiges Factum an den Tag: Nordamerika war schon im Jahre 1835, also

Digitized by Google

noch vor dem Aufhören des Bankprivilegiums an England mit 60 Millionen Dollars verschuldet; diese Summe hat sich in den nachfolgenden vier Jahren verdreifacht, und dafür sollen jährlich 10 bis 11 Mill. Interessen bezahlt werden. England, welches größtentheils der Gläubiger ist, übt hiedurch einen unermeßlichen Einfluß auf die wichtigsten Staaten der Union, auf New-York und Pennsylvanien, aus, und gebietet gewissermaßen über alle ihre Bewegungen. Daher der Ruf der Demokraten: „wir wollen nicht mit Leib und Seele die Pfandschuldner Englands werden!“ Die Vereinigte-Staaten-Bank, wenn sie länger in Verbindung mit der amerikanischen Regierung geblieben wäre, hätte diese in ein unseliges Abhängigkeitsverhältniß zu England gebracht, denn wie alle großen Geschäfte überhaupt durch ihre Hände gingen, so auch die Anlehen, welche unter mannichfachen Formen in England gemacht wurden. Jackson zerriß das Gewebe, indem er den Verband zwischen der Regierung und jener Bank auflöste, und überließ somit die Schuldner Englands, Staaten wie Individuen, ihrem Schicksal. Alle Maaßregeln, welche die amerikanische Regierung seit jener Zeit gegen die Bank und in financieller Beziehung überhaupt ergriff, lassen sich durch das Bestreben erklären, sich dieser Abhängigkeit von England zu entledigen, und auf jeden Fall allen Anlaß zu vermeiden, den England ergreifen könnte, um die Privatangelegenheit der Schulden zu einer Staatsangelegenheit zu machen, welche zu Unterhandlungen zwischen Regierung und Regierung führen könnte. Jackson und Van Buren sind somit die ächten Vertheidiger der amerikanischen Nation gegen die Bestrebungen der Engländer, auf indirectem Wege Einfluß in der Union zu gewinnen.

Wenn man erwägt, daß sie auf dieser Bahn einen sehr großen Theil des einflußreichen amerikanischen Handelsstands gegen sich hatten, daß sie darauf hin arbeiten mußten, die Kaufleute nach und nach von den Schwindeleien der Banken loszureißen, und sie von diesen unabhängig zu machen, so wird man zugeben müssen, daß sie hier eine schwere Aufgabe sich gesetzt haben, um so schwerer, als sie es gerade mit dem betriebsamsten Theil der Union zu thun hatten, der, von Eigennutz und dem zunächstliegenden Vortheil geblendet, der Regierung allenthalben hemmend in den Weg trat. Doch ist der Regierung wenigstens so viel gelungen, daß sie die schwindelhaften Banken, namentlich die Vereinigte-Staaten-Bank selbst, zu isoliren wußte, und daß wenigstens eine Mittelpartei sich bildete, die, wenn auch sonst nicht die Ansichten der Regierung theilend, doch die Nothwendigkeit einsieht, die Finanzen des Landes nicht den Banken anzuvertrauen, welche jeden Augenblick durch ihre übertriebenen Spekulationen genöthigt werden, ihre Zahlungen einzustellen, und somit die Regierung, die ihnen ihre Gelder anvertraute, in den Bankerott zu verflechten. In dieser Hinsicht ist die neuerliche Wahl des Sprechers im Repräsentantenhause — eine Wahl, die so lange bestritten wurde — sehr bezeichnend. Der Gewählte, ein Hr. Hunter, gilt als Whig, zugleich aber wird bemerkt, er sey ein Sub-treasury-man, das heißt, er begünstige das Bestreben der Regierung, die Finanzverwaltung des Staats von den Banken zu trennen. Setzt die Regierung diesen Punkt durch, so hat sie hier das Terrain gewonnen, und es bleibt nur noch das zweite Schlachtfeld übrig, auf welchem sie England in weit ungünstigerer Stellung gegenübersteht.

Wir haben schon oft in diesen Blättern erwähnt, daß die Sklavenemancipation im englischen Westindien, abgesehen von andern Zwecken, auch den gehabt habe, Nordamerika einen Streich zu versetzen. Es ist dieß eine Beschuldigung, die sich freilich nicht mit Brief und Siegel belegen läßt, die aber, wenn man eine Menge kleiner Umstände zusammenfaßt, sich dem Beobachter bald als unumstößliche Ueberzeugung aufdringt. Wir wollen hier nicht die oft genug besprochene Sklavenfrage erörtern, sondern nur den Zweck hervorheben, den England damit verfolgt. England hat in Westindien die Erfahrung gemacht, und wußte auch schon zum voraus, daß die Aufhebung der Sklaverei den plantagenartigen Anbau des Bodens zerstören müsse, daß es geradezu unmöglich sey, die Neger, wenn sie frei sind, zu einer solchen Arbeit in gehöriger Zahl und Thätigkeit zusammen zu halten. England erreicht also jedenfalls seinen Zweck. Machen die Nordamerikaner gleichfalls Anstalt, ihre Neger zu emancipiren, so zerstören sie dadurch ihren Plantagenbau, und der Ertrag von Baumwolle, Reis und Tabak sinkt auf die Hälfte oder noch tiefer; suchen die Amerikaner die Negersklaverei zu behaupten, so wirkt die Negerfreiheit in Westindien als stetes Reizmittel, die Neger widerspänstig zu erhalten. Damit aber begnügte sich England nicht. Die Abolitionistenpartei, welche sich in einzelnen Committees allmählich über den ganzen Norden ausbreitet, ist hauptsächlich Englands Werk, das hier wieder einmal den Wolf im Schafskleide spielt, und mit heuchlerischem Eifer die gute Sache der Neger befördert, weil sie Nordamerika schaden muß. Wir haben im vorigen Jahr dieser Abolitionistenpartei mehrmals erwähnt, und ihre Furchtbarkeit geschildert, sie ist eine eiternde Wunde, die vom Herzblut der Union zehrt, und Van Buren und seine Partei haben kein Mittel dagegen, als die allgemeinen Bestrebungen, die Nothwendigkeit der Einigung allen einzuprägen: er muß die Sklavenbesitzer schützen, denn wenn er gegen diese handelt, handelt er zugleich im Interesse Englands und gegen sein eignes Vaterland. Gewiß keine neidenswerthe Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Die protestantische Mission in China

(Fortsetzung.)

Die Hatton Akademie zu London, jetzt Highbury Collegium genannt, gehört zu den Anstalten, wo junge Dissenters, die sich dem Predigeramte widmen wollen, eine ihrem künftigen Berufe angemessene wissenschaftliche Bildung erhalten. Von einigen schottischen Geistlichen empfohlen, wurde Morrison alsbald auf sein Schreiben die Aufnahme zugesichert. Mit dem Anfange des Jahres 1803 reiste er nach London, und ergab sich hier mit dem größten Eifer den geistlichen, wie den profanen Wissenschaften. Vergebens wollten ihn Eltern und Geschwister, denen es elend genug erging, bewegen, wiederum heimzukehren, um dem kränklichen Vater in dem mühesam und kümmerlich nährenden

Digitized by Google

Geschäfte beizustehen — Robert hatte sich seinen Lebensplan gemacht, und er blieb ihm treu bis zum Ende. Es ist bekannt, daß man gerade zu dieser Zeit in England das Missionswesen auf eine ernstlichere Weise und in größerem Maaßstabe zu betreiben begonnen hatte; man vertraute bei diesem heiligen Werke auf die unmittelbare Mitwirkung Gottes; man wollte die heilige Schrift in alle Sprachen und Dialekte der Erde übersetzen und durch eifrige Glaubensboten Gottes Wort allenthalben verkünden lassen. Die Offenbarung würde sich schon, so dachte man, durch die eigene innere Vortrefflichkeit ihren Weg bahnen unter den Völkern der Erde.

Nach vielen Ländern Afrika's, Amerika's, Oceaniens und Asiens waren längst schon Apostel ausgegangen, welche die Lehre Christi in dem Sinne der protestantischen Kirche und in der Weise der mancherlei Secten, die sich in ihr erhoben, zu verbreiten suchten. Das große Land gegen Osten, das chinesische Reich sammt seinen tributpflichtigen Staaten, Corea, der Mongolei und Tungusei, Tibet und Cochinchina, mit einer Bevölkerung von 4 bis 500 Millionen, war bis jetzt noch leer ausgegangen. Die Londoner Missionsgesellschaft faßte deßhalb in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts den Entschluß, wo möglich auch in dem Reiche der Mitte das Evangelium nach der Weise des protestantischen Lehrbegriffes verkünden zu lassen. Morrison, dessen Herz mit der größten Innigkeit an dem Erlöser hing, der überzeugt war, daß das Wohl der Menschen hienieden, wie ihre jenseitige Seligkeit bloß durch den lebendigen Glauben an Jesum Christum bewirkt werden könne, so ein wahrhaft frommer Mann mußte sich nothwendig zu den Missionsgesellschaften und dem Missionswesen hingezogen fühlen. „Vergangenen Montag," schreibt er in einem Briefe (vom 12 November 1803) an seinen Vater, „hatte ich das Vergnügen, drei Hottentotten zu sehen, welche, was sie selbst sagten, ehemals wie Thiere lebten, und jetzt durch Hrn. Kicheuer zum Christenthume bekehrt wurden. Sie kehren in ihre Heimath zurück. Sie beantworten die an sie gestellten Fragen in ihrer eigenen Sprache auf solch eine treffliche Weise, wie wohl manche Christen unter uns nicht im Stande seyn würden. Es war dieß ein Schauspiel, das man vielleicht niemals zuvor in England gesehen hatte."

Mit dem Anfange des Jahres 1804 meldete sich Morrison bei der Londoner Missionsgesellschaft, und ward auch alsbald, nachdem er ein Examen bestanden hatte, als Missionär aufgenommen. Er hatte anfänglich im Sinne, mit dem unglücklichen Mungo Park nach dem Innern Afrika's zu reisen und wo möglich bis Timbuctu vorzudringen; doch überließ er es den Directoren der Missionsgesellschaft, wohin sie ihn beordern wollten. Im September desselben Jahres ward er mit zwei andern dissentirenden Geistlichen, die aber später den Muth verloren und sich zurückzogen, bestimmt, eine Mission in China zu begründen. Es wurde dem Missionär namentlich die Aufgabe gestellt, die chinesische Sprache an Ort und Stelle gründlich zu erlernen, um dann die heiligen Schriften in die Sprache des Mittelreiches übersetzen zu können. Der Hülfsmittel zur Erlernung der ganz eigenthümlichen Schriftweise und des so schwierigen chinesischen Idioms waren aber damals nur sehr wenige. Die katholischen Missionäre, und namentlich die Jesuiten, hatten sich zwar seit dem Ende des 16ten Jahrhunderts, wo sie zuerst Zugang fanden in diesem Lande, sehr eifrig mit der Sprache, der Geschichte und Verfassung der Blume der Mitte beschäftigt; aber ihre Grammatiken, Vocabularien und Wörterbücher waren bloß handschriftlich vorhanden. Fourmont hatte die Grammatik des spanischen Dominicaners P. Varo herausgegeben, ohne jedoch des eigentlichen Verfassers nur im entferntesten zu gedenken, und der treffliche Bayer ließ ein chinesisches Museum drucken, dessen Titel schon ein arges Versehen enthielt, und seine mangelhafte Kenntniß der Sprache, über welche er schrieb, beurkundete. Diese Werke konnten demnach nicht im entferntesten genügen, um zu einem Verständnisse der Schriftsprache durchzudringen. Gedruckte Wörterbücher gab es damals noch gar nicht. Der junge Missionär war aber glücklich genug, in London einen gebildeten Chinesen zu finden. Joug fan te genannt, Charaktere und Worte, die im Canton Dialekt Joug fam tak ausgesprochen werden (unter welchem Namen dieser Chinese heutigen Tages noch in England bekannt ist), und dieser ertheilte ihm in den Anfangsgründen seiner Muttersprache Unterricht. Er bediente sich hiezu der gewöhnlichen Methode, die man in China bei dem Unterrichte der Kinder anwendet. Eine ganze Seite Charaktere wird mit durchsichtigem Papier belegt, und der Schüler mußte dann vermittelst eines senkrecht gehaltenen Pinsels, der auf dem Mittelfinger aufliegt und mit dem vierten und ersten gehalten wird, jeden Strich der Schriftzeichen genau nachbilden. Sobald er auf diese Weise nur einigermaßen es gelernt hatte, die Charaktere nachzumalen, so copirte er zwei chinesische Handschriften, die sich in der Bibliothek des brittischen Museums befanden. Die eine enthielt eine chinesische Uebersetzung der Evangelienharmonie, der Apostelgeschichte und der Briefe Pauli, welche Morrison, wie er gar häufig bekannte, bei seiner spätern Uebersetzung dieser Bücher zu Grunde legte, und die andere war ein chinesisch-lateinisches Wörterbuch. Morrison erfuhr später zu seinem Verdrusse, daß die Kenntniß des Chinesischen, die er in London erlangt hatte, nicht viel sagen wollte; aber die beiden Handschriften waren ihm, so wie die andern gedruckten und handschriftlichen Werke der katholischen Missionäre, die er in Canton erhielt, von großem Nutzen. Von seinem Lehrer Joug fan te, der stolzen, hochfahrenden Sinnes war, hatte der angehende Missionär Vieles zu ertragen. So fragte einstens der Sien seng (Lehrer) seinen Schüler, ob Jesus ein Mann oder eine Frau gewesen sey? Das Beten, fügte er als ächter Sohn des Joo und Schun hinzu, führe zu nichts; der Mensch müsse sich selbst helfen. Was aber das Bekehren seiner Landsleute betreffe, das möge Morrison sich nur aus dem Sinne schlagen, es würde ihm doch nichts nützen. Die Chinesen haben die weisen Lehren des Kong tse; diese mögen sie befolgen, sie bedürfen keiner andern, am wenigsten der eitlen Mährlein der Bewohner des großen westlichen Oceans (Europa's).

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 11** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An die Phantasie.** Von Victor Hugo.— **Eine polnische Familie.** (Schluß.) — **Thomas Moore.** (Fortsetzung.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Deutschland, welches das Ausland nicht heißen, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 30.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Januar 1840.

Kirchen und Klöster in Rußland.

(Aus Glagoliews Schilderung alter Gebäude in Rußland. S. Journal des Minist. des Innern; Mai 1839.)

Einleitung.

Wenn wir die Beschreibung der religiösen Denkmale Rußlands unternehmen, so müssen wir uns vor Allem an denjenigen Ort wenden, wo der Grundstein der russischen rechtgläubigen Kirche gelegt wurde, nach der alten Hauptstadt Kiew, wohin schon nach Nestors Bericht der heilige Andreas, der Erstberufene, aus Sinope kam, und seinen Schülern voraussagte, daß „auf diesen Bergen der Segen Gottes erglänzen, und eine große Stadt stehen und viele Kirchen errichtet werden würden; und er ging hinaus auf diese Berge und segnete sie und richtete ein Kreuz auf und betete zu Gott." Diese Sage entlehnte Nestor von den Griechen, welche denselben Apostel Andreas als den Gründer der byzantinischen Kirche betrachten.

Photius, Patriarch von Konstantinopel und Kaiser Constantin Porphyrogeneta, bezeugen gleichfalls, daß im 9ten Jahrhundert, um 866 und 867, in Rußland schon viele sich zum christlichen Glauben bekannten, darunter Bojaren und selbst ein russischer Fürst (wahrscheinlich Oskold), an den auch ein Bischof aus Konstantinopel geschickt wurde. In jener Zeit kann man mit großer Wahrscheinlichkeit auch den Anfang des Kirchenbaues in Kiew versetzen. Dieß widerspricht auch nicht den Angaben Nestors, da er schon im Jahre 945 einer Kathedrale (sobor, Versammlungskirche) zum h. Elias erwähnt, wonach zu jener Zeit schon mehrere öffentliche oder Privatkirchen in Kiew bestanden haben müssen.

Die Großfürstin Olga hatte gleichfalls einen Geistlichen bei sich, und wahrscheinlich auch eine Hauscapelle. Man schreibt ihr die Erbauung der Kirche des h. Nikolaus auf Oskolds Grabe zu, in dem sogenannten ugorischen District unterhalb des jetzigen Nikolaus-Klosters am Dniepr, im Höhlentheile der Stadt. *) Aber Nestor schreibt nur, daß Oskold da begraben liege, wo zu seiner Zeit der Olma-Hof war, und daß über seinem Grabe (ungewiß von wem oder wann) die Kirche des h. Nikolaus errichtet worden sey.

Nach der Bekehrung des Großfürsten Wladimir und des Volks von Kiew überhaupt (im J. 987) wurden viele Kirchen an Stellen gegründet, wo früher die Idole standen, aber welche davon die erste war, darüber sind die Chroniken nicht einig. Das Geschlechtsbuch **) nennt als die erste die Kirche zum Märtyrer Turow, vielleicht Theodor Tiron am Dniepr, auf der sogenannten heiligen Stelle, wo das Volk von Kiew getauft wurde. Nestor nennt nur Eine, die des h. Basilius, welchen Namen Wladimir bei der Taufe erhielt; sie stand auf dem Hügel, wo die Idole Peruns aufgestellt waren, wie man glaubt an der Stelle, wo jetzt die steinerne Kirche zu den drei Bischöfen steht. Andere Chroniken nennen als die erste von Wladimir erbaute Kirche die des h. Georg, welche aber bekanntlich viel später von dem Großfürsten Jaroslaw erbaut wurde. Im J. 989 ließ Wladimir in Kiew durch griechische Künstler eine steinerne Kirche zur Mutter Gottes errichten, an der Stelle, wo die Wohnung der ersten kiew'schen Märtyrer stand, zweier Waräger, die im J. 983 von den Götzendienern erschlagen wurden. Er schmückte sie mit den aus Korsun mitgebrachten Bildern, Gefäßen und Kreuzen, und bestimmte zu ihrer Unterhaltung den zehnten Theil seines Vermögens und der städtischen Einkünfte, weßhalb sie auch die Zehntenkirche (desjatinaja) genannt wurde, und bis zur Erbauung der Sophienkirche als Kathedrale galt. Außer den Kirchen von Kiew ließ Wladimir nach Nestors Zeugniß auch in andern Städten Kirchen bauen, verordnete Geistliche an denselben und bewog das Volk zur Taufe.

In dem Rest einer Chronik, welche dem ersten Bischof von Nowgorod, Joachim, zugeschrieben wurde, liest man unter An-

*) Der Berg, auf dem ein Theil von Kiew und wahrscheinlich fast ganz Alt-Kiew lag, ist mannichfach zu Höhlen ausgegraben, die zum Theil tief in den Berg hineinführen. Wir werden später bei der speciellen Schilderung der Kirchen und Klöster von Kiew sehen, welche Rolle diese Höhlen (petschera) auch im Gottesdienst spielen. Es wohnen noch jetzt viele als heilig geachtete Einsiedler darin, und die Processionen führen zum Theil durch diese Höhlen.

**) Eine chronikartige Schrift, in welcher die Genealogie der russischen Herrscher von Rurik bis auf Zaar Iwan Wasiljewitsch sich verzeichnet findet.

Digitized by Google

derem, daß die erste hölzerne Sophienkirche in Kiew von der Großfürstin Olga erbaut worden sey, welche die Bilder dazu von dem Patriarchen zu Konstantinopel erhalten habe. Obwohl nun diese Chronik nicht für sehr zuverlässig gilt, so schreibt doch auch Ditmar in seiner Chronik, daß bei dem großen Brande zu Kiew i. J. 1017, dessen Nestor gleichfalls gedenkt, daselbst die Kirche der h. Sophia abgebrannt sey. Ueberdieß sagt er, daß im J. 1018 der Erzbischof von Kiew Boleslaw den Tapfern (den Polenkönig), der damals Kiew eingenommen hatte, im Kloster der h. Sophia empfangen habe. Alles dieß macht es wahrscheinlich, daß vor der neuen, von Jaroslaw erbauten Sophienkirche eine frühere bestand, und daß das Kloster an derselben beim Brande ganz geblieben sey. Den Bau dieser frühern Sophienkirche kann man Jaroslaw nicht zuschreiben, denn er bestieg erst im J. 1017 den Thron von Kiew, und da der Krieg mit Boleslaw, der ihn im folgenden Jahre daraus verjagte, ihn damals beschäftigte, so hatte er nicht Zeit, den Bau einer Kirche und eines Klosters zu beginnen und zu beendigen, und mochte wohl kaum damals schon den Grund zur jetzigen Sophienkathedrale legen.

(Schluß folgt.)

Nordamerikanische Zustände.

(Fortsetzung.)

Wenn man nach diesen Voraussetzungen die Botschaft des Präsidenten durchliest, so wird man sie einerseits sehr verständlich finden, andrerseits aber auch nicht wenig erstaunt seyn über ihre gänzliche Zurückhaltung: in den Angelegenheiten der Banken und der Anlehen spricht er seine Ansichten mit einer Entschiedenheit aus, die man nur der Sicherheit des Sieges zuschreiben kann, und die zugleich den Triumph ausdrückt, daß es ihm gelungen, wenigstens von dieser Seite den Feind zu entlarven und dadurch auch seine Plane zu vereiteln. Nach einer strengen Mißbilligung des Verfahrens der Banken überhaupt, und der Vereinigten-Staaten-Bank insbesondere, fährt er fort: „Unser ganzes Banksystem ist abhängig von einigen wenigen Instituten der Art in großen Städten. Aber die Kette der Abhängigkeit endet nicht hier, sie reicht über den Ocean hinüber und endet in London, dem Centrum des Creditsystems. Dieselben Gesetze des Handels, welche den Banken in unsern wichtigsten Städten eine Macht über das ganze Banksystem in den Vereinigten Staaten geben, unterwerfen die erstern auch in ihrer Reihe der Geldmacht Großbritanniens, und machen sie abhängig von allen Maaßregeln, wozu Politik, Nothwendigkeit oder Laune diejenigen verleiten mögen, welche den Credit Englands beherrschen. Ich bin nicht gesonnen, auf derartige Maaßregeln in früherer oder gegenwärtiger Zeit näher einzugehen; da es aber augenscheinlich ist, daß diese Macht sich über alle Verzweigungen unsers Banksystems ausbreiten, und auf diese Weise, namentlich wenn unsere Banken die Depositäre der öffentlichen Gelder sind, einen gefährlichen politischen Einfluß auf die Vereinigten Staaten ausüben kann, so hielt ich es für meine Pflicht, den Gegenstand zu Ihrer Kenntniß zu bringen, und Sie um deren ernstliche Erwägung zu bitten." Aehnliche und noch stärkere Stellen ließen sich aus der Botschaft anführen, und das System, das der Präsident demnach zu befolgen gesonnen ist, ergibt sich klar daraus: vollständige Trennung des Staats von den Banken, deren Zettel auch nicht mehr als Zahlung angenommen werden sollen, und Einführung von besoldeten Beamten zur Erhaltung und Aufbewahrung der Staatsgelder. Man kann sich der Ansicht nicht erwehren, daß der Präsident nicht mit solcher Offenheit und solchem Nachdruck auf den fremden Einfluß hingewiesen hätte, den das jetzige Banksystem dem Ausland und namentlich England ertheilt, wenn er nicht hinter dem Benehmen der englischen Bank eine absichtliche politische Feindseligkeit der englischen Regierung erblickt hätte.

Gegen diese ist die Botschaft überhaupt ziemlich feindlich gehalten, namentlich in denjenigen Punkten, welche die Gränzregulirungen im Westen betreffen. Es ist, als ob er sich in diesen beiden Beziehungen für den Einfluß rächen wolle, den England in der Sklavensache auf Amerika ausübt. Diese ist mit keinem Worte erwähnt: da sie einer Verordnung des Congresses zufolge gar nicht zum Gegenstande einer Petition oder eines sonstigen Antrags gemacht werden kann, so hat auch der Präsident sich enthalten, sie in Anregung zu bringen. Zudem ist er hier entschieden im Nachtheil, während er hinsichtlich der Bankangelegenheiten im Vortheil steht. Dieß läßt er England auch dadurch fühlen, daß er den Plan, die Schulden der einzelnen Staaten der Union in eine gemeinsame Unionsschuld zu verschmelzen, von vorn herein abschneidet. „Die Erschaffung einer großen Schuld in Friedenszeiten ist ein Uebel, für das es gar keine Ausgleichung gibt; die Raschheit, womit viele unserer Staaten sich diesem Stande der Dinge nähern, mahnt die Union an ihre eigenen Pflichten auf eine zu eindringliche Weise, als daß sie mißachtet werden könnte." Die Regierung also wird einen solchen Vorschlag, wenn er je gemacht werden sollte, mit Entschiedenheit bekämpfen, und kann dabei wohl auf eine bedeutende Majorität in beiden Häusern rechnen. Zugleich gibt der Präsident den Staaten, die sich so in Schulden gestürzt haben, den fast ironischen Rath, zu republicanischer Einfachheit zurückzukehren, und ertheilt zugleich den soi-disant Aristokraten, deren wir oben gedachten, jenen, welche nur schnell Geld zusammenraffen wollen, um es in eitlem Prunke zu vergeuden, eine derbe Zurechtweisung, indem er sagt: „Es ist das Resultat, wenn auch nicht der Zweck solcher schwindelhaften Handels- und Bankspeculationen, statt der mannlichen Tugenden, welche der menschlichen Natur Würde verleihen, einen heftigen Wunsch nach luxuriösen Genüssen und plötzlichem Reichthum zu nahren; an die Stelle republicanischer Einfachheit und Sparsamkeit scheint ein krankliches Streben nach weibischer Genußsucht und ausschweifender Verschwendung zu treten, die schon so manche fleißige Völker arm und sklavisch gemacht haben."

Man kann in gewisser Hinsicht sagen, diese Botschaft sey ein Wendepunkt in der Geschichte der Vereinigten Staaten. Sie ist der stärkste Tadel, der bisher gegen den Geist unmäßi-

Digitized by Google

ger Gewinnsucht und laxer Moral in Handelssachen, — ein Fehler, den man den Nordamerikanern schon oft und nicht mit Unrecht vorgeworfen, — von ihrer Regierung ausgesprochen wurde, und auch hier kann man wieder sagen, Van Buren würde nicht so offen gewesen seyn, wenn er gewußt hätte, daß er in einem großen Theile seiner Landsleute ein Echo finden würde. Was er will, geht aus seiner Botschaft klar hervor: der Handel soll Nebensache seyn, der Ackerbau aber die Hauptkraft des Staates bilden, und damit spricht er der in einem Theile der nördlichen Staaten noch herrschenden Partei, denen, die dem Handel und der Industrie Alles aufgeopfert wissen wollen, das Urtheil. Amerika, ein junges Land, ist noch Herr seiner Bewegungen: es ist noch nicht gezwungen, den Handels- und Industriesystemen anderer Staaten zu seiner Selbsterhaltung ein ähnliches entgegen zu setzen. Seine weiten noch unangebauten Räume geben ihm die Möglichkeit, einen Agriculturstaat zu begründen, der, wenn auch weniger Schimmer, doch mehr nachhaltige Kraft besitzt. Vom J. 1842 an sollen die Erzeugnisse fremder Industrie, so weit sie auch in den Vereinigten Staaten mit Leichtigkeit erzeugt werden können, nur noch 20 Procent Eingangszoll bezahlen: was mit diesem Vortheil die Concurrenz nicht aushält, das mag fallen; das Land im Großen wird sich dafür durch erweiterten Ackerbau entschädigen. Es ist kein Zweifel, daß die Durchführung dieser Ideen nicht bloß für Amerika, sondern auch für Europa das Zuträglichste ist, und man kann in gewissem Sinne behaupten, daß der Handel, den ein solches System zwischen England und Amerika hervorrufen wird, den wahren Frieden zwischen beiden Ländern mehr fördern muß, als alle Bemühungen der Regierungen, die einzelnen Streitpunkte auszugleichen, denn eine Industrie-Eifersucht ist dann auf lange Zeit hinaus nicht möglich, und England wird es wohlfeiler finden, die Stapelwaaren Amerika's, Baumwolle, Reis und Tabak, aus den amerikanischen Häfen, als aus den ostindischen zu holen.

(Schluß folgt.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre dauerten diese mühsamen Vorbereitungen zu seinem Apostelamte, und mit dem Anfange des Jahres 1807 verließ er England, um über New-York nach Canton zu gehen. Die ostindische Compagnie war damals nicht zu vermögen, den Missionären in ihren Schiffen die Reise nach Indien und China zu gestatten; sie fürchtete, nicht ohne Grund, daß ihre Handelsverhältnisse durch das unruhige, in gewissem Sinne revolutionäre Treiben der Glaubensboten gefährdet oder doch wenigstens gestört werden könnten. Andern englischen Schiffen war aber damals, wo das Privilegium der Compagnie noch in seiner ganzen Ausdehnung in Indien sowohl wie in China bestand, der Zutritt in Canton noch nicht gestattet; die Missionäre mußten also gewöhnlich über Amerika gehen, um von dort in transatlantischen Fahrzeugen nach Asien zu gelangen.

„Vergangenen Freitag" (5 September 1807), schreibt Morrison von Canton aus an den Cassier der Missionsgesellschaft, „landete ich zu Macao, und fand daselbst Hrn. Chalmers und Sir G. Staunton. Hr. Chalmers wünschte mir alles Glück zu meinen Bestrebungen, machte mich aber zugleich auf die Schwierigkeiten und Mühseligkeiten aufmerksam, denen ich hier im Lande der Mitte begegnen werde; es sey ja den Chinesen strengstens verboten, einem Fremden in der Sprache des Mittelreiches Unterricht zu ertheilen. Ich könnte also nicht einmal die Vorbedingung der Mission, Chinesisch zu erlernen, erfüllen. Sir George, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Sir Joseph Banks überbrachte, sprach in demselben Sinn, und fügte noch die Worte hinzu: die Compagnie untersage einem jeden Engländer den hiesigen Aufenthalt, wenn er nicht des Handels wegen hieher komme und mit ihr in Verbindung stünde. Mein Aufenthalt in Macao unterliege aber noch besondern Schwierigkeiten wegen der Eifersucht der römisch-katholischen Geistlichkeit. Mit den Engländern, die hier in fürstlicher Pracht leben, zusammenzuwohnen, ist mir schon der äußern Verhältnisse wegen durchaus unmöglich. Ich wohne vor der Hand bei den amerikanischen Supercargos, mit denen ich hieher gekommen bin. Ich schicke mich in die Umstände, und schränke mich so viel als möglich ein; doch fürchte ich, kaum mit 200 Pfund jährlich auskommen zu können. Hoffentlich werden die Beamten der ostindischen Compagnie mir nicht unerwartete Hindernisse in den Weg legen; doch ist von der Eifersucht der Amerikaner und Engländer, die gar nicht gut miteinander stehen, Alles zu befürchten."

Bis sich ein unterrichteter Lehrer vorfand, nahm Morrison, wie der Schreiber dieses während seines Aufenthaltes in China in den Jahren 1829 und 1830, bei seinem chinesischen Bedienten Unterricht. Diese Classe von Leuten kommt aber durchgängig von den in der Umgegend der Hauptstadt des Kreises Kuang tong gelegenen Dörfern, und spricht solch einen gemeinen bäuerischen Dialekt, daß selbst die gebildeten Städter ihn kaum verstehen. Der edle Staunton, der sich des armen, unkundigen Missionärs eifrig annahm, empfahl ihm endlich auch einen chinesischen Katholiken, Abel Jun aus Peking, welcher damals in Canton die Geschäfte der wenigen Missionäre, die man noch in Peking duldete, besorgte. Abel-Jun verstand sich hiezu, für theures Geld Unterricht zu ertheilen. Es sollen zu dieser Zeit 3000 chinesische Katholiken in dem Kreise Kuang tong gelebt haben, denen drei Geistliche vorgesetzt waren, welche von einem Orte zum andern reisten, um Beichte zu hören und die andern Ceremonien ihrer Kirche zu verrichten. Man erkennt hiesigen Landes die Christen gewöhnlich daran, daß sie sich weigern, ihren Antheil zu den Ausgaben beizutragen, welche die zur Verherrlichung einzelner Gottheiten des chinesisch-buddhistischen Pantheon vorgenommenen Feierlichkeiten und Aufzüge veranlassen. Diese Ausgaben werden nämlich durch eine von Haus zu Haus gehende Subscription gedeckt. Abel verstand vortrefflich lateinisch, und gab Morrison in dem Hochchinesischen oder in der allgemeinen Sprache der gebildeten Classen (Kuan hoa) Unterricht; ein anderer Katholik, der Sohn eines gewissen Li, Sien seng oder Lehrer zubenannt, welcher in seiner Jugend zwölf Jahre in einem Jesuitenkloster in Portugal zugebracht hatte, lehrte ihn die Aussprache der Charaktere nach der Weise der bessern Classen Cantons. Die römischen Katholiken sind durchgängig mittheilender, und schließen sich den Fremden, mag er dieses oder jenes Glaubens seyn, inniger an, als die ihrem angestammten Cultus treu gebliebenen Chinesen. Die Dialekte der südlichen Provinzen und das Hochchinesische sind aber durchgängig so

Digitized by Google

verschieden von einander, daß der Bewohner Pekings und der nordöstlichen Kreise eben so wenig den Mann aus Fo kien, Kuang tong und Jun nan versteht, wie der Oberdeutsche die Sprache des Niederländers, des Dänen und Schweden.

Es ward nun das chinesisch-lateinische Wörterbuch, welches Morrison in London abgeschrieben hatte, alsbald vorgenommen und ins Englische übersetzt; es war dieß, wie man aus dem zweiten Theile des von Morrison später herausgegebenen chinesisch-englischen Wörterbuches ersieht, eine Abschrift des trefflichen Lexikons des P. Basile da Glemona, welches der jüngere Deguignes einige Jahre später zum Druck beförderte. P. Basile, oder der Verfasser dieses handschriftlichen Werkes, legte bei seiner Arbeit das chinesische Wörterbuch, Tse gori oder die Charaktere nach Classen geordnet genannt, zu Grunde. Morrison fügte der Handschrift alle Charaktere hinzu, welche das Lexikon des Kaisers Kang hi, Tse tien, Normen der Charaktere überschrieben, mehr enthält (es enthält dieß im Ganzen über 50.000), und traf so jetzt schon die Vorbereitungen zu seinen spätern umfassenden lexikalischen Arbeiten.

Das Erlernen der Sprache und Schrift des Mittelreiches sollte natürlich bloß als Mittel dienen, um die heilige Schrift so schnell als möglich in das Idiom des Kong tse, Meng tse und Tschu hi übersetzen zu können. Die katholischen Missionäre glaubten und glauben noch heutigen Tages, und auch wir huldigen dieser Ansicht, daß eine vollständige Uebersetzung aller Bücher des alten und neuen Testamentes nicht allein nicht räthlich, sondern sogar für die Verbreitung des Christenthums nachtheilig wirken könnte; einzelne Bücher der heiligen Schrift haben sie aber ins Chinesische übertragen. Abel, der Geschäftsträger der Missionäre zu Peking, erzählte zwar seinem Schüler, dem protestantischen Missionär: Biblia tota est in lingua Tartarica;*) inde partes selectae Veteris Testamenti traductae sunt in lingua Sinica. Christiani Pekingi illas habent, sed non Cantonenses. Doch glauben wir, daß Abel Jun habe seinen wißbegierigen Schüler angelogen. Die Bibel ward niemals von den katholischen Missionären vollständig weder in die Sprache der Mandschu noch der Chinesen übersetzt. Alle diese und andere Nachrichten, die er von den gesprächigen katholischen Chinesen einzog, merkte sich der kluge protestantische Missionär; er suchte die trefflichen Arbeiten der gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu zu erhalten, sich an ihnen zu seiner schwierigen Aufgabe heranzubilden und, was er davon brauchen konnte, zu benutzen. Es geschah dieß aber nicht in der Weise mehrerer jetzt verstorbenen Sinologen des Continents, eines Bourmont, Klaproth und Rémusat; nein, Morrison hat es immerdar, wie uns zahlreichen Briefen erhellt, die uns Mistreß Morrison in den Denkwürdigkeiten ihres Mannes mitgetheilt hat,**) der protestantische Missionär hat es offen ausgesprochen, daß er bei seiner Bibelübersetzung die Arbeiten der Jesuiten vielfach zu Rathe gezogen, daß er sogar manche Theile der Schrift, wie die Episteln Pauli, ganz in der Weise, wie die katholischen Missionäre sie übertrugen, nur nach dem griechischen Texte verbessert — die katholischen Missionäre legten bei ihren Uebersetzungen natürlich die Vulgata zum Grunde — habe abdrucken lassen.

Anfangs glaubte Morrison, es würde seinen Zwecken sehr förderlich seyn, wenn er nach der Weise der Chinesen sich kleiden und mit ihnen essen würde; doch sah er bald seinen Irrthum ein. Er durfte sich, wenn er die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung nicht erregen, wenn er die verdachtsüchtigen Bewohner des Mittelreiches nicht zu allerlei bösen Streichen herausfordern wollte, von der gewöhnlichen Lebensweise der Europäer in Canton nicht entfernen. China ist nämlich, wie wir bereits früher bemerkten, bloß des Handels wegen den Fremden geöffnet; wer andere Zwecke befolgt, mögen es wissenschaftliche oder religiöse seyn, dem wird kein Zutritt gestattet in das Reich der Mitte. Morrison aß also mit seinem Lehrer auf chinesische Weise, um während des Essens einige chinesische Worte aufzufangen; er legte Messer und Gabel weg, bediente sich beim Mahle der chinesischen elfenbeinernen Stäbchen, und suchte auch in andern Dingen den ächten Söhnen des Jao und Schun nachzuäffen. Er ließ sich Nägel und Haare wachsen, so daß er schon nach dem Verlaufe eines Jahres einen ziemlichen Zopf beisammen hatte, und ging, mit einem chinesischen Kittel und hohen, dicken Schuhen von Pappendeckel bekleidet, längs der Factoreien und in den Vorstädten Cantons auf und ab. Morrison pflegte später gern in einer heitern Abendgesellschaft sein abenteuerliches Beginnen aus den frühern Jahren zu erzählen, und schloß dann gewöhnlich mit den Worten: Es war gut gemeint, wenn auch schlecht gethan.

Morrison war lange zweifelhaft, welcher chinesischen Worte er sich bedienen solle, um den Begriff Gott oder Gottheit zu bezeichnen. Es ist bekannt, daß die gelehrtesten und frömmsten katholischen Missionäre in dieser Beziehung verschiedenen Meinungen huldigten; es war dieß ja einer der zahlreichen Streitpunkte zwischen den Dominicanern und Jesuiten. Die einen behaupteten, die Chinesen bezeichneten mit dem Worte Tien, Himmel, bloß den materiellen Himmel, die andern erwiederten, wenn auch der gemeine Mann, wie dieß in allen Ländern, bei den Christen und Juden nicht weniger als bei den übrigen Völkern der Erde, nicht selten zu geschehen pflegt, das Firmament mit der Gottheit verwechselt, so hätte doch das Wort Tien auch eine höhere, geistige Bedeutung, wie aus verschiedenen Stellen der heiligen Schriften und den mündlichen Versicherungen der Gelehrten des Mittelreiches, der höchsten Staatsbeamten und des Kaisers selbst hervorgehe. Dieß ist auch in der That der Fall; die Chinesen erkennen einen Herrn des Himmels und der Erde.

Dieß kann auch den Ungläubigsten überzeugen, daß die Chinesen eine oberste Gottheit verehren, daß sie keineswegs, wie ehemals oft behauptet wurde, dem Atheismus ergeben sind. Morrison selbst konnte sich lange nicht von dieser irrigen Ansicht losreißen. „Heute," schreibt er noch am 7 Mai 1808, „begannen eine Menge theatralischer Darstellungen vor den Factoreien der fremden mit China Handel treibenden Nationen, welche drei bis vier Wochen dauern und religiöser Natur sind. Rationalisten, kommt hieher und seht die Frucht eurer Vernunft! „Aber," entgegnet ihr, „diese Abenteuerlichkeiten findet man nur bei dem gemeinen Volke, die Philosophen verachten sie." Wohlan, dieses gemeine Volk bildet neun Zehntheile der Bevölkerung der heidnischen Welt, und die Philosophen, welche die Religion des gemeinen Mannes verachten, haben gar keine, das heißt, sie sind Atheisten!" Wie sollte auch ein Missionär, und sey er noch so gelehrt, zu geläuterten Begriffen über den Rationalismus gelangen? Der Jesuit P. Visdelou hatte aber in seinem gelehrten, wenn auch höchst geschmacklosen Werke über die chinesische Philosophie bereits im siebzehnten Jahrhundert in Betreff der Religion des Kong tse, das Wahre, gesündern und richtigern Ansichten gehuldigt, als der protestantische Sendbote im neunzehnten.

(Schluß folgt.)

*) D. h. wohl im Tungusischen, in der Sprache der Mandschu.

**) Memoirs of the life and labours of Robert Morrison. Compiled by his widow. London 1839. 2 Vol. 8.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 31.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Januar 1840.

Nordamerikanische Zustände.

(Schluß.)

In Europa konnte diese Botschaft aus begreiflichen Gründen, da sie den Stab über das Anlehenwesen der einzelnen Staaten brach, keine sonderlich gute Aufnahme finden, und nur ganz republicanische Blatter, wie der National, fanden sie hinsichtlich der demokratischen Grundsätze vortrefflich, während andere eben diese Grundsatze verwerflich und verderblich nannten, und namentlich gegen die Tyrannei der Majorität declamirten, die aus den Staatsmännern Amerika's reine Maschinen machten, welche nichts zu thun hätten, als den Volkswillen und die Volkslaunen auszuführen. Dieses Uebel ist allerdings groß und hat schon zu den schreiendsten Rechtsverletzungen geführt, aber mit dieser Botschaft und den darin ausgesprochenen Ansichten steht dieß in gar keiner Berührung, denn hier handelt es sich um eine rein praktische Sache: „wenn die Banken Nordamerika's das Recht haben, Zettel nach Belieben auszugeben, und somit Geld zu schlagen, welches Recht nur der Union zukommt, wenn diese Banken noch überdieß die Staatsgelder zur Aufbewahrung bekommen, so erhebt sich eine Macht im Staate, welche sich der Regierung mit Erfolg widersetzen kann; das Schlimmste dabei ist, daß die kleinern Banken von der Gnade der größern, und selbst die größten amerikanischen Banken von der weit mächtigern Bank in England abhängig werden, so daß diese letztere jeden Augenblick eine Geldkrise in Amerika erzeugen, und die Regierung der Vereinigten Staaten wesentlich lahmen kann. Diesem Uebelstand soll abgeholfen werden, indem man den Banken die öffentlichen Gelder entzieht, und ihre Zettel nicht als Zahlung annimmt, da sie keinen bestimmten, sichern Werth haben. Ist dieß geschehen, dann ist wenigstens die Unionsregierung gesichert, und wenn dann auch einzelne Staaten sich in Schulden und in ein Abhängigkeitsverhältniß stürzen, so bleibt wenigstens die Union unberührt." Dieß ist der kurze Sinn von zwei Drittheilen der ganzen Botschaft, und diese hat sonach mit den angefeindeten demokratischen Grundsätzen gar nichts zu thun.

Eine andere Frage ist, ob die Ermahnungen des Präsidenten auf seine Landsleute Eindruck machen, und ob diese ihnen Folge leisten werden. Zu ihnen sagt er: „Bemüht euch, eine möglichst große Masse von Producten zu erzeugen, führt diese nach den Landern, die derselben bedürfen, und nehmt von diesen Waaren zurück, wie wir sie brauchen, kurz treibt einen soliden Handel, so wird eure Arbeit gesegnet seyn. Ihr habt 200 Millionen Schulden gemacht, diese müssen bezahlt werden, allein dieß läßt sich nur erreichen durch Sparsamkeit und Entbehrungen, nicht aber durch Versuche, euch mit Auskunftsmitteln zu helfen, die nur am Ende euch noch tiefer hineinführen müssen." Das sind herbe Wahrheiten, die nicht allenthalben angenehm in die Ohren klingen werden, allein die Klagen über die schwindelhafte, ja fast betrügerische Art, wie der Handel in den meisten Theilen der Union getrieben wird, werden von allen Wohlgesinnten immer lauter. Der Handel bedarf einer tüchtigen Reform „an Haupt und Gliedern," und zu solchen Reformen ist Niemand sehr geneigt. Doch dieß sind Dinge, wozu die Noth und der Drang der Umstände wahrscheinlich die Amerikaner führen werden.

Aber ein anderer Wurm, den weder der Präsident und seine Botschaft noch die Declamatoren gegen seine demokratischen Grundsätze erwähnen, nagt an der Lebenswurzel der Union: dieß sind die zahlreichen Gesellschaften und Associationen, lauter Staaten im Staate, Corporationen, Zünfte neuer Art, die seit einem Vierteljahrhundert in unglaublicher Zahl und Stärke heranwachsen. Marryat hat diesen Geist mit wenigen Worten deutlich gezeichnet: „Der unbefriedigte Ehrgeiz hat einen Ausweg in der Bildung überzahlreicher, religiöser und anderer Genossenschaften gesucht. In einem Lande, wo das Volk stets über alles und jedes seine Gewalt ausüben will, strebt man nur nach Macht, und findet man diese nicht in den verschiedenen Aemtern der Union oder der Staaten, so sucht man sie in der Opposition gegen die Regierung, denn alle diese Gesellschaften oder Verbindungen stehen in directer Verbindung mit der Politik." Marryat zählte im J. 1838 zweiundzwanzig wohlthätige Gesellschaften auf, mit einem jährlichen Einkommen von 9 Millionen Dollars, aber dieß ist nur ein schwacher Schimmer von dem, was diese Gesellschaften in der That sind. Die Trennung von Kirche und Staat, so wie andere Ursachen, die hier

Digitized by Google

nicht weiter erörtert werden können, haben diese ganz neue Art von socialer Organisation hervorgerufen. Das System der religiösen und wohlthätigen Gesellschaften ist völlig unabhängig vom Staate; der Staat kann es gar nicht erreichen, ja es durchdringt alles so sehr, daß es den Staat selbst in seinen Individuen umfaßt. Diese Gesellschaften haben ihre eigene, organisirte Verwaltung, die oft mit eben so viel Talent, Aufopferung und Tact geleitet wird, als nur immer die des Staats. Und doch ist diese ganze Organisation und Verwaltung geheim, und die Associationen können also nach Gefallen gute oder schlechte Zwecke verfolgen: jedenfalls ist ihre Wichtigkeit und Macht unbestritten groß. Wie nun, wenn ein tiefes Zerwürfniß durch die ganze politische Gesellschaft geht? Die Gesinnung der nördlichen, und noch specieller, der nordöstlichen Staaten, ist den südlichen schnurstracks entgegengesetzt. Dort der Cavalier, hier der Rundkopf, dort der stolze Gutsherr oder Plantagenbesitzer, umgeben von seinen Sklaven, hier der stockbürgerliche Kaufmann und kleine Landbesitzer, dort lare Religiosität, hier puritanischer Eifer. Die Nachkommen der „Pilgerväter" haben von ihren Ahnen ein fanatisches, eben so düsteres als erregbares Temperament geerbt, und der engherzige, bürgerliche Sinn auf der einen, die Einsamkeit und Einförmigkeit des Landlebens auf der andern Seite, sind geeignet, einen epidemischen und krankhaften Religionseifer fortzupflanzen und zu befördern. Die Gefahr einer Collision zwischen dem auf ein leidiges Interesse gegründeten Vorurtheil im Süden und dem erhitzten Religionseifer der Mehrzahl der nördlichen Bevölkerung ist also nicht sehr entfernt, und wird genährt und unterhalten durch die Abolitionistenpartei, die in sehr zahlreichen Gesellschaften über den ganzen Norden zerstreut ist, schon im Jahre 1838 fast über den vierten Theil aller Wähler in New-York gebot, und wahrscheinlich in den noch nördlicher gelegenen Staaten nicht schwächer ist. Die Erhebung einer solchen Macht die ihre Constitution, ihre ausübende Gewalt, eine weitverzweigte Verwaltung und ihre Finanzeinrichtung hat, Contributionen erhebt, und über ungeheure Geldmittel gebieten kann, dieß ist eine so furchtbare Erscheinung, daß noch keine öffentliche Behörde gewagt hat, dagegen aufzutreten. Und wie sollte man gegen diese Association auftreten, da sie im Traume sich nicht einfallen läßt, daß man ihre Legalität in Zweifel ziehen könne! Ist es eine sonderlich falsche Voraussetzung, wenn man, wie oben erwähnt wurde, annimmt, daß England mit dem ganzen politischen System seiner Negeremancipation hier die Hand mit im Spiele, und daß der zur Schau getragene religiöse Eifer für die Neger einen politischen Zweck im Hintergrunde habe." Zur Sprache muß dieser Gegenstand, so häßlich er erscheint, in kurzer Zeit kommen, und dann wird es sich zeigen, ob der lose, politische Zusammenhang der Union sich völlig auflockern oder enger schließen wird. Damit werden die jetzigen Parteien ihre Stellung gänzlich ändern. Vorher haben die Demokraten für möglichste Unabhängigkeit der einzelnen Staaten gestimmt, dann werden sie Gesetze vorlegen, welche die Union ermächtigen, gegen die einzelnen Staaten und gegen die Associationen einzuschreiten, welche die Union untergraben, und die Whigs oder Föderalisten werden auf die Freiheit der Individuen und der einzelnen Staaten pochen. Amerika bietet in dieser Beziehung ein lehrreiches Beispiel. Unsere neue, von den Encyclopadisten und der französischen Revolution ausgeborne Staatskunst hat den Staat in Individuen zerbröckelt, und das natürliche Aneinanderschließen der Menschen ruft jetzt andere Corporationen hervor, die den Staat viel directer angreifen, als die meisten frühern es gethan haben. Amerika ist das Land, das diese Bahn noch am gefahrlosesten durchmachen kann, da seinen unruhigen Geistern noch Raum genug gegen Westen offen bleibt, und darum ist es von hohem Interesse, diesen Gang der Dinge zu verfolgen.

Kirchen und Klöster in Rußland.

(Schluß.)

Die russischen Klöster begannen zugleich mit der Einführung des christlichen Glaubens in Rußland, denn die ersten Verkünder desselben waren griechische Mönche. Im Jahre 988 gründete der unter Großfürst Wladimir nach Kiew gesandte Metropolit Michael das kiewsche goldgedeckte Michaelskloster (kiewo-slatowercho-michailowski), in welchem er selbst seine Wohnung aufschlug; die mit ihm gekommenen Mönche bauten zugleich in geringer Entfernung von Kiew zwischen den Bergen (kiewo-meshigorski) ein zweites Kloster.

An den Stellen, wo die Götzentempel gestanden hatten, an deren Heiligthaltung das Volk gewohnt war, wurden bald nach seiner Bekehrung zur Ausrottung des Aberglaubens die Heiligthümer des wahren Glaubens errichtet. So erbaute man außer der Kirche des h. Basilius, welche in Kiew an der Stelle errichtet wurde, wo Perunus Bild gestanden hatte, an mehreren Orten Klöster, in Kiew das Kloster Wedubezki, in Nowgorod Peryn, und in Rostow das Abrahamskloster, das erste an der Stelle, wo das herabgestürzte Idol Perunus von der Strömung des Dniepr ans Ufer geschwemmt wurde, das zweite da, wo der Tempel des Gottes Peryn gestanden, und das dritte da, wo das Idol des finnischen Volks der Mera, des Wolos oder Weles, stand.

Unter dem Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch gründete der ehrwürdige Anton Petscherski, *) ein gebornr Russe, der im Kloster des Berges Athos zum Mönche geweiht worden war, das erste Kloster zu einem gemeinschaftlichen Leben in der Nähe von Kiew; dieß hat später allen russischen Klöstern hinsichtlich des Kirchencerimoniells und der Regeln des Mönchslebens als Vorbild gedient. Der ehrwürdige Nestor sagt bei der Schilderung der Rückkehr Antons nach Kiew, daß er in den andern Klöstern Rußlands herumgereist sey, daß ihm aber keines gefallen habe. Demnach müssen damals schon mehrere Klöster in Rußland bestanden haben.

Einige Klöster danken ihren Ursprung dem frommen Eifer der Großfürsten, welche die Kirche in guter Ordnung erhalten

*) Wahrscheinlich so genannt von seinem Aufenthaltsort in einer der Höhlen (petschera) des Berges als Einsiedler.

Digitized by Google

und die Christenheit durch das Beispiel der Mönche erbauen wollten. Ihnen ahmten mehrere Bojaren, Bischöfe und angesehene Bürger nach, und bauten verschiedene Mönchswohnungen. Dieser Eifer stieg noch, seit es unter Fürsten und Bojaren zur Gewohnheit wurde, im Alter oder vor dem Tode den Stand eines Mönchs zu ergreifen und zu verordnen, daß sie sowohl als ihre Verwandten im Kloster begraben würden, um stets Leute zu haben, die für ihre Seelen beten.

Viele Klöster wurden an Orten errichtet, die durch irgend ein wichtiges vaterländisches Ereigniß ausgezeichnet oder durch irgend ein göttliches Wunder berühmt wurden. Endlich wurde ein sehr großer Theil der Klöster durch Einsiedler gegründet, die sich von der Welt in Einöden zurückzogen und durch die Heiligkeit ihres Lebens eine zahlreiche Brüderschaft an sich lockten, so das Cyrillskloster in Bjelosersk, das Sergeikloster in Radonesh, das Sawwakloster in Storoshew, das Josephskloster in Wolokolamsk und andere, in denen die Zaare ihre besonderen Wohnungen hatten, und auch die Bojaren sich Cellen bauten. Einige Mönche siedelten sich an den Gränzen an, und beschäftigten sich mit der Bekehrung der benachbarten heidnischen Stämme. So bekehrte der heilige Stephan, der erste Bischof von Perm, um die Mitte des 14ten Jahrhunderts die Syränen, welche an den Flüssen Wytschegda, Wym und Sysol wohnten, und gründete dort viele Klöster und einen Bischofssitz. Die Fürsten selbst fanden es bei der Erweiterung der Gränzen nöthig, Klöster daselbst anzulegen, um durch diese Heiligthümer die Aufmerksamkeit der benachbarten Völker anzulocken, und zugleich ihre eigenen Unterthanen aufzumuntern, sich an den Gränzen anzusiedeln.

Eine starke Veranlassung zur Vermehrung der Klöster in Rußland waren unter Anderm auch die innern Kämpfe, die bei der Zertheilung des Reichs in einer Menge Fürstenthümer immer zahlreicher wurden, und dann — das mongolische Joch. Während dieser unglücklichen Periode, als fast Niemand mehr in seinen Rechten sicher war, dienten die Klöster als die einzigen Zufluchtsorte, denn diese wurden, als Gott und der Frömmigkeit geweiht, mehr als alles Andere von den Tataren selbst geschont. Die ihnen von vielen Khanen verliehenen Vorrechte beförderten die Vermehrung der Brüderschaften um so mehr, als damals jedem ohne Unterschied eine sichere Zuflucht in den Klöstern geoffnet, und es nach den Verordnungen des sechsten allgemeinen Concils gestattet war auch ganz junge Leute in den Mönchsstand aufzunehmen.

Preisaufgabe zur Vertilgung der Charlatanerie in der Thierheilkunde.

Die Gesellschaft der Vieharzneikunde in den Departementen Calvados und La Manche wird in einer am 2 Nov. d. J. zu Bayeux abzuhaltenden Generalsitzung eine Goldmedaille von 200 Fr. an Werth dem Verfasser des besten Aufsatzes, über die Mittel zuerkennen, um den stets wachsenden Fortschritten des Charlatanismus Einhalt zu thun, und zu verhindern, daß die Empiriker, Heerumeister (maiges), Zauberer (sorciers) und die sogenannten Thierheiler (guérisseurs d'animaux), unter was immer für einem Namen es sey, die Veterinärpraxis ausüben. Der Aufsatz muß nicht nur genügende Nachweisungen enthalten, daß die Regierung nöthigenfalls die erforderlichen Materialien zu einem Gesetzesentwurf über den Gegenstand darin finde, sondern auch die Organisation der bürgerlichen Thierheilkunde muß darin entwickelt werden.

Die protestantische Mission in China.

(Schluß.)

In einem andern Auszuge der Tagebücher Morrisons, in welchen wir mehrere Irrthümer stillschweigend verbessern, lernen wir die gewöhnliche Art und Weise der chinesischen Gottesverehrung kennen. „Dieser Tage," heißt es daselbst, „ging ich in den Tempel des großen nördlichen Bodhisatwa — eine Art buddhistischer Heiligen oder Gottheiten, welche die Chinesen nach ihrer Gewohnheit abkürzen und bloß Pusa nennen — wo sich eine Menge Andächtiger eingefunden hatte. Der Tempel war voll des Rauches, welcher von den Opfern und andern geweihten Gegenständen emporstieg. Die Gläubigen brachten in niedlichen Körben Geflügel, Schweinefleisch und allerlei Vegetabilien herbei, welche, nachdem die der Gottheit dargebrachten Begrüßungen vorüber waren, wiederum von dannen getragen wurden. Man opferte überdieß Kerzen, wohlriechende Stängel und Goldpapier, welches dem Feuer übergeben wurde, während man in eine Oeffnung des Altars Wein ausgoß. Wenn der Andächtige das brennende Gold- oder Silberpapier auf den metallenen Altar schleudert, so schlägt ein Ministrant auf eine Trommel und läutet mit der Glocke, um den Gott gleichsam darauf aufmerksam zu machen, daß ihm jetzt ein Opfer dargebracht werde." So legte es sich wenigstens der Missionär aus. Mehrere Andächtige fielen auf die Knie nieder und murmelten leise Gebete, andere warfen mehrmals ein Krummholz in die Höhe, um, wie ich dieß selbst in den Tempeln der Vorstädte Cantons mehrmals gesehen habe, aus der Art und Weise des Niederfallens die Zukunft zu erforschen. Ich fand aber nirgendwo, in so vielen Tempeln ich auch gewesen bin, eine andächtige Gemeinde. Während der Eine betet, spricht, lacht und schäckert der Andere; ein Dritter ergibt sich selbst in der Tempelhalle dieser oder jener Beschäftigung.

Nichts gleicht der Verehrung, welche die Chinesen für die sogenannten vier Bücher hegen, die theils von Kong tse, theils von seinen Schülern und Freunden herrühren. Während die chinesischen Lehrer sie mit Morrison lasen, schienen sie ganz entzückt zu seyn; namentlich war dieß der Fall bei dem großen Unterricht oder der großen Weisheit. Die große Weisheit (Ta hio) des Kong tse enthält zweihundert und fünf Charaktere, die sein Schüler Tseng tse vermittelst tausend fünfhundert und sechs und vierzig anderer Zeichen und Worte auslegte. Die Bewunderung und Hingebung, welche die Chinesen für dieses Werk hegen, ist gränzenlos; kein Charakter, kein Wörtlein, sagen sie, sey hierin überflüssig. Selbst die von ihnen sonst sogenannten leeren Wörter, welche die grammatischen Kategorien bezeichnen, hätten hier, neben der Angabe der Verhältnisse, noch eine besondere Bedeutung; der Inhalt zeuge von solcher Tiefe, daß es die größte Geistesanstrengung, den ausgezeichnetsten Scharfsinn erheische, um ihn zu erfassen. Diese so außerordentlich bewunderte und gepriesene große Weisheit lautet nun in einer so viel als möglich wörtlich getreuen deutschen Uebersetzung folgendermaßen:

Digitized by Google

„Die Norm der großen Weisheit besteht in der Verherrlichung der leuchtenden Tugend; sie besteht in der Erneuerung des Volkes; sie besteht in der Verherrlichkeit des vollkommenen Guten.

Von Verherrlichkeit durchdrungen folgt Sicherheit; durch Sicherheit wird Ruhe möglich; Ruhe erzeugt Festigkeit; Festigkeit Besonnenheit, und durch Besonnenheit erreicht man sein Ziel.

Dinge haben ein Beginnen und ein Aufhören; Handlungen haben ein Ende und einen Anfang; der dieß Erkennende, das erste und das letzte, nähert sich der Lehre.

Wünschten die Alten die leuchtende Tugend zu verherrlichen im ganzen Lande, begannen sie mit der guten Regierung ihrer Lehensherrschaft; wünschten sie ihre Lehensherrschaft gut zu regieren, begannen sie mit der Ordnung ihres Hauses; wünschten sie ihr Haus zu ordnen, begannen sie mit der eigenen Bildung; wünschten sie sich selbst zu bilden, begannen sie mit der Vervollkommnung ihres Herzens; wünschten sie ihr Herz zu vervollkommnen, begannen sie mit der Reinigung ihres Willens, wünschten sie ihren Willen zu reinigen, begannen sie mit der vollkommenen Ausbildung ihrer Erkenntnißkraft — die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft besteht aber in der Erforschung der Dinge.

Auf die Erforschung der Dinge folgt die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft, auf die vollkommene Ausbildung der Erkenntnißkraft die Reinigung des Willens; auf die Reinigung des Willens die Vervollkommnung des Herzens; auf die Vervollkommnung des Herzens die eigene Bildung; auf die eigene Bildung die Ordnung des Hauses; auf die Ordnung des Hauses die gute Regierung der Lehensherrschaft; auf die gute Regierung der Lehensherrschaft die Ruhe im ganzen Lande.

Von dem Himmelssohne bis zum gemeinen Volke ist dieß das Einzige für Alle, die Wurzel, aus welcher die eigene Bildung entsteht.

Daß die Wurzel in Unordnung, die Zweige aber in Ordnung seyen, findet nicht statt.

Das Wichtige gering, und das Geringe wichtig zu achten, das geht nicht an."

Durch unermüdlichen Fleiß brachte es Morrison dahin, daß schon gegen das Ende des ersten Jahres seines Aufenthaltes in China, der ihm oder richtiger der Bibelgesellschaft 500 Pfund kostete, sein Lehrbuch der chinesischen Sprache, namentlich der gewöhnlichen Umgangssprache, vollendet und zum Drucke bereit war. Diese Grammatik erschien aber erst sieben Jahre später zu Serampur unter der Aufsicht des gelehrten Marschman.*) Morrison wollte durch dieses Werk den jungen britischen Kaufleuten und Missionären, welche sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen, ein praktisches Buch in die Hände geben; er setzte deßhalb nichts voraus, keine Kenntniß der allgemeinen Grammatik, keine philosophischen Begriffe über das Wesen der Redetheile und dergleichen andere Vorkenntnisse, mit welchen Jemand, der sich dem Chinesischen widmen will, ausgerüstet seyn sollte. Seine Grammatik der chinesischen Sprache ist ganz nach dem Muster einer gewöhnlichen englischen Sprachlehre gebildet, man findet hier, was dem Kenner des Chinesischen wunderlich genug vorkommt, alle englischen Conjugationen und Idiotismen nicht ohne Zwang in chinesischen Wörtern und Charakteren nachgebildet. Es war dieß Morrisons erstes Werk auf diesem Felde der Literatur, und er hat sich natürlich, wie dieß einem jeden ergeht, in der Uebersetzung der chinesischen Sätze mehrere Versehen zu Schulden kommen lassen. Dessen ungeachtet ist das Büchlein auch jetzt, nachdem Premare's Lehrgebäude und ein Auszug daraus unter Rémusats Namen erschienen, immer noch brauchbar, namentlich zum Erlernen der gewöhnlichen Umgangssprache. Auch sind die Bemerkungen über den Cantoner Dialekt, über welchen später ein eigenes Wörterbuch ausgearbeitet wurde, sehr lehrreich. Wir werden später auf die Arbeiten Morrisons über den Cantoner Dialekt zurückkommen.

Die chinesische Regierung sorgt dafür, daß eine Anzahl ihrer Unterthanen die Sprachen der Fremden erlerne, mit welchen sie an den verschiedenen Gränzstationen des Reichs den Verkehr gestattet. Zu diesem Endzwecke wird in Peking ein eigenes Dolmetscher-Collegium errichtet. Es sollen die Fremden selbst die Sprache des Mittelreiches nicht erlernen, damit sie mit den ehrvergessenen Unterthanen des Landes keine verrätherischen Verbindungen anknüpfen möchten. Daß hieraus für alle mit China in Verbindung tretenden fremden Nationen große Nachtheile erwachsen, ist einleuchtend. Die Mitglieder der Factorei der ostindischen Compagnie in Canton hatten dieß längst eingesehen; doch wollte sich Niemand dieser reichen, bequemen Herren, den edeln Sir George Staunton ausgenommen, dazu entschließen, sich der vielen Mühe und den mannichfachen Aufopferungen, welche das Studium der chinesischen Sprache erheischt, zu unterziehen. Es ward nun Morrison im Jahre 1809 die Stelle eines chinesischen Secretärs und Uebersetzers mit dem bedeutenden Gehalte von 500 Pfund von den Herren der Factorei angeboten. Der Missionär besann sich nicht lange, ein Amt anzunehmen, welches so ganz mit seinen Neigungen und Beschäftigungen zusammenhing, und das ihm überdieß einen bleibenden, von der Unterstützung der Missionsgesellschaften unabhängigen Aufenthalt in China in Aussicht stellte. So für die Zukunft sicher gestellt, konnte es Morrison nun auch wagen, eine eheliche Verbindung einzugehen. Am 20 Februar 1809 heyrathete er Miß Morton, die Tochter eines irländischen Doctors, und lebte von nun an des festen Vorsatzes, die Jahre, die ihm noch ferner von der Vorsehung gegönnt würden, der Bekehrung der Bevölkerung des chinesischen Reiches zu widmen. Die wissenschaftlichen und Amtsgeschäfte wurden nur als Nebensache, als Mittel zu diesem höhern Zwecke betrachtet. Der christliche Sendbote leistete freywillig Verzicht auf alle Freuden und Genüsse der cultivirten europäischen Gesellschaft; es war sein fester Vorsatz, und er blieb ihm getreu bis an sein Lebensende, für und in China zu leben und zu sterben.

*) A Grammar of the Chinese language. Serampore, printed at the Mission-press 1815. 4. 280 Seiten.

Miscellen.

Fossile Affenknochen. Man hat in dem sogenannten Londoner Thon (London clay) in England Knochen von Affen gefunden, die einer ausgestorbenen Art angehören. Das Echo du Monde Savant vom 18 Januar macht dazu die Bemerkung, daß man bis auf die neuern Zeiten, nämlich bis Lortet im Departement du Gers fossile Affenknochen auffand, es für unmöglich gehalten habe, in den Erdschichten Knochen von diesen Thieren zu finden, da man ihre Entstehung als gleichzeitig mit der des Menschen betrachtete. Am wenigsten dachte man sich, daß man sichere Beweise ihrer Existenz in den untern Schichten der Tertiärformation finden würde.

Bevölkerung von Paris. Diese wird jetzt officiell auf 909,126 Seelen angegeben, darunter 62,319 Arme. (Par. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Januar.)

Nr. 32.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Februar 1840.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Von J. G. Kohl.)

Obgleich die Malo-Rossianen allerdings durch ihre große Zahl und allgemeine Verbreitung die Hauptnation in den südrussischen Steppen sind, so fehlt es hier doch auch keineswegs an Großrussen. Vielmehr findet man sie als Fischer, Tabuntschits (Pferdehirten), Handelsleute, Fuhrmänner, Holzarbeiter, und in vielen andern Chargen im ganzen Lande verstreut. Man kommt daher überall mit ihnen zusammen, und so traf es sich denn auch eines Tages, daß ich meine Schrute neben denen eines langbärtigen, von dunkler Röthe im Gesichte wie auf seinem ponceaufarbenen Hemde glühenden Kazappen*) durch die Steppe setzte. Er war ein Fischer vom Meeresstrande, der in einem benachbarten Dorfe bei Verwandten seinen Sonntag feiern wollte. Ich sprach mit ihm von seiner dießjährigen Fischerei, und er sagte, daß es schlecht ginge. Darauf unterhielten wir uns von diesem und dem, und endlich wie ich nichts mehr zu erkunden wußte, fragte ich ihn, wie ihm die Steppen gefielen? Er sagte: „Ach, Herr, wie kann man sich hier gefallen? Was kann hier gefallen?“ — „Ist denn euer Rußland besser?“ — „Unser Rußija? Rußija?**) Wie sollt's nicht besser seyn?“ — Ich sah, daß er sich erwärmen wollte, und um ihn nicht abzukühlen, hielt ich ihm den Widerpart und fragte: „Wie so denn?“ — „O in Rußija, Herr, da ist von jeglichem jedes, und hier ist ja — von allem nichts. In Rußija ist das Brod besser, die Häuser besser, das Land besser, der Schnee besser, der Sommer und Winter und alle Jahreszeiten besser. Da ist Berg, Thal, Wald und Wiese, Brunnen, Quellen und Flüsse die Fülle. Alles wechselt ab, und alles ist so schön!“ Ich wußte, daß seine Beredsamkeit im Zuge war, sagte nicht, daß ich auch in Rußija gewesen, und er fuhr in der allen Russen eigenen, so bilderreichen, so lebendigen und mimischen Beredsamkeit*) fort: „Im Lande fließen große, schöne Ströme, und vor allen die prächtige Mutter Wolga mit allen ihren Kindern. Die Wälder sind groß und schön, die Eichen, Linden, Buchen, die Tannen und Fichten, alle bis zum Himmel! Und in den Bäumen singen die Vögel von jeglicher Art: der eine so, der andere so.“ (Er pfiff dabei den Nachtigallen und Lerchen nach.) „Ach, und in den Wäldern, welche Luft voll Wohlgeruch!“ (Dabei fächelte er sich die Luft zu, und athmete sie so begierig ein, als wenn sie mit lauter Veilchenduft geschwängert wäre.) „Und wie nahe ist dir das Alles. Siehe, hier ist deine Hausthüre, — du machst sie auf, — trittst heraus, und da bist du gleich mitten im schönen Walde.**)“ (Hiebei hielt er mich bei der Hand, und ich mußte stehen bleiben, als wenn ich die Hausthüre wäre. Er aber schritt einige Schritt in das hohe Gras hinein, als wenn es der Wald wäre.) „Welche herrliche Musik im Walde,“ sagte er dann, „und wie die Sonne durch die Blätter scheint? Und im Rasen des Waldes auf dem Boden blühen und reifen allerlei Beeren um dich her. Erdbeeren, Herr, kleine, süße, rothe. Wilde Himbeeren, Brom- und Blaubeeren, von jeglicher Art, so viele, viele, als du nur wünschen kannst. Du kannst dich niederlegen, wo du nur willst, rund um dich herumpflücken, ohne anders als ganz satt wieder aufzustehen.“ Dabei warf er sich gar ins Gras, und rauste rund umher die Halme, als wenn es Erdbeeren wären. Und ich glaube, wenig fehlte, so hätte er sie auch noch gegessen, um mir zu zeigen, wie süß und schön die russischen Beeren den Hals hinuntergehen. Dann sprang er wieder auf und sagte: „Auch Pilze sind da von allen Sorten und in großer Menge. Man füttert bei uns die Schweine damit. Gras und Heu ist noch das einzige in diesem Lande, überall Gras und nichts als Gras. Und auch selbst dieß einzige, was sie haben, wie schlecht ist es!

*) Spitzname der Großrussen, den sie bei den Kleinrussen der Steppe haben.

**) Rußija ist das Moskowiterland, der innere Kern von Großrußland.

*) Die natürliche Beredsamkeit der Russen ist ohne Zweifel viel größer, als die irgend eines anderen europäischen Volkes, und ihre Mimik dabei weit angenehmer und verständlicher, als z. B. die der Italiener, die weit mehr für einen Fremden unverständliche Fratzen dabei schneiden.

**) Die Großrussen folgten in ihrer Verbreitung überall den Wäldern, die Kleinrussen den Steppen.

Digitized by Google

holzig, struppig, und den größten Theil des Jahres saftlos und vertrocknet. Bei uns hat es auch Gras, aber so hoch, bis zu meinem Barte. Und was für Gras, grünes, feines, saftiges und süßes. Daß Gott erbarm'! Die Kühe werden ganz fett davon und so dick." (Er stellte sich wieder hin, und blies sich auf, und machte sich mit Beinen und Armen so breit als er konnte.) „Seht, und in dem Allem mitten drin liegt unser Moskwa, die vor allen prächtige und heilige Stadt. Wie ich sage, dort ist von jeglichem jedes. Und sagt mir, was ist hier? O! Russija wäre gewiß das beste und erste Land, wenn nicht eins wäre — die Herren. Die habens verdorben." (Gewiß war er so ein seiner Herrschaft entlaufener Rebell.) „Wenn wir jetzt in Rußland gingen, statt auf dieser öden Steppe, wie würden wir schön gulaien.*) Bald an einem Bache, bald in einem Gehölze, bald durch ein Dorf. Und hier müssen wir ein paar Stunden wie die Wachteln schnurstracks im Grase hinstreichen, bis wir unser Dorf erreichen. Ueberall Gras, Schilf und Gestrüppe; die Sonne brennt uns auf den Kopf, und das Land gibt uns nicht einen Baum zum Schatten. Wenn jene Wolke dort uns Regen und Wind geben wird, haben wir nicht einen Hügel zum Hintenstehen. Und wenn uns auch die Zunge am Gaumen klebt, der Boden gibt uns nicht ein Erdbeerlein zum Erfrischen."

In der That scheint die Natur bei der Anlage und dem Aufbau dieses Steppen-Plateau's so wenig Rücksicht auf den Menschen genommen zu haben, und dagegen so viel auf das grasfressende Vieh, daß sie den Menschen nur in so fern dulden zu wollen scheint, als er sein Daseyn an einen dieser Grasfresser bindet. Die ganze Vegetation der Steppe bietet äußerst wenige, dem Menschen unmittelbar genießbare, oder für seine Hauswirthschaft wesentlich nützliche Pflanzen, nur Schilf statt Bauholz, Unkraut statt Brennholz, Dorngebüsche statt der Fruchtbäume. Fürs Vieh dagegen so unendlich viel Dienliches.

Daher kommt es, daß auch die Haupteintheilung der Pflanzen, von der man in diesem Lande beständig reden hört, ihren Eintheilungsgrund von der Beziehung der Pflanzen zum Vieh hernimmt. „Trawa" und „Burian" sind die beiden großen Classen, in welche der Steppenbewohner alle Vegetabilien seiner Graswüsten classificirt, und wahrscheinlich von jeher classificirte. Trawa heißt Rasen und sie verstehen darunter alle niedrigen, kurzen Pflanzen, welche das Vieh mit seinen Zähnen leicht bezwingen kann und wegen ihrer heilsamen Säfte gern genießt. Unter Burian verstehen sie alle die struppichten, strunkigen, hochaufschießenden Pflanzen, welche das Vieh wegen ihres holzigen und saftlosen Gewebes nicht frißt.

Nehmen wir zu diesen beiden Classen noch die einzelnen Büschchen und Bäumchen, von denen man aber ihrer Seltenheit wegen fast nie reden hört, und alsdann das in den feuchten Flußthälern weit verbreitete Schilf, und machen aus diesem wie aus jenem eine eigene Abtheilung, so können wir bei einer Charakteristik der Vegetation der Steppen die sehr bequeme Eintheilung in folgende vier Classen zum Grunde legen:

1) Bäume und Gebüsche.
2) Schilfrohr (russ. kamaisch).
3) Gestrüpp (Burian).
4) Gräser (Trawa.)

(Fortsetzung folgt.)

*) „Gulaien," ein von den russischen Deutschen germanisirtes Wort, von gulatj, das so viel bedeutet, als müßig und scherzend einherwandeln.

Der Panama-Canal.

Das Aftonblad vom 9 Januar d. J. theilt den Brief eines sich in den Vereinigten Staaten aufhaltenden Schweden mit, der über den Panama-Canal nachstehende interessante Angaben enthält.

„Die Regierung von Centralamerika hat ein Comité von Landmessern, mit dem ausgezeichnet geschickten John Bailey an der Spitze, organisirt, um Untersuchungen anzustellen und einen Bericht abzustatten, in wie weit ein Canal über die Landenge von Panama möglich sey. Nachdem sie ihre Arbeiten beendigt und das Land nivellirt hatte, stattete das Comité seinen Bericht ab, wovon nachstehendes ein gedrängter Auszug ist: Unter 11° N. B., im Staate Nicaragua, geht ein Thal quer durch das Land, in welchem der See Nicaragua liegt, 128 Fuß hoch über dem stillen, und 120 über dem atlantischen Ocean. Die Länge des Sees beträgt 120, die Breite 40 bis 60 engl. Meilen, seine Tiefe 40 bis 60 Faden. Er ist sonach schiffbar für die größten Fahrzeuge, und bildet durch seine Lage ein Reservoir, um den Canal auf beiden Seiten mit Wasser zu füllen. Der Fluß San Juan, der den Ausfluß des Sees in den merikanischen Meerbusen bildet, ist 80 Meilen lang, sehr breit und schon jetzt für kleinere Fahrzeuge bis zu fünf Tonnen schiffbar. Er kann durch Dämme und Schleußen ohne viel Schwierigkeit für die größten Ostindienfahrer schiffbar gemacht werden, und hat an seiner Mündung in den merikanischen Meerbusen einen vortrefflichen Hafen. Vom Nicaragua-See bis zum stillen Meer sind es zwar nur 9 Meilen, aber die Strecke, durch welche der Canal geführt werden muß, ist 28,365 Yards, und der größte Gebirgsrücken, den der Canal zu überschreiten hat, ist 615 Fuß über dem stillen Meer; er ist jedoch sehr schmal und das übrige Land flach. Der Canal kann auf 12 Mill. Piaster und das jährliche Einkommen nach der niedersten Berechnung auf 5 Millionen kommen. Die Vereinigten Staaten haben schon verschiedene Male gesucht, die Landesregierung zu vermögen, diese Unternehmung ihnen zu überlassen, aber vergebens. Obgleich sie dieß große Werk nicht selbst ausführen kann, will sie es doch auch keinen andern unternehmen lassen. Vor kurzem ist indeß ein neues Angebot von Seiten der Vereinigten Staaten gemacht worden, das möglicher Weise einen bessern Erfolg hat."

Art zu reisen in Mexico.

Reisen in Mexico werden fast immer nur zu Pferde oder zu Maulthiere gemacht. Zufreisen sind ganz außer Frage. Nur die

Digitized by Google

Thier vermögen sie zu unternehmen, und das anhaltende Gehen in der ermattenden Hitze der Thäler oder der dünnen Luft auf den Hochebenen und in den Gebirgen zu ertragen. Auf den großen Landstraßen von Veracruz über Jalapa und Perote oder über Cordova und Orizava zur Hauptstadt, so wie auf den Wegen der Hochebenen bedient man sich wohl der Wagen, großer, schwerer, plumper Maschinen, welche von sechs bis zehn Maulthieren gezogen werden (Pferde werden, wenigstens auf Reisen, nicht zum Ziehen gebraucht), oder der Literas.*) Diese sind indeß nur in den Ebenen oder auf sanft ansteigendem Boden zu gebrauchen; an nur ein wenig steilen Abhängen werden sie unbrauchbar. Die Litera ist eine Art Sänfte, mehr lang als hoch, in welcher der Reisende auf Matratzen und Kissen mehr liegt als sitzt. Sie hängt zwischen zwei an den langen Seiten befestigten starken Stangen, die hinten und vorn weit genug hervorragen, um zwei Maulthiere zwischen sich aufzunehmen, an deren Packsätteln die Stangen in starken ledernen Riemen hängen. Ein Maulthiertreiber (Arriero) führt das vordere Thier, neben ihm herreitend, am Zügel oder vielmehr an einem Stricke, während das hintere, an die Litera festgebunden, von einem zweiten Manne vorwärts getrieben wird. Zwei andere Maulthiere laufen frei nebenher, um gelegentlich den Platz der eingespannten einzunehmen, die man dann ihrerseits zu ihrer Erholung frei laufen läßt. Es reist sich sehr bequem in diesen Sänften; der sanfte Trab der Maulthiere veranlaßt keine bedeutenden Stöße, und diese werden durch die Elasticität der Riemen, in denen die Maschine an den Sätteln hängt, fast ganz unfühlbar gemacht. Gardinen schützen gegen Staub und Sonne, eine Decke von starkem Leinen- oder Baumwollenzeuge, die nach Gefallen über das Ganze oder nur über eine oder zwei Seiten herabgelassen werden kann, gegen Wind und Regen. Gewöhnlich bedienen sich nur Frauen der Literas, während die Männer es vorziehen, zu Pferde nebenher zu reiten. Zuweilen aber verschmähen auch diese die bequeme Sänfte nicht. Sowohl in Literas als zu Wagen ist das Reisen sehr kostspielig, schon wegen der Menge der Thiere, welche mitgeführt werden müssen.

Gepäck wird stets auf Maulthieren fortgeschafft. Ein solches Maulthier kann 300 bis 350 Pfund tragen, aber dann nur höchstens 5 bis 6 Leguas in einem Tage machen. Der Reisende, welcher rascher vorwärts kommen und die Thiere mit dem Gepäck bei sich behalten will, darf ihnen nicht über 150 oder 160 Pfund aufladen. Der mexicanische Packsattel ist sehr unbequem, plump und schwer. Er besteht aus zwei großen viereckigen Säcken oder Kissen, 2 Fuß und darüber lang und breit, meist von Leder, oft aber auch nur aus einer Art Matten, aus den Blattfasern der Agave gewoben, mit Heu dicht und fest ausgestopft, und durch einen 8 Zoll breiten Leder- oder Mattenstreifen verbunden. Ueber eine Decke oder eine Matte wird dieser dem Thiere auf den Rücken gehängt, eine andere Matte darüber gelegt und nun das Ganze mittelst eines gegen 8 Zoll breiten Gurtes aus Agavefasern befestigt, der über den Rücken des Thieres geht, und an dem einen Ende ein starkes rundes Holz, an dem andern einen eisernen Ring hat. Durch diesen und über das Holz wird ein Riemen von weißgegerbtem oder ganz rohem Rindleder, dessen eines Ende am Holze fest sitzt, vier- bis sechsmal geschlungen, und dann durch zwei Menschen mit vereinter Kraft äußerst fest angezogen, wobei sie jeder einen Fuß gegen den Sattel stemmen. Das gequälte Thier krümmt sich zusammen, und ächzt und stöhnt, aber der unbarmherzige Arriero zieht fluchend den Gurt stets fester und fester, bis er sich über einen Zoll tief in den Bauch des Thieres eindrückt. Dann wird ihm die Last, in zwei Ballen vertheilt, zu beiden Seiten oben an den Rücken gelegt, mit kreuzweise darum gelegten Stricken lose zusammengebunden und nun mit andern Stricken auf eigenthümliche Weise an den Sattel befestigt. Jeder solcher Ballen (Kiste, Koffer) darf nicht über 150 bis 175 Pfund wiegen. Ist er schwerer, so kann nur einer geladen werden. Dann werden oben am Rücken des Thieres zu beiden Seiten starke Hölzer mit einem Gurt befestigt, und auf diese die Last so gelegt, daß sie nicht unmittelbar auf dem Rückgrate des Thieres ruht. Ueber 300 bis 330 Pfund dürfen indeß auch diese Ballen nicht wiegen, und die Arrieros laden sie überhaupt nicht gern, zumal wenn sie von großem Umfange sind, da sie sich schlecht befestigen lassen, leicht in den engen Wegen anstoßen, und das Schwanken derselben auf dem Rücken der Thiere diesen sehr nachtheilig ist. Die Thiere sind oft auf furchtbare Weise wund gedrückt, haben große Beulen unter dem Leibe und handgroße offene Wunden am Rücken und Seiten. Oft sah ich mit Schauder und Entsetzen, wie ein solches ganz zu Schanden gedrücktes Thier, seiner tiefen Wunden ungeachtet, dennoch wieder mit dem rauhen Packsattel und der schweren Last beladen ward. Zwar sind gewöhnlich überzählige Maulthiere zum Wechseln vorhanden, aber ihrer sind wenige, und erst wenn ein Thier dem Tode nahe ist, wird ihm die Last abgenommen und einem andern aufgebürdet, dem es nach wenig Tagen vielleicht nicht besser geht. Die Arrieros streuen gebrannte und pulverisirte Schuhsohlen oder in Ermangelung derselben gewöhnliche Asche in die Wunden, nachdem sie dieselben zuvor mit einem Absud verschiedener einheimischer Kräuter gewaschen und mit Salbe bestrichen haben, die sie selbst zu bereiten verstehen, und es ist wirklich zum Erstaunen, wie rasch die tiefsten Wunden, sogar unter dem Sattel, nach diesen Mitteln heilen.

Oft trifft man, zumal auf den großen Hauptstraßen von den Küsten ins Innere des Landes, Züge von mehrern Hunderten von Maulthieren an, welche mit Gütern und Waaren aller Art beladen sind. Die oft hübsch aufgeputzten Thiere, häufig einen Kranz von Glocken um den Hals tragend, das vorausziehende, von einem Manne zu Fuß geführte Saumthier, die vielen Arrieros in ihrer malerischen, gewöhnlich sehr bunten, oft sogar reichen Tracht, welche singend, pfeifend und schreiend nebenher traben und die Thiere in Ordnung halten, jetzt durch den Ruf: „Arré Mula, arriba!“ die Lässigen antreiben, jetzt plötzlich, den Lazo in weitem Kreise über dem Kopfe schwingend, hervorbrechen, um einem flüchtigen, unbeladenen Thiere nachzujagen, alles dieß gibt ein malerisches, höchst eigenthümliches Ensemble. Die gewöhnliche Kleidung der Arrieros besteht in einer Art kurzen, bis auf die Mitte der Brust reichenden Kittels von Wildleder, unter dem ein feines, weißes Hemd sichtbar wird. Die Beinkleider sind von eben solchem Leder, bis zum Knie aufgeschlitzt und mit Knöpfen besetzt; aus dem Schlitze sieht ein weißes Beinkleid von Baumwollenzeug hervor. Den Fuß bedeckt der spanische Reiterstiefel, an dem der ungeheure eiserne Sporn mit 2 bis 3 Zoll großem Rade prangt, den

*) Von den Eilwagen (Stages), welche eine Gesellschaft Nordamerikaner auf der großen Straße von Veracruz über Jalapa und Puebla zur Hauptstadt und von da nach Toluca u. s. w. eingerichtet hat, rede ich nicht. Sie sind ganz den europäischen gleich, und werden von Pferden gezogen. Die Wagen fassen neun Personen.

Digitized by Google

Kopf der braune Hut mit breiter Krämpe und niedrigem Kopfe, geziert mit goldenen oder silbernen Treſſen und Franzen. Der Hals iſt nackt, oder ein großes Tuch auf Matroſenart loſe darum geſchlungen. Das Geſchirr der Reitthiere beſteht aus dem ungeheuren ſpaniſchen Sattel, von deſſen Knopfe die Armas de Peios neben dem Lazo herabhängen, einem einfachen Zügel mit ſcharfem, arabiſchem Gebiß und dem Tapajo, einer Art Stirnbinde, 2 bis 5 Zoll breit, oft ſchön geſtickt und mit getriebenem Meſſing oder Silber geziert, welche den Thieren beim Sattlen und Aufſtrigen über die Augen gezogen wird. Irre ich nicht, ſo wird auf je 5 bis 6 Thiere ein Arriero gerechnet. Ihre Zahl iſt alſo bei großen Zügen bedeutend.

Die Maulthierzüge, Atajos oder Reguas genannt, machen, wie ſchon geſagt, nur 5 bis 6 Leguas in einem Tage. Sie binden ſich dabei keineswegs an bewohnte Orte. Nur einen Fleck, in deſſen Nähe es Waſſer und Weide für ihr Vieh gibt, ſuchen die Arrieros ſtets auf, und lagern dann im Freien. Auch in bewohnten Orten pflegen ſie ſtets im Freien zu übernachten. Die müden Thiere werden zunächſt ihrer Bürde entledigt, die einzelnen Ladungen neben- und aufeinandergelegt, und die Packſättel mit Zubehör in langen Reihen vor den Gütern her aufgeſtellt. Oft wird ein großes Viereck daraus gebildet, in deſſen Mitte dann die Mannſchaft ſich lagert. Iſt dieß geſchehen, ſo werden die Thiere zur Tränke geführt, und dann erſt mit Mais gefüttert. Eine oder mehrere lange Krippen aus beweglichen leichten Geſtellen, in die eine Matte muldenförmig gehängt wird, beſtehend, welche die Arrieros ſtets bei ſich führen, werden aufgeſtellt, und die Thiere verzehren aus ihnen, ohne angebunden zu ſeyn, in großer Ruhe und Eintracht ihr Futter. Wird an unbewohnten Plätzen übernachtet, ſo läßt man die Thiere über Nacht frei weiden. Bringt der Zug die Nacht in der Nähe bewohnter Orte oder in ſolchen zu, ſo erhalten ſie nach dem Mais noch eine Quantität Maisſtroh oder Heu. Da dieß aber gekauft werden muß, ſo vermeiden die Arrieros ſo viel als möglich, in Städten oder Dörfern zu übernachten. Während auf dieſe Weiſe einige der Treiber die Thiere beſorgen, haben andere ein großes Feuer angezündet, um das ſich nun die ganze Mannſchaft ſetzt, das Abendbrod einzunehmen, das indeſſen bereitet worden, und wozu die einfachen Ingredienzien, Tortillas, Chile, Bohnen, Reis, Salz und gedörrtes Fleiſch (Tasajo) ſtets mitgeführt werden. Iſt dieß verzehrt, ſo wickelt ſich der Arriero in ſeine Manteldecke (Serape, Manga), und ſtreckt ſich, ſeinen Sattel, ſeinen Hut oder irgend einen andern Gegenſtand zum Kopfkiſſen brauchend, am Feuer auf den Boden, und ſein lautes Schnarchen verkündet bald, daß der Traumgott ihn in ſeine Arme aufgenommen hat. Regnet es, ſo breitet er noch eine Matte über ſich. Auch Ladung und Packſättel werden dann, ſo viel möglich, durch übergelegte Matten gegen das Naßwerden geſchützt.

Die Arrieros ſind ſtets ſehr früh auf. Schon lange vor Sonnenaufgang werden die Thiere zuſammengetrieben, getränkt und mit Mais gefüttert. Das Laden, ſo raſch auch dieſe Leute damit umzugehen wiſſen, erfordert geraume Zeit, und deßhalb muß der Arriero ſchon früh ſein hartes Lager verlaſſen, was ihm dann auch gar nicht ſchwer fällt. Ein einfaches Morgenmahl wird eingenommen, dann die Tagreiſe begonnen und ohne alle Unterbrechung vollendet. Geraſtet wird nicht eher, bis man am Ziele des Tagemarſches angekommen iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Haß zwiſchen Norwegern und Schweden. Von einem Engländer, Namens Latham, iſt eine neue Schrift: Norway and the Norwegians, erſchienen, welche über die zwiſchen beiden Völkern beſtehende Abneigung nachſtehende Bemerkung macht: „Der norwegiſche Bauer hat etwas von der Hartnäckigkeit und den Vorurtheilen des engliſchen. Was ein Norweger von einem Schweden ſagt, darf man ſo wenig glauben, als was ein Engländer von einem Franzoſen ſagt. Die vorurtheilsvolle Abneigung zwiſchen beiden Völkern geht unglaublich weit. Wenn ein Norweger ſagt, die Schweden ſeyen liederlich und ausſchweifend, ſo darf man dieß nur von den Bewohnern der größern Städte glauben; ſagt er, ſie ſeyen Trunkenbolde, ſo darf man ihm nur antworten, er ſolle ſeine eigenen Landsleute betrachten. Die Schweden ſind das energiſchere unter beiden Völkern, thun mehr Arbeit für weniger Geld, und ſtechen ſomit die eingebornen Norweger aus: was die iriſchen Arbeiter für die Engländer ſind, das ſind die Schweden in geringerem Verhältniſſe für die Norweger. Daher die Abneigung unter den Gränzbauern, wo es alle Sonntage Schlägereien gibt.“

Alte Kanonen und Munition. Nach einer Angabe in der Londoner Alterthumsforſcher-Geſellſchaft wurden in dem Sand und Thon an dem Weſtufer der Inſel Walney bei Lancaſhire etwa 20 Kanonen aus geſchmiedeten Eiſenſtangen gefunden, die durch Ringe (hoops) an einander befeſtigt waren; ferner eine Menge Steinkugeln, eine bohlkündige Kugel aus geſchmiedetem Eiſen und einige kleinere gegoſſene, die mit Blei überzogen waren. Man vermuthet, ſie ſeyen aus der Zeit Eduards IV, denn der Ort, wo dieſe Ueberreſte gefunden wurden, liegt ganz nahe an Peel Caſtle, wo Lambert Simnel mit ſeinen aus Irland hergeführten Truppen im Jahre 1487 landete, wahrſcheinlich ſcheiterte ein mit Geſchütz beladenes Schiff an dieſer Küſte.

Höhenangaben aus Abyſſinien. In der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften am 6 Januar theilte der bekannte Reiſende d'Abbadie nachfolgende barometriſche Höhenangaben mit: Lori in der Provinz Semen: 8503 Metres; Anadſchadſchi bei Gondar: 5091 M.; Halai nahe an der Küſte des rothen Meeres: 2700 M.; Gondar, die Hauptſtadt des Landes: 2294 M.; Adua, die Hauptſtadt der Provinz Tigré: 2029 M.

Zeitſchrift gegen die Sklaverei. Dieſe ſoll in England unter dem Titel: the british and foreign Anti Slavery Reporter, herauskommen, und nicht nur die Abſchaffung des Sklavenhandels, ſondern auch der Sklaverei zum Zweck haben. Nr. 1 iſt bereits erſchienen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 12 u. 13** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Uranienborg, Wohnſitz Tycho de Brahe's auf der Inſel Hvern. — Violette.** Von Mad. Desbandes Valmore. — **Thomas Moore.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 33.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Februar 1840.

Die Armenier in der Türkei.

(Aus dem Oriental Herald. November 1839.)

Es ist kaum ein Volk so wenig bekannt und verstanden, als die Armenier: wenige von denen, die den Orient besuchten, hielten es der Mühe werth, sie zum Gegenstand ihres Studiums zu machen, während sie doch die Aufmerksamkeit der Physiologen und des Staatsmanns vielfach verdienen. Daß sie von den fünf großen Familien, in welche man das Menschengeschlecht gewöhnlich theilt, wesentlich abweichen, das kann keiner bezweifeln, der Gelegenheit gehabt hat, ihre physische und geistige Entwicklung kennen zu lernen. Der jetzige Armenier, wie man ihn in der Türkei trifft, scheint eine ganz ruhige Seele zu seyn, der an allem, was um ihn vorgeht, wenig oder keinen Antheil nimmt, während in der Wirklichkeit die Armenier fast die ganze Leitung der innern Angelegenheiten in der Hand haben. Sie sind selten redselig, und brauchen gewöhnlich ihre Zunge nur, wenn sie etwas ihnen Nützliches abzumachen haben. Während meines Aufenthalts in Konstantinopel brachte mich der Zufall häufiger mit diesen Leuten zusammen, als dieß sonst bei Europäern der Fall ist, und ich fand durchgängig an ihnen Leute von großen, natürlichen Fähigkeiten und ungemeiner Wißbegierde. In den letzten Jahren haben sie angefangen, das Französische und zum Theil auch das Englische zu lernen, denn gleich den Polen haben sie eine natürliche Gabe für Sprachen.

Mit einem meiner armenischen Bekannten sprach ich oft und viel über die Lage der Dinge im Orient und die Aussichten der Türkei; ich war erstaunt, in ihm einen Vertheidiger der Janitscharen zu finden, von denen er, wie ich wußte, gar manche Unbild erfahren hatte; allein seine Bildung hob ihn über Vorurtheile empor, und er erkannte, daß sie, trotz ihrer Indisciplin und Rohheit, die Stütze des Reichs gewesen waren. Ich fragte ihn, was wohl der Sultan thun könne, um die Türkei zu retten, und er antwortete mir Folgendes: „Er soll nur die Christen emancipiren und die griechischen und armenischen Rajahs auf gleichen Fuß mit den Türken stellen; er erlasse einen Firman für gänzliche Duldung der Religion und mache die Christen fähig, Stellen im Heer, in der Flotte und andere Staatsämter zu bekleiden. Der Sultan selbst *) ist nicht bigott, und hält sich an den Islam mehr aus Feigheit als aus Ueberzeugung; er fürchtet die Paschas, aber er soll nur einen kühnen Firman erlassen, der den christlichen Unterthanen gleiche Rechte mit den Moslems gibt, dann, aber auch nur dann, wird er ein Bollwerk erheben, stark genug, um sein Reich gegen alle innern und äußern Feinde zu vertheidigen. Die Turken selbst wissen nichts, lange Jahre der Indolenz haben ihre Kraft und ihre Kenntnisse heruntergebracht und selbst ihre Verstandesfähigkeit vermindert, daß sie jetzt sind wie Kinder. Mit den Christen ist es ein anderer Fall; sie waren so sehr allem Druck ausgesetzt, daß sie jede verborgene Kraft ihres Geistes anstrengen mußten, um nur ihr Daseyn zu retten, und man nennt sie Feiglinge, weil sie Sklaven sind; aber wo der Muth nichts hilft, da ist mehr Verstand darin, wenn man ihn versteckt hält, als wenn man ihn am hellen Mittag zur Schau trägt, um sich zum Märtyrer zu machen. Was wäre die Türkei ohne ihre christlichen Unterthanen? Wer sind die Schiffbauer, die Architekten, die Handwerker, die Bäcker, die Arbeiter in Stein, Eisen, Kupfer und Holz? die Bankiers, die Weber und Seilflechter? — die Christen. Wer schlägt das Geld, gießt Kanonen und macht Schießpulver? — die Christen. Und was thun die Türken? Nichts, durchaus nichts, als daß sie die Befehlshaberstellen einnehmen. Jedes Amt, das Geschicklichkeit oder Talent erfordert, ist von einem Christen bekleidet, und nur die Befehlshaberstellen mit Türken besetzt."

Ich fragte den Armenier, ob er unter solchen Umständen nicht glaube, daß der Sultan stark Gefahr laufe, sich das Scepter durch die Christen aus den Händen gewunden zu sehen? Er erwiederte: „nein; seine Sicherheit wäre die gegenseitige Eifersucht, die stets unter Griechen und Armeniern bestanden hat und noch besteht; keines von diesen Völkern wäre allein im Stande, im Lande den Meister zu spielen, und ich kann mir den Fall nicht denken, daß sie sich vereinigen würden. Die Griechen verachten die Armenier, und die Armenier hassen die Griechen. Wir, die Armenier, würden die besten Soldaten ab-

*) Der Aufsatz ist noch bei Lebzeiten Mahmuds geschrieben.

Digitized by Google

geben, die Griechen die besten Matrosen, und mit einer aus Armeniern und Türken bestehenden Armee und einer Marine aus Griechen und Türken könnte der Sultan der ganzen Welt trotzen."

Aus dem Obigen ersieht man, daß die Armenier, die man gewöhnlich als Feiglinge betrachtet, es gar nicht sind, könnten sie nur ihren Willen aussprechen, sie würden bald Europa und Asien in Erstaunen setzen. Was die Ansicht betrifft, daß die Emancipation der Christen der moslemitischen Herrschaft keine Gefahr brächte, so erklärt sich diese aus ihrem Nationalcharakter: sie kennen ihre eigene Stärke und ihren Reichthum, aber sie suchen beides emsig zu verbergen, und obwohl sie sich rüsten, aus dem Kampfe, dem man täglich im Orient entgegen sieht, Vortheil zu ziehen, so scheinen sie durchaus mit geringern, minder gefährlichen Dingen beschäftigt.

Die Armenier sind meist schlanke, grobknochige, gut gebaute Leute und ihre Weiber sicherlich die schönsten und aufgewecktesten in der Türkei, denn obwohl es ihnen an aller Erziehung fehlt, sind sie doch unterhaltend und verständig, da sie eine gute Dosis gesunden Verstand von der Natur erhalten haben. Die Armenier bilden in Konstantinopel allein die Feuerbrigade, und da diese eine Art Soldaten sind, und somit direct unter dem Schutz des Sultans stehen, so zeigen sie auch mehr Kühnheit als ihre handeltreibenden Brüder: wer sie gesehen hat, kann bezeugen, daß es ihnen weder an Muth noch an Stärke fehlt. Eines Tages drückte ich einem Bekannten mein Erstaunen aus über das verschiedene Aussehen dieser Truppe und der handeltreibenden Armenier; die Antwort lautete einfach: „Der eine ist den Beleidigungen jedes Türken ausgesetzt, der andere steht unter dem directen Schutze des Sultans, und kein Türke darf ihn anrühren."

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

1. Bäume und Gebüsche.

Wenn man von den hohen Fichten des oberen Dniepr und des Propecz ausgeht, deren Gipfel die Nigenser Kaufleute bewimpeln, und, sie ihrem vaterländischen Festlandboden entreißend, wie hohe Thürme auf der Meeresoberfläche schwankende Wurzeln schlagen lassen, — von den schwärzlichen Waldungen Volhyniens, in denen seit Jahrtausenden eine ununterbrochene Nacht dämmerte, und durch deren hochgeborne Zweige ein beständiges Geflüster rauscht, in denen die Luchse und Eichhörnchen auf schwanken Brücken fröhlich wandern, wo in der Morgendämmerung der eitle Auerhahn sich singend seiner Schönheit freut, während die Baren und Auerochsen unter ihnen in wilden Kampfen ihrer Unabhängigkeit genießen, und das scheue Elen sein geliebtes Junge eilenden Schrittes vor den hungrigen Wolfen über den Sumpf hin rettet, — im Westen von den herrlichen Edeltannen der Karpathen, unter deren grünen Dächern die Polen zu so vielen reizenden Capellen und berühmten Kirchen pilgern, und an deren weißen Stämmen die Huzzulen, Rußnaken, Goralen und andere karpathische Völkerstämme ihre geschickten Beile üben, — und im Osten von den Laubbaumen Russija's, die den Moskowiter mit ihrem Vögelgesang, Schatten und ihrer unendlichen Beerenfulle entzücken, — und durch das laubige Kleinrußland und die buschige Ukraine zu den strauchigen Steppen und an die endlich völlig kahlen Küsten des Pontus Euxinus hinabsteigt, — so findet man eine allmahliche Abnahme der Belaubung des Landes, welche sowohl in Bezug auf die sich mindernde Höhe der Bäume, als auch in Bezug auf die abnehmende Größe der von ihnen gebildeten Gesellschaften, der Wälder und Haine, auf eine höchst merkwürdige Weise der Verringerung derselben Verhältnisse in der entgegengesetzten Linie von dem mittleren Rußland aus nach Norden hin durch die baltischen Provinzen und das Land der finnischen Suoma-laima (Sumpfleute) zu den Lappen und den Ufern des arktischen Oceans hin entspricht.

In Volhynien, dem alten Polesien, im Minskischen, in Weiß-Rußland treiben die Bodensafte mit einer Kraft aufwarts, die selbst in der Höhe von hundert Fuß noch machtige Wirkungen äußert, wunderbare Baumkuppeln formirt, und kraftiges Holzwerk zu Stande bringt. Im Lande der edlen Schwertritter nimmt dieser Trieb schon merklich ab. In Livland liefern die Fichtenwalder keine Masten mehr, und die elegante, aber niedrige Birke, ringt mit dem hochstrebenden Nadelgehölz um die Herrschaft des Bodens, die sie in Finnland, wo sie die Seen bekränzt und in allen Sümpfen wandelt, allein behauptet, bis sie bei den Lappen sich unter der Gewalt des Boreas krümmt, und dort ihr edler, schlanker, jungfraulicher Wuchs zu niedrigem Gestrüppe verkrüppelt, und mit dem gemeinen Wachholder sich verschwistert, mit dem sie gemeinschaftlich weite Felder überzieht, bis dann endlich auch diese schwachen Laubreste vom ewigen Schnee und Eise aus dem Felde geschlagen werden, und Alles zu schleichenden Flechten und Moosen herabkriecht.

Eben so steigt die Vegetation von jenen mittlern Hochwäldern nach Süden hin, vom Hohen zum Niedern herab; zunächst zu den schon bedeutend niedrigern Nadelgehölzen des Tschernigow'schen und Kiew'schen Gouvernements, alsdann zu den Laubwäldern und niedrigen Laubgebüschen Podoliens, des südlichen Kleinrußlands und der Ukraine, und endlich zu den „Derrinas" (Dorngebüschen) und den völlig laublosen Grasfeldern der neurussischen Steppen.

Während in Polesien Wälder, wie der Bialowieser, vorkommen, die 6 bis 7 Meilen weit in allen Richtungen ununterbrochen Baum an Baum zeigen, hat Kiew und Tschernigow nur wenige Waldungen, die groß genug sind, um das Elen zu nähren, und ihre größten Baumgesellschaften haben nur noch zwei Meilen im Durchmesser. In der Ukraine, in Podolien und im südlichen Kleinrußland sind freilich auch noch herrliche Waldungen, die schönsten Eichen, Buchen, Ahorn-, Erlen, Pappeln, Weiden, Linden (selten Birken), aber theils fehlen nicht nur völlig die hohen Nadelhölzer, sondern es ziehen sich auch bereits so weite, kahle Flächen unter die Wälder, daß die letztern schon groß genannt werden, wenn sie nur 3 bis 4 Werst im Durchmesser haben. Dabei mischen sich eine Menge niedriger Baum-

Digitized by Google

gattungen ein, namentlich die wilden Obstbäume, die hier ebenfalls eine Menge kleiner, niedriger Waldungen bilden. Auch zeigen sich weiter nach Süden die meisten dieser Gewächse mehr als Büsche, bei denen ein eigener Stamm verschwindet. Nicht nur Erlen, Weiden, Haselnüsse, sondern auch Birn-, Aepfel- und Kirschbäume, zuletzt selbst Eichen, Linden und Buchen zeigen sich in jenen Gegenden gewöhnlich niedrig und vielstämmig in weit ausgedehnten Gebüschen, und man könnte die südliche Ukraine und das südliche Kleinrußland als wahre Buschländer bezeichnen. Noch weiter nach Süden dehnen sich dann die Steppen in immer größeren, ununterbrochenen Strichen, und die Waldchen und Gebüsche liegen nur noch wie Oasen in der Wüste, wie kleine, eingesprenkelte Punkte, oder wie schmale am Ufer der Flüsse sich hinziehende Linien da: bis denn am Ende auch diese schwachen Schattirungen fast ganz unbemerkbar werden, da die Büsche zu Dorngesträuch, und die Wälder zu einzelne Meilen weit auseinanderstehenden Baumkrüppeln zerschmelzen, die aber für den Betrachter durch ihre Seltenheit nur um so interessanter werden.

Die Büsche und Bäume in den südlichen Gegenden, wo man die Steppe als völlig herrschend annehmen kann, reduciren sich auf einige wenige Arten Dornen- und Hollunderbüsche, wilde Birn- und Aepfelbäume und einige noch weniger nennenswerthe Baumarten, deren Individuenanzahl aber so äußerst gering ist, daß man das Holz von 10 Quadratmeilen zusammenschmelzen müßte, um ein paar ordentliche Eichbäume daraus ziehen zu können. Außer den genannten dürftigen und traurigen Laubtragern gibt es dann in der ganzen Natur kein einziges Gewächs, was einem Baum oder Busch ähnlich sähe.

Die Steppenflüsse, zu denen wir dann nicht die großen Dniestr, Dniepr, Bug und Don rechnen können, die große Länder verschiedener Art durchschreiten, vielfache Sämereien herbeiführen, mancherlei Erdarten in ihren Rinnsalen mischen, und, sich große Thaler bildend, die ganze Steppennatur in ihrer Nachbarschaft verwandeln, und deren Einfluß besiegen, zu denen wir vielmehr nur die Nebenflüsse dieser großen Ströme und solche kleinere Flüsse rechnen, die ihren Lauf ganz in der Steppe verfolgen, — diese Steppenflüsse also sind durchaus nicht von so wohlthätigem und zauberischem Einfluß auf die Steppenwüste umher, wie die Flüsse Arabiens und der Sahara auf die Sandwüste zu ihren Seiten. Der Jordan, der Orontes, welche den Steppenflüssen Jngul, Jngulez, Kujalnik an Größe entsprechen mögen, schaffen immer an ihren Ufern ein kleines Paradies mitten in der Wüste, so daß ihre Thaler, so weit des Wassers heilbringender Einfluß reicht, immer voll reizender Haine und wundervollen Pflanzenwuchses sind. Ja jede kleine zu Tage springende Quelle des verehrten und heilig gehaltenen Wassers schafft dort sogleich eine entzückende Oase. Es ist das natürlich, denn der einzige Grund, warum jene Länder wüste erscheinen, ist der Mangel an Wasser, dessen Auftreten daher, wie das eines mächtigen Zauberers, sogleich jene Wunder wirkte.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotizen aus Australien.

Die Engländer fangen an von Port Essington aus Wanderungen ins Innere der Halbinsel Coburg vorzunehmen. L. Stewart drang kürzlich einige zwanzig (englische) Meilen weit vor, fand schönes Grasland, sechzehn Bäche oder Teichreihen, einiges gute Bauholz, eine Art Ceder, 3 Yards im Umfang bis zu 50 Fuß Höhe; ferner die Markpalme (cabbage palm), ein sehr nützliches Vegetabil, in großer Menge, viele Büffel, wahrscheinlich von den frühern Niederlassungen her dagelassen und verwildert, und einige Kängurus; die Eingebornen benehmen sich friedlich.

Ein Hr. Eyre brach im Mai vorigen Jahres von Adelaide auf, um ins Land gegen Norden einzudringen, drang bis 52 Meilen von der Spitze des Spencergolfes vor, und bemerkte hier, daß das Land gegen Norden und Westen sich abflache, aber ohne Gras und Bäume sey. Von der Spitze einer Granitkette sah er gegen Norden mehrere Bergketten sich übereinander erheben, aber Mangel an Wasser und Gras hinderten ihn weiter zu gehen. (Es ist somit wenig Aussicht vorhanden, daß man auf dieser Seite sich sobald aus dem Gebiete des Darling werde entfernen können.) Hr. Eyre wandte sich deßhalb zurück gegen den letztern Fluß, wo er ein wohl bewässertes, grasreiches und malerisches Land zwischen dem St. Vincent- und Spencergolf fand.

Art zu reisen in Mexico.

(Fortsetzung.)

Um in Mexico angenehm und mit Nutzen zu reisen, muß man sich möglichst einfach gewöhnen, und ganz die Art und Weise des Mexicaners annehmen. Die mexicanische Reitertracht habe ich bereits an einem andern Orte beschrieben. Auf Reisen trägt der Mexicaner eine runde Jacke von Kattun oder anderem leichtem Zeuge, nur selten von Tuch. Um den Kopf schlingt er ein weißes Tuch, oder legt dieß auch nur so darauf, daß es über Nacken und Schultern herabhängt, und setzt den breitrandigen Hut darüber. Es dient, das Schwitzen zu vermindern und dem Reisenden Kühlung zuzufächeln. Ein zweites Tuch schlingt er so um den Hals, daß er es über Mund und Kinn heraufziehen kann, um die Lippen vor Luft und Sonne zu schützen, und so das schmerzhafte Aufspringen derselben zu verhüten, dem sie sonst, zumal in der dünnen, austrocknenden Luft der Hochebenen, leicht ausgesetzt sind. Ein drittes großes Tuch, den Umschlagetüchern der Frauen gleich zusammengelegt, schlingt er wie eine Schärpe über die rechte Schulter und unter dem linken Arme hindurch, es auf der Brust zusammenbindend. Regnet es, so wird der Serape übergehangen, die Armas de Agua über die Beine gezogen, der große Hut mit einem Futterale von Wachstaffent überzogen, und der Reiter ist nun völlig gegen das Wetter geschützt, weit mehr, als der Europäer mit seinem unbequemen, schweren, bald durchnäßten Mantel, der hier schon der Wärme wegen nicht taugen würde.

Eine mexicanische Auberge enthält gemein nichts als die vier leeren Wände. Selten trifft man einen Tisch und eine Bank, noch seltener, und fast nur in den „Mezones“ größerer Orte, eine hölzerne Britsche zum Schlafen an. Auch auf Landgütern (Haciendes) zweiten Ranges, wo man übrigens stets eine gastfreie Aufnahme findet, trifft

Digitized by Google

man kaum etwas mehr. Der ermüdete Reisende mag seine Glieder auf dem Boden, oder, wenn es hoch kommt, auf dem Tische, der Bank oder der unbedeckten Pritsche ausstrecken. Darüber hinaus muß er keine Bequemlichkeit verlangen, noch erwarten, andere Erquickungen zu finden, als Tortillas und Chile nebst Eiern, Frijoles und gebörrtem Fleisch, oder allenfalls Hühnern oder Knoblauchswurst, es sey denn in Städten, wo man, zwar nicht in den Mezones, die bloße Logirhäuser sind, und in denen man nur Futter für die Thiere, Licht und allenfalls Chocolate bekommt, aber doch in den Speisehäusern (Fondas) auch andere Speisen haben kann.*) Seinen Durst mag der Reisende mit Wasser löschen, das er etwa mit Wein oder Branntwein, den er bei sich führt, schmackhafter und gesünder macht, oder mittelst Limonen und mitgebrachten Zuckers in Limonade umwandelt, oder mit Pulque, wenn er ihn mag und — findet.

Ist die Reise von längerer Dauer, so führt man ein Lastthier mit, welches eine leichte Ladung von Kleidungsstücken, Lebensmitteln u. s. w. trägt. Als Bett dienen gewöhnlich ein paar Wolldecken, die man nebst den nöthigen Leintüchern unter den Sattel des Reitpferdes legt, wenn man kein Lastthier mit sich führt, oder eine Hängmatte. Diese letztere ist das Bequemste. Man findet allenthalben Gelegenheit sie entweder an den Balken oder an mitgebrachten Haken, die man zu dem Ende in das Holzwerk der Thüren oder Fenster schraubt, aufzuhängen. Im Freien zwischen Bäumen sie anzubringen und da zu schlafen, vermeidet der Mexicaner stets, da der stark fallende Nachtthau, besonders in heißern Gegenden, der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Die Hängmatte gibt ein elastisches, kühles Lager, und man ist in ihr, wenn man sie nur so hoch vom Boden hängt, daß kein Vieh hineinspringen kann, vor jeder Art von Ungeziefer gesichert. Wer sich an sie oder an das Schlafen auf den Wolldecken und Leintüchern, die man auf einem Tische, einer Bank oder dergleichen ausbreitet, den Sattel zum Kopfkissen, den Serape oder ein bloßes Leintuch zur Decke, nicht gewöhnen kann, führt ein leichtes Feldbett nebst Matratze und Kissen mit, muß aber dann schon nothwendig ein Lastthier und einen oder zwei Diener bei sich haben. Einen sonderbaren Aufzug bildet ein Priester auf Reisen, wenn er sich auch nur, etwa um Messe zu lesen, auf eines seiner Filiale begibt. Im vollen mexicanischen Reiterornate prangt der Weltgeistliche, der Mönch meist in seinem Ornat, auf dem Maulthier. Pferde reiten die Geistlichen nicht häufig. Ihm voran zieht ein bewaffneter, ebenfalls berittener Diener. Seine Köchin oder eigentlicher Haushälterin folgt ihm, ebenfalls hoch zu Roß. Nach dieser kommt, von einem Mann zu Fuß geführt, das mit den Feldbetten, Matratzen, Kissen und Decken hoch beladene Maulthier. Mehrere Burschen, theils leer, theils mit allerlei Lebensmitteln beladen, schließen den Zug. Reist der Pfarrer, um ein kirchliches Fest zu begehen oder um Messe zu lesen, nach einem Filial, so ist man daselbst von seiner Ankunft zuvor unterrichtet, und Wachen sind ausgestellt. Sobald diese den Zug erblicken, geben sie ein Zeichen, damit das Geläute der Glocken beginne, mit dem der geistliche Vater bei seinem Einzuge stets empfangen wird. Alles eilt nun herzu, ihn demuthsvoll zu begrüßen, und mancher derbe Schmatz erschallt, von den breiten Lippen gläubiger Indier auf die segenspendende Hand des Knechtes Gottes gedrückt.

*) Es versteht sich, daß die großen Städte der Hochebene, Mexico, Puebla u. s. w., hievon eine Ausnahme machen. In ihnen trifft man recht gute, nach europäischer Weise eingerichtete Gasthöfe an.

Man reist stets bewaffnet, der Gebrauch will es nun einmal so, und obgleich Räuberanfälle selten sind, so kommen sie doch zuweilen vor, und es ist gut, für jeden Fall gerüstet zu seyn. Säbel sind allgemein, Pistolen weniger im Gebrauche. Zuweilen führt der Reisende auch noch Büchse oder Flinte mit, die an den Sattelknopf gehängt wird, um unterwegs Vögel oder Wild schießen zu können. In Gebirgen sind Maulthiere den Pferden zum Reiten vorzuziehen. Sie gehen in den fürchterlichen, oft lebensgefährlichen Wegen sehr sicher, halten jede Anstrengung aus, und bedürfen nur wenig und schlechtes Futter. Doch sind sie stets voll Tücke. In ebenen Gegenden bedient sich der Mexicaner am liebsten des Paßpferdes. Der Sobre-Paso dieser Pferde ist zwar sehr von dem Gange verschieden, den man in Europa Paß nennt. Das Pferd hebt dabei die Vorderfüße ziemlich hoch, während es die Hinterfüße nahe am Boden herschleppt. Dieser Gang ist sehr sanft, besonders wenn das Pferd ihn von Natur geht.*) Die Pferde sind im Durchschnitt klein, aber activ und feurig, sehr leichten Zügels und Galopp auf die geringste Aufforderung des Reiters ansetzend, während das leiseste Anziehen des Zaumes genügt, sie anzuhalten. Sie sind dauerhaft, und können den Sobre-Paso auf 20 bis 24 Leguas in einem Tage aushalten, ohne sehr zu ermüden. Den Reiter ermüdet ein solcher Ritt auf einem solchen Pferde fast gar nicht. Den Trab liebt der Mexicaner nicht, und ein Pferd, welches nur diesen geht, ist, so schön und gut es auch sonst seyn mag, immer von nur geringem Werthe. In der Wahl des Zaumes ist der Mexicaner sehr sorgfältig. Jedes Pferd hat seinen eigenen, oft für dasselbe besonders angefertigt, weßhalb man auch beim Ankauf eines Pferdes den Zaum zugleich mit zu kaufen pflegt. Den Gebrauch der Trense kennt man nicht, nur Stangen von verschiedener Form, aber immer sehr scharf, werden den Pferden angelegt. Der große Sporn mit den ungeheuren Rädern mit langen, aber stumpfen Spitzen ist, so furchtbar er auch aussieht, dennoch den Thieren weniger fühlbar, als der leichte europäische mit dem kleinen scharfgezähnten Rädchen. Uebrigens braucht man seiner nur selten zum Antreiben der raschen Pferde. Bei Maulthieren ist er schon nöthiger. Diese muß man unausgesetzt mit Sporn oder Reitgerte anrühren, wenn sie ihren gewöhnlichen Schritt beschleunigen sollen.

(Schluß folgt.)

Zunahme des Opiumrauchens in China. In der Sitzung der medicinisch-botanischen Gesellschaft in London am 9 Januar las Dr. Sigmond einen Aufsatz über das Opiumrauchen, und bemerkt darin unter Anderem: die Zunahme der Opiumraucher seit 1820 ist unermeßlich. Damals rechnete man die Raucher auf 365,469, und sie verbrauchten 4257 Kisten; von 1822 bis 1825 stieg die Zahl der Raucher auf 2,039,998, indem 12,819 Kisten verbraucht wurden, und jetzt schlägt man die Zahl auf nicht weniger als zwölf Millionen an. Man rechnet nämlich auf jede Person 17½ Gran täglich. Unter den Papieren, die er gesehen, enthielt eines die Angabe, daß die Compagnie im Jahre 1837 16,916 Kisten verkauft und daran 2,154,200 Pfd. St. gewonnen habe. (Der Opiumhandel ist nämlich Monopol. die Compagnie bezahlte im Durchschnitt 95 Pfd. St. für die Kiste, und verkaufte sie in ihren Auctionen zu 150 Pfd. Dieß würde nahezu die obige Summe geben.)

*) Solche Pferde, welche den Sobrepaso von Natur (Sobrepaso natural) gehen, sind selten und theuer. Gewöhnlich ist dieser Gang den Pferden nur eingelernt, und sie traben, sobald man sie frei laufen läßt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 34.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Februar 1840.

Die ausgewanderten Boers.

Diese Angelegenheit gewinnt mit jedem Tage eine größere Bedeutung: bereits sind 15,000 Menschen über die Gränze gewandert, und Hunderte folgen noch täglich. Was die Engländer von dieser Sache zu befürchten haben, spricht ein am Cap befindlicher Colonist mit den Worten aus: „wenn nicht schnell möglichst entscheidende Maaßregeln getroffen werden, so ist der Tag nicht fern, wo ein in unserm Rücken gebildeter, weißer Staat uns auf die Schiffe im Hafen treibt, nachdem man Millionen an Geld und Tausende von Menschenleben hingeopfert haben wird.“ So sehr auch diese Ansicht hinsichtlich der Zeit übertrieben seyn mag, so ist doch die Sache nicht minder eine Wirklichkeit, der man die Augen nicht mehr verschließen kann, und die Ereignisse sind schon weit genug vorgeschritten, um die Behauptung aufstellen zu können, daß für Südafrika eine ganz neue Zeit angebrochen ist.

Die Gründe, welche die Boers zur Auswanderung trieben, sind jetzt kein Geheimniß mehr: die Boers haben sie in einer veröffentlichten Erklärung ausgesprochen, und die Engländer die Richtigkeit derselben, freilich mit Einschränkungen, selbst anerkannt. Major Charters, der unter dem letzten Gouverneur Sir G. Napier eine wichtige Stelle am Cap bekleidete, und später die Truppen bei Port Natal befehligte, bringt die Beschwerden unter vier Hauptpunkte: Abschaffung der Sklaverei, Landvermessung, Wegnahme des Eigenthums während des Kafferkriegs, Unsicherheit der Gränze. Es ist von den Engländern selbst zugegeben, daß kaum der dritte Theil des Marktpreises für die Sklaven bewilligt wurde, und da die Entschädigung in London ausgezahlt werden sollte, so fielen die armen Landleute auch noch unter die Scheere der Bankiers, die ihnen vollends einen bedeutenden Theil davon abnahmen. Bekanntlich traten die Sklaven auch hier, wie in Westindien, nach Aufhebung der Sklaverei erst eine Lehrlingszeit an, wo sie von den Magistraten gegen die Willkür ihrer Herren geschützt werden sollten. Was aber in Westindien, wo eine große Anzahl Sklaven auf Einer Plantage sich findet und die Districte klein sind, sehr leicht war, wurde in der Capcolonie zum Unsinn: der Fall ergab sich häufig, daß ein solcher Lehrling gegen seinen Herrn klagte; dieser ward vor den Districtsrichter gefordert, der zwei Tagreisen weit weg wohnte, begab sich also dahin, ward vernommen, und dann entlassen; weitere Angaben des gewesenen Sklaven machten eine abermalige Vorforderung nöthig, und so mußte ein Landmann wegen einer Klage, die unter zehnmal neunmal von dem Richter selbst für rein muthwillig erklärt wurde, zweimal eine Reise von vier Tagen machen. Noch schlimmer war es mit der Landvermessung: das Gesetz schrieb vor, daß, wenn Land von der Regierung bewilligt und verkauft wurde, der Erwerber eine gewisse Summe in die Hände des Civilcommissärs niederlegen mußte, um die Kosten der Vermessung, der Aufzeichnung u. s. w. zu bestreiten. Die Aufnahme des Landes geschah durch den Civilcommissär des Districts und die Uebergabe der Zeichnung begründete den Rechtsanspruch an das Land. Die Fälle in den Gränzdistricten, wo dieß Gesetz überschritten wurde, waren zahlreich, öfters wurde dem Boer zum zweitenmal Geld abgefordert, der Fall war sogar nicht selten, wo der Boer dreimal für die Messung des Landes bezahlte, ja es kam vor, daß Regierungsbeamte ihn gar um sein Eigenthum betrogen. Wir führen diese Umstände an, weil sie von Engländern selbst anerkannt und zugegeben worden sind; dieß mag also, ohne daß wir näher auf die übrigen Punkte, namentlich auf die wahren Plünderungen eingehen, welche viele Boers von den englischen Befehlshabern während des Kafferkriegs erlitten, völlig hinreichen, um den entschiedenen Haß der Boers gegen die Engländer zu rechtfertigen, ein Haß, den namentlich auch die Weiber theilen, und der so stark ist, daß sie ihren Männern, wenn diesen unter den Beschwerden des Zugs und dem entsetzlichen Kampf mit den Wilden der Muth entsinken wollte, selbst Muth einsprachen und erklärten, daß sie auf keinen Fall je mehr unter englische Herrschaft sich begeben würden. So äußerten sich selbst Frauen, deren Väter und Söhne im Kampf mit den Wilden erschlagen worden waren.

Ein Grund der Unzufriedenheit, dessen die Engländer nicht, wohl aber die holländischen Boers erwähnen, war das Benehmen der Hottentotten und freien Schwarzen, die, zum Theil verdorbenes Gesindel, nicht bloß die sehr religiösen Boers durch

Digitized by Google

ihre Ausschweifungen und ihr ungeziemendes Betragen ärgerten, sondern auch manche Gewaltthat und Räuberei begingen. Man scheint von Seite der englischen Behörden *sehr nachsichtig* gegen diese Leute gewesen zu seyn, und das sogenannte „berittene Schützencorps," das aus dergleichen Bestandtheilen zusammengesetzt war, hat sich selbst, nach dem Zeugniß englischer Officiere,*) den Boers ungemein verhaßt gemacht. Manche Umstände lassen vermuthen, daß man sich dieser Hottentotten und freien Schwarzen als Gegengewicht gegen die Boers bedienen wollte, was diese, namentlich bei dem auf dem Cap wie in allen Colonien herrschenden Kastengeist gegen die farbige Classe, aufs tiefste verletzen mußte. Genug, alle diese Umstände zusammen genommen brachten sie zum Entschluß auszuwandern, „mit großer Betrübniß, aber mit einem Herzen voll Vertrauen auf die Güte und den Schutz des Herrn," wie sie sich in ihrer Denkschrift an den Gouverneur ausdrücken, in der sie auch die Beschuldigung, daß sie wegen der Emancipation der Sklaven ausgewandert seyen, ernstlich von sich weisen, und erklären, daß sie in einer langen und traurigen Erfahrung die Nachtheile und die Kostspieligkeit der Sklavenarbeit kennen gelernt hätten, und künftig weder Sklaverei noch Sklavenhandel unter sich dulden würden. Auch ist zu bemerken, daß eine ziemliche Anzahl Farbiger sie, wie die Engländer selbst zugestehen müssen, freiwillig auf ihrem Zuge begleitete, und ihnen bis jetzt unverbrüchlich treu blieb, unter Umständen, die zu einem Abfalle wohl hätten verleiten können, wenn sie irgend dazu Lust empfunden hätten.

(*Schluß folgt.*)

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

1. Bäume und Gebüsche.

(*Fortsetzung.*)

In den Steppen ist es ganz anders. Sie leiden an sehr componirten Gebrechen. Sowohl die ununterbrochene Einförmigkeit ihrer Oberfläche, die sie allen Rauhigkeiten des Klima's vollkommen Preis gibt, als auch die unvortheilhafte Lagerung ihrer Schichten, bei denen gleich unter der oberen fruchtbaren Erdschichte gewöhnlich eine sterile Kalkschicht folgt, deren schädliche Einflüsse nur durch eine — hier aber ganz unmögliche — Mischung mit andern Erdarten zu neutralisiren wäre, sind hauptsächlich die unheilbaren Nachtheile,**) denen beständig ihre hie und da von der Natur wie von Menschen versuchte Bebauung hinsterbend unterliegt. Es reicht daher auch die Erscheinung des Wassers allein nicht hin, um in ihnen jene Waldparadiese hervorzurufen. Neben Neptun und seinen Okeaniden müßte auch Vulcan mit seinen Cyklopen die Steppen durchfurchen, um sie hie und da ihres Wüsten-Charakters zu berauben.

Daher erklärt sich denn der traurige Anblick und die geringe Wirksamkeit jener Steppenflüsse, Bäche und Quellen. Sie erzeugen durchaus nichts an ihren Ufern, nicht einmal Weidengebüsch, geschweige Wälder und Haine von andern Bäumen. Sie fließen durchaus, alles Schmuckes und aller Reize bar, mit grauem, schmutzigem Wasser im Grase fort, oder liegen im Sommer, schmachtend und selber durstend, geschweige Anderer Durst stillend, wie gescheiterte Fische im Rasen und Schilf darnieder. Auch die Quellen, die hie und da zu Tage springen, kommen ohne alles schöne Gewand aus dem kahlen Boden hervor, und der einzige Einfluß, den sie auf ihre Umgebung offenbaren, ist Erzeugung von Schilf und von einem etwas erhöhten Graswuchse. Wo hie und da Weidengebüsch an den Flüssen vorkommt, ist es immer mühsam gepflanzt durch menschliche Kunst, deren Wirksamkeit wir hier natürlich von unserer Betrachtung ganz ausschließen, wo wir nur von dem sprechen, was die Natur in Bebaumung des Landes that.

Die wilden Obstbäume sind von allen den Bäumen, die an den Gränzen der Steppe, in der Ukraine u. s. w. noch in großen Waldungen vorkommen, die einzigen, welche sich in die Steppe hinausgewagt, und überall bis zum schwarzen Meere hin ihre Vorläufer, Plänkler und verlornen Posten vorgeschoben haben. Gewöhnlich stehen sie ganz einzeln, zuweilen aber auch zwei und selten drei beisammen. Wie wunderbar und unerklärlich das Alles? Warum sind nur gerade die wilden Obstbäume diese Kühnen? Und warum, wenn einer oder zwei beisammen ausdauerten, konnten es nicht auch viele? Und warum bilden die einzelnen daher, ihren Samen rundum sich her verstreuend, nicht auch Waldungen, wie im Norden? Und wie und auf welche Weise verbreiten sich die einzelnen, und ersetzen wieder ihre ausgestorbene Mannschaft? Wenn doch ein Botaniker einmal diese Fragen recht deutlich auseinandersetzen wollte!

Freilich sind diese Obstbäume, die überdieß noch immer dann und wann in meilenweiten Entfernungen vorkommen, nichts weniger als schön. Vielmehr gewähren sie, großer Himmel! ach! welches erschreckende Bild betrübtester Einsamkeit, diese von Gott und aller Welt verlassenen, von gewaltig und üppig hervorsprossenden, Alles beherrschenden Gramineen und Synanthereen umgebenen und überwältigenden, dürftig belaubten Birnbaumkrüppel! Ein solcher Steppen-Obstbaum hat selten Laub genug, um sich selber Schatten geben zu können, viel weniger kann er es einem Erdhäschen. Wie ein Bettler steht er da, der nur Fetzen eines Laubmantels um sein Gebein schlägt, und krumm, wie ein Zwerg-Greis gebogen, wagt er kaum seine häßliche Gestalt vom Boden zu erheben, um möglichst seine Garstigkeit noch zu verhüllen. Die tiefste Melancholie ergreift den Betrachter eines so verstoßenen Pflanzenwesens. Es ist als wenn man ein Nachtlämpchen mitten im dunkeln Weltenraum fände.

Im Frühling erzeugt dieser Bettlerkönig der Steppenzwerg-

*) Man sehe den Brief eines solchen über dieses Corps in der Naval and Military Gazette vom 18 Januar.

**) Wir behalten es uns vor, in einer eigenen kleinen Betrachtung über die Oberflächen und Bodenstructur der Steppe diese Punkte noch näher zu beleuchten, deren specielle Erörterung nicht hieher gehört, weil sie nicht nur für *die Vegetation*, sondern auch für die Thier- und Menschenwelt der Steppe, und überhaupt für das ganze Wesen und die Geschichte der Steppen bedingend und entscheidend sind.

Digitized by Google

bäume, der Schlehdornen und Brombeersträuche — denn die Krone muß man dem wilden Obstbaum doch immer zugestehen, als dem höchsten unter seinen Brüdern — einige spärliche Blüthen, und im Herbst zeitigt er unter Mühe und Noth einige kümmerliche Früchte, welche die Umwohner einsammeln und trocknen. Die Kleinrussen, welche in der Nähe von solchen Bäumen wohnen, gehen zu ihnen hin und putzen sie aus, schlagen das faule Holz weg, und pflegen sie des dürftigen Lohnes jener Früchte wegen; d. h. so verfahren die ordentlichen Wirthe. Aber viele wenden diese Mühe auch nicht an, und benutzen das Holz des Baumes nur zu Peitschenstöcken, die sie sich aus den Zweigen schneiden. Die meisten Peitschenstöcke des Landes sind von diesem Baume, und da immer ziemlich viel von diesem Artikel verbraucht wird, so kann man denn, von dieser Seite die Sache angesehen, sagen, daß dieß dürftige Holz doch eine nicht unbedeutende Rolle in der Lebensökonomie des Landes spiele.

Es kommen diese Birnbäume, die auch oft bloßes Birn-Dorngebüsch sind, freilich hauptsächlich in den Vertiefungen und Schluchten vor; doch sieht man sie auch nicht selten mitten in der Fläche und auf weiten Steppenstücken stehen. Die Bäume sollen sehr alt werden, und wenn auch nicht gerade derselbe Stamm immer bleibt, so bleiben doch die Wurzeln, aus denen dann immer wieder neue Stämme hervorschießen. Die deutschen Colonisten haben alle die wilden Obstbäume, die sie in ihrem Gebiete fanden, in ihre Gärten verpflanzt, und sie durch Pfropfen veredelt.

Weit häufiger und auch in ordentlichen kleinen Gesellschaften sind in den Steppen die Dorngebüsche, die Schleh- und Weißdorn, Hagebutten, Brombeersträuche u. s. w. Die Kleinrussen nennen ein dichtes Gebüsch von diesen Sträuchern „Derrina;" und die Derrinas wären also das, was die Steppen zum Ersatz für unsere Wälder und Gehölze hätten. Man sieht solche Derrinas oft von 100 bis 200 Fuß Durchmesser, seltener von der Größe einer halben oder ganzen Dissiatin (Morgen Landes). Auf diesem Raum stehen dann die Dornen oft so dicht, daß weder Vieh noch Menschen durchdringen können und haben oft eine Höhe von 1 bis 1½ Klafter. Sie stehen gewöhnlich an geschützten Stellen, an Thalabhängen, den schroffen Ufern des Meeres, den Limans (Seen) u. s. w. Aus den feuchten Thalniederungen aber, wo allein das Schilf herrscht, sind sie wiederum verbannt. Die Schlehdorn sind entschieden die zahlreichsten unter ihnen, und ihre bittere Frucht wird von den Leuten eingesammelt, getrocknet, auch frisch gekocht und gespeist. Die Deutschen hauen die Dornen weg, wo sie sie finden und pflanzen auf dem Boden, den sie bedeckten und der gewöhnlich das vorzüglichste Erdreich bietet, Gärten, oder machen ihn zum Ackerland. Die Kinder des Landes aber dagegen halten viel auf die Dorngebüsche, lieben und schätzen sie, ja halten sie sogar für heilig und unverletzlich. Ach die Dürftigkeit der Steppe ist groß und zwingt den Menschen wohl, Schlehdornbüsche den Eichenhainen gleich zu achten! Im Frühling freuen sich die Kosaken über die Blüthe der Dornen und wandern um sie herum, den Duft genießend. Auch sind die Dornen, die beim Hause stehen, die beständige Zuflucht ihres Geflügels vor den vielen Raubvögeln der Steppen. Im Herbste schneiden sie sich die langen Stäbe aus den Dornen, die sie zum Lenken ihrer Ochsen brauchen. Auch verfertigen sie aus ihnen die Heuschrecken-Eggen, indem sie eine Menge Dornzweige an einem Balken befestigen, sie mit Steinen beschweren und schleifend damit die Heuschrecken auf dem Felde tödten. Selbst die Egge, mit der sie nach der Aussaat die Körner eineggen, ist auf diese Weise gemacht.

Der Hollunder steht häufig an den schroffen Ufern des schwarzen Meeres bei Odessa herum. Die deutschen Colonisten sammeln hier seine Blüthe, wenn sie noch ganz zart ist und machen ihre im Schwabenlande so beliebten „Holderküchle" davon, indem sie die ganze Dolde in einen Mehlteig tauchen und sie wie Blumenkohl verzehren.

(Fortsetzung folgt.)

Art zu reisen in Mexico.

(Schluß.)

Der Mexicaner liebt es, des Morgens früh aufzubrechen, und dann die ganze Tagereise zu vollenden, ohne anzuhalten. Man sucht es stets so einzurichten, daß eine solche Tagereise nicht über 8 bis 10 Leguas betrage. Muß sie, vielleicht wegen großer Entfernung der Orte, in denen man übernachten kann, länger ausfallen, so wird um Mittag angehalten, um die größte Tageshitze vorüber zu lassen, und dann in der Kühle des spätern Nachmittags die Tour vollendet. Während der Mittagsruhe wird dann den Thieren wohl etwas Maisstroh oder Heu vorgeworfen, oder man läßt sie, wo dieß angeht, frei grasen. Der mexicanische Reisende selbst genießt unterwegs nur selten etwas mehr, als ein wenig Wasser oder Pulque. Auch dieß geschieht indeß keineswegs oft; der Mexicaner sucht lieber seinen Durst zu ertragen, behauptend, daß häufiges Trinken, zumal in warmen Gegenden, der Gesundheit nachtheilig sey, und den Durst, statt ihn zu löschen, nur stets verstärkt wiederkehren mache — eine Behauptung, deren Richtigkeit ich aus häufiger Erfahrung bestätigen kann. Eine andere Gewohnheit des sonst keineswegs wasserscheuen Mexicaners ist, sich auf Reisen weder oft zu waschen, noch den Bart abzunehmen. Diese Gewohnheit deuten sie durch das Sprüchwort an:

En buena jornada
Ni mano lavada
Ni barba guisada *)

und sagen, daß häufiges Waschen und Rasiren die Haut zu sehr reize, und den nachtheiligen Einflüssen der Sonne und der Luft leichter als sonst aussetze. So begegnet man denn oft Reisenden, die, mit ihren sonngebräunten Gesichtern, den stechenden schwarzen Augen und den schwarzen zollangen Bartstoppeln um Mund und Kinn, wozu häufig auch noch schmutzige und unordentliche Kleidung kommt, man leicht versucht wird, eher für Banditen, als für friedliche Pilger zu halten. Ich halte diese Gewohnheit für ein arges Vorurtheil, da ich nie nachtheilige Folgen davon verspürt habe, wenn ich mich auf Reisen eben so oft als sonst wusch und den Bart mir abnahm. Sehr erquickend

*) Wenn du reisest ins Land,
So wasch' nicht die Hand,
Laß dem Bart seinen Stand.

Digitized by Google

fand ich vielmehr ſtets, beſonders in heißen Gegenden, ein Flußbad und das Anlegen reiner Wäſche nach dem Tagemarſch. Doch habe ich die Operationen des Reinigens und Bartabnehmens auf Reiſen ſtets gern Abends verrichtet, da dann die Haut ihre, dadurch allerdings vergrößerte Reizbarkeit über Nacht großentheils verliert.

Die Weiſe, die Thiere nur Morgens und Abends zu füttern, frühzeitig aufzubrechen und unterwegs nicht anzuhalten, iſt ſehr zweckmäßig. Die Thiere gewinnen eine längere Ruhezeit, können das Futter beſſer verdauen und reichlicher trinken. Auch dem Reiſenden ſelbſt iſt die längere Ruhezeit willkommen. Er kann ſich, wenn er kein Mexicaner iſt, erſt vor dem Eſſen baden und umkleiden, und gewinnt Zeit, in der Kühle des Abends Ort und Gegend zu durchſtreifen oder etwaige Geſchäfte abzumachen. In den Wirthshäuſern Mexico's findet man nicht, wie in europäiſchen, Nahrungsmittel aller Art ſchon bereitet vor. Da ſteht kein aufmerkſamer Wirth an der Thüre, kein Hausknecht, kein grünbeſchürzter gelenker Kellner ſpringt eilig herbei, den Reiſenden zu empfangen, und für ſeine und ſeines müden Thieres Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten zu ſorgen. In den Gemeinde- und Pfarreigebäuden (Casas nacionales ó curasalos) der Dörfer, oft genug elende Hütten, in den Mezones der Städte findet man nur leere Wände. Nahrungsmittel für Menſchen und Vieh müſſen erſt, oft mit vieler Mühe und Schwierigkeit, herbeigeſchafft werden, beſonders da, wo nicht, wie im Staat Oajaca, der Alcalde gehalten iſt, für Herbeiſchaffung der Bedürfniſſe des Reiſenden, auf deſſen Aufforderung, möglichſt Sorge zu tragen. Das Huhn, welches der Reiſende zu Abend genießen ſoll, gackelt bei ſeiner Ankunft gewöhnlich noch luſtig im nächſten Baume, der Mais zu den Tortillas ſitzt noch an dem Kolben. Das Laſtmaulthier muß abgeladen, die Reitthiere der Sättel entledigt, Mais und Zacate (Maisſtroh), oder Paja (Weizenſtroh), oder endlich Heu für ſie im Dorfe aufgeſucht werden. Dann wollen die Thiere getränkt, geſchwemmt und gehörig gewaſchen ſeyn, was der Mexicaner, der ſich ſelbſt nicht wäſcht, und dem Schrüpe und Kartätſche unbekannt ſind, nie zu thun unterläßt. Der Reiſende ſelbſt verlangt, daß ſein Feldbette (Cuatré) aufgeſchlagen oder ſeine Hängmatte (Hamaca) aufgehangen werde. So gibt es hundert Dinge zu beſchicken, und es iſt nothwendig, früh ins Quartier zu kommen, wenn man nicht erſt um Mitternacht ſein Abendbrod erhalten und zur Ruhe gelangen will. Bewundernswürdig iſt dabei die Rührigkeit und Anſtelligkeit der mexicaniſchen Bedienten (Mozos), und es kann in der That keine beſſern Reiſediener geben als ſie. Sie reiten gut, verſtehen den Lazo zu gebrauchen und Maulthiere gehörig zu beladen, ſehen ſtets anſtändig aus, ſind unermüdlich, mit jeder Nahrung zufrieden, und zeigen, wenn ſie mit Milde behandelt werden, eine große Anhänglichkeit an ihren „Amo“ (Gebieter), für deſſen Bequemlichkeit und Zufriedenheit ſie ſtets emſig ſorgen, und deſſen Vortheil ſie treu wahrnehmen. Iſt der Reiſende am Ziele des Tagemarſches angekommen, ſo darf er nur vom Pferde ſteigen, und nun alles Weitere ſeinem Diener überlaſſen. Dieſer packt und ſattelt zunächſt die Thiere ab, die er dann in irgend einem Stalle, Scheuer oder eingehägten Raume unterzubringen ſucht, oder in Ermangelung eines ſolchen an nahe Bäume bindet. Dann iſt ſeine nächſte Sorge, Chocolate für ſeinen Herrn zu beſtellen oder den etwa mitgebrachten durch die nächſte Indierin bereiten zu laſſen, auch erforderlichen Falles ſelbſt zu bereiten, und das Feldbett oder die Hängematte, wenn man eines von beiden mit ſich führt, aufzuſchlagen. Darauf ſorgt er für das Abendbrod, ſo gut es ſich thun läßt, holt Futter für die Thiere herbei, füttert, tränkt und badet dieſe, und erſt wenn Alles gehörig beſorgt iſt, und ſein Herr zu Abend geſpeiſt und ihm nichts mehr aufzutragen hat, ißt auch er, wickelt ſich dann in ſeinen Serape oder in eine Pferdedecke, und ſchläft vor der Thüre auf dem bloßen Boden oder einer Matte, wenn er ſie haben kann, einen Sattel unter dem Kopfe. Auch der Reiſende ſtreckt ſich nun auf ſein elaſtiſches Cuatré, in ſeine Hamaca oder auf den wackelnden harten Tiſch, und vergißt im geſunden, erquickenden Schlafe die Mühen des Tages. Die Stunde des Aufbruches darf er nur ſeinen Diener wiſſen laſſen. Dieſer, und wäre die ihm beſtimmte Stunde eine noch ſo frühe, iſt gewiß zu rechter Zeit munter, beſorgt und ſattelt die Pferde, ſorgt für die Chocolate, und weckt dann erſt ſeinen Herrn. Während dieſer nun ſich ankleidet und ſeinen Morgentrunk einnimmt, packt der Diener die Betten zuſammen, belädt das Cargamaulthier, und der Weiterreiſe ſteht nun nichts mehr im Wege. — Europäiſche Bediente ſind auf Reiſen in Mexico ganz untauglich. Sie wiſſen ſich nicht zu helfen, gerathen jeden Augenblick in Verlegenheit, ermüden zu leicht, wollen bei dem kleinſten Hinderniſſe, bei der geringſten Widerwärtigkeit verzweifeln, und ſind ſo mehr eine Laſt, als eine Hülfe für ihren Herrn.

Miscellen.

Der Sklavenhändler Blanco. Ein Capitän Herapath, der kürzlich Cap Coaſt Caſtle beſuchte, kam nach der Inſel Gallinas, und wurde dort bei Don Pedro Blanco, dem größten Sklavenhändler und Schiffseigenthümer an der Küſte von Afrika, eingeführt. Er war noch vor wenigen Jahren ein armer Mann, und beſitzt jetzt drittehalb Millionen Piaſter. Während der Anweſenheit des Capitäns wurde eine Anzahl Sklaven aus einer Factorei herausgelaſſen, um ſich zu waſchen. Dieſe Gelegenheit benutzten einige, um zu entwiſchen. Alsbald war die ganze Stadt in Aufregung; ſie wurden verfolgt und wieder ergriffen, doch erſt als zwei von den Hunden zerriſſen waren. (Athenäum. 18 Jan.)

Fucus amylaceus oder das Ceylon-Moos. Ein Dr. Battley ſchickte an die mediciniſch-botaniſche Geſellſchaft in London Proben dieſer Pflanze nebſt mehrern Stücken daraus bereiteter Gallerten. Man hat dieß Nahrungsmittel in Calcutta in den Hoſpitälern gebraucht, und gibt es namentlich auch den Müttern, während ſie ihre Kinder ſtillen. Es iſt ein Tang, den das Meer an den Küſten von Java in großer Menge auswirft, bildet einen bedeutenden Theil der in China ſo theuer bezahlten eßbaren Vogelneſter, und wird auch von den Chineſen als ein regelmäßiges Nahrungsmittel eingeführt. (Athenäum. 18 Januar.)

Sterblichkeit in London. In der Woche vom 4 bis 11 Januar d. J. ſtarben in dem ganzen Umkreis, der polizeilich zur Hauptſtadt gerechnet wird, und 1,594,890 Seelen umfaßt, 1015 Menſchen, davon 275 an Krankheiten der Lunge und anderer Reſpirationsorgane; an Kindbetten und Krankheiten der Gebärmutter auffallend wenig, nämlich nur 5; an Alter 79. (ibid.)

Wittwen in Paris. Keine Hauptſtadt der Welt iſt ſo gut mit Wittwen bevölkert, wie Paris. Nach der letzten Zählung fand man in der Hauptſtadt ſelbſt 55,625, im Departement 64,082. (Voleur vom 20 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 35.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Februar 1840.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

2. Die Schilfrohre.

Sämmtliche einigermaßen bedeutende Steppenflüsse vom Kaukasus bis zu den Karpathen sind mit großen Schilfwaldungen geschmückt, und eben so auch die der Steppengränzländer. Es bilden sich diese Schilfwaldungen überall da, wo der Fluß ruhiger fließt, und sich in Arme theilt und durch häufige Ueberschwemmungen den Boden stets feucht erhält. Insbesondere also da, wo sich die Ströme ihrem Ausflusse nähern, oder wo sie kleine, stehende Seen, Tümpel und Teiche bilden. Fast alle Steppenflüsse aber lösen sich im Sommer zu einer Menge solcher kleinen und großen, stehenden Wasseransammlungen auf, die gewöhnlich gar nicht, oder doch nur durch einen kaum sich regenden Flußstreifen mit einander in Verbindung stehen, und von den sich rund umher herandrängenden und frisch emporschießenden Schilfwaldungen fast ausgetrunken und geleert werden. Die Russen nennen diese Schilfwälder „Plawna," verstehen aber unter diesem Ausdruck auch überhaupt wohl die ganze Flußthalniederung, so weit sie den Fluß zu überschwemmen pflegt.

Diese Schilf-Plawnas sind nach den Grasverbrüderungen ohne Zweifel wohl die größten Pflanzengesellschaften, die in den Steppen vorkommen. Sie bedecken in den Thälern des Dniestrs, Dniepr und Dons große Strecken von vielen Meilen Länge und oft mehr als einer Meile Breite. Den ganzen untern Dniestr und Dniepr begleiten unabsehbare Schilfwaldungen, in denen Rohr an Rohr steht, und die durch nichts unterbrochen sind, als durch Flußarme und Seen und durch die schmalen Stege, welche die Wölfe und wilden Vögel durch sie sich hin ausgetreten haben. Sie sind von dem größten Interesse für das Thierleben. Im Sommer sind sie voller Vögel, insbesondere solcher, die bei uns im Walde leben, und die hier das Schilf als ihren Wald betrachten. Zeisige, Finken, selbst Nachtigallen bauen in Menge ihre Nester im Schilf, und singen dem alten „Borysthenes" und „Tiras" *) ihre Melodien vor, die sonst außer diesen Flußgöttern keine Seele vernimmt. Die Schilfrohre stehen so dicht zusammen, daß der Wind sie nicht zertheilen kann, und sie nur oben gleichmäßig ein wenig hin und her schwanken macht. Die kleinen Sänger hängen daher ihre Nester in völliger Sicherheit an drei Schilfrohre. Außerdem aber sind die Plawnas beständig voll von Wasservögeln aller Art, Enten und wilden Gänsen in Fülle, großen Schaaren von Pelikanen, deren es hier zwei Arten gibt, und die man oft bis zu drei- bis vierhundert bei einander sieht. Die Raubvögel, welche hier fast die einzigen Jäger sind, haben daher die schönste Jagd, und man sieht sie beständig von der hohen Steppe, wo sie ihre Nester haben, herabschweben und über den Schilfrohren kreisen, in denen bei ihrem Erscheinen immer ein Tumult und vielstimmiger Aufruhr entsteht, als wäre in die Arche Noah ein Wolf gebrochen. Mancher kleine Vogel, der im Sommer die Schilfe mit Gezwitscher belebte, zieht im Winter ganz davon. Dafür aber gesellen sich zu den gefiederten Kehlen, die da bleiben, im Winter noch manche Pelzgurgeln. Die Hasen, die Wölfe und überhaupt Alles, was durch die erbarmungslose Kälte von der kahlen Steppe vertrieben wird, zieht sich in die niedrigen Plawnas der Flüsse zurück, um Schutz zwischen den Schilfrohren zu suchen, und sie werden alsdann die Sammelplätze alles Lebendigen, was die Steppe hegt.

Nicht minder wichtig ist die Rolle, welche das Schilf der Steppenflüsse in der Oekonomie des Menschen spielt, denn diese schwachen Rohrstämmchen müssen in vielen Fällen hier das seyn, was dem Polen seine Fichtenbäume. Vor allen Dingen werden alle Häuser der Landleute mit Schilf gedeckt, alsdann flechten sie die Zäune der Garten u. s. w., wenn sie sie nicht von Erde aufwerfen, aus Schilf. Sie stellen dazu ganz einfach dicke Bündel von Schilf in schmale Gräben in die Erde und flechten sie mit ihren obern Enden zusammen. Ja in vielen Gegenden bauen sie auch ihre Häuser aus Schilf, und zwar oft ganz hübsche und wohnliche, wobei die Schilfwände so mit Lehm und Kalk überworfen werden, daß, wer es nicht weiß, sich eben so gut einbilden kann, er sey in einem steinernen Hause. Endlich dient das Schilf auch noch als in den Steppengegen-

*) Alte Namen des Dniepr und Dniestr.

Digitized by Google

den weit verbreitetes Brennmaterial, wenn gleich nicht als das vorzüglichste; denn es hinterlaßt selbst noch weniger nachhaltige Gluth, als das Stroh.

Der Dniestr und Dnjepr versehen weit und breit die Umgegend mit diesem in so viele Lebensverhältnisse eingreifenden Hauptbedürfnisse, und beständig winden sich lange, mit Schilf beladene Wagenreihen aus ihren Niederungen auf die hohe Steppe hervor. Der Dniestr insbesondere versorgt die Stadt Odessa mit diesem Artikel. Die Schilfwaldungen der Flüsse sind gemeinschaftliches Gut der anliegenden Ortschaften, allemal so weit das Gebiet eines jeden Ortes reicht, und ein jeder Ortsbewohner kann so viel herausschaffen, als er zu gebrauchen oder zu verkaufen denkt. Im September nun, wenn das Schilf reif ist, fährt Alles, was da mag und darf, in die Plawna, und schneidet Schilf nach Belieben. Es ist eine üble Arbeit, weil sie dabei beständig im Wasser stehen müssen. Wo sie mit dem Wagen wegen des Schlammes nicht passiren können, bilden sie sich Dämme aus über einander gelegten Schilfbündeln. Die Krone besitzt auch große Gebiete in diesen Schilfen, und schickt oft ganze Regimenter hinein, die dann compagnienweise die Rohre niedermachen, als waren es lauter Feinde.

Das Schilf ist in den Steppenländern das einzige Gewächs, das, wenn der Wind durch die scharfen Blätter hinfährt und sie aneinanderschlägt, das Gesäusel der Wälder nachahmt. Dem reifen Schilfe, das die Menschen nicht abmahen, bricht der Wind im Winter unter dumpfem Geräusche die Köpfe und Blätter ab, so daß im Frühlinge dann nur noch die nackten Rohrstumpfe stehen, zwischen denen aber das junge Schilf des neuen Jahres grün und fröhlich emporschießt.

(Fortsetzung folgt.)

Die ausgewanderten Boers.

(Schluß.)

Wir wollen hier die frühere Geschichte ihres Zuges, deren wir schon mehreremal in diesen Blättern gedacht haben, nicht wiederholen, und bemerken bloß, daß sie ihre Richtung gleich anfangs gegen Port Natal nahmen, da man ihnen das dortige Land als sehr fruchtbar und gesund geschildert hatte. Dieses Land war fast unbewohnt. Seit dem Jahre 1780 war in diesem Striche eine Revolution eingetreten: damals erhob sich der Häuptling des Umtitwa-Stammes, an den Ufern des Togala, und unterwarf sich alle umliegenden Stämme.*) Ihn stürzte Tschaka, der Häuptling des Zulastamms, dessen furchtbare und grausame Kriege selbst bis nach Europa gedrungen sind,**) und dieser ward seinerseits von seinem Bruder Dingaan ermordet, der jetzt der Hauptfeind der ausgewanderten Boers ist. Das Land um Port Natal, nämlich vom Togalafluß, der etwas östlich von Port Natal ins Meer fällt, bis zum St. Johns oder Umsumouda war fast eine Einöde, und dieß wollten die Boers von Dingaan kaufen, hatten auch bereits die Abtretungsurkunde von ihm unterzeichnet in Händen, als er plötzlich den Anführer der Boers, Piet Retief, mit 60 seiner Gefährten verrätherisch ermordete, und gleich am Tage nachher das Lager der Umgekommenen überfiel, und Männer, Weiber und Kinder, 370 an der Zahl, niedermetzelte. So begann der Krieg gegen die Zulas, welche diese Verrätherei fürchterlich büßen mußten.

In Port Natal selbst hatten sich früher schon einige Engländer niedergelassen, eine Anzahl Eingeborner um sich gesammelt, und lebten als deren Häuptlinge mitten in den Kraals. Sie wurden von Dingaan geschützt, als sie aber den Anzug der Boers vernahmen, glaubten sie, die Zeit sey gekommen, ihrer Raubsucht den Zügel schießen zu lassen; sie machten einen Streifzug gegen ihn, und kehrten mit mehreren tausend Stück Vieh und einer Anzahl gefangener Weiber zurück. Hiedurch ermuthigt, unternahmen sie einen zweiten Zug, und führten nochmals ihre Kaffern gegen Dingaan. Dießmal aber bekam es ihnen schlecht: sie fielen in einen Hinterhalt, und wurden bis auf drei oder vier niedergehauen. Die erbitterten Zulas fielen über ihre Niederlassung in Port Natal her, ermordeten alles, was sie erreichen konnten, zerstörten die Häuser und Maisfelder, kurz, vernichteten jede Spur von Anbau. Die, welche dem Gemetzel entgingen, flüchteten in die Wälder, gingen aber meist durch Hunger zu Grunde, und nur ein kleiner Rest wurde von den heranziehenden Boers aufgenommen.

Diese sandten jetzt 600 Mann gegen die Zulas, von welchen in zwei Gefechten gegen 5000 Mann umkamen, was sich nur aus dem Umstande erklären läßt, daß die Boers, gewohnt an Löwen- und Tigerjagd, vortreffliche Schützen sind und auf jeden Schuß ihren Mann niederstrecken, und dann durch einige kleine Kanonen, in deren Besitz sie sich befanden. Die Zulas sahen sich endlich genöthigt, um Frieden zu bitten, der auch am Ende April vor. Jahrs abgeschlossen wurde, und den Boers das Land sicherte, das sie früher von Dingaan erkauft hatten, und welches 20,000 engl. Quadratmeilen umfassen soll. Allein noch haben sich Gründe des Mißtrauens gegen Dingaan ergeben, und die Boers halten sich schlagfertig: er zögerte nämlich unaufhörlich das weggenommene Vieh, Pferde, Waffen u. dgl. zurückzugeben, und was das Schlimmste ist, er steht augenscheinlich in Verbindung mit den Engländern. Der Zuid Afrikaan, eine in der Capstadt erscheinende holländische Zeitschrift, theilt die ganze Friedensunterhandlung mit, augenscheinlich nach einer von dem Anführer der Boers, Pretorius, gemachten Mittheilung, und hiernach erklärten die Abgeordneten Dingaans wiederholt, sie wollten unter Vermittlung der Engländer Frieden schließen, und diese sollten die Gränzen bestimmen. Pretorius lehnte natürlich dieß entschieden ab, und erklärte, daß sie durchaus nur mit ihm zu unterhandeln hätten, und daß er keine fremde Einmischung dulden werde.

Die Engländer hatten nämlich am Ende des Jahres 1838 eine kleine Expedition nach Port Natal geschickt, in der Absicht

*) Vom großen Fischflusse, der die Gränze der Capcolonie gegen die Kaffern macht, bis zur Delagoabai, sind alle Stämme unter sich verwandt und sprechen einerlei, nur dialektisch verschiedene Sprache.

**) Man rechnet, wahrscheinlich übertrieben, daß nicht weniger als eine Million Menschen durch ihn umkamen.

Digitized by Google

die Boers zu beobachten und sie gänzlich von der See abzuschneiden. Dieß ist in der von dem Gouverneur deßhalb erlassenen Proclamation entschieden ausgesprochen, indem es daselbst heißt: „besagter Hafen soll gegen allen Handel geschlossen seyn, denjenigen ausgenommen, der mit Erlaubniß des Gouverneurs dieser Colonie getrieben wird.“ Zugleich wurde am Cap die Ausfuhr von Munition streng verboten, was unter der gesammten holländischen Bevölkerung einen sehr widerlichen Eindruck machte, indem man den Engländern offen Schuld gab, sie wollten die Ausgewanderten wehrlos den Händen der Wilden überliefern. Dieß ging auch wirklich so weit, daß der die Expedition commandirende Officier beauftragt wurde, allen Bewohnern, die bei der Besitznahme von Port Natal sich daselbst befinden würden, Waffen und Munition ohne weiters zu nehmen. Zugleich ward er angewiesen, sich mit den Eingebornen in Verbindung zu setzen, und man kann sich leicht denken, daß dieses gegen die Boers so entschieden feindselige Benehmen die Zulas in ihren hinterlistigen Absichten bestärken mußte.

Indeß haben bis jetzt wenigstens alle diese Maaßregeln der Vorsicht und der Feindseligkeit nichts geholfen: die Lage der Boers bessert sich mit jedem Tage, ein Volksraad von 24 Mitgliedern leitet ihre Angelegenheiten, das Land wird angebaut, und in ihrem Rücken langen immer zahlreichere Schaaren Auswanderer an. Bekanntlich zieht sich zwischen dem Gebiete des obern Gariep und den Küsten eine Gebirgskette hin. Oestlich dieser Gebirgskette, bis gegen Port Natal hin, befinden sich jetzt 4 bis 5000 Auswanderer, in dem Lande der obern Zuflüsse des Gariep oder Oranjeflusses aber mehr als das Doppelte dieser Zahl; diese sind vollends auf keine Weise von den Engländern zu erreichen, und daher rührt eben ihre Besorgniß. Wie groß diese ist, kann man aus den Maaßregeln erkennen, welche dagegen vorgeschlagen wurden. Major Charters sagt ausdrücklich: „schreitet die englische Regierung nicht ein, so werden die Boers in kurzem ihre Anzahl auf dem natürlichen Wege und durch den Zuzug ihrer Brüder aus der Colonie unendlich vermehren, denn ich glaube, es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß nach wenigen Jahren nicht mehr viel Holländer in der Colonie seyn werden.“ Diese Besorgnisse steigern sich noch durch die Lage und Stellung der Eingebornen. Nordwärts von dem Togala *) wohnen die Zulas, der tapferste unter den Stämmen dieses Landes; sie haben südwestlich vordringend das Land zwischen dem Togala und St. John oder Umsumonda (Hippopotamusfluß) fast zur Einöde gemacht, und hier haben sich nun die Boers festgesetzt; vom Umsumonda an bis zum Omtata wohnen die Amapondas, welche 30,000 Krieger stellen können, den Zulas nie widerstehen konnten, aber ihre südwestlichen Nachbarn, die Amatembu oder Tambukie **) fast vernichtet haben, so daß auch hier das Land öde liegt und der Rest der Bewohner sich zu den Amakosas, den unmittelbaren Nachbarn der Colonie, geflüchtet hat, welche gleichfalls die Amapondas mit Schrecken betrachten. Die Gränze gegen die Capcolonie hin bildet der große Fischfluß, dessen linkes Ufer meilenweit mit dichtem Gebüsch und Wald besetzt und von zahlreichen Schluchten durchschnitten wird, wo nur Kaffern und wilde Thiere durchkommen können. Diese Gränze also wird von der Colonie, die durch die ungeheuren Auswanderungen entblößt ist, nicht überschritten werden, und die Engländer werden auf die weiter hin wohnenden Völker keinen Einfluß ausüben können, die Boers aber, zwischen die kräftigsten Stämme, die Zulas und Amapondas, gestellt, werden diese in kurzer Zeit unterwerfen, und sich ihrer im Kriege als Hülfsvölker bedienen. Dann steht eine Macht da, welcher die Engländer kaum mehr einen Widerstand entgegensetzen können.

Major Charters und ein ungenannter Correspondent der Colonial Gazette, dessen wir oben gedachten, sehen durchaus kein wirksames Gegenmittel gegen diese drohende Gefahr, als eine Besitznahme des ganzen, zwischen dem Togala, Umsumonda, der Quathlambakette im Westen und dem indischen Ocean gelegenen Landstrichs, und Colonisirung desselben durch die englische Regierung. Zu dem Ende sollte den bereits dort wohnenden Boers Land verliehen, und die Zahl der Ansiedler durch Verpflanzung der Fingos *) in ihr ursprüngliches Land vermehrt werden. Zu größerer Sicherheit müßte man militärische Dörfer errichten, um in Bälde einen Theil des Militärs entbehren zu können, das er auf 1000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferde anschlägt, um damit allen Widerstand der Boers oder Eingebornen zu brechen. Dieß ist der Plan, aber an seiner Ausführbarkeit ist sehr zu zweifeln. Angenommen, die Regierung wolle und könne den sehr bedeutenden Aufwand machen, so ist höchst wahrscheinlich, daß der Haß, der die Boers gegen die Engländer beseelt, sehr bald zu Feindseligkeiten führen müßte, wobei die Engländer nur verlieren könnten. Der ruhigere Theil der Boers würde sich über die Quathlamba-Kette zurück zu ihren Brüdern an die obern Zuflüsse des Gariep ziehen, und die jüngere, thätige Mannschaft einen unaufhörlichen Krieg gegen die englischen Truppen führen. Der Verlauf eines solchen Kampfes könnte, auch wenn die Engländer nicht unterliegen, am Ende nur zu ihrem Nachtheil ausschlagen, abgesehen davon, daß gegenwärtig, wo die englische Regierung allenthalben, namentlich aber in Ostindien wie in ganz Asien, ihre Streitkräfte vermehren muß, sie kaum sehr geneigt seyn wird, auf einen so aussichtslosen Kampf viele Truppen und viel Geld zu verwenden. Vor einiger Zeit ging deßhalb sogar das Gerücht, die Regierung habe im Sinne, den Posten zu Port Natal ganz aufzugeben, woraus wenigstens so viel hervorzugehen scheint, daß sie keine große Anstrengung zu machen gesonnen ist. Eifrige Stimmen erhoben sich gegen die Aufgebung des Postens, mit dem Beisatze, so wie derselbe aufgegeben

*) Die hier zu nennenden Flüsse fließen alle östlich oder südöstlich von den Gebirgen herab ins Meer; von dem Küstenlande, das sie durchströmen, ist hier die Rede.

**) Ama bedeutet nämlich Volk.

*) Die Fingos wurden durch den wilden Tschaka aus diesem Lande verjagt, und flüchteten südwestlich zu den Amapondas und Amakosas, von denen sie zu Sklaven gemacht wurden. Nach dem letzten Kriege gegen die Kaffern erklärten die Engländer sie für frei, und führten sie auf ihr Gebiet, wo sie jedoch in einer traurigen Lage sich befinden sollen.

Digitized by Google

märe, würden ſich die Boers mit ihren alten Herren und Landsleuten, den Holländern, in Verbindung ſetzen. Erhielten die Boers freilich das Meer frei gegeben, ſo würde ihre Stellung ſchnell ſich ungemein verſtärken, allein auch in ihrer jetzigen Lage muß ihre Macht nothwendig ſteigen: eine Coloniſation der Engländer iſt ein ſehr koſtſpieliges und ſehr unſicheres Unternehmen, die jetzige bloße Sperrung des Hafens aber ſchadet den Boers nicht weſentlich.

Die Boers haben alle und jede Unterordnung unter die Engländer entſchieden zurückgewieſen: gleich nach dem Zuge gegen Dingaan kam ein gewiſſer Carl Peiter Landman nebſt mehreren andern Boers als Abgeordnete des Volksraads zu Major Charters, der den Poſten zu Natal commandirte. Die Boers erklärten ihm unumwunden, ſie betrachteten ſich gänzlich unabhängig von aller Autorität der Engländer, wünſchten ſehr in Frieden und Freundſchaft mit ihnen zu leben, ſeyen aber entſchloſſen, ihre Angelegenheiten ſelbſt zu verwalten, und ihre Verhältniſſe zu ihren Nachbarn nach ihrem Gutdünken zu regeln, ohne ſich einreden zu laſſen. So lautete ihre beſtimmte Erklärung im Anfange des Jahres 1839, und Alles läßt vermuthen, daß ſie darauf beharren.

Chronik der Reiſen.

Reiſe nach Timor Laut, den Arru- und Ki-Inſeln.

In der geographiſchen Geſellſchaft vom 15 Januar theilte Capitän Beaufort das Tagebuch einer Reiſe von Port Eſſington nach Timor Laut, den Arru- und Ki-Inſeln mit, die in dem königlichen Schiffe Britomart vom Capitän Owen Stanley und Lieutenant A. L. Kuyer im März 1839 unternommen wurde.

Am 21 März ſegelten wir von Victoria ab und warfen bei Olilliet, einem volkreichen Dorfe auf der ſüdöſtlichen Küſte von Timor Laut, die Anker aus. Es liegt unter dem 7° 55′ S. B. und dem 131° 26′ O. L. (von Port Eſſington gemeſſen wäre es unter dem 132° 16′ 15″ O.) auf einer jähen Felsklippe, 415 Fuß über dem Meere. Die Eingebornen ſind freundlich, und kamen ſehr zahlreich an Bord. Sie ſehen im Allgemeinen ſehr gut und kräftig aus. Einige Blätter eines Schiffsbuches und andere Artikel, die einigen der Leute des Charles Eaton gehört hatten, als es in der Straße Torres ſcheiterte, fanden wir bei ihnen. Die Bevölkerung iſt nicht über 1000 Menſchen. Längs der öſtlichen Küſte von Timor Laut hinfahrend, kamen wir bei Laure und einigen andern, eben ſo wie Olilliet gelegenen Dörfern vorbei. Die ganze Küſte iſt ſehr ſchön, das Land mäßig hoch und dicht bewaldet; ein Korallenriff erſtreckt ſich faſt eine Meile weit längs der Küſte hin. — Die Arru-Inſeln ſind dem Anſchein nach niedrig und flach. Am 25 ankerten wir bei dem kleinen Dorfe Dobbo, auf der Inſel Mamma, auf ſandigem Grunde, unter dem 5° 44′ 45″ S. B. und 134° 29′ O. L. Dieſe Inſeln ſind meiſtentheils Sümpfe mit Mangelbäumen (mangrove swamp), von vielen Höhenzügen durchſchnitten, die dicht mit Föhren bewachſen ſind; dieſe Bäume erheben ſich oft bis zu einer Höhe von ſiebzig Fuß, ehe die Aeſte anfangen — das Holz iſt von röthlicher Farbe und feuerfeſt. Die Blätter ſind bunt und ſchön, und mit Schlingpflanzen bedeckt, die bis zum Wipfel der höchſten Bäume hinaufkriechen. Das Dorf iſt von Bughis und Chineſen bewohnt, von Eingebornen ſahen wir keine, da ſie ſelten an die Küſte kommen. Lebensmittel konnten wir keine erhalten. Sie handeln mit Paradiesvögeln, Vogelneſtern, Perlen und Tripang. — Am 5 April ſegelten wir nach dem zerſtreut liegenden Dorfe Elli, am nordöſtlichen Ende der großen Ki-Inſeln. Die Prahus und Boote, die in dieſen Meeren gebraucht werden, ſind hauptſächlich hier gebaut. Dieſe, die größte der Ki-Gruppe, iſt ein langer, ſchmaler Strich Landes, der ſich von Nordnordoſt nach Südſüdweſt ungefähr 45 Meilen weit erſtreckt und im Durchſchnitt 4 Meilen breit iſt. Sie iſt gebirgig und dicht mit ſchönen Waldbäumen bewachſen; der Mittelpunkt des Landes erhebt ſich ungefähr 6510 Fuß über das Meer, es iſt die höchſte Erhebung. Das nördliche Ende der Inſel liegt unter dem 5° 10′ S. B. und 135′ 16 O. L., die ſüdliche Spitze unter dem 5° 50′ S. B. und 133° O. L. Wir fuhren an der öſtlichen Seite der Inſel hinab um die ſüdliche Spitze, und ſegelten nordwärts zwiſchen Groß- und Klein-Ki hin. Die letztere contraſtirt ſehr mit der erſtern, da ſie ein ſehr niedriges, waldiges Land iſt; doch beide Küſten ſchienen ſtark bewohnt zu ſeyn. Am 6 April ankerten wir bei dem mit Mauern umgebenen Dorfe Ki Dula in einer Bucht am weſtlichen Ende der Inſel; hier iſt eine große Station, wo Boote gebaut werden. Das umliegende Land iſt einem Garten gleich, doch die Eingebornen wollten ihre Producte nicht verkaufen, ſo daß wir keine Lebensmittel erhalten konnten. Vor der Bucht liegen mehrere kleine Inſeln, wodurch ſie in jedem Monſun zu einem trefflichen Hafen wird. Dieſe Inſel erſtreckt ſich 23 Meilen weit von Norden nach Süden, und iſt im Durchſchnitt 8 Meilen breit. Am 7 ſteuerten wir nach Süden, und kamen an vielen kleinen Inſeln vorbei, die einige Meilen von Klein-Ki an ſeiner weſtlichen Küſte liegen, und ankerten am 9 beim Dorfe Awir auf der Südweſtſeite von Wordate, einer kleinen Inſel der Teninber-Gruppe, ungefähr 6 Meilen lang von Nordoſt nach Südweſt und 2 Meilen breit; ſie iſt mäßig hoch und gut angebaut; ihre nördlichſte Spitze liegt unter dem 6° 54′ S. B. und 132° 5′ O. L. Am 11 beſuchten wir wieder Timor Laut, und am 15 April waren wir zurück in Port Eſſington.

Miscellen.

Viehfutter in den Finnmarken. Hr. Latham, deſſen Schrift: Norway and the Norwegians, wir bereits erwähnt haben, enthält über die auch ſonſt ſchon bekannte Sitte, das Vieh mit Fiſchen zu füttern, nachſtehende Angabe: „Bei den norwegiſchen Fiſchern geht nichts verloren; ſelbſt die Köpfe und der ſonſtige Abfall des Cabliaus werden noch benutzt. Mit etwas Seegras zuſammengeſchlagen und mit ein wenig Heu gemiſcht, dienen ſie als Futter für die Kühe in den Finnmarken, die dabei nicht bloß beſtehen, ſondern ſogar recht gut gedeihen.“

Die nördlichſte Maskerade. Der in Chriſtiania herauskommende Conſtitutionelle meldet unter dem 15 Januar d. J.: „Die kürzlich angekommene Tromſöer Zeitung reicht bis zum 5 December. Es iſt darin eine Maskerade auf den zweiten Weihnachtstag angezeigt, was vermuthlich die nördlichſte in der ganzen Welt iſt.“ (Tromſö liegt beinahe unter 70° N. B.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 36.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Februar 1840.

Hummerfang in Norwegen.

(Aus Latham's: Norway and the Norwegians.)

Der Hummerfang in Norwegen ist sehr bedeutend, und beträgt jedes Jahr 100 bis 300,000 Stück. Ein einzelner Fisch kostet in Norwegen anderthalb Pence (etwas über 4 kr. oder einen guten Groschen), sie zahlen aber eine kleine Abgabe, wenn sie außer Landes gehen. Die Zeit des Fangs ist im Winter, denn dann beißen sie am liebsten an; im Junius werden keine mehr gefangen. Man fängt sie in Körben (weirs) in derselben Art wie die Aale; diese werden ins Wasser gelegt und kleine Fische als Lockspeise hineingesetzt: wenn der Hummer hineinkommt, um sie zu verschlingen, kann er nicht mehr heraus. Die Zeit zwischen ihrem Fang und ihrem Transport bringen sie in flachen Behältern zu, die eine Menge kleiner Löcher haben; man sieht dieselben in der Nähe von Laurvig bald unter bald über dem Wasser in bedeutender Anzahl. So müssen sie Wochen und selbst Monate lang ausdauern. Die norwegischen Hummer sind etwas kleiner, als die, welche man in England fängt. Einige sind von hellblauer Farbe, hie und da findet man jedoch welche, die ganz monströs gefärbt sind, z. B. schwarz auf der einen, und weiß auf der andern Seite. Dieß sind jedoch Seltenheiten. Sie kämpfen mit einander in ihren Gefängnissen, und man beschneidet ihnen zu dem Ende die Scheeren; dieß sollte aber nicht seyn, denn es ist leicht, sie ihnen zuzubinden. *) Man sollte glauben, die Hummer würden sich in solcher Gefangenschaft zu Tode hungern, da sie von Natur gefräßig sind, aber während ihrer Gefangenschaft nichts fressen. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall, auch werden sie bei weitem weniger mager, als man glauben sollte. Wer indeß Erfahrung in der Sache hat, kann aus der Leichtigkeit ihres Fleisches gar wohl auf die längere oder kürzere Zeit ihrer Gefangenschaft schließen. Auch ist zu bemerken, daß die Weibchen während ihrer Gefangenschaft nicht laichen, sondern den Laich bei sich behalten. — Außer Laurvig nehmen auch Bergen und Christiania einen bedeutenden Antheil am Hummerfang.

*) In England ist das Beschneiden der Scheeren durch eine Parlamentsacte verboten.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

3. Die Gestrüppe.

Man kann wohl kaum einige Meilen in den Steppen vorgerückt seyn, ohne nicht sogleich von dem dort so berühmten Worte „Burian" gehört zu haben; Burian ist das dritte Wort der Steppen-Kochinnen. Ueber den Burian jammert der Landmann, auf den Burian schilt der Hirt mit seinen Rindern und Pferden, Burian ist des hiesigen Gärtners Fluch, Burian weckt daher auch bald des Reisenden Neugierde, und er bekommt dann endlich jene Definition dieses tatarischen Worts,*) die wir schon oben gaben.

Bei der großen Schärfe und Geilheit des salpetrigen Bodens der Steppe schießen eine Menge Unkräuter dort weit mehr ins Holz und werden weit mächtiger als bei uns, und viele, die bei uns ganz niedrig und klein im Grase bleiben, schießen dort wie Büsche auf und wachsen mit einer Ueppigkeit hervor, die den Gärtner zur Verzweiflung bringt. Da das Vieh sie nicht genießen kann und sie dabei auch nur selten ein dem Menschen nützliches Gesäme tragen, so dienen sie während ihres Lebens zu nichts, als zur Uebung in Arbeit und Geduld, und nach ihrem Tode, um dem Malo-Rossianen seinen Borscht **) zu wärmen, als Brennmaterial.

Eines der allerverbreitetsten Unkräuter dieser Art ist vor allen Dingen die Distel, die so weit sich zeigt, als diese schwarze, salpetrige, südrussische Erdscholle reicht, in allen den Steppenländern und ihren Nachbarlandschaften. Einige Arten der Distel kommen hier zu einer Größe, Entwicklung und Verzweigung, die in der That bewundernswürdig ist. Man sieht zuweilen einzelne Distelstöcke bei den niedrigen Erdwohnungen der Steppen-Troglodyten stehen, von einem Umfange, einer Höhe und

*) Es ist interessant, daß für sehr viele der Steppe ganz eigenthümliche Dinge fast immer die bei den Tataren und vielleicht auch schon seit ältern Zeiten gebräuchlichen Benennungen noch jetzt geblieben sind. So z. B. sind auch in der Heerdenwirthschaft alle Kunstausdrücke Tatarisch.

**) Nationalgericht der Kleinrussen.

Digitized by Google

Verästung, daß sie die Wohnung überschatten, und daß man sie in der Ferne für Kirschbäume hält. Sie schießen zuweilen auf Bodenstellen, die ihnen besonders conveniren, in Massen eine neben der andern aus dem Erdreich hervor und bilden dann förmliche Distelgehölze, in denen ein Reiter mit sammt seinem Pferde bis zur höchsten Spitze seiner cylindrischen Schafspelzmütze sich verbergen kann.

Ein sehr berüchtigtes Steppenunkraut ist auch die von den Deutschen sogenannte Windhexe. Ein jämmerliches, der Distel ähnliches Gewächs, das alle seine Kräfte darin verspielt, dünne, dürre Zweiglein zu bilden, und dieselben nach oben und allen Seiten hin radial zur Formirung von Zweigkugeln auszuschicken. Die wenigen Säfte, welche diese Pflanze selbst in der saftigsten Zeit noch hegt, sind noch bitterer als der Wermuth, und die Thiere rühren selbst in den bittersten Hungerjahren die Windhexe nicht an. Die Kuppeln, welche sie im Rasen, zum Verdrusse des Grasmähers, bildet, werden oft 3 Fuß hoch, haben dabei zuweilen 10 bis 15 Fuß im Umfange, und sind so aus lauter feinen Zweiglein gewölbt. Im Herbste nun fault der Stamm dieses Gewächses unten an der Wurzel ab, und die Zweigkugel trocknet zu einem federleichten, großen Balle aus, den der Herbstwind alsdann vom Boden trennt und durch die Lüfte über die Steppe hinführt. Es werden oft von einem starken Windstoße hundert solcher Federbälle auf einmal losgerissen, und dann von starken Stürmen so schnell fortgeführt, daß es dem raschesten Reiter unmöglich wäre, den Sprüngen und Tänzen dieser Windhexen zu folgen. Man glaubt alsdann in der Ferne, es käme ein Tabun wilder Pferde herangebraust. Die Deutschen hatten ihnen keinen passenderen Namen als Windhexe geben können, und haben dabei ohne Zweifel an den Ritt der Hexen auf den Blocksberg gedacht, der hier alle Herbst auf dem weiten, kahlen Tanzplatze der Steppe von diesen Pflanzen treuer dargestellt wird, als irgendwo. Bald hüpfen sie in kurzen, raschen Sprüngen, als waren sie lebendige Hirsche, über den Boden dahin, bald machen sie große Kreise auf dem Rasen, eine hinter der andern und über die andere wegkugelnd, als wollten sie Tänze aufführen. Plötzlich steigen sie auf den Fittigen eines starken Wirbelwindes zu Hunderten hoch in die Luft, als wollten sie unmittelbar auf den Gipfel des Blocksbergs hinauf. Zuweilen setzt sich eine Hexe auf die andere, und noch zwanzig häkeln sich dazu an zu einer großen, flüchtigen Masse, die nun, immer vom Winde herumgeworfen, wie ein Riese daher stelzt. Zu Tausenden werfen die Steppenstürme sie im Herbste vom hohen Meeresufer hinaus, welcher Salto mortale ihnen aber nicht wohlbekommt, denn als Nereiden auf dem Meere geschaukelt, nehmen sie sich nach gar nichts aus, und dort ist die Windhexe, die in der Luft die Phantasie so angenehm ergötzte, bloß ein häßlicher Strauch. — Die Russen nennen sie „Perekatipole“ (Springinsfeld).

Auch der Wermuth macht sich unter dem Burian der Steppe sehr bemerklich. Er wird mannshoch und noch viel höher, und nimmt ebenfalls oft große Flächen ein. Das Vieh frißt ihn in der Regel nicht. Nur im Julius und August, wenn alle andern Kräuter vertrocknen, benagen sie auch seine Blätter. Alsdann wird alle Milch und Butter in der Steppe unschmackhaft und bitter. Ja, die Bitterkeit dieses auch dadurch mit Recht so berühmten Krauts ist so groß, daß in manchen Gegenden, wo er häufig ist, wo die Leute ihn mit einernten, und wo beim Dreschen alsdann Staubtheilchen an den Weizenkörnern sitzen bleiben, das Brod ganz bitter und ungenießbar wird. Wie weit man doch oft reisen muß, um manche Kleinigkeiten recht deutlich verstehen zu lernen! So war es für mich immer ein todtes Bild, wenn mir jemand vom Wermuth dieses Lebenskelches sprach, bevor ich noch nicht das bittere Brod der Steppe, mit Wermuthsbutter bestrichen, gekostet, und Wermuthsmilch dazu genossen hatte.

Unter den Wermuth mischt sich gern „das Steppenlicht, die Königskerze,“ *) deren Blätter jedes Vieh unberührt läßt, und die daher immer Gelegenheit erhält, sich völlig zu entwickeln, alle ihre gelbleuchtenden Blumen zu entfalten, sie auf klafterhohen Stängeln, als Leuchter, aufzustecken, und sie im Herbste gewöhnlich eine nach der andern abzubrennen. Obgleich die Formen dieser Königskerze nicht unschön sind, denn schlank und kerzengerade schießt sie mit ihrem mittleren Hauptstängel empor, aus welchem hübschgebogene Arme wie aus einem Candelaber hervorranken, alle mit Blüthenflammchen besetzt, und große Blätter legt sie an ihrem Fuße zur Basis über einander, die sich wie Schilder über einander hinschieben, und nach oben hin immer mehr und mehr sich vorhängen, — obgleich dieß Alles so elegant ist, daß die Proportionen der Königskerze den Künstlern zum Muster bei ihren Arbeiten dienen könnten, so ist sie doch eine gemeine Pflanze, erstlich wegen ihrer kraßgelben Blüthen, die dem Auge schreiend weh thun, und dann, weil sie sich ohne Scham und Scheu überall auf jedem Misthaufen zeigt, und selbst in großen, unübersehbaren Feldern in Haufen wie das gemeine Volk erscheint.

Auch selbst der wilde Klee wird mit zum Burian gerechnet. Doch diesen frißt das Vieh, so lange seine Stiele noch jung und zart sind, bleiben dieselben aber zu lange ungefressen, so schießen sie jählings empor, und treiben so holzige Stängel, daß man sich Spazierstöcke daraus schneiden könnte.

Ein sehr geschätzter Burian ist auch die Schafgarbe, die zwei bis drei Ellen hoch wird, wo der Boden recht mastig ist. Sie steht als Brennmaterial unter den verschiedenen Steppen-Unkrautern oben an; denn man muß wissen, daß jedes Unkraut hier in Bezug auf seine Hitzfähigkeit genau taxirt ist, wie sich denn das aus dem Mangel an gutem Brennmaterial natürlich erklärt. Die trockene Blume der Schafgarbe brennt herrlich und püffelt beständig im Feuer, da sie so salpetrig ist, als wenn ein Pulverkorn in jedem Blüthchen stäcke. Die Schafgarbe kommt ebenfalls oft in großen, mit andern Kräutern unvermischten Gesellschaften vor, so daß man sie rein haben kann, und dann theuer bezahlt, da auch ihre Asche trefflich dient, nicht nur den Seifensiedern die allererwünschteste ist, sondern

*) Verbascum.

Digitized by Google

auch von den Steppenbewohnern mit Tabak vermischt geschnupft wird.

Ferner rechnet man noch zum Burian die wilden Pastinaken, den wilden Hanf, die Wolfsmilch, die Gelbrüben und eine Menge anderer Pflanzen, die, wie gesagt, alle so üppig wachsen, daß sie wahre Wälder bilden. Ein Wanderer, der einen halben Schuh zu kurz ist, fühlt sich in solchen Wäldern oft verlorener als im dunkeln wolhynischen Fichtengehölz, da bei der Ebenheit des Bodens die Aussicht eben so gut verschwindet, und diese jämmerlichen Waldbäume nur einem Däumling das Klettern gestatten würden.

Es ist viel Sonderbares und Eigenthümliches bei dem Wachsen dieser Pflanzen. Ihr Vorkommen scheint hauptsächlich von dem Zustande der Lockerheit und Härte des Bodens abzuhängen." Wo der Boden hart ist, wächst der Burian nie, so wie entweder die Natur oder der Mensch den Boden irgendwo ein wenig auflockert, schießen sogleich diese Pflanzenunholde aus dem Erdreiche hervor, das überall mit ihnen schwanger geht. Sie wachsen daher hauptsächlich da mit großer Ueppigkeit, wo man sie am wenigsten zu haben wünscht, auf den Aeckern, in den Garten und in der Nähe der Menschenwohnungen, wo beständig die Erdscholle zertrümmert und mit allerlei Flüssigkeiten angefeuchtet wird. Wehrt sich daher der Mensch nicht tapfer gegen diese immer wieder auftauchenden Ungethüme, so ersticken sie ihn mit sammt seinen Cerealien. In schlecht gehaltenen Feldern sieht man in der Ernte oft die Leute um die armsdicken Distelpflanzen und andere Unkrautstämme, die sie nicht mit der Sense bemeistern können, herummaden, und bei spärlichen Häufchen die nützlichen, korntragenden Gewächse herausholen. Ein Königskerzen- und Windhoren-Garten und ein Distel- und Wermuth-Wald sind der widerliche Schmuck, unter dem sich die gewöhnlichen Wohnungen der „Steppen-Schamankoiten"*) begraben. Daß eine Wohnung vorhanden sey, erkennt man gewöhnlich von weitem nur an dem Unkrautgebüsch, das sie umgibt.

Wenn schon im Sommer ein Burianfeld kein erfreulicher Anblick war, so ist es im Winter ein völlig trauriger: alle diese struppigen, strauchigen, strunkigen, ausgetrockneten, gespenstischen Pflanzengerippe neben einander. Aber noch schmerzlicher ist es dann, in Hungerjahren auf dem Schnee mitten in Kälte und Wind die lebendigen Thiergerippe an diesen dürren Gesträuchen nagen zu sehen, an denen sie nun wohl die bittern Blätter vergebens zurückwünschen, die sie im Sommer verschmähten. Für die Menschen gewinnt aber im Winter der Burian gerade seinen vorzüglichsten Werth. Sie sammeln ihn alsdann, binden ihn in Bündel, führen ihn zu Markte, und wissen viel von den mehr oder minder trefflichen Eigenschaften, welche diese Strünke im Ofen entwickeln sollen, zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Erdhöhlenbewohner."

Chronik der Reisen.

Brooke's Reise in Borneo.

In der geographischen Gesellschaft vom 13 Januar theilte Hr. J. C. Templer folgendes Schreiben des Hrn. James Brooke über einen Besuch auf der Insel Borneo mit.

Sarawak, in Borneo, den 20 August 1839. Nachdem wir Rio de Janeiro und das Vorgebirge der guten Hoffnung berührt hatten, kamen wir Alle im Junius gesund in Singapur an. Während unseres Aufenthaltes daselbst besuchten wir einen Theil der Insel, der bisher unerforscht geblieben, und ich ging den Pelol, einen herrlichen Fluß, aufwärts, der nur bei seiner Mündung unglücklicherweise durch eine Barre gesperrt ist. Wir verfolgten den Hauptarm bis zu seiner Quelle, und einen andern ziemlich so weit. Das Land um Singapur ist wellenförmig, die höchste Anhöhe, Bukit Timah oder Zimberg, erhebt sich 450 Fuß über die See. Von Singapur, das wir nach vier Wochen verließen, gingen wir in zwei Tagen nach Tandschong Api hinüber, und entdeckten eine Insel, die noch nicht in unsern Karten verzeichnet steht, stellten hier unsere Messungen an, besichtigten die Bucht zwischen ihr und Tandschong Datu, und fanden sie ganz gefahrlos. Nach zwei Tagen gingen wir nach Tandschong Datu, das nach unsern Chronometern auf unsern Karten 70 bis 80 Meilen zu weit nach Osten und Norden liegt. Von Datu gingen wir in die nächste Bucht, maßen eine neue Basis und untersuchten mit großer Sorgfalt den Raum zwischen Datu und Sepang; die von ihnen eingeschlossene Bucht ist 100 Meilen groß und von einiger Tiefe, in ihrer Mitte liegen die beiden Inseln Talong Talong. Das Gebirge Poa erhebt sich auf dem Hauptlande von Borneo nicht weniger als 4000 Fuß hoch, dicht an der Küste. An einer Ecke ist der Fluß Lundu und an der äußersten Spitze von Sepang das herrliche Gebirge Santobong, dicht bei welchem der Fluß Sarawak sich mündet. Der Eingang in den Fluß ist etwas schwierig, doch ist er selbst in der Ebbe 16 Fuß tief. Wir ankerten in der Mündung bei einer Tiefe von 7½ Faden, und schickten ein Boot zum Radscha Muda Hassim, der nach manchen Fragen einen Parkeran von Rang abschickte, uns zu bewillkommnen und uns herauf zu begleiten. Die Landschaft bei der Mündung des Sarawak ist herrlich; der Pic von Santobong, in das reichste Grün gekleidet, erhebt sich dicht an seinem rechten Ufer, hohe Bäume, mit Klippen abwechselnd, krönen seinen Gipfel, eine weiße Küste, mit leichten und schönen Casuarinas bekränzt, vollendet das Ganze. Wilde Schweine gab es in Menge, doch so scheu, als wenn Zeit ihres Lebens auf sie geschossen worden wäre, und einige schöne graue, sehr große Tauben, doch wir bekamen keine. Wir schifften den Fluß hinauf, den wir nur flüchtig untersuchten, bis zur Stadt Kutsching oder Katzenstadt (Cat town) in einer Entfernung von 25 Meilen; das Wasser war im Allgemeinen tief, nur hie und da widerstrebende Felsen; gegen einen derselben wurde durch eine Brandung der Fluth der Royalist, unsere Yacht, angestoßen, da wir des Flusses unkundig waren, doch kamen wir ohne Schaden davon. Am folgenden Morgen ankerten wir in der Nähe der Stadt und begrüßten den Radscha mit 21 Kanonenschüssen. Wir gingen an die Küste, ihn zu besuchen, und wurden mit großer Auszeichnung empfangen, indem er mich stets mit „Taun Besan" (großer Mann) anredete.

Radscha Muda Hassim ist klein, von mittlerem Alter, mit einem einfachen, doch klugen Gesicht; er ist der Oheim des Sultans von Borneo

und in der That der Gouverneur des weiten Landes, das zwiſchen der Spitze Datu und dem Norden von Borneo liegt. Er iſt ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten und den Engländern ſehr zugethan. Sarawak oder Kutſching iſt ein neu gegründeter Ort, und wird gewiß ein wichtiger Handelsplatz werden. Antimonium wird in beliebiger Menge als Metall gewonnen; Gold, Zinn, Bambusrohr, Bienenwachs und Vogelneſter kann man leicht aus der Umgegend beziehen, und im Orte ſelbſt findet ſich ein weißer Thon, trefflich für Pfeifen, den die Holländer gern kaufen werden. Kurz, nach der Meinung der Malayen iſt es reicher als irgend ein Ort längs der ganzen Küſte hin. Zwei Tage gingen in Ceremonien verloren. Der Radſcha beſuchte uns und wir beſuchten des Radſcha Bruder, Muda Mohammed, einen mürriſchen Wilden. Am Abend deſſelben Tages brachte ich meinen Wunſch vor, die Erlaubniß zu erhalten, verſchiedene Orte in des Radſcha Gebiet, namentlich einige Dayak-Stämme, zu beſuchen. Zu meinem Erſtaunen erhielt ich die Erlaubniß, nach Samarahn und Landu zu gehen, welches letztere voll von Dayaks iſt; doch bemerkte er, wenn ich den Fluß hinaufginge, könne er für meine Sicherheit nicht ſtehen, da er eben in Krieg mit einigen rebelliſchen Unterthanen ſey. Ich war zu froh, ſeine Erlaubniß zu haben, und ſchiffte mich am andern Morgen zu meinem Ausflug ein.

Am 27 Auguſt. Wir ſind von Samarahn zurück; ein herrlicher Fluß, 50 bis 60 Meilen weit ſchiffbar, wenig Bewohner, doch der größte Theil des Landes bebaut; es erzeugt eine Menge Reis der ſchönſten Art. Wir ſind an 100 Meilen aufwärts dem Fluß geweſen, und kehrten nur mit Bedauern um, da unſer Begleiter, der Parkeran, darauf beſtand. Der mächtige Fluß war freilich in einen Bach zuſammengeſchwunden, nicht breiter, als wir uns gerade in unſerer Nußſchale von Fahrzeug durch die Bäume durchwinden konnten. Die geologiſche Geſtalt des Landes iſt Granitfels, mit reichem Alluvialboden in weiter Ausdehnung angefüllt, der in jedem Theil von ſchönen Flüſſen durchſchnitten iſt; dicht an einander ſind die Flüſſe Samarahn, Mortabas, Quoß, Riam, Sarawak, meiſtentheils Flüſſe, die an Breite und Tiefe, nur bei ihrer Mündung nicht, der Themſe gleich kommen. Ich hoffe für jetzt oder eine andere Zeit einen Paß von Muda Haſſim zu erhalten, um ſein ganzes Königreich zu beſuchen. Uebermorgen (den 29) brechen wir nach Landu auf, um die drei Dayak-Stämme, Landu, Sibugon und Raitſch, der letztere im Gebiete von Sambas unter holländiſcher Regierung, zu beſuchen. Im Ganzen können wir ſagen, die Küſte 50 bis 60 Meilen weit erforſcht zu haben, die bis jetzt noch Niemand kannte; auf 100 Meilen ſind wir ins Land eingedrungen, aufwärts den Fluß Samarahn, der noch nie erwähnt worden, und ſind durch viele neue Theile und Flüſſe des Landes gekommen, und werden noch einen großen Theil des Landes ſehen. Mein großes Ziel iſt, unter die Dayaks von Redſchong und Birtula zu kommen; die letztern ſind tätuirt und brauchen das Sampit oder Blasrohr (blow-pipe). Ich lege mir Vocabularien ihrer verſchiedenen Sprachen an, und neige mich ſtark zu der Meinung, daß ſie nicht derſelben Race angehören, denn, wie man mir ſagt, ſind ihre Sitten und Gebräuche verſchieden. Ich hoffe, Ihnen bald aus eigener Anſchauung etwas ſagen zu können. Unſer nächſter civiliſirter Ort wird Manilla ſeyn, von wo Sie weiter von mir hören ſollen. Naturgeſchichte gedeiht nicht, denn in dieſen Dſchungeln iſt weder etwas zu ſchießen, noch zu ſehen. Vögel und Affen ſind in Menge da, und man ſagt, wenn wir unter die Dayaks kommen, werden wir eine Menge von allen Arten erhalten. Von Singapur ſchicken wir drei Kiſten voll Vögel und eine von Schalthieren nach England. Ich darf nicht vergeſſen zu erwähnen, daß das Klima hier ſehr kühl und geſund iſt, das Thermometer gibt oft nur 20½° R., zuweilen 19½°, nie mehr als 23½°, und das ſehr ſelten. Die Nächte ſind ſo kalt, daß ich froh war, im Boote meinen Bootsmantel zu haben, um mich drein zu wickeln.

Miscellen.

Forchhammers Forſchungen über die Pyramiden. Das Athenäum vom 18 Januar enthält ein Schreiben von Hrn. Anth. d'Abbadie aus Cairo vom 8 December, worin es heißt: „Ich hatte hier das Glück, den Profeſſor Forchhammer aus Kiel zu treffen, und möchte behaupten, daß das große Geheimniß dieſer ſonderbaren Bauten (der Pyramiden) endlich durch die Forſchungen dieſes großen Alterthumskundigen erklärt iſt. Da er im Jahre 1857 eine kleine Abhandlung über dieſen Gegenſtand bekannt machte, ſo brauche ich hier ſeine Argumentation nicht zu wiederholen, womit er darzuthun ſuchte, daß die Pyramiden künſtliche, über ungeheuren Waſſerreſervoirs erbaute Hügel ſeyen. Es iſt vielleicht nicht ſo ſehr zu verwundern, daß die Aethiopier, welche zuerſt Aegypten coloniſirten, ſolche Vorſichtsmaaßregeln ergriffen, um ihre neugebauten Städte mit Waſſer zu verſehen, das durch Einſickerung (subsidency) gereinigt, und durch verſchiedene, ſtets gegen Norden gerichtete Mündungen (outlets) gefühlt war. So ſehr Forchhammer vor ſeiner Reiſe ſeiner Anſicht gewiß ſeyn zu können glaubte, ſo war er doch natürlicherweiſe ſehr begierig, durch eigenen Augenſchein ſich zu überzeugen, und neue Beweiſe aus einer genauen Beſichtigung mehrerer Pyramiden zu ſammeln."

•

Erdbeben in den Pyrenäen. Am 12 Januar, etwas vor Mitternacht, fühlte man auf der ganzen Linie der Pyrenäen von St. Girons bis Bagnerre-de-Bigorre ein Erdbeben, das vier Secunden dauerte, Kamine herabſtürzte, kleine Häuſer zerſtörte und großen Schrecken erregte. Vier Tage zuvor hatte man zu Bagnerre-de-Bigorre einen auffallenden Schwefelgeruch verſpürt. Ein Getöſe, das einem Orkan glich, begleitete die Erſcheinung. (Echo du Monde Savant. 22 Jan.)

•

Neue Behandlung der Steine. Man hat kürzlich in Rußland ein Mittel entdeckt, um den weichſten Steinen eine große Härte und Widerſtandskraft, ſo wie auch die Farbe der ſeltenſten Marmorarten zu geben. (ibid.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 14** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Aus Burns' Leben.** Aus dem Metropolitan Magazin. — **Violette.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnem des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 37.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Februar 1840.

Kamran, Fürst von Herat.

Die wichtige Lage dieser uralten Stadt und die immer mehr sich verwickelnden Verhältnisse zwischen Rußland und England in Persien haben diesem persönlich höchst unbedeutenden, ja wegen seiner Indolenz und Grausamkeit gehaßten und verabscheuten Fürsten eine Bedeutung gegeben, die er sich gewiß nie hätte träumen lassen. Im August 1836 zog der Schah von Persien aus, um die Turkomanenstämme am Ostufer des kaspischen Meeres, und um Herat zu bezwingen. Eine große Macht im Besitze von Herat kann Indien jeden Augenblick beunruhigen, England erkannte dieß, und von jenem Augenblick an begann die immer steigende Erörterung der orientalischen Frage. Daß England, so wie Herat bedroht war, den Weg über Aegypten suchte und zu gewinnen suchen muß, ist eine jetzt nicht mehr bezweifelte Sache. Während es aber für sich selbst diesen Weg nach Indien suchte, mußte es andern den Weg durch Afghanistan und Persien versperren. Rußland und Persien drohten nach Afghanistan vorzurücken, und nun wurden mit den Fürsten dieses Landes, namentlich mit Dost Mohammed, der jetzt das Haupt der Barekzeis ist, Unterhandlungen angeknüpft, wo es sich ganz einfach um die Frage handelte: soll sich Afghanistan auf Seite Rußlands und Persiens gegen die Engländer, oder auf Seite Englands gegen Persien und Rußland schlagen? Ehe Dost Mohammed diese Frage beantwortete, legte er dem englischen Abgeordneten, Capitän Burnes, die Vorfrage vor: ist England bereit, mich, im Fall ich von russisch-persischer Seite mit einem Heere angegriffen werde, gleichfalls mit einem anglo-indischen Heere zu schützen? Die Antwort war ausweichend; der Abgeordnete hatte keinen Auftrag sich auf eine solche Frage mit Entschiedenheit zu erklären, und somit erklärte sich Dost Mohammed für Persien und Rußland gegen England. Die Folge war, daß England noch am Ende desselben Jahrs, in dessen Anfang diese Unterhandlung fiel, ein Heer am Indus zusammenzog, und im darauf folgenden Jahre 1839 Afghanistan mit Krieg überzog, um sich unter dem Namen Schah Schudschahs daselbst festzusetzen und dem weitern Vordringen seiner Feinde zu wehren. Mit der Einnahme von Cabul war die große Heerstraße, welche aus Persien über Balkh nach Bamian und über den Hindukusch führt, gewonnen und besetzt.

In dem Sommer 1837 bis dahin 1838 hatte Kamran, unterstützt durch die Standhaftigkeit und die Kriegskenntniß des jungen Lieutenants Pottinger, den der Generalgouverneur als seinen geheimen Abgeordneten dahin geschickt hatte, und der dort zuerst als Pferdehändler aufgetreten war, die Belagerung der Perser ausgehalten und die Angriffe derselben glücklich abgewehrt. Doch nicht er, sondern sein erster Minister, Yar Mohammed Khan, hatte die Hauptarbeit über sich genommen. Herat deckt die directe Straße aus Persien über Candahar nach Indien, und war deßhalb für die Engländer von ungemeiner Wichtigkeit: mit athemloser Spannung sah man dem Ausgang der Belagerung entgegen und mit lautem Frohlocken ward der Abzug der Perser begrüßt. Jetzt hat plötzlich Fürst Kamran Volteace gemacht, sich auf Seite der Perser gegen die Engländer gestellt, und alle strategischen Vortheile des Zugs gegen Afghanistan sind mit Einem Streich für die Engländer verloren, denn es ist ihnen dadurch die linke Flanke abgewonnen, und statt eines Regiments wie bisher, dürfen sie jetzt ein Armeecorps in Candahar aufstellen.

Die Frage, wie eine so seltsame Aenderung so schnell sich ergeben, ist nicht leicht zu beantworten unter Verhältnissen, wo neben der Berechnung der politischen Stellung auch so manche Privatneigungen und Abneigungen ins Spiel kommen. Indeß lassen sich die Gründe, welche Kamran zu einem solchen Wechsel der Fahne bewogen haben, sehr leicht in zwei Hauptpunkte zusammenfassen: der eine ist Kamrans Abneigung gegen den neuen Schah von Afghanistan, Schudschah ol Mülk, und der zweite die Furcht vor den Engländern selbst, neben denen, wenn sie einmal Herr in Herat wären, er gewiß gar nichts mehr gelten würde. Zwischen Schah Schudschah und Kamran herrscht alter Groll: Kamrans Vater, Mahmud, verdrängte einst Schudschahs Bruder, Zeman, und Schudschah selbst vom Thron, und Kamran selbst, obwohl damals noch jung, trägt durch die barbarische Ermordung des ehemaligen Wesirs Fatih Khan (den Bruder Dost Mohammeds) wesentlich mit die Schuld, weßhalb die duranische Dynastie, der beide angehören, den Thron von Afgha-

Digitized by Google

nistan einbüßte. Diese Feindschaft gegen Schah Schudschah ist so stark, daß augenblicklich, nachdem Herat von der Belagerung befreit war, und als die Engländer erst mit dem Plane umgingen, ein Heer nach Afghanistan zu schicken und Schah Schudschah wieder auf den Thron zu heben, Versuche darauf gegründet wurden, zwischen Dost Mohammed und Kamran, trotz der geschwornen Feindschaft der beiderseitigen Familien, eine Uebereinstimmung herbeizuführen; auch erschien zu jener Zeit ein vom October 1838 datirtes Document, worin die Fürsten Afghanistans, Dost Mohammed von Cabul, Kohen Dil Khan von Candahar und Kamran von Herat sich gegen Veränderung in der Lage Afghanistans, und namentlich gegen jeden Versuch einer Wiedereinsetzung Schudschahs aussprachen. Das Document trug allerdings den Stempel der Unächtheit an der Stirne, war indeß mit großer Sachkenntniß abgefaßt, und, obgleich damals entschieden unwahr, ist es doch jetzt wahr geworden, denn Kamran ist auf dieselbe Seite, wie Dost Mohammed getreten.

War es aber auch damals nicht wahr, daß sich Kamran mit Dost Mohammed und Kohen Dil Khan gegen seinen Oheim Schah Schudschah verband, so handelte er doch auf eine gegen letzteren feindselige Weise, indem er einige, freilich schwache, Versuche machte, sich zum Meister von Cabul und Candahar zu machen, ehe Schudschah ol Mülk herbeikomme. Die Abneigung gegen ihn that sich also thatsächlich kund, wenn gleich Kamran bald erkennen mußte, daß er nicht der Mann sey, weder den Barekseis, noch dem mit den Engländern heranziehenden Schudschah einen genügenden Widerstand entgegenzusetzen. So viel geht indeß aus seinem damaligen Benehmen immer hervor, daß er den Zug der Engländer höchst ungern sah, da er sich nichts Gutes davon erwarten konnte, und entweder in eine Abhängigkeit von dem gehaßten Oheim oder von den Engländern gerieth. Diese Gesinnungen mußte er natürlicherweise vor dem zum englischen Residenten ernannten Lieutenant, jetzt Capitän, Pottinger verbergen, und dieser, ein junger, feuriger Mann, der während der Belagerung und mit dem Degen in der Faust die größten Dienste leistete, scheint nicht der fähigste gewesen zu seyn, die Schlangenwindungen orientalischer Politik und die Heuchelei eines alten asiatischen Despoten zu durchschauen. Als die Engländer vor Candahar angekommen waren, boten sie Kamran, zum Schutze gegen eine allenfallsige wiederholte Belagerung, eine englische Besatzung an, die er jedoch ablehnte. Dieser Umstand scheint zuerst den Engländern verdächtig vorgekommen zu seyn, und ein Major Todd wurde, angeblich bloß um einiges Geschütz nach Herat zu schaffen, mit ganz geringer Mannschaft von Candahar aus dahin geschickt, jedoch mit dem Range eines Residenten an des jungen Pottingers Stelle. Man mag wohl den rechten Mann ausgesucht haben, der sich nicht so leicht wie der junge Pottinger hintergehen ließ, und Kamran sah sich bald genöthigt, seine Absichten deutlicher auszusprechen. Dieß ist aller Wahrscheinlichkeit nach der Gang, den die Sache genommen hat.

(Schluß folgt.)

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

4. Die Gräser.

Ich habe viele Lehrer in der Steppenbotanik gehabt, der beste war aber ein alter Pastuch,*) der schon seit 70 Jahren mit seinem Vieh die Steppe beweidete. Er hatte selbst noch zur Türkenzeit auf dem Bodenfleck im hohen Grase geweidet, wo damals noch Niemand ein so nahes Ereigniß, wie die Geburt der prächtigen Stadt Odessa war, prophezeite. Es waren die Heerden eines reichen Bulgaren, die er unter dem Scepter des Padischah hütete. Als später der Muskal**) ins Land kam, verkaufte sein Herr einen Theil seiner Heerden und zog jenseits des Dniestrs. Der Muskal brachte auch die Deutschen ins Land, und mein Pastuch stand nun seit 30 Jahren als Heerdentreiber in dem Dienste einer deutschen Colonie. Mit der den Slaven eigenthümlichen Gewandtheit hatte er sich nun während der Zeit seines Dienstes aus einem Türkisch sprechenden Russen fast ganz in die schwäbisch-deutsche Form umgegossen, sprach vollkommen deutsch wie ein Schwabe, und hatte auch alle Fehler und Provincialismen dieses Dialektes so angenommen, daß man darauf geschworen hätte, er wäre am Neckar geboren. Doch standen ihm auch noch die türkischen und tatarischen Zeiten sehr nahe, die er nicht wenig lobte. Er behauptete, zur Tatarenzeit sey das Gras in der Steppe viel besser und reichlicher und auch die Winter seyen viel milder gewesen. Er erinnere sich, daß sie einmal sechs Jahre hinter einander Winter und Sommer mit ihren Heerden im Freien campirt hätten, ohne ein Winterquartier zu suchen. Die Moskowiter und Deutschen aber hätten Eis und Schnee mitgebracht***) und seitdem sey es nicht mehr möglich, Winters in der Steppe auszudauern. Ich besuchte ihn recht oft in seiner Steppeneinsamkeit, und wir setzten uns alsdann an dem Abhange eines Mongolen-Grabhügels nieder, wo er mich dann über die Eigenheiten jeder Pflanze belehrte.

„Ja, seht Herr," sagte er dann, „ich kenne so ziemlich Alles, was in der Steppe wächst; dieß ist natürlich, denn ich habe schon fast zehn Pferdealter zwischen den Gräsern gewandelt, und viel über sie gesprochen und gesehen. Freilich hat man oft was Anderes zu thun; aber wenn Wind, Regen und Wölfe sich in ihren Höhlen still verkriechen und das Vieh so ruhig weidet, so legt man sich dabei nieder in den Rasen und greift zu den Pflanzen, zerkaut ihre Blätter, spricht mit dem Burschen über diese und jene schädlichen oder nützlichen Säfte, sieht auch dem Vieh zu, was es gerne frißt und was es klüglich vermeidet. So weiß ich denn so genau, wie das Vieh selbst, wie hier Alles schmeckt, was bitter ist und was sauer, was süß und welches ohne Saft. Ich kenne jedes Kraut, wie es aussieht, wenn es jung ist, und wie, wenn es altert und

*) Pastuch heißt Hirt im Allgemeinen, insbesondere aber der Hirt einer gemischten Heerde.

**) Muskal nennen die Kleinrussen den moskowitischen Großrussen.

***) Bemerkenswerth ist es, daß so viele von den Russen unterjochte Völker ihnen dasselbe Schuld geben.

Digitized by Google

abſtirbt. Ich weiß, was das Schaf verwirft, was die Ziege, was die Kuh ſucht und dem Pferde wohlbekommt; wir kennen ſelbſt die Neigungen der Kräuter, und wiſſen, wo das „Seidenkraut“ zu ſtehen liebt, und wo die „Bärenohren,“ wo wir mit Sicherheit den wohlriechenden Thymian finden können, und wo den Oelſamen tragenden „Hederich.“

Der giftigen Kräuter, gibt es unter denen der Steppe im Ganzen ſehr wenige, gewiß viel weniger als in Deutſchland. Schierling und den giftigen Hahnenfuß findet man zuweilen, doch äußerſt ſelten, und in der Regel bekommt dem Vieh Alles, was es nur beißen kann, recht wohl. Der dem Menſchen unmittelbar beſonders nützlichen Kräuter ſind aber auch nicht ſehr viele, obgleich damit nicht geſagt iſt, daß der Menſch, der hier ſo häufig bloß auf Gras reducirt iſt, dasſelbe nicht ungleich mehr als bei uns in ſeinen Lebenskreis hineinziehe, und ſowohl um ſein Leben zu erhalten, als auch insbeſondere, um es zu ſchmücken, den Gräſern und Kräutern eine Menge nützlicher Seiten abzugewinnen wiſſe, die wir nicht an ihnen kennen oder nicht benutzen.

Um mit dieſen dem Menſchen unmittelbar nützlichen Kräutern zu beginnen, ſo laſſen ſich unter ihnen etwa folgende namhaft machen:

Eine Art Salvia Austriaca, welche die Ruſſen „Bärenohren,“ die Deutſchen „Schweinsohren“ nennen. Die Blätter dieſer Pflanze ſind breit und dick, und mit einem dichten, äußerſt feinen, ſammetartigen Filz überzogen, und dienen in allen Erdhütten der Steppe als die ſchönſte, zarteſte und kühlendſte Charpie. In allen Semlänken,*) wo ſich eine Wunde oder ein Geſchwür befindet, ſieht man dieſe Bärenohren hübſch reinlich abgepflückt und ſauber über einander geſchichtet auf dem Tiſch des Kranken liegen, der all ſein Heil und ſeine Linderung von ſeinen Bärenohren erwartet.

Alsdann, als hätte die Natur geahnet, welch zwiebeleſſendes Volk ſich in den Steppen feſtſetzen würde, wilder Knoblauch, deſſen Zwiebeln beide, Groß- und Kleinruſſen, mit Begierde eſſen, beide aber auf eine ſehr verſchiedene Weiſe: jene, indem ſie die Zwiebeln wie Aepfel zum Brode zu beißen pflegen, dieſe, indem ſie allemal eine kleine Stelle ihres Brodes mit der zerdrückten Zwiebel beſchmieren, und dann dieß mit Zwiebelſaft getränkte Stückchen abſchneiden und verzehren.

Auch wilden Selleri, wilden Kümmel, wilde Paſtinaken bringt die Steppe hervor, die von den Hirten, den Zigeunern, den Tſchumaks **) und ſonſtigen Steppen-Nomaden gegeſſen werden.

Sehr viele Kräuter haben die Ruſſen in der Steppe, aus deren Blüthen ſie Thee brauen. Eines der vornehmſten davon iſt die „Süßholzwurzel,“ von deren Blättern ſie einen Abſud machen, den ſie, anſtatt mit Zucker, mit der Wurzel desſelben Krauts verſüßen. Beſonders findet ſich dieſe Süßholzwurzel häufig in den Thälern der Flüſſe.

Manche kleine Pflanzen verſchaffen ſich in dieſem oft ſo ausgetrockneten Boden dann und wann eine kleine Wichtigkeit durch den ſäuerlichen Saft ihrer Blätter. Wenn die Steppenbewohner des Sommers über Land gehen, ſo wiſſen ſie immer eine Menge Pflanzen, die ſaftig und ſäuerlich von Geſchmack ſind. Beſtändig rupfen ſie dann den langen Stängel der Bärenohren, dem ſie das ſaftige Mark ausſaugen, und die Blätter der „Honigblume,“ das „Hafermauch“ und das „Kukkukauch“ und vieler andern Pflanzen, die ihnen das Waſſer erſetzen, deſſen oft auf 30 bis 40 Werſte Weges kein Tröpflein zu finden iſt.

Auch dem Hauptgerichte des Landes, dem „Borſcht,“ werden ſo vielerlei Kräuter beigemiſcht, daß er eigentlich nichts iſt, als eine Kräuterſuppe, und für das ächte National-Steppengericht gehalten werden muß, deſſen geographiſche Verbreitung ſo weit reicht, als der ſüdruſſiſche Steppencharakter, und mit Variationen in den weiter öſtlichen Steppen wieder gefunden wird.

Giftige Pilze gibt es in dieſem Theile der Steppe ſelten, dagegen ihrer in den aſiatiſchen Steppen viele ſeyn ſollen. Die Leute eſſen hier alle Pilze, die vorkommen; es ſind deren bei der gewöhnlichen Trockenheit des Bodens weder vielerlei Arten, noch auch ſind ſie in der Regel in großer Menge vorhanden. Den größten Theil des Jahres ſind in der Steppe keinerlei Pilze zu ſehen und zu finden; allein zuweilen erſcheinen ſie wie die Heuſchrecken in großen Maſſen, der Art, daß im Herbſt mitunter ganze unüberſehbare Striche der Steppen von Pilzen bedeckt und wie mit einer weißen Farbe davon überzogen zu ſeyn ſcheinen. Sie bleiben indeß nur ſo bis zu Mittag, wo dann die Hitze Alles vertrocknet, während über Nacht wiederum bei ſtarkem Regen die wunderſame Zauberkraft des Bodens aus formloſen Stoffen eine unzählige Menge von bewunderswürdig geregelten Organismen bildet.

(Fortſetzung folgt.)

*) Erdhütten, die wir weiter unten beſchreiben werden.
**) Die Fuhrleute der Walken oder Karawanen.

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche, *)

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

A buena Hambre, no hay Pan duro.

Kein hartes Brod
Gibts in der Noth.

Adquiere Fama, y echate a dormir.

Haſt du einmal Ruf erworben,
So leg' dich ſchlafen ohne Sorgen.

A los Muertos y a los idos no hay amigos.

Abweſende und Todte haben
Auf Freundſchaft nicht mehr anzutragen.

*) Wenige Völker wenden ihre Sprüchwörter ſo vielfach in der gewöhnlichen Converſation an, wie die Spanier, und es mag darum von Intereſſe ſeyn, einen Theil derſelben, welche Lehren der Klugheit und des Rechts im Volkstone enthalten, hier mitzutheilen. Manche freilich zeigen eine Freiheit und Losgebundenheit der Rede, daß ſie nicht gut mittheilbar ſind, und die Redaction ſieht ſich deßhalb veranlaßt, einige der pikanteſten zu ſtreichen.

Digitized by Google

A Dios rogando y con el Mazo dando.

Müßig gehen und beten,
Hilft dir nicht aus Nöthen.

•

A Moro muerto gran lanzada.

Dem erſchlag'nen Feind magſt du
Eins verſetzen in guter Ruh'.

•

A un mientes, una puñalada.

Da lügſt, iſt ein ſo hartes Wort,
Daß Spaniers Antwort drauf iſt Mord.

•

Al Seguro le llevan preso.

Der immer wollte ſicher ſeyn,
Sie eben ſperren ſie ihn ein.

•

Al primer tapon zarrapas.

Beim erſten Verſuch ſchon Fiasco machen,
Geſchieht dem Prahler und iſt zum Lachen.

•

Al principio se hacen los panes tuertos ó derechos.

Eh' man das Brod in Ofen ſchiebt,
Man die beliebige Form ihm gibt.

•

A Boca cerrada no le entran Moscas.

In den verſchloſſ'nen Mund kommt keine Müc' hinein,
Drum laſſ' das Schweigen ſtets dir angelegen ſeyn.

•

A Rey muerto Rey puerto.

Wenn du haſt dein Liebchen verloren,
Nur geſchwind ein and'res erkoren.

•

Amor y dinero, no pueden estar ocultos.

Man kann nicht vor der Welt
Verbergen Lieb' und Geld.

•

A cada puerco le viene Su San Martin.

Sanct Martins Tag kommt jeder Gans fürwahr
Der einen heuer, der anderen aufs Jahr.

•

Amor con amor se paga.

Den Liebesdienſt mit Gleichem zu vergelten,
Das kann mit Recht wohl Niemand Undank ſchelten.

•

A lo hecho, pecho.

Was du gethan mit Luſt,
Dafür ſteh' mit der Bruſt.

•

A buen bocado buen sospiro.

Willſt du etwas Gut's genießen,
Laſſ' dich's Zahlen nicht verdrießen.

•

A pasaro que va de paso, cañazo.

Den Wandervogel ſchieße nieder,
Wart' nicht, er kehrt ſobald nicht wieder.

•

A donde se va la Mar, vayanse las arenas.

Wo das Waſſer hingeronnen,
Mag nun auch der Sand nachkommen.

•

Administrador que administra, y enfermo que se enxuaga, algo traga.

Man kann ſich nicht gurgeln, man kann nicht verwalten,
Ohn' etwas im Hals und im Sack zu behalten.

•

A donde menos se piensa salta la lievre.

Wo man's nicht denkt, da ſpringt der Haas
Ganz unerwartet aus dem Gras.

•

Agua pasada no muele molino.

Das Waſſer, ſo der Müh' entrinnt,
Nie mehr das Rad zum Mahlen bringt.

•

Al buen pagador no le duelen prendas.

Wer richtig zahlt, iſt nicht verlegen,
Sein Beſtes ſelbſt als Pfand zu geben.

•

Aunque vistan la Mona de seda siempre Mona se queda.

Affe bleibt Affe, du magſt ihn nun kleiden
In Leinwand, in Wolle, in Sammt oder Seiden.

Miscellen.

Linants Karte von Aegypten. Hr. Anthony d'Abbadie erwähnt in einem Briefe aus Cairo vom 9 December dieſer Karte, die in einem Maaßſtabe von $\frac{1}{1000000}$ entworfen iſt. Hr. Linant war 10 Jahre lang erſter Ingenieur in Oberägypten, und hatte Gelegenheit, die Topographie dieſer Gegend zu vervollſtändigen. Da Unterägypten früher oder ſpäter durch Canäle die große Straße für die Waaren werden muß, die von Indien nach Europa gehen, ſo nahm er in ſeiner Karte darauf Rückſicht, und ſie enthält eine Menge Noten über den Bau eines ſolchen Canals.

•

Münzenfund in Rußland. In dem Dorfe Bultowa, eine Werſt von der Stadt Schui, auf dem rechten Ufer der Teſa, wurde im September vorigen Jahres ein Schatz gefunden, der in einem einfachen Topfe beſtand und etwa 6 Pfund ruſſiſcher Münzen enthielt, namentlich aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, von Iwan dem Schrecklichen bis Alexei Michailowitſch. Es finden ſich indeß auch Münzen mit tatariſcher Inſchrift oder der Tamga,*) andere hatten gar keine Inſchrift, ſondern die Abbildung eines wilden Thieres, einer Art Leopard, unter deſſen Bauche ſich ein kleines Eichhörnchen befindet; auf der andern Seite war etwas, das einer Pyramide oder zwei aneinander ſtoßenden unregelmäßigen Dreiecken glich. (Nordiſche Biene vom 8 Januar.)

*) Dieß Wort bedeutet den Stempel, den man auf die Waaren zu drücken pflegte, dann auch den Zoll, den die Waaren bezahlen mußten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 38.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Februar 1840.

Der Reisende Pallme.

Nachrichten aus dem innern Afrika.

Der bekannte Reisende Antoine d'Abbadie meldet in einem Briefe aus Cairo vom 9 Dec. vor. J., daß er in Aegypten einen deutschen Reisenden getroffen habe, der in die Fußstapfen seines Landsmannes Burckhardt zu treten verspricht.

Ignaz Pallme ist aus Böhmen gebürtig und nicht allein auf dem Wege ein ausgezeichneter Reisender zu werden, er ist es schon geworden, da er eilf Monate in den ungesunden Gegenden von Kordofan zugebracht hat. Er spricht Italienisch, Französisch und Arabisch, schreibt aber nur Deutsch. Seine Instrumente sind nur eine Uhr und ein Compaß, doch reichen sie vielleicht gerade für einen einfachen Reisenden aus. Er ist sehr begierig, eine Reise nach Darfur zu unternehmen, welches Land er während zwei bis drei Jahren in verschiedenen Richtungen zu durchstreifen gedenkt, und dann über Borgu, Murzuk und Tripoli zurückkehren will. Eine Vereinigung von Umständen befähigt ihn zu dieser Reise besonders, und es möchte vielleicht schwierig seyn, in diesem Lande einen Mann zu finden, der besser geeignet wäre, als Ignaz Pallme, in das Innere von Afrika zu dringen. Da das Werk, das er über Kordofan geschrieben hat (an Umfang gibt es dem des Dr. Rüppell wenig nach), wahrscheinlich nicht früher dem Publicum übergeben wird, als bis es den Schutz eines Freundes der Geographie gefunden, habe ich seine Erlaubniß benutzt, einige Auszüge in Bezug auf den Lauf des weißen Nils daraus zu geben.

„Nachdem ich einige Zeit von 1838 bis 1839 in Kordofan zugebracht hatte, fand ich viele Gelegenheiten, mit Reisenden zu sprechen, welche in den südöstlichen und südwestlichen Theilen dieses Landes gewesen waren. Diese Personen waren theils Sklavenhändler und Tocruri, theils Neger aus entfernten Landen. Lange Zeit hindurch jedoch waren alle Nachrichten, die ich in Bezug auf den Lauf des Weißen Flusses erhalten konnte, so ungenügend, daß ich fast alle Hoffnung eines Erfolgs aufgab, als ich das Glück hatte, einen Runga-Neger zu treffen, der sechs Jahre in Europa zugebracht hatte und in sein Vaterland zurückgekehrt war, wo er drei Jahre schon lebte. Als ich mit ihm besser bekannt wurde, fand ich bald, daß dieser Mann mehr als seine Landleute wüßte, und daß er nicht wie sie gewöhnt sey, die Wahrheit zu verbergen. Zudem hatte dieser Mann seit seiner Rückkehr aus Europa Reisen außerhalb seines Landes unternommen, und ich war sicher, daß ich mich auf folgenden Bericht wohl verlassen könnte.

Der Bahr el Abyad oder Weiße Fluß, fließt durch Runga, welches ein Land südwestlich von Darfur ist, dem es Tribut bezahlt. Der Fluß ist dort sehr breit, mit so geringer Tiefe, daß Menschen und Thiere ihn durchwaten. In der trockenen Jahreszeit gibt es viele Stellen, wo man ihn mit Booten nicht befahren kann, doch gebraucht das Volk Flöße stromabwärts. Von Runga kommt der Reisende zunächst in ein Land, Namens Bakara, bewohnt von herumziehenden Hirten. Weiterhin, in der Nähe von Yankidenke, oder Denkawe, vereinigt sich der Fluß mit einem andern, und fließt dann nach dem Lande der Schilluks und dem Königreiche von Sennaar. Da es indeß von großer Wichtigkeit war, zu wissen, woher der Fluß komme, ehe er in Runga eintrete, brachte mir mein Berichterstatter mehrere Personen, die in Ländern jenseits des seinigen und durch welche der Bahr el Abyad auch fließt, geboren waren. Ich erfuhr auf diese Weise, daß er durch Binga, Muanga, Banda, Bagbermi, Kuko und Niero fließt, und ferner noch in Kula ein Fluß fließe, der aber nicht als derselbe genannt wird. Ich habe viele Nachweisungen über die Art in jenen Ländern zu reisen, ihre Producte, Religion u. s. w. erhalten, doch Alles, was ich über ihre eigentliche Lage erfahren konnte, ist sehr unsicher. Indeß erhielt ich sichere Nachricht über einige Ueberreste des Alterthums in der Wüste zwischen Darfur und Kordofan. Diese Ruinen sind von Dum- (Doom) Palmen umgeben, und in der trocknen Jahreszeit ist das Wasser um zwei Stunden davon entfernt. Der Ort ist sehr wenig selbst in Kordofan bekannt, da kein directer Weg hinführt. Ein Sklavenhändler, der von Darfur kam, und etwas von seinem Wege abweichen mußte, um einige Räuberhorden zu vermeiden, lagerte bei Bab-Beisul, in der Nähe dieser Ruinen. Sie müssen ägyptisch seyn, da der Sklavenhändler sie mit denen von Luxor verglich, die er wohl kannte. Er sprach von großen Thoren,

Digitized by Google

hohen Mauern und kolossalen Statuen; doch das Ganze ist zum größten Theil mit Sand bedeckt. Mein Gewährsmann gab mir einen Führer, diese Ruinen zu besuchen, aber Umstände nöthigten mich, meine beabsichtigte Excursion aufzugeben. In der Nähe von Banda lebt in den Bergen eine in ihren Sitten ganz wilde Nation, die besonders dem Raub ergeben ist; ihre Stämme sind für die Neger, die sie umgeben, die gefürchtetsten Feinde, ihre Haut ist so weiß wie die der Aegyptier und Araber, ihre Augen sind schön, groß und blau, ihre Züge regelmäßig, ihre Glieder wohlgebildet. Sie werden von den Negern Bandaßaßum, das heißt Menschenfresser, genannt, und sollen Abkömmlinge der Juden seyn. Der eingeborne Fürst von Banda führt oft Krieg gegen diese weißen Männer, und Fadel, König von Darfur, hat mehrere ihrer Töchter in seinem Harem. Die obengenannten Ruinen sind zwei Tagereisen von Kabschap, dem Markt für Straußenfedern auf der Gränze von Darfur nach Kordofan."

Kamran, Fürst von Herat.

(Schluß.)

Gleich nachdem die Perser von Herat abgezogen waren, erhoben sich Streitigkeiten zwischen Lieutenant Pottinger und Kamran, der sich Schah tituliren ließ. Der verächtliche Despot, der sich in den letzten Jahren noch vollends dem Trinken ergeben hatte, und vor und während der Belagerung die friedlichen Einwohner *) furchtbar mißhandelte, glaubte, nachdem die Gefahr vorüber war, alsbald gegen den jungen Engländer den großmächtigen Herrn spielen zu können, und benahm sich, wie ein Brief sich ausdrückt, very, very insulting gegen ihn, so daß die anglo-indischen Blätter wiederholt meldeten, er sey aus Herat vertrieben worden, was indeß nicht der Fall war, vielmehr scheint es, als ob L. Pottinger, gestützt auf die Gesinnung der großen Mehrzahl der Bevölkerung, in gewissem Sinne dem Fürsten die Bedingungen vorschrieb. So viel ergibt sich wenigstens aus nachfolgender, in den Bombay Times vom 8 Mai vor. J. mitgetheilten Erzählung: „Das Mißverständniß zwischen Kamran und L. Pottinger war von sehr ernster Art, so sehr, daß einmal das Leben des letztern dadurch in Gefahr gerieth. Die Geschichte ist folgende: der Minister sandte seinen Bruder an L. Pottinger und verlangte einen Geldvorschuß zur Bezahlung der Truppen.**) Dieß verweigerte er, wenn nicht in dem System von Erpressung und Tyrannei, das man gegen die Bewohner der Stadt übe, eine entschiedene Aenderung eintrete. Heftige Worte erfolgten, und die Sache endete damit, daß L. Pottinger endlich den Bruder des Ministers zur Thüre hinauswarf (turned out of doors). Das Haus wurde nun von Soldaten umringt, ein Diener L. Pottingers ergriffen und ihm die rechte Hand abgehauen. Das Volk und die Seeds *) nahmen einstimmig Partei für L. Pottinger, und nach mehrern Botschaften und Besuchen kam endlich der Schah zur Einsicht vom wahren Stand der Sache. Er versprach dem verstümmelten Manne eine Pension, machte sich anheischig, die Leute, die ihn verwundet hatten, zu bestrafen, und den Minister zu senden, daß er im öffentlichen Adawlet (Gerichtshof), wohin L. Pottinger sich mit allen Großbeamten des Schahs begeben sollte, Abbitte leiste. Auch willigte er in die verlangten Aenderungen im Regierungssystem." Mit Einem Worte, der junge Pottinger hatte seine Stellung und seinen Einfluß benützt, um dem Fürsten Kamran und seinem Hofe die Bedingungen vorzuschreiben, und dieser mochte nun leicht sich eine Vorstellung machen, was ihm bevorstehe, wenn vollends englische Besatzung in seiner Stadt läge. Diese Gesinnung Kamrans war auch gar kein Geheimniß, denn die Delhi Gazette vom 19 Junius meldet bei Gelegenheit der Absendung der Artillerieabtheilung unter Major Todd: „Kamran ist nicht sehr geneigt, unsere Truppen in die Stadt zu lassen, und will eine Abtheilung ihnen halbwegs entgegen senden, um ihnen die Kanonen zur Verstärkung der Festungswerke von Herat abzunehmen. Pottinger ist seit unsrer Annäherung allmächtig in Herat geworden, soll alle bürgerlichen und militärischen Angelegenheiten unbeschränkt leiten und über alle Hülfsquellen des Staats gebieten. Der König ist auf einmal sehr unmuthig geworden, und sieht die Annäherung Schah Schudschahs nicht gerne, da dieser Ansprüche auf sein Gebiet als eine der alten Provinzen des Reichs machen könnte." Und in einem spätern Blatt heißt es: „Man vermuthet stark, daß Kamrans Absichten mit den unsern keineswegs übereinstimmen, und daß wir weder eine Einladung noch eine Aufmunterung erhalten, nach Herat weiter zu gehen." Dieß mag völlig hinreichen, um die Gründe zu erklären, weßhalb Kamran sich auf einmal in die Arme der Perser warf: er hat von diesen nichts zu besorgen, da er jedenfalls Fürst von Herat bleibt, wenn er auch Tribut an die Perser zahlen muß, den man ihm vermuthlich leicht genug machen wird.

Der Schritt, welchen hier auf einmal Rußland vorwärts thut auf seiner Bahn, ist unermeßlich: während es im Norden die Räuber von Khiwa zu Paaren treibt, gewinnt es Herat, und sobald Khiwa bezwungen ist, stehen alle Staaten in jener Richtung, Bukhara wie Persien, völlig zu seiner Verfügung, und die Conföderation derselben reicht mit einem Male bis an den Nordabhang des Hindukusch und jenseits der Paropamisaden bis über Herat hinaus gegen Sedschestan hin. Jetzt erklärt sich der fortgesetzte Widerstand Dost Mohammeds, der in der Richtung nach Herat hin neue Streitkräfte sammelt: Kamran ist nicht mehr sein Feind. Die Engländer herrschen in Afghanistan gerade nur so weit, als ihre Waffen reichen, auch nicht um ein Haar breit weiter, denn überall, wo Schah Schudschah seine Steuerbeamten hinschickt, werden sie erschlagen: die deutlichste Demonstration gegen den von den Engländern eingesetzten Herrscher

*) Dieß sind Perser und meist Schiiten, die Herren in der Stadt sind die Afghanen.

**) Daraus geht, gelegentlich bemerkt, auch hervor, daß L. Pottinger schon damals mit der politischen Leitung der Angelegenheiten von der anglo-indischen Regierung betraut, und zu dem Ende mit bedeutenden Geldsummen versehen war.

*) Die angeblichen Nachkommen des Propheten.

Digitized by Google

und gegen die Engländer selbst. Vor zwei Jahren noch stand es in ihrer Wahl, sich auf den Indus zu beschränken, die Völker jenseits desselben sich selbst zu überlassen, und wenn sie einbrachen, ihnen auf den Ebenen Hindostans zu begegnen. Jetzt müssen sie vorwärts und Herat besetzen, oder ihr ganzer Heereszug gegen Afghanistan ist völlig umsonst unternommen, und sie müssen fast ohne Kampf zum Indus zurückgehen. Es wäre anmaßend, darüber entscheiden zu wollen, was klüger gewesen wäre, gleich hinter dem Indus stehen zu bleiben, oder nach Afghanistan zu gehen: aber daß letzteres ein sehr gewagter Schritt war, darüber waren, ehe er unternommen wurde, alle einverstanden, denen ein Urtheil in dieser Sache zukam.

Alle Bewegungen der Engländer und Russen gewinnen jetzt, wo man von dem Abfalle Kamrans unterrichtet ist, einen Zusammenhang und eine Bedeutung, die man früher nicht erkannte. So lange englischer Einfluß in Herat herrschte, war die Absendung einer russischen Macht nach Khiwa, welches sich stets dem Fürsten von Herat, so lange er sich der Perser erwehrte, freundlich erwies, ein, wenn auch nicht zweckloses, doch in seinen Resultaten sehr weit aussehendes Unternehmen, denn die Ungewißheit einer Eroberung Herats durch die Perser machte auch den Besitz der Straße nach Candahar und Indien unsicher; jetzt ist diese Straße gewonnen, und die Russen bilden nun die Reserve der Perser, so wie der Turkomanen- und Afghanenschaaren, die vielleicht Lust haben, einen Einfall in Indien zu machen. Bald wird es jetzt in den Flanken und im Rücken der Engländer von Feinden wimmeln, welche man zwar im offenen Kampfe zurückschlägt, die aber nichtsdestoweniger am Ende den Muth und die Geduld der tapfersten Truppen erschöpfen können. Jetzt sind sich Engländer und Russen bis auf eine geringe Entfernung entgegengerückt: wenn auch Perowski's Corps großentheils in Khiwa bleiben sollte, so wird doch wohl dasjenige, welches von Tiflis aus längs dem Ufer des kaspischen Meeres hin seinen Marsch einschlug, angeblich um mit Perowski's Corps gegen die Turkomanen von Khiwa mitzuwirken, wohl mehr gegen die Engländer gerichtet seyn. Rußlands Einfluß erstreckt sich jetzt weit und breit über die wandernden Stämme Ostpersiens, Turkomanen wie Perser; die Engländer dagegen stehen vereinzelt da. Wird es ihrem Golde gelingen, sich Freunde zu erwerben, und ihrer Truppenmacht, die Treue dieser Freunde durch Furcht zu sichern, das ist die Frage, die das bevorstehende Frühjahr lösen muß, während dessen jedenfalls im östlichen Persien ein neuer Kampf entbrennt, der für die Herrschaft der Engländer in Indien entscheidend werden kann.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

4. Die Gräser.

(Fortsetzung.)

Auch bringt die Steppe einige Oelpflanzen hervor, jedoch ebenfalls nicht in Ueberfluß, wenigstens nicht in solcher Menge, wie es der ölhungrige Gaumen der fastenden Russen wünschen möchte. Die hauptsächlichste Oelpflanze ist der „Hederich." Die Russen sammeln ihn sorgfältig und bringen ihn in die Oelmühlen, welche gewöhnlich Deutsche für sie gebaut haben. In diesen Oelmühlen muß man sie beobachten, um zu sehen, wie sie sich freuen, daß ihre Steppe das Land ist, wo Milch und Hederichöl fließen.

Dieß möchten ungefähr die vorzüglicheren von den wenigen Pflanzen seyn, die dem Menschen unmittelbar nützlich werden. Was das Dulce betrifft, ich meine die Düfte, welche die Steppenkräuter bei Verschönerung und Ausschmückung der Personen und auch der Wohnungen leisten, so sind die Steppen allerdings nicht arm an vielen schönen Blumen, mit denen das schöne Geschlecht des Landes sich schmückt. Die kleinrussischen Mädchen sind so große Liebhaberinnen des Blumenschmuckes, daß sie fast beständig, Sonntag und Alltag, große Blumenkronen auf dem Haupte tragen. Freilich könnte man ihren Geschmack etwas tadeln und nicht classisch fein finden; denn sie begnügen sich nicht etwa mit einem Veilchen am Busen, oder einer Rose in den Locken. Dergleichen zarte Dinge kennt die Steppe nicht. Hier heißt es: „Je gelber, desto besser, und blutroth, das Schönste." Die Mädchen pflücken sich daher auch beständig in der Steppe, wie in ihren Baschtans (Gärten), eine Menge schöner, blauer, gelber, rother Blumen, die sie immer ihrer grünen Blätter berauben, und dann sich Hauptkränze daraus winden, die ihnen so prächtig stehen, wie einer Schauspielerin ihr falsches Diadem. Ja, die jungen Kosaken selbst sind so leidenschaftliche Liebhaber von Blumenschmuck, daß sie selten durch die Steppe reiten, ohne sich und ihrem Pferde dicke Büschel Blumen und Gras hinter beide Ohren zu stecken. Die Tulpen, Hyacinthen, Mohnblumen, Tuberosen und die gelben Ringelblumen scheinen ihnen die schönsten dazu.

Auch das Innere ihrer kleinen Erdwohnungen ist beständig mit allerlei Gräsern und Kräutern geschmückt; besonders an großen Festtagen, wie z. B. um Pfingsten, wo die Zimmer im Norden an der Ostsee mit zerhackten Tannenzweigen bestreut und mit Birkenlaub ausgeschmückt und auch sonst bei allen andern festlichen Gelegenheiten, wo man in Persien die Zimmer einen halben Fuß hoch mit Rosenblättern füllt, bei Hochzeiten, bei Empfang ehrender Besuche u. s. w. streuen die Steppen-Troglodyten in ihren Semlänken grasgrünes Gras mit Blumen untermischt, so daß es dann immer in ihren Wohnungen duftet wie in einem Kleegarten. Eben so stecken sie um Pfingsten große Gras- und Blumenbündel vor ihren Thüren auf, schmücken damit ihre Wagen, und binden sie auch auf den großen Flüßen Dniepr, Dniestr u. s. w. an die Mastbäume ihrer Schiffe.

Außer diesen Pfingst- und Festzeiten aber hängen auch noch sonst immer ihre Wohnzimmer voll mit allerlei Pflanzen und Kräutern, frischen und getrockneten. Ueber der Thür stecken Büschel von Balsam, den sie gelegentlich zum Branntwein thun und auch Thee davon trinken. Auf dem Ofen liegen allerlei Färbepflanzen, der „Molotschai" fürs Färben der Eier zum großen Ostertag, die „Materinka," die schön Kaffeebraun färbt und andere. Keine Ecke des Zimmers aber ist so mit Kräutern und Blumen ausgeschmückt als die, wo sie ihre Heiligenbilder

Digitized by Google

hängen haben. Die kleinen, offenen Schränkchen, die sie für diese Bilder bereiten und auch mit hübschen Vorhängen versehen, sind rund umher mit Blumenbüscheln besteckt, die gewöhnlich kreuzweise über einander genagelt werden. Insbesondere suchen sie hiezu auf der Steppe eine hübsche röthliche Immortelle, die sie gewöhnlich unmittelbar über den Bildern anbringen, und mit der sie auch sonst noch ihr Haus gegen Blitzschaden und anderes Unglück schützen zu können meinen. Zuweilen auch garniren sie rund herum ihre Zimmer mit solchen kreuzweise übereinander genagelten Pflanzenbüscheln von Thymian, Lawendel, Krausemünze, Salbei, Quendel und Pimpernell, die zum Theil, selbst wenn sie ganz vertrocknet sind, einen hübschen Geruch und pikanten Geschmack beibehalten, welchen letztern sie insbesondere wohl benützen, indem sie immer beim Essen von jenen Büscheln die vertrockneten Blüthen abpflücken und sie zerrieben auf alle möglichen Speisen streuen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

A yegua que trilla, no le tapes la boca.

Dem Roß häng' keinen Maulkorb an,
Das zieht in deines Pflugs Gespann.

•

A perro flaco, todo se le vuelve pulgas.

Ein magerer Hund wird des Lebens nicht froh.
Denn Alles wird an dem Armen zum Floh.

•

A cojera de perro y lagrima de Muger no hay que creer.

Hundes Hinken, Weiber Thränen
Mußt für baare Münz' nicht nehmen.

•

A la Muger y a la Cabra, Soga larga, pero no tan larga.

An langer Schnur halt' Zieg und Weib,
Doch ja nur nicht zu lang, bei Leib.

•

A otro perro con este hueso.

Gib einem andern Hund dieß Bein,
Mir ist's zu hart, ich beiß' nicht drein.

•

Arrieritos somos!

Die dieselben Wege gehen,
Oftermal sich wiedersehen.

•

A Pillo, Pillo y medio.

Gegen Pfiff und Schwänke
Setze List und Ränke.

•

A la Vejez Viruelas.

Nicht in der Ordnung ist's, und zu beklagen,
Im Alter Kinderpocken noch zu haben.

•

Alli no se amarran los perros con Conganiza.

Daß bei Herrn Gebhart mit Würsten nie die Hunde
Angelegt sind, weiß längst Jedermann in der Runde.

•

Bien vengas mal, si vienes solo

Unglück, wenn du kommst allein,
Sollst du mir willkommen seyn.

•

Barbas mayores quitan menores.

Das Nied're muß dem Höhern weichen,
Deßgleichen auch der Arm' dem Reichen.

•

Baxo una mala Capa a veces hay un buen bebedor.

Oftmals steckt der beste Säufer
In dem schlecht'sten Schanzenläufer.

•

Bien juega el de lo verde, pero pierde.

Sein Spiel versteht er zu regieren,
Doch seh' ich ihn stets nur verlieren.

Die celtischen Sprachen.

Ein Hr. Adolph Pictet hat eine von dem Institut gekrönte Preisschrift über die Verwandtschaft der celtischen Sprachen mit dem Sanskrit herausgegeben. Das Echo du Monde Savant vom 22 Januar enthält einige kurze Bemerkungen aus demselben, und wir entnehmen ihm Nachstehendes über die Eintheilung der celtischen Sprachen; er theilt sie in die gälische und kymrische. Zu der ersten rechnet er das Irländische und Erisische; zur zweiten das Wallisische, Niederbretagnische und Cornwallische. Diese beiden Zweige sind hinlänglich verschieden, um sehr getrennte Sprachen zu bilden. Das Irländische z. B. weicht vom Wallisischen mehr ab, als das Skandinavische vom Gothischen, und in manchen Beziehungen fast so viel, als das Griechische vom Lateinischen. Die gälischen Idiome stehen sich näher als die kymrischen; das Irische und Erisische sind nur stark charakterisirte Dialekte Einer Sprache; vom Wallisischen und Cornwallischen kann man dasselbe sagen, allein das Niederbretagnische zeigt bedeutende Verschiedenheiten. Das Irländische ist durch seine Ausdehnung, seine Cultur und das Alterthum seiner Denkmäler bei weitem der wichtigste gälische Dialekt. Seine Denkmäler umfassen Geschichte, Philologie, Gesetzgebung und Poesie, reichen gewiß bis ins zehnte, zum Theil wohl sogar bis ins sechste und siebente Jahrhundert hinauf. Das Erisische ist die Sprache der Hochschotten; außer den ossianischen Gedichten, die erst am Ende des vorigen Jahrhunderts gesammelt wurden, reichen die Sprachdenkmäler nicht über das fünfzehnte Jahrhundert hinauf. Auch das Wallisische hat sehr alte, wohl ins sechste Jahrhundert hinaufreichende Denkmäler. Das Cornwallische ist jetzt ausgestorben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google

Nr. 39.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Februar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona. *)

(Im Spätherbst 1836.)

3. Ersteigung des Pyrenäenpasses von Valcarlos.

Bei unserer Ankunft im spanischen Gränzorte entstand Aufenthalt. Der Oberaufseher unter den Gränzwächtern war nirgend zu finden, und die rechte Person erschien erst, als wir über eine Stunde vor dem Zollamte auf der Straße gewartet hatten — Gott weiß woher. Endlich fand das Nachsehen des Maulthiergepäckes mit großem Bedacht statt, wobei wiederum meine Sachen höflich übergangen wurden. Ein offenes Schreiben des Gesandten Ihrer katholischen Majestät zu Paris verschaffte mir bei solchen Gelegenheiten unbedingten Credit; wo ich dieß nur einem Beamten zeigte, frug man nicht weiter nach Paß und Bagage und begegnete mir mit Zuvorkommenheit. Dieses anständige, die Spanier ehrende Vertrauen in das Geleitschreiben ihrer auswärtigen Vertreter söhnte mich mit jener Nachlässigkeit wieder aus, die uns eine Geduldprobe bestehen ließ. Eine andere Bemerkung, die zu machen sich eine Gelegenheit bot, schien die schärfste Controle an der Gränze zu rechtfertigen. Ich sah den jungen Basken von carlistischer Gesinnung nicht mehr unter den übrigen Arrieros, überhaupt gar nicht wieder. Schon bei der oben gedachten Mühle hatte ich einen Mann mit hastigen, geheimnißvollen Sprüngen in den Grund, auf dessen andrer Seite spanisch-carlistischer Boden war, hinabeilen sehen, und jenen Basken in demselben zu erkennen geglaubt; auch war mir dort aufgefallen, daß der Zug hinter mir sich ungewöhnlich aufzuhalten schien. Jetzt, als revidirt wurde, hatten sich die Lasten der Esel sichtlich verringert, so daß auch andern Tags ihrer vier in Valcarlos zurückbleiben konnten. Man mußte daher auf der letzten Strecke Waaren abgeladen und über die Gränze geschmuggelt haben. Ich behielt natürlich diese Vermuthungen für mich. Als ich mich später beim Major nach jenem Arriero erkundigte, antwortete er kurz: der ist zurückgeblieben. Ich begriff, daß spanische Eseltreiber so gut als andere Leute zweien Herren zu dienen verstehen, wenn sie Vortheile dabei finden.

Es ging gegen 9 Uhr Abends, als wir ermüdet in der Posada (Wirthshaus) von Valcarlos anlangten. Wir trafen bereits mehrere Gäste um das einzige Feuer im Hause am Herd versammelt. Die Küche ist, besonders bei Frostwetter, auch das Gastzimmer. Dieß war weit enger als das in der Venta, wo wir die erste Nacht herbergten, und voll Rauch, der in die Augen biß. Auch schien Alles ärmlicher zu seyn — das enge Felsthal mag an Erwerbsquellen nicht Vieles bieten. Trotz dem Kamine waren selbst die Schlafzimmer mit Rauch angefüllt. Eine solche Posada bietet nicht die geringste aller jener Bequemlichkeiten dar, welche wir selbst in den Fuhrmannswirthshäusern des nördlichen Europa zu finden gewöhnt sind. Doch der Spanier — Herd, Chocolate, Wein, Brod und Papiercigarren findend — entbehrt nichts Anderes. Wir aßen übrigens recht gut zu Nacht, eine kräftige, dicke Brodbrühe und mehrerlei zerstückeltes Fleisch, mein Appetit scheute selbst nicht vor Knoblauch und Oel zurück. Nach dem Essen besuchte ich den Commandanten von Valcarlos, der im Bette liegend mich empfing, und mich auf dem spanischen Boden freundlich willkommen hieß. Das kleine, mit einigen cannellirten Häusern versehene Valcarlos ist die einzige Ortschaft der ganzen Gegend und Linie bis Pamplona, welche vielleicht wegen ihrer nahen Verbindung mit Frankreich entschieden für die Königin Partei genommen und ein kleines Corps Milicianos aus Freiwilligen gebildet hat, welches Expeditionen in die Nähe unternimmt, für die Sicherheit der Convois mitsorgt und sich bei einigen Gelegenheiten durch Tapferkeit ausgezeichnet haben soll. Der Commandant war der Meinung, daß die Linie nach Pamplona augenblicklich um so sicherer sey, als es seit einigen Tagen im Gebirge sehr stark geschneit hätte, und dadurch das Marschiren in der höhern Bergregion äußerst mühselig werde. Ich erfuhr, daß in wenigen Stunden ein Courier nach Pamplona abgehen sollte unter Bedeckung von etwa zwanzig Soldaten. Diesem vertraute ich, auf den Rath des Commandanten, alle meine Reisepapiere und Empfehlungsbriefe an, um sie in Pamplona an den Chef des navarresischen Operationscorps, General Elo-

*) Siehe Nr. 21—27.

Digitized by Google

nard, oder an den Vicekönig von Navarra, General Sarsfield, zu befördern. Hiedurch wurden erstens diese Herren, an welche ich Briefe hatte, von meiner Ankunft frühzeitig benachrichtigt, und zweitens sprachen, wenn das Unglück mich in carlistische Hände fallen ließ, keine schriftlichen Zeugnisse wider mich, die mir unzweifelhaft den Tod gebracht hatten. Ich selbst wollte die Reise mit den Arrieros nach unsrer Uebereinkunft fortsetzen. Die Nacht über bedeckten Unruhe und manche bange Sorge mein Gemüth, weit hinter mir lagen Vaterland und Heimath, vor mir ein unbekanntes Land und ein noch unbestimmteres Loos — was konnte sich nicht am nächsten Tage schon ereignen. Diese Gedanken unterbrach endlich ein tiefer Schlaf, aus dem erst die Eseltreiber, schon zur Weiterreise gerüstet, mich aufweckten.

(Schluß folgt.)

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

4. Die Gräser.

(Fortsetzung.)

Die Zahl derjenigen Pflanzen, die dem Menschen nicht unmittelbar dienen, sondern die er nur als Milch, Butter und Kalbfleisch in seiner Haushaltung empfängt, ist am größten, und wir heben daraus natürlich nur die hervor, welche auch außerdem, daß sie Butter geben, noch sonst einiges Interesse gewähren. Vor allen Dingen gehört dahin das Gras, was die Botaniker „stipa pinnata.“ die Russen „Seidenkraut“ (Scholkowoi trawa), die Deutschen aber sehr plump „Bocksbart“ nennen. Dieß Kraut gibt ziemlich harte Grashalmen, die nur die Pferde gern fressen. Späterhin, wenn seine Samenkörner reifen, bildet sich an jedem Korn eine sehr dünne, hübsche und zierliche über einen Fuß lange Feder aus, die mit kleinen, kurzen Seidenhärchen besetzt ist. Mehrere dieser artigen Federn zusammengelegt, bilden äußerst hübsche, schwanke Büschel wie die Schweife der Paradiesvögel, und ich denke in der That lieber dabei mit den Russen an Seide als mit den Deutschen an den Bart eines Ziegenbocks. *) Diese seidenen Federn des Krautes machen im Winde die elegantesten Bewegungen, die dem Auge besonders wohlgefallen, wenn ganze Strecken davon wie der sanfte Wellenschlag der Seen hin- und herwogen. Dieß Seidenkraut ist ein ächtes Steppengras und wächst nur immer da, wo schon seit langen Jahren kein Pflug den Boden berührte; es kommt in Mittel- und Nordrußland gar nicht vor. Es ist daher gewissermaßen zum Wahrzeichen der Steppe erhoben, und die reisenden Kaufleute und Odofenführer, die wohl wissen, daß, wo sie das Seidenkraut zuletzt sehen, das Schaf- und Pferdeland aufhört, nehmen sich immer davon einen Federbusch mit, den sie immer wie eine schwanke Fahne vorn am Wagen nageln. Auch die Postillons der Steppe binden zu Zeiten oben an das Krummholz ihrer Pferde einen solchen Busch. Der Same des Bocksbarts ist aber den Thieren oft gefährlich, besonders den Schafen; denn er ist hitzig und dabei so hart, als wäre er von Eisen. Er hängt sich dem Pelze der Schafe an, bohrt sich in ihre Haut und arbeitet sich sogar durch das Fleisch in die Eingeweide hinein. Auch den Grasmähern macht das Seidenkraut viel zu schaffen, nicht sowohl durch seinen Samen als vielmehr durch seinen harten, oft hoch aus dem Boden hervorguckenden Wurzelknollen. Diese Wurzeln dauern nämlich viele Jahre, und je älter die Pflanze wird und je mehr Halme sie schon hervorgetrieben hat, desto dicker baut sich ihr Fuß in die Höhe, so daß der Boden der alten Steppe dadurch ganz uneben wird, und die Leute, um bequem mähen zu können, die Wurzeln ausgraben und aushauen müssen. Man kann nach diesen Knollen ungefähr das Alter der Steppe bemessen, d. h. ausrechnen, seit wie lange kein Pflug darüber hinging.

Das Seidenkraut ist bloß für die Pferde gut, aber es gibt auch noch andere Pflanzen, die Liebhaber unter allen Thiergattungen haben; solche sind der Wicken, die Quäken, der Steinklee u. s. w. Der Steinklee bedeckt oft weite, unübersehbare Flächen; die Wicken wachsen meistens in den Thälern, die sie oft mit einem so dichten Filz überdecken, daß, wenn man daran an dem einen Ende zerrt, das ganze Uebrige sich mit bewegt, als hätte man an einem Teppich gezogen. Verschiedene Arten der Artemisia endlich sind die Gräser, die dem Schaffleisch der Kleinrussen und Tataren einen so ausgezeichneten Wohlgeschmack geben, wie wir ihn bei uns gar nicht kennen.

Streckenweise sind auch die Steppen mit einer Menge Salzkräuter bedeckt, so die Salsola cali, die Salsola prostrata, die hie und da den Boden ganz blutroth überziehen, namentlich in der Nähe der Limans (Haffs). Sie sind die häßlichsten Gewächse der Steppe; dagegen die schönsten die Krokos, Iris, Tulpen und Hyacinthen, die im Frühling weite Felder schmücken.

Dieß wären denn nun ungefähr diejenigen unter den Steppenpflanzen, welche den Menschen am nächsten berühren. Natürlich gibt es noch eine Menge nicht genannte; doch ist im Ganzen die Mannichfaltigkeit der Geschlechter und Arten sehr gering. Die Botaniker zählen nur 500 Arten von Steppengewächsen, welches denn im Vergleich mit den Floren anderer Länder offenbar Armuth ist. Freilich könnte man, wenn man es geschickt anlegte, immer noch mit 500 verschiedenen Blumen einen recht artigen Wiesenteppich sticken. Allein diese Geschicklichkeit geht nun der einförmigen Steppennatur ganz ab. Es ist wenig bei ihr vorhanden, aber wenn es da ist, so ist es immer in zahllosen und ungenießbaren, eintönigen, unschönen Massen da. Der Steppenteppich ist äußerst grob gewebt, ohne alle übersehbare, bunte und wohlgefällige Mischung. Der Reisende wird es daher nirgend inne, daß die Steppe gar noch

*) Ich begreife gar nicht, wie unsere guten Deutschen auf eine so plumpe Benennung verfallen konnten; warum dachten sie nicht lieber bei solchem eleganten Kraute an Menschenlocken, Vogelfedern, Reiherschweife u. s. w., und nannten das Kraut nicht lieber das Locken- oder Federgras, oder den Reiherbusch; warum nun gerade Bockbart? Eine Parallele dazu geben die Schweinsohren von oben, die man auch weit passender Spinnenweb-Blatt oder den Sammetflecken benannt hätte. Die Russen haben in der Regel viel zartere Blumenbenennungen, von denen mir hier nur gerade noch zwei einfallen: „Matkina Duscha“ (Mütterchens Seelchen), nennen die Russen das Veilchen, und „Annettini glaski“ (Annettinchens Aeugelchen) das Stiefmütterchen.

Digitized by Google

500 Arten Pflanzen nährt, da er gewöhnlich nur drei bis vier Arten von ihnen im Beſitze des Bodens ſieht, oft gar nur eine. Ein paar Werſte weit ſieht man nichts als Wermuth und Wermuth, wieder ein paar Werſte nichts als Wicken, eine halbe Meile Königskerzen, eine andere halbe Steinklee, eine Station lang nickendes Seidenkraut, tauſend Millionen nickende Häupter! eines Mittagsſchlafs Länge Salbei und Lawendel, einen Horizontkreis voll mit Tulpen, ein Reſedabett von zwei Meilen im Umkreis, ganze Thäler mit Kümmel und Krauſemünze, unbegränzte Bergrücken mit Windhere, und ſechs Tagereiſen mit vertrockneten Grashalmen. So ungefähr iſt die Vegetation der Steppe vertheilt, ſo unerfreulich, ſo anmuthlos und alles Schmuckes bar. Auch erſetzt die Schönheit der Blumen, wie man bei ihren Namen vielleicht denken könnte, ihre unvortheilhafte Miſchung nicht: denn weder ſind die Steppentulpen lauter Duc Victoire's, noch die Hyacinthen lauter Nonpareilles. Letztere leiden gewöhnlich an der Gelb- und Grünſucht, und verhalten ſich zu unſerer ſchönen, mit Kunſt entfalteten Topfhyacinthe ungefähr wie das ruppige, wilde Pferd vom Araſee zu einem geſchniegelten und gebügelten engliſchen Renner. Als Sommerkäfer möchte ich viel lieber im Kelche jeder andern unſerer Wieſenblumen wohnen, als in dem einer ſolchen Steppenhyacinthe, an der nur der Name vornehm.

Wir bemerkten ſchon oben bei den Burianpflanzen, daß man nicht im Boden der Steppe wühlen müſſe, weil es ſonſt ſogleich wie aus einem aufgeſtörten Erdſpinnen-Neſte mit hundert Armen ſtrunkiger Unkrautgewächſe hervorkröche. Wühlt man aber doch, wie dieß denn z. B. beim Beackern des Landes durchaus nöthig iſt, ſo finden folgende bemerkenswerthe Erſcheinungen ſtatt. In den Jahren, wo das Feld von den Menſchen mit nützlichen Pflanzen beſäet wird, ringt das Unkraut mit dieſen, kann aber nicht die Oberhand gewinnen, weil der Menſch es durch allerlei künſtliche Mittel zurück hält, ſo wie aber der gelockerte Boden brach liegen bleibt, bemächtigen ſich ſeiner die Unkrautpflanzen, und wuchern auf ihm ein paar Jahre in üppiger Fülle fort; im dritten und vierten Jahre des Brachliegens wird das Unkraut ſchon geringer und kleiner, im fünften und ſechsten Jahre wird der Boden durch die einſchlagenden Regen u. ſ. w. ſchon feſter und die ſtruppigen Gewächſe verſchwinden; endlich klärt ſich eine ganz reine Grasſteppe ab. Je älter dieſe wird, deſto beſſer wird ſie, indem das Gras mit jedem Jahre feiner, kürzer und zarter wird: jedoch geht dieſe Verbeſſerung auch nur fort bis zu einem gewiſſen Grade, denn zuletzt wird doch der Boden ſo hart und dürre, daß ſich nichts Rechtes mehr hervorthun will, das Gras wird äußerſt ſpärlich, und das Erdreich verkuchert ſo zu ſagen ganz, indem das Seidenkraut mit ſeinen holzigen Wurzelknollen am Ende alles überzieht. Dieſer Verkuchcrung der Steppen helfen die Leute alsdann dadurch ab, daß ſie das Ganze anzünden und ausbrennen, indem ſie mit der Aſche der verbrannten Gräſer den Boden düngen, und ihm gleichſam wieder die Poren ſeiner Haut öffnen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe der Aſtrolabe.

Hr. Dumont d'Urville hat einen Bericht an den Marineminiſter eingeſendet, aus dem wir Nachſtehendes entheben:

Seit unſerer Abreiſe von Amboina, einem Zeitraume von etwa vier Monaten, waren alle unſere Operationen beinahe beſtändig glücklich, ſo daß wir eine, wenigſtens um die Hälfte größere Menge von Arbeiten zu vollenden im Stande waren, als wir vernünftigerweiſe hoffen konnten. Die ſchnelle Ueberſicht, die ich Ihnen davon zu geben die Ehre haben werde, wird Ihnen beweiſen, daß ich nicht übertreibe.

Am 19 Februar hatten wir die Rhede von Amboina, wo wir auf eine ſo gaſtfreie Weiſe aufgenommen worden, verlaſſen, und fuhren in der Richtung gegen die Banda-Inſeln, ſowohl um eine Idee von den berühmten Muscatbaumpflanzungen auf denſelben zu bekommen, als auch um den Gouverneur der Molukken, der ſich damals auf einer Inſpectionsreiſe in dem kleinen Archipel befand, zu begrüßen.

Am 21 hatten wir in dem ſchönen Canal, der Banda-Beſſar von Banda-Neiraf trennt, Anker geworfen. Der Gouverneur van Stuers und der Reſident von Banda überhäuften uns mit Zuvorkommenheit und Artigkeit. Der Obriſt van Stuers bereicherte in der gerechten Anerkennung der Arbeiten unſerer Sendung unſere Sammlungen durch einen ſchönen lebendigen Dugong und ein mit dem Potorin verwandten Thiere, welches wahrſcheinlich den Typus eines neuen Geſchlechtes bilden wird. Außerdem wollte er uns ſelbſt bei einem herrlichen Ausfluge die prachtvollen Pflanzungen, in denen der Reichthum dieſer Inſeln beſteht, zeigen, und uns mit der größten Gefälligkeit die verſchiedenen Manipulationen erklären, welche mit der Muscatnuß vorgehen, bevor dieſelbe in das Mutterland abgeſchickt wird. In ſo liebenswürdiger Geſellſchaft ging die Zeit reißend ſchnell vorüber. Am 25 Februar gingen wir wieder unter Segel. Als wir uns ſüdöſtlich von Ceram der Küſte näherten, begannen wir die Unterſuchung derſelben, ſo wie die der Küſten der Inſeln Keſſing, Ceram-Laut, Goram, Teulmbar, Mata-Bella, Mana-Wolka und Tasua, die ſelbſt auf den beſten Karten ſo unbeſtimmt abgebildet ſind.

Wir ſetzten ſodann unſere Fahrt in öſtlicher Richtung fort, erreichten die Hochlande von Neuguinea in der Nähe der Südweſtſpitze, und fuhren etwa 80 Meilen an derſelben hin bis zu dem Fluß Utanata. Hier ſchlugen wir wieder gegen Süden um, und nahmen unſere Richtung gegen die Torresſtraße, um mit Gewißheit zu erfahren, ob das Ende der aus Weſten kommenden Paſſatwinde mir die Durchfahrt geſtatten würde. Je mehr ich aber gegen Oſten vorrückte, deſto mehr bemerkte ich, daß der Wind nachlaſſe und nach und nach wechſle. Wir gelangten bis zum Cap Walorch, und entdeckten daſſelbe, wie einſt Cook, auf eine Entfernung von 9 oder 10 Meilen, wobei wir nur noch einige Fuß Waſſer unter unſerem Kiel hatten, indem die Sonde nur noch eine Tiefe von vier Ellen angab.

Offenbar kündigten die abwechſelnden Windſtillen und Stöße das nahe Umſpringen der Paſſatwinde an. Ich ſtand daher davon ab, weiter gegen Oſten vorzudringen, und bemühte mich, ohne alles weitere Zögern, den im Weſten verlorenen Raum wieder zu gewinnen. Beinahe vierzehn Tage lang hatten wir aufeinanderfolgend mit heftigem Hagel, Umſpringen des Windes und mit ſehr langweiligen und für die Mannſchaft ſehr ermüdenden Windſtößen zu kämpfen; über den von

Digitized by Google

mir gefaßten Entſchluß konnte ich mir jedoch Glück wünſchen, denn ohne Zweifel wären die beiden Corvetten ihrem Verderben nicht entgangen, wenn wir uns unter ſolchen Vorbedeutungen in die Felſenriffe der Meerenge gewagt hätten.

Am 27 März endlich konnten ſich die beiden Corvetten mit voller Sicherheit in der weiten Raffles-Bay vor Anker legen. Die Engländer gründeten daſelbſt vor einigen Jahren eine Niederlaſſung, die ſie jedoch bald wieder verließen, und von der wir noch einige Ueberbleibſel ſahen. Obwohl wir fortwährend von den Moskitos, von Fliegen und Ameiſen verfolgt und verzehrt wurden, benutzten wir dennoch insgeſammt die acht Tage, die ich dieſer Station widmete; bei dieſem Aufenthalt war für die ganze Maſſe von Beobachtungen und Materialien um ſo mehr zu gewinnen, da noch kein franzöſiſches Schiff dieſen Theil Auſtraliens beſucht hatte. Zu unſerer großen Ueberraſchung erhielten wir zwei Tage nach unſerer Ankunft den Beſuch eines mit Officieren beſetzten engliſchen Fahrzeuges. Dieſe erzählten uns, ſie hätten durch die Bugis, die ſich auf dem Trepangfang befinden, unſere Anweſenheit zu Raffles-Bay erfahren, und fügten bei, die Engländer hätten aufs neue, ſeit etwa ſechs Monaten, zu Port Eſſington, einige Meilen weſtlich von unſerem Ankerplatz unter dem Capitän Bremer, eine Niederlaſſung gegründet. Ich verſprach ihnen, ſobald es mir der Wind geſtatten würde, ihrem Gouverneur einen kurzen Beſuch abzuſtatten. Wir verließen auch wirklich am 6 April Raffles-Bay, und warfen einige Stunden darauf in dem ſchönen Baſſin von Port Eſſington, etwa drei Meilen von der im Entſtehen begriffenen Stadt Victoria, Anker. Gleich am folgenden Tage machte ich dem Capitän Bremer, einem Officier von vieler Artigkeit, meinen Beſuch. Er ſchien für den Erfolg ſeiner entſtehenden Colonie von einem ſo glühenden Eifer und einem ſo feſten Willen erfüllt zu ſeyn, und wußte allen ſeinen Untergebenen ſo ſehr dieſelben Gefühle einzuflößen, daß es bald klar ſeyn wird, daß, wenn es dieſem neuen Gründer nicht gelingt, England auf dieſen Plan verzichten muß. Port Eſſington bietet vermöge ſeines Klima's, ſeiner Lage und hauptſächlich der Beſchaffenheit ſeines Bodens bei weitem die Vortheile nicht, welche die Engländer an andern Orten Auſtraliens, z. B. zu Port Jackſon, Hobart Town, King-Georges-Sund und ſogar am Schwanenfluß, fanden. Allein ich geſtehe frei, daß eine Niederlaſſung in dieſen Seeſtrichen, von welcher Art ſie auch ſeyn könnte, für die zu der Durchfahrt durch die Torresſtraße beſtimmten Schiffe eine große Wohlthat ſeyn wird, indem ſie nach einer ſo bedenklichen Fahrt auf Hülfsmittel und Erfriſchungen und im mißlichen Fall auf einen ſichern Zufluchtsort und Hülfe zählen können. Bei meinem Aufenthalt fand ich, daß in Betracht der bereits vollendeten Arbeiten die Seeleute und Soldaten der Corvette Alligator, die zu den Arbeiten in der Colonie verwendet wurden, in einer Zeit von ſechs Monaten ihr Möglichſtes geleiſtet haben.

Am 7 April Morgens empfing ich bei meiner Rückkehr den Capitän Bremer und einige ſeiner Officiere an Bord der Aſtrolabe. Nachdem wir ſo herzlich wie alte Freunde von einander Abſchied genommen hatten, ſegelte ich gleich Mittags gegen Norden. Wie ich Ihnen ſchon in meinem Bericht von Amboina aus meldete, war von nun an mein Zweck, den Reſt meiner Fahrt ſo viel als möglich zu verſchiedenen Arbeiten in den Molukken und Philippinen zu benutzen. Hätte ich zu dieſer Jahreszeit nach Oceanien zurückkehren wollen, indem ich Neuholland umſegelte, ſo hätte ich dadurch, faſt ohne irgend ein Reſultat, den Reſt der Reiſe zugebracht. Man hätte etwa zwei Monate annehmen müſſen, um Hobart Town zu erreichen, zwei weitere für den Aufenthalt daſelbſt und für die Fahrt nach Neuſeeland, wo ich mich alsdann mitten im Winter und dadurch in der Unmöglichkeit befunden hätte, ſowohl für die Hydrographie, als für die Naturgeſchichte etwas Nützliches zu leiſten. Rechnet man hiezu noch zwei fernere Monate, um in einem der Archipele von Polyneſien zu gelangen, ſo wären ſechs Monate verfloſſen, ohne ein weiteres Reſultat, als daß man eine ungeheure Meeresſtrecke nutzlos durchfahren hätte.

Auf dem neuen Wege, den ich einzuſchlagen mir vornahm, boten ſich meinen Blicken auf jedem Schritte reiche Quellen zur Ausbeute, die mir noch das Unangenehme der Auswahl und das Bedauern, nicht überall hin gehen zu können, verurſachten. Der Ausgang hat alle meine Hoffnungen übertroffen. In Folge eines glücklichen Zuſammentreffens von Umſtänden konnte ich im Verlaufe von drei Monaten die Expedition durch eine ſolche Maſſe von Thatſachen, Materialien und Beobachtungen bereichern, daß dieſe allein ſchon weit mehr beträgt, als ich bei Verfolgung des andern Weges von der ganzen übrigen Reiſe erwarten konnte. Zu Allem, was bis jetzt gewonnen wurde, haben wir noch die volle Zeit von ſechs bis acht Monaten vor uns.

Vom 12 bis 21 April unterſuchten wir den ganzen weſtlichen Theil der Aru-Inſeln, die bis jetzt ſo wenig gekannt, und deren Angabe auf den Karten gänzlich falſch iſt, vollſtändig. Außerdem brachten wir drei Tage an dem Ankerplatz in dem Hafen Dobo, zwiſchen den Inſeln Wama und Wokan, zu, welche Zeit in jeder Beziehung zweckmäßig angewendet wurde. Wir hatten ſowohl mit den Eingebornen dieſer Inſeln, als auch mit einer zahlreichen und betriebſamen Schaar Bugis von Mancaſſar, die ſich wegen ihres Handels für einige Zeit zu Dobo aufhielten, täglichen und freundſchaftlichen Verkehr.

Auf der Spitze von Wokan fand und beſuchte ich mit Intereſſe die Ruinen des alten holländiſchen Forts und der daſſelbe umgebenden Gebäude. Dieſe Ruinen bezeugen durch ihre Ausdehnung und ihre Beſchaffenheit, daß die Niederlaſſung ſehr bedeutend geweſen ſeyn mußte. Gegenwärtig verſchwinden allmählich die Mauern, Schanzen, Gräben, Brunnen unter einem dichten Schleier von Kräutern, Lianen und Schmarotzerpflanzen, die mit reißender Schnelle den kaum noch von Menſchen beſetzten Boden bedecken. Bei allem dem iſt dieſer Platz doch erſt ſeit höchſtens 10 Jahren vollkommen verlaſſen.

(Schluß folgt.)

Zeitungen in Finnland. Im gegenwärtigen Jahre 1840 erſcheinen in Finnland dreizehn Zeitſchriften, ſieben in der Hauptſtadt Finnlands, in Helſingfors, zwei in Abo, und je eine in Wiborg, Borgo, Waſa und Uleaborg. Neun ſind in ſchwediſcher Sprache und vier in finniſcher. (Nordiſche Biene vom 11 Januar.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 15 u. 16** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Däniſche Literatur. — Violette.** (Fortſetzung.) **— Aus Burns' Leben.** (Schluß.) **— Norwegiſche Lieder.**

Zu den Abonnenten deſſen dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnahme des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 8 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Februar 1840.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

Steppenbrände.

Die hauptsächlichste und einzige Maaßregel, welche die Steppenbewohner zur Verbesserung des Graswuchses anwenden, das „Abbrennen der Steppe," wird vorzüglich im ersten Frühjahre sogleich nach dem Wegschmelzen des Schnees vorgenommen, weil man dann sogleich statt des Weggebrannten auf schnell hervorsprießendes Neues hoffen kann, während man im Winter gern noch das alte ein wenig zur Weide benützt. Zuweilen geräth auch die Steppe durch einen Zufall in Brand, oder wird böswillig angezündet, besonders häufig während der Sommermonate, wo die Dürre und Hitze oft so groß ist, daß man meint, die Steppe müsse von selber bald aufflammen.

Solche zufällige wilde, d. h. unbeaufsichtigte Brände gehen zuweilen außerordentlich weit, 50 bis 60, ja bis 100 Werste, und noch mehr, und richten dann oft viel Unglück an, Alles, was ihnen Verzehrbares in den Weg kommt, verzehrend. Nicht nur einzelne Gehöfte, sondern auch ganze Dörfer vernichten sie, die gewöhnlich so mitten im Steppenrasen liegen und nur von ihrem Heu- und Strohhaufen umgeben sind. Ein solcher wilder Brand schreitet bald langsamer, bald schneller vor, je nach der Stärke und Richtung des Windes, und je nach der Beschaffenheit des Grases, das er auf seinem Wege findet. Kommt die Flamme in klafterhohe Unkraut- oder Dornenwälder, so wüthet sie hier in gewaltiger Unruhe, und die Flammenwellen schlagen hin und her hoch empor, bis sie Alles vernichtet haben und weiter wandern. Im gewöhnlichen Grase fährt sie wie eine lange Schlange mit mäßiger Raschheit hin, kommt sie aber auf alte Steppe, wo das zarte, sehr leicht brennliche Seidenkraut wogt, so hüpft sie auf einmal mit weißer heller Flamme empor und schwingt sich mit gewaltiger Gewandtheit, sey es mit, sey es gegen den Wind, über das wogende Feld dahin, alle die Millionen zarter Federchen im Nu versengend. Zuweilen zieht sie sich, wenn sie zwischen zwei Wege geräth oder zwischen zwei Thälern, eng zusammen, und man glaubt schon ihr Verlöschen nahe; allein sie überschreitet den Isthmus und kommt plötzlich wieder auf eine weite unabsehbare Dürrgrasfläche, wo sie neue, furchtbare Kräfte gewinnt, und auf einmal wieder wie ein Feuermeer aus einander geht. In tausend Legionen von Flammen, die wie gigantische Irrlichter aufflackern, ergießt sich der Strom in rasendem Tanze über die Flur, immer die leicht zündlichen Grashaufen fast ohne Dampf vernichtend, hinterher zieht sich ein dampfender Feuernachtrab, der das niedrigere Gras nachholt. Auf solchen weiten Feldern theilt sich die Masse in eine Menge kleiner und großer Arme wie ein Wasserstrom, der in seine Delta-Ebenen kommt. Einige Partien taumeln wie leichte Jägerregimenter weit vor, andere, die in Gebüsche geriethen, bleiben im Augenblick stecken und das ganze Bild gleicht dem Spiel der Winde auf großen Wasserflächen.

Zuweilen macht der Flammenstrudel mitten im geschwindesten Marsche Halt, wenn ihm etwa ein breiter, grasloser Weg oder ein feuchtes, langes Thal entgegentrat; so gedämmt, schwillt er dann an, zu beiden Seiten um sich greifend und meilenweit am Rande des Thales sich hin verbreitend, als suche er's zu umgehen. Dabei bombardirt er beständig mit Feuerbränden und Funken, die der Wind beflügelt, über das Thal hinüber, die jenseits liegenden, gelben Kornfelder zu entzünden. An solchen Thälern und Wegen postiren sich nun gewöhnlich die Menschen, die dem Toben des wilden Elements Einhalt thun wollen, verbreitern den Weg noch durch in der Eile gezogene Furchen, löschen beständig die hinüberfliegenden Feuerbrände, und meistens, wenn sie ihre Position zu wählen wußten, gelingt es ihnen dann auch, das Brandungethüm zu ersticken. Jedoch zuweilen sind die Wege selbst mit Gras bewachsen und erleichtern den Uebergang; hie und da fangen die Brandraketen Feuer, ziehen ihre ganze wilde Brüderschaft nach und leuchten nun in den dürren Fruchtfeldern mit neuer Freude hoch empor. Alles geht wieder beflügelten Schrittes vorwärts; Millionen glühende Körner sprühen und verpüffeln. Ein Aufleuchten, und alle auf eine Weizenflur gebauten Hoffnungen sind hin; jeder Schwung der Flamme vernichtet einen Roggenacker, jedes Gekniste eines ganzen Dorfes Winterfutter.

Auf langen, unberechenbaren Kreuz- und Querwegen be-

Digitized by Google

wegt sich ein solcher Steppenbrand, schrecklicher als der Drache von Rhodos, oft sechs, acht bis zehn Tage in einer Gegend hin und her. Zuweilen dringt die Flamme mit frischem Winde tief landeinwärts; man segnet ihre Abreise, und meint, sie sey verschwunden, nach ein paar Tagen aber sieht man sie wieder vor einem andern Winde zurückstiehen, stiehend wie siegend verderblich. Die kleinen, mitten im Grase liegenden Gehöfte und Dörfer, die, ohne Scheunen, immer all ihr Stroh, Heu und Korn in Ordnung und Unordnung um sich herumliegen haben, sind mit reißender Schnelligkeit entzündet und in glimmende Kohlenhaufen verwandelt. Die Dächer der Erdwohnungen, die gewöhnlich aus altem, halb vermodertem Schilf bestehen, glimmen wie Zunder mit stinkendem Dampfe weg und sinken in die Höhlung ein; die häuserhohen Stroh- und Heuhaufen rauchen mit gigantischen Rauchsäulen empor. Entdecken die Leute noch bei Zeiten den Brand, so umziehen sie schnell ihre Wohnungen und Kornhaufen mit einigen Furchen und zernichten das Gras rund umher, um dem Brande so Gränzen zu stecken. Auch die zahlreichen, alten Grabhügel der Steppe ersteigen die Flammen, und da die Gipfel derselben gewöhnlich etwas eingesunken und mit höherem Gras und Unkraut bewachsen sind, so weilen sie eine Zeit lang dort oben und man sieht dann in der Nacht diese Grabhügel-Flammen weithin über den niedrigen Dampfnebel aufsteigen, wie Freudenfeuer, welche sich die alten vermoderten Leichname selbst angezündet. Gewöhnlich macht endlich ein Regen, der das Feuer bemeistert, dem ganzen Schauspiel ein Ende und rettet die noch übrigen Gräser.

Die zahlreichen Heerden der Steppen werden durch solche Steppenbrände oft nicht wenig in Aufruhr und Schrecken gesetzt. Sie werden, da die Flammen mitunter wunderbare Streifzüge machen, und von drei und vier Seiten zu gleicher Zeit heranrücken, von ihnen völlig eingeengt, so daß Hirten und Thieren nichts übrig bleibt, als mitten durch das Feuer hindurchzusetzen. Das geht dann nicht ohne mancherlei unangenehme Vorfälle ab, und unter Umständen wird nicht nur manches Haar, sondern auch manches Leben dabei versengt, wenn z. B. die dummen Thiere schnurstracks in brennende Gebüsche hineinrennen. Gewöhnlich kann man mit dem Winde ganz sicher dicht hinter der vorschreitenden Flammenlinie herreiten, denn Gluth läßt sie wenig im Rasen zurück; doch muß man sich immer dabei in Acht nehmen, denn neckisch schlägt zuweilen die Flamme rückwärts an Roß und Reiter empor, und versengt ihnen alle Haare und Flaumen, wie eine Köchin der gerupften Henne.

Viele solcher wilden, unabsichtlichen Steppenbrände werden auf folgende Weise veranlaßt, die ich zugleich als einen merkwürdigen Beweis der Barbarei anführe, in welcher noch das ganze Landwirthschaftswesen hier begraben liegt. Wenn nämlich die Zeit naht, wo neues Heu gemacht wird und frisches Korn gereift ist, so spricht ein Steppenwirth zu seinen Leuten so: „Auf unserem Hofe liegen noch große Haufen alten Strohs, das aber voll steckt mit Mäusen; auch liegen große Haufen alten Heu's dabei, das uns aber bei den starken Frühlingsregen dieses Jahres halbverfault ist, und nach einigen Tagen werden wir den Platz fürs frische brauchen. Auch wächst auf meiner ganzen Tenne und meinem Gehöft unendlich viel unnützes Unkraut, welches loszuwerden sehr vortheilhaft wäre, zumal da die Tenne bald zum Dreschen gereinigt seyn muß. Kommt, laßt uns daher Alles, das Stroh mit sammt den Mäusen, das verfaulte Heu mit sammt dem Unkraut in Brand stecken, so schlagen wir auf eine sehr bequeme Weise wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe.“ Sie ziehen alsdann, wenn sie vorsichtig sind, Furchen um das ganze Gehöfte, damit sich der Brand nicht weiter verbreite, und lassen dann Alles mitsammen fröhlich in den Flammen aufgehen. Sie bekommen dadurch Alles, was sie drückte, auf einmal vom Herzen, und nennen das „ihr Gehöfte reinigen.“ Gewöhnlich geht das nun freilich so ab, wie sie es wünschen, zuweilen aber läßt sich die einmal aufgeregte Flamme auch nicht bedeuten, springt über die Gränzen und prasselt in die Saatfelder und weit über die Steppe hin. Indeß trösten sich die Leute auch dann damit, daß sie ja wieder dünge, und aus der Asche noch bessere Kräuter wieder hervorwüchsen. Die Historiker werden übrigens bei dieser Gelegenheit nicht unbemerkt lassen, wie schwer es dem Perser Darius werden mußte, in einem solchen Lande Krieg zu führen, und wie leicht, ja mit Vergnügen, indem sie ja dabei nur ihr Gehöfte reinigten und ihre Felder düngten, die Scythen ihm eine völlige Wüstenei in ihrem Lande darstellen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

3. Ersteigung des Pyrenäenpasses von Valcarlos.

(Schluß.)

Gegen neun Uhr Morgens verließen wir Valcarlos. Draußen war Alles dick beschneit. Der Fahrweg hört ganz auf, sogleich steigt man auf schmalem, holperigem Stege im engen, zerrissenen Thale aufwärts. Noch sieht man diesseits des Kammes ein Dorf, dessen steinerne Häuser wie angeklebt am Abhange hängen, dann kein Haus mehr bis drüben auf der andern Seite. Der Weg läuft unter steten Windungen an den Abhängen einer Thalseite hinauf, niemals den Grund selbst berührend, aus dessen ganzer Tiefe von unten es dann und wann schauerlich hinaufgähnt. Mit Mühe nur konnten wir ausweichen, als wir einem Trupp Christinischer Soldaten begegneten, der den Correo begleitete. Von lebendigen Wesen erblickten wir noch einige Schafheerden, welche an den Felsen umherkletterten, und unter dem tiefen Schnee ein dem Ansehen nach spärliches Futter suchten; dann höher aufwärts hie und da einen Adler oder andern großen Raubvogel, die entweder auf hoch hervorragender Felsenspitze sitzend in kühnruhige Betrachtung versunken schienen, und unbekümmert um den Reisenden von ihrem hohen Sitze über Berge und Thäler hinschauten, oder die mit gewaltigem Fluge zackigen Felsgipfel umkreisten, in denen sie nur horsten, und wo sonst nichts Sterbliches, kein Laut, kein Leben ertönt, oder die endlich mit Wi-

Digitized by Google

Hesschnelle auf eine Beute herabfuhren, welche ihr scharfes Auge aus ungeheurer Höhe erspäht hatte. Aber wie arm an Leben, so unbeschreiblich reich ist dieser Weg, auf dem man von Norden aus den Kamm des Hochgebirges erklimmt, an großartigen, erhabenen Aussichten. Der Absturz der Pyrenäen von ihrem hohen Kamm ist nach Frankreich hin weit schleuniger, gewaltiger als nach der spanischen Seite. Spanien liegt überhaupt viel höher als Frankreich. Deßhalb sind auch auf dem nördlichen Abhange die Thäler mehr verschlungen und zerklüftet, die Abgründe tiefer, wilder, grausiger, die Felsenpartien mächtiger, riesenhafter, und die Fernaussicht unvergleichlich mehr ausgedehnt und reicher als auf dem südlichen Abhange. — Von der Größe des Naturbildes, das an einzelnen Punkten sich meinen Augen darbot, würde jede Beschreibung sich umsonst bemühen einen Begriff zu geben. Stehend über ungeheuern Abgründen, über wild zerrissenen Schluchten mit herabstürzenden Gewässern, umgeben und umragt von jählings sich in die Wolken aufthürmenden Felsmassen schweifte der Blick durch die Oeffnungen, Spalten und Klüfte der nächsten Umgebung hindurch, abwärts über die untern Berge hin, die mir dort schon riesig hoch geschienen, noch tiefer in ein fernes, niederes, weites Hügelland hinab, das, während um mich Alles im blendend weißen Schnee schimmerte, noch im lieben, grünen, farbigen Kleide des Sommers prangte. Die Luft war rein und frisch, der leicht umwölkte Himmel klärte sich mitunter ganz auf, dann lachte von oben das heiterste Blau und unten ergoß sich das Licht im prächtigsten Farbenspiel. Wie weideten und labten sich daran Auge und Herz!

Die Art der Thalbildung ist im Uebrigen die der Urgebirgsformation eigene. Wir blieben stets an der westlichen Thalseite, auf keinem Punkte hätte der Uebergang nach der andern ohne Lebensgefahr bewerkstelligt werden können. Selbst leichte Truppen können solche Thäler nur mit Arbeitern an der Spitze passiren. Auf der Hälfte des Weges von Valcarlos nach dem Kamm der Kette zersplittert sich das Thal — merkwürdig anzuschauen — aufwärts in mehrere Zweige; der gangbare Paß folgt natürlich demjenigen unter ihnen, der am meisten westlich geht, und der sich höher hinauf wieder zertheilt, bis endlich die tiefdurchschnittenen, wilden Felsthäler allmählich in milde, muldenförmige Vertiefungen übergehen, welche, sanfter auflaufend, nach dem hohen Kamm hinaufführen.

Baumwuchs reicht ununterbrochen aufwärts; zwischen den Felsen, wo nur der Abschuß des Bodens ihn gestattet; in den muldenförmigen Ausläufen, die das erste Rinnwasser oben ansammeln, finden sich sogar noch große Waldungen vor, doch sind die Bäume hier niedrig, zwerghaft. Der eigentliche Kamm ist nackt, seine Zähne sind mächtige Granitfelsen, die ihre zackigen Gipfel wie Riesenhörner in das blaue Firmament emporstrecken — das sind die Höcker auf dem Rücken des großen, versteinerten Thieres, die nie bestiegenen Zinnen auf dem ungeheuren Felswall. Die bedeutendsten unter den Piks haben einen Namen, wie der Pico von Valcarlos und der von Orion. Ganz oben mitten auf dem Kamme steht eine steinerne Capelle mit einem Muttergottesbilde. Kaum konnte ich an sie hinankommen, so war sie eingeschneit. Welch ein Ort der erhabensten Andacht für den einsamen Pilgrim! Die Capelle stand bei den Arrieros in hoher Verehrung, die sie ihr jedoch weder durch Abnahme der Mütze, noch durch Knien erwiesen — ein Kreuz und ein kurzes, stilles Gebet!

Schneidendkalt strich der Wind über den Gebirgsrücken her, stäubte den Schnee auf, und schnitt eisig ins Gesicht. Unmöglich konnte man es oben lange Zeit aushalten. Noch einen Blick nach Norden hinab, und Frankreichs Boden war den Augen entrückt. Eiliger schritten wir jetzt an der andern Seite nach dem nahen, berühmten Kloster von Roncesvalles hinab, bei dem wir gegen zwei Uhr Nachmittags anlangten, so daß die Ersteigung des Passes etwa fünf Stunden von Valcarlos aus gewährt hatte. Das Kloster von Roncesvalles, das wirklich, wie der Name andeutet, da liegt, wo viele Thäler ausgehen, ist groß, geräumig und sehr fest gebaut; es befand sich auch im besten Stande, nur die meisten seiner Bewohner hatten es verlassen. Ein großes Wirthshaus, das beim Kloster steht, nahm uns gastlich auf, und wir labten uns nach dem ermüdenden Marsche trefflich an schmackhaftem, am Herd gebratenen Schweinsrippenspeck, an Brod, Eier und Wein. Die Wirthsleute sprachen spanisch, an ihrer Unterhaltung, die sich über Vieleriei ausdehnte, erkannte man bald den bildenden Einfluß des Klosters, selbst von gelehrten Dingen wußten sie mir zu erzählen. Merkwürdig war mir besonders zu vernehmen, daß dort noch im Munde des baskischen Volkes der Name und die Thaten des tapfern Ritters Roland leben; ein einfach eisernes Kreuz in der Nähe, das seiner Erinnerung geweiht ist, steht in hoher Verehrung. Aus dem Bastanthale kann man auf vielgewundenem Wege nach Roncesvalles gelangen, und hier soll ein Hauptschauplatz der Thaten Rolands gewesen seyn. Nirgends sieht man übrigens die Klöster lieber, als in solchen abgeschiedenen, häuser- und menschenleeren Passagen, wie die Hospice auf den Alpen, wo sie allen Reisenden, welche die Straße ziehen müssen, eine wahre Wohlthat sind, und ihnen im Fall der Noth hülfreiche Hand leisten.

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe.

(Schluß.)

Am 22 erschienen wir wieder an der Südküste von Neuguinea, um einige Lücken, die durch entgegengesetzte Winde und Nebel in unserer Arbeit im vorigen Monat entstanden waren, auszufüllen. Dießmal konnte ich die beiden Corvetten in die unermeßliche Bay Triton hineinführen, gerade vor die Stelle hin, wo die Holländer erst vor kurzem eine Niederlassung versuchten, die sie vor etwa drei Jahren wieder räumten. Denn nicht am Flusse Durga, wie man geschrieben hatte, sondern hier vor den Arru-Inseln, in der Nähe der Insel Wessels, war das Fort Dubus errichtet. Ein dreieckiger, etwas lichterer Raum in dem am Ufer gelegenen Wald allein zeigte von fern unsern neugierigen Blicken die Stelle, wo sich die Colonie befand. Ein kleiner Hafendamm, ein gemauerter Ofen und einige halb verkohlte Palissaden-

Digitized by Google

stücke sind die einzigen Spuren von menschlicher Arbeit. Eine unglaublich thätige Vegetation bedeckt eiligst die umgebrochenen Stellen, so daß in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren an mehrern Stellen schon wieder Bäume von 20 bis 25 Fuß Höhe erstanden sind. Mit Ausnahme der sumpfigen Ufer des Flusses ist der Boden rings um die Bay Triton bergig, und von so dichten und oft so verworrenen Wäldern bedeckt, daß das Spazierengehen darin weder leicht, noch angenehm ist. Trotz des kurzen uns hier gestatteten Aufenthaltes gewannen wir doch Vieles, besonders für das Gebiet der Naturgeschichte, auch werden die aufgenommenen Pläne für die Schifffahrt von hohem Interesse seyn.

Am 20 April verließen wir die Bay Triton. Tags darauf untersuchten wir eine geräumige Bay, die im Westen beinahe an jene angränzt, und früher gänzlich unbekannt war. Hierauf unternahmen wir, mit Hülfe günstigen Windes, die genaue Erforschung des ganzen zwischen der Südwestspitze und dem Eingang in den Canal von Macluer gelegenen Theiles von Neuguinea. Diese Küstenpartie ist sehr hügelig, und hat ungeheure Einschnitte, wo ausgezeichnete Ankerplätze sich finden müssen. Eine Sendung, deren specieller Zweck die Geographie dieses großen Landes wäre, fände hier eine reiche Quelle zur Ausbeutung. Um einen günstigen Wind zu benutzen, um mit Ehre den umfassendern mir übertragenen Plan zu vollenden, beeilte ich mich, auf die schöne Insel Ceram loszusteuern; auch wir legten uns am 6 Mai nahe bei der östlichen Spitze in der Bay von Waron, wo wir drei sehr nützlich verwendete Tage zubrachten, vor Anker, und nahmen die ganze nördliche Küste der langen Insel Ceram bis zu der Meerenge von Buru genau auf; die nördliche Küste von Buru wurde ebenfalls aufgenommen, so wie der südliche Theil; endlich der ganze südliche Theil von Celebes von Salayer bis Mancassar. Gelegenheitlich muß ich bemerken, daß vor uns keines dieser Länder regelmäßig aufgenommen worden ist.

Am 22 Mai endlich landeten wir an der schönen Rhede von Mancassar, wo wir fünf Tage zubrachten, eine Zeit, die uns die strengste Nothwendigkeit zur Regulirung unserer Chronometer vorschrieb. Die Aufmerksamkeit des Gouverneurs von Celebes, Hr. Bousquet, und seiner liebenswürdigen Gemahlin machten uns den Aufenthalt sehr angenehm, während wir zugleich manches Neue und Nützliche sammelten. Noch nie war ein französisches Kriegsschiff an der Rhede von Mancassar erschienen, weßhalb wir die ersten seyn werden, die einen genauen Plan davon, so wie von den dahin führenden Fahrwassern liefern werden.

Ohne Zweifel werden Sie, Hr. Minister, eben so sehr wie ich das uns von den holländischen Behörden an allen Orten, wo wir uns zeigten, bewiesene stete Wohlwollen, die Zuvorkommenheit und das artige Benehmen derselben anerkennen, allein ich muß Ihnen erklären, daß, abgesehen von ihren von Natur aus wohlwollenden Gesinnungen, ein anderer Beweggrund vorhanden ist, der sie antreibt, ihre Aufmerksamkeit und ihre Rücksichten gegen uns zu verdoppeln. Ich verdanke dieß dem Vortheil, daß ich ihnen den prachtvollen Atlas der letzten Expedition der Astrolabe zeigen konnte. Der Anblick dieser großartigen, auf so glänzende Weise der Oeffentlichkeit übergebenen Arbeiten erregt fortwährend ihre Bewunderung; sie fühlten sich einstimmig zu der Erklärung verpflichtet, daß eine Nation, die fähig ist, so schöne Denkmäler zu fördern und sie dem Publicum frei ohne Geheimniß oder Privatinteresse zu übergeben, eine wahrhaft große und freigesinnte sey. Auch die aufgeklärten Engländer, sonst so erfüllt von ihren Vorurtheilen zu Gunsten ihrer Nation, fühlen sich zu demselben Geständniß verpflichtet. Daher rührte auch bei ihnen jene Zuvorkommenheit, uns die gewünschten Mittel zum Erfolg zu verschaffen; mit Einem Wort, dieses ehrenvolle Streben, so viel es ihre Stellung erlaubt, bei einer vielmehr für das Gesammtwohl der Menschheit, für die allgemeinen Fortschritte aller Wissenschaften, als für irgend eine Rücksicht der Politik oder des Nationalinteresses bestimmte Unternehmung mitzuwirken.

Am 29 Mai verließen wir Mancassar, und bestimmten die Lage mehrerer der kleinen Inseln und Untiefen zwischen Celebes und Borneo, wo wir am 1 Junius vor dem Cap Salatan, der Südspitze dieser unermeßlichen Insel, Anker warfen. Am 2 Junius gingen zwei große Boote mit den Naturforschern und mehrern Officieren ans Land; dieselben blieben den ganzen Tag dort. Unsere Lebensmittel gingen zu Ende; ich ging deßhalb am 3 unter Segel, und fuhr direct gegen Batavia, wo ich am 8 Junius Nachmittags ankerte.

Sie werden vielleicht erstaunen, Hr. Minister, daß die Mannschaft unserer beiden Schiffe, nach einer fortwährenden, mehr als fünfmonatlichen Fahrt durch die Molukken, nachdem wir mehrere als ungesund verschrieene Gegenden, wie Neuguinea, Arru, Ceram, Mancassar, besucht hatten, hauptsächlich aber nach den unglaublichen sowohl vor Anker als unter Segel vollbrachten Arbeiten in gutem Gesundheitszustand in Batavia ankommen konnten. Und dennoch ist dieß so; auf beiden Corvetten befindet sich nicht Ein Mann auf der Krankenliste; alle sind munter, zufrieden und von blühendem Aussehen. Möge dieß so fortgehen! Trotz der großen Arbeiten, die ich noch im Sinne habe, schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß sie alle etwa in 15 Monaten ihr Vaterland gesund und wohl wiedersehen werden.

Ich denke am 19 Junius unter Segel zu gehen, die Meerengen von Banka und Durion zu befahren, und vier oder fünf Tage zu Singapur zu bleiben, wo ich Ihres Auftrags bei dem Hrn. Präsidenten der Handelskammer mich entledigen werde. Von da werde ich die Richtung nach Sambas und von da nach Sambuangan einschlagen. Alsdann wird meine Fahrt von der Jahreszeit, in welcher ich dort eintreffen kann, abhängen; wenn es mir das Wetter noch erlaubt, so werde ich in das stille Weltmeer zurückkehren, um von dort auf neue Entdeckungen auszugehen; wo nicht, so werde ich einige Tage zu Manilla und vielleicht zu Macao zubringen, und mit Hülfe der nordöstlichen Passatwinde von da zurückkommen. Im letztern Fall könnte die Fahrt um zwei oder drei Monate abgekürzt werden, im andern würde sie gerade den vollen Zeitraum von drei Jahren, worauf ich bei meiner Abreise von Frankreich immer gerechnet hatte, umfassen.

Steinmarmor (marbre lithoide). Wir haben vor einigen Tagen dieser neuen Erfindung erwähnt, und finden nun in der Nordischen Biene vom 11 Januar nachfolgende Angaben darüber. Die Erfinder sind Obristlieutenant Termen und Collegienassessor Giuliani. Dieser Marmor gibt in nichts dem wirklichen Marmor nach, und hat nicht nur dessen gute Eigenschaften und Schönheit, sondern übertrifft ihn noch hinsichtlich der Mannichfaltigkeit der Farben, die man ihm nach Belieben geben kann. Einer der Hauptvortheile besteht darin, daß sein Ankauf ohne Vergleich billiger kommt, als der gewöhnliche künstliche Marmor, der wegen seines hohen Preises Vielen unerreichbar ist, während er doch bei der Bearbeitung häufig Risse bekommt, was bei dem jetzigen keineswegs der Fall ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 41.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Februar 1840.

Veränderungen der Stadt Paris.

Paris scheint von neuem seine Lage oder vielmehr seinen Mittelpunkt ändern zu wollen, und man befürchtet, es möchte in kurzer Zeit die Hügel, die es gegen Norden umgeben, überschreiten. Einige Quartiere, die mehr in Südosten liegen, werden von der eleganten und industriellen Welt verlassen, und die Häuser verlieren an Werth; die Interessen der Stadt leiden darunter, indem sich ihre Lasten um alle die Kosten vermehren, welche die neuangelegten Quartiere verursachen, ohne daß darum die Ausgaben für die mehr und mehr sich entvölkernden Quartiere abnehmen. Endlich ist es eine ziemlich ernste Sache, wenn das nur 60 Lieues von der Gränze gelegene Paris sich freiwillig der natürlichen Wälle beraubt, womit die nahen Hügel es umgeben, und in die Ebene hinabsteigt, wo es jedem Angriff offen steht.

Merkwürdig ist der Gang, den die Erweiterung der Stadt, oder vielmehr die Fixirung ihres Centrums verfolgt. Anfangs auf die Seine-Insel (die alte Cité) beschränkt, überschritt sie in ruhiger Zeit die Seinearme, erstieg die Höhen des linken Ufers, und trocknete die Sümpfe auf dem rechten aus. Der König, um aus der dumpfen Atmosphäre der trüben Altstadt herauszukommen, wählte sich einen Wohnplatz der Insel St. Louis gegenüber, wo jetzt der Quai de St. Paul ist, und breitete sich südöstlich aus gegen den Tempel und den Bastilleplatz hin. Als den Mittelpunkt der damaligen Stadt kann man den Greveplatz bezeichnen, wo jetzt das Hôtel de Ville ist. Unter Franz I aber that Paris einen ungeheuren Schritt aus seinem bisherigen Kreis hinaus. Es bestand der alten (damals außerhalb Paris liegenden) Kirche St. Germain l'Auxerrois gegenüber ein Feudalschloß, wo die großen Vasallen ihren Lehenseid leisten mußten; schon Karl V hatte diesen Bau, das Louvre, im Geiste seiner Zeit ausgeschmückt, Franz I fing an, hier einen Palast zu bauen, und als Heinrich II vor dem Palaste Tournelles in einem Turnier umgekommen war, zog der Hof ganz nach dem Louvre, und dem Hofe, der alles, was Reichthum, Pracht und Eleganz heißt, umfaßte, folgten natürlicherweise die Kaufleute, den Käufern die Verkäufer. Heinrich IV verband das Louvre mit dem Tuilerienpalast, den der Baumeister Philibert Delorme für Katharina von Medici gebaut hatte, aber er fühlte bereits den Nachtheil, den es hatte, den Mittelpunkt der Stadt so zu verrücken, und er ging mit allerhand Planen um, in dem älteren Theile der Stadt Centralplätze anzulegen, in welchen die Hauptstraßen, die nach den Provinzen zu nennen wären, einmünden sollten.

Allein dieß waren unmächtige Plane, die Bevölkerung strömte immer mehr nach den neuern Quartieren hin, und obgleich Ludwig XIV in bedeutendem Grade ausführte, was Heinrich IV gewollt hatte, indem er manche Banten, theils zur Pracht, theils zum Nutzen in den verschiedenen Richtungen der Stadt anlegte, so konnte er doch nicht verhindern, daß nicht die Bevölkerung immer mehr um das Louvre und die Tuilerien sich drängte, und ostwärts von diesen sich ausbreitete. Diese Bewegung war so entschieden, daß der Mittelpunkt der Stadt, wenn auch nicht gerade der physische, der zuerst von der Cité nach dem Grève-Platz, von da nach der Halle gerückt war, sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Palais-Royal befand. Dieß wurde im Jahre 1782 neu erbaut, und man bemerkte schon damals, daß der Herzog von Orleans gewiß die Bewegung der Bevölkerung deutlich erkannt.

Die Revolution und die kaiserliche Regierung machten hierin keine Veränderung: die Bürgerschaft war mehr verarmt, und wenn auch unter Napoleon der Staatsschatz reich war, so war es doch die Mehrzahl der Bürger immer noch nicht. Aber mit dem Frieden, mit dem Aufblühen des Handels und der Industrie strömte eine ungeheure Menge Menschen nach Paris, und diese siedelten sich immer weiter ostwärts von dem Palais-Royal an, so daß bald nicht mehr dieses, sondern die Börse, also ein der alten Circumvallation von Paris, den Boulevards, sehr nahgelegener Punkt, das Centrum wurde, sich immer mehr Luxus und Reichthum in dieser Gegend niederließen und wie natürlich die reichen Magazine und Läden nach sich zogen. Diese befinden sich jetzt in der Rue Vivienne, Rue Richelieu und den zunächst liegenden Boulevards. Die Stadt scheint nun bereits über ihre Mauern hinaus sich auszubreiten, und bald wird sie das Thal, in welchem sie entstand und heran-

Digitized by Google

wuchs, verlassen und sich über die Felder hin ausdehnen, gegen Neuilly hin, wo ein neuer Sitz des Königthums ist, und wo die Seine durch eine starke Krümmung sich Paris wieder bedeutend nähert. Es sind schon mehrere Versuche gemacht worden, dieser Aenderung Einhalt zu thun, bis jetzt aber immer mit schlechtem Erfolg.

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Fortsetzung.)

Steppenbrände. (Schluß.)

Das Verfahren der Leute bei den Steppenbränden, die sie mit Fleiß veranlassen und mit Vernunft leiten, weil sie es dem Graswuchs heilsam halten, ist interessant, und die Vorkehrungen dabei eigenthümlich. Setzen wir den Fall, daß ein großer Edelmann einen großen Theil seiner Steppe, und ein solches Stück kann oft 50 bis 60 Werste im Umfang haben, abbrennen wolle, um seine Weide zu verbessern, so läßt er alsdann zunächst das ganze Stück von einigen hundert in Thätigkeit gesetzten Pflügen mit Furchen umziehen, um seine Nachbarn, die Aecker u. s. w. vor dem Feuer zu schützen, mit drei-, vier- bis achtfachen Furchen, je nach der Größe der Gefahr und nach der Entzündbarkeit des benachbarten Feldes. Befinden sich auf der so umzogenen Steppe noch Enclaven, die ebenfalls geschützt werden sollen, als z. B. Häuser, Heumagazine, Ackerfelder u. s. w., so werden sie ebenfalls mit Furchen umzogen. Nach der Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel begeben sich alsdann ein paar Duzend Menschen mit Heuwischen, die sie brennend an langen Stäben halten, auf die trockene Steppe, und stellen sich in gleichen Entfernungen in einer Linie auf, welche die Richtung des Windes senkrecht durchschneidet, und ein jeder zündet vor sich das Heu an. Anfangs ist die Flamme nur ein kleines Licht, brennt aber rund um sich herum, erweitert und verbreitet sich fortschreitend mehr und mehr, und verbindet sich mit der Flamme des Nachbars, bis dann alle nur eine große, unabsehbare Rauch- und Feuerlinie bilden, und so regelmäßig und ruhig mit dem Winde innerhalb der bezeichneten Gränzen vorschreiten. Alle harten Kräuter brennen dabei bis auf die Wurzel aus, und die ganze Steppe wird mit einem Aschenschleier überzogen. Die Leute verfolgen den von ihnen erregten Brand nun beständig, und umgeben ihn auch auf den Seiten, da ihn zähmend und tödtend, wo er trotz der gezogenen Furchen eine Unart begehen will, da aber mit neuer Gluth nachschürend, wo er etwas ungenossen liegen ließ. Zuweilen entschlüpft aber doch, ungeachtet ihrer Wachsamkeit, den Wächtern das bewegliche Element, und es entsteht ein wilder Brand daraus. Ja zuweilen schreitet die Flamme selbst gegen den Wind ganz unerwartet rückwärts, und zwingt die Mannschaft zur Flucht; allein in der Regel geht Alles plangemäß ab. Die ganze Fläche, alle Vertiefungen und Hügelchen werden mit verkohlten Kräutern überzogen, und kommt bald ein Regen darauf, der, wie man es wünscht, die Salze und den Dünger in den Boden schlägt, so wächst dann in wenigen Tagen durch das Leichentuch der Asche ein frisches, grünes Gras lebendig und hoffnungsvoll hervor. Es geschieht dieß Abbrennen der Steppe, natürlich je nach der Beschaffenheit des Bodens, häufiger oder seltener. Manche Steppenherren lassen es alle vier bis fünf Jahre regelmäßig geschehen.

Eben so wie auf der hohen Steppe das Gras, eben so werden auch an den Flüssen hin die großen Schilfwaldungen angezündet. Freilich ist es verboten dieß zu thun, bei Strafe der Verbannung nach Sibirien, weil diese Schilfbrände nicht so gut beaufsichtigt werden können, als die Steppenbrände, und Vieles dabei mit in Rauch aufgeht, was geschont werden sollte. Allein dennoch, Sibirien und allen seinen Schrecknissen zum Trotz, lodern überall die Flußthäler kurz nach der Schneeschmelze in Feuerströmen auf. Dniestr und Dniepr sieht man in der Nacht oft auf langen Strecken hin von rothem Schein erleuchten, als wenn statt des Wassers Feuer im Thale flösse. Die Gründe zum Abbrennen des Schilfes sind hauptsächlich zweierlei: erstlich das Vertreiben der Wölfe, die, wie schon oben bemerkt, sich so zahlreich in den Schilfwaldungen versammeln, als wenn sie eben nichts als große Ratten wären, und dann zweitens, um dem jungen, aufsprossenden Schilfe Luft zu geben, das von dem alten, welches noch so von Sonne, Wind und eigener Altersschwäche gebleicht und verstümmelt dasteht, in seinem Wachsthume behindert wird. Da das Schilf, welches sechs Ellen hoch ist, gewöhnlich eine mehrere Klafter hoch auflodernde Flamme gibt, und da die Schilfrohre gewöhnlich an vielen Stellen zugleich in Brand gesteckt werden, und die Flamme sich weit und breit in den Fluß-Plannas verbreitet, so gibt dieß ein Feuer, dessen glühenden Schimmer man in einer Entfernung von vielen Meilen erblickt, besonders bei solchen Flußthälern, die, wie der Dniestr, über eine Meile breit mit Schilf erfüllt sind. Man glaubt dann den Flußlauf mit einem feurigen Widerscheinstreifen am Himmel verzeichnet zu sehen, als hätten große Vulcane ihre Schlackenströme in das Thal, sein Wasser trinkend, gestürzt.

Es ist dieß eine üble Zeit für das arme Thierleben in den Schilfen. Die Enten- und Gänseschaaren und die Pelikane sammeln sich auf den Seen- und Flußarmen zwischen dem Schilfe, und schreien und schnattern, als wollten sie sich dem Flammenstrome zur Wehre setzen. Die Habichte, Adler und Geyer und die kaum aus fremden Landen angekommenen Silberreiher fliegen auf und kreischen, unruhige Kreise ziehend, in dem wallenden Dampfe. Die Wölfe, die das Feuer gar nicht dulden können, stürzen sich truppweise ins Wasser und retten sich flüchtigen Fußes, uneingedenk der zarten Lämmer und alle Mordgedanken vergessend an das entgegengesetzte Ufer, wenn ihnen hier nicht wieder ein neuer Brand entgegenschreitet und, noch mächtiger als der vorige, sie wieder aus Qualm und Feuer in die Fluthen stürzt. Die Flammen gewinnen dann am Rande der Flußarme, wo das Schilf immer am höchsten steht, so viel Kraft, daß sie mit Riesenzungen über das Wasser hinlecken, als wollten sie auch dieses entzünden. Ist der Flußarm nicht zu breit, so schlagen sie, von beiden Seiten her sehnsüchtig zu einander sich neigend, und gegenseitig sich erhitzend,

Digitized by Google

hoch über dem Waſſer zuſammen und feiern mit gewaltigem Auf- und Abſchwingen ihre Verbindung. Sie ſind dabei keineswegs an das Schilf und Geſträuch gefeſſelt, ſondern wunderbar löſen ſie ſich zuweilen völlig von der Nahrung gebenden Baſis, und ſchwingen ſich frei und ungebunden über dem Waſſer mit röthlichem Schimmer aus dem Qualm hervorblickend. Es ſind dann vielmehr die aus den Pflanzen entwickelten Gaſe, die da brennend und glühend ſich oft thurmhoch über dem ganzen Feuermeer erheben. Viele ſchädliche Wölfe, die dabei vor Angſt faſt zu Lämmern werden, kommen allerdings dabei um. Aber auch viel nützliches Geflügel verbrennt ſich dabei das Gefieder, Enten, die ihre Eier nicht verlaſſen wollen, und auf ihrer Brut das Leben verhauchen, Reiher und Trappen, die dumm um das Feuer kreiſen, und wohl gar mitten in die Flamme hineinſchießen; Haſen, die den Wolf hinter ſich und die Flamme vor ſich ſehen, und Schnepfen und andere Vögel, die in ganzen Schaaren ſich willig in dem Feuer braten.

Trotz aller Verbote und Beſtrafungen wiederholen ſich dieſe Schilfbrände des Dnieſtrs und Dniepers alljährlich ſo pünktlich, wie der Frühling und das Ergrünen der Bäume, und es wird wohl ſchon ſeit Jahrtauſenden und mit dem Boryſthenes und Tiras der Alten derſelbe Fall geweſen ſeyn. Um ſo auffallender, daß bisher noch kein Reiſender von dieſem doch in ſo vieler Hinſicht intereſſanten Frühlingsleuchten der Steppenflüſſe geſprochen hat.

(Schluß folgt.)

Sitten und Legenden im ſchwarzen Gebirge.

(Aus der France litteraire.)

Eine der Gegenden Frankreichs, die für Reiſende, Naturforſcher, Geſchichtſchreiber und Dichter immer am meiſten Intereſſe haben werden, iſt die Bergkette, welche ſich von der Mündung des Adour bis an die Ufer des mittelländiſchen Meeres hinzieht. In ernſter Größe ſieht man hier die Trümmer aufgeſchichtet, welche Zeugniß geben von den furchtbaren Zerſtörungen, die einſt unſere Erde erlitten; man trifft dort bald auf jene kalte, düſtere Natur, wie ſie den Ländern gegen den Nordpol zu eigen iſt, bald jene üppige Pracht des Pflanzenwuchſes, jene heiße mit Wohlgerüchen erfüllte Atmoſphäre, dieſen bald tiefblauen, bald purpurnen Himmel, der die Gegenden des Aequators ſo reizend macht. Wirft man bei dem Anblick der Pyrenäen auch einen prüfenden Blick auf ihre Bewohner, ſo findet man ſich nicht minder gefeſſelt durch dieſe Vereinigung ſo vieler verſchiedenartiger Geſichtsbildungen, Trachten, Sprachen und Sitten, die eben ſo viel eigene Schöpfungen auf demſelben heimathlichen Boden ſcheinen. Abwechſelnd bald von afrikaniſchen oder griechiſchen Stämmen, bald von Iberern und Celten bewohnt, haben ſich in den Pyrenäen vielfältige Ueberlieferungen ihrer ehemaligen Beſitzer erhalten. Die heidniſche Götterlehre vereint ſich noch immer mit den katholiſchen Religionsgebräuchen, und die Mythen der Phönicier und Gallier werden von den Gebirgsbewohnern nicht weniger feſt geglaubt, als die Lehren des Chriſtenthums. Tiefe Höhlen ſind jetzt noch wie zur Zeit der Troglodyten-Tempel Orte der Verehrung für ſie, ſchroffe, ſenkrechte Felſen erſcheinen ihnen als Gräber, wie in den Zeiten, wo Aleid die Tochter des Bebrix unter gigantiſchen Granitmaſſen begrub, und der Hirte ehrt heute noch die ſeltſam geformten, einzeln ſtehenden Felsſtücke, wie der Ziegenhirte des Atlas ein Bethel (Gotteshaus) verehrte, wie der Druide, der ſein Opfer ſchlachtete und es zu den Füßen eines Menhir, eines Dolmen, eines Roulet, Lichaven oder auf einem Lawimen opferte, ſo bewahren auch jetzt noch die Wälder, alte Bäume, Seen und Brunnen ihre geheime ſchützende oder Schaden bringende Kraft, wie zur Zeit, wo der Celte ſeinen Eſus unter der Geſtalt einer Eiche oder Rothbuche verehrte, und wo der Ahriman der Gallier eine ſo große Macht über die Gemüther ausübte.

In den Pyrenäen ſelbſt, wo die Fremden in Maſſe nach den Bädern ſtrömen, ſich dann über die ganze Gegend ausbreiten und bis zu den einſamſten Weilern dringen, ſieht man augenſcheinlich dieſe abergläubiſchen Meinungen abnehmen, da ihnen jeder Tag etwas zuſichert, was ihre Ideen reinigt und ihnen die Sachen in anderem Lichte zeigt. Nicht ſo iſt es in dem ſchwarzen Gebirge, einem Gliede der Pyrenäen, welche dieſe mit den Cevennen und dem Gevaudan verbindet, und das Departement des Aude von dem Tarn-Departement ſcheidet. Dieſer ſo reizende und romantiſche Erdſtrich trägt eben durch ſeine Abgeſchloſſenheit, mehr als irgend ein anderer, noch den Stempel ſeiner ehemaligen Bewohner. Wenn der Gebirgsbewohner in den Wäldern von Lacaune oder in den Umgegenden von Angles, in ſeinen Briſaout gekleidet (eine Art von Dalmatina oder Lacerna), mit ernſter Würde die Thaten der Faſſilières und der Armaciés erzählt, ſo erinnert er lebhaft an den Gallier, der einige Miſtelblätter auf der Bruſt trug, um ſich vor Bezauberung zu ſchützen, oder an den Taſconen, der in dem Fluge der Raben und dem Geſchrei der Eule Vorbedeutungen fand. Die böſen Geiſter ſpielen, wie ſich dieß wohl von ſelbſt verſteht, eine große Rolle in dem Aberglauben dieſes Hirtenvolkes. Die Dufien der Gallier, die Palamneen der Römer haben ſich bei ihnen in den Faſſilières fortgeſetzt, eine Geiſterſchaar, die ihre Macht bald freundlich, bald verderbenbringend in allen Lebensverhältniſſen der Bergbewohner zeigt und übt.

Die Faſſilières haben ein Oberhaupt, das Tambourinet heißt; nach dieſem kommt der Drac, der ganz daſſelbe iſt, was der Kelpie bei den Schotten; dann kommt die Saurimonde, welche bei den Schotten unter den Namen Seuſſie oder Prownie bekannt iſt. Jeder dieſer Geiſter folgt demjenigen, in deſſen Haus er ſich feſtgeſetzt hat, überall hin, er folgt ihm in die verborgenſten Winkel ſeiner Wohnung, vorzüglich aber liebt er den Stall und ſäuft den Kühen die Milch aus. Der Drac iſt der ſchelmiſchſte und poſſierlichſte unter den Faſſilières, er fügt nie bedeutenden Schaden zu, ſondern übt Schelmereien, wie man ſie wohl als Studenten- oder Pagenſtreiche bezeichnet. Wenn ein fleißiger Stalljunge die Mähne ſeines Maulthieres geflochten hat, ſo kommt der Drac und verwirrt ſie wieder; hat er Heu in die Krippe gethan, ſo wirft es dieſes wieder heraus, ſtreut es auf dem Boden umher und füllt die Krippe mit Miſt. Steht ein Pferd reiſefertig gezäumt, ſo dreht es boshafter Weiſe den Sattel um, der Schwanzriemen geht über die Ohren und der Zaum iſt in den Schweif gewickelt. Dann verwandelt er ſich wohl auch zuweilen in ein Band oder einen Knaul, um die jungen Mädchen zu necken, die dann nicht fertig werden können, das Band auf ihrem Kopf zu binden oder einen einzigen Stich zu nähen, ohne daß der Faden bricht. Es iſt ein ſchrecklicher Plaggeiſt, der Herr Drac! aber man kann ihn doch auch wieder erwiſchen. So

Digitized by Google

z. B. legt man ein Häufchen Hirse auf ein Brett in den Stall, der Geist unterläßt nie, sie auseinander zu werfen, sucht sie aber auch jedesmal wieder zusammen zu fassen, da aber seine Hände so durchlöchert sind wie ein Sieb, so gelingt es ihm nie, und darüber geräth er in solche Wuth, daß er aus dem Stall fortläuft und lange Zeit nicht mehr dahin zurückkehrt. Die Saurimonde hingegen ist ein Muster von Falschheit und Grausamkeit. Denkt euch ein schönes Kind mit klaren blauen Augen, rosigem Mund und das Köpfchen mit reichen blonden Locken umwallt, das an einem Brunnen oder einem Kreuzweg im Walde sitzt, und unter Strömen von Thränen mit seiner sanften Stimme nach einer mitleidigen Seele ruft, die sich seiner erbarmen, es annehmen möge. Mitleidige Herzen fehlen nie auf Erden, am wenigsten bei einem Hirtenvolke. Bald ist es ein wackerer Junge, der das arme Kind unter seinem Mantel seiner alten Mutter ins Haus trägt, und sie bittet, die hülflose Waise zu erziehen. Bald ist es ein junges Mädchen, das bei dem kleinen Kreuze, das sie am Halse trägt, schwört, den lieben kleinen Bruder, den ihr die Vorsehung geschickt, nie zu verlassen. Und eines wie das andere hält sein Versprechen heilig, das Kind erwächst und wird dann meistens die Frau des Schäfers, der sie mitleidig angenommen, und der nun auf einmal sieht, daß sein Heirathscontract eine Verschreibung an den Teufel war, ja auch das Mädchen, welches in frommem Glauben die verlassene Waise aufgenommen, wird von ihr so umstrickt, daß sie ihre Seele der Hölle verschreibt.

Auch die Gespenster, welche die Römer Lemures oder Larven nannten, und welche die Schotten noch heute unter dem Namen Gobelins kennen, sind bei den Bewohnern der schwarzen Berge gefürchtet, und sie suchen sich durch eine Menge Mittel vor ihren angeblichen Verfolgungen zu schützen. In dem Kanton Labruguière z. B. laufen die Bewohner in der Dreikönigsnacht mit Klingeln, Rasseln, kurz allem, was Lärm macht, durch alle Straßen und erheben bei dem Schein der Pechfackeln und brennenden Späne alle Arten von Geschrei und einen wahrhaft höllischen Lärm, wodurch sie die Gespenster und bösen Geister zu verjagen hoffen.

In der Umgegend von Angles heißt der Hexenmeister Pary. Namentlich wird seine Weisheit angerufen, um den Fuchs von den Maiereien fern zu halten, was man dadurch erreicht, daß Zauberzeichen an den vier Ecken des Hauses angebracht werden. Dann sind die Hühner in Sicherheit. Jedoch muß der Hausherr sehr darauf achten, keine Eier den Leuten zu geben, welche einen Fuchs getödtet haben und Almosen verlangen, denn dadurch würden die Zaubersprüche sogleich ihre Macht verlieren. Die alten Weiber spielen eine große Rolle in dem Hexenhandwerk, aber wenn man sie während ihrer Verwünschungen in dem Stalle noch trifft, so kann man sie mit Hülfe einer Tracht Prügel dazu zwingen, daß sie selbst wieder das Uebel aufheben, das sie angerichtet. So z. B. wenn eines dieser bösen Geschöpfe eine Kuh verhext hat, daß ihre Euter Blut statt Milch geben, und man ertappt sie auf frischer That, ist es sehr leicht, Alles wieder in seinen natürlichen Zustand zurückzuführen. Man zwingt die Hexe, einige ihrer Zauberformeln herzusagen, und augenblicklich kommt ein kleines Milchbächlein bei der Stallthüre hereingelaufen und ergießt sich in den Leib der Kuh. Damit aber die Hexen keine Macht über die Kühe haben können, muß man ihnen Quecksilber um den Hals hängen, oder eine Kröte in einen Krug verschließen, der immer im Stall bleibt.

Sehr muß man sich in Acht nehmen, daß man die Hand einer sterbenden Hexe nicht berührt, denn man würde plötzlich selbst zur Hexe werden. Wehe den Kindern, die an dem Tage einer Schlacht zur Welt kommen. Ihre Seele kann willkürlich ihren Leib verlassen und wieder dahin zurückkehren, sie werden eine Menge Leute während des Schlafes plagen, und endlich selbst Hexen unter dem Namen Masques werden. So eine Hexe war einst unter den Schnitterleuten, und legte sich gegen Mittag zum Schlafen nieder. Da man schon lange argwöhnte, daß sie mit dem Gott-sey-bei-uns in Verkehr stehe, so zweifelte Niemand daran, daß ihre Seele diesen Augenblick erwählt habe, um einen kleinen Spaziergang zu machen. Um sich gewiß zu überzeugen, trugen sie den Körper eine Strecke weit fort, und stellten einen großen Krug an die Stelle, wo er gelegen. Wie die Seele von ihrem Ausfluge zurückkam, schlüpfte sie richtig in den Krug hinein, und wälzte diesen so lange von einer Seite zur andern, bis sie ihn an den Körper hin gebracht hatte, von dem sie dann sogleich wieder Besitz nahm.

Merkwürdig ist, daß auch diese in den schwarzen Bergen allgemein geglaubte Sage von den Alten entlehnt zu seyn scheint. Hermontius, ein Bürger aus Clazomenä, einer jonischen Stadt in Kleinasien, hatte eine Seele, die sich von ihrem Leibe scheiden und an verschiedenen Orten umherwandern konnte. Eines Tages befahl er seiner Frau, seinen Körper, wenn sie ihn unbeweglich sehen sollte, ja nicht zu berühren, diese aber achtete nicht darauf, erzählte es ihren Nachbarn, und diese kamen sogleich und verbrannten den Körper, wodurch die Seele verhindert wurde, dahin zurückzukehren, und sich genöthigt sah, in eine Vase zu flüchten, welche sie dann hin und her rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Berg Athos. Das Echo du Monde Savant vom 25 Jan. gibt als Nachrichten der schon öfters von uns erwähnten HH. Dibron und E. Durand folgende Mittheilungen über den Berg und seine Bewohner, die uns jedoch etwas übertrieben scheinen. Zwanzig von krenelirten Mauern umgebene und durch Thürme (donjons), die man das Arsenal nennt, vertheidigte Klöster, zehn Dörfer, die man Skites nennt, 240 Zellen oder kleine Pachtungen und 150 Eremitagen, alle nur von Mönchen bevölkert, deren Zahl sich auf 6000 beläuft, geben diesem gewiß einzigen Berge seine Heiligkeit. Der Hauptort dieser Städte, Dörfer und einzelnen Häuser ist die Stadt Kares, welche gleichfalls von Religiosen bevölkert und der Sitz der Mönchsregierung, so wie des Kirchentribunals ist, wo alle Streitigkeiten geschlichtet werden. Der Berg Athos ist mit 380 Kirchen bedeckt: davon finden sich 200 in den Klöstern, 100 in den Skites, 200 in den Zellen und 150 Capellen nahe bei den Eremitagen.

Die Umgebungen von Tlemsan. Ringsumher sind Gärten mit herrlichen Fruchtbäumen, und man sieht wenige so gut bewässerte Landstriche: die Einwohner zählen 2000 Brunnen in einem Raume von etwa 30 Lieues Länge. Die Frische des Wassers verbreitet eine milde Temperatur, und man athmet eine köstliche Luft. Die Bergbewohner nehmen trotz des Elends, in welchem sie sich durch die Türken versetzt fanden, an der Schönheit des Klima's Theil: sie sind schön, gut gewachsen und von hellerer Farbe, als in andern Theilen der Berberei. Das Land ist so fruchtbar, daß die Algierer niemals den Christen gestatten wollten, es zu besuchen, aus Furcht, diese möchten dadurch zur Eroberung gereizt werden. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 42.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Februar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Im Spätherbst 1836.)

4. Die Pyrenäen. — Die Basken und das baskische Haus.

Vom Kloster Roncesvalles legten wir bis zum Abend noch etwa drei starke Stunden Weges zurück. Das Gebirge bleibt auf der Strecke unverändert, man geht bergauf, bergab und bemerkt nicht im mindesten, daß sich der Boden allmählich nach dem Ebro hinabsenkt. Diese Seite ist daher von der nördlichen durchaus verschieden. Können dort auf dem steilen, unerklimmbaren Abhange nur Adler horsten, so ist dahingegen die breitere südliche Seite, obschon überall auch zerklüftet und durchschnitten, doch aller Orten noch gangbar und wie geschaffen zum Aufenthalt der Guerillas und zu ihrer Art des Kriegs. Erst wieder weiter abwärts dem Ebro zu, wo sich das Rinnwasser aus zahllosen Vertiefungen und Schluchten schon zu einem ansehnlichen Bache angesammelt hat, der nun mit immer schnellerem Lauf und heftigerer Gewalt hinabstürzt, bis auf den Grund der Felsen Alles hinwegreißt und sich endlich durch Berge und Felsen Durchbruch bahnt. Erst hier wieder verengen schroffe Felswände die Thäler, bilden sie gefährliche Defileen und erschweren oder verhindern gar alle Passage; aus diesem Durchbruch treten die Flüsse sodann in weitere Thäler ein, vereinigen sich mit einander, und fließen in ruhigem Laufe durch gesegnete Fluren dem Ebro zu. Diese Verschiedenheit in Abhang und Thalbildung der beiden Pyrenäenseiten ist hier dem Militär besonders wichtig. Doch kann man die Natur der Halbinsel überhaupt nicht genug in Betracht nehmen, um den Charakter, die Geschichte und das Leben der iberischen Völker verstehen zu lernen. Die pyrenäische Halbinsel ist ein durchaus continentales Land, wie es deren in Europa kein anderes gibt: wenn der Ocean einige hundert Fuß höher stiege, würde sie eine hoch hervorragende Insel bilden, die nur im Nordosten mit einem großen Busen am Ebrothal, im Südwesten mit einem großen Busen an der Mündung des Quadalquivir versehen wäre. Doch in diesem Fall könnte es vom übrigen festen Land nicht mehr abgeschlossen und auf sich hingewiesen seyn, als es wirklich ist. Denn das Meer umfluthet die Halbinsel auf drei Seiten, im Süden, Westen und Norden, und im Nordosten erhebt sich aus dem Flachland Frankreichs die steile Felsenkette der Pyrenäen jählings aufwärts. Die Pyrenäen, ein Kettengebirge, haben keine fruchtbaren, von reicher Bevölkerung bewohnten Längenthäler, wie die Alpen, nur Querthäler, die nach Norden hin wenig bewässert (weil die Gletscher und ewige Schneeregion der Alpen fehlen), ungangbar und wild sind, nach Süden hin jedoch wegen des längern Laufes oftmals die Natur von Längenthälern annehmen. Die Uebergänge führen nicht über Vertiefungen, sondern über den Kamm der Kette selbst, weßhalb also die Paßhöhe der Pyrenäen ihrer Kammhöhe gleichkommt, durchschnittlich etwas über 8000 Fuß, kaum geringer als die höchsten Passagen über die weit höhern Alpen. Die Pyrenäen bilden an ihrem nördlichen Abhang für den friedlichen Verkehr eine steile, perrende Mauer zwischen Frankreich und Spanien, für den Krieg eine große Operationsbarriere, die größte, welche Europa aufzuweisen hat — nicht Handel, nicht blutige Schläge können auf derselben geführt werden. Aber der südliche Abhang, das Ebrothal, das Land bis zu den Aufzügen der iberisch-cantabrischen Ketten bilden Einen großen Operationsschauplatz, der jedoch in seinen höhern Theilen auch nur von leichten Truppen benutzt werden kann, hier am geeignetsten für Guerillas, von regulären Truppenmassen aber nicht zu überwinden ist. Nur ein solches, von der einen Seite hochumwalltes, von der andern leicht zu vertheidigendes Gebirgsland konnte durch Jahrtausende hindurch unverwüstlich ein Volk in seinen Sitten, seiner Sprache, seiner ganzen Art erhalten, von dem anderwärts keine Spur mehr zu entdecken ist. Andrerseits mußte das Festhalten der Basken auf dem Gebirgswall an ihrer Volkseigenthümlichkeit eine neue Schranke zwischen Frankreich und Spanien ziehen und die Kluft zwischen den beiden romanisirten Ländern noch vergrößern, welche die Natur bereits so entschieden für alle Zeiten zwischen ihnen gezogen hat. Spanier und Franzosen, wie an Charakter durchaus verschieden, stoßen sich und gehen auch auf dem Gebiete der Politik von einander ab, weit aus einander; aber eben dieser Gegensatz schon weist Spanien auf Deutschland hin,

Digitized by Google

welches in demselben einen um so gewichtigern Bundesgenossen erkennen muß, als dessen Lage an zwei großen Meeren, die sich an seiner Küste entlang verbinden, mit der Zeit von immer höherer Bedeutung wird. Denn der Orient und Nordafrika treten wieder in nähere, mächtig einwirkende Beziehungen zu Europa, und das Mittelmeer wird nicht minder wieder ein wichtiger Schauplatz für die Kriegsentscheidung als für den Weltverkehr. — Ich kehre zur Reise zurück.

Schon dunkelte es, als wir das dem Kloster von Roncesvalles zunächst gelegene baskische Dorf erreichten, die erste Ortschaft von Valcarlos aus. Es hatte eine Christinische Besatzung, war leicht gegen einen Ueberfall von Infanterie befestigt, und seine Kirche zu einem Redut eingerichtet. Wir befanden uns auf der Militärlinie von Pamplona nach Valcarlos, und, wohl zu bemerken, war dieses Dorf der erste feste Posten von dem Gränzort aus, also einen Tagemarsch davon entfernt. Dieß bestätigt das oben über die Operationsbarriere der Pyrenäen Gesagte vollkommen. Der Engpaß an sich kann weder genommen noch gehalten werden, weil er seitwärts unzugänglich ist: ihn beherrscht derjenige vollständig, in dessen Händen sich seine nächsten Zugangspunkte befinden. Auf der südlichen Seite hingegen mußte jeder irgendwie taktisch bedeutsame Punkt gehalten, bewacht werden, wollte man nicht sofort die ganze Linie unterbrechen lassen; denn hier ist von allen Seiten freier Zugang für die berggeübten Guerillas.

Wir gingen noch eine Stunde weiter. Es schneite unaufhörlich. Mich dünkte wir hätten den Hauptpfad verlassen. Wir befanden uns auf einem ganz ungebahnten Wege; doch die Arrieros, ja selbst die Maulthiere waren bei Schnee und Dunkelheit nie über die zu nehmende Richtung unschlüssig — man hätte meinen sollen, sie folgten ihrem Instincte. Ueber die Mühseligkeit eines solchen Marsches macht man sich schwerlich einen richtigen Begriff. Oftmals stolperte man lang hin, oftmals sanken wir bis an die Arme in den Schnee, der eine half dabei dem andern. Auch die Esel stürzten mitunter, namentlich die vordern. Das ist eine große Noth, den armen Thieren wieder auf die Beine zu helfen. Die schwere Last macht sie unbehülflich, hält sie am Boden nieder. Sie strecken ihre vier Beine von sich, ziehen den Hals lang und rühren sich nicht. Dann faßten wir Alle ihren Pack, und hoben mit diesem den Esel selbst in die Höhe. Der Esel muß das gelenkeste und zäheste Thier der Welt seyn; wenn ich glaubte, er hätte im Fall alle Knochen zerbrochen, ging er, wieder aufgehoben, seinen alten, ruhigen Paßgang ohne Zögern weiter. Später habe ich oftmals einen Esel vom Felsen Hals über Kopf hinunterrollen und unten unverletzt wieder aufheben sehen. Diese Eigenschaft macht ihn besonders als Lastthier für den Gebirgskrieg sehr geeignet.

Als ich mich nach einer warmen Herberge zu sehnen anfing, trat der Major mit einem Vorschlage hervor, dessen Befolgung die unangenehmsten Folgen für mich hatte. Seine Cameraden oder Untergebenen — im Aeußern unterschieden sie sich gar nicht — sollten mit den Thieren und dem Gepäcke nach dem nächsten nicht mehr fernen Christinischen Posten, der größern Sicherheit wegen, weiter ziehen, und dort die Nacht zubringen; da dort indessen kein Lager, keine Ruhe, kaum Essen zu finden wäre, so sollte ich mit ihm nach einem seitwärts von der Linie gelegenen Dorfe gehen, wo wir in einem ihm befreundeten Hause Obdach und alle Bequemlichkeiten finden würden; er wisse genau, daß in diesem Dorfe sich kein Carlistischer Soldat aufhalte, und für die treue Gastfreundschaft der Wirthsleute könne er sich verbürgen. Offenbar wünschte der Major sehnlichst, in dem bezeichneten Hause zu übernachten. Was sollte ich thun? Wenn die Arrieros Schurken waren, konnten sie mich ja ohnehin jeden Augenblick meuchlings morden, und mich in den nächsten Abgrund hinabwerfen, wo kein Auge mich entdeckt hatte, es sey denn das wilder Thiere. Auch die Aussicht auf ein gutes Nachtessen und auf ein Bett, woran in den von Soldaten besetzten Orten gar nicht zu denken war, hatte viel Anziehendes. Ohne Zögern nahm ich daher den Vorschlag des Majorals an, und wir legten, während die übrigen mit den Maulthieren und meinen Sachen weiter zogen, seitwärts noch einen höchst unbequemen Weg von wenigstens einer Stunde zurück, durch tiefen Schnee watend, zur Abwechselung in Gräben und andere Vertiefungen fallend, ehe wir übermüdet und halbzerquetscht beim ersehnten Dorfe anlangten. Das war ein ächt baskisches Dorf, hoch im Gebirge, und ich will daher unserm Nachtquartier eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

(Schluß folgt.)

Vegetation der südrussischen Steppen am Pontus.

(Schluß.)

Heuernte in den Steppen.

So viel also von den Arten der Gräser und der Weise, den Steppenrasen zu bedüngen. Was nun aber das Trocknen der Grashalme zur Conservirung ihrer nährenden Säfte oder mit einem Worte „das Heumachen" betrifft, so ist die gewöhnliche Zeit dafür in den Steppen der Anfang und die Mitte Junius. Es kommen dabei eine Menge kleiner Eigenheiten vor, die als Folge von Eigenthümlichkeiten dieses Landes und seiner Vegetation dasselbe charakterisiren, und die daher hier einer Erwähnung verdienen.

Zuerst mähen sie durchweg nur einmal im Jahre, denn die Steppe hat in den trocknen Monaten Junius, Julius und August zu wenig Kraft, um neue Halmen zu treiben, da sie in dieser Zeit vielmehr fast eben so todt, wie im Winter daliegt; im September und October gibt es freilich wieder Regen und Gras, jedoch wird dieß Herbstgras zum Mähen nicht hoch genug, und man läßt es daher bloß vom Vieh abweiden. Es macht die Heuernte den Steppenbewohnern nicht halb so viel Umstände, als uns in unserem feuchten Deutschland, wo wir das Gras Tage lang liegen lassen, trocknen, zusammenmachen, wieder auseinanderbreiten, und wieder trocknen müssen, bis man endlich einmal das Glück hat, es heimfahren zu können. In den Steppen gehen gleich hinter den Mähern Mädchen und

Digitized by Google

Burſche her, die das gleich trockene Heu in kleinen Haufen, welche ſie „Kopuzhen" nennen, zuſammenlegen. In dieſen Haufen bleibt es einige Tage ſtehen, und wird alsdann heimgefahren, oder für die Ueberwinterung zu größeren Haufen aufgeſetzt, die ſie „Skirten" nennen. Ja, in der Mitte oder Ende Junius iſt die Trockniß gewöhnlich ſchon ſo groß, daß die Sache noch kürzer wird. Sie fahren alsdann nämlich mit einigen Wagen auf die Grasſteppe, mähen und packen unmittelbar auf, und fahren entweder ſogleich heim, oder auch wohl, wenn ſie Geld nöthig haben, auf der Stelle aus der Heuwieſe zu Markte, und verkaufen noch das Heu am Tage der Ernte. Sie fürchten auch gar nicht, das Heu ſelbſt noch ein bißchen feucht aufzuſtapeln, denn ſie behaupten, es trockne ſchon von ſelbſt nach, und wiſſen nichts davon, daß die Gräſer ſich ſo erhitzen und in Brand gerathen können, wie ſie es bei uns thun.

Jene großen Haufen, in welchen ſie das Heu aufſpeichern, und die ſie „Skirten" nennen, errichten ſie entweder auf ihren Gehöften, oder auch in Mitte der Steppen. Es haben dieſelben immer ein beſtimmtes Maaß: in den ſüdlichen Steppen 10 Faden Länge, 2½ Faden Breite, 2½ Faden Höhe und 7½ Faden im Ueberwurf, d. h. wenn man einen Strick über ſie hinwirft von dem Fuße der Skirte auf der einen Seite zum Fuße auf der anderen, ſo muß dieß gerade 7½ Faden betragen. Eine ſolche Skirte hält 20 bis 25 Fuder Heu, und koſtet 80 bis 100 Rubel; in Hungerszeiten aber ſteigt ihr Preis auch auf 1000 bis 1500 Rubel.*) Solche häuſerhohe Skirten ſetzen ſie nun eine hierhin, eine dorthin, wenn ſie auf baldigen Verkauf rechnen. Wollen ſie das Heu aber länger aufbewahren, ſo ſetzen ſie 50, 60, ja bis 100 Skirten in parallelen Reihen bei einander, und umziehen ſie mit einem Wall und Graben. Das Ganze hat dann, da die Skirten ſo hoch und lang ſind, wie große Gebäude, das Anſehen eines Dorfes. Das Heu ſetzt ſich in dieſen hohen Haufen mit der Zeit ſo feſt, daß es darin gegen Wind und Unwetter faſt ſo gut geſchützt iſt, wie in unſern Scheunen.

Da es in den noch ſchwach bewohnten Steppen gewöhnlich an Arbeitern fehlt, und daher der Taglohn hier immer bedeutend hoch iſt, dabei aber die Gränzländer der Steppen auf der andern Seite gerade zu den allerbevölkertſten des ruſſiſchen Reichs gehören, ſo namentlich das nördliche Kleinrußland, Podolien, die Ukraine, ſo wandern den ganzen Sommer hindurch eine Menge Menſchen aus dieſen Gränzländern in die Steppen, um ſich ein Stückchen Geld zu verdienen. In der Regel beträgt der Lohn eines Mannes, eines gewöhnlichen „Koſſar" (Mäher), der weiter nichts als Heumahen verſteht, in der Zeit der Heu- und Kornernte einen bis anderthalb Rubel, der eines Weibes 70 bis 80 Kopeken (5 gute Groſchen), der eines Kindes 20 bis 30 Kopeken. Allein in Jahren geſegneter Ernte ſteigt dieſer Lohn bedeutend, bis auf 3, ja auch 5 Rubel 1½ Thaler) für einen Arbeiter; ſolche Jahre waren 1825, 1826, 1829 und andere. Im Jahre 1829 ſtand der Taglohn ſo hoch, daß ſelbſt die kleinen Bürgersleute aus Odeſſa auf die Steppe hinauswanderten, die Kaufleute und die Mägde und Bedienten liefen weg, um ſich als Knechte bei den Bauern einen höhern Lohn zu erwerben. In ſolchen Zeiten nehmen dann die Bauern Alles in ihren Dienſt, was da nur mit zwei geſunden Armen kommt, panski ludi (Herrenleute), wie kasakhi (freie Leute) aus Poltawa und Kiew, Schlachtizen (kleine Edelleute) aus Polen, wie meschtschane (kleine Bürger) aus Odeſſa. Wenn es in der Ukraine nun heißt: „In der Steppe waltete dieſes Jahr Gottes Segen, und es wird auf Feldern und Wieſen viel Arbeit geben," ſo wandern dann die Leute in langen Zügen hin, und Alles ſchafft und rafft auf der Steppe, wie es mag und kann.

Man miethet dieſe „Koſſari" (Mäher) auf den Bazaren (Märkten) von Odeſſa, Jekaterinoslaw, Nikolajew und Balta, wo die ſich Anbietenden ſich verſammeln. Da ſtehen ſie dann, von der Sonne und dem Steppenſtaube geſchwärzt, wie die Mohren auf den Sklavenmärkten herum, Mann, Frau und Kinder, Freundin mit Freundin, Landsmann mit Landsmann, und warten ab, daß ſie Jemand kaufe. Doch hängen immer mehrere zuſammen und wollen ſich nur likenweiſe verkaufen. Dann kommen nun die deutſchen Coloniſten und die Beamten der Edelleute mit zwei oder drei Wagen zur Stadt gefahren, laden auf, was ſie fortbringen können, und jagen damit in die Steppe, wo ſie ihnen ihre Arbeit anweiſen. Die „Panski Ludi" nehmen ſie lieber als die „Kaſakki," weil ſie mit der ſchlechteſten Koſt, ja mit Allem zufrieden ſind. Die „Schlachtizen" bekommen von allen den geringſten Preis, weil ſie träg, ſtolz und voller Anſprüche ſind; ſo claſſificiren die Landwirthſchafter ſie. Der Reiſende aber kann ſie nur alle mit einander in die Claſſe der ſorgen- und harmloſeſten Menſchen ſetzen, die ein weit zufriedeneres Gemüth haben, als ihre reichen Steppenherren. Die Weiber beſonders ſingen beſtändig bei ihren Arbeiten, ja ſie treiben es in dieſer Hinſicht weiter als die Lerchen; denn ſie hören ſelbſt in der Mittagshitze nicht auf zu ſingen, auch bei der ſchwerſten Arbeit nicht, wenn ſie z. B. in beſtändig gebückter Stellung Garben binden. Und wenn die Männer ſich des Abends auf ihren Pelzen mitten auf der Steppe neben ihren Senſen und Heuhaufen zur Ruhe legen, hört das Geſchwätz die halbe Nacht nicht auf. Während der Reiſe ſieht man ſie oft auf ihren Ruheplätzen ſingen und tanzen. Einmal ſetzte ich mich zu einer ſolchen Geſellſchaft Koſſari, die aus der Ukraine gewandert kam; ſie flickten ihre ganz zerlumpten Paſteln.*) Als ſie damit fertig waren, legten ſie ſie an, betrachteten unter allerlei Späßen und Faxen ihr Werk, und fingen dann auf das luſtigſte an zu tanzen, indem ſie dabei immer mit großer Freude ihre neugeflickten Paſteln betrachteten.

Wie glücklich, daß gerade ein ſo genügſames Volk in die ſonſt ſo öden und unwirthlichen Steppen kommen mußte!

*) Es frägt ſich wohl, ob die Intenſität des Viehhungers bei uns in Deutſchland je in dem Verhältniß von 1 zu 15 verſtärkt wird, wie in den grasreichen Steppen?

*) Die ruſſiſchen Sandalen.

Digitized by Google

Alterthümer in Malta.

Die neueſten Journale aus Malta erwähnen ſehr ausgedehnter und intereſſanter Höhlen, die man neuerdings bei Crendé (?) in der Nähe von Macluba, etwa 6 engliſche Meilen von Valetta, auffand. Dieſe Höhlen waren lange Zeit durch einige rieſenhafte unbearbeitete Steinmaſſen maskirt, die augenſcheinlich durch Menſchenhände dahin transportirt worden waren. Am 24 October fand hier ein Erdſchlipf ſtatt, und legte deutlich den Plan eines Hauſes, das aus drei Abtheilungen beſtand, zu Tage. Die Grundlagen dieſes Baues waren cyklopiſch, und innerhalb wie außerhalb entdeckte man Fragmente von derſelben Bauart. Auch fand man Thierknochen, Töpferbruchſtücke, acht groteske Idole und eine Statue, alle verſtümmelt. Die Idole haben Aehnlichkeit mit dem neuentdeckten Bacchus zu Pompeji, den man jetzt ins bourboniſche Muſeum zu Neapel gebracht hat. Mit Ausnahme eines einzigen, der aus Terra cotta iſt, ſind alle aus der Terra dura von Malta. Man hofft, noch Manches zu entdecken. Die Gelehrten und Alterthumsforſcher halten dieſe Höhlen für Gräber. (Echo du Monde Savant vom 22 Januar.)

Sitten und Legenden im ſchwarzen Gebirge.

(Fortſetzung.)

Nachſtehendes ſind einige der auffallendſten Gebräuche und Meinungen:

Geburt. In der Gemeinde von Dourgne wird ein Kind nie den nämlichen Weg zur Taufe getragen, welchen man mit den Leichen machen muß. Faſt überall in den ſchwarzen Bergen ſchneidet man keinem Kinde die Nägel, ſo lange es noch geſtillt wird, weil dadurch ſonſt das Kind Luſt zum Stehlen bekommen würde.

Heurathen. Die Römer hielten den Monat Mai für eine ungünſtige Zeit zum Heurathen. Malum mense Maio nubere. Und dieſer Monat iſt auch bei den Bewohnern der ſchwarzen Berge von den jungen Leuten als unpaſſend zum Heurathen verrufen, denn ſie ſagen, es ſey unſchicklich, ſich in der Zeit zu verheurathen, wo die Eſel verliebt ſeyen. Wer Kinder haben will, darf ſich an keinem Freitag trauen laſſen. Auch der alte Gebrauch, den ſich Vermählenden ein Joch auf den Nacken zu legen, von welchem ſich das lateiniſche Wort conjugium herſchreibt, iſt noch bei einigen Gemeinden der Landſchaft Caſtrais in Gebrauch. In Angles wird der jungen Frau, wenn der Hochzeitzug für vor das Haus ihres Mannes führt, von ihrer Schwiegermutter ein Krug und ein Beſen überreicht. Dieſer Gebrauch iſt daſſelbe, was bei den Lateinern die Anrufungen des Gottes Domitius waren, damit die junge Frau fleißig das Hausweſen führe. Die Neuvermählte fängt ſogleich an den Boden zu beſprengen und das Zimmer auszukehren, dann tritt ſie mit dem Krug und dem Beſen auf dem Haus und ſetzt ſich davor nieder. Sie hat an einer Seite ihres Gürtels ein Nadelkiſſen voll Stecknadeln, an der andern einen leeren Geldbeutel. Die Hochzeitgäſte legen Geld in denſelben, was man: „die Stecknadeln der Braut bezahlen“ nennt.

Bei den Römern warf der Neuvermählte Nüſſe den Kindern zu, um damit anzuzeigen, daß er den Kinderſpielen entſage. In Gaillac kommen auch Nüſſe bei den Vermählungsfeierlichkeiten vor. So wie das Brautpaar vor dem Altar kniet, werfen ihnen die Umſtehenden Nüſſe auf den Rücken, und derjenige, welches am erſten nach den Angreifenden umſieht, iſt dann der Theil, welcher am eiferſüchtigſten ſeyn wird. — In der Landſchaft Caſtrais ſtehlen an dem Tag einer Hochzeit die jungen Burſche Kohl, um dem Brautpaar eine Suppe zu kochen, welche ihm während der Brautnacht gebracht wird. Es wäre ein Verſtoß gegen den allgemeinen Gebrauch, wenn der Kohl dazu nicht geſtohlen würde.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen aus einer andern Ortſchaft heurathet, ſo verſammeln ſich die jungen Leute aus dem Dorfe der Braut vor der Kirche, und laſſen das Brautpaar nicht eher hinein, als bis der Bräutigam eine beſtimmte Summe bezahlt hat. Will aber ein Wittwer wieder heurathen, ſo hat er in den ſchwarzen Bergen nicht allein eine Katzenmuſik auszuhalten, wie dieß wohl in vielen Orten der Gebrauch iſt, ſondern er muß auf einem Eſel reiten, und wird in eine Hühnerſteige geſperrt, in welcher man ihm aus einem Horn Wein zu trinken gibt, welches ihm aber, da es zuerſt die Reihe bei allen Anweſenden durchmachte, erſt ziemlich beſchmutzt zukommt.

Die Griechen und Römer hatten Trauerweiber, welche dem Leichenzuge vorangingen, und von einer Frau angeführt wurden, welche den Ton angab, nach welchem die Thränen und Klagen geſtimmt wurden. In einigen Theilen der ſchwarzen Berge hat ſich dieſer Gebrauch erhalten, nur daß die Trauerweiber dort hinter der Leiche hergehen. — Auf dem Plateau le Prade verſammelt ſich der Leichenzug nach dem Begräbniſſe vor dem Hauſe des Verſtorbenen. Zwei der nächſten Verwandten deſſelben nehmen, der eine einen Krug mit Waſſer, der andere eine Serviette, und jeder der Anweſenden, die Verwandten zuerſt, waſchen ſich die Hände und trocknen ſie mit der Serviette ab. Wenn dieß geſchehen iſt, wird die Serviette weggeworfen, meiſtens auf das Dach des Verſtorbenen. — In Cecouſſens bedecken die Weiber ihren Kopf mit einem großen Leintuch und ſtellen einen Korb darauf, in welchem ein Brod und vier Bouteillen Wein iſt, ſie ſtellen dann Brod und Wein auf den Altar, und beides wird nach dem Trauergottesdienſt der ärmſten Perſon des Kirchſpiels gegeben. — Das Todtenmahl, welches faſt zu allen Zeiten und bei allen Völkern gehalten wurde, wird vorzugsweiſe in den ſchwarzen Bergen gefeiert. In Cecouſſens iſt es ſtrenger Gebrauch, eine Schüſſel Bohnen bei dem Todtenmahl zu haben; wieder in andern Ortſchaften darf man nicht dabei trinken. Wenn in Labruguière Jemand aus einem Hauſe ſtirbt, ſo binden die Bewohner deſſelben ein Stück ſchwarzes Zeug an die Bienenſtöcke, und wenn in Lacaune der Hausherr ſtirbt und Bienen beſaß, ſo wird ein altes Kleid von ihm in den Garten unter die Bienenſtöcke gegraben, damit auch ſie Antheil nehmen an der Trauer um ihren Herrn. — In Verlaz werden, ſo wie ein Mitglied einer Familie ſtirbt, augenblicklich alle Blumen im Garten abgeſchnitten, und keine darf mehr aufblühen, ſo lange die Trauer währt. Auch dieſer rührende Gebrauch herrſchte ſchon bei den Griechen.

(Fortſetzung folgt.)

Goldmine in Nordamerika. Im Staate Alabama, Grafſchaft Randolph, hat man eine neue Goldmine entdeckt, welche die reichſte ſeyn ſoll, die ſich bis jetzt in ganz Nordamerika fand. Man gewann an Einem Tage bis 4000 Dollars an Gold. (Echo du Monde Savant vom 25 Januar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 43.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Februar 1840.

Kirchen und Klöster in Rußland.

1. Das Gouvernement Kiew.

Seit Großfürst Wladimir und die Bewohner von Kiew sich taufen ließen, ward auch die Prophezeyung des Apostels Andreas erfüllt: auf den Bergen erglänzte der Segen des Herrn, und durch den Eifer der neuen Christen erhoben sich in kurzer Zeit eine Menge Kirchen. Der deutsche Chronist Ditmar, Wladimirs Zeitgenosse, versichert, daß in dieser großen Stadt sich damals 400 Kirchen befanden, und der Fortsetzer Nestors bemerkt in seiner Schilderung des großen Brandes von Kiew im Jahre 1124 unter Wladimir Monomach, daß nur allein an Kirchen nahe an 600 verbrannt seyen. Diese Angabe kann kaum übertrieben scheinen, wenn man erwägt, welche Masse von alten Baueresten man fast in allen Theilen von Kiew findet, in dem alten, dem neuen und dem Podol, auf dem Berge Schtschekawik und auf den umliegenden Hügeln.

Von den ursprünglichen Kirchen sind zwei, die Basilius- und die Zehntenkirche, zum Theil noch jetzt erhalten. Die erste, welche jetzt die Kirche zu den drei Bischöfen heißt, wurde im Jahre 988 von dem h. Wladimir auf demselben Hügel gegründet, wo früher Peruns Idol stand. Anfangs war sie vermuthlich von Holz, wie die übrigen, aber auch der noch erhaltene steinerne Bau trägt Spuren eines hohen Alterthums an sich. Die ganze Kirche, abgesehen von der neuerbauten Vorhalle, war 25 Arschinen lang, 16 Arschinen, 10 Werschok, von den Mauern an gerechnet, breit, und 14 Arschinen, 7 Werschok hoch; der obere Theil der Mauern aber mit dem Karnieß, die Pilaster an den Mauern und selbst die Fenster sind neu; nur Ein enges Fenster gegen Norden am Altarflügel ist noch alt. Nach den Zeiten Batu's lag diese Kirche lange in Trümmern, wurde dann von dem Metropoliten Peter Mogila (um 1640) und zum letztenmal im J. 1695 erneuert.

Zum Bau der steinernen Zehntenkirche berief Wladimir geschickte Baumeister aus Konstantinopel. Sie ward im J. 989 gegründet, und wurde im J. 996 zum erstenmal, nach Nestors Zeugniß im J. 1023 zum zweitenmal geweiht. Von dieser bei Batu's Einbruch zerstörten Kirche blieb nur eine Capelle stehen, und wurde von dem Metropoliten P. Mogila wieder zum Gottesdienst eingerichtet. Mogila soll in den Trümmern derselben zwei Marmorgräber gefunden haben, worin, den Inschriften zufolge, die Gebeine Großfürst Wladimirs und seiner Gemahlin ruhten; der Kopf Wladimirs wurde später in die Kirche zur Verklärung Christi, und von da in die Kirche des Lauraklosters gebracht, wo er noch zu sehen ist. Vor der jetzigen Zehntenkirche stand noch bis zum J. 1635 ein Stück der alten Kirchenmauer, und aus den Spuren der übrigen Mauern, die man im J. 1825 entdeckte, kann man abnehmen, daß die Kirche etwa 24 Klafter Länge und 16 Klafter Breite hatte. Die Mauern waren aus dünnen, viereckigen Backsteinen aufgeführt, und mit einer aus Kalk und zerstoßenen Backsteinen bestehenden Masse dick beworfen. Auf der Südseite der von Mogila wieder eingerichteten Capelle liegen fünf Bruchstücke eines Granitarchitravs mit griechischen Buchstaben, aber der Inhalt der Inschrift ist, da zu viele einzelne Theile fehlen, nicht mehr zu errathen.

Die Kathedrale zur h. Sophia steht auf derselben Stelle, wo Jaroslaw mit den Schaaren der Waräger und Nowgoroder die Haufen der Petscheneger schlug und zerstreute. Die Kirche selbst und der Metropolitensitz wurden zum Andenken des merkwürdigen Siegs gegründet, der den Einfällen und dem Daseyn der bisher für Rußland immer noch furchtbaren und verderblichen Horde ein Ende machte. Zu derselben Zeit umgab Jaroslaw Kiew mit einer Mauer, baute die goldenen Thore (slatya wrata), unter denselben Kammern (kamory) und nahe bei die Kirche zur Verkündigung Mariä. Die Zeit, wo alles dieß geschah, ist jedoch in den Chronisten verschieden angegeben, indeß muß allen Umständen nach der Sieg über die Petscheneger und die Anlegung der Mauern und Thore in die Jahre 1036 oder 1037 fallen.

Nach dem Zeugnisse Nestors schmückte Jaroslaw die heil. Sophienkirche mit Silber, Gold und Kirchengefäßen. Die Spuren der ursprünglichen Pracht sieht man noch an den Mauern des Altars und der Kuppel, die mit einem reichen Mosaik bedeckt sind; auch finden sich noch Marmorsäulen am westlichen Eingang in die Kirche und in den Chören, Basreliefs auf Granit-

Digitized by Google

frieſen, und an einigen Stellen des Bodens weißer Marmor und eine Art Rothſchiefer. Ein ſehr werthvolles und ausnehmend altes Denkmal ruſſiſcher Kunſt iſt die Moſaikarbeit, welche durch die Reinheit der Ausführung und durch ihren Umfang gleich bemerkenswerth iſt. Am Altare nimmt ſie drei ganze Abtheilungen *) ein: auf der erſten ſind die Bildniſſe Baſilius des Großen, Gregors des Theologen und der übrigen ökumeniſchen Lehrer, zwölf an der Zahl, abgebildet; auf der zweiten ein von Engeln beſchatteter Altar mit den Sacramenten und der Heiland, der ſechs Apoſteln das Brod austheilt, mit der griechiſchen Inſchrift: Nehmet hin und eſſet u. ſ. w. Auf der gegenüberliegenden Seite iſt der Heiland, wie er gleichfalls ſechs andern Apoſteln den Kelch reicht, mit der Inſchrift: Trinket alle daraus u. ſ. w. Auf der dritten Abtheilung iſt die Mutter Gottes mit aufgehobenen Händen; dieß Bild nennen die Pilger wegen ſeiner vorzüglichen Erhaltung die unzerſtörte Mauer. In der Kuppel der Kirche ſelbſt, über dem heiligen Thor, iſt das Bild des Heilandes auf Goldgrund, in einem Halbkreiſe, mit den vier Evangeliſten an den Ecken, von denen zwei aufgefriſcht ſind; über dem Halbkreiſe ſteht die Mutter Gottes. Hier ſind auch vierzig Märtyrer abgebildet, aber nur fünfzehn davon ſind alt, die übrigen ſind übermalt.

Das Innere des Tempels ſtellt eine Art von Labyrinth dar, das aus Galerien, Scheidemauern, Säulen und Bogengewölben beſteht; in den Zwiſchenräumen ſind die Grabmäler von Großfürſten aufgeſtellt, unter andern das von Jaroslaw Wladimirowitſch. Der Capellchen unten und auf den Chören ſind achtzehn. Die Façade der Kirche iſt ohne Säulen und ohne Fronton, mit länglich runden Fenſtern verſehen, und auf der Kuppel prangen goldene Knöpfe.

In einem alten Kirchenbuch iſt bemerkt, daß Jaroslaw ſeine Sophienkirche „von Stein, nach dem Vorbild der Sophienkirche in Konſtantinopel, doch kleiner als dieſe" gebaut habe. Obwohl Neſtor und andere alte Chroniſten dieſes Umſtandes nicht erwähnen, ſo kann man doch, wenn man die Grundriſſe dieſer Kirchen vergleicht, nicht umhin, ihre Aehnlichkeit, ſowohl in der innern Anlegung als in den Anbauten zu bemerken, denn die Kiew'ſche Kirche im Innern iſt gleichfalls kreuzförmig, auf den Seiten mit doppelten, gegen Weſten mit einer einfachen Galerie in zwei Stockwerken. Das untere Stockwerk der Galerie iſt mit dicht neben einander ſtehenden Niſchen oder mit einer Art Porticus umgeben, der bis in die Mitte des obern Stockwerks reicht, ſo daß im ganzen Umkreis der Kirche, die Altarſeite ausgenommen, wie in der zu Konſtantinopel, ein bedeckter Gang umherläuft. Die Länge der Kirche beträgt 2½ Arſ., die Breite mit den Galerien und Niſchen 76½ Arſchinen. Ihre urſprüngliche Höhe iſt unbekannt, denn ſie iſt nur bis zum Karnieß der Kuppel erhalten, bis wohin es vom Boden 31 Arſ. ſind. Die ganze jetzige Höhe vom Boden bis zum obern Theil des Kreuzes beträgt 66 Arſ.; Kuppeln befinden ſich 11 große und 4 kleinere darauf.

In dieſer Kathedrale befindet ſich auch eine Bibliothek, die etwa 1000 ſeltene Bücher, gedruckte ſowohl als Handſchriften, enthält, in hebräiſcher, griechiſcher, lateiniſcher, polniſcher, ſlavoniſcher, ruſſiſcher und deutſcher Sprache. Man kann ſie die Mutter der ruſſiſchen Bibliotheken nennen, denn nach dem Zeugniß Neſtors legte ſchon Jaroslaw Wladimirowitſch hier viele aus dem Griechiſchen überſetzte, ſo wie auch Originalwerke nieder.

(Schluß folgt.)

*) Wörtlich: Stockwerke: jarus.

Reiſe von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

4. Die Pyrenäen. — Die Basken und das baskiſche Haus.

(Fortſetzung.)

Das Dorf hatte weniger eine eigentliche Straße als vielmehr im Innern einen unregelmäßigen, langgezogenen Platz, zu dem von außen her nur ſchmale, gebogene Eingange zwiſchen den Häuſern oder den dieſen anhangenden Mauern führten, die jedoch breit genug waren, daß Maulthiere mit ihrer Laſt ſie bequem paſſiren konnten, was um ſo mehr ausreicht, als man ſich hier im Gebirge der Karren und Wägen nicht bedienen kann. Dieſe Bauart ſchützt das Innere des Dorfes nach allen Seiten hin vor Wind und Wetter, und ſetzt es in Stand, ſich im kleinen Gebirgskriege mit leichter Mühe zu vertheidigen. Die dickmaurige Kirche mit plumpem, niedrigem Thurme ſteht ungefähr in der Mitte des Platzes. Die Häuſer, insgeſammt maſſiv, ſind gegeneinander ohne Regelmäßigkeit gebaut; ſie bilden weder nach innen noch nach außen des Dorfes irgend eine regelmäßige Linie, ſtehen vielmehr faſt durchgehends winkelig gegen die Straße und haben ihren Eingang da, wo Sturm und Wetter den meiſten Schutz bieten. Das Dorf ſchien, als wir eintraten, wie ausgeſtorben; ich ſah keinen Menſchen, kein Vieh, kein Licht, kein Fenſter — Alles todtenſtill; nur die Funken, welche aus einigen Schornſteinen flogen, ließen noch auf Bewohner ſchließen. Wir ſchlüpften an eine zweitheilige Thüre heran, die nach leiſem Pochen und kurzem Zwiegeſpräch aufgemacht wurde, und begaben uns ſogleich durch ein dunkles Vorhaus in den Herdraum, wo die Familie verſammelt war. Unſre Ankunft ſetzte das ganze Haus in Geſchäftigkeit und Freude, der Eſeltreiber ſchien allen ſehr bekannt und ein werther Gaſt zu ſeyn, und auch mir wurde die freundlichſte Aufnahme zu Theil. In wenigen Augenblicken wurde uns das Täßchen Chocolate zum Willkommen gereicht, der beſte Platz am Herde für uns eingerichtet und zugleich alle Anſtalten zu einem guten Nachteſſen getroffen, dem ſogar einige Hühner geopfert wurden.

Die Hausgenoſſenſchaft beſtand aus dem Patron (dem Vater), der Patrona, zwei erwachſenen Töchtern, einer Schwiegertochter mit einem Kind, einem Sohn in den beſten Mannsjahren und einem andern, der etwa 14 Jahre alt und ein hübſcher, flinker Knabe war. Nachher traten noch, wie es ſchien, zwei Nachbarn ein, die den Eſeltreiber begrüßten, und einige Stunden bei uns am Herd Platz behielten. Zwei Söhne

Digitized by Google

aus dem Hauſe dienten in den Carliſtiſchen Reihen und der Knabe konnte, wie der Eſeltreiber mir ſagte, kaum die Zeit erwarten, ſeinen Brüdern zu folgen. Man betrachtete mich mit einiger Neugierde, bewies mir aber allſeits große Freundlichkeit. Alle, die alte noch rüſtige Patrona an der Spitze, waren lebensfroh; man plauderte, ſcherzte, lachte den ganzen Abend hindurch. Man kann ſich keinen traulichern und buntern Ort zur Winterszeit vorſtellen, als einen ſolchen baskiſchen Herdraum, der Küche, Wohnſtube, Gaſtzimmer zugleich vorſtellt. Genau in der Mitte desſelben flackert auf dem feingepflaſterten Boden und nur von einem eiſernen Reifen eingefaßt ein lebhaftes, gut unterhaltenes Feuer. Eine große Menge irdener Töpfe, von welchen keiner dem andern gleicht und zu dem verſchiedenſten Gebrauche beſtimmt, erinnert an die vielen irdenen Gefäße der Alten, und läßt uns begreifen, warum dieſe in ihrem Haushalt auf deren ſchöne Form den größten Werth legten. Um das Feuer herum ſitzen, von der Tagarbeit ausruhend, die Männer, ein ernſtes Geſpräch führend, während die Weiber kleine Geſchäfte der Küche verrichten und die Aufmerkſamkeit der erſtern durch Geplauder und Tandelei auf ſich zu ziehen ſuchen. Die Decke der ganzen Herdſtube bildet ein hohes, rundes Gewölbe, deſſen Spitze in den breiten, rieſigen Schornſtein ausgeht, durch welchen die Funken des brennenden Holzes aufſtieben und Tags das Licht einfällt.

Ich hatte mich in Bayonne mit einigen Apfelſinen zur Reiſe verſehen, und trug deren noch zwei prächtige in meiner Taſche. Von dieſen, die auf den Pyrenäen noch ſeltener, als in unſerm Norden ſind, ſchenkte ich eine der Mutter, die andere ihrer jüngſten Tochter, einem ſchlanken Mädchen mit feinem Geſicht und lebhaften Augen. Sie vergalten mir mit freundlichem Blick und Händedruck, legten aber die Apfelſinen zum Aufbewahren bei Seite. Niemand im Hauſe verſtand Spaniſch, nur der Knabe hatte eine ſpaniſche Grammatik, und lernte beim Schulmeiſter des Dorfs die Reichsſprache. Die baskiſche Sprache klingt überaus rein, voll, derb und kräftig. Man hört nur reine, ſchöne Töne, keine Naſenlaute, keine Verſchluckungen. Sie wird lebhaft, nie ſchleppend oder ſingend geſprochen, hat dabei viel Declamation und Pathos. In dieſem gleicht ſie der ſpaniſchen, nur fehlen ihr die tief aus der Bruſt kommenden Mitlauter. So oft ich ſpäter zu Vergleichungen Gelegenheit hatte, niemals fand ich die mindeſte Aehnlichkeit, ſo wenig im Laut, als im Bau, zwiſchen ihr und einer mir bekannten Sprache heraus. Dieß verwunderte mich ſehr, weil ich damals noch dafür hielt, daß die baskiſche zu den indo-germaniſchen Sprachzweigen gerechnet werde, dem die neueſten Forſchungen entſchieden widerſprechen. Hieraus läßt ſich ein Schluß auf das Alter und die Lebenskraft des baskiſchen Volks machen, es gehört mit zu den Völkern, die ewig leben! Cantabrien und der Kaukaſus ſind niemals völlig beſiegt worden; die mächtige, ſüdliche Scheidewand der nordiſchen Flächen dort nach Aſien, hier nach Afrika, iſt ſtets frei und ſeinem urſprünglichen Volke verblieben. Aber die Kaukaſier umgeben in alter Zeit verwandte, die Basken hingegen, ſo lange unſere Geſchichte ſpricht, fremde Völker. Zu den verſchiedenſten Zeiten, mit immer erneuten und immer vergeblichen Stürmen, umfluteten das Baskenland die Kelten, die Römer, die Gothen, die Mauren, die Neuſpanier und Franzoſen, — ihre Natur war nicht zu überwinden! Die Basken ſind in ganz Europa die einzigen Ueberreſte ihres ganzen, alten Stammes, der einſt die Halbinſel und mindeſtens den größten Theil Frankreichs bewohnt haben muß. Britannien erhielt ſeine Bevölkerung hauptſächlich von Belgien aus, wahrſcheinlich als dieß die Deutſchen beſetzten, Irland aber, das die Alten mit vielem Recht in die Nähe der nordſpaniſchen Küſte verlegen, von dieſer aus: zwiſchen den Iren und den ſpaniſchen Gallegos herrſcht noch jetzt viele Verwandtſchaft; in Irland, Bretagne und Galicien dürfte ſich noch immer viel Gleichartiges auffinden laſſen; ihre Sprache aber gehört zu den indo-germaniſchen. Demnach ſcheint das baskiſche Volk das älteſte Europa's zu ſeyn, und ſchon in der älteſten uns bekannten Zeit ſo iſolirt als heute in ſeinen Bergen dageſtanden und gelebt zu haben! Welche innere Dauerhaftigkeit, die alle Weltveränderungen nicht erſchüttern, nicht zerſtören konnten! Und was iſt der Grund davon? Jener Geiſt, welcher das Geſetz einhauchte, das verbietet, einem Basken jemals die Freiheit, das Pferd, die Sporen und das Gewehr zu nehmen, die Achtung vor der alten Ehrenhaftigkeit und den Sitten des Landes, die Liebe zu den alten Freiheiten, der moraliſche Schwung, welchen die Friſche und Hoheit der Gebirge, ja ſelbſt die Einſamkeit der Thäler nährt! Dieß zeichnet die Basken aus. Ihr Aeußeres entſpricht ſolchen Eigenſchaften. Sie ſind kräftig und doch zart und biegſam gebaut; die Frauen vereinigen den ſchlankeſten Wuchs mit elaſtiſcher Fülle der Formen; ſie haben eine ſehr edle, ausgeprägte Geſichtsbildung, ſchwarze, doch nicht ſelten auch blaue Augen, und ein üppiges, nachtſchwarzes Haar bei viel weißerer Haut und friſcherer, blutvollerer Farbe, als deren die Caſtilianer ſich rühmen können. So feſt und derb ihr Fleiſch, ſo ſelten ſind fette Leute oder Dickbäuche unter ihnen. Die Spanier ſind berühmt wegen ihrer ſchönen Füße und wohlgeſtalteten Beine, ſie heißen die erſten Fußgänger unter allen Nationen in Europa; aber die Basken zeichnen ſich hierin noch vor den übrigen Spaniern aus, unermüdlich klettern ſie über Berge und Felſen, die beſten Fußtruppen der Welt. Ihre äußere Haltung iſt gefällig, aufrecht, voll Anſtand, ihr Gang lebhaft, ſtolz, kühn. Zähigkeit ſpringt ſowohl in der Bildung ihres Körpers als der ihres Charakters vor allen andern Eigenſchaften hervor.

(Schluß folgt.)

Celtoromaniſche Karte des weſtlichen Frankreichs.

Die Geſellſchaft der Alterthumsforſcher des Weſtens hat alle ihre Mitglieder eingeladen, zur Herſtellung hiſtoriſcher Karten der einſchlägigen Landſtriche beizutragen, und hat zugleich einen Plan vorgelegt, um den Arbeiten der Einzelnen über die Geographie der weſtlichen Provinzen Frankreichs mehr Zuſammenhang zu geben. Dieſem Plan iſt eine Karte beigegeben, welche alle die Localitäten bezeichnet, die in ihren Memoiren erwähnt wurden, weil ſie celtiſche oder römiſche Alterthümer enthielten. Die Vertheilung des Gebietes unter die verſchiedenen galliſchen Völker-

schaften scheint auf den ersten Anblick große Schwierigkeiten zu bieten, allein wenn man, wie Fontenelle in einem Memoire über drei kleine Völkerschaften, die zur Zeit der römischen Eroberung den Norden von Poitou bewohnten, gethan hat, die alte auf politische Scheidungslinien gegründete Kircheneintheilung zu Grunde legt, so kann man die Gränzen der alten Völker Galliens leicht auffinden, und wenn dann noch gewisse Localsitten und Gebräuche gallischen Ursprungs, die in demselben Rayon herrschend sind, dazu kommen, so kann man ziemlich keck die Gränzlinien ziehen. (Echo du Monde Savant vom 1 Februar.)

Sitten und Legenden im schwarzen Gebirge.

(Fortsetzung.)

Heilmittel. Man kann sich leicht denken, welche Gewalt der Empirismus bei den Bewohnern der schwarzen Berge haben muß, und mit welch treuem Glauben sie daher die Mittel gebrauchen, welche ihre Zauberer und Hexen oder auch die Marktschreier, welche ihre Märkte beziehen, ihnen geben. Diejenigen, welche sich ausdrücklich mit der Heilung der Kranken beschäftigen, nennen sie Rhabilleurs. Die meisten davon sind erbärmliches Gesindel, welche mit geheimnißvollen Zaubersprüchen ihren Betrug treiben, aber dennoch haben einige davon durch lange Erfahrung eine merkwürdige Geschicklichkeit in der Heilung von Beinbrüchen u. dgl. erreicht. Wenn einem Landmann aus dem Kanton Labruguière ein Thier krank wird, wenn ein Geschwür durch Würmer sich verschlimmert, so geht er ins Feld und sucht einen Attich — Cambucus ebulus — dreht einen Büschel davon in der Hand, macht eine tiefe Verbeugung und sagt: „Guten Morgen, Herr Attich, wenn du die Würmer nicht da wieder wegnimmst, wo sie sind, so schneide ich dir die Füße ab.“ Ist dieß geschehen, so ist die Heilung so gut wie vollbracht. — Diese Bergbewohner sind so fest überzeugt, daß die Hauswurz — Sempervivum tectorum — ein Schutzmittel gegen alle Krankheiten sey, die sich in das Haus einschleichen möchten, daß es für wahre Ruchlosigkeit gilt, wenn man diese Pflanze wegnimmt, sobald sie zufällig zwischen der Mauer oder auf dem Dache hervorsproßt. Wenn sie blüht, schneiden sie die Blüthenstiele ab und befestigen sie kreuzweise über der Stallthüre. In Lacaune wird die Mispel Besa genannt, und der alte Glaube der Druiden und Gallier herrscht noch immer bei ihnen, daß diese Schmarotzerpflanze, als Getränke genommen oder über den Magen gelegt, ein untrügliches Mittel gegen jede Art von Gift sey. — In Escousfens legen sie gegen die Milzsucht einen zusammengedrehten Zweig Ginster auf die Seite. — In der Umgegend von Angles trachten die Bauern Messer mit weißen Heften zu bekommen, weil sie dieß als ein unfehlbares Mittel gegen die Kolik betrachten. — Das Fieber kann man dadurch vertreiben, daß man ein Stück Geld auf einen Kreuzweg im Walde legt und ein Vater-unser dabei betet; derjenige, der dann das Geld aufhebt, trägt auch das Fieber mit sich fort.

Ueberall bei ihnen hört man sehr häufig einen heiligen Stapin oder auch Estapin nennen, dessen Namen man zwar weder in der Kirchengeschichte, noch in dem Kalender, noch in der Chronik des Landes trifft, der aber nichtsdestoweniger der Sage nach eine Menge von Wundern in der ganzen Gegend geübt hat. Namentlich in Dourgne wird ihm große Verehrung gezollt, und eine kleine Kirche, welche ihm zu Ehren auf der Höhe errichtet ist, die den Marktflecken begränzt, zieht alljährig am 6 August eine Menge Gläubiger aus der Umgegend dahin. Die Kirche ist von kleinen Felsstücken umgeben, in welchen da und dort theils größere, theils kleinere Vertiefungen sind. Der Glaube versichert, daß diese Vertiefungen durch die Glieder des Heiligen erzeugt worden seyen, auf welchen er während seines Gebetes und seiner frommen Betrachtungen ruhte. Krüppelhafte oder mit Gicht geplagte Leute legen nun ihre kranken Glieder in diese Vertiefungen, und nachdem sie so die Messe gehört, sind sie geheilt, oder kehren wenigstens mit der Hoffnung zurück, es bald zu werden. Ueberhaupt spielt der heilige Stapin eine große Rolle in den Erzählungen, womit sie die Winterabende ausfüllen, und folgende ist wohl nicht die schlechteste darunter.

Legende.

Ein armer Mann, der Vogelkäfige machte, ging einst über einen weiten mit Farrnkraut bewachsenen Platz, und begegnete da dem heiligen Stapin, welchen er um ein Almosen bat.

„Wie kommt es, Freund,“ sagte der Heilige, „daß du ein Almosen verlangst, da du doch ein Handwerk kannst?“

„Ach Gott,“ sagte der Mann, „ich verkaufe manchmal im ganzen Monat keinen Käfig.“

„Nun gut, so will ich dir einen Gast in deine kleinen Gefängnisse geben, der dich fürder vor dem Betteln bewahren soll. Wenn du essen willst, so öffne die Thüre des Käfigs und sage: Kleiner Azurblauer, thu' deinen Dienst.“

Der heilige Stapin that einen sanftlönenden Pfiff und ein allerliebster kleiner Colibri mit blauem, silberglänzendem Gefieder schlüpfte in den kleinen Weidenkerker. Der Käfighändler warf sich vor dem Heiligen nieder, küßte seine Füße und breitete sich in seine Wohnung zurückzukehren, wo er gleich seinen niedlichen Diener auf die Probe stellte. „Kleiner Azurblauer, thu' deinen Dienst!“ und in weniger als einer Secunde stand ein schönes Mittagsmahl bereit. Man kann sich denken, wie vergnügt der gute Mann war. Er bewirthete der Reihe nach alle seine Nachbarn und Bekannten auf zehn Stunden in die Runde. — Der Ruf dieses merkwürdigen Ereignisses gelangte bis zu dem Herrn der Landschaft. Er ließ seinen Vasallen kommen, und sich von ihm erzählen, wie er in den Besitz dieses seltenen Vogels gekommen sey. Es erfaßte ihn eine unwiderstehliche Lust diesen köstlichen Schatz der Leibespflege zu besitzen, und er bot dem Käfighändler eine Meierei für seinen Vogel; dieser ließ sich nicht lange zu dem Tausche bitten, doch meinte er, müsse noch etwas dabei seyn, was er bloß dem Herrn in der Stille vertrauen könne. Die Bedingung war, daß er eine Nacht die Stelle des Hausherrn in dem Schlafzimmer einnehmen dürfe; der Herr, mehr verlegen als ergrimmt, versprach mit seiner Frau Rücksprache zu halten, die zwar sehr entrüstet war, aber was vermag nicht der Wunsch nach so einem köstlichen seltenen Vogel? Ehe der Käfighändler den nächsten Morgen das Schloß verließ, wurde die Acte über die Schenkung der Meierei gerichtlich aufgesetzt, und er übergab mit stolzer Freude dem edlen Herrn den Vogel mitsammt dem Käfig.

Dieser versäumte nicht, alle Barone der ganzen Umgegend einladen zu lassen, damit sie der feierlichen Einsetzung seines neuen Küchenmeisters beiwohnten. Der größte Tisch im ganzen Schloß ward in die Mitte des Speisesaals gestellt, und nachdem alle Gäste angekommen waren, öffnet der Hausherr mit strahlendem Gesicht den Käfig und ruft: „Kleiner Azurblauer, thue deinen Dienst!“ Der kleine Azurblaue fliegt heraus, aber nicht geschäftig hin und her wie gewöhnlich, sondern setzt sich auf die Schulter des Hausherrn, verwandelt sich in einen großen, grauen, häßlichen Vogel, ruft siebenmal: Kukuk! fliegt zum Fenster hinaus, und verliert sich hoch in den Lüften, während die ganze Gesellschaft fast versteinert ihm nachsieht.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 44.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Februar 1840.

Theebau in Brasilien.

(Aus dem Echo du Monde savant, 29 Jan.)

Der Bericht des Hrn. Guillemin an den französischen Minister des Ackerbaues wird mehr als je Versuche hervorrufen, den Theebau in Frankreich einzuführen. Es wird also unsern Lesern interessant seyn, wenn wir einen Auszug dieses Berichts hier mittheilen.

Das kühlste Klima von St. Paolo und de la Terra dos Orgaos ist dem Thee am günstigsten. Wenn man nach den europäischen Pflanzen urtheilt, die in diesen Gegenden gedeihen, so würden die mittägigen Gegenden Frankreichs jenen Gegenden entsprechen. Selbst in der Mitte des Sommers wird man von der Hitze nicht belästigt, was ohne Zweifel dem hohen Plateau dieses Landes zuzuschreiben ist.

Das Ackerland Brasiliens ist eisenhaltige Thonerde, eine Zersetzung der Felsen von Granitgneiß, vermischt mit mehr oder weniger Humus. Dieser Boden ist dem in der Bretagne ähnlich, und eignet sich trefflich für den Thee. Man sieht die Pflanzungen in verschiedenen Gegenden, doch am besten scheinen sie an Abhängen der Gebirge zu gedeihen, die der Sonne ausgesetzt sind. Ob diese Wirkung der Sonne auch die Qualität des Thees verändere, hat man noch nicht erfahren, oder noch nicht sagen wollen. Das Erdreich wird sorgfältig mit der Hacke aufgelockert, und zuweilen ein wenig gedüngt.

Der Thee erhält leicht Samen, meist im Januar, Februar und März. Sobald die Körner gehörig reif sind, saet man sie sogleich oder kurze Zeit nach der Ernte, denn sie verlieren sehr leicht ihre fruchtbringende Kraft. Die Theepflanzen bringen eine solche Menge Blüthen und Früchte, daß diesen die Samenkörner leicht entfallen, die dann unter den alten Stauden keimen und neue Pflanzen treiben. Die einzelnen Stauden stehen ungefähr ein Metre auseinander, um die Blätterernte zu erleichtern. Manche Pflanzer setzen sie in größern Zwischenräumen und bauen dazwischen Mais und andere Ackerpflanzen.

Obgleich die Ernte des Thees fast das ganze Jahr hindurch statt findet, so ist sie doch in den Monaten October, November, December, Januar und Februar am größten. Zum Pflücken der Blätter braucht man Negersklaven, oft auch Kinder, die mit dem Nagel die zartesten Blättchen und die Spitzen der jungen Knospen abnehmen. Die Arbeit der Sklaven ist mehr oder weniger einträglich, doch in Vergleich mit dem Arbeitslohn in Europa sehr kostspielig. Man versicherte mich, daß ein Neger seinem Herrn für einen Tag auf 2 Franken zu stehen kommt, wenn man außer Nahrung und Kleidung noch den Ankaufspreis und die Wechselfälle der Sterblichkeit hinzurechnet. Ein guter Arbeiter kann täglich 7 bis 8 Kilogramme Blätter sammeln. Gewöhnlich rechnet man drei Jahre, ehe eine Theepflanze eine Blätterernte gibt, doch richtet sich das ganz nach der Kraft der Pflanze. Die meisten Pflanzer mischen sämmtliche Blätter derselben Ernte unter einander, um die verschiedenen Sorten zu machen, doch versicherte man mich, daß es vortheilhafter sey, die Blätter auszulesen, d. h. die zartesten auszuwählen, die den Kaiserthee geben; aus den gröbsten entsteht der Heison u. s. w. Die Blätterernte geschieht des Abends und des Morgens, am Tage rollt und trocknet man sie.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

4. Die Pyrenäen. — Die Basken und das baskische Haus.

(Schluß.)

Das baskische Haus ist aus festem Gestein gebaut, welches im Gebirge nirgends mangelt. Der Eingang ist niedrig, klein und verschlossen, nicht weit, offen, spitz und durchgehend nach der andern Giebelseite, wie beim altdeutschen Hause. Man tritt zunächst zu ebener Erde in ein geräumiges Local ein, in eine große Hausflur, die mit der Diele des westphälischen Hauses zu vergleichen, nur weit niedriger ist. Dieses weite Local bildet zu beiden Seiten Lagerplätze für die Maulthiere, wie zur Seiten unsrer Diele Rindvieh und Pferde stehen, und hat mitunter nach hinten hinab noch weitschweifige Stallanhängsel. Aus der Hausflur gelangt man, häufig einige Stufen steigend, in die Wohn-Küchenstube, welche, wie oben beschrieben, hoch ist und ans Dach reicht. Der andere Theil des Hauses

Digitized by Google

hat über der Flur oder dem weiten Stalllocal noch ein zweites Stockwerk, in dem ſich geräumige Stuben und Schlafzimmer befinden, die nicht ſelten mit Alcoven für die hohen Betten verſehen und mit Strohmatten bedeckt ſind. Der Fußboden iſt nämlich auch in der zweiten Etage wie unten gepflaſtert. Oben im Gebirge ſind die Fenſter klein, und Balcone, welche weiter in den navarreſiſchen Thälern abwärts die meiſten Fenſter bilden, ſehr ſelten. Glasfenſter ſind beſteuert und ſchon deßhalb ſieht man deren oben faſt gar keine; Holzblenden, oftmals doppelte, verſchließen Winters die Fenſteröffnungen. Stallungen ſieht man den Wohnhäuſern in der Regel nach angeklebt, aus weniger dicken und maſſiven Mauern. An dieſe ſtößt noch anderes, hohes, aber meiſt unbedecktes Mauerwerk, das große mitunter wahrhaft labyrinthiſche Gänge zur Aufbewahrung des Miſtes und vorzüglich der Ernte und zu andern Zwecken umſchließt. Von außen erſcheint das ganze Haus nicht viel anders, als eine wüſte Steinmaſſe mit einigen Oeffnungen. Im Allgemeinen iſt aber das baskiſche Haus der Gebirgsgegend und dem Bedürfniſſe entſprechend, wie das altdeutſche unſerm Ackerbau treibenden Flachland. In beiden wohnt noch Gemüthlichkeit und ſtilles Glück. Auch der Reiſende kann ſich, namentlich zur Winterszeit, an ihrem Herde ſehr behaglich fühlen. Die einzige Unannehmlichkeit in beiden iſt Rauch, welcher die Räume durchdringt und die Augen erhitzt; aber dieſe gewöhnen ſich auch bald daran, oder man drückt ſie doch gerne zu, und vergißt das kleine Uebel vor der Treuherzigkeit und Innigkeit des einfachen, glücklichen Lebens, das uns in dieſen Häuſern entgegentritt.

Wenig bleibt mir noch von unſerer Herberge zu erwähnen übrig. Die geſchäftigen Frauen hatten bald das Nachtmahl hergerichtet, lauter Speiſen, deren Ingredienzien außer Fleiſch, Brod, Zwiebeln und Oel mir unbekannt waren, die aber vortrefflich mundeten, wiewohl wir nur aus irdenen Tellern und mit hölzernen Löffeln und Gabeln ſpeiſten, da wegen der Kriegszeit und Räuberei die koſtbareren Geſchirre aus allen Häuſern verſchwunden ſind, oder, wie meiſtentheils der Fall iſt, von den Familien ſelber an ſichern Orten verborgen gehalten werden. Vor Schlafengehen holte die alte Patrona noch einen großen Krug und ein klein Gläschen herbei, das ſie der Reihe nach jedem Mann, mit ſtarkem Branntwein gefüllt, zum Nachttrunke reichte. Dann ging Jedermann zu Bett. Das meinige befand ſich in einer großen Stube. Ich ſchlief unruhig, und wachte mit Ungeduld dem Tage entgegen. Doch ehe dieſer noch graute, ſaß die ganze Hausgenoſſenſchaft wieder um den Herd verſammelt; die Frauen völlig angekleidet, die Männer beſorgten das Ankleiden, Waſchen und dergleichen mit vielem Phlegma. Dann erſchien die Patrona wieder mit ihrem Branntweinkrug zum erhitzenden Morgentrunk, während die Mädchen für jeden die beſondere Taſſe Chocolate und geröſtetes Brod bereiteten. Nachdem dieß genoſſen war, begaben wir, ich und der Eſeltreiber, uns auf den Weg, von den freundlichen Segenswünſchen des ganzen Hauſes begleitet.

Kirchen und Klöſter in Rußland.

1. Das Gouvernement Kiew.

(Schluß.)

Das große kiew'ſche Höhlenkloſter (kiewo-petscherskaja lawra) liegt in der ſüdlichen Vorſtadt von Kiew, und beſteht aus vier Theilen: in der erſten, höhern, iſt das Laurakloſter, *) im zweiten das Krankenkloſter, im dritten, 91 Klafter von der Kirche des großen Laurakloſters gegen Oſten im Thal, das Kloſter der nahen Höhlen; im vierten, 200 Klafter von dieſer Kirche gegen Südoſten auf einem Hügel, das Kloſter der entfernten Höhlen. An allen dieſen Orten ſtand vor alter Zeit ein großer Wald, und in der Nähe das großfürſtliche Landgut Bereſtowo. Jetzt iſt das Laura- und Krankenkloſter, nebſt den beiden Höhlenklöſtern von allen Seiten mit Feſtungsgebäuden umgeben, mit Ausnahme der Oſtſeite, die durch ſteile Berge am Dniepr geſchützt iſt, und der Südſeite, die ſich in Gärten endet.

Der Gründer des Laurakloſters war der ehrwürdige Anton, der unter dem Großfürſten Wladimir und ſeinem Sohne Jaroslaw lebte. Er war aus der Stadt Ljubetſch (jetzt ein kleines Städtchen im Gouvernement Tſchernigow) gebürtig, und wurde auf dem Berge Athos zum Mönche geweiht. Er ſoll zweimal nach Rußland zurückgekehrt ſeyn: das erſtemal, noch bei Lebzeiten des Großfürſten Wladimir im Jahre 1013, fand er in Bereſtowo eine Höhle, die einſt von den Warägern ausgegraben worden war, und lebte daſelbſt in großer Enthaltſamkeit; das zweitemal im Jahre 1017 fand er im Walde jenſeits Bereſtowo eine zweite Höhle von drei Klafter Ausdehnung, welche der fromme Geiſtliche der Kirche von Bereſtowo, der heilige Kirchenapoſtel Hilarion, der damals ſchon zum Metropoliten von Kiew gewählt und geweiht worden war, ausgegraben hatte. In dieſer Höhle ſchlug Anton ſeinen Sitz auf; der Ruf ſeiner Faſten und ſeines ſtrengen Lebens verbreitete ſich im ruſſiſchen Lande, und ſeine Einſiedelei verwandelte ſich bald in ein Kloſter. Anfangs beſtand die Brüderſchaft nur aus vier Männern, von denen die erſten der ehrwürdige Nikon, der Jerei, und der damals 23jährige Theodoſius waren. Mit ihnen vereinigte ſich Barlaam, der Sohn Johanns, des berühmten Bojaren Iſjaſlaws, und Iſjaſlaws Eunuch, Ephraim. Sie wurden mit Erlaubniß Antons, der keinen geiſtlichen Rang hatte, von Nikon zu Mönchen geweiht. Dann ſammelten ſich zwölf Brüder: mit ihnen grub Anton „eine große Höhle, Kirchen und Zellen“ aus. Um dieſe Brüderſchaft zu leiten, ernannte er Barlaam zum Igumen, er ſelbſt folgte ſeiner Neigung zum einſamen Leben, begab ſich nach dem gegenüberliegenden, durch eine Schlucht getrennten Berg, und legte hier den Grund zu einer zweiten Höhle, der ſogenannten nähern. Anton verließ 40 Jahre die erſte, und 16 Jahre die zweite unterirdiſche Wohnung nicht,

*) Laura iſt der Name, welcher lange Zeit nur dem kiew'ſchen, großen Kloſter und dem ſogenannten Dreifaltigkeitskloſter zukam, jetzt gibt es noch ein drittes, nämlich das Kloſter auf dem Berge Poſchajew, hart an der galiziſchen Gränze, das ſeit dem J. 1831 den Unirten abgenommen und der griechiſch-ruſſiſchen Kirche zurückgegeben worden iſt.

Digitized by Google

fuhr jedoch immer fort, die Brüderschaft durch seine weisen Rathschläge zu leiten. Von ihm aufgemuntert bauten sie die Kirche zu Mariä Himmelfahrt außerhalb der Höhle, und auf seine Fürbitte trat ihnen der Großfürst Jsjaslaw den ganzen Berg um die Höhlen her ab; auf diesem erbauten sie eine große Kirche, viele Zellen, und das ganze Kloster ward mit Säulen umgeben. Nach Vollendung dieses Klosters erbaute Jsjaslaw das prächtige Kloster des heil. Dimitri, und machte den oben erwähnten Barlaam zum Igumen, worauf Anton auf die Bitte der Brüder den folgsamsten, mildesten und demüthigsten von ihnen, Theodosius, zum Igumen des alten Klosters einsetzte. Unter ihm vermehrte sich die Zahl der Mönche auf 100, und darunter befand sich der berühmte Chronist Nestor, der im siebzehnten Jahre das Kloster betrat. Bei dieser Vermehrung mußte man darauf denken, dem Kloster eine bestimmte Regel zu geben, und wählte die des sogenannten Studia-Klosters in Jerusalem, welche später, mit wenigen Abänderungen, in allen russischen Klöstern eingeführt wurde.

Die immer steigende Vermehrung der Mönche führte zum Bau neuer Klöster in der Nähe der alten, aber von allen ist nur sehr wenig übrig geblieben. Schon im J. 1096 am 10 Julius kamen die Polowzen, plünderten die Zellen und die Kirche, und verbrannten das ganze Höhlenkloster. Die einzelnen russischen Fürsten führten unaufhörlich Krieg mit einander und riefen oft selbst barbarische Völker herbei: so Jurji Dolgoruki im J. 1151, wo alle Klöster um Kiew her von Grund aus verheert wurden. Ein Gleiches geschah im J. 1169 und endlich brachen die Mongolen herein und verwandelten im J. 1240 ganz Kiew in einen Aschenhaufen; viele Bürger hofften innerhalb der Mauern des Höhlenklosters Schutz zu finden, und vertheidigten es muthig, aber die steinernen Mauern wurden durch Mauerbrecher niedergestürzt, die Vertheidiger niedergehauen und gefangen, und selbst die „himmelgleiche" Kirche der heil. Mutter Gottes alles ihres Schmucks beraubt, das golddedeckte Kreuz herabgeworfen und auf Befehl Batu's der obere Theil der Mauern bis auf die Fenster niedergebrochen. Seit dieser Zeit blieb das ganze Kloster verödet über 200 Jahre lang. Erst im J. 1470 wurde von einem litthauischen Fürsten, Simeon Olelkowitsch, die große Höhlenkirche wieder hergestellt, aber auch später noch von Tataren und andern Feinden geplündert. Alle diese Unfälle ließen das Kloster nicht zu seiner frühern Blüthe gelangen, und im J. 1718 in der Nacht vom 21 auf den 22 August brannte es mit der großen Kirche, den Zellen, der Druckerei, den Archiven und aller sonstigen Habe völlig aus.

Nach dem Brand wurde das Höhlenkloster von Stein aufgeführt: Peter der Große gab dazu 5000 Rubel, und befahl, von den Vornehmen Kleinrußlands noch weitere 10,000 Rubel einzusammeln; aber der Anschlag der Architekten war fast 100,000 Rubel, und so rückte der Bau nur langsam vorwärts und dauerte über 50 Jahre. Die bedeutendsten Gebäude darin sind jetzt 1) die große Kathedrale, die schon im J. 1729 nach dem alten Plane wieder aufgeführt war. Die Mauern sind an einigen Stellen von außen mit Gemälden verziert, innen aber wurden sie in den J. 1772 bis 1777 mit ausgezeichneter, griechischer Malerei geschmückt. Am Altar findet sich ein sehr altes Bild der Mutter Gottes. 2) Zwanzig Klafter gegen Südosten von der großen Kirche ist der lauriſche Glockenthurm, ein ungeheures Gebäude in vier Stockwerken. Das erste Stockwerk ist mit Rustiken, das zweite mit 32 Säulen dorischer, das dritte mit 16 großen und 16 kleinen Säulen jonischer, das vierte mit acht dreifachen Säulen korinthischer Ordnung verziert. Seine Höhe beträgt bis zum Kreuze 43 Kl. 2 Arſ. 2. W., er ist also noch höher als der Jwansthurm in Moskau, der nur 38 Kl. 1½ W. Höhe hat. Grundriß und Façade sind von J. G. Scheiden, der auch den Bau beaufsichtigte, welcher von 1731 bis 1745 dauerte. Die Glocken, zehn an der Zahl, sind sämmtlich im dritten Stockwerk, die Uhren im zweiten und vierten. 3) Acht Klafter von der großen Kirche gegen Süden steht der einstöckige Speisesaal (bratskaja trapesa), dessen schon Nestor gedenkt; der alte ist aber im Jahre 1230 durch ein Erdbeben zerstört worden. 4) Das heilige Thor aus zwei Stockwerken bestehend, in deren zweitem sich eine Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit befindet. 5) Die Ringmauer (ograda) von Stein, welche 520 Klafter lang, 2 Kl. und darüber hoch und 4½ Arſchinen dick um das Ganze herumläuft, und an den Ecken vier Thürme hat. 6) An den nähern Höhlen steht die Kirche zur Kreuzerhöhung, und 7) an den entfernten Höhlen die Kirche zur Geburt Mariä. Der ganze Plan der Lauriſchen Gebäude und die Eintheilung der Höhlen ist im Jahre 1831 zu Kiew mit Abbildungen auch der alten Gebäude, so weit man sie noch kennt, erschienen.

Außer dem Lauraklooster ist namentlich noch das goldgedeckte Michaelskloster (slatowercho-michailowski) in Alt-Kiew zu bemerken; es liegt auf einem hohen Berge, nahe an der Citadelle, und wurde im Jahre 1008 gegründet; gerade hundert Jahre nachher ward das Kloster statt aus Holz, wie vorher, aus Stein aufgeführt, im Innern mit einem Mosaik verziert, und die obern Kuppeln außen mit vergoldeten Eisenplatten gedeckt, woher das Kloster seinen Namen das „goldgedeckte" erhielt. Die Reste der alten Mosaikarbeit sind noch an den innern Mauern des Hauptaltars zu sehen; es stellte gleichfalls, wie das in der Sophienkirche, das h. Abendmahl dar, aber nur mit eilf Aposteln und zwei Engeln. Das jetzige Kloster ist im J. 1621 gebaut (zur Zeit der bittersten Unionsstreitigkeiten) von Hiob Borezki, den der griechisch-russische Adel damals zum Metropoliten von Kiew wählte. Innerhalb des Michaelsklosters an der östlichen Mauer sieht man noch das Fundament einer alten Kirche zum heil. Märtyrer Th. Tiron; sie wurde von dem Großfürsten Mſtislaw Monomach gebaut, der auch im Jahre 1129 hier begraben wurde; wahrscheinlich ist dieselbe zur Zeit von Batu's Einbruch zerstört worden.

Sitten und Legenden im schwarzen Gebirge.

(Schluß.)

Vorbedeutungen. Der Glaube an Vorbedeutungen hat sich gänzlich von den Zellen auf die Bewohner der schwarzen Berge fortgepflanzt.

Digitized by Google

Wer noch nüchtern iſt, wenn er den Kukuk zum erſtenmal im Jahre ſchreien hört, wird in dieſem Jahre wenig Arbeit haben.

Wenn eine Eule Nachts auf einem Hausdache ſchreit, ſo iſt es ein Zeichen, daß ein Bewohner dieſes Hauſes krank werden oder ſterben wird. Schreit dieſer Vogel aber bei Tag, ſo bedeutet es, daß eine ſchwangere Frau in der Nachbarſchaft iſt.

Wenn eine einzelne Blume auf einer unfruchtbaren Stelle erblüht, ſo gibt es eine gute Ernte.

Wenn ein Baum ſeine Zweige über ein Haus breitet, ſo trifft die Bewohner deſſelben ein Unfall.

Wem eine Elſter über den Weg fliegt, dem wird ein Unglück begegnen, und wenn dieſer Vogel um ein Haus her fliegt, ſo wird in demſelben Jahre noch Jemand daraus ſterben.

Das Geſchrei des Grünſpechts bedeutet Regen.

Wenn eine Frau die Windeln ihres Kindes wäſcht und es fliegen während deſſen Vögel über ſie hin, ſo wird das Kind bald krank werden.

Wenn eine Sternſchnuppe fällt, ſo hat eine Seele ohne Beichte die Welt verlaſſen. — Ein Irrlicht ſehen, bedeutet den Tod eines Anverwandten. Wer, indem er ein Vorhaben überlegt, Vögel in gerader Zahl fliegen ſieht, kann gewiß ſeyn, daß es ihm gelingt; iſt ihre Zahl aber ungerade, ſo wird es mißlingen.

Wenn man früh am Morgen ausgeht und hört das Krächzen der Raben oder Elſtern, ſo wird irgend eine Handlung im Tag unglücklich ausfallen.

In der Umgegend von Angles hüten ſich die Mädchen gewiß, die Reſte in einem Kochgeſchirr, aus dem man angerichtet, mit Brod auszutunken, denn dieß würde ihnen Regen an ihrem Hochzeittage bringen.

Aberglauben bei dem Feldbau. Man muß Acht geben, daß man keine Frau ſieht, während man Melonenkerne legt, denn die Melonen würden ungenießbar werden.

In der St. Johannis Nacht muß man vor Sonnenaufgang auf ſeinen Kornacker gehen und eine Handvoll des ſchönſten Korns abſchneiden; würde ein böswollender Menſch vor dem Beſitzer des Ackers erſchienen ſeyn, ſo trägt er den Segen der Ernte davon.

Um den Hagel zu verjagen, braucht man der Hagelwolke nur einen Spiegel entgegenzuhalten, wenn ſie ſich in demſelben ſo ſchwarz und häßlich ſieht, flieht ſie eilends davon.

Wenn der Hagel eine einzelne Ortſchaft nicht berührt, ſo kommt dieß daher, weil der Pfarrer des Orts ſeine Socken nach der Richtung der Hagelwolke in die Luft warf.

Verſchiedene abergläubiſche Meinungen. Wer ein Schwalbennest mit den Jungen zerſtört, zieht ſich den Fluch des Himmels zu.

In Labrugnière werden die Bienenſtöcke nie verkauft, denn das würde Unglück bringen, ſondern ſie werden verſchenkt oder vertauſcht.

Feigenholz darf in keinem Hauſe gebrannt werden, wo eine Frau ihr Kind ſtillt, denn ihre Milch würde ſogleich vertrocknen oder verderben.

Ein Scheit Holz bei ſeinem dünnſten Theil anbrennen, erzeugt Armuth. — Fliederholz darf man nicht brennen, ſonſt würden die Hühner zu legen aufhören.

Während der Betwoche darf man kein Brod backen, ſonſt wird all das Brod, das man im ganzen Jahre durch backt, ſchimmlig.

Die Würſte darf man nicht pöhlen, wenn man ſie in den Keſſel ans Feuer thut, noch ſagen, ſie werden aufſpringen, noch fluchen, denn ſonſt werden ſie ganz ſicherlich ſchlecht.

Wenn man die Mäuſe von irgend einem Platz verjagen will, darf man nur eine Kröte in einem Krug hinſtellen.

Man ſoll ſich die Nägel an keinem Tag ſchneiden, der mit einem R geſchrieben wird.

Man darf das Fleiſch nicht zum Feuer ſtellen, ohne es gleich zu ſalzen, denn ſonſt würde alles im Haus in dem Verhältniß abnehmen, als ſich bei dem Sieden Waſſer verdünſtet.

Die Eierſchalen muß man ja gleich zerbrechen, wie ſie ausgeleert ſind, denn ein Böswollender könnte ſonſt ſie benützen, um irgend einen Zauber gegen denjenigen zu bereiten, der die Eier gegeſſen hat.

Wärwolf. Dieſes phantaſtiſche Weſen, welches ſchon bei den Griechen, Römern, Celten, Deutſchen und andern Völkern bekannt war, und ſich in vielen Orten bis zu unſern Zeiten erhalten hat — der Wärwolf herrſcht auch in allen Winkeln der ſchwarzen Berge. Die Bewohner verſichern, daß es Menſchen gibt, die das Verhängniß zu dieſer Verwandlung beſtimmt hat, welche gewöhnlich während des Vollmondes vor ſich geht. Während der Nacht werden ſie von dem Uebel angefallen. Sie ſteigen dann aus ihrem Bette heraus, ſpringen aus dem Fenſter und ſtürzen ſich in einen Brunnen. Nach dem Untertauchen ſind ſie plötzlich in eine Haut mit langen, ſchwarzen Haaren gehüllt, laufen auf vier Füßen, eilen durch die Wälder, Felder und Dörfer, und beißen Alles, was ihnen begegnet. Bei der Morgendämmerung kehren ſie wieder zurück, ſtürzen ſich in den Brunnen, legen ihre haarige Umhüllung dann wieder von ſich und nehmen ihren Platz in dem verlaſſenen Bett ein.

Miscellen.

Sundſchifffahrt. Nach der Kjöbenhavnspoſt gingen im Jahre 1839 16,175 Schiffe durch den Sund. Darunter befanden ſich 4015 däniſche, norwegiſche und ſchwediſche, 4498 engliſche, 831 ruſſiſche, 6409 deutſche, holländiſche und belgiſche, 200 franzöſiſche, 67 ſpaniſche, portugieſiſche und italieniſche, und 114 amerikaniſche. Die Zahl derer, die von der Nordſee kamen, war 7975, die aus der Oſtſee kommenden betrugen 8200. Im Ganzen war die Zahl um 2215 größer als im Jahre 1838. Die Zahl der amerikaniſchen Schiffe hatte um 39, die der franzöſiſchen um 28 abgenommen.

Erdbeben in Centralamerika. Durch Erdſtöße, die am 1 und 2 October begannen und ſich bis zum 10 October wiederholten, iſt die Stadt San Salvador ſo zerſtört worden, daß die ganze Einwohnerſchaft ausziehen mußte. Die ganze Verwaltung iſt nach Cojutepec, zehn Lieues von San Salvador, verſetzt worden. (Outremer.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 17** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechiſches. — Violette.** (Fortſetzung.) **— Däniſche Literatur.** (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 45.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Februar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Im Spätherbst 1836.)

8. Die mehrtägige Gefangenschaft.

Im Dorfe war Alles so still, als lebe kein menschliches Wesen in demselben. Das macht einen um so unangenehmern, düsterern Eindruck, wenn man vom warmen Herd kömmt, um den sich dort Winters alles Leben concentrirt. Dabei schneite es weit stärker, als am vorigen Tage. Kaum hatten wir das Dorf einige zwanzig Schritte hinter uns, als wir auch von demselben keine Spur mehr entdecken konnten, so dicht umhüllte uns das weiße, undurchsichtige Schneeflockengewölke. Von Weg oder Steg war natürlich gar keine Rede; die meisten Gegenstände waren nur zu entdecken, indem wir auf sie stießen. Schwerlich vergegenwärtigt man sich alle die Mühseligkeiten, welche wir zu überwinden hatten; der Eseltreiber an der Spitze sank jeden Augenblick bis an die Arme in den Schnee, wir konnten Vertiefungen, kleine Schluchten, die Becken zugefrorner Bäche, weil der Schnee alle diese Einsenkungen ausgeglichen hatte, nicht unterscheiden; wir stolperten über Steine, Sträucher, Stümpe, und bewegten uns so zu sagen fallend und auf allen Vieren vorwärts. Das Schlimmste dabei war, wir verloren die Richtung, die mein Begleiter vom Dorfe aus zwar richtig genommen hatte, dann aber nur sehr unsicher nach unsern rückwärts gelassenen Fußspuren beibehalten konnte. Auch diese waren bereits verlöscht, als wir nach einstündigem Marsche umzukehren beschlossen. Der Eseltreiber spürte und lief hin und her, mich trieb die Sehnsucht nach Pamplona, nach den neuen Verhältnissen vorwärts. „Ich bin ganz in der Irre," sagte endlich mein Begleiter, „und wir können nur auf gut Glück weiter gehen."

So umherirrend, vernahmen wir aus der Ferne Geräusch von Marschirenden. „Still," rief der Maulthiertreiber: da gehen Truppen, ohne Zweifel Carlisten, folgen Sie mir nach!" Wir zogen uns schnell in das Gerinne eines kleinen Baches zurück, das wir eben passirt hatten, ließen uns dort hinter Strauchwerk in den Schnee sinken und vergruben uns in diesem so sehr, daß wir durch die hervorragenden Uferränder ganz verdeckt waren. In dieser Lage, kaum athmend, erwarteten wir unser Schicksal. Das Geräusch schien von zwei Seiten zu kommen, schon unterschieden wir einzelne Stimmen — glücklich ging die erste Truppe an uns vorüber, das mochte die Vorhut seyn — ebenso eine zweite, eine dritte, die Nachhut — oftmals hörten wir ganz in unsrer Nähe sprechen. Endlich war Alles vorüber, doch jedes Geräusch schon lange Zeit verklungen, ehe mein Begleiter sich wieder zu rühren anfing. Als wir uns erhoben hatten, sah dieser mich mit einem ganz eigenthümlichen Blick an, der jedoch zum erstenmal lebhafte Besorgniß und Theilnahme ausdrückte, indem er bedeutungsvoll sagte: „hombre, hombre! das waren Caristas! Ich wünschte, wir hätten die Linie nicht verlassen; doch Gott sey Dank, daß die Gefahr überstanden ist — sie war für mich minder groß als für Sie; denn ich glaube, würden Sie ergriffen, könnten Sie der Welt nur Lebewohl sagen — so ist es Cavallero!" Doch ich fühlte, daß eine Gefahr, der wir glücklich entrinnen, uns mit frischem Muth belebt. Meine Kräfte waren wie neu gestärkt, das Blut rieselte schneller durch die Adern, das Herz pochte mir heftig in der Brust.

Die carlistische Colonne, welche in ziemlicher Nähe von uns aufwärts den Bach passirt und sich hinter Erhebungen des Terrains verloren hatte, bestand höchstens aus zwei Compagnien, und wollte entweder nur ihr Standquartier umändern oder unter dem Schutze des Wetters irgend einen Handstreich vollführen, was jedenfalls auf der ganzen Christinischen Linie eine größere Bewegung hervorrufen mußte. Wir schlossen, jedoch mit großer Unsicherheit, aus der Bewegung der carlistischen Colonne auf die Richtung hin, in welcher wir unsere Linie zu erreichen hofften, und begannen nach dieser schwachen Orientirung von neuem unsere Wanderung. Das Schneien hatte unterdessen merklich nachgelassen, die Luft schien sich sogar aufklären zu wollen. Als wir einen Wald erreichten, glaubte mein Begleiter sich zurecht zu finden. Aber wir hatten nun unsägliche Mühe mit dem niedern Strauchwerk, das uns allerwegen aufhielt, mit dem Steingerölle, bei dem man jeden Augenblick ein Bein zu brechen in Gefahr war, mit Auf- und Abklettern. Endlich hatten wir uns durch den Wald glücklich durchgearbei-

Digitized by Google

tet. Vor uns erhob ſich eine ziemlich beträchtliche Anhöhe. „Wenn mich nicht Alles trügt,“ ſagte der Maulthiertreiber mit freudefunkelnden Augen, „ſo finden wir hinter dem Berge dort unſere Straße wieder.“ Mit dieſen Worten flog er die Höhe hinan, mir weit voraus. Doch ſchneller noch als hinauf eilte er vom Gipfel derſelben wieder herunter. „Carliſtas!“ rief er mir entgegen, und auch ich machte Kehrt, ihm nach dem Walde zu, den wir eben zurückgelegt hatten. Der gebirgsgewandte Spanier floh mehr, als er lief; keinem Hinderniß ging er aus dem Wege, keines hielt ihn auf, mit den kühnſten Sprüngen ſetzte er über Schluchten und Abhange hinweg. Ihm nacheilend, ſtolperte ich, und ſchlug lang hin. Mich mühevoll wieder aufraffend, knallte es in dem Augenblick, und Kugeln ziſchten an meinen Ohren vorüber. Drei Soldaten ſah ich hinter mir her auf mich zueilen, mein Begleiter war mir aus den Augen verſchwunden. Jeder fernere Verſuch zum Entrinnen wäre unnütz, ja unmöglich geweſen. Deßhalb hätte ich auch ohne ihren Zuruf, daß ich nicht vom Flecke weichen ſolle, die Soldaten erwartet. „Führt mich zu Eurem Capitán!“ rief ich ihren wilden Blicken entgegen. „Schweig, fremder Hund!“ antwortete Einer unter ihnen, der mit dem Bajonnett auf mich zueilte. Ich parirte mit meinen Armen glücklich den erſten Angriff, und rief mit ſo ſtarker Stimme ich konnte: „Seyd ihr Soldaten des Rey Carlos quinto?“ „Das ſind wir!“ „Und ihr wollt einen Reiſenden morden?“ Schimpfwörter — worunter estrangero, Cristino, Puñatero, higo de una . . . die geringſten waren — Drohungen folgten. Doch einer der Soldaten fühlte menſchlicher als die beiden andern, und das rettete mir das Leben. Es handelte ſich darum, mich zu plündern und zu ermorden; keine Verantwortlichkeit konnte ſie treffen, da ich zuerſt geflohen war, und mich dann zur Wehre geſetzt hatte, ihnen ſonſt aber die ſichere Beute entgehe. Es iſt eine unangenehme, fatale Situation, ſo über ſein Leben tractiren, würfeln zu ſehen!

Unterdeſſen erſchienen auf der Höhe, durch die gefallenen Schüſſe wahrſcheinlich herangelockt, noch einige andere Soldaten, was meine Lage veränderte; ihnen gingen wir entgegen. „Geld her! Geld her!“ murmelten jetzt meine neuen Begleiter. Ich holte all mein Silbergeld aus der Taſche hervor, und gab es ihnen unbemerkt, gewiß mit Vergnügen. Der Trupp, zu dem wir ſtießen, beſtand etwa aus dreißig Mann und einem Officier, der mich einer langen Prüfung unterwarf. Klar und bündig gab ich die Urſache an, welche mich vom Wege in die Irre verſchlagen hatte, ferner daß ich ein Preuße, Preußen aber dem Könige von Spanien nicht feindſelig ſey; im Uebrigen ließ ich mich über den Zweck meiner Reiſe möglichſt myſteriös aus, und behauptete, denſelben auch nur einem Oberofficier aufdecken zu können. Darauf wurde ich bis aufs Hemd viſitirt. Einen Theil meiner Ausſagen beſtätigte der Umſtand, daß man keine Papiere bei mir fand, die zu meinem Glück in Pamplona bereits in Sicherheit waren. Es ſchien natürlich, daß ich meinen Paß im Koffer bei den Arrieros gelaſſen habe. Nichts Verdächtiges bei mir vorfindend, ließ der Officier meine Börſe, Uhr, alles was ich bei mir trug, von einem Caporal in Verwahrſam nehmen, angeblich in meinem Intereſſe, und bis nähere Auskunft über meine Perſon eingeholt ſey. Sodann ſetzte ſich der Trupp in Bewegung, die Fühlhörner weit voran und nach den Seiten ausgeſtreckt, ich in der Mitte gehend, der Gegenſtand der Neugierde Aller.

Nach etwa zweiſtündigem Marſche, als es bereits zu dunkeln anfing, wurde in einem ärmlich ausſehenden Gebirgsdorfe Halt gemacht, in dem ſich eine größere Anzahl Carliſten befand. Man führte mich zu einem Capitan, der ziemlich geläufig Franzöſiſch ſprach. Ich hatte Zeit genug gehabt, um über die beſte Verhaltungsart, mich der Gefahr zu entziehen, nachzudenken. Ich hielt den Grundſatz feſt: nicht viel zu ſprechen, um mich nicht zu verſprechen, und dann durch meine dunkeln Worte Zeit zu gewinnen. Ich glaubte mein Leben am ſicherſten in der Hand des höchſten Officiers, daher berief ich mich ſtets auf dieſen; ja ich hatte den Vorſatz, es im Nothfalle mit meinem vorgegebenen Geheimniſſe bis ſelbſt an den illuſoriſchen Thron hinauf zu treiben. Kein anderes Rettungsmittel zeigte ſich mir. Auf Fragen wie die: handeln Sie im Intereſſe des Königs? antwortete ich darum ſtets mit der Ausflucht: Würden Sie, wenn ich es bejahte, mir aufs Wort glauben und meine fernere Reiſe begünſtigen, und können Sie mich für ſo unklug halten es zu verneinen?

(Fortſetzung folgt.)

Erklärung und Proteſtation der ausgewanderten Boers.

Wir entlehnen aus der eben empfangenen Colonial Gazette vom 29 Januar dieß Actenſtück, das man gewiſſermaßen als die Unabhängigkeitsacte der ausgewanderten Boers betrachten kann. Wir haben auf die Wichtigkeit dieſes Ereigniſſes ſchon in Nr. 34 und 35 aufmerkſam gemacht, und verweiſen bloß hierauf, um die Bedeutung der einzelnen Umſtände zu zeigen, wobei wir noch bemerken, daß, einem Artikel im Waare Africaan vom 7 November zufolge, alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß die engliſche Regierung jede Abſicht einer gewaltſamen Unterjochung der Boers aufgibt, und ſelbſt ihre Mannſchaft von Port Natal vielleicht zurückzieht.

*

„Heute wurde in der Verſammlung, in Gegenwart des erſten Befehlshabers, aller Civil- und Burgher-Beamten und einer großen Anzahl unſrer achtbarſten Bewohner, ein Auszug aus dem Graham's Town Journal vom 3 Oct. 1839 geleſen, worin geſagt wird, daß ein Theil dieſes Landes an eine Anzahl engliſcher Emigranten verkauft wurde, und daß man ſie bald hier erwarten kann, um Beſitz zu ergreifen.

Dieſer Umſtand, in Bezug auf welchen wir bei einer frühern Gelegenheit unſere Beſchwerden dem commandirenden Officier der hier ſtationirten Militärabtheilung vorgelegt haben, iſt mit Unwillen und Aufregung in Erwägung gezogen und die Verſammlung iſt durch die dringende Vorſtellung der hieſigen Einwohnerſchaft bewogen worden, in allen öffentlichen Blättern

Digitized by Google

der Colonie ihre Protestation dagegen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, nebst folgenden Bemerkungen, Entschlüssen und Vorstellungen, um jene getäuschten Fremden zurecht zu weisen, welche Tod und Blutvergießen statt des „gelobten Landes," in dieser Gegend finden werden!

Sie müssen also wissen, daß die Cap-Emigranten, da sie ihre Rechte und Privilegien täglich verletzt und mit Füßen getreten sahen, selbst unaufhörlich insultirt, verlacht und in ihrer Ehre und Achtung herabgesetzt wurden, die Rechte des Eigenthums verletzt, Schutz des Lebens und des Eigenthums ihnen verweigert wurde — sich genöthigt gesehen haben, ihr geliebtes Land und ihre sehr geliebten Freunde und Verwandten zu verlassen.

Daß diese Auswanderung öffentlich unter dem Auge des Colonial-Gouvernements nach pflichtgemäßer Bezahlung ihrer Abgaben, für die sie ihre werthvollen Ländereien zum Opfer brachten, statt gefunden habe. Daß sie drei Jahre lang umher gewandert sind, in ihnen unbekannten Gegenden, ohne Landeskenntniß, ohne Compaß oder Führer — preisgegeben allen Hindernissen, die ihnen die Natur in den Weg legte, indem fast bis in die Wolken steigende Berge ihnen die Straße verschlossen, dringendem Mangel und Unfällen aller Art ausgesetzt, von unzählbaren Raubthieren umgeben und verfolgt, mit denen sie täglich zur Gewinnung ihres Unterhalts kämpfen mußten, und ohne eine andere Regierung oder Gesetz, als welches von dem mächtigen Finger des Herrn tief in ihre Herzen gegraben war; und doch fand während ihrer langen Wanderung kein Verbrechen statt, das auf irgend eine Weise ihren Charakter hätte antasten können.

Und alles das war nicht im Stande, sie zu entmuthigen. Gleich Bastardkindern aus ihren väterlichen Wohnungen von Fremdlingen vertrieben, fühlten sie es mit tiefem Schmerz und großer Zorn nagte an ihrem Herzen. Die Religion und die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache erhoben sie bei Ueberwindung aller dieser Schwierigkeiten. Friedlich gingen sie weiter, und näherten sich Mazelikatsi, dem furchtlosen Lasterer, der das große, unbegreifliche Wesen in Gegenwart der Missionäre herausforderte, einen Beweis seiner Macht, größer als der seiner eigenen Grausamkeit zu geben. Dieser Beweis ward ihm durch die „treffende Hand" der Emigranten, zu seinem höchsten Schimpf und gänzlichem Verderben. Als sie Dingaans Reich nahe kamen, traten sie mit diesem Häuptling in Unterhandlung, um unter gewissen Bedingungen ein Stück Land zu erhalten; der Vertrag ward von unserm tapfern, achtbaren und verdachtlosen Vorgänger P. Retief genau gehalten, und später mit seinem Blute und dem von 70 unserer tapferen Männer besiegelt, das der verrätherische Mörder Dingaan vergoß; während die gesammelten bleichen Gebeine von fernern 370 unschuldig und treulos gemordeten Verwandten und Freunden am Boschjesmans-Fluß ein dauerndes Zeugniß und sichtbares Zeichen unseres Rechts auf jenes Land bleiben wird, bis ein anderes Zeugniß ähnlicher Art unseres verdunkelt. So von derselben mächtigen Hand geleitet, welche in frühern Tagen unsere Vorfahren in der furchtbaren Bartholomäusnacht erhielt, kamen wir an die lang ersehnte Seeküste, wo wir mit den alten Bewohnern in ein Freundschafts- und Bruderbündniß traten, während, wenige Monate später, dieser Hafen von einer englischen Militärabtheilung von hundert Mann unter dem Commando des Major Charters in Besitz genommen wurde, und da dieß mit der feierlichen Versicherung geschah, daß es bloß seinen Grund hätte, willkürlichen Mord, Raub und leichtsinniges Blutvergießen zu verhindern, so konnten wir mit gutem Gewissen keine gewaltsamen Maaßregeln dagegen ergreifen. Doch jetzt schreibt man unsere Nachgiebigkeit der Furcht und Feigheit zu, und stellt sie so der Welt vor — jetzt erhalten wir mit jedem Augenblick immer stärkere Beweise einer zweideutigen Abweichung des früheren Vertrags — jetzt können wir mit jedem Augenblicke die Ankunft von Tausenden von armen, getäuschten Fremden erwarten, die uns aus unserm theuer erkauften und gesetzlich erworbenen neuen Lande vertreiben wollen; deßhalb ist die Versammlung zur Erhaltung ihres unbestreitbaren Rechts auf dieses Land, das sie kraft Verträge mit dem Häuptling Dingaan, die später von dem Häuptling Panda ratificirt wurden, gewann, und zur Aufrechthaltung unserer Unabhängigkeit, Ehre und Sicherheit, zu folgenden Beschlüssen gekommen, die sie allen Civilbehörden und den Officieren des Burgherheeres zur größtmöglichen Verbreitung empfiehlt." Nun folgen die Resolutionen, wie sie mit gewaffneter Hand sich jeder Ansiedlung der Engländer bei Port Natal widersetzen würden.

Blidah und Coleah.

Diese Städte, deren herrliche Gärten so viele Käufer angezogen haben, liegen an den beiden Endpunkten der französischen Gränzlinie von der Seite der Ebene her; sie sind durch die ganze Breite der Metidscha von einander getrennt. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Schönheit ihrer Gewässer und vor Allem die wunderbare Ueppigkeit ihrer Gärten, mit Orangen-, Citronen- und Granatäpfelbäumen bepflanzt, hatten die besondere Aufmerksamkeit der Neugierigen erregt. Die Freunde der afrikanischen Colonisation müssen den höchsten Werth auf die Erhaltung dieser Probe des irdischen Paradieses setzen; denn wer fühlte sich beim Anblick der gigantischen Azédarachs mit den glänzenden, gezahnten Blättern nicht von Bewunderung ergriffen, die, sonst überall nur Gesträuche, hier hoch aufgewachsene Bäume sind, beim Anschauen der Trauerweiden in orientalischer Pracht, wie jener, die für sich allein mit seinen ungeheuren Zweigen den weiten Kirchhof von Blidah bedeckt!

Diese Stadt zählt jetzt kaum 4000 Bewohner. Seine Straßen, weit breiter als die alten Straßen Algiers, sind gerade und schneiden sich in rechten Winkeln; im Allgemeinen sind sie von Häusern begränzt, die aus gestampfter Erde gebaut, niedrig und vorn offen wie die Bühne unserer Theater sind, und mittelst großer Läden, die wie Fallthüren herabgehen, geschlossen werden. Jedermann arbeitet in dieser Art Kaufläden, neben welchen durch die ganze Stadt Bäche klaren Wassers hinlaufen, die mit Flechtwerk vor der Sonne bewahrt sind, das, von einem Haus zum andern reichend, die ganze Straße bedeckt. Als Hr. Blanqui, der durch eine besondere Gunst diese Stadt besuchen konnte, die Eigenthümlichkeit dieser Wohnungen sah, war er erstaunt, die Einwohner, ganz gegen die Gewohnheit anderer Städte Afrika's, außerhalb ihrer Wohnungen

Digitized by Google

leben zu ſehen. Einige ſtickten Burnus mit weißer Seide, andere fertigten künſtliche Seſſel, und andere arbeiten in Maroquin, andere bohrten dieſe langen Pfeifenröhre, die im Orient ſo geſucht ſind. Pyramiden köſtlicher Früchte, meiſt Weintrauben und Pfirſiche, ſchmückten zahlreiche Fruchtläden; das Töpferhandwerk, grob und gemein, ſchien fremden Urſprungs; die Kaffeehäuſer waren voll ernſter, ſchweigſamer Gäſte.

Die Umgebungen von Neapel bieten nichts ſo Schönes, als die ungeheuren Gärten von Bliah, die ſich bis zum Fuß des Atlas längs des Ued-el-Kebir ausdehnen, der durch die Bewäſſerungscanäle trocken geworden. Faſt alle ſind von Mauern, ähnlich denen bei Chartres, umgeben, meiſt ſehr hoch. Die Orangen-, Mandel- und Olivenbäume und alle Fruchtbäume unſerer warmen Länder wachſen hier in bewunderungswerther Fülle, ſo wie der Weinſtock, deſſen jährliche Schößlinge an die Lianen und Kriechpflanzen der Tropenländer erinnern.

Derſelbe Reichthum der Pflanzenwelt läßt ſich bei Coleah bemerken, einer kleinen Stadt, 7 Stunden von Bliah, von der ſie in Kanonenſchußweite zu ſeyn ſcheint, und die ſich durch die tiefe Schlucht auszeichnet, die ihr zur Zierde und zum Graben dient. Hier findet man in einem Garten, den der Obriſt Lamericière und ſeine Zuaven gepflegt haben, alle Eleganz und Friſche eines engliſchen Parks mit der Ueppigkeit afrikaniſcher Vegetation. Die Palmachriſti, die in unſern botaniſchen Gärten unter dem Namen Ricinus nur als Kraut erſcheint, erhebt ſich in der Schlucht von Coleah zu einer Höhe von 30 Fuß mit ihren horizontalen, ſternförmigen Blättern. Ein Palmbaum, nachläſſig neben den Minarets der Stadt hingeworfen, vermehrt das Maleriſche noch, und zeigt ſie ſchon weit in der Ebene. Man fühlt, die Natur hat ihre Privilegien hier. (Echo du Monde Savant vom 1 Februar.)

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Cria Cuervos y te Sacaran los Ojos.

Zieh' junge Raben auf ins Haus,
Sie hacken dir die Augen aus.

•

Compra en la Plaza, y vende en tu Casa.

Geh' auf den Markt, um einzukaufen,
Die Käufer laſſ' ins Haus dir laufen.

•

Cada uno arrima, el ascua a su sardina.

Ein jeder ſucht die meiſten Kohlen
Zu ſeinem Bratfiſch beizuholen.

•

Cada uno habla de la feria segun lo ha ido en ella.

Wer viel verkauft, dem iſt die Meſſe recht,
Wer aber wenig, dem iſt ſie freilich ſchlecht.

•

Como te pelan pollita, plumita a plumita.

Wie rupft man dich, mein Vögelein? —
Ein jedes Federlein allein.

•

Cavallo grande, ande o no ande.

Ein großes Pferd, das läßt ſich ſehn,
Es mag ſchnell oder langſam gehn.

•

Cada uno en su Casa, y Dios en la de todos.

Es ſoll wohl Gott der Herr in Aller Häuſer ſeyn,
Der Menſch iſt aber beſſer in ſeinem Haus allein.

•

Candil en la Calle, obscuridad en casa.

Auf der Gaſſe geſprächig, zu Hauſe ganz ſtumm,
So ſind oft die Männer, man weiß ſchon warum.

•

Comer y rascar, no hay mas que empejar.

Eſſen und Kratzen, fange nur an,
Findeſt ſogleich Vergnügen daran.

•

Dar, los buenos dias; convidar, a un Entierro; prestar, paciencia.

Gib, guten Tag; lad' ein, zur Leich';
Leih', nur Geduld; — ſo wirſt du reich.

•

De aquelles polvos estos lodos.

Im Sommer viel Staub, im Winter viel Koth,
War immer der Urſach' und Folge Gebot.

•

Dar Coces contra el aguijon.

Pferd, das gegen einen Stachel ſchlägt,
Seinen Huf zertrümmert davon trägt.

•

Del Rey y de la Inquisicion, Chitón.

Von Religion und König
Sprich jederzeit nur wenig.

•

Deuda olvidada, ni agradecida ni pagada.

Du darfſt für die vergeſſene Schuld
Nicht Zahlung hoffen, Dank noch Huld.

•

Dame Pan y dime Perro.

Gib du mir Brod zu jeder Stund',
Und heiß' mich Eſel, Ochs und Hund.

•

De todo tiene la Viña, Pampanos, Uvas, y Agrás.

Es gibt im Weinberg ſüße Trauben
Und ſauere, und Rebenlauben.

•

De fuera vendrá, quien de Casa nos echará.

Den Fremden laſſ' nicht in dein Haus,
Er wirft am Ende dich hinaus.

•

Del dicho al hecho va largo trecho.

Zwiſchen That und Wort
Liegt noch mancher Ort.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 46.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Februar 1840.

Die Miliz der Vereinigten Staaten.

Wenn schon die Engländer eine Art von instinctivem Haß, namentlich früher, gegen stehendes Militär hegten, so hat sich diese Ansicht bei den Amerikanern bis zum Lächerlichen ausgebildet, und das stehende Heer derselben beträgt gegenwärtig noch nicht volle 8000 Mann, eine Macht, die völlig unzureichend ist, um die weitläufige Westgränze zu decken, die Befestigungen am atlantischen Meere zu besetzen, und den Krieg in Florida gegen die Indianer zu führen, deren Anzahl freilich, Männer, Weiber und Kinder, nicht über 1500 Köpfe beträgt, die aber in einem schwierigen Terrain hausen, wo sie einer weit größeren Anzahl Truppen Trotz bieten können. Die einzige militärische Anstalt der Amerikaner, welche ihren Zweck fast völlig erreicht, und einen großen, praktischen Nutzen gewährt, ist die Militärakademie zu Westpoint mit 260 Zöglingen, von denen ungefähr ein Sechstheil jährlich austritt. Das Gesetz, welches die Errichtung dieser Akademie verfügte, spricht deren Zweck in folgender Weise aus: „die Armee soll aus derselben mit tüchtigen Officieren versehen werden, die Miliz eine Beimischung von wohlgeübten Bürgern erhalten, um diese letzte und beste Waffe von Republiken zu disciplinieren, und ein Civil-Ingenieurcorps gegründet werden, das im Stande ist, dem Unternehmungsgeiste, der unser Land durchdringt, eine heilsame Richtung zu geben.“ Der erste und letzte dieser Zwecke ist erreicht, nur mit der Miliz hat es noch nicht gelingen wollen, da das Verhältniß tüchtiger Officiere zu der großen Masse ganz unbrauchbarer, die sich in der Miliz in Menge finden, viel zu klein ist, um eine gehörige Wirkung zu thun.

Die abgeschmackte Ansicht, im Frieden solle Niemand, im Kriege Alles Soldat seyn, ist von den Vereinigten Staaten in möglichst großem Umfang ausgeführt worden, und sie danken derselben die mörderischen langen Indianerkriege in den neunziger Jahren, die anfänglichen Unfälle im Kriege vom Jahr 1812, und die Unfähigkeit einen Krieg, wie den in Florida, zu beendigen, der ihnen jetzt schon mehr als 1000 Menschen und, wie man behauptet, über 20,000,000 D. gekostet hat. Washington schon schlug wiederholt die Errichtung einer regelmäßigen Miliz vor, da er aber auch zugleich regelmäßige Uebungen in größern Corps beantragte, so fielen seine Anträge durch und wurden erst im J. 1792, jedoch nicht so, wie er es wünschte, angenommen. Damals ward der Grundsatz ausgesprochen, daß jeder körperlich fähige weiße Bürger der Vereinigten Staaten von 18 bis 45 Jahren der Miliz angehören und sich selbst mit Waffen und Munition versorgen müsse. Diese letztere Bestimmung, so wie die weitere, daß die Ausführung dieses Gesetzes den einzelnen Staaten zu überlassen sey, machte die Maaßregel halb zu nichte. Wie diese Clausel ausgelegt wurde, mag man aus einem einzigen Beispiel ersehen. Kaum war der Krieg im J. 1812 ausgebrochen, als der Präsident die Regierungen der einzelnen Staaten aufforderte, ihre Milizen zur Verfügung der Unionsregierung zu stellen. Die Staaten von Connecticut und Massachusetts erhielten die Weisung, Abtheilungen ihrer Miliz nach der Seegränze zu beordern, weigerten sich aber, dieser Anweisung Folge zu leisten, indem sie einwandten, die Gouverneure der verschiedenen Staaten hätten zu bestimmen, wenn einer der durch die Constitution vorgesehenen Fälle vorhanden sey, in denen die Miliz in den Dienst der Union und unter den Befehl des Präsidenten zu treten habe. Eine andere Auslegung würde die gesammte Miliz zur Verfügung des Congresses stellen, und, was gerade die Constitution habe vermeiden wollen, eine militärische Consolidation der Staaten nach sich ziehen. Der höchste Gerichtshof von Massachusetts bestätigte diese Auslegung, die der Präsident in seiner Botschaft vom November 1812 als „ganz neu und sehr unglücklich“ bezeichnete, und bemerkte, wenn die Gewalt der Unionsregierung, die Miliz in Dienst zu berufen, auf eine solche Weise vereitelt werde, so mache das Volk der Vereinigten Staaten gerade im dringendsten Fall nicht Eine Nation aus. Kein Theil wollte nachgeben, und die Frage blieb unentschieden bis zum Jahre 1827, wo der oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten feierlich erklärte, daß es ausschließlich dem Präsidenten zustehe, zu beurtheilen, wann der Fall zur Verwendung der Miliz eintrete.

Ein Glück für die Vereinigten Staaten, daß ihre Lage sie in den Stand setzt, solche Fragen mit solcher Langweiligkeit zu behandeln, und daß kein drohender Feind vor den Thoren sie nöthigt, dergleichen Streitigkeiten viel summarischer zu entschei-

Digitized by Google

den. Eben dieſer Umſtand erhielt auch das höchſt unvollkommene Inſtitut der Miliz ſo lange in ſeiner bisherigen Form, jetzt aber ſcheinen die Mißbräuche und die Unzulänglichkeit derſelben allzu ſchreiend geworden zu ſeyn. Das Schlimmſte war die Beſtimmung, daß jeder ſich ſelbſt mit Waffen verſehen ſollte; der Grund hievon lag urſprünglich wohl in der Armuth des Staatsſchatzes, und in dem Umſtande, daß ſich vom Revolutionskriege der noch eine Menge Waffen in den Händen der Einzelnen befanden, die man nun einer öffentlichen Controle unterwerfen wollte. Was man aus Noth begann, wurde dann freiwillig fortgeſetzt, und während in allen andern Fällen der Amerikaner nur im Verhältniſſe zu ſeiner Zahlungsfähigkeit beſteuert iſt, legt ihm das Geſetz über die Bewaffnung der Miliz eine ſehr ungleiche Laſt auf. Die Folge davon war, daß viele der ärmern Claſſen, welche nicht im Stande waren, ſich ſelbſt auszurüſten, bei der Muſterung mit Stangen und Baumäſten, und eine noch größere Zahl mit ſchlechten und gefährlichen Waffen erſchien. Dieß ſetzte die Miliz der Verachtung und dem Gelächter aus, was vereint mit dem Umſtande, daß die Officiere meiſt von den Truppen ſelbſt gewählt ſind, Inſubordination erzeugte, ſo daß die Inſpections- und Uebungstage oft in Völlerei und wilder Unordnung endigten. Einer der letzten Gouverneure von Nordcarolina bemerkte in ſeiner Botſchaft an das Haus der Repräſentanten: „das Milizſyſtem ladet dem Lande eine große und unnütze Laſt auf. So lange nicht der Congreß eine neue Organiſation der Miliz vornimmt, iſt an eine bedeutende Verbeſſerung nicht zu denken. So betrachten auch die einſichtsvollſten Militärs des Landes die Sache, und es iſt gewiß, daß die Milizgeſetze, wie ſie in den mittlern und ſüdlichen Staaten gehandhabt werden, ſtatt die Kriegskunſt zu fördern, nur die entgegengeſetzte Wirkung haben, indem ſie laſterhafte Gewohnheiten erzeugen, und Völlerei, und ſomit auch einen Geiſt der Inſubordination, befördern.“ Die Behörden des Staates NewYork drangen wiederholt in die Unionsregierung, „dem Volke die Laſt des Milizſyſtems abzunehmen.“ Aehnliches ließe ſich von andern Staaten berichten, und in Philadelphia wurde der Unſinn, halbbewaffnete Bauern zum Erlernen des Exercitiums aufzufordern, durch den Aufzug eines Regiments zerlumpter Gaſſenjungen lächerlich gemacht.

Um die Miliz brauchbar zu machen, ſind zwei Dinge unerläßlich: die Miliz muß vom Staat aus mit Gewehren verſehen, und je nach dem Alter in verſchiedene Claſſen gebracht werden, ſo daß die jüngern zum augenblicklichen Aufgebot bereit ſeyn müſſen; erſt dann iſt es auch möglich, eine ſolche geringe Zahl einigermaßen einzuüben, und wenn auch nicht in europäiſchem, doch in amerikaniſchem Sinne brauchbar zu machen, d. h. eine ſolche Schaar würde zwar vor wohlgeübten europäiſchen Truppen auf offenem Felde zerſtieben, aber hier iſt es eben, wo die verſchiedenen Umſtände zu Rathe zu ziehen ſind. In einem Lande, das noch vielfach unangebaut iſt, kommen europäiſch eingeübte Truppen unter fünf Fällen kaum einmal in den Fall, ihre Disciplin brauchen und in Maſſe agiren zu können; der Krieg wird indianermäßig geführt mit Streifparteien und Hinterhalten, wo die höhere Disciplin wenig, Landeskenntniß dagegen und Sicherheit im Schießen das Meiſte gilt; auf dieſe Weiſe ſind engliſche Truppen wiederholt von den Amerikanern geſchlagen worden, um ſo mehr, als es den Amerikanern an Muth und Gewandtheit keineswegs fehlt.

Auf eine Einrichtung, wie oben angedeutet wurde, ſcheint es gegenwärtig abgeſehen zu ſeyn, da der Präſident in ſeiner Botſchaft eine Aenderung des Milizſyſtems angekündigt hat. Es ſoll das ganze Land in acht Departements getheilt und in jedem ein Corps von etwa 20 bis 25,000 Mann in beſſerer Uebung erhalten werden, ſo daß die Union nöthigenfalls über 200,000 in ihrer Art tüchtige Soldaten gebieten könnte. Dieſe Zahl iſt wohl wenig mehr als ein Achttheil der jetzigen Miliz, die nahe an 1,600,000 Mann umfaſſen muß; ſonach wird eine Claſſification derſelben nach dem Alter vorgeſchlagen werden. Ob ein ſolcher Antrag bei den eiferſüchtigen, und in ſolchen Dingen keineswegs patriotiſchen Nordamerikanern durchgeht, iſt freilich eine Frage. Manche Amerikaner zweifeln ſelbſt, ob der Congreß ſich entſchließen werde, eine große Anzahl Bürger zu einer jährlichen Unterbrechung ihrer Geſchäfte für eine etwas längere Zeit zu nöthigen, da der pecuniäre Nachtheil gewiß, der militäriſche Vortheil aber manchem als ungewiß und vorübergehend erſcheint.

Reiſe von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

5. Die mehrtägige Gefangenſchaft.

(Fortſetzung.)

Natürlich hielt man mich in Haft, bis nähere Befehle eingezogen waren. Das waren traurige, ſchreckliche Tage für mich. Was litt ich ſchon in der erſten Nacht! Ich brachte ſie unter etwa zwanzig Soldaten in einer der oben beſchriebenen Hausfluren zu. Im nämlichen Hauſe befand ſich der Capitän. Die Soldaten hatten ihre Gewehre geladen zuſammengeſtellt; einer hielt Wache im Hauſe, einer vor demſelben. Mitten auf der Hausflur hatten ſie ein Feuer angelegt, das die Schildwache von einem vorbereiteten Holzſtoße unterhielt. Um dasſelbe herum lagen ſie ſchnarchend. Auch ich legte mich platt auf den ſteinernen Boden nieder, das Geſicht aufs Pflaſter gedrückt, um mich ſo einigermaßen vor dem beißenden Rauch zu ſchützen, der den ſchornſteinloſen Raum erfüllte. Ich ſchlief keinen Augenblick, und die Nacht wollte kein Ende nehmen. Was iſt furchtbarer als die brennende Qual der Ungewißheit, das Schweben zwiſchen Leben und Tod! Gewiß dieſer ſelbſt iſt es nicht. Denkt der Menſch nur an den Tod, der ihm unabwendbar entgegentritt, ſo ſchwindet aller wechſelnde Glanz der Erſcheinung der Dinge um ihn her, dunkle Farbe wie heitere, die Freude mit dem Schmerz; er faßt nur Ein Gefühl, Eine Empfindung, Einen Gedanken, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewaltig zuſammenſchlagen. Es gibt Gemüthszuſtände, die dem Menſchen ſeine Lage und Handlungen in ihrer ganzen Schwere nicht zu faſſen erlauben: wenn Leidenſchaften die völlige Herrſchaft über ihn an ſich geriſſen haben, oder wenn alle ſeine Kräfte in Thätigkeit auf Ein Ziel gerichtet ſind. Verſchwindet alsdann aber der Grund der Auf-

Digitized by Google

geregtheit der Leidenſchaften oder der Spannung unſerer Kräfte, ſo fallen wir in eine Abſpannung, deren Wirkungen entgegengeſetzter Art, aufeinanderreißend, zerſtörend, zermarternd ſind. Das iſt die Stimmung, in der die lauernde Eiferſucht ihre Schlangenbiſſe, der wilde Haß ſein Gift gegen den eigenen Buſen kehrt, in welcher der Verbrecher, der im blinden Trieb vor der gräßlichſten That nicht zurückſchauderte, mit Verzweiflung und Selbſtmord endet. In einer ähnlichen Abſpannung, welche die ſchlummernde Gefahr, die Strapazen des Tages, Hunger, Durſt, Uebermüdung hervorriefen, befand auch ich mich. Jetzt erſt erkannte ich die Größe der Gefahr, welche mich umgab und nur ſchlummerte, um mächtiger, drohender zu erwachen — meine hülfloſe, ungewiſſe Lage in ihrem ganzen Umfange; — Furcht wechſelte mit Hoffnung unaufhörlich peinigend ab. Am meiſten zu fürchten hatte ich die blinde Wuth der verwilderten Soldateska. War ich dieſer entgangen, durfte ich mir durch eine offene Erklärung gegen die Häupter des Carliſmus mindeſtens Leben und Freiheit, wenn auch nur unter der Bedingung der Rückkehr nach Frankreich, zu erhalten hoffen. Doch mit größerer Innigkeit ergriff ich noch eine andere Hoffnung. Schon am erſten Abend bemerkte ich in der Carliſtiſchen Truppe einige Beſorgniß vor einem Angriff. Man ſchien die Soldaten in wenigen Häuſern concentrirt zu halten, und dieſe zur Vertheidigung einzurichten. In dem unſrigen wurden ſogar durch Thüre und Mauern an paſſenden Stellen Schießſcharten gebrochen. Wie, wenn die Chriſtinos angriffen, konnte ich nicht Gelegenheit zur Flucht finden? Der Menſch hofft auf das Unwahrſcheinlichſte, wenn es ihm das Angenehmſte iſt. Einſtweilen kam Alles darauf an, daß ich die Wache, Soldaten und Führer um mich her durch ein kluges, feſtes Benehmen zu gewinnen und ſicher zu machen ſuchte.

Fünf Tage vergingen ohne beſondere Vorfälle, und meine Lage wurde mir immer unbequemer, peinlicher, ſchrecklicher. In der ſechsten Nacht entſtund Lärm. Ich lag in dumpfem Hinbrüten gegen den Morgen hin, draußen war ein garſtig Wetter, das Heulen des Windes klang ſeltſam zu dem Schnarchen der Soldaten. Plötzlich hörte man raſch auf einander einige Schüſſe fallen. Im Nu ſprangen die Soldaten auf, griffen zu den geladenen Gewehren und flogen an Schießlöcher und Fenſter. Der Capitän erſchien ſofort, ordnete an, und befahl, die Thüre nicht früher zu öffnen, bis man ſich vom Fenſter aus über die Perſonen der Pocher vergewiſſert habe. Meldungen vom Hauptpoſten langten an; darauf trug man zwei mit Blut bedeckte menſchliche Körper, wovon der eine noch winſelte, ins Haus hinein und verriegelte von neuem die Thüre. Dieſer Vorgang, der Anblick der Leichname, die ich aus der Ferne nur mit einem Schaudern betrachten konnte, erfüllte die Soldaten mit Wuth und Rache, worunter ich ſelbſt vieles auszuhalten und zu leiden bekam. Der Hauptmann war entweder zu ſehr in Nachdenken verſunken, um die Beleidigungen zu bemerken, welche man gegen mich ausſtieß, oder er wollte ſie abſichtlich nicht ſehen. Ich faßte mich in Ruhe und Geduld. Draußen fiel nichts weiter vor und die Nacht verging ſonſt ruhig. (Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Charles Texier in Armenien und Kurdiſtan.

(Courrier français vom 14 Januar.)

Von Hrn. Charles Texier und ſeinen beiden jungen Gefährten, Hrn. Philibert de la Guiche und Roger de Labourdonnaie, ſind günſtige Nachrichten eingelaufen. Bekanntlich begaben ſich dieſe drei Reiſenden, nachdem ſie einen beträchtlichen Theil Kleinaſiens durchzogen hatten, zur See von Konſtantinopel nach Trapezunt, in der Abſicht, Armenien, das ſo wenig bekannte Land der Kurden, und Perſien zu beſuchen, und durch das Paſchalik Bagdad nach Syrien vorzudringen. Ein Theil dieſes Planes iſt bereits durchgeführt, und die Mittheilungen, welche Hr. Texier vor kurzem durch ſeinen gelehrten Freund, Hrn. Dureau de la Malle, an die Akademie der Inſchriften eingeſchickt hat, verſprechen eine reiche Sammlung von ſeltſamen und mannichfachen Nachweiſungen über die Archäologie und phyſiſche Geographie dieſer Länder.

Auf dem Wege von Trapezunt nach Erzerum bot ſich unſern Reiſenden nichts Bemerkenswerthes. In den erſten acht Tagen durchzogen ſie hohe vulcaniſche Gebirge ohne Bäume und ohne Bewohner, wo ſie viel von der Kälte, die in jenen Hochebenen faſt zu allen Jahreszeiten ſehr ſtreng iſt, zu leiden hatten. Es gibt nichts Erbärmlicheres, als das Land in der Nähe von Erzerum. Die wenigen Wohnungen, auf die man ſtößt, beſtehen aus einigen unterirdiſchen Hütten, in welche die Bauern durch eine Art von Schießſcharten hinabſteigen, und in denen ſie ſich mit ihrem Vieh aufhalten. Erzerum wurde während des Krieges im Jahre 1828 von den Ruſſen zerſtört, und iſt heutzutage bloß eine große Maſſe von Trümmern. Da dieſe Stadt 1770 Metres über der Meeresfläche liegt, herrſcht daſelbſt ein eiſiger Wind. Hr. Texier und ſeine Gefährten machten den Mitgliedern der engliſchen Geſellſchaft, die ſich in Folge ihrer Streitigkeiten mit dem Schah von Perſien auf das türkiſche Gebiet zurückgezogen und vorläufig unter Zelten einen halben Myriameter von Erzerum niedergelaſſen hatten, einen Beſuch.

Hr. Texier begegnete in geringer Entfernung von der Hauptſtadt Armeniens zum erſtenmal Kurden, von denen er eine ſonderbare Beſchreibung macht. Die Kurden ſind die alten Meder; ſie tragen beinahe vollſtändig den Anzug ihrer Vorfahren: die Tunica, das Pallium, das kegelförmig mit einem Shawl umwundene Haar, den Schild und die Lanze. Ihre Sprache iſt von der türkiſchen verſchieden, auch gehören viele von ihnen der unter dem Namen neſtorianiſche Chriſten bekannten Secte an. Dieſer Stamm hält die Mitte zwiſchen dem türkiſchen und perſiſchen. Die Kurden haben ſehr ſcharfe Adlernaſen, ſo wie auch ihr ganzes Geſicht etwas gebogen iſt. Sie ſind vortreffliche Reiter, faſt alle ihre Pferde ſind für die Reiterei verwendet; darum pflegen ſie die Ochſen als Saumthiere zu gebrauchen. Man ſieht manchmal bis an die Zähne bewaffnete Bauern auf ziemlich gut abgerichteten Ochſen reiten. Dieſe Stämme theilen ſich in unterworfene und nicht unterworfene Kurden. Die letztern halten ſich in den Gebirgen auf, kommen aber häufig in die Ebenen herab, um Vieh zu rauben. Man ſieht wohl, daß die Gewalt des Sultans, die ſelbſt in den Umgebungen von Konſtantinopel nicht immer geachtet wird, in dieſen entfernten und wilden Gegenden nicht ſehr gehandhabt werden muß. Es herrſcht daſelbſt ein beſtändiger Zuſtand des Aufruhrs, und die Pforte hat ſich ſchon ſeit langer Zeit darein gefügt.

Digitized by Google

Hr. Texier, welcher sich nicht allein mit der Archäologie beschäftigt, bemerkte auf dem Berge Sovanly, den ein Kurdenstamm inne hat, eine sehr interessante geologische Erscheinung: nämlich ein ungeheures Obsidianlager. Dieses Gestein, das in Stücken von allen, meistens aber gerundeten Formen zerstreut umherliegt, findet man nach und nach in zahlreichern Brocken, bis endlich der ganze Boden mit glänzend schwarzen Stücken bedeckt ist. Die größten Klötze sind so groß wie zwei Köpfe, andere aber sind nicht größer als drei Kubikcentimeter. Dieses große Lager umfaßt mehr als 600 Schritte. Im Verlauf seiner Reise entdeckte Hr. Texier nicht weit vom Araxes einen noch schönern Obsidian, der einem zersetzten Trachyt glich, und dessen Farbe aus schwarz, roth und jaspisgrün gemischt war.

Obgleich Kurdistan in sehr schlechtem Rufe steht, und dessen Bewohner in dem wohlverdienten Rufe gewandter Diebe stehen, kamen dennoch unsere Reisenden ohne irgend einen Unfall zu Kars an; allein ihr Aufenthalt in dieser Stadt wurde durch einen Vorfall bezeichnet, welcher beweist, daß die Gefühle des Fanatismus und der Intoleranz in dem Herzen der mohammedanischen Völkerschaften bei weitem noch nicht erloschen sind. Der Pascha von Kars hatte dem Groß-Imam den Befehl ertheilt, den Reisenden ein türkisches Haus als Wohnung anzuweisen. Der Groß-Imam antwortete dem Abgesandten des Pascha, welcher der Kawaß Baschi (Polizeibefehlshaber) war, er wolle sich nicht damit abgeben, für Hunde von Giaours eine Wohnung zu suchen. Der Kawaß Baschi, ein sehr entschiedener Anhänger der Reform, ward durch diese Antwort so aufgereizt, daß er seine Karbatsche ergriff und damit die Schultern des türkischen Pontifex bearbeitete, um demselben zu lehren, auf eine schicklichere Weise von den ruhmvollen Verbündeten des Sultans Abdul Medschid zu sprechen. Es war vielleicht das erstemal, daß ein Priester seines Ranges eine solche Behandlung erfuhr; der Groß-Imam von Kars wurde dadurch von einer furchtbaren Wuth erfüllt, die er jedoch zu bändigen wußte, bis sich ihm eine Gelegenheit zur Rache darbieten würde. Die HH. Texier, de la Guiche und de Labourdonnaie, denen Niemand von dem Streite, dessen unwillkürliche Ursache sie gewesen, etwas mitgetheilt hatte, begaben sich nach einem zweitägigen Aufenthalt zu Kars in aller Ruhe zu den Ruinen der armenischen Stadt Ani, die in der Umgegend liegt, in der Absicht, daselbst so lange Zeit zu bleiben, als sie zur genauen und vollständigen Untersuchung derselben nothwendig haben würden. Kaum aber hatten sie ihre Arbeit begonnen, so kam ein Courier des Pascha in aller Eile an, und meldete ihnen, sie sollten so schnell als möglich abreisen, wenn sie sich nicht der größten Gefahr aussetzen wollten. Er benachrichtigte sie zu ihrem größten Erstaunen, daß in der Stadt, die sie vor wenigen Tagen im ruhigsten Zustande verlassen, ein Aufruhr ausgebrochen sey. Der Groß-Imam hatte die Moschee geschlossen, das Volk war auf seinen Ruf aufgestanden, und der Pascha ward gezwungen, die Flucht zu ergreifen.

Dieser unvorhergesehene Umstand gestattete Hrn. Texier nicht, seinen Aufenthalt zu Ani länger fortzusetzen, indem dasselbe nur vier Myriameter von Kars entfernt liegt. Er mußte deßhalb daran denken, sich weiter zu begeben, so sehr er auch bedauerte, von den Denkmälern dieser eigenthümlichen Stadt nur unvollkommene Skizzen liefern zu können. Diese Denkmäler schreiben sich von den Königen Armeniens her, und ihr Styl ist theils arabisch, theils byzantinisch; Alles, was noch steht, ist sehr gut erhalten. Unter den vier Kirchen, die nicht zerstört wurden, erwähnt Hr. Texier besonders einer, deren Inneres mit vollkommen erhaltenen Freskomalereien verziert ist. Diese Malereien stellen Gegenstände aus der heiligen Geschichte, den Einzug Jesu Christi in Jerusalem, die Predigt im Tempel u. s. w., vor. In dem Chor sieht man die Bildnisse der zwölf Apostel mit ihren Namen in armenischer Schrift. In der Kuppel des Doms findet sich Christus in großer Gestalt, sitzend auf einem Thron. Die Taufkapelle ist ebenfalls mit Bildern in ziemlich schlechtem Geschmack, im Charakter des 13ten und 14ten Jahrhunderts, ausgeschmückt.

Die drei Reisenden begaben sich von den Ruinen von Ani aus nach Toprakhale, das an der Straße nach Bayazid liegt; sie kamen am 21 September in dieser Stadt an, nachdem sie unter vielen Schwierigkeiten ihren Uebergang über den Araxes bewerkstelligt hatten. Bayazid liegt mitten in einem zerrissenen vulcanischen Terrain voll undurchdringlicher Päße. Die Russen haben es beinahe gänzlich zerstört; gegenwärtig stehen noch etwa hundert Häuser, die Burg und der Palast des Pascha. In einem an einen Felsen angebauten Thurme des Schlosses wurde Hr. Amadée Jaubert acht Monate lang in einer Cisterne gefangen gehalten. Als Hr. Texier aus dem Gefängnisse des gelehrten Orientalisten heraustrat, entdeckte er ein sehr sonderbares persisches Basrelief, das zwei mit Helmen versehene Personen und zwischen den beiden eine Art von Antilope darstellt.

Am meisten nahm in dieser Gegend der Berg Ararat seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Da zwei Drittheile desselben mit Schnee bedeckt waren, so mußte er den Plan, denselben zu besteigen, aufgeben. Obgleich die Gestalt dieses Berges kegelförmig ist, so unterscheidet man dennoch auf dem Gipfel wiederum drei kleine Kegel, die auf einen Krater schließen lassen. Die Armenier sind des festen Glaubens, daß die Arche Noahs nach der Sündfluth auf demselben gehalten habe, und daß sie sich noch daselbst befinde. Sie halten es für unmöglich, denselben zu besteigen, und wenn ein Reisender die Absicht hätte, diese Reise zu unternehmen, so müßte er es vor ihnen geheim halten, denn sie würden es ihm gewiß nicht gestatten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Erdschlipf im Jura. Französische Berichte (s. Journal des Débats vom 5 Februar) geben die Nachricht, daß in der Nacht vom 29 auf den 30 Januar der Berg Cernans in der Nähe von Salins in das an seinem Fuße befindliche Precipice hinabgestürzt sey. Der Erdschlipf umfaßt 200 Metres und riß die Chaussée von Dijon nach Pontarlier mit sich fort, so daß diese jetzt 50 Metres tiefer als vorher liegt. Man vermuthet, eine Quelle, die seit 25 Jahren ausblieb, habe den Berg untergraben und den Erdschlipf veranlaßt. Am 30 Jan. rutschte abermals eine Masse Erde und Steine hinab, und man weiß noch nicht, wo die Sache enden wird.

Wirkung des Krapps auf die Knochen. Hr. Flourens hat Versuche über die schon seit längerer Zeit gekannte Erscheinung angestellt, daß die Knochen der Thiere, welche Krapp fressen, roth werden. Er legte der französischen Akademie mehrere Skelette von Tauben vor, woraus hervorgeht, daß der Krapp, den man ihnen mit ihrem Futter vermischt zu fressen gab, schon nach dem ersten Tage einige Wirkung geäußert hatte. Auch ergab sich, daß der Krapp aus dem Elsaß viel stärker wirkte, als z. B. der aus Avignon.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 47.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Februar 1840.

Kirchen und Klöster in Rußland.

2. Das Gouvernement Pskow.

Wenn man der Sage glauben darf, so gehört die heilige Dreifaltigkeitskirche in Pskow zu den ältesten in Rußland. Nach der legendenhaften Lebensbeschreibung der heil. Olga sah diese, als sie auf ihrer Reise durch das Land in die Gegend kam, wo jetzt Pskow liegt, drei glänzende Strahlen vom Himmel niedergehen, und befahl hier eine Kirche zur heil. Dreifaltigkeit zu bauen, um welche sich bald eine große Anzahl Menschen niederließ. Nestor weiß freilich bloß von einer Reise der noch ungetauften Olga im Jahre 947. Die Legende aber, welche vieles, was mit der Einführung des Christenthums in Rußland zusammenhängt, auf die heil. Olga überträgt, schreibt ihr auch die Errichtung dieser Kirche zu. Freilich ist von ihr nichts mehr erhalten, und die jetzige Dreifaltigkeitskathedrale, die ganz aus behauenen Sandsteinen aufgeführt ist, schreibt sich erst aus dem Jahre 1689 her. Merkwürdig ist darin der Ikonostaß,*) welcher geschnitzt, mit gutem Golde bedeckt und 27 Arschinen hoch ist; In dieser Kirche ruhen auch die Gebeine mehrerer russischer Fürsten.

Eine zweite Kirche hat zwei Etagen, die untere ist der frommen Großfürstin Olga, die obere der Verkündigung der Jungfrau Maria geweiht. Sie ist im J. 1310 gebaut. — Die Volkssage kennt auch noch den Ort, wo die Großfürstin Olga das Kreuz aufpflanzte, und der Stadt Pskow Ruhm und Ueberfluß weissagte. Es findet sich dieser der Stadt gegenüber, jenseits des Flusses Welika, in einem Dorfe, Namens Sawelitschie. Es steht dort seit alter Zeit eine Capelle, bei der eine Quelle hervorsprudelt.

Das Heilandskloster an der Miroshs (miroshki-spasskii monastyr), da wo dieser Fluß in die Welika ausmündet, wurde im Jahre 1156 gegründet. Zugleich wurde darin eine steinerne Kirche erbaut zur Verklärung des Herrn, von Nifont, dem Bischof von Nowgorod, und dem ehrwürdigen Abraham, dem Igumen des Klosters. Man zeigt in demselben noch die aus einer Baumwurzel geschnittene und mit Silber beschlagene Schale Nifonts. In der Chronik von Woskresensk wird er der Vertheidiger von ganz Rußland genannt. In Nowgorod baute er die Kirche zur Mutter Gottes, verschönerte die Sophienkirche und deckte sie mit Zinn. Nifont schrieb die Lebensgeschichte einiger Höhlenheiligen aus Kiew, und setzte, wie einige Geschichtsforscher glauben, Nestors Chronik von 1116 bis 1157 fort. Die von ihm in dem Miroshakloster erbaute Kirche wurde in den Jahren 1646 und 1713 erneuert. Eine zweite alte Kirche darin über dem heiligen Thore, dem h. Märtyrer Archidiakon Stephan geweiht, wurde im Jahre 1404 von dem Igumen Karp gebaut. Das Andenken des Gründers dieses Klosters, des ehrwürdigen Abraham und des Bischofs Nifont, wird gefeiert, das des ersten am 24 September, das des zweiten am 8 April; die Gebeine des erstern liegen in diesem Kloster begraben, die des zweiten aber in der Antoniushöhle zu Kiew, wohin er sich begab, um den in Konstantinopol geweihten Metropoliten Konstantin zu begrüßen, und wo er auch starb im Jahre 1157.

Das kryptzische Mannskloster außerhalb der Stadt wurde in der Mitte des 15ten Jahrhunderts von dem ehrwürdigen und wunderthätigen Sawwa gegründet, der im J. 1495 starb; seine Gebeine ruhen in der erst 1557 erbauten, steinernen Kirche zum Theologen Johannes. Dieß Kloster liegt an einem kleinen See, 12 Werste von Pskow. Hier beschloß sein Leben der rühmlich bekannte Bojar, der das große Siegel der Staats- und Gesandtschaftsangelegenheiten lange Jahre inne hatte, Athanasius Laurentiewitsch Ordyn-Naschtschokin. Er zog sich von der Welt zurück und vertauschte seine pomphaft klingenden Titel mit dem einfachen Klosternamen Anton. Trotz seines Einsiedlerlebens zogen ihn Zaar Alexei und sein Sohn Feodor oft schriftlich über politische Gegenstände zu Rathe. Im J. 1679, als die polnischen Gesandten nach Moskau kamen, erschien er auf den Ruf Zaar Theodors noch einmal im weltlichen Kleide auf der diplomatischen Laufbahn, zog aber, nachdem die Unterhandlungen beendigt waren, den Gesandtenkaftan wieder aus, nahm wieder die alte Capuze und den schwarzen Mönchsrock,

*) Dieß ist in den griechischen Kirchen die Scheidewand, welche den Altar von der übrigen Kirche trennt, und wo die heiligen Bilder stehen.

Digitized by Google

und ging wieder in seine enge Celle, wo er den Rest seiner Tage dem Dienste Gottes und der Verachtung der armseligen Welt weihte.

In der Stadt Toropez verdient eine besondere Aufmerksamkeit das in der Muttergotteskirche befindliche Bild der Mutter Gottes von Ephesus, das im Jahre 1239 von der Tochter des Fürsten von Polozk, Brätschislaw, geschenkt wurde. Dieß Bild gilt für wunderthätig, und ist unter dem Namen des Bildes von Kersun bekannt. In Toropez hat sich die Sage erhalten, daß dieß Bild dasselbe sey, welches Kaiser Manuel und Patriarch Lukas der Fürstin von Polozk, Euphrosyne, zum Geschenk machten.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

5. Die mehrtägige Gefangenschaft.

(Schluß.)

Das Dorf, in dem wir uns befanden, hatte von einigen Seiten steile Zugänge, durch welche man sich heranschleichen und die äußern Schildwachen, die, wie mir schien, zu nichts nützten, überrumpeln konnte. Das vielleicht war geschehen. Andern Tags wurden neue Anstalten getroffen. Ich erhielt nun in der Kirche mein Quartier, meine Lage aber wurde dadurch um nichts gebessert. Man schien alle Kräfte in der Kirche vereinigt halten zu wollen, was für die Truppen zwar unbequemer, aber sicherer war. Dieser Umstand deutete noch bestimmter darauf hin, daß sich Christinische Truppen in der Nähe befanden. Wirklich sandten letztere einmal einige Kugeln herüber, die auch beantwortet wurden. Ein ernsthafter Angriff jedoch fand nicht statt. Die massive Kirche war von einem Hofe umgeben, dessen Mauer eine bequeme Brustwehr darbot, während sie selbst ein starkes, nicht leicht zu erzwingendes Redut bildete. In den meisten spanischen Ortschaften bildet die Kirche im Nothfall einen natürlichen Waffenplatz. In jener blieb ich zwei lange Nächte, die ich niemals vergessen werde.

Am neunten Tage meiner Gefangenschaft wurde Morgens in aller Frühe und Stille bei heiterm Himmel der Abmarsch aus dem Dorfe angetreten. Alle meine Kräfte fühlte ich wie neugespannt, neubelebt. Meine Lage war mir am Ende unerträglich geworden, und mich durchdrang der feste Entschluß, jede, auch die geringste, die gefahrlichste, zur Flucht sich mir darbietende Gelegenheit ohne Zögern zu ergreifen. Wie sonderbar aber, ich sollte den ersten Kugelgruß von der Seite aus bestehen, deren Sache zu vertheidigen ich mir vorgesetzt hatte. Das Leben ohne Absicht, um Nichts bedroht zu wissen, ist eben so niederdrückend, als es im passenden, wirksamen Augenblick für die als gut erkannte Sache hinzugeben, groß und erhebend ist.

So schnell wir marschirten, bald sahen wir Christini che Trupps, die uns beunruhigten. Die Carlisten lösten sich aneinander, und es entspann sich ein Ferngefecht. Nach einer Gelegenheit zu fliehen spähend, schlug mir das Herz gewaltig. Die Christinos waren die stärkeren, aber sie verfolgten uns nicht lebhaft genug. Beim Uebergange einer durch eine tiefe Thalschlucht entstand Verwirrung. Umgeben von Carlisten, fast verzweifelnd, ging ich an die Passage — noch eine kurze Strecke weiter, und ich wäre vielleicht für immer von meinem Vorhaben abgeschnitten gewesen. Doch der Uebergang kostete Zeit, die Christinos näherten sich, und eröffneten auf die kletternden Carlisten ein wirksameres Feuer. In Unordnung eilten diese, so schnell sie konnten, sich den feindlichen Geschossen zu entziehen. Schon war ich drüben — da griff ich plötzlich nach den Gewehren meiner nächsten Nachbarn, schlug mit aller Kraft um mich, stieß über Haufen, was mir entgegenkam, und sprang in großen Sätzen, wie ein abstürzender Steinblock, in die Thalschlucht hinab, kletterte den anderseitigen Abhang hinauf, und kam glücklich durch Alles, was mir nachgesendet worden, athemlos bei den Christinos an. Ich war gerettet! Doch wie es genau damit zugegangen, das weiß ich selber nicht.

Die Christinos verfolgten den Feind nicht weiter über die Thalschlucht hinaus, das Gefecht hörte demnach auf, und die Carlisten verschwanden bald hinter den Bergen aus unsern Augen. Die Truppe, welche nur drei leicht Verwundete davon getragen hatte, trat alsbald den Rückweg an, unter fröhlichem Gelächter und einem eigenthümlich leiernden Gesange, den ich hier zum erstenmal — später sehr oft — vernahm. Ihr Führer hatte bereits von meinem Unfalle vernommen, nämlich, daß ein fremder Officier den Carlisten in die Hände gefallen und von ihnen ermordet worden sey, was sich also glücklicherweise nicht bestätigte. Bereitwillig stattete er mich, so viel in seinen Kräften stand, mit den nöthigen Mitteln aus, um nach Pamplona gelangen zu können. Auf der Linie, die wir nach einem guten Marsche wieder erreichten, trennte sich der Trupp; ich ging mit der kleinern Abtheilung nach jenem Militärposten, den vor neun Tagen der Maulthiertreiber und ich zu verfehlen so unglücklich waren. Hier vernahm ich, daß letzterer noch am Abend jenes Tages sich wohlbehalten wieder eingefunden, auch den folgenden Tag in größter Besorgniß um mich gewartet hatte, und dann mit den Eseln und meinem Gepäcke nach Pamplona abgegangen war. Eben dahin sollte am nächsten Morgen ein leerer Maulthierzug zurückgehen, der die Besetzung der Linie für die Christfeiertage mit Brod und Reis versorgt hatte. Diesem schloß ich mich an.

So brachte ich denn meine letzte Nacht hoch in den Pyrenäen — es war gerade die heilige Christnacht, die mir die Freiheit beschert hatte — zwischen Christinischen Soldaten in einem einzeln stehenden, befestigten Hause zu, das in Friedenszeit manchen Reisenden vor den rauhen Bergen Schutz und Erquickung bieten mag, jetzt aber verödet war. Für mich noch eine lange, unruhige Nacht voll düsterer Reminiscenzen! So ist der Mensch: vom Finger greift er nach der ganzen Hand. Maaßhalten ist unter allen Dingen das Schwierigste und volle Befriedigung das Seltenste. Doch war meine Lage, über die ich nachdenken konnte, als ich nach Mitternacht aus schweren Träumen erwachte, auch wohl viel beneidenswerther geworden? Versetze dich, lieber Leser, in ein Schneegefilde der Pyrenäen, in eine rauhe Wildniß. Da steht auf einer Anhöhe ein ein-

Digitized by Google

ſames Wirthshaus, wüſt und leer, halb zerfallen, bewacht von ſuchenden Soldaten, die am Holzfeuer ihre Papiercigarren ſchmauchen. In der Ecke desſelben Raumes bemerkſt du einen Menſchen auf einer Strohgarbe hingeſtreckt, zitternd vor Kälte. Der einen Hälfte ſeiner Habe iſt er beraubt worden, die andere vagabundirt in der Welt umher. Wohin ſein Blick ſich auch vorwärts wende — rückwärts geht kein Mann — nirgends ſieht er einen Freund, da trübt Ungewißheit jede ſeiner Hoffnungen. Der Eingang zu dem neuen Leben, das er geſucht hatte, war voll Beſchwerden und Leiden, und was mochte die Zukunft in ihrem Schooße bergen! Doch trat mir die Hoheit der Nacht troſtreich entgegen, umgaben mich auch nicht die Hallen eines Domes mit tauſend und abertauſend Freudenlichtern, umwallte mich auch nicht frohlockender Geſang. Durch den blauen Rauch hindurch, der vom Holzbrande aufſtieg, und den weiten Raum mit mattem Lichtſchein erfüllte, erblickte ich die Krippe, die fromme Mutter und das Jeſuskindlein, und ſah ich das Leben dieſes Kindleins von ſeiner Geburt bis zum Kreuze, und ſah das Kreuz, und das Kreuz erfüllte mich mit Kraft, mit Muth, mit Gottvertrauen.

Entdeckung eines unterirdiſchen Dorfes.

Die Zeitung Progrès du Pas-de Calais enthält folgende merkwürdige Thatſache:

Eine ſonderbare Entdeckung, die man dem Zufall verdankt, führte in der Gemeinde Hermies, in der Nähe von Bapaume, auf das Vorhandenſeyn eines unterirdiſchen Dorfes. Während der letzten heftigen Regen fand gerade gegen die Wohnungen von Hermies hin ein ungeheurer Erdſturz ſtatt; einige junge Leute, mehr unerſchrocken als klug, faßten den Entſchluß, in den Abgrund mit Hülfe mehrerer bis zu einer Länge von etwa 20 Metres zuſammengebundenen Leitern hinabzuſteigen. Wie groß war aber ihr Erſtaunen, als ſie, in der Tiefe von 20 Metres angelangt, ſchöne auf beiden Seiten mit Zellen, Zimmern, die offenbar einſt bewohnt ſeyn mußten, beſetzte Straßen erblickten. Die Straßen ſind für die Durchfahrt eines Wagens gerade breit genug; die Zimmer von verſchiedenen Größen ſind mehr oder weniger reinlich und zierlich, einige davon getäfelt. Wenn man den kühnen Forſchern Glauben ſchenken darf, ſo beläuft ſich die Anzahl auf mehr als 12 bis 1500; allein trotz unſeres Vertrauens auf die Wahrhaftigkeit der Perſonen, die uns die Sache erzählt haben, ſcheint uns dieſe Zahl etwas übertrieben.

Was die jungen Leute am meiſten in Staunen ſetzte, iſt ein gemauerter, mit einer Wendeltreppe verſehener Thurm. Nachdem ſie die Treppe erſtiegen und gegen das Gewölbe des Thurmes geſchlagen hatten, wurden ſie gewahr, daß ſich derſelbe unter dem Kirchthurme des jetzigen Dorfes befinde. Man brachte alsbald eine Thüre an. Unglücklicherweiſe erloſchen ihnen, als ſie ihren Weg durch dieſe neuen Katakomben fortſetzten, aus Mangel an reiner Luft die Lichter, die ſie trugen, wodurch ſie ſich gezwungen ſahen, ihre Nachforſchungen aufzugeben. Nachdem ſie in Eile an die Stelle zurückgekommen waren, wo ſie hinabgeſtiegen, fehlte einer von ihnen. Sogleich kehrten dieſe muthvollen jungen Leute auf demſelben Wege zurück; ſie fingen an zu rufen, worauf ſie ein Geſtöhn, das aus einem 20 Metres tiefen Brunnen kam, vernahmen. Auf dem Hinaufwege war ihr Gefährte hineingeſtürzt. Er wurde herausgezogen, hatte aber ein Bein gebrochen und war beinahe erſtickt.

(Ein Journal bemerkt zu Obigem: In den meiſten Gemeinden von Artois exiſtiren ſolche Zufluchtsörter, in welchen ſich das Volk in Kriegszeiten verbarg. Man nennt ſie Krypten, und ein Blatt in Calais zählt deren nicht weniger als an ſechzehn bekannten Orten auf.)

Chronik der Reiſen.

Charles Texier in Armenien und Kurdiſtan.

(Schluß.)

Große vulcaniſche Gebirge trennen Bayazid und Wan. Bevor man dieſe Stadt erreicht, muß man einen großen Theil des Sees gleichen Namens entlang ziehen. Dieſer See hat, wie Hr. Texier bemerkt, eine andere Geſtalt, als die auf den Karten angegebene, iſt ſo groß wie das Marmora-Meer, und hat nordöſtlich eine Verlängerung, in welche ſich der Fluß Bender Mai ergießt. Wan iſt eine ſehr eigenthümliche Stadt. Der Felſen, auf welchem die Burg erbaut iſt, hat eine Höhe von mehr als 70 Metres. In demſelben ſind alte Grabmäler aus den Zeiten der Chaldäer mit Keilinſchriften. In der Nähe der Stadt befindet ſich ein unterirdiſcher in den Felſen eingehauener Gang, der in einen großen Saal oder vielmehr eine Art von natürlicher Grotte führt, welche die Eingebornen für eine Wohnung der Geiſter halten. Hr. Texier, welcher den Einfall hatte, hineinzugehen, fand daſelbſt nichts Bemerkenswerthes; auf einem nahe gelegenen Berg aber zeigte man ihm eine große Keilinſchrift, die auf ein Bild von 5 Metres Höhe und 2 Metres Breite eingegraben iſt. Der obere, allein noch gut erhaltene Theil iſt mit ſo feinen Zügen geſchrieben, daß er ſelbſt mit Hülfe eines Fernrohrs nur einige Linien davon copiren konnte. Die andern Inſchriften in derſelben Schrift, deren ſich eine Menge zu Wan befindet, und die von dem hohen Alter dieſer Stadt zeugen, boten ihm glücklicherweiſe keine ſolchen Schwierigkeiten. Da er durch die HH. de la Guiche und de Labourdonnaie mit vieler Gewandtheit unterſtützt wurde, konnte er alle derſelben aufnehmen, wovon eine nicht weniger als 26 Zeilen ſtark iſt.

Am 13 October betraten dieſe Herren die Gränzgebirge Perſiens. Kaum hatten ſie einige Schritte über das ottomaniſche Gebiet hinaus gemacht, ſo bemerkten ſie ſchon in den Sitten und in der Tracht eine vollſtändige Veränderung. An der Stelle des Turbans ſahen ſie die Mütze von Schaffell, ſchwarz und weiß geſtreift; das in einem großen durch einen Gürtel zuſammengehaltenen Rock beſtehende Gewand iſt nicht ſo maleriſch, als das der Türken. Die Perſer ſind munterer, geſprächiger und hauptſächlich leutſeliger als ihre Nachbarn; im Allgemeinen aber zeichnen ſie ſich durch Freimüthigkeit und Rechtlichkeit nicht aus. Der Geiſt religiöſer Toleranz ſcheint bei ihnen wenig Fortſchritte gemacht zu haben; ſie beharren fortwährend in dem Glauben, durch die Berührung von Menſchen, die nicht ihrer Secte angehören, beſchmutzt zu werden. Wenn ſie Fremde in ihr Haus aufgenommen haben, ſo waſchen ſie nach deren Abreiſe mit aller Sorgfalt deren Zimmer, und ſelbſt die Teppiche, die ſie betreten haben. Auf einem Markte würden ſie nicht dulden, daß ein Chriſt die für ſie beſtimmten Lebensmittel berührte; noch weniger aber würden ſie mit einem ſolchen eſſen, oder ihm geſtatten, in ihre Bäder zu gehen. Für die Reiſenden ſind dieſe

Digitized by Google

Gebräuche sehr unbequem, indem sie sich dadurch gezwungen sehen, Alles, was sie zur Bereitung ihrer Nahrung brauchen, mitzubringen.

Khoi, die erste persische Stadt, deren Hr. Texier in seiner Correspondenz erwähnt, ist sehr düster, indem fast alle Häuser aus Lehm gebaut sind und keine Fenster gegen die Straße haben. In der Nähe von Selmas, einer einige Myriameter von Khoi gelegenen Stadt, zeichnete der junge und gelehrte Archäologe in den nahe bei dem See Urumiah gelegenen Gebirgen ein Basrelief, das die Gestalten zweier Sassanidenfürsten zu Pferd vorstellt, welche Geschenke von zwei Personen zu Fuß annehmen.

Am 21 October hielt die kleine Karawane ihren Einzug zu Tauris; sie wurde von den Behörden der Stadt empfangen, die ihnen auf Kosten der Regierung für die Dauer ihres Aufenthaltes in dieser Stadt alle Vorräthe, deren sie etwa bedürften, liefern wollten. Den Tag nach ihrer Ankunft schickte ihnen der Emir Nizam, der Militärcommandant der Provinz, acht Mann, von denen jeder eine Platte mit auserlesenen Früchten auf dem Kopfe trug, begleitet von einem Beamten seines Hauses, der den Auftrag hatte, in seinem Namen seine Achtung auszudrücken. Diese ausnehmende Gastfreundschaft ist sicher nur das Vorspiel für den glänzenden Empfang, der die Gesandtschaft Frankreichs in Persien erwartet.

Tauris bietet übrigens nichts Interessantes. Die Bazars sind nicht so schön, als die in der Türkei, und die alten Denkmäler wurden durch Erdbeben zerstört. Ein seltsamer Gebrauch bot unsern Reisenden eine unerwartete Zerstreuung. Eines Abends sahen sie alle Terrassen der Häuser mit Schwärmerkästen und Feuertöpfen beleuchtet und den Himmel durch Tausende von Raketen erhellt; sie erkundigten sich nach der Ursache dieser Unterhaltung, und man sagte ihnen, daß Gott an diesem Tage diejenigen auserwähle, die im Laufe des Jahres sterben müßten. Auch suchen die Perser ihre Schutzengel durch den Klang von Instrumenten und durch Feuerwerk zu unterhalten, damit dieselben bei Gott zu ihren Gunsten sprechen möchten. Wer eine Verlängerung seines Daseyns zu erlangen wünscht, läßt Petarden abfeuern.

Hr. Texier traf zu Tauris mit einem französischen Reisenden zusammen, Hrn. Eugen Boré, der es unternommen hat, nebst der katholischen Religion die Kenntniß der französischen Sprache in Persien zu verbreiten. Hr. Boré hat bereits eine Schule errichtet, in welche einige der ersten Familien des Landes ihre Kinder, wiewohl unter der Bedingung, für deren Erziehung nichts zu bezahlen, schicken. Die Kinder der ärmern Classen muß er, um sie in seine Anstalt zu bringen, nicht nur unentgeltlich unterrichten, sondern sie auch kleiden und nähren. Die persischen Behörden haben ihm große Versprechungen gemacht, die zu erfüllen sie sich aber nicht sehr beeilen; sie überlassen ihm Alles auf seine Kosten, und halten ihn bloß durch Höflichkeiten schadlos. Der Eifer des Hrn. Boré ist um so verdienstvoller, als seine Mittel sehr mittelmäßig sind, und er überdieß gezwungen ist, gegen die nicht sehr christliche und illiberale Concurrenz von Seite der protestantischen Missionäre zu kämpfen.

Auf seinem Wege von Tauris nach Sultanieh, welches eine der glänzendsten Moscheen des Serails besitzt, machte Hr. Texier und seine Gefährten in einer Stadt Halt, wo die Fremden, die sich hier aufhalten, sich einer Gefahr sonderbarer Art aussetzen. Diese Stadt, Namens Miana, ist durch eine Art von Wanzen verpestet, deren Stich tödtlich seyn soll. Die Einwohner versichern (nicht zu vergessen, daß die Perser sich kein Gewissen daraus machen, zu lügen), die russische Armee habe im Jahre 1826 an den Stichen dieser Insecten mehr als 1000 Mann verloren. Sie selbst fürchten sich nicht davor, indem sie aus Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie nur für Fremde gefährlich sind. Folgendes ist, der Erzählung nach, die Wirkung des Stiches. Der Mensch, der gestochen worden ist, fühlt eine Art Schlafsucht, und stirbt, wenn er nicht eine besondere Lebensweise befolgt, wenn er Fleisch oder fette Speisen zu sich nimmt, nach einiger Zeit. Wenn man einige Tage vor seiner Ankunft in Miana Honig ißt, kann man sich gegen das Gift des Insectes sichern. Das einzige bekannte und angewandte Mittel besteht darin, daß man dem Kranken Pflanzen- und gezuckerte Speisen zu essen gibt, und ihn in einem Hamak aufhängt. Der englische Consul in Tauris hatte einen Bedienten, der gestochen wurde; er ließ denselben in eine ganz warme Stierhaut einnähen, und rettete ihm auf diese Weise das Leben. Hr. Texier wünschte gleich bei seiner Ankunft in Miana dieses Insect zu sehen; ein Einwohner brachte ihm ein Dutzend in der hohlen Hand. Das Insect ist von aschgrauer Farbe, hat einen länglichern Körper als die gewöhnliche Wanze, ist jedoch nicht viel dicker als diese; die Füße derselben sind weiß. Man findet dasselbe nur in der Stadt Miana; bringt man es in Teppiche oder Kleider, so pflanzt es sich nicht fort. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß unsere Reisenden ihren Angriffen entkamen; vielleicht aber auch bloß dadurch, daß sie die Vorsicht gebrauchten, sich mit Honig zu nähren und in ihrem Schlafzimmer eine Fackel anzuzünden.

Die letzten Briefe Hrn. Texiers sind vom 19 November von Zenjnam datirt, wo Abdullah Mirza, einer der Söhne des frühern Schah von Persien, einen prachtvollen Palast besitzt. Die Kioske der Gärten sind mit eigenthümlichen Email- und Oelgemälden verziert. Eines derselben stellte den Kampf Rustems, des persischen Hercules, mit einem Ungeheuer vor. Der Entwurf desselben ist barbarisch, aber originell. Der Gegenstand einiger anderer Gemälde läßt sich nicht erklären. Man sieht z. B. über der Pforte eines Pavillons ein großes, sechs bis sieben Metres langes Bild auf Fayence mit dem Schah von Persien, wie er einer Menge von Ungeheuern von allen Farben Audienz ertheilt.

Nach diesem getreuen Auszug aus der Correspondenz des Hrn. Texier läßt sich schließen, welch großes Interesse seine muthvollen Nachforschungen für die Geschichte der Kunst bieten. Ispahan, die Ruinen von Persepolis, Schiraz, Schahpur und die andern Theile Persiens, die zu besuchen er im Sinne hat, werden ihm ein eben so reiches Feld seltener Beobachtungen und wichtiger Entdeckungen öffnen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 18 u. 19** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Leben und Abenteuer von Nikolas Nickleby.** Von Ch. Dickens. — **Violette.** (Forts.) — **Dänische Literatur.** (Schluß.)

In den Verlagsort dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 48.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Februar 1840.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

(Im Spätherbst 1836.)

6. Abgang in die Thalebene von Pamplona. — Die Fremdenlegion.

Mit Tagesanbruch brachen wir auf. Heute mußten wir Pamplona erreichen. Unser Zug von Maulthieren verlängerte sich mit jeder Stunde, und bald bildete er eine unübersehbare Reihe. Wir hatten eine zahlreiche Bedeckung von Soldaten, die an der Spitze, in der Nachhut und in der ganzen Länge des Zuges vertheilt marschirten, sich mitunter auch auf einen Esel setzten. Ich ging zu Fuß weit voraus, das Zungengeschnatter und Geleier der Treiber hinter mir lassend. Die freie, große Natur, welche ich lange genug hatte entbehren müssen, that mir überaus wohl. Ich trank aus ihrer schönen, frischen, unerschöpflichen Quelle mit vollen Zügen, und mit jedem Zuge pochte höher, glücklicher mein Herz; denn es fühlte immer lebhafter, daß mit Gott es nichts in der Welt, keinen Feind, keinen Zufall zu fürchten habe. Der Himmel wölbte sich so hoch, so prächtig, wie ich ihn noch niemals gesehen hatte, er war so klar, so rein, so heiter, die Wintersonne leuchtete so prachtvoll schimmernd und blitzend über die Schneekuppen hin, die Luft war so frisch, so stärkend und belebend, daß die Geistesschläge unmöglich abwärts sinken, vielmehr nur zu der klaren, ewigen Bläue des Lichts hinaufstreben konnten.

Der Weg bleibt noch lange Zeit, bald steigend, bald fallend, im Ganzen sehr hoch, ja dem höchsten Kamm des Gebirgszuges nahe. Auf dieser Strecke führt er an mehrern Thalanfängen vorüber, unter welchen sich die der berühmten Thäler von Roncesvalles und Erro befinden, die nach Aragonien hinabgehen. Man läßt diese natürlich links und südlich von sich liegen, indem der Weg oben eine Wendung nach Westen nimmt. Erst wenn man in das Thal der Arga eingeht, das man bis Pamplona nicht wieder verläßt, läuft der Weg in diesem mit südlicher Richtung anhaltend abwärts. Die Arga, mehrere Gebirgsbäche in der Thalebene von Pamplona aufnehmend, umfließt diese Stadt, vereint sich bei Villafranca mit dem Aragon und mündet bei Alfaro in den obern Ebro als dessen Hauptzufluß.

Die Militärlinie bot schon als solche ein vielfaches Interesse dar. Zuerst kamen wir noch hoch im Gebirge an einem großen Feldfort vorüber — man nennt es gewöhnlich das Fort von Zubiri — welches auf der Spitze eines Berges errichtet und auf den meisten Seiten durch unzugängliche Felsen beschützt ist. Zur Zeit als Cordova, der das im Ganzen zwecklose Blokirungssystem einführte, den Oberbefehl über die Christinischen Armeen, und der französische Obrist (spanische General) Bernelle das Commando des navarresischen Operationscorps hatte, wurde hier in der Nähe von Zubiri und Osteriz ein großes blutiges Treffen geliefert, in welchem die Carlisten weichen mußten. Erst nach diesem Siege wurde es Cordova möglich, jenes Fort, dessen Bau die Carlisten hatten verhindern wollen, zu vollenden, und damit die Linie von Pamplona nach Valcarlos herzustellen und zu sichern. Diese Feldschanze ist ohne Seitenvertheidigung, theils von Erde und Strauchwerk, theils von Stein aufgeführt, in seinen Winkeln mit Kanonen besetzt, die entweder durch tiefe Scharten oder über Bank feuern. Fest genug gegen alle Angriffsmittel des Gebirgskriegs macht ihre Lage sie zum strategischen Schlüssel der ganzen Linie.

Das Thal der Arga gestaltet sich um so enger, tiefer, romantischer, je weiter man in demselben hinabsteigt. Die Berge auf beiden Seiten erscheinen wieder höher, kühner, wegen der Felswände und aufragenden Felskuppen gewaltiger. Der Zauber der Natur wacht mehr und mehr auf, ihre Reize werden mannichfaltiger. Sobald man Zubiri passirt hat, wird das Thal auch wieder fruchtbarer, die Dörfer liegen näher aneinander, werden größer und ihre Bevölkerung nimmt zu. Letztere waren durchgehends in leichter Weise befestigt. Gewöhnlich umschloß sie eine Mauer mit Schießscharten und mit Seitenvertheidigung, die theils durch Tambours, theils durch Tenaillen bewerkstelligt wurde. Wo eine Brücke über die Arga führt, befand sich auch ein Brückenkopf, in der Regel aus einer geschlossenen Schanze bestehend, die auf einem der Brücke zunächst gelegenen Hügel errichtet war. Auch fehlte keiner Ortschaft ein größeres Gebäude, das als Hauptreduit benutzt wurde; über

Digitized by Google

haupt schienen die spanischen Ingenieure keinen natürlichen Vortheil übersehen zu haben. Jedes Dorf hatte eine Besatzung und einen Commandanten, von dem die Erlaubniß zu unserm Durchmarsche jedesmal eingeholt werden mußte, ehe uns die äußersten Schildwachen den nähern Zutritt gestatteten. Ich lernte in militärischer Hinsicht Vieles auf der Linie: unsere Friedensbilder vom Kriege geben Alles, nur nicht den wirklichen Krieg. Aber die Linie brachte mir auch noch etwas Anderes, minder Erfreuliches, zur Anschauung, nämlich die Zerstörung, welche der Krieg anrichtet. Viele Häuser waren unbewohnt, andere unbedacht, halb eingerissen oder ganz zertrümmert. Nur zu oft blickte man in kahle, leere Gemäuer hinein, deren Bewohner geflüchtet, oder im Elende waren. Neben der gebietenden Soldateska sah man manche Jammergestalt, überall Spuren der Verheerung! Doch darf man nicht übersehen, daß die seitwärts der Linie gelegenen Ortschaften vom Kriege weit weniger Ungemach erfahren.

Noch eine Legua von Pamplona entfernt mündet das enge Argathal in eine fruchtbare, ebene Weiterung aus, welche durch das Zusammentreffen mehrerer Thäler gebildet wird. Ehe man frei in dieselbe eintritt und jener Festung ansichtig wird, passirt man gerade am Ausgang des Thales das schmale Städtchen Huarte in seiner ganzen Länge. Noch waren wir eine gute Strecke von diesem entfernt, als uns schon ein großer Larm entgegenscholl, der fast wie Jauchzen und Jubel erklang. Ich frug einen Soldaten nach der Bedeutung desselben. „Im nächsten Ort," antwortete er mit sichtlichem Spott in seinen Mienen, „liegt ein Theil der Fremdenlegion im Quartier, es sind Franzosen, Ihre Landsleute, welche das Getöse machen." Diese Antwort überraschte mich um so mehr, als ich die spanischen Soldaten bis jetzt wirklich sehr ernst und schweigsam befunden hatte. Ich machte mich daher auf einen großen Contrast zwischen den Söhnen des Nordens und Südens von Europa gefaßt, fand ihn jedoch noch weit größer, als ich mir ihn gedacht hatte.

(Schluß folgt.)

Kirchen und Klöster in Rußland.

3. Das Gouvernement Witebsk.

Das Licht des christlichen Glaubens erglänzte in der Stadt Polozk, nach dem Zeugniß des Chronisten Strikowski, seit der Zeit des Fürsten Ginwill, der in der heiligen Taufe den Namen Lorz oder Georg erhielt. Er war mit Maria, der Tochter des Großfürsten von Twer, verheurathet, und hatte von ihr einen Sohn, Boris, der sich durch Frömmigkeit auszeichnete und mehrere Kirchen baute, in der Stadt selbst die Sophienkirche und die zur heil. Märtyrerin Paraskewa, auf dem linken Ufer der Düna aber in der Vorstadt die Kirche zu den Märtyrern Boris und Gleb. Die letztere, die mehrmals ausgebessert wurde, steht noch jetzt. Bei ihr befindet sich ein Mannskloster mit einem Archimandriten, der im J. 1660 bei Eroberung der Stadt durch die Russen von Zaar Alexei einen besondern Freibrief für die Klostergüter erhielt. Man schreibt auch Boris die Errichtung des Mannsklosters in der Citadelle (Kreml) und des Frauenklosters, eine halbe Meile von der Stadt am Flusse Polot zu. Bei diesem letztern stand das Lager Johanns des Schrecklichen im Jahre 1563, als Polozk belagert und (am 15 Febr.) genommen wurde. Der fromme Fürst Boris liegt in der von ihm gegründeten Sophienkirche begraben.

Die heilige Euphrosyne, seine Tochter und Schwester des Fürsten Rogwold, ließ sich in der Mitte des 12ten Jahrhunderts zur Nonne weihen, und wohnte an der Sophienkirche, wo auch jetzt noch ein reich mit Gold beschlagenes Kreuz sich findet, das von dieser Fürstin einer noch erhaltenen Inschrift zufolge geschenkt wurde. Nach einer andern auf der Rückseite eingegrabenen Inschrift soll Lasar, genannt Bogschi, dieß Kreuz verfertigt haben; noch jetzt, sagt man, findet sich in dem District Sluzk des Gouvernements Minsk eine Schlachtitschenfamilie dieses Namens. Die heilige Euphrosyne, oder Ophrosyne, wie es in den Inschriften heißt, siedelte sich dann auf dem Maiergute Spaß an, dessen ganzen District ihr Vater an sie verschenkte: sie baute dort eine Kirche zur allerheiligsten Mutter Gottes und ein Mariakloster für Männer, dem auf ihre Fürbitte Kaiser Manuel und Patriarch Lukas das von dem Evangelisten Lukas gemalte Bild der Mutter Gottes, welches sich zu Ephesus befunden hatte, übersandten. Wir haben dieser Sage schon oben bei der Stadt Toropez gedacht. Später ging die heilige Euphrosyne nach Jerusalem, wo sie am Grabe des Herrn im J. 1173 starb; ihre Gebeine wurden in der Folge nach Kiew gebracht, und befinden sich in der sogenannten fernen Höhle des Theodosius.

Die Kirche zur Verklärung Christi befindet sich zwei Werste von der Stadt Polozk, auf einem ehemals den Jesuiten gehörigen Gute; sie war ursprünglich in gothischem Styl aufgeführt, und die Kuppel wurde erst später angebaut. Die al Fresco bemalten Mauern stellen Jesus Christus mit den Aposteln und verschiedenen Heiligen dar; an dem großen Thore ist eine Abbildung, wo kleine Kinder von Türken an einem Baume erhängt werden.

Das Bruderkloster von Polozk zur Erscheinung des Herrn, am Ufer der Düna, ist zu einer unbekannten Zeit gebaut worden, und wurde wiederholt von Katholiken und Unirten zerstört; aber im Jahre 1633 wurde es auf besondere Erlaubniß des Königs von Polen durch die Fürsten Oginski wieder hergestellt, welche auf Zureden des Kiew'schen Metropoliten, Peter Mogila, hier auch eine steinerne Kirche zur Erscheinung des Herrn erbauen ließen; wahrscheinlich hatten sie bei der Errichtung des Klosters denselben Zweck, den man bei der Einrichtung des Bruderklosters in Kiew im Auge hatte, nämlich eine Brüderschaft für den Unterricht zu gründen. Dieß ergibt sich auch aus dem jetzt noch vorhandenen Unterrichtsgebäude in demselben Kloster. *) Das Kloster stand unter der Aufsicht des hochheiligen Patriarchen, und hatte verschiedene von

*) Der Zweck war, wie es scheint, den Jesuiten entgegenzuwirken, denn, wie schon erwähnt, geschah dieß zur Zeit des bittersten Kampfes über die Union. A. d. U.

den Zaaren und von dem Patriarchen Nikon verliehene Vorrechte. Der hochheilige Nikon (Erzbischof der Residenzstadt Moskau, ganz Groß-, Klein- und Weiß-Rußlands, aller nordischen und am Meere gelegenen Länder und vieler Reiche Patriarch) beendet seinen im Jahre 1658 dem Kloster ertheilten Freibrief mit folgenden Worten: „wer dieß Kloster antastet, oder ungerechter Weise es antasten will, an dem möge die Hand des Allmächtigen und Allhaltenden sich rächen.“ Der Igumen dieses Klosters, Ignatius Jewlewitsch, der zu gleicher Zeit auch Archimandrit des Borißgleb'schen Klosters in Polozk war, befand sich im Jahre 1660 auf der Kirchenversammlung, wo die Angelegenheit Nikons entschieden wurde, und gab seine Stimme dahin ab, daß die Kirchenversammlung vorsichtig zu Werke gehen sollte.*) Im Jahre 1657 schlug Zaar Alexei das goldhodige Verklärungskloster (slatopolskii preobrashenskii) mit allen seinen Gütern zu dem Kloster dieses Igumens. Dieses letztere ist auch dadurch merkwürdig, daß hier Zaar Alexei Michailowitsch am 2 November 1655 die Messe hörte, und als erwählter König von Polen durch den oben genannten Igumen Ignatius Jewlewitsch begrüßt wurde.

Die Kirche zur Verkündigung Mariä in Witebsk soll schon von der Großfürstin Olga gestiftet worden seyn, zum Andenken eines Sieges über ihre Feinde. — Das Dreifaltigkeitskloster steht 2 Werste von der Stadt abwärts an der Düna auf dem rechten Ufer. Es ist nach seinem Gründer, dem Mönch Markus, benannt, welcher ursprünglich hier nur eine hölzerne Capelle erbaute. Später ließ hier Fürst Lew Samuel Oginski, als er sah, daß sich die griechisch-russischen Mönche hier versammelten, eine hölzerne Kirche zur heil. Dreifaltigkeit bauen, und das dabei errichtete kleine Kloster wurde mit Gütern von ihm und seinem Sohne ausgestattet. Aber im J. 1757 drang der unirte Dekan von Witebsk, Kasimir Lukaschewitsch, mit einigen Schlachtitschen in das Kloster, schleppte den damaligen Igumen Seraphim Kotschek nach Witebsk, verjagte die rechtgläubigen Mönche, plünderte das Klosterbesitzthum und das Archiv, und übergab die Gebäude den Bastlianern. Im J. 1771 aber, als Weißrußland wieder mit Großrußland vereinigt wurde, erhielten die rechtgläubigen Mönche das Kloster zurück.

*) Damals war in Rußland, wie Jahrhunderte lang im westlichen Europa, ein Streit zwischen der weltlichen und geistlichen Macht. Die Gewalt, welche die katholische Geistlichkeit in Polen errungen hatte, und die Schlauheit, mit der die Jesuiten der katholischen Religion über die griechische das Uebergewicht in Litthauen zu erringen suchten, weckten auch den Geist der griechischen Geistlichkeit, und ein außerordentlicher Mann, Nikon, gab diesem Geist Worte. Man kann sagen, daß er in einem viel umfassendern Sinne Rußland beherrschte, als der Zaar Alexei, und er war es auch, welcher die Losreißung Kleinrußlands von Polen leitete; ihm diente die Verfolgung, welche die griechisch-russische Kirche damals in Kleinrußland erlitt, als Mittel, die Kosaken von der polnischen Oberherrschaft loszureißen. Endlich aber kam Nikon durch sein hartes Auftreten in Streit mit dem Hofe und mit dem Zaar, so daß dieser endlich, da er es nicht wagte, den Patriarchen abzusetzen, eine Kirchenversammlung berief, die ihn richtete. Obiges Votum ist gegen den Hof und für Nikon, der jedoch von der Mehrheit verurtheilt und in ein Kloster verbannt wurde.
A. d. U.

Wichtigkeit der Falklandsinseln für England.

Unter dem Titel: Some Account of the Falkland Islands from a six month's Residence in 1838 and 1839, by L. B. Mackinnon, R. N., ist eine kleine, aber sehr interessante Schrift, kürzlich in London erschienen, aus der wir nächstens einen Abschnitt über das wilde Vieh auf diesen Inseln und die Thiere auf denselben überhaupt entlehnen werden. Für jetzt theilen wir bloß nachstehende kurze Bemerkung über die Wichtigkeit der Falklandsinseln für England mit.

„Die Lage der Falklandsinseln ist der Art, daß sie unsern Handel unterstützen, und im Fall eines Kriegs den andrer Nationen hemmen können, selbst wenn, was noch lange nicht geschehen wird, unsere australischen Colonien sich vom Mutterlande losreißen sollten. Die Falklandsinseln sind die Zwischenstation zwischen Großbritannien und Neuseeland; sie beherrschen die Fahrt um das Cap Horn und durch die magellanische Straße, und sie müssen in dem Grade an Wichtigkeit zunehmen, als der Handel der Südsee im natürlichen Laufe der Dinge steigt. Als ein Pivot des Handels zwischen dem großen, isolirten Continent Australiens auf der einen Seite, und den unermeßlichen, von der Südsee bespülten Ländern auf der andern Seite, werden die Falklandsinseln in einer nicht sehr fernen Zeit der Schlüssel des Handels zu jenen fernen Küsten, und das Gibraltar der Südsee und der australischen Meere werden.

Chronik der Reisen.

Reise des Missionärs Krapf nach Shoa.

Angolalla, im Königreich Shoa, den 10 Junius 1839.

Wer sich mit den ältern und neuern Reisebeschreibungen nur einigermaßen bekannt gemacht hat, wird sich überzeugt haben, daß mit der Verbreitung des Christenthums in fremde Länder immer auch die Kunde von denselben verbunden war, und als ein schöner Tribut für ein so edles Werk den Freunden des Christenthums und der Wissenschaft zurückgegeben wurde. Als weiterer Beleg für dieses geschichtliche Factum mag auch nachstehende möglichst kurze Mittheilung meiner Reise nach Shoa in Mittelafrika dienen. Während meines Aufenthaltes in Tigré (Abyssinien östlich vom Takasse-Fluß) hatte ich in Ritters vortrefflichem Werke über Afrika gelesen, daß ein Reisender, der zu den wahren Quellen des Nils gelangen will, Berbera (an der östlichen Küste von Afrika unterhalb Babelmandeb) als nächste Station zu wählen hätte, daß im 17ten Jahrhundert zwei Missionäre der römischen Kirche, die über Zeyla nach Abyssinien hätten vordringen wollen, von den fanatischen Mohammedanern jener Stadt erschlagen worden seyen. Diesen Winken folgend, reiste ich im Mai 1838 nach Aufhebung der Missionen in Tigré nach Mokka, um von dort aus nach Zeyla oder Berbera überzusetzen, und von diesen Stationen aus meinen Weg nach Efat und Shoa weiter zu verfolgen. In Mokka angekommen, machte ich bald die Bekanntschaft mit einem Mann aus Shoa, der von dem König jenes Landes, Sahela Selassie, nach Mokka gesandt worden war, um mehrere europäische Artikel, z. B. feines englisches Schießpulver, Flinten mit Capseln, Perspective u. s. w., für seinen Herrn anzukaufen. Aus den

Informationen jenes Shoaners erfah ich, daß ein Versuch, auf dieser Seite von Afrika nach Shoa vorzudringen, gelingen könnte, und entschloß mich daher sogleich, Platz auf einem arabischen Boote, das eben nach Zeyla abgehen sollte, zu nehmen. Der Shoaner erbot sich mir als Führer und Begleiter auf dem unbekannten Wege an. Von Zeyla aus sollte ich nach Tadjourra gehen, ein Ort, der nördlich von Zeyla liegt im Lande der Danakil, und von dort aus die Landreise antreten. Mitten unter den Vorbereitungen für die Abreise wurde ich schnell von einer Krankheit ergriffen, die mir in kurzem die Nothwendigkeit auferlegte, nach Cairo zu gehen, da ich in Mokka und überhaupt an keinem Orte im rothen Meere ärztliche Pflege erhalten konnte. Ich reiste von Mokka nach Hodeida, von dort zu Land nach Loheia; von dort kam ich nach 28tägiger stürmischer Fahrt in Dschidda an. Von Dschidda kam ich in 28 Tagen nach Cosseir, von dort durch die Wüste in drei Tagen nach Kennet an den Nil. Meine Gesundheitsumstände, die sich durch die langen Seereisen gebessert hatten, erlaubten mir von Kennet aus einen Ausflug nach Karnak, Luxor, Medineh und Dendera zu machen und die dortigen Alterthümer zu sehen. Nach achttägiger Fahrt auf dem Nil, die mir äußerst wohl that, erreichte ich Cairo am 27 Sept. 1838.

In Cairo völlig genesen, entschloß ich mich in kurzem mein früheres Ziel nochmals zu verfolgen, als eine neue Krankheit im December 1838 mich wieder zurückhielt. Während dieser Krankheitszeit entschloß sich mein Freund und früherer College in der Tigre-Mission, Hr. Isenberg aus Rheinpreußen, mich auf meiner Reise nach Shoa zu begleiten. Wir verließen Cairo am 21 Januar 1839, und segelten von Suez auf einem arabischen Schiffe in 21 Tagen nach Dschidda und in 14 Tagen nach Mokka, und von dort aus in 8 Tagen nach Zeyla, wo wir am 31 März ankamen, da uns widrige Winde nicht nach Aden kommen ließen, wohin wir aus verschiedenen Gründen zu gehen die Absicht hatten. Wir ankerten im Hafen von Zeyla in ziemlicher Entfernung vom Ufer, da der niedrige Wasserstand dem Ufer nahe zu kommen nicht erlaubte. Der Hafen von Zeyla hat viel Aehnlichkeit mit dem Seehafen von Confoda an der arabischen Küste. Man muß in Zeyla wie dort etwa eine halbe Viertelstunde durch das Wasser gehen, bis man das Ufer erreicht, indem Boote nicht fortkommen können, weil das Wasser meistens nur einen halben Fuß oder noch weniger tief ist. Zeyla ist von allen Seiten mit einer Mauer umgeben. Ist man durch das Thor, das dem Seehafen zu liegt, so glaubt man sich in einen Hain versetzt zu sehen wegen der Gesträuche, die sich dem Anblick darbieten. Unmittelbar darauf gelangt man aber zu Ruinen von Häusern, die durch den Regen eingestürzt sind, so daß man glaubt, sich in einer zerstörten Stadt zu befinden. Wir bemerkten nur acht bis zehn steinerne Häuser; die übrigen alle sind Stroh- und Holzhütten. Die Einwohnerzahl mag sich auf 400 bis 500 Seelen belaufen. In Zeyla werden vier Sprachen geredet: die arabische Sprache, die Sprache der Somalis und der Danakil; außerdem haben die Leute von Zeyla noch eine besondere, ihnen eigenthümliche Sprache, wie die Leute von Massowa und Arkiko im rothen Meere. Zeyla steht mit Tadschurra unter dem Pascha von Aegypten, und bezahlt jährlich 500 Thaler an das Gouvernement von Mokka, das den Gouverneur von Zeyla, der Emir genannt wird, einsetzt. Der gegenwärtige Gouverneur, Kaid, Ibn Hassan (der aber, wie wir auf unserem Wege vernommen haben, durch einen andern ersetzt worden ist), ist ein sehr gefälliger Mann, der den Reisenden jeden Dienst leistet, dafür aber auch nach orientalischer Sitte ein Präsent erwartet, das wir ihm unter unsern damaligen Umständen nicht geben konnten. Er hat 70 Mann zu seiner Schutzwache, die alle mit Luntengewehren versehen sind, denn die ägyptische Militärorganisation ist noch nicht nach Zeyla gedrungen. Auf der Landseite von Zeyla sind außerhalb der Stadtmauer sieben Kanonen aufgepflanzt, um die Somalis stets in Furcht zu erhalten. In Zeyla erkundigten wir uns über den Weg nach Shoa über Hurrur, erfuhren jedoch, daß das rohe Betragen des gegenwärtigen Sultans von Hurrur, der jeden Christen, der in seine Hände fällt, ermorden läßt, und selbst mohammedanische Reisende hart behandelt, eine Reise durch einen solchen Ort unmöglich macht. Auch der Weg über Berbera wäre nicht rathsam, weil man von dort aus auch über Hurrur gehen müßte, indem die zwischen Shoa und dem Somali-Lande wohnenden Alla-Gallas, die jeden Reisenden ohne weiteres erschlagen, jede Verbindung mit Shoa unmöglich machen. Diese Barbaren müssen nach ihren Gesetzen vierzig bis fünfzig erschlagene Köpfe vorweisen können, wenn sie zu einer Würde gelangen wollen. Dieß macht sie so mordlustig. Auch würden die beständigen Fehden, in welche die Somalistämme untereinander verwickelt sind, dem Reisenden den Weg wo nicht unmöglich machen, doch sehr erschweren. Indessen könnte Sheurmarki, der Chef einer Kabyle oder eines Stammes der Somalis ist, einem Reisenden sehr behülflich seyn.

Dieser Mann hat sich im Jahre 1829 bei dem Bombardement, das die Engländer unter Capitän Keyes gegen Berbera ausführten, an dieselben angeschlossen, und ist seit jener Zeit als englischer Agent in jener Gegend betrachtet worden. Wir haben ihn in Tadschurra persönlich kennen gelernt. Er steht in vieler Beziehung weit über seiner Nation. Von Zeyla aus segelten wir in zwei Tagen nach Tadschurra. Dieser Ort liegt viel nördlicher von Zeyla, als er auf den Karten angegeben ist. Man würde zu Lande 8 bis 10 Tage brauchen wegen der vielen Einschnitte des Meeres in das Land hinein, und wegen der steilen Berge, die man umgehen muß. Unser Seeweg von Zeyla nach Tadschurra führte uns an vielen kleinen Inseln vorüber, deren Ufer reich an Muscheln verschiedener Art sind. Tadschurra liegt am Ufer einer Bucht, die sich mehrere Tagereisen ins Land hinein erstreckt, und erst durch die letzten Untersuchungen, welche die ostindische Compagnie in jenen Gewässern anstellen ließ, bekannter geworden ist, deren Resultate aber, wie es scheint, noch nicht in die Karten aufgenommen sind. Die Karte von Arrowsmith 1836 weiß noch nichts davon.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Reise nach den Ruinen von Palenque. Einem Schreiben aus Philadelphia im Morning Chronicle vom 5 Febr. zufolge haben ein Hr. Stephens und ein Hr. Catherwood im Sinne, die Ruinen von Palenque zu untersuchen, und sind zu diesem Zweck bereits Ende vorigen Jahres in Honduras angelangt.

Gefährliche Classen in Paris. Fregier schätzt in seinem bekannten Werke die gefährliche Classe der Einwohner von Paris auf 65,000 an, und meint, daß davon 50,000 entschieden von Lastern und Verbrechen leben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

by Google

Nr. 49.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Februar 1840.

Die Forschungen Rawlinsons in Persien.

In der Londoner asiatischen Gesellschaft wurden kürzlich (am 4 Jan.) eine Reihe Briefe Major Rawlinsons mitgetheilt, die vom Julius 1838 bis August 1839 gingen, und eine interessante Uebersicht seiner Arbeiten in Entzifferung und Uebersetzung der Keilinschriften zu Bisitun gaben. Das Resultat verspricht sehr werthvoll zu werden, indem es aus den unzweifelhaftesten Quellen eine Geschichte des persischen Reichs von Kambyses bis gegen das Ende der Regierung von Darius gibt, und auf eine sehr genügende Weise die Genealogien Herodots bestätigt, wenn gleich die Erzählung bedeutend abweicht. Major Rawlinson schildert den allmahlichen Fortschritt seiner Entdeckungen und die Modificationen, welche seine Ansichten nach und nach erfuhren, so wie die Hindernisse, welche der unruhige Zustand Persiens ihm unaufhörlich in den Weg warf, und die große Schwierigkeit, manche der Inschriften zu copiren, zu denen der Zugang meist gefährlich, und in vielen Fällen ohne Errichtung umfassender Gerüste, wozu ihm Mittel und Zeit fehlten, geradezu unmöglich war. Dieser Schwierigkeit gedenkt schon Ker Porter, der mit aller Mühe nicht nahe genug kommen konnte, um die Inschriften mit einem Fernglase zu lesen. Major Rawlinson spricht auch von der Schwierigkeit, die Sprache zu verstehen, die er der ältesten Form des Sanskrit für näher stehend hält, als die Sprache des Zendavesta, die er, nebst dem darin enthaltenen religiösen System, in den Anfang der Sassanidendynastie versetzt.*) Jede Columne der Inschrift umfaßt 96 Linien. Die erste enthält die Titel und die Genealogie des Darius, welche mit der des Herodots völlig übereinstimmt; dann werden die dem Darius unterworfenen Reiche aufgezählt, welche zwanzig Provinzen umfassen, von Jonien im Westen bis zu den Mekri, den Bewohnern des heutigen Mekran im Osten. Die Art, wie Darius auf den Thron gelangte, ist sehr ausführlich mitgetheilt, und die Vergleichung mit den Erzählungen der griechischen und römischen Schriftsteller über denselben Gegenstand sehr interessant. Kambyses, vom Geschlechte Amakhems, hatte einen Bruder Berdschey (den Mergis Justins und den Smerdis Herodots), den er im Kampfe erschlug. Als er zur Eroberung Aegyptens auszog, wurde die Ruhe seines Reichs gestört, ein Magier, Namens Gumat, gab sich für den verstorbenen Smerdis, den Sohn des Cyrus, aus, und nahm, während Kambyses in Aegypten war, und um eben diese Zeit dort starb, vom Throne Besitz. Er griff die Bewohner der Provinz Susa an, deren Gouverneur früher Smerdis gewesen war, die Susianer aber entdeckten den Betrug, und widersetzten sich ihm. Darius erkannte ihn bald darauf als den Magier Gumat, griff ihn an mit Hülfe einer Schaar Bogenschützen und nahm ihm das Leben, worauf Darius den Thron bestieg. Nun werden die Thaten des Darius in seinem neuen Königreich geschildert, namentlich die Wiederherstellung der Verehrung des Feuers und der Feueraltäre, welche von den Magiern entweiht worden waren. Dann wird der Aufstand von Susiana unter Atin, dem Otanes der Griechen, geschildert, so wie der Aufstand von Babylonien unter Nedschetebir, der sich für Nebuchadnezar ausgab, aber von Darius geschlagen und gefangen wurde.

Die Schilderung dieses Aufstandes geht fort bis in die zweite Columne, die Rawlinson wegen ihres zerstörten Zustandes nur zum Theil abschrieb, und dann zur dritten Columne überging, welche die (wahrscheinlich in der zweiten Columne begonnene) Unterjochung Parthiens schildert. Dann folgt ein Bericht über die Eroberung von Margu'ch (Merw), welche die achte Eroberung des Darius genannt wird, worauf ein langer Bericht über die Eroberung der Provinz Persis kömmt, der, so weit als Rawlinson abschrieb, nämlich bis zur 65sten Linie, noch nicht vollendet ist. Die vierte Columne hält Rawlinson leider für völlig unlesbar, indem die Schrift so verwischt ist, daß sich nur einzelne Worte erkennen lassen.

Ferner finden sich hier drei andere Columnen in medischer Schrift, aber in einer so ungünstigen Lage, daß alle Bemühungen, sie zu lesen, umsonst waren; endlich fünf sehr verwischte Columnen in babylonischer Schrift, die, wie die medischen,

*) Dieß ist wohl einer der Punkte, worüber der Berichterstatter in der asiatischen Gesellschaft bemerkt, daß sich noch über die wichtigsten Punkte keine nähern Angaben machen ließen, ehe man die Copien der Inschriften selbst habe. A. d. U.

Digitized by Google

wahrscheinlich Uebersetzungen der oben berührten Erzählungen enthalten. Ker Porter hat schon in seiner Reise mehrerer ausgehauenen Figuren erwähnt, und sie abgebildet, war aber nicht im Stande gewesen, ihnen so nahe zu kommen, um die Inschriften zu lesen. Vier davon hat Major Rawlinson mit großer Schwierigkeit und Gefahr copirt, indem er an einem Abgrund von fast 400 Fuß hinter ihm auf der obersten Sprosse einer Leiter stehen mußte. Eine der am Boden liegenden Figuren ist Gumat, der Magier; die zweite Atin, der Usurpator von Susa. Die Inschrift auf der dritten Statue ist nicht copirt, die auf der vierten aber gibt an, daß die Figur den Fradwertisch oder Phraortes darstelle, und die fünfte ist eine Abbildung Tschitretechms, der sich zum König der empörten Sogartier aufwarf. Weiter konnte Rawlinson nicht leisten, versprach aber in seinen Briefen, diese Felsen noch einmal zu besuchen, und zwar mit besseren Vorbereitungen, um die Schwierigkeiten die Lage der Inschriften zu überwinden.

Reise von Bayonne über die Pyrenäen nach Pamplona.

6. Abgang in die Thalebene von Pamplona. — Die Fremdenlegion.

(Schluß.)

Eine Menge Schildwachen waren um Huarte, bei dem noch ein anderes, von den Carlisten damals besetztes Thal ausgeht, vor der Brücke über die Arga an den Zugängen postirt. Mich verwunderte außerordentlich, daß der Zufall zu allen diesen Posten gerade rothhaarige Leute ausgewählt zu haben schien, denn sie wetteiferten mit einander an Blutfülle im Gesicht und an Röthe im Haar. Allein wie wuchs noch mein Erstaunen, als ich in der Mitte der Stadt ankam, wo sich die Straße zu einer Art Markt erweitert, der mit Legionärs bedeckt war und wie alle diese Fremdlinge des Landes feuerrothe Köpfe zu haben schienen. Man kann sich von dem Eindruck, den jene plötzlich entgegentretende, überraschende Verschiedenheit der Körperbildung hervorruft, keinen Begriff machen. Langsam reist man vom Norden nach dem Süden, allmählich und unmerklich finden die Uebergänge und Veränderungen statt, der Reisende hält sie daher für geringer als sie wirklich sind. Stößt er dann im Süden so plötzlich auf ein ganzes Fähnlein nordischer Söhne, kaum wird er sie als seine eigenen Landsleute wieder erkennen. Gar zu fremd in der fremden Welt und Umgebung erscheinen sie ihm in jeder Beziehung, in jeder Bewegung, in Blick, in Sprache, in Haltung und Aussehen!

Ich konnte meinen Blick nicht abwenden von den heimathlichen Gesichtern im fernen, fremden Lande, und sie anschauend schwoll mir das Herz vor Freude und Rührung. Ja — wie viele verlorne Menschen unter ihnen seyn mochten — ich wurde stolz, mein Patriotismus hob sich bei ihrem Anblick. Ich begriff zum erstenmal das Erstaunen, welches die Römer erfaßte, als ihnen deutsche Männer zu Gesichte kamen. Ich begriff auch sofort, daß ihre kraftige Statur, ihre blauen Augen, ihr sonniges Haar den römischen Frauen gefallen mußten. Das, wie so vieles Andere, hat sich auf die südlich-romanischen Völker vererbt, bei denen blonde Haare und blaue Augen für die größte Schönheit gelten. „Sus cabellos son oro“ lobt Don Quijote seine Dulcinea, singen spanische Dichter von ihren idealen Frauengebilden. Raphaels Madonnen haben goldenes Haar. Wir machen beständig einen Unterschied zwischen blond und roth, und es war mir früher unklar, welches denn eigentlich der alt-germanische Typus gewesen sey. Aber dort zwischen den schwarzhaarigen Köpfen und braunen Gesichtern kamen mir die Nordländer beim ersten Anblick sammt und sonders hellroth vor; das bewirkt allein der Contrast mit den südlichen Negros. Daher verschwinden den südlichen Völkern die feineren Nuancirungen, welche wir selbst unter uns unterscheiden — sie sehen nur den Hauptunterschied. Rojos nennt man in Spanien überhaupt alle Blonden, gegenüber den Negros; auch Blondos und Blancos heißt man sie, ohne Unterscheidung von Rojos. Ein schwarzhaariger Deutscher hat dort zu Lande noch einen röthlichen, hellen Schimmer. Leicht unterscheiden wir den Südländer unter uns, aber ungleich leichter unter den Südländern den Germanen. Die Germanen erscheinen im Süden wirklich als leibliche Brüder, so völlig ähneln sie einander in dortigen Augen, und ich glaube noch immer, daß in unserm allgemeinen Namen der Germanier eher der Begriff der aus Einem Keim Entsprossenen, als der des Wehr- oder Kriegsmanns steckt. „Ich kenne Ihre Brüder“ (hermanos), hat mir sogar später manches spanische Kind erzählt. Wie groß erschien mir bei jeder Gelegenheit der Contrast in Größe und Aussehen zwischen den spanischen Bataillonen und den zumeist aus Deutschen, Polen und Belgiern zusammengesetzten Bataillonen der Fremdenlegion!

In Huarte hatten ein Bataillon Infanterie und das neugebildete, tapfere polnische Lancier-Regiment der Legion ihr Standquartier. Letzteres bestand fast ausschließlich aus Deutschen (der Mehrzahl nach) und aus Polen, die sich zum Theil erst in Spanien der Legion, als hier für eine europäische Sache kämpfend, angeschlossen hatten. Es war völlig wie ein achtpolnisches Ulanenregiment uniformirt, und besonders die weißen Mantel sahen malerisch aus. Die Soldaten ergötzten sich an diesem ersten Tage des heiligen Weihnachtfestes mit einem nordischen Spiele: sie warfen sich unter einander und die Vorübergehenden mit Schneeballen, und jubelten und lärmten dabei wie Kinder, die aus der Schule kommen. Gewiß erinnerte dieß manchen unter ihnen an seine Heimath. Und nicht bloß sah ich Deutsche in solchem Spiel, ich hörte auch deutsche Laute, deutsche Sprache. In einigen unter ihnen schien der spanische Feuerwein zu wirken, den die Nordländer nur zu sehr lieb gewinnen. Ich ging still, aber mit innerer Bewegung, an ihnen vorüber. Viele betrachteten mich mit Neugierde, keiner trat zu mir heran. Der Deutsche hat etwas Blödes, Verschämtes, das er unter keinen Verhältnissen ganz ablegt. Zur Seite von mir hörte ich mit etwas unterdrückter Stimme sagen: „da geht ein Landsmann von uns, ein Preuße, er trägt den grauen, preußischen Mantel.“ — Ich drehte mich rasch nach der Seite um, von welcher diese Worte kamen, zog meinen Hut ab, und

Digitized by Google

grüßte mit Lebhaftigkeit. Auch begegnete ich einigen polnischen Officieren des Regiments, schönen, kräftigen Männern, die mir freundlich guten Tag boten, und welche ich später genauer kennen lernen sollte.

Ein Büchsenschuß von Huarte ab steht auf einer kleinen Erhebung eine Capelle mit einem Mariendild. Ehe man diese erreicht, sieht man die Stadt Villava nahe zur Rechten, da wo das berühmte Ulzamathal ausmündet, dessen schon beträchtlicher Bach sich gleich darauf mit der Arga vereinigt, in ihrer ganzen Länge seitwärts des Weges liegen. Noch ein Schritt weiter, bei der Capelle angekommen, eröffnet sich dem Blick mit einem Male die Thalebene und die schöne Landschaft von Pamplona. In der Mitte dieser Ebene erhebt sich ein von Osten hereinstreichender Hügel, um dessen mächtige Felswand sich die Arga im weiten Halbkreis herumwindet. Diese Felshöhe krönen, prächtig zu schauen, die festen Mauern und Wälle der Hauptstadt Navarra's, die, als eine Hauptfestung, im Großen den Schlüssel zu allen navarresischen Thalern und die festeste Burg des ganzen Landes bildet. Die ganze Ebene umkränzen rings im weiten Kreise hohe, sich übereinander aufthürmende Berge, die ihre Granithaupter zum Himmel erstrecken und deren Fuß und untere Abhänge mit Rebenstöcken bepflanzt sind; ähnlich der Lage und Thalbildung um St. Jean Pied de Port auf der nördlichen Pyrenäenseite, nur weit belebter, mannichfaltiger und großartiger als diese. Die Thürme von Pamplona, als ich sie zum ersten Mal erblickte, glänzten in den Strahlen der untergehenden Sonne. Die ganze, in blendend weißen Schnee gehüllte Landschaft erschien wie in goldener, funkelnder Einfassung, über welcher sich der tiefblaue Himmel erhaben aufwölbte. Das reinste Glockengeläute schwebte melodisch aus den fernen Kirchen herüber und klang anmuthig durch die reinste Luft. Eine unbeschreiblich hohe und ernste Feier schien die ganze Natur zu begehen. Ich feierte sie mit. Alle trüben Gedanken entflohen meiner Seele: wie die Sonne im reinen Azur des Aethers, glühte mein Herz im reinen Meer der Hoffnungen und vergoldete alle meine Empfindungen. Die Pyrenäen hinter mir, eilte ich immer schneller den Mauern Pamplona's zu, die mir so freundlich entgegenblickten.

Höfken.

Alte Geschichte von Mexico.

Hr. Ternaux fährt fort mit seiner Herausgabe alter spanischer Werke über die frühere Geschichte und Entdeckung Amerika's. Kürzlich erschien die im Allgemeinen zwar wohl bekannte, aber noch nie herausgegebene Geschichte der Chichimeken oder der alten Könige von Tezcuco, verfaßt von Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl, so wie ein um 1560 verfaßter Bericht von Philipp II über die verschiedenen Classen der Häuptlinge von Neuspanien, von Alonzo de Zurita. Das erste ist ein besonders interessantes Werk, indem es den Zustand Mexico's zur Zeit der Ankunft der Spanier schildert, und zeigt, wie sehr diese ihre leichte Eroberung den innern Uneinigkeiten unter den unabhängigen Königen danken, deren vereintes Gebiet das Föderalreich von Mexico bildete. Der Verfasser war ein Abkömmling des Königs, der den Verräther gegen sein eigenes Land machte: er war von dem Thron von Tezcuco verjagt worden, und hatte später Montezuma gezwungen mit ihm zu unterhandeln, benutzte aber die zufällige Ankunft der Spanier, um diese zur Vernichtung der Macht der Azteken anzutreiben. Ueberhaupt wird dieses Werk ein großes Licht auf die Alterthümer der westlichen Welt werfen.

Chronik der Reisen.

Reise des Missionärs Krapf nach Shoa.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Tadschurra ist ziemlich gut, und selbst große Schiffe ankern nicht sehr fern vom Lande, doch gibt es auch viele Klippen. Tadschurra hat etwa 70 bis 80 Holzhütten; nur die zwei Moscheen, die es hat, sind von Steinen erbaut. Der Vorsteher des Ortes nennt sich Sultan der Sultane, und selbst der Gouverneur von Zeyla, unter dem er steht, hat ihn so betitelt in dem Empfehlungsschreiben, das er uns an ihn mitgegeben hat. Der gegenwärtige Sultan, Muhammed, ist ein gutmüthiger Mann, aber ohne Energie. Er hat nicht den schmutzigen Charakter des Naib Yechyah von Arkiko. Ein Reisender kann sich leicht mit dem Sultan von Tadschurra durch einige Kleinigkeiten im Werthe von 3 bis 4 Thalern abfinden. Dafür erhält man auch wieder Manches von ihm. Einige Tage nach unserer Ankunft in Tadschurra kam er in unser Haus, einen großen Bock, den er uns zum Geschenk machte, mit dem Stock vor sich hertreibend. Ein anderes Mal brachte er uns einen Topf voll Milch mit eigener Hand. Seine Leute scheinen übrigens wenig Achtung vor ihm zu haben. Einmal brachte ihm einer seiner Diener einen Brief, den er dem Sultan zu den Füßen warf. Ein anderer hob ihn auf, und der Sultan steckte ihn ganz geduldig in seinen weißen Turban. Der Sultan hat seinen Wessir, der nach seinem Tode Sultan wird, während des Sultans Sohn Wessir wird. Tadschurra erhält von Zeyla 20 Thaler jährlich, muß aber für jeden Sklaven, der nach Tadschurra kommt, einen Viertelsthaler nach Zeyla bezahlen. Die verschiedenen Stämme der Danakil geben dem Sultan jährlich eine Anzahl von Schafen und Ziegen, da das Geld unter ihnen nicht gangbar ist. In Tadschurra allein gehen noch die Thaler, kleine Münze cursirt nicht. Man muß mit Tabak, Nadeln, Scheeren oder Kleider, auch Getreide, eintauschen, was man zu haben wünscht. Die beste Münze im Dancalli-Lande ist der Tabak in Blättern, den sie leidenschaftlich lieben. Ein Reisender sollte sich in Mokka gut damit versehen. In Tadschurra wird schon die Dancalli-Sprache geredet. Vom Land der Somalis im Süden, von Efat im Westen und Tigré im Norden wird diese Sprache gesprochen bis Massowa. Die Sprache der Shohos bei Massowa ist im Wesentlichen die Danakil-Sprache, wie wir aus Vergleichungen und aus den Aussagen eines Shohos, den wir in Tadschurra kennen gelernt haben, ersahen. Eigenthümlich ist den Danakil, daß bei Erzählungen oder Nachrichten der Hörende beinahe alles wiederholt, was der andere gesagt hat. Zwischen Hodeida, Mokka, Aden und Tadschurra ist viel Verbindung zur See. Die Tadschurraner bringen Holz, Schafe, Ziegen, Schmalz u. s. w. nach den arabischen Küsten, und empfangen dafür Getreide, Kleider und indische Artikel. Zu Land ist viel Verbindung mit Rahaita, ein Beduinenort 3 bis 4 Tage entfernt von Tadschurra nördlich von Babelmandeb. Die Karawanen, die nach Mokka gehen, gehen über

Digitized by Google

Rahaita. Auf dem Berge nach diesem Orte passirt man einen Fluß, der Anatheile heißt. Es ist wahrscheinlich der Anazo, der auf den Karten angegeben ist. Die Leute wissen aber nichts von einem Flusse unter dem Namen Anazo. Er soll sich im Sande verlieren, und nur während der Regenzeit ins Meer ergießen. Es sollen mehrere Bäche in ihn fließen. Reisende, die von Mokka nach Tadschurra gehen wollen, sollten in der Zeit, wenn der Südwind die Passage durch die Straße von Babelmandeb erschwert, über Rahaita gehen, und wenn Nordwinde wehen, sollte man ebenfalls den Weg über Rahaita nehmen. Mit gutem Winde kommt man von Mokka in Einem Tage nach Rahaita.

In der Umgegend von Tadschurra erheben sich mehrere ziemlich hohe Berge, auf denen wilde Thiere hausen sollen. Ob der Leopard nahe bei Tadschurra vorkommt, haben wir nicht mit Gewißheit erfahren können. Die Hyäne kommt nicht vor. Im Thale von Tadschurra gibt es eine Menge von Gazellen. Der Name Dancalli ist arabische Benennung (Dancalli ist der Singular und Danakil der Plural). Sie selbst nennen sich Affer, was an das lateinische Afer, Africanus, erinnert. Von den Ehoanern werden sie Adal genannt. Die Araber nennen sie auch zuweilen Adaiel, woher wohl Adel kommt, das frühe, ein großes Königreich war unter Granie, der im 16ten Jahrhundert den Abyssiniern sehr viel Uebels zugefügt hat. Wie der Name „Franken" allgemeine Bezeichnung für die Europäer überhaupt ist, so ist es auch der Name Dancalli, Adal und Adaiel. Das Volk besteht aus vielen Kabaiel oder Stämmen, deren Anzahl uns Niemand angeben konnte. Den größten und mächtigsten Stamm bilden die Modectos, die von Beylul am rothen Meere bis Aussa und beinahe bis Efat wohnen. Somit könnte ein Reisender, der nach Efat gehen will, von Beylul aus auf einem kürzern Wege nach Shoa kommen. Allein es wird schwer seyn. Erst vor einigen Jahren wurde die Macht der Modectos etwas gebrochen durch die Stämme Dewene und Wema, welche die Modectos, die mit allen Stämmen zerfallen sind, bei dem Berg Badu, von wo aus man bereits die Berge von Efat sieht, geschlagen und ihnen 700 Mann getödtet haben. Früher hatten die übrigen Stämme 400 Soldaten aus Aden gemiethet gegen die Modectos. Da sich aber diese Miethsoldaten schlecht betrugen, so haben sie alle 400 Mann getödtet. Die beiden Stämme, Dewene und Wema, scheinen die betriebsamsten zu seyn. Aus ihren Stämmen sind die Handelsleute, die nach Efat und nach der Meeresküste gehen. Durch ihr Gebiet geht die Karawanenstraße.

Ihr Gebiet zieht sich vom Salzplatz, von dem bald die Rede seyn wird, in südwestlicher Richtung neben den Somalis hin bis nach Efat. Mit den Isa-Somalis stehen sie in Freundschaft. Mit den übrigen Somalis haben sie aber keine Gemeinschaft. Sie nehmen jedoch aus allen Stämmen der Somalis Bogenschützen. Die Danakil verfertigen selbst keine Bogen, auch ihre Schilder machen sie nicht selbst. Sie haben aber Somalis in ihrem Dienste. So unterhält der Stamm Wema 100 Bogenschützen, die vergiftete Pfeile haben. Die Isa-Somalis sollen übrigens sehr verrätherische Leute seyn. Sie zeigen den Gallas bei ihren Einfällen ins Dancalli-Land die Wege. Wir sahen viele von diesen Somalis. Sie haben ein sehr wildes Aussehen. Wir zogen auch ganz nahe an ihren Gränzen vorbei. Außer den Isa-Somalis sind uns noch folgende Stämme der Somali bekannt geworden: der Stamm der Gudubesa-Somalis (falsch ist auf den Karten die Bezeichnung Gudubesa), die Hebraul, die Hardi, die Warsangale-Somali. Im Westen von den Isa-Somali liegt Hurrur, eine Stadt und ein Gebiet gleiches Namens. Die Stadt soll sehr groß seyn, 360 Thore, große Häuser und viel Wasser haben. Der König von Hurrur soll im Besitz von Flinten seyn. Früher gingen die Karawanen von Zeyla und Tadschurra viel häufiger nach Hurrur, aber jetzt sollen sie selten gehen wegen der Bedrückungen, die sich der gegenwärtige Sultan gegen sie erlaubt. Die Sprache von Hurrur soll die der Leute von Argobba seyn, deren Sprache ein Gemisch aus Amharisch, Tigrisch, wohl auch Aethiopisch und Galla ist. Unter Argobba scheint das ganze Niederland verstanden werden zu müssen, das sich an den Gebirgen von Efat hinzieht. Doch diese geographische Bemerkung bedarf noch weiterer Begründung. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen gehe ich zur Beschreibung unserer Reise selbst über.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Drüsen unter den französischen Cavalleriepferden. In der Sitzung der Akademie vom 17 Januar geschah von Seite des Kriegsministers Meldung, daß er eine Commission niedergesetzt habe, um die Ursache der unter den Pferden der französischen Cavallerie herrschenden Drüsenkrankheit zu untersuchen. Das Resultat war, daß die schlechte Unterkunft und der Schmutz in den Ställen, so wie das Aufeinanderhäufen der Pferde die wahren Ursachen dieser furchtbaren Krankheit seyen. Der Minister hatte deßhalb beschlossen, so viel immer möglich die ausgedehntesten Verbesserungen in allen Cavalleriegarnisonen vorzunehmen. Alle neuen Ställe sollten 30 Fuß breit und 18' hoch seyn, und dabei jedes Pferd 4½ Fuß Weite im Stalle haben.

Desinfection der Abtritte. Am 30 Januar fand zu Paris im Spital St. Louis eine Probe statt, welche für den öffentlichen Gesundheitszustand von großem Interesse ist. Es handelt sich nämlich von der Anwendung eines von den HH. Suchet und Kraft erfundenen Desfectionsverfahren im Großen. Die Probe gelang völlig. Unter den Zuschauern befanden sich auch die Chemiker Chevalier und Labarraque, welche den HH. Suchet und Kraft ihre besondere Zufriedenheit bezeigten, daß sie sich durch das Widerliche ihrer vielfachen Versuche nicht abschrecken ließen, um die Nachtheile und Gefahren einer für das Publicum lästigen und für die Arbeiter gewagten Operation zu beseitigen. (Voleur vom 5 Februar.)

Sonderbarer Unfall beim Eierhandel. Ein Eierhändler zu Havre schickte eine Anzahl Kisten mit frischen Eiern nach London. Sie wurden auf ein Dampfboot gebracht, und kamen bald am Kai von London an, wo eine Menge Käufer sich sammelte. Man untersuchte die Eier; die ersten Kisten wurden ganz gut befunden, die übrigen aber waren zum großen Verdrusse des Handelsmannes sämmtlich hart gesotten. Man hatte sie zu nahe an den Dampfkessel gestellt, und die Eier hatten sich so erhitzt, daß sie völlig hart gesotten am Ort ihrer Bestimmung anlangten. (ibid.)

Neues Geschoß. In Rennes wurde kürzlich von dem dort liegenden fünften Artillerieregiment ein merkwürdiger Versuch gemacht: man schoß aus einer 12Pfünder Haubize, die nur 100 Kilogramme wiegt, so daß ein Maulthier sie im Gebirge tragen kann, Hohlkugeln ab, welche springen, ehe sie bis zu dem Feinde gelangen; diese Hohlkugeln enthalten 75 kleinere Kugeln, und schleuderten ihre Trümmer auf 600 Metres weit; man kann die Kugeln, die sie enthalten, mit großer Sicherheit richten. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 50.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Februar 1840.

Stanley Thorne, oder der Pennalismus in den englischen Schulen.

(Aus Bentley's Miscellany.)

Stanley Thorne, dem einzigen Sohn einer reichen Wittwe, fiel es, nachdem er seit seines Vaters Tode der gefürchtete Herr und Gebieter in dem Haushalt seiner Mutter gewesen war, plötzlich ein, in die Schule nach Eton gehen zu wollen. Seine Mutter war mit diesem Vorhaben sehr unzufrieden, und sah schon im Geist ihren Stanley als einen großen, berühmten Mann, denn, waren nicht alle großen und berühmten Männer auf der Schule zu Eton gewesen? Gern war sie zu jedem Opfer bereit, das dieser Entschluß nöthig machen möchte, doch fand Stanley selbst bei genauerer Prüfung seines Planes einige Bedenklichkeiten. Zwar hatte er Virgil, etwas von Livius gelesen, konnte sogar einige lateinische Verse machen, doch durfte er sich nicht schmeicheln, höher als in die vierte Classe zu kommen, und da galt noch der Pennalismus (fagging), ja es galt sogar noch die Ruthe, und wenn man versuchen sollte, ihn damit zu begrüßen?... Doch, was half's! Er hatte es einmal beschlossen, er wollte hineingehen, und sollte auch weiter nichts daraus hervorgehen, als daß er drinnen gewesen sey!

Die erste Person, mit welcher Stanley bei seiner Ankunft bekannt wurde, war Alfred Julian, dessen Freunde auf sehr vertrautem Fuße mit den Seymours lebten. Alfred stimmte mit Stanley's Ansichten trefflich überein, und er unternahm es, ihn in die tiefen Geheimnisse der Schule einzuweihen, doch gehörte er selbst noch der vierten Classe an, und konnte ihn daher nicht vor der Tyrannei der fünften und sechsten Classe schützen, indem er ihn selbst dem Namen nach als Pennal annahm. Deßhalb zeigte er ihm gleich im ersten Augenblick, daß er sich entschließen müsse, einem Andern zu dienen, da er sehe, daß Alle, wie hoch auch die Stellung ihrer Familien sey, sich diesem Gebrauch unterwerfen müßten, der keineswegs für entehrend und als eine Demüthigung gelte, sondern als ein Reiz, sich so schnell als möglich emporzuarbeiten. „Aller Unterschied des Standes," fügte er hinzu, „hört hier auf; Jolisse, Villiers, Cleveland, Cholmondeley und Howard, mit denen ich dich bekannt machen werde bei unserer Wirthin, sind die Fag's von Frogmorton, obgleich sie mit den vornehmsten Familien verwandt sind, und dieser nur ein Plebejer ist."

„Nun, ich werde ja sehen," entgegnete Stanley; und sie gingen zu Frau Johnson, wo sie gegen zwanzig junge Leute trafen.

Doch noch war er nicht eine Stunde hier gewesen, als er von den ältern Knaben mit Fragen bestürmt wurde, die er für ziemlich unverschämt hielt. Besonders verfolgte ihn Dashall, der, seine Macht und seine Ueberlegenheit zu zeigen, die neuen Ankömmlinge zuerst hänselte, ehe sie in die Hände der Obergesellen der fünften und sechsten Classe kamen. Stanley war mit diesem Gebrauche keineswegs zufrieden, und antwortete deßhalb etwas verdrießlich, ein Betragen, das jene nur um so zudringlicher machte, da sie völlig in ihrem Rechte gegen den Pennal zu seyn glaubten.

„Mein guter Junge," sagte Stanley endlich zu Dashall, der sich nicht zufrieden geben wollte, „plage mich nicht. Ich möchte gern mit Allen Freund seyn, und habe daher kein Verlangen, mit dir zu streiten!"

Dashall sah ihn mit einem sehr verwunderten Blicke an, daß er mit ihm keinen Streit anfangen wolle, und fragte ihn spöttisch, wie weit er mit der edlen Kunst des Borens gekommen sey. Stanley sah ihn verächtlich an, und Dashall, der nicht wußte, wie sehr sich jener zu Hause mit seinem Bedienten darin geübt hatte, fand dieses so lächerlich, daß er ihm sagte, er wolle nur seine Stiefeln anziehen und stände dann gleich zu Diensten.

Stanley lächelte, Dashall versuchte ihn mit seinen wildesten Blicken einzuschüchtern, so daß die jüngern Anwesenden jenen mit Mitleid zu betrachten anfingen, doch dieser blieb ganz ruhig.

„Nun, mein Junge," rief Dashall, der seine Stiefeln angezogen hatte, „jetzt will ich dir etwas von deiner Prahlerei benehmen, und das wird so heilsam wie Arznei wirken." Die jüngern Knaben lachten über den Witz, während andere Stanley bemerkten, daß er gegen ihn nicht aufkommen würde, denn er sey ein tüchtiger Schläger; nur Julian suchte ihn nicht von

Digitized by Google

seinem Vorsatz abzubringen, da er gern wissen wollte, was sein neuer Freund machen würde.

„Nun! hast du Furcht?" rief der heroische Dashall und focht vor Ungeduld in der Luft, ihm zu zeigen, welche Stöße er zu erwarten hätte. Stanley blieb ruhig und erkundigte sich nur über den Charakter seines Gegners, um zu wissen, wie weit er und wie er seine Züchtigung einrichten könnte. Endlich wurden die Handschuhe gebracht und Stanley erhob sich von seinem Platze. „Ich möchte Ihnen nicht gern weh thun, meinte er, doch wenn Sie darauf bestehen, einen Gang zu machen, so haben Sie es nur sich selbst vorzuwerfen."

Dashall lachte laut auf bei dieser wohlmeinenden Rede. Zwar hatte ihm gleich von Anfang an Stanley's unerschütterliche Ruhe nicht sehr behagt, doch war er zu sehr seiner Ueberlegenheit gewiß, um an seinem bevorstehenden Sieg zu zweifeln und focht mit der bewunderswürdigsten Kraft und Lebendigkeit im Zimmer herum, zu Jedermanns Erstaunen. Stanley hatte nichts dagegen, wenn er sich selbst ermüdete, und sah diesen Fechterübungen und Körperverdrehungen eine lange Weile zu. Endlich, als er bemerkte, daß er ziemlich außer Athem sey, rief er: „Geht! geht! Ihr werdet Euch selber nicht viel thun! Doch laßt mich jetzt auch an die Reihe kommen."

Der Kampf begann; Stanley gab seinem Gegner einen leichten Schlag auf die Nase, und so wenig auch Dashall diese Berührung leiden mochte, so kehrte doch dieser Schlag immer und immer wieder, und zwar in ruhigem, abgemessenem Tempo, so daß Dashall, der ihm vergeblich einen Stoß beizubringen suchte, darüber erst verlegen, endlich gewaltig zornig wurde.

„Warum stößest du nicht gerade aus?" rief er in wildem Zorn, „und immer das lappische Schlagen!"

„Wie du willst!" entgegnete Stanley, und in dem Augenblick gab er ihm einen Stoß, der den armen Dashall zu Boden streckte.

So dauerte der Kampf zur hohen Ergötzlichkeit der jüngern Schüler, die unter Dashall's Tyrannei bisher gelitten hatten, einige Zeit fort, stets zum Vortheil Stanley's, der vergeblich seinen Gegner aufforderte, sich zu ergeben, bis dieser nicht mehr konnte, und die Hand der Versöhnung, die Stanley ihm bot, am Boden annehmen mußte.

„Jetzt komme," rief Julian, „zu Jolisse's Zelle. Wir kommen dort zu einem gemeinsamen Abendbrod zusammen und wollen lustig seyn!

Gern nahm Stanley die Einladung an und wurde in der besondern Zelle mit dreimaligem Zuruf empfangen als „ein Müller vom ersten Wasser." Zwölf Knaben von der Elite hatten sich schon in den Zimmern festgesetzt, wie es schien, in der Absicht zu beweisen, wie klein der Raum seyn darf, wo zwölf Menschen essen und fröhlich seyn können. Stanley fing bald an, sich heimisch zu fühlen und überblickte den Speisesaal mit großer Aufmerksamkeit. Er war ungefähr acht Fuß lang, sechs Fuß breit, und enthielt außer jenen zwölf Individuen ein niedliches Assortiment von Lichtstümpfchen, ein dreiernes Tintenfaß, einen Tisch, ein Sopha, ein Bücherbrett und verschiedene Kästen. Die nackten Wände waren mit stark colorirten Bildnissen von Prima-donnas, hübschen Kellnerinnen und Theaterhelden jeder Zone belebt, die Zwischenräume aber mit sorgsamen Zeichnungen in Kreide und Bleistift von Schiffen, Denkmälern und Scheunen gehörig verziert, nebst einigen trefflich ausgeführten Porträten derjenigen Lehrer und Aufseher, die sich lästig gemacht hatten und die die seltsamsten Nasen von der Welt zu haben schienen. Doch was ihm am meisten auffiel, war die Art, in welcher seine neuen Freunde sich anredeten. Jeder hatte seinen besondern Spitznamen, den Stanley nur kennen lernte, indem man ihm sagte, jeder habe seinen Antheil an der gemeinsamen Mahlzeit mitgebracht. So hatte z. B. Bull's-eye (Ochsenaug) eine deutsche Wurst, Nigger eine wilde Ente, Hokee-Pokee eine Taubenpastete beigesteuert, und jeder langte freimüthig und mit so trefflichem Appetit zu, daß bald die leckern Gerichte vom Tisch verschwanden und dem Geschwätze in dem eigentlichen Schul-Jargon Platz machten, wobei ein Jeder erzählte, wie er sich während der Ferien unterhalten hätte, bis sie gesättigt von den Freuden des Abends ihre Schlafstellen suchten.

(Schluß folgt.)

Spanische Literatur.

Das Athenäum vom 25 Januar enthält in einer Correspondenz aus Madrid folgende interessante Details über den Zustand der neuern spanischen Literatur.

Was die neuere Literatur betrifft, so werden Sie vielleicht überrascht seyn, zu hören, daß trotz der Lage, in der das Land bisher gewesen und immer noch ist, in der Mitte zwischen zwei mächtigen, kämpfenden Parteien und durch innere Kriege zerrissen, sie doch in der neuern Zeit einen unerwarteten Aufschwung genommen, und daß im vergangenen Jahre mehrere bedeutende Werke erschienen sind und andere noch gedruckt werden, welche hinreichend beweisen, daß Spanien nicht so weit in der Civilisation zurück ist, als eine gewisse Partei in England es hat glauben machen wollen. Da in der That literarische Nachrichten aus der Halbinsel nicht leicht in London zu haben sind, und ich doch hoffen darf, daß der Geschmack an spanischer Literatur unter manchen alten Freunden fortdauert, so will ich Ihnen einen kurzen Abriß des literarischen Treibens geben, der Ihnen Raum genug lassen soll, solche Werke des Breitern zu erwähnen, die, ihrer Wichtigkeit wegen, einer ausführlichen Bemerkung werth sind.

„Der berühmte Breton de los Herreros, den französische Kritiker neulich, seiner Fruchtbarkeit und seines Talentes wegen, mit Scribe verglichen haben, fährt fort, Beweise seines unerschöpflichen Talents zu geben und das dramatische Publicum zu unterhalten. Außer einem sehr geistreichen Lustspiel, „Una Vieja" (ein altes Weib), das mit vielem Beifall in den Theatern der Hauptstadt gegeben ward, hat er neulich ein treffliches Drama, „Vellido Dolfos" betitelt, herausgegeben, worin

Digitized by Google

die Ermordung Sancho's II von Caſtilien vor den Mauern von Zamora, die ehrgeizigen Abſichten Urraca's, der Schweſter Alfonſo's IV, des Eroberers von Toledo, die faſt fabelhaften Thaten des Cid und andere ergreifende Begebenheiten jener denkwürdigen Zeit, der romantiſchſten in der ſpaniſchen Geſchichte, mit bewunderungswürdigem Geſchick und Tact in die Scene gebracht werden, und mit einer Kraft, die wenig der Calderons und der andern Dramatiker aus dem goldenen Zeitalter der ſpaniſchen Literatur nachgibt. Ein anderes Drama von einem jungen Dichter, Namens Principe, das den Titel El Conde Don Julian führt, und auf der traurigen Kataſtrophe beruht, welche Spanien in die Hände der erobernden Araber brachte, iſt in Saragoſſa, der Geburtsſtadt des Verfaſſers, mit ſo vielem Beifall aufgeführt worden, daß der junge Dichter mehrere Abende hinter einander nach der Vorſtellung auf der Bühne mehr als einmal unter den enthuſiaſtiſchen Zurufungen und dem betäubenden Geſchrei des Publicums erſcheinen mußte. Ein anderes dramatiſches Werk derſelben Art, Blanca de Castilla, von einem vielverſprechenden, jungen Mann, Figueroa mit Namen, ſo wie „Philipp II" von Maldonado, und Carlos II el hechizado (der Bezauberte), werden von den Liebhabern der ſpaniſchen Literatur mit vielem Intereſſe geleſen werden. Eine gelehrte Geſchichte der „Grafen von Barcelona," von Don Proſpero Boſarull, königlichem Archivar in Arragonien, wird wegen ihrer Forſchungen, unparteiiſchen Urtheils und geſunder Kritik ſehr gelobt. Don Andres Murriel hat ebenfalls vor kurzem einen Band intereſſanter Denkwürdigkeiten und ungedruckter Urkunden (papers) in Bezug auf die glorreiche Regierung Karls III und der aufgeklärten Verwaltung ſeiner Miniſter Aranda und Floridablanca herausgegeben; ferner eine Ueberſetzung des vielgeleſenen Werkes von Coxe (Memoiren der Könige aus dem Hauſe Bourbon), das er durch beigefügte kritiſche und hiſtoriſche Anmerkungen und mehrere authentiſche Documente, die des Verfaſſers Aufmerkſamkeit entgangen waren, noch ſchätzbarer gemacht hat. Martinez de la Roſa hat dem Publicum einen andern Theil ſeines politiſchen und philoſophiſchen Werkes „El Espiritu del Siglo" (der Geiſt des Jahrhunderts) und den zweiten Theil ſeiner intereſſanten, hiſtoriſchen Novelle „Isabel de Solis" übergeben. Ein epiſches Gedicht, „Pelayo," von Ruiz de la Vega, ſeit kurzem Mitglied der ſpaniſchen Regierung, befindet ſich unter der Preſſe, ſo wie auch ein weitläufiges Werk des Don Joſe Mariano Vallejo, „über den Reichthum der Bergwerke der Halbinſel." Den unermüdlichen Arbeiten des Präſidenten der königlichen hiſtoriſchen Geſellſchaft verdankt die literariſche Welt zwei neue Bände ſeiner ſchätzbaren Sammlung der „Entdeckungsreiſen, von ſpaniſchen Seefahrern im 15ten und 16ten Jahrhundert unternommen." Die zahlreichen Ueberſetzungen, die ſeit kurzer Zeit erſchienen ſind, und unter denen ſich viele der claſſiſchen Werke der franzöſiſchen und engliſchen Literatur befinden, werde ich eben ſo wenig erwähnen, als die zahlloſen Novellen, mit denen die ſpaniſche Preſſe, wie anderswo, angefüllt iſt, obgleich manche der letztern ihrer Originalität und des in ihnen ſich ausſprechenden Talentes wegen wirklich genannt zu werden verdienten. Eine beſonders, „Moros y Cristianos" betitelt, iſt ein kleines, geiſtvolles Werk von einem jungen Schriftſteller, der ſich der literariſchen Welt ſchon durch kleinere Gedichte unter dem Namen „El Solitario" bekannt gemacht hat. Ich habe es mit großem Vergnügen geleſen, und weiß nicht, was mehr zu bewundern iſt, die Eigenthümlichkeit des Entwurfs, die Reinheit und Eleganz des Styls, oder die in ihm eingeflochtene ſchöne Poeſie, als Nachahmung der alten Schäferromane. Neue Ausgaben der ſpaniſchen Claſſiker erſcheinen faſt jeden Tag, ſo wie mit Kupfern gezierte (pictorial ones) des Don Quijote, Gil Blas und andere beliebte Werke. Auch die periodiſche Literatur gedeiht; es gibt nicht weniger als 16 Zeitſchriften, die theils vierteljährlich, theils monatlich oder wöchentlich erſcheinen, und ausſchließlich der Wiſſenſchaft oder Literatur gewidmet ſind.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Miſſionärs Krapf nach Shoa.

(Fortſetzung.)

Wir verließen Tadſchurra am 28 April, nachdem wir 20 Tage daſelbſt verweilt hatten, theils wegen der Krankheit unſeres Führers Muhammed Ali aus dem Stamme Wema, theils wegen der hohen Forderungen, welche die Leute machten für die Kameelmiethe. Da es für Reiſende wichtig ſeyn kann, den Preis, der hier für ein von Tadſchurra bis Efat gemiethetes Kamel bezahlt wird, zu kennen, ſo will ich beifügen, daß wir 17 Thaler für ein Kamel bezahlten. Anfangs wollten die Leute 28 Thaler, welches der Preis für eine Sklavin iſt. Man muß jedoch bedenken, daß die Kameele für dieſes Geld einen Weg von 140 Stunden machen müſſen. Unſerem Führer bezahlten wir 50 Thaler. Er verlangte anfangs 500 Thaler. Wir wieſen ſtandhaft ſeine hohen Anſprüche zurück, um andern Reiſenden den Weg nicht zu verderben; denn in Ländern, wo kein ausgeſprochenes Geſetz iſt, wird der erſte Vorgang zum Canon erhoben. Dieſe Erfahrung haben wir in Argillo gemacht, wo die frühern Reiſenden, namentlich Salt, zu freigebig waren. Hernach verlangte der Naib von andern Reiſenden dieſelbe Summe von 200 Thalern, die ihm Salt gegeben hatte. Als wir Tadſchurra verließen, dachten wir in Folge der Informationen, die wir erhalten hatten, in 10 bis 15 Tagen in Efat zu ſeyn, wir erreichten aber dieſes Land erſt nach einer beſchwerlichen Reiſe von 58 Tagen. Ich bemerkte hier, daß die Danakil den Namen „Shoa" nicht kennen, und wenn ſie vom König von Shoa ſprechen, immer ihn den Sultan von Efat nennen. In Tigré und Amhara aber weiß man nur von einem König von Shoa. Efat und Shoa ſind Provinzen, die ein Reich bilden. Die geographiſche Lage bringt dieſe Benennung von den verſchiedenen Gränznachbarn mit ſich.

Von Tadſchurra bis Efat ſind über 50 Karawanenſtationen, von denen die hauptſächlichſten hier genannt werden ſollen. Eigentliche Dörfer ſind nur wenige neben der Karawanenſtraße, da ſich die nomadiſirenden Danakil aus Mangel an Waſſer von derſelben entfernen und ſich in ſolche Gegenden begeben, wo ſie Waſſer und Futter für ihre Thiere finden. Von Tadſchurra aus gingen wir der erwähnten Bucht entlang, welche eine natürliche Gränze zwiſchen den Somalis und Danakil bildet. An der nördlichen Seite der Bucht iſt ein ſchönes

Digitized by Google

Thal, das gute Weiden hat und voll iſt von Akazienbäumen. Die erſte Station, an der wir uns unter Dattelbäumen lagerten, heißt Anbabo, etwa zwei Stunden von Tadſchurra. Wir fanden dort am Ufer der Bucht eine große Varietät von Muſcheln, die wir weder in Tadſchurra, noch in Zeyla geſehen hatten, obwohl beide Orte ſehr reich in dieſer Beziehung ſind. In einigen Stunden könnte man hier eine ganze Kiſte voll der ſchönſten und verſchiedenſten Muſcheln ſammeln. Da der Karawanenweg ganz nahe an der Küſte iſt, ſo können die Kamele zur Fluthzeit nicht gehen, deßhalb mußten wir bis zum andern Morgen in Anbabo bleiben. Am zweiten Tage zogen wir noch immer der Bucht entlang über Dukui nach Sogallo, wo wir zu einer andern Karawane ſtießen, die nach Aussa ging. Die Leute ſprechen „Aussa,“ nicht Hauſſa, wie auf den Karten ſteht. In Sogallo ſahen wir das weſtliche Ende der großen Bucht, die ſich zwiſchen Bergen in einem kleinen Canal hindurchdrängt und in einer kleinern Bucht verliert, die wir ſpäter ſahen. Als wir am dritten Tage das weſtliche Ende der großen Bucht erreicht hatten, fingen wir an aufwärts zu ſteigen. Wir kamen an einen engen Paß, der Ankiefero heißt, und der an beiden Seiten ſo ſteile Wände hat, daß man meint, es ſeyen Mauern von Menſchenhänden gemacht. Hier ſahen wir zum erſtenmal wieder, ſeitdem wir Abyſſinien verlaſſen hatten, einen Zug von Affen, die ſolche ſteile Höhen lieben, um gegen ihre Feinde, die Hyänen, geſchützt zu ſeyn. Von dieſem Engpaß an ſteigt man noch höher auf, bis man auf eine große Hochebene kommt, wo man eine ſchöne Ausſicht auf die Bucht und in das Innere des Dancalli-Landes hat. Die Luft iſt beſſer als unten im Thale von Tadſchurra. Vom Engpaß an geht der Weg etwas ſüdweſtlich der kleinen Bucht zu, die man erblickt, wenn man die Hochebene paſſirt hat. Wir lagerten uns am vierten Tage in Wadelliſſan unter dem Schatten von Akazien und Schlingpflanzen, die ſich über die Akazien hergezogen haben. Da es ſehr heiß war, ſo war uns dieſe einer Laube ähnliche Stelle ſehr lieb. Auf dem Wege zu dieſer Station ſahen wir einen großen Steinhaufen, der zum Andenken an einen Dancalli, der dort vor 10 Jahren von den Somali erſchlagen wurde, errichtet worden war. Die Somali und Dancalli, die an der Bucht wohnen, ſind keine guten Freunde miteinander, da die Somalis den ſchwächern und furchtſamern Danakil oft ihr Vieh wegnehmen. Von Wadelliſſan ſtiegen wir in eine tiefe Thalſchlucht hinab, die Reiſan heißt. Der Weg, der in dieſelbe hinabführt, iſt ſehr beſchwerlich, und für Kamele an manchen Stellen gefährlich, da ein einziger Fehltritt ſie in die Schlucht hinabſtürzt. Am Ende dieſes engen Thales ſahen wir die kleine Bucht wieder, und mehrere in ihr ſich befindliche kleine Inſeln oder vielmehr aus dem Waſſer hervorragende Hügel. Daſelbſt, ſagte uns der abergläubiſche Sultan von Tadſchurra, werdet ihr die Scheitane und Genien ſehen. Wir ſahen weder Scheitane noch Genien, wohl aber viele vulcaniſche Spuren, die vielleicht Veranlaſſung zu dieſem Aberglauben geworden ſind. Ganze Maſſen ausgebrannter Steine lagen zur rechten Seite unſeres Weges. Wir zogen jetzt wieder weſtlich über eine kleine Ebene.

Plötzlich erblickten wir in ziemlicher Entfernung ein tiefes Thal, an deſſen weſtlichem Ende es ausſah wie Schnee, am öſtlichen Rande dagegen wie Waſſer. Auf die Frage, was das ſey, ſagten uns die Leute, das ſey der Salzort, der ihr Land und Shoa mit Salz verſehe, auf der einen Seite ſey Salz, auf der andern Meerwaſſer, das mit der Bucht unter der Erde zuſammenhänge. Die Vulcane haben vielleicht die Entſtehung der Bucht und des Salzortes bewirkt. Das Meer muß zurückgewichen ſeyn, und auf dem offenen Meeresgrunde blieb die Salzmaſſe liegen. Für Geologen dürfte dieſe Gegend, ſo wie ſo manche andere im Dancalli-Lande, ſehr intereſſant ſeyn. Wir lagerten uns in der Nähe des Salzplatzes auf der Station Daſarre, wo es ſo heiß war, daß wir den Thermometer auf 111° Fahrenheit fanden. Ueberhaupt iſt es in dieſem Lande ſehr heiß. Wir fanden den Thermometer beinahe täglich auf 108 bis 109° F. Es iſt natürlich, daß in einem Lande, das ſo nördlich liegt, und an Stellen, wo keine Spur von vegetabiliſchem Leben wahrzunehmen iſt, auch die Hitze abſoluter herrſchen kann. Von Daſarre aus mußten wir einen weiten Umweg um den Salzort in ſüdlicher Richtung nehmen, wo wir die Stationen Maija und Halakſitan berührten. Früher ſoll der Weg um das nördliche Ende des Salzplatzes herum gemacht worden ſeyn. Auf allen dieſen Stationen hatten wir kein Waſſer gefunden für uns und unſere Thiere. Die Station Halakſitan führt zum Salzort. Wir fanden die Salzkruſte ſo hart, daß ſelbſt der ſchärfſte Spieß nicht tief eindringen konnte. Die Salzlage mag an manchen Stellen 3 bis 4 Schuh dick ſeyn, an andern iſt ſie nur 1 Schuh. Die Länge des Ortes mag ſich auf 2 Stunden belaufen, die Breite auf 1 Stunde, ſomit iſt dieſer Salzort bei weitem nicht ſo groß als die Salzebene in Tigré. An den Ufern des Salzortes ſahen wir kryſtalliſirtes Salz, das aber kraftlos war, und uns das dumme Salz in Natura vorſtellte. An dem Salzorte nehmen die Karawanen ihre Ladungen Salz, wofür ſie gar nichts zu bezahlen haben. Sie nehmen ſo viel ſie wollen und können, und führen es dann nach Shoa, wo ſie Getreide und Kleider dafür einkaufen. Eine gute Kameelladung bringt ihnen 10 bis 15 Thaler ein. In einem Kriege mit den Danakil wäre die Beſetzung des Salzplatzes ſehr wichtig und leicht ausführbar, indem man mit den Schiffen dem Platz bis auf einige Stunden nahe kommen kann.

(Fortſetzung folgt.)

Vergiftungen in England. Die meiſten Vergiftungen in Frankreich geſchehen durch Arſenik, und ſehr wenige durch Opium, während in England faſt eben ſo viele durch Opium geſchehen als durch Arſenik. Man findet z. B., daß 126 Kinder, faſt alle an der Mutterbruſt, meiſt durch Opium vergiftet wurden, das ihnen ihre Mütter reichten, ehe ſie ſelbſt das Gift verſchlangen. Die Zahl der Vergiftungen im Jahre 1839 iſt 545, worunter 181 durch Arſenik, 131 durch Laudan und 62 durch gewöhnliches Opium. (Revue brit. Januar 1839.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 20** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hvitfeld.** Däniſche Balladen, herausgegeben von K. L. Kannegießer. — **Die Weſpen.** (Fortſetzung.) — **Violette.** (Fortſetzung.)

Zu den Monatsheften dieſes dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Pränumeranten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Pränumeranten, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 51.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Februar 1840.

Ein Blick auf Nishneinowgorod.

(Von A. Glebow in der Nord. Biene vom 19 (31) Jan. mitgetheilt.)

Ohne eine historische oder statistische Beschreibung von Nishneinowgorod zu unternehmen, wünschte ich einige Bemerkungen aufs Papier zu werfen, welche ich während meines Aufenthalts in dieser Stadt gemacht habe. Obwohl die eigentliche Gränze zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland durch die Uralkette gebildet wird, so machen doch die Gegenden, welche auf der Wiesenseite der Wolga unterhalb ihrer Vereinigung mit der Oka liegen, und sich in vielen Beziehungen von der Bergseite des Stroms unterscheiden, eine Art Mittelstrich zwischen den europäischen und asiatischen Provinzen aus. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, kann Nishneinowgorod als eine auf der Ostgränze des alten Rußlands liegende Stadt betrachtet werden, um so mehr, als sie wirklich früher als Gränzfeste diente, die im J. 1199 von dem Großfürsten von Wladimir, Jurji Dolgoruki, zum Schutz gegen die Einfälle der Mordwinen, gegründet wurde, welche damals das gegenüberliegende Ufer der Wolga und das daranstoßende Land, das den Namen der niedern Landstriche führt, beherrschten.

Die Sage erzählt, daß der Großfürst beim Einfall der Oka in die Wolga eine neue Stadt (nowy gorod) gründete, und sie zur Unterscheidung von Großnowgorod Nishnei, die untere nannte, daß er zuerst eine hölzerne, und dann an ihrer Statt i. J. 1227 eine steinerne Kirche erbaute. Die Mordwinen machten mehrere Angriffe gegen die Stadt, jedoch ohne ihr Schaden zuzufügen, im J. 1310 aber vereinigte sich der Sohn eines Tatarenfürsten, Arapscha, mit den Mordwinen, schlug am Flusse Piana die Truppen des Großfürsten Dimitri Constantinowitsch, zog heimlich gegen Nishnei, verbrannte und verheerte es. Im J. 1359 baute Großfürst Andrei Constantinowitsch, als er das Fürstenthum Nishegorod von seinem Bruder Dimitri geerbt hatte, die Stadt wieder auf. Es findet sich darin, wie in vielen russischen Städten, ein Kreml. Das bergige Terrain der Stadt auf der Bergseite der Wolga gibt demselben etwas Malerisches. Eine gezahnte steinerne Mauer umschließt einen bedeutenden, an den Fluß stoßenden Raum, und folgt allen Bewegungen des Terrains nach dem Ufer der Wolga. Längs derselben innerhalb des Kremls fast in gleicher Höhe mit der Mauer ist ein steinerner Gang erbaut, der mit der Mauer bergauf und bergab läuft, und an einigen Stellen aus bald mehr, bald minder steilen Treppen bis zu 60 Stufen besteht. Während man sich an den Aussichten von dieser Mauer herab ergötzt, fühlt man doch unwillkürlich einen Schauder, wenn man mit dem Blick die Höhe mißt, auf der man sich über dem Niveau der Wolga befindet.

Im Kreml erhebt sich eine Kathedrale mit fünf Kuppeln, die auf der Stelle der frühern erbaut und im J. 1834 eingeweiht wurde. Hier ruht die Asche mehrerer Fürsten und Erzpriester von Nishegorod, so wie die des unvergeßlichen Kosma Minin; auch wird eine Copie der Fahne oder vielmehr des Bildes des Heilands aufbewahrt, mit welchem das Aufgebot von Nishneinowgorod im J. 1612 aufbrach, um Moskau und Rußland von der fremden Herrschaft zu befreien. Ganz in der Nähe, am Rande des Berges, ist kürzlich ein großes, steinernes Gebäude aufgeführt worden, von welchem gleich die Rede seyn wird. Die Gebäude für die Behörden und die Casernen des vierten (vorzugsweise zum Unterricht bestimmten) Caradinierregiments nehmen die andere Seite des Platzes ein, der von den Mauern der Festung eingeschlossen und durch einen steilen Abhang von dem untern Bazar getrennt ist. Diese Gebäude beherrschen die Umgebung.

An dem durch diese Gebäude gebildeten Platz steht die Kathedrale zum Erzengel Michael, der älteste Bau in ganz Nishnei. In geringer Entfernung davon, am Rande des Platzes, gerade über dem Abhange, wurde im Jahre 1836 das Denkmal für Minin und Posharski errichtet; es besteht aus einer Granitsäule mit einem gleichartigen Piedestal, und hat auf der einen Seite die Inschrift: dem Bürger Minin die dankbare Nachwelt im Jahre 1826; auf der andern Seite: dem Fürsten Posharski die dankbare Nachwelt im Jahre 1826. Unter den Inschriften sind Kupferplatten eingefugt mit den Abbildungen der Köpfe der Helden, die von allegorischen Figuren umgeben sind.

Links vom Kreml, von der Wolga rechts, erstreckt sich un-

Digitized by Google

ter einem hohen Berge eine lange Straße, welche an der temporären, die Stadt mit dem Jahrmarkt verbindenden Brücke endet, und deren Gebäude den sogenannten Pfeil ausmachen, der durch die Vereinigung der Wolga mit der Oka gebildet wird. Diese Straße besteht aus steinernen Gebäuden, dem Kaufhof und einigen steinernen Kirchen. Der größte Theil der Häuser gehört Kaufleuten, und die ganze Straße ist ausschließlich von Handelsleuten bevölkert, und mit Handelsetablissements besetzt. Hier und in den anstoßenden Nebengassen befinden sich die Gasthöfe für die Fremden, die Traiteurs, die Garköche und die öffentlichen Bäder. Während des Jahrmarkts tritt sie in alle Rechte der ersten Straße der Stadt: um diese Zeit sind die Gasthöfe mit Fremden gefüllt, und die Traiteure und Garköche mit Besuchern. Da sie zugleich den Hauptweg aus der Stadt nach dem Jahrmarkt bildet, so ist sie von den hin- und herfahrenden Equipagen, und dem von und nach dem Jahrmarkt strömenden Volke angefüllt. Man nennt sie den untern Bazar, obgleich sie eigentlich nach der Kirche zur Geburt Mariä den Namen der Geburtsstraße (roshdentvvenskaja) führt. Leider behält sie ihren Handelscharakter nicht lange, und die übrige Jahreszeit hindurch gebührt der Vorzug demjenigen Theile der Stadt, der am Berge hin liegt, und den man eigentlich zur Vorstadt rechnen sollte. Der Hauptpunkt in diesem Theile, der sogenannte obere Bazar, ist ein großer, von steinernen Gebäuden umgebener, aber nicht ganz regelmäßiger und auch nicht völlig ausgebauter Platz. Auf diesem befindet sich die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, und die nach dem Metropoliten Alexei benannte Kirche. Zu den besten Gebäuden gehört das Seminar, an welches hinten die Wohnung des Archierei mit einem großen Garten stößt, und das Gymnasialgebäude, welches gegenwärtig in großem Maaßstabe und in schönem Style aufgeführt wird.

(Schluß folgt.)

Stanley Thorne, oder der Pennalismus in den englischen Schulen.

(Schluß.)

So gingen auch die beiden folgenden Tage hin, die Neuangekommenen, außer Stanley, blickten fremd und unheimlich unter den ihnen fremden Gestalten herum, und sahen mit Bewunderung und Furcht auf die großen Schüler der obern Classen, die nach und nach eintrafen in ihren erbsfarbigen Jacken und Beinkleidern und Mänteln. Nur Stanley beobachtete sie ohne Besorgniß, und setzte sich am dritten Morgen an die Arbeit, mit dem Vorsatze, fleißig zu arbeiten, um bald zum Vorrücken fähig zu seyn. Da schreckte ihn plötzlich ein kräftiger Fußtritt an seiner Thüre auf und der Befehl erscholl: „Neuling, du, geh in Fitzallans Arbeitsstube, er braucht dich!"

Stanley fand das ein wenig zu unceremoniös, doch ging er, wohin man ihn rief, und klopfte an.

„Herein!" schrie Fitzallan in gebietendem Tone. Stanley trat ein und fand ihn mit drei andern langen Burschen, von denen der eine sogleich bemerkte, er wäre eine Bohnenstange, worauf Fitzallan seine unmaßgebliche Meinung gab, es würde schon mit ihm gehen und ihn ohne weitere Umstände niedersetzen ließ. Stanley war keineswegs mit diesem Empfang zufrieden, doch that er, wie ihm geheißen, und wartete mit exemplarischer Geduld, bis sie ihre wichtigen Angelegenheiten abgethan hatten und Fitzallan, sich zu ihm wendend, sagte:

„Nun, mein Junge, was kannst du thun?" Stanley stutzte und jener fuhr fort: „Kannst du Kleider ausklopfen, Leuchter putzen und Feuer anzünden."

„Auf mein Wort," entgegnete Stanley lächelnd, „solcher zarten Künste kann ich mich nicht rühmen. Ich habe gar keine Erfahrung darin."

„Das dachte ich wohl. Doch nimm meine erbsfarbene Jacke da, und fege den Schmutz davon ab. Laß mich sehen, was du machen kannst."

Stanley sah auf die Jacke und dann auf Fitzallan und seine Freunde, machte aber keine Miene, dem Befehl zu gehorsamen.

„Hörst du?" schrie Fitzallan zornig ihm zu.

„Ich höre," entgegnete Stanley, doch da ich denke, Sie sind dieser Arbeit eben so gewachsen, wie ich, so will ich es Ihnen überlassen." Damit stand er auf, öffnete die Thüre und war im Begriff hinauszugehen, als Fitzallan aufsprang und ihn geschickt beim Ohr faßte.

Stanley sah ihn mit einem Blicke an, der Fitzallan bewog, ihn loszulassen, und sagte mit fester Stimme: „Ich will nicht, bemerken Sie wohl. Ihr Benehmen will ich nicht beachten, doch rühren Sie mich wieder an, so schlage ich Sie zu Boden!" Mit diesen Worten ging er ruhig aus dem Zimmer, und ließ Fitzallan und seine Freunde in nicht geringem Erstaunen zurück.

Bald darauf kam Julian zu ihm und machte ihm Vorwürfe, daß er die gute Absicht Fitzallans mißkannt hätte, der ihn auf seine Bitte als seinen Untergesellen angenommen und ihn bloß dem Namen nach als seinen Pennal gebraucht haben würde, auch nur in Gegenwart der Andern so gehandelt hätte. Aber Stanley erklärte, daß er lieber sterben, als der Knecht Anderer seyn wollte, und wenn die ganze sechste Classe gegen ihn aufstände, so würde er lieber mit allen sich raufen, als sich ergeben. Nach diesem Geständniß sah Julian wohl ein, daß Stanley nicht für die Schule geschaffen wäre, und empfahl ihm nur, sich nicht über die den Schülern gesteckten Gränzen zu entfernen, denn sonst würde er von den ihm auflauernden Schülern der obern Classen angezeigt und entweder ausgepeitscht oder aus der Schule gewiesen werden, wornach sich Stanley streng zu richten versprach.

Fitzallan, der nur um Julians willen Stanley beschickt hatte, bekümmerte sich nicht weiter um ihn, doch Scott und Hampden, die während jener Scene bei ihm gewesen waren, beobachteten ihn genau, um ihn auf einem Unterschleif zu ertappen. Darin aber täuschten sie sich; denn Stanley wußte wohl, was erfolgen würde, und hielt sich streng in den ihm gesetzten Schranken.

Nun traf es sich kurze Zeit nach diesem Vorfalle, daß Joliffe, einer seiner liebsten Freunde, öffentlich gezüchtigt wurde. Der Fehler war nur gering, auch die Züchtigung war von keinen

Digitized by Google

böſen Folgen, doch Stanley fühlte einen ſolchen Abſcheu gegen eine Begegnung, die, ſeiner Meinung nach, nur Kinder erfahren ſollten, daß er beſchloß, ſeinen Widerwillen gegen eine ſo entehrende und ſchändliche Strafe auf eine Weiſe auszuſprechen, daß er nicht mißverſtanden werden könne. Dieß konnte nur durch eine Art von Revolution geſchehen, die, da mehrere ſeiner Mitſchüler gleiche Meinung mit ihm theilten, und ihn zu unterſtützen bereit waren, leicht ins Werk geſetzt wurde. Stanley als einſtimmig erwählter Führer traf alle Anſtalten.

Er kaufte eine Eule, die einige Aehnlichkeit mit dem damaligen Lord-Oberrichter hatte, ein Duzend Sperlinge und eine große Menge Knallerbſen, und ſetzte feſt, daß er die Eule, Joliffe, Fox und Villiers aber jeder vier Sperlinge in ſeine Obhut nehmen ſollten; Howard und Cholmondeley ſollten mit dem Ausſtreuen der Knallerbſen beauftragt werden. Der Abend zur Ausführung ihres Unternehmens wurde feſtgeſetzt und beſonders dafür geſorgt, daß ihre gefiederten Hülfstruppen ſo hungrig als möglich ans Werk gehen ſollten.

Der Abend kam und die Verſchwornen gingen zur gewöhnlichen Zeit in den Lehrſaal. Da ſtand der ehrwürdige Doctor mit allem ihm zu Gebote ſtehenden Ernſt, daneben die Unterlehrer, die ſich beeiferten, ihm ſein feierliches Geſicht nachzuahmen. Jetzt wurde das Zeichen gegeben und ein leiſes Summen ließ ſich hören, wodurch Schüler gewöhnlich dem Lehrer ihr Mißfallen zu erkennen geben. Der Doctor gebot Ruhe, doch der Lärm nahm immer mehr überhand; er drohte mit Strafen für die Einzelnen und das Getümmel wurde allgemein; — er drohte die ganze Schule zu beſtrafen und die Feiertage zu verkürzen, und Stanley nahm feierlich ſeinen Vogel aus der Taſche, gab ihm einen Stoß und ließ ihn fliegen. Natürlich ging er gerade auf den Kronleuchter los, der mitten im Saale hing und wo 30 bis 40 Lichter brannten, und mit 3 bis 4 Flügelſchlägen hatte er ägyptiſche Finſterniß im Saale verbreitet.

Ein ungeheures Gelächter brach auf allen Seiten aus, die Hauptverſchwörer ſtimmten drei ohrzerreißende Jubelrufe an, die ſchrillend von den Rebellen im Nachzug wiederholt wurden, und Howard und Cholmondeley ſtreuten eifrig ihre Knallerbſen in dem Gange aus. Unter dem Jauchzen und fröhlichen Getümmel der Jugend rief der Doctor nach Licht und beorderte die Unterlehrer und Aufſeher in die verſchiedenen Durchgänge, damit ſie die Schüler beſſer beobachten könnten; doch während ſie dahin gehen wollten, traten ſie auf die Knallerbſen, die mit gewaltigen Exploſionen ſie erſchreckten. Jetzt wurden neue Lichter gebracht und nicht auf den Kronleuchter, ſondern auf verſchiedenen Tiſchen aufgeſtellt. Doch kaum war das geſchehen, als Fox, Villiers und Joliffe mit großer Geſchicklichkeit ihre Sperlinge losließen, die einem natürlichen Triebe zufolge auf die Lichter losgingen und ſie verlöſchten.

Von neuem Aufjauchzen der Schüler — immer ernſtlicheres Zürnen des Doctors — Fortſendungen der Unterlehrer — und Knalleffecte der Knallerbſen.

Der Doctor verlangte andere Lichter, denn endlich, glaubte er, müßten die Vorräthe der Verſchwornen erſchöpft ſeyn, und ſie waren es auch. Aber ſo wie die neuen Lichter in den Saal kamen, eilte die Eule, die ihre Kräfte völlig wieder gewonnen hatte, um ihren Kampf gegen das Licht wieder zu beginnen, ihnen entgegen, und zum dritten Mal befand ſich die Schule in tiefer Finſterniß. Der Doctor verließ höchſt aufgeregt das Zimmer; Niemand konnte die Urſache dieſes Complots begreifen, nur Scott und Hampden hatten Verdacht auf Stanley, und einige ſorgſame Nachforſchungen ließen ihn faſt zur Gewißheit werden. Sie zeigten ihn und ſeine drei Mitſchuldigen an, und waren ſehr begierig, ob er die Ausweiſung dem Auspeitſchen vorziehen würde.

Am folgenden Tage wurden ſie vorgefordert und der Doctor, nachdem er ihnen die gegen ſie ſchwebende Anklage vorgehalten, ſagte ihnen, da es bis jetzt nur Muthmaßungen wären, ſo würde er ſie fallen laſſen, ſobald ſie auf ihr Ehrenwort als Etonianer betheuern wollten, daß ſie unſchuldig ſeyen. Das that natürlich weder Stanley noch Fox oder Villiers und Howard; ſie blieben ſtumm, und als ſie eine dreimalige Aufforderung auf gleiche Weiſe mit Verſtummen beantwortet hatten, hielt man ſie des Vergehens für eingeſtändig und die gemeinſamen Stimmen der Lehrer verurtheilten ſie, da es das erſte Vergehen der Art ſey, zum Auspeitſchen; der Doctor fragte daher den Hauptdelinquenten, ob er ſich peitſchen laſſen wolle.

„Nein, ſagte Stanley, gewiß nicht. Was wir thaten, geſchah nur, um unſere Anſicht darlegen zu können, daß wir dieſe Beſtrafungsart für ganz unpaſſend halten.“ Der Doctor ſah Stanley mit großem Ernſt an, und blickte dann auf ſeine Collegen mit gleich ernſter Miene, die denſelben Blick ihm zurückgaben. Als aber dieſelbe Meinung von den drei übrigen Angeklagten ertönte, da ſprach er feierlich das Verweiſungsurtheil von der Schule aus, und noch an demſelben Nachmittag verließ Stanley mit ſeinen drei Freunden Eton.

Ueber den Ackerbau in der Provinz Algier.

Hr. Gentil de Buſſy, welcher vier Jahre lang Civilintendant in Algier geweſen war, hat ein Werk über die franzöſiſchen Niederlaſſungen daſelbſt bekannt gemacht, und Hr. Hericart de Thury berichtete darüber in Bezug auf den Ackerbau in der Akademie. Die Proben, die man gemacht, ſprechen für eine ungemeine Fruchtbarkeit, und der Verf. glaubt, Algier könne die Kornkammer für das ſüdliche Frankreich werden, aber nur in der Ebene Metidſcha könne man den Anbau im Großen vornehmen, wenn vorher die Anſtalten getroffen ſeyen, die Gegend geſünder zu machen. Ungeheure Korkeichen und andere wichtige Bäume zeigen den Holzreichthum des Landes. Zuerſt müßte die Pflanzung der Maulbeer- und Olivenbäume ausgedehnt werden; auch Mandelbäume und Reben könne man mit Vortheil pflanzen, doch von den letzten nur einige ſpaniſche Arten, und namentlich die Korinthentraube. Der Baumwollenbau muß mit der Zeit höchſt wichtig werden, und auch der Tabak gedeiht ungemein gut, ebenſo Zuckerrohr und Indigo. Die Verſuche mit Kermes und Cochenille ſind gelungen. Die Viehzucht iſt noch ſehr zurück, indeß hat man ſehr ſchöne Wolle aus Afrika erhalten, und Spanien hat ſeine prächtigen Heerden dorther bezogen. (Echo du Monde Savant vom 8 Februar.)

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Reise des Missionärs Krapf nach Shoa.

(Fortsetzung.)

Vom Salzort aus erheben sich hohe Berge, durch welche eine enge Thalschlucht führt, die Gongulla heißt. Wir lagerten uns dort, und fanden Nachmittags den Thermometer auf 110° F. In dieser Thalschlucht sind mehrere Stellen, die für Kamele sehr beschwerlich sind. Große und breite Kisten gehen nicht durch die Felsen hindurch. Reisende müssen sich demnach danach richten. Von Gongulla zogen wir durch mehrere Thäler, Allulli und Gagate, unter denen sich besonders Gagate auszeichnet. Hier sahen wir die ersten Schakale und große Rehe. Auch Strauße sahen wir. In Gagate sind einige Beduinenhütten. In Gagate verließ uns die Karawane, die nach Aussa ging. Der Weg nach Aussa führt in nordwestlicher Richtung über Ungammara, Gurubus, Boia, Dakka, Mudoli, Doggot, Hadoia, Eita, Girreit. Von Gagate zogen wir über Karantu, Betikurro nach D'Alibni, wo wir wieder einige Beduinenhütten fanden. In D'Alibni sind viele Dattelbäume, aus deren Saft die Leute sich ein ziemlich gutes Getränk bereiten. Sie schneiden den Baum oben ab, bedecken die abgeschnittene Stelle und schneiden den Baum unten an der Erde an. Aus diesem Ausschnitt dringt der Saft hervor, den sie dann mit Wasser mischen und in Gährung übergehen lassen. In D'Alibni stiegen wir wieder aufwärts, und kamen durch die Stationen Sagattaro, Marba, Gallamo, Buja, Abujusef nach Gobaad. Die Leute von D'Alibni sind als Räuber berüchtigt, d. h. sie schleichen sich bei Nacht in das Lager der Karawanen und stehlen heimlich. Gobaad ist ein schönes, holz- und weidereiches Thal an dem Flusse gleiches Namens, der aus dem Lande der Isa-Somalis kommen soll. Er hat kein Wasser vor der Regenzeit. In Gobaad soll man den Fluß Hauasch sehen können, wenn es helles Wetter ist. Von Gobaad führte uns der Weg über Saukal, Arabdera, Dawatleka nach Ramudeli. In dem großen Thale von Ramudeli sahen wir die ersten wilden Esel. Unsere Danakil tödteten einen, und verzehrten ihn mit gutem Appetit. Die gewöhnliche Straße führt von Ramudeli nach Amargulf, Amadu, Baruta; allein auf die Nachricht, daß der räuberische Stamm der Galeile in die Nähe von Amargulf gezogen sey, zogen unsere Leute auf Umwegen über die Berge. Wir gingen sehr südlich. In Ramudeli erstiegen wir einen Berg, der gegen 700 Fuß hoch seyn mag. Von Ramudeli kamen wir nach Ahul, wo eine heiße Quelle aus einem Berge hervorkommt. An der Oeffnung ist das Wasser so heiß, daß man die Hand augenblicklich herausziehen muß, und hernach dieselben Schmerzen hat, die siedendes Wasser verursachen. Das Wasser läuft in zwei kleine Teiche, wo es sich abkühlt. Ich fand den Einfluß dieses Wassers auf den Harnprocess sehr nachtheilig. Da es dort aber eben kein anderes Wasser gibt, so ist man froh daran.

Von Ahul aus überstiegen wir mehrere Berge, bis wir wieder in ein großes Thal hinabkamen, wo der Regen an einigen Stellen den Weg so verdorben hatte, daß unsere Kamele durch den Morast nicht hindurch konnten. Mein Maulthier fiel zweimal unter mir, und ich verlor in dem Koth Schuh und Strümpfe. Von dort aus kamen wir nach Gaial, wo der Scheich des Stammes Wema wohnen soll. Wir haben ihn nicht gesehen, da er mit 40 Mann auf dem gewöhnlichen Weg uns entgegengegangen war, als er von uns gehört hatte, um uns gegen die Galeile zu schützen. In Gaial sind die Isa-Somalis mit den Danakil zusammen. Von Gaial wollten wir nach Errer unsern Weg nehmen, wo der Vater unseres Führers wohnte, der uns bis Efat weiter bringen sollte, indem der Sohn Muhammed wieder nach Tadschurra zurückzugehen verlangte. Unterwegs erfuhren wir aber, daß die Alla-Gallas jenen Ort einige Monate zuvor den Danakil abgenommen haben. Diese Barbaren entreißen den furchtsamen Danakil einen Ort um den andern. Wir kamen also nicht nach Errer, von wo aus noch drei Tage bis Hurrur seyn sollen. In Klein-Mullu verließ uns der Sohn, und der Vater Ali begleitete uns weiter. Wir gingen von hier an beinahe immer westlich. Zu unserer Linken hatten wir das Land der Galla. Wir kamen an den Bergen Affraba, Dharfis und Assubot vorüber, die alle den Gallas gehören. Zu unserer Rechten, also nördlich, hatten wir die Berge Halum, Baba, die den Modectos gehörten. Auf allen Seiten ist man in einer Schreckensgegend. Das einemal fürchten sich die Karawanen vor den Modectos, das anderemal vor den Gallas. Ueberall Schrecken, Schrecken, zum Theil ohne Ursache. Wäre die Furcht wirklich so groß, als die Leute sagen, so würden sie auch schnell an solchen Schreckensgegenden vorüberziehen, und nicht zwei, drei Tage verweilen, wie sie oft thun. Von Mullu aus zogen wir über Kerbote, Maffi, Hamoischa nach Groß-Mullu, wo wir die ersten Elephanten sahen. Vier Elephanten sahen wir in etwa 200 Schritte weiter Entfernung unter den Bäumen im Grase weiden. Einige Flintenschüsse jagten sie in die Flucht. Die Behauptung, die neuerlich von einem Reisenden in Abyssinien aufgestellt worden ist, daß sich das Kamel vor dem Elephanten so außerordentlich fürchte, fanden wir nicht bestätigt. Die Elephanten sahen die Kamele, und die Kamele sahen jene, ihre Feinde, ebenfalls, und doch weideten die Kamele ruhig fort. Das Gras war daselbst so hoch, daß ein Reiter auf einem Maulthier nicht gesehen wurde. Wir maßen einige Halme, und fanden sie 10 Fuß. Die Elephanten ragten auch nur wenig über das Gras hervor, etwa 2 Fuß. Als wir Groß-Mullu hinter uns hatten, näherten wir uns den Itta-Gallas, die von den Alla-Gallas zu unterscheiden sind. Diese Galla wohnen nicht nordöstlich vom Hauasch, wie auf den Karten verzeichnet ist, sondern südöstlich von diesem Fluß. Wir fanden sie, ehe wir den Hauasch passirten. Und als wir an diesem Fluß ankamen, legten unsere Leute alle Furcht vor ihnen ab.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Alterthümer im Ain-Departement. Das Echo du Monde Savant vom 5 Februar berichtet aus dem Journal de l'Ain, daß man auf einem Felde 54 Urnen theils aus Glas, theils aus Erde nebst mehrern andern Beweisen eines ehemaligen Begräbnißplatzes gefunden habe. Man hatte lange vermuthet, daß auf diesem Platze, der indeß nicht näher bezeichnet ist, eine römische Stadt gestanden habe, und glaubt nach dieser Entdeckung die Sache als gewiß annehmen zu können.

Das Schloß von Chocsim. Da in dem Archive der Veste Chocsim über den Bau dieses Schlosses sich nicht die mindeste Auskunft findet, so wandte man sich von Seite der Behörden an den Kanonikus Marczynski in Kamieniec Podolski, einen Mann, der sich durch seine historisch-geographischen Kenntnisse auszeichnet, und dieser that den Ausspruch, daß aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Schloß im 12ten Jahrhundert von den Moldauern gebaut wurde, um ihr Land gegen die Einfälle der Polen und Ungarn zu schützen. (Russ. Journal des Min. der Volksaufklärung. September 1839.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 52.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Februar 1840.

Sittliche Statistik von Paris.

Die innere Statistik von Paris müßte seyn, wie das enthüllte Gemälde dessen, was auf dem Grunde des Meeres sich regt und bewegt: von jeher haben die Naturalisten als die Erfüllung ihres kühnsten Wunsches geträumt, in diese geheimnißvolle Welt blicken zu dürfen; dem Moralisten, dem Staatsmann, dem Statistiker schwebt die innere Anatomie und Physiologie einer Riesenstadt, wie Paris, als das höchste Ziel ihrer Forschungen, als das belehrendste Feld ihrer Studien vor; die erstern stehen noch vor dem verschlossenen Eingang der Tiefe, die letztern haben ihre Aufgabe nur unvollkommen gelöst; werden sie jemals die Wahrheit kennen?

Es lebt in Paris ungefähr eine Million Menschen. Wovon leben sie? wie leben sie? welches sind, von der obersten bis zur untersten Stufe, ihre Lebensmittel, ihr Erwerb, ihre Industrie? Auf einer gewissen Höhe dieser Bevölkerungsleiter mag ziemlich viel Einförmigkeit herrschen; man begreift, daß die Einkünfte der reichen Classen, ihre Genüsse, ihr Leben keine besondern Verschiedenheiten mehr darbieten. Aber schon die eigentliche industrielle Bevölkerung, jene der Producenten, der Fabricanten, theilt sich in eben so viele unähnliche und besondere Richtungen, als Ideen in der menschlichen Phantasie aufkeimen. Wer sich davon überzeugen will, braucht nur z. B. in eines jener Häuser zu gehen, die zu Hunderten in den Straßen St. Denis, St. Martin, du Temple zu finden sind. Das Haus hat gewöhnlich vier, fünf, auch sechs Stockwerke, und die Dachkammern können als ein siebentes gezählt werden. Jedes Stockwerk wird von zwei, drei, oft vier, auch fünf verschiedenen Familien oder Gesellschaften bewohnt, jede Familie hat ihre eigene Industrie und ihre eigenen Kunden und Abnehmer. Wer mit philosophischem Sinn diese Höhen, oder, besser gesagt, diese Tiefen durchwandert, erhält ein lebhaftes Bild von der scharfen Abtheilung der Gesellschaft in zwei Hauptclassen, jene der Arbeiter und jene der Genießenden; er erhält eine Ahnung von dem Mangel, der Entbehrung und dem farblosen Daseyn der meisten Menschen, die in dem verwirrten Knäuel einer großen Hauptstadt leben. Dieses Bild übrigens, das der eigentlich arbeitenden Classe, ist noch sichtbar, und das menschliche Auge darf wagen, es anzublicken. Aber eine Stufe tiefer begegnen wir der Armuth; hier verwischt sich das Bild in ungewissen Umrissen, und wir weichen mit gepreßtem Herzen vor einer nähern Einsicht zurück; noch tiefer kommt das Laster, die strafbaren Gewerbe, das Verbrechen mit all seiner luxurianten Entfaltung. Hier wird uns ein berechnetes Dunkel entgegen gehalten, wir wissen Vieles, wir vermuthen manches Andere über das innere Treiben dieser entsetzlichen Wohnungen, aber jeder Tag, jeder neue Proceß vor den Assisen bringt uns den Beweis, daß wir nur einen Theil des geheimnißvollen Schleiers gelüftet haben, daß mit der Entdeckung und Bestrafung eines bisher unbekannten Lasters alsbald ein anderes entsteht und an die erledigte Stelle tritt.

Im Jahre 1837 stellte die Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften folgende Preisfrage: „Welches sind, nach bestimmten thatsachlichen Wahrnehmungen, die Bestandtheile jener Bevölkerung zu Paris, oder in jeder andern großen Stadt, welche eine eigene, durch ihre Unwissenheit, ihr Elend und ihre Laster gefährliche Classe bildet; welches sind die Mittel, die von der Verwaltung, den reichen oder wohlhabenden Bewohnern, den einsichtsvollen und ordnungsliebenden Arbeitern angewendet werden können, um diese verderbte und gefahrliche Menschenclasse zu bessern?“

Die Lösung dieser wichtigen Frage wurde von einem Bureau-Chef der Präfectur von Paris, Frégier, versucht, und seiner Denkschrift der akademische Preis zuerkannt. Späterhin gab Hr. Frégier seine Arbeit, erweitert und bereichert, als ein eigenes Buch in zwei Bänden heraus. Wir sind nicht der Meinung, daß es ihm gelungen sey, die von der Akademie gestellte Frage zu erschöpfen, allein jedenfalls ist sein Buch so reich an interessanten Nachweisungen und Thatsachen jeder Art, daß es die Beachtung aller derer verdient, die sich mit statistischen Studien beschäftigen.

Hr. Frégier ist der Meinung, daß jene gefährlichste Classe der Bevölkerung nicht bei den Reichen, sondern bei den Arbeitern zu suchen sey. Allerdings finden sich in derselben Leute jedes Standes, und auch die Reichen liefern ihre Betrüger;

Digitized by Google

allein der Reiche wird erst dann für die Gesellschaft gefährlich, wenn ihm von seinem in Laster und Verschwendung hingebrachten Vermögen gar nichts mehr übrig bleibt. Der Reichthum aber gibt gerade in der Regel eine gewisse Bildung, eine gewisse Berechnung, die diesen äußersten Verfall zu vermeiden suchen. Der Arbeiter dagegen, der seiner Beschäftigung überdrüssig wird, versinkt in Noth und Entbehrung, und dieser entsetzliche Uebergang führt ihn schnell zum Laster und Verbrechen. Wer den Assisenverhandlungen beigewohnt, wird in diesen kurzen Zügen die Geschichte der meisten Angeklagten erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blick auf Nishneinowgorod.

(Schluß.)

Die übrigen Theile der Stadt, welche über Berge und Schluchten hin einen bedeutenden Raum bedecken, verschönern sie nicht sonderlich: sie bestehen aus hölzernen Häusern, unter denen nur selten ein steinernes hervorschaut. Mit Ausnahme einiger regelmäßigen Straßen werden ungeregelte Häuserhaufen durch zahlreiche, einander durchschlingende Gassen von einander getrennt, die größtentheils ungepflastert und von tiefen, oft unüberschreitbaren Schluchten getrennt sind. Diesem Mangel wird durch die Vorsorge der Regierung bereits mehrfach abgeholfen durch die Anlegung gerader Straßen in vielen Theilen der obern Stadt und neuer Wege zwischen den steilen Abhängen, wobei oft ganze Berge durchstochen werden müssen. Bisher ließ man eine Menge Häuschen aufrichten, wo es jedem einfiel, unten an den Bergen, an den Abhängen, in den Schluchten, und sogar auf den Hauptplätzen und um die Festungsmauer her. Solche Gebäude hat der Staatsschatz bereits für 700,000 Rubel angekauft und abgebrochen.

Der unterscheidende Charakter der Hauptstraßen im obern Theile der Stadt besteht darin, daß sie fast ausschließlich vom Adel bewohnt sind, und meistentheils aus größern, obwohl großentheils hölzernen Häusern bestehen, welche den dienstthuenden Beamten und dem Gouvernementsadel gehören. Die eine dieser Straßen heißt die große Pokrowka (Fürbittstraße), die andere die große Petscherskaja (Höhlenstraße), die meisten übrigen Straßen der Stadt haben gar keine Namen, und es ist selbst für alte Leute sehr schwer, diese oder jene Häuserreihe genau anzugeben: meist geschieht dieß nur durch Bezeichnung einer Kirche oder der Wohnung eines bekannten angesehenen Mannes; oft haben drei oder vier Straßen einerlei Namen, so daß, wenn man auch den Namen der Straße kennt, es doch fast unmöglich ist, irgend ein bestimmtes Haus aufzufinden. In der großen Pokrowka finden sich hauptsächlich die Regierungsgebäude und das Adelshaus; diese sind alle von Stein aufgeführt. Eben so finden sich im obern Theile der Stadt mehrere steinerne Kirchen, die fast alle schon aus älterer Zeit herrühren; auch hat die Stadt zwei Mannsklöster und ein Frauenkloster.

Die hohe Lage von Nishneinowgorod auf Bergen, welche 250 bis 300 Fuß über das Niveau der Wolga sich erheben, sollte wohl der Stadt einen malerischen Anblick geben; dieser ist aber bis jetzt durch die große Anzahl schlechter Häuschen, die am Berge und unterhalb desselben zerstreut sind, verdorben. Doch hat der Kaiser bei seinem Besuch Anordnungen getroffen, um diesem Uebel abzuhelfen. Am meisten Aufmerksamkeit wendet man jetzt auf das östliche Ende der Stadt, welches die Hochfläche eines steilen Berges über der Wolga einnimmt, von welcher Seite aus sich Nishnei am besten ausnimmt. Dieß Ufer und der Berg wurde von den kleinen Gebäuden gereinigt, und der steile, regelmäßig abgegrabene Berg in einen gleichförmigen, ungeheuren Abhang umgewandelt, der mit Rasen bedeckt und nach Art eines englischen Gartens angelegt worden ist. Unterhalb wurde ein 700 Klafter langer Kai erbaut, der früher von tiefen Schluchten zerrissen war.

In der Veste selbst, neben der Kathedrale, auf dem sichtbarsten und höchsten Theile der Stadt erhebt sich jetzt das große, steinerne Gebäude, dessen wir oben schon gedacht haben; mehrere andere steinerne Gebäude gehören noch dazu, seine Bestimmung aber ist bis jetzt noch unbekannt, obwohl es augenscheinlich das Hauptgebäude der Stadt werden wird. Unterhalb desselben, am Abhange des Berges gegen die Festungsmauer hin, ist ein Park angelegt, und um diese Mauer auf der äußern Seite läuft das Boulevard herum. An dem neuerbauten Kai sollen neue Gebäude für die Behörden angelegt, so wie auch ein steinernes Theater an die Stelle des jetzigen gebaut werden, mit der Façade gegen die Wolga; in einiger Entfernung davon ist das städtische Krankenhaus. Kurz, Nishnei wird, indem der Mittelpunkt der Stadt hieher verlegt wird, in kurzem eine der schönsten und wohlgebautesten Städte Rußlands werden.

Der Anblick vom Kai auf die Wolga ist namentlich im Frühjahre schön, wo der Strom das entgegengesetzte Ufer überschreitet, und sich fast so weit ausbreitet, als man nur sehen kann. In der übrigen Zeit des Jahres verbirgt sich die Wolga unter dem bergichten Ufer, und läßt eine bedeutende Strecke von Sandbänken trocken liegen, aus denen eine Menge kleiner Buchten eine Anzahl öder Inseln bildet, die keineswegs malerisch sind. Die Wolga scheint darum, wenn man sie von dem Berge herab betrachtet nicht breit. Die Oka, welche durch ihre Vereinigung mit der Wolga die Landzunge bildet, auf welcher der Jahrmarkt gehalten wird, vermischt ihren Strom nicht mit derselben, fließt auf eine bedeutende Strecke noch neben ihr hin, und man kann sie an der Farbe des Wassers unterscheiden, welches weißlicher oder trüber erscheint.

Hier muß ich bemerken, daß die Lage der Stadt bei der Vereinigung zweier großer Flüsse sie darum nicht, wie man glauben sollte, reichlich mit Wasser versorgt, im Gegentheil ist Nishnei wegen der hohen Ufer beider Flüsse oft in großer Noth. An einem bequemen Platz auf dem niedern Bazar hat man einen Abstieg angelegt, aber für viele Bewohner der Stadt ist die Entfernung bis dahin zu groß. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat man vorgeschlagen, von dem neuen Kai aus Abstiege anzulegen. Auch die in der Stadt befindlichen Quellen können nicht alle benützt werden, weil sie vorzugsweise an den

Digitized by Google

Abhängen der Berge hervorſpringen, und überdem iſt das Waſſer nicht ganz gut. Beſonders der hintere Theil der Stadt, der ſich weiter hinaus ins Feld erſtreckt auf dem Wege nach Kaſan hin, entbehrt in dieſer Beziehung jeder Bequemlichkeit.

Nach der Lebensweiſe der Bewohner mittleren Standes zu ſchließen, kann man Niſhnei keine reiche Stadt nennen; man bemerkt darum auch in dieſem Stande keine Neigung zu Vergnügungen und Luſtbarkeiten. Das Leben der Bauern im Gouvernement, das ſich durch Wohlhabenheit, Reichthum und ſelbſt einen gewiſſen Luxus auszeichnet, bildet damit einen ſcharfen Contraſt. Handwerke und der Thätigkeitsgeiſt des Volkes überhaupt ſind die Hauptquelle dieſer Wohlhabenheit. Die Kaufleute von Niſhegorod handeln größtentheils mit ſibiriſchem Eiſen, Korn und Salz. Der in der Handelswelt berühmte Jahrmarkt iſt für Niſhneinowgorod ſelbſt eher ſchädlich, als nützlich. Die dieſigen Einwohner ſind gewöhnt, auf dem Jahrmarkt ihre Bedürfniſſe für das ganze Jahr einzukaufen, und darum iſt der größte Theil der Buden des ſtädtiſchen Kaufhofes das ganze übrige Jahr hindurch geſchloſſen. Die Kaufleute der Stadt verſetzen ihre Buden auf den Jahrmarkt, der größte Theil der Käufer aber zieht die Fremden vor, indem man bei den eigenen Kaufleuten immer einkaufen könne. Die Jahrmarktszeit erhöht die Preiſe faſt aller Lebensbedürfniſſe, und dieſe Preiſe halten ſich auch noch nach dem Jahrmarkte, ſo daß man in Niſhnei ohne Vergleich theurer lebt, als in dem größten Theile der ruſſiſchen Städte. Die Quartiere koſten hier bei dem Mißverhältniß der Häuſer zur Einwohnerzahl,*) was ſie in Petersburg koſten. Was den Jahrmarkt ſelbſt betrifft, ſo will ich, da er eigentlich von der Stadt ganz abgeſchieden iſt, mich nicht näher darauf einlaſſen, und nur bemerken, daß derjenige ſich gewaltig täuſcht, der hier Zerſtreuungen und Vergnügungen ſucht, woran andere ähnliche Handelsplätze ſo reich ſind. Hier herrſcht nur der Großhandel, und das Leben iſt völlig commerciell; er iſt wichtig für die Kaufleute, aber die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens vermehrt er nicht.

Dieſe ſind überhaupt hier nicht ſehr reichlich: es gibt hier ein Theater und einen Adelsclub, darauf beſchränken ſich aber alle öffentlichen Vergnügungen. Das erſte iſt für eine Gouvernementsſtadt ziemlich gut, und, ſo viel ich weiß, das beſte, das jetzt noch beſteht. Das Gebäude iſt alt und ärmlich. Unter den Geſellſchaften iſt nur der ſogenannte Damencirkel zu bemerken, der im Winter alle Donnerſtage ſtatt findet; doch ſind die Verſammlungen, einige hohe Feſte abgerechnet, ſelten ſehr zahlreich, und die Damen begnügen ſich oft, dem Tanze von den Galerien zuzuſehen; häufig kommt es vor, daß nur wenige Paare tanzen. Oeffentliche Spaziergänge ſind hier gleichfalls nicht gebräuchlich; der neu angelegte Garten iſt ſehr wenig beſucht, der neu eingerichtete Boulevard gibt noch keinen Schatten, und nur auf dem Kai ſieht man Abends einige Spaziergänger; die Umgegend der Stadt bietet nichts Anziehendes dar. Alles dieß macht das Leben in Niſhneinowgorod unerträglich langweilig: es iſt ſehr wenig Munterkeit und Bewegung darin. Handel und Induſtrie zeigen ſich nur in dem Niedern Bazar, der, wie oben bemerkt, ſo zu ſagen eine beſondere Stadt bildet. Im obern Theile der Stadt befindet ſich die Thätigkeit nur auf dem dem Zollhauſe nahe gelegenen Heumarkt, wo die Bauern der umliegenden Dörfer an gewiſſen Tagen hereinkommen, und ihre häuslichen Erzeugniſſe verkaufen; auch Pferdehandel wird hier getrieben.

Niſhneinowgorod befindet ſich in einer Art Uebergangszuſtand, und kann noch bei weitem nicht die Forderungen eines an die Annehmlichkeiten der Hauptſtadt und vieler ausgezeichneten Gouvernementsſtädte Rußlands gewöhnten Menſchen erfüllen. Dieſer Mangel erſcheint freilich groß, aber wenn einmal die wohlthätigen Plane der Regierung in Vollzug geſetzt ſeyn werden, ſo wird auch Niſhnei mit ſeinen natürlichen Vortheilen den ihm gebührenden Rang einnehmen, und die Vergleichung mit andern Städten aushalten können.

*) Man rechnet in der gewöhnlichen Zeit 27,000.

Chronik der Reiſen.

Reiſe des Miſſionärs Krapf nach Shoa.

(Schluß.)

Je näher wir dieſem Fluſſe kamen, je kühler fanden wir die Luft. Der Thermometer ſtand in der Nähe des Fluſſes auf 96°. Ehe wir den Fluß paſſirten, kamen wir über eine Stelle, wo viele Akazienbäume ſind, die voll von Vogelneſtern waren. Es iſt in der That ein merkwürdiger Ort. Auf Einem Baume können 50 bis 60 Neſter gezählt werden. Da der Ort keinen Namen hatte, ſo nannten wir ihn den Vogelneſterort ehe man zum Hanaſch kommt. Auf dem Wege zum Hanaſch fanden wir ſehr viel Elephantenmiſt. Das Gebüſch iſt an manchen Stellen undurchdringlich. Die beiden Ufer des Hanaſch ſind voll Bäume, unter denen Tauſende von Thieren hauſen. Der Ort, wo wir den Fluß paſſirten, heißt Meiekuiju. Daſelbſt iſt der Fluß etwa 55 bis 60 Fuß breit, und ſeine Ufer etwa 15 bis 20 Fuß hoch. In der Regenzeit ſoll der Fluß ſeine Ufer überſchreiten, und der Weg für Karawanen unmöglich ſeyn. Neben dem Hanaſch iſt ein Teich, in dem wir über hundert Flußpferde auf- und untertauchen ſahen. Die Abyſſinier nennen ſie Gomari, in der Dancalli-Sprache heißt das Flußpferd Pul. Auch Krokodile leben dort mit dem Hippopotamos zuſammen. Unſere Leute tödteten ein 9 Fuß langes Krokodil. Die Beduinen der Gegend ſollen die Krokodile gern eſſen. Auch das von den Abyſſiniern wegen ſeines guten Fleiſches gerühmte Thier, Beſe, kam uns zu Geſicht. Es hat die Größe eines Mauleſels. Sein Kopf hat viel Aehnlichkeit mit dem eines Rehes. Auf dem Kopf hat es zwei große nach hinten gebogene Hörner. Von ſeiner Haut ſollen die Danakil die beſten Schilde machen, oder vielmehr durch ihre ſomaliſchen Miethſoldaten machen laſſen. Die Quelle des Hanaſch ſoll im Lande der Galla, die im Süden von Shoa wohnen, ſich befinden. Sein äußerſtes Ende ſoll bei Aſſa ſeyn, wo er einen See bildet, da er dort nicht abfließen kann. Die Berge von Aſſa haben wir geſehen, den See aber nicht. Für einen Zoologen und Botaniker dürfte ein Aufenthalt am Hanaſch ſehr intereſſant und gewinnbringend ſeyn. Er könnte ſeine Sammlungen irgendwo im Gebiete des Königs von Shoa unter deſſen freundlichen Schutz niederlegen. Die Leute am Hanaſch müſſen

dem König von Shoa Elephantenzähne liefern. Wir sahen mehrere Elephantenjäger. Sie steigen auf die Bäume, und tödten den Elephanten mit ihren Lanzen, wenn er ihnen nahe kommt. Die Somali sollen die Elephantenjagd also betreiben: zwei Reiter gehen dem Elephanten voran, zwei andere verfolgen ihn von hinten. Als wir über den Hauasch gegangen waren, hatten wir nur noch wenige Stationen zurückzulegen, bis wir zur Gränze von Efat kamen. Wir durchzogen eine große Fläche, stiegen dann etwas aufwärts, wo wir die Aloë überall in großer Menge fanden. Am Hauasch hatten wir viel Gummi gesunden.

Am 21 Mai kamen wir auf der Zollstätte von Efat an. Der Oberzoller Musa Soliman nahm eine oberflächliche Visitation mit unserem Gepäck vor und ließ dem König unsere Ankunft melden. Ohne den Befehl Sr. Majestät darf Niemand über die Gränze gehen. Der König, der meistens in Angollola, nicht in Ankobar residirt, gab sogleich Befehl, daß wir schnell zu ihm kommen sollten. Ankobar wird die alte Hauptstadt genannt von den Leuten und den Karten. Der König wohnt aber bald da, bald dort. Da er gegenwärtig im Krieg mit dem mächtigen Gallafürsten Besu ist und Angollola nur drei Tage vom Gebiet desselben entfernt ist, so erklärte sich die Sache leicht. Auch hat die Umgegend von Angollola Vieles für sich. Sie ist nicht so gebirgig wie die Gegend um Ankobar. Angollola liegt übrigens zwei Tage in nordwestlicher Richtung hinter Ankobar. Bis an die Gränze von Efat waren wir meist durch ebene Wege gezogen, daher auch Kamele den ganzen Weg von Tadschurra bis Efat etwa in 140 Stunden gehen konnten; von jetzt an aber führte uns der Weg über Hügel, Schluchten, an Abgründen und Felsblöcken vorüber. Von der Zollstätte zogen wir nach Ferri am Fuße der efatischen Gebirge; von dort durch die Dörfer Wosano, Aigober nach Alin-Amba; von dort nach Ankobar. Die herrliche Aussicht, die wir oben auf dem Berge genossen, entschädigte uns für die Beschwerden des Weges. Ostwärts sahen wir hinab auf die Berge von Argobba, in das Land der Danakil und der Galla, und westlich sahen wir weit in das Innere von Efat hinein. Nimmt man noch dazu, daß oben auf dem Berge Alles angebaut ist, die Luft viel kühler wird, so kann man sich in die Gefühle versetzen, die sich daselbst des Reisenden bemächtigen; dessen nicht zu gedenken, daß er sich sicher weiß im Lande von Christen unter dem Schutz eines Königs, der den Fremden weit mehr Aufmerksamkeit erzeigt, als irgend ein Fürst in Europa. Der Weg, der zur Hauptstadt führt, ist sehr steil und an manchen Orten gefährlich. Kommt man der Stadt nahe, so glaubt man in einen Garten zu kommen, wo eine Anzahl von Gartenhäuser errichtet sind. Jedes Haus hat seinen Garten um sich her, worin die schönsten Pflanzen prangen. Die Stadt liegt am Abhang eines Berges, auf dessen Spitze der König ein neues Haus durch einen Armenier hat bauen lassen. Der König nahm uns sehr freundlich und gastlich auf. Er ist ein Mann, der die Civilisation seines Landes sucht, nur fehlt es ihm an Leuten, die etwas verstehen. Er ist zwischen 40 — 50 Jahren.

Das Land ist außerordentlich reich an Producten verschiedener Art. Das Zuckerrohr und die Kaffeebohne wächst an den Bächen. Gerste, Weizen, Durra, Teff gibt es in Menge. Sollte sich dieses Land an die Reihe der civilisirten Völker anschließen, so könnte von hier aus ungemein viel für die Civilisation des Innern von Afrika gethan werden. Das Christenthum könnte sich von hier aus weithin verbreiten, und so manche Probleme der Erdkunde in diesem Welttheile gelöst werden. Damit schließen wir diese Mittheilungen.

Sollte Pflicht und Beruf uns bestimmen, nach Gaffa, Enarea und Sidama, wo ebenfalls, wie in Shoa, noch Ueberreste von einer christlichen Kirche seyn sollen, zu gehen, so werden wir nicht ermangeln, den Freunden des Christenthums und der Wissenschaft das Resultat unserer Erfahrungen mitzutheilen. Ist einmal der Weg nach Enarea und Sidama gebahnt, so muß es nicht mehr weit bis Wassena seyn, das so ziemlich in der Mitte von Afrika liegt. Von dort aus besteht, wie man bestimmt weiß, eine Verbindung mit Timbuctu, und von dieser Station aus mit der westlichen Küste von Afrika.

Schließlich bemerke ich noch, daß ich heute von einem Mann, der vor einigen Tagen aus Gondar hier ankam, erfahren habe, daß ein Franzose, Hr. d'Abbadie, von Gondar aus sich nach Enarea auf den Weg gemacht hat. Er soll im Lande der Guderos angekommen seyn. Es ist derselbe Mann, den ich vor einem Jahre in Adowa kennen lernte, und dessen Absicht es ist, seine politisch-religiösen Plane in Abyssinien zu realisiren. Er ist ein eifriger Anhänger von Karl X in Frankreich und der Curie in Rom, von woher er einen katholischen Priester nach Abyssinien gebracht hat. Wie verlautete, wünscht er vorerst einem abyssinischen Fürsten sich nützlich zu machen, um durch ihn Macht und Einfluß zu erhalten, um hernach ganz Abyssinien unter seinen Fittigen zu vereinigen, und der letzte Zweck sollte dann die Unterwerfung der abyssinischen Kirche unter den Stuhl von Rom seyn — ein Ziel, das schon vor 200 Jahren die römische Kirche zu erringen versucht hat, und das sie, wie die Geschichte lehrt, für einige Zeit in der That errungen hatte. — Eine zweite Bemerkung füge ich noch hinzu. Auf unserer Durchreise durch Lobeia haben wir einen andern Franzosen, Hrn. Düse, gesehen, der von Shoa auf demselben Wege, den wir nach Shoa von der Küste aus gemacht haben, nach der Küste hin gekommen ist. Wir fanden ihn jedoch so krank, daß wir nichts Interessantes über seine Reise von ihm erfahren konnten.

Literarische Notizen aus Polen und Böhmen.

Hr. St. Jatzowski soll mit nächstem eine Sammlung seiner aus der polnischen Geschichte geschöpften historischen Novellen herausgeben. (Tygodnik liter. Nr. 3.)

In Warschau ist eine neue Zeitschrift unter dem Titel: „Warschauer Uebersicht der Geschichte, Literatur, Reisen, Statistik und verschiedener anderer Gegenstände," angekündigt. Sie soll nach dem Vorbild englischer und französischer Journale eingerichtet seyn, und in Heften von wenigstens fünf Bogen erscheinen. (ibid.)

Von den „literarischen Wanderungen Kraszewski's" ist ein neuer Band erschienen, welcher nachfolgende Gegenstände enthält: Die Abreise. Das Anhalten in Utrecht. Der Priester Baka. Der Spaziergang in der Bibliothek. Die Pilgerin in den Hauptstädten. Der Tygodnik literacki, der in Nr. 4 v. d. J. diese Anzeige macht, verspricht eine umständliche Berichterstattung über das neue Werk dieses genialen Schriftstellers.

Hr. Waslaw Hanka hat in Prag seine für die slavische Literärgeschichte wichtigen Untersuchungen über das bekannte theils mit cyrillischer, theils mit glagolitischer Schrift geschriebene slavische Evangelium in Rheims in einer besondern Broschüre herausgegeben. (Tygodnik lit. Nr. 5.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 53.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Februar 1840.

Die geheime Gesellschaft der Tien-ti-hnih in China.

In der asiatischen Gesellschaft zu London am 18 Januar wurde ein Bericht vom Lieutenant Newbold und Generalmajor Wilson über oben genannte Gesellschaft vorgelesen. Der Bericht zählt verschiedene Verbindungen auf, die in China von alten Zeiten bestehen und sämmtlich ungesetzlich sind, da die Regierung jede Verbindung von mehr als fünf Personen durchaus untersagt. Die genannte Gesellschaft kann bis ins dritte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zurückgeführt werden, und war zu einer Zeit gesetzlich erlaubt, da sie einen Kaiser in einer gefährlichen Rebellion rettete, wenn gleich später der Kaiser eifersüchtig auf ihren Einfluß wurde und den größten Theil der Mitglieder tödten ließ. Von den Wenigen, die dem Blutbad entgingen, leitet die gegenwärtige Verbindung ihren Ursprung ab. Die Gesellschaft findet sich jetzt, wo nur Chinesen gefunden werden. Im Jahre 1817 wurden in Canton gegen 2 bis 3000 Mitglieder ergriffen, und 1826 erregten große Massen von ihnen in der Niederlassung von Malacca der englischen Regierung ernstliche Besorgnisse. In Java, zu Rhio und in andern holländischen Niederlassungen haben sie gefährliche Verschwörungen gegen die Regierungen angezettelt, und 1799 trotzten sie der englischen Regierung in Penang und konnten nur mit den strengsten Maaßregeln zur Unterwerfung gebracht werden. In Siam waren sie noch in den neuesten Zeiten stark genug, um der Regierungsgewalt zu widerstehen; doch sind sie endlich zur Unterwerfung gebracht worden. Der Bericht gibt eine ausführliche Beschreibung der Ceremonien bei der Aufnahme in die Gesellschaft, und eine Uebersetzung von 36 Eiden, die das neue Mitglied bei seiner Aufnahme schwören muß. Diese Eide bestehen aus Verpflichtungen zu gegenseitigem Beistande, und die Drohungen gegen die Uebertreter sind im Allgemeinen Tod, unter verschiedenen Gestalten; z. B. er soll sterben unter zehntausend Schwertern — er verderbe durch ein Geschwür — durch Blutspeien — durch einen Pfeil — eine Rakete (rocket) — ein großes Feuergewehr — einen Donnerschlag; er soll sterben ohne Begräbniß auf der Straße — auf dem Meer — im Grunde des Meeres u. s. w. Dann folgen 36 zu befolgende Regeln, die von ähnlichem Inhalte wie die Eide sind, darauf legt das Mitglied das Gelübde ab, der Gesellschaft treu zu seyn und bekraftigt es, indem es ein Gemisch von Blut und Branntwein trinkt. Sodann werden die geheimen Zeichen der Erkennung erklärt, die in gewissen Formen des Ausdrucks und in gewissen Arten, die täglichen Geschäfte des Lebens zu verrichten, bestehen, über welche die Gesellschaft übereingekommen ist.

Nachdem der Bericht der Filialgesellschaft in Malacca erwähnt hat, schließt er mit einem Résumé der Grundsätze der Gesellschaft, die er mit der der Freimaurer vergleicht; doch mit Recht wird behauptet, daß ihr Wesen weit mehr Uebereinstimmung mit den geheimen Gesellschaften (der Vehme) in Deutschland habe, sowohl wegen ihrer Opposition gegen die Regierungen, als auch wegen ihrer Verbindungen zu schlimmen Zwecken, und der Mordthaten, zu denen sie einander ermuthigen. Es wird dabei der Colonialregierung ans Herz gelegt, ein Auge auf diese Verbindungen zu haben, denn wenn auch die gegen sie aufgestellten Anklagen in ihrer vollen Ausdehnung sich nicht bestatigen mögen, so hat man doch gefunden, daß die Macht, die sie durch Vereinigung erlangt haben, die Absichten guter Regierungen untergräbt und der übrigen Gesellschaft schädlich wirkt.

Sittliche Statistik von Paris.

(Fortsetzung.)

Die besonderen Arten nun, die sich in dieser Gattung gestalten, sind tausendfältig verschieden, und gliedern sich von dem schmutzigsten Betrüger bis zu dem vornehmsten Beutelschneider, der in seinem Aeußern alle Merkmale eines schmucken Verschwenders zeigt, während er nicht gewiß ist, wo er den kommenden Tag zubringen wird. Neben ihnen nimmt seinen Platz jene zweideutige Art von Menschen, halb Arbeiter, halb Tagdieb, halb ehrlich, halb Spitzbube, die einestheils von dem Lohn ihrer Arbeit, anderntheils von unehrlichem Gewinn leben: die Spieler von Profession, die Schmuggler, die Hehler und die öffentlichen Dirnen aller Stufen nebst ihren Anhan-

Digitized by Google

gen. Auch die Kinder zählen in dieser Bevölkerung: eine große Anzahl derselben lebt frei und ledig von allem Familienverbande und auf Kosten der Gutherzigen, die sich von ihrer treuherzigen Miene und ihrer frühreifen Verderbtheit hintergehen lassen; ihr Stand ist der der Vagabunden, ihr Erwerb Betteln und Stehlen. Aber die schrecklichste Kaste ist jene der Galeerensträflinge, die nach ausgestandener Strafzeit, jedem Verbote zum Trotz, nach Paris zurückkehren, und hier alle Erfahrung und alle Künste, die sie auf der hohen Schule der Galeeren erlernt, mit verdoppelter Bosheit und Verruchtheit prakticiren. Wenn ein grauenerregendes Verbrechen in Paris verübt wird, kann man gewiß seyn, einem Galeerensträfling zu begegnen; wo eine neue, verfluchte List zur Anwendung gebracht wird, darf man fest darauf zählen, daß sie auf irgend einer Galeere ausgedacht worden ist.

Nur über einen Theil dieser gefährlichen Bevölkerung also vermag die polizeiliche Behörde einigen Aufschluß zu geben. Hier sind einige der wesentlichsten Punkte:

Am 1 Julius 1838 betrug die Zahl der auf den Registern der Polizei eingeschriebenen öffentlichen Dirnen 3800. Diese Zahl wird dem Länderkundigen ziemlich mäßig scheinen, selbst wenn er fernere 4000 nicht eingeschriebene, aber offenkundig vorhandene, dazu rechnet.

Merkwürdig ist das Verhältniß, in welchem Paris, die Provinz und das Ausland zu dieser ersten Zahl von 3800 beitragen. Das Ausland liefert nur ein Zwanzigstel zur Gesammtheit; Paris und seine Bannmeile ein Viertel, der Rest wird von den Departementen und zwar in dem Verhältnisse ausgefüllt, daß der Beitrag immer mehr abnimmt, je entfernter und je volkreicher die Provinzstädte sind.

Hr. Frégier sagt: Mit Ausnahme einiger Garnisons- und Fabrikdepartemente kann man keine bestimmten Plätze nennen, in denen diese Art von Sittenverderbniß mehr Nahrung fände als anderswo, wie dieß z. B. in London der Fall ist, wo das unglückliche Irland, an dem das schmählichste Elend nagt, unverhältnißmäßig mehr Dirnen nach London liefert, als irgend ein anderer Theil Englands.

Wir haben die Gesammtzahl der Dirnen auf ungefähr 8000 angegeben; da jede derselben einen vorgezogenen Vertrauten, ihren Liebhaber (souteneur) hat, so kann man die Zahl der letztern auf gleichfalls 8000 bestimmen. Was aber die Spieler und Vagabunden betrifft, so ist es durchaus unmöglich, ihre Zahl näher zu erörtern, es sey denn, daß man bloß von den ganz jungen Vagabunden sprechen wolle, deren Zahl an kleinen Dieben und verwegenen Bettlern immerhin 500 erreichen mag.

Von den Individuen, die uns hier beschäftigen, sind sehr viele ohne Wohnung noch Heimath; sie sind die gewöhnlichen Besucher jener Nachtherbergen, die in den elendesten und ärmsten Quartieren von Paris jedem ersten besten offen stehen. Es gibt Straßen in Paris, durch die man nur mit unheimlichem Grauen gehen kann. Alles in denselben weist auf Noth und Verbrechen hin. Wer in einer solchen Höhle übernachtet, zahlt von 2 bis 5 Sol, beurtheile jeder selbst darnach die Schlafstatte und das Haus. Die Logeurs, wie man hier die Herberggeber nennt, sind von doppelter Art; bei den einen findet man nur Unterkunft für eine Nacht, das ist die geringste Zahl; die andern nehmen förmlich Miethsleute auf den Tag, die Woche, den Monat oder das Jahr. Die Zahl dieser äußersten und untersten Klasse von maisons garnies betrug am 1 Julius 1836 zweihundert drei und vierzig; sie umfassen zusammen eine Bevölkerung von ungefähr 6000 Miethern, also ungefähr 24 auf ein Haus. Die Weiber bildeten ein Drittel der Gesammtzahl. Bemerkenswerth ist wohl der Umstand, daß diese Art von maisons garnies jedes Jahr mehr abnehmen, während die bessern sich vermehren. So z. B. zählte Paris am 1 Jul. 1834 327 Logeurs der genannten letzten Kategorie, und im J. 1835 zu gleicher Epoche nur mehr 261. Die Vergleichung dieser beiden Zahlen mit jener von 1836 lassen keinen Zweifel über die Abnahme, und man kann daraus mit Recht folgern, daß der Zustand der armen Bevölkerung, mindestens der physische, sich einigermaßen verbessert.

Hr. Frégier führt an, daß die Polizei die Aufenthaltsorter der Diebe und Gauner, namentlich jene Nachthäuser, sehr streng bewache, daß diese Aufsicht nicht sowohl zum Ziele habe, die Lebensweise der verdächtigen Individuen zu verfolgen und zu kennen, als vielmehr im Fall einer Anklage sogleich zu wissen, wo man das angeklagte Individuum ergreifen kann. Hat diese Duldung aber nicht etwas Widersinniges? Ist es hinreichend, daß die Polizei nach dem Verbrechen verfolge, und liegt ihr nicht auch der andere, allerdings schwierigere Theil ihrer Verbindlichkeiten ob, die Verbrechen zu verhindern?

In Privathäusern wohnen die Preller, Betrüger und Zolldefraudanten, meist in der Nähe der Barrieren; ihre Zahl beläuft sich auf etwa 8000, denen man ungefähr 600 Hehler beifügen muß.

Im Ganzen bestimmt Hr. Frégier die Gesammtzahl der verschiedenen Kategorien der gefährlichen Individuen auf 30,000, rechnet man dazu die 33,000 verderbten und dem Vergehen und Verbrechen verfallenen Arbeiter, so ergibt sich eine Masse von 63,000 menschlichen Wesen, die im eigentlichen Sinne des Wortes der Auswurf der Pariser Bevölkerung genannt werden können.

Hier wäre der Ort, das Sittengemälde all dieser Kategorien zu entrollen; davor aber schaudert der Geist zurück. Unsere Leser können in Frégiers Werk Angaben und Thatsachen von dem höchsten Interesse finden; sie sind häufig von der Art, daß sie in diesem übersichtlichen Artikel nicht in schickliche Form gebracht werden könnten. Nur skizzenhaft können wir Einiges hervorheben.

Das gewöhnlichste und unwiderstehlichste Bedürfniß der müßiggehenden Arbeiter ist der Trunk. Erst im zweiten Range kommt das weibliche Geschlecht, um so mehr, als sie dieser Nothwendigkeit durch Verbindungen mit einem entehrten Geschöpfe leichter als der ersten abhelfen können. Meistens sind sie unverheirathet, oder leben im Concubinat, und ihre Weiber widerstreben im mindesten nicht, ihre Kinder auszusetzen, oder dem Elende zu überlassen. Auch die Handlungsdiener und die Studenten haben in dieser Kaste ihre Vertreter, und man hat

Digitized by Google

sogar bemerkt, daß diese Individuen, einmal dem Laster und der ausschweifenden Lebensweise verfallen, sich durch das Uebermaß und die Gröblichkeit ihrer Verirrungen auszeichnen.

Aber die widrigsten von allen sind die Copisten, die man in den Buden der öffentlichen Scribenten antrifft. Es sind gefallene, meist wegen Veruntreuung fortgeschickte Schreiber der Gerichtsboten, Anwälte oder Notarien, oder sonst Schreiber irgend einer Privatverwaltung, denen keine andere als diese höchst ungewisse Arbeit bleibt, mit welcher sie ihre eingewurzelten Bedürfnisse von Ausschweifung und Liederlichkeit zu befriedigen suchen. Aus dieser Schule ist der berüchtigte Lacenaire hervorgegangen, der sich inmitten seiner abscheulichen Verworfenheit mit einer gewissen Schöngeisterei brüstete, und dem der literarische Troß beinahe einen Namen gemacht hatte. Einer der Scribenten, die Lacenaire am häufigsten verwandte, erzählte Folgendes von ihm: Seine stärksten Leidenschaften waren das Spiel und die gute Kost; was er dem ersten nicht opferte, sparte er auf, um seine Gourmandise zu befriedigen. Er verlangte ausgesuchte Speisen, Erstlinge, und verzehrte acht bis zehn Franken bei seinem Frühstück oder Mittagessen. Den Kaffee konnte er gar nicht entbehren, und trank dessen fünf bis sechs Tassen täglich. Wo aber nahm er die Mittel zu einer so kostspieligen Lebensweise her? Im Stehlen und Fälschen, zuweilen auch ließ er sich's gefallen, zu arbeiten, aber in der letzten Zeit seiner Laufbahn hatte er sich dem Diebstahl und dem Morde ausschließlich hingegeben. Bevor er sich von allen Banden der bürgerlichen Gesellschaft losgesagt hatte, also während er noch in den Stuben er öffentlichen Scribenten arbeitete, war er wegen der Sauberkeit und der Schnelligkeit seiner Schrift bekannt. Zuweilen geschah es, daß er, durch einen bedeutenden Verdienst gereizt, 24, ja 48 Stunden ununterbrochen fort arbeitete. War aber das Geld in seiner Tasche, so verschlang es das Spiel oder ein einziges Frühstück bis auf den letzten Heller.

Gern möchte ich Ihnen hier ein kleines Nachtgemälde aus dem Leben der Dirnen und ihrer „Freunde," meistens Diebe und Beutelschneider, vorführen. Was wäre bunter als dieses Bild, in welchem Sie staunen würden, Leute von dem anständigsten Ausleben in enger Berührung mit dem Kothe zu finden und als Candidaten der Zuchtpolizei oder des Assisengerichts zu erkennen. Aber wie könnte ich es geziemender Weise, und ohne die Blicke und Ohren Ihrer Leser zu beleidigen! Lassen Sie mich Ihnen lieber von den freigelassenen Sträflingen sprechen, die nicht mehr bloß die Pflanzschule der gefährlichsten Wesen der Gesellschaft, sondern diese gefahrlichen Wesen selbst sind, und die sich meistens die Hauptstadt des Landes zum Schauplatz ihrer Thaten ausersehen.

Es ist ein Merkmal unserer vorgeschrittenen Civilisation, daß die Dieberei förmlich eine Wissenschaft geworden ist, und ihre Jünger gewisse Studien und Vorhallen durchwandern müssen, ehe sie zur Meisterschaft gelangen. In London, wie in Paris, wie in allen großen Hauptstadten, ist diese Kunst zu solcher Vollkommenheit getrieben, daß der friedliche Bürger, der ehrliche Kaufmann, der neugierige Reisende und der „bewundernde" Provinzjunker, allen Warnungen der Journale zum Troß, nur allzuhäufig in ihren Schlingen gefangen werden.

(Schluß folgt.)

Die Thiere auf den Falklands-Inseln.

Wir entheben aus dem bereits angeführten Buche von Macinnon nachfolgende Bemerkungen über die auf den Falklands-Inseln theils einheimischen, theils eingeführten Thiere.

Die wilden Ochsen sind gewiß herrliche Thiere und zahlreich im Osten der Insel; ihre Zahl nimmt jetzt immer mehr zu, da Fremde und herumschweifende Jäger entfernt sind, wenn auch immer noch die Zahl der Bullen unverhältnißmäßig groß ist. Sehr sonderbar ist es, daß auf der Nordseite der Insel, so weit bis Port Pleasant, das Rindvieh im Allgemeinen von dunkler Farbe ist; einige Bullen sind von tiefstem Schwarz mit langem, zottigem Haar um Kopf und Nacken; gegen Süden werden sie heller, bis man an der südlichsten Spitze zuweilen ganze Heerden von schöner, weißer Farbe antrifft. Die Stiere sind im Verhältniß zu den Kühen viel größer; einige scheinen von verschiedener Zucht nach der großen Höhe und Breite der Schultern und verhältnißmäßig niedrigem Hintertheile; diese fanden wir meist sehr schlau und wild, und höchst gefährlich anzugreifen. Nach der gemeinsamen Ansicht des Hrn. Sullivan, des Capataz der Gauchos und meiner eigenen Wahrnehmung möchte ich glauben, daß 50,000 Stück eine mäßige Schätzung ihrer Menge seyn möchte, ein Drittel davon sind Stiere. Die wilden Pferde verlassen niemals die Nordseite der Insel, was sehr eigenthümlich ist, da kein Hinderniß vorliegt; man hat die Ursache nie hinreichend erklären können. Sie sind außerordentlich scheu und furchtsam gegen eine größere Gesellschaft, doch Capitän Fitzroy bemerkt, daß sie einen einzelnen Mann umzingeln und gegen ihn mit den Vorderfüßen schlagen, doch pflegt sie eine Muskete schnell zu zerstreuen. Im Durchschnitt sind sie 14 Fäuste 2 Zoll hoch, leichter gebaut als im Allgemeinen die südamerikanischen Pferde, nicht sehr ausdauernd, sehr sattelticf, mit Hinterfüßen wie die Katzen, doch sind sie dagegen auch rasch wie die Katzen, und haben gut geformte Vorderfüße. Die Hengste sind, wie die Bullen, sehr wild und kampflustig gegen einander. Ein Pferd, ein schöner Hengst, das Hr. Sullivan schoß, hatte das Hinterbein, gerade über dem Kniegelenk, gebrochen (wir vermutheten im Streite). Die Natur hatte ihn schon fast geheilt, und wahrscheinlich würde sie ihn ganz hergestellt haben, wären wir nicht über ihn gekommen. Er schien nur wenig hinkend vorbei zu galoppiren, und selbst nachdem Hrn. Sullivans Kugel seine Lunge durchschossen hatte, lief er noch 500 Schritte, ehe er todt niederfiel. Auch verschiedene Stiere, die wir schossen, trugen sehr sichtbare Zeichen der Kämpfe an sich, die sie gehabt hatten; drei von ihnen waren lahm, in Folge alter, schlecht geheilter Brüche verschiedener Glieder. Die Hengste stehen keineswegs in demselben Verhältniß zu den Stuten, wie das Rindvieh. Nach dem, was wir sahen und hörten, bin ich der Meinung des Hrn. Sullivan, daß die Gesammtzahl der Pferde nicht über 1200 geht. Ich kann hier nicht unterlassen, die Geschichte eines der Falklands-Hengste zu erwähnen, wie sie mir von Gerinet, einem Patagonier, der als Gaucho diente, erzählt wurde, als wir zusammen einen Streifzug machten. Das Pferd, das ich damals ritt, Teniente mit Namen, war einige Jahre zuvor während Don Luis Vernets Gouvernement ge-

Digitized by Google

fangen worden, wurde aber so bösartig, tückig und wild befunden, daß selbst von den Gauchos keiner es reiten konnte. Nachdem sie Alles angewandt hatten, was sie nur erdenken konnten, um ihn zum Gehorsam zu bringen, schlug Cornet vor, man solle das Thier einige Meilen in das Innere führen und es an die Hörner eines wilden Stieres befestigen. Das war mit Hülfe von zwei bis drei Lassos bald geschehen, und das arme Thier wurde mit dem Schweife vermittelst Lederriemen fest an die Hörner des wildesten Bullen in der Heerde angebunden. Sogleich kehrten die Gauchos höchlich zufrieden mit ihrer That nach Hause zurück. Als sie am andern Morgen aufstanden, war Teniente das erste, was sie sahen, der mit herabhängendem Kopf und mit gebeugter, jämmerlicher Miene vor dem Thore des Corrals stand. Er hatte den Bullen getödtet, dessen Schädel völlig zerschlagen war, aber sein Muth war gebrochen, und nie versuchte er es später, bösartig zu seyn.

Das einzige vierfüßige Thier, das den Inseln eigenthümlich zu seyn scheint, ist der Warrah oder Wolffuchs, von welchem Capitän Fitzroy ein Exemplar nach England gebracht und in das brittische Museum niedergelegt hat. Wilde Eber, oder vielmehr wild gewordene Hausschweine, sind auf den Inseln Eagle oder Speedwell und auf mehrern andern Tussock-Inseln in Menge vorhanden, und gedeihen und vermehren sich in diesen Orten bewundernswürdig. Mehrere trächtige Schweine sind auf andere Inseln, deren Klima ihnen zusagen muß, gebracht worden, und werden wahrscheinlich auch fortkommen. Das Tussock-Gras scheint von Natur für sie bestimmt zu seyn, indem es eine treffliche Nahrung und ein gutes, trockenes, warmes, bequemes Lager gibt. Auch Ziegen findet man auf einigen Inseln in der Nähe von West-Falkland; auch sie vermehren sich zum Erstaunen, denn erst vor einigen Jahren landete hier ein Wallfischfahrer die ersten Paare. An mehrern Orten findet man ungeheure Kaninchenbaue, doch die meisten an der nördlichen Gebirgsfelte, da der erste Stamm von Bougainville in Port Louis ans Land gesetzt wurde, und sie in ihrem wilden Zustande nicht die Berge übersteigen haben; Hr. Melville und andere haben aber jetzt mehrere kleine Colonien dieser Thiere an der Südseite ausgesetzt, und sie vermehren sich sehr schnell.

Der erste im Verzeichniß der Vögel ist der Schwan. Man findet ihn nicht in großer Menge, doch ist es ein schöner Vogel; der ganze Hals ist glänzend schwarz und der übrige Körper schneeweiß. Auch die Gans ist hübsch, doch merkwürdig keck oder dumm, ich habe mehrere mit einem Stock erschlagen; sie finden sich auf allen Inseln in unzählbarer Menge. Es gibt drei Arten, die Berggans (Upland), die Brandgans (Brent) und die Kelp; die erstern beiden sind von trefflichem Geschmack, die letztere führt diesen Namen, weil sie nahe an der Küste nistet und sich nährt, wo Kelp (Salzkraut) in Menge wächst. Das Gefieder der Gans ist sehr schön, und gleicht der gemeinen wilden Gans gar nicht. Die ungeheure Menge von Eiern dieser und verschiedener anderer Vögel, die man in der Brutzeit sammeln kann, ist wirklich außerordentlich. Oft mußte ich den Weg suchen, um sie nicht zu zertreten. Verschiedene Entenarten sind in großer Menge auf allen Theilen der Inseln zu finden. Ich selbst habe acht bis neun Species von ihnen getödtet, doch ist die Kriechente am zartesten. Auch Schnepfen findet man in großer Menge, manche, die ich tödtete, wogen 1 Pfund. Regenpfeifer, Kibitze, Austernvögel und eine große Menge Möven, deren Gefieder von verschiedener Farbe und Gestalt war, sind zahlreich vorhanden. Die Raubvögel sind eben so zahlreich als gefräßig, besonders der Caracho, dessen Gestalt sehr der großen englischen Krähe ähnelt, dessen Schnabel und Klauen aber denen des Adlers gleichen. Häufig wurde mir mein Wildpret, wie Schnepfen, Kriechenten u. s. w., von diesem listigen Vogel gestohlen, nachdem ich es geschossen. Ein anderer dieser Vögel stahl mir mein Feuerzeug, während ich ein eben angezündetes Feuer anblies, und setzte sich 100 Schritte weit davon ruhig nieder und zerhackte es. Von ihrer List kann ich kein besseres Beispiel geben als das folgende, das ich selbst mit ansah. Eine Berggans saß ruhig auf ihrem Neste von mehrern dieser Vögel umgeben; einer davon flatterte dicht über ihr, während die übrigen sie hackten und beunruhigten; endlich war ihre Geduld erschöpft und sie sprang aus dem Neste auf die keckste Krähe los. Doch sogleich schoß eine andere ins Nest herab, ergriff ein Ei in den Krallen und flog davon, von ihren Bundesgenossen begleitet, die sie am Raube Theil nehmen ließ. Wir waren auf der Jagd stets von mehrern dieser Vögel begleitet. Oft, vom Hunger gequält, schwebten sie nur 2 Fuß über unsern Köpfen, und wollten durchaus sich auf den Rücken der Hunde festsetzen. Der Penguin lebt hauptsächlich auf den Tussock-Inseln, wo er Erdhöhlen gräbt. Das Geräusch ihrer Stimmen während der Nacht, wenn einige Hunderttausende dieser Thiere bei einander sind, ist höchst eigenthümlich und laut. Wir konnten, obgleich eine Viertelmeile von der Küste entfernt, ohne unsere Stimme zu erheben, nicht miteinander sprechen ... Diese nebst Seeraben, Brachvögeln, einigen schönen Arten Tauben und andern Landvögeln sind die hauptsächlichsten Vögel der Falklands-Inseln.

Miscellen.

Militärische Unterstützung der Missionäre auf den Sandwich-Inseln. Wir haben schon vor längerer Zeit erwähnt, daß die französischen Missionäre auf den Sandwich-Inseln durch den Neid der protestantischen ausgewiesen worden waren. Im Spätjahr 1839 erschien eine französische Fregatte vor der Hauptstadt der Sandwich-Inseln, Honoluln, und forderte, daß 20,000 Dollars der französischen Regierung als Pfand für das Betragen der Regierung der Sandwich-Inseln eingehändigt würden, daß französische Waaren ohne Zoll eingeführt werden, und die katholischen Missionäre unbelästigt auf den Inseln ihrem Berufe nachgehen könnten. Der Fregattencapitän gewährte 24 Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlauf er die Stadt zusammenschießen würde, der Vertrag wurde indeß noch vor Ablauf der Frist unterzeichnet. (Morning Chronicle vom 10 Februar.)

Courrier Ottoman. Dieß Blatt, das bisher sehr unregelmäßig erschien, soll künftig regelmäßig alle Wochen erscheinen, und auch in griechischer und armenischer Sprache ausgegeben werden. (Times Corresp. 10 Februar.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 21 u. 22** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Verhältnisse der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation. — Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby.** (Forts.) **— Die Wespen.** (Schluß.) **— Violette.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. es beträgt für den Abschnitt des Auslandes ... fl. ... kr., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland in der Heimat, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 54.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Februar 1840.

Die Karpathen.

(Von J. G. Kohl.)

Fast wissen wir von den Cordilleren in Amerika mehr, wie von den Karpathen in Europa, diesem eigenthumlichen und charakteristischen Gebirge. Die Schwierigkeit ihrer Bereisung, die in ihren Localitäten fast weniger, als in den in ihnen und um sie wohnenden Menschen liegt, kann einzig und allein eine Erklärung davon geben. Ihr ungeheurer Zug, von Preßburg an im Anfange nord-nordöstlich laufend, sich im obern Theile des Trentschiner Comitats gerade gegen Osten wendend, mit allen ihren Auslaufen in Ungarn und Galizien eine Breite von drei bis vier Breitegraden einnehmend, dann wieder im Scharoscher und Zempliner Comitate sich gegen Ost-Sudost wendend und sodann Siebenbürgen im Norden und Osten umgurtend, bis sie sich in die Anfange des Hamus verlaufen, betragt nahe an 200 deutsche Meilen. Mir ward Gelegenheit, dieses merkwürdige Gebirge in mehreren seiner Theile kennen zu lerneu, und ich will meine dort gemachten Beobachtungen, wenn auch nur skizzenhaft, mittheilen.

Die äußere Ansicht und Gestalt dieses Gebirges, wie sie die Anschauung aus der Ferne zeigt, ist sehr verschieden, jedoch herrscht überall die Kammform vor, die nur in einzelnen Strichen von Kegeln und Spitzen abgelöst wird. Uebergange über dieselben gibt es mehrere. Ich will nur die am meisten benutzten anführen. Ich fange im Westen an, und nenne den zuerst, welcher von Skalitz nach Tyrnau führt. Er ist sehr wenig beschwerlich, und außer dem Jablonitzer Berge sind nur einige mäßige Bergrücken zu passiren. Zur Rechten steigen jedoch nicht unbedeutende Kolosse auf, so wie auch die Erhöhungen zur Linken die Straße hoch überragen. Die ganze Breite beträgt hier nur etwas über sechs Meilen, und es macht das Gebirge hier noch nicht die vielen Auslaufer, wie weiter hin bei Trentschin. Nach dieser ungarischen Stadt führt ein zweiter Uebergang, der von Hradisch in Mähren über Ungarisch-Brod (auch noch zu Mähren gehörig) geht, und sich dort in zwei Wege theilt, wovon der eine nach Trentschin, der andere nach Neustädtel führt. Der erstere ist gebahnt, der andere nicht, denn er führt über hohes Gebirge, auf dem man oftmals in Nebel gehüllt wird, in welchem man nicht drei Schritte vor sich sieht. Auch von Stürmen wird man zuweilen dermaßen angefallen, daß man in Gefahr gerath, um und um geworfen zu werden. Die Thaler, die man alsdann zu passiren hat, sind zwar sehr romantisch, aber nach starken Regengüssen nicht ohne Gefahr, weil die Ströme über die Wege treten, und große Felsstücke mit sich fortwalzen. Nach Trentschin dagegen rollt man auf gut gebauter Straße.

Da der erstgenannte Uebergang eine der Hauptstraßen gibt, welche aus Deutschland nach Ungarn, und zwar gerade nach der Hauptstadt Pesth führt, so ist auch für Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt, was auf dem zweiten schon nicht mehr so der Fall ist. Die sämmtliche Bevölkerung des hier in Rede stehenden Karpathenzuges ist slavisch, und bleibt es auch in der ganzen Ausdehnung dieses Gebirges, mit Ausnahme einiger Districte im Thureczer, Barscher, Zipser, Abujvarer und Ungdvarer Comitate, die von Deutschen bevölkert sind. Die Slaven haben von Preßburg an bis über den Zipser Comitat hi aus die Benennung „Slovaken," von dort an geben sie in die „Ruthenen" über, die sich übrigens in Sitte und Kleidertracht wenig von den Slowaken unterscheiden. In Siebenbürgen wohnen in diesem Gebirge Slaven, Deutsche und Szekler (ein magyarischer Volksstamm), theils abgesondert, theils gemischt. Da nun das Gebirgsland meistentheils einen armen Boden hat, und der Gewerbfleiß noch in der Kindheit ist, auch die Slaven an sich nicht sonderlich viel auf Comfort halten, so begreift man leicht, daß man bei Reisen durch die Karpathen auf mancherlei Beschwerlichkeiten stößt, zu denen sich auch Gefahren gesellen, die zum Theil durch die Bevölkerung, zum Theil durch die Natur und manche Oertlichkeiten herbeigeführt werden. Die Gefahren, denen man von Seite der Bevölkerung ausgesetzt ist, nehmen zu, je weiter man sich von Deutschland und von den Deutschen entfernt.

Sehr schwierig steht es mitunter um das nachtliche Unterkommen, denn sarmatischer Schmutz und sarmatische Einrichtung sprechen den, der nicht von Jugend auf mit ihnen vertraut ist nicht an. Man würde jedoch dieß Alles noch übersehen, wenn

Digitized by Google

man nicht, wo man die Habsucht dieses Volkes nur irgend reizt, in großer Gefahr schwebte. Spricht man übrigens nur noch ihre Landessprache, so entgeht man wenigstens der großen Unbequemlichkeit, die aus dem Mißtrauen erwächst, das man gegen die Fremden, vor Allem gegen die Deutschen hat. Denn es theilen die Slowaken die Abneigung gegen die Deutschen mit den Polen, und Niemecki ist bei ihnen ein noch größerer Schimpfname, wie bei uns Polake.

(Fortsetzung folgt.)

Sittliche Statistik von Paris.

(Schluß.)

Sobald einmal von absichtlicher Entwendung die Rede ist, gestaltet sich die Möglichkeit von dem einfachen Gaunerstreiche bis zum qualificirten Diebstahle, bis zum Raub und Raubmord in unendlichen Abstufungen; sie erhält in den einzelnen Fällen, je nach der Localität und dem Zeitgang, eigene Formen und Erscheinungen, und jedes dieser Merkmale gibt dem Uebelthäter einen eigenen Charakter und eine eigene Benennung *)

Man muß die unerschöpfliche und unermüdliche Verschlagenheit bewundern, mit welcher diese Flibustier die Einfalt des Publicums erkennen und benutzen, mit welcher sie unter einer großen Masse Menschen die rechten Opfer herausfinden. Gewisse unter ihnen durchkreuzen beständig die Boulevards oder andere sehr besuchte, öffentliche Plätze in der Hoffnung, irgend einem geduldigen Lamme zu begegnen. Haben sie es erspaht, so reicht der geringste Vorwand hin, um an ihn zu kommen, und ihn in ihre Schlinge zu locken.

Die Hehler endlich können als der letzte Ring in dieser langen Kette von Missethätern betrachtet werden. Sie sind oft die Veranlasser begangener Diebstahle, indem sie die Habgier der Diebe reizen, und gewöhnlich theilen sie mit ihnen das entwendete Gut. Oft, wenn der Dieb in Gefangenschaft sitzt, wird der Hehler verrathen, weil er seine Genossen nicht länger unterstützen will oder kann.

Im Ganzen sind diese Uebelthäter bei weitem weniger blutdürstig als Räuber und Diebe; nur ausnahmsweise und von den Umständen veranlaßt, greifen sie zum Morde. In diesem Falle sind die Schuldigen gewöhnlich freigelassene Sträflinge, abgehärtete Verbrecher, die vor keinem Gräuel zurückweichen.

Am 1 Januar 1836 waren im Departement der Seine im Ganzen 1867 Sträflinge, darunter 1370 Männer und 497 Weiber; von dieser Gesammtzahl rechnete man 1711 als in Paris sich aufhaltend. Nach der Versicherung Frégiers heben sich Ankunft und Weggehen dieser Individuen in Paris in der Art auf, daß im Durchschnitt nicht mehr als 1700 freigelassener Sträflinge der verschiedenen Arten und Geschlechter in der Hauptstadt sind. Dieß würde die gewöhnliche Meinung in Betreff dieser Zahl sehr ändern; freilich sind unter dieser Zahl diejenigen freigelassenen Sträflinge nicht begriffen, denen ein bestimmter Aufenthalt angewiesen ist, und die verbotenerweise nach Paris kommen.

Von 1832 bis 1836 haben sich auf 3393 Verurtheilte, die von der Galeere zurückkamen, 646 Rückfälle ergeben, was ein Verhältniß von 19 vom Hundert ergibt. Unter den zu geschärftem Gefängniß Verdammten (reclusionaires) war in demselben Zeitraum das Verhältniß noch auffallender, es gleicht dem von 21 vom Hundert. Vielleicht sind diese Zahlen das beste Verdammungsurtheil gegen das dermalen herrschende Gefangnißsystem in Frankreich! Uebrigens haben wir bereits als allgemein bekannt erwähnt, daß die verwegensten Verbrechen und die von der größten Verderbtheit zeugen, gewöhnlich von solchen Rückfälligen, besonders von ehemaligen Galeerensträflingen verübt werden. Unter ihrer Leitung und ihrem Oberbefehl entstehen auch die Banden von Dieben und Räubern, die von Zeit zu Zeit die verschiedenen Quartiere der Hauptstadt verunreinigen, und deren eine in ganz neuester Zeit die Assisen von Paris beschäftigt hat.

Diese Banden sind mehr oder minder zahlreich; es gibt welche unter ihnen, die fünfzehn und mehr Individuen zählen. Jede Bande hat ihren Anführer, der in der Regel der kühnste und geschickteste von Allen ist. Ist sie zahlreich genug, um sich in zwei Sectionen zu theilen, so nimmt der Anführer den Oberbefehl der einen und überläßt den der andern dem ausgezeichnetsten nach ihm; was die beiden Sectionen erbeuten, wird in die Gemeinschaft gebracht und zu gleichen Loosen vertheilt. Es gibt dabei Anführer von solcher Gewandtheit, daß sie zur Geißel des Landes würden, wollten sie den Vorsatz fassen, jeden Tag irgend einen Streich auszuführen. Zudem sind diese Diebsautoritäten von einer Art Clienten umgeben, die sich bei ihnen um „Beschäftigung," um „Arbeit" bewerben, und denen man förmlich den Namen Geschäftsgeber (donneurs d'affaires), Mäkler (courtiers) beilegt. Es sind unter diesen Anführer, welche mit der größten Vorsicht verfahren, die Diebstähle und Räubereien entwerfen, deren Ausführung vorbereiten und überwachen, aber nie selbst Theil an der Ausführung nehmen, wahre Unternehmer, wie man sieht. Die Industrie dieser Banden hat einige Aehnlichkeit mit jener der Uebelthäter in London, die unter dem Namen Diebe im Großen bekannt sind. Bekanntlich treiben sich diese letzteren inmitten der Gesellschaft selbst herum, und sind von einer wahren Hierarchie von Spionen und untern Agenten begleitet, die sie mit der wirklichen Ausführung der von ihnen ausgedachten Streiche beauftragen.

Nach diesem nur sehr skizzenhaft gehaltenen Gemälde kann man hinreichend beurtheilen, welcher täglichen, stündlichen Gefahr die Einwohner von Paris ausgesetzt sind; welches sind nun die Mittel, die ihnen die städtische Obrigkeit und die Regierung entgegensetzen? Wir sehen nur allzuoft, daß die Polizei die Verbrechen nicht vorher ausspürte, und daß sie selbst hinterher nicht immer im Stande ist, die Thäter zu entdecken. Gleichwohl möge man sich nicht einbilden, daß Paris angesichts dieser unaufhörlichen Bedrohung sich einer sträflichen Sorglosigkeit überläßt.

*) Wir haben dieser Abtheilungen schon früher (he Nr. 11) gedacht, und brauchen darum hier nicht darauf zurückzukommen.

Digitized by Google

Es besteht in der Hauptstadt außer den 48 Polizeicommissärs der 48 Stadtquartiere für jeden Bezirk ein besonderer Ordnungsbeamter, der den Namen Officier de pair führt. Diese Beamten überwachen die Erhaltung der öffentlichen Ruhe, verhaften die Delinquenten, und bringen sie vor den Polizeicommissär des Bezirks. Ihre Amtsthätigkeit hat also Aehnlichkeit mit jener der englischen Constabler. Unter ihrem Befehle stehen Brigadiere, Stadtsergeanten und Inspectoren, die in Brigaden abgetheilt sind. Neben diesen zwölf Officiers de pair, die an ihre Stadtviertel geheftet sind, sind noch zwölf andere dem Centralbureau der Polizei beigegeben, und werden von diesem mit Besorgung besonderer Unternehmen beauftragt, andere Beamten haben die Einsicht der Gasthäuser und die Nachtrunde. Der Municipalpolizei, die ein Theil der Verwaltungspolizei ist, muß man eine Unterabtheilung beifügen, die unter dem Namen Sicherheitsdienst (service de sûreté) bekannt ist. Man hat diesen Dienst eingerichtet, um die eines Verbrechens oder Vergehens bezichtigten Individuen zu bewachen, aufzusuchen und zu verhaften, eben so um die ausgerissenen Verurtheilten aufzutreiben, und die Freigelassenen im Auge zu behalten. Das Corps besteht aus einem Officier de pair, der unter seinen Befehlen einen Oberinspector, Brigadiere, Unterbrigadiere und außerdem Inspectoren hat, die den sichtbaren Theil des service de sûreté bilden. Diese Agenten, mit bestimmter Besoldung, sind verschieden von den geheimen Agenten und Angebern, die nur monatliche Entschädigungsgelder erhalten, im Verhältniß mit den geleisteten Diensten, oder aber Belohnungen für ihre Angaben. Die Bestimmung der geheimen Agenten besteht im Aufsuchen und Ausspüren, mittelst dessen die Polizei im Stande ist, das Betragen der Uebelthäter zu verfolgen und sie zu verhaften, sobald sie der Gerechtigkeit verfallen.

Daß trotz dieser Anstalten die Klagen wegen Unzulänglichkeit des polizeilichen Schutzes unaufhörlich sind, braucht kaum bemerkt zu werden. Indessen ist es billig, hier noch zu erwähnen, daß die Nachsuchungen der Polizei in Folge eines verübten Verbrechens nur höchst selten erfolglos bleiben.

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Griesebachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Bitolia.

I.

24 Junius. Morgens 6 Uhr verließ ich Salonichi und schlug mit vier Postpferden die Straße nach Vodena ein. Der Himmel war heiter und die Wärme schon in dieser frühen Stunde drückend. Vor dem Vardarthore begegneten uns zahlreiche Züge von Landleuten in bulgarischer Tracht, welche Lebensmittel in die Stadt zum Verkauf führten. Westlich von Salonichi hört man die griechische Sprache nicht mehr, und Bulgaren wohnen von hier bis zum albanischen Gränzgebirge. Nach den von mir eingezogenen Nachrichten sind die Gränzen der in Rumelien vorherrschenden Volkssprachen etwa folgende. Die griechische Sprache wird in Albanien südlich von Janina allgemein geredet, von da geht ihre Nordgränze über die Gebirgskette zwischen Thessalien und Macedonien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstensaum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge des Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das ägäische Meer fast berührt, ist zugleich mit Ausnahme von Albanien die Südgränze der slavischen Sprachen, welche von da bis zur Donau gesprochen werden. Das Bulgarische umfaßt den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil dieses Gebietes, aber die Gränze dieser beiden vorzüglichsten Töchtersprachen konnte nicht genau angegeben werden, vielmehr wurde behauptet, daß sie durch allmähliche Vermischung der Wörter miteinander in einer Uebergangszone verschmölzen. Wäre man nicht gewohnt, bei uns sogar in der Ebene verwandte Dialekte scharf von einander abgetrennt erhalten zu sehen, so könnte man eine Stütze für diese Meinung in dem Umstande erblicken, daß Serbien durch keine natürliche Südgränze von bulgarischen Landschaften abgesondert wird. Genauer wußte man indessen den Bezirk der dritten Hauptsprache Rumeliens, der albanischen, anzugeben. Sie reicht von Janina bis zum weißen Drin oder etwas über den 42sten Breitegrad hinaus. An und für sich aber arm, entlehnt sie hier eben so viel Formen aus dem Serbischen, wie im Süden ihres Gebietes aus dem Griechischen. Die hieraus hervorgehenden Dialektverschiedenheiten müssen ungewöhnlich groß seyn, denn die albanische Bibelübersetzung, von der ich in Xylanders albanischer Grammatik einige Auszüge bei mir führte, wurde von Albanesen und des Albanischen kundigen Griechen in Bitolia nicht bloß durchaus verstanden, sondern die Sprache darin mit der von Ochrida für identisch erklärt; als ich sie aber in der Folge katholischen Priestern in Scutari vorlegte, welche in der dortigen Gemeinde albanisch zu predigen pflegten, verstanden diese nur etwa das dritte Wort, und machten mich selbst auf das in den Formen und Wörtern versteckte Griechisch aufmerksam. Diese Dialektverschiedenheiten, welche namentlich die Erlernung des Griechischen für den Fremden so sehr erschweren, sind ein häufiger Gegenstand des Gespräch, und man pflegt mit Auszeichnung die Städte hervorzuheben, in denen die Landessprache am reinsten gesprochen wird. So hörte ich die Versicherung, daß man das beste Albanisch in Elbassan rede, das reinste Bulgarisch aber in der kleinen Stadt Tikawech, in Macedonien auf der Straße von Uesküb nach Salonichi gelegen. Als ein solcher Centralpunkt für die griechische Sprache galt auffallend genug Janina, aber man fügte mit Bewunderung und nicht ohne patriotisches Hochgefühl hinzu, daß in Athen seit zehn Jahren die Sprache durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert habe, und wie die reine und geschmackvolle Form bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen sey, daß in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne, und daß der gewöhnliche Grieche anderer Provinzen, selbst wenn er vor dieser Periode in Athen gelebt habe, heutiges Tages nur mühsam den Athener verstehe und sich ihm verständlich mache. Was jedoch die übrigen rumelischen Sprachen betrifft, so ist zunächst über das Albanische noch eine Erläuterung nothwendig. Die natürliche Ostgränze dieser Sprache ist der Pindus, der, um ein Hauptergebniß meiner Reise vor-

Digitized by Google

häufig anzugeben, nur von dem durch Leake bekannten Devoleinschnitt und einen niedrigen Paß bei Ochrida unterbrochen, in einer gleichartigen Hauptkette bis zum Amselfelde oder etwas über den 42sten Breitegrad hinaus nach Norden sich ausdehnt. Aber da die Albanesen, die Viehzucht dem Ackerbau vorziehend und das freier stimmende Gebirgsleben über Alles liebend, in allen höher gelegenen Theilen des Landes Sitze zu gründen bemüht gewesen sind, so bildet häufig, nicht der Kamm jenes Gebirges, sondern der Saum der Niederung, an dessen östlichem Fuße die Gränze zwischen Albanesen und Bulgaren, oder wenigstens liegen am Ostabhange des nördlichen Pindus albanesische Dörfer zerstreut zwischen den bulgarischen. Durch diese drei Hauptsprachen nun wird Rumelien in drei eben so sehr durch Sinnesart des Volkes und durch Sitte gesonderte Länder zerfallen, in denen die Türken, die man noch immer wohl von den zum Islamismus bekehrten Bulgaren und Albanesen unterscheiden kann, nur als sparsam zerstreute, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Diese Ansicht wird unter Anderm durch die Verbreitung der türkischen Sprache unterstützt. Wie unter gebildeten Europäern das Französische, so wird mit Ausnahme einiger Gebirgsgegenden in ganz Rumelien nördlich vom 40sten Breitegrade das Türkische verstanden. Es ist ein Bedürfniß für alle Volksclassen, daß ein jeder wenigstens zwei oder drei Sprachen erlerne. Die wenigen Ideen, in denen man sich bewegt, auf verschiedene Weise auszudrücken, ist leichter, als neue Ideen aufzunehmen. Aber so verbreitet die Bekanntschaft mit der türkischen Sprache in dem größten Theile der europäischen Türkei ist, so wenig ist sie Sprache des Volkes. Nur selten traf ich im Gebiete der griechischen Sprache auf türkische Ortschaften, wie deren einzelne in der Gegend von Enos und an der Südwestküste von Chalcidice sich finden. Im westlichen Macedonien und in Nordalbanien bestehen die Dörfer sehr häufig zum Theil aus christlichen, zum Theil aus mohammedanischen Familien, aber die Letztern haben mit ihrer Religion nicht auch ihre Sprache verloren, und man bemerkt außer der Verhüllung der Frauen keinen äußern Gegensatz, nicht einmal eine Spannung oder Absonderung. In den Städten, auf welche die angeführte Sprachenbegränzung nicht ausgedehnt werden darf, findet man zwar fast überall eine größere Zahl von Türken, aber die einzelnen Städte haben eine so verschiedenartige Bevölkerung und zeigen daher eine solche locale Mannichfaltigkeit, daß von einer Landessprache in keiner der größern rumelischen Städte die Rede seyn kann. Bekanntlich sind die Städte gewöhnlich nach Volksstamm und Sprache in Quartiere abgetheilt. So wird in Salonichi wegen der starken jüdischen Bevölkerung eben so viel Spanisch als Türkisch gesprochen, im fränkischen Quartier größtentheils Italienisch, im griechischen Griechisch. Bei so vielen Ansprüchen an die Sprachfertigkeit des Einzelnen bildet das Türkische häufig den bequemsten Verknüpfungspunkt zwischen den verschiedenen Nationen, aber eine genauere, umfassende Kenntniß dieser Sprache soll man nur bei äußerst Wenigen finden. Der Levantiner besitzt aber eine Leichtigkeit, wo ihm Wörter fehlen, Ausdrücke aus irgend einer andern Sprache nach Belieben einzuschieben. Endlich ist der Vollständigkeit wegen noch zu bemerken, daß die wallachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Donau getrennt wird, in einigen Dörfern üblich ist, welche, wallachischen Ursprungs, über einen Theil des Gebietes der bulgarischen und griechischen Sprache zerstreut liegen. Der europäische Reisende hat nur selten das Glück, in der Sprache seines Vaterlandes sich unterreden zu können. Unter den gebildetern Griechen ist Kenntniß des Italienischen noch am meisten verbreitet; in Bitolia fand ich einige Kaufleute, die mit Wien in Handelsverbindung standen, des Deutschen ziemlich mächtig; Französisch wird äußerst selten, Englisch von Niemanden an den von mir besuchten Orten im Innern verstanden. Außer den Franken, Griechen und Albanesen von Scutari habe ich keinen Menschen, weder unter den Türken, noch unter den Bulgaren, angetroffen, der eine der genannten Sprachen geredet hätte.

Nach diesen Bemerkungen, die schicklich an einen Ort gehören, wo die beiden wichtigsten Sprachen Rumeliens auf das schroffste durch die Stadt Salonichi getrennt werden, kehre ich zur Beschreibung des heutigen Weges zurück. Eine Viertelstunde weit vom westlichen Thore erstrecken sich Gärten. Durch diese führt die breite Landstraße, die für Wagen ich weiß nicht wie weit fahrbar ist. Jenseits der Gärten beginnt die nackte Ebene des Vardarbeckens, die fast im Niveau des Meerbusens liegt. Bis zu den sie in weitem Bogen umkreisenden Gebirgszügen sieht man außer einigen unbedeutenden und isolirten Baumgruppen keinen Gegenstand von dem völlig horizontalen Boden sich erheben. Es ist das aufgeschwemmte Land an den Mündungen aller westmacedonischen Gewässer, nachdem sich dieselben größtentheils zu den Hauptströmen des Vardar und der Vistritza gesammelt haben. Die größte Länge dieses Beckens beträgt von Salonichi bis Vodena 15 türkische Stunden. Die Breite ist nach den Biegungen des Gebirgssaumes verschieden, und erreicht bei Jhenidje wenigstens 6 Stunden. Bei Salonichi, wo die Vorhügel des Kortbiat bis an das Meer reichen, fängt das Becken spitz an, hat sich aber bis zur Vardarbrücke 4 Stunden westlich von jener Stadt schon allmählich bis zu einer Breite von etwa 5 Stunden erweitert. Im Durchschnitt bleibt ihm diese Breite in dem vom Vardar westlich gelegenen Theile, aber es wird durch mehrere einmündende Thäler noch vergrößert. Am Nordrande bildet der Vardar selbst zuerst einen weithin sichtbaren Einschnitt ins Gebirge; vier thalförmige Ausbiegungen des Beckens liegen in der Nähe von Vodena. Die Berge selbst, welche am Nordwestsaume schroff und ohne Vorberge daraus hervorsteigen, gehören verschiedenen Systemen an. Oestlich vom Vardar sind es die Vorberge der Kette von Chalcidice, und der Kortbiat bildet den Hintergrund der Landschaft. Auf der andern Seite gehören zwar alle Gebirge zu den secundären Verzweigungen des Pindus, aber diese haben einen verschiedenen Ursprung. Was nördlich von der Vistritza liegt,*) steht mit der Centralkette des Pindus zwischen Vitolia und Castoria, also nordwärts vom Devoleinschnitt in Kammverbindung. Die östlich und südlich von dem Thal, aus dem die Vistritza in das Becken eintritt, gelegenen Gebirge sind hingegen Fortsetzungen der Olymposkette, deren Kammverbindung mit dem Pindus einen Breitengrad südlicher bei Mezzovo sich findet. Zwischen sind die Schluchten, aus denen die Vistritza hervorströmt, so eng, daß mir von meinem Wege aus die alpine Gebirgsterrasse vom Olymp bis zum Nidje bei Vodena nicht unterbrochen erscheint. Freilich sind der Olympkette niedrige Vorberge vorgeschoben, die eine klare Uebersicht des Zuges jener Berge nicht gestatten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ich werde diesen Gebirgszug, die östliche Parallelkette des Pindus zwischen den Austrittsthälern der Vistritza (Jndje-Carasu der Türken, Haliacmon der Alten) und der Eyrena (Karschuk-Carasu der Türken, Erigon der Alten) der Kürze wegen mit dem Namen der bermischen Kette bezeichnen, da aus Strabo (VII. excerpt. 11) hervorgeht, daß der M. Bermius eine der Spitzen dieses Zuges oberhalb Berria war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 55.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Februar 1840.

Die silberhaarige Angora-Ziege.

(Aus den Memoiren der Londoner asiatischen Gesellschaft.)

Lieutenant Conolly las am 18 Januar einen Bericht über die Angora-Ziege mit silberweißen Haaren vor, die dieser Gegend Kleinasiens eigenthümlich ist. Die Angora-Ziege ist ganz weiß, mit langem, seidenem Haar; wird sie aus der Provinz weggeführt, so kann man sie nur mit Mühe am Leben erhalten, und sie entartet so, daß man sie kaum wieder erkennt. Es ist merkwürdig, daß die Katzen und Hunde dieser Provinz gleichfalls langes, seidenes Haar haben, die erstern über den ganzen Körper, die letztern nur an den Ohren und dem Schwanze. Vielleicht liegt die Ursache im Lande, das gebirgig, von Kalkformation und sehr trocken ist; der Pflanzenwuchs im ganzen Lande ist etwas dürftig und die Bäume klein. Die Angora-Ziegen werden jährlich geschoren, und eine gibt bei jeder Schur 1 bis 4 englische Pfund. Der Preis der gemeinen Art auf dem Bazar zu Angora ist jetzt (September 1839) 9 Piaster die Oka, etwas weniger als 7¼ Pence das englische Pfund, ausgesuchtes Haar kostet 11 Pence das Pfund. Das Haar, welches man von den geschlachteten Thieren genommen hat, und das durch ein Kalkpräparat von der Haut gelöst wird, hält man für schlechter und verkauft es zu geringerem Preis. Die Haut wird nach Konstantinopel ausgeführt, wo sie mit mancherlei Farben gefärbt und hauptsächlich zu türkischen Pantoffeln und Stiefeln verwendet wird. Das Haar wird theils roh, theils gesponnen, theils schon zu jenen feinen, in Europa wohlbekannten Stoffen verarbeitet ausgeführt. Manche der Felle werden ganz nach der Türkei ausgeführt, wo sie zu Sitzen für die Religionslehrer gebraucht werden; nur wenige erreichen Europa, wo sie als Decken auf Pferde und Sättel verwendet werden. Eine gute Haut kostet 1 Pf. St. in Angora und 30 Schilling in Konstantinopel. Das Haar wird von den Frauen gekrempelt und gesponnen. Hiebei wird es wohl mit Speichel benetzt, ehe es aus dem Rocken gezogen wird, und man behauptet, daß in der Zeit der Melonen das Garn weit besser ist, als das zu jeder andern Zeit gesponnene, da die Melone dem Speichel eine schleimige Substanz beigebe, welche das Haar weicher macht.

Ehe das Garn vom Weber gebraucht wird, sättigt man es gehörig mit Tschirisch, einer Flüssigkeit, die man aus einer dem Radieschen ähnlichen Wurzel fertigt, welche aus der Gegend von Konia gebracht wird. Das Verfahren, das Lieutenant Conolly mit ansah, ist seltsam. Das Garn wird auf hölzernen Gestellen, in der Art einer Seilerbahn, ausgebreitet, und zwei Männer mit großen Gefäßen voll Tschirisch nehmen diese Flüssigkeit in den Mund, und spritzen sie geschickt in kleinen Theilen über das Garn; ihnen folgen andere, die das angefeuchtete Garn zusammendrücken, und dann wieder ausbreiten, so daß es in allen Theilen von dem Tschirisch befeuchtet werde. Die Leute klagten, daß die Flüssigkeit ihre Zähne verderbe; doch zweifelten sie, ob ein anderer mechanischer Proceß dem Zwecke so wohl entsprechen möchte. Das Garn wird von Frauen zu Handschuhen und Socken verarbeitet, und sie stricken so ungemein fein, daß die Socken zuweilen das Paar zu 100 Piaster (fast 20 Schilling) verkauft werden. Die Weber wohnen hauptsächlich in Angora, und vor der griechischen Revolution, wo die Ausfuhr des rohen Stoffes verboten war, waren 1200 Stühle in Angora in Thätigkeit, und jedes Jahr wurden 20,000 Stück Zeug von dort versendet; jetzt übersteigt die Zahl der Webstühle nicht 30, die jährlich nur 1000 bis 1500 Stücke fertigen. Die Ausfuhr der Wolle jedoch ist sehr groß, und ohne Zweifel hat das Land weit mehr gewonnen, als die Stadt bei der Veränderung verloren hat.

Die Karpathen.

(Fortsetzung.)

Eine weitere Schwierigkeit, auf die der Wanderer in den Karpathen stößt, ist die, daß er nur mit Mühe einen Führer durch unbekannte Gegenden auftreibt, und daß er gegen einen solchen stets auf seiner Hut seyn muß, daß derselbe nicht mit liederlichem und habsüchtigem Gesindel gemeinschaftliche Sache gegen ihn macht. Auch sind diese Menschen selten weit bekannt, und wissen oftmals kaum die Wege ihrer nächsten Umgebungen. Einzig und allein die Gorallen, ein besonderer

Digitized by Google

Zweig der Slowaken, sind bewanderter. Man findet sie von Trentsin an bis in den Liptauer Comitat, und sie wohnen auf beiden Seiten der Karpathen, d. h. auf der ungarischen und galizischen. Sie sind kühne und behende Bergsteiger, dabei auch gute Schützen, obgleich es ihnen nicht gestattet ist, Waffen zu führen, weil sie dieselben zu Wilddieberei und zum Schutze beim Schmuggeln mißbrauchen. Letzteres ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen, wozu sich ihnen in den Gegenden, die sie bewohnen, die trefflichste Gelegenheit bietet. Landesproducte, vornehmlich Wein, aus Ungarn herüber und Waaren hinüber bringen sie in Menge, wobei sie selten ertappt werden, weil ihnen die Localitäten genau bekannt und eben so günstig, wie den Gränzwächtern ungünstig sind. Die in weite Länder schweifenden Drathbinder gehören zu den Gorallen, und sind meist solche Individuen derselben, die zu Hause nicht das geringste Eigenthum haben.

Der dritte Uebergang über die Karpathen ist bei Jablunka. Hier führt aus Oestereichisch-Schlesien eine gut gebaute Straße bis an die Gränze von Ungarn, die von da an zwar noch fahrbar, aber bei weitem in schlechterem Zustande ist. Man kann sagen, daß von hier aus nach Osten zu die Großartigkeit der Karpathen erst beginnt. Die Straße wird ziemlich stark befahren, und daher ist man auch auf derselbe besser besorgt, wie auf der über Ungarisch-Brod. Wenig ansprechend sind jedoch die Bewohner in diesen Gebirgsdistricten, und es beginnt hier schon die Art der Ansiedelung in einzelnen Häusern und Gehöften, die in und an den Bergen umher erstreut sind. An der Straße jedoch liegen noch zusammenhängende Ortschaften, welche besonders in den Flußthälern zahl- und volkreich sind. In diesem Gebirgsstock hat die Waag mit ihren Nebenflüssen ihren Ursprung, und da derselbe ausgedehnt ist und eine Menge sehr hoher Punkte zählt, wie unter andern den Krivan mit mehr als 6000 Fuß über der Meeresfläche, so wachsen die Gewässer bei Regengüssen mit einer unglaublichen Schnelligkeit an, und werden in hohem Grade verheerend. Für die Anwohner dieses Flusses ist er aber ein Weg des Erwerbes, denn sie fahren auf ihm mit Stämmen und allerlei Waaren von Holz hinab ins flache Land und meistentheils bis nach Pesth. Man erstaunt über die Kühnheit und Gewandtheit, die sie bei solchen Fahrten zeigen, und die nöthig ist, um auf dem reißenden, sich vielfach krümmenden Strom, dessen Bett noch überdieß voll großer Felsblöcke ist, die häufig nur mit wenigen Zollen Wassers bedeckt sind, nicht alle Augenblicke zu scheitern.

Von hier tritt schon das Charakteristische der Karpathen entscheidend hervor, da sie von einer Unzahl von Rillen und Thälern durchfurcht sind, die alle von Norden nach Süden ziehen und auf diesem Zuge wenige Abweichungen nach West und Ost erfahren. Schon an der ersten Bergkette, die von Preßburg her sich bis nach Jablunka erstreckt, spricht sich die Steigung zu diesem Zuge aus, indem alle Vertiefungen nach Süden neigen. Es ist dieß eine um so bemerkenswerthere Erscheinung, als sie auf der andern Seite dieses Gebirges gar nicht vorkommt, indem alle Durchfurchungen, an denen es auch dort nicht fehlt, mehr die Richtung von Osten nach Westen haben, und es veranlaßt diese Erscheinung zu mancherlei Betrachtungen, wenn man sie weiter verfolgt und am Ende findet, daß alle aus den Karpathen nach Süden abströmenden Gewässer fast unter einem rechten Winkel in die Donau fallen, was auch beinahe, obgleich in anderer Art, mit denen der Fall ist, die nördlich abfließen, und in die Weichsel fallen, denn diese strömen ihr von Osten her zu.

Der romantische und pittoreske Bau, in welchem sich die Karpathen im Liptauer und Zipser Comitate zeigen, fängt von hier an, in seiner Schönheit hervorzutreten. Die ungeheuren Kolosse, die, wie eine Riesenmauer mit hundert Bollwerken im Norden aufgeführt dastehen, finden einen lieblichen Gegensatz in den nach Süden auslaufenden Kämmen, die mit grünem Gebüsche bekleidet sind, während jene noch im Schnee und Eise glänzen. Unbeschreiblich freundlich und schön sind diese auslaufenden Gebirgskämme im Waagthale hinab, und fast nicht minder entzückend zieht sich mit diesem eine Parallele östlich von dem Theilungspunkte bei Sillein nach Kremnitz hin. Kaum gewinnt man Zeit bei solcher Herrlichkeit auf der Erde an die Schätze zu denken, die unter ihr hier liegen. Denn es ist fast außer Zweifel, daß die Karpathen noch ungeheure Reichthümer in sich bergen, die vielleicht dereinst eben so unerwartet zur Ausdeutung kommen, wie gegenwärtig die im Ural. Ich weiß freilich, daß ich damit etwas höchst Paradoxes ausspreche, indem sich nicht mit Grund voraussetzen läßt, daß die vielen erfahrnen und geschickten Bergmänner, welche Ungarn hat, und die seine Bergwerke so fleißig ausbeuten, nicht längst auch weiter verborgene Schätze entdeckt haben sollten. Ich stütze mich bei meiner Meinung lediglich auf die äußeren Formen der Karpathen und auf die Sage von früher darin erhobenen Schätzen.

Die verschiedenen Fels- und Gebirgsarten, aus denen dieses Gebirge besteht, anzugeben, dazu reicht meine Kenntniß derselben nicht aus. Die äußern Formen, die ich überall beschreiben will, so weit ich sie sah, werden den Sachkundigen sie fast errathen, und die Lücken von dem, was ich nicht sah, ergänzen lassen.

Mitten zwischen langgedehnten Bergrücken erheben sich am Magura-Gebirge, dem höchsten Gebirgskamme, welcher hier auf der Gränze von Ungarn und Galizien sich erhebt, einige abgerundete, so wie mehrere spitze Häupter in die Wolken. Der Granit ist das Hauptgestein, woraus sie bestehen. Zwischendurch sollen Kalkgebirge wie hinein gekeilt seyn. Ich sah deren, so weit ich kam, keine. Wohl aber kamen solche, so wie Basalt, in den vorhin genannten Ausläufern an einigen Orten vor.

Außer Gebirgssteigen kommt kein Eingang nach Ungarn über die Karpathen von Jablunka bis nach Kásmark weiter vor. Wild romantisch, mitunter wie durch einander geworfen, liegen die Gebirge hier, und nirgends ist in ihnen ein Thal von einiger Breite zu finden. Daher wird auch in diesem Theile der Karpathen so wenig an Cerealien gewonnen, und auch die Viehzucht ist in keinem Flor.

Groß und mächtig erheben die Gebirge ihre Häupter im Liptauer Comitate, aber die mächtigsten stehen im Zipser. Wer

Digitized by Google

die Tiroler- und die Schweizeralpen nicht gesehen hat, für den ist dieser Gebirgsstock überraschend, und er kann sich nicht satt daran sehen. Von Heiligen Kreuz, bei Käsmark, aus bieten sie, wenn früh die Sonne aufgeht, einen unbeschreiblich prächtigen Anblick. Mir ward er in seiner ganzen Herrlichkeit. Noch des Abends von Nebel eingehüllt, standen ihre Häupter früh im reinsten Glanze. Die Luft war ungewöhnlich durchsichtig, und man meinte, einen Vogel auf den Spitzen sehen zu können. Wie die Hörner der Schweizer Alpen ragen hier eine Menge Spitzen in scheinbar großer Nähe neben einander empor. Es war in den ersten Tagen des Octobers im vorigen Herbst, und das Wetter wie im Frühling so mild. In der Mitte der Berge schwebte ein weißer Nebelstreif, so daß man nur den Fuß und das Haupt sah. Aber bald zerriß derselbe, und die Kolosse standen in ihrer ganzen Größe da.

Dunkelgrau, mit zwischendurch streifenden weißen Rillen zeigen sie sich aus der Ferne; Schnee und Eis glänzt aus ihren Schluchten. Mehrere Uebergänge und Abstufungen des Granits findet man in ihnen, auch Jura-Kalk soll nicht fehlen. Seither ward die Lomnitzer Spitze, die sich, von meinem Standpunkte aus gesehen, inmitten mehrerer Hörner erhob, für die höchste gehalten. Aber im vorigen Jahre machte ein Forstbeamter aus hiesiger Gegend in der Pesth-Ofner Zeitung bekannt, daß sie nach von ihm gemachten Beobachtungen und Messungen von der Eisthaler Spitze um mehrere Klafter überragt werde. In der That macht man mit scharfem Auge und genauer Betrachtung dieselbe Bemerkung. Beide erheben sich zwischen 8—9000 Fuß über das schwarze Meer. Eine besondere Eigenthümlichkeit erhält dieser Alpengebirgsstock dadurch, daß er, von Osten aus gesehen, wie eine ungeheure aus dem Boden aufgeschossene Pflanze dasteht. Denn er hat auf dieser Seite durchaus keinen Zusammenhang mit dem übrigen Gebirge, und verläuft sich nur im Norden mit der Magura, die hier das Verbindungsglied zwischen ihm und der Fortsetzung der Karpathen ist. Zwischen diesen Bergzinnen haben sich tiefe Kessel gebildet, welche als Wasserbecken dienen. Man nennt sie Seen, und da ihre Tiefe sehr bedeutend ist, so enthalten sie eine ungeheure Wassermasse, die, bräche sie einmal durch, furchtbar verheerend für die Umgegend werden könnte. Die Chronik von Käsmark hat eine derartige Begebenheit aufbewahrt. Ein Erdbeben betraf nach derselben die Gegend, spaltete einige Felsen und eröffnete den verschlossenen Gewässern den Durchgang: eine fürchterliche Ueberschwemmung verwüstete die Gegend. Die Hauptseen sind für den Bergbesteiger zugänglich: sie haben den Namen des schwarzen, des grünen und des Forellen-Sees; was der letztere enthalte, zeigt sein Name. Die in demselben befindlichen Forellen sollen von ganz vorzüglichem Geschmacke seyn. Die Ersteigung der höchsten Gipfel ist möglich, aber in hohem Grade beschwerlich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Grisebachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Bitolia.

(Fortsetzung.)

Verfolgen wir den Saum des Beckens in seinen einzelnen Formen, so bemerken wir im Süden einen unbeträchtlichen von West nach Ost gebreiteten Höhenzug, der aber neben dem Golf eine nordsüdliche Richtung erhält und sich so an den Olymp anlegt. Aber den Hintergrund der Landschaft bildet der breit herüberragende Olymp selbst und seine westliche Hauptfortsetzung, die indessen durch einen niedrigen Paß von ihm geschieden ist. Hierauf folgt in der Terrasse der scheinbare Uebergang in die nördlich von der Vistritza gelegene, gleichfalls noch in dieser Jahreszeit schneetragende nordsüdliche Kette, unter deren Spitzen als die bedeutendsten der Turla südwestlich und der Nidje nordwestlich von Vodena hervorragen. Bei Niagosta löst sich von jener Kette ein niedriger Hügelkamm ab, der ihr sodann parallel läuft und an seinem Nordende an den östlich fließenden Vodenabach stößt. Dadurch wird ein kleines fruchtbares Ringbecken südlich von Vodena gebildet, das durch das untere Vodenathal selbst mit dem Hauptbecken in Verbindung steht. Die Vorberge des Nidje füllen den Winkel zwischen dem Vodenabache und dem Flusse von Moglena, dem Karadja, aus. Dieser biegt sich bei seinem Austritte aus dem Gebirge noch einmal durch einen kreisförmigen Bogen in dasselbe zurück, wodurch die beiden andern Ausweitungen des Beckens östlich von Vodena entstehen. Die tiefste derselben, die von Moglena selbst, erlaubt einen Blick auf die Neigungsfläche des Nidje gegen die Stromengen des Vardar. Es erscheint hier nämlich eine hohe Spitze, die reich an Schneefeldern war, weit von der Nidjespitze in nordöstlicher Richtung entlegen.*) Sie dürfte an dem östlichen Ufer des Vardar in der Nähe von Gradiska liegen. In Hinsicht auf den Schneereichthum ist übrigens die Bemerkung, die mir in Vodena gemacht wurde, nicht zu übersehen, daß nämlich der Turla in andern Jahren schon im Mai den Schnee verliere. Während meiner Reise fand ich bis Mitte Julius auf allen Bergen, welche die Baumgränze an Höhe übertrafen, bis an dieselbe einzelne Schneefelder. Hiedurch wurde ich in den Stand gesetzt, von sehr entfernten Bergen zu bestimmen, ob sie eine alpine Höhe erreichen oder nicht. Dieser Unterschied zeigte sich auch hier, indem der Paik, der zwischen den Thälern des Karadja und des Vardar, schroff und breit über Ihenidje emporsteigend, den Gebirgssaum des Beckens bildet, seine geringere Höhe nicht durch Gestalt oder Gesichtswinkel, wohl aber durch Schneelosigkeit verräth. Nach Westen und Osten fällt er mit Vorbergen gegen seine Thäler ab, im Norden scheint er mit Zweigen des Nidje sich zu verbinden, und bildet auf diese Weise von dem ganzen Gebirgssystem des nördlichen Pindus das östlichste Vorgebirge. Ich schätze die Höhe desselben auf 4000 Fuß.

Nicht bloß durch die Verschiedenheit des Niveau's erhält das Vardarbecken seine natürliche Begränzung, sondern vorzüglich durch das Auftreten festen Gesteins, das bei Salonichi bis ans Meer reicht, der

*) Leake sah sie gleichfalls (N. Greece III, p. 270). Man sagte ihm, sie läge bei Ilib. Läge der Berg so weit nördlich, so müßte ich ihn vom Schardagh aus wieder gesehen haben. In der Linie vom Schardagh nach Gradiska tritt dagegen das hohe Vadunagebirge vor.

Digitized by Google

großen Horizontalebene aber durchaus fehlt. Hier bilden den Boden Schichten von steinlosem Thon oder Lehm, die ich unweit der Vardarbrücke kochsalzhaltig fand, obgleich in einer mehrstündigen Entfernung vom Meerbusen. Dieser eigenthümliche Gehalt des Bodens, ein isolirtes Phänomen auf meiner Reise, beschränkte sich indessen wenigstens an der Straße auf eine nicht bedeutende Strecke. Salicornien und andere Chenopodeen, die noch nicht in Blüthe waren, verriethen ihn und bezeichneten zugleich seine Gränzen.

Die Krautvegetation, die diese weite Ebene deckt, ist nicht gleichartig. Im Allgemeinen herrscht im östlichen Theile der Charakter unbegränzt ausgedehnter Weiden vor, den kein Hügel, kein Minaret und nur selten ein ärmliches Dorf unterbricht; im Westen dagegen tritt man allmählich in eine immer reichere Getreidecultur ein: die einzelnen Baumgruppen, Platanen, griechische Pappeln oder Ulmen werden häufiger, Ortschaften zeigen sich längs des Gebirges. Das Getreide, welches ich sah, war Weizen und Roggen, aber man sagte mir, auch Reis werde gebaut. Von Baumwolle hörte ich nichts. Oestlich vom Vardar nehmen die Weiden beinahe einen Steppencharakter an. Bald herrschen niedrige Tamarixgesträuche und erinnern an Ericaflächen, bald hochwüchsige Disteln *) auf beschränktern Räumen, bald Gräser, die aber die Eigenthümlichkeit tragen, daß sie, nicht vermischt, sondern einfach gesellig, auch des Typus unserer Grasvegetation entbehren. **) Nach dem Bau der hier vorherrschenden Gräser fehlt ihnen vielmehr ein wesentlicher Charakter der nordeuropäischen Wiesen, das dichte Geflecht von Wurzelstöcken, durch welches eine Art die andere stützt und im Wachsthum begünstigt. Diese obern Theile des Beckens, welche dem Vardarthale gegenüberliegen, sind daher auch vorzugsweise dem heißen Nordwinde ausgesetzt, den man in Salonichi so sehr fürchtet. Dieser Wind scheint keine Wiese zu dulden. Denn sobald man sich Ihenidje nähert und durch den Paik gegen den Vardarwind geschützt wird, treten zuerst Weiden und ächte Wiesen auf, südlich von Ihenidje aber sogar reiche, hochgrasige Marschen, die den See im Sommer entweder auf einen kleinen, von der Straße nicht sichtbaren Wasserspiegel zurückdrängen oder ihn vielleicht ganz erfüllen.

Um 7¼ Uhr Vormittags passirte ich den kleinen Fluß Galliko und um 8 erreichte ich Tekeli, ein kleines, ärmliches bulgarisches Dorf, dessen Entfernung zu zwei Stunden von Salonichi berechnet wird. Hier ist eine Poststation, indem eine andere Provinz oder Cazah anfängt. Ich stieg in der offenen Halle des Posthauses ***) ab. Niemand empfängt uns. Als wir uns näher in dem einzelnstehenden Gebäude umsahen, bemerkten wir, daß weder Pferde in den Ställen stehen, noch der Posthalter †) oder einer der Postillons ††) zugegen sind. Ich fordere meinen Postillon von Salonichi auf, den Posthalter herbeizuschaffen. Er reitet fort, kommt nach einer Viertelstunde wieder, und berichtet, der Posthalter sey für den Augenblick behindert, werde aber alsbald erscheinen, da jedoch seine Pferde noch in Arbeit wären, so müßten wir uns zwei Stunden gedulden. Zugleich bittet uns der Postillion, die Pferde abzuladen und ihn zu entlassen, da er Ordre habe, zeitig wieder in Salonichi einzutreffen. Dimitri, mein Dolmetscher, der wohl einsah, daß dieß nur ein Vorwand war, uns im Stiche zu lassen, und daß der Postillon die Bestellung vom Posthalter erfunden hatte, entgegnete ihm, daß meine Reise keinen Aufschub dulde, und daß ich entschlossen sey, ihn weiter mitzunehmen, wenn er nicht andere Pferde anzuschaffen wisse. Hieraus entsteht ein heftiger Streit, der von beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit geführt wird. Während Dimitri den Türken geringschätzend und drohend behandelt, erwiedert dieser, er habe nicht Lust, um meinetwillen von dem Leben zu scheiden, man werde ihm aber unstreitig den Kopf abschlagen, wenn er so gröblich dem Befehl seiner Obern entgegenhandle. So übertriebene Aeußerungen sollten wahrscheinlich dazu dienen, das Geldgebot, womit solche Streitigkeiten beendigt zu werden pflegen, höher zu steigern. Vorläufig wird ihm jedoch nur mit Festigkeit angekündigt, ich würde ihn nicht eher entlassen, bis der Posthalter mit Pferden erschienen sey. Hierauf geht der Postillon von neuem fort, angeblich um den Posthalter noch einmal aufzusuchen. Er verfügt sich aber statt dessen in den Han, wo er sich mit großem Gleichmuthe niederläßt und die Bewohner des Dorfes klagend um sich versammelt. Da er sich nun anschickt, unter dem Schutze derselben uns die Pferde mit Gewalt zu nehmen, wendet sich Dimitri an den Dorfältesten, entfaltet zuerst den Bejuruldi des Pascha von Salonichi, dann den Ferman selbst, spricht von der Gunst, in der ich, der Musaphir, bei dem Pascha stände, beruft sich auf den Befehl, daß jede Obrigkeit für die Schnelligkeit und Sicherheit meiner Reise sorgen müsse, und deutet auf die Nachtheile hin, die aus meiner Klage der Ortschaft erwachsen könnten, wenn man so nahe bei der Stadt schon Ungehorsam gegen die erhaltenen Befehle an den Tag lege. Denn hier könne ich nicht bleiben, und müsse nach Salonichi zurückkehren, wenn man mir keinen Beistand leisten wolle. Der Bulgare, der inzwischen sehr demüthig geworden war, räumte ein, der Posthalter habe sich schon seit gestern mit seinen Pferden entfernt, und man wisse gar nicht, wo er geblieben sey. Wahrscheinlich sey das Gerücht von Truppenmärschen daran Schuld, wodurch er von seinem Eigenthum zu verlieren fürchte. Es bliebe mir nichts übrig, als Miethpferde aus dem Orte zu nehmen; da jedoch alle Thiere auf der Weide sich befänden, so müsse ich mich bequemen zu warten, bis sie Abends von ihren Eigenthümern zurückgeholt würden. Nachdem die Unterhandlung so weit gediehen war, ließ ich dem Postillon Geldvorschläge machen; das eifrige Zureden des Dorfältesten und die Macht des schimmernden Goldes machten ihn nachgiebig, ich behielt die trefflichsten Pferde, und nach einstündigem Aufenthalt setzten wir die Reise fort. Auch blieb der Postillon guter Laune, und verlangte nur in Ihenidje, als er uns verließ, der Strafe wegen, die ihn erwartete, ein höheres Trinkgeld. Vor den Stockschlägen wird ihn hoffentlich eine glückliche Erfindung gerettet haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Onopordon illyricum L.

**) So sind Strecken von Phleum tenue Schr., an den salzhaltigen Orten von Glyceria distans W. ohne Untermischung mit andern Arten bewachsen.

***) Memzil-Han. †) Chiaiba. ††) Suredschi.

Miscellen.

Fische im heißen Wasser. Hr. Tripier fand in den heißen Quellen von Hamam-Meskutin in der Provinz Constantine, welche seit wenigstens 150 Jahren nie weniger als 95° C. (76° R.) Wärme hatten, Fische, die zum Geschlechte der Barben gehören. (Verh. der franz. Akad.)

Zuckergehalt des Zuckerrohrs. Der Chemiker Peligot will gefunden haben, daß das Zuckerrohr, wie es auf Martinique (also wohl in Westindien überhaupt) wächst, 90 Proc. Zuckersaft gebe, der bei den französischen Pflanzen vesou heißt, und diese 90 Proc. lieferten ein Fünftel, also 18 Proc. reinen, krystallisirten Zucker.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 56.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Februar 1840.

Die mongolische Literatur. *)

Zu den asiatischen Sprachen, die von den Europäern cultivirt werden, hat sich seit kurzem auch die einer Nation gesellt, welche einst die Erde wie ein wilder Strom überschwemmte, fast alle drei Welttheile überzog, und sie mit allgemeiner Zerstörung bedrohte. Diese Nation steht jetzt so zu sagen fast wie ein Wall zwischen zwei Mächten, und setzt unter ihrem Schutze ihr Nomadenleben fort. Die Mongolen, einst so wild, wurden, nachdem sie aus Tibet die indische Religion erhalten hatten, durch deren Einfluß mehr und mehr gesittet, und brachten Werke hervor, die für uns in vieler Hinsicht von großem Werthe sind.

Der größte Theil der mongolischen Literatur besteht in Uebersetzungen, besonders aus dem Tibetanischen, das früher seinerseits zahlreiche Uebersetzungen aus dem Sanskrit lieferte, und endlich mit eigenen Schöpfungen sich bereicherte. Das politische und literarische Schicksal dieser beiden Nationen, der Tibetaner und Mongolen, war durch die Zusammenwirkung eigenthümlicher Umstände fast dasselbe. Der buddhistischen Religion verdanken sie die enge Freundschaft, die sie vereint, so wie die Verbreitung der Wissenschaften und Civilisation. Die hinterlistige Politik der Herrscher von China brachte sie in den Zustand, in dem sie sich jetzt befinden.

Außer der Religion beschäftigten sich die tibetanischen und mongolischen Gelehrten mit Philosophie, Medicin, Astrologie und Geschichte. Einige klagen die buddhistische Literatur mit Unrecht an, daß es ihr an historischen Werken fehle. In diesem Theil Asiens vereinigte sich einst die weltliche Regierung mit der geistlichen; auf gleiche Weise verfolgen auch die Werke der Gelehrten, welche die weltlichen Ereignisse aufzeichnen, den Gang der Religion.

Vom Klerus unterstützt, beherrschten die Fürsten friedlich ihre Unterthanen, und waren stolz auf den Titel eines Kirchenfürsten (khan ecclesiastique, noman-khan). Die Lamas dagegen verließen sich auf den Schutz der Fürsten, wirkten ungehindert auf das Volk ein, ließen zugleich die Religionslehren auf den Reichsgesetzen wurzeln, und verbreiteten die Bücher als ein sicheres Mittel, ihr Ziel zu erreichen. Die Mehrzahl derer, welche den Buddhismus lehrten, stammten aus der Dynastie der Fürsten, und da sie unter dem Einflusse des Klerus erzogen worden waren, so wurden sie in der Folge seine sicherste Stütze. Derselbe Klerus ergriff mehrmals die Partei des unterdrückten Volks, und half ihm die Macht der Unterdrücker beschränken.

Als Inhaber einer gleichzeitigen Bildung, theilten sie sie dem Volke mit, so weit es ihren Absichten entsprach. Der Arzt des Körpers ist hier zugleich der Arzt der Seele; er gibt seine Heilmittel wie Offenbarungen des Buddha mit Gebeten und Beschwörungen. Der Maler gibt seine Werke als eine göttliche Eingebung, und der Kalender wird durch mysteriöse Berechnungen der Astrologie, die auf ihre Theologie sich stützt, gefertigt. Ist es wohl bei diesem Einfluß der geistlichen Kaste zu verwundern, daß alle ihre Werke eine religiöse Färbung tragen? Auch ist es klar, daß der Geschichtschreiber den Weg, den ihm die allgemeine Bildung des Volks vorzeichnet, nicht umgehen kann. Alle ihre Werke, mit dem Stempel der Religion versehen, enthalten treffliche Materialien, welche die Bildungsgeschichte der asiatischen Völker erläutern und als Ergänzungen derjenigen Ansichten dienen können, die uns die Chinesen und andere orientalische Annalisten gegeben haben. Der Buddhismus ist ihre Seele und, so zu sagen, ein zweites Leben, das in ihren Adern den Kreislauf macht.

Während der Verfolgung der Buddhisten in Indien wurden mehrere originale Sanskritwerke in andere Gegenden geführt, oder durch ihre Gegner zerstört, so daß die, welche man in unsern Tagen wieder auffindet, einen ganz unbedeutenden Theil ausmachen im Vergleich zu den Uebersetzungen, die sich in tibetanischer, chinesischer und mongolischer Sprache erhalten haben. Dieser Umstand vermehrt ihren Werth, denn sie sind die einzigen Quellen, aus denen ein gelehrter und fleißiger Forscher seine Kenntnisse sammeln kann. *)

*) Aus der Vorrede des mongolischen Chrestomathie Kowalewski's, im Journal asiatique (Dec. 1839) mitgetheilt.

*) Diese Bemerkung hätte vor einigen Jahren vollkommen wahr scheinen können, aber jetzt weiß man, daß Oberst Hodgson in

Digitized by Google

Die Armuth der Sprache, verbunden mit der Verehrung der Uebersetzer für die Heiligkeit der Originale machte ihre Arbeiten so dunkel und verwirrt, daß man sie ohne Vergleichung mit dem tibetanischen Original nicht verstehen kann. Doch muß man dem Fleiß der übersetzenden Lamas Gerechtigkeit wiederfahren lassen, da sie mit so viel Kunst in ihrer Hirtensprache die Hauptideen und die hohen Ausdrücke des Sanskrit, einer sehr reichen und ausgebildeten Sprache, wiederzugeben wußten. Auch erfahren wir die wahre Ursache, warum so viele Werke in die tibetanische und mongalische Sprache übersetzt und corrigirt würden, und warum, trotz aller ihrer Anstrengungen eine große Anzahl rein technischer, mechanisch gebildeter Ausdrücke übrig blieb, deren wahren Sinn man nur durch fortgesetzte Studien, vieles Lesen und sorgfältige Prüfung verschiedener Worte auffindet, indem man sie mit den Originalausdrücken vergleicht. Wie viel Sanskritworte sind in Sylben abgetheilt, und jede Sylbe bildet in der Uebersetzung ein eigenes, unabhängiges Wort. Doch der Geist der mongolischen Sprache blieb in Bezug auf die Grammatik rein auf seiner festen Basis, um frätern Werken zum Muster zu dienen. Diese von den besten Schriftstellern gebrauchte Sprache heißt „Sprache der heiligen Bücher" (nomun-kele.)

(Schluß folgt.)

Die Karpathen.

(Fortsetzung.)

Den beschriebenen Spitzen und Hörnern gegenüber liegt lang hingestreckt der Königsberg, welcher nicht viel über 1000 Fuß niedriger ist, wie die Eisthaler Spitze, und an dessen Fuße hin eine Menge von Bergwerken im Gange sind, aus denen man vorzugsweise Kupfer ausbeutet. Er streckt seine langen Arme bis in den Solyer-, Liptauer und Gömörer Comitat, und läßt sich kühn mit den langen Bergrücken des Riesengebirges vergleichen. Er ist das erste Glied in der Verbindungskette, welche die Tatra und die Matra in Zusammenhang bringt. Den erstern Namen führt nämlich der Gebirgsstock, den ich so eben beschrieben, so wie die lange Kette, welche sich vom obern Waagthale her bis an diesen Stock erstreckt, Fatra heißt. Die Matra ist eine sich tief ins Land hinein ziehende Gebirgsreihe, deren höchste Gipfel sich aber nicht auf volle 5000 Fuß über das Meer erheben. Die Tatra und die Matra liegen fast unter gleicher östlicher Länge, nur ist das Klima der letztern, da sie südlicher liegt und ihren Fuß ins flache Land setzt, ungleich milder, wie das der erstern, die fürs erste viel höher und fürs zweite auch ringsum von rauhem Gebirgslande umgeben und noch dazu fast um zwei Breitegrade nördlicher liegt. Während an den südlichen Abhängen und am Fuße der Matra einer der feurigsten Ungarweine, und in ihren östlichen Fortsetzungen sogar der Tokayer wächst, gedeiht am Fuße der Tatra nur noch zur Noth der Roggen, und nur in einigen besonders geschützten kleinen Thälern kommt der Mais noch fort.

Wie in einem Halbzirkel liegen um die Spitzen der Fatra her die sechzehn Zipser Städte, die von Deutschen evangelischen Glaubens bewohnt werden. Sie sind im Ganzen unbeträchtlich und mehrere in schlechtem Zustande, aber dennoch sind sie stolz auf ihre Gerechtsame, auf denen sie fest halten. Der Bergbau der Umgegend, an welchem die meisten Theil haben, gibt eine Haupteinnahme für sie, und er hat auch bereits einzelne Individuen sehr bereichert.

In der hier eben beschriebenen Gegend haben die Karpathen ohne Zweifel ihre größte Breite, denn sie beträgt schon in Ungarn über dreißig Meilen und geht noch weit nach Galizien hinein. Von hier an werden die Gebirge immer rauher und unfreundlicher, und nur noch bis nach Eperies und Zeben sind sie einigermaaßen wirthbar. Von diesen beiden Aesten aus ist wieder einer der Hauptübergänge über das Gebirge, indem von da aus eine Hauptstraße nach Lemberg führt.

Hier eigentlich fängt erst der Theil der Karpathen an, den man im engern Sinne die Beskiden nennt. Neuere Reisende haben ihn zwar auch auf die Fatra und Tatra ausgedehnt. Immer ungastlicher werden hier die Menschen, und immer unpraktikabler die Wege. Wer von letzteren einen klaren Begriff bekommen will, der fahre nur einmal von Kaschau nach Ungvar. Löcher, worin der Wagen versinkt, und wiederum mitten im Geleise Steinblöcke, welche man zu Eckſteinen einer Kathedrale brauchen könnte, das sind die Abwechslungen dieses Weges. Und dennoch ist er nicht der schlechteste, und wird von andern, die weiter nördlich und tiefer im Gebirge gehen, noch übertroffen. Nur das Fuhrwerk der dortigen Bauern ist für diese Wege geeignet, denn es besteht aus einem Karren, mit dem man fast die Fußsteige befahren kann. Auf niedrigen Rädern ruhend und äußerst einfach und leicht, schleift es über die Sumpflöcher weg, und hüpft, gleich einem flinken Tänzer, über Stock und Block. — Hier ist man mitten unter den Ruthenen, die den Slovaken zwar ähnlich, aber noch etwas weniger ansprechend sind. Die Armuth der Gegend ist über alle Vorstellung groß: dieß würde aber die Menschen wohl nicht gefährlich machen, wenn nicht so viele ins Land hinein wanderten, um sich etwas zu erwerben, und alsdann mit mancherlei erlernten Lastern zurückkehrten. Diebstahl und Ausschweifung in der Wollust sind ihre Hauptlaster. Ihr Aeußeres schon ist weit mehr abschreckend, als empfehlend, obgleich es an gut gewachsenen, kräftigen Gestalten, besonders unter den Männern, nicht fehlt. Dieselben sind überhaupt fast auf dem ganzen Zuge der Karpathen den Frauen, was Körperschönheit anbelangt, überlegen. Diese leiden, neben manchen andern Mängeln, auch, wie in allen Gebirgsgegenden, häufig am Kropfe.

So rauh und unwirthlich hier jedoch alles ist, so fehlt es nicht an schönen Gegenden, und die Natur tritt an vielen Orten so überraschend großartig auf, daß man sich nicht satt an ihr sehen kann. Nur wird der Genuß durch alles das, was ich von der Bevölkerung und den Wegen zu sagen hatte, sehr verleidet. Am besten würde es sich in Bekesen noch zu Fuß

---

buddhistischen Klöstern in Nepal die originalen Sanskritwerke aufgefunden hat. (Anm. d. Red. des Journal asiatique.)

Digitized by Google

reisen, wenn nicht auch dabei unendliche Schwierigkeiten zu überwinden wären. Fürs erste ist man da noch weit größern Gefahren von der Bevölkerung ausgesetzt, fürs zweite würde man in kurzem ganz erschöpft seyn, da man oftmals auf weite Strecken auch nicht die mindeste Erquickung haben kann und Alles mit sich führen muß, was sich auch bis auf das Nachtlager erstreckt, wozu man freilich Heu und Stroh brauchen kann, wenn man es bekommt; fürs dritte bedarf man zu dergleichen Fußreisen Führer, die man, wie ich schon bemerkt habe, schwer bekommen kann. Uebrigens könnte man eine solche Reise, wenn man sein Leben nicht aufs Spiel setzen will, nur in Gesellschaft mehrerer Bekannten machen, um sich nöthigenfalls mit Nachdruck vertheidigen zu können.

Was ich hier gesagt habe, das gilt von einer Reise durch die Karpathen von hier aus weiter östlich durchgehends; sehr grell tritt die Rauhheit des Volkes und Klima's in der Marmarosch hervor. Nur in der Nähe von Munkatsch, d. h. auf der südlichen Seite, bieten die Ebenen gegen die Theiß hin noch eine Gegend, die an das freundliche und gesegnete Ungarn erinnert.

Ueber diese Gegend hinaus nach Südosten hin fangen die unerschöpflichen Steinsalzlager an, deren Ausbeutung einen Haupttheil der Arbeit und des Erwerbs für die dasige Bevölkerung ausmacht. Mit dem Brechen und zu Tage Schaffen, so wie mit der weitern Fortschaffung beschäftigen sich eine Menge von Händen. Wenn man diesen Salzstock in seiner Ausdehnung ein wenig verfolgt, so erstaunt man über den ungeheuren Vorrath, den er enthält, und der auf Jahrtausende für die sämmtliche Bevölkerung der Erde ausreichen würde. Der Bau auf dieses Salz wird nicht so regelmäßig geführt, wie in Wieliczka, theils weil man dieß wegen des vorhandenen Ueberflusses nicht so nöthig hat und allenthalben nicht gar tief darnach zu suchen braucht, theils aber auch, weil die ungeheure Ausdehnung dieser Salzwerke, die bis an die äußersten Gränzen Siebenbürgens sich erstrecken, den Absatz sehr vertheilt und keines der einzelnen Werke ganz besonders viel zu fördern braucht, um den Begehr zu decken.

Die Marmaroscher Gebirge verlaufen in die von Siebenbürgen, und sie steigen bald mehr, bald weniger empor. Alle aber sind sie in ihren Gipfeln meistentheils abgeflacht, und zeigen wenig Spitzen, sondern meistentheils langgedehnte Bergrücken und Kämme. Sie sind im Ganzen sehr wasserreich, und entsenden ihre Gewässer nach zwei Hauptrichtungen, nämlich nach Norden und nach Süden. Die Gränze zwischen Ungarn und Galizien, weiter östlich der Bukowina, läuft eine lange Strecke auf den höchsten Bergrücken fort, welche die Flußscheide machen. Gegen Südosten immer höher ansteigend, veranlaßt das Gebirge einen anfangs nordwestlichen Abfluß der Bäche und Ströme, bis sie erst wieder in die Hauptrichtung mit den übrigen kommen. Sie sämmtlich, die aus der Marmarosch kommen, sammeln sich in der Theiß, um mit dieser in die Donau zu strömen. Da nun das Klima hier ungemein rauh ist, so daß es im October gewöhnlich schon voller Winter, und vor dem Mai an keinen Frühling zu denken ist, so kann man sich leicht erklären, warum in diesem Monate die Theiß in der Regel so hoch anschwillt, und die im tieferen Lande in der Nähe ihrer Ufer liegenden Ebenen unter Wasser setzt.

(Schluß folgt.)

Die Ruinen der alten Stadt Tammana Nuwera auf Ceylon.

In der asiatischen Gesellschaft in London wurde am 1 Februar eine Abhandlung über diese Stadt vorgelesen, deren Name schon darum merkwürdig ist, weil er zur römischen und griechischen Benennung der Insel Veranlassung gab. Tammana ist nämlich bloß eine Corruption des Pali-Namens Tambapanni, oder Sanskrit Tamravanni, die kupferfarbige, von der Farbe des Bodens: dieß ist das Taprobane der Griechen. Der Name ist also, wie auch alle Pali-Bücher besagen, auf die ganze Insel übergegangen. Das Wort Nuwera ist bloß eine Corruption des Wortes Nagara, Stadt. Sie wurde in der Mitte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb. gegründet von Winaja (der Eroberer), dem ersten in der Liste der Könige von Ceylon, deren Geschichte in den alten Pali-Büchern mitgetheilt ist. Das Land umher ist nichts als dichter Niederwald, der Aufenthalt der Elephanten und anderer wilden Thiere. Die Ruinen waren den Eingebornen nicht ganz unbekannt, die manchmal hier nach Schätzen gruben; sie bestehen aus dreizehn Gruppen von Granitsäulen, den Resten von einem Dehgope (Grabmal), zwei Buddhabildern ohne Kopf u. dgl. Die höchsten Säulen sind nur 9 bis 10 Fuß hoch, und man weiß gar nicht, ob sie je ein Dach getragen haben; der Einsender, ein Hr. Chitty, meint, sie hätten wahrscheinlich mehrere Stockwerke von Holz gehabt. Alle Ruinen in verschiedenen Theilen von Ceylon haben ähnliche Säulen. Von Privatgebäuden sieht man keine Spur, weil die Könige von Ceylon nur Personen von königlichem Blut erlaubten, steinerne Häuser zu bauen; alle andern mußten sich mit Lehmhütten begnügen. Der englische Beobachter will an den Ruinen einen druidischen Charakter bemerken, wenigstens seyen sie den Denkmälern in andern buddhistischen Ländern sehr unähnlich.

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Grisebachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Vitolia.

(Fortsetzung.)

Die Strecke von Tekeli bis Ihenidje wird zu 7 Stunden gerechnet. Gerade so lange war ich unterwegs. Zwei und eine halbe Stunde gebrauchte ich bis zur Vardarbrücke. Sie kündigt sich aus weiter Ferne durch ein Wäldchen von Weiden*) an. Die hölzerne Brücke hat zwar die Länge der Schiffbrücke von Mainz,**) aber nur der dritte Theil derselben entspricht in dieser Jahreszeit der Strombreite. Ein gelbes, reißendes Gewässer, aber wahrscheinlich seicht, da ziemlich entfernt vom Ufer sich Büffel darin gelagert hatten. In dem trockenen Theile des

*) Salix alba L., ziemlich hochstämmig. Ich habe dieser Baum im Vardarbecken nicht weiter bemerkt.

**) Gegen 2000 Fuß.

Strombettes ſtehen ſtarke Weidenbäume, auch ein Pferdeſtall, ſo daß es vermuthlich nie völlig überſchwemmt wird. Am weſtlichen Ufer findet ſich ein großer Han, wo ein Tatar und mehrere Gruppen von Bulgaren Sieſte hielten. Ich blieb hier eine halbe Stunde (11h. 50′ — 12h.) und trank einen ſehr übelſchmeckenden Wein, der im Becken ſelbſt erzeugt wird. Die Güte mancher türkiſchen Weine iſt offenbar nur eine Folge der Behandlung. Denn eine der edelſten und wohlſchmeckendſten Sorten iſt gleichfalls ein Product des Barbarbeckens, der weitberühmte Niagoſta-Wein, den ich zuerſt beim Biſchof von Bodena kennen lernte. Er wächſt am Oſtabhange des Turla.

Von dem Brückenhan bis Jhenidje gebrauchte ich 4¼ Stunden (12h. — 4h. 30′). Rechts an den gegen die Ebene vorſpringenden Hügeln liegen Sarilea und Alakliſſi. Einige am Wege zerſtreute Marmorblöcke erinnern den Reiſenden an Pella. Links vom Wege erblickte ich eine einſame, aufrecht gebliebene Säule. Sie ſah aus, wie ein Minaret ohne Spitze. Angebaute Felder erlaubten nicht, ſie in der Nähe zu betrachten. Die Quelle unterhalb Alakliſſi, die noch heute von den Bulgaren Pel genannt wird, fließt in reichlichem Waſſerſtrome. Durch einen Seitenarm wird eine Caſcade gebildet. Eine Gruppe von hochgewachſenen Platanen und Pappeln *) gewährt einen Augenblick Schatten und Ruhe gegen die Qualen der unerträglichen Hitze. Leider ließ ich mich verleiten, zu viel von dem reinen, friſchen Waſſer zu trinken. Anfangs fühle ich nur die volle Erquickung und Umwandlung des Nervenſyſtems. Aber am Abend werde ich matt und ſchlaff über die Maßen. Unauslöſchlicher Durſt verzehrt mich, und je mehr ich ihm nachgebe, deſto mehr werde ich abgeſpannt. Erkältende Schweiße ohne Aufhören verſcheuchen den Schlaf. Endlich finde ich ihn in tiefer Nacht, nachdem ich zwei große Taſſen ſchwarzen Thees zu mir genommen. Am Morgen bin ich ein wenig geſtärkt, aber erſt die Bergluft des Nidje gab mir meine Spannkraft wieder.

In Jhenidje erfahre ich zuerſt die Dignität meines neuen Iermen. Der Poſthan war ohne abgetheilte Zimmer und äußerſt ſchmutzig. Ohnedieß diente er ſchon verdächtigen Reiſenden zur Herberge. Ich ließ daher nicht abladen, ſondern ritt zum Bey. Er bewohnt ein anſehnliches Gebäude: ein viereckiger Hof, auf den man durch ein ſteinernes Thor tritt, an drei Seiten von Stallungen und Nebengebäuden umgeben, links das Palais mit zwei breiten Treppen, die auswärts zum erſten und einzigen Stockwerke hinaufführen, deſſen Galerie die Fronte des Hauſes bis auf zwei flügelartig vorſpringende Kiosks einnimmt. Alles dieß muß man ſich in weißen Farben denken, welche das Geſetz den Rechtgläubigen vorſchreibt und den Ungläubigen unterſagt. In dem nach der Straße gerichteten Flügel ſah ich den Bey am offenen Fenſter auf dem Diwan ruhend in Geſellſchaft einiger anderer Türken. Ich wartete unten. Dimitri ging hinauf und kehrte nach wenig Minuten mit einem Cavas des Bey's zurück, der den Befehl hatte, uns in ein unbewohntes Haus zu führen, das dem Bey gehörte, und theils zu Amtshandlungen, theils ſeiner ſchönen Lage wegen zu freundſchaftlichen Zuſammenkünften von ſeinen Dienern und den angeſehenen Türken der Stadt benutzt wurde. Eine ſolche Geſellſchaft, die hier den Abend zubringen wollte, empfing mich und begrüßte mich höflich. Ein beſonderes Zimmer wurde von den Dienern des Bey's für mich gereinigt, aber der Diwan, das einzige Meubel deſſelben, das drei Seiten des Zimmers einnahm, wimmelte ſo ſehr von Wanzen, daß ich nach dem Kleiderwechſel zu den Türken auf die Galerie zurückkehrte, und beſchloß, die milde, klare Nacht trotz meines übeln Befindens im Freien zu ſchlafen. Kurz nach meiner Ankunft ſendete der Bey einen zweiten Cavas, ſich nach meinem Befinden zu erkundigen, ſeine freundlichen Dienſte anzubieten, und anzufragen, wann ich die Poſtpferde zu haben wünſche, falls ich nicht ſeine Bitte, einige Tage bei ihm zu bleiben, erfüllen könne. Zugleich ließ er ſich entſchuldigen, daß dringende Geſchäfte ihn leider verhinderten, mir einen Beſuch zu machen, daß er aber hoffe, ich werde ihm am andern Morgen eine Stunde ſchenken. Nachdem ich dieſen Artigkeiten auf entſprechende Weiſe geantwortet, wurde das Abendeſſen aufgetragen, welches gleichfalls die Leute des Bey bereitet hatten. Inzwiſchen währte die Unterhaltung der Türken, die ab und zu gingen, bis ſie ſich gegen 10 Uhr zu Hauſe begaben, fort, und bildete einen eigenen Contraſt gegen die Botſchaften des Bey's und die unterwürfige Haltung ſeiner Abgeſandten. Nur eines alten Mannes erinnere ich mich, der mit langſamer Ruhe und phlegmatiſcher Würde über das Ereigniß des Tages, die Kriegserklärung des Sultans gegen Mehemed Ali redete und apathiſch demonſtrirend die Vortheile der ägyptiſchen Artillerie abwog. Die übrigen aber ſchrien in lärmenden und ſchallenden Lauten durcheinander, jeder gegen alle, obwohl ungleichen Standes und Alters, und ohne auf mich, den von ihrem Herrn ſo ehrerbietig Empfangenen, nach der erſten Begrüßung noch eine Rückſicht zu nehmen. Vielmehr tobten ſie auf derſelben Matte, auf der ich ſchrieb, ſo gewaltig, daß ich befürchtete, ſie möchten handgemein werden. Aber dann ergriff wieder Einer die Rede und die Andern hörten ruhig zu, bis der Streit nach langen Pauſen wieder begann, und es ſchien, als ob nicht Leidenſchaft, ſondern nur Gewohnheit ſie beherrſche. Dieſe freche Art des perſönlichen Umganges, die ſo entſchieden der gemäßigten und verbindlichen Redeweiſe der höhern Stände des Occidents gegenüberſteht, und die als ein mühſam zu tilgendes Zeichen dort nur an dem Ungebildeten haftet, reicht bei den Türken bis in die höchſten Sphären der Geſellſchaft, und weckt, wo man ſie antrifft, die verletzende Ueberzeugung, daß es hier keinen Unterſchied zwiſchen Bildung und gemeiner Denkungsart gibt, keine Geltung des Geiſtigen und Perſönlichen, keinerlei Achtung, als vor Macht und Geld. Darum ziehe ich die Griechen vor, die doch wenigſtens einen gentleren Stolz haben, und wenn ſie in Europa waren, leicht den Beweis liefern, daß ſie mit uns im Grunde deſſelben Geiſtes ſind und derſelben Sitte angehören. Vor Betrug und Niederträchtigkeit kann man ſich hüten. Unwiſſenheit kann kindlich und liebenswürdig erſcheinen, aber ſelbſt eine iſolirte und durch die Verdolmetſchung abgeſonderte Stellung wird peinlich, wenn ſie mit ſo rohen Elementen in unabweisbarer Berührung bleibt. Und ſchon die türkiſche Sprache, wie man ſie überall laut und ſchreiend reden hört, trägt dieſen Stempel. Solchen Einflüſſen aber iſt der Reiſende am meiſten hingegeben, und ſie machen leicht die Verachtung erklärlich, in der die Türken ungeachtet ihrer Gutmüthigkeit und Rechtlichkeit bei allen europäiſchen Eingewanderten und beſonders bei den fränkiſchen Kaufleuten ſtehen. Fragt man Jemand, weßhalb kein Europäer mit den Türken verkehre, ſo antwortet er: das ſey unmöglich, ſie ſeyen gemeine Menſchen, und haben vor Niemand Reſpect, als vor dem, der ſie ſchlägt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Platanus orientalis L. und Populus graeca Ait. Ich erwähne dieß ausdrücklich, da Boué, der dieſen Platz anführt, von Palmen redet. Ich habe in Macedonien und Thracien weder die Dattelpalme noch Chamaerops angetroffen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Februar 1840.

Die Karpathen.

(Schluß.)

Die Ruthenen gehen in Siebenbürgen in die Wallachen über. Im Aeußern haben sich alle drei Hauptvolksstämme der Slaven in den Karpathen wenig vorzuwerfen; denn alle stehen auf einem niedrigen Grad von Civilisation, obgleich ihnen natürliche geistige Fähigkeiten nicht abzusprechen sind.

Die Bergriesen, welche sich im Bistritzer Stuhle (ein von Deutschen bewohnter District in Siebenbürgen) erheben, stehen wetteifernd da mit jenen, welche ihre Häupter weiter im Südosten an der Gränze der Moldau in die Wolken strecken; wenn man sie des Abends von der untergehenden Sonne beleuchtet sieht, so verliert man sich im Anschauen und frägt sich, ob es wohl etwas Erhabeneres geben könne. Ein mit Rosenfarbe durchhauchter Duft umkleidet sie, und auf ihren Spitzen schimmert bis tief in den Sommer hinein Schnee und Eis. Bären und Wölfe hausen in ihnen, aber die Phantasie läßt die Vorstellung von der grausen Unwirthlichkeit dort oben nicht aufkommen. Und doch führt eine gut gebaute Straße von Bistritz aus in die Bukowina, die von da weiter nach Lemberg geht. Gute Wege sind die ersten Anfänge der Civilisation bei uncultivirten Völkern. Hier sind sie aber meist eine Frucht des längern Hierwohnens der Deutschen.

Wenn man wegen der Begränzung der Karpathen in diesen Gegenden nicht in Verlegenheit gerathen will, so muß man sie unbedingt über ganz Siebenbürgen ausdehnen. Denn wenn auch die mit vielen Hügeln durchsetzte Landschaft zwischen Torda, Maroſch, Vasarhely und Karlburg eine Unterbrechung des Hochgebirges macht, so zieht sich dieses auf beiden Seiten derselben südlich fort und schließt an der Gränze der Wallachei sich wieder zu einem Hauptzuge, der sich bei Kronstadt mit dem von Bistritz herkommenden vereinigt und in die Wallachei und Moldau hineinläuft.

Eine Merkwürdigkeit, die auf dem ganzen Zuge der Karpathen nur hier vorkommt, ist die Militärgränzwache, welche hier in und an den Gebirgen aufgestellt ist. Eine lange Linie derselben besetzen die Szekler, jener durch ganz Europa berühmte, heldenmüthige magyarische Volksstamm, der nicht minder betriebsam als tapfer ist. Unter seiner Aegide kann man das Gebirge in allen Richtungen durchreisen, und man ist der Gefahr beraubt zu werden nicht ausgesetzt. Aber noch sind wenige Jünger der Wissenschaft bis hieher vorgedrungen, auch ist das Gebirge selbst so beschwerlich zu bereisen, daß man im Ganzen noch keine ganz genaue Kenntniß von demselben erworben hat. — Uebergänge über dasselbe in die Moldau sind außer einzelnen, schwer zu begehenden Steigen keine, und nur in die Wallachei sind deren zwei zu befahren, d. i. der von Kronstadt, welcher über einige nicht unbeträchtliche Berge, und der von Hermannstadt, beim rothen Thurme, welcher längs der Alutha fortläuft. Letzterer ist an einigen Stellen nicht ohne Gefahr, indem die Alutha, ein überaus reißender Strom, wenn sie besonders hoch geht, zuweilen die an den Felsen hinführende schmale Straße unterspült, so daß unvermuthet ganze Stücke hinabrollen.

Bewundern muß man die Ausdauer der an diesen Gebirgen stationirten Gränzwache, die, in kleinen Blockhäusern (Tschardaken) sich aufhaltend, dem unfreundlichsten Wetter ausgesetzt, bei Tag und bei Nacht wachsam seyn muß. Gleich den Schwalbennestern kleben diese Tschardaken an vielen Stellen an den Berg- und Felsenlehnen. Nur Abhärtung von Jugend auf und fortgesetzte Uebung und Gewohnheit können einen solchen Dienst erträglich machen.

Wir wollen nun noch einen generellen Blick auf dieses mächtige Gebirge thun. Denkt man sich als über ihm schwebend, so würden sie unstreitig im Liptauer und Zipser Comitate den malerischsten Anblick gewähren, dem sich der über Siebenbürgen zunächst stellen lassen würde. Die Spitzen, Hörner und Kuppen, neben den langgedehnten Bergrücken, die verschiedene Färbung, welche sowohl die Grundfarben, als die durch Licht und Schatten sich ergebende Schattirung bewirken müssen; die Silberbänder, als welche sich die Flüsse und Ströme durchwinden, vor Allem aber die Nebelgestalten, welche sie umschweben, und die sich jede Minute ändern — dieß Alles würde einen Anblick gewähren, von dem man sich nicht losreißen könnte. Was aber die Ansicht von unten aus und im Gegen-

Digitized by Google

über anlangt, so gibt dieser ungeheure Gebirgszug eine solche Mannichfaltigkeit, die kaum zu beschreiben ist. Zu allen Tageszeiten habe ich bald diesen, bald jenen Theil gesehen, und wenige sind es gewesen, die mich nicht entzückt haben. Was aber den Ueberblick des Hauptstocks der Tatra anlangt, so ist er unstreitig am schönsten und lohnendsten auf den Anhöhen, die ihnen gegenüber in Galizien zwischen dem Gebirge und Krakau liegen; nur muß man sie von hier aus im hohen Sommer früh oder Abends sehen, wo sie von der Sonne die günstigste Beleuchtung erhalten.

Aeußerst liebliche Gebirgspartien geben die vielen nach Süden und nach Norden gehenden Ausläufer der Karpathen. Sie tragen zum Theil die Physiognomie des Hauptzuges, nur daß sie niedriger sind und statt kahler Felsen das frischeste und mannichfaltigste Grün zeigen. Charakteristisch ist das Modell, welches die Spitzen der Tatra im Norden in verjüngtem Maaßstabe zeigt. Da, wo man in die Nähe von Galizien kommt, d. h. wenn man von Bula aus die Magura überstiegen hat, zieht sich ein niedrigerer, vielleicht kaum zum Drittheil so hoher Gebirgszug hin, welcher in allen Stücken, ja fast bis auf die kleinsten Nüancen den hohen Gebirgen ähnlich ist. So weit geht dieß, daß, wenn diese in Nebel gehüllt sind, man darauf schwören möchte, man sehe sie dennoch vor sich. Die Täuschung wird um so größer, als sie bei düsterm Wetter viel höher aussehen, und der niedrige Zug (das Modell) vollkommen die Höhe des Originals zu haben scheint.

Bekannt ist, daß die Karpathen unendlich viele mineralische Quellen enthalten. Fast in jedem Thale und an den niedrigen Abhängen entdeckt man dergleichen, die, mehr oder minder stark, fast kaum beachtet werden. Unter denselben gibt es eine Menge von warmen. Würden sie alle nach ihrem wahren Werthe und Gehalte gewürdigt, wahrlich sie würden eben so stark wie die böhmischen und schlesischen besucht werden. Dazu gehörte dann aber auch vor allen Dingen eine bessere Einrichtung für die Besuchenden und vornehmlich bessere Wege, auf denen man zu ihnen gelangen könnte.

Sehr veränderlich ist der Zustand der Atmosphäre, wie dieß wohl in jedem Gebirge von einiger Bedeutung der Fall ist. Nicht selten verspricht man sich bei einem schönen Abende für den andern Tag günstige Witterung, und wenn man erwacht, strömt der Regen herab. Dieser ergießt sich nicht selten in solcher Menge, daß in wenigen Stunden die Bäche zu Strömen werden und Bäche da sich ergießen, wo man es nie erwartet hätte. Eben so schnell wie diese anwachsen, fallen sie aber auch wieder, und wenn alsdann in den Ebenen Ueberschwemmungen, von ihnen veranlaßt, stattfinden, so staunt man, hier oben schon wieder Alles trocken und die Bäche so klein zu finden, als wäre seit Wochen kein Regen gefallen.

Frägt man, nach welcher Seite die Karpathen das meiste Wasser entsenden, so dürfte sich dieß nicht ganz gleich seyn. Denn was nach Süden, durch die Theis, die Waag, die Neutra, die Gran und noch einige kleine Gewässer der Donau zugeführt wird, das compensirt sich nicht mit dem, was die Weichsel im Norden bekommt, zumal wenn man noch dazu rechnet, daß die Donau weiter hinab noch alles Wasser empfängt, was in Siebenbürgen, der Moldau und Wallachei aus den Karpathen strömt, und ihr durch die Aluta, den Sereth und den Pruth zugeführt wird.

Eine größere Wirthbarkeit dürfte in diesen Gebirgen so bald nicht zu erwarten seyn, da der höhern Civilisation der darin hausenden Bewohner ihre große Armuth im Wege steht.

Nur als Skizze gebe ich, was ich hier niedergeschrieben. So lückenhaft es auch seyn mag, so dürfte es dadurch einigen Werth bekommen, daß fast Alles die Frucht eigener Anschauung und Wahrnehmung ist.

Die mongolische Literatur.

(Schluß.)

So schufen die Mongolen mit Hülfe der tibetanischen Literatur, und von den Lamas geleitet, ihre eigene Sprache, für welche sich eine neue Epoche erhob, nachdem es der hinterlistigen Politik der chinesischen Fürsten, ihrer eigenen Sicherheit wegen, gelang, den Stolz ihrer lästigen Nachbarn zu beugen, und ihnen eine andere Richtung zu geben. Unter dem Vorwande, den Text mit gewissenhafter Treue wiederzugeben, nahmen die Uebersetzer abgekürzte Wortformen, die einem Volksdialekte angehörten, oder Ausdrücke aus dem ursprünglichen Mandschu auf. Unter einer Masse von Neologismen, Uebersetzungen, Edicten, Vorschriften, Regeln aus der Astronomie, christlichen Büchern und aus Werken chinesischer Philosophen machte die mongolische Sprache reißende Fortschritte.

Während sich unter der Donastie Thsing diese Literatur mit sogenannten weltlichen Büchern bereicherte, wurde die Kirchensprache mittelst einiger Wörterbücher, wie das Tokbar-loa, Minghi-dschamso, und besonders das encyklopädische Wörterbuch Khaybi-dschunay, festgestellt. In dem letztern sind nicht allein die Wörter und Ausdrücke der heiligen Bücher enthalten, sondern auch gewisse Kenntnisse, die unentbehrlich sind beim Lesen und Uebersetzen dieser Werke. Mit seiner Hülfe hat man nach dem K'hanggiur die ganze Sammlung der unter dem Namen Hanggiur bekannten Bücher übersetzt. Die fleißigen Mönche fahren, von Dschandscha Khutuktu ermuthigt, eifrig fort, die Werke zu übersetzen, die zur Erklärung der Lehrsätze und Geschichte des Buddhismus dienen.

Der Druck, der, auf chinesische Weise getrieben, viel Zeit und Geld kostet, schadet der schnellen Verbreitung neuer Werke sehr. Die in Asien so sehr geschätzten Manuscripte behalten ihren ursprünglichen Werth. Die Pagoden, die Kloster, die Privathäuser frommer Buddhisten haben sehr reiche Bibliotheken, die gelehrte Werke in sich fassen, doch den Fremden nicht zugänglich sind. Ein Buch wird wie ein Mittel des Heils oder etwas Heiliges betrachtet, das gegen Krankheit und Unglück schützt, und nicht als ein bloß literarisches Werk.

Mehrere mongolische Stämme, die das Land jenseits des Baikal bewohnen, und unter dem Schutze Rußlands nach und nach Mittel erhalten, ihre Lage zu verbessern, sind gegenwärtig

Digitized by Google

Gegenſtand der Eiferſucht ihrer Landsleute, die dem Bogdo-Khan unterworfen ſind. Der Buddhismus, der durch den tibetaniſchen Klerus in die Mongolei eingeführt iſt, hat ſich ſo verbreitet, daß nicht allein die Buriäten die Lehre des Buddha bekennen, ſondern ſelbſt die tunguſiſchen Stämme durch ihre Annahme ſich regenerirt haben. Die buriätiſchen Lamas ſtanden einſt in großer Verbindung mit Tibet; ſie bildeten ſich in der Hauptſtadt ihres Fürſten, brachten von dort eine Menge alter Bücher und Gebräuche mit ſich und unterrichteten die jungen Leute im Tibetaniſchen. Als dieſe Wallfahrten verhindert wurden, wurden die gelehrten Kenner der heiligen Sprache in den Schulen ſelten, doch gab es ſtets unter den buriätiſchen Stämmen fleißige und eifrige Lamas, die alle Hinderniſſe beſiegten und überraſchende Fortſchritte in der tibetaniſchen Literatur machten; davon geben die Ueberſetzungen der beſten Werke Zeugniß, die in kräftigem Styl fließend und richtig geſchrieben ſind.

Die ruſſiſche Regierung befeſtigt in den ſchönen Steppen jenſeits des Baikal Ordnung und Ruhe und ſucht die Eingebornen an einen feſten Wohnſitz zu gewöhnen und ihnen die Vortheile der Civiliſation fühlbar zu machen. Mit dem häuslichen Leben hat ſich bei den Buriäten auch die Neigung für die Wiſſenſchaften offenbart. In den Schulen, die in den Steppen von Selenginsk und Khorin, ſowie in vielen Privathäuſern errichtet ſind, lernen die jungen Leute, wenn auch langſam, leſen und ſchreiben. Man hat vor kurzem eine Schule in Troizkoſawsk für die Kinder der mongolo-buriätiſchen Koſaken errichtet, die den Verſuch der Regierung ſchon rechtfertigt. Das Seminarium in Irkutsk beſitzt eine mongoliſche Claſſe, welche Prediger für das Land der Mongolen bildet. Nach dem Edict von 1825 iſt es vorgeſchrieben, das Mongoliſche in den Schulen von Irkutsk und Nertſchinsk zu lehren, denn da Rußland in einiger Beziehung mit den mongoliſchen Stämmen ſteht, bedarf es guter Dolmetſcher in dieſer Sprache. Die Kalmüken fanden für ihre eigne Bildung Unterſtützung in Stavropol und St. Petersburg. Auch das erſte Gymnaſium in Kaſan zählt unter ſeinen fremden Schülern ſchon junge Buriaten.

Doch Rußland hat noch mehr für das Studium der mongoliſchen Sprache gethan. Hr. Schmidt, Mitglied der Akademie in St. Petersburg, hat Europa die erſte Grammatik und das erſte Wörterbuch dieſer Sprache, ſo wie mehrere Werke in Bezug auf Geſchichte und Religion der Mongolen gegeben. Der erſte Lehrſtuhl für die mongoliſche Sprache wurde in Kaſan gegründet. Unſere Bibliotheken beſitzen große Schätze in gedruckten und geſchriebenen Werken, die man in den der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfenen Stämmen und im Innern China's geſammelt hat, wo keine andere europäiſche Macht Zutritt findet. Da ich das Bedürfniß eines Handbuchs zum Unterricht im Mongoliſchen fühlte und eine große Menge Bücher und Handſchriften in dieſer Sprache beſitze, habe ich mich entſchloſſen, eine mongoliſche Chreſtomathie herauszugeben, welche Erzählungen enthält, aus denen man die Moral des Buddhismus lernen kann, Bruchſtücke dogmatiſcher Werke, welche die verſchiedenen Veränderungen angeben, die dieſe Religion erfahren, und die eine Reihe Nachrichten enthalten, die zum Studium der Geſchichte des Orients unerläßlich ſind; endlich habe ich noch Auszüge des mongoliſchen Geſetzbuchs und Vorſchriften des Kaiſers Tſchin-tſong hinzugefügt, die das Studium des neuern Styls erleichtern und den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Nation erkennen laſſen. Auch habe ich grammatiſche und hiſtoriſche Anmerkungen beigegeben.

Chronik der Reiſen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Griſebachs Reiſe in Rumelien im Jahre 1839.

Reiſe von Salonichi nach Vitolia.

(Fortſetzung.)

25 Junius. Die Pferde, welche der Bey mir beſorgen ließ, ſind vortrefflich. Der Weg durch die allmählich eingeengte Ebene iſt reich an maleriſchen Effecten, und wechſelt in milden und großartigen Eindrücken. Es würde ein Tag des Genießens geweſen ſeyn, aber die Empfänglichkeit des Körpers war nicht hergeſtellt, und die Schwüle des windſtillen Himmels dauerte fort. Selbſt am Abend, als ich um Sonnenuntergang auf der freigelegenen Platte von Vodena endlich eine kühle friſche Luft zu athmen meinte, ſah ich am Thermometer noch 87° Fahrenheit.

Die Entfernung von Jhenidje bis Vodena beträgt 8 Poſtſtunden. Um 6 Uhr Morgens brach ich auf, ohne die Einladung des Bey's anzunehmen. Die Stadt hat nichts Ausgezeichnetes. Sie wird faſt nur von Türken bewohnt, und hat daher mehrere Moſcheen. Romantiſch iſt ihre Lage durch den jäh über ihr anſtrebenden Berg, deſſen felſiger Abhang nur von einſamem Grün belebt, aber am Gipfel durch eine Waldung bekränzt wird. Um 6h 30' durchritt ich einen Bach, der nach Süden fließt, um 7h 30' einen Fluß,*) etwa 50' breit, tief bis über die Steigbügel, der in der Richtung des Sees fließt. Nach einer halben Stunde (8h) gelangte ich von da zu einem bulgariſchen Dorfe, welches S. Georg heißt, aber noch mehrere Namen führt.**) Ich blieb in dem Han bis 9h 30', und erhandelte überreife Kirſchen. Nach anderthalb Stunden (10h) erreichte ich die hochgewölbte Brücke über die Karadſcha, ein reißendes Gewäſſer,***) hier gegen 40' breit. Sie fließt nach Südoſten von der Brücke aus. Hier werden zuerſt die Cascaden von Vodena ſichtbar, wie feine weiße Streifen unter der Stadt, deren Minarets ſchon lange vor den blauen Contouren des Nidjegebirges ſich abzeichneten.

Mit der Lage von Vodena hat es folgende Bewandtniß. Die hermiſche Kette enthält zwiſchen den beiden mehrerwähnten Gipfeln Turla und Nidje an ihrem Oſtabhange ein Querthal, welches vom Vodenabache bewäſſert wird. Dieſes Thal iſt indeſſen von der Tiefebene aus nicht ſichtbar, da es ſich nicht allmählich herabſenkt, ſondern gerade an dem Punkte, wo jene beginnt, durch einen von Berg zu Berg reichenden Damm geſchloſſen wird. Die Gipfelplatte deſſelben verfließt rückwärts mit der Thalſohle. Auf ihrem äußerſten Rande liegt Vodena. Ueber den beinahe ſenkrecht ſteilen, gegen 200' hohen Abhang

*) Der Poſtillon nannte ihn Karaſuhn.

**) Unter dieſen höre ich indeſſen weder Biſtritza (Couſinery), noch Vuhutza der Cotta'ſchen Karte.

***) Das Hydrographiſche von dieſem Theile des Vardardeckens iſt auf den Karten beſonders unrichtig, am unrichtigſten aber auf der von Couſinery.

Digitized by Google

stürzt der Bodenabach in großartigen Wasserfällen zur Tiefebene hinab. Diese selbst aber hat sich, wie eben erläutert wurde, hier an ihrem westlichsten Ausgangspunkte zu mehreren Seitenthälern oder kleinen Ringbecken verzweigt oder vielmehr darin aufgelöst. Eines derselben, welches den zur Karadja fließenden Bodenabach aufnimmt, betrat ich, die weite Fläche des Beckens verlassend, um 10h 50'. Es hat nur die Länge einer halben Stunde. Anfangs habe ich den Bodenabach, noch schaumerfüllt und tosend nach seinem tiefen Fall, zu meiner Linken, dann überschreite ich ihn. Er bildet auch hier noch in der allmählich steigenden Thalsohle zahlreiche kleine Stürze. Eben so die schmalen Wassergüsse, die ihn vermehren oder sich oben auf der Höhe von ihm trennten und sich nun wieder mit ihm vereinigen.

Der Bodenabach, der keinen andern Namen hat, als das einfache bulgarische Wort Voda (Wasser), steht der Karadscha kaum an Bedeutung nach. Auch hat er ein reines, kühles, krystallhelles Wasser, worauf der Orientale, durch einfachen Naturgenuß befriedigt, einen so hohen Werth legt. Der Bischof von Bodena, ein Grieche, erzählte mir, er habe früher in Konstantinopel und Brussa gelebt; alle Ehren und Freuden des Lebens seyen ihm in Stambul zu Theil geworden, aber er habe Brussa den Vorzug gegeben, wo das Wasser gut und die Nahrung gesund und mannichfach sey. Als ihn nun sein Schicksal nach Bodena führte, war er zuerst unzufrieden, ein so glückliches Leben mit ungewissen und durch die verschiedene Sprache schwierigen Zuständen in entlegener Fremde vertauschen zu müssen. Aber wie bald fühlte er sich enttäuscht. Nie wolle er wieder Bodena verlassen, das ihm wie ein wahres Paradies auf dieser Erde erscheine. Denn, fügte er bedeutend hinzu, nirgends ist das Wasser so rein und so kalt, nirgends die Luft so gesund, im Winter milde und im Sommer kühl, nirgends sah ich aus meiner Wohnung so viel fruchtbares und von Gott gesegnetes Land vor mir ausgebreitet, als hier. Hiemit hatte er Alles gesagt, was ihn bewegte. Vor solchen Vorzügen erschien in seinem Bewußtseyn alles Uebrige gering. Von den Menschen, die ihn umgaben, von der Einsamkeit, die ihn absonderte, von Stambuls Ehrenstellen, von Frauen, von Geld und Gut redete er nicht.

In der That ist die Natur der Landschaft unendlich reizend. Leake, der so weit die östliche Halbinsel durchwandert hat, sagt von Bodena, es werde von keinem Orte in Griechenland an Majestät der Lage, an Größe der Umgebungen und an Reichthum der Aussicht über eine weite Ebene übertroffen. Weder Sparta noch Larissa, deren Lage eben so schön als großartig sey, erfüllten ihn mit solcher Bewunderung, als die Klippen und Wasserfälle von Bodena, unten die blühenden Thäler und oben der unermeßliche Halbkreis erhabenen Gebirges, der die Ebene des Golfes umgürtet. Der Eindruck so großer Formen aber wird gemäßigt oder besänftigt durch die Fülle einer üppigen, dicht durchwachsenen Vegetation. Die Felswand selbst ist fast durchaus von Gebüsch und Waldung verdeckt. Granatäpfel, Cornelkirschen und Cercis bilden das Gesträuch; verschlungene Lianen, Clematis, Wein, Winden und Epheu verknüpfen ihre Zweige; wo nur der Boden einen Fuß breit Raum gibt, erheben sich dunkle Alaternus-Bäume mit ihren glänzenden Lorbeerblättern*) aus dem Gewirr des frischen Grüns und der brennendrothen Blüthen. Wo aber das Gestein in schmalen Streifen lothrecht dazwischen hervortritt, stürzen die Cascaden 30 bis 50 Fuß hoch nieder, lösen sich zu Tropfen und Nebel, tränken eine moosüberwachsene Felsplatte, vereinen sich wieder, verzweigen sich von neuem zu immer engern Strömungen und sprudeln endlich, unter Gebüsch und Kraut verloren, hinab zum Thal. Hier nun sammeln sie sich allmählich und bewässern eine Region von unzähligen kleinen Gärten mit hohem Baumwuchs. Denn zu dem Alaternus gesellen sich Maulbeerbäume, Feigen und Eläagnus. Der Oelbaum aber soll hier nicht mehr gedeihen. So wie denn trotz der Ueppigkeit des Wachsthums, wenn wir den Charakter der Vegetation mit der von Monte Santo vergleichen, ihre einfache Zusammensetzung aus wenigen Arten und die Unterdrückung des immer grünen Laubes überraschend darauf hinweist, daß wir uns bereits der Gränze der Flora des Südens genähert haben. Zwar hat der Boden hier wie dort eine dichte, lianenreiche Gesträuchdecke, aber sie besteht nur aus drei vorherrschenden Arten, und unter diesen ist eine**) nicht einmal charakteristisch für den Süden.

Die Lage der Felswand ist gegen Osten. Am südlichen Ende hat sie eine schrägere Abdachung, wo der Weg bequem zwischen Kalkfelsen neben einem Bache hinaufführt. Hier ist auch der Eingang und offene Aussicht in das kleine südliche Ringbecken, das im Niveau des untern Thales liegt. Der Bach desselben verstärkt den Bodenabach. Ich überschritt ihn um 11h, ritt durch das dichte Gesträuch am Fuße der Felswand, erreichte die Höhe des Plateau's und betrat die Stadt um 11h 50'. Sie ist bei weitem nicht so groß, als Couſinéry angibt. Nach der Aussage des Bischofs hat sie nur 500 Häuser, was auf eine Bevölkerung von 2500 Seelen schließen läßt. Vielleicht ist sie unter Ali's Herrschaft verfallen, da Leake von 2000 Häusern redet. Indessen wird sie wie damals durch sechs Minarets geziert, und nimmt eine ziemlich bedeutende Fläche ein.

(Fortsetzung folgt.)

Preisfrage über die Colonisation Algiers. Die Colonisten von Algier haben beschlossen, einen Preis von 1000 Fr. für das beste Werk über die Colonisation zu gründen. Diese Belohnung soll in einigen Monaten durch eine Jury aus der Handelskammer und der Colonialgesellschaft in Algier zuerkannt werden. (Echo du Monde Savant vom 15 Februar.)

---

*) Punica Granatum L., Cornus sanguinea L., Cercis siliquastrum L. — Clematis Flammula L., Vitis vinifera L., Convolvolus sylvaticus Kit., Hedera Helia L. — Rhamnus Alaternus L., Ficus Carica L., Morus alba L., Elaeagnus angustifolia L. — Die Krautvegetation ist arm. Vorherrschend häufig waren Sambucus Ebulus L., Cynanchum monspeliacum L., an den Felsen Specularia Speculum A. D. varbirta (?), einige verblühte Cruciferen und zwei Arten von Allium, eines derselben aber nur an unzugänglichen Standorten.

**) Cornus sanguinea L.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 23** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An das Vaterland. Von Thomas Campbell. — Verhältnisse der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation. (Forts.) — Leben und Abenteuer von Nicholas Nickleby. (Schluß.)**

Zu den Blättern, deren Text dem Auslande dargegebener Literaturblätter, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Vehse.

Digitized by Google

Nr. 58.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Februar 1840.

Die Juden in Galizien.

(Von J. G. Kohl.)

Wenn irgend etwas geeignet ist, einem den Aufenthalt in Galizien so wie überhaupt in Polen zu verleiden, so sind dieß die Juden, die überall wuchernde Plage des Bauern und des Reisenden. Wir hatten bei unserem Aufenthalt in Lemberg, Galiziens Hauptstadt, alle Morgen schon vor dem Kaffee eine ganze Versammlung von ihnen bei uns. Gewöhnlich kamen sie schon, wenn wir noch im Bette lagen, und trugen uns, die wir noch schlaftrunken in den Kissen steckten, ihr Anliegen vor. Drei Factoren, die sich alle drei zu gleicher Zeit als die eigentlichen Hausfactoren unsers Hotels ankündigten, zehn Fuhrleute, die sich, während wir durchaus noch nicht ans Weiterreisen dachten, erboten, uns nach aller Welt Enden bequem und sicher hinzuschaffen, ein Dutzend Kuppler und Faciendenmacher, die uns hübsche Mädchen versprachen und überhaupt zu Mäklergeschäften aller Art erbötig waren, und zahllose Kaufleute, die unser Zimmer mit tausend alten und neuen Waaren vollschleppten, von denen wir nicht Einer bedürftig waren — dieses alle Seelenruhe mordende Volk plagte uns so sehr, daß wir oft nur aus Verzweiflung schon früh Morgens unser Zimmer abschlossen und ins Freie liefen. Doch wird man ihrer hier eben so wenig los. Denn wie die Habichte das arme Huhn, wissen diese Geyer den armen Fremden, er mag sich so unbefangen stellen als er will, schon aus weiter Ferne zu erkennen und folgen ihm wie ein Mückenschwarm. Es existirt nirgends auf der Welt mehr etwas, was der Gemeinheit und Schamlosigkeit der jüdischen Kuppler in Polen gleichkommt. Auf offener Straße, am hellen Tage fallen sie den Fremden an, preisen laut genug, daß es jeder hören kann, ihm ihre Waaren, zeigen die Häuser oder auch die vorübergehenden Mädchen mit dem Finger. Man mag sie zehntausendmal zu allen Teufeln wünschen, man wird sie nicht los, und kein Schimpfwort ist stark genug, um ihnen das Maul zu stopfen. Sie verfolgen einen Stunden lang und lassen keine Ruhe. Das Einzige ist noch die Reitpeitsche, die fürchten sie, und der Juden wegen sollte man nie ohne Reitpeitsche in Polen ausgehen. In Galizien kann freilich bei der guten österreichischen Polizei ihr Gebrauch nur etwas eingeschränkt seyn.

Die Verbreitung des geilen, gierig wuchernden Judenstamms in Polen ist eines der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte der Völker, und ein Sittenmaler, dessen Feder der Schilderung des Zustandes der Juden in Polen gewachsen wäre, würde hier einen außerordentlichen Gegenstand zur Lieferung von Gemälden der sonderbarsten Art gefunden haben. Obgleich in neuerer Zeit durch das geregelte Eingreifen der Regierungen und durch die vielen Einwanderungen von Fremden in ihrem üppigsten Wachsthum etwas gehemmt, ist es doch im Ganzen noch immer wahr, daß vom schwarzen Meere bis zur Ostsee, von Odessa bis Riga, Königsberg und Danzig die Juden in allen zwischenliegenden Städten von einem Gewicht und einer Bedeutsamkeit sind und überall einen so großen Theil der Bevölkerung ausmachen, wie sonst in den Städten keines andern Landes. In allen den Städten dieser Landstriche betreiben sie vorzugsweise die städtischen Gewerbe, alle Handwerke, mit einziger Ausnahme des Schmiede- und Zimmermanns-Handwerks, alle Handels- und Krämergeschäfte, und in keinem der genannten Lande ist es möglich, irgend ein bedeutendes oder unbedeutendes Geschäft ohne die Vermittlung eines Juden abzuschließen. Der Edelmann verkauft durch den Juden sein Getreide an den Schiffer, durch den Juden engagirt der Hausherr seine Bedienten, seine Haushofmeister, seine Köchinnen, ja sogar für seinen Sohn die Lehrer. Durch den Juden werden die Güter verpachtet, werden Gelder aufgenommen, Vorräthe eingekauft u. s. w., kurz durch die Vermittlung des Juden nur speist, fährt, reitet man, logirt und kleidet sich. Ehemals waren die Juden auch die einzigen Pächter der Zölle, der Bergwerke, der Salinen des Landes. Die österreichische Regierung hat dieß jetzt in Galizien geändert. Doch kann selbst sie sich ihrer noch nicht völlig erwehren, und so sind denn die Wege und Brückenzölle und so auch der Branntweinspacht noch gewöhnlich in den Händen der Juden. Jeder polnische Edelmann hat in seinem Hause und eben so in den Städten, welche er gewöhnlich zu besuchen pflegt, seinen sogenannten jüdischen Faciendenmacher, sein Factotum; das

Digitized by Google

ihm wie sein Schatten auf Tritt und Schritt folgt, und ohne welches er sich so wenig glaubt regen und bewegen zu können, wie ohne Arm und Beine. Alles ist hier so mit dem jüdischen Elemente gefüllt und verpestet, daß nicht Einer zum Andern kommen kann, ohne Vermittelung eines Juden. Obgleich wir in Lemberg für unsere Weiterreise einen deutschen Fuhrmann engagirten, so konnten wir doch nicht dazu kommen, direct mit ihm zu unterhandeln, und mußten durch einen Juden mit ihm contrahiren. Als wir ihn nachher fragten, warum er sich, da er doch von unserer Wohnung gewußt, nicht direct mit uns in Verbindung gesetzt hätte, sagte er, die Juden seyen einmal im Besitz dieses Mäklergeschäfts, und wenn er ihnen dießmal nicht die Unterhandlung und die ihnen gebührende Provision überlassen hätte, so würde er, der oft auf Lemberg zu fahren genöthigt sey, später nicht mehr auf ihre Hülfe haben rechnen können. Daher dürfe er es mit ihnen, die immer zunächst und am besten von allen Fremden und ihren Reiseplanen unterrichtet seyen, nicht verderben. Auf diese Weise sind alle andern Contrahenten ebenfalls in den Händen der jüdischen Mäkler.

Die außerordentlich fruchtbare Vermehrung und Verbreitung der Juden in allen polnischen Ländern und die äußerst merkwürdige Eigenthümlichkeit ihrer politischen Stellung im polnischen Reiche ist eines der interessantesten Phänomene der europäischen Völkerkunde, das ohne Zweifel in dem sonderbaren und eigenthümlichen Charakter der polnischen Nation seine Erklärung findet. Die unbegränzte Herrschsucht, der schrankenlose Unabhängigkeitssinn, die wilde Leidenschaftlichkeit, und auf der andern Seite — solche Extreme rufen sich immer gegenseitig hervor, und wie dem übertriebenen Reichthum Einzelner die dürftigste Armuth folgt, so folgt die Rechtlosigkeit Vieler den gehäuften Privilegien Weniger — niedrigster Sklavensinn, völlig mangelndes Rechtsgefühl und die unbedingteste Unterwürfigkeit, welche die Grundelemente des polnischen Nationalcharakters und des politischen Zustandes dieser Nation ausmachten, bewirkten es, daß die Stände des Reichs in zwei Extremen von Rechtszuständen auseinanderzingen, in einen höchst übermüthigen, unbändigen und gewaltthätigen Adel, und in die sehr gedrückte, unglaublich zahme und rechtlose Classe der Bauern. Zwischen beiden blieb eine ungeheure Lücke, in welcher ein dritter, vermittelnder Stand nur kümmerlich vegetirt, da die Heftigkeit des polnischen Charakters, der nur Herr oder Sklave seyn wollte, kein solches Mittelding, wie der Bürgerstand ist, aufkommen ließ. Der Adel wollte Alles tief unter sich sehen, der Bauer war gewöhnt, Alles hoch über sich zu erblicken. So lange das alte barbarische Sarmatenreich existirte, so lange die Bedürfnisse einfach und die Verbindungen mit der Außenwelt unbedeutend waren, mochte diese Lücke ohne große Unbequemlichkeit unausgefüllt bleiben. Als aber im Mittelalter Polens Staat erstarkte und, sich als europäische Gesellschaft constituirend, in die Gesellschaft der übrigen europäischen Staaten eintrat, als er Eroberungen machte, der Aufwand wuchs, der Handel und Verkehr mit dem Auslande zunahm, der Luxus im Innern stieg, und manche Handwerke und Künste wünschenswerth wurden, als mit Einem Worte das Bedürfniß eines dritten Standes gefühlt wurde, zu dessen Erzeugung Polen in sich selber, wie gesagt, keine Elemente trug, da boten sich zur Ausfüllung dieser Lücke, als ein ganz wundervoll dazu passender Stoff, die Juden dar. Aus ihrem Vaterlande vertrieben, von allen Völkern verschmäht und herumgestoßen, hatten die Juden diese Geschmeidigkeit und Gewandtheit, diese Geduld und Nachgiebigkeit, welche der polnische Edelmann bei allen unter ihm Stehenden liebt, gelernt, und waren von den weltgeschichtlichen Ereignissen einzig gut dazu vorbereitet, in Polen ihr Glück zu machen. Kaum hatten sie daher auch, wie die polnischen Geschichtschreiber behaupten, von Boleslaus im Jahre 1264 aus Deutschland zuerst ins Land berufen, polnischen Boden betreten, so verbreiteten sie sich alsbald mit einer erstaunlichen Schnelligkeit, so weit das segensreiche polnische Scepter reichte.*)

Eine detaillirte Zergliederung des Nationalcharakters der Polen und der Juden würde deutlich zeigen, wie ungemein geschickt beide waren, diese innige Verschwisterung, welche sie miteinander eingingen, zu begründen. Der Jude ist schmutzig, der Pole ist es auch, und nimmt daher keinen Anstoß daran; der Pole ist aufbrausend und rasch, der Jude geduldig und zahm; der Pole liebt zu hudeln, der Jude erträgt es gehudelt zu werden; der Pole gesteht außer seinem eigenen keinem Andern ein Recht zu, der Jude nimmt kein Recht in Anspruch; der Pole ist dabei aber großmüthig und verschwenderisch, keiner besser als der Jude weiß von diesen Eigenschaften Vortheil zu ziehen; der Pole versteht nicht zu rechnen, der Jude vortrefflich; der Pole lebt in den Tag hinein und weiß sich im Unglück keinen Rath, der Jude überlegt und sorgt bei jedem Schritt, und weiß für den Polen in allen Fällen Mittel und Wege; der Pole ist stolz und hochfahrend, der Jude demüthig und niederträchtig wie sonst Niemand; der Pole scheut sich vor jedem Geschäft, der Jude vor keiner Mühe und Arbeit. Kurz, es war natürlich unmöglich, daß die steife polnische Fichte sich mit einer Eiche verbinden könnte. Es mußte eine solche jüdische Schmarotzerpflanze seyn, die auf so geile Weise an ihr emporranken und so bis ins Einzelne jeden ihrer Zweige umspinnen konnte.

Die detaillirte Geschichte der Juden in Polen, wenn sie Jemand zu schreiben verstände, würde reich an den interessantesten Ereignissen und Erscheinungen gefunden werden, so wie eine Darstellung ihres jetzigen Zustandes die Gemälde des grassesten Elends und des üppigsten Luxus enthalten würde. Die außerordentlichen Privilegien, welche die polnischen Herren ihnen zuweilen zugestanden, und die entwürdigende Behandlung, welche sich die Juden dann wieder dafür gefallen ließen, haben hier die sonderbarsten Extreme hervorgerufen. Zuweilen scheint es, als wollten die Juden, deren selbstgewählte Deputirte in Warschau erschienen, an der Spitze ihren Marschall, einen

*) Nicht weiter, denn an den russischen Gränzen hört ihr Verbreitungsbezirk auf. Es trat ihnen hier der Charakter der russischen Nation hinderlich entgegen. Der Handelsgeist und manche andere jüdische Elemente dieses Charakters legten den Juden in Rußland das Handwerk.

Digitized by Google

Staat im Staate bilden, und als wollten sie als Nation der polnischen Nation gegenüber treten. Zuweilen erscheinen sie wieder als die Sklaven der Sklaven. Mehr als Eine schöne jüdische Esther leitete zu Zeiten in Warschau die Angelegenheiten am Hofe. Man glaubt die Chroniken der babylonischen Juden zu lesen. Verschwörungen und Empörungen der Juden kommen mehrere vor, und selbst in allen Kriegen der Polen für ihre Unabhängigkeit spielten die Juden, die nicht weniger als die Polen selber den Hinfall der alten Republik beweinen, keine geringe Rolle.

Kasimir der Große, auf den eine schöne jüdische Maitresse großen Einfluß übte, ordnete den rechtlichen Zustand der Juden auf eine für sie anscheinend sehr vortheilhafte Weise. Er gab ihnen einen privilegirten Gerichtsstand, das Gericht des Wojewoden (Statthalters) für ihre Streitigkeiten mit Nichtjuden, ihre eigenen Gerichte für Streitigkeiten mit ihren eigenen Stammgenossen, er befreite sie von allen Staatslasten, wie der Truppenstellung u. s. w., und entzog sie gesetzlich aller Gewalt und Willkür der Grundherren. Nichtsdestoweniger aber ist diese Gewalt und Willkür der Grundherren von jeher mit dem größten Despotismus an ihnen geübt worden, und es ist durch die Gewohnheit hergebracht, daß der Edelmann mit den auf seinem Gebiete wohnenden Juden nach seinem bon plaisir verfahre. Die Steuern, welche sie ihm zahlen, erhöhte er nach Belieben, und nur die Furcht, daß Uebertreibung die Juden von seinem Boden verjagen könnte, hielt ihn davon ab, die Saiten zu hoch zu spannen, nicht das Gesetz, auf welches der Jude sich nicht zu berufen wagte. Prügel darf, den Rechten nach, der Edelmann dem Juden nicht geben, aber aus Rücksicht und Höflichkeit muß sie der Jude geduldig von ihm in Empfang nehmen, und dafür, daß er sich den Bart zupfen läßt, erlaubt ihm der Edelmann, dasselbe wieder dem Bauer zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Reisenotiz aus Australien.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 15 Januar theilte Lord John Russell eine Uebersicht der Entdeckungen mit, welche eine Expedition unter Capitän George Grey in den Monaten Februar bis April 1839 gemacht hatte. Der untersuchte Landstrich liegt zwischen Cap Cuvier und dem Schwanenfluß, zwischen 24° und 32° S. B. Die Expedition hatte zwei Zwecke, die Untersuchung und nautische Aufnahme noch unvollständig bekannter Theile der Küste, und die Erforschung derjenigen Theile des Continents, welche einer besondern Aufmerksamkeit werth seyn möchten. Die Schilderung, welche hier mitgetheilt wird, ist ohne Karte langweilig und großentheils unverständlich, doch müssen wir daraus zwei Umstände entheben, nämlich die Auffindung eines Flusses, Namens Gascoigne, unter 24° 51, der die charakteristische Form der Flußmündung, nämlich was die Engländer ein bar estuary — eine durch eine Barre gesperrte buchtartige Mündung — nennen, nicht habe, sondern gewöhnliche Mündungen von ziemlicher Breite. Die zweite Bemerkung ist, daß die Eingebornen an den Ufern des Gascoigne dieselbe Sprache, wie die am Schwanenfluß und König George-Sund sprechen, nur mit dialektischen Verschiedenheiten, wonach also auf einer Strecke von 630 englischen Meilen längs der Westküste eine gemeinsame Sprache herrscht.

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Griesbachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Bitolia.

(Fortsetzung.)

Ich wurde vom Woiwoden im schönsten Gebäude der Stadt, dem Hause des Bischofs zur Kirche Panagia, einquartiert, und dieser empfing mich mit möglichster Bonhommie. Lage und Aussicht sind wundervoll. Das Haus liegt ganz frei, unmittelbar über dem Abgrunde, nur durch eine Mauer und schmalen Hofraum davon geschieden. Die geräumige Galerie ist natürlich nach derselben Seite offen, aber auch nach Süden. Am Nordende ist das Zimmer des Bischofs, aus dessen Fenstern man gegen den Ridje sieht. Die übrigen Zimmer liegen gegen Westen, und eines derselben wurde mir zur Verfügung gestellt. An derselben Seite gegen die Stadt liegt auch die Kirche, hat aber einen besondern Eingang. Alle jene Räumlichkeiten befinden sich im ersten Stockwerk. An der Erde sind die Zimmer, die zur Haushaltung gehören, aber der Raum unter der Galerie ist ganz offen. Hier ist die Treppe angebracht. Uebrigens ist es ein des Schattens wegen beliebter Aufenthalt, und die Kühle wird noch durch einen kleinen Springbrunnen vermehrt.

Nachdem ich mich eingerichtet und mit dem Bischof auf dessen freundliche Einladung gespeist hatte, auch der Hitze und Erschlaffung wenigstens einigermaßen Herr geworden war, trat ich auf die Galerie, um mich dem Genusse der wunderbaren Aussicht hinzugeben. Also im Vordergrunde die grünbewachsene Felswand, unten die Gärten aus der Vogelperspective, jenseits eingehägte Felder das breite Thal entlang. Diese setzen sich nach Süden durch das Thor des Ringbeckens fort, und erfüllen es durchaus. Es mag zwei Stunden tief und eine Stunde breit seyn. Sanftwellige, bewaldete Hügelreihen umgeben es, hinter denen zu beiden Seiten des Meridians der ferne Olymp (344°)*) und der nahe Turla (40°) mit ihren Schneegipfeln hervorragen, jener breit und massenhaft, dieser kühn und spitz aufgetrieben. Die östlichen Hügel dieses Beckens enden breit vor dem Bodenabach, und bilden dadurch die Südgränze seines Thales. Die westlichen Hügel hingegen, welche höher, aber gleichfalls größtentheils bewaldet und am Fuße cultivirt sind, setzen sich weiter nach Norden fort, schließen, die Platte von Bodena in einem Kranze umziehend, den westlichen Horizont in großer Nähe, lassen an ihrer Höhe zwei große bulgarische Dörfer heraüberblicken, in Westnordwest aber (116°) sich selbst von dem reinen Schneeconus der Ridjespitze überragen, und gestatten, indem sie sich im Westen verschränken, keinen Blick in das enge Querthal, aus dem die Bada kommt. Von dieser Kette nun und zwar aus ihrer nördlich von Bodena gelegenen Fortsetzung verflacht sich allmählich über Osten nach Süden ein nackter Hügelhang mit schwacher Buschvegetation, der zuletzt die Nordgränze des untern Bodenathales bildet. Ueber ihn aber ragt der hohe Berg von Jhenidje mit seinen westlichen Vorbergen bedeutend hervor. Dann

*) Aus einer Entfernung von beiläufig 11 geographischen Meilen.

Digitized by Google

folgt endlich in Oſtſüdoſt der reiche Durchblick in die Ebene, ſo weit ihn die Breite des Thales (eine halbe Stunde iſt es weit und lang) verſtattet. Aber dieſer Blick hat den Charakter des Unermeßlichen. Fünfzehn türkiſche Stunden und dieſe durchſichtige Atmoſphäre! Zu Zeiten ſoll man die Minarets von Salonichi wahrnehmen. Ich habe deutlich, wenn gleich in ſchwachen Umriſſen, den Korthiat und ſogar den Cholomonda mit unbewaffnetem Auge geſehen. Da die Luft nicht einmal ganz ſo klar war, wie ſie in dieſen Gegenden gewöhnlich iſt, ſo bezweifle ich nicht, daß man auch den Athos wird ſehen können, der in gleicher Richtung liegt und bedeutend höher iſt. Die gerade Entfernung von Salonichi aber beträgt etwa 12, die des Korthiat 14, des Cholomonda 19 und des Athos 29 geographiſche Meilen.

Abends beſchäftigte ich mich mit einigen Vorbereitungen zur Beſteigung des Nidje, und verbrachte die übrige Zeit in Unterredungen mit dem Biſchofe. Plötzlich bemerkten wir, daß es ſehr laut auf der Galerie wurde. Viele Menſchen ſprachen durcheinander. Dann traten zwei Bulgaren bei uns ein, warfen ſich vor dem Biſchofe nieder und küßten ſeine Hand. Sie waren ungemein reinlich gekleidet: die dunkelfarbige Jaquette mit Pelz verbrämt, ein neues Hemd, weithauſchiges Beinkleid, niedriger Fez und entblößte Füße. Der eine war der Primat der Chriſten. Der Biſchof, in ſeinem braunen ſeidenen Mantel auf dem Diwan ausgeſtreckt, erwies ihm keine Höflichkeit, ſondern fragte mürriſch, was ihn und ſeine Genoſſen noch in ſo ſpäter Stunde herführe. Zu ſeinem Erſtaunen mußte er hören, daß der türkiſche Woiwode, der eben einen ſeiner Söhne verheurathet habe, heute Abend den Bulgaren in dem eigenen Hauſe des Biſchofs ein großes Gaſtmahl geben werde. Nicht weniger als hundert Familienhäupter der Stadt waren eingeladen und verſammelten ſich allmählich auf der Galerie. Sklaven des Woiwoden bedienten ſie, breiteten lange Tücher auf dem Boden aus, bezeichneten jedes Gedeck durch einen Krug mit Wein und einen hölzernen Löffel, und trugen dann ungeheure Schüſſeln Pillaw und Hammelfleiſch herbei. Die Bulgaren ſetzten ſich in langen Reihen im Umkreiſe der Tücher nieder, verſchlangen in kurzer Zeit unglaubliche Portionen und überließen ſich bald einer wilden, lärmenden Fröhlichkeit. Daß dieſes Gaſtmahl, wie mir der Biſchof ſagte, nur darauf berechnet war, am andern Morgen eine außerordentliche Steuer unter dem Titel eines Hochzeitgeſchenkes ohne Widerſtand erheben zu können, kümmerte ſie nicht. Sie waren unbewaffnet. Das Fleiſch riſſen ſie mit den Händen von den Knochen ab, den Reis verzehrten ſie je ſechs mit den Löffeln aus dem hölzernen Geräth, worin er gebracht war. Im Trinken ſchienen ſie mäßig zu ſeyn, aber ihr heulender Geſang erfüllte die halb erleuchtete Galerie mit unheimlichen Accorden. Die Herrlichkeit hat bis 2 Uhr gedauert, als ich ſchon lange in meinem eingeriegelten Zimmer mich auf den Diwan gelagert hatte und unberührt durch ihre Freuden und Leiden ſchlief.

26 Junius. Der Biſchof iſt ein ſehr gemüthlicher, freundlicher Herr. Ich frühſtücke und ſpeiſe mit ihm, und bin faſt den ganzen Tag in ſeiner Geſellſchaft. Trotz Gicht und Corpulenz führt er mich ſelbſt zur größten Caſcade, zeigt mir Antiquitäten, ſetzt mir vortrefflichen ſüßen Wein vor, und pflegt mich überall ſo gut er kann. Er iſt zwar beſtändig in Seide gekleidet, aber ohne alle perſönliche Würde. Neugierig durchſtöbert er meine Sachen, und ergötzt ſich ſehr an dem Gebrauche der Stahlfedern, wodurch ich Gelegenheit finde, mich ihm verbindlich zu zeigen. Mit großem Behagen holt er nun auch ſeine Schätze herbei: ein kleines Fernrohr und eine alte engliſche Repetiruhr, die in einem ſaubern Käſtchen aufbewahrt wird. Beim Frühſtück werden einige gemeine Bulgaren angemeldet, die den Rath des Biſchofs wegen einer häuslichen Angelegenheit in Anſpruch nehmen wollen. Ihr ſchmutziger, zerriſſener Anzug verräth ihren mittelloſen Stand. Mit unterwürfiger Gebärde treten ſie ein, verbeugen ſich mit dem Kopf den Fußboden berührend, küſſen des Biſchofs Hand und verneigen ſich noch einmal. Nach dieſer Ceremonie indeſſen ſetzen ſie ſich zutraulich zu ihm und ſprechen mit ihm wie mit ihres Gleichen, wobei das Wort Piaſter (γρόσσαις) am häufigſten durchtönt. Es war augenſcheinlich, daß ihm ihr Betragen nicht im geringſten auffiel, vielmehr zeigte ſich deutlich, daß die äußere Form der Ehrerbietung bei ihm, wie bei andern Prieſtern der griechiſchen Kirche, ohne den mindeſten Einfluß auf das perſönliche Verhältniß blieb. Selbſt die Diener fühlten ſich nicht niedrig und untergeordnet in ſeiner Nähe: denn er erhob ſich über Niemand, nicht etwa aus chriſtlicher Demuth, ſondern weil unſere Begriffe von Anſehen und Grandezza ihm fremd waren. Dieſer Charakterzug wurde mir noch bei einer andern Gelegenheit deutlich, als der Biſchof ſeine Autorität zeigen wollte. Er hatte einen kleinen muntern dienſtbaren Geiſt von 14 Jahren, den er etwas zu tyranniſiren pflegte, ohne daß dieſer darüber ſeine gute Laune verlor. Da er ſich bei Tiſche eine kleine Nachläſſigkeit in der Bedienung zu Schulden kommen ließ, wurde der Prieſter ungehalten, und verbot ihm zur Strafe, uns auf dem Spaziergange zum Waſſerfall, der neben einem der biſchöflichen Gärten liegt, zu begleiten. Nun aber ging es an ein Bitten und Schmeicheln, und nach einigen Umtrieben gelang es dem Kleinen, die Zurücknahme des Verbots zu erwirken. Als wir den Weg gemacht hatten, der nur eine Viertelſtunde lang, aber zum Theil der heißen Nachmittagsſonne ausgeſetzt war, fühlte ſich der Biſchof von der ungewohnten Strapaze ſo angegriffen, daß er ſich neben dem Bach ins Gras legte und mich meinem Schickſal überließ. Der kleine Diener folgte mir, und da ich mich ſpäterhin anſchickte zurückzukehren, nöthigte er mich in den Garten des Biſchofs, um unter ſeiner Anleitung einige Kirſch- und Maulbeerbäume zu plündern. Eine Handvoll Kirſchen ſammelte er für ſeinen Herrn, ſtellte ſich an, als habe er ſie eben von einem Vorübergehenden gekauft, und erntete, da der Biſchof die Liſt nicht durchſchaute, vielmehr ſein Eigenthum als ein freundliches Geſchenk verzehrte, für die Aufmerkſamkeit große Lobſprüche. Aber die leicht verdiente Gunſt dauerte nicht lange. Am andern Morgen war er wieder mit dem Kleinen unzufrieden, und dictirte ihm eine Strafe, die auf der Stelle vollzogen wurde. Er mußte nämlich ein langes griechiſches Gebet mit erhabener Stimme und in unbequemer Stellung recitiren, wobei der Biſchof ſeinem Gedächtniß häufig zu Hülfe kam. Wenn darin der Name eines Heiligen vorkam, mußte er jedesmal den Fußboden mit der Stirne berühren. Dieſer Pönitenz, bei der natürlich von Andacht nicht die Rede war, unterzog er ſich mit heiterer Miene: weder die unterwürfige Haltung des Abhängigen, noch eine Spur von Strenge oder Stolz bei dem doch durch Jahre und Stand ehrwürdigen Gebieter.

Nach dem Frühſtück zeigt man mir die Kirche, ein Seitenſtück zu denen des Athos, klein, quadratiſch, angefüllt mit häßlichen Heiligenbildern. Das Merkwürdigſte ſind vier marmorne Säulen, welche die Kuppel tragen und antik zu ſeyn ſcheinen. Den Styl hielt ich für korinthiſch, aber die Arbeit iſt roh.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 59.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Februar 1840.

Missionen in der Südsee.

London, den 15 Februar.

Die Wichtigkeit, welche Neuseeland in der neuesten Zeit erlangt hat, weckt die Aufmerksamkeit auf das Thun und Lassen der Missionen dort, und das Resultat ist der Art, daß ohne Zweifel die Regierung einschreiten wird, um den unerträglichen Mißbräuchen zu steuern, welche dort von einigen Missionsgesellschaften begangen worden sind und noch begangen werden. Im Jahre 1837 erklärte ein Katechist der anglikanischen Missionsgesellschaft (Church Missionary Society), Namens Flatt, einem Committee des Hauses der Lords, daß die Missionen dort Ländereien von solcher Ausdehnung angekauft hätten, daß ein Strich derselben 15 Meilen lang sey, andere Tausende von Morgen enthalten. Dieß war das Resultat einer höchst unklugen Erlaubniß, welche die Missionsgesellschaft im Jahre 1830 ihren Missionen gegeben hatte, für ihre Familien Land anzukaufen. Der Eindruck, den diese Erklärung machte, welche seitdem von vielen Augenzeugen bestätigt wurde, war so unvortheilhaft, daß die Einnahmen der Gesellschaft (welche nahe an 100,000 Pf. St jährlich betrugen) von diesem Augenblick an abzunehmen anfingen, und die Direction verlangte von den Missionären Rechenschaft. Die Antworten derselben sind längst angekommen, aber nicht bekannt gemacht worden, allein es ist darüber ein Streit in der Gesellschaft selbst ausgebrochen, da der honettere Theil derselben verlangte, daß man den Missionären allen Besitz von Land, der sie nur von ihren geistlichen Pflichten abhalten könne, verbieten solle. Es sind darüber verschiedene Broschüren erschienen, und die Sache ist jetzt mit sehr häßlichen Details so bekannt und schreiend geworden, daß die Direction beschlossen hat, ein weltliches und ein geistliches Mitglied als Commissar nach Neuseeland zu schicken, um über den Stand der Dinge zu berichten. Aber dieß ist ein weit aussehendes Mittel, und es ist weit wahrscheinlicher, daß die Regierung dem Capitän Hobson Befehl geben wird, die gesammten Landankäufe der Missionen für illegal zu erklären, und die Ländereien den ursprünglichen Besitzern zurückzugeben, aus dem Grunde, weil die Käufer ganze Districte angekauft haben, ohne den ursprünglichen Besitzern einen Theil derselben vorzubehalten, wodurch diese genöthigt worden sind, sich auf die umliegenden Stämme zu werfen; daraus sind Kriege entstanden, so daß nach einer allgemeinen Bemerkung die Bevölkerung in der Nähe der Missionen immer abnimmt. Die Missionäre erklären dieses Factum durch ein unergründliches Verhängniß von Gott, aber solche hypokritische Phrasen werden für dießmal wohl schwerlich durchdringen, denn dieser Skandal hat die Gesellschaft den Angriffen anderer Missionsgesellschaften ausgesetzt, namentlich denen der eigentlichen Bischöflichen (Propagation Society). Diese war längst auf sie eifersüchtig, indem sie trotz ihres Titels außer allem Verhältniß mit der anglicanischen Kirche steht und die Autorität der englischen Erzbischöfe nicht anerkennt. Die „Propagation Society" ergreift daher die Gelegenheit, sie wo möglich zu absorbiren, und das zunehmende Deficit in ihrer Einnahme, welches sich durch das große Skandal der Länderspeculationen natürlich schnell vermehren muß, wird sie auch wahrscheinlich zwingen, sich der älteren Gesellschaft zu unterwerfen. Sie ist übrigens keineswegs die einzige Missionsgesellschaft, welche sich auf diese Art verfehlt hat, und man wird nächstens ähnliche Anklagen von andern hören, da die Sache einmal zur Sprache gebracht ist, und die Missionäre können sicher seyn, daß ihnen trotz des Fanatismus, der sie bisher mit einem Heiligenschein umgab, auf die Finger gesehen werden wird; denn so bereitwillig auch die fromme Bevölkerung von England ihr Geld zu Missionszwecken gibt, so ist es doch nicht so gemeint, daß diese Summen zum Ankauf von Provinzen für die Kinder der Missionäre dienen sollen. Auf der andern Seite hat der Staat ein großes Interesse, die Missionen in Schranken zu halten, denn der Einfluß von England in einem großen Theile der Südsee hängt von dem der Missionsanstalten ab; wenn sich aber diese den Eingebornen verhaßt machen, so sind die französischen katholischen Missionäre ganz bereit, die Erbschaft dieses Einflusses an sich zu ziehen. Als die katholischen Missionen zuerst vor einigen Jahren in der Südsee erschienen, bedienten sich die protestantischen Missionen ihres politischen Einflusses, sie nach Californien deportiren zu lassen. Allein die Missionen in Paris, deren Hülfsmittel schnell zunahmen, verloren den

Digitized by Google

Muth nicht: sie theilten die Südsee in zwei Generalvicariate, etablirten sich auf den Fidschi-Inseln, in dem Gambier Archipelagus, auf den Marquesas, und erhielten von der französischen Regierung, daß sie durch ihre Kriegsschiffe im Südmeere auf Otaheiti, den Sandwichinseln und überall, wo sie mit Gewalt vertrieben worden waren, wieder eingesetzt wurden, was von Seite der französischen Capitäne mit vieler Brutalität geschehen ist, wie man aus den Zeitungen und den officiellen Berichten im Moniteur gesehen hat. Diese Rivalität der Missionen verschiedener Kirchen ist ein großes Unglück für die Südseeinseln, und an sich hatten die Otaheiter und Sandwichinsulaner vollkommen Recht, daß sie keine andern Missionen, als die, welche sie einmal angenommen hatten, hereinlassen wollten, denn es prophezeyte ihnen nichts als einen bürgerlichen Krieg. Allein ohne einen Krieg zwischen England und Frankreich ist es nun einmal nicht zu ändern, und das Interesse von England ist, seine Missionen so zu reguliren, daß sie den Eingriffen der katholischen widerstehen können. Dieß ist nicht so leicht, theils weil barbarische Völker durch die Ceremonien der katholischen Kirche angezogen werden, theils weil der finstere Geist der Sectirer, welche sich der englischen Missionen bemächtigt haben, ihrer Religion und ihrem politischen Einfluß einen Charakter gegeben hat, welcher sie nicht beliebt gemacht haben kann, und endlich weil es unendlich schwerer ist, verheurathete Missionäre zu regieren, als katholische Priester. Man hat es gesehen, zu welchen Mißbräuchen der an sich natürliche Wunsch der Missionäre, für ihre Familien zu sorgen, geführt hat, während der katholische Priester für nichts als seine Kirche zu sorgen hat, und obgleich die Erbsünde der katholischen Kirche, ihre unbeschränkte Herrschsucht, kein geringerer Fehler ist, als die Privatinteressen und die Habsucht verheurathet Missionen, so verkleidet er sich doch besser unter dem Mantel des Religionseifers. Die schottischen Baptisten haben bei ihrem Etablissement in Serampur die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, Missionen mit Familien in Abhängigkeit von der Stammgesellschaft zu halten, und in Neuseeland wird es die anglicanische Gesellschaft eben so schwer finden, während der französischen Propaganda nichts so leicht wäre, als Etienne, apostolischen Vicar für Ostoceanien, oder Pompallier, den Bischof von Westoceanien, nach China oder an den Missouri, oder wohin es ihr beliebte, zu versetzen, wenn sie sich erlaubten, gegen ihre Instructionen zu handeln. Dazu kommt, daß die katholischen Missionare fanatischer sind, und einen Ehrgeiz, die Krone des Märtyrerthums zu erringen, besitzen, von dem die verheuratheten Missionäre der protestantischen Kirchen ziemlich frei sind, die aber in Missionsangelegenheiten ein großes Element Erfolgs ist. Bei allen diesen Fehlern sind jedoch Missionen irgend einer christlichen Secte ein mächtiges Werkzeug von Civilisation, und nur ihr Conflict unter sich, oder überaus schlechte Verwaltung, wie die der Missionen in Neuseeland, kann sie zu einem Uebel machen. Diese beiden Uebel hat die Indolenz der anglicanischen Kirche über ihre Etablissements im Südmeere gebracht, denn hätte sie sich weniger mit ihren weltlichen Interessen in England beschäftigt, und sich mehr der Missionen angenommen, so hätten die Missionsgesellschaften der Secten nicht die Oberhand gewonnen, denn sie hat durch ihre hierarchische Form Mittel von Organisation der Missionen in der Hand, welche die Secten nicht besitzen. Aber sie ist zu sehr an fette Pfründen gewöhnt, als daß sie Bischöfe in neubekehrte Länder schicken könnte, wie die katholische Propaganda thut, welche ihren Bischöfen 40 Pfd. St. Gehalt gibt, und dafür eifrige Diener findet. Die Noth drängt sie freilich jetzt, und es ist zu erwarten, daß sie einen ernstlichen Versuch mache, ihre Autorität in dem Südmeere aufrecht zu halten, und wenn der Bischof von Exeter und der Lordbischof von London die Hälfte des Eifers, den sie auf irländische Zehnten verwenden, darauf wenden wollen, so kann es gelingen, wo nicht, so wird die katholische Kirche und der französische Einfluß in der Südsee die Oberhand gewinnen.

Die Juden in Galizien.

(Fortsetzung.)

Es war sonst eine allgemeine Sitte in Polen, daß die Edelleute sich auf ihren Schlössern Juden als Hofnarren hielten. Auch jetzt noch findet man sehr häufig solche jüdische Hofnarren, die gemein genug sind, sich Alles gefallen und das Aergste über sich ergehen zu lassen, auf den polnischen Landsitzen; diese Hausjuden werden dann eben so in die Familien aufgenommen, wie bei uns die Hunde, theilen mit ihren Herren dieselben Zimmer, essen mit ihnen an derselben Tafel, sind aber dafür im Allgemeinen die Sündenböcke und bêtes noires des ganzen Hauses, an denen Jeder seine böse Laune auslässt, und welche Jeder an den Ohren zupft, wenn es ihm in den Fingern juckt. In einem gewissen polnischen Hause lebte noch vor kurzem ein solcher Hausjude. Man hatte ihm den brillanten Namen „Prinz Johann" gegeben, und im Ernst oder Scherz wurde dieser Mensch nicht anders als „Prinz Johann" genannt. Er ging elegant wie der Herr des Hauses gekleidet, und wurde von Jedermann übermäßig wie ein Papagai gefüttert. Jeder steckte ihm etwas in den Mund, das er hinunter essen mußte, zuweilen war es Zucker, zuweilen, um ihn zu foppen, Assa foetida. Prinz Johann hatte Launen, wie jeder Schooßhund, und nicht selten verlangte er eine ganze Zuckerdose voll Zucker, um sie auszunaschen. Zuweilen bekam er, was er wünschte, zuweilen aber, was er nicht wünschte, etwas auf die Finger. Den Kindern des Hauses mußte er abwechselnd als Schaukelpferd, Ochse, Tanzbär oder Esel dienen, je nachdem sie bei ihren Spielen dieß oder jenes bedurften. Sie zerrten ihn dabei weidlich herum, und zwangen ihn nachher zur Belohnung eine Schüssel voll Syrup auszulecken. — Am Sonntag maskirten sie ihn, und ließen ihn bald als Negerkönig, bald als Bramane, Jupiter oder Pluto, dann wieder als Ziegenbock erscheinen. Der Vater half seinen Kindern redlich dabei, und die Streiche, die er mit ihm anstellte, waren noch viel pikanter, da nicht selten Blut dabei vergossen wurde. So begegnete ihm sein Jude einmal auf dem Hofe des Schlosses, als er eben, höchst ärgerlich darüber, daß er nichts geschossen, von der Jagd

Digitized by Google

zurückkehrte. „Nun haben der gnädige Herr eine gute Jagd gemacht?“ hob der Jude an, indem er freundlich grüßte und ehrerbietig sich verneigte. „Zum Teufel! Du infamer Kerl, nicht einmal eine schwatzhafte Elster habe ich geschossen! Mein Schuß steckt noch in der Flinte. Aber wart, so einen Schwätzer denke ich doch noch hier zu schießen. Marsch hinauf auf den Baum! Ohne Umstände, flink! Oder ich gebe dir die Ladung in den Kopf. Hinauf! höher! auf den Zweig! so! Elster, nun sitz fest!“ Dann schoß er dem schreienden Juden den Schrot in die Beine, daß er wie ein Sperling vom Baum herab in den Hof fiel, wo dann der Edelmann herzlich lachend an ihm vorüber ritt, und so doch noch gut gelaunt von der Jagd zu Hause ankam. Der Jude wurde curirt, bekam viel Bonbons und Honig zu essen, und blieb dann nach wie vor im Hause. *) Die Stellung solcher jüdischen Hausdomestiken setzt den despotischen, herrischen und launigen Charakter der polnischen Edelleute in ein recht helles Licht, deren Bedürfniß nach Ausübung von Gewalt so groß ist, daß sie mit ihrem unumschränkten Regiment, welches sie über ihre Bauern üben, sich noch nicht befriedigt fühlen, sondern auch noch beständig einen Menschen in der Nähe haben müssen, der bloß dazu bestimmt ist, als geduldiger Ableiter der bösen Launen der Herren zu dienen. In den Polen steckt eine so tief wurzelnde Lust an der Herabwürdigung anderer Menschen, es macht ihnen so viel Freude, sich auf Kosten anderer lustig zu machen und andern ein Hasenschwänzchen anzuhängen, sie fühlen eine so große Befriedigung darin, Andere zu Gecken zu machen, und sie scheinen so viel kitzelnden Uebermuth in ihrem eigenen Blute zu empfinden, vermöge dessen es ihnen unmöglich ist, andere Leute in Ruhe zu lassen, daß eigentlich ihr halbes Leben im Foppen und Necken Anderer, und im Denken und Ausführen der tollsten Streiche ihre Hauptfreude besteht.

In Lemberg wurden uns ein paar junge Edelleute nahmhaft gemacht, die vor kurzem wieder einen tollen Streich an Juden verübt hätten, wie man ihrer freilich noch tausend andere und noch viel pikantere erzählen könnte. Sie waren auf einem Spazierritt bei sehr schmutzigen Wegen an ein jüdisches Städtchen gekommen, vor dem einige jüdische Familien, Weiber, Männer und Kinder in ihrem Sabbathstaate auf trockenen Fußwegen einhergingen, während die im Schmutz reitenden Edelleute von oben bis unten unsauber befleckt waren. „Seht die Juden, wie elegant sie sind mit weißen Strümpfen und blanken Schuhen! sie gehen prächtiger einher als die Edelleute des Landes.“ „Laßen wir sie einmal in dem Schmutze tanzen,“ schlug einer vor. Der Vorschlag gefiel ausnehmend. „Juden, herunter vom Fußwege! Ihr wollt ja ein Sonntagsvergnügen. Tanzt hier auf dem weichen Fahrwege eine Mazurka! Wir wollen euch die Musik und den Takt angeben.“ Die Juden schrien die lieben gnädigen Herren um Barmherzigkeit an, und baten, sie würden doch aus dem hübschen Spaße keinen bösen Ernst machen. Aber diese ließen alsbald ihre Burschen auf den Jagdhörnern eine Mazurka blasen, ließen dann lachend ihre Hundepeitschen schalten und walten, und trieben die Juden in den Schmutz, die sich paarweise anfaßen, und nach dem Tacte der Peitschen und Hörner so lange tanzen mußten, bis sie so schmutzig aussahen, daß die Jäger sich nicht mehr vor ihnen zu schämen brauchten, worauf denn diese heiter beim jagten. Zur Ehre der österreichischen Gerechtigkeit aber sey es gesagt, daß dergleichen Dinge in Galizien jetzt selten sind.

Die Sprache der Juden, welche ein sehr corrumpirtes Deutsch ist, — in den baltischen Provinzen ein Dialekt, der dem preußischen und kurischen Deutsch ähnelt, in Galizien ein fast völlig österreichisches Deutsch, spricht sehr für die Ansicht der Polen von dem deutschen Ursprunge der polnischen Juden, die Kleidung aber spricht für die von Einigen aufgestellte Ansicht, daß die Juden aus dem griechischen Kaiserreich nach Polen kamen. Wahrscheinlich haben von beiden Seiten her Einwanderungen stattgefunden. — Die Kleidung der polnischen Juden ist fast völlig orientalisch. Sie unterscheidet sich durchaus von der Kleidung der deutschen Juden, so wie sie ebenfalls keine Aehnlichkeit mit der polnischen Nationaltracht zeigt. *) Dabei aber ist sie doch in ganz Polen mit sehr wenigen Nuancen vom Pontus zur Ostsee so ganz und gar bis aufs Härchen dieselbe, daß man in allen polnischen Juden nur eine große Societät von Doppelgängern zu sehen glaubt. Die Einheit der äußeren Erscheinung hat gewiß nicht wenig Wunderbares, unter Anderem das, daß sie bei einer Nation statt findet, die nie eine politische Einheit bildete.

(Schluß folgt.)

*) Mir wurde diese Geschichte in Lemberg von einem dortigen Edelmann erzählt. Später erst erfuhr ich, daß sie Salomon Maimon schon von einem Fürsten ...i... erzählt.

*) Einige behaupten, es habe noch eine uralte sarmatische Nationaltracht gegeben, und das sey die Tracht der heutigen polnischen Juden. Die Polen hätten nämlich im 15ten Jahrhundert jene ihre alte Tracht abgelegt und mit tatarischer Kleidung vertauscht, und hätten dann den Juden geboten, bei der alten Kleidung stehen zu bleiben. Doch scheint uns diese Ansicht sehr viel Unwahrscheinliches zu haben.

Der Kautschukbaum in Assam.

(Annales des Voyages. Nov. 1839.)

Der Kautschukbaum in den Wäldern von Assam ist den Assamesen unter dem Namen Borgeth bekannt. Er wächst gewöhnlich einsam, und ist bedeutend größer als alle andern Bäume, namentlich durch den bedeutenden Umfang, den er einnimmt und mit seinen Zweigen bedeckt. Man erkennt ihn aus sehr weiter Entfernung an seinem hohen, dichten Gipfel. Einer der größten, den man fand, maß 24 Fuß im Umkreis, die durch seine Zweige beschattete Oberfläche 650 Fuß, und seine Höhe wurde auf 100 geschätzt. Der Kautschukbaum scheint auf den Terai (das Tiefland am Fuße des Himalaya) beschränkt, liebt aber die trockenen Stellen, und findet sich am zahlreichsten am Fuße der Berge. Hr. Griffith, der die Wälder dieses Landstriches sah, ist der Meinung, Assam allein könnte dem Handel eine hinreichende Menge Kautschuk liefern. Man verschafft sich den Saft durch Quereinschnitte an den großen Wurzeln, die halb aus dem Boden hervorstehen; diese Einschnitte gehen bis aufs Holz, aber der Saft fließt nur aus der Rinde. Ist der Saft von guter Qualität, so hat er anfangs eine weißliche Farbe und die Dichtigkeit von Rahm; er fließt zwei oder drei

Tage lang, und hält inne, sobald sich eine Lage von Kautschuk um den Einschnitt gebildet hat. Die Operation wird nach 18 bis 20 Tagen wiederholt. Man hat berechnet, daß 20.000 Bäume vermittelst vier Einschnitten 12.000 Mands oder 8950 Centner reinen Kautschuk geben.

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Grisebachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Vitolia.

(Fortsetzung.)

Hier hatte ich auch eine Probe griechischen Religionsunterrichts. Auf der Seitenstufe eines Altars kniete ein junger Priester, ihm gegenüber zwei Knaben. Jener sagte ihnen ein Gebet vor, das sie einzeln Wort für Wort nachsprechen mußten. Als ich in ihre Nähe kam, sahen sie mich neugierig an, unterbrachen aber ihre mechanische Beschäftigung keinen Augenblick. Nach dieser Methode lernt man hier eine Reihe von Gebeten auswendig und wird dadurch ein bulgarischer Christ. In einem andern Fall las ein angehender Priester gewisse Gebete ohne allen Ausdruck und mit jener Eilfertigkeit, die das gute Werk von der Zahl der gesprochenen Wörter abhängig macht. Auch vor ihm knieten zerstreute Knaben, die es vielmehr interessirte, mich zu fixiren, als der unverständlichen Vorlesung ihr Ohr zu leihen.

Einige Alterthümer, welche von frühern Reisenden nicht beschrieben sind, wurden in einem kleinen Hofe hinter den Stallungen aufbewahrt. Das Merkwürdigste war ein marmornes Denkmal, etwa 8' hoch. Es ist eine Steinplatte, die zu einem länglichen Viereck behauen ist. Nur die eine Seite trägt ein Basrelief und darunter eine Inschrift. Jenes stellt einen roh gearbeiteten Amer vor. Die Inschrift ist sehr leserlich folgende:

ΛΥΡΑΤΙΟΣ
ΚΑΙΛΥΡΑΤΙΛΑ
ΤΩΙΛΙΩΤΕΚΝΩΝ
ΧΑΡΙΝ.

Ein unförmlicher Stein, den man gleichfalls hieher gebracht hatte, zeigte im Basrelief mehrere monströse Thierfiguren. Ein anderes Basrelief schien dagegen der byzantinischen Zeit anzugehören, da es christliche Embleme darstellte. Arbeit und Material waren indessen mit jenem übereinstimmend.

Den übrigen Theil des Vormittags wendete ich zu einer nähern Untersuchung des Felsabhanges an. Es führt in der Nähe des Hauses eine Serpentine, die für Pferde zugänglich ist, die Wand hinab zu den Gärten, welche Eigenthum der Bodenioten sind. Der Fels besteht aus höchst ausgezeichnetem Travertino, der sich an der Oberfläche fast überall zu den zartesten, dicht und tief verworrenen Tufbildungen verzweigt. Besonders häufig sind kleine Aushöhlungen und Grotten, deren Wände von dem weißlichen Tuf bekleidet die größte Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit der Formen darbieten. Man kann sich nicht enthalten, Vergleichungen mit vielerlei Gegenständen anzustellen: bald glaubt man ein Vogelnest zu sehen, bald eine starr gewordene Moosvegetation, bald einen Dianenbaum oder eine künstlich gearbeitete Verzierung. In einigen Figuren erkennt man ein zufälliges Geflecht einstmals überrindeter, zarter Gewächse, in andern derbere Zweige von Sträuchern.

Als ich einen beträchtlichen Theil der Felswand seitwärts vom Hauptwege auf engen und dicht überwachsenen Fußpfaden umkreist hatte, und zuletzt die untere Thalfläche erreichte, redeten mich einige Knaben an und versprachen mich für einige Piaster zu gewissen Alterthümern zu führen, die im Labyrinth der Gärten versteckt und sehr merkwürdig wären. Denn ein Milesier habe sie vor etlichen Jahren hervorgraben lassen und mit sich nehmen wollen, und dem Woiwoden eine beträchtliche Summe für die Erlaubniß geboten. Dieser aber, durch den Bischof von dem wahren Werthe dieser Steine unterrichtet, habe die Erlaubniß verweigert. Wir mußten über mehrere Hecken klettern, waren jedoch bald an Ort und Stelle, nachdem wir die dazwischenliegenden Gärten, in denen Gemüse und Mais gebaut wurde und einzelne hohe Maulbeerbäume wuchsen, durchwandert hatten. Aber von den Antiquitäten war wenig zu sehen, da sie größtentheils in der Erde steckten. Es waren einige bedeutend hohe Marmorsäulen, die aber horizontal da lagen und zur Befriedigung zwischen zwei Gärten dienten. Sie trugen keine Inschrift. Ihre Capitäler waren verschüttet. Ferner lag hier ein Block mit einer langen griechischen Inschrift. Es wäre indessen leider wenigstens das Tagewerk von zwei Menschen erforderlich gewesen, um sie in so weit zu reinigen und hervorzugraben, daß man im Stande gewesen wäre, sie zu entziffern und eine Copie davon zu nehmen. Ich konnte nur das einzige Wort ΘΕΟΙ lesen, und es erregte in mir eine besondere Stimmung, wie diese wenigen Zeichen durch ihre Pluralform unmittelbar den Ursprung der Arbeit aus vorchristlichen Zeiten beglaubigten.

Als ich zurückkam, war der Bischof so freundlich gewesen, mit dem Mittagessen auf mich zu warten, was ich dankbar anerkennen mußte, da er ein großer Freund der Tafelfreuden war. Die Fastenzeit zwingt ihn jetzt, nur von Fischen und Krebsen zu leben, aber diese waren stets vortrefflich zubereitet. Zum Dessert wurden süße Kirschen verzehrt, die nach der empfehlenswerthen Sitte des Landes in frischem Wasser aufgetragen wurden, wodurch der Genuß an Reinlichkeit gewinnt, und der Saft so sehr abgekühlt wird, daß solche Früchte den Sorbet ganz entbehrlich machen, ohne den Magen auf gleiche Weise anzugreifen. Nach Tische folgten Kaffee, Pfeife und Siesta, und dann machten wir die Promenade nach den Wasserfällen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Kalte Luftströmungen aus Felsenspalten. Professor Gautier las kürzlich in der Gesellschaft für Physik und Naturgeschichte zu Genf eine interessante Notiz, worin er der schon von Saussure beobachteten kalten Luftströmungen in der Schlucht und nur einige Schritte von den beiden Bädern von St. Gervais in Savoyen gedenkt. Diese Strömungen, deren Ursache noch nicht gehörig erklärt wurde, kommen aus einigen Spalten zwischen den Quarzfelsen hervor, die etwa 100 Metres vor dem Eingange der großen Allee des Badetablissements liegen. Prof. Gautier setzte einen kleinen Thermometer in mehrere dieser Spalten hinein, und dieser zeigte in verschiedenen Tagen vom 11 Jul. bis 4 August im Durchschnitt nur 5°,7 R. Es sollen für dieß Jahr noch mehrere Untersuchungen dieses seltsamen Phänomens beabsichtigt seyn. (Echo du Monde Savant vom 15 Februar.)

Anbau der Landes in Frankreich. Ein Hr. Pieffel hat eine kleine Colonie in den bisher bekanntlich nur sehr wenig angebauten Landes errichtet, und eine kleine Schrift herausgegeben über die beste Art Colonien in denselben zu begründen. Gemeinsame Arbeit und gleicher Gewinn sind die Grundlagen des Planes. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 60.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Februar 1840.

Orientalische Literatur in Paris.

Paris, den 15 Febr.

Der Tod von Loiseleur des Longchamps läßt eine kleine Lücke in der orientalischen Literatur. Er hatte sich nämlich speciell mit dem Studium der Mährchen beschäftigt, und bei der großen Spaltung der Studien heutzutage sind auch an sich unwichtige Specialitäten immer nützlich, und sein Essai sur les fables orientales ist nicht ohne Interesse. Es war die einzige Originalarbeit, die er verfaßte, denn seine Ausgabe von Menu ist wenig anders als ein wohlfeilerer Abdruck von Sir W. Houghtons, und der Amarakoscha, dessen Ende er nicht mehr erlebte, war nichts als eine Uebersetzung von Colebrooke's Uebersetzung. Es war ein persönlich liebenswürdiger, aber kränklicher Mensch, der in früher Jugend aus bloßem Nachlaß der Natur starb, wie schon lange vorauszusehen war. Der Minister des öffentlichen Unterrichts hat Bazin die Erlaubniß gegeben, einen Cursus neuchinesischer Sprache und Literatur zu halten. Es lautet einem deutschen Ohr sonderbar, von Erlaubniß zu einem gratis gehaltenen Cursus zu hören, aber der Gebrauch eines Hörsaals wird hier sehr schwer zugestanden. Vor einigen Jahren hatte sich Brosset erboten, im College de France gratis einen Cursus über georgische Sprache und Literatur zu halten, aber das College widersetzte sich und vereitelte den Plan. Es geht auch bei der ganzen (freilich sehr schlechten) Organisation des öffentlichen Unterrichts nicht an, daß man die Hörsale hier Privatdocenten leicht öffnet und würde oft zu großen Mißbräuchen führen, aber bei wirklich interessanten Gegenständen und bei Leuten, welche sich durch solide Studien ausgewiesen haben, sollte man etwas weniger ausschließend seyn, als man ist. Bazin hat von Seiten der Orientalischen Schule, in deren Local er lesen wollte, die größten Schwierigkeiten gefunden, und als die Professoren dem Minister ihren Neujahrsbesuch machten, haben einige derselben auf alle Art dagegen protestirt, und behauptet, es sey kein Platz, aber der Minister hat mit Recht keine Rücksicht darauf genommen, und der Cursus scheint vielen Beifall zu finden. Salvandy hatte versucht, dieser Schule, welche mit nichts zusammenhängt, ein neues Leben zu geben, und ein endloses Reglement in 144 Artikeln erlassen, welches, wie Alles, was dieser verkehrte Minister versucht hat, unausführbar war und ein todter Buchstabe geblieben ist. Die Schule ist eigentlich für die lebenden Sprachen des Orients bestimmt und sollte also natürlich Consuln u. s. w. liefern. Aber man nimmt sie nie aus den Schülern derselben. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat kürzlich eine Menge Consularagenten im Orient ernannt, und wird ihrer noch mehr ernennen, aber er nimmt sie überall her, ohne daß ihm zu traumen scheint, daß eine Schule dieser Art existire.

Der dritte Band der orientalischen Sammlung, welche die Regierung herausgibt, enthaltend den ersten Theil des Bhagavatapurana von Burnouf, ist fertig und soll den 1 Mai zum Namensfest des Königs erscheinen. Er ist mit bewundernswerthem Luxus gedruckt, wie die Geschichte der Mongolen und das Buch der Könige von Firdusi, welche die beiden ersten Bände der Sammlung bilden; aber die königliche Druckerei hat doch den vernünftigen Gedanken gehabt, zugleich eine gewisse Anzahl Exemplare in Quarto abdrucken zu lassen, wodurch der Preis derselben zugänglicher wird. Das dritte Heft des biographischen Lexikons von Ibn Khallikan, Arabisch herausgegeben von Mac Guckin von Slane ist erschienen, und der erste Theil der englischen Uebersetzung desselben Werks ist schon großentheils gedruckt. Sie wird von dem Uebersetzer mit einem ausführlichen Commentar begleitet. Es ist eines der merkwürdigsten Werke der arabischen Literatur, namentlich in Hinsicht auf die Verhältnisse der Schulen und der Gelehrten, über die es eine Menge Aufschlüsse gibt, die man anderswo umsonst suchen würde. Der Text der Geographie von Abulfeda, welche Reinaud für die asiatische Gesellschaft herausgibt, ist völlig gedruckt, mit Ausnahme der Vorrede, welche in einigen Tagen ebenfalls fertig seyn wird; das Werk wird daher ohne Verzug erscheinen. Reinaud hat es ins Französische übersetzt, und diese Uebersetzung soll von der geographischen Gesellschaft herausgegeben werden. Das unter dem Titel „Murudsch" bekannte Geschichtswerk von Masudi wird hier von Dr. Sprenger übersetzt; der erste Band soll im Julius erscheinen. Es wird auf Kosten der englischen Uebersetzungsgesellschaft gedruckt. Die alte Ge-

Digitized by Google

schichte von Ibn Khaldun, welche der Abbé Arri aus Turin hier Arabisch und Italienisch druckt, ist schon weit vorgerückt, und die zwei ersten Bände sollen im Laufe des Jahres erscheinen. Es ist für alte arabische Geschichte das classische Werk, und wenn irgend Klarheit für die Geschichte der Tobba und andere dunkle Theile derselben zu hoffen ist, so ist es von diesem Schriftsteller, dem sich an philosophischem Geist kein anderer morgenländischer Geschichtschreiber nahert. Ueberhaupt blüht arabische Literatur mehr und mehr, und der Geist, in dem sie bearbeitet wird, ist besser als er je war; man beschäftigt sich mit den großen Monumenten der Literatur, und begnügt sich nicht mehr mit den kindischen Spielereien späterer Dichter oder Auszügen aus großen Werken. Es ist gegenwärtig ein Araber hier, Namens Asad, der früher mit den erilirten persischen Prinzen in England reiste, und jetzt hier das Material einer Druckerei sammelt, welche er in Beiruth in Syrien errichten will. Die Lettern sind ihm von Leipzig aus geliefert worden, die Pressen u. s. w. werden hier verfertigt. Sein Zweck ist, eine Buchdruckerei für Schulschriften zu stiften, was der erste Versuch dieser Art in einem mohammedanischen Land ist, denn die Druckereien in Konstantinopel, Sultanieh und Bulak gehören der türkischen, persischen und ägyptischen Regierung. Asad ist ein intelligenter Mann, der Europa wohl kennt, und der für die Erschaffung eines orientalischen Buchhandels wohl vorbereitet scheint.

Man hat hier Nachrichten von Major Rawlinson, welcher die große Inschrift von Bistun, oder vielmehr den Theil derselben, welcher in persepolitanischer Keilschrift geschrieben ist, abgeschrieben hat. Er sagt, daß sie die Geschichte von Darius und Kambyses enthalte.*) Diese und die Inschriften der Semiramis in Wan, welche Schulz abgeschrieben hat, und die ohne Verzug hier erscheinen werden, sind Materialien für die alte Geschichte des Orients, welche uns die Mittel geben werden, die Erzählungen von Herodot zu prüfen, die man kaum hoffen konnte, zu erhalten. — Stanislas Julien hat noch vor der Sperrung des Hafens von Canton eine große Masse chinesischer Bücher von dort expedirt erhalten, worunter manche wichtige Werke sind, welche bisher in Europa oder wenigstens hier, fehlten, wie z. B. das Supplement zur Encyklopädie von Matuanlin.

Die königliche Druckerei läßt neue äthiopische Lettern für den Druck von Abbadie's vergleichendem Wörterbuch von vier äthiopischen Dialekten und der Gallasprache stechen. Aethiopisch, das von jeher hier sehr vernachlässigt war, scheint jetzt einige bessere Aussichten zu haben; aber der gänzliche Mangel an theologischer Gelehrsamkeit in Frankreich ist ein großes Hinderniß für dieses Studium, denn in einem Lande, wo man sich nicht mit Hebräisch beschäftigt, kann äthiopische Literatur nur wenig bleibendes Interesse finden. Es ist zwar gegenwärtig eine gewisse Art theologischer Studien hier in der Mode, aber sie erstrecken sich meistens nur auf katholische Legenden und höchstens auf Kirchenväter, und kritische oder sonst gelehrte Studien über die Bibel sind vollkommen unbekannte Dinge, und werden von den Bischöfen und von der neukatholischen, süßlich sentimentalen Mode gleich verworfen. Die katholische Facultät hat zwar einen Professor des Hebraischen, aber keine Schüler, und der Cursus wird nie gehalten. Ich glaube nicht, daß es je eine christliche Kirche in einem reichen und civilisirten Land gegeben hat, welche aller Gelehrsamkeit so fremd gewesen wäre, als die katholische Kirche in Frankreich; aber hier ist Gelehrsamkeit nicht der Weg zum Episkopat, und ich glaube nicht, daß unter der großen Masse französischer Bischöfe ein einziger einen literarischen Namen besitzt. Die Jesuiten in Picpus versuchen gelehrte Studien wieder unter sich zu befördern, aber bis jetzt hat man noch keine Früchte davon gesehen; sie können auch im besten Fall nur wenig Einfluß hier ausüben, da sie hauptsächlich zu den Missionen bestimmt sind.

*) S. Nr. 49 d. J.

Die Juden in Galizien.

(Schluß.)

Alle polnischen Juden sind durchweg hohe magere Figuren, — d. h. die Männer, denn die Frauen neigen bei ihnen sehr gewöhnlich stark zum Dickwerden, was ihre träge Lebensweise verursachen mag, — in einen langen, knapp anliegenden, und in der Mitte von einem seidenen Gürtel zusammengehaltenen Kaftan gehüllt, gewöhnlich von Seide, und immer von schwarzer Farbe. Ihre Physiognomie ist durchweg äußerst blaß, und zwar scheint dieß nicht nur Folge persönlichen Kummers und individueller Sorge, sondern die allgemeine Farbe des Stammes zu seyn. Sie haben dabei einen äußerst feinen Teint, so daß ihre Gesichter in der Regel wie aus Alabaster gebildet aussehen. Ihre Hände sind gewöhnlich eben so zierlich und fein wie ihr Teint zart und rein, und man sieht in der That so noble Bildungen, so edle Physiognomien unter den Juden in Polen, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, wie auf so tiefen, moralischen Sümpfen so schön gefärbte und geformte Gewächse gedeihen können, so lebhafte Augen, so glänzend schönes Haar, so ausgezeichnete Zähne, so feingebildte Nasen. Namentlich in Litthauen gibt es Orte, wo fast jeder Jude ein schöner Mann ist. Oft erblickt man unter der furchtbarsten Lumpenhülle die edelsten Gestalten. Das schwarze Haar tragen sie gewöhnlich hinten kurz; vorn aber lassen die Männer es vor dem Ohr in einigen kleinen, in sehr kurzen Spiralen geringelten, zierlichen Locken gewunden über die Wange herabhängen. Eben so fein gelockt ist gewöhnlich ihr kurzer, fein gezeichneter Bart. Auch die auf diese Weise etwas steifen Haare geben ihrer Physiognomie noch manche Schärfe und Bestimmtheit, so daß viele von ihnen den schönsten in Stein gemeißelten Köpfen gleichen. Es ist keine Frage, daß sich viele tausend polnischer Juden finden ließen, deren Köpfe, wenn man sie völlig naturgetreu in Erz ausprägen oder auf die Leinwand bringen könnte, jeder einzelne die Bewunderung der Künstler und Kenner erregen würde. Es ist mir ein Wunder, wie Rembrandt und die italienischen Maler so viele schöne Köpfe von den jüdischen Schriftgelehrten, Aposteln und von Christus zu Stande gebracht haben, ohne in Litthauen, Podlachien, Roth-Reußen und Galizien gewesen zu seyn. Doch ist es gewiß, daß wenn einer einmal

Digitized by Google

wieder Rembrandt'sches leisten wollte, er nur in diese Gegenden zu reisen und treu zu copiren brauchte, was er an kostbaren physiognomischen Schätzen in den Judenwohnungen jener Länder fände. — Der Contrast, in welchem der Adel der Figuren mit der Gemeinheit des Charakters und der Beschäftigungen stehen, ist eine Quelle immer neuer Verwunderung für den Reisenden. Es macht ungefähr den Eindruck, als sähe man die Könige David und Salomon mit alten Kleidern schachern, oder die Patriarchen Gaunereien und Stitzbubenstreiche verüben, ja mehr noch, als sähe man Christus — denn die jungen, polnischen Juden haben oft ganz das Melancholische, Sehnsüchtige und Tiefverlangende, und dabei eben die liebliche Milde und schöne Sanftmuth in den Gesichtszügen, was unsere Maler den Christusköpfen geben, — als sähe man Christus mitten unter den Prachern. Ihren Kopf bedecken die polnischen Juden mit hohen, schön geformten Mützen, wie man sie bei uns nur noch auf alten Gemälden sieht. Die Frauen sieht man im Norden gewöhnlich mit bunten Turbans und in weiten Gewändern, die wohlhabenden mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, so ganz orientalisch, als wären sie so eben aus dem gelobten Lande unter jenen nördlichen Breitegrad versetzt. Männer und Frauen gehen durchweg in Pantoffeln oder Schuhen, und nie sieht man bei einem Juden, der Jude geblieben ist, Stiefel. Im Winter tragen sie, Männer und Weiber, schöne und feine Pelze.

So ist es mit den wohlhabenden, polnischen Juden, und auch mit den armen an Sabbath- und Festtagen; denn selbst die jüdischen Bettler finden doch oft Gelegenheit, wenn auch sonst nichts, ihre Person brillant auszuschmücken. In welchem Schmutze und Elend, und in welcher Lumpenhülle die betteln den Juden in Polen leben, davon kann keine Beschreibung dem, der das nicht selber in Augenschein nahm, einen Begriff machen. Und arm sind in Polen, trotz der großen Privilegien, die sie genießen, trotz dem, daß die Juden hier die vorzüglichsten Inhaber von Geld sind, und trotz dem, daß man ohne einen Juden kaum ein Anlehen von einem Ducaten, mit ihnen aber bei Gewährung einiger Sicherheit eben so gut 100,000 Ducaten als Einen aufnehmen kann, doch die meisten — so bettelarm und elend, sage ich, sind sie, daß sie damit noch tief unter alles Elend und alle Dürftigkeit der polnischen Bauern hinabsinken. Es ist dieß um so merkwürdiger und unerklärlicher, da sie weder Säufer, noch Spieler, noch Verschwender sind, und noch dazu außer dem Schacher und Handel allen andern nützlichen Gewerben sich widmen. Welcher unmenschliche Jammer, welche Noth, Krankheit, Hunger und Kummer in den feuchten, verpesteten Schmutzwohnungen der jüdischen Armen in Warschau, Krakau, Lemberg, Mitau, Wilna und Odessa nistet, wo oft ein halbes Dutzend mit Kindern reich gesegnete Familien in einem abscheulichen Soussterrain, mit Lumpen und Seuchen aller Art behaftet, bei schmählicher Kost, bei schwachem Licht und kümmerlicher Wärme zusammenwohnen, — welche Brut von Bettlergestalten, welche buntgeflickten Bettlermäntel, die eben so würdig wären, in einem Museum aufbewahrt zu werden, wie andere merkwürdige Kleider fremder Nationen, man auf den polnischen Marktplätzen erblickt, davon kann sich nur der eine Vorstellung machen, der die Beschreibung des Zustandes der Eskimos, Feuerländer, Neuholländer und anderer kümmerlichst lebenden Völker gelesen hat. Es ist keine Frage, daß in der Schweiz jeder Ochse besser gestellt ist, als diese Hunderttausende armer und ärmster Juden in Polen, die jeder studiren sollte, dem daran gelegen ist, zu wissen, bis auf welches Minimum von Nahrungsstoff man das menschliche Leben reduciren könne, oder wie weit man die Kunst, Lumpen zu einem Ganzen zusammenzustücken, treiben kann, wie weit man gehen dürfe mit der Pestiferirung der Atmosphäre, ohne das Leben zu tödten, und wie man Kinder ohne Kleider, ohne Wäsche, ohne Kamm, Bürste, Seife, ohne Pflege, Medicin und Unterricht groß ziehen könne, mit bloßer Unterstützung der Zähigkeit der menschlichen Natur, die dem Leben von Krankheit zu Krankheit, und von Elend zu Elend durchhilft.

Es sollen, statistischen Angaben zufolge, in allen polnischen Landen nur drei Millionen Juden seyen, und doch kann man 200 und 300 Meilen in diesen Gegenden hin- und herreisen, und in jedem Orte, der dem Reisenden begegnet, scheinen ihm die Juden wie Bienen zu summen, und kommen ihm unzählige entgegen. Man begreift daher kaum, daß alle diese Unzahlen zusammengenommen nicht mehr als jene kleine Zahl ausmachen sollen, wonach auf die Quadratmeile ungefähr 100 kamen, und auf sechs Einwohner ein Jude. Wenn man aus dem mittleren Deutschland nach Osten zu reist, so vermehrt sich die Zahl der Juden von dem Minimum, das sie in Thüringen haben mag, immer mehr und mehr. In Sachsen — Leipzig und Dresden — findet man schon nicht unbedeutende Colonien; in Schlesien — Breslau — steigt ihre Anzahl bedeutend, in Posen oder Großpolen noch mehr. In Kleinpolen — Krakau, Warschau — scheint sie ihre größte Höhe zu erreichen. In Galizien befinden sich, nach Rohrers Statistik, 450,000 Juden auf vier Millionen Einwohner, oder unter neun Seelen ein Jude, und auf einer Quadratmeile 300 Juden. Weiter nach Osten hin bleibt ihr Verhältniß zu den Einwohnern ungefähr dasselbe bis zum Dniepr, während ihr Verhältniß zum Areal sich mindert. Hinter dem Dniepr, bei Poltawa, Smolensk, nimmt ihre Zahl mehr und mehr ab, und an der östlichen Gränze des ehemaligen Polens hört auch das Reich der Juden auf, indem sich dann im ganzen Oka- und Wolgagebiete gar keine mehr finden. Es ist keine Frage, daß in den preußischen Provinzen ihr rechtlicher Zustand am gesichertsten ist, und darnach im österreichischen Galizien, während sie in Rußland noch nach alter, wilder Weise leben

---

Chronik der Reisen.

Vorläufige Mittheilungen aus Dr. Grisebachs Reise in Rumelien im Jahre 1839.

Reise von Salonichi nach Vitolia.

(Schluß.)

Die Voda hat vor ihrer Theilung eine Breite von 25 Fuß, so daß bei der großen Geschwindigkeit ihrer Bewegung trotz des seichten

Digitized by Google

Grundes eine sehr beträchtliche Wassermasse dem Abgrunde entgegenströmt. Drei der Hauptfälle, jeder etwa 50 Fuß tief, liegen nahe zusammen. Leider kann man sie von oben nicht völlig gut übersehen, da der Rand des Felsens hier dicht mit Waldreben bedeckt ist. Man könnte diese leicht in einem halben Tage fortschaffen, und würde dadurch einen reich romantischen Ueberblick gewinnen, aber ein Wasserfall hat für den Türken kein Interesse, so sehr er auch Freude an Naturgenüssen hat. Aber er liebt die Natur in ihrer Ruhe, nicht in ihrer Bewegung und ihren Stürmen; in jenen empfindet er den Frieden der Gegenwart und Zukunft, diese erinnern ihn an das Fatum. Ich hätte mich auch beinahe meinem Schicksal genähert, denn ich bemerkte nicht, daß die breite Wand von Schlingpflanzen, die mir die Aussicht entzog, unter sich keinen Erdboden mehr hatte, und war im Begriff mich sorglos vorzubeugen und auf die schwanken Zweige zu stützen, aber die warnende Stimme des Bischofs, der die Scene von seinem schattigen Lager übersehen konnte, hielt mich zu rechter Zeit zurück.

Die Strömung des Wassers über den Fällen ist natürlich sehr bedeutend, aber man hat sie nur an einem Punkte benutzt, um eine Mühle zu treiben. Dann traf ich auch einen industriellen Säbelschleifer, der sich selbst einen schmalen Wasserarm abgeleitet hatte. Er hatte sich am Felsen einen kleinen Sitz hergerichtet, und ließ seinen Schleifstein durch das überstürzende Wasser treiben, das darunter sogleich zu feinen Tropfen zerstäubte. Man sagte mir, die Gewalt der Strömung sey so stark, daß man mehr als hundert Schritte oberhalb der Cascade sich nicht aufrecht halten könne, obwohl es dort nicht über 3 Fuß tief ist. Da ich mich sehr erschöpft fühlte, beschloß ich dieß sogleich badend zu erproben. Es fällt durchaus nicht auf, sich sogar an einer belebten Straße zu entkleiden, da das Baden in Flüssen und Quellwasser zumal bei den Albanesen in täglichem Gebrauche ist. Ich suchte indessen eine seitwärts gelegene Wiese auf, wo ich mich auch im Nothfall an dem Weidengebüsch des Ufers halten konnte. So schwer es jedoch war, in der Strömung, die mir nicht bis an die Mitte des Körpers reichte, mich aufrecht zu erhalten, so konnte man doch in geneigter Lage sich schräg dem pfeilschnell stürzenden Wasser entgegenstemmen, ohne den Boden zu verlieren. Aber eine wahre Lust war es, eine Strecke weit mit dem Strome zu schwimmen und sich dann plötzlich an einem Weidenzweige ans Ufer zu schwingen. So wohlthätig nun auch der augenblickliche Einfluß des kühlen Gebirgswassers auf mich wirkte, so hatte ich doch Abends wieder an entkräftenden Schweißen zu leiden, zu denen sich wie gestern ein fieberhafter Zustand gesellte.

27 Junius. Ich hatte dem Woiwoden sagen lassen, daß meine Absicht sey, den gewöhnlichen Weg zu verlassen, um den Nidje zu besteigen, und dann über den westlichen Abhang desselben in die Ebene der Czerna hinabzusteigen und durch dieselbe nach Bitolia zu gehen. Die Poststraße nach Bitolia geht nämlich zuerst nach Ostrovo (5 deutsche Stunden), schneidet hier einen Paß, der zwischen dem Nidje und Vitzi in der Fortsetzung der bermischen zu der Centralkette des Pindus liegt, erreicht bei Florina (6 deutsche Stunden?) die Czernafläche und erhält zuletzt bis Bitolia (5 deutsche Stunden) eine nordwestliche Richtung. Der Woiwode erklärte seine Bereitwilligkeit für die Ausführung meines Plans Sorge zu tragen. Er sendete mir einen Soldaten, welcher der Gegend kundig zu seyn behauptete, und mich als Führer und auch zum Schutz begleiten sollte, da in den letzten Tagen am Nidje Räubereien vorgefallen waren. Man wußte indessen, daß die Bande, obgleich sie einen kühnen Handstreich verübt hatte, nur aus drei Männern bestand, und ich war ihr daher auf diese Weise völlig gewachsen. Der Soldat berichtete, daß man den Nidje von Bodena aus nicht besteigen könne, sondern den Umweg über Ostrovo machen müsse. Wenn wir diesen Ort noch heute erreichten, könnten wir am folgenden Morgen die Höhe des Nidje in vier Stunden erreichen, und die zweite Nacht in einem Dorfe an dessen westlichem Fuße zubringen. Von da gelange man in sechs Stunden nach Bitolia, so daß der Umweg gar nicht beträchtlich erschien. Auch seyen die Wege so gut, daß man mit Ausnahme einer halben Stunde am Gipfel des Berges nirgends vom Pferde zu steigen nöthig habe. Ich beschloß bald möglichst abzureisen, und miethete vier Pferde von einem Bodenioten, da die Postillons in der Regel angewiesen sind, die Poststraße nicht zu verlassen. Der Woiwode selbst setzte den Preis der Pferde auf 40 Piaster für den Tag fest. Den Soldaten hingegen, der zu seiner kleinen Leibgarde gehörte, hatte ich nur zu beköstigen, und ihm nach meiner Ankunft in Bitolia ein freiwilliges Geschenk (Bakschisch) zu machen. Er ritt das eine der Pferde, und war mit Flinte und Pistolen bewaffnet. Der Bulgare, der mir die Pferde vermiethet hatte, erhielt nur einen Sitz auf dem Lastpferde, und ging daher gleich mir häufig zu Fuße.

Indessen verzögerte sich die Abreise bis zum Nachmittag. Dieser Verzug verschaffte mir die Bekanntschaft eines reisenden Türken, der eben von Bitolia ankam, und gleichfalls bei dem Bischof einquartiert wurde. Er ging nach Salonichi, und war, wie es schien, ein Bote des Rumeli Walessi an den Pascha von Janina. Als er hörte, daß ich im Begriff sey, nach Bitolia zu reisen, machte er mir sogleich einen Besuch, und hatte nur von der Vortrefflichkeit seines Pascha und von den übrigen Vorzügen seiner Gegend zu reden. Er pries die Ebene von Bitolia als die fruchtbarste und glücklichste von ganz Rumelien, und rühmte den gastfreundlichen Sinn seiner Landsleute sowohl der Türken als Griechen in jener Stadt. Außerdem war seine Unterhaltung reich an persönlichen Artigkeiten, worin die Levantiner nicht selten so ausschweifen, daß sie die Gränze schmeichelhafter Höflichkeit weit überschreiten.

Literarische Notizen aus Polen.

Maciejowski's literarische Arbeiten. Maciejowski arbeitet gegenwärtig nach Vollendung seines Werkes über die Sitten und Gewohnheiten in Polen an einem Abriß der polnischen Literatur im 15ten und 16ten Jahrhundert; dieß soll indeß nur einen Theil eines großen Werkes über die polnische Literatur überhaupt ausmachen. (Tygodn. lit. Nr. 6.)

Polnische Lieder. In Krakau erscheinen gegenwärtig die „Lieder des krakauischen Volkes." (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 24 u. 25** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Spanische Volkslieder.** Uebersetzt von Fr. Notter. — **Deerbrook.** Novelle in drei Bänden, von Miß Harriet Martineau. — **Verhältnisse der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation.** (Fortsetzung.)

Im Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 9 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Februar.)

Digitized by Google

Nr. 61.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 März 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Das Verhältniß der Stände zu einander ist in allen menschlichen Gesellschaften überhaupt, vorzugsweise aber in den germanischen, die so eigenthümliche und rasche Wechsel durchgemacht haben, entscheidend für den Zustand des Volks. In Deutschland ging der Weg von der Gemeinfreiheit der deutschen Gau- und Dorfverfassung durch die Unterdrückung im Lehenwesen und die Städtefreiheit hindurch, und strebt durch diese wieder zur Gemeinfreiheit zu gelangen; in Skandinavien aber ist die Städtebevölkerung zu schwach, um einen solchen Uebergang zu vermitteln, und wir sehen deßhalb dort seit dem Ende des Mittelalters Bauernfreiheit und Adelsherrschaft unter Vermittlung der Krone in unmittelbarem Kampfe. Wo die Menschenmenge im Verhältniß mit der Ausdehnung des Landes gering ist, und der Landmann nur mit eisernem Fleiß und Ausdauer die harte Erde sich unterwerfen und seinen Unterhalt gewinnen kann, da ist persönliche Freiheit das höchste Gut, und in alter Einfachheit drücken noch jetzt die großentheils einsam lebenden Bauern ihre Gesinnung aus, indem sie „weder Herr, noch Knecht" (hverken herre eller slave) seyn wollen.

Wenn im Mittelalter, und bei den Waffen des Mittelalters, die Herrschaft von Häuptlingen natürlich und in den unruhigen Zeiten, wo noch Alles bewaffnet ging, das Anschließen an einen Reichen und Mächtigen zur eigenen Sicherheit nothwendig war, wenn vor der Reformation in Schweden der Adel und die Geistlichkeit sich um die Herrschaft über das Volk stritten, so konnte, als die Reformation die geistliche Herrschaft gebrochen, nur die königliche Macht als Vermittlerin dazwischen treten, der Adel aber mußte theils bei dem Mangel an größern Städten, theils weil das Mittelalter im trotzigsten Sinne des Worts bis hart an die Zeit der Reformation hinreichte,*) eine größere Macht als anderswo behaupten, und vielleicht liegt der Grund, weßhalb die Fürsten aus dem Hause Wasa, von Gustav I bis auf Karls XII Tod, so manche auswärtige Kriege führten, zum Theil in der Nothwendigkeit, den trotzigen Adel, den sie im Frieden nicht leicht bändigen konnten, nach außen zu beschäftigen. Die Geschichte der Wasa's ist hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Bauern und Adel sehr merkwürdig. Mit den Bauern errang Gustav I seine Erfolge gegen die dänische Herrschaft, und trotz mancher Unruhen blieben ihm diese treu bis an sein Ende; er entriß der übermüthigen Geistlichkeit 20,000 Hufen Landes, welche von nun an den wahren Kronschatz bildeten, und hielt den Adel wenigstens im Zaum. Zwar bemächtigte dieser sich in späterer Zeit einer Menge Ländereien, und machte diese nach dem Grundsatze, daß ein dem Adel gehöriges Gut keine Steuer zahlen dürfe, steuerfrei aber dieß hatte später unter Karl XI eine herbe Reaction zur Folge, indem dieser eine große Zahl derselben auf eine ziemlich schonungslose Weise wieder einzog, und auf dieselben das merkwürdige Institut der sogenannten „eingetheilten" (indelta) Armee gründete.

Unter der mehr als 20jährigen Minderjährigkeit und Regierung Christinens, und dann unter der Minderjährigkeit Karls des Zwölften hatte man alle Krongüter und Kroneinkünfte verschenkt,*) und was auf diese Weise dem Staatsschatz entging, das sollte nun der Bauernstand bezahlen. Unter dieser Last versank er, so daß das Reich trotz der Siege und Eroberungen Gustav Adolfs und Karl Gustavs arm und machtlos war. Als der jugendliche Karl XI, trotz der Unwissenheit, in der man ihn auferzogen hatte, sich ermannte, die verschenkten und verschleuderten Krongüter wieder an sich zog, regierte er doch trotz seines gewaltthätigen Verfahrens sicher, denn das Volk stand auf seiner Seite, und der Bauer erkannte, daß ihm zu Gute komme, wenn man dem Adel das entzog, was er widerrechtlich an sich gerissen hatte. Arndt sagt in seinen „Schwedischen Geschichten" ganz richtig: „Karl war nur ein Despot für das Gute und Tüchtige, und regierte Schweden nach dem alten Gesetz und Brauch und hielt die Reichstage nach der alten Ordnung, ließ die Steuern nach der alten Weise von den Ständen berathen und bewilligen; aber den sogenannten Reichsrath setzte er wieder auf den Fuß

*) Nils Glasson auf Wik erklärte noch im Jahre 1495 an den König von England Krieg durch einen offenen Fehdebrief, und ähnliche Beispiele lassen sich in großer Anzahl anführen.

*) Nämlich die Kronhufen mit den darauf wohnenden Bauern, die nun ihre Abgaben und Leistungen an den adeligen Herrn, wie vorher an den König entrichten mußten. So entstand erst eine Art Lehenadel in Schweden, den man dort nicht kannte.

Digitized by Google

herab, wie er unter Karln dem Neunten und Gustav Adolf gestanden hatte, ja fast noch niedriger; sie sollten seine Minister und Räthe, aber nicht seine Mitentscheider seyn. Daß aber auf den Reichstagen Alles nach dem königlichen Wunsch und Wink geschah, und er seit dem Jahre 1680 fast nie mehr auf Widerstand oder Hemmung stieß, verdankte er seinem Verstande und seiner Tüchtigkeit, noch mehr aber dem Hasse, den der Uebermuth des Adels sich bei dem Volke zugezogen hatte. Daß dieser Adel ihn aber haßte, besonders der reichere und vornehmere, oder vielmehr der, den er aus einem reichen und hohen arm und klein gemacht hatte, war begreiflich. Manche hatten auch wohl gerechten Grund zu hassen, indem sie dem Könige zur Last legten, wo bei der Wiederherstellung*) hart und unbillig verfahren war. Manche Familien hatten gewiß schreiendes Unrecht gelitten; aber durfte man dieß Alles dem Könige zuschieben? Hatte nicht das Volk auf vielen Reichstagen hiezu gemahnt und die letzte Ausführung gewollt und beschlossen? Es lag das Unglück dieser Häuser in den Sünden der Väter, wofür der König so wenig konnte, als die Söhne und Enkel derselben. Karl starb 1697, gefolgt von der Achtung Europa's, der Liebe seines Volks, der Furcht seiner Nachbarn und dem Groll der Aristokratie, der auf seinen Sohn forterbte. Dieser bittere Haß ist durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht so tief in das Blut des Adels eingedrungen, daß ich selbst unter den verständigen Männern dieses Standes wenige gefunden habe, die bei seinem Namen nicht mit einem Pfui! ausspieen und Tyrann und Henker (rackare) riefen."

Aber wie der Haß gegen den König in der Aristokratie sich forterbte, so erbte auch im Bauernstande die Liebe zu dem Könige fort, und obgleich Karl XII kein milder Herrscher war, und seine Kriege furchtbar auf dem Lande lasteten, so bewahrte er sich doch die Zuneigung und Hingebung seines Volkes auf eine fast wunderbare Weise; im Adel aber brach die Herrschsucht, welche Karls XI und XII kraftiges Regiment zurückgedrangt hatte, wieder hervor, sobald Gelegenheit sich bot. Die Kriege hatten, wahrend sie das Land aussaugten, sehr oft den Adel bereichert, so daß nach den blutigen Kämpfen Karls XII, die dem menschenarmen Lande eine Million Soldaten gekostet haben sollen, der Adel verhältnißmäßig weit stärker war, und sich unter den für ihn günstigen Umstanden, einer Weiberregierung und Thronstreitigkeiten, ganz der Regierung bemächtigte, und den König zu einem Schattenbilde herabwürdigte. Wie in jenen Zeiten vom Adel im Lande gehaust wurde, das erzählt die schwedische Geschichte auf jedem ihrer Blätter, aber die Zeit rückte heran, wo neuerdings ein Umschwung stattfinden sollte. Seit dem Tode Karls XII war der Bauernstand allmählich an Zahl wieder erstarkt, auch die Bürgerschaft fing an, sich zu heben, namentlich in Stockholm selbst, und so konnte es dem geistreichen und gewandten, wenn auch leichtsinnigen Gustav III, gestützt auf diese beiden Stände, im Jahre 1772 gelingen, die Herrschaft des Adels, die sich allmählich überlebt hatte, zu brechen. Ein Jahr nach seiner Thronbesteigung führte er diese Revolution durch, ohne blutigen Gewaltstreich, und herrschte recht eigentlich durch die Ueberlegenheit seines Verstandes; um so weniger konnte ihm der Adel verzeihen, und als Gustav sich die Herzen des Volks durch seinen Leichtsinn einigermaßen entfremdet hatte, nahmen die Umtriebe des Adels abermals ihren Anfang. Gustav hatte auf eine freilich nicht sehr klug angelegte Weise einen Krieg gegen Rußland begonnen, und die Obersten des Heeres, meist vornehme Adelige, erklärten, als er sich in Finnland mit dem Heere gegen die Russen in Marsch setzen wollte, mit einem Mal, der König habe die Verfassung, der zufolge er ohne Einwilligung des Reichsraths und des Reichstags keinen Angriffskrieg unternehmen solle, verletzt, und sie seyen somit verpflichtet, ihm Einhalt zu thun. Sie schlossen den sogenannten „Verein von Anjala," und riefen die Kaiserin von Rußland — in dem Augenblick, wo man gegen sie im Felde stand — als Garantin für die schwedische Verfassung auf. Zu gleicher Zeit fiel ein dänisches Heer in Schweden ein. Jetzt aber erwachte der König aus seinem leichtsinnigen Traum zu männlicher Thatkraft und durchflog die Provinzen, rief die Bauern zum Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes auf, versammelte einen Reichstag, und trug hier über den verschworenen Adel den vollständigsten Sieg davon: „wenn unsere Küsten verheert, wenn Finnland verwüstet, die Hauptstadt bedroht wird, so muß man nicht mir die Schuld zuschieben, sondern denen, welche die Russen lieber in Stockholm einziehen, und einen russischen Minister mir Gesetze vorschreiben sahen, als daß sie ihrer Herrschsucht, ihrer Rachgier und ihren Leidenschaften entsagten." Diese Erklärung, verbunden mit dem unverantwortlichen, völlig verrätherischen Benehmen des Adels, scheint dessen Macht mit einem Mal und für immer gebrochen zu haben, er konnte nichts mehr, als sich rächen und that es durch Mord. Gustav fiel durch die Hand eines Meuchelmörders. Von diesem Augenblick an war der Adel nicht mehr die bedeutendste politische Macht im Lande, er war nur noch ein privilegirter Stand, der schwer und immer schwerer auf dem Volke lastete. In Schweden ist der Adel nicht durch einzelne seines Standes vertreten, sondern die Vertretung ist eine persönliche, da jeder Familienälteste auf dem Reichstag erscheinen darf. Diese Stellung verschafft den einzelnen eine Menge Vortheile, und es ist auch dem Adel gelungen, sich fast alle wichtigen Staatsämter zu verschaffen, er hat sich mit allen Mißbräuchen der Verwaltung identificirt, und vertritt seine eigene Sache, sein persönliches Interesse, indem er auf den Reichstagen gegen Aenderungen eifert. Arndt sagt darüber: „es ist eine Vertretung, fast wie die polnische, auch hat sie genug polnische Auftritte bereitet. Möge sie Schweden kein polnisches Ende bereiten."

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder Reduction, nämlich die Zurücknahme der ehemaligen königlichen Güter.

Streitigkeiten der Engländer und Franzosen über Guiana.

Seit einigen Jahren haben die Franzosen die Gränzen ihres Gebiets in Guiana überschritten, und einen Landstrich in

Digitized by Google

der Richtung nach dem Amazonenfluß hin besetzt, der einerseits herrliche Viehweiden darbietet, und für die Zukunft reiche Ausfuhr von Häuten und Fleisch verspricht, andrerseits aber durch Binnengewässer mit dem Amazonenstrom in Verbindung steht. Die Gränze gegen Brasilien hin ist schon seit mehr als hundert Jahren, nämlich seit dem Utrechter Frieden streitig, und da Brasilien nicht im Stande ist, sich der Eingriffe der Franzosen zu erwehren, so haben diese keinen Anstand genommen, den streitigen Landstrich zu besetzen. Die Engländer dagegen sind nicht gesonnen, ihnen den Handel mit dem Amazonenstrom und durch diesen mit den innern Landschaften ohne weiteres zu überlassen; englische Blätter haben schon vor zwei Jahren gegen dieß Umsichgreifen der Franzosen protestirt, aber umsonst: es ist dieß einer der vielen Punkte, wo die Colonial- und Handelsinteressen der Engländer und Franzosen gegen einander stoßen, und worüber man doch nicht wohl einen Krieg anfangen kann. Indessen sehen sich die Engländer vor, und eine englische Corvette, Racehorse, befand sich im Herbst vorigen Jahres an der Küste von Cayenne, um diese aufzunehmen, zu welchem Ende sie in Para von den brasilianischen Behörden sich Lootsen geben ließ. In Para scheint man zu glauben, es sey von Seite der Engländer auf eine Besitzergreifung des linken Ufers des Amazonenstromes abgesehen, wodurch sie sich zwischen den Brasilianern und Franzosen aufstellen würden. In diesem Sinne äußert sich wenigstens ein Brester Journal, der „Armoricain."

Beschreibung des Städtchens Eschnuje.*)

(Von Hammer-Purgstall)

Im Namen Gottes des Allmilden, des Allgeehrten: Der Verirrte im Thale der Nothdurft, Abder-Resak von Ispahan, thut hiemit seinen Seelenfreunden kund was folgt. Lange Zeit hatte er Iran durchwandert, mit allen Leuten, aus allen Classen dieses Landes gesprochen, und sie angehört, ohne Jemanden zu finden, der nicht listig und verschlagen; er zog sich also von ihrer Gesellschaft zurück, um einen aufrichtigen Freund zu suchen, um in dessen trauter Gesellschaft den Dorn der Trübsal vom Saume der Seele wegzunehmen; in dieser Absicht ging ich aus diesem Unglücklande an die türkische Gränze; dort sind in der That die Leute aufrichtig und freundlich gegen die Fremden gesinnt, allein es fehlt ihnen ganz und gar an Einsicht, so daß zu vermuthen, daß die Ursache ihrer Aufrichtigkeit in ihrer Dummheit liegt; deßhalb gefiel mir auch jenes Land nicht, und ich dachte von Zeit zu Zeit an eine Reise nach Frankenland, indem ich hoffte, dort einen Freund zu finden, in dessen Gesellschaft ich die Brandmale des Herzens verschmerzen könnte. Nach einiger Zeit gerieth der schnellaufende und leichtspringende Rappe meiner Phantasie nach Tebris; dort fand mein Herz, was es so lange gesucht, in der Gesellschaft zweier gelehrten Engländer; in der That sind sie beide Sonnen in der Constellation der Bescheidenheit und Sitte, zwei Juwelen reiner Menschlichkeit und Treue, zwei Gestirne der Sphären der Großmuth und Freigebigkeit, jeder am Himmel der Trefflichkeit und des Wissens eine strahlende Sonne, und in der Laterne der Einsicht und Kenntniß eine leuchtende Kerze; der hohe Name des einen, dessen Freundschaft unbezweifelt, ist Doctor John Carmac (?), der erhabene Name des andern, welcher ein Muster von Treue und Menschlichkeit, ist Doctor John Mac Neill. Das Nachtgemach meines Daseyns ward eine Zeitlang durch den Glanz der Leuchte ihrer Vollkommenheit erhellt, und das Dornenfeld meines Seyns durch den Schmuck ihres Umgangs als Rosenflur bestellt; auf einmal kam beiden diesen Freunden der Gedanke zu reisen in den Sinn, sie reisten jeder nach einer andern Seite hin, und so ward ich ihres Umgangs beraubt, da sang ich das bekannte Lied:

Wohlleben, Glück und Gram und Fröhlichkeit beisamm',
Wir reisten aus dem Nichts ins Reich des Seyns mitsamm',
Als fortgezogen du, da schlief auch ein das Glück,
Die Freud' entfloh, der Gram blieb mir allein zurück.

Nach einigen Tagen, als ich sah, wie schwer es sey, die Trennung von Freunden und Geliebten zu ertragen, gedachte ich des Spruchs: „auch du, wenn du kannst, sey' deinen Kopf auf," setzte meinen Kopf auf und beschloß Tebris zu verlassen.

Tebris ist eine lustige Stadt, welche von Gärten und Weingärten umgeben, von rosenwangigen und herzraubenden Mondgesichtern bewohnt; die Mädchen sind Huri, die Knaben sind Idole, die Männer sind vermöge ihres Türkenthums den Fremden mild und freundlich gesinnt. Da das Loos, welches nur Niedrige nährt, Freien immer zu grollen gewohnt ist, so geschah es, daß Rahmetullah Chan, zwischen welchem und mir sich vormals Faden fester Freundschaft angeknüpft, mich mit sich nach Eschnuje nahm, welches der Sitz seiner Befehlshaberschaft; wiewohl er nun Freundschaft auf Freundschaft gehäuft und mich mit unendlicher Schonung behandelte, so ward doch, weil dort Sprachgenossen so selten wie der Stein der Weisen und der Vogel Anka waren, mein Gram täglich mehr und mehr, und es fiel mir ein, um meinen Gram zu heben, mich mit der Beschreibung Eschnuje's abzugeben. Demnach ist der Vortrag wie folgt:

Eschnuje, welches von den kurdischen Bewohnern die Stadt Eschnuje genannt wird, soll nach ihrer Behauptung dieselbe mit Saba, der Geburtsstadt von Balkis, der Gemahlin Salamons, seyn, doch können sie dieses nicht beweisen, Gott weiß, was wahr daran. Der Umfang von Eschnuje beträgt nicht über zwei Parasangen, eher weniger als mehr; sie ist von Bergen und Kornfeldern umgeben, aber nicht wie Kelat*) vor allen Unglücken bewahrt; die Bäume, welche die Stadt umgeben und ein Dickicht (Dschengel)**) bilden, welches sowohl für Fußgänger als Reiter schwer zu durchdringen, beschützen dieselbe. Die Stadt besteht aus beiläufig siebenhundert großen und kleinen Häusern und hat dreitausend fünfhundert Einwohner, welche Sunniten und Kurden, und alle miteinander verwandt. Diese Verwandtschaft hindert nicht langwierige Feindschaft und alten Groll. Die Männer sind so eigensinnig, unreinlich und dickköpfig, daß, wiewohl die Stadt von so kleinem Umfang, wie oben gesagt, man doch nicht einmal über den Fluß gehen kann der Räuberei und des Gestankes willen; das Seltsamste ist, daß einige Juden, die dort wohnen, wiewohl Juden in der ganzen Welt ihrer Dickköpfigkeit und Unreinigkeit wegen verrufen sind, sie doch lieber

*) Bei dem steigenden Interesse, das Kurdistan in Anspruch nimmt, wird diese Skizze unsern Lesern nicht unwillkommen seyn.

*) Das bekannte feste Schloß in Cheraffan, der Schauplatz Nadir Schahs.
**) Die Engländer schreiben Jungle.

Digitized by Google

verdurſten, als von dieſem unreinen Waſſer trinken würden, und daß ſie lieber eine Viertelparaſange oder mehr hinaufgehen, um aus einer Quelle zu trinken, welche durch die Hände und Füße der Kurden nicht verunreinigt iſt; die Kurden geben dieſe ihre Unreinigkeit für Eifer aus, und die Weiber ſind hierin noch eifriger als die Männer; ich ſelbſt ſah in dieſem Waſſer zwei bis drei todte Kinder liegen, die das Waſſer wegtrug; mir that um die Kinder leid, und ich fiel in tiefes Nachdenken. Einer, welcher mein Herz brennen ſah, fragte um die Urſache deſſelben, und als ich ihm dieſelbe ſagte, lachte er gar ſehr über meine Unwiſſenheit; er erklärte mir das Geheimniß ſo: daß Jungfrauen und Weiber, welche das Feuer ihrer Begierden mit Jünglingen von ſtarken Rücken löſchen, wenn ſie Kinder gebären, aus Furcht, das Geheimniß möge verlauten und ſie zum Stadtgeſpräche werden, daß ſie auf dieſe Art ihre Schuld im Waſſer ertränken; auch mag ich hier wohl erzählen, daß wenn einer ſein Weib nicht mehr will und ihm eine andere beſſer gefällt, er mit vielen Bitten dazu einen Ochſen oder Eſel anträgt; der Ochs oder Eſel wird dann ſchnell ausgewechſelt, aber ich fürchte, daß dieß zuletzt den Eſel betrübt, und daß hier der Fall des alten Liedes:

Zu nennen Eſel dich, gefehlt iſt's unbeſtritten,
Den Eſel muß deßhalb ich um Verzeihung bitten.

Auf eine andere Sitte läßt ſich der Vers anwenden:

Im Garten reifen ſtets die Früchte zum Genuß,
Und einer friſchen Frucht folgt friſchere auf dem Fuß.

Wenn nämlich einer ein angetrautes Weib oder eine Nichte entführt, ſo hat dafür keine andere Strafe, Rache oder Vergeltung ſtatt, als daß man dem Mann oder Vater 100 Piaſter, oder eine Kuh, oder eine Eſelin, oder eine Stute, je nach Verhältniß der Geraubten oder ihrer Verwandten, übergibt; iſt es das Weib oder die Tochter eines Großen, ſo iſt der Preis 150 Piaſter u. ſ. w. bis auf 200, aber nicht mehr. Es iſt die Regel, daß, wer immer ein Weib oder Mädchen geſtohlen, dieſelbe vor den Richter bringe, wo auch der Vater oder Gemahl erſcheint und dem Richter die Schreibgebühren erlegt. Weiters, wenn nun einer, dem ſein Weib eine zu ſchwere Feſſel, ſich dafür ein anderes geſtohlen und die beſtimmte Summe berichtigt hat, ſo entſteht zwiſchen dem alten und neuen Gemahl ein Streit über das zur Welt kommende Kind; nach langem Hin- und Herreden und Zanken gehen ſie vor den Richter, bringen, von der ſchwachen Zeugenſchaft der Amme unterſtützt, ihre Sache vor dem Richter zur Sprache; der vorige Mann behauptet, daß das Kind die Frucht ſeiner Umarmungen, noch ehe das Weib ihn verlaſſen, der Richter ſpricht ihm dasſelbe zu, und der zweite Mann wird hoffnungslos abgewieſen. Ein anderer Proceß iſt der vergoſſenen Blutes willen, denn ſie ſind wacker im Blutvergießen, und achten das vergoſſene ihrer Verwandten nicht höher, als das eines geſchlachteten Kalbes. Nach einigen Tagen gehen die Verwandten des Mörders und des Gemordeten vor Gericht; nach vielem Gezänke und unzähligen Bitterkeiten wird endlich der Frieden auf 100 Piaſter und eine Kuh abgeſchloſſen, und wenn der Erſchlagene einer von den vornehmen Kurden, welche Seres (?) heißen, ſo wird die obgedachte Summe auf 200 Piaſter erhöht, alle andern ſind niedrig und elend, und nur die genannten Seres ſchlagen mit dem Scheitel ihres Ruhmes an den Himmel, indem ſie als Kurden Seres ein Blutgeld von 200 Piaſtern fordern, und dann wieder ihren Adel nach dieſem höhern Blutgelde bemeſſen; ſie behaupten, daß ihre Ahnen von den großen Kelab (Beni Kelb?) herſtammen. Ihr Elend und ihre Armuth iſt ſo groß, daß wer immer hundert Schafe beſitzt, ſich ſchon für einen Cröſus (Karun) hält; wer immer einen Becher ſauerer Milch beſitzt, erhebt ſein Haupt zu den Plejaden. Der höchſte ihrer Proceſſe beläuft ſich auf 5000 Ducaten, ſie halten das Proceſſiren nicht für Sitte der Niedrigen, ſondern für Brauch der Vornehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Filtrirdintenzeug. Ein Hr. Perry hat die Luftpumpe zu einem ſehr unbedeutenden und doch nützlichen Zweck angewendet. Solche Dintenzeuge können in Geſellſchaftszimmern u. dgl., wo man nur ſelten ſchreibt, und in den Dintenzeugen, wenn man ſie brauchen will, nur Schmutz findet, mit Vortheil aufgeſtellt werden. Dreht man die Schraube einer Miniaturluftpumpe, ſo wird die Dinte durch einen Filtrirſtein (strainer) in ein kleines Gefäß getrieben, und kann ſogleich benutzt werden; dreht man die Schraube nach der andern Seite, ſo wird die Dinte wieder zurückgezogen, ſo daß ſie, wenn man ihrer nicht bedarf, gegen den Staub geſchützt iſt, und auch nicht vertrocknet. (Athenäum vom 15 Februar.)

•

Erdbeben in Centralamerika. An die geologiſche Geſellſchaft in London iſt eine Mittheilung des Hrn. Chatfield, engliſchen Conſuls zu San Salvador, über dieß Erdbeben erfolgt, deſſen wir bereits in Nr. 44 gedacht haben. Die Mittheilung iſt vom 10 October, zu welcher Zeit auch nicht Ein Haus mehr aufrecht ſtand. Die wichtigſte Bemerkung aus dieſer Mittheilung iſt, daß das Erdbeben aus Urſachen entſtanden ſeyn muß, die ihren Sitz unmittelbar unter der Stadt haben, denn die Bewegung ſoll ganz entſchieden vertical geweſen ſeyn, indem Orte, die nur 5 bis 6 (engliſche) Meilen von San Salvador entfernt waren, gar nicht berührt wurden.

•

Jüdiſche Zeitſchrift in Frankreich. Hr. Cohen, der bekannte Ueberſetzer des alten Teſtaments ins Franzöſiſche, hat vor kurzem das erſte Heft einer Zeitſchrift, betitelt: Archives israélites de la France, herausgegeben. Es ſoll Nachrichten über den frühern und jetzigen Zuſtand der Juden in Frankreich, ſo wie über die neuere hebräiſche Literatur enthalten. Die erſte Nummer theilt einen merkwürdigen Artikel „über die jüdiſche Literatur ſeit 1789" mit.

•

Miniaturkoran. In der Verſammlung der Geſellſchaft für Ueberſetzungen orientaliſcher Werke wurden mehrere Geſchenke vorgelegt, unter Anderem ein Miniaturkoran, welcher ſchön illuminirt und auf eine nur zwei Zoll breite Stelle geſchrieben iſt, ſo daß er in der Ferne wie ein buntgefärbtes Band erſcheint. Es ſoll dieß eine der merkwürdigſten Proben orientaliſcher Kalligraphie ſeyn.

•

Alterthümer zu Cervetri. Es finden gegenwärtig in Rom und der Umgegend intereſſante Nachgrabungen ſtatt unter Leitung eines Hrn. Visconti. Als man kürzlich zu Cervetri, halbwegs zwiſchen Rom und Cività Vecchia, nachgrub, brachte ein Erdſturz auf einmal zehn Statuen an den Tag, unter Anderem eine von 20 Fuß Höhe, alle aus griechiſchem Marmor und von ausgezeichneter Schönheit. (Athenäum vom 15 Februar.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 62.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 März 1840.

Brittische Colonialzustände.

Canada. — Poulett Thomson.

Die Ansichten, welche Lord Durham in seinem mit Recht berühmt gewordenen Bericht ausgesprochen, und das Verdammungsurtheil, das er über die französische Nationalität in Unter-Canada gefällt, sollen jetzt in Vollzug gesetzt werden; das ist Sir Poulett Thomsons Mission. Da sie auf die Zukunft Nordamerika's, und namentlich auf das Verhältniß der brittischen Besitzungen zu den Vereinigten Staaten, einen wesentlichen Einfluß üben muß, so wollen wir der Ausführung dieser Ansichten in Kürze folgen, denn das Mutterland will den jetzigen Augenblick, wo noch die große Mehrzahl der brittischen Ansiedler in den beiden Canadas durchaus keine Vereinigung mit den Vereinigten Staaten will, benutzen, um sie durch angemessene Institutionen mehr an sich zu ketten. Die erste Frage entsteht, was geschieht mit den französischen Canadiern? Sie haben sich den Engländern und der englischen Regierung so feindselig gezeigt, daß man sie um jeden Preis unschädlich machen muß. Dieß soll dadurch erreicht werden, daß man beide Provinzen mit einander vereinigt, und dem untern Canada, dessen Bevölkernng etwa um ein Drittel größer als die von Ober-Canada ist, nicht mehr Repräsentanten in der gemeinsamen Assembly zutheilt, als Ober-Canada hat; da nun in Unter-Canada ein starkes Drittheil der Einwohner brittischer Abkunft ist, so werden diese im Verein mit den Abgeordneten Ober-Canada's stets der Regierung, wenn es sich um Beibehaltung des Bündnisses mit dem Mutterlande handelt, das Uebergewicht verschaffen. Die brittische Minorität in Nieder-Canada hat freilich einem Plane, der sie mit Einem Mal von dem Uebergewichte der französischen Canadier befreit, mit Bereitwilligkeit ihre Zustimmung gegeben, und die letztern wurden, wie sich von selbst versteht, nicht um ihre Einwilligung befragt. In der Botschaft, welche Poulett Thomson wegen der Wiedervereinigung beider Provinzen an die Repräsentanten von Ober-Canada richtete — in Nieder-Canada ist bekanntlich die Verfassung seit dem Aufstande aufgehoben — heißt es deßhalb: „in Nieder-Canada muß jetzt eine mit der Sicherheit des Staats verträgliche und praktische Rückkehr zu einer constitutionellen Regierung ins Werk gesetzt werden, und so weit man der Gesinnung der Einwohner sich versichern konnte, wird die Wiedervereinigung beider Provinzen gebilligt." Der Sinn dieser Worte ist klar: man befragte nur die Häupter der brittischen Einwohnerschaft.

Für Ober-Canada ist die Wiedervereinigung in vielfacher Hinsicht wünschenswerth, ja nothwendig. Diese Provinz hat große öffentliche Arbeiten unternommen und Canäle gegraben, welche eine Wasserverbindung von den obern Seen bis in den St. Lorenzstrom herstellen werden. Diese Arbeiten sind großentheils vollendet, haben aber die Provinz in Schulden gestürzt, und Nieder-Canada hat unter der feindseligen französischen Repräsentation die Vollendung der Canäle, so weit sie auf dem unter-canadischen Gebiete liefen, durch Nichtsthun gehindert, zum Theil auch Zölle aufgelegt, so daß der obern Provinz der Lebensnerv, der freie Handel mit dem Meere, abgeschnitten war. Deßhalb sagt die oben erwähnte Botschaft: „die öffentlichen Arbeiten, welche Ober-Canada theils vollendet, theils begonnen hat, sind in einem Geiste entworfen, der eines vollständigen Gelingens würdig ist. Aber neue Mittel sind nothwendig, um den Zerfall einiger dieser Unternehmungen abzuwenden, und die Vollendung anderer zu sichern. Doch reicht dieß allein nicht hin: Nieder-Canada hat den Schlüssel zu allen diesen Unternehmungen; ohne seine Mitwirkung muß die Schifffahrt, wofür die Natur in diesem Lande so viel gethan, und wofür das Land selbst sich in Schulden gestürzt hat, unvollständig bleiben, und der Entwicklung der großen natürlichen Hülfsmittel, welche die Hand der Vorsehung so verschwenderisch demselben zugetheilt hat, wird stets eine Schranke entgegenstehen." Doch nicht genug, daß die Regierung dadurch der Provinz Ober-Canada die sichere Aussicht gibt, daß sie die Frucht ihrer Opfer und Anstrengungen genießen soll, so hat dieselbe auch schon, als eine Sache, die nicht der schwankenden Zustimmung eines Repräsentantenhauses unterliegen kann, festgesetzt, daß derjenige Theil der Schulden Ober-Canada's, welcher für eben diese öffentlichen Unternehmungen contrahirt wurde, dem Budget der vereinigten canadischen Provinzen zur Last fallen soll.

Digitized by Google

Es konnte nicht fehlen, daß sich die öffentliche Stimme in Ober-Canada bald eifrig für eine Wiedervereinigung mit Unter-Canada aussprach, und die Sache hatte nur Eine Schwierigkeit. Es hatte sich in Ober-Canada, wie freilich auch in Unter-Canada, eine Partei festgesetzt, welche alle Aemter nach und nach an sich brachte, jeden Gouverneur durch ihre Kenntniß der Verwaltung in ihr Interesse zog, und sich auf diese Weise zum Nachtheil der Regierung und des Volks ein Aemtermonopol sicherte, das man im Lande selbst mit dem Namen „Family-Compact" belegte. Bei dem Gesellschaftszustande in den Colonien, wo die Bevölkerung gering und dünn ist, hat dieß mehr Nachtheile, als in einem dicht bevölkerten Lande, wo ein kluger und thätiger Mann auf mancherlei Wegen sich zu Ansehen und Vermögen emporschwingen kann; in den Colonien aber ist eine Regierungsanstellung fast das einzige Mittel, sich über seine Nebenmenschen zu erheben; darum werden in den englischen Colonien Regierungsanstellungen mit solcher Begierde gesucht, und darin liegt auch auf der andern Seite der Grund des eifersüchtigen republicanischen Geistes in dem Nachbarlande. Je kleiner eine Gesellschaft ist, desto mehr ist man mit allen Eigenschaften des Einzelnen, seinen Schwächen und Fehlern bekannt, und Parteistreitigkeiten sind immer ausnehmend heftig. Eben darum ist auch der Haß gegen ein geschlossenes Beamtenregiment ungewöhnlich groß, und insofern war zwar eine Vereinigung mit Unter-Canada bei der Masse des Volks sehr beliebt, aber nicht bei den Regierungsbeamten, deren „Family-Compact" eine solche Maaßregel nothwendig zerreißen muß. Indeß hatte die Regierung ein leichtes Mittel an der Hand, diese zu nöthigen, denn sie durfte nur die Repräsentantenkammer, worin die Beamten ein ziemliches Uebergewicht errungen hatten, auflösen und eine neue wählen lassen, so konnte sie sicher seyn, eine entschiedene Majorität zu erlangen. Diese Rücksicht und ein Erlaß des Colonialministers, wonach die Beamtenanstellungen, mit Ausnahme der Richter, nicht mehr auf Lebenszeit stattfinden, sondern diese Beamten gehalten seyn sollen, sich zurückzuziehen, sobald das Haus der Repräsentanten sich gegen ihre Amtsführung erkläre, brachen mit einem Mal allen Widerstand. Poulett Thomson scheint übrigens den Auftrag gehabt zu haben, glimpflich mit ihnen umzugehen, und so legte sich Alles bald zum Ziele. Jedenfalls ist dieser letztere Punkt ein reiner Colonialstreit, der uns nur wenig interessiren kann, da er die große Maaßregel einer Vereinigung beider Provinzen, wobei das englische Princip vorherrschen soll, nicht zu hindern vermag. Daß indeß diese Maaßregel doch ihr Mißliches hat, ergeben die dringenden Bitten aus Ober- und Unter-Canada, daß die Regierung in England doch die Einwanderung brittischer Unterthanen in Canada auf alle Weise befördern möge.

Bemerkungen über Schweden.

(Fortsetzung.)

Die Ermordung Gustavs III ist der merkwürdigste Punkt in der neuen schwedischen Geschichte, merkwürdiger selbst als die Entthronung Gustavs IV. Sie war nicht die That eines Einzelnen, sondern die der ganzen über Gustavs Reformen erbitterten Adelspartei, und Leute in den höchsten Aemtern waren durch die Untersuchung compromittirt. Auch wird die That nur dadurch erklärt, daß weiterschauende Köpfe, als der Ankarströms, den Anschlag leiteten, denn diesen waren die Absichten Gustavs kein Geheimniß. Gustav III trug sich nämlich seit einiger Zeit mit dem Plane zu einer gänzlichen Umformung der Reichsverfassung: er hatte klar erkannt, daß die Eintheilung in vier Stände schon an und für sich schwerfällig war, und daß es dem zahl- und einflußreichen Adel nicht schwer werden konnte, bei dieser Form alle ihm mißbeliebigen Schlüsse zu vereiteln; dieß und die neuen Erfahrungen, die er selbst im J. 1789 gemacht, brachten ihn auf den Gedanken, den Ständen eine Form etwa der englischen ähnlich zu geben, was bei der wachsenden Stärke des Bauernstandes, der unvermeidlich den Bürgerstand nach sich zog, unfehlbar jedes allzu große Uebergewicht des Adels gebrochen hätte. Solchen Planen kam man durch Mord zuvor.

Aber eben, daß der Adel zu solchen Mitteln griff, zeigte seine Unmacht, und er wagte es nicht mehr offen nach den Zügeln der Gewalt zu greifen, obgleich die Schwäche und Unfähigkeit des Regenten, des Herzogs Karl von Südermannland, ihm die beste Gelegenheit geboten hätte; diese Gelegenheit ward aber nur ergriffen, um denen, die sich seit geraumer Zeit gegen die königliche Macht verschworen hatten, Verzeihung angedeihen zu lassen: so wurde wenige Jahre nach Gustavs III Ermordung mehreren der Verdächtigsten, die verbannt gewesen waren, die Rückkehr nach Schweden gestattet, und selbst die Anstifter jenes landesverrätherischen „Vereins von Anjala" wurden wieder auf freien Fuß gestellt und im Staatsdienste verwendet. Weiter aber als zu Cabalen verstieg man sich nicht, und die Partei fühlte sich zu schwach, dem Regenten oder dem neuen König Gustav IV Bedingungen aufzuerlegen. Die Lust dazu fehlte keineswegs, und ein zureichender Erklärungsgrund findet sich nur in der unglaublich fortgeschrittenen Entnationalisirung des Adels, die in Verbindung mit der Vermögenslosigkeit desselben ihm mehr und mehr allen Halt im Volke entzogen hatte. Die Gelüste, der Haß gegen das Haus Wasa waren noch dieselben, aber die Kraft gebrach, zwar nicht dem Einzelnen, denn es gab ungemein kräftige Charaktere, aber der Mehrzahl. Als die gehäuften Fehler Gustavs IV ihm alle Gemüther entfremdet, waren es freilich wieder einzelne Adelige, welche die Revolution vollbrachten, aber auch da, unter den für sie allergünstigsten Umständen, getrauten sie sich nicht mit dem ganzen Umfang ihrer Ansprüche hervorzutreten, und suchten nur in einem einzigen Paragraph sich gleichsam den Weg offen zu erhalten, um später allmählich wieder zu erringen, was ihnen jetzt nicht gelingen wollte. Lange widersetzten sich die Bauern diesem Paragraph *), gaben aber endlich um des lieben Friedens willen, jedoch nicht ohne Vorbehalt, später wieder auf die Sache zurückzukommen, nach.

*) Es ist dieß der 114 in der neuen Verfassung, wo es unter Anderm heißt: „keine neuen Privilegien, die einen Reichsstand angehen, können ohne des Königs und aller Reichsstände Kenntniß und Beifall gegeben werden;" die Bauern erklärten, der

Digitized by Google

Indeß nahm die Macht des Adels nach dem natürlichen Lauf der Dinge fortwährend ab: vor noch nicht langer Zeit gehörte ihm ein Drittheil von allem Grund und Boden in Schweden, allein mehr und mehr ist sein Grundbesitz in die Hände von Bürgern und Bauern übergegangen, und er ist immer mehr zu einem Pergamentadel herabgesunken, der aber doch noch immer die Rechte der Reichsstandschaft ausübt. In dem Maaßstabe, als seine wahre Kraft erlosch, klammerte er sich an die Regierung an, und suchte sich durch Stellen schadlos zu halten. Die Verwaltung Schwedens ist in hohem Grade verwickelt, namentlich hinsichtlich der Finanzen: einestheils steht man zwischen einer Geld- und einer Naturalwirthschaft auf halbem Wege, anderntheils ist die Hauptabgabe des Landes, die sogenannte Hufensteuer (hemmantalsrättan) so ungleich und verwirrt,*) daß kein Studium der Landesgesetze, sondern durchaus nur eine Schreiberroutine in der Landesverwaltung ausreicht, und dieß hat eine ungeheure Schreiberwirthschaft zur Folge gehabt, die gleich einem fressenden Wurm am Wohlstande des Landes nagt. Wir können dieß auf keine Weise besser zeichnen, als mit den Worten Forsells in seinem rühmlich bekannten statistischen Werke: „daß die Staatsverwaltung, an der seit Jahrhunderten beständig geflickt, und die mit immer mehreren Beamten, Collegien und Einrichtungen versehen worden ist, ohne daß sie sich jemals einer Verminderung derselben zu erfreuen gehabt hätte, da Schweden während derselben Zeit die Hälfte seiner Länder verloren, hat die Folge gehabt, daß Formalitäten, Verificationen und eine unerträgliche Schreiberei sich so angehäuft haben, daß ein einfacher, weniger kostbarer und schnellerer Gang der Staatsmaschine eine der lautesten und unumgänglichsten Forderungen der Nation geworden ist.“ Mit allen diesen alten Mißbräuchen hat sich der in einander verschmolzene Pergament- und Beamtenadel identificirt: vom Nebenbuhler des Königthums ist er zu dieser Rolle herabgestiegen, und wie Ludwig XIV nach dem Siege über die großen Vasallen den kleinen, armen Adel an sich zog und versorgte, so stellt jetzt die große Masse des schwedischen Adels dieselbe Forderung an den König.

(Schluß folgt.)

Adel wolle sich damit gleichsam ein Loch offen behalten, um das wieder zu gewinnen, was er durch die Noth und Gewalt der Zeiten habe aufgeben müssen. Dieß beweise das hartnäckige Festhalten an dem Worte „Privilegien,“ das den Ohren freigeborner schwedischer Männer so übel laute.

*) Für den, der mit deutscher Finanzverwaltung bekannt ist, mag es hinreichen zu bemerken, daß zu allen verschiedenen Staatsausgaben verschiedene Hufen bestimmt waren, der eine hatte Reiter und Pferd zu stellen, der andere hatte Hand-, der dritte Spanndienste zu thun ꝛc., der adeligen Hufen, die eine halbe Steuerfreiheit genossen, nicht zu gedenken. Es ist aus dem Wirrwarr, der um so ärger ist, als diese Hufen selten einem Einzelnen gehören, so wenig ein Entkommen, daß wie weiter unten näher angegeben werden wird, im J. 1829 Graf Björnstjerna eine allgemeine Ausgleichungsmaaßregel (s. Carl of Forsells Statistik p. 95) und auf dem kürzlich begonnenen Reichstage Freiherr von Nordin gar eine gänzliche Aufhebung der Hemmantalsrätt vorschlug.

Die Rennthierfliege.

Hr. Dillon gibt in seinem Werke: a Winter in Lapland, folgende Beschreibung von diesem Insect.

„Die große Hitze der nördlichen Sommer unterwirft die Rennthiere großen Plagen, besonders in der Gestalt einer Wespe (oestrus tarandi). Linné beschreibt in seiner Flora Lapponica die Art, wie dieses Insect das Rennthier quält. Gegen Anfang des Julius hört sich dieses Thier, während welcher Zeit die Haare auf dem Rücken aufrecht stehen. Die Wespe flattert den ganzen Tag über der Heerde, und nimmt die Gelegenheit wahr, ein Ei, kaum von der Größe eines Senfkorns, auf sie fallen zu lassen. Der Zustand des Felles in dieser Zeit begünstigt das Eindringen desselben, und von der Hitze beschützt, entsteht eine Larve, welche ihren Weg ins Fleisch findet, den Winter dort verweilt und bis zur Größe einer Eichel anwächst. Wenn die warme Jahreszeit herankommt, wird sie lebendig, und quält die armen Thiere fast bis zum Wahnsinn, bis es sich durch die Haut durchgefressen hat. Sechs oder acht dieser Quälgeister und oft noch mehr werden jedem Rennthier zu Theil, besonders sind die Jungen nach dem ersten Winter ihren Angriffen ausgesetzt, und Linné setzt hinzu, daß der dritte oder vierte Theil der Kälber dieser Plage unterliegen, die bei den Einwohnern unter dem Namen Kurbma bekannt ist. Sobald eine Fliege über der Heerde bemerkt wird, zeigt sich unter ihr die größte Bestürzung; sie fliehen vor dem schädlichen Insect, indem sie gegen den Wind laufen, und treiben jedes unglückliche Thier, das unter dem Winde gewesen, von sich. Während sie von dem nagenden Insecte geplagt werden, stürzen sie wie toll in das Meer, und fühlen einige Erleichterung, so lange sie unter dem Wasser sind. Deßhalb halten sich auch viele Lappländer während des Sommers an den Küsten des Eismeeres auf, und kehren nur gegen den September ins Innere des Landes zurück.“

Beschreibung des Städtchens Eschnuje.

(Fortsetzung.)

Im Widerspruche mit dem Gebrauche anderer Sunniten, feiern sie drei Feste des Jahres; alle andern Sunni von Haleb, Antiochien, Damascus, Mosul, Kjerkjut, Bagdad oder anders woher feiern nur zwei Feste; das eine das Opferfest am 10 Silhidsche, das andere das Speisefest zu Ende des Monats Ramasan. Die Einwohner von Eschnuje feiern aber ein drittes am 8 Silhidsche. Eine halbe Parasange von der Stadt ist ein Ort, welcher Scheich Ibrahim heißt; alte und junge Männer und Weiber kommen von allen Dörfern und Stämmen über zehn Parasangen in die Runde an diesem Tage hieher, und tanzen von Sonnenaufgang bis 2 Uhr Nachmittags in einem Kreise, in der einen Hand ein Glas Wein, in der andern die Locke des Freundes, Männer und Weiber stampfen die Erde mit den Füßen und schlagen den Tact mit der Hand, ohne daß sich der Sohn vor dem Vater oder die Tochter vor der Mutter schämt; jeder überläßt sich seinem Geliebten und gibt sich dessen Liebkosungen hin, dort sind mehr als 5 bis 6000 Personen versammelt, die dann, wenn der Tanz beendet, nach Hause gehen. Zu diesem Feste finden sich auch Armenier ein, welche denselben Gebrauch beobachten, und manchmal sogar zahlreicher als die Kurden. Männer und Weiber kommen

Digitized by Google

sechs Stationen weit herbei, um durch den Besuch des Grabmals des Scheichs gradelt zu werden; selbst Armenier von Chni und Selmas kommen hieher. Als Ursache ihrer Gemeinschaft mit Christen an diesem Tage geben sie an: zur Zeit des Prophetenthums Mohammeds sey ein großer Franke, der christlichen Religion müde und der mohammedanischen zugethan, hier auf seinem Wege vorbeigekommen und habe den Islam angenommen; sein Vater, den dieses gekränkt, habe Leute ihn zu tödten ausgeschickt, der Scheich (sein Sohn) habe sich nach Iran gewendet, und sey über Mosul nach Eschnuje gekommen, die vom Vater ausgesandten Christen hätten den Scheich hier gefunden, ihn mit dem unabwendlichen Schwerte den Hals abgeschnitten, und seyen dann wieder in ihr Land zurückgekehrt. Die Armenier hingegen sagen: dieser Scheich sey einer ihrer großen Mönche gewesen, welcher, um seine Glaubensgenossen zu leiten, hieher gekommen, von den Kurden aber aus Habsucht nach seinem Gute erschlagen worden sey. Dieser Arme (der Verfasser) glaubt, daß sich die Sache so verhalte, wie sie die Armenier erzählen, denn da diese Kurden sehr blutgierig, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie zur Zeit der Christenherrschaft und im Beginn des Islams diesen Mord vollbrachten, und um denselben zu verbergen, Trauer begingen, welcher Brauch dann von ihnen auf ihre Kinder übergegangen und sich im Leben erhalten hat. Das zweite Fest wird am 10 Silhidsche gefeiert; jeder kocht in seinem Hause die Nacht hindurch nach seinem Vermögen, am Morgen gehen sie in die Moschee und spenden das nächtlich Gekochte; beim Herausgehen aus der Moschee bewillkommnen sie sich gegenseitig mit Mubarekbad (gesegnet sey es!), begeben sich dann in die Gärten vor der Stadt und betragen sich dort auf die obgedachte Weise. Das dritte Fest ist das des Fastenendes, welches sie auch wie die Perser feiern, nur mit dem Unterschiede, daß sie vor der Stadt eine Hürde errichten, wo sie tanzen. Ein anderes Histörchen gut zu hören ist das folgende: der Hüter des Grabes des Scheichs hat ein eisernes Halsband, an welchem ein Haken und das er den Besuchenden um den Hals hängt; für die, welche ihm schnell Almosen geben, öffnet er schnell den Haken (das Schloß des Halsbandes) und sagt: der Scheich gewährt dein Begehren, bei dem aber, der zögert, drückt er den Haken zusammen, so daß er sich nicht schnell öffnen kann, und sagt: führ' deine gute Absicht aus, damit der Scheich deinen Wunsch gewähre; wenn der Besuchende ihm sogleich gibt, so öffnet der Hüter sogleich den Haken und sagt: der Scheich hat dein Verlangen gewährt.

Noch ist ihrer Derwische zu erwähnen: diese sind (Preis sey Gott dem Besitzer der Herrschaft und verzeih uns unsere Sünden!) eine satanische niedrige Horde. Jeden Morgen hängen sie wie strollende Musicanten die Halbtrommel auf die Schultern und fangen an zu betteln, sie betteln jedes alte Weib unverschämter Weise um einen Pfennig an, womit sie bis an den andern Morgen leben wie Esel ohne Weide und Stroh; als ob sie um das goldene Kalb der Wüste tanzten, schlagen die Trommel mit Hai und Hui, so daß darüber die Halbtrommel, welche Venus im Morgenstern schlägt, zerbrechen möchte. Diese Eselsnaturen und Ochsenartigen betäuben mit ihrem Geröse den Erdstier (der die Erde trägt) und den Himmelslöwen (im Thierkreis). Sie zerfallen in zwei Classen: in die Kadiri und Nakschbendi; die Kadiri leiten die Kette ihrer Lehre bis auf Ali, den Sohn Ebu Thalibs, hinauf, und die Nakschbendi bis auf Ebubekr Ben Ebi Kahafas (jene also bis zum Eidam, diese bis zum Schwiegervater des Propheten). Nach dem Spruche: „der Narrerei gibt es mancherlei,*) treibt jeder seine Narrheit auf verschiedene Weise; den Nakschbenden gefällt es jede Nacht von Dienstag und Freitag Allah! Allah! zu schreien, wobei sie nach und nach ihre Stimme so verstärken, daß die Ohren von dem fürchterlichen Geschrei taub werden; sie sprechen von der Begeisterung göttlicher Liebe und von dem Genusse der Majestät Gottes; indem sie an allen Gliedern zittern und sich den Bart rupfen, suchen sie dem Pöbel einzureden, daß sie zum Genusse des Freundes gelangt, und von ihrem Geliebten ihres Wunsches theilhaftig geworden. Ich weiß nicht, was für eine Vereinigung zwischen dem Staube und der reinen Geisterwelt, zwischen befleckten Körper und dem Allerheiligsten stattfinden kann, da im Gegentheil beide weit von einander getrennt und der Gegensatz zwischen dem Unvollkommenen und Vollkommenen ein ewig bestehender ist; nichtsdestoweniger sprechen und plaudern sie von Begeisterung und Entzückung, und haben für die, so dergleichen thun, große Achtung; sie umarmen sich und schütteln sich die Hände und sagen dabei:

Vom Westwind des Kamels der Hauch der Seele weht,
Kamel, das in dem Stall von Sultan Weis**) steht.

Diesen halten sie für den Boten vom Lande des Freundes, für den Engel, vom höchsten Himmel gesandt. Dieß ist der treffliche Orden der Nakschbendi in Kurdistan. Der zweite Orden ist der der Kadrije, welche auf demselben Pfade wandeln und handeln, nur mit dem Unterschiede, daß sie nach dem Allahgeschrei aus Ueberwältigung der Begeisterung, indem sie zum Genusse Gottes, der über Alles, das ihm verglichen werden kann, erhaben, zu gelangen wähnen, Messer, Nägel und dergleichen in Vorschein bringen, und dem Pöbel vorgaukeln, als ob sie sich damit stächen und schnitten, und es ihnen, nachdem sie zum Genusse des Allerhöchsten gelangt, nicht den geringsten Eindruck machte; nach der Meinung dieses Armen ist dieses nichts als reine Betrügerei und Gaunerstreich, denn wenn das Schneiden des Messers, ohne einen Eindruck zu hinterlassen, der größte Beweis von der Vollkommenheit der Seele wäre, warum hört man denn so vielfältig, daß die größten Propheten und berühmtesten Heiligen an ihren Körpern so viele Martern erlitten haben? wie die Araber von Mohammed (dem die Zähne bei Ohod eingeschlagen worden), die Juden von Jesus, die Kopten von Moses erzählen; von keinem derselben hat man gehört, daß die erlittenen Peinen auf dieselben keinen Eindruck gemacht; wären diese alle von Stein gewesen, so hätten sie kein Verdienst gehabt, sich dem Martyrthum auszusetzen, und wären, um sich nicht mit den Niederträchtigen zu vermischen, ins Gebirge entflohen; denn es ist keine Macht und keine Kraft als bei Gott!

Hier, wo die Papagai'n die Stimme nicht erheben,
O Schelmenaug', wie traust du dich Ton anzugeben!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die „arabischen und maurischen Denkmäler" Spaniens ist ein großes Werk von Hrn. Girault de Prangey erschienen. Die Ueberreste von Grenada, Sevilla und Cordoba sollen namentlich ganz vorzüglich ausgeführt seyn. (Franz. Bl.)

---

*) Dschunnunn funnun.

**) Unter diesem Sultan Weis ist keineswegs der Sultan der Dynastie der Dschane, gestorben 776 (1374), sondern Scheich Oweis, einer der frühesten Mystiker des Islams, zu verstehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 63.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 März 1840.

Die Ruthenen oder Rusnaken in Galizien.

(Von J. G. Kohl.)

Das Königreich Galizien mit seinen Anhängseln (Lodomirien und Bukowina) zerfällt in vier Hauptflußgebiete, in das obere Flußgebiet des Pruth, in das des Dniestrs, das des Bug, und das der Weichsel. Das erste mag ungefähr 200 Quadratmeilen haben mit 300,000 Einwohnern, das zweite etwa 610 Quadratmeilen und 1,800,000 Einwohnern, das dritte 190 Quadratmeilen und etwa 450,000 Einwohner, das vierte 660 Quadratmeilen mit etwa 1,900,000 Einwohner. Eben so wie die Flußgebiete des Landes theilt sich ungefähr seine Bevölkerung ab, welche hier wie fast überall den Flüssen folgte. Das Pruthgebiet nahmen von Anfang bis beinahe ganz zu Ende die Wallachen oder Moldauer in Besitz; in dem Dniestrgebiet, an allen seinen Nebenflüssen hinrankend, haben sich die Ruthenen ausgebreitet, und im Weichsel- und Bug-Gebiete die Polen oder Masuren. Die Bevölkerungsmassen Galiziens nach den Stämmen stellen sich ungefähr so:

Daken oder Wallachen . . .	300,000
Rusnaken oder Ruthenen . .	1,800,000
Polen oder Masuren	2,300,000
Summa . .	4,400,000

Die Höhen der Karpathen bringen die stärkste Schattirung und Nüancirung in dieser Vertheilung der Völker hervor; denn die Völker, welche ihnen folgten und sich in ihren schroffen Thälern festsetzten, sind zum Theil ganz eigene Volksstämme, zum Theil als Bergbewohner von den ihnen verwandten Flächenbewohnern außerordentlich verschieden. So trennen sich von den Wallachen die Huzzulen in den „Schwarzen Bergen," so von den Ruthenen die Goralen in den Central-Karpathen, so von den Masuren die Slowaken in den westlichen Gebirgen. Die Ruthenen bewohnen den Theil von Galizien, der dem ganzen Lande den Namen gab, das alte berühmte russische Großfürstenthum Halitsch, das einige Zeit mit dem Kiew'schen Großfürstenthum verbunden war, dann als unabhängiges Königreich blühte und mächtig war, und im 14ten Jahrhunderte von den Polen erobert wurde. Sie sind ein kleinrussischer Volksstamm, den Malorossianen, Kosaken und Ukrainern in demselben Grade verwandt, wie die Bayern den Sachsen. Sie werden auch Rusnaken oder Rusniaken genannt, und zwar nicht fälschlich, wie Manche behauptet haben. Sie nennen sich vielmehr selber so, *) „besser, feiner und gelehrter aber," sagte mir ein gebildeter Rusniake, „nennt man uns Ruthenen oder Rusinen." Die Ungarn nennen sie wie alle Russen: „Oraschok." Ihre Gesammtmasse in Galizien beträgt, wie gesagt, beinahe zwei Millionen. Eine kleinere Masse von nahe an 400,000 schob sich in der Völkerwanderung über die Karpathen hinaus nach Ungarn hinein.

Ihre Sprache weicht natürlich bedeutend von der großrussischen ab, und es ist etwas mehr als eine Dialektverschiedenheit, doch halfen wir uns mit unserm moskowitischen Russisch noch vielfach bei ihnen durch. Die Kleinrussen aus Podolien und dem Kiew'schen verstehen sich mit ihnen wie Brüder. Daß aber doch zwischen ihnen und den gallizischen Rusnaken ein alter Stammunterschied besteht, zeigen viele Dinge, unter andern der Schnitt ihrer Kleidung. Während bei den Großrussen durchweg nur weiße Lämmerfelle zu Pelzen und Mützen getragen werden, bei den Malo-Rossianen und Kosaken vorzugsweise silbergraue, — sowie — gelegenheitlich sey es gesagt — bei den Kalmücken einzig und allein rothbraune — so sind dagegen alle Ruthenen ausschließlich nur in schwarze Lämmerfelle gehüllt. Der Pelz der Russen ist auffallend kurz, was viel hübscher aussieht, während die Ruthenen ihn ungemein lang tragen, so daß ihre Beine immer mit dem schlotternden Pelze zu thun haben. Der Pelz der Malo-Rossianen steht zwischen beiden in der Mitte. Die Russen schneiden die Kante ihres Pelzes schlicht weg. Die Ruthenen dagegen lassen einen breiten Rand oder Kragen überstehen, der auf Schultern und Rücken herabfällt. Die Russen tragen ihren Pelz ganz schlicht und ohne weitere Verzierung. Die Ruthenen aber besetzen ihn hier und da mit bunten Schnörkeln aus Tuchstreifen. Im Ganzen erscheinen die Formen der bepelzten Russen schöner als die der Ruthener. Diese nicht unbedeutenden

*) In Galizien, wie in Podolien und selbst in Neu-Rußland antwortet der malorossianische Bauer, wenn man ihn fragt, was für ein Landsmann er sey: „Ja Rußnak" (ich bin ein Rußnake).

Digitized by Google

Unterschiede des russischen und des ruthenischen Pelzes mögen ungefähr einen Maßstab des Unterschieds beider Völkern in Kleidung, Wesen und Sprache abgeben. Alle übrigen Kleidungsstücke differiren ungefähr in demselben Grade und eben so alle übrigen Sitten der beiden verwandten Stämme.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Schweden.

(Schluß.)

Allein die Zeiten sind solchen Ansprüchen nicht günstig: der wirkliche hohe Adel, der noch begütert ist, will seine Sache nicht mit dem armen, niedern Adel vermengen, und wir sehen deßhalb Männer, wie Björnstjerna, Nordin, Ankerswärd u. s. w. Vorschläge zur Vereinfachung des ganzen Staatshaushaltes machen, Vorschläge, so radical und umfassend, wie man sie nicht leicht in einem europäischen Staate gesehen hat. Aber wie im Jahre 1829 Björnsterna's gemäßigter Vorschlag*) durchfiel, so in diesem Jahr der durchgreifende Vorschlag Nordins, die Hemmantalsratt ganz aufzuheben. Die Schuld der Verwerfung tragt die Zusammensetzung des Reichstags und namentlich die des Ritterhauses, wo, wie oben schon bemerkt, jeder Familienälteste stimmfähiges Mitglied ist. Fast alle diese stehen im Staats- oder Hofdienst. Am letzten Reichstage waren 492 Mitglieder anwesend, darunter 67 Fähndriche und Lieutenants, 49 Capitäne, 23 Kammerherren, 105 Obersten, Oberstlieutenants, Majore oder Rittmeister, 12 Präsidenten und Vicepräsidenten, 12 Landshöfdinge, 7 Excellenzen, 18 Räthe, 20 mit Hofämtern u. s. w., im Ganzen von 492 Personen 475 betitelte. So gibt wenigstens Forsell in seinem mehr erwähnten Buche an (p. 48). Auf dem gegenwärtigen Reichstage sieht es nicht anders aus, und wer sich die Mühe geben will, die langen Listen durchzulesen, findet Lieutenants, Fähndriche, Secretäre, Assessoren, Comptoirschreiber, Kanzelisten u. dgl. in Menge; mit bitterem Spotte bemerkten die Gegner, daß auch zwei Polizeidiente und ein Zollwachtmeister als Familienhäupter sich einzeichneten, um an den Berathungen Theil zu nehmen. Daß bei einer solchen Zusammensetzung an ein wahres Oberhaus nicht zu denken, daß die Vrrsammlung einem polnischen Reichstag nicht übel gleicht, daß es keineswegs zu erwarten ist, eine aus solchen Elementen zusammengesetzte Versammlung jemals in der Mehrzahl zur durchgreifenden Reform von Mißbräuchen zu bewegen, von denen sie leben, das ist ohne Mühe zu errathen.

Wenn aber auch die Mehrzahl des Ritterhauses alle Vorschläge zur Reform störrisch zurückweist, so ist eine andere Macht da, welche stark genug ist, solche zu erzwingen. Der Bauernstand, der allein vier Fünftheile der Gesammtbevölkerung*) ausmacht, scheint entschlossen, eine Reform ins Werk zu setzen. Man hat Karl Johanns Regierung über die Massen gepriesen, und wahr ist es, er hat für Ordnung in den Finanzen gesorgt, und hat manche öffentliche Arbeiten, wie Canäle, Straßen u. dergl. ausgeführt, aber er hat auch nicht aufs leiseste an die Krebsschäden gerührt, die vielleicht in kurzem Schweden in Verwirrung stürzen, denn das darf man sich nicht verheimlichen, daß in Schweden der lebhafte Wunsch vorhanden ist, die norwegische Verfassung einzuführen, daß aber die Norweger selbst sich strenge fern halten**) von den Schweden, weil sie glauben, daß dieß Streben nicht ohne große, innere Zerwürfnisse sich ausführen lassen werde, und sie sich scheuen, in diese Zerwürfnisse hinein verflochten zu werden.

Der Charakter der schwedischen Regierung seit dem Jahre 1809 besteht darin, daß eine eng unter sich verbundene, meist adelige Titel führende Beamtenclasse einen schleppenden Geschäftsgang fortsetzte, und durch die ihr inwohnende Trägheitskraft allen Verbesserungen und Fortschritten hemmend entgegentrat; dabei war im Ganzen genommen viel Eigennutz und Selbst ucht, aber wenig systematisch böser Wille, und wenn die Mittel, womit man auf den Reichstagen, die bekanntlich nur alle fünf Jahre gehalten werden sollen, durchgreifenden Verbesserungen sich widersetzte, auch keineswegs immer lobenswerth waren, so muß man doch auf der andern Seite gestehen, daß die Form des Reichstags selbst, die Eintheilung in vier Stände, diese Mittel sehr erleichterte. Als ein Beispiel, wie verfahren wurde, mag folgende übersichtliche Geschichte des Unterrichtswesens dienen.

Im Jahre 1809, von dem alles wichtigere Neue in Schweden datirt, drückten die Stände, welche damals allzu sehr mit dem Dringendsten beschäftigt waren, ihren lebhaften Wunsch aus, daß man das Unterrichtswesen „der ernstlichsten Aufmerksamkeit und der sorgfältigsten Prüfung würdigen solle." Der zu dem Ende niedergesetzte Ausschuß erklärte damals: „die veraltete Einrichtung unsrer allgemeinen Unterrichtsanstalten, deren mindere Anwendbarkeit in der gegenwärtigen Zeit, die Veränderungen, welche die Wissenschaften, die Unterrichtsmethoden und die Erziehung im Allgemeinen durch eine steigende Aufklärung erfuhren, die vermehrte Erfahrung, welche die Versuche und Entdeckungen fremder Nationen bewirkten, Alles scheint Gedanken und Hoffnungen auf Verbesserungen in unserm Lehrwesen und dessen Verfassung, so wie auf neue Einrichtungen zu lenken, die man ferner nur noch zum allgemeinen Nachtheil in unserm Lande vermissen kann." Es wäre zu weitläufig, wenn wir die einzelnen Wünsche, die ausgesprochen wurden, näher angeben wollten, und es mag die Angabe genügen, daß sie alle Zweige des Unterrichts, den höhern, mittlern und niedern,

*) Er wollte die Ungleichheit der sogenannten Hemmantalsrätta dadurch aufheben, daß er dem, der nach der Ausgleichung höher besteuert war, eine Staatsobligation verlieh, wo der Mehrbetrag capitalisirt war, auf der andern Seite sollte der, welcher nach der Ausgleichung weniger zahlte, eine solche Obligation auf sich ausstellen und an den Staat verzinsen, und diese Obligation mit einem Amortissement von 1 oder 2 Proc. allmählich tilgen.

*) Nach Forsell hat die Ritterschaft und der Adel etwas über 10,000 Personen, die Geistlichkeit 14,000, Standespersonen (d. h. wohl solche, die von ihrem Vermögen leben), etwas über 70,000, Bürgerstand 66,500, der Bauernstand über zwei Millionen, alle andern zusammen noch 550,090 Menschen.

**) Dieß geht so weit, daß die norwegischen Blätter die Nachrichten aus Schweden immer als ausländische mittheilen.

Digitized by Google

umfaßten, und namentlich auch den Bischöfen einschärften, sich mit den Lehrern ihrer Diöcesen über bessere Schuleinrichtungen zu berathen. Am 29 Januar 1812 ward ein Comité zu dem Ende niedergesetzt, aber als die Reichsstände dieses Jahres verlangten, daß die Protokolle des Comité's vorgelegt werden sollten, war so gut wie nichts geschehen. Noch im J. 1815 erklärte dasselbe, wahrscheinlich auf wiederholte Mahnungen, daß es sich dem Ziel seiner Arbeit nähere, aber erst im J. 1818 waren die Arbeiten beendigt, die freilich auch Lehrbücher umfaßten, und am Ende des Jahres 1820 erhielt der Plan mit mehreren auf Befehl des Königs umgearbeiteten Punkten die Bestätigung. Man hätte glauben sollen, nach einer so langen Berathung sey doch am Ende etwas Tüchtiges zu Stande gekommen. Keineswegs. Die Stände des Jahres 1823 erklärten, daß der ganze Vorschlag einer gründlichen Verbesserung bedürfe. Es ward im Jahre 1824 abermals ein Revisionscomité niedergesetzt, und dieses brachte in der neuen Schulordnung so viele schwache Seiten an den Tag, daß die Regierung schon am 18 Mai 1825 eine Menge Verbesserungen und Zusätze dazu machen mußte, und der König im Jahre 1828 den Ständen versprach: „was die Revision im Uebrigen hinsichtlich einer vollständigen Organisation der Elementallehrer und einer zweckmäßigen Verbesserung des Unterrichts vorgeschlagen hat, so wie die Festsetzung der dazu erforderlichen Mittel soll in Uebereinkunft mit einer vollständigen Prüfung durch sämmtliche Stände des Reichs in nähere Untersuchung genommen werden."

Mit Einem Worte, von dem Allem ist bis jetzt noch nichts geschehen: die Elementarschulen, auch die Gymnasien sind allerdings vermehrt worden, aber die so oft und so dringend geforderte Reform des gesammten Schulwesens ist noch immer nicht erfolgt, auf den Universitäten herrschen noch die alten elenden Methoden, die oft geforderte Schärfung der Prüfungen ist nicht eingetreten, und der Errichtung von Realschulen hat sich namentlich der Priesterstand, theils offen, wie im J. 1823, theils, wie man ihm Schuld gibt, im Geheimen widersetzt, und leider bezeichnet die öffentliche Stimme in dieser Hinsicht namentlich einen Mann, den man nicht unter den Gegnern eines bessern Unterrichtssystems erwarten sollte, den Bischof Tegner von Wexiö.

Uebrigens ist das Unterrichtswesen nicht der einzige Gegenstand, wo die Priesterschaft sich jeder Aenderung widersetze; eben so hitzig, wenn gleich auch meist im Verborgenen, stritt sie gegen die sie bedrohende Regulirung ihrer Einkünfte. Dieß ist ein bedeutender Umstand für Schweden, denn nach Forsell zahlt der Staat an die Geistlichen 1,800,000 Thaler, und eine gleiche Einnahme haben sie von mehreren Leistungen des Volks an Korn und dergl. Schon im Jahre 1809 regte der Reichstag diese Frage an, und brachte eine Veränderung der Besoldung der Geistlichen in Antrag, indem er den König bat, eine vollständige Untersuchung der Sache anzuordnen; aber noch im Jahre 1829 verlangte man „Specialangaben über die Einkünfte der Klerisey und die Kosten des Schulwesens," so wie „Auskunft über den Taxationswerth der geistlichen Güter (boställen)," konnte sie jedoch selbst im Jahre 1834 noch nicht erlangen.

Es ist aus diesen Beispielen, die sich leicht durch Auszüge aus den Reichstagsverhandlungen in ein helles, oft nur allzu helles Licht setzen ließen, ersichtlich, daß die verknöcherte Schreiberregierung jeder Aenderung abhold war, theils aus Trägheit, theils aus noch schlimmern Gründen, und wer nur immer bei der Erhaltung von Mißbräuchen betheiligt war, fand bei ihnen Unterstützung, theils durch absichtliches, theils durch unabsichtliches Hinausschieben. Wir wollen später auf allgemeinere Gegenstände, auf die Finanzen des Landes, die Gesetzgebung über Gewerbe, den Handel und die Schifffahrt des Landes, und namentlich auf den Ackerbau zurückkommen, inzwischen aber mag das Mitgetheilte als Beweis dienen, wie wenig, trotz der äußern Ordnung und des blühenden Zustandes der Finanzen für das geistige und leibliche Wohl des Volkes geschehen ist. Man darf sich deßhalb nicht verwundern, wenn man jetzt Worte vernimmt, wie die, es sey im J. 1809 die Sache nur halb geschehen, und man müsse jetzt den Grund zu einer vernünftigen Verfassungsveränderung legen.

In mancher Hinsicht sind die Umstände dazu günstig: der alte Haß zwischen dem Adel und der Krone scheint mit der Entfernung des Hauses Wasa völlig erloschen zu seyn, und bildet somit kein Hinderniß mehr zur Vereinigung der Stände; die Finanzen sind durch die Vorsorge des Königs geordnet, und hemmen nicht jeden Schritt, den man aus dem gewohnten Geleis heraus thun will. In der Hauptsache handelt es sich durchaus nur um Verwaltungsfragen, wiewohl hinter diesen auch eine Verfassungsfrage steht: die Form der vier Stände ist veraltet, und bei einer neuen Einrichtung muß die jetzige Repräsentation des Adels nach Familienhäuptern aufhören. Das Land ist wesentlich ackerbauend: wir haben oben gesehen, daß vier Fünftheile der Bevölkerung rein dem Ackerbau angehören, und den kleinen Grundeigenthümern können nur die großen, sowie die Bergwerksbesitzer, entgegentreten. Manufacturbetrieb ist unbedeutend, und die Städtebevölkerung so schwach, daß sie in den Bauernstand aufgehen muß. Der Priesterstand wird sich seiner ganzen Stellung nach dem hohen Adel, den Reichsherren, anschließen, und somit ergäbe sich ein Ober- und ein Unterhaus von selbst. Eine solche Anordnung wenigstens scheinen Männer, wie Ankarswärd, Nordin, Sprengtporten u. s. w. im Auge zu haben, während sich nicht läugnen läßt, daß auf der andern Seite viele zur norwegischen Verfassung neigen. Dieser Partei aber könnten nur große Fehler der Regierung ein entschiedenes Uebergewicht geben.

Engländer in Tornea.

Tornea ist bekanntlich die südlichste Stadt des schwedischen Nordens, wo im Sommer die Sonne nie untergeht, und dieses interessante Schauspiel zieht stets eine Menge Fremder in diese Stadt, unter ihnen auch viele Engländer. Hr. Arthur Dillon in seiner Reise (A Winter in Iceland and Lapland) erzählt folgenden komischen Vorfall, der einem seiner Landsleute daselbst begegnete.

Ein Schwede, der in dem District von Lulea angestellt war und deßhalb oft in Tornea seyn mußte, erzählte mir von einem Engländer, welcher eine Stunde vor Mitternacht heran galoppirt kam. Da der

Digitized by Google

schwedische Beamte in England gewesen war und englisch sprach, lud er ihn ein, sich seiner Gesellschaft anzuschließen, die eben einige Erfrischungen zu sich nehmen wollte. Doch dazu war der Engländer in zu großer Eile und entschuldigte sich. Zugleich befahl er seinem Diener, eine Flasche Champagner herbeizubringen, die auf dem ganzen Wege von St. Petersburg herumgeschüttelt worden war, und so erwartete er den kritischen Moment, wo die Sonne, wenn wir so sagen dürfen, zugleich unter- und wieder aufginge. In diesem Augenblick stürzte er einen Becher Wein hinunter, sprang in seinen Wagen und kehrte ohne Verzug dahin zurück, woher er gekommen war. Ein anderes Individuum war nicht so glücklich. Zweimal kam er an Ort und Stelle einen Tag zu spät an. Doch, wenn er langsam war, so kann man ihm doch Beharrlichkeit nicht absprechen; zum drittenmal machte er die lange Reise, und mit einem Aufwand aller seiner Kräfte gelang es ihm, einige Stunden vor der erforderlichen Zeit an dem wohlbekannten Ort anzukommen. Solch eine Anstrengung jedoch hatte ihn einigermaßen erschöpft, und er legte sich zur Ruhe, seinem Diener den Befehl hinterlassend, ihn einige Minuten vor Mitternacht zu wecken. Er ward geweckt, wie er es wünschte; aber wahrscheinlich träumte er von ganz andern Dingen, als die er zu sehen gekommen war, denn mit den Worten: „Zum Henker mit der Sonne — morgen sehen!“ wandte er sich in seinem Bett um und fiel von neuem in einen gesunden Schlaf. Ich habe nicht gehört, ob er zum viertenmal den Versuch wiederholt hat, oder ob er, gleich Wanderdecken, verurtheilt ist, sein Leben in Verfolgung eines Ziels zuzubringen, das er nie erreichen wird.

Beschreibung des Städtchens Eschnuje.

(Fortsetzung.)

Der Schreiber dieser Zeilen sah in der Stadt Eschnuje einen dieser Derwische, der einen Nagel in der Hand hatte, und unter dem Rufe von Hakk! Hakk! (Gott! Gott!) dergleichen that, als ob er sich den Nagel in den Kopf schlüge, aber es war dem nicht so; er begnügte sich, von jeder Bude einen Para zu nehmen. Ein Para ist ein Geldstück, wovon acht auf einen Diner gehen, und man nennt denselben gewöhnlich Schahi; ich sagte ihm: wiewohl das Eisen Euch keinen Schaden thut, so ist es doch nicht der Mühe werth, Euch wegen eines Para so oft diese Mühe zu geben, es ist weit besser, Ihr nehmt auf einmal einige Tomane von diesem Eurem Diener, und erlaubt, daß er Euch den Nagel in den Kopf schlage; er ging den Handel nicht ein. Wenn hier nicht Betrügerei obwaltete, so würde er gar gern seine Zustimmung gegeben haben, so ist aber Alles Betrug und Gleißnerei, um die gemeinen Leute zu betrügen; meistentheils lehren sie diese Kunst schon ihren Kindern, um das Wunderbare zu vermehren, und ein Kind, das dergleichen Künste kann, wird von ihren Großen hochgeachtet. Es ist mit Gewißheit bekannt, daß diese Rotten schon von Alters her sich ihr Brod auf diese Art erwarben; man nennt sie Künger und Schachschaneksch, d. i. Hornbläser, Gabelträger, weil sie immer in ein Horn blasen, das sie an den Schultern an einer Gabel aufhängen; dieses heißen sie Buk und Nefir; dieses Horn und die Gabel tragen sie versteckt bei sich. Sobald ihnen Jemand nichts geben will, stoßen sie in die Trompete und schlagen mit dem Horn so lange an den Kamm, bis der Angesprochene, des widrigen Getöses müde, ihnen etwas gibt. Der Beweis, daß sie schon von alter Zeit herrühren, findet sich in den Gedichten von Hafis, dem wohlberedtesten der Dichter:

O wenn Hafis der Sohn des Küngers wäre,
Sein Beutel voll von Gold und Silber wäre!
O wenn er sich mit Schrift und Vers nicht schimpfte,
Mit Syrup und mit Mehl zufrieden wäre!

Aus diesem Geständnisse des Chodscha ist zu ersehen, daß zur Zeit des welterobernden Sultans Emir Timur Gurgans, zu dessen Zeit der große Chodscha lebte, diese Rotte dasselbe Handwerk trieb; ob dieselben vor ihm dagewesen oder nicht dagewesen, ob sie damals schon auf diese Dinge sich verlegten, weiß Gott, so viel weiß ich, daß sie in satanischen Betrügereien ausgelernte Meister. Die Perser glauben, sie seyen aus der Familie des Propheten des Endes der Zeiten; bei allem dem kennt man ihren Ursprung nicht. Auf dem Pfade der Dienstbarkeit kasteien sie den Leib mit zerreißenden Peinen und unerträglichen Aufgaben. Wie viele Tage verlebte ich nicht in Kasten, und wie viele Nächte durchwachte ich nicht bis an den Morgen in Gehorsam und Klage! und doch sticht überall die Nadel des alten Weibes in meinen Fuß; ich fürchte, daß mein Leben darüber hingeht; was braucht es aber Messer und Schwert und Dolch und Pfeil, sicher ist es, daß diese Rotte nur Gleißnerei und Betrug übt, und den Omer und Seid (Peter und Paul) zu betrügen sucht. In dem Thale der Unwissenheit herumirrend, suchen sie Jünglinge einfältigen Herzens, denen sie die Thore des Schatzes des Betruges öffnen und auf der Trommel der Alchymie vorspielen; sie umgarnen den Mittellosen von allen Seiten und säen den Samen des Verlangens in das Saatfeld seiner Einbildung, indem sie ihn glauben machen, sie seyen die Angesehensten im Lande und Männer göttlichen Wandels, oder mit andern Worten: sie seyen die Einwirkenden der Welt, geeigenschaftet wie Gott, im Stande anzustellen und abzusetzen und dergleichen mehr. Frage aber nur nach um die Wahrheit: sie sind abgefeimte Ahrimane, Betrüger, welche sich stellen, als ob sie mit Wasser und Gerste zufrieden wären, aber nach allen Seiten die Schlingen der List auswerfen, zauberische Straßenräuber, vom Fuß zum Kopf aus Betrügerei zusammengesetzt; in der That, wenn Jemand sein ganzes Leben darauf verwenden wollte, um ihre Zustände zu schildern, so würde es schwer halten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Griechische Palimpseste. Hr. Dibron, dessen Reisen in Griechenland wir schon mehrfach erwähnt haben, legte dem Minister Bruchstücke von Palimpsesten vor, die er in den Metsorklöstern und auf dem Berg Athos gefunden hatte. Sie sollen sehr alt, in griechischer Sprache und leicht zu entziffern seyn, wenn man die verblichene Schrift chemisch wieder herstelle. (Athenäum vom 15 Februar.)

Dialekte der nordfranzösischen Sprache. Hr. Ballot theilt diese in drei Hauptclassen: normännisch, picardisch und burgundisch. Der erstere verbreitet sich gegen die Bretagne hin nach Maine, Anjou und Poitou, der zweite umfaßt das französische Flandern und Hennegau, der dritte Berry, Orleanois, Champagne, Lorraine und Franche Comté. Die Gränzen dieser Dialekte wagt er freilich nicht zu bestimmen, auch müssen sie nothwendig in einander übergehen. (Echo du Monde Savant vom 4 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 64.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 März 1840.

Brittische Colonialzustände.

Jamaica.

Im vorigen Jahre hätte der Streit über Jamaica im Parlament die englischen Minister beinahe von ihren Stellen vertrieben, und die Pflanzer polterten in ihrer „Assembly" oder Repräsentantenkammer aufs heftigste. Dießmal ging die ganze Session, welche vom 22 Oct. bis 21 Dec. dauerte, ganz still ab, und man hörte kein unschönes Wörtchen gewechselt zwischen dem Gouverneur und der Versammlung. Woher dieß gute Einverständniß? Ein Theil mußte nachgegeben haben, und leider ist dieß die Regierung gewesen. Die englischen Minister hatten ganz richtig erkannt, daß es nach der Emancipation der Neger nicht möglich sey, die ganze gesetzgebende Gewalt wie bisher in den Händen der Weißen, d. h. der Pflanzer zu lassen, weil diese ein directes Interesse hatten, diese Gewalt gegen die Neger zu mißbrauchen. Sie hatten sie bereits auf eine schreiende Art mißbraucht, und darum schlugen die Minister vor, die Verfassung Jamaica's, d. h. gesetzgebende Macht der Pflanzer, auf fünf Jahre zu suspendiren, in der sichern Ueberzeugung, daß in der Zwischenzeit aus den emancipirten Negern eine „constituency," d. h. eine Wählerclasse erwachse, aus welcher eine Repräsentation hervorgehe, die nicht mehr im entschiedenen Interesse des Pflanzers gegen den Neger handle. Dieser Vorschlag fiel bekanntlich im englischen Parlament durch, die Minister besannen sich eines Andern, und handelten ihren bisherigen Ansichten gerade zu entgegen. Die Folgen werden nicht ausbleiben.

Der den Pflanzern so verhaßte Sir Lionel Smith, den die Pflanzer nur mit Verwünschungen nannten, weil er die frei gewordenen Neger nicht ihrer ganzen legalen Tyrannei preisgeben wollte, ward abberufen, und an seine Stelle Sir Ch. Metcalfe gesendet, der eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlug. Unter den Papieren, welche dem Parlament im Anfang Februars vorgelegt wurden und sich auf Westindien beziehen, findet sich auch eine Depesche Sir Ch. Metcalfe's vom 16 Oct. v. J., welche in 18 Paragraphen seine Ansicht über den Stand der Dinge in Jamaica ausspricht. *) Es wäre zu weitläufig, die dort ausgesprochenen Ansichten kritisch zu beleuchten, und wir bemerken deßhalb bloß, daß sie mit dem spätern Thun völlig harmoniren und gleichsam das Vorspiel dazu bilden. Die Assembly hat eine Reihe Gesetze angenommen, von denen wir die wichtigsten der auf die Neger bezüglichen herausheben wollen: das Pachtgesetz (tenement bill) ist darauf berechnet, den Neger, der Land pachten will, in strengster Abhängigkeit von dem Pachtherrn zu halten und solche Pachte überhaupt so wenig zahlreich wie möglich zu machen; ein Gesetz zum Schutz der Flüsse und Fischereien soll verhindern, daß nicht die Neger in den zahllosen Flüssen und Bächen der Insel Fische fangen, und auf diese Weise ihren Unterhalt gewinnen; ein Gesetz über die Registration der Feuerwaffen legt nicht nur eine Abgabe von 20 Schilling auf jedes Gewehr, selbst Pistolen, sondern verbietet auch alle Jagd in den pfadlosen Wäldern; ein Gesetz über Höken und Hausiren (hawking and pedling) schränkt diesen Nahrungszweig auf eine für die Neger höchst empfindliche Weise ein, da sie sonst den Ertrag ihrer kleinen Felder zu Markt brachten und hauptsächlich davon lebten; auch diese Hülfsquelle soll ihnen möglichst abgeschnitten werden.

Dieß mag genügen, um den Geist zu bezeichnen, in welchem die Assembly verfuhr, und den der Gouverneur, welcher allen diesen Bills am 21 December seine Zustimmung gab, billigte. Nimmt man dazu noch ein Gesetz über Verbindungen zwischen Arbeitern (combinations of servants), wodurch man jede Verabredung zwischen den Negern hinsichtlich der Arbeitsübernahme zur Verschwörung und zum Staatsverbrechen stempeln kann, so ist einleuchtend, daß man den Negern so viel immer möglich jede Art, ihr Leben unabhängig von den Pflanzern zu fristen, abschneiden, sie nöthigen will, sich diesen auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und auf diejenigen Bedingungen zu arbeiten, welche die Pflanzer festsetzen wollen. Daß man endlich, um diese schönen Gesetze auszuführen, eine in den letzten Jahren

*) Diese Depesche steht in der Colonial Gazette vom 5 Februar, und ging von da wegen ihrer Wichtigkeit zum Theil selbst in französische Zeitungen über. S. z. B. Jour. des Déb. v. 22 Febr.

gar nicht vorhandene, *) und nach dem eigenen Geständniß Sir Ch. Metcalfe's auch nicht nöthige Polizei erschuf, ist natürlich.

Es fragt sich nun freilich sehr, ob diese Gesetze auch ausführbar sind. Man will die Neger auf indirecte Weise zwingen, sich den Pflanzern unbedingt zu unterwerfen; werden aber alle diese Mittel ausreichen gegen das natürliche Gesetz, daß der Markt den Preis der Waare bestimmt? Sir Ch. Metcalfe macht in einer Depesche vom 14 Nov. vorigen Jahrs die Bemerkung: „das natürliche Verhältniß der Dinge ist in diesem Lande ganz umgekehrt: nicht der, welcher Arbeit anbietet, erweist hier eine Gunst, sondern derjenige, der die Arbeit übernimmt. Das Gefühl, einen Dienst geleistet zu haben, ist demnach nicht auf Seite desjenigen, welcher die Arbeit bezahlt, sondern auf Seite desjenigen, der einen Lohn zu nehmen einwilligt." Die Zahl der Käufer ist also bedeutend größer, als die Zahl der Verkäufer von Arbeit, und die Preisbestimmung ist somit in der Hand der letztern. Dieß sind die ehemaligen Sklaven. Es handelt sich, wie gesagt, darum, ob alle die vorgeschlagenen künstlichen Mittel gegen das natürliche Gesetz ausreichen.

Dieß ist indeß nicht die einzige schwache Seite des Verfahrens. Die Neger erhielten bekanntlich zur Zeit der Sklaverei von ihren Herren ein Stück Land, dessen Ertrag ihnen gehörte, und das zu ihrem Unterhalt hinreichte. Gegenwärtig hat nun der Neger dieß Stück Land in Pacht, der freilich oft nicht gezahlt wird. Man sollte nun allerdings meinen, der Pflanzer habe ein leichtes Mittel an der Hand, den Neger zur Arbeit zu nöthigen, wenn er ihm dieß Stück Land entziehe. Allein dieß ist nur höchst selten geschehen, und zwar aus guten Gründen, denn einerseits hofft der Pflanzer durch dieß Mittel sich immer noch die ausschließliche Arbeit des Negers zu sichern, und sucht bloß aus seiner Stellung als Pachtherr Vortheil zu ziehen, um sich des Negers Arbeit unter möglichst vortheilhaften Bedingungen zu sichern: andrerseits erkannte er wohl, wie hart eine allgemeine Maaßregel dieser Art wäre, und wie sehr sie die Neger erbittern würde. Diese hängen sehr an ihrem kleinen Stück Land und an ihren Häusern, und als sie im Laufe vorigen Jahrs **) eine ziemliche Anzahl Feuerwaffen kauften, wollten die einen darin zwar nur einen Beweis ihrer Jagdlust sehen, andern aber erschien dieß als ein Zeichen ihres Entschlusses, den Besitz ihrer Häuser und ihres Landes nöthigenfalls mit den Waffen zu vertheidigen.

Dieser Waffenankauf, welcher der Aufmerksamkeit der Behörden keineswegs entging, scheint hauptsächlich zu den oben erwähnten Gesetzen über das Tragen von Gewehren und über die Jagd geführt zu haben. Die Jagd in einem Lande mit so ausgedehnten und fast undurchdringlichen Wäldern zu verbieten, ist ein Unding, und kann nur Wildschützen erzeugen, welche die Polizei, die man dagegen aufbietet, niederschießen, ja man kann ohne Uebertreibung sagen, daß dieß so viel ist, als den innern Krieg organisiren, und die Kluft zwischen Weißen und Schwarzen erweitern. Wenn noch irgend ein Beweis fehlte, daß man eine höchst verderbliche Bahn eingeschlagen hat, so könnte er nur darin liegen, daß Sir Charles Metcalfe die sogenannten bezahlten Magistrate (stipendiary magistrates), welche von der Regierung zur Zeit der Lehrlingschaft zum Schutze der Neger angestellt waren, und diese Stellung auch nach der Emancipation behielten, augenscheinlich beseitigen will, und damit anfing, daß er ihre vierteljährlichen Berichte suspendirte; diese haben bisher das reichste Material geliefert, aus dem man das Verhältniß zwischen Pflanzern und Negern beurtheilen konnte, und diese Quelle will man verstopfen, um nur noch die Berichte der gewöhnlichen Friedensrichter zu beachten, die bloß aus den Pflanzern gewählt sind.

*) Es war zwar allerdings eine Polizei vorhanden, allein Sir Lionel Smith hatte dem Polizeigesetz, wie es die Pflanzer in den letzten Jahren verlangten, seine Zustimmung verweigert, und so bestand keine bewaffnete Polizei, sondern nur die gewöhnlichen Constables.

**) Merkwürdigerweise trifft diese Erscheinung so ziemlich mit dem Auftreten Sir Ch. Metcalfe's zusammen.

Die Ruthenen oder Rusnaken in Galizien.

(Fortsetzung.)

Wie alle malo-rossianischen Stämme haben auch die Ruthenen nicht dieß gefällige und einnehmende Wesen gegen die Fremden, wie die Großrussen. Sie erscheinen dem, der sie das erste Mal sieht, finster, unfreundlich und versteckt. Es mag wohl der lange Druck unter dem polnischen Joch unvortheilhaft auf die Entwicklung ihres Charakters eingewirkt haben. In den Gebirgen sollen sie ihre alten Sitten und Charakterzüge besonders rein erhalten haben. Raub und Mord gehören bei ihnen zu großen Seltenheiten, und die Tabellen der österreichischen Criminalgerichte zeigen, daß Verbrechen der Person in diesem ruthenischen Osten des Reichs eben so selten, wie am entgegengesetzten Ende der Monarchie, im italienischen Westen, häufig sind.

Einige Stämme im Gebirge sollen noch ein rein patriarchalisches Familienleben führen, so daß eine Familie mit allen ihren Sprößlingen, Söhnen, Töchtern und Enkeln so lange als möglich unter einem und demselben Dache vereint bleibt, unter dem Regiment des alten Vaters, als gebietenden Familienhauptes.

So wie Sydow dieses patriarchalische Familienleben bei den Gebirgsbewohnern beschreibt, so findet es auch mit mehr oder weniger großen Abweichungen bei den Ruthenen der Ebene statt. „Der Vater führt das Scepter der Familie, Alles wird von ihm geleitet, sogar die Beschäftigung der Frauen. Nach den Fähigkeiten seiner Söhne und Schwiegertöchter vertheilt er die Arbeiten; sein fähigster Sohn erhält nach dem Tode das Hausregiment. Alles gehorcht seinem Befehle, und sein Erscheinen ist schon genug, um kleine Händel in der Familie zu schlichten. Ein Sohn muß den Viehhandel treiben, ein zweiter als Fuhrmann in ferne Gegenden ziehen, und sind noch mehrere Söhne vorhanden, so müssen diese entweder mit Eisenwaaren handeln oder auf andere Weise sich ihren Unterhalt erwerben. Eine Tochter hilft der Mutter in der Hauswirthschaft, während andere angewiesen sind, mit der Spindel zu ar-

Digitized by Google

beiten, zu weben, aber das Gespinnst und die Leinwand zu verkaufen.“ Es ist dieß Alles nicht bloß ruthenisch, sondern überhaupt malorussianisch.

Wie auch die übrigen Kleinrussen, leben die Ruthenen besser und reinlicher, als die Polen. Auch ist ihre Küche besser bestellt und ihre Tafel weit solider besetzt. In dieser Hinsicht geht es in Galizien — d. h. wenn man bloß den gemeinen Mann berücksichtigt, von Osten nach Westen bergab. In der Bukowina stehen die Tafelfreuden am höchsten, bei den Masuren ist Alles am schlechtesten, die Ruthenen liegen in der Mitte. Brod, Suppe, Fleisch, Fisch, Kuchen, Alles hat hier kleinrussische Formen, Geschmack und Mischung. Der Branntwein steht hier eben so hoch, wie bei allen andern Kleinrussen, und die Trunkenheit ist nicht geringer, wie in allen diesen Schnee- und Eisregionen, wo überall der Mensch mit Begierde zu jenem Feuerwasser seine Zuflucht genommen hat.

Wie der kleinrussische Bauer, verfertigt sich der Ruthene seine sämmtlichen Geräthschaften selbst, ist sein eigener Architekt, Wagenbauer, Tischler und Schuster. Wie die Kleinrussen sind sie — bis auf den Punkt, wo es gilt, für den Branntwein-Consum etwas zu thun — sparsam und geizig, und man findet, wie bei den Kleinrussen, in jeder ruthenischen Hauswirthschaft ein kleines Appartement, zu dem nur der Hausherr den Schlüssel hat, und in welchem er seine zusammengesparten Schätze, oft nicht unbedeutende Summen baaren Geldes, deren Belauf weder seine Frau noch seine Kinder kennen, verbirgt. Auf dem Felde bedienen sie sich auch des Ochsen als Zugthieres, wie die Kleinrussen, doch sind im Ganzen bei ihnen mehr Pferde im Gebrauch, und namentlich bei den Waarentransporten bedienen sie sich bloß der Pferde, während der Kleinrusse auch als Fuhrmann sich nicht von seinen lieben Ochsen trennt, mit denen er Hunderte von Meilen zurücklegt. Bei allen Angespannen der Ruthenen, die auf der einen Seite nach Ungarn hinein, und auf der andern nach Polen, Posen, Rußland hin ein weit verzweigtes Fuhrwesen betreiben, bemerkt man zwischen mehreren braunen ein weißes Pferd. Sie sagen, es sey, um die Pferde in der Nacht auf der Weide besser zu erkennen, auch hielten sich die Pferde selbst dann leichter zum Schimmel; doch sollen sie auch sonst noch einen Aberglauben dabei haben.

(Schluß folgt.)

Beschreibung des Städtchens Eschnuje.

(Fortsetzung.)

Mehr möchte die Freunde ermüden; darum ist es besser, diese Geschichte abzukürzen und zur Aufzählung der Stämme der Kurden übergegangen; es gibt deren unzählige, die Namen derer, welche dieser Arme nach vielem Forschen aufgefunden, sind die folgenden: Sorsa, Mamasch, Herregi, Rawend, Mawend, Monger, Dschuchur, Mamasam, Belbas, Chailan, Balek, Dubgisi(?) und Schikak. Ihre Sitze sind von Urumia bis Mosul; im Frühlinge halten sie sich zu Urumije auf und im Winter in der Gegend von Rajindis, ihrem Schloß (insgemein Rawendus), welches 27 Parasangen von Urumije und 12 von Eschnuje entfernt ist.

Der Große (Befehlshaber) von Rajindis ist ein geschickter, verständiger, tapferer, angesehener Mann, von großem Gefolge, der den Kopf vor keinem Mindern beugt, sich selbst für den Größten und das Haupt aller andern ansieht, so daß er jetzt (wie dieser Arme es auf seiner Rückreise gehört hat) beschäftigt ist, Kanonen zu gießen und feste Schlösser zu bauen; es bürge dafür, wer es erzählt. Da jene Gegend warm, so wird dieselbe im Winter von den Kurden zum Aufenthalt vorgezogen; zweitausend kurdische Häuser siedeln sich alljährlich an dortiger Gränze an, weil dort Ueberfluß an Wasser und Futter für das Vieh, sie zahlen für jedes Stück ihres Viehes eine Rupie Weiderecht, manchmal, wenn sich die Gelegenheit gibt, machen sie aus den türkischen Dörfern und Schlössern Beute. Die Befehle des Befehlshabers sind so eindringlich, daß ein Kaufmann, der von Mosul nach Eschnuje ging und im vorigen Jahre auf dem Wege einen Sack verloren hatte, bei der Rückkehr seinen Sack auf dem Platze von Rajindis erlassenen Befehles zufolge aufgehängt fand, ohne daß im Verlaufe eines Jahres irgend Jemand sich erdreistet hätte, die Hand nach dem Besitze desselben auszustrecken, bis nicht nach Jahresfrist der rechtmäßige Besitzer wieder denselben in Empfang nahm. Was die Steilheit und Unzugänglichkeit jenes Ortes betrifft, so habe ich Dinge gehört, die den Verstand schachmatt machen. Man sagt: es sey unmöglich, für einen Reiter und Fußgänger zugleich den Weg zu betreten, indem nur für den letztern Raum; von drei Seiten ist das Schloß von einem Flusse mit steilen Ufern umgeben, von der vierten Seite ist ein hoher Berg, welcher mit den höchsten Persiens, mit dem Sehlan und Sehend,*) mit dem Elwend**) und Demawend***) an Höhe wetteifert. Dort sind Thürme einer über den andern gebaut, so daß man im Hause der untern Terrasse die Hand nicht ausstrecken kann, aus Furcht, daß nicht ein Theil von dem obern herunterfalle, wie erst mit Flinten! Zur Zeit, wenn Karawanen von Kurden ankommen, so werden von beiden Seiten des Schlosses Männer aufgestellt, welche den Ankommenden Säbel, Flinten und andere Waffen abnehmen, und wenn die Eigenthümer derselben aus der Festung gehen, sie ihnen wieder zurückgeben. Der Uebergang über den Fluß in die Stadt geschieht mittelst zweier ungeheurer Felsenblöcke, an denen eine Brücke befestigt ist, über die man geht; Leute, die es gesehen, sagen, daß ohne diese zwei großen Felsenblöcke und der zwei ungeheuren Thürme der Eingang in das Schloß vollends unmöglich wäre. Da in diesem Gebirge es keine Saaten gibt, so ist zur Zeit einer Belagerung ihre Hauptsorge, wie sie Getreide von Mosul und Kerkut sich verschaffen mögen; einer ausharrenden Belagerung müßten sie sich ergeben, besonders wenn es am Gelde nicht fehlt:

Im salz'gen Grunde salz'ge Pflanzen sind,
Im salz'gen Grunde wächst nicht Hyacinth.

Mache dir also nicht vergebene Hoffnungen auf die Früchte der Saat; so viel von dem Zustande von Rajindis und Emir Mohammed dem Herrn desselben vom Anfange bis zum Ende.

Ueber die übrigen Zustände Eschnuje's das Folgende: es gibt dort sehr viele Früchte; solche, die sich nicht dort finden, sind Feigen

*) Sehlan oder Seilan und Sehend zwei Berge in Adserbeidschan. Siehe über die Geographie Persiens Jahrbücher der Literatur Bd. VII. S. 249.

**) Elwend der Orontes bei Hamadan.

***) Demawend der vulcanische Gletscher in Taberistan. Ebend. S. 254.

und Granaten; vor Allem sind die Aepfel ausgezeichnet, die Gärten sind mitten im Gesteine; Gerste, Weizen und Hirse sind dort im Ueberfluß, auch viele Reisfelder und unzählige Bienen, die vielen Honig geben. Das Menn Eschnuje's, welches gleich achthalb tebrisischen Menn, kostet fünf Thaler (Rijal). Eschnuje hat zwei und dreißig Dörfer, deren Ertrag an den Diwan 6000 Tomane beträgt; das Verhältniß der Einhebung ist, daß die Einwohner der Stadt einen Toman und die Glieder der Stämme desgleichen zahlen; von Kühen und Büffeln werden drei Rupien genommen, von Kälbern eine, von Schafen zehn Schahi. Von den Saaten wird zweifacher Zehent genommen: der eine der sultanische Charadsch, der andere das von Gott eingesetzte Almosen; dieses geben sie freiwillig und gern, jenes unwillig und mit Mühe. Die Entfernungen Eschnuje's nach allen Seiten sind die folgenden: bis nach Mosul acht Stationen; bis nach Urmije fünfzehn Parasangen; bis nach Rujindis zwölf Parasangen; bis nach Meragha fünfzehn Parasangen; bis nach Chak Megri drei Parasangen. Wer in diesen Gegenden reist, der nehme sich ja wohl in Acht, und sey nicht sicher vor den Kurden, welche betrügerisch und gewaltthätig. Sie achten die Scheiche und Meister Aserbeidschans für gering, und geben sich im Gespräche für aufrichtiger, milder und ärmer aus, aber wenn du sie auskostest, so erfährst du ihre Betrügereien und Teufeleien:

Ich sage dir, was mir zu sagen aufgetragen,
Du magst hierüber nun dich freuen oder klagen.

Eine der vorzüglichsten Handlungen dieser Gegend ist die Eichellese, wozu ein eigener Tag bestimmt ist, nämlich der fünfundvierzigste des Sommers;*) der Name dieses Tages ist Koiruk bokan, d. i. nach ihrer Ausdrucksweise, was die Schwänze der Schafe fällt. An diesem Tage sind durch den Befehl des Emirs von Rujindis alle kurdischen Männer und Weiber zur Eichellese gehalten, wovon sie den Zehent dem Emir geben, den Rest aber für sich behalten; dem, der ohne Befehl Eicheln zu sammeln sich untersteht, wird die Hand abgehauen, wie dieses zur Zeit geschah, als ich mich dort befand; ich hörte, daß der Emir drei Personen ergriff, von denen zweien die Hand abgehauen ward, und dem dritten, welcher ein Fakih (Rechtsgelehrter) war, aus Achtung für seinen Stand für fünf und zwanzig aufgelesene Eicheln eine Geldstrafe von 25 Tomanen auferlegt wurde. Die gesammelten Eicheln bringen sie nach Eschnuje und verkaufen sie dort an die Einwohner, welche sie sammeln, und wieder an Karawanen von Hamaden oder andere verkaufen.

Wiewohl das Folgende zu erzählen unangenehm und langweilig, so geschieht doch dessen Erwähnung, weil daraus der Lug und Trug der Kurden so besser erhellt. Als ich mich zu Eschnuje aufhielt, hob ein Großer der Kurden Rewend, Namens Bajender Aka, den Kopf empor und setzte sich über ihre Verfassung hinaus. Diese will, daß jeder Kurde, der im Sommer dort weilt, das Weiderecht an den dortigen Befehlshaber bezahle, und auch den Armenzehent, welcher zu den jährlichen Einkünften des Befehlshabers gehört, erlege. Bajender weigerte sich, diese beiden Abgaben zu entrichten; außerdem säete er den Samen der Feindschaft, indem er manchmal Thiere stahl, welche den Einwohnern Eschnuje's gehörten. Wie oft auch der erhabene Rahmetullahchan Leute mit gutem Rathe an ihn sandte, so nützte es nichts, er öffnete den Mund zu unschicklichen Worten wie die folgenden:

Ich sehe wie das Pferd von Jöfendiar
Dahre trabt ohne Reiter ganz und gar,
Und wie der Gaul Rustems, der Kämpfe sucht,
Sich herrenlos begeben auf die Flucht.

Als nun jener Erhabene (der Chan) alle Mittel vergebens versucht hatte, so ersann er folgende List. Abdullahpasche, welcher sich im Besitze von Suleimanije befand, sandte den Sohrabchan mit einem Haufen Soldaten*) auf dem Wege Eschnuje's nach Suleimanije mit dem Auftrage, daß nach nächtlicher Rast sie am Morgen das Feuer des Kampfes entflammen und plündern sollten, denn wiewohl die Kurden ein zahlreicher Haufen tapferer Flintenschützen waren, so ergriffen sie doch, da ihr ganzes Wesen leicht und wenige Achtung verdient, die Flucht.

Der Haufen zerstreut sich mit günstigem Glück,
Der eine leert die Scheuer,
Der andere bleibt beim Feuer
Am siedenden ehrenen Topfe zurück.

Wiewohl die Beute unendlich, so konnten die Soldaten doch, weil sie zu müde waren, nicht viel plündern, sondern zogen sich in einen Winkel zurück; an ihrer Statt plünderten die Einwohner Eschnuje's das Habe der Kurden Rewend. Nicht lange hernach, als ich von Eschnuje nach Darumi kam, sah ich dieselben Leute, welche ruhig und dankbar unter dem Schutze Rahmetullahchans, und sich belobten, daß sie aus der Armuth zum Wohlstande gekommen; dieselben Leute sah ich am Throne des Prinzen Kasimschah Klage über die Ungerechtigkeit des Chans und darüber vorbringen, daß die Rewend des Nachts sich versteckt und am Morgen die Soldaten ihre Habe geplündert hätten; dieß ward von den Geschäftsführern als erwiesen angenommen, mit dem Glauben, daß der Chan als aufrichtiger Diener den Geschäftsführern nur erwiesene Wahrheit vorgetragen; der Chan hatte sich so listig benommen, daß, wiewohl die Entfernung 30 bis 40 Stationen betrug, er seine Klage so schnell angebracht, als ob es nur 10 Parasangen gewesen wären. Die Feder würde sich müde schreiben, die Zunge müde reden und das Ohr vom Anhören müde werden, wenn man allen Lug und Trug der Kurden beschreiben wollte; es ist also besser, diese Geschichte abzubrechen und den Zustand Urumije's zu beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Also der 5 August, Sommeranfang, vom 21 Junius gerechnet.

*) Saldad, das deutsche Soldat, findet sich in den Wörterbüchern nicht, die persische Bedeutung des Wortes ist der, dem Sold (Saldne) gegeben worden; dad das lateinische Datum.

Miscellen.

Der Naturforscher Botta. Dieser Reisende ist seit einigen Monaten aus Arabien zurück, wohin ihn das Pariser Museum gesendet hatte, und ist jetzt wieder abgereist nach Persien, um in Buschir als Consul zu bleiben. Hr. Botta kennt bekanntlich den Orient sehr genau. (Echo du Monde Savant vom 12 Februar.)

Brodbereitung aus Runkelrüben. Das Echo de l'Oise und nach diesem das Echo du Monde Savant vom 12 Februar sprechen von der Erfindung eines Dr. Bernhardt aus Compiègne, wonach aus zerstoßenen Runkelrüben, die man mit gewöhnlichem Mehl mischt, ein sehr schmackhaftes Brod bereitet werden kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 65.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 März 1840.

Reiseskizzen aus Transkaukasien.

(Von Eubarew in der Nordischen Biene mitgetheilt.)

Der District Bortschali in Somchetien.

Als wir von dem steinigen Gebirgsrücken hinabstiegen, kamen wir in ein kleines von den Gewässern der Debeda bewässertes Thal, und setzten auf einer Furt durch den Fluß. Der ganze Umkreis des Thals trägt tiefe Spuren der Verheerung: nur einige neu angelegte Gärten dienen als Zeichen, daß es nicht ganz unbewohnt ist. Auf der Südostseite des Thals erhebt sich eine von der Hand der Natur erbaute Steinmauer, die am Ende in eine Felsmasse ausläuft. Hier sieht man die Trümmer eines Thurmes, welcher einer Familie von Fürsten gehört hatte, die man hier zu Lande mit dem arabischen Namen Meliks bezeichnet, und die im Besitze der Silbergruben von Achtali und Tombulut gewesen waren. Auf der dem Thurme gegenüber liegenden Seite liegt eine Kirche und eine Menge Trümmer um sie her; hier war ein Dorf, das 1500 Häuser von Griechen in sich schloß, welche sich mit der Arbeit in den Bergwerken von Achtali und Tombulut beschäftigt hatten. Das Dorf wurde im Jahre 1785 beim Einbruche Omars, des Khans von Awarien, zerstört. Von den Einwohnern blieben 800 Mann bei Vertheidigung ihres Dorfes auf dem Platze, 700 wurden in die Gefangenschaft geschleppt, der Rest entfloh.

Als wir über die Trümmer hinaus waren, erblickten wir bald das Dorf Achtali.*) In diesem Dorfe verdient das griechische Kloster zur heiligen Jungfrau Maria eine besondere Aufmerksamkeit. Es steht auf einem Steilfelsen, und ist auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben, die in ihrem Schooße Blei, Silber und Gold enthalten. Am Fuße des Felsens springt ein kleiner, von prächtigen Bäumen beschatteter Quell. Als ich die Höhe auf dem schmalen, auf der Südseite hinaufführenden Pfad erstiegen, sah ich eine doppelte, steinerne Mauer mit runden Thürmen; in einem derselben befindet sich ein Thor, das in den Tempel führt. Dieser Thurm ist höher als die übrigen, und diente augenscheinlich den Mönchen zur Wohnung. Solche Mauern mit Thürmen finden sich auch auf der West- und Ostseite des Felsens; die Nordseite hat einen natürlichen Schutz, indem hier der Felsen senkrecht aufsteigt. Mitten in diesen Mauern steht eine große Kirche von griechischer Bauart. Auf den vier Außenseiten sind mächtige Kreuze ausgehauen. Die Kirche ist völlig aus behauenen Steinen aufgeführt. Die Localsage schreibt den Bau dem griechischen Kaiser Heraklius zu, der zur Zeit seines Feldzugs gegen den persischen König Chosru II sich hier aufhielt. In dem Innern der Kirche befindet sich eine kleine Galerie von ausgezeichneter Architektur; die Kirche ist ausnehmend hoch und weit, durch sehr schmale Fenster beleuchtet, und das Gewölbe durch zwei Saulen gestützt. Im Innern sind die Mauern mit Heiligenbildern bedeckt, neben denen sich griechische Inschriften finden. Am Altare sah ich mit Erstaunen einige Gemälde, ein kupfernes Crucifix und nowgorodische Faltenbilder, Alles mit russischen Inschriften: man erzählte mir, es seyen dieß Andenken des Grafen Mussin Puschkin, welcher Bergdirector in Georgien gewesen war. Die Karnieße innen in der Kirche und an den Fenstern und Thüren sind mit kunstreicher Sculptur geziert, die Hand der Barbaren hat aber weder die Heiligthümer, noch die Alterthümer verschont. Die Malerei an der Mauer ist beschmutzt, zerkratzt, und an vielen Stellen sieht man die Spuren von Säbelhieben. Die Kuppel der Kirche ist zerstört, aber dieß soll, wie die Einwohner erzählten, schon im 14ten Jahrhundert unter dem georgischen König Bagrat dem Großen bei dem Einbruche Tamerlans geschehen seyn. Neben dem Tempel sieht man die Trümmer von fünf Gebäuden, wovon das eine eine kleine Kirche war, das andere dem Bischof zur Wohnung diente, die übrigen drei Mönchszellen waren. In einem der am besten erhaltenen Flügel trocknen die Einwohner jetzt den Tabak, der in der Umgegend wächst. An den Vorthüren und um die Kirche her sind Massen von Silbererz aufgehäuft, das seit dem Jahre 1816 unverarbeitet liegen blieb.

Nachdem ich den Ort besichtigt, ging ich nach dem Dorfe Achtali, das einige Schritte davon am Fuße des Felsens liegt, und fünf von Griechen bewohnte Hütten enthält; unter den

*) Dieß georgische Wort bedeutet „die Stelle Gottes."

Digitized by Google

Griechen befand sich auch ein Geistlicher. Neben dem Dorfe ist ein Schmelzofen, der aber gegenwärtig nicht gebraucht wird. Einer der Griechen lud mich zum Essen ein. Die Mahlzeit bestand aus Wildpret, saurer Milch, gekochten Eiern, frischen Trauben und Madschar, wie man einen jungen, noch nicht völlig ausgegohrnen Wein nennt. Zu meinem Erstaunen speisten wir an einem mit reinlichem Tuche bedeckten Tische, und man gab uns Messer, Gabeln und Löffel, eine jenseits des Kaukasus vielleicht einzige Erscheinung, denn bei Tataren, Georgiern und Armeniern darf man keine Gedecke erwarten, und muß Alles mit den Händen essen.

In den umliegenden Bergen finden sich die Trümmer von acht Kirchen, wovon eine auf dem Scheitel eines ziemlich hohen, mit dichtem Wald bedeckten Berges noch ganz ordentlich erhalten ist. Der Geistliche versicherte mich, es befänden sich nicht weit von Achtali zwei Quellen, von denen eine den Stein heile, die andere bei dem Biß wüthender Hunde sehr gute Dienste leiste. Gleiche Versicherung gaben auch die anderen Einwohner; und es ist Schade, daß diese Quellen, die vermuthlich mineralisch sind und eine heilende Kraft haben, noch nicht näher untersucht wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ruthenen oder Russnaken in Galizien.

(Schluß.)

Früher mag im Ruthenen-Lande Alles Ruthenisch gewesen seyn: Bauer, Geistlichkeit, Adel und selbst die Fürsten des Landes. Es rühmt sich noch jetzt manche adelige Familie, von den alten Großfürsten von Halitsch abzustammen. Die Polen aber haben während des vierhundertjährigen Besitzes des Landes wie überall in ihren russischen Besitzungen sehr viel polonisirt. Völlig gelungen ist ihnen dieß indeß nur mit dem Adel. Die alten galizischen Familien der Potozky, Jablonowsky, Dieduschitzky, Skarbek u. s. w. waren ursprünglich russische Familien. Allein durch die Verheurathung mit polnischen Familien, durch den steten Verkehr mit den polnischen Großen und durch Theilnahme an ihren Privilegien, Standesrechten und der Staatsverwaltung wurden sie so sehr mit polnischem Adel vermischt, daß sie seine Sprache, Sitten und Bildung, und sogar auch die katholische Religion annehmend, zuletzt völlig in ihn hinüberschmolzen. Der ruthenische große Adel ist daher jetzt völlig polonisirt und fast in keinem Stück mehr als Russisch zu erkennen. Anders ist es mit dem kleinen ruthenischen Adel, den Schlachtizen, die dem Volke näher standen, und dann mit dem Volke selber, d. h. mit den Bauern. Die Polen, welche nicht wie die Deutschen auf Volksunterricht und Bildung hinarbeiteten, hatten zu wenige Mittel in Händen, um sich das geringe Volk zu assimiliren. Der ruthenische Bauer hangt mit großer Vorliebe an seinen alten Sitten, verheurathet sich seltener noch als die Polen, Magyaren, Slowaken und andere ihm benachbarte Völker mit Leuten fremden Stammes und scheut es vor allen Dingen, Verbindungen mit den Polen einzugehen, die er, wie alle Russen, von Hause aus glühend haßt und verabscheut. Er, so wie die Schlachtizen, blieb daher in Kleidung, Sprache und allen andern Stücken vollkommen ruthenisch. Eben so ist es mit der Geistlichkeit. Die Ruthenen hatten gleich nach der Einführung des Christenthums unter den russischen Nationen, nach Wladimir dem Großen, wie alle übrigen Russen die griechische Religion angenommen. Auch unter der polnischen Herrschaft blieben sie durchweg bei dieser von ihnen gewählten Religion. Darum gelang es den Bemühungen der Polen, die erst in den letzten Zeiten der Republik besonders energisch und erfolgreich wurden, zumal durch Mithülfe des damals blühenden Jesuitenordens nicht mehr zu bewirken, als eine Union der alten Ruthenisch-Griechischen Kirche mit der Katholischen, d. h. eine Anerkennung der Oberherrlichkeit des Papstes mit Beibehaltung aller griechisch-russischen Religionsgebräuche und Freiheiten. Erst vor 140 Jahren begann diese Union, zu welcher der damalige, von Jesuiten beredete Metropolit — „ein Verräther, ein schlechter Mensch, ein Bösewicht sey es gewesen," sagte mir ein ruthenischer Priester, mit dem ich mich darüber in ein Gespräch einließ — sich bereit erklärte.

Seit der Zeit schritt das Werk der Vereinigung vor, aber bei dem außerordentlichen Widerwillen des Volks gegen den polnisch-römischen Katholicismus doch nur langsam. Auf jenen unirten Metropoliten folgten noch wieder mehrere nicht unirte, da sich das Volk förmlich gegen die Attentate auflehnte. Der jetzige Metropolit ist erst der fünfte Metropolit. Die Unirung kam auf diese Weise nur sehr allmählich zu Stande. Sie schritt selbst unter dem österreichischen Scepter noch fort. Viele Gemeinden, unter andern eine sehr reiche von drei wallachischen Großen gestiftete Kirche in Lemberg, widerstanden sehr lange, und vereinigten sich erst kürzlich mit der katholischen Kirche. Einige sind bis auf diese Stunde noch nicht vereinigt, wie denn noch in Lemberg eine solche nicht unirte Kirche existirt. Und so bietet denn der Katholicismus auf dem Terrain der russisch-slawischen Völker jetzt das doppelte Bild des Fortschreitens und Rückschreitens zu gleicher Zeit dar. Denn während Oesterreich auf der einen Seite fortfährt, zu uniren, hat Rußland bereits auf der anderen begonnen zu reuniren. Die Union schreitet von Westen nach Osten vor, die Reunion von Osten nach Westen. Beide Kräfte werden mit der Zeit einmal kämpfend auf einander stoßen, und der Ausgang dieses Kampfes, wenn man dabei die Sympathien des Volks als Hauptmoment in Erwägung zieht, wird kaum zweifelhaft seyn. Die 2 Millionen Russnaken, welche Oesterreich beherrscht, haben längst auf das, was sich in Osten begibt, die Augen gerichtet. Sie haben einen unüberwindlichen Haß gegen ihre bartlosen unirten Priester, und werden dem russischen Bundesfreunde, wenn er einmal an die Thüren ihres Gefängnisses pocht, mit Freuden die Bruderhand reichen, da mit Sicherheit von ihm hoffen ist, daß er den Priestern einmal wieder den alten ehrwürdigen Bart wachsen lassen werde. Oesterreich that einen großen Fehlgriff, als es so viel russisches Polen zu sich nahm. Es hat hier so viel Sympathie für Rußland zu bekämpfen, als ihm Antipathie gegen dasselbe im polnischen Polen zur Seite gestanden hätte; und es ist für Oesterreich eine

Digitized by Google

nicht wenig beunruhigende Betrachtung, daß die russische Sprache so tief, bis in sein eigentliches Herz, bis in Ungarn hineingeht. Die Geistlichkeit der unirten ruthenisch-griechischen Kirche ist durchaus russiakisch, und die Polonisirung des Adels hat gar keinen oder doch nur einen schwachen Einfluß auf sie geübt. — Denn wie bei den Russen, und wie überall in der griechischen Kirche, so hat sich auch bei den Rusnaken der Adel nie um die Aemter der Kirche beworben. Vielmehr sind auch hier immer die Priester aus dem Volk hervorgegangen, und während die Häupter der katholischen Kirche auch in Polen gewöhnlich aus dem vornehmsten Adel sind, ist selbst das vornehmste Oberhaupt der griechisch unirten Kirche, der Metropolit, häufig nur der geringe Sohn eines gemeinen Bauern.

In demselben Grade und ganz auf dieselbe Weise, wie den Polen die Polonisirung der Rusnaken in Galizien gelang, ganz eben so assimilirten sie sich auf dem ungeheuern Terrain zwischen Pontus und dem baltischen Meere eine Menge anderer Völkerschaften, die zur Zeit der größten Macht ihrer Republik ihnen unterworfen waren, insbesondere die russisch-slavischen Stämme der Roth-Russen und Malo-Rossianen bis an den Dniepr, der Weiß-Russen bis an die Düna und das ganze große nichtslavische Volk der Litthauer bis an die Ostsee. Ueberall führten sie entweder den Katholicismus geradezu ein oder unirten die vorgefundene griechische Kirche mit der römischen. Ueberall machten sie den russischen und litthauischen Adel in Sitte und Sprache völlig polnisch, indem sie ihn ihrem eigenen eingebornen Adel gleichstellten und ihn an den patriotischen Vorrechten Theil nehmen ließen, und überall blieb aber dabei unter dieser polonisirten Oberfläche das Volk, für welches die Polen keine Mittel zur Einwirkung besaßen, völlig unberührt und beharrte bei seinen alten Sitten, Sprache und Gewohnheiten. Am tiefsten drang, wie es scheint, die Polonisirung bei den dem Polen am wenigsten verwandten Volk, den Litthauern ein, wo auch selbst die Geistlichkeit römisch-katholisch wurde. Weniger bei den verwandten Russen und Ruthenen, wo die altgriechische Geistlichkeit eine beständige und schwer abzuweisende Opposition machte.

Noch weniger wurden die nur verbündeten, nie eigentlich beherrschten Kosaken polonisirt. Von keinem oder doch von äußerst unbedeutendem Einflusse war das Polenthum auf die von ihnen beherrschten deutschen Ostseeprovinzen, Preußen, Kurland, Liefland. Das Deutschthum und Lutherthum bestand hier, kaum von den Polen berührt, unter ihrer Herrschaft in alter Reinheit fort. — Es ist interessant zu beobachten, wie in den späteren und jüngsten Ereignissen alle diese verschiedenen Grade der Polonisirung so verschiedene und bestimmt darnach abgemessene Grade der Sympathien und der Theilnahme für Polens Schicksal erweckten. In dem letzten Aufstande der Polen gegen Rußland z. B. erhob sich das vollkommen polonisirte Litthauen zugleich mit dem Mutterlande und das ebenfalls stark polonisirte Podolien und Kiew, die Roth- und Klein-Russen verschworen sich und regten sich theilweise, doch kam es nicht zum völligen Durchbruch. Das polnisch-rusnakische Galizien seufzte und applaudirte, schickte Geld und half mit stillen Gebeten. Die Ostseeprovinzen waren unthätig und gleichgültig und nur für eigene Erhaltung besorgt. Doch gab es in dem längere Zeit polnischen Kurland mehr Polenfreunde, als in Livland, wo Polen längst vergessen. Die Kosaken liehen den Russen willig ihre Piken zur Niederstoßung der alten Polonia, der sie sonst eben so oft, aber auch nur gezwungen, gedient.

Reiscultur in Frankreich.

Die Reiscultur, welche unter dem Cardinal von Fleury 1743 nicht allein in Forez, Languedoc, Provence, sondern auch in Auvergne getrieben wurde, ist aufgegeben worden, weil das auf den Feldern stehenbleibende Wasser die Luft verdarb, was den Abbé Raynal (der wahrscheinlich die Reispflanze nicht kannte) zur Behauptung verführte, das Land, das diese Frucht hervorbringe, habe stets seine Bewohner aufgerieben. Im Jahre 1818 wurde über diesen wichtigen Oekonomiezweig in Turin und Paris ein interessantes Buch vom Präsidenten De Gregory herausgegeben unter dem Titel: De la culture du riz avec indication des moyens propres à former des rizières sans porter atteinte à la salubrité publique (Ueber den Reisbau nebst einer Angabe von Mitteln, die Reisfelder für die öffentliche Gesundheit nicht nachtheilig zu machen) 8. mit Kupfern. Der Verfasser, der 1810 Mitglied der Gesetzcommission (corps législatif) und Abgeordneter des Departements von la Sesia war, widersetzte sich dem Entwurf des Code rural, Artikel des rizières, und zeigte durch statistische Angaben, daß der Anbau dieser so fruchtbaren und nützlichen Grasspflanze die Bevölkerung nicht aufreibe, wenn man dem Wasser einen Abfluß von einem Graben in den andern verschaffe, und so das Stehenbleiben und Faulwerden des Wassers hindere, wie in den Sumpfgegenden der Sologne. Man hat schon mit Erfolg den Reisbau nach der Methode des Hrn. von Gregory in der Camargue bei Arles ausgeübt. Da die erste Ausgabe dieses Werkes vergriffen ist, so beabsichtigt der Herausgeber, eine neue zu geben, die er mit mehrern Bemerkungen, besonders in Bezug auf die Krankheit, le brusone, bereichern wird, welche neulich die Eigenthümer der Reisfelder im Mailändischen befallen hat. (Echo du Monde Savant vom 12 Februar.)

Beschreibung des Städtchens Eschnje.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Urumi ward von Behramgur erbaut; ihre Breite ist nach den Angaben der dortigen Astronomen 37° 14', aber nach den Beobachtungen, die dieser Arme mit dem Astrolab angestellt, 38° 29'; ich weiß nicht, woher dieser Unterschied rührt, ob das Astrolab zu beschuldigen oder ob ich nicht genug Fleiß angewandt; ich kann den Fehler einem Andern nicht aufbürden, und will daher denselben lieber auf mich nehmen. Der Bau Behramgurs ist nun verfallen, und das dermal im Jahre 1250 (1811)*) stehende Gebäude ist von Huseïn Kulischan dem Eschareu gebaut worden, aber die Grundfesten sind sehr alt; ich sah dort die gewöhnlichen Inschrift von der Hand Abdol Mumins Schereffschahrgus Tebris geschrieben vom Jahr der Hedschra 670 (1271) ist; der Name des Erbauers ist aber

*) Die Jahreszahl ist vielleicht unrichtig, da in der Handschrift die vierte Ziffer ausgeblieben und nur 123 steht.

Digitized by Google

nicht bekannt. Die Stadt hat sechs Viertel, das erste Jurtschak, welches insgemein die Stadt genannt wird; das zweite Heseran, insgemein Chaseran ausgesprochen; das dritte Hindu; das vierte Tschahasuk; das fünfte Basarbasch; das sechste Ali Kurke; die Stadt hat 6000 in den Registern des Diwans eingetragene Häuser, aber die Diwansbeamten werfen zu ihrem Nutzen 1000 Häuser weg, und zählen dieselben nicht, indem sie die Einkünfte des Diwans für sich einziehen; hundert Häuser sind christliche, dreihundert jüdische, die übrigen mohammedanische, und zwar Schiiten; hier ist eine große Grabstätte, welche von Sobeide, der Gemahlin Harun Raschid, erbaut ward, und Kara Sandak, d. i. die schwarze Kiste, heißt. Was man von der Rauhheit der hiesigen Luft (Heftigkeit seiner Winde?) erzählt, sind Mährchen. Das Trinkwasser gibt der Fluß; Weingärten sind viele und Gärten unzählige, Früchte ohne Ende, aber vor Allem ausgezeichnet schöne und viele Aepfel; Getreide und andere Kornarten in Ueberfluß, viele Arbusen und Gurken, welche alle angenehm süß und schmackhaft; viele Baumwollpflanzungen und unendlich viel Tabak, vorzüglich in der Gegend Berendus, wo der Sammelplatz wüster Leute, wie Derwische, Luti (Musikanten), welche in der schönen Jahreszeit hieher kommen, die Früchte kaufen und nach allen Seiten tragen. Die Männer sind arm und friedlich, sie beschäftigen sich mit Weben von Leinwand und Nähen von Schuhen, die meisten Einwohner sind Weber; es sind siebenhundert Weberstühle, welche das Land mit dem Bedarfe von Leinwand versehen und den Rest ausführen. Wegen des Werthes der Leinwand schicken sie dieselbe nach allen Orten ohne Schaden, ja vielmehr mit einigem Gewinn, so führen sie dieselbe nach Kurdistan und andern Orten mit Vortheil aus; es gibt dort auch einige Buden von Zihfabricanten, welche die Leinwand in Zih (Tschit) verwandeln und zu ihrem Bedarfe verwenden. Schuster gibt es in solcher Menge, daß ich in keiner andern Stadt so viele gesehen; dieß ist eine seltsame Sache; ich weiß nicht, wie in einer solchen Stadt so viele Schuster bestehen können, sie führen dieselben im Frühling unter die Stämme Kurdistans aus; wenn dieses nicht geschähe, so würden ihre Schuhe für alle Bewohner Aserbeidschans auf ein ganzes Jahr hinreichen.

Ein Erzeugniß ihrer Steppen ist eine Art von assa (Ankuse), sonst Haltit genannt, deren stinkende Art assa fœtida genannt wird im Gegensatze der nichtstinkenden assa, welche auf arabisch Haltit tajib, auf persisch Kafini heißt, oder Ankufei choschbu; da diese zum Essen, so ist sie sehr theuer. Silber und Gold sind hier seltener als der Stein der Weisen, dieß mag wohl die Ursache der Theuerung seyn; wiewohl zu dieser Zeit alle Bewohner Irans am Mangel von Geld und Silber leiden, so ist der Mangel doch nicht so fühlbar als in dieser Gegend. Man erzählt hinsichtlich der Seltenheit des Silbers und Goldes, daß, so oft sie die Silberschuppe eines Fisches erblicken, sie davon die gute Kunde dem Chan bringen; das Seltsamste aber dabei ist, daß die Beamten des Diwans dennoch jährlich hunderttausend Tomane eintreiben. Das Geld ist hier so selten, wie der Vogel Anka, ihre ganze Habe ist ein wenig Leinwand, die sie nach allen Seiten verführen, und dafür ein wenig Geld einnehmen; auf die hiesigen Diwansbeamten mögen wohl die satyrischen Verse angewendet werden, welche ein Dichter auf einen Aufseher des Diwans gemacht:

In deinem Dienst, o Herr, zum Dieb der Himmel wird,
Der jeden Morgen uns die Sonn' als Gold entführt.
Stockfinster wär' das Haus (so wahr ich bin und lebe!)
Wenn ihm der Wall den Zins im Widerschein nicht gäbe,
Das Hemd des Diebes paßt fürwahr als Kaftan dir,
Du schneidest wohl daraus noch ein paar Hosen dir.

Dieses gilt heute wohl insgemein in Persien, allein hier übersteigt die Beschreibung alle Gränzen. Ihr meister Erwerb ist Handel durch Waarentausch, so daß sie Weizen für Reis, Reis für Baumwolle, Baumwolle für Zwieback, wie die Schönen Liebelocken um Liebesgekos vertauschen. Der Verkehr mit baarem Gelde ist bloß den Fremden überlassen. Die Eingeborenen säen nur so viel, als zu ihrem Bedarfe hinreicht, der Ueberschuß fällt nothwendig in die Hände der Fremden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Mittheilungen aus den Verhandlungen der Oriental Translation Committee. In der Versammlung vom 30 Januar wurden Abschriften des zweiten Bandes von Quatremère's Uebersetzung von Macrisi's Geschichte der Mamelukensultane Aegyptens, so wie der zweite Band von Prof. Flügels Uebersetzung von „Hadschi Khalfa's arabischem bibliographischem Wörterbuch" vorgelegt, und Anstalten zum alsbaldigen Druck getroffen. Die Vollendung von Prof. Wilsons Uebersetzung des Vischnu Purana wurde angekündigt und der letzte Probebogen vorgelegt; das Buch wird auf der Universitätspresse zu Oxford gedruckt, und wird einen großen Quartband von mehr als 800 Seiten bilden. Mehr als zwei Drittheile der Uebersetzung der „arabischen Geschichte der mohammedanischen Dynastien in Spanien" von Senor P. de Gayangos sind gedruckt, und das Werk wird bald vollendet werden. Ein Theil von Baron Slane's Uebersetzung von Ibn Khallikhans Lebensbeschreibungen berühmter Männer wurde vorgelegt und fand allgemeinen Beifall. — Sodann wurde ein Brief von Prof. Dorn (dem Uebersetzer der Geschichte der Afghanen) vorgelesen, welcher mehrere Vorschläge macht, um die Kenntniß der Puschtu-Sprache und Literatur zu erweitern und die Geschichte der Afghanen zu vervollständigen. Da indeß mehrere gelehrte Orientalisten die kürzliche Expedition nach Cabul begleiteten, so hielt man es für angemessen, erst das Resultat ihrer Berichte abzuwarten, ehe man auf die etwas weitaussehenden Vorschläge Prof. Dorns sich einließe.

Benutzung der Eibischwurzel. Das Echo du Monde Savant vom 12 Februar entlehnt aus einer englischen Zeitschrift eine Behandlung der Eibischwurzeln, durch welche man daraus einen Faden gewinne, fast so schön wie der Hanf.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 26** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes. — Derrbrook. (Schluß.) Verhältnisse der neuern französischen Poesie zum öffentlichen Geist und Leben der Nation. (Schluß.) — An den Unwandelbaren. Von M. P. James.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden. es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 66.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 März 1840.

Die projectirte Nigerexpedition.

Eine in den englischen Blättern auszugsweise mitgetheilte Correspondenz zwischen Lord J. Russell und den Lords der Schatzkammer gibt eine officielle, doch, wie natürlich, höchst oberflächliche Nachricht von diesem Unternehmen, das von größerem Belang ist, als man sich auf den ersten Anblick einbilden möchte, denn es handelt sich um nichts Geringeres, als das ganze westliche Hochland Afrika's südwärts von der Sahara und westwärts vom Niger mit einer Kette von Handels- und Militärposten zu umziehen und sich durch den Tschadda einen Weg ins Innere von Afrika und wo möglich bis an den Tschadsee zu bahnen. Daß ein solches Unternehmen andere Nationen vom Handel im Innern von Afrika ausschließen müßte, versteht sich denn wohl von selbst. Es sollen zu dem Ende vorerst drei eiserne Dampfboote ausgerüstet werden, welche den Nil hinauffahren und mit den verschiedenen Häuptlingen Verbindungen anknüpfen sollen. Der Vorwand ist wieder eine wirksamere Unterdrückung des Sklavenhandels, indem man die Waaren, gegen welche gewöhnlich die Sklaven eingetauscht werden, selbst auf die innern Märkte führt, und dadurch dem Anreiz zu Sklavenhandel und Sklavenjagden entgegenarbeiten will.

Der Plan, den man nicht offen ausspricht, der aber schon vor vier Jahren von Mac Gregor Laird vorgeschlagen wurde, dem bekannten Reisenden, der mit dem Quorra und der Alburkah in Begleitung Landers die Nigerfahrt machte, ist folgender. Es sollen fürs erste etwa sieben Handels- und Militärstationen angelegt werden, nämlich in der Nähe des ersten großen Marktplatzes am Niger, zweitens bei der Einmündung des Tschadda, drittens bei Rabbah, viertens bei Bussa, dann noch an zwei Punkten zwischen Bussa und Sego, und endlich an diesem letzten Orte. Von Sego müßte man dann einen bequemen Landweg nach der Westküste suchen.

Mac Gregor Laird schlug damals vor, Militärposten anzulegen und jeden mit einer Compagnie Afrikaner unter europäischen Officieren zu besetzen. Dieser Vorschlag wird jetzt um so mehr Beifall finden, als man auch in Cap Coast Castle die Zahl der europäischen Soldaten, die bei ihrem Branntweintrinken wie die Fliegen hinstarben und sehr kostspielig zu unterhalten waren, größtentheils mit Afrikanern ersetzt hat. Die Geschenke, welche die Expedition nach Russells Schreiben mitnehmen soll, deuten darauf hin, daß man eine feste Ansiedlung jedenfalls beabsichtigt. Es fragt sich indeß noch, ob diesem Unternehmen sich nicht ein bedeutendes Hinderniß entgegen setzen wird. Von der Nigermündung aufwärts bis zur Einmündung des Tschadda wird man auf keinen Widerstand stoßen, ja man würde die Engländer mit offenen Armen als Beschützer gegen die Felatahs aufnehmen. In Rabbah aber ändert sich das Verhältniß: hier herrschen die Felatahs, deren Vornehme sich bereits zum Islam bekehrt haben. Der Islam ist das Civilisationsprincip in diesem Theil Afrika's, und die arabischen Kaufleute genießen eines großen Ansehens. Diese würden durch die Engländer entschieden verdrängt, und somit würde sich verletztes Interesse und Religionsfanatismus gegen sie vereinigen. Bekanntlich breiten die Felatahs ihre Eroberungen und der Islam seine Macht allmählich den Niger abwärts aus, beide würden hier an den Engländern auf Widersacher stoßen, und da den letzten das Klima so sehr entgegen ist, möchten sie mehr Schwierigkeiten finden, als die Unternehmer sich vielleicht denken.

Reiseskizzen aus Transkaukasien.

Der District Bortschali in Somchetien.

(Fortsetzung.)

Die Bearbeitung der Bergwerke zu Achtali und Tambulut, die einen reichen Bleiglanz, vermischt mit Zinkblende, und eine ziemliche Menge Gold und Silber enthalten, begann unter dem bekannten georgischen König Heraclius, dem Sohne des Theimuras. Da er aus der Tradition wußte, daß in der Umgegend von Achtali vor Alters ein Silberbergwerk bearbeitet worden sey, berief er im Jahre 1763 aus dem Städtchen Gumisch-Khane, das zwischen Erzerum und Trapezunt liegt, 2000 griechische Minenarbeiter, und diese erneuten die Ausbeutung des Erzes in den Bergwerken von Achtali und dem be-

Digitized by Google

nachbarten Tambulut, welches Wort „ein wenig Silber" bedeutet. In den erſten Jahren gewann man 40 — 60 Pud Silber, und in Einem, beſonders glücklichen Jahre 81 Pud 16 Pf.; Gold erhielt man zwei Solotnik von jedem Pfund Silber. Bleierz fand ſich in Menge, es blieb aber aus Mangel an Händen unbearbeitet, obgleich man jährlich 3000 Pud Blei hätte gewinnen können. Am 20 Sept. 1785 wurden die Bergwerke von Achtali und Tambulut, wie ſchon erwähnt, von Omar, dem Khan der Awaren, zerſtört; im Jahre 1787 wurden ſie wieder geöffnet, wiewohl ſchon in geringerem Umfang, weil der größte Theil der Minenarbeiter durch das Schwert gefallen oder in Gefangenſchaft gerathen war. Im J. 1795, als Aga Mohammed Khan, der König von Perſien, in Georgien einbrach, wurde die Bearbeitung der Bergwerke abermals unterbrochen. Unter König Georgios wurden ſie nur ſchwach bearbeitet, ſo daß man nur 10 bis 15 Pud jährlich gewann. Später wurde der Bau in immer geringerem Maaße betrieben, und hörte endlich im Jahre 1816 aus Mangel an Arbeitern und wegen Erſchöpfung der Gruben ganz auf.

Die Sonne ſenkte ſich gegen Weſten, als ich Achtali verließ, und den Weg gegen Achpat einſchlug. Der Weg führte auf einem ſchmalen Pfade am Ufer der Debeda fort, die in einem ſteinigen Bette raſch dahin ſtrömt. Große Steine machten den Marſch mühſam. Dieſe Steine ſind durch ein Erdbeben, das am 8 Oct. 1827 um Mittag ſtattfand, von den Höhen der benachbarten Berge herabgeſtürzt worden. Nach der Erzählung der Landesbewohner wiederholten ſich die Stöße noch 40 Tage lang, wurden aber immer ſchwächer. Dieß Erdbeben muß in der That furchtbar ſeyn: ich ſah hier eine ungeheure Maſſe Steine, die, von der Höhe der Felſen losgeriſſen, in ihrem Fall mächtige Bäume, die am Abhange des Berges wuchſen, zerſchmettert hatten. Anderthalb Werſte, ehe man nach Achpat kommt, verſchwanden die Felſen und die mit unförmlichen Bäumen bedeckten Berge, und ich befand mich in einem reizenden Thale voll Weinreben und Fruchtgärten, in denen ſchlanke Pappeln ſich erhoben. Hier fand ich einige Hütten, in deren einer der armeniſche Geiſtliche des Dorfes Achpat wohnte, deſſen Kiowcha oder Schultheiß er zugleich iſt; er machte ſich anheiſchig, mich bis nach Achpat zu begleiten. Als wir das Thal durchzogen hatten, wankten wir uns links, und begannen einen ſteilen, waldigen Berg hinanzuſteigen. Der obere Theil dieſes Berges bildet ein wie abſichtlich ausgegrabenes Thal. Von der Nordoſt- und Südſeite ſchließen es Berge ein, die mit dichtem Walde bedeckt ſind, auf der Oſtſeite iſt eine ſteil eingeriſſene Schlucht, in welcher die raſche Debeda ſich krümmt; am Ende des Thals erblickten wir das Dorf Achpat, wo wir unſer Nachtlager nahmen.

Dieſes aus 34 Häuſern beſtehende Dorf iſt von Armeniern bewohnt, und liegt am Fuße eines kleinen Hügels, auf deſſen Höhe das armeniſche Kloſter Achpat ſteht, welches dem Dorfe den Namen gab. Dieß Kloſter zur Erhöhung des heil. Kreuzes (Surpchatsch auf armeniſch), wurde von dem heil. Gregor, dem Apoſtel Armeniens, gegründet. Im J. 961 n. Chr. wurde es im vergrößerten Maaßſtabe umgebaut von der Königin Chosrowapuſch, der Gemahlin des armeniſchen Königs Aſchot Bagratiuni, der den Beinamen „der Gnädige" führte. Im eilften Jahrhundert wurde das Kloſter abermals erneuert und ausgedehnt von dem agwaniſchen Fürſten Kurake oder Korpke, im Jahre 1105 von Chyſyl Chan, dem Eroberer Armeniens, zerſtört, aber bald wieder aufgebaut. Die Hauptkirche iſt ſehr groß, und über ſie erhebt ſich ein runder Thurm, deſſen Dach ein kegelförmiges Anſehen hat. Dieß iſt der Typus aller alten transkaukaſiſchen Kirchen. Das Gewölbe iſt durch zwei Säulen geſtützt. Im Innern iſt durchaus keine Verzierung, ſogar ſehr wenig Bilder, aber die Mauern ſind von innen und außen mit armeniſchen Inſchriften bedeckt, welche Gebete enthalten, aber auch die Namen verſchiedener Perſonen, die das Kloſter begabten, mit Angabe ihrer Geſchenke: ich, Pogos, opferte für dieſe heilige Kirche ein Pfund-Wachskerzen; ich, Grikor, brachte der heiligen Kirche eine Glocke zum Geſchenk; ich, Petros, opferte Kalk zur Wiederherſtellung des Dachs u. dgl. Mitten in der Kirche iſt in den Boden eine ſteinerne viereckige Kiſte eingefugt zur Waſſerweihe; links von den Thüren, die nach der jetzigen Kirche führen, iſt eine ähnliche, etwas kleinere Kiſte auf einem Piedeſtal, — dieß iſt der Taufſtein. Das Innere der Kirche umfaßt eine Menge Grabſteine; unter dieſen las man mir die Namen der armeniſchen Könige Sumbat, Abbas, Kyrike und David.

Als ich in die Kirche trat, kam mir der Archimandrit Peter mit der übrigen Geiſtlichkeit im Ornat entgegen; er hielt ein kleines, vergoldetes Käſtchen in den Händen, worin ein Kreuz mit einem Bruchſtück des beſeligenden Holzes und den Reliquien von acht Heiligen aufbewahrt wird. Dieß Heiligthum legte der Archimandrit mir auf das Haupt, und hielt es ſo lange, bis die Geiſtlichkeit mit dem Abſingen ihrer Gebete zu Ende war. Außer der Hauptkirche finden ſich hier noch vier kleinere und zwei Glockenthürme. Die fünf Kirchen nebſt den Glockenthürmen und Mönchszellen ſind von einer ſteinernen Mauer mit runden Thürmen eingeſchloſſen, ſo daß man das Kloſter als eine Feſtung betrachten kann, die ſich nöthigenfalls gegen einen Angriff von Truppen, wie etwa die perſiſchen, vertheidigen läßt. Alle dieſe fünf Kirchen, und zwei andere, die ſich außerhalb der Ringmauer befinden, ſind aus Trapp und Baſalt aufgeführt, und haben 40 Capellen im Innern; als das Kloſter noch 300 Mönche hatte, wurde am Oſtertag in allen dieſen Gottesdienſt gehalten. Jetzt aber iſt nur der Wartabet mit 3 Mönchen da. Als ich die große Kirche beſichtigt hatte, führte mich der Wartabet mit den Mönchen durch eine bedeckte Galerie, welche die zweite Kirche mit der großen verbindet. Dieſe hat ihre Beſtimmung völlig geändert, denn hier wird in großen Gefäßen, die in die Erde eingegraben ſind, der Wein aufbewahrt, den man in den Kloſtergärten gewinnt, und den die umwohnenden Armenier zum Geſchenk bringen. Alsbald wurde ein Gefäß geöffnet, und es begann das jenſeits des Kaukaſus berühmte: Alawerdi und jachſchi ul. *) Der Wein war jung, oder richtiger geſagt, er hatte den Gährungsproceß noch

*) Worte, mit denen man ſich zum Trinken auffordert. Die Georgier namentlich ſind ſehr ſtarke Weintrinker.

Digitized by Google

nicht einmal ganz durchgemacht. Der Wartabet gestand mir, sie hätten so wenig Wein, daß er, ohne die gehörige Reife zu erlangen, völlig aufgebraucht werde. Als ich über die Ringmauer hinaustrat, sah ich ein steinernes Gebäude, das über einer Cisterne aufgeführt war, die aus vier kleinen steinernen Kästen bestand; eine Inschrift sagt, daß es im Jahre 705, nach der armenischen Rechnung, erbaut worden sey. Das Wasser darin wird durch unterirdische steinerne Röhren aus einer Quelle hergeleitet, welche am Fuße des Berges zu Tage tritt, und von den Wasserbehältern eine halbe Werst entfernt ist. In diesem Kloster wohnte der armenische Patriarch Ephraim, der sich vor der Verfolgung der Perser verbarg, vom Jahre 1821 bis 1826.

Nachdem ich das Kloster besehen, besuchte ich auch auf Einladung des Wartabets Peter seine Celle, welche nichts Anderes ist, als eine enge, dunkle, nicht sehr reinliche Kammer. Hier war in keiner Art Ueberfluß, selbst nicht in den für eine geistliche Person unentbehrlichen Dingen. Alle geistlichen Verrichtungen der hiesigen Mönche schienen darin zu bestehen, den Rosenkranz durch die Hände laufen zu lassen, was bei allen Asiaten, auch bei Tataren und Persern, Sitte ist. Ihre Kenntnisse in den Lehrsätzen der Religion und selbst im Verständnisse der armenischen Büchersprache sind sehr beschränkt: sie können die Grabschriften nur mit Mühe lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung des Städtchens Eschnuje.

(Schluß.)

Wiewohl die Fremden in diesem Lande als Gäste gehalten werden, so ist doch diese Gastfreiheit gegen die Türken nicht leer von List und Teufelei, ganz im Gegensatze der Einwohner dieses Landes (Tebris), deren Geradheit und Aufrichtigkeit keine Gränzen kennt. Zeugniß dessen der Verlauf einer Sache, welche ich zur Zeit meiner Rückkehr aus Kurdistan mit eigenen Augen gesehen, mit eigenem Ohr gehört habe. Ein Derwisch, dessen Name unbekannt, und von dem man nicht wußte, aus welchem Lande, von dem man nicht wußte wer? und woher? der sich aber für einen Schiraser ausgab, und sich Ismail der Eschare nannte, kam nach Urumije. Er weihte sich dem Dienste der Derwische, und knüpfte den Faden der Freundschaft mit ihnen an, so daß er ihnen seinen Willen untergab und ganz zu ihrem Dienste lebte, in der Meinung, daß sie Diener Gottes, welche dem Throne desselben zunächst stehen, und daß ihr Dienst in dieser Welt Ehre, in der andern Ruhe bringe. Der listige Derwisch bildete sich aber ein, daß ihm mit diesem Fremden ein Esel in die Klaue gefallen und ein Bär an die Halfter gegeben worden sey; er brachte ihn um sein Geld, indem er wie ein Betrüger Hand an diesen Armen legte, er sagte ihm: da du dich ganz dem Dienste der Derwische geweiht, habe ich es auch für meine Pflicht erachtet, für den Unterhalt deiner Söhne auf immer zu sorgen, daß dieselben von Geschlecht zu Geschlecht, ohne Mühe und Trübsal sich ihren rechtmäßigen Unterhalt erwerben mögen; ich selbst habe mich lange Zeit Kasteiungen und dem Dienste der Derwische geweiht, zwei und zwanzig Jahre lang strengen Bußübungen unterworfen und mit unendlicher Beschwerde den Gürtel zum Dienste aufgeschürzt; da erbarmte sich mein Meister und lehrte mich, was ich dir nun lehren will, damit du sowohl deinen Unterhalt gewinnen, als dich im Dienste der Derwische vervollkommnen mögest: nimm 30 Ducaten Eschrefi, wickele sie in ein Stück Leinwand ein, das so und so gefärbt ist und worauf du jenes Gebet schreibst, dieses legst du in deine Zelle mit Sandarach, Aloë und Sandel, und versteckst es unter einen Becher, um den du einen Kreis ziehst, durch dreißig Tage lang sagst du über dasselbe jeden Morgen die oder die Beschwörungsformel, nach dreißig Tagen leuchtet dir der glückliche Tag, an welchem dir Alles, was du wünschst, gelingt und du den Schatz hebst; am folgenden Tage ist es wie am vorhergehenden, denn Gott der Herr hat dieser Gebetsformel zwei Engel untergeben, welche dir, was du wünschest, gewähren, bringen und da lassen; von diesen zwei Engeln heißt einer Temchisa und der andere Temachisa, du mußt dich sehr hüten, daß kein unreiner Mensch den Fuß dahin setze, daß kein Weib und kein Kind vor diesem Hause vorbeigehe, denn wenn du dieses nicht beobachtest, so werden dich die zwei Engel sehr plagen und dir kein Nutzen erwachsen; ich selbst werde dann alle zehn Tage einmal erscheinen und ein bestimmtes Gebet hersagen, um den Schaden der beiden Engel von dir abzuwenden, und am eilften Tage wirst du mit Offenbarung geadelt; am eilften Tage nach der Abwendung des Schadens der beiden Engel durch besagtes Gebet brachte der Derwisch ein Päckchen von gleichem Gewicht und gleicher Farbe mit Kupfermünze gefüllt, welches er, während er die Gebetformel hersagte, mit dem andern austauschte und sich Nachts aus dem Staube machte, so daß nirgends mehr eine Spur von ihm zu finden war.

Von dem See von Urumi.

Die Länge desselben fängt zwei Parasangen von Meragha an und endet drei von Urumi; die Breite erstreckt sich durch Kurdistan, d. i. von Eschnuje bis Seldus, deren Bewohner, so wie die von Nujindis, hier ihr Salz holen. Das Wasser des Sees ist so salzig, daß kein Thier darin leben kann. In der Mitte desselben sind sechs große Felseneilande, deren einige, wie die Baumdickichte (Tschengel) Mafenderans und Gilans, dicht mit Bäumen überwachsen; hier holen die Männer von Choi und Urumi mit Schiffen das Holz, das sie nach ihrer Stadt führen und dort verkaufen; die eine dieser Inseln heißt der Judenberg, die andere Jemlik, d. i. die des Ziegenbartes, d. i. der Pflanze, welche die Perser Laleschenq, die Araber Lahijetetis nennen, so genannt, weil die Pflanze dem Barte der Ziege sehr ähnelt; in Kerman heißt dieselbe Rischibüs, was auf persisch Ziegenbart heißt. Das dritte dieser Eilande heißt Arpa dereki, d. i. Gerstenthal, weil dort viele schwarze Gerste wächst, das vierte Eschek adasi, d. i. Eselsinsel, das fünfte Kujun adasi, d. i. die Hammelinsel, so genannt von den Schafen und Hammeln, die man zu Schiffe hieher bringt und dann gemästet wegführt; das sechste Eiland heißt Isper. Dieß ist die Beschreibung des Sees von Urumije vom Anfang bis zu Ende.

Eine andere Geschichte.

Vor der Stadt ist eine Art Sekünbed, d. i. die drei Gewölbe genannt, von denen jetzt aber nur noch eines besteht, bei zwölf Ellen hoch, dessen Erbauer unbekannt. Nach meiner Meinung ist es das Grab eines Sultans, darunter ist eine Grube; der sie zeigte, sagte, daß der Erbauer der nächstgelegenen Moschee der Sultan Dschelaleddin Mingkburni gewesen, dessen Grab dieses Gewölbe seyn mag, welches Sekünbed heißt, weil es aus drei Gewölben bestand. Mehammed Kulichan, der Sohn Risa Kuli's des Escharen, zerstörte zwei

Digitized by Google

dieſer Gewölbe, deren Steine er zum Bau ſeines Imarets (Stiftungshauſes) verwandte; ich ſah dieſes Imaret, und hörte, daß andere die Einrichtung und Steine desſelben heimlich und öffentlich davon tragen. Es iſt kein Gott als Gott, ſieh die Vergeltung der Handlungen. Preis ſey Gott dem Beſitzer der Herrſchaft.

Du trägſt das Gut der Muſulmanen,
Und And're tragen dann dein Gut von dannen,
Hierob erhebſt du fürchterlich Geſchrei,
Daß dieſes Muſulmanenthum nicht ſey.

In der Stadt iſt eine Kirche zu St. Maria genannt, welche ein altes Gebäude. Die Bewohner Urumi's wollten die Armenier aus der Stadt ſchaffen, ſie aber brachten als Beweis vor, daß dieſe Kirche ſchon mehrere Jahre vor der Sendung Mohammeds ihr Eigenthum geweſen, daß Haus und Grund eine fromme Stiftung, welche nicht veräußert werden darf. Außer den Armeniern in der Stadt ſind die meiſten Feldbebauer Armenier, die in der Stadt ſind meiſtens Kaufleute und einige machen Pferdegeſchirr; die Juden ſind Weber oder Schneider, und einige finden ſich auf den Dörfern als Bauern. Die Dſchoki (Juden) ſind meiſtens Goldſchmiede, einige derſelben ſind Betrüger, die ſich als Sokrates und Hippokrates der Welt ankünden, und auf dieſe Art von den Leuten ihren Unterhalt gewinnen; auch ſind beiläufig 60 Häuſer von Sunniten, die ſich hier niedergelaſſen und die mit den Schiis im alten Hader leben, ſo daß ſie weder die Moſcheen, noch die Bäder der Schii beſuchen, und wo Schii beten und baden, weder ſich ins Waſſer tauchen, noch die Hand zum Gebet erheben. Lange Zeit habe ich mich darüber erſtaunt, wie dieſe die Diwanlaſten zahlen, und endlich herausgebracht, daß ſie von Schirwan gekommen mit Leinwand und trockenen Früchten, wie Aprikoſen, Pflaumen u. dgl., handeln, dadurch ward mein Erſtaunen nicht minder darüber, daß ſie jährlich 1000 Tomane an den Diwan abführen. Ich kann es mir nur ſo erklären, daß der dem Herrn des Dorfes wohlgefällige Bauer nur Eine Scholle Grundes anſpricht, während der Beſitzer von 1000 Morgen Weingärten das Auge voll Verzweiflung ſein Habe verkauft und davon geht. Mehr zu ſchreiben würde die Freunde beläſtigen; dieß iſt das Ende der Zuſtände Rumi's und Kurdiſtans.

Ueber die perſiſche Beſchreibung des Städtchens Eſchnuje.

Von zwei kleinen perſiſchen Handſchriften, welche mir der um die Geographie ſo verdiente Herr Pfarrer Wimmer im Namen ſeines Freundes des Herrn Pfarrers Barth in Calw als Geſchenk überſendet hat, iſt die eine ein kleiner neuperſiſcher Schriftſteller und die andere eine Beſchreibung des kurdiſchen Städtchens Eſchnuje, welche Abder-Reſak von Iſpahan auf Veranlaſſung zweier engliſcher Aerzte verfaßt hat; dieſelbe iſt ein nicht unintereſſanter Beitrag zur Geographie und Statiſtik des heutigen Perſiens, und ich glaube daher meinen Dank dem Schenker hiemit öffentlich nicht beſſer als durch die Ueberſetzung dieſer Schrift in voller Ausdehnung bezeugen zu können; ſie enthält manches ganz Neues, wie die Namen der um Eſchnuje angeſiedelten Stämme, die der ſechs Inſeln des Sees von Meragha und die umſtändliche Auskunft über die Betrügereien der Derwiſche Hornbläſer. Das Städtchen Eſchnuje hat noch kein europäiſcher Reiſender erwähnt, nur in den aus dem Dſchihannuma im VII. Bande der Jahrbücher der Literatur gegebenen Auszügen (S. 245) erſcheint Aſchnude ſtatt Eſchnuje: „eine Tagreiſe ſüdöſtlich von Urmia, im Gebirge, mit ſechzig dazu gehörigen Dörfern. Aſchnude ſtatt Eſchnuje iſt kein Druckfehler der Ueberſetzung, ſondern einer des Dſchihannuma ſelbſt, welcher ohne dieſe Handſchrift eben ſo wenig hätte berichtigt werden können, als die falſche Ausſprache Aſchnuje ſtatt Eſchnuje, wenn der urſprüngliche Beſitzer der Handſchrift (ein Deutſcher) in dem deutſch eingeſchriebenen Titel nicht die wahre Ausſprache als Eſchnuje feſtgeſetzt hätte. Das Dſchihannuma enthält über Eſchnuje (dort als Eſchnude verdruckt) folgende Auskunft: „Eſchnuje iſt ein Flecken, der im Gebirge eine Station ſüdweſtlich von Urmije liegt, die Luft iſt beſſer als zu Urmije, das Waſſer gut, es hat Ueberfluß an Korn, Hülſenfrüchten und Trauben; ſechzig dazu gehörige Dörfer geben jährlich an den Fiscus 19.000 Ducaten."

Ueber die Derwiſche Künger findet ſich im Ferhengi Schuuri (II. Bl. 278) der folgende Artikel: „Künger hat fünferlei Bedeutungen, deren erſte die der ſonſt Schachſchane genannten Bettler. Sie führen in einer Hand das Horn eines Schafes und in der andern die Gabel eines Schafhirten,*) damit gehen ſie vor die Buden, ſchlagen das Horn an die Gabel, ſo daß es einen Schall gibt; wenn der Hörende etwas gibt, ſo iſt er ihrer los; wenn er nichts gibt, ſo ziehen ſie ein Meſſer heraus und verwunden ſich damit; die, ſo dieſe ſchändliche Handlung ſehen, geben ihnen gezwungener Weiſe etwas, um ſie los zu werden, daher das Sprüchwort: thue mir, was ich begehre, oder ich bringe mich um, wie ein Schachſchane und Künger." So ſagt Hafis:

O wenn Hafis der Sohn des Küngers wäre,
Sein Beutel voll von Geld und Silber wäre!

Eben ſo findet ſich Künger und Schachſchane im Siebenmeer (IV. S. 118 und III. S. 252) erklärt.

Miscellen.

Serbiſche Geſchichtsdenkmäler. Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums für Volksaufklärung enthält im Septemberheft Nachſtehendes: den Freunden der Geſchichte und Philologie ſlaviſcher Völker haben wir eine äußerſt angenehme Nachricht mitzutheilen. Der Erzieher des jungen Fürſten Miloſch, der ſerbiſche Literator, Dimitri Tirol, hat den ſehr nützlichen Entſchluß gefaßt, alle noch erhaltenen ſchriftlichen Denkmäler, als: Diplome und Briefe ſerbiſcher Fürſten, herauszugeben unter der Benennung: srbski spomenizy (ſerbiſche Denkmäler). Faſt die Hälfte dieſer Arbeit iſt ſchon vollendet, und ſoll in kurzem erſcheinen. Die genannte Zeitſchrift theilt mehrere Proben mit, die, mit Ausnahme einer einzigen, alle von dem bekannten Serbenkönig Stephan herrühren, der ſich bald König aller Länder der Raizen und am Meere, bald König aller ſerbiſchen Lande nennt.

Studium des Ackerbaues in Frankreich. Die Stadt Lyon hat den Miniſter des Handels gebeten, einen Lehrſtuhl des Ackerbaues und der Gartencultur in Lyon zu errichten. — Die Stadt Meaux hat eine Petition entworfen, daß in jedem Departement Ackerbaukammern, nach Art der Handelskammern, errichtet würden, die man bei Entwerfung von Geſetzen über den Aberbau zu Rathe ziehen könnte. (Echo du Monde Savant vom 12 Februar.)

*) Küreſ bipatium, nicht Kürk, d. i. Pelz, als welches das Wort im neuen Menin es mit pellis irrig überſetzt iſt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 67.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 März 1840.

Die Strömungen des Mittelmeers. *)

Die verschiedenen Strömungen des mittelländischen Meeres mußten den alten Seefahrern lebhafte Besorgnisse einflößen, da sie ihnen stets im Wege waren. Aber diese Besorgnisse beförderten die Wissenschaft, diese suchte den Schleier zu heben, in welchem diese Erscheinungen verhüllt waren, und ihre Bemühungen, wenn auch lange fruchtlos, wurden endlich mit Erfolg gekrönt; in unsrer Zeit ist die Richtung dieser Strömungen fast ganz sicher hergestellt. Eine der Hauptströmungen ist die, welche durch die Meerenge von Gibraltar in das Mittelmeer eindringt; ihre Schnelligkeit ist 4 bis 5 Meilen in einer Stunde. Sie geht nach Osten, und ihre Seitengränzen sind auf den Seekarten verzeichnet. Ihre Richtung wechselt ab, zuweilen geht sie nach Westen. Dieser Wechsel wird einer außerordentlichen Fluth oder einer durch den Ostwind hereingetriebenen Wassermasse zugeschrieben. Die östliche Richtung der Strömung ist erst neulich entdeckt worden, und da sie eine ungeheure Wassermasse in das Mittelmeer bringen muß, hat sie verschiedene Theorien hervorgerufen. Man hat behauptet, daß der Spiegel des Mittelmeers unter dem des atlantischen stehe; eine Erscheinung, die in Folge einer großen Verdünstung Statt haben könnte. Halley, Urheber dieser geistreichen Theorie, schätzt diese Verdunstung auf 6914 Tonnen. Aber Halley's Theorie möchte nicht zulässig seyn, da sie sich auf die andern Meere, wie das baltische, nicht anwenden läßt.

Es ist wahrscheinlicher, daß eine untere Strömung dem atlantischen Ocean die Wasser zurückgibt, welche die Strömung auf der Oberfläche in das Mittelmeer einführt. Das Daseyn dieser Strömung unter dem Meere und ihre der Strömung auf der Oberfläche entgegen gesetzte Richtung ist durch mehrere seltsame Thatsachen bewiesen. Im Jahre 1712 machte M. de l'Aigle, Commandant des Phönix, von Marseille, in den Gewässern von Ceuta Jagd auf ein holländisches Fahrzeug; er erreichte es mitten in der Enge zwischen Tariffa und Tanger, und gab ihm eine Lage, die es völlig in Grund bohrte. Einige Tage darauf strandete das Schiff mit seiner Ladung Branntwein und Oel in der Nähe von Tanger, 4 Lieues westlich von dem Orte, wo es den Leck bekam, und in einer Richtung, die der des Stromes auf der Oberfläche ganz entgegengesetzt war. Dr. Mac Michael erzählt, ein englisches Schiff das bei Ceuta an der Küste von Afrika zu Grunde ging, wurde später bei Tariffa, auf der europäischen Seite, ans Land geworfen worden, 2 Meilen westlich von Ceuta — eine Thatsache, die von dem englischen Consul in Valencia bestätigt wurde.

Die gewöhnliche Bewegung des Mittelmeers ist von West nach Ost; doch die Brandung an der Küste, verbunden mit der Einwirkung der Winde, verursacht zuweilen Seiten- und Gegenströmungen. Auch sieht man das seltsame Schauspiel einer Hauptströmung mit zwei Seitenströmungen, deren Richtungen der ersteren entgegengehen. Die zahlreichen Engen des Mittelmeers tragen auch viel zur Bildung dieser wechselnden Strömungen bei. In den gewöhnlichen Zeiten, wenn die Hauptströmung seinem regelmäßigen Lauf folgt, geht sie mit Heftigkeit nach Osten, längs der afrikanischen Küste durch den Golf von Tunis und längs der Südküste Siciliens hin. Im Canal von Malta ist die Strömung zuweilen so stark, daß die Fahrzeuge Mühe haben, Ankergrund an der Insel Maritimo zu gewinnen, während andere, unterm Winde der Insel, sich genöthigt sahen, unter Segel zu bleiben, um ihre Lage zu behalten, bis eine Aenderung des Windes ihnen erlaubte, zum zweiten Mal die Landung zu versuchen. Darin liegt eine der Hauptursachen, daß eine so große Anzahl Schiffe in jener Gegend des Unglücks und der Nebel, den man den Meerbusen von Sidra nennt, zu Grunde geht. Die Strömung folgt der libyschen Küste und wendet sich in einiger Entfernung von Alexandrien gegen OND. Von da wendet sie sich gegen Norden nach der syrischen Küste zu. Zwischen Syrien und dem Archipel läßt sich eine leichte westliche Strömung spüren, und längs der Küste erreicht die Strömung eine große Heftigkeit. Nachdem sie sich an den westlichen Küsten des Busens von Adalia gebrochen hat, wirft sie sich mit Gewalt gegen das Cap Chelidonia und verliert sich darauf in den ruhigen und friedlichen Wassern des Meeres. Die Strömung, die aus dem schwarzen Meere kommt, geht

*) Aus einer Ankündigung der Mediterranée illustrée im Temps vom 24 Febr. entnommen.

Digitized by Google

reißend durch die tausend Candle zwischen den Inseln des Archipels hindurch. Eine Strömung geht auch in das adriatische Meer längs der Küste hin bis nach Venedig, und tritt aus dem adriatischen Meere heraus, indem sie der italienischen Küste folgt. Die Hauptströmung geht längs der Küste Frankreichs und Spaniens hin, doch mit Nordostwind kehrt dieselbe Strömung wieder zurück und erhält eine entgegengesetzte Richtung.

Reiseskizzen aus Transkaukasien.

Der District Bortschali in Somchetien.

(Fortsetzung.)

Von Achpat begab ich mich nach Sanain. Die Entfernung zwischen diesen Dörfern ist gering, aber der Weg äußerst mühsam, so daß ich genöthigt war, den größten Theil zu Fuße zurückzulegen. Auf einem schmalen, steinigen Pfade mußte man bald Felsen erklettern, bald in tiefe, steinige, mit Dornengebüsch bewachsene Schluchten hinabsteigen. Auf diesem Wege trifft man eine Menge Höhlen, die an den schroffen Seiten der hohen Felsen ausgegraben sind. Ich war geneigt, sie für Cellen von Einsiedlern zu halten, aber die mich begleitenden Armenier versicherten mich, daß sie von den Landeseinwohnern ausgehauen worden seyen, um sich vor den Feinden zu verbergen, die unaufhörlich das Land verheerten. Es ist unbegreiflich, wie diese Höhlen ausgegraben werden konnten: die senkrechte glatte Wand bietet gar keine Möglichkeit sich den Oeffnungen vom Wege her zu nähern. Wahrscheinlich haben sie irgend einen geheimen Gang, den man auch jetzt noch den Fremden nicht zeigt. Man versicherte mich indeß, außer dem, was ich gesehen, gebe es keine Eingänge in die Höhlen, und im Nothfalle stiegen einige Leute auf Stufen, die von unten kaum bemerkbar seyen, in die Oeffnung hinauf und zögen dann die übrigen an Stricken nach sich.

Um 5 Uhr Nachmittags kam ich in das Dorf Sanain, wo man mir eine der Mönchscellen zum Nachtlager anwies. Das von Armeniern bewohnte Dorf Sanain, das nur 23 Häuser zählt, steht am Abhang des Tschatyndag, und es findet sich darin ein Kloster zur heiligen Jungfrau. Gleich nach meiner Ankunft besuchte mich der Erzbischof Arakel und der Wartabet Arutin, die einzigen Bewohner des Klosters. So sehr ich mich auch mit meiner Müdigkeit entschuldigte, so konnte ich doch die Einladung des Erzbischofs nicht ablehnen, und begab mich in seine Celle, um mit ihm zu Abend zu speisen. Das Essen begann um 7, und endigte gegen Mitternacht. Außer dem Wartabet aßen mit uns der Kiowcha von Sanain und einige alte Leute. Allawerdi und Jachti-jul wurden unaufhörlich wiederholt.

Der folgende Morgen war regnerisch; der Nebel war so dicht, daß man auf einige Schritte weit nichts unterscheiden konnte. Um 10 Uhr fing es an sich aufzuhellen, und ich beschloß in Begleitung des Erzbischofs und des Wartabets das Kloster zu besuchen. Die Gebäude desselben waren von einer steinernen Mauer umgeben, die aber jetzt völlig zerstört war. Die Hauptkirche übertrifft an Größe noch die von Achpat, und ist aus behauenem Trapp gebaut. Ins Innere derselben führen drei parallele Galerien, jede auf drei Bogengewölben, die sich am Ende auf Säulen dorischer Ordnung stützen. Jede dieser Säulen besteht aus Einem Stein, und ist über drei Arschinen hoch. Die innere Anordnung der Kirche glich ausnehmend der Himmelfahrtskirche zu Moskau. Verzierungen sind keine vorhanden; nur der Altar ist von einigen sehr schlecht gemalten Heiligenbildern umgeben. Der Erzbischof erzählte mir, daß bis zum letzten Kriege mit Persien hier Reliquien von Heiligen aufbewahrt worden seyen: man habe sie beim Einbruch der Perser nach Tiflis geschickt, wo sie noch aufbehalten würden. — Hart an der nördlichen Mauer des großen Tempels befindet sich eine kleine Kirche, die aus rohen, grob behauenen Steinen aufgeführt ist. Man schreibt sie dem Apostel der Armenier, dem heiligen Gregor, zu. Der große Tempel wurde von den Mönchen im Jahre 934 unter der Regierung von Abbas gegründet, noch vor dem Tempel zu Achpat. In der Folgezeit wurde er zugleich mit dem von Achpat verwüstet, und wie dieser von denselben Personen wieder hergestellt und erweitert. Außer diesen beiden finden sich innerhalb der Ringmauer zwei Tempel und ein Glockenthurm, und drei Kirchen außerhalb der Ringmauer: von den letzten ist eine auf der Höhe einer nahegelegenen Felsenwand erbaut. Auf der äußern Mauer einer der innerhalb der Ringmauer befindlichen Kirchen ist ein Relief zu sehen, das zwei Männer mit Bärten in voller Größe darstellt; diese halten eine Kirche mit den Händen, und darunter ist eine armenische Inschrift. Der Erzbischof sagte mir, nach der Unterschrift seyen dieß die Abbildungen von Kyrike und Sumbat, den Kindern des Königs Aslot, der die Kirche gebaut. Eine gleiche Abbildung mit gleicher Inschrift sah ich auch auf einem der Tempel in Achpat. Die Mauern von allen Kirchen zu Sanain sind mit einer Menge Inschriften in armenischer Sprache bedeckt, und ein erfahrner Kenner derselben könnte vielleicht merkwürdige Thatsachen für die Geschichte finden; aber der ehrwürdige Erzbischof und der Wartabet konnten mir nichts erklären, und darum glaube ich ihnen auch nicht, daß zwei Bogengewölbe von der nördlichen Mauer über der Asche der armenischen Könige Aschot, Kyrike, Sumbat und David und der Königin Chosrowanum erbaut seyen, denn dasselbe hatte man mir schon in Achpat gesagt. Innerhalb und außerhalb der Kirchen sind eine Menge Grabsteine mit Inschriften. Auf einigen sieht man verschiedene Abbildungen des Kreuzes, auf andern eine grob gezeichnete Figur mit kreuzweise auf der Brust gefalteten Händen. Auf den Grabsteinen der Erzbischöfe sind Krücken (?) ausgehauen. Jenseits der Klostermauer ist ein Brunnen, der gerade so angelegt ist, wie der zu Achpat; dem Brunnen gegenüber sind die Trümmer eines großen Gebäudes, welches den Werkleuten, die das Kloster bauten, zum Aufenthalte gedient haben soll.

Das Kloster von Sanain war früher berühmt: in seinen Kirchen befanden sich 40 Capellen, in seinen Cellen 300 Mönche, aber jetzt verödet es immer mehr; die Gebäude haben durch den Einfall Omars im Jahre 1785, und durch das Erdbeben im Jahre 1827 gelitten. Ich möchte den Forschern der georgischen und armenischen Geschichte rathen, diese alten Tempel bei

Digitized by Google

Zeiten zu untersuchen, sonst möchte es zu spät werden. Höchst wahrscheinlich enthalten die Inschriften auf den Gräbern und den Mauern höchst wichtige Thatsachen, da ich aber weder georgisch noch armenisch verstehe, so konnte ich die Inschriften nicht lesen; unterrichtete Dolmetscher hatte ich nicht, und die Geistlichen selbst, die in den Klöstern wohnen, konnten sie nicht gut entziffern.

Nachdem ich das Kloster und seine Umgebungen in Augenschein genommen, begab ich mich nach dem Kupferhammer von Alwarti. Obwohl mir die Einsiedler von Sanain guten Weg gewünscht hatten, so war er doch sehr schlecht, schmal und steinig. Fünf Werste von Sanain sah ich aufs neue die reißende Debeda. Hier ist eine schöne, steinerne Brücke in einem 27½ Klafter langen und in der Mitte 1½ Klafter breiten Bogen über sie gebaut. Auf der Mitte der Brücke sind an den Geländern kleine liegende Panther aus Stein ausgehauen, und an dem einen Ende derselben ist ein Stein aufgerichtet; auf der einen Seite findet sich ein Kreuz abgebildet, auf der andern steht eine Inschrift in armenischer Sprache. Die Zeit hat die Buchstaben schon bedeutend ausgelöscht. Mein Dolmetscher, freilich ein schlechter Literat, las auf der Inschrift den Namen „Amat;" wenn dem so ist, so muß die Brücke wohl zu gleicher Zeit mit Achpat erbaut worden seyn. Jenseits der Brücke läuft der Weg eng und gekrümmt den Berg Lälwar*) hinan, was die Russen in Alwerti umgewandelt haben. Auf dem Gipfel des Berges liegt amphitheatralisch ein Dorf von fünfzig Häusern, in denen griechische Minenarbeiter wohnen. Ich blieb im Hause des Ustabaschi (Minenmeisters) Chadschiphotow. Die Kupferhämmer von Alwerti und Schamlug, **) welches letztere 15 Werste von ersterem entfernt liegt, wurden von dem georgischen König Heraclius im Jahre 1770 angelegt, und zu dem Ende Griechen aus der Türkei herbeigerufen. Die Gänge bestehen aus einem festen Kupferkies mit Beimischung von Schwefelkies, Zinkblende und Gyps; das Erz gibt im Durchschnitt vier Pfund Kupfer vom Pud. Unter Heraklius wurden jährlich 5000 bis 15,000 Pud in diesen beiden Bergwerken gewonnnen. Alles gewonnene Kupfer, mit Ausnahme des zehnten Theils, welcher den Besitzern des Bodens, den Fürsten Arguti, gehörte, blieb den Griechen, sie mußten aber dasselbe, den Baschmak (15 Pf.) zu drei Rubel Silber an den Staat verkaufen. Als im Jahre 1785 Omar, Khan von Awarien, einbrach, flüchteten die Griechen von Alwerti, aus Furcht vor seiner Wuth, nach Achtali, das sie für unersteiglich hielten, es ist aber schon oben erwähnt worden, daß Achtali genommen und mit Feuer und Schwert verheert wurde. Als die Awaren sich entfernt hatten, beschäftigte sich Heraclius alsbald, die Hüttenwerke wieder herzustellen: die gefangenen Griechen wurden in Achalzyk verkauft, einige kaufte der König los, andere fanden Mittel zu fliehen. Am Ende des Jahres 1786 waren die Werke wieder im Gang, aber aus Mangel an Arbeitern nur schwach, so daß jährlich nur 5 bis 6000 Pud gewonnen wurden. In dieser Lage blieben die Sachen bis zum J. 1795. Dieses Jahr ist für ganz Georgien ausnehmend merkwürdig. Der blutdürstige Schah von Persien, Aga Mohammed Khan, bekannt unter dem Namen des Eunuchen, brach mit 37,000 Mann in das Land ein. Der Schrecken, den seine Grausamkeiten verbreiteten, nöthigte die friedlichen Einwohner, sichere Zufluchtsörter zu suchen. Die Griechen von Alwerti, welche die Unsicherheit von Achtali aus Erfahrung kannten, flohen nach Tiflis. Am 9 Sept. 1795 schlug Aga Mohammed Khan acht Werste von dieser Stadt bei dem Dorfe Saganlug sein Lager auf. König Heraklius schickte seine Familie nach Duschet, und machte am 10 Sept. einen erfolglosen Angriff auf das persische Lager; am 11 September wagte Heraklius, von den Truppen aus Imeretien und allen waffenfähigen Einwohnern von Tiflis unterstützt, einen zweiten Angriff auf das Heer des Schahs. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Als die Imeretier ihren Anführer, Fürst Abaschidse, verloren hatten, wandten sie sich zuerst zur Flucht, und plünderten auf ihrem Wege Tiflis. Dieser bedeutenden Unterstützung beraubt, mußte endlich Heraklius vom Kampfplatz weichen, und zog sich nach Duschet. Aga Mohammed Khan zog in Tiflis ein, verheerte es von Grund aus, und hieb die zurückgebliebenen Einwohner zum Theil nieder, zum Theil schleppte er sie in Gefangenschaft. Am Abend desselben Tages kehrte er in das Lager bei Saganlug zurück. Da er hier von einer gefangenen Griechin erfuhr, daß in dem Bergwerke Achtali viel Silber aufbewahrt sey, zog er unter Bedeckung dahin, und nahm einen gefangenen Tesaptschi,*) Namens Anastasius Chadschiphotow, den Sohn des Emindschi (Bergwerksvorstand), Fedor Chadschiphotow, unter dessen Anführung die Griechen nach Georgien gezogen waren, zum Wegweiser. In Achtali aber fanden sie eine Menge Volks, darum wollten die Perser nicht weiter gehen, und kehrten unverrichteter Dinge ins Lager zurück. Als der Schah aus Georgien abgezogen war, fand Anast. Chadschiphotow bald Gelegenheit zur Flucht, und unter seiner Leitung wurden die Kupferwerke wieder eröffnet. Unter König Georgios wurden sie für 12,000 Rubel Silber jährlich verpachtet, und dieser Pacht dauerte auch unter der russischen Regierung fort bis 1803, d. h. bis der Oberbergdirector Graf Mussin-Puschkin nach Georgien kam. Unter ihm wurden Arbeiter aus Rußland zum Schmelzen des Erzes berufen, das man von den Griechen kaufte. Wieler diese letztern fanden aber unter diesen Bedingungen die Arbeit in den Minen nicht vortheilhaft, entfernten sich aus den Bergwerken, und ließen sich als Ackerbauer in den Dörfern Gopret und Zinzkaro in dem District Bortschali nieder. Im J. 1816 als eine neue Verordnung über den Bergbau in Georgien erschien, kamen die Minen von Alwerti abermals unter die Leitung der Griechen, und ihnen wurde das Recht ertheilt, Silber- und Kupfererz herauszugraben und zu schmelzen gegen ein Zehntel des gewonnenen Ertrags und zwei Procent für die Arbeiter, die man ihnen aus den Armeniern des Districts Bortschali und Kasach, 185 an der Zahl, stellte; diesen mußten sie übrigens den bedungenen Lohn bezahlen. Die letzten Kriege mit Persien

*) Ein tatarisches Wort, das „kostbarer Stein" bedeutet.

**) Dieß georgische Wort bedeutet eine mit Fichten bewachsene Stelle.

*) Ein Arbeiter, der Gold von Silber scheidet.

Digitized by Google

und der Türkei brachten einige Verwirrung in den Betrieb der Bergwerke, aber ſeit dem Jahre 1828 werden die von Alwerti und Schamlug ohne Unterbrechung bearbeitet, obwohl die Maſſe des gewonnenen Kupfers ſich bedeutend vermindert hat.

(Fortſetzung folgt.)

Die Inſel Cos.

In der Sitzung der Royal Society of Literature vom 25 Januar wurde vom Colonel Leake eine Abhandlung über die Inſel Cos vorgeleſen. Dieſe war von zahlreichen Inſchriften, die Lieutenant Helyman abgeſchrieben hatte, und von einer Karte der Inſel begleitet, die nach einer andern der Lieutenants Graves und Helyman gezeichnet war.

Nach einer in Griechenland allgemein angenommenen Sage wurde dieſe berühmte Inſel von einer pelasgiſchen Colonie aus Theſſalien, Cnidus und Halicarnaſſus, 14 Jahrhunderte vor der chriſtlichen Zeitrechnung, in Beſitz genommen. Nachkommen der Theſſalier von Cos nahmen Theil am Kriege gegen Troja; nicht lange darauf erhielt die Inſel einen Theil jener doriſchen Colonie vom Peloponnes, die dieſem Theil von Kleinaſien ſpäter den Namen Doris gab. Ihre Verwaltung war urſprünglich monarchiſch; doch ſcheint ſie dieſe Form noch vor der Zeit, als ſie unter den republicaniſchen Einfluß von Athen kam, verworfen zu haben. In Bezug auf die Topographie von Cos kann man viel Nachrichten und wahrſcheinlich die zuverläſſigſten aus dem 7. dem Theokrit zugeſchriebenen Idyll entnehmen, das Reitke als ein Werk des Simichidas, eines eingebornen Dichters, anſieht. Dromeon war der Name des höchſten Berges, und Burinna der einer berühmten Quelle, welche Chalcon, einer der Könige, welcher in ihrer frühern Geſchichte genannt wird, entdeckt haben ſoll. Die Hauptſtadt wurde im 20ſten Jahre des peloponneſiſchen Krieges vom lacedämoniſchen Admiral Aſtyochus beſetzt, und im folgenden Jahre von Alcibiades befeſtigt. Als Rhodus mächtig wurde, war Cos meiſtentheils im Bunde mit dieſer Inſel, beſonders zur Zeit, als die Rhodier mit den Römern gegen Antiochus ſtritten. Strabo, der von Cos 250 Jahre nach Theokrit ſpricht, zählt unter ihre berühmten Männer den Arzt Simus, Philetas, einen Dichter und Kritiker, Ariſton, Schüler und Erben des Peripatetikers Ariſton, einen ausgezeichneten Muſiker, Thrasyneſtus, und den Arzt Hippokrates. Der letztere war bei weitem der berühmteſte Mann von Cos, gehörte einer alten Familie, die vom Aeskulap ihren Urſprung herleitet, und ſoll ſeine Kunſt zum Theil aus den Beſchreibungen der Curen entnommen haben, die im Askulapion oder Tempel des Aeskulap, in der Vorſtadt von Cos gelegen, niedergelegt wurden. Dieſer Tempel war ſeiner reichen Denkmale wegen berühmt, unter denen, wie Strabo ſagt, früher die Venus Anadyomene war. Doch zog Hippokrates in der letzten Zeit ſeines Lebens von Cos weg, und ſtarb in Larisſa in Theſſalien. Cos, gleich den benachbarten Gemeinden doriſchen Urſprungs, gebrauchte den doriſchen Dialekt, wenigſtens in ſeinen öffentlichen Urkunden (wie es eine der Inſchriften beweiſt, die dieſer Denkſchrift beigefügt ſind), noch lange nach der Zeit, welche manche Gelehrte als die Gränze der Dialektverſchiedenheit annahmen, nämlich nach der Eroberung Aſiens durch Alexander. Die Denkſchrift ſchließt mit Details aus der alten Geographie von Cos, die durch die Inſchriften erläutert werden.

Das Kneten der Glieder auf der Inſel Nonga.

Wenn ſich Jemand durch Gehen oder durch jede andere Uebung ermüdet fühlt, legt er ſich nieder, und einige ſeiner Diener nehmen die verſchiedenen Operationen vor, die unter den Namen Tudſchitudſchi, Mili oder Fola bekannt ſind. Unter dem erſten dieſer Worte verſteht man ein fortgeſetztes ſanftes Schlagen mit der Fauſt; unter dem zweiten das Reiben mit der flachen Hand; unter dem dritten das Drücken und Kneipen der Tegumente zwiſchen den Fingern und dem Daumen. Dieſe Operationen werden gewöhnlich von Frauen vorgenommen; ſie tragen dazu bei, den Schmerz und die Ermattung zu vermindern, und bringen gewöhnlich ein angenehmes Gefühl hervor, das den Schlaf befördert. Wenn man ſich nun kneten läßt, um die Ermattung zu vermindern, ſo geſchieht es nur an den Armen und Beinen; fühlt man aber an irgend einem Orte Schmerz, ſo wird der leidende oder die ihm zunächſt liegenden Theile gerieben. Beim Kopfſchmerz z. B. wird die Haut der Stirne und des Schädels leiſe frottirt, während die Füße durch ein heftigeres Kneten in ſanften, ſchnell wiederholten Schlägen erwärmt werden, und oft iſt dieſes Mittel mit Erfolg angewendet worden. Zuweilen gebraucht man bei Fällen großer Ermüdung auch ein von den gewöhnlichen ganz verſchiedenes Mittel: drei oder vier kleine Kinder müſſen nämlich auf den Körper des Kranken, der ſich nackt auf das Gras ausgeſtreckt hat, herumtreten. (Echo du Monde Savant vom 19 Februar.)

Miscellen.

Amerikaniſches Recht. Ein engliſches Blatt enthält nachſtehende, wenn ſie wahr iſt, allerdings drollige Anekdote. Im Staate Newjerſey wurden in früherer Zeit die Pferde ſo hoch geſchätzt, daß Pferdediebſtahl mit dem Tode beſtraft, die Tödtung eines Menſchen aber nur als ein geringeres Verbrechen angeſehen wurde. Vor einigen Jahren wurde ein Mann wegen Pferdediebſtahl proceſſirt und nahezu überführt, da er aber an dem Orte, wo der Proceß ſtattfand, ſehr beliebt und die Jury eine holländiſche (?) war, ſo fand man ihn nur des Todtſchlages ſchuldig, und ſtatt gehängt zu werden, wurde er bloß eingeſperrt.

Penitentiary in Spanien. Die ſpaniſche Regierung hat den bekannten Schriftſteller Ramon de la Sagra (der auch eine Reiſe durch Nordamerika herausgegeben) beauftragt, den Plan zu einem Correctionshauſe nach dem zu Philadelphia befolgten Syſteme zu entwerfen. (Echo du Monde Savant vom 12 Februar.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 27 u. 28** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Canzone, nach Silvio Pellico da Saluzzo. — George Sand, über das phantaſtiſche Drama. — Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.** (Fortſetzung.) **— Lord Maxwells Gute Nacht. Ein Vorbild Byrons.**

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 68.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 März 1840.

Die militärischen Einrichtungen der Chinesen.

(Aus dem United Service Journal. Januar 1840.)

Das Interesse, das die neueren Ereignisse in Canton erweckt haben, mag nachstehenden Bemerkungen und Nachrichten über den Charakter, die Organisation, die Stärke und die Disciplin der chinesischen Armee eine besondere Aufmerksamkeit gewinnen. Die Schwierigkeit, um nicht zu sagen, Unmöglichkeit, die in neueren Zeiten besteht, sich authentische Nachrichten über diesen Gegenstand zu verschaffen, nöthigt zur Benutzung der mannichfachen Details, welche der aufgeklärte und unermüdliche Eifer derjenigen zusammengetragen hat, welche am Ende des vorigen Jahrhunderts durch besondere Umstände in den Stand gesetzt waren, in das Innere eines Landes einzudringen, das dem Unternehmungsgeiste des neunzehnten Jahrhunderts wie ein versiegeltes Buch verschlossen war. Wenn wir die sprüchwörtliche Abneigung der chinesischen Regierung gegen jede Aenderung erwägen, so darf man keck sagen, daß der Unterschied von vergleichungsweise wenigen Jahren den Stand der Dinge, wie er am Ende des vorigen Jahrhunderts war, nicht sehr verändert haben kann.

Die oberste Leitung der ganzen chinesischen Armee liegt nächst dem Kaiser in den fünf obersten Collegien oder Kriegsmandarinen (u-kwan). 1) Dem Heu-fu, oder Nachtrab; 2) dem Tso-fu, oder linken Flügel; 3) dem Jeu-fu, oder rechten Flügel; 4) dem Tschong-fu, oder der Schlachtlinie, und 5) dem Tsien-fu, oder dem Vortrabe. Jedes dieser Collegien hat einen Präsidenten und zwei Assessoren, welche alle zum ersten und zweiten Grade des ersten Ranges gehören, und meist vornehme Personen sind, welche den Befehl über die Truppen im Palaste haben. Diese fünf Collegien bilden das oberste Tribunal, genannt Jong-tsching-fu, und sein Präsident ist eine der mächtigsten Personen im Reiche, insofern seine Gewalt sich über alle Officiere und Soldaten des Hofes und der Provinzen erstreckt.

Der Mandarin, der im Namen des Kaisers in den beiden Provinzen Quang-ton und Quan-si den Oberbefehl führt, heißt Tsong-tu. Er ist zugleich Generaleinnehmer der kaiserlichen Salzabgaben, worüber er dem Huyu, oder Controleur, zu Peking Bericht abstattet. Er hat als Wache und zu seiner Verfügung 5000 Mann mit einem Brigadier, 4 Obersten, 5 Oberstlieutenants, 10 Hauptleuten und 20 Lieutenants. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist die Stadt Tschao-quing, 20 Lieues von Quang-ton, wohin er sich bei wichtigen Veranlassungen selbst begibt. Der zweite Großbeamte ist der Fu-juen oder Vicekönig der Provinz, zugleich Generallieutenant der Polizei und Generaleinnehmer der See- und Binnenzölle. Seine Wache besteht aus 3000 Mann mit einem Brigadier, 2 Obersten, 3 Oberstlieutenants, 6 Hauptleuten und 12 Lieutenants. Sein Aufenthaltsort ist Quang-ton selbst.

Alle, welche in der Armee befördert werden wollen, müssen eine strenge Prüfung vor dem Heo-juen, dem Präsidenten aller Prüfungen, bestehen, welche zweimal in drei Jahren in Quang-ton und in jeder Stadt ersten Ranges in den Provinzen gehalten werden. Die Prüfung besteht fürs erste darin, daß die Candidaten zeigen müssen, daß sie ein Pferd zu reiten verstehen, daß sie in gestrecktem Galopp dahin jagen können, ohne abgeworfen zu werden, daß sie den Bogen, sey es in ruhigem Sitz oder in vollem Galopp, zu handhaben und das Ziel zu treffen wissen. Zweitens müssen sie zeigen, ob sie kurz und einfach, aber zusammenhängend und sachgemäß sprechen können, und zu diesem Ende wird ihnen irgend eine Frage aus der Kriegswissenschaft vorgelegt.

Im Jahre 1728 hatte der chinesische Kaiser eine stehende Armee von mehr als 600,000 Mann. Der Schreiber des Briefes, aus welchem diese Details gezogen sind, versichert indeß dem tapfern Prinzen Eugen, an den derselbe gerichtet ist, daß Se. Durchlaucht nichtsdestoweniger an der Spitze von 40 oder 50,000 Dragonern das ganze chinesische Reich erobern könnte, und er glaube mit dieser Behauptung ihm erst noch kein großes Compliment zu machen. Vor der Eroberung China's durch die Mandschus im Jahre 1643 war es nach Herbelot's und Andern ein stehender Witz bei den westlichen Tataren, daß das Wiehern eines Tatarenrosses hinreiche, die ganze chinesische Reiterei in die Flucht zu schlagen; nach demselben Schriftsteller war die chinesisch-tatarische Reiterei seiner Zeit so

Digitized by Google

ziemlich auf denſelben Stand herabgeſunken. Die Chineſen ſcheinen ſelbſt die Wahrheit der Beſchuldigung zugegeben zu haben, entſchuldigten aber ihre Feigheit mit der Behauptung, das Wiehern und Schnauben eines Tatarroſſes wäre ſo fürchterlich, daß es alle Pferde von verſchiedener Zucht in Schrecken ſetze.

Doch wir kehren zur Eintheilung der Armee zurück: Ein Mandarin mit dem Titel Yen-tao hat die Oberaufſicht über alle Pferde, die für die Remonte der Reiterei in Reſerve gehalten werden. Zu dieſem Endzweck ſind ungeheure, rings ummauerte Ställe im ganzen Lande zerſtreut. Er führt gleichfalls die Oberaufſicht über alles Getreide, das die Provinzen jedes Jahr dem Kaiſer zum Unterhalt der Truppen und für die Reſervemagazine liefern müſſen, zu welchen man in Zeiten der Theuerung ſeine Zuflucht nimmt: über dieß alles ſtattet er an den Pu-tſching-ſe, und dieſer an den Fu-juen oder Generalcontroleur Bericht ab. Ein Oberſt mit dem Titel Tſching-tſcheu hat die Aufſicht über die Wachen an den Thoren und Wällen der Hauptſtadt, und hat einen Oberſtlieutenant, zwei Capitäne und vier Lieutenants unter ſich. Ein Officier mit ähnlicher Charge hat ſeinen Sitz in jeder der bedeutenden Städte des Reichs. Alle die Mandarinen oder höhern Officiere haben ſowohl in den Städten als in den Dörfern eine Anzahl Quartiermeiſter unter ſich, die ſie nach Gefallen anſtellen und entlaſſen; dieſe halten ſtrenge Wache über alles, was vorgeht, und machen ihre Berichte mit der größten Regelmäßigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſeſkizzen aus Transkaukaſien.

Der Diſtrict Bortſchali in Somchetien.

(Fortſetzung.)

Ich danke dieſe Nachrichten dem obengenannten Anaſtaſius Chadſchiphotow, der ſie ſorgfältig niederſchrieb, und fragte ihn dann auch, was ſeine Familie beim Einbruche Aga Mohammed Khans für ein Schickſal gehabt habe. Der gute Alte ſeufzte tief, und erzählte mir Folgendes: Ich war an eine Georgierin verheurathet, und als Aga Mohammed Khan Tiflis einnahm, hatte ich zwei Töchter, Barbara von drei Jahren und Euphemie von einigen Monaten. Sie wurden mir alle entriſſen: ich fiel an Dſchawat, Khan von Ganſcha, meine Frau und meine Töchter an den perſiſchen Großen Ali Kuli Khan. Er verliebte ſich in meine Frau, und nahm ſie in ſein Harem, wo ſie ſieben Jahre bis zu ſeinem Tode lebte. Damals fand ich Gelegenheit, ſie um 1000 Rubel Silber loszukaufen. Meine Töchter, im Islam erzogen, blieben in Perſien; wo die älteſte hingekommen iſt, weiß ich nicht, von der jüngern aber habe ich kürzlich Briefe erhalten, ſie befindet ſich in dem Harem von Ali Kuli Khans Neffen." Hier ſeufzte der Alte abermals, und Thränen rollten aus ſeinen grauen Wimpern. Um den Kummer zu zerſtreuen, den die traurigen Rückerinnerungen in ihm erweckt hatten, lud ich ihn zu einem Spaziergang im Dorf ein.

Das Dorf Alwerti,*) das bei den Tataren Miſchaun (das Kupferwerk) heißt, liegt am Abhang eines Berges. Ringsumher ſind hohe, mit dunkeln Wäldern bedeckte Berge. Im Dorfe wohnt der hochbejahrte griechiſche Biſchof Joakim, zwei Geiſtliche und ein Hirrodiakon. Georgiſche Finanz- und Bergwerksbeamte haben hier Commiſſäre zum Empfang, Aufbewahrung und Verkauf des von den Minenarbeitern für den Schatz erhaltenen Kupfers. Auch iſt eine Kirche und eine Schule hier, in welche die Kinder der Minenarbeiter in der griechiſchen Sprache und in den erſten Regeln der Arithmetik unterrichtet werden.

Aus dem Dorfe Alwerti machte ich mich weiter auf den Weg. Das Wetter war ſchlecht: anfangs befeuchtete nur ein leichter Regen den Boden, und dichte Wolken hingen an den Berghöhen, aber bald wurde der Regen ſtarker und verwandelte ſich in Schnee, als wir den Berg hinanſtiegen. Die dicken Wolken wälzten ſich in der Atmoſphäre fort wie Meereswellen, und inſelngleich ragten aus ihnen die Bergſpitzen hervor: es war, als gingen wir auf dem Meere. Erſchöpft und bis auf die Knochen durchnäßt, gelangte ich am Abend bis zu dem von Armeniern bewohnten Dorfe Akori. Man wies mir mein Nachtlager an in einer ſchmutzigen Behauſung — ein beſſeres Unterkommen war nicht zu haben, — wo man vor Rauch die Augen nicht öffnen konnte.

In dem Dorfe Akori finden ſich nur zwölf Hütten. Hier ſind die Trümmer zweier Kirchen, die aus gut behauenen Steinen aufgeführt waren. Nach der Größe der einen, die noch ziemlich gut erhalten iſt, zu ſchließen, ſollte man vermuthen, daß hier einſt eine Stadt oder wenigſtens ein ſehr bedeutendes Dorf ſtand. Ich verließ Akori früh Morgens, und hoffte noch etwas ausruhen zu können in dem nahe gelegenen Dorfe Amodſchi, wo, wie man mir ſagte, ein georgiſcher Gutsbeſitzer wohnte. Der Weg war unerträglich, aber ich tröſtete mich mit dem Gedanken, daß ich für die den Tag und die Nacht hindurch ausgeſtandene Qual in einer menſchlichen Wohnung einigermaßen würde ausruhen können. Als ich nach Amodſchi kam, fand ich mich auf die unangenehmſte Weiſe entzaubert. Die Wohnung (dorbas) des georgiſchen Batoko war noch ſchlechter als diejenige, worin ich die Nacht zu Akori zugebracht hatte. Nachdem ich hier die Ruinen einer Kirche von unbedeutender Größe in Augenſchein genommen hatte, ging ich weiter.

Von Amodſchi an ändert ſich das Terrain. Statt der Bergengen erſcheint ein abſchüſſiges Thal längs dem linken Ufer der Debeda, welche zwiſchen tief eingeſchnittenen Ufern hinſtrömt. Als ich das Dorf Uſunlar erreicht hatte, beſchloß ich, etwas auszuruhen. Hier wohnen 70 armeniſche Familien, und es iſt auch ein altes, jetzt unbewohntes armeniſches Kloſter daſelbſt. Es iſt ziemlich groß, und aus rohen, ſchlecht behauenen Steinen aufgeführt. Um die Kirche her läuft eine bedeckte, ſteinerne Galerie mit Bogengewölben. Neben der Kirche ſtehen zwei abgeſonderte, hohe Bogengewölbe, die wahrſcheinlich

*) Außer Alwerti ſind noch fünf kleine Dörfer in der Umgegend, namentlich Jagban, Kogos und Bobiag, wo griechiſche Minenarbeiter wohnen.

Digitized by Google

als Kirchthürme dienten, und durch viereckige steinerne Säulen gestützt sind. An diesen mit einer Bronzefarbe angestrichenen Säulen sind Heiligenbilder angemalt. — Es war Mittag. Das schlechte Wetter endigte mit dem Gebirgswege, wurde schön, und ich beschloß, weiter zu gehen. Der Weg führte am Ufer der Debeda in einem vortrefflich angebauten Thale fort. Der Boden bestand aus einer schwarzen Dammerde von mehr als einer halben Arschin Dicke. Die Bewohner der umliegenden Dörfer säen hier Weizen und Gerste, und werden für ihre Mühe überreichlich belohnt. Den Weizen und die Gerste, die nach Abzug des eigenen Bedarfs und der Abgaben an den Staat oder an den Gutsherrn noch übrig bleiben, bringen sie auf den Markt nach Tiflis, noch öfter aber verkaufen sie solche an Ort und Stelle an die Lieferanten der Truppen. Die Bewohner des Thals von Ufunlar sind ohne Vergleich wohlhabender als die der Gebirgsdistricte, und diesen Wohlstand danken sie allein ihrem Boden.

Einige Werste von Ufunlar sah ich die Trümmer einer armenischen Kirche; sie liegen hart an dem Ende des hohen Ufers der Debeda und gleich daneben eine kleine, steinerne Kirche, die noch gut erhalten ist. Die Kuppel der Kirche ruht auf steinernen Säulen. In den Felsen sieht man die Spuren von Höhlen, und rings umher am Abhang des Ufers einige Trümmer, wahrscheinlich von Cellen. Die Einwohner des Dorfes Ufunlar achten diese Kirche sehr hoch, und sagen, sie sey gegründet zur Ehre eines Theilchens des heilbringenden Kreuzes, das eine Nonne auf dem Berge Warak in Großarmenien hinterlassen habe. In der Mitte Octobers feiern sie in dieser Kirche ein Fest, und vor demselben beobachten sie ein fünftägiges Fasten. Etwas weiter weg von den Trümmern der an der Debeda liegenden Kirche sah ich mitten unter großen, von Rauch geschwärzten Steinen einen Quaderstein mit einem eingehauenen Kreuze. Auch dieß ist ein Gegenstand der Verehrung und der Opfergaben für die Umwohner, denn ich fand hier eine kleine Thonschale voll Weihrauch und einige Stümpfchen Wachslichter.

Von hier setzte ich meinen Weg noch eine Zeit lang im Thale fort, wandte mich dann westwärts und erreichte das Dorf Ardewi, das am Fuße eines unbedeutenden Hügels liegt. Ardwi besteht aus 7 armenischen Hütten, und kann nach den Trümmern dreier kleinen Kirchen zu schließen, die innerhalb des Dorfs, und einer noch erhaltenen, die einige Schritte davon entfernt steht, nie bedeutend gewesen seyn. Die letztere Kirche von ziemlicher Größe und guter Bauart ist aus dunkelgrauem Basalt aufgeführt. In derselben zeigte man mir einen roh behauenen Stein, unter dem nach der Sage der Einwohner die Gebeine des heiligen Wartabet Owanes ruhen. Rund um die Kirche her sieht man einige völlig zerstörte Gebäude und eine Menge Grabsteine. Zwei von diesen zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Auf dem einen ist eine roh ausgehauene menschliche Figur mit kreuzweis auf der Brust gefalteten Händen, unterhalb deren ein Schwert abgebildet ist; auf dem andern ist gleichfalls eine menschliche Figur abgebildet, nebst einem Pferd, einem Schwert und andern Attributen eines Kriegers. Inschriften sah man keine. Wessen Stand unter diesen Grabsteinen ruhe, konnte ich nicht erfahren. Interessant wäre es, diese, so wie manche ähnliche Gräber aufzugraben. Vielleicht fände man hier Dinge, welche manchen dunkeln Punkt in der georgischen Geschichte erklären könnten.

In der Nähe von Ardewi wurde vor kurzem eine Silberader gefunden. Bei näherer Nachforschung zeigte sich, daß die Gangart, in welcher sie vorkommt, aus einer Art Thonsandstein besteht, der an den dunkelgrauen Basalt stößt, aus dem die umliegenden Lager bestehen, und hie und da mit Kalkstöcken durchsetzt ist. Die Adern sind im Sandstein in sehr kleinen Nestern und abgesonderten runden Brocken enthalten. Die Ader mit dem Erze läuft 40 Klafter weit fort, ist aber an vielen Stellen durch einen verhärteten Breccienartigen Thon unterbrochen. Die Dicke der Ader beträgt nicht über 2 Werschok. Aus 50 Pud Erz hat man bei einer Probe erhalten 5 Pud 23 Pf. 24 Solotnik Blei, und aus 5 Pfund Blei wurden drei Viertel Solotnik Silber ausgeschieden. Diese Adern sind noch nicht bearbeitet.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Schomburgks dritte Reise in das Innere von Guayana.

In der geographischen Gesellschaft vom 27 Januar wurde ein Bericht vorgelesen über Schomburgks dritte Reise in das Innere von Guayana in den Jahren 1838 und 1839.

Im September 1837 ging er von George Town, in Demerara ab, untersuchte den Fluß Essequibo bis zu einer seiner Quellen unter 0° 41′ N. B., und überschritt den Aequator in der Parallele des 0° 15. S. B.; von dort begab er sich wieder nach Pirara, überschritt die brasilische Gränze und ging auf dem Rio Branco hinab, um die Kette der Karuma-Berge auf seinem östlichen Ufer zu untersuchen. Als er zurückgekommen war, brachte er die Regenzeit von 1838 in Fort San Joaquim zu, wo er vom Commandanten Don Pedro Ayres jede Unterstützung erhielt. „Am 20 September 1838, erzählt Hr. Schomburg, verließen wir das Fort, und fuhren die Flüsse Takutu und Mahu in nordöstlicher Richtung hinauf ungefähr 80 Meilen weit bis nach Pirara, einem Macusi-Dorf am südlichen Ufer des Sees Amuku, von wo wir nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen am 8 October unsere Reise nach dem weitberühmten Berg Roraima, dem Wunder des Landes, fortsetzten. Wir durchschnitten in nördlicher Richtung die Savannah, gingen über den Mahu, und kamen in ein Gebirgsland, durch welches wir ungefähr 100 Meilen weit in westnordwestlicher Richtung zogen, über zahlreiche Ströme, und auch, unter dem 4° 11′ N. B., über den breiten Fluß Cotinga setzten, der hier immer noch 90 Yards breit gegen 7 Fuß tief war und in südsüdöstlicher Richtung floß. Fast 20 Meilen weiter gegen Westen maß ich den höchsten Punkt der Maiarí-Gebirge, der sich 2820 Fuß über die Savannah oder 5400 Fuß über das Meer erhebt. Unser Weg wandte sich jetzt fast ganz nach Norden, und nachdem wir 90 Meilen in dieser Richtung gereist und nach und nach durch ein sehr felsiges und schwieriges Land aufgestiegen waren, das von den Arecuna-Indianern bewohnt wird, erreichten wir am 27 October den Fuß der Kette der Sandsteingebirge, von denen Ro-

Digitized by Google

raima das höchste ist, und nahmen unsere Wohnung in der indianischen Ansiedlung von Arawayam. Diese merkwürdige Gebirgsgruppe erstreckt sich 25 Meilen weit von Nordwesten nach Südosten, und steigt zu einer Höhe von 5000 Fuß über die Ebene auf, von der ich es mah, aber 7500 Fuß über das Meer; die obersten, 1500 Fuß, steigen fast mauerähnlich in die Höhe, und geben ein Bild, wie ich es nirgends anderswo gesehen. An diesen Bergen herab stürzen zahlreiche Wasserfälle, die weiterhin Nebenflüsse der drei großen Ströme der nördlichen Hälfte von Südamerika, des Amazon-, Orinoco- und Essequibo-Stromes, bilden. Wegen ihrer großen Höhe sind die Berge gewöhnlich mit Wolken bedeckt; doch hatte ich am 5 November, eine Stunde vor und nach Sonnenaufgang, eine herrliche Ansicht dieser malerischen, schönen Gruppe, die jede andere übertrifft, welche man in der Gegend von Guayana antreffen kann. Am Fuße dieser Berge fand ich unter andern schönen Pflanzen eine Utricularia, eine Sarracenia, ein Cypripedium und eine Cleistes mit dunkelrother Blüthe und purpurnem Stängel. Koraima liegt unter 5° 10′ N. B. und 60° 49′ W. L. v. Gr. Wir gingen darauf südlich zurück, blieben dann 20 Meilen weiter in derselben Richtung und traten aus der Gebirgskette heraus, überschritten den Kurruma, gingen über die Savannah bis zum Maruwa, der nach Südosten fließt, setzten auch über ihn und ritten noch 60 Meilen weiter südwestlich. Zwölf Meilen von dem Orte, wo wir über den Maruwa setzten, sind an den Ufern dieses Flusses merkwürdige Mauern, die aus Granitblöcken zur Höhe von 200 Fuß auf einander gethürmt sind, auf denen hieroglyphische Figuren, ähnlich denen, die ich schon am Essequibo und Corentin gefunden, und deren Spuren man in diesem Theile von Südamerika in östlicher und westlicher Richtung wohl 600 Meilen weit verfolgen kann. Am 4 December erreichten wir den Fluß Parima, der unter 61° 45′ W. L. von Westen herfließt, schifften uns alle auf zwei Curials ein und begannen die schwierige Bergfahrt, aufgehalten durch eine Reihe von Schnellen, so daß wir nur wenige Meilen täglich zurücklegten. Der Fluß ist hier mehr als 500 Yards breit. Zehn Meilen nördlich von dem Punkte unserer Einschiffung erhebt sich eine Gruppe malerischer Berge 3000 Fuß über die Savannah. Dreißig Meilen weiter kamen wir nach Parumami oder dem großen Wasserfall des Parima, der hier, auf 50 Yards zusammengedrängt, sich über eine 45 Fuß hohe Gebirgskante in ein nur 10 Yards breites Becken stürzte, von wo der Strom zur Zeit, als wir ihn sahen, wieder über eine 25 Fuß hohe Felsenwand hinabfiel und so einen Fall von 70 Fuß machte.

Das war, wie man sich denken kann, eine unübersteigliche Schranke für unsere Schifffahrt, und wir mußten daher unsere Curials ausladen, sie und unser Gepäck über 350 Fuß hohe Berge hinwegtragen und die Boote dann ins Wasser lassen. Auch jetzt wurde unsere Fahrt durch Schnellen sehr erschwert. Sechzig Meilen weiter in westlicher Richtung wandte sich der Lauf nach Nordwest und brachte uns in eine gebirgigere Gegend. Hier, unter 63° 20′ W. L., setzen alle Karten die Quelle des Parima, der aber noch ein hübscher Strom von 290 Yards Breite ist. Kurz darauf verließen wir ihn, als er sich südwestlich wandte, fuhren den Arienta ungefähr 20 Meilen weit aufwärts, ließen unsere Curials zurück, um einige Berge zu übersteigen, die diesen Strom vom Meriwari trennen, schifften uns auf demselben am 1 Jan. 1839 ein und setzten unsere Reise nach Norden fort. Unsere Lebensmittel am Neujahrstage bestanden aus der Kohlpalme und Wasser; unser Brod war völlig verzehrt und Wildpret konnten wir uns wenig oder keines verschaffen; um das Uebel noch zu vergrößern, wurde ich von einem Gallenfieber befallen, das mich mehrere Tage lang bettlägerig machte. Als wir den Fluß zu Thal fuhren, kamen wir zu dem Indianerstamm der Guinau, der eine ganz andere Sprache spricht, als alle, die wir bisher getroffen. Am 15 Januar verließen wir den Meriwari für einen westlichen Nebenstrom, fuhren diesen aufwärts bis zu seiner Quelle in den Sarisarinima-Gebirgen, einer gut bewaldeten Sandsteinkette, die sich von Ost nach West fast parallel mit 4° 30′ N. B. hält, und ziemlich eine Höhe von 4000 Fuß über der Ebene erreicht. Von diesem Punkte wandten wir uns südsüdwestlich, setzten wieder über den Meriwari (der hier fast einen Cirkel von 50 Meilen Durchmesser beschreibt), und gingen über ein Gebirgsland, das die Mayong-, Kong- und Mau-Indianer bewohnen. Den ermüdenden Weg kann ich kaum beschreiben. Kaum hatten wir einen Berg erstiegen, als ein anderer vor uns aufstieg, und da wir schwere Lasten trugen und unsere Lebensmittel fast auf einer Strecke von 100 Meilen gering waren, so kann man sich eine Idee von unsern Leiden machen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Beispiel von Heirathsagentschaft. In Frankreich macht bekanntlich der Proceß einer jungen Frau aus einer Pariser Bankiersfamilie, welche ihren Mann vergiftet haben soll, großes Aufsehen. Es sind dabei zwei schlimme Thatsachen an den Tag gekommen, nicht nur hat man der jungen Frau einen famösen Diamantendiebstahl so gut wie bewiesen, sondern bei der gerichtlichen Untersuchung des Hauses fand sich auch ein Empfangschein von 4000 Fr., welcher von einem Menschen Namens Williaume unterzeichnet war. Dieser Williaume hält eine der in Paris nicht seltenen Heirathsagentschaften, und auch diese unselige Ehe war sein Werk gewesen, wofür er die Summe von 4000 Fr. erhielt. — Das Journal du Commerce erzählt auch den Fall einer reichen und vornehmen Dame aus dem Faubourg St. Germain, deren Gemahl plötzlich verhaftet wurde, weil er — ein ehemaliger Galerensklave war, der den ihm angewiesenen Ort verlassen hatte. Diese Heirath soll auf ähnliche Weise gestiftet worden seyn.

•

Heiße Quellen in Centralamerika. Montgomery erzählt in seiner Reise nach Guatimala, daß sich in der Nähe der Stadt Aguachapa heiße Quellen finden, welche an die Geysers in Island mahnen. Sie befinden sich auf einer dürren Ebene, und nehmen einen bedeutenden Raum ein. Einer der Teiche hat etwa 100 Yards im Umfange; das Wasser ist darin ungemein trübe, von lichtbrauner Farbe, kocht furchtbar, und steigt in Blasen drei bis vier Fuß hoch auf. Der Dampf erhebt sich in einer dichten, weißen Wolke, und verbreitet sich weit umher. Die Hitze des Bodens ist fast unerträglich. An den Rändern der Teiche setzt sich durch das Kochen des Wassers ein sehr feiner Thon von den verschiedensten Farben ab.

•

Alterthümer im Isère-Departement. In der Ebene südlich von der Stadt Vienne stieß man kürzlich in einem vor noch nicht länger Zeit mit Reben bepflanzten Felde beim Umgraben auf eine ungeheure Masse römischer Häuser. Bis jetzt ist noch nicht tief gegraben worden, doch fand man außer Säulenresten u. dgl. auch schon ein schönes Mosaik. Es scheint, es habe hier ein bedeutender Theil des alten Vienne gestanden. (Voleur vom 25 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 69.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 März 1840.

Reiseskizzen aus Transkaukasien.

Der District Bortschali in Somchetien.

(Schluß.)

Aus Ardewi führt der Weg in demselben Thale fort, aber dieß geht mit dem Dorfe Zardyr zu Ende und es beginnen von neuem die Berge. Ich hielt in Zardyr an. In diesem Dorfe sind nur sieben armenische Häuschen, die Bewohner derselben äußerst arm und die Wohnungen unerträglich ekelhaft. Am Morgen machte ich mich trotz des Regens und des dicken Nebels auf den Weg. Jenseits des Dorfs muß man einen steilen, hohen Berg auf einem schmalen, mit Steinen bedeckten Pfade hinabsteigen. Zu Pferde den Weg zu machen, war unmöglich, ich mußte zu Fuß gehen. Das Hinabsteigen war so gefährlich und beschwerlich, daß wir 4 Stunden brauchten, bis wir am Fuße des Berges anlangten. Hier in einem tiefen Abgrund fließt die Debeda; wir setzten auf einer Brücke hinüber, die mit exemplarischer Nachlässigkeit gebaut war: von einem Ufer nach dem andern sind Balken hinüber gelegt, und auf diese hie und da ein Scheit Holz hingeworfen. Wir fanden hier zwei Armenier, die mit ihren Pferden auf dieser Brücke eingesunken waren, und ohne unsere Hülfe in den Abgrund hätten stürzen können. Solche Unfälle sind nicht selten, aber die Einwohner wollen keine dauerhafte Brücke herstellen; die Materialien sind alle bei der Hand, aber die Menschen sind zu faul.

Nachdem wir über die Brücke, so zu sagen, auf das andere Ufer gekrochen waren, fingen wir abermals an, auf einem schmalen Pfad einen hohen, „Sury Grikor" genannten, Berg hinaufzusteigen; doch war das Hinaufsteigen nicht so gefährlich, als das Hinabsteigen. Auf der Höhe des Berges in einem dicken Walde erblickte ich Trümmer, und trotz des mühsamen Weges arbeitete ich mich bis zu ihnen durch. Dieß waren drei halbzerstörte große Kirchen, so nahe aneinander aufgebaut, daß sie nur Ein Gebäude zu bilden schienen. So viel ich aus den Trümmern schließen konnte, war die Bauart ausgezeichnet, und ich habe weder früher noch später jenseits des Kaukasus etwas Aehnliches gefunden. Sie waren aus rosenfarbigen, vortrefflich behauenen Steinen aufgeführt, und der mittlere Raum war mit Kies und Kalk ausgefüllt, ein Verfahren, das bei Bauten aus Backsteinen noch jetzt jenseits des Kaukasus gewöhnlich ist. Die äußern Mauern sind mit Karnießen geziert; an einer Stelle über einem Fenster ist ein zweiköpfiger Adler abgebildet, mit einem Lamm in den Krallen; auf der gegenüberstehenden Mauer ist eine armenische Inschrift ausgehauen; mein Dolmetscher, obgleich, wie schon oben bemerkt, ein sehr schlechter Literat, erklärte mir, die Inschrift besage, daß die Kirche im J. 495 nach armenischer Zeitrechnung (1031 n. Ch.) unter der Regierung der Familie der Mamigonen, eines Zweiges der Bagratiden, erbaut worden sey. Unterhalb der Inschrift befindet sich eine Sonnenuhr mit armenischer Inschrift. Innerhalb dieser Kirche, welche nordwärts an die mittlere stößt, finden sich zwei Bogen, welche auf Säulen von dorischer Ordnung sich stützen. Die mittlere Kirche ist größer, als die beiden Seitenkirchen, die nördlich und südlich daran stoßen. Die in derselben ausgehauene Inschrift besagt, daß sie im Jahre 494 nach armenischer Zeitrechnung von Wates Aslambeg, dem Sohne Marupans, erbaut wurde. Dieser Wates liegt hier begraben, nach einer Inschrift an der Mauer in der Nähe eines Grabsteines, an welchem ich ein kleines, rohes Bild eines Menschen aus einem Stück Eisenblech fand; vor demselben lagen Weihrauch und Kerzen. Innerhalb des Tempels sind gleichfalls zwei Bogen, die von Säulen korinthischer Ordnung gestützt sind. Diese, so wie die oben angeführten Säulen, sind aus Einem Stück von rosenrother Farbe, 4½ Arschinen hoch und 3 Arschinen dick. Die Kirche an der Südseite ist weit kleiner und minder prächtig, sie hat weder Bogen, noch Säulen. Hier fand ich einen Grabstein, auf dem ein rohes Bild einer Kirche ausgehauen ist, und daneben steht ein Mann mit einem kleinen Hammer. Innen und außen an den Mauern aller drei Kirchen sind eine Menge Inschriften in armenischer Sprache eingehauen.

Die obern Theile dieser Kirchen sind völlig zerstört, und im Innern sind einige mächtige Bäume emporgewachsen; dieß mag das hohe Alter derselben beweisen. Die Bewohner der Umgegend feiern hier den Tag der Verklärung des Herrn

Digitized by Google

(wartawar auf armenisch, von wari, Rose und war, Verzierung), indem sie Blumen, Früchte und Thiere zum Opfer bringen. Ein Theil der Opfer gehört dem Geistlichen, der die Gebete liest, der Ueberrest wird an die Armen verschenkt und von den Wallfahrern selbst verzehrt. Einige Schritte von diesen prächtigen Trümmern steht eine kleine, nur zwei Arschinen hohe Kirche, die von einigen Arbeitern zum Danke für ihre wunderbare Rettung von einer giftigen Schlange erbaut worden seyn soll. — Etwas höher hinauf sind gleichfalls Trümmer einer wiederum aus dem oben erwähnten rosenfarbigen Stein erbauten Kirche. Als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, stiegen wir in ein Thal hinab, das auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Dieß Thal bildet einen Halbkreis, der etwa 5 Werste im Umfang hat. Es ist gut angebaut, denn sein Boden besteht aus Dammerde, doch sah ich hie und da auch grünlichen Thon. Holz wächst hier im Ueberfluß Zum Nachtlager kam ich in das Dorf Disich, welches 2 Werste von den oben erwähnten Ruinen liegt. Disich ist von Armeniern bewohnt, hat vierzig Häuser, und seine Einwohner beschäftigen sich mit dem Anbau von Korn und Tabak. In Disich ist eine kleine, aus behauenem Basalt gebaute Kirche; auf der äußern Mauer sieht man eine Abbildung des zweiköpfigen Adlers, der in seinen Krallen ein Lamm, eine Dscheiran (kaukasische Ziege) und Sonnenstrahlen hält. Die innere Verzierung ist ausnehmend einfach. Von Disich machte ich zu Pferde einen Ausflug, um die benachbarten Dörfer Marz und Karnitsch z besuchen: das erstere hat zwanzig, das letztere zwei armenische Häuser, und diese wurden im Jahre 1826 von den Persern verheert. Zu dem vorhergehenden Unglück kam auch noch, daß in Karnitsch die Pest sich zeigte. In der Nähe von Marz ist ein Berg, Wank-Karang genannt, aus dem man den rosenfarbigen Stein bricht, der zur Erbauung der oben beschriebenen Kirchen verwendet wurde.

Da das Dorf Disich hart an der Gränze des Districts Bortschali liegt, so mußte ich, um diesen noch näher in Augenschein zu nehmen, wieder umkehren; ich ging darum abermals den Berg hinab, und als ich auf einer schlechten Brücke über die Debeda gesetzt, beschloß ich auf einem schmalen Pfade am Ufer dieses Flusses fortzugehen, ohne abermals den steilen Berg hinanzusteigen, auf dessen Höhe das Dorf Zardor liegt. Als ich etwas weiter gegangen, erblickte ich an dem Berge eine Höhle, und in der Nähe derselben einen Steinhaufen, wahrscheinlich die Trümmer einer alten Kirche. Eine halbe Werst von diesen Trümmern blickte im dichten Walde, welcher die das Ufer der Debeda begleitenden Berge bedeckte, die Kuppel einer Kirche hervor, und ich beschloß, sie in Augenschein zu nehmen; aber es führte kein Weg dahin, und ich wußte eine Zeit lang nicht, wie ich es machen sollte. Da ich aber einmal beschlossen hatte, es koste was es wolle, bis zur Kirche vorzudringen, so ersann ich ein Mittel: die mich begleitenden Armenier, welche scharfe Eisen an den Stiefeln hatten, konnten leicht den Berg hinauf klettern, ich band mir einen Strick um den Leib, ließ mich durch die Armenier hinauf ziehen und mit großer Mühe gelangte ich zum Ziel. Auf der von Wald umgebenen Felsenhöhe sah ich einen Tempel von bedeutender Größe, der aus gut behauenem Trapp aufgeführt und vortrefflich erhalten war. Ins Innere führt eine Galerie von drei auf Säulen ruhenden Bogen. Die Karnieße der Säulen haben verschiedene, einander durchaus nicht gleichende Formen, und man sieht hier alle Ordnungen. Die Mauern der Vorhalle sind mit Abbildungen von Heiligen al fresco geziert. Ueber der Thüre ist eine Inschrift in georgischer Sprache, in den biblischen Initiallettern ausgehauen. Das Innere des Tempels ist durch die Feuchtigkeit ganz geschwärzt, und man sieht durchaus keine Spur von Malerei. Die Karnieße der Fenster und Thüren sind mit kleiner Bildhauerarbeit hübsch verziert. Neben dieser Kirche findet sich eine zweite kleinere, und diesen beiden gegenüber ein Glockenthurm, dessen Erdgeschoß gleichfalls eine Kirche umfaßt. Die Kuppel des Glockenthurms ruht auf acht Säulen dorischer Ordnung. Auch hier ist eine Inschrift in georgischer Sprache. Der bei mir befindliche georgische Fürst erklärte mir, diese Kirche und der Glockenthurm seyen im Jahre 899 n. Chr. Geburt erbaut. Hinter dem Glockenthurm auf einem zweiten kleinen Steinhügel finden sich die Trümmer zweier kleinen Kirchen. Es ist bemerkenswerth, daß der obere Theil einer dieser Kirchen völlig zerstört ist durch Steine, die von der Höhe des Berges herabfielen, so daß weder Dach noch Gewölbe mehr vorhanden, und nur die Ringmauer erhalten ist, die ganz aus behauenen Steinen besteht, von denen jeder eine halbe Arschine lang und 5 Werschok hoch ist; diese Steine sind nicht durch ein Cement verbunden, sondern nur außen mit Kalk bestrichen. In der Umgebung der Kirche scheint nie ein Dorf gewesen zu seyn, da auf einer so steilen Höhe, außer Einsiedlern, wohl Niemand Lust haben konnte, zu wohnen. Es ist unbegreiflich, auf welche Weise die Materialien zum Baue hingeschafft wurden, denn der Weg ist kaum für Menschen gangbar. Die häufigen Einfalle räuberischer Nachbarn in Georgien scheinen die Ursache gewesen zu seyn, weßhalb Kirchen und Klöster an den unzugänglichsten Stellen aufgeführt wurden. Diese Kirche war die einzige, die ich in den somchetischen Bergen mit georgischer Inschrift fand. Die Stellung des Altars darin beweist, daß sie Anhangern der griechischen Kirche gehörte. Das Daseyn derselben läßt vermuthen, daß in diesem Theile Somcheticns einst Georgier wohnten. Jetzt finden sich gar keine darin, ja im ganzen Kreise Bortschali wohnen nur etwa 1400, und diese haben sich größtentheils erst unter russischer Herrschaft hieher übergesiedelt. Als wir den Berg hinabgestiegen waren, setzten wir unsern Weg am Ufer der Debeda fort. In einiger Entfernung sah ich abermals Trümmer einer Kirche auf dem Gipfel eines hohen Berges, konnte sie aber nicht in Augenschein nehmen, da die Sonne bereits fast untergegangen und der Weg äußerst mühsam war; überdieß versprachen sie auch wegen ihrer geringen Größe wenig Merkwürdiges. Spät Abends kam ich wieder nach Alwerti.

Digitized by Google

Die militärischen Einrichtungen der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die hier aufgeführten militärischen Einrichtungen beziehen sich im Grunde ausschließlich auf die rein chinesischen Behörden, wie sie trotz der Tatareneroberung fortwährend bestanden, und wir kommen nun zu den tatarischen Militärstellen, welche gleichsam der chinesischen Macht incorporirt wurden.

Der vornehmste dieser Tatarenofficiere ist der Obergeneral oder Tsiang-kiun: er hat 5000 Mann zu seiner Verfügung, nämlich 2000 Tataren und 3000 Chinesen, die zu ihren respectiven Bannern oder Fahnen, acht an der Zahl, gehören, denn sämmtliche Tataren sind unter acht Bannern eingereiht: die vier ersten führen die einfachen Farben, gelb, blau, roth und weiß, die andern vier sind mit einer oder der andern dieser Farben eingefaßt.

Der zweite Befehlshaber ist der Tu-tong oder Generallieutenant: von diesen Officieren sind zwei in der Hauptstadt, nämlich einer vom rechten und einer vom linken Flügel, wobei zu bemerken, daß bei den Tataren der linke Flügel der Ehrenposten ist. Jeder von ihnen hat tausend Eliten unter seinem Befehl. In den meisten andern Provinzen hat der Tsiang-kiun vier General-Lieutenants, einen für den Vortrab, den zweiten für den linken, den dritten für den rechten Flügel, den vierten für den Nachtrab, mit einer angemessenen Vermehrung der Truppenzahl.

Der dritte Officier dem Range nach ist der Ke-tschan, Feldmeister oder Oberst; deren gibt es acht, vier vom linken und vier vom rechten Flügel. Der vierte ist der Tsang-ling, oder Oberstlieutenant der Reiterei; auch von diesem Range gibt es acht, vier für den linken und eben so viel für den rechten Flügel. Der fünfte Grad ist der eines Capitäns der Reiterei, oder Fang-ju; von diesen gibt es zwanzig für den rechten und zwanzig für den linken Flügel. Die Schwadron besteht aus 50 Mann, jeder Fang-ju führt deren fünf: dieß macht 2000 Mann in Allem, ohne die Officiere. Der sechste Rang ist der eines Hiao-ki-hiao, oder Lieutenants der Cavallerie; ihre Zahl ist dieselbe, wie die der Capitäns, und sie sind auch auf gleiche Weise vertheilt. Diese Officiere oder Kriegsmandarine tragen stets das besondere Zeichen ihrer Würde. Jeder Compagnie sind übrigens fünf Decurionen oder Cornets, Namens Pe-tsche-ku beigegeben, von denen jeder eine aus zehn Mann bestehende Rotte führt. Sie tragen auf ihrem Rücken eine kleine Fahne oder Standarte, und beziehen doppelten Sold.

Der chinesische Generallieutenant, dessen Commando neben dem der Tataren besteht, ist stets in der Schlachtlinie gegenwärtig, und heißt Tschong-kiun. Er hat 3000 Mann unter seinem Befehl, fast lauter Infanterie, theils Bogenschützen, theils Musquetiere; sie sind in drei Regimenter getheilt, deren Obersten Jen-kie heißen, und jeder drei Oberstlieutenants oder Tschen-poei, und diese wieder zwei Capitäns, Tsien-tsong, und jeder Capitän zwei Pa-tsong oder Lieutenants haben.

Der Oberbefehlshaber der chinesischen Miliz heißt Ti-tu, und hat den Oberbefehl der in jeder Provinz ausgehobenen Truppen. Der Titu von Quang-ton hat seinen Sitz nicht in der Hauptstadt, wo der Tatarengeneral sein Hauptquartier hat, sondern zu Hoei-tschen, einer Stadt ersten Rangs, näher an der Seeküste und in der Provinz Fo-kien. Er hat 5000 Mann, nämlich 1000 Reiter und 4000 Mann Infanterie unter seinem Befehl, 5 Obersten, wovon einer den Rang als Brigadegeneral hat, 5 Oberstlieutenants, 10 Capitäns und 20 Lieutenants. Der zweite ist der Tsang-ping oder Generallieutenant; er befehligt 3000 Mann, die unter 3 Obersten vertheilt sind, welche wie die obigen ihre Subalternofficiere haben. In jeder Provinz sind ihrer sechs. Der dritte hat den Rang als Feldmarschall oder Fu-tsiang; ihrer sind zwölf. Der vierte Rang ist der eines Tsang-tsian oder Brigadegenerals; ihrer sind ebenfalls zwölf. Der fünfte Rang ist der eines Obersten Jen-kie; sein Regiment besteht aus 1000 Mann, nämlich 200 Reitern und 800 Mann zu Fuß. Der sechste Rang ist der eines Tschen-poei oder Obristlieutenants; er folgt seinem Oberst unmittelbar an der Spitze seiner 1000 Mann, die er an dem Orte seines Aufenthalts commandirt, der Oberst mag gegenwärtig seyn oder nicht. Der siebente ist der Tsing-tsong oder Capitän einer Compagnie von 500 Mann, wovon ein Fünftel Reiter und der übrige Theil Infanterie sind; jeder Capitän hat zwei Lieutenants unter sich. Der achte ist der Pa-tsong oder Lieutenant.

Die Chinesen haben keine Fähndriche, und die Fahnen werden von gemeinen Soldaten getragen, die man wegen ihrer Stärke und robusten Statur unter den übrigen auswählt. Zu den obigen kann man noch die niederern Officiere, Namens Pe-tsong, oder Anführer von 100 Mann zählen, welche doppelten Sold erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Entdeckung von Alterthümern in Guatimala.

Man findet in diesem Lande so häufig Spuren alter Bevölkerungen, daß jede Nachforschung zu interessanten Entdeckungen führen muß. Als Hr. Friedrichsthal die Provinz Thonsales(?), nordwestlich vom See Nicaragua, durchreiste, traf er zahlreiche Spuren zerstörter Städte an; ihre umgestürzten Götzenbilder ragten aus dem Boden hervor. Die ungeheuren Begräbnißplätze der Insel Ometopé könnten den Glauben erregen, daß die benachbarten Städte diesen Ort erwählt hätten, ihre Todten zu begraben. Die Gräber sind nicht, wie bei den Kalpuls der heutigen Indianer, getrennt und von einem Kreis von Steinen umgeben, sondern man findet sie unregelmäßig in der Ebene zerstreut, in einer Tiefe von 8 Fuß. Da findet man Urnen von gebranntem Thon, mit Erde und sehr verwitterten Gebeinen gefüllt. Außer diesen Urnen findet man auch noch Vasen aus demselben Stoff, mit rohen Gemälden und Charakteren bedeckt, so wie steinerne Pfeilspitzen, kleine Götzenbilder und Zierrathen in rohem Golde. Diese Einzelheiten hat Hr. Friedrichsthal in einem Briefe an Hrn. Jomard niedergelegt, dem er mehrere Skizzen von den Götzenbildern, so wie der mit Bildhauerarbeit bedeckten Felsen beigefügt hat, die sich in der Nähe des Flusses Mapales,

Digitized by Google

auf der Insel Ometeps, im See Asesotka und bei dem See Massaya befinden. (Echo du Monde Savant vom 19 Februar.)

Chronik der Reisen.

Schomburgks dritte Reise in das Innere von Guiana.

(Schluß.)

Am 31 Januar traten wir in das Thal des Orinoco, alle Ströme, die wir überschritten, fließen nach Süden diesem Strome zu; die Parallele von 3° 30′ N. B. ist in dieser Gegend die Scheidelinie der Gewässer. Ich hatte jetzt alle Hoffnung, einen meiner Hauptplane dieser Reise zu erreichen, nämlich die Quellen des Orinoco zu finden. Als wir aber an ein indianisches Dorf am folgenden Tage ankamen, fanden wir, daß die Kirishanas, die diesen Theil des Landes bewohnten, im Kriege mit den Mayong Kong waren, und vergeblich bot ich jede erdenkliche Ueberredung auf, sie zu bewegen, mich zu begleiten; sie ließen mir kein Ohr, und ich mußte mich mit Widerstreben nördlich wenden, um meine Reise nach Esmeralda fortzusetzen. Doch ist es mir gelungen, die Lage der Quellen ohne einen wesentlichen Irrthum festzusetzen, da alle Indianer in der Versicherung übereinstimmten, sie seyen am Fuße einiger Berge, die sie mir genau zeigten und die nur 15 Meilen entfernt lagen. Es ist bemerkenswerth, daß die Kirishanas demselben Stamm anzugehören scheinen, dessen Feindseligkeit Baron Humboldt verhinderte, im Jahre 1800 die Quellen dieses Flusses zu erreichen. Als wir unsern Weg nach Norden bis zur Parallele des 4° N. B. zurückgegangen waren, wandten wir uns gerade nach Westen, setzten in einer gebirgigen Gegend über viele Flüsse, und erreichten die Ufer des Paranm, eines nördlichen Nebenflusses des Orinoco. Im Laufe dieser letzten 50 Meilen überstiegen wir das hohe Tafelgebirge Warime, das, aus quarzhaltigem Syenit bestehend, sich 3000 Fuß über das Thal erhebt und eine Menge schöner Pflanzen hat, wie: Orchideen, eine Tillandsia, eine herrliche Utricularia und ganze Wäldchen von Manicola-Palmen. Als wir von dieser Ebene herabstiegen, hörten wir in einer kurzen Entfernung von unserem Wege das eigenthümliche Zwitschern des schönen Vogels, den man unter dem Namen Berghahn (Rock Manakin — Rupicola elegans) kennt, und als wir uns vorsichtig näherten, sahen wir auf einem Erdhaufen gegen zwölf dieser Vögel hin- und herschreiten, und in dem Licht der Morgensonne ihr schönes orangefarbiges Gefieder entfalten. Wir fuhren den Paranm hinab, den wir voll Schnellen fanden, und daher stets genöthigt waren, unsere Canots zu entladen; endlich kamen wir am 21 Februar in den langersehnten Orinoco und fuhren seinen Strom hinab, der hier mehr als 500 Yards breit ist. Am folgenden Morgen brachen wir bei Tagesanbruch auf, in voller Erwartung, Esmeralda zu erreichen; leichte Wölkchen hingen über dem Gebirge Duida, verschwanden aber, als die Sonne erschien, und zum erstenmal hatten wir eine volle Ansicht seiner herrlichen Felsenklippen, die sich auf den dunkeln Schattenmassen hinter ihnen scharf abzeichneten. Als wir uns näherten, zeigte mir eine schöne Savannah, die sich bis an den Fuß des Gebirges ausdehnt, ein kleines Dorf und einige Canoes am Landungsplatze, daß es Esmeralda war. Ich brauche es nicht zu beschreiben, mit welchen Gefühlen ich ans Land eilte. Meine Hauptabsicht war erreicht, und unsere Beobachtungen, die an den Küsten des atlantischen Meeres, zu Demerara, begonnen hatten, verknüpften sich mit denen Humboldts in Esmeralda. Der Alcalde kam herbei und empfing uns mit Höflichkeit und dem Erbieten seines Beistandes, den wir sehr nöthig brauchten, wie unsere abgemagerten Gestalten und abgerissenen Kleider deutlicher als Worte zeigten. Neun und dreißig Jahre waren verflossen, seit Alexander v. Humboldt Esmeralda, von Westen kommend, besuchte, und in der einsamsten, entferntesten christlichen Niederlassung am obern Orinoco eine Bevölkerung von 80 Personen fand; so war jetzt auf eine einzige Familie zusammengeschwunden, einen Patriarchen mit seinen Abkömmlingen, und viele Häuser lagen in Trümmern; doch die Natur blieb dieselbe, immer noch erhebt der Duida seinen Gipfel in die Wolken, flache Savannahs mit der majestätischen Mauritia-Palme dehnen sich von dem Flußufer bis zum Fuße des Gebirges hin, eine Reihe auf einander gehäufter Granitblöcke nehmen unter den seltsamsten Formen den Vordergrund des Gemäldes ein, eine fromme Hand hat auf der höchsten Spitze ein Kreuz aufgepflanzt, und in scharfen Umrissen zeichnet sich seine luftige Form in dem blauen Himmel, seinem Hintergrunde, ab, und erhöht das Malerische der umgebenden Landschaft. Der höchste Punkt des Perro Duida liegt 7155 Fuß über der Savannah, oder 8286 Fuß über dem Meeresspiegel, was so nahe mit den Messungen des Baron Humboldt zusammenstimmt, daß es kein bloßer Zufall seyn kann. Der untere Theil des Gebirges bis zu 5000 Fuß Höhe ist Granit, doch der ganze obere Theil Quarz und Sandstein. Die nördliche Spitze ist ungefähr 10 Meilen vom Dorfe entfernt; weiter nach Norden und in der Ferne liegen die Berge Watabu Sirn, Cfui und Maraweeca, der letztere ist der höchste unter ihnen, und erreicht wahrscheinlich eine Höhe von 10.000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Hrn. Schomburgs Bericht war von einer großen Karte, im Verhältniß von 4 Meilen auf einen Zoll, begleitet, welche seinen Weg zeigte im Betrage von 2000 Meilen, wenn man den Rückweg dazu rechnet; nebst einer großen Sammlung von geologischen Stücken, einer Probe des Wurali-Giftes, der Pfeife und verschiedenen Geräthschaften der Eingebornen. Auch drei Indianer, ein Macusi, ein Warrau und ein Paravilhana, waren gegenwärtig, die treuen und verständigen Führer, die Hrn. Schomburg auf seinen Wanderungen in Südamerika begleitet hatten.

Das Fort Hamza. Das sogenannte Fort Hamza (Bordsch-Hamza) in der Provinz Constantine ist eine Befestigung mitten in der Ebene dieses Namens auf dem linken Ufer eines der Gewässer, die den Fluß bilden, der sich bei Budschia ins Meer ergießt, wo er den Namen Sammam oder Wed-bu-Masaud führt. Hamza liegt gerade an der Gränze, wo die Provinzen Algier, Constantine und Titeri zusammenstoßen. Es hat nur Ein Thor: die Wohnungen der Truppen bilden den Umkreis, da sie eines sind mit dem Walle, dessen Plateformen auf den gewölbten Wohnungen der Truppen aufliegen. Das Fort hat keinen Graben, und liegt nur drei Tagemärsche von Algier. Die Straße, die von Algier aus hinführt, ist nur in den Bergen zwischen dem Lager von Kara-Mustapha und Ben Hini schwierig, wo sie den Iffer durchschneidet. Auf der Ebene von Hamza wohnt der Stamm der Aribs, der nur unter Zelten lebt, in vier Duars am Ufer des Wed-el-Akhal, der die Provinzen Algier und Constantine scheidet. Man sieht von da gut, ganz nahe am Berge Dschordschora, das Fort von Hamza, das ein militärischer Wegzeiger auf der Straße von Algier nach Constantine zu seyn scheint. (Echo du Monde Savant vom 27 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 70.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 März 1840.

Brittische Colonialzustände.

Das Cap.

Die Auswanderung der Boers hat viele Mißstände in diesem Lande theils zur öffentlichen Kenntniß gebracht, theils vermehrt. Wir wollen hier nicht auf das Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen, der herrschenden und der dienenden Classe eingehen, wie es sich in der Capstadt und der nächsten Umgegend findet, sondern nur den Punkt erwähnen, worin sich diese Colonie von andern unterscheidet. Auch hier ist das Verhältniß zwischen Weißen und Farbigen, den Fremdlingen und den Landeseingebornen das Wichtigste, aber es stellt sich ganz anders dar, als in irgend einer andern Colonie. Der Gegenstand zerfällt in zwei Theile, nämlich in die Farbigen innerhalb der Colonie und in die außerhalb, wodurch das politische Verhältniß zu den Kafferstämmen jenseits der Gränze bezeichnet wird.

Die Bevölkerung der Colonie besteht aus englischen und holländischen Ansiedlern, Hottentotten, Bastard-Hottentotten, den neulich emancipirten Sklaven, und den Fingos; außerdem ist eine Menge herumschweifender Leute im Lande, die von jenseits der Gränze herein kommen, und da sie im Allgemeinen eine Mischung von Hottentottenblut in den Adern haben, so werden sie zu den Unterthanen der Colonie gezählt, sobald sie sich innerhalb der Gränze befinden. Hiezu kommen noch die Gonaquas, eine Mischung zwischen Kaffern und Hottentotten, die in einigen Strichen, namentlich am Katzenfluß, sehr zahlreich sind; sie sprechen kafferisch, und es gehört schon ein sehr geübtes Auge dazu, sie von den Kaffern zu unterscheiden. Nach den frühern Colonialeinrichtungen — wo indeß die erst im Jahre 1835 auf das Gebiet der Colonie verpflanzten Fingos noch nicht dazu gehörten — wurden alle diese Farbigen in sehr strenger Unterwürfigkeit gehalten, ja man kann sagen, daß sie der Willkür der holländischen Boers so ziemlich hingegeben waren, und entweder bei diesen als Knechte oder gar als Sklaven dienen, oder sich vor ihnen in den Wäldern verbergen mußten. Die englische Regierung brach dieß Joch, indem sie die bereits als Sklaven dienenden Bastardhottentotten emancipirte und verbot, die andern zu Sklaven zu machen; das mochte sehr menschlich gedacht seyn, wenn auch wohl etwas Abneigung gegen die holländischen Boers dabei unterlief, allein nun hat sich in wenigen Jahren das Blatt gewendet: statt die Aboriginer gegen die Boers und weißen Ansiedler überhaupt zu schützen, sind Schutzmaaßregeln für den weißen Ansiedler dringend nöthig geworden. Die Hottentotten und Bastardhottentotten streifen im Lande umher, und machen alles Eigenthum höchst unsicher. Es ist hier nur von dem östlichen Gebiet der Capcolonie die Rede, wo der Strom der Ansiedlung sich seit mehr als einem Jahrhundert immer fort ausdehnt, und Viehwirthschaft, eine Art Hirtenleben, unter den weißen Ansiedlern einheimisch ist. Die Hottentotten und Bastardhottentotten, großentheils ohne Besitz oder doch ziemlich arm, wurden Viehdiebe und zwar namentlich in der Nähe der Gränze, ja es hat allen Anschein, daß sie mit den kaffrischen Viehdieben gemeinsame Sache machen.

Früher, als noch die Hottentotten in strenger Unterwürfigkeit unter den Boers gehalten wurden, war natürlich von Viehdiebstählen ihrerseits nicht die Rede, sondern diese wurden größtentheils oder allein von den Kaffern ausgeübt. War ein solcher Viehdiebstahl, namentlich in etwas größerem Umfange, ausgeübt worden, so wurde unter der Leitung eines der Feldcornets, wie die Districtscommandanten der „Burgher-Miliz" hießen, ein Commando in das Kafferland geschickt, das auf summarische Weise eben so viel und wohl meist zur Entschädigung noch etwas mehr Vieh wegtrieb, als den Boers gestohlen worden war. Daß somit die Rache gewöhnlich, ja fast in allen Fällen, den Unschuldigen traf, ist natürlich, und diese Commandos waren ein ewiger Zunder des Hasses und des Krieges. Jetzt ist, seit dem Kriege vom Jahre 1835, eine Uebereinkunft geschlossen worden, kraft der eine Kafferpolizei aus Eingebornen gebildet wurde. Fällt ein Viehdiebstahl vor, so muß er der nächsten Magistratsperson oder dem Friedensrichter angezeigt werden; kann man die Spur des gestohlnen Viehes bis an die Gränzlinie verfolgen, so ist der Häuptling des Stammes, wo die Spur auslauft, für Rückerstattung oder Ersatz verantwortlich. Kann man aber die Spur nicht bis an die Gränze verfolgen, oder befand sich keine bewaffnete Wache bei

Digitized by Google

dem Vieh zur Zeit, wo der Raub begangen wurde, so hat der Colonist keinen Entschädigungsanspruch. Ein Regenschauer oder ein heftiger Wind verwischt jedoch die Spur; die Diebe brauchen auch, wie natürlich, alle möglichen Kunstgriffe, die Spur zu verlöschen, und die Fälle, wo es unmöglich ist, die Spur bis an die Gränze zu verfolgen, sind daher sehr zahlreich, nach den darüber gehaltenen und monatlich bekannt gemachten Registern sogar zahlreicher, als die, wo man die Spur verfolgen konnte.

Rechnet man hiezu noch, was an Viehdiebstählen von Hottentotten, Bastardhottentotten, Gonaquas, Fingos u. s. w. ausgeübt wird, die Schwierigkeit, in einem so dünn bevölkerten Lande und bei den europäischen Rechtsformen, wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen, so ist es einleuchtend, daß eine Menge Diebstähle gar nicht zur Anzeige kommen, bloß um sich die meist nutzlosen Weitläuftigkeiten zu ersparen. Dieß Uebel war in den wenigen Jahren nach der Sklavenemancipation und dem letzten Kafferkriege so schreiend und unerträglich geworden, daß es einer der Hauptgründe für die Auswanderung der Boers war, und diese noch immer fortdauernde Auswanderung macht nun ihrerseits das Uebel immer ärger, denn die farbigen Classen, wenn sie auch kein Uebergewicht haben, werden doch immer kecker, und fühlen sich immer weniger beschränkt. Gegen dieses Uebel gibt es nun gar kein schnell helfendes Mittel, sondern nur das sehr langsame, durch die Missionare allmählich einen bessern moralischen Zustand herbeizuführen. Diesen Anforderungen wollen aber die Missionäre, mit ehrenvoller Ausnahme der mährischen Brüder, nicht entsprechen. Sie lassen das Volk Psalmen singen, Gebete hersagen und die äußeren Ceremonien des Gottesdienstes mitmachen, aber sie arbeiten nicht darauf hin, sie an geregelte Thatigkeit, an Ackerbau und Handwerke zu gewöhnen.

Es läßt sich aus diesen Umständen sehr leicht abnehmen, woher auch in dieser Colonie das Geschrei gegen die theoretischen Philanthropen kommt: man ist so philanthropisch gegen die allerdings gedrückten Eingebornen verfahren, daß man darüber das Schicksal der Weißen ganz außer Acht ließ, und sie großentheils zur Auswanderung nöthigte. Man hat die Eingebornen frei gemacht, ohne für ihren Unterhalt und für eine strenge Ordnung unter ihnen zu sorgen, und somit haben die, welche sich über die unvernünftigen Philanthropen beklagen, nicht Unrecht, denn man ist jedenfalls auf eine höchst unkluge und unvorsichtige Weise verfahren.

Hiezu kömmt nun noch das Verhältniß zu den Kaffern. Es ist und bleibt ein feindseliges, und man wird früher oder später die Kaffern wieder als Feinde in der Colonie erblicken, wo die dann vielleicht um 20,000 weiße Ansiedler ärmer und ihren Einfällen um so mehr ausgesetzt ist. Dieß Verhältniß verschlimmert sich noch durch zwei Umstände: fürs erste versehen sich die Kaffern mehr und mehr mit Feuerwaffen, die man höchst unkluger Weise aus Gewinnsucht von Grahamstown aus heimlich an sie verkauft, und zwar, wie einige Nachrichten wissen wollen, in einem sehr ausgedehnten Umfang. Fürs zweite werden die Kaffern täglich mehr ein Reitervolk, so daß mit ihnen dieselbe Veränderung vorgeht, wie mit einigen Indianerstämmen in Nord- und Südamerika. Noch vor fünfzehn Jahren sah man kaum ein Pferd im Kafferland, jetzt sind sie, wie ein Kafferhäuptling sich ausdrückte, so zahlreich wie Mimosabüsche. Was wird geschehen, wenn ganze Schaaren Kaffern zu Pferde und im Gebrauch der Feuerwaffen geübt, Einbrüche auf das Gebiet der Colonie machen? Früher griffen die Kaffern in großen Haufen an, allein sie scheinen den Nachtheil, den ihnen dieß gegenüber den europäischen Waffen und der europäischen Disciplin gab, gefühlt zu haben, und so äußerte sich kürzlich einer ihrer Häuptlinge: „in dem nächsten Kriege werden wir anders verfahren wir werden dann die Wege sperren, die Zufuhren auffangen, und uns bemühen, Euch die Wirkungen des Hungers fühlen zu lassen.“ Dieß sind schlimme Aussichten für eine so entblößte Granze, welche die Kaffern anlocken muß, mehr und mehr Raubzüge im Großen zu unternehmen.

Die militärischen Einrichtungen der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die Provinz Quang-ton allein stellt für gewöhnlich 36,000 Mann, nämlich:

Für den Tsong-tu oder General-Lieutenant .	5000	Mann
— Tsiang-kiun oder Tatarengeneral .	5000	—
— Ti-tu oder chinesischen General . .	5000	—
— die sechs Tsong-ping oder Generallieutenants	18,000	—
— den Fu-juen oder Vicekönig . .	3000	—
	36,000	—

Der Tataren-General hält seine sämmtlichen Truppen an seinem eigenen Aufenthaltsorte beisammen; dieß Lager gleicht einer besondern, von Mauern umgebenen Stadt, ganz in der Mitte der meisten Hauptstädte; die chinesischen Generale aber vertheilen die Truppen durch alle Stadte und Provincialdistricte. Die Provinz Quang-ton enthält zehn Städte vom ersten, neun vom zweiten und 74 vom dritten Rang; da aber unter den Städten dritten Rangs einige sind, welche mit den Städten ersten und zweiten Rangs eng verbunden sind, so zählt man nur 74 ummauerte Städte in der Provinz, und in jeder derselben befindet sich je nach ihrer Größe und Wichtigkeit eine hinreichende Besatzung, um das Volk in Unterwürfigkeit zu halten. Die Zahl der Familien in dieser einen Provinz, und dieß ist eine der geringsten von den 15 Provinzen, beträgt nach der Volkszählung vom Jahre 1728 nicht weniger als 483,360. Die Anzahl der Männer, ohne die Weiber und Kinder unter 20 Jahren zu rechnen, ist 1,978,000. Die ganze Bevölkerung von China wurde damals auf mehr als 10 Millionen Familien geschätzt, und ohne die Prinzen von Geblüt, die Staatsminister, den Adel, die Officiere der Polizei und des Militärs, die Bonzen, die Eunuchen, Weiber und Kinder zu rechnen, schätzte man die Zahl der männlichen Einwohner aus dem gemeinen Volke über 21 Jahren auf 58,916,800 Köpfe, worunter die ungeheure Zahl von Menschen, welche gewöhnlich in Schiffen und auf Flößen leben, so daß das Wasser so dicht als die Erde

Digitized by Google

bevölkert scheint, noch nicht mitgezählt ist. Diese ungeheure Bevölkerung scheint freilich in Zeiten eines fremden Einfalls dem Reiche wenig Stärke zu gewähren, vielmehr nur zu einer schnelleren Unterjochung unter einen entschlossenen Feind geführt zu haben, ein Umstand, der an die höhnische Antwort Attila's erinnert, daß das dichte Gras leichter zu mähen sey, als das dünne.

Wir haben oben gesehen, daß die chinesische Reiterei wegen ihrer nachhaltigen Kraft im Angriff eben nicht sehr berühmt ist, und nach den besten Zeugnissen verdient selbst die tatarische, hinsichtlich der Disciplin, kaum ein größeres Lob: ihr erster Angriff ist stürmisch, aber der geringste Widerstand verwandelt den Angriff in gänzliche Flucht, und alle Versuche, sie dann wieder zu sammeln, sind unnütz.

Der große Grundsatz der chinesischen Politik ist, im Frieden sowohl als im Kriege, große, wohlversehene Armeen zu unterhalten, theils um sich bei den Nachbarn in Respect zu setzen, theils um innere Unruhen zu verhüten. Sie braucht eine Million Soldaten, um die große Mauer zu bewachen, und kaum weniger, um die übrigen Gränzen und die großen Städte zu besetzen. Außer diesen stehenden Truppen befinden sich 15 oder 20,000 Mann in jeder Provinz unter besondern Officieren. Die zu Peking stehende Reiterei beträgt über 160,000 Mann, so daß der Kaiser im tiefsten Frieden nicht weniger als fünf Millionen (?) im Solde hat, alle bewaffnet nach der Sitte des Landes mit Schwert und Bogen. Die Infanterie ist verhältnißmäßig wenig zahlreich, auch befinden sich keine Lanzenträger, und sehr wenige Musquetiere darunter. Die Soldaten sehen ziemlich gut aus, aber die Chinesen sind, wie immer, weichlich, weibisch und arbeitscheu; die Tataren greifen zwar hitzig an, und wenn sie den Feind gleich anfangs zum Weichen bringen, so verstehen sie ihren Vortheil zu benützen, aber sie sind nicht im Stande, einen Angriff lange fortzusetzen, oder einen solchen, wenn er mit Ordnung und Nachdruck gemacht wird, lange auszuhalten. Die Rationen der Truppen in Garnison bestehen aus Fleisch, Fisch, Reis, Bohnen und Stroh, welche sie nebst ihrem Sold regelmäßig Tag für Tag erhalten. In Peking sind die Reservemagazine stets mit Reis für drei Jahre versehen, und dieser soll sich, wenn er gut geschaufelt und durcheinander geworfen wird, recht gut halten; zwar ist er weder im Aussehen noch im Geschmack dem neuen Reis zu vergleichen, dagegen aber ist er weit gesünder und nahrhafter.

Der Jesuit, dem man diese Nachrichten verdankt — er hieß Louis le Comte, und war einer der sechs Mathematiker, welche Ludwig XV nach Chi[illegible] sandte — ist zwar im Allgemeinen den Chinesen günstig gesinnt, kann aber doch nicht umhin, über dieß ganze militärische Schaugepränge zu bemerken: „diese zahlreiche Armee, die gut versorgt und bezahlt und pünktlich disciplinirt ist, sollte, wie man meint, ganz Asien in Schrecken halten, aber ihr Müßiggang und der geringe Gebrauch, den sie von ihren Waffen zu machen Gelegenheit haben, trägt so viel als ihre natürliche Weichlichkeit dazu bei, sie zu schwächen.“ Und doch fehlt es diesen Truppen keineswegs an Uebung, denn derselbe Schriftsteller bemerkt: „ihre Officiere üben sie regelmäßig, bilden sie in Schwadronen, lehren sie die Glieder brechen, durch schmale Durchgänge marschiren; sie zeigen ihnen, wie sie angreifen, und wie sie sich nach dem Klange der Hörner oder Trompeten wieder sammeln sollen; außerdem sind sie sehr gewandt in Handhabung des Bogens und des Säbels, dennoch sind sie bald durchbrochen, und durch den geringsten Umstand in Unordnung gebracht.“

(Schluß folgt.)

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

De los escarmentados, salen los avisados.

Durch Schaden wird man klug,
Das steht im alten Buch.

De Necios y de Porfiados, se mantienen los Estrados.

Von erpichten Litiganten
Leben Richter und Praktikanten.

De estos y de los Olleados, pocos son los escapados.

Nach letzter Oelung und solch einem Schlag
Lebt man gewöhnlich kaum mehr einen Tag.

De los Cobardes no se ha escrito nada.

Nichts schreibet die Geschichte
Vom faulen, feigen Wichte.

De lejas tierras lejas mentiras.

Je ferner das Land, je blauer die Lügen,
Mit denen die Reisenden uns betrügen.

Duro está ya el Alcazel para Zampoñas.

Zu hart ist schon das Rohr zum Pfeifen schnitzen,
Und ich zu alt, um in der Schul' zu schwitzen.

Donde hay Capitán no manda Marinero.

Wo Capitän ist an Bord,
Spricht der Matrose kein Wort.

Donde las dán, las toman.

Wo man's gibt, da nimmt man's auch,
Dieß ist schon ein alter Brauch.

Dos en el Saco y el Saco en tierra.

Den Sack dennoch zu Boden schmeißen,
Und zwei Mann d'ran, das will was heißen.

Del Enemigo el Consejo.

Wenn Feind dir räth, so glaubt er nimmer,
Daß du ihm glaubst, drum glaub' ihm immer.

Digitized by Google

Duelos con Pan son menos.

Wenn den Erben etwas bleibt,
Mindert sich das Trauerleid.

•

Dexar de Comer, por haver comido.

Es ist ein Leichtes, nicht mehr zu essen,
Wenn man sich vorher hat voll gegessen.

•

El Casado quiere Casa.

Sobald du dir ein Weib genommen hast,
Nimm auch ein Haus, sey nicht des Schwähers Gast.

•

El Miedo guarda la Viña.

Es hütet den Weinberg die Furcht nur allein,
Sonst könnten der Hüter nicht g'nug für ihn seyn.

•

El Buey suelto bien se lame.

Hat der Ochs den Kopf nicht mehr frei,
Ist's mit Lecken auch schon vorbei.

•

Entre ruin ganado poco hay que escoger.

Aus einer dürren magern Heerde
Wählt sich ein schlecht Stück ohn' Beschwerde.

•

El Consejo de la Muger es poco, quien no le oye es un loco.

An Weibes Rath ist nicht viel d'ran,
Doch hört ein kluger Mann ihn an.

•

El mejor Jugador sin Naypes!

Der beste Spieler im ganzen Land,
Und keine Karten in der Hand!

•

El ojo del amo engorda el Cavallo.

Herren Auge ist fürs Pferd
Mehr als alles Futter werth.

•

El Llanto sobre el Difunto,

So lange der Todte liegt auf der Bahr',
Magst weinen du, und zerraufen das Haar.

•

Echar la Soga tras el Caldero.

Von den Vernünftigen thut's keiner,
Das Seil zu werfen nach dem Eimer.

•

El que canta, su mal espanta.

Willst vergessen böse Dinge,
So zerstreue dich und singe.

•

El Habito no hace el Monje.

Es macht die Kutte nicht den Mönch allein,
Er muß der Regel auch gehorsam seyn.

Entdeckung von Neu-Süd-Shetland.

Die Litterary Gazette vom 15 Februar enthält von einem Hrn. Hancock folgende Zuschrift:

Es ist mir oft bis zur Ueberzeugung der Gedanke gekommen, daß Neu-Süd-Shetland, eine der neuern „Entdeckungen" gegen den Südpol hin, die man Smith zuschreibt, nichts Anderes seyn kann, als das Land, das von dem Holländer Theodor Gerrard vor mehr als 200 Jahren gesehen und beschrieben wurde, oder daß es, wenn es auch nicht zu derselben fortlaufenden Küste gehört, doch ein Theil des Archipels, derselben Inselgruppe ist. Es scheint, daß Smith, nachdem er weit nach Osten und etwas gegen Norden die Küste verfolgt hatte, an ihr genau in derselben Richtung wie Gerrard 5 bis 600 Meilen hinabsegelte, wenn man nämlich voraussetzt, daß Gerrard in seiner Rechnung verlässig ist. Dieser ward 1599 durch einen Sturm bis zum 64° S. B. verschlagen, wo er ein gebirgiges, mit Schnee bedecktes Land traf.

Ein anderer schlagender Beweis von der hier erwähnten Identität gibt die merkwürdige Uebereinstimmung der Beschreibung, welche diese Seefahrer von dem Anblick der Küste gegeben haben; ihre Vergleichungen sind genau einander ähnlich. Gerrard, der, nachdem er das Cap Horn umsegelt und durch die Magellansstraße gegangen war, in einem Sturm in offener See (under bare poles) fast zwei Tage lang herumgetrieben wurde, mag vielleicht die Länge seiner Fahrt überschätzt haben, und wenn man die Unvollkommenheit der nautischen Astronomie jener Zeit erwägt, so ist es möglich, daß er und Smith nicht allein dasselbe Festland oder dieselbe Inselgruppe, sondern sogar dieselbe Landspitze, dasselbe Gebirge und Vorgebirge dieser südlichen Thule gesehen haben.

Capitän Wedell hat das Land bis zum 70° W. aufgenommen; wie weit es sich aber noch ausdehnen mag, ist nicht bekannt. Er bemerkt, daß „viele Schiffer in ihrer Fahrt um das Cap Horn den 67° S. erreicht hätten, doch stets zu weit westlich, um auf die Küste von Neu-Süd-Shetland zu stoßen, bis zum Jahre 1818, wo Hr. Will. Smith aus Blythe, augenscheinlich durch Zufall, eine Entdeckung der sogenannten Inseln machte." Er bemerkt ferner, daß Capitän Freneau nahe daran war, Neu-Süd-Shetland zu sehen, da er 45 Meilen von der östlichen Küste vorbeisegelte, und daher können wir annehmen, daß eine 20 Meilen südlichere Fahrt die Kenntniß desselben Landes uns 50 Jahre früher gegeben oder vielmehr bestätigt hätte. Im Jahre 1820 fanden einige sehr gelehrte Discussionen statt in Bezug auf den Weg, den Cook und andere Seefahrer im südlichen stillen Ocean genommen hätten, und es wurden Gründe aufgestellt, warum diese wichtige Entdeckung nicht früher gemacht worden sey. Von Gerrard nahm man nicht die geringste Notiz! Auch habe ich nicht gesehen, daß seine Unternehmungen in irgend einem neuern Werke erwähnt worden seyen, ausgenommen in Dr. Brewsters „Encyclopaedia," und auch hier nur zum Theil. Die unwissenden und auf eigenen Vortheil bedachten Anhänger des Americus Vespucius hätten gern den Namen des Columbus der Vergessenheit übergeben; doch Beispiele dieser Art können in unsern aufgeklärtern Tagen keine Nachahmer mehr finden.

Elephantenzahn im Großherzogthum Luxemburg. In Oesserdange fanden kürzlich einige Bauern beim Graben in einem Walde einen zehn Fuß langen Stoßzahn eines Elephanten. Leider haben sie ihn, um ihn bequemer fortzuschaffen, in drei Theile gesägt. Das Elfenbein soll ausnehmend schön seyn. (Echo du M. S. v. 27 Febr.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 71.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 März 1840.

Notizen über das östliche Afrika.

Zeila, im November 1839.

Im Begriffe, eine Reise über Zeila durch das Land der Somali und das Reich Harrer nach Schoa zu machen, war ich der Schwierigkeiten wegen, die sich dem Reisenden auf diesem Wege entgegenstellen, genöthigt, einige Wochen in diesem Hafenorte zuzubringen. Ich benützte diese Zeit, einige Notizen über das Volk der Somali, die Galla und die Stadt und das Land Harrer einzuziehen, Länder und Völker, die immer noch mit einem mysteriösen Schleier bedeckt sind, welchen nur wenige europäische Reisende und gleichsam nur im Vorbeigehen an seinen äußersten Enden gelüftet haben. Reichhaltige, tiefergehende und ganz zuverlässige Berichte über diese Theile Afrika's zu geben, ohne sie mit eigenen Augen zu sehen, sie zu betreten und also die Nachrichten an der Quelle selbst zu schöpfen, halte ich, wo nicht für ganz unmöglich, doch wenigstens für so äußerst schwierig, daß nur durch jahrelangen Aufenthalt an einem Ort wie Zeila oder Berbera, vielfaltigen Umgang mit Handelsleuten der verschiedenen Stämme und Völker, sorgfaltige Prüfung und Vergleichung ihrer Angaben und endlich hauptsächlich auch durch Kenntniß der Landessprachen, ein einigermaßen günstiges Resultat auf dem Wege der Erkundigung erzielt werden kann. Denn die Abneigung dieser Völker gegen den Weißen, und besonders den Europäer, ist sehr groß, und noch größer ist ihr Mißtrauen; mit Aengstlichkeit und Argwohn werden alle Schritte des Reisenden bewacht, und alle seine Fragen, auch über die gleichgültigsten Dinge, abgewogen; dazu kommt noch der üble Umstand, daß Lügen Grundzug im Charakter aller dieser Völker ist. Seit der Besitznahme Adens durch die Engländer ist die ungünstige Stimmung der Gemüther gerade an dieser Küste des östlichen Afrika's, von Bab-el-mandeb bis Berbera, noch gesteigert worden; der Glaube, die Engländer werden auch hier einen Strich besetzen, um Handelsverbindungen mit dem innern Afrika anzuknüpfen, wodurch natürlich ihr eigener See- und Karawanenhandel einen Stoß und Aenderung erleiden würde, ist allgemein und festgewurzelt, deßhalb erregt bei ihnen die Ankunft jedes Franken Furcht; in ihren Augen ist jeder ein Spion, und diesen am Weiterreisen zu verhindern und ihn bald möglichst zur Rückkehr zu zwingen, ist Aller eifrigstes Bemühen.

Alle diese Erfahrungen mußte auch ich in Zeila machen, und noch jetzt, da ich diese Bemerkungen abzusenden im Begriffe bin, weiß ich nicht, ob es mir gelingen wird, von hier aus weiter einzudringen.

I. Zeila steht unter der Regierung Mohammed Ali's, Pascha's von Aegypten, und zunächst unter dem Gouvernement von Mocha. Es ist eine Stadt von etwa 1500 Einwohnern, hat viele steinerne Häuser und Moscheen, doch mehrentheils Hütten von Flechtwerk und Matten. Eine in schlechtem Stande befindliche Mauer, im Viereck gebaut, mit runden Thürmen auf den Ecken und sechs Thoren umschließt die Stadt; außerhalb der Mauer liegt nur auf der Südseite eine Moschee, Scheich Ibrahim, von Stein gebaut, und im Nordosten eine andere aus Flechtwerk, Scheich Mohammed. Den Kalk zum Bauen brennt man aus weißen Korallen, deren es hier in Menge gibt. Der Hafen von Zeila ist schlecht, große Schiffe müssen schon eine halbe Stunde von der Stadt Anker werfen, kleine arabische nähern sich auf eine Viertelstunde; bei der Fluth können kleine Boote bis an die Stadtmauer kommen, bei der Ebbe aber geht man eine Viertelstunde im Sande bis ans Wasser. Der Gouverneur, Emir genannt, ist ein Beduine vom Yemen; er hat ungefähr 70 bis 80 Beduinen und Araber von Mocha, sämmtlich mit Luntengewehr, Säbel, und dem schönen, im Yemen allgemein getragenen Dolch, Kandschar, bewaffnet, als Soldaten unter sich, die seine Wache bilden, und ihn, so oft er ausgeht, singend, musicirend und tanzend begleiten. Vor seinem Hause liegen 5 bis 6 eiserne Kanonen in miserablem Zustand, die bei feierlichen Gelegenheiten hie und da abgefeuert werden. Der Emir nimmt von allen Artikeln der Aus- und Einfuhr Zoll, und hat an das ägyptische Gouvernement jährlich 500 Thaler, und außer dieser Summe 2 bis 300 Thaler an den ersten Sheriff in Mocha zu bezahlen. In der Regel soll er das Doppelte dieser Summe einnehmen.

Die Einwohner Zeila's sind ein Gemisch von Kaufleuten

Digitized by Google

und Beduinen der arabischen Küste, von Handelsleuten aus den Stämmen der Somali, Danakil und aus Habesch, und von Somali-Beduinen; man sieht daher Leute von ganz verschiedener Bildung und Farbe. Die arabische und die Somali-Sprache sind gleich gangbar. Banianen sind hier nur wenige, etwa 3 bis 4 Häuser, während diese an der arabischen Küste und auch in Massaua und Berbera in Menge angesiedelt sind. Handelsexporte sind: Sklaven, Elfenbein, Gummi, Kaffee (sehr wenig), Kamele, Esel, Schafe, Honig und Schmalz. — Einfuhrartikel: indische Tücher und Zeuge aller Art, von schlechtester bis zu mittel- und guter Qualität, verarbeitetes Kupfer, Ringe, Waffen, Pulver, Blei, Reis, Tombak, Pfeffer. — Das einzig gangbare Geld sind österr. M. Th. Thaler; ferner Baumwollenzeuge (Tob), 1 Stück, 1 Thaler, die dann zu ½ und ¼ Thaler zerrissen werden, und die kleine Münze ist Durrah, wovon man 25 bis 30 Meßchen für 1 Thlr. bekommt, 1 Meßchen (Kahla) zerfällt wieder in ½ und ¼ Meßchen, letzteres etwa 3 bis 4 Hände voll. Auch Pfeffer (schwarzer) und Tombak werden gleich baarem Gelde angenommen. Alle Landesproducte sind hier ausnehmend wohlfeil, ein starkes Kamel kostet 6 bis 10 Thlr., 1 Esel 1 bis 1½ Thlr. (Pferde und Maulthiere gibt es nicht), aber alle Artikel der Einfuhr, auch die indischen Producte, sind viel theurer als in den Hafenstädten Arabiens. Ein Schmied, ein Sattler und ein Zimmermann bilden das Handwerkspersonal von Zeila; zum Bau der steinernen Häuser, zur Reparation der Schiffe u. s. w. werden die nöthigen Arbeiter von der arabischen Küste geholt.

Die nächste Umgebung Zeila's ist auf etwa eine Stunde landeinwärts wüste, eine weite Ebene, mit nur weniger, einförmiger Vegetation, niedriges Gesträuch und Gras, Futter für Kamele und Schafe; aber mit der Entfernung von der Stadt nimmt die Schönheit und Ueppigkeit der Landschaft zu. Bei Tugusha, einem zerfallenen Fort, eine Stunde westlich von Zeila entfernt, befindet man sich schon inmitten der üppigsten Vegetation; prächtige, hohe Bäume, viele Baumwollenstauden, Gewächse und Blumen aller Art in Menge, unter denen die Heerden der Beduinen, Kamele, Esel und Schafe die reichste Weide finden. Von hier wird auch alles Trinkwasser für Zeila geholt, ein Geschäft, zu welchem täglich drei Viertel der Garnison mit 40 bis 50 Kamelen, eben so vielen Eseln und einer Menge Weiber und Mädchen, die das Wasser in Schläuchen auf dem Rücken tragen, ausrückt. Nach Verfluß von 3 bis 4 Stunden kehrt dann die ganze Gesellschaft jubilirend und singend in die Stadt zurück. Die Grausamkeit der Somali-Beduinen, welche einzelne wasserholende Weiber ermordeten, machte diese Anordnung nothwendig. Ein Sack gutes Wasser kostet 1 kl. Meßchen Durrah, deren man 120 für 1 Thlr. bekommt; wer in Europa würde für diesen Preis einen Weg von zwei Stunden machen, und die Hälfte dieses Wegs eine Bockshaut voll Wasser auf dem Rücken tragen. — Die Gebirge sind hier wie bei Massaua und Arkiko, mehr vom Meere entfernt, eine kleine Tagreise im Hintergrund; sie scheinen mir, von hier aus gesehen, nicht sehr hoch zu seyn, es liegen aber einige Reihen niedriger Hügel, die sich bis Tugusha verlaufen, vor dem Hauptgebirge, das, wie mir dünkt, von SW nach NO streicht.

Das Klima von Zeila — wenigstens in dieser Jahreszeit — ist das angenehmste, mildeste und wohlthuendste, das ich während eines Aufenthalts von drei Jahren in Aegypten, Arabien und Abyssinien empfunden habe. Die Regenzeit ist sehr unbedeutend, und scheint im December hauptsächlich einzutreten, aber auch in den andern Monaten soll es in Zeila hie und da, und in den Gebirgen öfters regnen. Im Laufe dieses Jahres regnete es weniger als sonst, und Wassermangel nöthigte die Beduinen, ihre Berge zu verlassen, und sich in großer Menge in der Nähe der Stadt, besonders bei Tugusha, aufzuhalten, was den Stadtbewohnern äußerst lästig ist. Es waren bei Tugusha viele Gärten mit Gemüse und einigen Früchten, Bananen, Feigen und Melonen, was bei dem Vordringen der Beduinen zerstört, und von ihren Heerden abgefressen wurde. Dieß war der Luxus auf den Tafeln der Reichen. Die Lebensweise der Bewohner ist übrigens einfach; Durrah und Milch, auch wohl Fleisch, ißt fast jeder; die Wohlhabenden haben außerdem noch Reis, Brod von Getreide und Datteln, die von Mocha herüberkommen. — Ihre Tracht ist je nach dem Lande und Stamme, dem einer angehört, verschieden; die Araber kleiden sich, wie es in Yemen Sitte ist, ihre Weiber gehen verschleiert; die von den Stämmen der Danakil und Somali haben in der Regel ein gefärbtes Stück Baumwollenzeug um die Hüften, bis an die Knie herabhängend, und ein großes Stück weiße Basta über die Schultern und den Oberleib, die meisten tragen Sandalen und eine Art Turban; ihre Weiber verschleiern sich nicht, sind aber sonst züchtig gekleidet.

Die Einwohner von Zeila sind strenge Mohammedaner; sie haben neben dem Koran viele sehr schön geschriebene Gebetbücher. Der Kadi ist fast angesehener als der Emir selbst; auch eine Menge Scheriffs sind da, die allgemein in großer Achtung stehen.

Mohammed Ali's Regierung reicht nicht über die Mauern Zeila's hinaus; auch ist dieß der einzige Platz, den er außerhalb der Straße Bab el mandeb besitzt.

(Fortsetzung folgt.)

Die militärischen Einrichtungen der Chinesen.

(Schluß.)

Daß die Chinesen das Schießpulver und den Gebrauch der Artillerie erfunden, wird jetzt wohl nicht mehr bestritten, sie sind aber noch auffallend in dem Gebrauch derselben zurück, was sich nur durch die Gesetze erklären läßt, durch welche die chinesische Regierung nach ihrer unwandelbaren Politik sich den Fortschritten der Künste und Wissenschaften widersetzte, die sonst bei einem so talentvollen und erfinderischen Volke gewiß nicht ausgeblieben wären. Ein berühmter Seesieg im J. 1161, wo die Kanonen eine große Rolle spielten, beweist das hohe Alter des Gebrauchs, aber ihre Kanonen waren und sind größtentheils höchst unbehülflich. Nach den Angaben des Pater Ver-

Digitized by Google

dieß, der bei dem Kaiser Kang-hi in großem Ansehen stand, hat er zuerst Feldartillerie eingeführt. Diese Erzählung, welche auch von dem Jesuiten Le Comte bestätigt wird, ist höchst charakteristisch. Die Kenntnisse des Peter Verbiest als Mathematiker und Chemiker gewannen ihm die Gunst des Kaisers in hohem Grade, und er galt bald für den gelehrtesten Mann des Reichs. Eine damals ausgebrochene Rebellion verschaffte dem Pater Gelegenheit, dem Kaiser einen großen Dienst zu leisten. Ein berühmter chinesischer Heerführer, Namens Osan-Kwei, hatte sich zum Kaiser aufgeworfen, bereits mehrere Provinzen auf seine Seite gebracht, und beunruhigte den Hof ungemein. Der Kaiser sah nach vielen vergeblichen Bemühungen klar ein, daß er ohne Artillerie die Rebellen aus ihren festen Positionen nicht verdrängen könne, aber die schweren eisernen Kanonen waren nicht über die Berge fortzuschaffen, und so forderte er den Pater Verbiest auf, ihm Kanonen nach europäischer Weise zu gießen. Dieser erklärte anfangs, er habe mit den Kriegen dieser Welt nichts zu thun, und wolle für den Erfolg der Waffen des Kaisers beten. Der Kaiser aber bemerkte ihm, wenn er sich weigere, zur Sicherheit des Reichs beizutragen, so sey er des Einverständnisses mit den Rebellen verdächtig, und setze nicht nur seinen Kopf, sondern auch den Bestand der christlichen Religion in China aufs Spiel. Jetzt zauderte Pater Verbiest nicht länger, machte sich an die Arbeit, und die Kanonen gelangen so gut, daß der Kaiser in Gegenwart des ganzen Hofs ihm seinen eigenen Mantel umhängte. Die neuen Kanonen entsprachen ganz ihrem Zweck, die Feinde wurden aus ihren Verschanzungen herausgeschlagen und bald darauf genöthigt zu capituliren.

Die Chinesen selbst wissen nicht, wer der Erfinder des Schießpulvers und der Kanonen ist; der gelehrte Visdelou, der Annotator d'Herbelots hat aus der Zusammenstellung mehrerer historischen Thatsachen ermittelt, daß der Gebrauch von Kanonen schon unter der Dynastie der Tang, welche im J. 907 endete, bekannt war. Einige Nachrichten scheinen sogar zu beweisen, daß man sich schon im J. 620 der Feuerwaffen bediente, obwohl in der Geschichte der Tang keine sichere Spur der Entdeckung sich anführen läßt. Die Chinesen nennen die Kanonen ho pao, gerade wie das mittelalterliche Latein sie mit tormentum igneum bezeichnet, denn pao bedeutet ein Katapult und ho Feuer.

Die wenigen neuen Details über die Zahl und Disciplin der chinesischen Armee, welche von neuern Reisenden geliefert wurden, scheinen zu dem Schlusse zu führen, daß die chinesische Armee aus einer Million Fußsoldaten und 800,000 Reitern besteht, *) eine Angabe, die mit den Bemerkungen der ersten englischen Gesandtschaft unter Lord Macartney so ziemlich übereinstimmt. Die genannte Zahl schließt auch die tatarischen Fahnen in sich. Die Herren von der Gesandtschaft bemerkten auf ihrer Reise durch das Reich ziemlich viel Infanterie, aber wenig Cavallerie. Der Sold eines chinesischen Infanteristen beträgt etwa 7½ kr. rh. (2½ d. engl.) und eine Maaß Reis für den Tag. Ein Reiter hat das Doppelte: der Kaiser liefert die Pferde und der Reiter erhält zwei Maaß Bohnen für dessen täglichen Unterhalt. Der rückständige Sold wird alle drei Monate pünktlich nachbezahlt. Die Rüstung eines Reiters besteht aus Helm, Küraß, Lanze und Säbel, der Fußsoldat hat eine Pike *) und einen Säbel; einige haben Luntenstinten von roher und schlechter Beschaffenheit, andere Bogen und Pfeile. Alle diese Waffen werden bei jeder Revue genau untersucht, und wenn sie im mindesten rostig oder sonst schlecht erhalten sind, so erhält der Soldat, wenn es ein Chinese ist, 30 oder 40 Stockstreiche; wenn es ein Tatar ist, eben so viele Peitschenhiebe.

*) Dieß stimmt mit der frühern Angabe von fünf Millionen nicht zusammen; es müßte hier vielleicht nur die mobile Armee gemeint und die Gränzbesatzungen so wie die Miliz nicht mit einbegriffen seyn. A. d. U.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Das Morbihan.

Das Morbihan ist die Heimath des Religionshasses, der Wallfahrten und Bürgerkriege, ein unfreundliches Land, voll unheimlicher historischer Denkwürdigkeiten und Erinnerungen. Ich werde nie den Tag vergessen, an welchem ich in aller Frühe von Vannes nach Auray, dem Mekka der Chouans, abreiste, um die großen Druidenmonumente bei Erdeven und Carnac zu besehen. Es war ein ächtes Druidenwetter, welches mich ganz traurig stimmte. Ein heftiger Wind trieb dicke, schwarze Wolken vor sich her, welche an einem düstergrauen Himmel dicht über meinem Kopfe hinwegzogen: ein kalter Regen peitschte stoßweise mein Gesicht, und ich hatte alle mögliche Mühe, mein Pferd zum Weitergehen zu bringen. In Auray nahm ich einen Führer von sehr schweigsamer und mürrischer Natur, und noch trauriger, als das Wetter. Wir besuchten zunächst die zwei Meilen von Auray entfernte Annencapelle, wohin man das ganze Jahr hindurch aus allen Gegenden der Bretagne wallfahrtet. Diese heilige Anna ist die Schutzpatronin des Landes und die Beschützerin des Ackerbaues; die reichlichsten Ernten verdankt der Bauer ihrer Gnade, und das Sprüchwort sagt:

Die heilige Anna bringt Gras,
Und füllet Scheunen und Faß!

Den Beutel des Bischofs von Vannes nicht zu vergessen, welchem die Annencapelle jährlich 50,000 Fr. einträgt. — Die Straße nach diesem berühmten Wallfahrtsorte ist in einem schlechten Zustande, und die Capelle selbst ohne Bedeutung; indeß hatte es für mich einen eigenen Reiz, den Ausdruck tiefer, inniger Andacht zu beobachten, welcher sich in den meisten Gesichtern der Betenden aussprach. Es waren keine fanatisch stechenden, dunkelglühenden Augen, wie man sie vor den Madonnenbildern Italiens antrifft, sondern vielmehr blasse, leidend hingegebene, aber dabei doch trotzige Augen, welche eine halsstarrige Seele verrathen, und ein unbeugsames, ausdauerndes Gemüth, welches gegen das Schicksal ruhig-sich hebt, um es zu tragen, und sich nicht aufbäumt, es von seinem kindisch ohnmächtigen Nacken zu schütteln. Das hier zu Lande übliche Costume der Bauern vervollständigt den Anschein dieser Gesinnungen; sie tragen blaue Hosen und Jacken von ansehnlicher Weite, und ihre hellblonden Haare sind bis unter die

*) Dieß stimmt wieder mit einer obigen Angabe nicht zusammen. A. d. U.

Digitized by Google

Ohren kurz geschoren, welches ihnen einen religiösen Anstrich und eine gewisse Aehnlichkeit mit den englischen Rundköpfen zu Cromwells Zeiten gibt. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem runden Filzhut mit breiten Krämpen, welche ein ernstes, verdrießliches Gesicht beschatten, worin kein Funke von dem südlichen Feuer, der gewaltigen Reizbarkeit und Empfänglichkeit, der Gutmüthigkeit, Offenheit, Frohherzigkeit und Lebendigkeit zu finden, welche den Franzosen der östlichen Provinzen eigen sind.

Von der Annencapelle machten wir uns auf den Weg nach Erdeven, nordwestlich vom Eingange der Halbinsel Quiberon, berüchtigten Andenkens. Von Zeit zu Zeit übersah ich ein trostloses Gestade, und in der Ferne ein graues Meer, welches sich an hohen Dünen brach. Der Anblick des Landes ist düster und schauerlich; Alles erinnert an das höchste Elend: wir durchschnitten eine magere, stellenweise angebaute Ebene; die Aecker sind mit kleinen Steinmauern umgeben. Bei dem kleinen Vorwerke Kerzonno erblickt man bereits in der Ferne die unabsehbaren Reihen Granitblöcke, welche aus der einförmigen Fläche hervorragen. Hinter dem Wohnhause jenes Vorwerkes, welches im Alterthum ein wichtiger Platz gewesen zu seyn scheint, befindet sich ein Dolmen von so ansehnlichem Umfange, daß der Eigenthümer daraus einen Stall für zwei Pferde und drei Kühe gemacht hat. Dicht dabei liegt ein einzelner länglich runder, oben zugespitzter Stein, der besonders deßhalb merkwürdig, daß man darauf eine nicht weit von der spitzen Ecke ausgehende und oben quer über die ziemlich abgeglättete Platte hinlaufende Rille oder Aushöhlung bemerkt, welche vier bis fünf Zoll tief eingehauen und so breit ist, daß man die flache Hand bequem hineinlegen kann. Ferner ist unmittelbar hinter dieser Rinne die Oberfläche an beiden Seiten etwa wie an einer Thürfalze ausgeschnitten und geebnet, wodurch zwei Absätze entstanden sind; auf der Fläche des einen erblickt man zwei, auf der des andern Absatzes zur Linken drei ziemlich runde, doch nur flach in das Gestein eingemeißelte Vertiefungen. Die Lage dieses drei bis vier Ellen langen und nicht voll zwei Ellen hohen Steins in der Nähe eines Dolmen hat die Archäologen zu der Muthmaßung geführt, daß es ein alter Opferstein oder eine Schlachtbank für Opferthiere gewesen sey: die darauf eingehauene Kerbe habe zum Abfluß des Blutes gedient, und in die runden Vertiefungen hätte der Priester die Opferschalen gesetzt; obgleich es eben so gut seyn kann, daß man den Block zu einem andern Zweck hat spalten wollen, und daß mit dem Meißel die erste Verzeichnung dazu gemacht worden. Was die runden, flach eingemeißelten Vertiefungen betrifft, so habe ich solche im Innern mehrerer Dolmens, namentlich an den horizontal übergelegten Deckelsteinen, wahrgenommen, und schließe daraus, daß dieselben eher eine symbolische Bedeutung gehabt, als zu dem eben angegebenen Zweck gedient haben.

Die Umgegend von Erdeven ist mit zahlreichen Steinblöcken besäet, welche unverkennbar nach einer gewissen Symmetrie geordnet sind; ich zählte neun nebeneinander fortlaufende Steinavenuen. Die höchsten Blöcke mögen etwa zehn bis zwölf Fuß hoch seyn und sieben bis acht Fuß im Durchmesser haben; gegen die Mitte der Avenuen werden die Steine kleiner und behalten am Ende nur noch drei Fuß Höhe. Sie stehen auf ebenem Boden; einige sind fünf oder sechs Zoll tief in die Erde eingesenkt, andere scheinen nie von der Stelle gerückt worden zu seyn. Wir bemerken im Vorbeigehen, daß man das Material zu diesen wunderseltsamen Bauten nicht weit herzuholen hatte, da das Territorium von Erdeven, wie das von Carnac, aus weitschichtigen Granitlagern besteht, und so zu sagen eine einzige Felsenebene bildet, welche nur mit einer dünnen Schichte vegetabilischer Erde überzogen ist.

Die Steinalleen von Erdeven erstrecken sich in einer Ausdehnung von 500 Klaftern von Norden nach Süden; sie fangen einerseits bei dem Schloß Kerzabo an und richten sich von hier gegen einen glockenförmigen Erdhügel von etwa 50 Fuß Höhe, der oben abgeplattet ist; sie gehen bis an seine Base, und laufen alsdann, indem sie den Hügel links liegen lassen, in gerader Linie mehrere hundert Fuß weiter fort bis zu einem kleinen Teich oder Sumpf, an dessen Nordseite eine Art Wall liegt. Dieser Wall, von Erde und Steinen aufgehäuft und wie ein krummer Haken gestaltet, hat eine beträchtliche, aber ungleiche Höhe, und seine Lage gegen den Teich ist so gerichtet, daß er, gleichsam wie eine Handhabe an einem Becken, nur mit seinen gebogenen Enden dessen Rand berührt. Von Osten her geht ein Fußsteig hinauf zu dem einzigen an dem östlichen Ende des Teichs befindlichen, den Wall von Südost gegen Nordwest durchschneidenden Eingang, der zu dem Innern führt. Dieses besteht in einem nicht ganz ebenen, zu einem unregelmäßigen Oval geformten leeren Platze, worauf nichts weiter wahrzunehmen, als ein Paar hervorragende Steine. Der ganze Umkreis dieses Walles, der nach außen eine steilere Abdachung hat, als nach innen, kann zu 600 Schritten angenommen werden. Die Steinreihen gehen um den See und Wall herum, machen eine merkliche Biegung nach Westen und laufen hundert Klafter weiter in ihrer ersten Richtung fort. Gegen Süden nimmt die Höhe der Blöcke augenscheinlich ab, bis sie am Ende unweit Kerzonno ganz aufhören, bei einem runden Hügel, an dessen Fuß zwei große Dolmens liegen, die von Zeit und Menschenhand viel gelitten haben. Das eine davon ist seiner kreisförmigen Anlage wegen merkwürdig; eine Art Corridor führte zu dem Heiligthum, welches man gegenwärtig zu einem Schweinkoben eingerichtet hat; das andere, wovon noch drei mächtige Deckelsteine übrig sind, wird von den Landesbewohnern Kercadoret or gall (Sitz des Galliers Cadoret) genannt, woraus die Alterthumskundigen schließen, daß es die Wohnung eines Druiden, Namens Cadoret, gewesen, welchem man den Beinamen des Galliers gegeben, weil er nicht aus der Bretagne gebürtig war. Cadoret ist allerdings ein Familienname, der sehr häufig in der Bretagne vorkommt, und noch heutzutage nennt das bretagnische Landvolk die Franzosen schlechtweg Gall (Gallier); aber es scheint mir doch etwas zu gewagt, daraus einen sichern Schluß zu ziehen. Ueberhaupt sind die Gelehrten nicht recht einverstanden, welche Bedeutung die alten Dolmens gehabt haben; man legt ihnen jedoch allgemein eine große Wichtigkeit bei, und vermuthet, daß sie zugleich als Altäre und Rednerbühnen gedient hätten, worauf die Druiden Thier- und Menschenopfer vollbracht, und von welchen herab sie das versammelte Volk angeredet. Daß die Dolmens verschiedene Bestimmungen gehabt, scheint aus ihrer verschiedenen Bauart hervorzugehen; bei einigen ist die Oberfläche wagrecht, bei andern schiefwinklig; die meisten stehen in freiem Felde, viele jedoch sind in die Erde hineingearbeitet oder vielmehr mit Erde bedeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Erdschlipf im Ardeche-Departement. Bei dem Dorfe Creux in der Nähe von Privas ist ein bedeutender Theil eines Berges heruntergerutscht und hat das Bett der Ouvèze ausgefüllt. Man fürchtet, die Sache sey noch nicht zu Ende, da der Gipfel des Berges noch steht, aber so gut wie untergraben ist. (Voleur. 29 Februar.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 72.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 März 1840.

Schilderungen und Abenteuer eines Naturforschers.*)

Der Goldadler.

In den ersten Tagen des Februars 1833, als ich mich zu Boston, in der Provinz Massachussets befand, besuchte ich Hrn. Greenwood, den Eigenthümer des Museums dieser Stadt, der mir gesagt hatte, er habe einen schönen Adler gekauft, dessen Namen er gern wissen möchte. Der Vogel wurde mir gezeigt. Als ich seine stolzen, ernsten Augen sah, erkannte ich sogleich in ihm den falco chrysaëtos des Linné, und wünschte, ihn zu besitzen. Hr. Greenwood hat eben so viel Gefälligkeit als Talent. Auf mein Verlangen willigte er mit Vergnügen ein, mir den edlen Vogel abzutreten, und ließ mich selbst den Preis bestimmen. So nahm ich den Vogel mit mir. Nach Hrn. Greenwoods Erzählung kam der König der Lüfte auf folgende Weise in den Käfig, wo er noch lebte. Hr. Greenwood traf ihn auf einem Leiterwagen, den ein Landmann zum Markte fuhr. Dieser erzählte ihm, daß er eine Fuchsfalle auf den weißen Bergen von New-Hampshire aufgestellt hatte, die er eines Morgens nicht mehr gefunden habe. Er fing an sie zu suchen, und fand sie endlich, eine Meile davon, am Fuße des Adlers, der sich mit einer Klaue darin gefangen. Bei seiner Annäherung floh der Vogel noch tiefer in das Gehölz, und lief mehrere hundert Toisen weit, wurde aber endlich doch eingeholt und, wenn auch mit vieler Mühe, zum Gefangenen gemacht.

Indem ich den Adler forttragen ließ, empfand ich ein achtungsvolles Mitleid für sein Unglück, und bedeckte den Käfig mit einer großen Leinwand, um ihn den lästigen Blicken der Menge zu entziehen. Doch nach und nach, da ich mich einmal in seinem Besitze sah, verschwand dieses großmüthige Gefühl. Ich setzte sein tragbares Gefängniß so, daß ich ihn bequem beobachten konnte. Wenn ich sein stolzes Auge mir Blicke voll Verachtung zuwerfen sah, fühlte ich mich wohl versucht, ihm seine Freiheit wiederzugeben, daß er in seine heimischen Gebirge zurückkehren könne. Ich dachte mir ihn, wie er seine großen Flügel ausbreiten, und sich zu dem Felsen aufschwingen werde, wo sein Nest war; dann aber tadelte mich meine Vorliebe für Naturgeschichte über diesen Gedanken; ich hatte mir ein großes Vergnügen versprochen, diesen herrlichen Gefangenen zu zeichnen, und ich entschloß mich ihn zu opfern.

Als mein grausamer Entschluß gefaßt war, brachte ich einen ganzen Tag zu, seine Bewegungen zu beobachten; den folgenden Tag bestimmte ich die für meine Absicht, sein vollkommen ähnliches Porträt zu machen, günstigste Stellung, und den dritten Tag dachte ich auf Mittel, ihm das Leben zu nehmen, ohne ihn lange leiden zu lassen. Darüber befragte ich mehrere Personen, unter andern auch meinen achtbaren Freund, Dr. Parkman, der uns täglich besuchte. Er rieth mir wechselsweise, ihn durch Kohlendampf zu ersticken, ihn durch Electricität zu tödten ꝛc., und wir kamen überein, die erste Todesart zu wählen, da sie für uns die leichteste und für den Adler die schmerzloseste wäre. Wir brachten ihn daher mit seinem Käfig in ein kleines Zimmer, bedeckten ihn sorgfältig mit Decken, unter denen wir ein Becken voll glühender Kohlen setzten, verschlossen das Fenster und die Thür, und verließen ihn darauf. Ich wartete einige Zeit und horchte dann, in der Meinung, jeden Augenblick ihn von seinem Standpunkte herabfallen zu hören; aber kein Geräusch verkündigte seinen Fall, und nach einigen Stunden ging ich in das Zimmer und nahm die Decken vom Käfig hervor. Mitten in einer dicken Rauchwolke sah ich den Adler fest auf seinem Sitze, sein Blick stolz und ungeschwächt, voll Kraft und Leben wie immer. Ich ließ die Decken wieder auflegen, alle Zugänge verstopfen und horchte wieder. Der Abend verging und gegen Mitternacht wollte ich meinen Gefangenen zum letzten Mal sehen. Er war immer noch derselbe, stolz und ungebeugt, doch war für mich und meinen Sohn die Luft unerträglich, und der Rauch fing schon an, in den benachbarten Zimmern unangenehm bemerklich zu werden. Zehn Stunden lang hatte ich den Versuch fortgesetzt, und als ich fand, daß die Kohle den erwarteten Erfolg nicht hatte, ging ich, ermüdet und getäuscht zur Ruhe.

Am folgenden Morgen bei guter Zeit versuchte ich den Kohlendampf von neuem und fügte etwas Schwefel hinzu;

*) Aus Audubons ornithologischen Wanderungen mitgetheilt, denen auch schon der Holzhauer in Florida (s. Nr. 11) entlehnt ist

Digitized by Google

doch nach zwei Stunden wurden wir durch den erstickenden Dampf fast aus dem Hause getrieben, während der edle Märtyrer sich immer noch fest auf seiner Stange zeigte und uns mit trotziger Miene anfah, sobald wir uns ihm näherten. Wir mußten also auf das Ersticken verzichten, und ich sah mich genöthigt, zu einem letzten Mittel, dem wirksamsten von Allen, meine Zuflucht zu nehmen. Ich nahm einen langen, spitzigen Stahl und stieß ihn ihm ins Herz . . . sogleich fiel mein Gefangener todt herab, ohne nur eine Feder zu sträuben.

Ich brachte eine ganze Nacht zu, ihn zu zeichnen, und arbeitete an der Zeichnung mit einem solchen Eifer, daß er mir fast das Leben gekostet hatte. Ich wurde nämlich von Krämpfen heimgesucht, die meine Familie sehr beunruhigten; doch durch Gottes und meiner drei Freunde, der Doctoren Parkman, Shattuck und Warren, Hülfe kehrte meine Gesundheit bald zurück, und ich sah mich durch sorgsame Pflege und Wartung in den Stand gesetzt, meine Arbeiten wieder zu beginnen. Vierzehn Tage brauchte ich, meine angefangene Zeichnung zu vollenden: kein Vogel, außer dem wilden Truthahn, hatte eine solche anhaltende Arbeit erfordert.

(Schluß folgt.)

Notizen über das östliche Afrika.

(Fortsetzung.)

II. Die Somalis, zwischen den Danakil im Norden, den Gallas im Westen und dem Küstenlande Sowahhel (auf den Karten Sowauli) im Süden, bewohnen den Küstenstrich von Zeila (zwischen Zeila und Ambabo ist die Grenze des Gebiets der Danakil und der Somali, etwa zwei Tagereisen im Norden von Zeila) bis Cap Guardafui; sie sind in sehr viele Stämme getheilt, von welchen jeder wieder durch mehrere Häuptlinge regiert wird, deren Autorität aber sehr gering seyn soll. Sie bauen sich nirgends feste Wohnsitze, und pflanzen nichts an; in ihren Gebirgen führen sie ein räuberisches Hirtenleben, ihre Nahrung ist Milch, Fleisch und etwas Durrah, das sie in Zeila und Berbera gegen Schmalz oder Schafe einhandeln. Ihre einzige Stadt ist Berbera, wo sie aber auch nur ein paar Monate (vom October bis März) verweilen; während dieser Zeit verkaufen sie an europäische und arabische Schiffe, die dann in ihren Hafen kommen, dieselben, oben beim Handel von Zeila angeführten, Producte, und kehren dann in ihre Gebirge, oder die Reicheren in die arabischen Küstenstädte zurück, wo viele derselben eigene Häuser haben. Die Somali sind schwarzer als ihre Nachbarn die Danakil, als die Abyssinier und als die Gallas und Leute von Harrer, welche ich hier und an andern Orten gesehen habe; ihre Gesichtsbildung ist aber nicht negerartig, sondern im Gegentheil — nach europäischen Begriffen — angenehm; auch ihre Haare sind vom Negerhaar verschieden, zwar kraus, aber lang und nicht so wollig. Die Weiber flechten sich Zöpfe, die Männer lassen es ungefähr eine starke Faust hoch wachsen, und erhalten es dann immer gewöhnlich in dieser Länge; beide Geschlechter schmieren sich mit Butter ein, wie dieß, glaube ich, bei allen afrikanischen Völkern im Binnenlande Sitte ist.

Alle Stämme sprechen eine und dieselbe Sprache. Hinsichtlich der Religion sind sie theils Heiden (kofar), theils, dem Namen nach, Mohammedaner, wissen aber nichts von Gott, noch seinem Propheten, haben weder Priester noch Moscheen, beten niemals, halten keine Fasten (Ramadan) und befolgen weder die Reinigungen noch andere Vorschriften des Korans. Man wollte schon hie und da etliche in Zeila zwingen, ein Gebet oder nur wenigstens das mohammedanische Glaubensbekenntniß zu lernen und herzusagen, allein sie thaten es nicht, und ließen sich lieber einsperren; sie sagten, dieß sey eine Schande für den Mann, denn es sey ein Geschäft der Weiber und der Kinder. — Es ist eine Ehre unter ihnen, einen Mann ermordet zu haben; als Zeichen und Beweis des wirklich verübten Mordes muß der Mörder dem Erschlagenen die Schamtheile abschneiden, und solche dem Häuptling seines Stammes, oder, wenn dieser zu entfernt ist, einer Versammlung von Männern seines Stammes vorweisen; sodann erhält er die Erlaubniß, als Auszeichnung eine weiße Straußenfeder im Haare zu tragen. Wer zwei Männer ermordet hat, trägt zwei, wer drei, drei Federn auf dem Kopfe. Solcher Ritter von der Straußenfeder laufen hier in Zeila viele herum, manche gar mit drei und vieren, und man wäre auf den ersten Anblick fast versucht, sie für ein zwar wildes, aber tapferes Volk zu halten; allein nicht immer hat ein solcher Held einen Mann in offenem Kampfe getödtet; wer hiezu nicht den Muth hat, und doch gern die weiße Decoration im Haare tragen möchte, dem steht ein anderer Ausweg offen, sie zu verdienen; er ermordet ein schwangeres Weib, schneidet ihr den Leib auf, nimmt das Kind heraus, schneidet ihm, wenn es ein Knäbchen ist, die Schamtheile ab, weist sie seinem Häuptling vor — und erhält die Straußenfeder; findet er aber im Leibe der Mutter ein Mädchen, so hat er den Mord ganz umsonst verübt. Man sagt mir, daß auf diese feige, erbärmliche Manier die meisten dieser Kerls ihre Auszeichnung erlangt haben. — Bei Feierlichkeiten und Spielen an Hochzeiten und dergleichen spielen die mit den Straußenfedern die Hauptrollen, und genießen besondere Ehre. Auch machen sie die Vortänzer bei den Waffentänzen, in denen die Somali wirklich viel Gewandtheit zeigen, und die ich von ihnen schöner aufführen sah, als von den Schihos und den Danakils.

Diese wenigen Bemerkungen lassen genugsam auf die Rohheit, Sittenlosigkeit und den niedrigen Culturstand dieses Volkes im Allgemeinen schließen; eine Ausnahme machen die Kaufleute Berbera's und in Zeila, die meistens in Mocha ihre Häuser und Harems haben, gute Mohammedaner sind, und ihre Kinder in den arabischen Schulen unterrichten lassen. — In Zeila ist keine Schule.

Die Namen der verschiedenen mir bekannt gewordenen Somalistämme sind folgende: die Esa, die Haberauel, die Haberhaggis, die Medjerden, Gadoburst, Abbasgul, Berteli, Wogaden, Hania und Dare-Somali; diese gewöhnlich auf den Karten richtig angegeben. Ferner im Westen und Südwesten

Digitized by Google

gegen die Länder der Galla hin noch folgende Stämme: die Mekahil-, Wersingeli-, Ber-igali-, Berhoseh-, Berachmed-, Eialgedi-, Eial abd Allah-, Mabegan-, Worennad-, Worenkio-, Worennmia- und Urnene-Somali; theils Mohammedaner, theils Heiden.

Durch ihr Gebiet führen nur zwei Karawanenstraßen ins Innere des Landes nach Harrer. Von dem südlichen Wege, von Berbera aus, im Gebiete der Haberauel-Somali, weiß ich nur so viel, daß ein einzelner Mann, ohne Gepäck, 15 bis 20 Tage zur Reise von da bis Harrer braucht; 5 bis 6 Tage ehe er nach Harrer kommt, betritt er das Gebiet der Galla. Karawanen sollen zu dieser Reise 4 bis 5 Monate Zeit brauchen. Auf dem nördlichen Wege, von Zeila aus, durch das Gebiet der Eis-Somali nach Harrer braucht ein einzelner Mann 6 bis 7 Tage, hievon bringt er vier Tage im Gebiete der Somali's, sodann einen Tag auf neutralem Gebiet, ohne Bewohner, ohne Hirten und Heerden, nur hie und da von Räubern, die auf Sklavenfang ausgehen, durchstrichen, und endlich zwei Tage im Gebiete der Ala-Galla zu, welche Mohammedaner und dem Sultan von Harrer theilweise unterworfen sind. So weit das Gebiet der Somali reicht, ist kein Dorf, ja kein Haus zu sehen; die — Harrer unterworfenen — Galla aber wohnen in Dörfern, treiben Ackerbau und Viehzucht. Karawanen brauchen zu dieser Reise zwei bis drei Monate. Dieß erscheint kaum glaublich, allein ich wurde durch den Augenschein hievon überzeugt. Eine Karawane von Harrer, bei der besonders viele Hadschis (Pilger nach Mecca) waren, die während meines Aufenthalts in Zeila ankam, hatte, nach ihren Aussagen, und wie aus dem Datum der Briefe, die sie von Harrer für den Emir und hiesige Kaufleute mitbrachten, ersichtlich war, gerade hundert Tage, also über drei Monate, unterwegs zugebracht. Hindernisse, im Terrain gelegen, steile Berge, die von den Kamelen nur äußerst langsam und vorsichtig überstiegen werden können, hie und da einfallende Regen, die, weil der Boden zu schlüpfrig wird, den Weitermarsch unmöglich machen, vor Allem aber Hindernisse und Aufenthalt durch die räuberischen Anfälle und Auflauerungen der Beduinen verursacht, machen das lange Verweilen einer großen Karawane auf dieser kurzen Strecke, von vielleicht 50 bis 60 Stunden, erklärlich. — Es ist hieraus ersichtlich, daß das Innere Afrika's von dieser Seite aus zwar nicht unzugänglich, allein das Eindringen doch immer mit vieler Mühe und großen Schwierigkeiten verknüpft ist. Eine Gesellschaft von 10 bis 15 wohlbewaffneten und gutberittenen Europäern würde jedoch nach meiner vollkommenen Ueberzeugung hier ohne allen Anstoß reisen, und wenigstens bis in die Länder der Galla vordringen können, denn bis zu diesen trifft man auf keine Feinde mit Pfeil und Bogen, und noch weniger mit Gewehr bewaffnet, dessen Anblick schon einen ganzen Haufen der Beduinen in Schranken hält. Lebensmittel müßte man in großer Quantität von der Küste aus auf Kamelen mit sich führen. Futter für die Thiere, Holz zum Kochen und Wasser findet man jeden Tag, und weiter im Innern auch Lebensmittel für Menschen. Durch kleine, unbedeutende Geschenke, kupferne Ringe, Nadeln u. s. w. könnte man noch zudem stets in gutem Einverständniß mit diesen Wilden bleiben. Einzelne Reisende aber von weißer Farbe werden wohl selten weit ins Innere eindringen.

Der Weg von Zeila nach Harrer soll durch lauter üppig bewachsene Thäler, einigemale über steile, oben ein Plateau bildende Gebirge und über fünf oder sechs größere und kleinere Bäche führen, deren Namen, Quelle, Richtung u. s. w. ich leider von Niemanden bestimmt erfahren konnte. Die Karawanen benennen die Bäche erstes, zweites u. s. w. Wasser, und alles Weitere in Betreff derselben bekümmert sie gar nicht. Die Gebirge sollen, je weiter gegen das Innere, immer höher werden, und bei Harrer einige derselben hie und da Schnee (ras abiad, weißes Haupt) auf dem Gipfel haben, der aber mit der Mittagssonne wieder schmelze. Reißende Thiere und Jagd in Menge.

(Fortsetzung folgt.)

Vorschlag, tropische Pflanzen in Europa anzubauen.

Der Urheber dieses Plans, der jetzt nach einem 20jährigen Aufenthalt in Indien wieder nach Europa zurückgekehrt ist, macht sich anheischig zu beweisen, 1) daß Europa Hungersnoth und Mißwachs vermeiden und nöthigenfalls seine Nahrungsmittel verzehnfachen könne, wenn es eine große Anzahl nährender Knollengewächse bei sich heimisch machen wolle, die weit productiver und nahrhafter sind, als die Kartoffeln, und schon in allen Erdtheilen, nur in Europa nicht, angebaut werden. Unter diesen Wurzeln, die mehr als zwanzig verschiedene Arten umfassen, finden sich die Yamswurzeln, von denen eine Abart, fast wie es bei den Kürbissen geschieht, das ungeheure Gewicht von 15 bis 50 Kilogramme oder 60 Pfund erhalten kann. Die andern Wurzeln sind Manioc, Malanga, Madère, Zuckerpataten, Cousse-Couche, Taloman, Diptam, Curaibenkraut (chou caraïbe) u. s. w.; 2) daß der Erfolg des Anbaues dieser Wurzeln in Europa unfehlbar seyn werde, da sie sich hier in Bezug auf Güte und Ergiebigkeit weit besser entwickeln werden, als irgend wo anders; 3) daß der Anbau des Zuckerrohrs im Allgemeinen leichter und fruchtbringender für Futter, Rum und Zucker seyn wird, namentlich in Flandern und andern fruchtbaren, feuchten Gegenden Europa's, als in Indien, und daß übrigens das Product daselbst immer noch der Rübe vorzuziehen seyn möchte, was weder in Algier, noch in der Provence der Fall seyn würde. Die nördlichen Länder können also in Fülle treffliche geistige Getränke sich durch dieses Mittel verschaffen, ohne genöthigt zu seyn, Getreide dazu zu verwenden. 4) Der Verfasser erbietet sich, schnell, in großartiger Weise und mit wenig Kosten den Anbau dieser Pflanzen und noch eine große Menge anderer, sogenannter zwischentropischer (intertropicales) Pflanzen zu bewerkstelligen, die nicht weniger nützlich sind, und zu denen mehrere Färbepflanzen gehören.

Daher schlägt er vor, als vorläufigen Anfang eine Musterpflanzschule zu gründen, die sogleich mit wenig Kosten ins Leben treten könnte, und die dann bestimmt wäre, als Niederlage zum Verkauf oder Verbreitung der Knollengewächse, des Zuckerrohrs u. s. w., und einer Menge anderer sehr nützlicher Pflanzen zu dienen.

So sonderbar auch ein solcher Vorschlag erscheinen mag, so läß

Digitized by Google

aus doch die Ueberzeugung des Verfaſſers, die Zeit, die Sorgfalt, der Eifer, den er der Ausführung dieſer Idee gewidmet hat, aufrichtig wünſchen, es möchten geeignete Verſuche angeſtellt werden, um den Vorſchlag zu prüfen. (Echo du Monde Savant vom 19 Februar.)

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortſetzung.)

Ganz nahe an der Oſtſeite des Vorwerkes Kerzonno findet man noch einen ſonderbaren Steinſatz. Vierzig nebeneinander geſetzte Steine bilden dort eine Art Oblongum, deſſen größere Länge 44 Schritte von Süden gegen Norden, die Breite aber 10 Schritte und etwas darüber beträgt, vornehmlich am ſüdlichen Ende, wo, vielleicht als ehemaliger Eingang, zwei große über drei Ellen hohe Steine gegeneinander aufgerichtet ſind; in dem innern Raume bemerkt man einige andere Steine, die einzeln daliegen. Dieſe trockene Beſchreibung muß hier genügen, da die Alterthumsforſcher auf alle Fragen, ob dieſe Stelle ein Bet-, Opfer-, Begräbniß-, Verſammlungs- und Berathſchlagungsplatz oder eine Gerichtsſtätte geweſen ſey, oder ob die Steine zum Denkmal für ein Häuflein verwandter oder ſonſt verbundener, im Kampfe gefallener Krieger errichtet worden, keine genügende Antwort geben können.

Ich brachte den Reſt des Tages mit der Beſichtigung dieſer wunderſeltſamen Monumente zu, und kehrte gegen Abend bei dem Müller von Erdeven ein, welcher ſich erweichen ließ, mich für die Nacht zu bergen und mit mir ein frugales Abendeſſen zu theilen, welches in grobem Schwarzbrod, dicker Mehlgrütze und herbem Landwein beſtand, der ſich keineswegs auf Flaſchen abgelegen hatte, da in dem ganzen Hauſe kein Gefäß von Glas zu finden war: der Wirth zapfte ihn aus dem Faſſe in eine kleine irdene Schale, welche zugleich die Stelle der Flaſche und des Glaſes verſah. Da meine Lagerſtatt eben nicht die weichſte war, brach ich am folgenden Morgen früh nach Carnac auf. Der Weg dahin iſt unintereſſant; von der Spitze eines Hügels zwiſchen Kerzonno und Plouharnel hat man einen Ueberblick über dieſe ganze Küſte von Port-Louis bis nach Carnac. Gerade vor uns ſteigt der ſchlanke Kirchthurm des zuletzt genannten Ortes in die Luft, während ſich hinter uns der Signalthurm bei Lorient wie ein dünner Schiffsmaſt vom Horizont abhebt. Die Entfernung zwiſchen dieſen beiden Punkten beträgt an 12 Meilen. Zur Linken hat man Belle-Isle, das Fort Penthièvre, die Halbinſel Quiberon und die ſchmale Landzunge von röthlichem Sande, welche ſie mit dem Feſtlande verbindet; ringsherum eine magere Fläche, hie und da von einzelnen grauen Menhirs und ſteinernen Kreuzen unterbrochen, zwiſchen denen Haidſchnucken weiden. Nach Verlauf von etwa anderthalb Stunden erreichte ich eine zweite Anhöhe, an deren Fuß ſich die Ebene von Carnac mit ihren bemoosten Steinmaſſen ausbreitet, welche aus der Ferne einem großen Ruinenhaufen gleichen.

Die Monumente von Carnac liegen, wie die von Erdeven, in einer kahlen Haide, und beſtehen in ungehauenen Steinblöcken, welche in elf parallellaufenden Alleen aufgeſtellt ſind, theils ganz flach am Boden, theils einige Zoll tief in die Erde eingeſenkt. Sie gehen in einer Länge von 400 Klaftern von Südoſt nach Nordweſt, und ſtoßen auf dem einen Ende an das Bauerngehöft Menec, auf dem andern an die Mühle von Kermario. Die Steine bei Carnac ſind nicht ſo zahlreich, als die von Erdeven; dagegen müſſen dieſe an Höhe nachſtehen. Die höchſten Blöcke bei Carnac meſſen 20 Fuß, ſehr viele 10 bis 12 Fuß, und die kleinſten 5 Fuß. Auch hier findet man die größten Ruinen obenan, wie in Erdeven; dazu kommt noch ein am nordweſtlichen Ende gelegener, aus achtzehn Rieſenblöcken gebildeter Steinkreis, welcher bei der erſten Reihe anfängt und bei der elften aufhört, ſo daß die Breite der elf Alleen ſeinem Durchmeſſer gleichkommt. An dem entgegengeſetzten Ende findet man mehrere anſehnliche, leider ſehr zerſtörte Dolmens, rechts davon einen künſtlich aufgeworfenen Hügel mit einer kleinen Capelle, und dicht dabei in einer Niederung eine heilige Quelle, welcher noch heutzutage eine wunderthätige Kraft zugeſchrieben wird.

Die Gegend von Erdeven und Carnac iſt unſtreitig eine heilige Erde und ein claſſiſcher Boden. Die künſtlich aufgeworfenen Erdwälle und Hügel, die unabſehbaren Reihen von Granitblöcken, welche Menſchenhände aus ihrer natürlichen Lage gehoben und ſymmetriſch geordnet haben, machen dieſen kleinen Fleck des Morbihan Fremden und Einheimiſchen ſehr merkwürdig, da die darauf zerſtreuten Denkmale auf große Begebenheiten und mächtige Inſtitutionen der Vorzeit ſchließen laſſen. Dieſer kahle, unholde Flächenraum würde ſich vielleicht zu einem ſehr wichtigen Punkt in der älteſten Geſchichte Frankreichs erheben, wenn man durch bloße Traditionen, Muthmaßungen, gelehrte Forſchungen und Auslegungen das tiefe Dunkel aufhellen könnte, ſo dieſe Ueberbleibſel aus dem grauenſten Alterthum umhüllt. Wie die römiſchen Waſſerleitungen im Süden von Frankreich, ſo ſind auch dieſe celtiſchen Denkmäler von den Bauern als Steinbrüche benutzt worden. Seit einigen Jahren hat man in der Umgegend von Carnac mehr als 2000 von dieſen Blöcken zerſchlagen: der ſelbſt an dieſer rauhen Küſte ſich immer mehr ausbreitende Landbau gebraucht dieſe Steine zur Einfriedigung der beſtellten Aecker. Da die Bevölkerung von Erdeven ungleich ärmer iſt, als die von Carnac, hat ſie ſich weniger an dieſen Steinen vergriffen, deren Geſammtzahl an beiden Orten ſich immerhin noch auf 5000 belaufen mag. — Ich vergaß anzumerken, daß keiner von dieſen Steinen ſorgſam behauen, ſondern jeder nur aus dem Groben gearbeitet iſt. Die einzige Schönheit für die Architekten, welche dieſen ſeltſamen Bau leiteten, beſtand darin, daß man die Steine bisweilen auf dem ſpitzen Ende, wie umgekehrte Zuckerhüte, aufſtellte, d. h. auf die unnatürlichſte Weiſe, welche vielleicht von Religionswegen geboten war.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 29** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Leben, Briefwechſel und Schriften Waſhingtons. — George Sand, über das phantaſtiſche Drama.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und unentgeldlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 73.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 März 1840.

Griechisch-Russische Baukunst.

In der Versammlung der brittischen Architekten vom 20 Januar wurde ein Aufsatz von Hrn. Hallmann aus Hannover „Ueber die Geschichte der griechisch-russischen Kirchen-Architektur" vorgelesen. Den Eingang, der eine allgemein geschichtliche Uebersicht enthält, wie wir sie schon (s. Nr. 30) nach russischen Quellen gegeben haben, übergehen wir. Darauf führt er seine Ansicht über diesen Gegenstand mit besonderer Bezugnahme auf die Hauptkirche in Moskau, die Kirche der Himmelfahrt Mariä, folgendermaßen aus.

Der Plan der Kirche bildet ein in sich getheiltes, länglichtes Viereck, und ihre Gewölbe werden von sechs gleichen Säulen im Innern getragen. Beim ersten Anblick bemerkt man die Form des griechischen Kreuzes nicht, doch ist sie durch die Anordnung der Kuppeln angedeutet worden. Die ältern Kirchen bilden oft ein vollkommenes Viereck, dem eine Vorhalle angebaut ist, doch hier ist diese Vorhalle mit dem Innern der Kirche vereinigt und die Bogen der Kuppeln sind so angebracht, als wenn die Kirche noch ihre ursprüngliche Form beibehalten hätte. Die sechs Säulen theilen die Kirche in vier Theile von Ost nach West und drei von Nord nach Süd. Auf der Ostseite sieht man drei Absides (gewölbte Decken), die nur durch die Breite eines Pfeilers getrennt sind. Die mittlere Abside ist breiter als die an den Seiten. Diese Anordnung findet man fast in allen griechischen Kirchen, und diese Absides bezeichnen die Lage der drei Altäre, die man überall, ausgenommen in kleinen Capellen, antrifft. Die Altäre sind dem Publicum nicht sichtbar; sie werden durch die Ikonostasis, eine den griechischen Kirchen eigenthümliche Einrichtung, bedeckt oder verborgen. Diese Ikonostasis (oder Bilderträger) ist nur eine Art kolossalen Schirms, der die ganze Breite der Kirche einnimmt und sie so in zwei ungleiche Theile theilt. Die Ikonostasis hat drei Thüren, eine Hauptthüre in der Mitte und zwei an den Seiten. Hinter den Seitenthüren ist eine besondere Vorrichtung, nämlich auf jeder Seite steht eine zweite Ikonostasis, die nur die Breite der kleinen Abside einnimmt, doch entspricht die übrige Anordnung von drei Thüren und einem Altar dahinter der größern. Dieß trifft man in den alten Kirchen; in den neuern ist eine Veränderung eingetreten, so daß man am andern Ende des Gebäudes in gleicher Linie drei verschiedene Ikonostases sieht. Zwischen der Hauptthür und den Seitenthüren ist vor der Ikonostasis auf jeder Seite ein Platz für die Sänger. Ueber und vor der Ikonostasis erhebt sich stets die Hauptkuppel, und in den Kathedralkirchen sieht man am Fuß der Absis, der Ikonostasis gegenüber, welche die Kuppel trägt, zur Linken einen Baldachin für den Kaiser, und zur Rechten einen andern für den Metropoliten. In Bezug auf die Stellung der Kuppeln, so steht meistentheils die Hauptkuppel in der Mitte von vier kleinern, die sie umgeben, und die kleinern stehen fast stets an den vier Winkeln des griechischen Kreuzes. In jeder Kirche ist die Ikonostasis der Haupttheil, die eine Darstellung des himmlischen Reichs seyn soll; sie besteht aus vier oder fünf verschiedenen Abtheilungen, von denen vier unerläßlich sind. Jede Reihe enthält eine ungleiche Zahl von Gemälden der Heiligen, die auf Täfelchen oder länglicht viereckigen Oberflächen gemalt sind und deren Platz streng bestimmt ist. Auf der ersten Reihe sind die drei Thüren; die mittlere Thüre (mit zwei Flügeln) muß mit der Verkündigung Mariä geschmückt seyn — die Jungfrau auf der einen, der Engel auf den andern Flügelthüren nebst den Köpfen oder Emblemen der vier Evangelisten; zur Rechten der Thüre ist das Bild Christi, zur Linken das der Madonna; zur Rechten nach dem Christusbild steht das Gemälde des Heiligen oder des Festes der Kirche, dann kommen die schon erwähnten kleinern Thüren, doch dürfen sie nur einfach seyn; über den kleinern Thüren steht zur Linken das griechische Kreuz, zur Rechten das Kreuz Mosis, und Symbole des neuen und alten Testaments. Dieß sind die unerläßlichen Verzierungen der ersten Abtheilung. Der Grund der ganzen Ikonostasis ist vergoldet. Auf der zweiten Abtheilung in der Mitte ist Christus auf einem Throne, zur Rechten St. Johann der Täufer, zur Linken die Madonna ohne das Kind, nach diesen erscheinen auf jeder Seite zwei Erzengel und sechs Apostel. Auf der dritten Abtheilung sitzt die Madonna in der Mitte und hält das Kind Jesu auf den Knien, auf jeder Seite sind die Bildnisse der Propheten zu sehen. Auf der vierten Ab-

Digitized by Google

theilung sieht man Gott den Vater auf einem Thron mit dem Jesuskinde; auf jeder Seite die Patriarchen der Kirche. Zuweilen ist auch noch eine fünfte Abtheilung, auf welcher Scenen aus der Geschichte oder den Leiden des Erlösers abgebildet sind. Die übrigen Theile der Kirche sind mit Gemälden auf Goldgrund verziert. Die äußere Form ist sehr einfach; in Bezug auf den obern Theil des Gebäudes hat man fast allgemein die orientalische Bauart des 11ten und 12ten Jahrhunderts angenommen — nämlich die völlige Verwerfung der Horizontallinie des Karnießes als Vollendung eines Gebäudes und die Substituirung der Bogen oder Spitzbogenform — bei Bestimmung der Estrados der Wölbungen. Diese cylinderförmige Deckung ist im Osten wohlbekannt und findet sich noch jetzt selbst in Italien, in den Umgebungen von Neapel. Diese Estrados sind in allen Farben gemalt. Die russischen Kirchen erhalten von den Kuppeln, die sich auf dem Dache erheben, einen eigenthümlichen Anblick. Als man im 11ten Jahrhundert anfing, Kirchen zu bauen, ahmte man natürlich die im Orient vorherrschende Sitte nach, d. h. man nahm nicht solche Kuppeln, wie man z. B. an der Sophienmoschee in Konstantinopel oder in Venedig sieht, wohl aber solche, die man an den Kirchen jener Zeiten in Griechenland antrifft. Die Form der Kuppeln selbst, die meist auf einer achteckigen Grundlage ruhen, sind außerordentlich verschieden, denn einige haben die Gestalt einer Halbkugel, andere einer flachen Zwiebel, einer Knospe oder einer langen Birne ꝛc.

Hr. Hallmann zieht darauf eine Parallele zwischen den russischen, eigentlich griechischen und den westlichen Kirchen, die Spuren griechischen Einflusses tragen. Die ersten christlichen Tempel unter Konstantin im Osten und selbst in Rom waren kreisrund oder achteckig und mit einer einzigen großen Kuppel bedeckt; später finden wir mit geringen Veränderungen dieselbe Einrichtung im Innern der Kirchen, aber das Aeußere nimmt die viereckige Form an, wie bei der Kirche des Sergius und Bacchus und der heiligen Sophia in Konstantinopel. Diese letztere Kirche zeigt bereits im Innern die Gestalt des griechischen Kreuzes und kann als die Basis der russischen Kirchen betrachtet werden. Am Ende des siebenten Jahrhunderts fing die Spaltung in den Lehren der Bilderverehrer und Bilderstürmer an, welche den Bruch zwischen den Kirchen des Ostens und Westens vollständig machte. Wahrscheinlich von dieser Zeit kann man den Gebrauch datiren, in den griechischen Kirchen keine geschnitzten Bilder oder Statuen, mit Ausnahme der Statuen der Engel, zuzulassen. Deßhalb sehen wir selbst in Italien auf Bronze Thüren griechischen Ursprungs, niellos, wie zu Monte St. Angelo, zu Canopa in Apulien und zu Amalfi. Ein anderer Unterschied, wahrscheinlich eine der Folgen des Schisma, war der eingeführte Gebrauch, auf jeder Seite des Hauptaltars einen kleinern zu errichten; nicht, wie in den römisch katholischen Kirchen an den Enden des Transepts oder in Seitencapellen, sondern am hintern Ende der Kirche in gleicher Richtung mit dem Hauptaltar. Ihr Platz ist stets durch eine Nische oder Absis angedeutet. Wir haben gezeigt, daß dieser Gebrauch in den russischen Kirchen, die in demselben Jahrhundert angefangen wurden, Grundtypus wurde und daß er mit der Theilung und Unterabtheilung der Ikonostasis ganz übereinstimmt. Diese Einrichtung finden wir fast in allen Kirchen aus dem 11ten, 12ten und 13ten Jahrhundert zu Bari, Trani, Malfetta, Otranto ꝛc., wo der griechische Gottesdienst damals vorherrschte. Diese Stellung der Altäre findet man sogar, wo die Kirchen römisch-katholisch waren, wie in Palermo, in der Capelle zu Martorana und Monreal und selbst zu Amalfi und Ravello. Wenn man bedenkt, daß diese Eintheilung in Kirchen aus einer frühern Zeit gefunden wird, wie St. Parenzo in Istria, zu St. Fosca ꝛc., und daß vielleicht die Form der alten Basilika dieser Eintheilung den Ursprung gegeben habe, so ist es sehr möglich, daß die Griechen diese Form als einen alten Gebrauch der Kirche beibehielten und vielmehr die Römisch-katholischen davon abwichen. Diese Bemerkung wird noch bestätigt, wenn wir wahrnehmen, daß die alten Schriftsteller uns erzählen, zur Linken des Altars sey ein Platz für die Diakonen der Kirche, später Sacristei genannt, und zur Rechten ein Altar zur Weihung des Brodes und Weines zur Communion. In den römisch-katholischen Kirchen sehen wir stets an der Seite der Kirche eine Sacristei, in der griechischen Kirche kleidet sich der Priester stets hinter der Ikonostasis an, und bis auf den heutigen Tag ist an der Seite des Hauptaltars ein Altar zur Weihung des Weines und Brodes. Ein anderer, sehr bemerkenswerther Unterschied in den russischen Kirchen ist der, daß für die Frauen kein besonderer Platz besteht, und nicht eine einzige Spur sich von einer Tribune oder Gynäceum findet — ein um so auffallenderer Umstand, da diese Einrichtung nicht allein im Osten, sondern auch in fast allen Kirchen an den Küsten des adriatischen Meeres, zu Bari u. s. w. sich vorfindet.

Schilderungen und Abenteuer eines Naturforschers.

Der Goldadler.

(Schluß.)

Der Goldadler lebt zwar gewöhnlich in den Vereinigten Staaten, ist aber doch selten; man trifft nicht leicht mehr als ein oder zwei Paar in einem Jahre, und man muß sie in den Bergen oder auf den weiten Ebenen an deren Fuße suchen. Einige sah ich an den Ufern des Hudson hinfliegen, andere in den höhern Gegenden des Mississippi, noch andere in den Alleghanys, und nur zwei im Staate Maine. In Labrador bemerkten wir einen einzelnen Adler einige Toisen über der mossigen Spitze eines einsam stehenden Felsens schweben.

Der Flug des Goldadlers ist kräftig, doch hat er nicht die Schnelle des Falken, nicht einmal die des weißköpfigen Adlers. Er kann nicht wie dieser seine Beute in den Lüften verfolgen und ergreifen, sondern muß aus der Höhe herabsteigen, um sie zu erreichen. Doch ersetzt zum Theil die Schärfe seines Auges das, was ihm dort abgeht. Er kann aus großer Ferne seine Beute erspähen: hat er sie aber einmal erspäht, so schießt er mit der Schnelligkeit eines Blitzes herab, und schwer ist es,

Digitized by Google

ihm zu entgehen. Wenn er in großer Höhe ist, macht sein Flug einen bewundernswürdigen Eindruck; in langsamem Fluge beschreibt er stundenlang Kreise mit einer Leichtigkeit und Majestät, die eines Königs der Vögel würdig ist.

Das Nest dieses edlen Thieres ist stets am unzugänglichen Rande eines schroffen Abhanges, nie, so viel ich weiß, auf dem Gipfel eines Baumes. Es ist groß, flach, und besteht nur aus trocknen Zweigen und Gesträuchen, oft so wenig geschützt, daß man sagen könnte, der Adler lege seine Eier auf den kahlen Felsen. Der Eier sind meistens zwei, zuweilen drei; sie sind 3½ Zoll lang und in der größten Breite 2½ Zoll breit. Die Schale ist dick und glatt, schmutzig weiß, mit braunen Flecken, besonders an der breiten Spitze. Sie legen die Eier Ende Februar oder Anfang März. Frisch ausgeschlüpfte Junge habe ich nie gesehen, doch weiß ich, daß sie das Nest erst verlassen, wenn sie fähig sind für sich selbst zu sorgen; die Alten treiben sie dann aus dem Neste und bald aus der Gegend, wo sie zu jagen pflegen. Ein Paar dieser Adler brütete auf den Ufern des Hudsons acht Jahre hinter einander auf demselben Felsen.

Die Goldadler lassen rauhe, scharfe Töne hören, die oft, besonders in der Brutzeit, dem Klaffen eines Hundes gleichen. In dieser Zeit werden sie unruhig und lärmend, ihr Flug ist schneller, sie setzen sich öfter, und geben eine Unruhe zu erkennen, die nicht so bemerklich ist, wenn ihre Eier gelegt sind. Da sie mehrere Tage lang ohne Nahrung zubringen können, so sind sie äußerst gefräßig, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet. Gewöhnlich nähren sie sich von jungen Hirschkälbern, Ratten, Hasen, wilden Truthühnern und andern großen Vögeln, die sie auffangen und irgend ergreifen; denn das suchen sie nicht, und fressen verfaultes Fleisch nur, wenn der Hunger sie treibt. Mit besonderer Sorgfalt entfernen sie von ihrer Beute die Haut oder Federn, und müssen sie sie weniger gut gereinigt verschlingen, so geben sie Haut und Knochen wieder von sich. Stark, abgehärtet und der Kälte trotzend, gehen sie bei den größten Stürmen auf Raub aus. Der männliche Adler wiegt nur neun oder zehn Pfund, der weibliche gegen zwölf. Sie entfernen sich selten von dem Orte, wo ihr Nest liegt, und es scheint, daß sie, treu ihren Neigungen, Jahre lang mit einander vereinigt bleiben.

Vier Jahre brauchen diese Vögel, um die ganze Pracht ihres Gefieders zu erhalten, denn der falco fulvus der Naturforscher ist nur der junge Goldadler mit dem Gefieder des dritten Jahres. Die nordöstlichen Indianer schmücken sich gern mit den Federn, und verzieren auch ihre Waffen damit; auch verfolgen sie den jungen Adler seines Schwanzes wegen.

Notizen über das östliche Afrika.

(Fortsetzung.)

III. Außer dem Namen der Alla-Galla, die zwischen den Somali und Harrer liegen, führe ich hier noch andere Gallastämme an, deren Namen ich nicht auf den Karten finde, und die wahrscheinlich den District zwischen dem Gebiete der Somali und Harrer, südwestlich und westlich von Zeila und Berbera, ausfüllen. Es sind die Amala-, Agiddscha-, Limo-, Nono-, Dschima-, Wilo-, Hinnara-, Jiu-, Lofe- und Halalu-Galla, an Sitten und Rohheit einander gleich, aber verschieden an Sprache und Religion. Die meisten sind Kafern (Heiden), die um Harrer Mohammedaner, und der König Sahala Salasse von Schoa soll einige Stämme zu Christen (abyssinischen) gemacht haben. — Aus verschiedenen Berichten, die ich höre, scheint hervorzugehen, daß das Vordringen dieser rohen Horden aus dem centralen Afrika noch nicht beendigt ist, und gerade in gegenwärtiger Zeit aufs neue statt hat; ein Umstand, wodurch besonders die Reiche Harrer, Schoa und Efat zu leiden haben werden, und zum Theil schon gelitten haben.

Die Namen der Stationen zwischen Zeila und Harrer sind auf den Karten so ziemlich richtig angegeben (die Schreibart stimmt mit der Aussprache der Eingebornen nicht immer überein); man muß sich übrigens — wie aus Obigem ersichtlich ist — hierunter keine Dörfer oder Lager der Beduinen denken, sondern es sind dieß Plätze, wo gewöhnlich Wasser zu finden ist, und die zur nähern bessern Bezeichnung und Unterscheidung von den Karawanen diese Namen erhalten haben.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortsetzung.)

Das unheimliche Grauen, welches diese rohen Steincolonnaden in der Nähe eines düstern Meeres umschwebt, die öde, traurige Wildniß, welche sich in ihrem Umkreise ausbreitet, die Ahnung von ihrem hohen Alter senkt den Beschauer in die Tiefe der Vergangenheit hinab, und drängt ihn, die schweigende, dunkle, räthselhafte zu befragen, was waren einst diese Werke, aus welchen Zeiten stammen sie, wann und zu welcher Absicht sind sie angelegt worden, zu welchem Gebrauche haben sie gedient? — Die Bewohner dieser Küste, traurige, einfyldige Menschen, bei denen ich mich nach der Bedeutung dieser sonderbaren Monumente erkundigte, gaben mir den sehr ernsthaften Bescheid: daß es eine Armee versteinerter Heiden sey, welche dem heiligen Cornily nachgesetzt und von ihm in Stein verwandelt worden, da er auf seiner Flucht an dem Küste nirgends ein Fahrzeug fand, um sich einzuschiffen, und ihm daher kein anderes Mittel zu seiner Rettung übrig blieb, als seine Zauberkünste anzuwenden, welche augenblicklich Erfolg hatten. Ich hörte zwar dem Bauer, der mir diese Geschichte sehr umständlich erzählte, mit großer Andacht zu, dachte aber doch bei mir, diese Heiden müssen sehr dickleibiger Natur gewesen, oder nach ihrer Versteinerung sehr angeschwollen seyn und ihre ursprüngliche Gestalt eingebüßt haben. Die Wälle an, Erdhügel, sagen die Landeseinwohner, stammen von den Feen her welche sie von den benachbarten Bergen in ihren Schürze hieher getragen; die Dolmens sind von Zwergen und sonstigem Teufelsspuk gebaut und theilweise noch davon bewohnt.

Uebrigens sind diese Erklärungen der dummen Bauern, welche kühne menschliche Productionen als Werke der Geister, Zauberer, Kobolde u. s. w. betrachten, viel mehr angemessen, und viel weniger

Digitized by Google

phantaſie- und geſchmacklos, als die Auslegungen ſo vieler gelehrter Hiſtoriker und Alterthumsforſcher, welche bemüht waren, den Sinn und Zweck dieſer Denkmale auszudeuten, und dabei, wie gewöhnlich, den Spruch: tot capita, tot sensus, bewährt haben. Die romaniſirenden ältern Gelehrten halten dieſe Steinalleen für Einfaſſungen eines römiſchen Lagers, um die Zelte gegen die Meereswinde zu ſchützen. Neuere Schriftſteller, wie Hr. v. Fremineville in Breſt, erkennen darin weitläufige Begräbnißplätze; die dickſten und ſtärkſten Blöcke bezeichnen die Grabſtätten der Anführer; unter den kleinern Steinen liegen die gemeinen Soldaten begraben, und die koniſchen, glockenförmigen Hügel in der Nähe deuten die Königsgräber an. Noch andere Ausleger meinen, es ſeyen die Ueberreſte eines unermeßlichen Tempels und die Denkmale einer Urreligion, welche früher über die ganze Erde verbreitet geweſen und deren Cultus ſich auf die Schlange bezogen. Das Unglück dieſer letztern Vorausſetzung iſt, daß ſeither Niemand etwas von dieſer ophiſchen Univerſalreligion gehört hat. Daß dieſe Steinalleen bei Erdeven und Carnac ein Draconticum, d. h. ein Tempel des Schlangencultus, geweſen, ſchließen die Archäologen namentlich aus den Krümmungen und Biegungen jener Steinalleen, welche die Windungen einer kriechenden Schlange nachahmen, und folglich in engem Zuſammenhange mit dem Anſtifter alles menſchlichen Verderbens ſtehen. Der Tempel wäre demnach nicht bloß Heiligthum, ſondern auch zugleich die Darſtellung der Gottheit geweſen.

So viel iſt gewiß, daß Prieſterherrſchaft oder Deſpotismus allein ein ſo gigantiſches Werk zu Stande bringen konnten; das erſte Volk aber, welches die zuverläſſige Geſchichte in der Bretagne findet, ſind die Gallier Cäſars, und es iſt bekannt, wie ſtolz und empfindlich der galliſche Adel war, woraus ſich abnehmen läßt, daß er ſeit Jahrhunderten keinem Deſpoten unterthan geweſen. Es bleibt demnach kein anderer Ausweg übrig, als die Errichtung dieſer Denkmäler einer mächtigen Hierarchie zuzuſchreiben. Höchſt auffallend iſt, daß Cäſar, der doch in dieſer Gegend Krieg geführt und bei Locmariaker eine See- und Landſchlacht geliefert, der Steincolonnaden von Erdeven und Carnac mit gar keiner Silbe erwähnt. In den Hirtenbriefen und Sendſchreiben der chriſtlichen Biſchöfe, welche jene Monumente einer feindſeligen Religion als Werke des Teufels verdammen, wird jener Steinreihen zuerſt gedacht. Später folgt eine Verordnung Karls des Großen, welcher im heiligen Eifer die Zertrümmerung dieſer Werke anbefiehlt. Wäre es daher möglich, daß jene Denkmale innerhalb der 850 Jahre fallen, welche zwiſchen dem Zuge Cäſars und dem Zeitalter Karls des Großen liegen? Allein eine Menge Inſchriften beweiſt, daß die Gallier ſehr ſchnell die römiſchen Götter annahmen, woraus wir den Schluß ziehen dürfen, daß die alte celtiſche Religion zur Zeit Cäſars bereits im Sinken war. Bei näherer Betrachtung entſteht daher die Frage: ſind die Monumente von Erdeven und Carnac aus einer und derſelben Epoche oder aus verſchiedenen Zeitaltern? ſind ſie alleſammt nur Ueberbleibſel aus der celtiſchen Periode von Cäſar, oder gehören ihrer etliche — und welche? — einem frühern Urvolke und einem noch ältern Cultus als der Druidenreligion an?

Die Gelehrten ſind über die Urheber und den Urſprung dieſer Werke eben ſo wenig einverſtanden, wie über die Bedeutung derſelben. Hr. v. La Sauvagère gibt ſie den Römern, Hr. v. Cambry den Carthaginenſern, Hr. Mahé, Kanonikus in Vannes, den Hebräern, Hr. v. Robien den Griechen, Hr. v. Penhouet den Phöniciern. Dem letzten Alterthumsforſcher nach ſtammen die Bretagner von phöniciſchen Anſiedlern ab, welche das alte Armorienm bevölkert, und die Bauern der Unterbretagne ſprechen noch heutiges Tages reines Phöniciſch. In einer ſpätern verbeſſerten und vermehrten Ausgabe ſeiner Recherches historiques sur la Bretagne (Nantes 1821) vermuthet Hr. v. La Sauvagère, jene Monumente ſeyen ägyptiſcher Herkunft, und ſtützt dieſe Vermuthung vorzüglich auf die gleichlautenden Namen Karnac in Aegypten und Carnac in der Bretagne. So unſtatthaft und unbegründet dieſe Meinung immerhin ſeyn mag, der Anblick der Steinreihen von Erdeven und Carnac erinnert unwillkürlich an die Colonnaden von Karnac und Luxor; nur zeugen dieſe letztern von einer bei weitem frühern Kunſt- und Bildungsſtufe, welche ſich namentlich in der Darſtellung kundgibt; die Anlage und das Grundmotiv dieſer Tempelbauten athmet indeß einen in vieler Beziehung verwandten Geiſt; ſie haben beinahe denſelben Ausdruck von Ruhe, Schweigen, Nüchternheit, Größe und Unvermüſtlichkeit. Es bedarf keiner großen Einbildungskraft, um die Steinalleen von Erdeven und Carnac mit den Sphinxalleen des alten Thebens in Verbindung zu bringen, und bei den wunderlichen Zeichen und Figuren, womit die Dolmens der Bretagne bedeckt ſind, an die Hieroglyphen Aegyptens zu denken, und die rohen Menhirs und Peulvans ſich als eine niedere Potenz der impoſanten Pyramiden und eleganten Obelisken vorzuſtellen. Konnten bei Erdeven und Carnac nicht zwei Haupttempel der alten Druidenreligion geſtanden haben? Mir will es bedünken, als wenn ſich der Plan derſelben nach den vorhandenen lückenhaften Ueberreſten noch herausbringen ließe, wollte man zu dieſem Behuf die gehörige Zeit und Mühe anwenden. Gänzlich zu verwerfen iſt die Muthmaßung, welche jedoch von allen Conjecturen das Meiſte für ſich hat, daß Erdeven und Carnac zwei geweihte celtiſche Kirchhöfe geweſen, worauf verſchiedene Ortsnamen hindeuten, wie z. B. Menec = Denkſtein, Kervarn = Todesſtätte u. ſ. w.; allein dieſe Namen machen mich weiter nicht irre, da die alten Celten ganz gut die chriſtliche Sitte gehabt haben können, ihre Todten in der Umgebung ihrer Tempel zu begraben.

(Fortſetzung folgt.)

Literariſche Nachrichten aus Polen.

Zeitſchriften in Lemberg. Es erſcheinen in dieſer Stadt gegenwärtig fünf Zeitſchriften: 1) Die Gazeta lwowska (Lembergiſche Zeitung). 2) Mancherlei (rozmaitosci), ein literariſches Unterhaltungsblatt. 3) Wochenſchrift für Ackerbau und Erfindungen. 4) Journal der Pariſer Moden. 5) Der Lemberger. Man hofft, daß mit nächſtem auch die „Wiſſenſchaftliche Chronik“ wieder erſcheinen ſoll. (Tygodn. lit. Nr. 7.)

•

Von Narbutts „Thaten des litthauiſchen Volkes“ iſt der ſechste Band, enthaltend die Geſchichte Witolds im 15ten Jahrhundert, erſchienen. (ibid.)

•

Onacewicz gibt eine Geſchichte Litthauens in drei Bänden heraus; der Druck ſoll in kurzem vollendet ſeyn. (Tygodn. lit. Nr. 8.)

•

In Wrocław ſind von A. Podgorski „Polniſche Denkwürdigkeiten des 17ten Jahrhunderts“ erſchienen. Sie enthalten unter Anderem Reichstagsreden von Jarl. Sobieski, Georg Oſſolinski und andern, Briefe Wladislaus IV, und ein „Tagebuch des moskowitiſchen Kriegs in Litthauen 1659“ von Markiewicz. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 74.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 März 1840.

Ueber den Getreidehandel in den innern Gouvernements von Rußland.

Die in Petersburg erscheinenden „Vaterländischen Memoiren" vom Januar d. J. theilen unter dem obigen Titel einen Aufsatz mit, der manche interessante Bemerkung enthält, und da diese auf den innern Zustand Rußlands nicht wenig Licht werfen, so theilen wir denselben in einem gedrängten Auszuge mit.

„Der Getreidehandel bildet einen Gegenstand von besonderer Wichtigkeit in unserem Vaterlande, erstens weil der Ackerbau an und für sich der Hauptzweig unserer Nationalindustrie ist, und die größte Anzahl Hände beschäftigt, zweitens weil auf der ungeheuren Strecke fruchtbaren Landes, das ausschließlich von Ackerbauern bewohnt ist, und eine unermeßliche Menge Getreide erzeugt, der Kornhandel so viel Schwankendes und Unbestimmtes hat, daß die Gutsbesitzer bei aller Bemühung, ihren Geschäftsbetrieb zu vervollkommnen, es nicht dahin bringen können, daß der Absatz der Erzeugnisse nach sichern Grundsätzen sich berechnen lasse. Der fühlbarste Nachtheil beim Getreidehandel in unsern innern fruchtbaren Gouvernements besteht in dem seit zwanzig Jahren fortdauernden Sinken der Preise, so wie in dem unmäßigen und oft plötzlichen Wechsel derselben. So wurde z. B. im Jahre 1826 auf vielen Märkten das Tschetwert Roggen um zwei Rubel Silber verkauft, während es nach dem geringsten Anschlage den Bauer selbst nicht weniger als drei kosten konnte. Bei solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß der Landmann um die Verbesserung seiner Wirthschaft sich nicht kümmert, und den Muth verliert. Eine zweite Folge ist aber noch verderblicher. Der Bauer in den getreidereichen Gouvernements hat durchaus kein anderes Geschäft; kommt die Zeit, wo er den Obrok an den Herrn, die Steuern an den Staat zahlen, und für sich Salz, Kleidung, Schiff und Geschirr kaufen soll, so führt er so viel Getreide, als er nur immer entbehren zu können glaubt, auf den Markt. Glücklich, wenn die neue Ernte mittelmäßig ausfällt, er hat dann doch für das nächste Jahr wenigstens zu leben, wenn er gleich bei den niedern Preisen nicht so viel Geld erhält, daß er seine Bedürfnisse alle befriedigen kann. Wenn aber, wie nicht selten, die neue Ernte schlecht ausfällt, dann ist er plötzlich aller Unterhaltsmittel beraubt, sein Korn ist verkauft, er muß aus Mangel an Geld sich in Schulden stürzen, und kommt mit seinen Steuern in Rückstand. Dehnt sich vollends die Mißernte, wie dieß häufig geschieht, auf zwei oder drei Gouvernements aus, so haben auch die andern nichts zu verkaufen, es kommt wenig Korn auf den Markt, und die Preise steigen plötzlich bedeutend; so geschah es im Jahre 1839: vor dem Frühjahre wurde der Roggen an vielen Orten um 5 Rubel und noch wohlfeiler verkauft, im Herbst stieg er auf denselben Märkten bis zu 18 Rubel. Der wohlhabende Landmann kann diesen unmäßigen Wechsel der Preise ertragen; der ärmere, und dieß ist die Mehrzahl, muß das Korn zu jedem Preis bezahlen, er verkauft einen Theil seines Viehes, um sein Leben durchzuschlagen, oder nimmt auch wohl seine Zuflucht zu Eicheln und Spreu; und wo geschieht dieß? in Rußland, einem mit üppigen Fruchtfeldern bedeckten Lande.

„Dieß ist die Lage des Ackerbauers in den getreidereichen Gouvernements bei einer schlechten Ernte, in diesem Zustande befindet sich der Kornhandel an denjenigen Orten, die von den Hafen weit entfernt sind, an den Punkten, wo die Handelsleute ihre Kornvorräthe aufhäufen, überhaupt in denjenigen Theilen des Reichs, wo keine Communicationen vorhanden sind, als die auf der Achse und im Schlitten, welches letzte Auskunftsmittel noch überdieß manchmal höchst beschwerlich ist.

„Wenn man die Mittel aufsuchen will, welche der Unverhältnißmäßigkeit und dem Schwanken der Getreidepreise in einigen innern Gouvernements entgegenwirken können, muß man zuerst den Ursachen nachforschen, welche bei uns ein allgemeines Sinken der Kornpreise in den letzten 20 Jahren veranlaßt haben. Die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse in Rußland sind seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts fortdauernd gestiegen, und dieß Steigen nahm erst in den Jahren 1819 und 1820 ein Ende; damals sanken, wie aus den von dem Ministerium der innern Angelegenheiten gesammelten Nachrichten, so wie aus den im Departement des auswärtigen Handels aufgeführten Notizen hervorgeht, die Preise in allen Häfen,

Digitized by Google

wo Getreide in fremde Länder geführt wurde, und an allen den Orten, die nicht aus ihrer nächsten Umgebung, sondern aus andern Gouvernements versorgt werden, wie Petersburg, Moskau, Woronesh, Kiew u. dgl. Als im Jahre 1820 die Kriegsoperationen ein Ende genommen hatten, und das im J. 1817 durch die Mißernte im südlichen Europa gestörte Gleichgewicht wieder hergestellt worden war, bei welcher Gelegenheit für 143 Millionen Rubel Getreide aus Rußland ausgeführt wurde, sanken die Preise merklich, und außer dem verminderten äußern Begehr, der im J. 1824 auf 12 Millionen Rubel gesunken war, trug auch, was den Handel auf dem schwarzen Meere betraf, der griechische Krieg dazu bei. Aus einer Vergleichung der Preise auf den russischen Handelsplätzen mit den fremden ersieht man zwar, daß das russische Getreide auf diesen noch sehr vortheilhaft, sowohl mit dem zugeführten als dem einheimischen concurriren könnte, so daß Rußland sie um den halben Preis damit versehen könnte, allein die Handelsgesetzgebung dieser Staaten läßt den freien Handel nicht zu, und überdieß haben die Regierungen seit den letzten 20 Jahren Maaßregeln ergriffen, um den eigenen Landbau zu heben, und fremde Zufuhr unnöthig zu machen. Daraus ist abzunehmen, daß ein abermaliger stärkerer Begehr von russischem Getreide nach fremden Ländern, und dadurch eine Wiederkehr der hohen Preise, nicht zu erwarten ist; daß also, wenn ein Begehr aus fremden Ländern statt findet, dieser nur temporär seyn und von zufälligen Umständen herrühren kann. Um deßhalb das Fallen der Getreidepreise zu hindern, müßte man suchen, den innern Verbrauch zu vermehren, um so mehr, als einige im Mittelpunkt des Reichs liegende Gouvernements wegen ihrer Entfernung vom Meere und des höchst mühsamen Transports keinen Absatz in fremde Länder haben können.

„Die unzureichende Zahl innerer Verzehrer bildet den zweiten Grund des Falls der Getreidepreise. Der Uebergang einer großen Anzahl Personen aus dem Stande der Ackerbauer in den der Handwerker und Kaufleute könnte die Volkszahl in den Städten vermehren, und dadurch auch den Begehr nach Ackerbauproducten. Aber die Städte in Rußland sind fast stationär im Vergleich mit der bedeutenden Ausdehnung des Ackerbaues, die Zahl der Kaufleute und Bürger und die Masse des kaufmännischen Capitals vermehren sich nur sehr langsam. Das Finanzministerium bemüht sich zwar, den Manufakturbetrieb auszudehnen, und die Ausfuhr roher und verarbeiteter Producte ist in den Jahren 1812 bis 1828 progressiv von 77 Millionen auf 182 gestiegen, und viele Hindernisse und Umständlichkeiten sind entfernt; der Uebertritt aus dem Bauern- in den Bürger- und Kaufmannsstand, so wie aus einem Gouvernement ins andere ist erleichtert worden; man hat die Preise der Päße für die Bauern herabgesetzt, kurz alles Mögliche gethan, um die Städte zu heben, aber alle diese Maaßregeln können nur einen langsamen Erfolg haben, denn sie betreffen nur ein Drittheil des ackerbauenden Standes, von den übrigen zwei Dritttheilen, die zu Privatgütern gehören, bleibt der größte Theil fortwährend bei seinen Beschäftigungen, und kann zur Vermehrung des Mittelstandes nicht beitragen.

„Indem würde dieß nicht helfen, denn während auf der einen Seite die Zahl der Verzehrer sich vermehrte, würde die Zahl der erzeugenden Hände, und somit die Masse der Ackerbauerzeugnisse sich vermindern, während wir bei aller Wohlfeilheit keinen Ueberfluß an Korn haben. Als Beweis hievon kann ein einziges Factum dienen. In den Jahren 1827, 1828, 1829 und 1831 war die Getreideernte an vielen Orten so reichlich, daß der Preis des Roggens in den ersten drei Jahren auf 3 Rubel Silber stand, und im Jahre 1831 auf 5 Rubel. Ein Jahr später war der Preis an denselben Orten, trotz alles früher vorhandenen Ueberschusses, 25 Rubel der Tschetwert, und wir sahen alle Noth eines Hungerjahres. Der Ackerbauer wußte ein Jahr, nach dem er seinen Roggen um ein Nichts hingegeben hatte, nicht, wovon er sich nähren sollte; der niedrige Preis war somit nicht aus unmäßigem Ueberfluß entstanden, sondern weil den Landmann die Noth zwang, seinen ganzen Vorrath um jeden Preis loszuschlagen. Das Jahr 1833 wird uns unvergeßlich seyn: wir vergewisserten uns, daß trotz der Unvortheilhaftigkeit der Erzeugung von Roggen, Haber und Buchweizen — die wegen der Wohlfeilheit uns Verlust verursachten — wir doch die Aussaat dieser zum Leben unentbehrlichen Getreidearten nicht vermindern durften, da die Erfahrung hinlänglich gezeigt hatte, daß kein Ueberfluß vorhanden sey. Wo der Landmann in den fruchtbarsten Strichen nach der schlechten Ernte Eines Jahres Spreu und Eicheln zur Nahrung nehmen muß, und bei zweijährigem Mißwachs völlige Hungersnoth erduldet, kann man ohne weitere Erklärung behaupten, daß kein Ueberfluß an Getreide vorhanden ist."

(Schluß folgt.)

Notizen über das östliche Afrika.

(Fortsetzung.)

IV. Ueber Harrer selbst konnte ich Folgendes mit Bestimmtheit erfahren: die Stadt liegt am Abhange eines Berges, an dem sie terrassenförmig aufgebaut ist; sie ist zweimal so groß als Mocha in Arabien, und hat demnach 12 — 15,000 Einwohner, sämmtlich Mohammedaner; die Stadt ist rings von einer starken Mauer mit Thürmen umgeben, hat fünf oder sechs Thore, viele steinerne, mit Kalk gebaute Häuser von ein und zwei Stockwerken, größtentheils aber gutgebaute Hütten, und mehrere steinerne Moscheen. Außerhalb der Stadtmauer fließt Wasser vorbei und stehen einige Moscheen, aber keine Wohnungen. Schmiede, Maurer, Zimmerleute, Weber und Arbeiter in Leder sollen viele da seyn, auch machen sie ihr Pulver großentheils selbst, das bessere aber, so wie Gewehre, Säbel und Blei beziehen sie aus Arabien. Der Sultan hat sechs bis acht Kanonen und gegen tausend Luntengewehre. Die Stadt hat einen täglichen Markt, auf welchem außer Lebensmitteln aller Art in verschiedenen Buden Baumwollenzeuge, Leder (auch rothes und gelbes), roh und verarbeitet, Tombak, Kupfer, Blei u. dgl. verkauft wird.

Das ganze Land Harrer, besonders aber die nächste Um-

Digitized by Google

gebung der Stadt, soll ungemein fruchtbar, trefflich bebaut und sorgfältig bewässert seyn. Getreide, Gerste, Haber, Durrah und Teff, Gemüse verschiedener Art, ferner Bananen, Trauben, Kaffee, Orangen und Melonen werden in Menge gepflanzt, und die Wohlfeilheit aller dieser Lebensmittel, so wie der geringe Preis für Pferde, Maulthiere, Rindvieh und Schafe übersteigt fast allen Glauben; von letzteren sollen acht bis zehn 1 Thlr. kosten, und nur wenige, die ärmsten unter dem Volke, schlachten und essen sie. Als Geld circulirt bei ihnen — außer dem hierüber weiter oben bei Zeila angeführten — auch Kupfer. Der Sultan bewohnt ein großes, steinernes Haus mit einem Hof in der Mitte, der zugleich der Audienz- und Conferenzsaal ist; die Zimmer des Hauses sind vom Harem, den Sklaven und Soldaten eingenommen. Er soll gut gekleidet seyn, auf arabische Manier; eine Gibbe von Tuch, einen Kaftan von Seide, eine breite Binde um den Leib, einen Turban und und Sandalen tragen, und auf einem Divan mit Teppichen und Polstern sitzen; wenn er ausreitet, muß stets der ganze Troß Soldaten, den er hat, ihm folgen, und geht es ins Feld, so wird eine rothe Fahne — von einem türkischen Sultan einem seiner Vorfahren geschenkt — vor ihm hergetragen. Sein Sattel soll ein mit Gold gestickter und reich mit Steinen besetzter türkischer Sattel seyn, Gegenstände der Civilisation und des Luxus, wie ich — nachdem ich Abyssinien gesehen — weit entfernt war, sie in Harrer zu vermuthen!

Das Reich Harrer ist nicht groß, und seine Ausdehnung von der Hauptstadt bis an die Gränze beträgt wohl nirgends über sechs bis sieben Tagereisen; gegen Efat hin erstreckt es sich am weitesten. Auch scheint es mir, daß alles außerhalb der Hauptstadt gelegene Land Gebiet der Galla war, und noch jetzt von Gallastämmen bewohnt ist, die aber nach und nach von Harrer unterworfen und zu Mohammedanern gemacht wurden, sodann Dörfer bauten, Ackerbau trieben, sich mit den Bewohnern Harrers allmählich vermischten, und theilweise ihre Sprache annahmen. (Wie weit letztere von den Sprachen aller sie umgebenden Stämme abweicht, ist aus beigelegter Sprachprobe ersichtlich.) Die Farbe und Gesichtsbildung der Leute von Harrer, welche ich hier gesehen habe (50 bis 60 Männer und Weiber), ist sehr verschieden, und geht vom Schwarzen bis ins Gelbe über; ihre Kleidung ist wie die der Somali: ein Stück Baumwollenzeug um die Hüften und ein Stück Basta über die Schulter; das Benehmen der Männer war anständig, viele derselben sprachen arabisch; die Weiber waren frech und schamlos.

Die neuesten Zustände und Ereignisse in Harrer bieten für die Civilisation wenig Erfreuliches dar. Die kürzlich hier angekommene Karawane und andere Berichte melden einstimmig, daß viele Gallastämme in Masse aufgebrochen und gegen Harrer und Habesch vorgerückt seyen. Auch ein Theil der Harrer unterworfenen Stamme habe sich empört und den andern angeschlossen. Der Sultan sey gegen sie ausgezogen, aber zu schwach gewesen, die Masse zurückzuweisen. Beim Abgange der Karawane (vor 3 bis 4 Monaten), erzählten die Habschis, seyen die Gallas bis vor die Thore der Stadt geritten, hätten alle Leute, die außen in den Gärten waren, gefangen oder getödtet, die Ernten und Dörfer verbrannt, und die Kaffeebäume abgehauen; die Bewohner der Stadt seyen genöthigt gewesen, Brunnen innerhalb der Mauern zu graben, weil sie nicht mehr herausgehen und am Bache Wasser holen konnten. Auch von Efat her seyen andere Gallas zu derselben Zeit vorgedrungen, haben im Gebiet Argobba drei Dörfer verbrannt, und alle Gärten und Felder verwüstet, doch haben sie nicht können ganz gegen die Stadt vordringen. Nimmt das Vordringen dieser Barbaren kein Ende, oder findet der Sultan von Harrer kein Mittel, ihm Widerstand zu leisten, so könnte in kurzer Zeit leicht jede Spur einer — hier gewiß seit Jahrhunderten einheimischen — Cultur, die anfing, sich auch über ihre Nachbarländer wohlthätig auszudehnen, völlig verschwinden, um vielleicht nie wieder dahin zurückzukehren. Der Abfall eines mit dem Sultan von Harrer verwandten und verbündeten Somali-Häuptlings, Namens Adam, mit 300 Reitern aus seinem Volke, welchem die Gallas für diesen Verrath einige hundert Sklaven, Ochsen und dergl. bezahlten, verschlimmerte des Sultans Lage hauptsächlich, der hernach zu schwach war, durch Entgegenrücken das Vordringen der Gallas zu verhindern, und sich nur auf Vertheidigung seiner Hauptstadt beschränken mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortsetzung.)

Die alte celtische Hierarchie hatte mehr als eine Analogie mit der nachfolgenden christlich-katholischen, welche letztere jedoch in den schönsten Tagen ihres Glanzes und ihrer Macht weit hinter dem Druidenthum zurückgeblieben ist. Hören wir, was uns Cäsar von den Druiden berichtet: „Sie stehen den göttlichen Dingen vor, verrichten die öffentlichen und Privatopfer, und bestimmen die Dogmen. Ein großer Theil der Jugend strömt ihnen des Unterrichts halber zu, und sie genießen einer hohen Achtung: denn sie geben fast bei allen öffentlichen und Privatangelegenheiten den Ausschlag, und wenn irgend ein Frevel oder ein Mord begangen, wenn Erbschafts- und Gränzstreitigkeiten vorfallen, sprechen sie Recht und bestimmen Lohn und Strafe: wer sich ihrem Ausspruch nicht unterwirft, den schließen sie von den Opfern aus. Diese Strafe gilt in ihren Augen für die härteste. Diejenigen, welche auf diese Weise in den Bann gethan sind, werden den Verbrechern und Verruchten beigesellt: Jedermann weicht ihnen aus, und flieht ihre Nähe und ihren Umgang, weil ihre Berührung Unglück bringt: es wird ihnen weder Recht gesprochen, noch Ehre erwiesen. (War der römische Kirchenbann nicht ungefähr dasselbe?) — Sämmtlichen Druiden steht ein Einziger vor, welcher mit der höchsten Gewalt bekleidet ist. Nach seinem Absterben tritt derjenige an seine Stelle, welcher sich durch seine Würde und Heiligkeit vor allen Andern auszeichnet: wenn Mehrere gleiche Ansprüche auf die Nachfolge haben, so entscheidet Stimmenmehrheit, bisweilen aber auch die Waffen. Die Druiden versammeln sich zu einer bestimmten Zeit im Jahre an einer geweihten Stätte im Lande der Carnuten (Gegend um Chartres), welches für die Mitte von ganz Gallien gehalten wird. Hieher kommen von allen Seiten alle diejenigen, welche Streitig-

Digitized by Google

keiten haben, und gehorchen den Entscheidungen und Aussprüchen der Druiden. Die Dogmen, sagt man, seyen in Brittanien (Bretagne) erfunden worden, und noch gegenwärtig gehen viele, welche die Sache tiefer ergründen wollen, Studirens halber dahin. — Die Druiden enthalten sich gewöhnlich vom Kriege, noch bezahlen sie Steuern wie die übrigen: sie sind frei vom Militärdienst und allen Auflagen. Dieser großen Vorrechte wegen traten sehr viele aus freiem Antriebe in ihren Stand ein, andere werden von den Eltern und Anverwandten hineingethan. Dort müssen sie viele Formeln und Sprüche auswendig lernen, so daß manche an die 20 Jahre in der Lehre bleiben. Sie halten es nicht für erlaubt, jene Sprüche schriftlich zu überliefern, obschon sie fast in allen übrigen Dingen, bei Privat- und Staatssachen, sich der griechischen Buchstaben bedienen. Jenes Verbot scheinen sie mir aus zwei Ursachen festgestellt zu haben: einmal, damit dieselben nicht unter das Volk kommen, und zweitens, damit die eingeweihten Lehrlinge ihr Gedächtniß nicht weniger einüben, wenn sie jene Sprüche schriftlich haben, da es fast immer begegnet, daß über dem Lesen der Fleiß im Auswendiglernen und das Gedächtniß abnimmt. Vor allen Dingen trachten sie zu überzeugen, daß die Seelen nicht zu Grunde, sondern nach dem Tode von einem in den andern übergehen; sie wähnen, dadurch zur Tugend aufzumuntern und gute Handlungen zu befördern, da die Furcht vor dem Tode deßhalb vergessen wird. Außerdem lehren und überliefern sie der Jugend Vieles über die Gestirne und ihren Lauf, über die Größe des Weltalls, über die Natur der Dinge und über die Macht der unsterblichen Götter." Man sieht, Cäsar spricht hier wie ein sehr aufgeklärter Römer, ungefähr wie ein Voltairianer, da er die Religionsdogmen der Druiden für eine menschliche Erfindung, d. h. für Betrügerei, hält. Als durchtriebener Roué hat Cäsar über Gallien nur das berichtet, was er für gut befand, seinen Landsleuten mitzutheilen; indeß sehe ich nicht, welches Interesse er haben konnte, die gebildete Welt Roms über die Druiden zu täuschen und hinters Licht zu führen. Oder wären vielleicht in Cäsars Beschreibung des gallischen Krieges intricate Anspielungen und Anfälle auf römische Zustände zu vermuthen, wie an so vielen Stellen der Germania des Tacitus? — Cäsar ist bei den bretagnischen Bauern bekannter, als alle Herzoge und Könige, welche 10 oder 15 Jahrhunderte hindurch nach ihm über sie geherrscht haben. Wehe dem, der an einem Lager Cäsars zweifelt! Bei Locmariaker, welches Cäsar nach einer mehrmonatlichen Belagerung einnahm und mehrere Tage lang der Plünderung seiner Soldaten Preis gab, ist beinahe Alles nach dem römischen Eroberer benannt. Die Alterthumsforscher sind übrigens in diesem Augenblick sehr gegen Cäsar aufgebracht, weil er die Schändlichkeit beging, nach der Einnahme der obengenannten Stadt verschiedene Magistratspersonen und Patricier aufknüpfen zu lassen: es ist die Rede davon, diesen unschuldigen Unbekannten ein Denkmal zu setzen; man sieht, der kümmerliche Nationalpatriotismus führt überall zu Lächerlichkeiten und monumentalen Thorheiten.

Am nächsten Morgen miethete ich ein kleines Segelboot, welches mich von Carnac nach Locmariaker übersetzen sollte. Ein günstiger Wind und die landeinwärtsgehende Strömung trieb uns nach kurzer Zeit in die enge Einfahrt des kleinen Meeres (Mor bihan), welches dem ganzen Küstenstrich und dem Meerbusen von Vannes den Namen gegeben hat. Wir landeten nicht weit von Locmariaker, dem alten Dariorienum, welches Cäsar als die Hauptstadt der kriegerischsten und mächtigsten Völkerschaft Galliens, der Veneten, bezeichnet; es ist gegenwärtig ein elendes Dorf an der Mündung des schmutzigen und stinkenden Auraysflusses und auf einer Landzunge am Eingange des Golfes von Morbihan gelegen, welcher mehr Inseln hat, als Tage im Jahre sind. Der Name Locmariaker oder vielmehr Locmariaker bedeutet Wort für Wort „Schönmarienheim," weil dieser Ort nach Bezwingung des Heidenthums der heiligen Jungfrau geweiht wurde, wie so viele andere Ortschaften in der Bretagne; es gibt wenigstens ein Dutzend Locmaria (Marienheim). Daß Locmariaker einst die Residenz eines mächtigen Volkes gewesen, beweist der alte von Cäsar latinisirte Name Dariorienum, welcher offenbar aus dem celtischen Wort Donariorie gebildet ist und „Königssitz" bedeutet; ferner spricht dafür die Größe der Monumente in der Umgebung von Locmariaker. In keinem Theile der Bretagne findet man Gräber und Druidensteine von solchem Umfange, und dieser Umstand bekräftigt die oben ausgesprochene Vermuthung über die Steinalleen von Erdeven und Carnac; was ist natürlicher, als daß man den Haupttempel der Landesreligion in der Nähe der Residenz aufbaute? Cäsar schildert die Veneten als ein reiches, handel- und schifffahrttreibendes Volk, welches über die ganze Küste herrschte, und sich von allen Anwohnern Zölle und Steuern zahlen ließ: er erklärte ihnen den Krieg, weil sie einige römische Abgesandte gefangen hielten und nicht ausliefern wollten. Ihre Demüthigung scheint ihm keine geringe Mühe verursacht zu haben, da ihrer Hauptstadt sowohl von Wasser als zu Lande schwer beizukommen. Cäsar beschreibt sehr ausführlich, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen gehabt, und wie er nur nach unsäglichen Anstrengungen das Oppidum der Veneter bezwungen. Daß die Einwohner von Dariorienum sich männlich gewehrt, beweist die Strenge, mit welcher Cäsar gegen die Besiegten verfuhr: er ließ nämlich den ganzen Senat hinrichten, und die übrige Bevölkerung theilweise deportiren, theilweise als Sklaven verkaufen, um, wie er selbst vorgibt, ein Exempel zu statuiren, und „den Barbaren für die Zukunft eine größere Achtung des Völkerrechts einzuflößen." Cäsar schreibt wie Napoleon; beide gebrauchen beinahe dieselben Redensarten, um Grausamkeiten zu bemänteln.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Eine Compagnie zur Wiederbewaldung hat sich in Frankreich gebildet, in dem dreifachen Interesse der Marine, des Ackerbaues und der Industrie, um hohe Gegenden wieder zu bepflanzen und die Haiden in mehrern Theilen Frankreichs mit Fichten zu bedecken. (Echo du Monde Savant vom 1 März.)

Ueber den „Preis für die beste Geschichte Frankreichs" soll eine Commission, bestehend aus den HH. Thiers, Mignet, Lacretelle und Nep. Lemercier, entscheiden. Der 22 März ist der Termin für die Einlieferung der Werke. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 30 u. 31** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Herr Ebbe.** Dänisch. — **Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons.** (Forts.) — **George Sand, über das phantastische Drama.** (Fortsetzung.) — **Letzte Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 75.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 März 1840.

Folgen des hohen Viehzolls in Frankreich.

Vor fünfzehn Jahren wurde in Frankreich ein hoher Zoll auf die Einfuhr von fremdem Vieh gelegt, um die großen Grundbesitzer in Frankreich in den Stand zu setzen, ihr Vieh desto theurer zu verkaufen. Noch sind kaum 15 Jahre verflossen, und jetzt ertönen aus Frankreich selbst die heftigsten Klagen über diese hohen Zölle, und die Kammer der Deputirten wird in kurzem darüber zu entscheiden haben; denn nicht nur hat sich aus den Deputirten der Departements ein Comité gebildet, um die Sache in Erwägung zu ziehen, sondern die Fleischer in Paris haben auch eine Petition an die Deputirtenkammer gerichtet, worin sie die Folgen jener hohen Zölle aufzählen. Wir entlehnen dem Courrier français vom 29 Februar eine Stelle, worin die wichtigsten Thatsachen hervorgehoben sind.

„Die Viehproduction in Frankreich steht unter dem Bedürfniß: hier regelt nicht der Verbrauch die Production, wie bei jeder andern Industrie, sondern der Verbrauch muß sich nach der Production richten. Die Petition der Fleischer erklärt, daß in Paris allein wöchentlich ein Deficit von 4 Mill. Kilogr. (8 Mill. Pfd.) oder 220 Ochsen stattfinde. Während die Zahl sich vermindert, scheint sich auch die Gattung zu verschlechtern: seit mehreren Jahren geben die Ochsen ein Fünftheil weniger an Fleisch und an Seife. Der Preis des Fleisches steigt in einem viel stärkeren Verhältniß. Die Ankäufe der Hospitäler bezeugen, daß das Pfund Fleisch vor fünfzehn Jahren 35 Cent. und jetzt 52 kostet. Der Detailverkauf ergibt die Preise der geringen Qualitäten: das geringere Fleisch kostet einen halben Franken, das ausgewählte Fleisch 70 Centimen (20 kr.). Zu diesem Preise ist es durchaus unmöglich, daß das Fleisch die Grundlage der Nahrung bilde. Der hohe Preis des Ochsenfleisches hat auch schon darauf geführt, daß man Kühe schlachtet, und schlechtes, ja für die Gesundheit gefährliches Fleisch verzehrt. Ein großer Theil der armen Bevölkerung nährt sich, wie die Garnison einer belagerten Stadt, von dem Fleisch der Pferde, die man abschlägt.

„Die Gefahr, auf welche die Petition aufmerksam macht, steigt mit jedem Jahre. Der Luxus nimmt zu, die nützlichen Künste verbreiten sich, das Volk ist besser gekleidet, aber schlechter genährt, und wenn man nicht bald Sorge trägt, so wird die arbeitende Classe in Frankreich, wie in Irland, auf Brod und Kartoffeln beschränkt seyn. Die Menschenrace verkümmert zugleich mit den Thieren."

Notizen über das östliche Afrika.

(Fortsetzung.)

Der gegenwärtige Sultan von Harrer heißt Abu Bekr; er regiert seit etwa sieben Jahren, ist ein junger, rüstiger Mann von dreißig Jahren, kriegerisch, etwas mißtrauisch, und eifriger Mohammedaner. Die Regierung ist gänzlich unbeschränkt, und geht vom Vater auf den ältesten Sohn über. Abu Bekr begünstigt den Ackerbau, Gewerbe und Handel; er soll besonders von Einfuhrartikeln nur sehr geringe Zölle nehmen, und viele Handwerker von Arabien durch vortheilhafte Anträge nach Harrer gezogen haben.

Die Regentengeschichte dieses Landes konnte ich nicht weiter rückwärts verfolgen, als bis zu Abu Bekrs Großvater. Er hieß Sultan Mohammed, ib'n Jussuf (Sohn Josephs). Er hinterließ bei seinem Tode drei Söhne von verschiedenen Weibern: Abd-er-Rachman und Abd-el-Menan, die zwei ältesten, hatten Eine Mutter, Abd-el-Kerim aber, der jüngste, hatte eine andere Mutter. Kurze Zeit nach Abd-er-Rachmans Regierungsantritt machten die drei Brüder einen Feldzug gegen die Gallas, schlugen sie, und machten viele Beute. Wie sie aber nach Harrer zurückkehrten, machte Abd-el-Kerim, der jüngste von ihnen, nach dem Throne lüstern, den Verräther an seinen Brüdern. Er schrieb nämlich dem Galla-Häuptling, er wolle ihm einen Theil der gemachten Beute zurückgeben, wofern er in der Nacht komme, und seine beiden Brüder Abd er-Rachman und Abd-el-Menan überfalle und gefangen mit sich fortschleppe. Zu diesem Zwecke zeigte er dem feindlichen Chef das Dorf und das Haus, in welchem seine Brüder übernachten würden, genau an, bat ihn aber, den jungen Abu Bekr, der auch mit zu Felde war (Sohn Abd-el-Menans, und mit Abd-el-Kerims einziger Tochter verheirathet), zu schonen, und nicht mitzunehmen. — Der Galla-Chef kam in der Nacht, überfiel das bezeichnete Dorf, nahm den größten Theil der gemachten Beute

Digitized by Google

zurück, und führte den Sultan Abd-er-Rachman und seinen Bruder Abd-el-Menan gefangen mit sich fort. — Abd-el-Kerim um allen Verdacht von sich abzuwenden, als sey dieß auf sein Anstiften geschehen, verfolgte die Gallas ein paar Tage lang zum Schein, kehrte dann nach Harrer zurück und bestieg den Thron. — Ein Jahr nach dieser That schrieb Abd-el-Kerim, von seinen Verwandten und den Großen Harrers deßhalb stets beunruhigt, an den Galla-Chef, seine Brüder gegen ein Lösegeld ihm auszuliefern. Der Galla-Chef willigte ein und gab sie zurück, als sie aber in Harrer ankamen, verbot Abd-el-Kerim sie vor ihn und in den Palast zu bringen, und befahl, beide vom Thore an sogleich ins Gefängniß zu führen. Dieß geschah, und Abd-el-Kerim blieb Sultan des Landes bis zu seinem Tod.

Vor seinem Ende ließ er seinen Tochtermann und Neffen Abu Bekr vor sich kommen, und setzte ihn zu seinem Erben und Nachfolger ein, gab ihm aber dabei den Befehl oder Rath, seinen Vater Abd-el-Menan und seinen Oheim Abd-er-Rachman bis zu ihrem Tode eingesperrt zu lassen. Im Anfang seiner Regierung befolgte Abu Bekr alles, was ihm sein Oheim Abd-el-Kerim geboten hatte; einige Jahre darauf aber gab er den Bitten und Vorwürfen seiner andern Verwandten, die ihm die Gefangenhaltung des Vaters und Oheims als Schande und ein Verbrechen darstellten, nach, und setzte seinen Vater Abd-el-Menan in Freiheit. Dieser, kaum aus dem Gefängniß im Hause des Sultans angekommen, machte seinem Sohne bittere Vorwürfe über seine lange Gefangenhaltung, und forderte ihn auf, seinen Oheim, Abd-er-Rachman, nun auch frei zu lassen. Abu Bekr, durch diese Worte seines Vaters in Sorgen gerathend, argwohnte, sein Vater wünsche Abd-er-Rachmans Befreiung nur deßhalb, um dann eine Partei gegen ihn zu bilden und ihn vom Throne zu verdrängen, und befahl deßhalb seinen Soldaten, seinen Vater zu ergreifen und sogleich wieder ins Gefängniß zurückzuführen. Dieß geschah, und seit der Zeit starb Abd-el-Menan im Gefängniß; Abd-er-Rachman aber lebt noch darin, ohne Hoffnung, jemals frei zu werden, wofern nicht sein Neffe, Sultan Abu Bekr, vor ihm stirbt.

Zum Schlusse füge ich noch zwei Erzählungen bei, deren Wahrheit mir von glaubwürdigen Männern und verschiedenen Augenzeugen bestätigt wird, und welche den Charakter des gegenwärtigen Sultans in Harrer, Abu Bekr, und des Lebens in Harrer überhaupt etwas näher bezeichnen. Gleich nach seinem Regierungsantritte schrieb Sultan Abu Bekr an den Gouverneur in Mocha, ihm Handwerker zu schicken, die gegen gute Bezahlung in seinem Lande arbeiten und sich daselbst niederlassen sollten, zugleich bat er ihn um 30 Soldaten, die — besser als die Leute von Harrer — verstünden, mit dem Gewehre umzugehen. Der Gouverneur gewährte ihm seine Bitte und schickte ihm alle diese Leute. Die dreißig Soldaten bildeten eine Art Garde und wohnten im Hause des Sultans. Eines Tages bekam einer derselben Streit auf dem Bazar mit einem Kaufmann von Harrer, andere Leute von beiden Parteien mischten sich darein, und die Scene endete mit einer Schlägerei. Hierüber machte der Sultan den Soldaten Vorwürfe, und sagte, daß er sie nicht zu diesem Zwecke habe kommen lassen; auch wollte er den Urheber des Streits wissen, um ihn zu bestrafen. Die Soldaten aber schoben alle Schuld auf den Kaufmann und geriethen allmählich mit dem Sultan selbst in Streit und Handel. Sie griffen zu den Waffen, stiegen auf die Terrasse des Hauses, machten Löcher in den Boden, und schossen von oben herab in die Zimmer des Sultans und des Haremś. Diese 30 Araber waren so gefürchtet, daß alle übrigen Soldaten und Diener des Sultans es nicht wagten, sich mit ihnen in einen Kampf einzulassen; da schickte der Sultan in seiner Noth zum Kadi und ersten Scheriff von Harrer und bat um ihre Vermittlung. Diese beide stiegen hinauf, besänftigten die Soldaten und wollten dann zwischen ihnen und dem Sultan Frieden machen. Allein der Sultan erklärte, er wolle ihr Angesicht nicht mehr sehen, gab ihnen Geld, dreimal mehr als ihr Lohn betrug, und befahl ihnen, nach Mocha und Arabien zurückzukehren. Sofort zogen die Soldaten, unter einer Begleitung vom Sultan, ab; sie hatten aber wohl eingesehen, daß der Sultan und ganz Harrer in großer Furcht vor ihnen gewesen war. Als sie daher nach Arabien zurückkamen, gingen sie zu einem Beduinen-Chef, Adam Mohammed, erzählten ihm das Vorgefallene, machten ihm eine glänzende Schilderung von dem Reichthum und der Schönheit des Landes, und forderten ihn auf, sie 30, und überdieß noch 100 Mann von Yemen, anzuwerben, nach Harrer zu führen, die Stadt zu erobern und sich zum Sultan des Landes zu machen. Adam Mohammed ging in diese Plane und Rathschläge ein; er brachte die 130 Mann und eine große Summe Geldes zusammen, versprechend, letzteres nach der Eroberung Harrers vierfach zurückzugeben, und fuhr mit drei Schiffen von Mocha herüber nach Zeila. Der Gouverneur von Zeila aber ließ ihn hier nicht ans Land steigen und schloß die Stadt. Adam Mohammed landete deßhalb etwas westlich von Zeila, bei dem verlassenen und zerfallenen Fort Tuguscha, und blieb dort fünf Tage lang. Während der Zeit versuchte er noch einige Soldaten von Zeila an sich zu ziehen; ein Zimmermann und zwei Soldaten des Gouverneurs ließen sich bereden, stiegen Nachts über die Mauer Zeila's und gingen zu ihm. Sodann machte sich Adam Mohammed auf, nahm eine alte, eiserne Kanone mit, die zu Tuguscha war, und schlug den Weg nach Harrer ein. Die Kanone ließen seine Leute auf dem halben Wege stehen, weil sie ihnen zu schwer war und sie weder Pferde noch Maulthiere zum Transport derselben bekommen konnten, denn die Beduinen hatten sich aus Furcht vor dieser gewaltigen Schaar von der Straße ab ins Gebirge gezogen. Mohammed Adam theilte gleichwohl unter alle, die er auf dem Marsche traf, Geld und Geschenke aus, um sie für sich zu gewinnen. Als er an die Gränze der Somali und ins Gebiet der Galla kam, erhielt Abu Bekr Nachricht von ihrem Anrücken; er befahl seinen Galla, den Arabern alles zu geben, was sie verlangten, und sie ungestört bis vor Harrer ziehen zu lassen.

Nach einem Marsch von zehn Tagen kam Adam Mohammed vor die Mauern Harrers, dessen Thore geschlossen waren. Er stellte sich bei einer außerhalb der Stadt gelegenen Moschee auf, und gab Befehl die Thore zu beschießen. Sultan Abu Bekr aber verhielt sich ganz passiv, kein Schuß, kein Wurf kam

Digitized by Google

aus der Stadt; Alles war ganz still. Adam Mohammed sah nach zweistündigem, vergeblichem Feuer gegen das Thor ein, daß solches mit Gewehrschüssen nicht zu öffnen sey, deßhalb gab er dem Zimmermann Befehl, das Thor mit dem Beile zu öffnen; dieser fing an zu arbeiten, kaum aber hatte er ein kleines Loch gemacht, so fiel ein Schuß durch die Oeffnung, gerade als er sich bückte, um hineinzusehen, und tödtete ihn. Die Leute, welche den Zimmermann begleitet hatten, zogen sich nun zurück zum Haufen bei der Moschee. Adam Mohammed machte ihnen Vorwürfe darüber, daß sie den Todten zurückgelassen haben, und befahl ihnen, selbigen zu holen. Sie weigerten sich aber und gehorchten nicht; da ging Adam Mohammed mit ein paar seiner getreuesten Leute selbst ans Thor, und hob den Todten auf. Wie sie ihn aber wegtrugen, flog ein Hagel vergifteter Pfeile (deren sich die Galla's bedienen) von der Mauer herab, und tödtete alle Leute, die mit Adam ans Thor gegangen waren; er allein blieb unversehrt, und rettete sich zur Moschee, wo seine übrigen Leute standen. — Mittlerweile war es Nacht geworden, und der ganze Trupp der Belagerer mit ihrem Führer schlief bei der Moschee vor dem Thore von Harrer sorglos, wie im eigenen Lande, ohne auch nur Einen Posten als Wache auszustellen.

Sultan Abu Bekr hingegen versammelte 300 seiner Soldaten und der vornehmsten Bewohner Harrers, und befahl ihnen, Morgens zwei Stunden vor Tagesanbruch zu einem andern Thore der Stadt hinauszugehen, in aller Stille an die Moschee zu schleichen, und alle Araber zu ermorden. Er schwur, wofern auch nur Einer der Araber entkäme, keinen von den Dreihundert je wieder in die Stadt zurückzulassen, und sich an ihren zurückgebliebenen Verwandten zu rächen. Und wie der Sultan geboten hatte, also geschah es am andern Morgen. Die 300 Männer von Harrer erschlugen Adam Mohammed und seine ganze Schaar; das Geld und die Kleider der Erschlagenen vertheilte Abu Bekr unter seine Leute, ihre Gewehre aber behielt er. (Schluß folgt.)

Ueber den Getreidehandel in den innern Gouvernements von Rußland.

(Schluß.)

Als Gegenmittel gegen dieses Schwanken der Preise schlägt nun der Verfasser die Errichtung großer Magazine vor, in jedem Gouvernement, das nicht leicht Gelegenheit hat, an dem auswärtigen Handel Theil zu nehmen: man solle dabei einen mäßigen Preis berechnen, bei dem der Bauer bestehen könne und noch einen kleinen Vortheil habe, so daß derselbe zu jeder Zeit sein Getreide um diesen Preis in das Magazin abliefern könnte. Der Schatz, sagt der Verfasser, wird gewiß bei der wohlthätigen Einrichtung der Magazine keinen Schaden leiden, er wird stets um einen etwas höhern Preis verkaufen können, und alle Auslagen werden sich ihm, wenn auch manchmal die Magazine leer stehen, und die Beamten umsonst besoldet werden müssen, durch das richtige Eingehen der Steuern und durch die Stätigkeit der Preise des Getreides, dessen er für die Truppen bedarf, sich leicht wieder ersetzen. Merkwürdig ist, daß im Jahre 1798 unter Kaiser Paul ein ähnlicher Vorschlag aus dem entgegengesetzten Grunde, dem zu hohen Preise des Getreides, gemacht wurde. Damals fand es der Staat äußerst schwierig, seine Truppen und die Flotte zu versorgen. Es wurde daher eine Commission zur Untersuchung der Ursache der hohen Preise niedergesetzt, die augenscheinlich eine Folge des Krieges und des Wuchers waren, und es wurde vorgeschlagen, an allen passenden Orten Magazine anzulegen, und namentlich die Bauern ihre Steuern an Getreide zu einem festen Preise abtragen zu lassen. Die Sache kam indeß nicht zur Ausführung.

„Eine ähnliche, jedoch nur temporäre, Maaßregel wurde im Jahre 1826 von dem Ministerium wirklich angeordnet, und dasselbe äußerte sich später darüber folgendermaßen: „Diese Maaßregel, wodurch die Magazine schnell gefüllt und den Gutsbesitzern und Bauern ein Mittel an die Hand gegeben werden sollte, bei der reichlichen Ernte und den ungewöhnlich niedrigen Preisen ihre Erzeugnisse etwas vortheilhafter abzusetzen, hatte außerdem auch den Zweck, dem Kornhandel neue Bewegung zu geben, und die Preise zu erhöhen, welche nicht in Folge eines wirklichen Getreideüberflusses, sondern nur in Folge der Meinung, daß solcher vorhanden sey, fast allenthalben so tief gefallen waren, daß sie die Arbeit des Landmanns und sogar seine eigenen Ausgaben höchst spärlich lohnten. Die Absichten der Regierung wurden durch den Erfolg gerechtfertigt, denn bald darauf stiegen die Preise fast in allen Gouvernements bedeutend."

Einen ähnlichen Erfolg erwartet man denn auch von der Niederlegung des Getreides in Magazinen zur Zeit ungewöhnlich niedriger Preise. Die Erfolge einer solchen Maaßregel schildert der Verfasser in folgenden Worten: „Der Bauer, welcher den Preis kennt, zu welchem der Roggen in den Magazinen angenommen wird, und unter welchem nicht aus denselben verkauft werden darf, wird nicht gern sein Korn auf den Markt bringen, wo ihn die kleinen Händler drücken. Hat er einmal seine rückständigen Steuern durch Getreide gedeckt, das er ins Magazin ablieferte, so kann er immerhin einige Zeit warten, wenn ihm der Verkauf nicht vortheilhaft scheint. Dadurch findet auf den Kornmarkten kein so ungeheures Zusammenströmen von Verkäufern statt, wie dieß gewöhnlich in wohlfeilen Zeiten der Fall ist, wenn der Termin der Steuerzahlung heranrückt; die Gutsbesitzer, von diesen zahlreichen und gefährlichen Concurrenten befreit, welche ihr Korn um einen ganz unzureichenden Preis weggeben, haben dann mehr den Handel mit Korn in ihren Händen, und werden sich bemühen, Maaßregeln zu ergreifen gegen die kleinen Händler, welche bei dem armen Bauer das Getreide herauspressen. Dann kann dieser letztere, wenn er feste Preise in Aussicht hat, und eine sichere Rechnung machen kann, seine Wirthschaft verbessern und seine Kornaussaat vermehren, und der Landbau wird eine auf sichere Berechnungen gegründete Industrie werden."

Es läßt sich nicht läugnen, daß wenn einem so entsetzlichen Wechsel der Preise gesteuert werden kann, der ganze Landbau, der Bauer wie der Edelmann, die Vortheile davon ernten muß,

Digitized by Google

und daß dadurch dem Lande ein kaum geringerer Vortheil zugehen wird, als vor 90 Jahren durch die Aufhebung der innern Zölle.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortsetzung.)

Die celtischen Monumente bei Locmariaker sind leider in schlechtem Zustande: die bretagnischen Gelehrten schieben in ihrer Erbitterung gegen Cäsar die Verwüstung dieser Denkmale auf die römischen Legionen, obschon die ersten Christen gewiß nicht so ganz schuldlos daran seyn mögen. An der rechten Seite des Dorfes stehen in einer mit Haidekraut und Stechginster bewachsenen Ebene zu beiden Seiten eines Feldweges gruppenweise mehrere großmächtige Steinblöcke als Schatten der Vergangenheit, welche den Namen der Cäsarstafel führen: es sind angeblich die Ueberreste eines kolossalen Dolmen, welcher über 100 Fuß Länge gehabt haben muß; die senkrecht aufgestellten Blöcke sind zum Theil noch erhalten; von den darüberliegenden Deckelsteinen hingegen ist kaum einer heil geblieben. Der erhaltene Schlußstein am östlichen Ende läßt den Verlust der übrigen Steine bedauern; auf der innern Fläche desselben sind nämlich verschiedene Zierrathen ausgemeißelt, welche Hr. v. Penhouet für phönicische Buchstaben hält; der größte Theil davon ist leider ausgewischt. Nicht weit von diesem Dolmen liegen die Fragmente eines der größten Menhir, die man kennt; es mag leicht an die 60 Fuß hoch gewesen seyn, und bestand ursprünglich aus zwei enormen Steinkegeln, welche so aufeinander gesetzt waren, daß ihre Basen zusammenstießen und ihre Köpfe nach oben und unten zu stehen kamen. Gleich daneben findet man ein anderes kleineres Menhir, ebenfalls sehr verstümmelt, und Membroasao, d. h. Denkstein des Tapfern, genannt. Aehnliche Benennungen haben die Gelehrten auf die Muthmaßung geführt, daß alle isolirten Steine, welche man unter der Gattung der Menhirs (d. h. der langen Steine) begreift, Ehrensteine für gefallene Krieger sind. Viele Stellen in Ossians Gesängen deuten darauf hin, und die Ausgrabungen am Fuße dieser Menhirs erheben jene Muthmaßung zur Gewißheit; es scheint jedoch, als ob die alten Celten nicht bloß den gefallenen Helden, sondern auch wichtigen Begebenheiten einen oder ein paar Steine zum Andenken errichteten; so hört man den König Fingal in einem der Gesänge seines Sohnes Ossian ausrufen: Stein, verkünde den kommenden Geschlechtern, die dich schauen werden, daß wir hier den Krieg beendet haben! Gewöhnlich findet man diese Menhirs in der Nähe von Steinkisten und Erdhügeln, welche man den Gestorbenen setzte. Die bedeutendsten Grabmäler der erstern Gattung sah ich bei Locmariaker, wo vier bis fünf solcher Steingräber zerstreut liegen. Das imposanteste darunter ist der sogenannte Men ar groah, der Hexenstein. Mächtige Steinklumpen von aschgrauer Farbe sind so aneinander gefügt, daß sie eine länglich viereckige Höhlung bilden, worüber zwei mehr als vier Ellen lange Schlußsteine von Osten nach Westen liegen. Noch merkwürdiger sind die Gräber des Mont Xelen, unweit eines Bauerngehöftes am Eingange des Dorfes, auf einem etwas erhöhten nach der Mitte zu in Gestalt einer umgekehrten Mulde gewölbten, an beiden Seiten abgerundeten Platz, eingefaßt mit grauen zum Theil versunkenen Steinen, die zwei bis drei Fuß von einander stehen, und bewachsen mit Haidekraut und Wachholdergesträuch. Der Form nach gleichen diese Gräber des Mont Xelen der ebenerwähnten Steinkiste Men ar groah, sind aber lange so ansehnlich nicht, auch fehlt den meisten schon der Deckelstein. Nur eines ist völlig erhalten, bei dessen Betrachtung man bald, nahe an der Ecke, eine Oeffnung entdeckt, groß genug, um dadurch in die Tiefe hinabzuschlüpfen. Dort sieht man, daß die in die Erde gesenkten Steine glatt behauen sind, und dicht verbunden ein ziemlich genaues Quadrat bilden, dessen Länge und Breite ein paar Schritte beträgt. Der untere Boden ist mit Erde verschüttet, so daß man kaum aufrecht in dem Grabe stehen kann, ohne den überliegenden ebenfalls geebneten Deckelstein zu berühren. Von ähnlicher Beschaffenheit sind auch die andern dortigen Steinbetten, nur daß sie, offen liegend, noch mehr mit Erde angefüllt sind.

Verschiedene solcher Gräber sind in neuern Zeiten geöffnet worden. Im Jahre 1821 hat man bei Locmariaker auf einem Ackerstück, von welchem hinderliche Steine weggeschafft werden sollten, einen kleinen Hügel von etwa einer Quadratruthe im Umfange, über welchen zwei große Steine lagen, die mit ihren Enden auf den Ecken anderer Steine ruhten, wovon mehrere rundumher aus der Erde hervorragten, für ein altes Grabmal erkannt, und solches nach Zerstückelung der beiden Deckelsteine durch Pulverzersprengung aufgedeckt und genau untersucht. *) Beim Aufgraben des Innern, welches ringsum von einer äußerst starken und festen Steinmauer eingefaßt war, fand man zuerst eine Lage von leichtem Seesande, dann eine Schichte kleiner, runder, glatter, wahrscheinlich vom benachbarten Strande geholter Kieselsteine, und auf diese folgte eine Lage reiner Erde, nach deren Wegräumung man auf zehn, in krummer Stellung mit untergeschlagenen Beinen und mit den Köpfen und Leibern dicht aneinander gepreßte Menschengerippe stieß, auch hin und wieder in dem Schutt kleine fast ganz verwestte Fetzen von Zeug und Haarfilz bemerkte. Die darauf folgende Schichte bestand aus einer harten nur mit großer Mühe wegzuschaffenden Thonmasse, worin neun Urnen oder Aschentöpfe standen, welche aber alle ganz mit Lehm überkleidet und so fest an denselben gebacken, ja sogar inwendig mit diesem Thonkitt angefüllt waren, daß Vieles zerbrach, und kaum die Hälfte der Urnen unversehrt herausgehoben werden konnte. Unter dieser Thonschichte befand sich eine Lage von lose liegenden Steinsplittern, und den letzten Bodengrund bildete eine starke, wie eine Dreschtenne zusammengestampfte Thonunterlage, auf welcher die Formen der Steinstücke sich eingedrückt hatten. Von den Urnen, welche ich im Museum von Vannes besah, haben drei die Größe eines ungewöhnlichen, die andern recht aber nur die eines gewöhnlichen Apfels; die Außenseite der sämmtlichen Gefäße sind mit kurzen, vertieften Linien verziert und die Einschnitte in regelmäßigen Abständen gemacht; daß der inwendige Boden aller mit Kräutern und Blättern belegt gewesen, läßt sich noch an ihrem Abdruck in dem Thon erkennen, und auf dieses Laub war ohne Zweifel die Asche mit den übrigen Knochensplittern geschüttet worden. Unter jeder der drei größern Urnen lag eine künstlich aus Granit gearbeitete Streitart, wovon sich eine durch ihre Größe und durch die Schärfe der Arbeit auszeichnete; bei den kleinern Töpfen befanden sich andere Opfermessern gleichende Geräthe von Stein. Dazu kam noch ein anderer Fund, nämlich ein unbekanntes Werkzeug von Harz, das in der Mitte ein Loch wie ein Hammer hat und an beiden Enden spitz zuläuft, ingleichen ein altes stark verrostetes Eisen, das, wie der Augenschein lehrt, vormals geschliffen gewesen war. Ich bemerke nachträglich, daß unweit dieses Ackerstückes ein kleines Bauerngut liegt, Namens Kerhan, was so viel als „Schlachtstätte" bedeutet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Mémoires des antiquaires de France, T. IX., p. 51 u. 53.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 76.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 März 1840.

Türkische Skizzen.

(Aus den Erinnerungen eines Reisenden.)

Aus der Walachei kamen wir nach Brailow, wo wir den geraden Weg nach Konstantinopel einschlagen konnten, aber wir wollten Galacz besuchen, den einzigen moldauischen Hafen, und uns dort auf das Paketboot setzen. Um von Brailow nach Galacz zu kommen, braucht man nur dritthalb Stunden, und der Weg ist ziemlich malerisch. Während des letzten Kriegs wurden die Wälder, womit die Hügel bedeckt waren, ausgerottet, jetzt aber fangen neue an emporzukeimen. Die Felder sind bearbeitet, und die Bauern nicht so arm, als in den übrigen Kreisen, denn der wohlthätige Einfluß des Handels macht sich in den Umgebungen von Brailow fühlbar. Der Sereth bildet die Demarcationslinie beider Fürstenthümer, eine Schiffbrücke ist über diesen unbedeutenden Fluß geschlagen. Der Uebergang aus der Walachei in die Moldau ist alsbald durch das bergige Terrain dieser letztern bezeichnet. Die von prächtigen Wäldern umgebene Straße führt durch ein fruchtbares Thal, und die Flüsse, die das Land bewässern, tragen viel zur Belebung des Handels und des Ackerbaues bei.

Galacz erscheint von weitem. Die Stadt besteht aus zwei Theilen: die neue Stadt nimmt den hohen Hügel ein, von wo man eine schöne Aussicht auf die Donau und die bulgarischen Berge genießt, und schöne steinerne Häuser geben ihr ein europäisches Ansehen; auch ist es kein Zweifel, daß das häufige Austreten der Donau die Bewohner der Altstadt nöthigen wird, sich auf den Höhen anzusiedeln. Wenn die elenden Gebäude, welche den Hafen einschließen, in Trümmer zerfallen sind, dann kann man sie als den nächsten Steinbruch benützen, um Kais anzulegen, welche als Schutzwehr gegen das Steigen der Gewässer dienen können, und dann kann man auch alle Magazine hart am Ufer der Donau anlegen. Man geht nach dem Fluß hinab durch krumme Straßen, die noch aus alten türkischen Häusern bestehen, wo die Kaufleute ihre temporären Comptoirs haben. Auf den Bazars und in den zahlreichen Kaffeehäusern findet man immer Gäste aus sehr verschiedenen Nationen: Moldauer, Griechen, Septinsulaner, Genueser, die ihre Handelsverhältnisse mit dem Orient bedeutend ausdehnen, und die von allen verachteten Juden, welche den Fremden mit Anerbieten ihrer Dienste unablässig verfolgen. Seit 1832 kamen jährlich 400 Schiffe nach Galacz. Die Donau erhebt sich hier nur noch drei Metres über die Meeresfläche, und Schiffe von 300 Tonnen können vom April bis Ende Novembers ungehemmt fahren. Die Haupterzeugnisse der Moldau sind: Holz, Fettwaaren und Wachs, das beste in Europa. Gleich der Walachei hat die Moldau durch die Phanariotenregierung viel gelitten; nach dem Ausdruck des Hattischerifs waren beide Fürstenthümer Pachtungen von Stambul, indeß war die Lage der letztern immer noch erträglicher als die der erstern. Noch jetzt ist die Moldau, obgleich minder volkreich und ausgedehnt, als die Walachei, doch viel reicher; die Bojaren leben vorzugsweise auf ihren Gütern, und der jetzige Hospodar, Michael Sturdza, der alle Hülfsquellen des Landes vortrefflich kennt, befördert Ackerbau und Handel. Alexo Ghika, Fürst der Walachei, ist ein Mann von romantischer Einbildungskraft und viel gutem Willen. Durch die Bemühungen Sturdza's hebt sich der Wohlstand in Galacz rasch: im J. 1832 betrugen die städtischen Einkünfte nicht über 85,000 Piaster, im J. 1838 hatten sie sich auf 116,000 Piaster gehoben. Der Hafen ist blühend.

Das östreichische Paketboot Ferdinand, das zwischen Brailow und Konstantinopel geht, langte am 23 Junius in Galacz an. Voll Zuversicht, daß wir noch an demselben Tage wieder abfahren würden, begaben wir uns dahin, und mußten gegen 24 Stunden warten. Der Ferdinand nahm Passagiere auf dem rechten Ufer ein, und da die Quarantänewache uns nicht mehr ans Land steigen ließ, so blieb uns nichts übrig, als unsere kleine Gesellschaft zu mustern. Auf dem Verdeck hatte eine phanariotische Fürstin, die Nichte irgend eines Hospodars Platz genommen. Ihr Costume zeigte eine Mischung europäischer und asiatischer Moden in gleichem Verhältniß: auf dem Kopf trug sie einen Turban aus einem glänzenden Stoffe von Brussa; ihr Kleid bestand aus einem blumichten Wiener Zitz mit Hermelin à l'imbecille. Die Fürstin saß auf einem Smyrnaer Teppich, neben ihr ihre beiden Töchter, hübsche, etwas kokette Mädchen. Jedem Passagier erklärten sie ihren Wunsch, London, Paris und Wien zu besuchen, und möglichst bald sich zu

Digitized by Google

verheurathen. Engländer, Italiener, Deutsche, alle sammelten sich häufig, um mit dieser Familie sich zu unterhalten; das Gespräch wurde Französisch geführt.

Am andern Morgen früh verließen wir den Hafen von Galacz. In einiger Entfernung vom rechten Ufer erschien der Balkan, die bessarabische Steppe stieß an das linke, welches von der Einmündung des Sereth bis zu der des Pruth völlig öde schien. Am Mittag erreichten wir Tultscha, das, wie alle türkischen Städte, am Abhang eines schönen Hügels erbaut ist. Tultscha gleicht einer Theaterdecoration; sobald man es näher erblickt, verschwindet der Zauber. Jedes Haus, das aus der Ferne eine artige Wohnung verspricht, ist nichts anders, als ein Sitz der Unreinigkeit und der Armuth. Uebrigens hat die Stadt einige Bedeutung: sie treibt einen ziemlich ansehnlichen Handel mit gesalzenen Fischen, Holz und Getreide, und bei dem allgemeinen Fortschritt der Industrie wird sie sich wahrscheinlich noch mehr heben. Von Tultscha bis zur Mündung ist die Donau traurig und einförmig, manchmal engen öde, nur mit einer zahllosen Menge Pelikane bevölkerte Inseln ihren Lauf ein, manchmal breiten sich ihre Gewässer im ganzen Thal aus. Es begegneten uns viele Schiffe, und die da und dort schwimmenden Trümmer und Geräthe zeigten, daß die Donau wie das Meer ihre Stürme und Klippen hat. Um 3 Uhr befanden wir uns in dem Sulina-Arm. Die Donau fällt in sechs Mündungen ins schwarze Meer, wovon die drei bedeutendsten die von Kilia, Sulina und im Süden die St. Georgsmündung sind. Die Genueser errichteten ein Comptoir in Kima, aber die dortige Mündung ist fast gänzlich mit Schlamm angefüllt, in die St. Georgsmündung können nur noch Schifferkähne einlaufen, und nur die Sulinamündung, die nach dem Frieden von Adrianopel an Rußland abgetreten wurde, ist für Fahrzeuge von 300 Tonnen fahrbar. Je mehr man sich dem Meere nähert, einen desto schwächern Fall hat das Bett der Donau, und darum muß man fürchten, daß Sand und Schlamm diesen einzigen noch für die Schifffahrt offenen Weg verderben.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über das östliche Afrika.

(Schluß.)

Ein Jahr nach diesem Vorfall machte ein Weißer — ob Franke, Grieche oder Armenier, deren sich etliche in Abyssinien aufhalten, konnte ich nicht bestimmt erfahren, gewiß aber ein Christ — eine Reise von Schoa und Efat, wo er einige Zeit bei König Sahala Salasse sich aufgehalten, nach dem Lande Harrer. Ein Abyssinier, Hadschi Mohammed, von Ankobar, begleitete ihn als Führer. Als sie noch unterwegs und einige Tagereisen von Harrer entfernt waren, erhielt Sultan Abu Bekr hievon Nachricht. Er gebot, die Reisenden gut zu behandeln, und sie bis vor Harrer ziehen zu lassen. Seinen Soldaten aber befahl er, sich unter dem Thore aufzustellen, und wenn die Fremden ankommen, und nicht vor dem Thore anhalten, um bei dem Sultan anzufragen und Erlaubniß einzuholen, ob sie Harrer betreten dürfen, den Weißen zu ermorden; den Mohammedaner aber, seinen Begleiter, und seine Knechte sollen sie am Leben lassen, und vor ihn bringen. Im Fall der Weiße aber einen seiner Diener zum Sultan schicken und um Erlaubniß bitten lassen wolle, zu ihm zu kommen, sollten sie ihm nichts Böses zufügen, sondern ihm seinen Willen thun und ihn ins Haus des Sultans führen. Ein Paar Tage darauf kamen die Reisenden an, und von Niemanden gewarnt zogen sie, nichts Arges ahnend, durch das offene Thor von Harrer ein, ohne zu fragen und ohne anzuhalten. Wie sie aber den Boden der Stadt betraten, fielen die Soldaten Abu Bekrs über sie her, rissen sie von den Pferden herunter und ermordeten den Weißen, wie ihnen befohlen war; den Abyssinier aber, Hadschi Mohammed, die Knechte des Ermordeten und seine Effecten brachten sie zu Abu Bekr. — Hadschi Mohammed beklagte sich bei ihm des Mordes wegen. Sultan Abu Bekr stellte sich hierüber aufgebracht und ließ zum Beweise seiner Unschuld ein Paar Soldaten ins Gefängniß werfen. Die Effecten des Weißen behielt er; nach der Versicherung von Augenzeugen soll sich viel Geld in Silber, einiges Gold, geprägt und Goldsand in Säcken, und Moschus (sabad) unter denselben vorgefunden haben; auch ein Kistchen mit Arzneien sey dabei gewesen, was, wenn es wirklich Arzneimittel waren (und nicht irgend etwas Anderes, diesen Halbbarbaren Fremdes und Unbekanntes) schließen ließe, daß der Ermordete ein Franke war; denn außer den Europäern führt in diesen Ländern kein Reisender Arzneimittel mit sich.

Der Abyssinier, Hadschi Mohammed, obgleich unschuldig, fürchtend, wenn er nach Ankobar zurückkehre, von König Sahala Salasse gestraft zu werden, zog es vor, nach diesem Vorfall in Harrer zu bleiben. Der Sultan schenkte ihm ein Haus und was er zum Leben brauchte; er fing an Handel zu treiben und soll jetzt einer der reichsten Kaufleute Harrers seyn.

*

Die Beilage enthält eine Sammlung von Worten aus den Sprachen der verschiedenen Völkerstämme von Massaua bis Cap Guardafui, so wie ihrer westlichen Nachbarn, der Galla, und von Harrer. Für die richtige Bedeutung der Worte garantire ich, denn ich ließ mir dieselben wohl von zehn verschiedenen Individuen vorsagen, aber die richtige Schreibart derselben hat ihre besondern Schwierigkeiten und konnte nicht immer ganz gut gegeben werden, denn alle diese Sprachen haben Laute, für deren Bezeichnung wir keine Buchstaben besitzen; ich gab mir jedoch Mühe, solche so richtig als möglich auszudrücken. Alle angeführten Völker haben keine Schrift in ihrer Sprache; ihre religiösen Bücher, so wie alles, was bei ihnen je geschrieben wird, ist in der arabischen Sprache abgefaßt; und wo nur immer Mohammedaner sind, selbst unter den Gallas, findet man Leute, die dieser Sprache Meister sind und fertig lesen und schreiben können.

Die abyssinischen Sprachen, Amhara und Tigre nehme ich als bekannt an, sonst hätte ich Proben derselben beigefügt; die Sprache von Harrer hat viel entlehnt von dem Amharischen. Die hier angeführte Galla-Sprache ist von den Stämmen der Alla- und Wulo-Galla.

Digitized by Google

Sammlung von Wörtern

aus den Sprachen der Küſtenbewohner des öſtlichen Afrika zwiſchen dem neunten bis ſechzehnten Grad nördl. Breite.

Deutſch.	Schiho.	Danâkil.	Somâli.	Harrer.	Galla.
Sprache	af	afar	hadelka	auan	affan
ſprechen	nani	sab	tahâdel	asôni	dubua
Tag	læla	assago	uà	hotsch	gafa
Woche	liggidena	djummah	djummât	djummah	djummah
Monat	alsa	alsa	bell	wærrbi	dinah
Jahr	iggida	seanat	gu	Amad	lega
Kopf	amo	amo	madaka	rusa	madda
Haare	daggar	daggor	timmo	dschiggar	reſenes
Augen	endi	endi	iscka	aya	edscha
Fuß	lagg	iba	lugta	igirenda	mil
laufen	adu	gar	sâo	lidsch	dcem
reiten	hor	fer	wafarschinajar	stigebelal	habâdu
Pferd	ferass	ferass	ferrasa	feras	ferda
Maulthier	baqla	baqla	baq l	baq l	gége
Sattel	qor	qor	korà	korà qur	qui
Zügel	lugam	lugam	hággama	hakama	lugâma
Steigbu- gel	rochau	berda	rehabaka	erkao	iman reiten ohne Bügel)
Hund	sagga	sagga	lo	lam	saua sawa
Schaf	eidorta	wodilar	are	dau	hola
Esel	dâman	okolo	damer	wodschera	harre
Kamel	gâla	gala	gael	gameleerda	gâmel
Karawane	kâfla	arbo	saffer	sâffer	nagâla
Vater	abba	abba	ababa m. P. abo	ana	abad. abâgo
Mutter	ina	ina	hoiah	aie	hadda had- diago
Sohn	bara	bara	(wilihoh) ena	litsch	ilma
Tochter	dingil	bare	enan	gahad	entalôsid
Schweſter	issala	dohogerta	wolaischa	ehht	ubolâti
Bruder	issâl	dohoquerta	wolalihe	ehhe	uhelêssa
Haus	aire	ari	âgal	gar	mâna
Hof	garat	barba	gegn	hasab	gafuduba
eſſen	bett	akum	un	bela	mrâdo
trinken	oub	oub	dâmm	setsch	duge
Hunger	lua	o lud	kadschide	râhab	bela
Durſt	bachar	bachar	harâdi	dirrah	debu
hungrig	lue	o'lule	wohadschôssahe	rahabieg	belaui
durſtig	bachare	bachare	wobaradsamahe	Jirraring	dubôte
Brod	fole	gaambo	kibbia	mchat	budena
Waſſer	lée	lée	bio	mey	bisan
Milch	hann	hann	a na	bei	anane
Fleiſch	hado	hado	hillab	bester	fon
Schmalz	subâch	subach	subagg	schésch	dedda
Honig	baska	malab	malabaga	dus	dâmma
Sonne	euro	euro	ôrah	ibr	adu
Mond	alsa	alsa	dersohih	wirhi	dsah
Stern	hottuq	hottuqt	hiddigah	dau	huridsch
Nacht	harr	barr	habeneoihe	ôrtu	hâlqan
Himmel	arau	áran	irka	sémmi	wogaro
Erde	baro	achæra	indilahume	dûmat	edunian
Feuer	gira	gerah	dabb	essat	ibita
Lanze	mahâro	mahâro	wóraka	worâm	wórana
Schild	gobo	gobo	geschâkka	Agri	gaschêna
ich	ânu	jo	anéga	an	anuma
du	adu	adu	adega	achach	idi
er	ussuk	ussuk	gas	aso	isa
wir	nanu	nanu	ânaga	ama	numu
ihr	addim	addim	idigu	achachetsch	isinuma
ſie	ussun	ussun	cijaka	asoetsch	isâni
Neuigkeit	wóre	dágo	wóram	were	udes
komm	amô	ámm	kale	nai	göddu

Deutſch.	Schiho.	Danâkil.	Somâli.	Harrer.	Galla.
gib	bah	bah	kæn	additschi	fûdi
wie geht ihr dir?	ahh igadito	me eito	bérido	ahumtech	—
1.	inik	inik	ko	ahad	tuk
2.	lammat	lammat	lahha	kael	lamma
3.	adoch	sidoch	saddah	schuchet	saddeh
4.	affor	affaro	affar	harat	affar
5.	gon	gonei	schan	hammist	achan
6.	lech	lehei	ehh	sodisti	dja
7.	melhin	melhin	taddabi	sâati	torba
8.	qahhar	bahhar	sedet	sud	sadet
9.	saggal	saggal	sagal	sating	sagal
10.	taman	taban	taban	asser	qudan
11.	inika taman	tabanke inik	kotâban	asseraked	qudatuk
20.	lamatana	lamatana	labbeten	kuta	dugdâma
30.	soddom	soddom	soddon	sata	soddom
40.	marotom	marotom	affartan	arbain	affardâma
50.	qontom	kontom	konton	hamistesa'r	schimdâma
60.	lachtom	lachtam	lehhtan	sedistessa'r	dsetdâma
70.	melhintomon	melhintaban	taddabôtan	sa tessa r	torbadâma
80.	bahhartomon	bahharatahan	sedetan	sudessa r	sadetdâma
90.	bol saggala	saggalataban	sagaschen	sottana	sageldâma
100.	bol	bol	boglo	baq'la	dôbba
200.	lammatbol	lammatbol	labbabaglo	kadabaq la	dubbalâma
1000.	schiech	kum	kou	alf	dobbaku- dan

E. Kielmaier.

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortſetzung.)

Am 27 Juliny 1834 haben mehrere Alterthumsfreunde von Auray auf Betrieb des Hrn. Renaud bei dem Gütchen Porher in der Nachbarſchaft von Locmariaker zwei der dortigen Gräber öffnen laſſen. In dem einen wurde nur ein geringer Fund von einigen Wurfkeilen und kleinen, lanzettförmigen Strandſteinen, die vielleicht zu Pfeilſpitzen gedient haben mögen, gefunden: merkwürdiger und erfolgreicher aber war die Aufgrabung des zweiten. *) Dieſes Grab, von außen mit einer muldenförmigen Erhöhung von Erde bedeckt, glich einem winzigen Hügel, der, mit Wachholdergeſträpp dicht bewachſen, nur den obern Schlußſtein und einige hervorragende Enden anderer Steine, die das Grabmal im Kreiſe umſchloſſen und ringsum einfaßten, ſichtbar ließ. Am Weſtende dieſes Grabes ſtanden zwei Eckſteine, wovon der eine geſunken, der andere aber noch auf der hohen Kante aufgerichtet war und eine Höhe von ſechs Ellen hatte. Von dieſem Eckſtein bis zu dem gegenüberliegenden betrug des Grabes Breite 12 Schritte. Man fing damit an, den Deckelſtein durch Pulver zu zerklüften und die Stücke bei Seite zu bringen, worauf man einige Fuß in die Tiefe eingrub und den Schutt von Seeſand wegſchaffte, als man an dem obern Rande der Seiteneinfaſſung von Steinen wahrnahm, daß es ein längliches Viereck bildete, deſſen beide ſchmale Seiten gegen Oſten und Weſten gerichtet waren, eine Lage, die faſt bei allen Gräbern dieſer Art dieſelbe iſt. Weil das Grab ganz mit Erde ausgefüllt ſchien und die Lage und Größe der Einfaſſungsſteine eine beträchtliche Tiefe vermuthen ließ,

*) J. A. Renaud, Notice sur les environs de Locmariaker, fouilles faites en 1834. in 4to. avec figures. Vannes 1836.

Digitized by Google

so ward der Versuch gemacht, zugleich an der Ostseite einzudringen, um desto eher zum Zweck zu gelangen. Nach Wegräumung der Steine, die diese vierte Seite schlossen, stieß man auf neue Hindernisse, nämlich auf ein paar Reihen flacher Steine, die, von einer bis zur andern Seite aufrecht gestellt, mehrere bloß mit Erde ausgefüllte Abtheilungen oder Fächer bildeten, deren Zweck nicht ausgeforscht werden konnte. Als auch diese fortgeschafft waren, bemerkte man ein Knochenwerk, wovon der Schutt vorsichtig weggeräumt wurde; es war ein menschliches Gerippe, welches halb aufrecht, mit dem Antlitz gegen Osten gewandt und die Beine kreuzweis übereinandergeschlagen, in der hintern Südwestecke niederkauerte. Mit Mühe erreichte man die Tiefe wegen des festen, wie eine Schreinbiele eingearbeiteten Thons, worin an die zwanzig größere und kleinere Aschentöpfe aus schlecht gebranntem, mit Katzengold vermischtem Thon standen, die so weich und spröde und mit der ganzen Masse so zusammengeleimt waren, daß die mehrsten zerbröckelten oder bei nicht genugsam vorsichtigem Graben von dem Spaten durchstoßen wurden. Zugleich fand man einige Streitärte, mehrere kleine, dünne, lanzenförmig zugespitzte Steine und einen Knäuel Golddraht. Nachdem der Sarkophag gänzlich und bis auf den letzten mit kleinen, dünnen und platten Steinen gepflasterten Fußboden ausgeleert und frei geworden war, so zeigte er sich als ein Oblongum, an allen drei Seiten ausgesetzt mit mächtigen, ziemlich geraden und ebenen Steinblöcken, deren Fugen da, wo sie nicht dicht aneinander schlossen, mit kleinen, dünnen, flachen, schichtenweise übereinander liegenden Steinen verstopft waren; der innere Raum enthielt bis zur Tiefe mehr als Mannes Höhe, in der Länge maß er fünf Schritte, in der Breite beinahe sechs Ellen. So liegt es noch da, nur daß es jetzt, nach vier Jahren seit seiner Oeffnung, schon sehr zerstört, eingefallen und mit Schutt angefüllt ist, und bald ganz unscheinbar werden dürfte.

Die von Erde aufgeworfenen konischen oder glockenförmigen Grabhügel sind in der Umgegend von Locmariaker eben so zahlreich als die Steingräber; der beträchtlichste darunter ist der sogenannte Cäsarshügel am Ausgange des Dorfes. Sein Umkreis beträgt 270 Schritte, seine Höhe kann man auf 56 Fuß schätzen. Man hat in den letzten Jahren ebenfalls einige von diesen Grabhügeln geöffnet und aufgegraben, und die Untersuchungen ihres Inhaltes geben ungefähr dieselben Resultate, wie die Oeffnung der Steinbetten: Aschentöpfe von halbgebranntem Thon und roher Form, mit und ohne Linien oder Streifen, Knochen, Schädel, auch wohl ganze Gerippe, Lederstückchen, Hornringe, Streitärte, Streithämmer, Messer und Pfeilspitzen von Feuerstein — das sind die hauptsächlichsten Inventarien dieser Gräber; Dinge von Metall werden wenig gefunden, und dann sind es auch gewöhnlich nur Kleinigkeiten, kupferne Ringe und Dolche, Ketten von Draht u. dgl.. Eisen trifft man höchst selten. Was noch die Streitärte insonderheit betrifft, so werden sie nicht bloß in Gräbern, sondern auch zuweilen am Strande und auf freiem Felde gefunden. Sie sind in der Regel, was auffallend ist, von grünem Jaspis und Serpentinstein, überaus zierlich und künstlich geformt, und haben eine Länge von 7 bis 8 Zoll. Gegen die gekrümmte, sehr scharfe Schneide zu sind sie auf beiden Seiten convex geschliffen und äußerst sauber geglättet; gegen das andere Ende, welches in eine Spitze ausläuft, haben sie ein Loch, durch welches man ohne Zweifel die Lederriemen zog, womit man dieselben um die Hand befestigte. Wahrscheinlich sind dieß wohl nicht eigene Arbeiten der alten Landesbewohner, da sich in der ganzen Bretagne keine Probe von jenen beiden Steinarten findet. Die Celten nannten diese Streitärte, welche sie wahrscheinlich weit herholten, mater, was in ihrer Sprache so viel als Todtschläger bedeutet. Die römischen Geschichtsschreiber haben diesen Namen in materis latinisirt; sie gestehen übrigens, daß der Matar in den Händen der Celten eine schreckliche Waffe war, womit sie ihren Feinden tödtliche Streiche versetzten.

Die Glockenhügel von Erde und Steinen aufzuhäufen, war zwar eine mühsame, jedoch durch Mithülfe vieler Arme und anhaltend frommen Eifer bald zu vollendende Arbeit, in Ansehung welcher nur der Umstand unerklärbar bleibt, daß sich gar keine Spuren von Gruben, Löchern und Unebenheiten in der Nähe derselben entdecken lassen, von woher die von dem Erdboden, worauf sie ruhen, ganz verschiedene, gewöhnlich sandige Masse zusammengebracht seyn kann. Schwieriger war die Construction der Steingräber, am schwierigsten der Bau der Dolmen. Daß dieselben schon, außer großer Kraftanstrengung, eine gewisse Kunstfertigkeit heischten, ersieht man aus den zuvor gelieferten Beschreibungen, und wenn man auch in der Bretagne ein altes Heldenvolk annimmt, das Riesenkräfte besaß, so war dasselbe doch schwerlich so vermögend, um bloß mit Armen und Fäusten das zu bewerkstelligen, was noch jetzt Verwunderung und zugleich die Frage erregt, wie rohe Barbaren Massen von so übermäßiger Wucht von einem Orte zum andern schaffen konnten. Der Unterbau der Urnenkisten und ihre Aussetzung mit Steinen läßt sich erklären; auch die Einsenkung und Aufrichtung der Seitensteine der Dolmens ist begreiflich: die Erde durfte nur unter dem herbeigewälzten Stein vorsichtig weggegraben und derselbe in eine Lage gebracht werden, daß er so nachsank, wie es am paßlichsten war; aber das Aufbringen und Ueberlegen der Schluß- und Deckelsteine, dieser Blöcke von ungeheurem Gewicht, läßt vermuthen, daß man sich dabei der Pferde und Schleifen bedient, und den Gebrauch mechanischer Werkzeuge, die zum Aufheben und Fortbringen schwerer Lasten angewandt werden, gekannt habe; auch können die alten Celten in Betreff des Maschinenwesens und anderer mechanischen Künste eben nicht unwissend und vernagelt gewesen seyn, weil sie den Schiffbau verstanden und trieben, und Cäsar namentlich den Venetern das Zeugniß ausstellt, in der Schifffahrtskunde und im Kriegswesen alle andern Gallier zu übertreffen, was in erster Beziehung noch heutiges Tages der Fall, da die Küste des Morbihan die besten Matrosen der französischen Marine liefert.

(Fortsetzung folgt.)

Pfennigsliteratur in London. In der statistischen Gesellschaft legte ein Hr. Weld in einer Sitzung vom 17 Februar Blätter von allen in London erscheinenden zur sogenannten Pfennigsliteratur gehörigen Zeitschriften vor, und zeigte in einer Tabelle die Dauer ihres Erscheinens und die Abonnentenzahl, so weit diese zu ermitteln war. Die Zahl der Wochenschriften beträgt nicht weniger als 80; von 50 derselben kostet das Blatt einen Penny, fünf kosten 1½ Penny und 25 kosten 2 Penny. Siebzehn davon enthalten vermischte Gegenstände, 22 Novellen, Romane und Erzählungen, 14 Lebensbeschreibungen und Memoire, 9 sind politischen, 4 wissenschaftlichen und 2 medicinischen Inhalts; 1 vertheidigt die Mäßigkeitsgrundsätze, 4 geben sich mit Theaterwesen ab, 5 sind unsittlichen Inhalts und 2 enthalten Lieder. Von der gesammten Anzahl sind 59 mit Holzschnitten, 1 mit Lithographien, 1 mit Stahlstichen geziert, nur 19 sind ohne solche Zugabe. (Athenäum.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.)

Digitized by Google

Nr. 77.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 März 1840.

Brittische Colonialzustände.

Neusüdwales.

Wenn von australischen Colonien die Rede ist, so kommt Neusüdwales nicht nur vor allen, sondern fast allein in Betracht, als ein Land, wo die Verhältnisse der Einwohner unter einander und zum Mutterlande höchst schwierige Fragen darbieten. Die andern Colonien, wie Port Philipp, Süd-Australien und die am Schwanenfluß und am St. Georgssund sind noch zu sehr in ihrer Kindheit, und Vandiemensland zeigt im wesentlichen dieselben Züge, wie Neusüdwales selbst, nur daß die Spaltung unter den Einwohnern nicht ganz so schroff ist, wie in Neusüdwales, wo die vornehmen brittischen Beamten und ihre Abkömmlinge mit der großen Masse der Bevölkerung, den Emancipirten oder Emancipisten, und den Nachkommen der Verbrecher, in einem Verhältniß stehen, das fürs erste noch keine Ausgleichung zuläßt, und, wenn jetzt schon eine Unabhängigkeitserklärung von Neusüdwales möglich wäre, die Bevölkerung in Independenten und Loyalisten scharf trennen würde.

In allen Colonien herrscht anfangs noch, so lange sie klein sind, das civilisirte Leben des Mutterlandes vor; wenn aber die Zahl der Bewohner zunimmt, und diese sich auf dem weiten Gebiete zerstreuen, so bildet sich auch alsbald eine Classe, welche wohl noch die Künste, aber nicht mehr die Sitten der alten Civilisation hat, und mit der Zeit den Kern einer neuen Nation bildet. So ist in Nordamerika die Bevölkerung des Mississippithals weit mehr losgerissen vom europäischen Leben, und wird mit der Zeit die ächt nationale Masse des Volks bilden; so hat sich ein neues gesellschaftliches und politisches Leben unter den Boers in Südafrika gebildet, und so entsteht auch im Innern von Neusüdwales eine Bevölkerung, die der Bevölkerung an der Küste, und namentlich in den wenigen größern Orten, um so schroffer, ja man möchte fast sagen feindseliger entgegentritt, als sie fast durchaus von Verbrechern abstammt, somit das Kainszeichen an der Stirn trägt, und sich als Ausgestoßene betrachtet.

Wie zahlreich diese Classe ist, kann man unter Anderm daraus abnehmen, daß in einer vorjährigen Versammlung des sogenannten legislativen Raths der Bischof, welcher natürliches Mitglied desselben ist, den wohlgemeinten, aber ganz unpraktischen Vorschlag machte, auch für das Seelenheil der *außerhalb* der eigentlichen Gränzen der Colonie wohnenden Weißen zu sorgen. Es wurde dabei die Angabe gemacht, daß die Zahl derselben zwischen 7 und 8000 betrage, also nicht weniger als den zwölften Theil des Ganzen, das, wiewohl etwas übertrieben, in runder Summe auf 100,000 Menschen angegeben wird. Die Zahl derjenigen, welche *innerhalb* der Colonie ein unstätes und von aller civilisirten Gesellschaft so ziemlich abgeschlossenes Leben führen, mag wohl das Drei- und Vierfache dieser Zahl betragen. Man wird also wohl nicht sehr fehl gehen, wenn man diejenige Classe, welche den Zwang der Gesetze nur wenig, und den der gebildeten Gesellschaft gar nicht fühlt, auf ein starkes Drittel des Ganzen anschlägt. Rechnet man noch hiezu, welcher Art der größte Theil der übrigen Bevölkerung ist, so steigt das Gefährliche jener durch Sitte und Gesetz nur schwach gezügelten Masse bedeutend.

Das fühlte man auch in Neusüdwales, wie in England, recht wohl, und darum beeilte man sich, Einwanderer von besserem Schlage in möglichst großer Anzahl herbeizuziehen, und es ward zu dem Ende bestimmt, daß künftig alles noch unbesetzte Land in der Colonie zum Vortheil eines bestimmten Fonds, des sogenannten Landfonds, verkauft, und mit dem daraus gelösten Gelde die Einwanderung gut gesitteter, aber mittelloser Arbeiter befördert werden solle, um so allmählich die Verbrecher als Dienstboten und Feldarbeiter entbehren zu können, und eine besser geartete Bevölkerung im Gegensatze gegen die Abkömmlinge der Verbrecher zu bilden. Anfangs ging alles gut, aber bald scheiterte der Plan an der Erbsünde der Engländer, an ihrem aristokratischen Geiste, der in doppelter Beziehung sich verderblich erwies.

In einem Lande, wo des Landes viel und der Hände wenig sind, erwirbt jeder, auch der Unbemittelte, wenn er nur eine Zeitlang in Dienst tritt, bald so viel, daß er Land kaufen kann. In den andern Colonien nun wurde festgesetzt, daß das Land zu einem *bestimmten* Preise weggegeben werden sollte,

Digitized by Google

und die Sache ging auch in Neusüdwales vortrefflich, so lange man diesen Preis auf 5 Shilling für den Acre festsetzte. Dadurch aber verloren die vornehmen, aristokratisch gesinnten Eigenthümer ihre Arbeiter zu schnell, denn in dem Laufe weniger Jahre konnten sie sich hinreichend Land kaufen, und selbst unabhängige Landeigenthümer werden. Um diese Bewegung minder rasch zu machen, wurde nicht nur der Preis auf zwölf Shilling hinaufgesetzt, sondern auch angefangen, das Land im Aufstreich zu verkaufen, wobei dann 12 Shill. der Ausgebotspreis für den Acre war. Schon dieß mußte die Anschaffung von Land armen Leuten sehr schwierig machen, und wenn man annimmt, daß in demselben Geiste fortgefahren wurde, so dürfte man nur die Landantheile etwas groß machen, und die Armen werden dann schnell halb ausgeschlossen.

Indeß trug trotz dem der Landverkauf, wenn auch nicht mehr so stark, wie in den ersten Jahren, noch Hunderttausende ein; aber nun trat der zweite Umstand hemmend dazwischen. Die Colonialverwaltung ist höchst kostspielig, und wird es unter der Institution des legislativen Rathes,*) der einen falschen Schein von Repräsentation gibt, mit jedem Jahr mehr. Seit zwei Jahren sind nun die Einnahmen hinter den Ausgaben zurückgeblieben, und das Deficit wird für das Jahr 1840 auf nicht weniger als 100,000 Pfund oder gegen 40 Procent des Ganzen angeschlagen, während die Einkünfte seit der Zeit um ein Zehntheil abgenommen haben. Nun war der Landfonds die bereit stehende Casse, aus der das Deficit zum großen Nachtheil der Einwanderung ausgeglichen wurde, und darüber beschweren sich die freien und wohlhabenden Ansiedler aufs bitterste.

So bilden sich jetzt drei Parteien: die Regierungspartei durch strengen Zusammenhang und ihre Stellung mächtig; die reichen Güterbesitzer, welche durch eine Verstärkung der Einwanderung redlicher Arbeiter sich der Verbrecher entledigen wollten, und die niedere Volksclasse, die im Innern aus Squatters,**) Viehhirten und berittenen Räubern besteht, und immer mehr verwildert. Die Entwicklung dieser Parteien, wenn man sie so nennen kann, wird die Geschichte von Neusüdwales in den nächsten Jahrzehenten bilden.

Türkische Skizzen.

(Fortsetzung.)

Unser Paketboot lief ruhig aus der Donau ins schwarze Meer hinaus, und bei einem herrlichen Wetter genoß ich das Schauspiel der unabsehbaren Wasserfläche. Um 7 Uhr den andern Morgen liefen wir in den Meerbusen ein, den das galatische Vorgebirge im Süden mit dem godrophischen im Norden bildet, und einige Minuten später warfen wir vor Varna Anker. Das Paketboot sollte hier einige neue Reisende einnehmen und der Capitän gestattete uns, ans Ufer zu gehen. Varna ist zugleich die Schutzwehr und der Markt Bulgariens, seine Festungswerke beschränken sich auf eine einfache Circumvallationsmauer, welche kein heftiges Feuer aushalten kann. Dennoch war die Eroberung von Varna mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft. Die Türken, die keinen Begriff von Disciplin und Strategie hatten, und auf dem offenen Felde bald zur Flucht sich wandten, schlugen sich heldenmüthig hinter den schwächsten Bastionen. Eine neue Caserne, die am Ende eines großen, freien Platzes erbaut ist, kann leicht 6000 Mann fassen, jetzt aber sind nicht über 200 darin, und das Gebäude verfällt. Die auf dem Wall ohne alle Ordnung und ohne Lafetten da und dort angebrachten Kanonen sind fast nicht zu brauchen. Die Straßen sind öde: Weiber sahen wir keine, Männer, welche von Opium berauscht waren und ihre Pfeifen rauchten, sammelten sich in den Kaffeehäusern. Eine unheilbare Trägheit, welche nach den Begriffen der Moslems ein unterscheidendes Kennzeichen ihrer Machtvollkommenheit ist, herrscht hier unbeschränkt.

Bei einer Wendung des Wegs, dem Hause des Pascha's gegenüber, trafen wir unsern Capitän mit einem türkischen Officier und einem langen Engländer, welcher zwei Tage auf dem Verdeck umherspaziert war, ohne mit irgend Jemand ein Wort zu sprechen. Wir blieben alle stehen, und in diesem Augenblick erschien ein schwarzer Sklave in reicher Kleidung an einem Fenster. Wahrscheinlich hatte er die Verpflichtung, die Weiber des Pascha's zu bewachen; als ich ihn mit der Lorguette betrachtete, machte er ein sehr saures Gesicht und brummte einige Worte mit einem sehr bezeichnenden Ton. Meine Begleiter gingen in den Hof des Hauses, und ich folgte ihnen ohne zu wissen wohin. Nachdem wir einen langen Corridor und die Vorzimmer durchschritten hatten, befanden wir uns in den Paradezimmern des Pascha's. Dieser stand nicht auf, sondern lud uns durch Zeichen ein, uns auf dem Diwan niederzusetzen. Ich versuchte die orientalische Sitte nachzuahmen, und wie ein ächter Sohn Mohammeds mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Beinahe hätte ich laut aufgelacht, als der Pascha unser Schweigen mit Herausstrecken der Zunge beantwortete; als er aber auch seine fleischige Hand dem dürren Engländer hinbot, so begriff ich erst, daß wir den Empfang dem brittischen Aeskulap verdankten. Der Patient erklärte sein Unwohlseyn auf Türkisch — ein Jude übersetzte es ins Italienische, und der Capitän setzte endlich die Leiden des Türken dem Doctor auf Englisch auseinander. Einer unsrer Reisegefährten, ein Hamburger, ein kecker, munterer Mensch, trat zum Pascha, nahm seine Hand und sagte mit wichtiger Miene: Vomitivo, purgativo, non è pericolo. Wir erstickten fast vor Lachen, nur das lange und bleiche Gesicht des Engländers blieb ruhig. Zum Glück brachten zwei schwarze Sklaven Pfeifen herbei und wir wurden so allmählich in den Stand gesetzt, das Lachen zu unterdrücken.

*) Dieser besteht aus 14 Mitgliedern, und der Gouverneur selbst ist der Fünfzehnte; 7 Mitglieder, nämlich der Attorney-General, der Colonialsecretär, der Bischof u. s. w. sind von Amtes wegen dabei, die sieben andern werden unter den angesehenen Einwohnern von dem Gouverneur ernannt und sind in der Regel seine Werkzeuge.

**) Dieß Wort in demselben Sinne genommen, wie in Nordamerika, nämlich ein abenteuernder Ansiedler, oft auf fremdem Eigenthum.

Digitized by Google

Bald machte sich unser Paketboot wieder auf den Weg. Am zweiten Tage vergoldete schon die prachtvoll aufsteigende Sonne die Gipfel der asiatischen Berge. Kurz darauf umschifften wir das Cap Fanariki, und dann breitete der Bospor sein wunderbares Panorama vor uns aus. Buyukdere, die erste schöne Landschaft, beginnt die Reihe schöner Ansichten auf dem europäischen Ufer bis Topchana, dann erscheint Therapia, malerisch hingelehnt am Abhang jenes üppigen grünen Hügels, wo das Lager Gottfrieds von Bouillon stand. Das asiatische Ufer, minder bevölkert, übertrifft das europäische in Ueppigkeit der Vegetation, Höhe der Berge und in der Frische entzückender Thäler. Bei jeder Krümmung entwickelt der Bosporus, ruhig und großartig wie ein mächtiger Strom, ein neues Gemälde, eine entzückende Scene, erhellt von einer wunderbaren Sonne; nirgends hat die verschwenderische Natur so viel Größe vereinigt. Die weißen Mauern der zwei Schlösser Mohammeds beherrschen die engste Stelle der Meerenge, und verleihen ihr das Großartige alter Erinnerungen. Die Paläste des Sultans, die leichten hölzernen Kiosks, durch Säulen von griechischem Marmor getragen, die schönen Wohnungen der Paschen, die Häuser der reichen Kaufleute bilden in Europa und Asien eine reizende, malerische, höchst originelle Stadt. Wir kamen aus einem Wunder ins andere: in weniger als einer Stunde ließen wir links Scutari, die Stadt der Gräber, und gelangten endlich in den Hafen der alten Hauptstadt Konstantins. Wo man hier die Blicke hinwenden mag, wird man in Erstaunen gesetzt. Die Hügel von Konstantinopel und die, auf denen sich, als hingen sie in der Luft, die Vorstädte von Pera und Galata erheben, erstrecken sich bis zum Thal der süßen Gewässer und schließen einen Theil des Canals ein, der das goldene Horn heißt — dieser Hafen ist unaufhörlich mit Schiffen angefüllt. Wir warfen vor dem Kai von Topchana Anker: Scutari mit seinen prächtigen Casernen, seinen Gottesäckern und schwarzen Cypressen uns gegenüber auf dem asiatischen Ufer; links Pera, Galata, Topchana, drei mächtige terrassenförmig sich erhebende Städte, stellen zahllose Etagen bunter Häuser dar und Kais, die von einem thätigen, lärmenden, mannichfach costumirten Volke belebt sind. Rechts breitet sich Konstantinopel zwischen der Aia Sophia und der Moschee Ejubs, über sieben Hügel aus und die Sonne spielt auf den lichten Kuppeln seiner Moscheen. Der Bosporus, gesperrt durch Kriegsschiffe und Kauffahrer, und in allen Richtungen durchschnitten von zahllosen Nachen und Booten, bietet selbst eine Art beweglicher, volkreicher Stadt dar. Ungeduldig wollten wir ans Ufer, aber die Quarantäne war nicht zu umgehen. Ich suchte mit den Augen am Ufer, welches Gebäude wohl für die verdächtigen Reisenden bestimmt seyn möchte, und plötzlich hielt unser Kaik an einem alten, abgetackelten Schiffe. Ein Türke, mit einem langen, weißen Stabe bewaffnet, gab uns zu verstehen, daß wir eine schlechte Schiffsleiter hinansteigen müßten, und zu unserer Erleichterung gab er uns ein Seil, einen vortrefflichen Pestleiter, in die Hand. Nachdem wir nicht ohne Mühe den Raum zwischen den Verdecken erreicht hatten, fanden wir hier einen zweiten Beamten, welcher uns in eine niedere, dunkle Cajüte führte; in der Mitte derselben stand eine Rauchpfanne. Der Beamte legte Kohlen hinein, streute ein Pulver darauf, und beräucherte uns so stark und auf eine so widerliche Weise, daß einer von uns vor der Zeit die Thüre aufstieß, dem Räucherer ein Stück Geld in die Hand drückte und davon ging, damit war die Quarantäne zu Ende und wir betraten die Stadt.

Wer kennt gegenwärtig nicht Konstantinopel, ich will also alle Schilderungen bei Seite lassen, und nur meinen Besuch im Serail erzählen, da dieß etwas Seltenes ist und ich durch einen besondern Zufall Gelegenheit erhielt, dasselbe zu besuchen.

(Schluß folgt.)

Die Akalis der Sikhs.

Capitän Osborne gibt in seinem Werke über Randschit Singh und seinen Hof nachstehende Schilderung von dieser Secte.

Während meines Abendspazierritts kam ich unglücklicherweise unter eine Bande Akalis, und mußte die gewöhnliche Masse von Schimpfworten und Mißhandlungen ertragen, die sie sorgsam jedem reichlich zu Theil werden lassen, dem sie begegnen. Sie sind ohne Ausnahme das unverschämteste und schlechteste Gesücht in ganz Indien. Sie sind religiöse Fanatiker, und erkennen keinen Herrn und kein Gesetz als ihr eigenes an; denken an nichts als an Raub, oder sogar Mord, wenn sie gerade dazu aufgelegt sind. Sie liegen fortdauernd auf der Straße, bewaffnet vom Kopf bis zum Fuß, und es ist nichts Ungewöhnliches, sie reiten zu sehen, ein gezogenes Schwert in jeder Hand, zwei andere in ihrem Gürtel, eine Flinte auf ihrem Rücken und drei oder vier Paar Wurfsteine um ihren Turban befestigt. Der Quoit (Wurfstein) ist eine dieser Volkscloße eigenthümliche Waffe; es ist ein Stahlring von 8 bis 9 Zoll im Durchmesser und ungefähr 1 Zoll breit, sehr dünn und die Ecken sehr scharf. Sie sollen ihn mit solcher Genauigkeit und Kraft werfen, daß sie in einer Entfernung von 60 bis 80 Yards ein Glied zerschneiden können; doch mehrmals habe ich sie aufgefordert, ihre Geschicklichkeit mit zu zeigen, ohne daß ich von einem Beispiel Zeugniß gewesen wäre, das mich von der Wahrheit dieser Versicherung hätte überzeugen können. Meistentheils waren die Umstehenden in größerer Gefahr, als das Ziel, nach welchem geworfen wurde. Randschit Singh hat viel gethan, um diese Leute zu einem Zustande der Unterwerfung zu bringen (obgleich sie immer noch sehr unruhig sind), indem er ihre Gesellschaften, die sich gewöhnt hatten, in allen Theilen des Pendschab sich zu versammeln, zerstreute. Er hat einige unregelmäßige Regimenter gebildet, die bloß aus Akalis bestanden, und die er bei gefährlichen und mörderischen Gelegenheiten brauchte, und da sie gleich Teufeln fechten, so fährt er fort, sie zu benutzen und auf diese Weise einen großen Theil von ihnen zu vernichten. Als 1815 die Armee des Maharadschah die Stadt Multan angriff, vertheidigten sich die Afghanen so lange und so entschlossen, daß Randschit Singh entschlossen war, sehr vortheilhafte Bedingungen, in Vergleich was er bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun gewöhnt war, anzubieten, als im Verlaufe der Verhandlungen ein Akali, Namens Sadhu Singh, mit wenigen Gefährten sich dem Unterwall näherte und ohne Befehl in einem ihrer Anfälle von Enthusiasmus die Afghanen angriff, die auf ihren Posten schliefen oder sorglos waren, und alle tödtete. Die

Digitized by Google

Armee der Sikhs benutzte diese Gelegenheit, eilte herbei und in zwei Stunden war die Citadelle in ihrer Gewalt; Muzaffer Khan und seine vier Söhne wurden nach tapferer Gegenwehr im Thorwege erschlagen. Obgleich Randschit Singh ihre Schädlichkeit bedeutend verringert hat, so hat er sie doch noch keineswegs beseitigt, und hat namentlich nicht vermocht, sich selbst vor ihren Beleidigungen sicher zu stellen. Denn bei jeder Revue, wo eines dieser Regimenter zugegen ist, ist es stets noch ein gewöhnlicher Gebrauch für sie, wenn sie bei ihm vorbeimarschiren, Händevoll Musketenkugeln zu seinen Füßen zu werfen und ihn auf alle Weise zu schmähen, häufig sogar sein Leben zu bedrohen — eine Drohung, die sie mehr als Einmal versucht haben zu vollführen. Der Maharadschah erträgt Alles mit großer Kaltblütigkeit, und sie können darin völlig ungestraft fortfahren, bis sie bei einem großen Verbrechen, als Raub oder Mord, entdeckt werden; dann zeigt er keine Gnade, und sie werden sogleich ihrer Nasen, Ohren, Arme oder Beine beraubt, je nach dem Grade ihres Vergehens.

Chronik der Reisen.

Reisen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Fortsetzung.)

Aber nicht bloß die Celten in der Bretagne bereiteten solche Denkmäler; diese Sitte herrschte auch in mehreren andern Provinzen Frankreichs, gleich wie in andern nahen und entfernten Ländern. In einigen Gegenden Englands, in Wales, in der Grafschaft Wiltshire, hinter Marlborough und auf der Ebene von Salisbury, vornehmlich in der Nähe des berühmten Monumentes Stone-henge, findet sich eine Menge von Barrows oder Heldenhügeln. In Irland, Schottland und auf den hebridischen Inseln werden viele Steingräber gefunden und daselbst Cairn (Steinhaufen) genannt; es sind unregelmäßig zusammengehäufte Steinmassen, in deren Mitte sich gewöhnlich eine von sechs Blöcken zusammengesetzte Steinkiste befindet, welche die Aschentöpfe bewahrt. An der ganzen Ostseeküste entlang, in Pommern, Mecklenburg, auf Rügen, so wie im Innern Deutschlands trifft man zahlreiche Grabstätten dieser Art, welche unter dem Namen Hünengräber bekannt sind. Auch in Schweden und Dänemark, vornehmlich auf Seeland, gibt es dergleichen Heldendenkmale in beträchtlicher Anzahl. Der alte nordische Historiker Snorro Sturleson sagt nach Peringskiölds schwedischer Uebersetzung: „Odin verordnete, daß den Magnaten und edelsten Männern zum Andenken für die Folgezeit Grabhügel aufgethürmt und Malsteine gesetzt werden sollten — eine Sitte, die sich noch lange bei der Nachwelt erhalten hat.“ Vergleicht man hiemit, was Gmelin und Pallas über die Denkmäler in der Mongolei und dem angränzenden Sibirien sagen, so ergibt sich, daß die Beschreibungen von den in jenen Ländern gefundenen Grabmälern und Monumenten wunderbar mit denen der Bretagne zusammenstimmen, und daß die Form der Erdhügel sowohl, als der flachen mit Steinen ausgesetzten und in gewissen Entfernungen mit Steinen umgebenen Gräber seit den ältesten Zeiten unter den celtischen sowohl als slavischen Völkern gebräuchlich und ganz dieselbe gewesen. Diese Uebereinstimmung der Grabmonumente bei so verschiedenen und so weit von einander entfernten Nationen deutet auf eine frühere Gemeinschaft des religiösen Bewußtseyns und gemeinschaftliche Weltanschauungen, was von den Geschichtsforschern näher beachtet und ins Licht gestellt zu werden verdiente. Zwischen den Celten und Slaven scheint überhaupt ein geheimer Zusammenhang obzuwalten; beide Racen haben in der Geschichte ungefähr gleiches Schicksal gehabt, daß sie nämlich fremden Völkern unterlegen. Die Slaven der Ostsee mußten den Germanen weichen; Böhmen und Ungarn gehorchen dem österreichischen Scepter; die Celten Irlands seufzen seit 600 Jahren unter dem Joch Englands, und die Celten der Bretagne leben unter französischer Oberherrschaft. Müssen diese Racen vielleicht eine unbekannte Schuld ihrer Ahnen büßen?

Daß die celtischen und demnach auch die slavischen Völkerschaften bei Bestattung ihrer Todten viel mehr Umstände gemacht haben als die germanischen, erhellt aus dem Vergleich zweier darauf bezüglicher Stellen bei römischen Schriftstellern. Tacitus in seiner Germania (Cap. 27) erzählt: „Bei Leichenbegängnissen findet kein Gepränge statt, nur die Leichname berühmter Männer werden mit gewissen Holzarten verbrannt; jedem werden seine Waffen (einigen auch ihr Roß) mit ins Feuer gegeben. Auf dem Grabe erhebt sich ein Rasen; denn, fügt der strenge Römer hinzu, die mit Schwierigkeit, Mühe und Kosten verknüpfte Ehre der Monumente verachtet man als etwas Leeres, Eitles und dem Verstorbenen Lästiges;“ welche letztere Phrase offenbar gegen den Luxus der Grabdenkmäler unter den römischen Kaisern gerichtet ist. Cäsar berichtet in seinen Commentarien (de bello gall. VI, 18): „Die Leichenbegängnisse nach celtischen Religionsgebräuchen sind prachtvoll und kostspielig; Alles, was den Lebendigen lieb gewesen, selbst Thiere, legen sie mit auf den Scheiterhaufen; bisweilen gesellt man sogar leibeigene Knechte und Clienten des Verstorbenen bei, welche mit dem Ganzen verbrannt werden.“ Hier ist zwar von Verbrennung der Todten, aber weder von Urnen, worin die Asche gesammelt ward, noch von einem künstlichen Steinsatz und einem Bau in der Erde, um die Urnen darin aufzubewahren, noch von mächtigen glockenförmigen Erdhügeln die Rede; allein selbst aus der kurzen Erzählung Cäsars läßt sich schließen, daß bei der Bestattung von Todten viele Ceremonien und Feierlichkeiten herrschten. Die Landessitte in der heutigen Bretagne, den Tod eines Mitgliedes der Gemeinde dadurch bekannt zu machen, daß an alle Freunde und Nachbarn ein schwarzer Stab herumgesandt wird, wodurch sie zugleich zum Leichenbegängniß eingeladen werden, scheint ein aus dem celtischen Heidenthum in das Christenthum übergegangener Brauch. Die Sitte, daß bei Leichenbestattungen sich auch eingeladene Frauenspersonen, gewöhnlich Verwandtinnen und Freundinnen des Todten, den Reihen des männlichen Trauergefolges anschließen und den Zug verlängern; ingleichen die alte Gewohnheit, daß die Leiche vor der Einsenkung in die Gruft ein- oder mehreremal rund um den Kirchhof getragen wird, dürften sich ebenfalls nicht aus neuerer christlicher, sondern aus alter celtischer Zeit herschreiben. Bei den noch üblichen Hochzeitgebräuchen in einigen Gemeinden der Bretagne verrathen sich ähnliche Anklänge des alten Celtenthums; anstatt des schwarzen Stabes des Leichenbitters hat der Hochzeitbitter einen weißen Stab, womit er bei allen Nachbarn und Freunden herumgeht und sie zur Hochzeit einlädt.

(Schluß folgt.)

Artesischer Brunnen zu Grenelle. Man ist jetzt auf 508 Metres Tiefe hinabgekommen. Die Schichte, in der man gegenwärtig arbeitet, ist blauer Thon mit Muscheln, und nach dieser muß das Wasser kommen. Die Schichte der weißen Kreide und des Kiesels hatte nicht weniger als 460 Metres Dicke. (Voleur vom 5 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 78.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 März 1840.

Capitän Harris in Südafrika.

Von dieser Reise sind einzelne Bruchstücke schon seit längerer Zeit bekannt worden, aber das ganze Buch nicht, da dasselbe ursprünglich im Jahre 1838 in Bombay herauskam. Vor kurzem erst erschien es auch in London, und ist uns nun auf diesem Wege zugekommen. Der Verfasser ist ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, und gesteht selbst, daß er von Jugend auf eigentlich „jagdtoll" (shooting mad) gewesen sey. Allerdings enthält auch das Buch der Jagdschilderungen nicht wenige, und wir wollen einige der interessantern unsern Lesern mittheilen; indeß ist der Verfasser darum keineswegs bloß ein Nimrod, sondern auch ein beobachtender Reisender, und er ist bis ganz nahe an den Wendekreis des Steinbocks vorgedrungen, nämlich bis zu einer Stelle, von wo es nur noch eine Reise von sechs Wochen oder zwei Monaten seyn soll bis zu dem großen Binnensee, dessen Existenz zwischen Aequator und dem Wendekreis des Steinbocks Dr. Smith auf seiner Expedition im Jahre 1835 (s. Ausland Jahrg. 1836 Nr. 317 ff.) so ziemlich außer Zweifel stellte. Alle Umstände waren einer Fortsetzung seiner Reise günstig, und Mosolekatzi, der bekannte Häuptling der Matabilis, beförderte dieselbe aus besonderen Gründen; aber die Furcht, seine Urlaubszeit zu überschreiten — der Verfasser ist Ingenieurcapitän im Dienste der ostindischen Compagnie, — nöthigte ihn zur Rückkehr. Da er indeß auf seinen Zügen sich manche Erfahrung gesammelt, und auf seine eigenen Kosten schon eine lange und sehr gefährliche Reise unternommen hat, so glaubt er mit Unterstützung der geographischen Gesellschaft noch Größeres leisten zu können, und den lange gesuchten See wirklich zu erreichen. Bis der Verfasser durch diese Gesellschaft in den Stand gesetzt wird, sein großes Vorhaben auszuführen, wollen wir aus dem vorliegenden Buche einige Auszüge mittheilen. Die Karte, die der Verfasser angehängt, enthält einen bis jetzt noch ganz unbekannten Abschnitt Afrika's, und wurde theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach zuverlässigen Mittheilungen von Missionaren und Handelsleuten entworfen.

Türkische Skizzen.

(Schluß.)

Die Bronzethüren mit der Abbildung einer goldenen Sonne thaten sich vor uns auf, und wir traten in einen langen, engen Hof, in dessen Tiefe ein Palast von ziemlich plumper Architektur stand. Ein Peristyl, der von vielen aus heidnischen Tempeln entnommenen Säulen verschiedener Ordnung getragen wird, und eine schöne Marmortreppe führen in den ersten Saal. Dieß runde Zimmer, das beste im ganzen Palast, ist mit einer Menge bunter Fenster mit vortrefflichem venetianischem Glas geschmückt. Mittelmäßige Fresken, welche Liebesgötter darstellen, schmücken Wände und Decke. Ein seidener Diwan, in Form eines Hufeisens, wo der Sultan sitzt, und einige Haarpolster machen das ganze Ameublement aus. Eine Menge anderer Zimmer sind im Allgemeinen klein, dunkel, und an allen Fenstern befinden sich Gitter. Die geschnitzten und vergoldeten Thüren mit verschiedenen geschmacklosen Verzierungen geben diesen Zimmern einen Anstrich, als wären es schlechte Copien des Styls Ludwigs XV. Die Kamine sind vortrefflich gearbeitet, und das Badezimmer ist ausgezeichnet. Ein Marmor, blendend wie Schnee, deckt Boden und Wände. Durch die krystallene Decke fällt ein geheimnißvolles Halblicht in eine breite, mit schönen Basreliefs gezierte Wanne. Mahmud wohnte nicht in dem großen Serail, das ihn an eine traurige Epoche seines Lebens mahnte, und darum durften wir auch die Gemächer des Harems betreten. Diese berühmte große Wohnung der Frauen des Padischah besteht aus einem halben Hundert Zimmer, die an einen langen, dunkeln Corridor stoßen. Wo sind die Teppiche von Smyrna, die üppigen Diwane, die prächtigen persischen Tapeten? In Tausend und Einer Nacht. Man kann sich nichts Aermlicheres denken, als diese Kerker unglücklicher Gefangenen! Einige alte Eunuchen liefen aus langer Gewohnheit noch in diesem einst ihrer Obhut anvertrauten Orte umher, und betrachteten uns mit Erstaunen.

Aus dem Harem begaben wir uns in den Garten, und fanden darin regelmäßig angelegte Beete und gerade Alleen. Eine mit Blumen bedeckte Wallmauer erhob sich vor dem Kiosk,

Digitized by Google

der in seinem Innern wirklich schön ist. Aus den Marmormauern springen Fontänen, deren Wasser in große mit Blumen verzierte Muscheln herabfällt, und dann in ein Bassin überfließt; aus diesem springt wiederum eine reizende Fontäne. In diesem kühlen, zauberischen Gemache begreift man den ganzen Reiz des orientalischen Lebens, während das Leben der Türken in ihren elenden hölzernen Häusern, wo man sich weder vor der Hitze des Tages, noch vor der rauhen Nachtluft schützen kann, und wo es so viele Insecten gibt, mir wie die Hölle oder das Vorzimmer derselben erschien.

Als wir viele, von hohen, weißen Mauern eingeschlossene Höfe durchgangen hatten, erreichten wir den alten Palast Mohammeds II, der schon lange den Itschoglans und andern Dienern überlassen worden war. In dem ersten Zimmer befand sich eine unschätzbare Kostbarkeit, die vielleicht dem Untergange geweiht ist, nämlich die Bibliothek der griechischen Kaiser. In Schränken, die seit Jahrhunderten hermetisch verschlossen sind, faulen kostbare Handschriften, die ohne Zweifel für Literatur, Rechtswissenschaft und Geschichte wichtig sind. St. Marc Girardin hatte den Plan, in dieß staubige Heiligthum einzudringen. Aus der Bibliothek kamen wir in ein kleines und so dunkles Zimmer, daß unsere Augen sich erst an die Dunkelheit gewöhnen mußten, um die hier befindlichen Gegenstände zu unterscheiden. Dieß geheimnißvolle Gemach ist der Thronsaal. In der dunkelsten Ecke steht ein Diwan, der von mannichfachen kostbaren Steinen glänzt. Hier empfing einst der Sultan, in eine weiße Tunica gekleidet, die europäischen Gesandten, oder richtiger gesagt, er war bei ihrer Zusammenkunft mit dem Großwesir anwesend. Die Repräsentanten mächtiger Monarchen, halb todt vor Hunger und Kälte, führte man an ein niedriges vergittertes Fenster, und setzte den Nachfolger Mohammeds von ihrer Anwesenheit in Kenntniß. Dann brachte man ihnen einen seidenen Kaftan, Sorbet und Backwerk. Nachdem der Gesandte seinen Hunger gestillt und seinen Körper gewärmt hatte, erhielt er — immer noch im Hofe — die Erlaubniß, seinen Titel und Rang zu verkünden, worauf der Wesir dieß dem Padischah mittheilte, der dann ein wenig sich erhob, und durch ein Zeichen den christlichen Minister entließ. Diese Gewohnheit besteht nicht mehr, und schon der verstorbene Mahmud empfing die Gesandten selbst.

An den Thronsaal stößt eine Galerie, die freilich auch schon gelitten hat, doch aber ihrer frühern Pracht noch nicht ganz entkleidet ist. Die Pilaster, die sie stützten, waren alle vergoldet. Wie manche Ereignisse fielen hier vor, aber wer wird sie erzählen! Die Steine reden nicht, doch bewahren auch diese vielfach die Spuren von Blut. Hinter dem alten Palast dehnen sich unabsehbare Gärten aus: hier sind weite Wiesen, dort Platanen- und Cypressenwälder, durch welche die vergoldeten Dächer der Kiosks durchschimmern; weiterhin ist der Münzhof. Obgleich die Anstalt von bedeutendem Umfang ist, so steht sie doch den europäischen in allen Beziehungen nach. Sie ist von Armeniern geleitet, welche schon lange, um die Forderungen der Sultane zu befriedigen, falsche Münzen ausgeben. Der Werth des Piasters, der vor 50 Jahre bis zu einem Talari betrug, gilt jetzt kaum den achten Theil. Man kann demnach auf die Armuth des Reichs schließen.

In der Nähe des Serails steht auch die ehemalige Sophienkirche, jetzt eine Moschee. Wir gingen dahin über einen Theil des Atmeidans, den Pferdemarkt von Stambul, einst die Rennbahn von Konstantinopel. Der Atmeidan erinnert an den furchtbaren Tag der Vernichtung der Janitscharen, während dieser Platz oft genug von Blut überschwemmt wurde durch die Streitigkeiten der Grünen und Blauen, zur Zeit, als die Griechen ihre Macht durch innere Unruhen schwächten. In der Mitte des Platzes steht ein Obelisk von Granit, und hinter demselben sieht man die unförmlichen Reste einer Bronzesäule, welche zwei gewundene Schlangen darstellte. Wenn man der Sage glauben darf, hieb Mohammed II ihnen mit Einem Schlag die Köpfe ab. An dem einen Ende der Rennbahn erhob sich eine andere Säule, die mit Kupfer überzogen war und zu den Wundern der Welt gehörte. Sie steht noch, aber das Kupfer ist nicht mehr da, und ihr Einsturz ist unvermeidlich. Unter den Trümmern des orientalischen Kaiserreichs findet sich nichts Großes mehr, als die ehemalige Sophienkirche. Die Geschichte dieses berühmten Tempels ist bekannt: durch Konstantin erbaut, durch einen Brand zum Theil zerstört, wurde sie unter Justinian wieder hergestellt, und kam endlich zugleich mit der Hauptstadt in die Hände der Moslems. Die äußere Architektur ist ihrer Großartigkeit und Harmonie entkleidet, in Folge der Verhunzungen, welche die türkischen Baumeister vornahmen, die der Kirche so viel möglich das gewöhnliche Aeußere einer Moschee geben wollten. Die unförmlichen Minarete erdrücken die Kuppeln, und das Hauptthor ist vernichtet; aber man hat die Vorhalle kaum betreten, so verfällt man in andächtiges Staunen. Vielleicht muß ich die Lebendigkeit meiner Eindrücke dem schmerzlichen Gefühle jedes Christen beim Anblick eines geschändeten Heiligthums zuschreiben, aber keine einzige Kirche hat auf mich einen solchen Eindruck gemacht, wie die alte Basilica Justinians. Das Schiff ist groß, und wird auf jeder Seite durch eine doppelte Reihe von Marmor- oder Porphyrsäulen gestützt. Die Capitäler der Säulen und der sie verbindenden Bogen sind mit glänzender Mosaikarbeit, Gold und Lasurfarben geschmückt; die Hauptkuppel zeichnet sich durch besondere Kühnheit aus, und einige vergleichen sie mit der Kuppel der Peterskirche. Die ganze alte Malerei ist unter Koranversen verschwunden; nur die undeutlichen Bilder zweier Evangelisten sind geblieben, welche von der Kunst im Reiche des Orients keine hohe Idee geben. Der Altar ist zerstört, und mit einer Kanzel ersetzt, auf welcher der Imam die Gebete liest. Als wir eintraten, ging der Gottesdienst zu Ende. Viele Türken lagen noch auf den Knieen, schlugen sich auf die Brust, und beugten sich nieder zur Erde. In den Seitencapellen drängten sich Schaaren jener Unglücklichen, die in allen Ländern keine andere Zuflucht haben, als das Gotteshaus. In die Galerie steigt man auf einer spiralförmigen Treppe hinauf, die so wenig abschüssig ist, daß man leicht hinaufreiten könnte. Am Tage der Erstürmung Konstantinopels ritt der letzte griechische Kaiser mit seinem Gefolge hinauf, nahm das Abendmahl, und zog dann zum rühmlichen

Digitized by Google

Tode. Man kann noch die Breſche ſehen, wo er fiel, denn die Mauern Konſtantinopels wurden ſeit 1453 nicht wieder hergeſtellt.

Die Bevölkerung der europäiſchen Türkei beträgt nahezu 12 Mill. Seelen, davon ſind aber nicht mehr als zwei türkiſcher Abkunft; die übrigen bilden ein Gemiſch von Griechen, Armeniern, Bulgaren und Juden, die unter einander noch in ärgerem Zerwürfniß leben, als mit den Türken, und namentlich zanken ſie ſich über Religionsgegenſtande. — Konſtantinopel iſt ein militäriſcher Punkt, von wo aus der Sultan, zugleich auf Europa und Aſien geſtützt, die gebildete Welt zittern machte; aber die Muſelmänner glauben an eine alte furchtbare Weiſſagung, der zufolge ihre geſchlagenen Heere über den Bosporus zurückgehen werden, und Bruſſa wieder ihre Hauptſtadt ſeyn wird.

In dieſer letzteren Stadt ſind große Ereigniſſe vorgefallen, und ſie gilt jetzt noch für die zweite des Reichs. Ich beſchloß, dahin zu gehen: in einer ſchönen Juliusnacht ſaß ich in einem Kaik, der, von vier griechiſchen Ruderern getrieben, raſch dahin flog. Wir mußten vor der Prinzeninſel anhalten. Eine der vier Inſeln, welche am Eingange des Marmorameeres eine Gruppe bilden, führt dieſen Namen, weil der Kaiſer häufig Prinzen, deren Einfluß ihm gefährlich werden konnte, dahin ſchickte. Dieſer kleine Fleck Landes an den Thoren von Konſtantinopel hat durch die Eroberung nichts verloren; er war lange den Patriarchen zugetheilt, und entging ſo dem Elend und der Armuth, die ſich gleich einer Peſt über das Reich verbreitete. Ein befeſtigter Ort, wo die europäiſchen Kaufleute ſich oft im Sommer vor der verpeſtenden Schwüle verbergen, liegt am Abhang eines Berges in der Mitte der Inſeln. Die Ausſicht von hier iſt unvergleichlich. Die Mauern von Konſtantinopel, Scutari und das Ufer von Chalcedonien ſtießen rechts mit dem ſich erweiternden Horizont, links mit der ſtillen Propontis zuſammen. Als wir den herrlichen Sonnenuntergang genoſſen hatten, ſtiegen wir hinab ins Dorf, und aßen hier recht ordentlich zu Abend in einem Gaſthaus, das von einem Marſeiller gehalten wird. Um 11 Uhr erhob ſich der Nachtwind, und wir mußten ihn benützen. Der geſtirnte Himmel, und der Mond, klar wie die Sonne, dienten uns als Führer. Am andern Morgen früh kamen wir nach Mudania, einer elenden Stadt mit einer guten Rhede. Sie bildet den Hafen von Bruſſa und hat darum einige Wichtigkeit. Mit Hülfe unſers Firmans bekamen wir bald Poſtpferde.

Bruſſa liegt fünf Meilen von Mudania. Die hieſige Landſchaft zeichnet ſich durch ungewöhnliche Fruchtbarkeit aus; die Türken ſind viel thätiger und beſchäftigen ſich mit dem Ackerbau: überall ſieht man eine Wohlhabenheit, die den Reiſenden in Erſtaunen ſetzt, der wenige Schritte von Konſtantinopel nur eine todte Natur ſieht. Zahlreiche Maulbeerpflanzungen verkünden aus der Ferne die Induſtrie Bruſſa's, das durch ſeine Seidenmanufacturen im ganzen Orient berühmt iſt. Ehe wir an das große Thal von Bruſſa kamen, das gewiß eines der reizendſten in der Welt iſt, kamen wir durch viele andere fruchtbare Thäler: wo der Roſenlorbeer an den Ufern der Bache wächst, und die rothen Blüthen der Granatbäume mit den traurigen Cypreſſen untermiſcht ſind. In der Tiefe der Landſchaft ragt ſtolz der Olymp empor, auf deſſen erſten Anhöhen Bruſſa ſteht. Dieſe Stadt iſt ſehr bedeutend, ihre Bevölkerung beträgt gegen 200,000 Seelen, meiſt Mohammedaner, und ihre Lage iſt ſehr reizend. Ihre Gründung reicht ins hohe Alterthum hinauf: unter dem Namen Pruſia war ſie die Hauptſtadt Bithyniens. Die Befürchtungen des Königs Pruſias verwirklichten ſich: die römiſchen Adler dehnten ihren kühnen Flug aus bis zum Olymp, und noch immer ſieht man die Trümmer eines alten Schloſſes, deſſen verſchütteter Hof jetzt als Arſenal dient. Drei ſchlechte Kanonen bilden die ganze Artillerie. Die Griechen Oſtroms mußten ſich vor den Türken beugen: Bruſſa wurde das Centrum der Eroberungen Othmans und Orchans. Die Gräber dieſer tapfern Begründer der türkiſchen Macht finden ſich in einem Dorfe, nicht weit von ihrer geliebten Stadt.

Chronik der Reiſen.

Reiſen in der Bretagne. Das Morbihan.

(Schluß.)

Doch zurück zu den Merkwürdigkeiten von Locmariaker, welche dem Alterthumsforſcher ſo viele Fragen und Räthſel aufgeben. Dahin gehört ein in dem Vorhauſe der dortigen Kirche, linker Hand, der Mauer eingefügtes Rundwerk, wofern man anders dieſen Namen auf ein rohes Steinmetzenfabricat anwenden darf, welches einen Mann mit kurzgeſchoßtem Rock darſtellt, der einen ſehr großen Kopf, einen breiten Backenbart, einen langen türkiſchen Knebelbart und einen ſo kurzen Hals hat, daß er in den Schultern ſteckt und das Kinn auf der Bruſt liegt: er breitet beide Hände vom Leibe aus und hält in der Rechten ein Horn, in der Linken einen Bogen; ſeine Füße ſind wie Zwergfüße und nur wenig auseinander geſperrt. Hinter der Kirche befand ſich früher eine Capelle, wovon man noch einige Spuren wahrnimmt, und worin ein anderes merkwürdiges weibliches Standbild aufgeſtellt war, welches man nunmehr im Stadtmuſeum von Vannes ſieht. Dieſe Statue hat etwa 6½ Fuß Höhe und iſt aus grauem Granit, welcher durch ſeine erſtaunliche Härte ſehr ſchwer zu bearbeiten geweſen ſeyn muß: ſie ſtellt eine nackte, ſtehende Frau dar, welche die Arme über den Bauch gekreuzt hält, und um den Hals eine Art Stola hat, die bis über den Unterleib hinabreicht. Ihr Kopf iſt mit einer vorn und hinten ins Kreuz gelegten Binde umwunden, worauf ſehr deutlich in großen Buchſtaben IIT ausgehauen ſteht. Was die Ausführung anlangt, ſo iſt dieſe Statue ein Product ſehr pfuſcherhafter Sculptur. der Leib iſt viel zu groß und dick, die Formen des Körpers gar nicht ausgearbeitet, ſondern nur obenhin angedeutet, die Arme in ihren Verhältniſſen ſchmächtig und dünn, wie Beſenſtiele, die Brüſte flach, die Stirne zurückliegend, die Augen flachliegend, die Naſe platt und der Mund darunter bloß durch einen Strich angegeben Von den Kuieen iſt wenig zu ſehen; die größte Schärfe der Arbeit zeigt ſich in den Händen und Zehen, welche mit ſcharfen Strichen angegeben ſind. Als dieſe Statue an ihrem urſprünglichen Platze ſtand, wurde ſie in der ganzen Umgegend von Locmariaker verehrt. die Bauern brachten ihr Geſchenke, die Kranken ließen ſich zu der Capelle tragen, worin ſie aufgeſtellt war, um durch

Digitized by Google

Berührung ihres Körpers zu gesunden; die schwangern Frauen badeten sich in einem vor dieser Statue stehenden Steinbecken mit Wasser, um glücklich niederzukommen; die heirathslustigen jungen Burschen und Mädchen nahmen in demselben Becken ein Waschbad, und begingen vor den Augen der Göttin die größten Entweihungen und Unanständigkeiten, weßhalb sie im Lande unter dem Namen groah goard (alte Kupplerin) bekannt war. Einige Missionäre, welche im Jahre 1671 Locmariaker besuchten, wurden über diese skandalöse Abgötterei empört, und baten den Militärcommandanten des Kantons, dem Unfug ein Ende zu machen und die Statue der alten Kupplerin zu zerstören, welche in der That, auf dieses Gesuch hin, aus der Capelle weggenommen und in den Auraypfluß gewälzt wurde. Das Landvolk der Umgegend war darüber sehr entrüstet, und als bald nachher Hagelschlag und Gewitterregen ihre Ernten vernichtete, erkannten sie darin den Zorn und die Rache der Göttin, und hielten sich für verpflichtet, die Erzürnte aus dem Wasser zu ziehen und wieder in ihre Capelle zu bringen, wo man nach wie vor dieselben Ceremonien und Obscönitäten beging. Einige Jahre nach der Wiedereinsetzung dieses Cultus ersuchte der Bischof von Vannes, Charles von Rosmadec, den Gouverneur der Provinz, Peter, Grafen von Lannion, dem Götzendienst in seiner Diöcese Einhalt zu thun und die Statue der alten Kupplerin in Stücke schlagen zu lassen. Der Graf war allerdings geneigt, den Bitten des Bischofs nachzugeben, allein er gehörte zu den damaligen Schöngeistern und Antiquitätenliebhabern, und konnte sich nicht entschließen, ein Denkmal zu zertrümmern, welches in historischer Hinsicht sehr merkwürdig war. Er begnügte sich, die Statue und das davorstehende Becken wegholen und nach Vannes bringen zu lassen; er mußte zu dem Behuf eine Abtheilung Soldaten nach Locmariaker schicken und offene Gewalt den Bauern entgegensetzen, welche sich den Raub ihrer Göttin nicht gefallen lassen wollten. Einige Alterthumsforscher halten diese Statue für eine Venus victrix, welche von den Römern herstamme, und bringen damit jene obenerwähnte Reliefsigur am Eingange der Kirche zu Locmariaker in Verbindung, welche sie zu einem Phöbus-Apollo stempeln; neuere Gelehrte erblicken darin Bildwerke von Isis und Osiris; mir scheinen sie aus den ersten christlichen Zeiten herzurühren; allein was sie vorstellen, habe ich mir nicht erklären können.

Auf der Fahrt von Locmariaker nach Vannes besah ich unterwegs noch ein merkwürdiges Dolmen auf einer kleinen Insel, deren Name mir entfallen ist. Von allen celtischen Monumenten der Bretagne ist dieses am besten erhalten, weil es ganz verdeckt unter einem Walle liegt; es wurde erst ganz kürzlich aufgefunden, da man beim Wegräumen der Steine am Fuße des Walles auf eine Oeffnung stieß, durch welche man in das Innere hineinkriechen konnte: es bildet eine Art unterirdischen Gang, welcher aus zwei Reihen senkrecht aufgerichteter Steinblöcke besteht, worüber enorme Deckelsteine gelegt sind, die in schräger Richtung von Osten nach Westen ablaufen; seine Länge beträgt etliche zwanzig Schritte; am westlichen Ende ist es so niedrig, daß man einige Schritte weit auf dem Bauche kriechen muß; gegen die Mitte zu kann jedoch ein großer Mann bequem aufrecht stehen, ohne den Deckelstein zu berühren; am östlichen Ende finden wir eine zweite Oeffnung, durch welche man in den innern Raum des Walles gelangt, der ringsum geschlossen ist, und früher um ein Beträchtliches höher gewesen seyn mag, da die Bauern seit 50 Jahren die Steine abtragen, aus denen er aufgebaut worden. Dieses Dolmen ist besonders dadurch interessant, daß seine innern ganz unversehrt gebliebenen Wände mit celtischen Hieroglyphen bedeckt sind; ich bemerkte unter Anderem viele Ringe, theils mit, theils ohne Punkte in der Mitte, Schlangenlinien, senkrechte und wagrechte sich durchkreuzende Striche; am auffallendsten war mir auf einem Stein am östlichen Ende ein nicht ohne Verständniß des Einzelnen ausgehauenes Farrnblatt, welches augenscheinlich beweist, daß die Kunst, mit dem Meißel in Stein zu arbeiten, den alten Celten und Druiden nicht unbekannt gewesen seyn kann. Die Farrnkräuter gehörten bekanntlich zu den Pflanzen, welchen die Druiden eine wunderthätige Wirkung beilegten. Es würde gewiß der Mühe lohnen, hier Nachgrabungen anzustellen; denn von den unterirdischen und selbst von den freistehenden Dolmens sind, so viel mir bekannt, noch keine geöffnet und untersucht worden, und die mannichfaltigen Deutungen, deren sie fähig sind, beweisen bloß, wie wenig Gewisses sich bis jetzt darüber bestimmen läßt. Noch interessanter und erfolgreicher wäre es vielleicht, diese celtischen Schriftzeichen mit der Runenschrift ähnlicher Steine in Schweden zu vergleichen. Jedenfalls verdient das Dolmen dieser kleinen Insel unweit Locmariaker die Alterthumsforscher zu beschäftigen, deren Scharfsinn es herauszufordern scheint. Warum haben nur einige wenige Dolmens symbolische Zeichen? sind die verdeckten und offenen Dolmens aus gleichen oder verschiedenen Zeitaltern? gehören die letztern vielleicht der frühesten Zeit des Druidenthums an und fallen etwa die erstern in eine spätere Epoche, wo die celtische Religion bereits im Sinken war und das neue die Ueberhand gewinnende Christenthum die Priester und Anhänger der alten Staatsreligion zwang, sich in unterirdische Heiligthümer zu flüchten und dort ihre Feierlichkeiten zu begehen?

Von der Höhe des Inselwalles, unter welchem jenes Dolmen versteckt liegt, hat man eine herrliche Umsicht. Auch derjenige, wer an Druidendenkmälern kein Interesse nimmt, wohl aber an einer schönen Aussicht Freude hat, findet in der Menge und Abwechslung der Gegenstände, die ihn wie ein ungeheurer mit mannichfarbigen Steinen buntgeschmückter Ring umschließen, in der Verschlingung von Land und Meer, in den verschiedenen Streifen und Abstufungen der Entfernungen, in dem Schmelz der sich verlierenden Hintergründe auf dem Scheitel dieses Inselwalles, ein höchst anziehendes Panorama, das für und für das Auge reizt und die Betrachtung beschäftigt. Ich genoß die Aussicht bei schöner Abendbeleuchtung: gegen Osten Vannes mit seinen schwarzen Häusermassen und mehrere Dörfer im goldenen Aehrenfelde versteckt; im Norden Auray, die heilige Stadt der Chouans; vor mir der inselbesäete Golf des Morbihan; ihm sich anschließend die Bay von Quiberon mit der öden Halbinsel, welche ihr den Namen gegeben; im Hintergrunde das weite Meer, vom Glanz der untergehenden Sonne vergoldet, die, im Abendroth schwimmend, wie eine große diamantflimmernde Kaiserkrone am Horizont schwebte und das ganze, reizende Rundgemälde beleuchtete. E. E.

Preise für Rübenzucker in Frankreich. Der große Preis für Ausziehung von 8 Zehntheilen des Zuckerstoffes aus der Rübe wurde auch dieß Jahr nicht ausbezahlt; der zweite und dritte Preis von 4000 Fr. für das Trocknen der Runkelrübe und die Behandlung dieses Productes wurde gleichfalls Niemand zuerkannt, sondern auf das nächste Jahr verschoben; doch wurden die Rechte des Hrn. Schutzenbach (dessen Verfahren also nicht ganz befriedigen muß) so wie einiger andern Concurrenten vorbehalten. (Echo du Monde Savant vom 1 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 79.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 März 1840.

Konstantyn Horodenski.

(Eine Kosakensage von M. Czajkowski. *)

I.

Durch Schluchten und über Steppen rennt die verwaiste Wölfin, heulend, wie ein Klageweib, und ruft nach ihren Jungen, aber die Jungen kommen nicht. In den Schluchten ist's leer, und auf der Steppe ist es öde, nur das Geheul trägt sich fort im fernen Widerhall, wie Klage und Gestöhn.

Ueber die Steppe von Zurdiniec nach Halczyniec schritt ein Greis; sein Rock war abgetragen, an den Ellenbogen waren große Löcher, und die Ränder waren ausgefasert. Die Beinkleider waren geflickt, die Bastschuhe ausgetreten, und seine Füße nur mit Lumpen umwickelt; in der Hand hatte er einen Prügel, über der Schulter einen Sack, auf dem Kopf spärliche, milchweiße Haare, und sein Gesicht war voll Runzeln — der lange Bart um Mund und Kinn war von Wind und Sonne gebleicht, aber die Länge der Jahre hatte noch nicht allen ursprünglichen Glanz in dem grauen Auge ausgelöscht. Er blickt umher und überschaut die Landschaft — die Sonne geht unter, nur noch mit der Hälfte ihres Angesichts beleuchtet sie die Erde, die andere Hälfte ist bereits über den Rand des Horizonts hinabgesunken. Der Himmel ist rein, nicht einmal jene weißen Regenwolken streichen über ihn — nur einige lichte Streifen überziehen sich mit einem Nebelflor, wie mit einem Schleier, den aber das Auge kaum erblicken kann; dieß ist der Vorläufer der Dämmerung.

Auf den Feldern, zu jeder Seite des Pfades, vergoldet sich der Roggen, vergoldet sich im rothen Schimmer der Weizen, und die kornreichen Häupter beugen sich zugleich gegen den Untergang der Sonne. Es vergoldet sich auf der andern Seite abwechselnd bald in breiten, bald in schmalen Streifen die Gerste und der Hafer; weiß, wie Schnee, erglänzt die Blüthe des Haidekorns, es schwärzen sich die Büschel der Hirse, die Erbse wird gelb, und in den Thälern grünt der glatte Flachs — auf den Brachfeldern und in den Zwischenfurchen starren die Dornbüsche empor, und da und dort winden sich, Schlangen gleich, die mit Gras bewachsenen Pfade hin. Weit, weit ziehen sich rechts in langer Reihe die Hecken fort, einem Walde gleich, links ist ein kleiner Hügel und jenseits desselben das Dorf Halczyniec.

Der alte Mann betrachtete das Alles, er schien jedes einzelne mit dem Blicke zu suchen, als wären die Hecken, die Wege, die Felder, der Hügel, das Dorf ihm schon lange bekannt. Thränen traten ihm in die Augen, und die Brust hob sich von Seufzern. Er setzte sich nieder auf einen Baumstumpen, stützte beide Hände auf seinen Knotenstock, und senkte Stirn und Blick zur Erde — traumte oder horchte er? Da und dort schlug eine Wachtel im Getreide — da und dort erhob ein Wachtelkönig seine Stimme, die Lerche sang ein schmerzliches Lied zur guten Nacht — in den fernen Sümpfen quackten die Enten, und die Frösche antworteten aus der Tiefe.

In Halczyniec wurde zum Abendgebet geläutet, denn in fernem Widerhall tönte der dumpfe Klang herüber, und die Trauerlaute verhallten im Winde. Der Greis athmete tief, als wollte ihm etwas die Brust zersprengen, — war's Trauer — war's Freude, oder das Angedenken früherer Zeiten? eines von diesen mußte es seyn; er faltete die Hände wie zum Gebete, schlug die funkelnden Augen zum Himmel auf und weinte. Kurz, aber inbrünstig war sein Gebet, und eine Empfindung, die ihn plötzlich durchzuckte, erheiterte seine Stirne. Der Glockenklang verstummte, die Sonne war untergegangen, die Dämmerung ward allmählich zur Nacht, geräuschlos befeuchtete der Thau den Boden, rings herum — weit und breit, war Alles ruhig und still, nur der Greis sang die Worte vor sich hin:

Ihr Wälder grün, ihr Fluren reich,
Gegrüßet seyd ihr mir!
Schon lange, ach! verließ ich euch,
Ging frohen Sinns von hier.

*) Wir glauben den Lesern des Auslands die neueste dieser, in Darstellung und Sprache höchst eigenthümlichen Kosakensagen zur Probe mittheilen zu müssen. Ueber die Darstellung können die Leser selbst nach der hier gegebenen Uebersetzung urtheilen, und über die Sprache bemerken wir bloß, daß sie fast kleinrussisch mit polnischen Formen ist; eine große Anzahl Worte findet sich in keinem polnischen Wörterbuch, selbst nicht in Mrongowius. A. d. U.

Digitized by Google

Und manches, manches Jahr verfloß
Seit nach der Krim ich fort,
Auf raschem, schlangengleichem Roß
Voll Durst nach Brand und Mord.

Und draußen im Nogaierland
Gab's Mord und Brand genug,
Als unsre Schaar mit tapfrer Hand,
Die wilden Feinde schlug.

Er schwieg eine Weile still, dann begann er wieder, aber trauriger und leiser:

Oh unglückvolles, herbes Wort,
So jung gefangen seyn!
Muß der Kosak dem Khane dort,
Die Sklavendienste weihn.

Der Hauptmann an der Donau Strand,
Ist er wohl noch gesund?
Hat er noch Lanz und Pferd zur Hand,
Küßt Liebchen ihm den Mund?

Ihr Wälder grün, ihr Auren reich,
Gegrüßet seyd ihr mir!
Schon lange, ach! verließ ich euch,
Zog froben Sinns von hier.

Er stand auf und ging fort auf dem Wege nach Halczyniec, betrachtete und begrüßte in Gedanken die ihm wohlbekannten Orte, und erging sich in Träumereien über alte, verschwundene Zeiten.

II.

Am Bache auf einem Espenbaum schwatzte die bunte Elster, ja elstermäßig schwatzt sie Alles heraus, was sie weiß.

Halczyniec war seit alter Zeit ein Erbgut der Horodenski; sieben Jahre waren verflossen, seit Bogdan Chmielnicki *) mit muttermörderischer Hand den Schooß des mütterlichen Polens mit Blut überströmte, in unverzeihlichem Frevel auf die Befehle des hochmächtigen Königs, des Königs von Polen, nicht hörte, die mütterliche Majestät mißachtete, und als Helfershelfer seines Verbrechens die muselmännischen Tataren gegen die Lachen, seine Brüder, aufrief. Damals rief Konstantyn Horodenski, Erbbesitzer von Halczyniec, ein achtzehnjähriger Jüngling, der einzige Sohn seines bereits verstorbenen Vaters, den Seinigen zu: „ergreift die Lanze, ergreift den Kantschu — auf zu Roß!"

Konstantyn Horodenski schwor bei dem Namen des hochmächtigen Königs, bei dem Namen des mütterlichen Polens, daß er mit Feuer und Schwert den Tataren verfolgen, daß er Tod und Verheerung über sein Land bringen wolle, und auf schwarzem Rosse führte er eine Schaar von 300 Reitern mit sich nach der Krim zu ins weite Land hinaus. Alle im Dorfe Halczyniec sahen, wie die kleine Kosakenschaar zum Kampf zog, rüstig und freudig, alle sahen, wie die Pferde sprangen unter den jungen Kämpfern, wie die rothen Kalpaks und die zottigen Filzmantel im Winde flogen, wie die Lanzen emporstarrten über den Schultern und an den Seiten die krummen Säbel blitzten, wie die jungen Leute nach Kosakenart lustig und übermüthig im Sattel sich hoben und ihre Kantschus schwangen. Alle vernahmen das Stampfen der Rosse, das Klirren der Waffen, das allmählich anschwellende Gemurmel und den lautschallenden Kriegsgesang.

In Halczyniec blieb zur Bewirthschaftung Mikolay Horodenski zurück, ein Vetter Konstantyns, der zugleich mit ihm erzogen, und beinahe gleiches Alters war, nur aber unglücklicherweise einen Klumpfuß hatte, und zum Kosaken und aufs Pferd nicht taugte; ihm vertraute Konstantyn wie sich selbst, und übergab ihm Alles.

Es starben die Alten, die Kinder wuchsen heran, die Mädchen verheuratheten sich, und die jungen Frauen wurden alt; Lachen, Kosaken, Tataren und selbst moskowitische Truppen zogen durch Halczyniec — aber nichts war zu sehen von den jungen Kriegern des Pans Konstantyn Horodenski. Die Hunde bellten, die Erde zitterte von dem Stampfen der Rosse, der Kriegsgesang tönte durch die Luft, die Dorfbewohner eilten hinaus vor ihre Hütten und sprachen zu einander: „vielleicht sind es die, — vielleicht sind es die, — ach nein! es sind nicht ihre Rosse, es sind nicht ihre Lanzen, es sind nicht ihre Peitschen. Ach Gott, ach Gott! sollen wir denn die Unsrigen nicht wiedersehen!"

Nur in dem weißen Schlosse von Halczyniec sah man nicht mit Verlangen dem Herrn entgegen, und sehnte sich nicht nach ihm. Pan Mikolay Horodenski hatte die alten Diener fortgeschickt, und dagegen neue, und zwar aus andern Dörfern, angenommen; mit Chmielniczenko hielt er es, und wiederholte in einem fort: „sie müssen irgendwo in der Krim umgekommen seyn, oder, wenn sie noch nicht todt sind, so werden sie in der Gefangenschaft des Khans sterben."

III.

Von dem Espenbaume flog die Elster auf eine Weide; sie schwatzte bunt durch einander, und schwatzte Alles heraus. — Nicht weit von Halczyniec, so weit man mit einemmal auf einem Steppenpferde reiten mag, war das Dorf Polowecko; vor sieben Jahren war der alte Hauptmann Nezypor Solecki der Herr des Dorfs; er hatte eine schon etwas alte Frau, einen Sohn Stephan, einen zwanzigjährigen, raschen Jüngling, aber schon lange, lange hatte er seinem Vater und seiner Mutter Lebewohl gesagt, sich aufs Pferd gesetzt, das ihm seine traute Schwester selbst aus dem Stalle herausgeführt, und war mit Konstantyn Horodenski auf den Krieg ausgezogen. Nezypor hatte auch eine Tochter Tetianka, mit schwarzen Augenbrauen, ein vierzehnjähriges Mädchen mit einem Gesichtchen weiß wie eine Hollunderblüthe und rothwangig wie eine Moorbeere, von Gestalt so schlank, so zierlich, so üppig, wie eine grüne Palmweide. Als sie ihrem Bruder das Pferd herausführte, da weinte sie nur ein wenig, und betete im Stillen um glückliche

*) Der berühmte Kosakenhetman, der sein Volk gegen die Polen siegreich zum Kampf führte.

Digitized by Google

Rückkehr für ihn, aber als sie von Konstantyn Horodenski Abschied nahm, da erröthete sie tief, und ward dann wieder blaß, wie ihr linnenes Tuch; — als er aber fortzog, da weinte sie, als wolle sie sich die Augen ausweinen, da rang sie die kleinen Hände, als wollte sie die Knochen zerbrechen. — Tag und Nacht betete sie und grämte sich, trauerte und spielte dann wieder mit dem silbernen Ring, den ihr Konstantyn Horodenski gegeben — kurz man sah, daß sie, obgleich noch ein Kind, sich ihres Herzens schon vor der Zeit bewußt geworden.

Tag um Tag, Monat um Monat — endlich Jahr um Jahr verfloß, und Tetianka hatte immer nur Eines im Herzen, Liebe und Treue für den jungen Pan Konstantyn. Vergebens sprachen der alte Neczypor und die Mutter Jawdocha: „Liebes Kind, du verweinst deine jungen Jahre, und was soll das helfen? Wenn Gott gnädig ist, so gibt er es ohne Weinen, und wenn nicht, so hilft auch das Weinen nichts.“ — Sie härmte sich und weinte.

Dreimal kamen in das Herrenhaus von Polowecko mit schwarzer Henne, mit einem Kuchen aus wohlgebeuteltem Weizenmehl und mit einer Flasche köstlichen Branntweins die Freiwerber von Mikolay Horodenski um das Schnupftuch zu Tetianka, und dreimal kehrten die Freiwerber nach Halczyniec zurück mit der schwarzen Henne unter dem Arm, mit unberührtem Kuchen in der Tasche und mit ungeleerter Flasche in der Hand, ohne Schnupftuch.

Kurze Zeit nach der letzten Brautwerbung zog Chmielniczenko mit einem Heere von Kosaken und Tataren ins Kijowische, und kam zu Mikolay Horodenski als Gast. Oh! da tranken sie, aßen und schwelgten in dem Herrenhause von Halczyniec. Und zum Erstaunen aller ernannte Pan Chmielniczenko den Mikolay Horodenski, trotz seiner unansehnlichen Gestalt, trotz seines unritterlichen Sinnes und seines Klumpfußes zum Ataman der Besatzung von Czernobyl und zum Wächter des Schlosses von Berdyczow. Neczypor Solecki, ein eifriger Freund der brüderlichen Lachen, ein treuer Sohn des mütterlichen Polens, machte sich niemals auf, den treulosen Chmielniczenko zu begrüßen, obwohl derselbe Ataman der ganzen Kosakenschaft war — und schlimm erging es ihm dafür.

Chmielniczenko ergrimmte, und befahl den Tataren, das Dorf Polowecko zu plündern und zu verbrennen, und die Christenleute durch das muselmännische Schwert von dieser Erde zu vertilgen. Wie er geboten, also geschah es. Eines Abends schwangen sich die Muselmänner auf ihre Rosse, riefen ihrer Gewohnheit nach: „Allah! Allah!“ und sprengten fort gegen Polowecko. Ohne Verzug, noch vor Mitternacht, ehe der Hahn krähte, erglänzte eine lichterlohe Flamme über dem Dorfe Polowecko, Feuerfunken stoben, wie fliegende Sterne, zum Himmel empor, und wer am Eingang des Dorfes von Halczyniec das Ohr an den Boden legte, der vernahm Geschrei und Stöhnen, mannichfaches Gewimmer und wildes Jauchzen, Alles durcheinander.

Mit dem anbrechenden Tage brannte und glimmte es noch in dem Dorfe Polowecko, grauer Rauch wirbelte in dicken Wolken auf und verdunkelte den Himmel, — heulend liefen die Hunde um das Dorf her, die Schweine sprangen in Haufen zusammen, prusteten und schnaubten, als wären sie wild geworden, und drängten sich hin nach dem Dorfe. Auf der Steppe sah man kein Pferd und kein Rindvieh hüterlos herumstreifen, Alles mußten die Tataren zusammengetrieben haben, oder es war mit dem Dorfe und den Menschen verbrannt. — Raben sogar und Krähen mieden noch den Ort, denn ihre Zeit war noch nicht gekommen.

Als der Tag zu grauen anfing, hatte ein Greis und ein junger Bursche aus dem Dorfe Hryzkowiec gesehen, wie zwei Muselmänner in vollem Rennen querfeldein jagten — nach Berdyczow zu; — jeder von ihnen hielt vor sich auf dem Sattel ein Mädchen, ob todt oder ohnmächtig wußten sie nicht. — Die Frau eines Sackpfeifers, ein altes Weib aus dem Districte von Halczyniec, flüsterte ins Ohr ihrer Gevatterin, indem sie beim Namen Gottes betheuerte und bei dem Teufel sich verschwor — sie habe deutlich gesehen, wie der Klumpfuß auf einem mausfarbigen Pferde die Tataren nach Polowecko geführt. Bei Tagesanbruch sah sie genau, wie er von dort auf Umwegen zurückkehrte. Der alte Sackpfeifer sah oder wußte vielleicht noch mehr, antwortete aber auf Alles: „mein Häuschen ist abgelegen; ich weiß nichts.“ — So ging der alte Hauptmann Solecki mit seiner Familie und seinem Besitzthum zu Grunde; so ward das Dorf Polowecko mit seinen Christenleuten vernichtet.

Einige Tage später fand ein kriegerisches Gelag in dem Dorfe, in Halczyniec statt. Chmielniczenko bewirthete hier die lachischen Gesandten und die Kosaken aus Sbitomir und Owrucz. Als der treulose Chmielniczenko hier guter Dinge war, bestieg er den Hügel, wies mit der Hand auf die Stelle, wo noch vor wenigen Tagen das Dorf Polowecko gestanden, und sagte:

Kosaken, schauet her,
Dort weinet Niemand mehr,
Und Bauer, du, hör' an,
So straft der Ataman.
Sonst wird dein Häuschen klein
Bald auch verwüstet seyn.

Dann wandte er sich an die lachischen Gesandten, reich gekleidete, großmächtige Herren, und sagte zu ihnen in Kosakenmundart:

Ihr, Lachen, schaut hinaus.
Hier nehm ich meinen Stand,
Schau' weit hin übers Land
Zum Bug — und drüber naus.

Er stieg vom Hügel hinab, und rief: „Laßt uns trinken, laßt uns lustig seyn!“ und sie tranken und schwelgten, die Musik und die Kosakenlieder erschollen auf dem Grab des Dorfes Polowecko zum Ruhm Bogdan Chmielnicki.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Kokos- oder Keeling-Inseln. *)

Die Kokos-Inseln gehören zu den Wundern des großen Weltmeeres. Wilhelm Keeling entdeckte sie 1608 — 9 auf seiner Reise nach Ostindien um das Vorgebirge Horn. Seit dieser Zeit hat fast Niemand an sie gedacht, bis endlich im Jahre 1825 einem andern Engländer, Namens Alexander Hare, der ersprießliche Gedanke gekommen ist, auf der südlichen Insel sich niederzulassen, auf welcher er mit einer Anzahl Malayen landete. Da diese Inseln nur 600 englische Meilen von Sumatra entfernt sind, so hielt er sie für einen günstigen Handelspunkt, und ihrer verödeten Lage wegen ganz besonders zu einem Harem von malayischen Weibern geeignet. Auf seinen Befehl wurden die Weiber von den Männern getrennt, und auf einer kleinen Insel in ein Haus gesperrt, wozu Hare allein den Zutritt hatte. Durch harte Behandlung, besonders aber über die Beraubung der Weiber aufgebracht, entflohen die männlichen Sklaven sämmtlich, und begaben sich unter den Schutz des Capitän Roß, der seit 1826 ebenfalls seinen Wohnsitz auf der südöstlichen Spitze der Inselgruppe aufgeschlagen hatte. Roß war von seiner Familie begleitet, wozu sich noch Frau und Kinder seines Steuermannes gesellten, und beide Familien lebten in einem nach malayischer Landessitte erbauten Hause. Hare machte sich davon, ging nach Batavia, wo er abermals einen Harem anlegen wollte, bis er endlich mitten in dieser für ihn so wichtigen Unternehmung vom Tode ereilt wurde.

Die Kokos-Inseln werden eigentlich zu den Schiffer-Inseln gezählt, die zwischen dem 15° und 14° S. B. und 201° bis 209° O. L. liegen. Sie bilden zwei Inselreihen, die etwa sechs Stunden nördlich und südlich auseinanderliegen, und deren höchste Punkte kaum 30 Fuß über den Meeresspiegel hervorragen. In der Mitte schließen sie einen Salzsee (Lagun) ein, und das übrige feste Land ist mit Kokosbäumen bedeckt. Auf diesen Korallenfeldern, aller menschlichen Gesellschaft beraubt, hat europäische Habsucht den Boden betreten, um unumschränkt über ein Kokosreich zu gebieten. Der ganze Ertrag an Kokosnüssen wird von Capitän Roß in Beschlag genommen, und die Malayen sammeln die reiche Ernte. Den Weibern ist die Pflicht auferlegt, täglich hundert Kokosnüsse zu entspülsen. Die Kerne werden von den Männern ausgepreßt, um Oel daraus zu ziehen. Aus zehn Kernen sollen etwa drei Maaß Oel erhalten werden. Eine andere Sorte Oel wird aus einem großen Landkrebse gewonnen, dessen Schwanz im Durchschnitt zwei Pfund liefert. Den Malayen vergütet Hr. Roß wöchentlich zwei Rupien (etwa 5 fl.) an Waaren, nach eigener Schätzung, und vorausgesetzt, daß sie nach seinem Sinne arbeiten. Sie haben überdieß Erlaubniß Hühner zu ziehen, bekommen eine Anzahl Kokosbäume zu ihrer Benutzung, und dürfen Fische und Schildkröten fangen, so viel sie essen können. Hühner ausgenommen, mit deren Zucht der Gebieter der Eilande sich nicht befaßt, hat er den Alleinhandel der See- und Landerzeugnisse an sich gerissen; die ganze Natur scheint für ihn allein ihre Segensquellen zu eröffnen.

Alle Verhältnisse der Natur sind in diesem sonderbaren Lande verändert. Hunde fangen Fische, Fische fressen Korallen, Krebse nähren sich von Kokosnüssen und die Malayen reiten auf Schildkröten. Die meisten Wasservögel endlich nisten auf Zweigen, viele Ratten machen ihre Nester auf hohen Palmbäumen, und die Riesenmuschel (Chama gigantea) ist als Menschenfalle gefährlich. Giftschlangen, vierfüßige Thiere gibt es in diesem Lande nicht; Ratten und Mäuse aber im Ueberflusse, die durch ein gestrandetes Schiff dahin gekommen sind. Unter den Vögeln zählt man nur zweierlei Arten, die einigermaßen zahlreich geworden, nämlich eine Gattung Landschnepfen und den philippinischen Wachtelkönig (Rallus philippensis). Auch die Flora des Landes ist sehr spärlich, wie man es auf einem solchen Boden erwarten muß. Man zählt im Ganzen nur sechs verschiedene Holzarten, wovon nur eine, eine Art Teakholz, zum Schiffbau tauglich ist, und aus zwanzigerlei Unkräutern gehören neunzehn zu verschiedenen Geschlechtern, und diese abermals zu sechzehn Ordnungen. Die Kokos-Inseln sind gleichsam die Zufluchtsstätte verlassener Waisen, die mit den Meeresströmungen herbeigeschwemmt, und nach einer achthundertstündigen Reise ans Land geworfen werden. Von Sumatra, Java und Malacca werden Samen, Früchte, Baumstämme und selbst Canoes angetrieben, die mit den nordwestlichen Passatwinden zuerst gegen Neuholland und von da mit den südöstlichen Passatwinden nach den Kokos-Inseln strömen. Insecten gibt es dreizehn Arten, und darunter nur Eine Käfergattung. Ameisen allein sind zahlreich, und wohnen zu Tausenden unter lockern und trockenen Korallenblöcken. Dagegen ist der Ocean unerschöpflich an Fischen und andern organischen Wesen.

Unter den Hausthieren kann nur das Schwein hier leben. Man mästet es mit Kokosnüssen, gleich wie auch Hühner und Enten. Ueberdieß werden Bananen und Zuckerrohr, Mais, etwas Obst und Gräser gezogen. Trinkbares Wasser aus rieselnden Quellen ist hier nicht zu finden. Man erhält es durch Ansammlung von Regenwasser in sechs Fuß tiefen Gruben. Mit der Ebbe und Fluth steigt und fällt dieses Wasser, vermischt sich aber mit dem Meerwasser nicht, dessen Druck in dem löcherigen Boden das Steigen und Fallen des Süßwassers veranlaßt. Ein mit Trinkwasser gefüllter Schwamm, den man sachte in ein Becken voll Seewasser legt, hält das Süßwasser unvermischt an sich, und bloß am Rande des Schwammes ist der Einfluß des Salzwassers zu bemerken.

(Schluß folgt.)

*) Fitzroy und Darwin, Narrative of the Surveying Voyages of the Adventure et Beagle. 1839.

Vergiftung durch Spinnen. Ein amerikanisches medicinisches Journal führt einen Fall von ausnehmend heftiger Vergiftung durch den Biß einer Spinne an. Nur eine ziemlich gewaltsame Cur konnte den Schmerzen und den Erstickungsanfällen nach 24 Stunden ein Ende machen. (Echo du Monde Savant vom 4 März.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 32** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf dem Meer.** Von Thomas Moore. — **Leben, Briefwechsel und Schriften Washingtons.** (Fortsetzung.) — **George Sand, über das phantastische Drama.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden. Es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 9 fl., halbjährlich 5 fl. und vierteljährlich 3 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 80.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 März 1840.

Die Franzosen auf den Sandwichinseln.

Amerikanische und englische Blätter bringen jetzt die ausführlichen Actenstücke über das Erscheinen des französischen Capitäns Laplace vor den Sandwichinseln, so wie den Vertrag, der denselben aufgezwungen wurde. Die amerikanischen Missionsgesellschaften berührt dieß Ereigniß vor allen, denn ihre Missionäre hatten bisher die Herrschaft auf den Sandwichinseln in den Händen, und sie sollten der Herrschaft der nordamerikanischen Union nur den Weg bahnen; ihr bigotter Haß gegen den Katholicismus hat auch den Schlag herbeigeführt, denn sie haben gerade eben so brutal die katholischen Missionarien ausgewiesen, wie Laplace sie wieder eingesetzt und dem Lande einen Vertrag aufgenöthigt hat, und wenn der New-York Commercial Advertiser sagt: „dieß hochfahrende Benehmen gegen die armen Sandwichinseln sey nur ein Versuch, den Katholicismus, wie einst Mohammed den Islam, mit dem Schwerte auszubreiten," so mögen sich die Herren Missionäre nur erinnern, daß sie in ihrer Art um kein Haar minder gewaltsam zu Werke gingen.

Indeß hat, wie einer unsrer Correspondenten (s. Nr. 59) bemerkte, die Sache noch eine andere Seite, außer dem Kampf zwischen Katholicismus und Protestantismus, nämlich der immer offenere Widerstreit zwischen französischem und englisch-amerikanischem Einfluß; nur ist hiebei zu bemerken, daß der politische Einfluß Nordamerika's gewissermaßen eine neutrale Macht zwischen Engländern und Franzosen ist, während die kirchlichen Neigungen der Nordamerikaner entschieden auf der Seite der Engländer sind. Die Hauptzeitschrift für die protestantischen Missionsanstalten ist das Missionary Register, dessen Klagen gegen die „römischen Missionen" fast ins Komische fallen, während die katholischen Missionäre, deren Arbeiten erst im Beginn sind, mit viel ernstern Schwierigkeiten, die ihnen die protestantischen entgegensetzen, zu kämpfen haben. Welche Wichtigkeit man den katholischen Missionen der Südsee beilegt, erhellt unter Anderm auch aus dem Umstand, daß die Missionsberichte aus jenen Ländern in den Annales de la Propagation de la Foi oft nahezu die Hälfte des ganzen Raums einnahmen. Wir führen hier aus der letzten Zeitschrift (Januar 1840) eine Stelle an, welche nicht unwichtig scheint. Der Missionär Desvault schreibt unter dem 7 August 1838 aus den Marquesas-Inseln: „Wir ankerten in der Bai der Insel Christine, und kurz darauf kam der König mit dem Gouverneur und einem seiner Söhne aufs Schiff. Der König und der Gouverneur sind wahre Kolosse.*) Der Commandant lud sie zum Essen ein, und ließ bei ihrem Abgang zu Ehren des Königs vier Kanonenschüsse abfeuern, was die wilde Majestät und die Leute seines Gefolges sehr ergötzte. Zugleich kam ein Franzose aufs Schiff, der seit acht Monaten die Insel bewohnt, und zwei Irländer, die seit vier Jahren hier ansässig sind. Der eine derselben ist im Dienst des protestantischen Geistlichen, der sich hier befindet, indeß unverheurathet ist. Dieser gestand dem Commandanten, daß er uns nicht gern hier sehe, daß er uns jedoch nicht zu schaden suchen werde. Der Commandant sprach mit ihm von den Verfolgungen, welche die Franzosen auf den Sandwichinseln und auf Tahiti zu leiden gehabt hätten, und nachdem er seinen ganzen Unwillen über ein solches Benehmen ausgesprochen, setzte er hinzu, da die Protestanten so verführen, so habe man beschlossen, katholische Missionen auf allen Punkten zu gründen. Der Diener des protestantischen Missionärs verhehlte nicht, daß sein Herr bis jetzt noch keinen Proselyten gemacht habe."

Es geht hieraus das Planmäßige des Verfahrens der französischen Regierung im Verband mit den katholischen Missionsanstalten hervor, und man wird nun auch ganz verstehen, was der Vertrag heißen solle, den Capitän Laplace am 19 Julius vorigen Jahres mit dem König Tamehameha III abschloß. Die katholischen Missionäre sollen das Recht haben, eine Capelle zu errichten, ihren Gottesdienst frei auszuüben, und alle Katholiken des Landes, welche in Folge der Ausweisung der katholischen Missionäre gefangen gesetzt wurden, sollen auf freien Fuß gestellt, und ganz wie die Protestanten behandelt werden; man soll den Franzosen in ihren Personen

*) Also auch hier eine herrschende Race, wie auf so vielen Südsee-Inseln, eine Race, die sich durch ungemeine Körpergröße auszeichnet, und ganz andern Stammes ist, als die Masse des Volks.

Digitized by Google

und Eigenthum Schutz angedeihen lassen, und einen Franzosen, der eines Verbrechens angeklagt wäre, nur durch eine Jury von Fremden richten lassen; französische Waaren, namentlich Wein und Branntwein, sollen nur einen Zoll von 5 Procent des Werthes bezahlen, und französische Schiffe bei allen Hafengebühren u. dgl. wie die der begünstigtsten Nation behandelt werden.

Man ersieht hieraus, daß Religionswesen und Handelsvortheile Hand in Hand gehen, bei den Protestanten sicherlich eben so gut, wie bei den Katholiken. Wir wollen auf den Vertrag, so weit er den Handel betrifft, nicht eingehen, dergleichen ist Schwächeren oft aufgedrungen worden, aber der Umstand, daß die zum Katholicismus bekehrten Einwohner nach Ausweisung der Missionäre eingekerkert wurden, ist von keiner geringen Bedeutung. Er zeigt den ganzen Umfang der Macht, den die protestantischen Missionäre ausüben, den Mißbrauch, den sie davon machen, und den fanatischen Geist, den sie höchst wahrscheinlich der Bevölkerung eingehaucht haben. Es ist Unsinn, zu erwarten, daß auf den Südseeinseln eine wahre Toleranz geübt werden würde; übt man sie ja so selten in Europa, und England wie Nordamerika sind gerade die Länder, wo protestantische Unduldsamkeit zu Hause ist. Was wird unter diesen Umständen aus den armen Südseeinsulanern werden? man zieht sie in den Streit zwischen England und Frankreich hinein, und das Mittel, dessen man sich bedient, ist der Religionshaß; man streut den Samen des Bürgerkriegs aus, und wird sich ihrer bedienen, um diese oder jene Insel für die eine oder die andere Partei zu gewinnen, und zu einem Waffenplatz zu machen.

Konstantyn Horodenski.

(Fortsetzung.)

IV.

Die bunte Elster flog aufs neue nach dem Espenbaum, und schwatzte nach ihrer Weise. Ja recht elstermäßig schwatzt sie, und schwatzt Alles heraus, was sie weiß.

Chmielniczenko zog mit seinem Heere weiter, aber Pan Mikolay Horodenski zog nicht mit aus, um die Schaar von Czernobyl anzuführen, sondern blieb fortwährend sitzen auf dem Schlosse von Berdyczow — was er dort that, das ist nicht bekannt. Der Klumpfuß wählte keinen Menschen zum Vertrauten, und seine Zusammenkünfte mit dem bösen Feind sah Niemand, ihre Unterredungen hörte Niemand; doch mußte es wohl also seyn, denn Pan Mikolay Horodenski führte eine wunderliche Lebensweise. Ein Paar Tage, nachdem man ihn als Befehlshaber des Schlosses von Berdyczow zurückgelassen, verbot der Klumpfuß den Leuten der Besatzung und den Dienern, in die Zimmer des Schlosses zu kommen — nur ein einziger Diener, ein getaufter Jude, besorgte die Ordnung in diesen Zimmern, aber auch er hatte keinen Schlüssel in den Eckthurm, den trug der Klumpfuß immer am Gürtel auf der Seite des Säbels.

Keinem Menschen von der Wache oder von den Dienern war bekannt, daß in dem Schlosse ein Kriegsgefangener oder ein Missethäter aufbewahrt werde, und doch ließ sich der Klumpfuß außer dem Frühstück, dem Mittagessen und dem Abendbrod zweimal des Tages die ausgesuchtesten Leckerbissen und die köstlichsten Weine bringen; in seinem Zimmer war eine Spur, daß man hier jene guten Speisen genossen oder Wein getrunken habe, und manche Leute sagten im Stillen: „Der Klumpfuß und der Teufel haben hier miteinander ihre Zusammenkünfte.“ In mancher Nacht sah der Fischer, wenn er auf seinem Kahn die Strömung des Hnyloptat hinabfuhr, wie in den Fenstern des Eckthurms ein Lichtchen glänzte, gleich dem Schimmer des Wolfsangs auf der öden Steppe, und dachte bei sich: was dort in der finstern Nacht leuchtet, ist vielleicht nur das vermoderte Holz der Fensterrahmen, vielleicht ist es aber auch der Blick des Teufels — aber er sprach nicht viel davon mit den Leuten. Häufig schien es der Kosakenwache um Mitternacht, als schlage es von der Höhe des Eckthurms herab, wie Weinen und Klagen oder wie zorniges Schelten an ihr Ohr, zuweilen auch wie der Gesang eines traurigen Liedes, das dem Ohre lieblich tönt, eine Thräne ins Auge lockt, und das Herz zerreißt; er blickte hinauf, aber es war nichts zu sehen, und er dachte bei sich: vielleicht saust der Wind so wunderlich, oder vielleicht martern die Teufel eine arme Menschenseele — aber er sprach nicht viel davon vor den Leuten, sey es aus Scham, daß seine Kosakenbrüder ihn darum auslachen möchten, sey es aus Furcht, daß der Klumpfuß mit einem hanfenen Strick ihn lehre, seine Worte zurückzunehmen.

So ging es zu im Schlosse von Berdyczow. — Chmielniczenko, als es ihm nicht gelang, wie er gesagt hatte, die Teufelsschlacht und die Republik übers Meer zu jagen, und den Polenkönig zum ächten König zu machen, — und als er bei Beresteczko hatte weichen müssen, ging nach kurzer Ruhe zu Pan Mikolay Horodenski. — Der Klumpfuß war darüber sehr in Sorge, aber Chmielniczenko saß am Tische, trank seiner Gewohnheit nach den süßen Meth, und sang:

Schmiedet Plane fort, ihr Polen,
Euer war's, wir werden's holen,
Hab' ja Säbel, Peitsch' und Lanze,
Nun, Schlachtizen, geht's zum Tanze.

Hört Ihr, Pan, die Juden muß man niedermetzeln oder aufhangen, und die Schlachta Sitte lehren, dann mag Polen Polen seyn, aber so . . .

Unser Herr, der König ist's allein,
Unter ihm soll Schlachta, Bau'r, Zigeuner seyn,
Doch eurer Schlachtaherrschaft harte Hand,
Fort damit aus Polen- und aus Reußenland.

Er trank sein Glas aus und ging, — aber ehe ein Monat verflossen war, zog Chmielniczenko mit einem neuen Heere gegen die Lachen. Bei Bialacerkow schloß er mit den Herrn Hetmanen Frieden. Des Königs Majestät gelobte er mit dem ganzen Kosakenheere Gehorsam, aber fortdauernd sann er nach, um der Republik den Hals zu brechen, und den Herren Schlach-

Digitized by Google

tizen eins aufs Zeug zu geben, daß sie für ewige Zeiten an ihre Privilegien und ihre Schläge denken sollten. Gott, dem Herrn, ist es bekannt, warum Chmielniczenko anders that, als er gedachte, als er sagte.

Zu jener Zeit besaß Mikolay Horodenski ruhig das Dorf Halczyniec, befehligte in dem Schloße von Berdyczow, und keine Aenderung fand in der Lebensweise des Klumpfußes statt. Seit der Verbrennung des Dorfes Polowecko war sie immer gleich, immer eine und dieselbe.

V.

Die buntscheckige Elster hörte auf zu schwatzen, und flog weit weg — sie hatte Alles herausschwatzen müssen, was sie nur immer wußte.

Am Himmel war es finster, nur einige vereinzelte Sterne blinkten mit goldenen Augen herab, auf dem Erdboden aber war nichts zu sehen, — von Süden her wehte der Wind, und wunderbar rauschte er in den Aehren der Getreidefelder. In dem Dorfe Halczyniec schimmerte hie und da aus den Fenstern ein Lichtchen; und ein Hund heulte am Hofthore. Der alte Anton ging auf das Dorf zu, sah wie die Lichter schimmerten, hörte wie der Wind rauschte im Getreide, wie das Gebell der Hunde ertönte unter dem Sausen des Windes; er verfiel in tiefes Sinnen, und sang:

Die Hunde bell'n, das Licht brennt hell.
So sind auch Menschen hier.
Doch Niemand ach! tritt an der Schwell'
Mit Salz und Brod zu mir.

Ach, Niemand, Niemand kennet mich,
Niemand mir glauben will;
Ich, armer Mann, so sprech' denn ich
Mein Vater Unser still.

Hier rief eine Stimme: Steh, Mensch! Woher bist du? — Ein Landsmann, mein Bruder. — Wer bist du? — Ich heiße Anton Kaczorowski. — Diesen Namen kenne ich hier nicht, — komm' ins Haus, — he, Zurda, geh aus Hofthor, — ich will ihn hereinlassen.

Der alte Anton erkannte den Mann nicht an der Stimme, doch schien es ihm, als vernehme er die Stimme Poleszuks — in der Dunkelheit sah er die Gesichter der Wächter nicht — und er dachte bei sich: „die Stunde des Unglücks ist über das Dorf gekommen, wenn sie es bewachen, wie ein Lager vor dem Feind," — und er schritt langsam vorwärts. Obwohl der Boden trocken war, fühlte er doch an einer Stelle, daß eine Pfütze da sey, und erinnerte sich, daß er neben dem Plankenzaun einer griechischen Kirche*) gehe, sah in die Höhe und bemerkte, daß drei schwarze Kuppeln in einem weiten, dunkeln Raum ihre Stirn erhoben; er blickte rechts, hier schimmerte in den Fenstern ein Licht, das war die Schenke, — ach, nicht das Licht, wie es vor sieben Jahren gebrannt hatte, doch erhellte es den Raum, wie vor alter Zeit — ihm wurde warm ums Herz, aber auch traurig zugleich. Auf dem Schloßhof bellten die Hunde, aber ihm waren ihre Stimmen nicht mehr bekannt, wie dieß vormals der Fall gewesen, — im Hofe war es finster, menschenleer, nicht so wie unter Pan Konstantyn.

In das Küchenzimmer führte man den alten Anton; hier fragte ihn ein Mensch, der aussah wie ein gemästetes Schwein, versoffen und kahl war, mit heiserer Stimme über alles aus, und sagte dann: „Seyd willkommen, Alter, morgen wollen wir Dich zum Herrn führen."

Nicht ein Stückchen Brod zum Essen, kein Stroh zum Schlafen gab man dem Alten; es schmerzte ihn und er dachte bei sich: „Euer Ende ist gekommen, nicht lange mehr dauert Euer Regiment."

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese waren unter der polnischen Herrschaft bekanntlich im Kosakenlande von der schlechtesten Art; häufig nur Scheunen oder kaum bessere Gebäude. A. d. U.

Die Kokos- oder Keeling-Inseln.

(Schluß.)

Schildkröten sind zahlreich. Man verfolgt sie in den Lagunen auf Booten, die mit einigen Malayen bemannt sind. Sobald man sie erreicht hat, schwingt sich einer der Malayen ins Wasser, und von da mit Blitzesschnelle auf den Rücken des Thieres, auf dem er so lange umherreitet, bis die Schildkröte ermattet und an eine Stelle gekommen ist, wo man leicht Fuß fassen und sie auf den Rücken werfen kann. Merkwürdig ist auch der Naturtrieb der Landkrebse, von Kokosnüssen sich zu nähren. Sie sind zahlreich, und erreichen eine ungemeine Größe. Die Vorderfüße dieses Krebses sind mit starken, schweren Scheeren versehen, und auch die beiden Hinterfüße sind damit begabt, nur daß diese dünner und schwächer sind. Wenn diese Thiere hungerig werden, nähern sie sich einer der herabgefallenen weichern Kokosnüsse, reißen die Fasern ab und hämmern an einer der drei Augenhöhlen der Frucht so lange, bis sie ein Loch in die Schale gemacht haben. Zuletzt drehen sie sich um und holen mit den Hinterscheeren den Nahrungsstoff heraus. Diese Krebse scheinen nahe mit Birgos latro verwandt zu seyn. Sie gehen ihren Verrichtungen bei Tage nach, bei Nacht aber wandern sie nach der See, um sich zu baden. Ihre Wohnungen machen sie unter Baumwurzeln, und tragen ein Bett von Kokosfasern zusammen, auf welchem sie ruhen. Die Jungen werden im Küstensande ausgebrütet. Diese Thiere sind sehr gut zu essen, und außer ihnen trifft man auch noch den Einsiedlerkrebs an, wie er mit einem gestohlenen Gehäuse auf dem Rücken umherwandert.

Die korallenfressenden Fische, eine Art Seebrachsen, sind am Kopfe und Schwanze von glänzender, bläulich grüner Farbe, ungefähr dritthalb Fuß lang, und haben in der Mundöffnung zwei Reihen sägeförmiger Zähne, womit sie die Korallenfelsen benagen. Man sieht ganze Heerden auf diese Weise ihre Nahrung zu sich nehmen. Die Hunde verfolgen sie an seichten Stellen, machen Sprünge im Wasser wie die Beutelthiere, und nachdem sie die Fische in die Korallenhöhlen getrieben, jagen sie dieselben mit den Pfoten wieder heraus und schnappen sie auf. Seevögel sitzen in Menge am Ufer und auf den Zweigen der Bäume, und die Luft ist mit dem Geruche ihrer Nester erfüllt. Darunter befinden sich viele Rothgänse und Fregatten.

Digitized by Google

Die Entstehung der Korallen-Inseln ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Natur. Wohl mag sich die Menschheit brüsten mit ihren Thaten der Vorzeit, mit den Trümmern ihrer Paläste und ihrer Städte — sie sind Sandkörner im Vergleich mit den Bauten dieser unansehnlichen Thiere. Im Allgemeinen kann man die Korallenbänke in drei verschiedene Bildungen eintheilen, die theils in den Lagunen entstehen, theils diese Lagunen umgürten, und endlich manchmal die ganze Insel und die größten Festländer in großer Entfernung einschließen. Eine solche Korallenwand, wie z. B. jene um Neu-Caledonien, ist 55 Stunden vom Ufer entfernt, andere dagegen stehen ganz in der Nähe. Die größte Korallenwand ist an der nordöstlichen Küste von Neuholland, die sich 400 Stunden weit mit dem Ufer gleichlaufend hinzieht. Diese Wände ruhen nicht etwa auf versunkenen Kratern oder auf dem Boden des Meeres, sondern auf erhabenem Felsengrunde, der vielleicht kaum 40 bis 50 Fuß von der Oberfläche des Wassers entfernt ist. Auf diesem Grunde arbeitet das Zoophytengeschlecht in zahllosen Schaaren Tag und Nacht, Monate und Jahre unausgesetzt fort, bis es endlich den festen Bau mitten unter der mächtigsten Meeresbrandung über die Wasserfläche erhebt. Die festesten Granitmassen, welche durch die Länge der Zeit von der Brandung zerstört werden, bieten weniger Sicherheit gegen die Gewalt der Wellen dar, als diese Korallenriffe, deren Bestandtheile durch unansehnliche Thierchen aus den kalkhaltigen Stoffen der schäumenden Wogen abgesondert und in feste Klippen verwandelt werden. Darum ist die Mächtigkeit der Riffe auch immer um so stärker, je stärker die Meeresbrandung ist, und umgekehrt auch schwächer, wo die Wellen mit geschmälerter Kraft an das Ufer prallen.

Diese äußerste Korallenwand ist felsenhart und durch das antreibende Wasser glatt gerieben. Sie enthält mehr thierische Stoffe, als die übrigen Korallenbildungen. Im Allgemeinen herrscht zwischen den Korallen ein eben so großer Unterschied, wie zwischen einer Lilie und der knotigen Eiche. Da, wo das Meer zurückgetreten ist, stehen auf dem festen Lande große Korallenwälder wie versteinerte Tropengewächse. Einige von den lebenden Korallen verursachen einem bei der Berührung eine brennende Empfindung wie die Nesseln; andere, die zuvor mit schönen Farben prangen, werden schwarz wie Tinte, wenn man sie aus dem Wasser nimmt. Manche sind biegsam wie zarte Reiser, alle aber sprossen wie Zweige aus ihren Mutterstämmen. Unter keiner Bedingung können diese Thiere tief im Wasser leben, aber auch eben so wenig außer demselben. Die Korallenwände erstrecken sich nicht über 50 bis 60 Fuß in das Meer hinab, und was in dieser Tiefe ruht, ist höchst wahrscheinlich schon erstorben.

Diejenigen Korallenwände, welche das feste Land ganz in der Nähe umgürten, sind bei weitem unbedeutender als jene, die weit im Meere stehen. Hier ist die Brandung geringer und das Wasser trüber, mithin dem Leben der Zoophyten nachtheilig. Zwischen dieser äußern und innern Wand liegen Canäle, die 30 bis 40, manchmal sogar 60 bis 70 Faden tief sind. Innerhalb der innern Wand endlich ist ein zweiter, seichter Canal, den man an einigen Stellen durchschreiten kann. Er ist nur einige hundert Fuß von den Lagunen entfernt, und das zwischen beiden Gewässern liegende Land ist der einzige feste Boden desselben.

Der eigentliche Vorgang bei der Entstehung von Korallen-Inseln läßt sich in wenig Worten zusammenfassen. Alles feste Land hat sich durch innere Gewalt über die Meeresfläche erhoben, zu Welttheilen und Inseln sich gestaltet. Mehrere von diesen Inseln sind wieder eingesunken und vom Meere bedeckt worden. Wo diese Einsenkung nicht in großer Tiefe sich verloren hat, haben die Zoophyten den versunkenen Erdbau wieder erhöht und mit Korallenriffen von verschiedener Mächtigkeit umgeben, bis sie endlich einen Theil des Seewassers als Lagun abschließen. Andrerseits ist es auch nicht nöthig, daß eine Insel versinke, um den Korallenklippen ihre Entstehung zu geben, sondern wenn sich festes Land unter dem Wasser nahe bis zum Meeresspiegel erhebt, werden dieselben Erscheinungen stattfinden. Werden nach Jahrhunderten die innern Korallenriffe durch die Gewalt der Brandung, der Orkane oder unterirdischer Erschütterungen zerstört, durch die ihnen beiwohnenden, organischen Kräfte aber wieder erbaut, so werden Korallenfelsen und unzählige Fragmente derselben um die Lagunen herum zusammengetrieben und mit Korallensand ausgefüllt, bis sie endlich schmale Streifen bewohnbares Land bilden, auf welchem nach und nach ein urbarer Boden für größere Gewächse entsteht. Der Natur nach können die Korallenklippen nicht höher als bis zum höchsten Fluthstande sich erheben; wo sie daher beträchtlich über diese Region hervorragen, ist der Boden nach ihrer Entstehung in die Höhe gestiegen, oder es haben sich Vertiefungen anderwärts ereignet.

Die Einfahrt für Seeschiffe auf den Kokos-Inseln ist auf der nördlichen Seite, wo das Korallenriff an einer Stelle unterbrochen ist. Hier zeigt sich ein wunderschönes Farbenspiel. Die Lagunen sind klar und ruhig, und der Grund besteht aus weißem Sande. Wenn die Sonne von ihrem Scheitelpunkte dieses Wasser bescheint, wirft es eine smaragdgrüne Farbe zurück. In der Nähe stehen hochstämmige Kokosbäume mit ihren himmelanstrebenden Kronen, und zwischen ihnen wachsen jüngere Stämme nach, welche ein kühlendes Obdach gegen die sengenden Strahlen der Sonne bilden. Wüthende Stürme und Erderschütterungen sind auch hier nicht selten. Bäume werden entwurzelt, ihre Kronen abgerissen, die wenigen Hütten zerschmettert und der Regen gießt in Strömen herab. Das letzte Erdbeben, welches am 25 Mai 1850 verspürt wurde, scheint mit der großen Erschütterung in Verbindung gewesen zu seyn, welche auf der Insel Sumatra zu der nämlichen Zeit große Verwüstungen angerichtet hat.

Die ganze Bewohnerzahl der Kokos-Inseln besteht aus etwa 200 Malayen und den beiden schon oben angeführten englischen Familien. Von Zeit zu Zeit segelt Capitän Roß nach Mauritius, Singapur und Batavia, wohin er Kokosnüsse, Kokosöl, Schildkrötenschalen und lebende Schildkröten führt, die er dort verkauft und andere Bedürfnisse dagegen eintauscht. Capitän Fitzroy hat während seines kurzen Aufenthaltes auf diesen Inseln geistliche Pflichten übernommen und ein halbes Dutzend englische Kinder getauft.

Ueber das slavische Evangelium in Rheims. Die Nordische Biene vom 20 Februar enthält ein Schreiben des russischen Alterthumsforschers Strojew an Hrn. Hanka in Prag über die von demselben herausgegebene Broschüre hinsichtlich des genannten Evangeliums. Dasselbe ist bekanntlich theils mit cyrillischer, theils mit glagolitischer Schrift geschrieben. Der cyrillische Text soll ein Geschenk des Kaisers Karl IV an ein von ihm gegründetes Benedictinerkloster in Prag und durch den Cardinal von Lothringen an die Kathedrale von Rheims im Jahre 1545 geschenkt worden seyn; auf welche Weise diese Handschrift aber an den Cardinal von Lothringen kam, ist ein Räthsel. Die beiden Gelehrten Hanka und Strojew streiten sich über den Schreiber des cyrillischen Textes. Hanka behauptet, der heilige Prokop, ein geborner Böhme, habe es im 11ten Jahrhundert niedergeschrieben, Strojew aber will dieß nicht gelten lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 81.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 März 1840.

Ueberreste des Heidenthums bei den Armeniern.

(Von Clement Kanewski in der Nordischen Biene vom 29 Februar mitgetheilt.)

Der Anfang des vierten Jahrhunderts bildet eine wichtige Epoche in der Geschichte des armenischen Volks. In dieser Zeit wandte sich Armenien, in welchem Lande das Christenthum über 270 Jahre lang im Geheimen bestanden hatte, öffentlich zur Lehre des Erlösers. Der Triumph derselben war vollkommen um das Jahr 301 unter der Regierung des Königs Tiridats des Großen. Der heilige Gregor, der von Tiridat lange Verfolgungen erduldet hatte, und in Konstantinopel zum Bischof geweiht worden war, bewog endlich auch den König selbst zur Annahme der Taufe. Diese ging am Ufer des Euphrats vor sich. Die Bekehrung des Königs hatte einen wohlthätigen Einfluß auf sein ganzes Reich, in welchem damals über vier Millionen Heiden sich gleichfalls taufen ließen. Das armenische Volk folgte so willig dem Beispiel seines Königs, daß die Verkünder des Worts das Werk der Taufe in sieben Tagen und sieben Nächten nicht vollenden konnten. Die Frucht der Bekehrung des armenischen Volks war die Zerstörung der heidnischen Tempel und die Erbauung christlicher Kirchen. So erzählt die armenische Geschichte den Anfang des Christenthums in diesem Lande.

Viele Zeit verfloß seit der Bekehrung der Armenier, viele Mühe und Arbeit kostete es den Hirten der Kirche, die letzten Reste des Heidenthums im Volke auszurotten. Aber diese lange Zeit konnte die Armenier nicht vom Einfluß heidnischer Vorurtheile und abergläubischer Meinungen befreien, und der fromme Eifer der Hirten der Kirche konnte im Volk die alte Anhänglichkeit an das Heidenthum nicht vertilgen. Die Nachbarschaft der Perser und andrer heidnischer Völker, die natürliche Hinneigung zum Heidenthum der Vorfahren, welche sie mit ihrem Leben auf die Nachkommenschaft fortpflanzten, haben im armenischen Volke noch einige Ueberreste der alten, heidnischen Religion bewahrt. So viel wenigstens ist gewiß, daß die Armenier noch jetzt einige Cerimonien beobachten, welche zu einer Zeit im Gebrauch waren, wo noch Götzendienst bei ihnen herrschte. Diese Ueberreste von Götzendienerei, welche sich bei den Armeniern erhielten, sind äußerst merkwürdig, und sie können als Beweis dienen, daß die Armenier vor der Annahme des christlichen Glaubens den Mihr verehrten, die Sonne anbeteten, und der Anahid göttliche Ehre erwiesen.

Mihr, der Sohn des Oromasdes, der Hephästos der Griechen und Vulcan der Römer, war nach der Meinung der Armenier der Beschützer der Helden im Kriege, und verlieh dem Tapfersten den Sieg. Nach dem Zeugniß des Moses von Chorene, der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebte, standen Tempel zu Ehren Mihrs in Armawir, Pakarat und andern Städten des alten armenischen Reichs. Zu seiner Ehre feierten die Armenier im Anfange des Frühlings ein besonderes Fest. Das Volk versammelte sich an einem dazu bestimmten Orte, und schickte mit der Flamme der von den Opferpriestern angezündeten Holzhaufen seine Gebete zum Himmel. Diese Sitte, die auch bei vielen andern Völkern im Gebrauche war, besteht jetzt noch bei den Armeniern, welche sie am Tage der Reinigung Mariä oder den Tag zuvor feiern. Jetzt hat dieß Fest eine neue, christliche Benennung erhalten, und wird innerhalb der Kirche, doch oft auch auf einem freien Platze gehalten. In der Mitte des versammelten Volkes wird ein Altar errichtet, auf diesen ein großes, kupfernes oder silbernes Gefäß gestellt, und mit Zweigen, mit verschiedenen wohlriechenden Blumen und mit Weihrauch gefüllt. Die Geistlichkeit singt erst die zu dem Feste passenden Lieder ab, nähert sich dann dem Altar, und zündet zuerst die auf den Altar gelegten brennbaren Sachen an, und dann die Lichter, mit denen gewöhnlich die kurz zuvor Verheuratheten und manchmal alle in der Kirche Anwesenden versehen sind. Diese Ceremonie dauert so lange fort, bis die brennbaren Stoffe in Asche verwandelt sind.

Die Sonne heißt auf Armenisch Arew, Arek, Arekak oder Arusiak. Die Sonnenverehrung reicht bekanntlich ins höchste Alterthum hinauf, und noch jetzt gibt es Armenier, welche sich Arewordi, Söhne der Sonne, nennen. Auch bedienen sich die Armenier in ihren Gebeten und heiligen Gesängen noch immer des Namens der Sonne viel häufiger als andere Christen. Wenn Jemand bei ihnen stirbt, so wenden

Digitized by Google

sie ihn gegen Osten. Dasselbe beobachten sie, wenn sie einen Todten ins Grab legen. Das Begräbniß selbst findet bei ihnen fast immer vor Sonnenuntergang statt. Namentlich die unter dem Namen Arewordi bekannten Armenier beobachten die alte Sitte der Sonnenverehrung heilig. Harte Verfolgungen, welche über vierthalb Jahrhunderte dauerten, verminderten nicht die religiöse Verehrung der Sonne, und man findet immer noch Arewordi, wenn auch in geringer Anzahl, an den Ufern des Tigris und Euphrat.

Anahid, die Mondgöttin, wurde bei den Armeniern als die Göttin der Weisheit und des Ruhms verehrt; sie schützte, ihrer Meinung nach, das Reich, und gewährte dem Volke Wohlergehen. Zu ihrer Ehre waren Tempel in Erisa, Ani, Pokawan und vielen andern Städten erbaut; in späterer Zeit errichteten ihr die Könige goldene und silberne Statuen. Im Sommer, wenn noch die Rosen blühten, feierten die Armenier den Tag dieser Göttin, und dieß Fest hieß Wartawar. An diesem Tage schmückten sie ihre Tempel, die zur Ehre der Göttin errichteten Statuen, die öffentlichen und Privatgebaude, die Straßen und sich selbst mit Blumen. Diese alte Sitte herrscht noch jetzt. Am Tage der Verklärung des Herrn schmücken die Armenier die Altäre mit Blumen, und bei dem Ablesen der Liturgie besprengt man das Volk mit Rosenwasser; ein Beweis, daß auch das Christenthum im armenischen Volke die Reste des Heidenthums nicht ausrotten konnte.

Konstantyn Horodenski.

(Fortsetzung.)

VI.

Wenn graue Falken aus dem Neste aufstiegen, so fliegen sie lange umher, Gott weiß, nach welcher Seite sie fliegen, und wann sie sich von neuem niederlassen, und mit ihren Schnäbeln zu einander schwatzen von vergangenen Zeiten, — denn die Falken können sich treffen wie die Menschen, wenn auch droben in Gottes freier Luft.

Der Klumpfuß war sehr vornehm geworden, und spielte den großen Herrn; in seinem Munde waren nur immer die Worte: „He, komm du her!“ oder: „Pack dich fort!“ Auf einen Menschen, der nicht über ihm stand oder Schlachtiz war, sah er herab, wie auf einen räudigen Hund. Als man ihm Anton vorstellte, erkannte er wohl, daß dieß sein und Konstantyns ehemaliger Wärter war; obwohl er mit dem Fuße hinkte, hatte ihm doch Gott scharfe Augen und ein gutes Gedächtniß gegeben. Er zog die langen Augenbrauen finster zusammen, und wollte sich ein furchtbares Ansehen geben, ja er blies die Backen auf, als würde er dadurch ein rechter Mann.

„Was bist du für eine Hundeseele?“ — „Anton Kaczorowski, hochmächtiger Pan; habt Ihr mich nicht erkannt? Freilich, es ist lange her, — ich bin alt geworden, — und .... „Genug davon, — wo ist dein Herr?“ Mit diesen Worten sah er den Alten an, als wolle er seine Gedanken durch und durch schauen. — „Ich weiß es nicht, ob in der Krim . .“ — „Sprich die Wahrheit, alter Hund!“ — und der vornehm gewordene Klumpfuß scheute sich nicht, die Hand aufzuheben gegen seinen ehemaligen Warter. — „Ich schwöre bei Gott, daß ich die Wahrheit rede.“ — „Ich will dich Wahrheit lehren, — he!“ — Der getaufte Jude trat herein. — „Man solle diesen Schurken ins Gefängniß führen, damit er den Tag nicht sieht — und gut sollen sie ihn anschmieden — ich will Euch lehren — Verrätherei gegen mich — an den Galgen die Schufte!“ — Man führte Anton weg, er sprach auch nicht ein Wort, nur mit dem Kopfe schüttelte er, aber Mikolay Horodenski schäumte vor Bosheit und zitterte vor Furcht, doch nur auf einen Augenblick.

Dunkel war das Gefängniß im Schlosse von Berdyczow, ein unterirdisches Loch, öd und taub, selbst die Fledermaus flog nie dahin, weder Ratte noch Marder trieb sich herum, und nur der Hyplopiat rauschte unaufhörlich dem Gefangenen ins Ohr, wie sehnsüchtige Lieder der Freiheit. — Dorthin führte man den alten Anton. — Bei dem bleichen Schimmer der Laterne sah er rechts und links viele Gefangene, mit Fesseln an Händen und Füßen, am Halse an die Mauer geschmiedet, mit Halsbändern wie Hunde; mit dem Tone der wüthendsten Verzweiflung stießen sie Verwünschungen aus gegen den Klumpfuß und seine Sbirren: mögen dreihundert Teufel eure Seelen zerreißen, ihr Hundeseelen, ihr Schinderknechte des Klumpfußes, möge seine Seele zur Hölle fahren! Die Wächter schlugen statt aller Antwort mit Knütteln auf die Gefangenen, und führten Anton weiter. Ihm aber schien es, als vernehme er bekannte Stimmen, aber bei dem schwach flimmernden Lichte konnte er in den von Bart überwachsenen, wilden Gesichtern auch nicht bei einem einzigen bekannte Züge herausfinden.

Sie gingen weiter bis in die Tiefe des unterirdischen Gefängnisses; jeder von den Wächtern schob einen Riegel zurück, und öffnete eine Thüre; hier befanden sich nur zwei Menschen, beide lagen auf Stroh, und hatten die Gesichter abgewendet nach der Wand, — sie schwiegen, — weder Fluch, noch Verwünschung ging aus ihrem Munde. Der Wächter, sey es aus Furcht, sey es aus Achtung, richtete kein Wort an sie. Anton ward hier angeschmiedet, und die Wächter gingen hinaus.

In dem Gefängnisse war es finster, wie im Grab; Anton seufzte, und die beiden Gefangenen sprachen mit einander über ihren neuen Gefährten. Der Alte horchte hoch auf, und rief dann: „Mein Herr und Hauptmann Konstantyn!“ — „Bist du es, alter Anton?“ — Beide zerrten an ihren Ketten, denn beide hätten sich gerne bewillkommt, wie bei den Lachen ein junger Pan und ein alter Diener sich immer bewillkommnen; der alte Anton, der Ketten schon gewöhnt, seufzte traurig, aber Konstantyn Horodenski, denn er war es, knirschte mit den Zähnen. „Du hier, Alter?“ — „Ihr hier, mein guter Herr!“ antwortete Anton, wagte aber nicht, den jungen Pan um etwas zu fragen. — „Erzähl' uns, wie bist du wieder gekommen?“ Anton, dem Willen seines Herrn gehorsam, erzählte der Länge nach, wie er bei dem Khan der Krim in Gefangenschaft gewesen, und wie der mildthätige Herr von Budschak und der Krim

Digitized by Google

die gefangenen Kosaken freigelassen habe, unter der Bedingung, daß sie dem Chmielniczenko gegen die polnischen Schlachtizen dienen sollten. Er, Anton, habe den Weg verfehlt, sey nicht nach Perejaslawl gekommen, sondern von Slobode zu Slobode, von Vorwerk zu Vorwerk nach dem Dorfe Halczyniec gelangt, und von da ins Gefängniß, — an seiner Stimme erkannte man, daß er in diesem Augenblick zwar das Schicksal seines Herrn beklagte, über sein eigenes Loos aber erfreut war, da er sich bei seinem Herrn befand, den er als kleines Kind auf den Armen getragen. Als er geendigt, sah man wohl, daß er gern zu wissen gewünscht hätte, wie es seinem Herrn bisher gegangen, aber er getraute sich nicht, ihn deßhalb zu befragen.

Konstantyn Horodenski errieth leicht die Wünsche Antons, und hub also an: „Aus der Krim begaben wir uns mit Stepan nach der Walachei,*) und gingen dort nach dem schönen Jassy, — der Hospodar empfing uns mit Brod und Salz, aber dagegen begehrte er unser Blut und unsere Säbel, denn er führte Krieg gegen die Muselmänner, — um solche Dinge lassen sich Kosaken nicht zweimal bitten, — viele Monate lang trieben wir uns umher jenseits der Donau und des Balkans, — aber Alles hat ein Ende. Das Herumstreifen in der Fremde wird einem zuwider, den gezähmten Wolf zieht's noch im Alter wieder in den Wald, und der Kosak sehnt sich nach seiner Heimath. Wir verließen die Walachei, und dankten für die erfahrene Gastfreundschaft, — was wir aber für Arbeit gethan, das können die Muselmänner am besten erzählen, sie werden unsrer lang gedenken. Auf dem Wege trafen wir allerlei fremde Leute, aber von keinem konnten wir etwas über die Unsrigen erfragen. Hier in Berdyczow erfuhren wir, daß Vetter Mikolay da sey, und dachten, er werde uns Alles sagen können. Er nahm uns prächtig auf, nannte mich seinen Vetter und Herrn, und Stepan seinen guten Freund. Er sagte uns, daß er, um unser Besitzthum zu schützen, auf Chmielniczenko's Seite getreten sey, daß er mir aber Alles, was mein sey, herausgeben werde. Stepan erhielt von ihm die Nachricht, daß Pan Nerzypor Solecki und die brannaugige Tetiana in die Lachenlande gezogen seyen. Wir waren lustig und zechten, bis wir uns nicht mehr auf unsern Füßen halten konnten, und als wir erwachten, befanden wir uns hier, wie du uns jetzt siehst. Ich weiß nicht, was zum Teufel dem Klumpfuß durch den Kopf gefahren ist." Er legte eine gewisse Munterkeit in seine Worte, um nicht den alten Anton noch mehr zu betrüben, in seinem Herzen jedoch fühlte er sie nicht. Aber Stepan Solecki brummte unaufhörlich: „der Klumpfuß ist ein Verräther, ein Schuft, ein treuloser Hund!"

Während dem raschelte es auf der der Thüre gegenüberliegenden Seite, als drehe man einen Schlüssel im Schloß, es knarrten die Angeln, und ein Licht erhellte das Gefängniß. Der getaufte Jude, der treue Diener des Klumpfußes, trat herein mit zwei Laternen, und beleuchtete die Gesichter der Gefangenen, — in der Thüre aber erschien eine weißgekleidete Frauengestalt, die der Klumpfuß an der Hand führte; mit einemmal schrie sie schmerzlich auf: „Konstantyn, ... mein Bruder!" und sank vor Mikolay Horodenski auf die Knie nieder. Die Gefangenen zerrten heftig an ihren Ketten, — der getaufte Jude verließ rasch das Gefängniß, und die Thüre schloß sich wieder; alles dieß ging so rasch vor sich und dauerte so kurz, wie eine Geistererscheinung, wie eine tolle Traumgestalt, — schwer war es dem Auge, das ganze Bild aufzufassen, schwerer noch dem Verstande, das Ganze zusammenzureimen. — Und von neuem war es dunkel, trüb und öde im Gefängniß, und der Hyslopiat rauschte und tönte fort und fort ins Ohr.

(Schluß folgt.)

*) So heißt nämlich das ganze walachisch redende Land, also auch die Moldau. A. d. U.

Die Königin von Taheiti, Pomare Vahine.

Wie Taheiti hervorgetreten ist aus der Finsterniß zum Lichte, wie es durch die Bemühungen der Religionsboten sich bereden ließ, die englische Verfassung auf seinem Boden einzuführen, sind weltbekannte Dinge. Den verfassungsmäßigen Thron, in männlicher und weiblicher Linie erblich, besaß zuerst Pomare, damals schon König der Taheiter, ausgezeichnet durch Wort und That, geliebt und verehrt vom ganzen Volke. Der Tod ereilte ihn in diesem schönen Leben, seiner königlichen Tochter Aimatta*) die Zügel der Regierung überlassend. Sie, die zarte Tochter eines guten Vaters, und die Ehrfurcht des Volkes für seinen Namen kennend, vertauschte den Tauf- mit dem Familiennamen, mit dem Beiwörtchen Vahine, weiblich, oder weibliche Pomare. Aus Mangel einer Gruft, wie St. Denis und Windsor sie besitzen, wählte sich Pomare bei Lebzeiten noch einen königlichen Gottesacker auf einer der reizendsten Stellen seiner Güter, in der Nähe von Papiete. Dort wurden seine irdischen Ueberreste versenkt, und ein einfaches Denkmal von gebrannten Ziegelsteinen darüber errichtet, das von einem hölzernen Dache beschützt und vom Aito**) beschattet wird. Dieser Baum wurde unter den Vorfahren der Taheiter für heilig gehalten, und kein Bewohner des Landes betritt die geweihte Stätte.

Nach dem Hinscheiden des edeln Königs bestieg Pomare Vahine den Thron, die Großen des Reichs um sich versammelnd. Gleich andern Königinnen, wollte auch sie ihr häusliches Glück begründen, und verkündete ihre Wahl den Getreuen der Krone. Der verewigte König lebte von seinen eigenen Gütern, fern von allem Gepränge; nur ein Pferd wollte er haben, und ließ es aus England kommen. Die ganze Bevölkerung war erstaunt über das Wunderthier, und nannte es das menschentragende Schwein. Die Geschichte sagt nicht, welchem Geschlechte der königliche Gemahl entsprossen ist. Augenzeugen aber berichten, daß er viel Verstand besitze, und körperlich betrachtet schön gebaut und mit einer langen, spitzen Nase begabt sey. Da es auf der Insel Taheiti Sitte ist, die Nasen von Jugend auf platt zu drücken, und kein Taheiter tiefer gekränkt werden kann, als wenn man ihn Langnase schimpft, so ist die Wahl der Königin jedem aufgefallen. Was übrigens auch die Ursache dieser Wahl seyn mag, er ist königlicher Gemahl (King consort), ohne Einmischung in die Regierungsangelegenheiten.

*) Aimatta heißt in der Landessprache augenverschlingend.

**) Der Aito gleicht dem Ansehen nach unserem Eibenbaume, und sein Holz heißt Eisenholz.

Digitized by Google

Auch der Königin iſt keine Civilliſte beſchieden. Sie lebt von ihren Gütern, hat aber einige kleine Nebeneinkünfte, die ihr aus verſchiedenen Quellen zufließen. Wird z. B. ein Dieb ertappt, ſo wird er nicht gehängt wie in England, ſondern von einem Geſchwornengericht zu einer Strafe verdammt. Dieſe Strafe beſteht nach Umſtänden aus Schweinen, Tuch u. ſ. w. Der größere Theil davon geht an die Königin, ein Theil an den Beſtohlenen und der Ueberreſt an den Fänger des Diebes. Weil aber dieſe Einkünfte nicht oft vorkommen, ſo hat ſie ſich, wie es ſcheint, verleiten laſſen, den Alleinhandel der Perlmutterfiſcherei auf den Pamoto-Inſeln an ſich zu reißen. Da die Königin der Herrſchaft über die Pamoto-Inſeln dem Schein nach entſagt hat, ihr Einfluß aber immer noch fortdauert, und gerade dort die ſchönſten perlführenden Auſtern gefunden werden, ſo hat ſie durch die Entſagung ihrer Herrſchaft einen Schleier über den Alleinhandel geworfen, der aber immer noch durchſichtig genug iſt, um den Grund davon zu entdecken.

Die verfaſſungsmäßige Regierung iſt auf den beiden Inſeln Taheiti und Eimeo eingeführt, die nur durch einen ſchmalen Canal von einander getrennt ſind. Taheiti wurde zu dieſem Behuf in neunzehn und Eimeo in acht Bezirke getheilt, wovon jeder einen abgeordneten Häuptling ins Parlament ſchickt. Dieſes Parlament hat geſetzgebende, die Königin vollziehende Gewalt. Weder Land- noch Seemacht, noch irgend ein Hofſtaat erhöhen die Herrſcherwürde in den Augen des Volkes. Die Häuptlinge mit ihren untergeordneten Stämmen ſind der Königin Schutz, und ſie ſelbſt beſitzt nur ein kleines Boot zur Ueberfahrt nach Eimeo oder nach benachbarten kleinern Inſeln. Sie hat einen Secretär, einen engliſchen Miſſionär als Conſul und einige junge Taheiterinnen zum Gefolge. Ihre Reſidenz iſt in der Nähe von Papiete, an einer hübſchen Bucht, in deren Mitte eine kleine, der Königin gehörende Inſel liegt, auf welcher die taheitiſche Flagge weht. Das Haus, welches ſie hier bewohnt, kann man eine königliche Hütte nennen; es iſt weder nach taheitiſchem, noch europäiſchem Geſchmack erbaut, und ſonderbar eingerichtet. Capitän Fitzroy,*) Befehlshaber des Beagle, beſchreibt die Ankunft der Königin von Eimeo in ihrer Reſidenz Papiete. Sie ſaß auf dem Verdeck ihres Bootes, in ein einfaches, dunkles Gewand gehüllt, das der Beſchreibung nach einem Peignoir der franzöſiſchen Damen ganz ähnlich ſeyn muß. Es war bloß am Halſe zuſammengeheftet, und kein Gürtel zierte die Lenden. Kopf, Hände und Füße waren nackt; kein Empfang, kein Gefolge, kein Gepränge bezeichnete die Landung der Gebieterin dieſer Inſeln.

Bald darauf wurde Audienz angekündet, und Capitän Fitzroy begab ſich in Begleitung des Conſuls, Hrn. Pritchard, nach der königlichen Wohnung. Nur zwei Männer waren im Hauſe zu ſehen, der königliche Gemahl und der Stiefvater der Königin. Beim Eintritt in ein kleines Zimmer begrüßte Hr. Pritchard die Königin mit einem Händedruck und einem „Ja-orana Pomare;“ daſſelbe wiederholte auch Capitän Fitzroy. Nur drei Stühle waren in dieſem taheitiſchen Audienzſaale, vielleicht gar die ganze Habe Ihrer Majeſtät. Sie ſchien ganz verlegen und ohne Würde, aus Urſachen, die wir bald erfahren werden. Zum Glück traten gleich darauf der königliche Gemahl, die Mutter und der Stiefvater ein, und ſetzten ſich theils auf Kiſten, theils auf den Boden nieder. Capitän Fitzroy überreichte hierauf einen Brief an die Königin von Commodore Mafon, den ſie Hrn. Pritchard zu verdolmetſchen hat, und dann eine Zuſammenkunft mit den Häuptlingen auf den folgenden Tag beſtimmte. Nach kurzem Geſpräche über andere Gegenſtände wurde Abſchied genommen, und allen Anweſenden, die Königin inbegriffen, abermals die Hände gedrückt.

Außer wiſſenſchaftlichen, die Schifffahrt betreffenden Gegenſtänden hatte auch der Beſuch des Capitän Fitzroy den Zweck, Entſchädigungsgelder zum Belaufe von 2855 Dollars von der Königin zu verlangen, als Vergütung für ein im Jahre 1851 auf den Pamoto-Inſeln geplündertes engliſches Schiff. Dieſe Summe ſollte am 1 Sept. 1855 abgetragen werden. Mangel an Geld ſetzte die Königin in die größte Verlegenheit, die ſie nicht verbergen konnte. Um dieſe Angelegenheit zu ſchlichten, ſollte die auf den folgenden Tag beſtimmte Verſammlung ſtattfinden. Dieſe Verſammlung wurde in der engliſchen Capelle gehalten; ein kleines, hölzernes Gebäude, von 50 Fuß Länge und 30 Fuß Breite, mit einem hohen Dache. Am öſtlichen Ende war eine Kanzel angebracht und zwei Betſtühle auf den Seiten. Der ganze übrige Raum war mit Bänken angefüllt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Fitzroy, Narrative of the Surveying Voyages of the Adventure and Beagle. London 1839.

Miscellen.

Gulianow über ägyptiſche Schrift. Die Pariſer Gelehrten, welche an ägyptiſchen Alterthümern Intereſſe nehmen, ſind gegenwärtig ſehr mit dem Werke eines ruſſiſchen Orientaliſten, Namens Gulianow, beſchäftigt, der auf das Studium der ägyptiſchen Archäologie viel Zeit verwendet, und kürzlich ein franzöſiſch geſchriebenes Werk in drei Bänden herausgegeben hat, das zugleich in Petersburg und Paris erſchien. Man betrachtet Gulianow gewiſſermaßen als einen Antagoniſten Champollions, indem er den ägyptiſchen Charakteren, die anfangs rein phonetiſch geweſen und erſt ſpäter mit ideographiſcher Schrift vermiſcht worden ſeyen, einen phöniciſch-ſamaritaniſchen Urſprung zuſchreibt. (Par. Bl.)

Eine Caricatur H. B.'s. Kürzlich erſchien wieder eine ſolche Caricatur, die viel Lachen erregt: Ulyſſes und die Sirenen. Sir R. Peel (Ulyſſes) iſt in einem Schiff, deſſen Vordertheil einen Gänſekopf darſtellt; ſeine Gefährten, Sugden, die Recorders von London und Dublin, nebſt einigen andern binden ihn an den Maſt, während Lord J. Ruſſell, O'Connell und Wakley als Sirenen im Schiff am Ufer die Flöte und Harfe ſpielen und mit dem poſſierlichſten Ausdruck ſingen. Dieſe Caricatur gilt als eine der beſten.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 33 u. 34** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Th. Wade's Prothanaſia. — Leben, Briefwechſel und Schriften Waſhingtons.** (Schluß.) — **George Sand, über das phantaſtiſche Drama.** (Fortſetzung.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 82.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 März 1840.

Konstantyn Horodenski.

(Schluß.)

VIII.

In dem öden Felde, auf einer verbrannten Eiche saß ein Häher, die Strahlen der Sonne spielten in seinem lichten Gefieder, aber traurig senkte er den Kopf, und noch trauriger war das Geschrei, das er von Zeit zu Zeit ausstieß.

Auf dem Thurme des Schlosses von Berdyczow war ein Zimmer, schön geschmückt, die Wände mit Stoffen überzogen, auf dem Fußboden farbige Wollteppiche, und rings herum liefen Polster nach orientalischer Art; in Alabasterurnen brannten Wohlgerüche nach der Sitte des Orients. Hier war ein Mädchen, aber keine Odaliske des Orients; ihre Gedanken beschäftigten sich nicht mit Träumen wollüstiger Liebe, sie schlummerte nicht den süßen Schlaf, der stets der glücklichen, gegenseitigen Liebe folgt. — Ihr Gesicht war blaß, wie der Marmorstein auf einem Grabe, die Lippen färbten sich kaum mit Röthe, das himmelblaue Auge flammte nicht von der Gluth des Gefühls, aber es glänzte eine Thräne darin, und diese Zierde war so hinfällig, so überirdisch, als wollte ihr ganzes Wesen gen Himmel fliegen, zur wahren Heimath der Seele. Und doch war sie schön, doch war sie reizend, — eine geheimnißvolle Schönheit umwehte sie, und zog das Herz zu ihr in Liebe und Mitleid. — Sie stützte die Stirne in die Hand, sie weinte nicht, sie seufzte nicht, aber auf ihrem Gesichte sah man, daß trübe Gedanken ihre Seele beschäftigte. So war Teriana Solecka.

Sie sah den Tod ihres Vaters, den Tod ihrer Mutter, den Fall und die Verheerung ihrer Heimath, und vor Verzweiflung und Schrecken war das Herz ihr nicht gebrochen, der Geist nicht unterlegen, denn dieß war Gottes Wille. Viele, viele Wochen verweinte sie in dem Gefängniß bei Mikolay Horodenski, und doch härmte sie sich nicht zu Tode. Vergebens drohte ihr, vergebens bat sie der Klumpfuß, daß sie gutwillig seine Gattin werden solle, — immer und immer war ihre Antwort dieselbe: „ich will nicht — das werde ich nie seyn! — Der Klumpfuß hatte die Kraft, er hatte die Gewalt, das schwache Mädchen zu zwingen, und nie wagte er, sie in Anwendung zu bringen; er liebte sie, und auch eine häßliche Seele kann lieben. Heute ergrimmte er, und sprach zu sich selbst: ich will sie zwingen, — er hieß stehen vor dem Mädchen, der Schrecken ergriff ihn, und er ging, indem er vor sich hinmurmelte: „morgen will ich's thun," — und so ging es fort und fort. Dem Mädchen war das Leben verhaßt, hart und bitter laste:e ihr Geschick auf ihrem Herzen, aber die fromme Seele duldete und demüthigte sich vor dem Herrn, wie eine Märtyrerin.

Jetzt hatte Mikolay Horodenski dem Mädchen einen neuen Schlag versetzt; er hatte ihr den Bruder und den Geliebten im Gefängniß, in seiner Gewalt gezeigt, und sagte nun: „Teriana, willst du nicht freiwillig mich heurathen, so sollen sie hingerichtet werden vor deinen Augen, — und dann wollen wir sehen! — versprichst du aber vor dem Altare ohne Zwang, ohne Weinen, mein zu seyn, mein auf immer, so sollen sie frei ausgehen, und wir wollen glücklich seyn; besinne dich bis morgen. Ich schwöre dir, mich sollen die Teufel lebendig zerreißen, wenn ich nicht halte, was ich sage; — bis auf morgen! auf morgen!" Mit diesen Worten wünschte der Klumpfuß Teriana gute Nacht.

Das Mädchen schloß die ganze Nacht kein Auge, aber eine ganze Welt von Träumen ging durch den Sinn der Schlummerlosen. Sie sah den Brand ihres väterlichen Hauses, die wilden Gesichter der Tataren, — sie hörte das Geschrei des Schreckens, das Gestöhn des Todes und das Jauchzen des wilden Volks, — sie sah ihre sterbende Mutter, ihren blutbedeckten Vater, und beide riefen ihr zu: rette den Bruder, — erhalte unsern Sohn, erhalte den letzten Sprößling des Geschlechts der Solecki! — sie sah das Schwert über dem Nacken ihres Geliebten, den Strick des Todes um den Hals ihres Bruders; beide streckten die Hände gegen sie aus, und schienen mit den Augen um ihr Leben zu flehen! Mehrmals sprang sie von ihrem Lager auf, rieb sich die Augen, — sie schlief nicht, — und doch hörte, doch sah sie Alles. Diese Träume quälten sie bis an den lichten Tag; mit dem lichten Tage verschwanden sie, und sie betete, setzte dann wiederum sich nieder auf den Di-

Digitized by Google

wan, stützte die Stirne in die flache Hand, und ließ ihren trüben Gedanken freien Lauf.

Die Thüre öffnete sich, und herein trat der Klumpfuß; — in seinen Augen war eine gewisse Unsicherheit, — eine Art wilder Trauer auf seiner Stirn — und ein Lächeln verzerrte den Mund. Er faßte Tetiana bei der Hand, sie riß sie ihm nicht weg, wie dieß sonst der Fall gewesen; er küßte sie. — „Nun, wie ist's, schönes Fräulein?" — „Ich willige ein." — Er fiel ihr zu Füßen: „wirklich, meine Geliebte?" — Man sah, wie sie alle Kräfte ihres Geistes zusammenraffte zu einer Antwort, denn laut, nicht von Schluchzen unterbrochen, sagte sie: „Ja, aber heute die Trauung, heute die Freiheit für meinen Bruder und für Konstantyn," — sie sprach nicht weiter, die Stimme versagte ihr, und sie schauderte zusammen. — Er stand auf: — „Tetiana, heute die Trauung, und morgen sind sie frei." — „O nein! heute ... heute!" — „Ich kann nicht!" Mochte er nun irgend einen Entschluß des Mädchens ahnen, oder war es eine andere Ursache, er blieb hartnäckig auf seinem: „ich kann nicht! ich kann nicht! — erst morgen! — „Dann kann auch ich nicht!" — Nichts ist schrecklicher als ein Mensch, der plötzlich von der Freude zum Zorn übergeht, dem Klumpfuß funkelten die Augen: — „du kannst nicht! — dann sollst du heute noch ihren Tod sehen." — Sie schwieg. — „Du willst nicht? — warte, sogleich vor deinen Augen," und er wandte sich nach der Thüre. — Sie faßte ihn am Kleide. — „Warte! — ich kann, — ich will! — Heute noch bin ich die Deinige!" — und sie rang die Hände.

VIII.

Es blüht der Hollunder neben dem Hartreder, der Sturm dreht sich beim anbrechenden Licht des Tages, es zittert die Blüthe des Hollunders, aber auch nicht ein leises Stöhnen läßt sich hören.

Am Dienstag Abend fand eine Trauung in der Capelle von Berdyczow statt; der junge Herr, klumpfüßig, rothhaarig, häßlich im Gesicht wie ein Teufelskind, blickte wie der Satan selbst. — Die junge Dame bleich, unsichern Schritts und trüben Angesichts, als stände sie auf aus dem Grab der Todten. — Er getraute sich nicht zu lächeln und sie weinte nicht, — beide aber sprachen die Worte des Eids. — Der Kaplan segnete mit klopfendem Herzen diese Ehe ein, zwei Diener des Klumpfußes dienten als Trauungszeugen, im Uebrigen aber war die Kapelle öde.

Im Zimmer stand ein hochzeitliches Abendmahl, aber nur für zwei Personen; fremde Weine, köstliche Speisen, Früchte und Zuckerwerk auf Silber und Gold standen da, aber wer wird sie genießen? — Die Braut saß im Winkel, und brütete über Gedanken, der Bräutigam gab dem getauften Juden Befehle, aber still, mehr mit den Augen, als mit Worten. Drei Schlüssel nahm er von dem getauften Juden, und verwahrte sie im Busen, ließ sich dann noch etwas geben, das war ein Bund kleiner Schlüssel, und verwahrte sie gleichfalls. Dann murmelte er das Wort: „morgen," und machte ein Zeichen mit der Hand, als wolle er mit dem Messer stoßen, — wies jedoch den getauften Juden nach der Thüre.

Tetiana beobachtete alle seine Winke, und hörte das Wort „morgen," — sie mußte dessen Bedeutung errathen, sie begriff die Gedanken des Klumpfußes, und nach weiblicher Weise rasch und lebhaft faßte sie einen neuen und seltsamen Entschluß. Sie wandte sich zu ihrem Manne, begrüßte ihn zum erstenmal mit Lächeln, wie eine sterbende Mutter, welche vor ihren Kindern ihre Krankheit verbergen will. Der Klumpfuß hatte nie ein Lächeln auf ihrem Gesichte gesehen, er wollte sich ihr zu Füßen werfen, und küßte ihre Hand, — sie duldete es, — sie setzte sich nieder zum Abendessen, — sie aß und schenkte ihm Wein in den Pokal, — er trank aus Freude, aus alter Gewohnheit, die Augen fingen ihm an zu glänzen, sein Gesicht wurde roth, selbst der Kopf fing an, ihm schwer zu werden, — aber kann man es ausschlagen, wenn die Geliebte, die Braut einschenkt und zum Trinken ermuntert?

Gleich nach der Abendmahlzeit gingen die Diener hinaus; in dem Schlafzimmer wagte der Klumpfuß, von Wein und Liebe trunken, zum erstenmal seinen Mund auf den Mund seiner jungen Gattin zu drücken, — er küßte sie, — er faßte ihre Hand, — sie flehte: „Ach, Herr, Mitleiden, — o mein Gott— steh' mir bei." — Er schwatzte mit betrunkener Zunge Liebesworte, und in seinem Kopfe wurde es immer dunkler, — alles schien um ihn zu tanzen, und hier im Zimmer brannte nur ein spärliches Licht, und warf den bleichen Schimmer auf solches Brautpaar, auf diese Brautnacht.

Der Klumpfuß fiel auf dem Diwan unausgekleidet in Schlaf, Tetiana betete auf ihren Knieen und warf zugleich die Blicke zur Seite hinüber. Die Schloßuhr schlug zwölf, die Eulen schrien, der Wind pfiff, und der Hyplopiat rauschte und tobte, wie gewöhnlich.

Tetiana stand auf, und schaute nach der Mauer. Dort hingen Yatagane und Säbel, — sie zitterte, ein kalter Schweiß trat auf ihre Stirne, auf den Zehen schlich sie sich hin zu ihrem Mann, — sie hält den Athem an, — er schläft, — sie greift mit der Hand in seinen Busen, — vielleicht um den Schlag seines Herzens zu fühlen, — o nein, — die Schlüssel zieht sie sachte heraus, — er gähnt, er brummt etwas, — starr, regungslos hält sie die Hand im Busen, — er schläft von neuem gleichförmig fort, — sie zieht die Schlüssel heraus, faßt sie krampfhaft fest, und zum zweitenmal streckt sie die Hand nach seinem Busen aus — er schläft, wie ein Todter, — gemach faßt sie dann nach den kleinen Schlüsseln, — erwacht er wohl? er hat den Kopf aufgehoben, ja er scheint die Augen zu öffnen, und ruft mit schläfriger Stimme: „He da!" Ihr brechen fast die Kniee, sie zittert, wie im Fieber, — aber er hat sich nach der Mauer gewendet und schnarcht wieder. — Sie faltet die Hände wie zum Gebet, ihre Brust hebt sich im Dank gegen Gott, — sie hat die Laterne angezündet, und schleicht auf den Zehen nach der Thüre, die aus dem Schlafzimmer nach dem Thurme führt, — leise öffnet sie die Thüre, sie ist bereits im Thurme, — die Lampe flammt bald heftig auf, bald verlischt sie halb, wie gewöhnlich, wenn sie zu Ende geht, — der Klumpfuß schläft, und im Zimmer ist's still und lautlos.

Digitized by Google

IX.

Die Wölfin heult laut die Felder, und die Wölfe antworteten ihr in der Runde umher, selbst Kosakenherzen schlagen ängstlich, aber andern Leuten friert das Mark in den Knochen.

Dunkel und wild war es in dem unterirdischen Gefängniß: Konstantyn knirschte mit den Zähnen und zerrte an seinen Ketten, als wolle er sie zerschmettern, und vermochte es nicht. — „Sie hier, — sie hier, in der Gewalt dieses ungetreuen Hundes!“ Stepan antwortete nur mit Kettengeklirr und mit den Worten: „da! der elende Hund!“ Der alte Anton allein schwieg und betete zu Gott.

Da knarrten die Thüren des Gefängnisses, Konstantyn rief: „Fort mit dem Essen, Sterben ist Sterben, besser verhungern, als an den Galgen!“ — Die Thüre öffnete sich, ein Licht glänzte und eine weiße Frauengestalt erschien gleich der heiligen Jungfrau mitten in der Dunkelheit. — „Sie ist's!“ — „sie ist's!“ riefen beide. — „Bruder! Konstantyn!“ — sie wußte nicht, wen sie zuerst in Freiheit setzen solle, und als hätte es ihr der heilige Geist eingegeben, öffnete sie mit einem der kleinen Schlüssel die Ketten des alten Anton, und dieser befreite seinen Konstantyn und Stepan von ihren Fesseln.

Konstantyn rief: „meine Geliebte!“ — sie antwortete nur: „Konstantyn!“ und schwieg. Stepan umarmte seine Schwester: „Und unser Vater? unsere Mutter?“ — „Sie sind todt.“ — „Todt?“ — „Die Tataren haben sie ermordet, das Haus verbrannt, mich fortgeschleppt und hieher gebracht.“ — „Ha, verrätherischer Klumpfuß, nun kommt's an dich!“

Inzwischen hatte der alte Anton die Gefangenen im andern Gemache befreit, lauter ehemalige Gefährten von ihnen, Kosaken Konstantyn Horodenski's, die mit ihm nach der Krim gezogen waren, — der Klumpfuß hatte sich ihrer nach und nach bemächtigt und hier ins Gefängniß geworfen, und wollte sie an Chmielniczenko schicken, daß dieser die Rache an ihnen übe. Es waren ihrer nur dreißig, aber Kosakenblut rollte in ihren Adern; sobald sie ihren Hauptmann erblickten, riefen sie: „Gott sey Dank! es lebe unser Hauptmann! unser Konstantyn! wir mit dir! du mit uns! wir wollen fortziehen!“ Tetiana rang die Hände. „O, flieht! flieht!“ Stepan und Konstantyn riefen ihr zu: „Führe uns!“

In dem Gefängniß zündeten sie das Stroh an und bei diesem Feuer wurden die wilden Rufe der Bewillkommnung laut. Kein Schrecken vor diesen wilden Gesichtern, kein Schrecken vor dem Feuer ergriff Tetiana's Herz; der Geist der Kosaken wehte sie an; sie ergriff die Laterne und ging voran, sie in hellem Haufen ihr nach, die Treppe des Thurmes hinauf, und von der Treppe ins Schlafzimmer.

Der Klumpfuß erwachte, sprang auf die Füße und schaute, was seine Frau ihm für muntere Gäste zugeführt habe, aber ehe er noch den Mund öffnete, ehe ihn seine Gattin noch schützen konnte, hatten sie ihm schon mit den Fäusten die Augen ausgeschlagen, stürzten sich dann auf die Waffen und verbreiteten sich im Schlosse. Ehe der Tag graute, hatte der Klumpfuß schon seinen Tod gefunden, und der Teufel seine Seele zerrissen; auch der getaufte Jude war zum Teufel geschickt. Die ganze Besatzung ergab sich dem Pan Konstantyn, und gen Himmel schallte: „Es lebe Pan Konstantyn Horodenski! Gott sey gedankt!“

Sechs Monate später war die Hochzeit Pan Konstantyn Horodenski's mit Tetiana Solecka, der jungfräulichen Wittwe des Klumpfußes. Das Gelag war köstlich und verschwenderisch, die Gäste zahlreich und fröhlich. Konstantyn Horodenski spottete Chmielniczenko's; er lebte glücklich mit seinem Weibe, seinem Schwager und dem alten Anton, und stets hielt er es mit des Königs Majestät und dem mütterlichen Polen.

Viele Jahre vergingen, Konstantyn Horodenski wurde Wittwer, er trauerte, weinte sogar, und dann regte sich in ihm aufs neue der alte Kosakensinn, — er nahm Abschied von dem alten Anton — verließ Halczyniec, und ging zu den Saporogern. Diese riefen ihn zum Schirrmeister aus; — er schloß einen Bund mit Vater Mazeppa, dem Ataman der ukrainischen Kosaken. Er versöhnte die jungen Saporoger mit ihren Brüdern, den Lachen; bei Pultawa focht er gegen das Heer des weißen Zaars, begleitete Karl, den Schwedenkönig, und den Ataman Mazeppa über den Dniepr und starb im fremden Land.

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

El gozo en el pozo.

Kurz ist die Freud',
Lang ist das Leid.

•

Entre Col y Col, Lechuga.

Ermüdend ist das Einerlei,
Drum wechsle ab mit Allerlei.

•

El Perro del Hortelano, que ni come, ni dexa comer.

Des Gärtners Hund frißt nichts von grünen Waaren,
Und läßt nichts fressen, um sie zu bewahren.

•

En Borrasca Deshecha Todo Puerto es bueno.

Wenn's heftig stürmen thut,
Ist jeder Hafen gut.

•

El Hombre y la Muger son pajuela y
Ertopa, luego viene el Diablo y sopla.

Mann und Weib sind Schwefel und Zunder,
Bläst nun der Teufel, so brennt gleich der Plunder.

•

Entre Sastres no se pagen hechuras.

Ein Schneider kann vom andern nicht mit Ehren
Für Arbeit wohl ein Macherlohn begehren.

•

Digitized by Google

Fortuna te dé Dios hijo, que el saber poco es bueno.

Mit Glück, mein Sohn, und wenig Wissen
Hast du genug, um nichts zu missen.

Oder:

Wer Glück hat, wär' er auch ein Tropf,
Kommt weiter als der beste Kopf.

•

Reza, en la Virgen, y no corras.

Der Mutter Gottes trau, und laufe nicht,
So siehst du bald, wie man den Hals dir bricht.

•

Falta en Roma por desollar,

Wenn nicht der Schwanz noch abzubalgen wär',
So hätten wir bereits das Fell vom Bär.

Die Königin von Taheiti, Pomare Vahine.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen begaben sich die Häuptlinge und ältern Personen zur Capelle, und die Königin folgte mit einer Anzahl jüngerer Begleiter. Daß alle Bänke waren voll, und nach Ankunft des Capitän Fitzroy, begleitet von Hrn. Pritchard, wurde der Handdruck allgemein. Die ganze Versammlung saß ohne Rangordnung durcheinander; wahre, ungeschminkte Gleichheit. Die Königin war gekleidet wie am Tage zuvor, doch war das Gewand von Seide. Zuletzt setzten sich die ersten Häuptlinge, Utaame, Taati, Hitoti und andere, neben der Königin nieder, unter welchen sie Taati und ihren Stiefvater zu königlichen Sprechern gewählt hatte. Hr. Pritchard wurde zum Dolmetscher ernannt, und Capitän Fitzroy trug den Zweck seiner Sendung vor. Nach Vorlesung einiger Urkunden, die sich auf das geplünderte Schiff und die eingegangene Verbindlichkeit bezogen, frug der englische Bevollmächtigte die Königin, ob das Geld bezahlt worden sey? „Nein," antwortete Taati, „weder Geld noch ein anderer Ersatz seyen gegeben worden." Nach einigen fernern Gegenbemerkungen erwiederte Taati, daß es aufrichtiger Wunsch der Häuptlinge sey, zu bezahlen. Capitän Fitzroy wandte sich noch zum Ueberflusse an die Königin, erinnerte sie an ihr feierliches Versprechen, an den Verlust ihres Charakters, wenn sie die eingegangenen Verbindlichkeiten nicht erfüllte, und an die ernstlichen Folgen, welche daraus entstehen können. Die Königin erwiederte nicht eine Sylbe, die Häuptlinge aber waren über die Bezahlung schnell einig geworden. Sechs und dreißig Tonnen Perlmutterschalen, welche die Königin vorräthig hatte, sollten an Zahlungsstatt gegeben und der Ueberrest durch freiwillige Beiträge unter den Häuptlingen und den Freunden der Königin zusammengeschossen werden. In dieser Absicht erhob sich Taati von seinem Sitze, trat in die Mitte der Versammlung und hielt eine kräftige Anrede. Capitän Fitzroy machte zwar die Bemerkung, daß seiner Meinung nach die Bewohner von Pamato dafür verantwortlich wären, aber Taati erwiederte: „Die Ehre der Königin ist unsere Ehre. Wir theilen ihre Verlegenheit. Ihre Freunde ziehen es vor, in dieser Sache kräftig einzuschreiten, statt ihr Betragen dem Tadel unterworfen zu sehen. Wir haben beschlossen, ihr zu helfen und Alles noch vor der Abfahrt des Kriegsschiffs (Beagle) zu berichtigen." Die Ordnung und Verhandlungsweise dieser Angelegenheit soll merkwürdig gewesen seyn.

Nach Beendigung dieses Gegenstandes trat Mare, einer der sieben Oberrichter des Landes, herver, wandte sich an Capitän Fitzroy, eine Klage gegen ein brittisches Schiff vorbringend, dessen Capitän ihre Rechte verletzt hätte, und wofür sie im Namen der Königin schon im Jahre 1832 eine Entschädigung von der englischen Regierung verlangt, aber keine Antwort erhalten hätten. Fitzroy entschuldigte sich damit, daß es wahrscheinlich von seiner Regierung übersehen worden sey, daß er aber die Sache bei seiner Rückkunft betreiben wolle. Mare händigte dem Capitän eine Abschrift von dem übersandten Briefe ein, der auf folgende Weise beginnt:

„Unser Freund, der König von Britannien und alle Beamten der Regierung, mögt Ihr Alle durch den wahrhaftigen Gott erlöst werden!"

„Dieß ist die Bittschrift von Pomare, den Statthaltern und Häuptlingen von Taheiti."

„Ein Londoner Wallfischfänger ist in Taheiti gewesen: „Venilia heißt das Schiff." Miner ist der Name des Capitäns. Dieses Schiff hat die Ruhe der Regierung der Königin Pomare I gestört u. s. w."

Der Brief schließt mit folgenden Worten:

„Friede sey mit Euch. Mögt Ihr in blühendem Zustande Euch befinden, und möge die Regierung des geliebten Königs von Britannien lange währen! Geschrieben zu Taheiti, am 6 Januar 1852."

„Im Namen der Königin Pomare."

Unterzeichnet: Hynapa, Ober-Secretär u. s. w.

Nachdem diese Staatsgeschäfte beendigt waren, lud Capitän Fitzroy die Königin nebst den obersten Häuptlingen an Bord ein, und die Einladung wurde herzlich angenommen. Das Kriegsschiff fuhrte zu diesem Behufe von Matavai, wo es vor Anker lag, nach Papiete herüberseglen, was auch den folgenden Tag geschah. Um 5 Uhr Nachmittags lag der Beagle im Angesichte der königlichen Wohnung zu Paofai, in der Bucht von Papiete, vor Anker, um die königliche Gesellschaft zu empfangen. Die Schiffsmasten wurden mit Wimpeln und Flaggen verziert. Nachricht wurde gebracht, daß die Königin zu Fuße nach Papawa gegangen sey, um Früchte zu besehen, welche sie dem Capitän Fitzroy und seiner Mannschaft zum Geschenke überreichen lassen wollte. Bald darauf kam die Königin nach Paofai zurück, und eine Stunde später wurde sie mit ihrer ganzen Begleitung auf den zum Kriegsschiffe gehörigen Booten abgeholt. Die Königin wurde mit einem dreimaligen „Lebehoch" empfangen. Hr. Pritchard wurde abermals zum Dolmetscher und Ceremonienmeister ernannt. Die Königin nahm ein kleines Abendmahl ein, dann wurde zum Erstaunen Aller ein Feuerwerk abgebrannt, und der Abend mit Thee und Gesang der Matrosen beschlossen.

(Schluß folgt.)

Reisenotizen.

Es sind Nachrichten von Hrn. James Brooke, der auf der Yacht Royalist Ausflüge im indischen Archipel macht, eingelaufen, die aus Singapur vom 19 October datirt sind. Er hatte drei Monate auf Borneo zugebracht, und darunter zehn Tage im Innern unter dem Dayakstamm der Sibuyawe, mit deren Sitten und Gewohnheiten, und zum Theil auch mit deren Sprache er bekannt wurde. Die Dayaks gehören keineswegs alle zu Einem Stamm, im Gegentheil sollen die Verschiedenheiten sehr auffallend seyn.

•

Die nach Kurdistan bestimmte Reisegesellschaft der HH. Ainsworth und Rassam sind nach den neuesten Nachrichten, die bis zum 20 Dec. reichen, erst bis Aleppo gekommen, und hoffen, Mosul ohne Schwierigkeiten zu erreichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 83.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 März 1840.

Saulnier de Beauregard, Abt von Melleray.

Vor einigen Jahren traf man in Paris bisweilen, aber doch nur selten, in einigen Gesellschaften einen alten Mann, der von Alter und Krankheit gebeugt ging, ein gewisses klerikalisches Ansehen hatte, aber freundlich und geistreich war und etwas unbeschreiblich Drolliges an sich hatte. Er hatte kleine, durchdringende Augen, eine Habichtsnase und ein feines Lächeln um den Mund, so daß man nicht umhin konnte, ihn in der Mitte der größten Gesellschaft auszuzeichnen. Dieß war Saulnier de Beauregard, bekannter unter dem Titel Antoine, Abt des Trappistenklosters von Melleray, und einer der merkwürdigsten Menschen unsrer Zeit. Wer ihn nur in Gesellschaft sah, hätte ihn für einen der weltlichen Abbés vor der Revolution halten können, wenn er nicht eine gewisse Simplicität gehabt hätte, welche der glatte Ton der Welt nie ganz gibt, aber Niemand hätte in ihm den ascetischen Trappisten erkannt, der bis an den Tag seines Todes alle Mitternacht aufstand, um vierstündige Vigilien zu halten, und den Tag über, wenn ihn seine Ordensgeschäfte nicht daran hinderten, noch mit seinen schwachen Armen die gröbste Handarbeit versah.

Anne Nicolas Charles Saulnier de Beauregard war den 20 August 1764 in Joigny in der Bourgogne geboren; seine Familie war von altem Parlamentsadel, und bestimmte ihn wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten zur Kirche. Er erhielt schon im siebenten Jahre seines Alters nach damaliger Art einflußreicher Familien eine Pfründe, studirte mit großem Eifer, wurde Dr. der Sorbonne, und befleißigte sich neben seinen theologischen Studien des Rechts, der Chemie und der Botanik, Kenntnisse, deren er später auf eine unerwartete Art bedurfte. Er galt in Paris für einen Abbé von großer Gelehrsamkeit, von unerschöpflichem Witz und von den glänzendsten Aussichten, aber die Revolution brach aus, Saulnier weigerte sich, den Priestereid zu leisten, und floh nach Belgien, von wo ihn die Schicksale des Revolutionskriegs nach Holland und am Ende nach England warfen. Er übernahm die Erziehung einiger jungen Leute und lebte in London in der geistreichen und frivolen Gesellschaft der Emigrés, bis er eines Abends, im Junius 1795, nachdem er sich in Gesellschaft heiterer und witziger als je gezeigt hatte, London verließ und sich nach Lulworth begab, wo vor kurzer Zeit auf den Gütern des reichsten englischen Katholiken seiner Zeit, des Vaters des jetzigen Cardinals Weld, ein Trappistenkloster errichtet worden war. Der Superior des Klosters, Pater Maur, wollte ihn nicht aufnehmen, der elegante Abbé schien ihm wenig geeignet, die Kutte zu tragen, seinen Witz bei sich zu behalten, und mit seinen ungewohnten und delicaten Händen Dünger auf das Feld auszustreuen. Er ließ sich aber durch nichts abschrecken, wurde Laienbruder, und als solcher von dem Superior, der lange nicht an seine Vocation glauben konnte, besonders hart geprüft, obgleich das Leben der Mönche in Lulworth sogar für Trappisten ungewöhnlich hart war. Das Kloster war ein schnell aus Backsteinen und Brettern aufgeführtes, provisorisches Gebäude, das Weld später durch ein besseres ersetzen wollte; es war bestimmt, nur sieben Jahre zu dauern, und wer je in England die Kunst gesehen hat, mit der Baumeister auf eine kurze Zahl von Jahren scheinbare, aber unbewohnbare Häuser aufführen, wird sich eine Vorstellung davon machen können. Es lag in der Nähe des Meeres, was verbunden mit dem, daß es an Kellern fehlte, das Gebäude so feucht machte, daß, wenn die Trappisten in ihren von Regen durchnäßten Kutten sich auf ihr hartes Lager zu ihrem vierstündigen Schlaf geworfen hatten, sie von der an den Wänden herabtriefenden Feuchtigkeit noch mehr durchnäßt wurden. Die Armuth des Klosters erlaubte den Trappisten nicht, ihr Getreide in die Mühle zu schicken; sie verfertigten Handmühlen, und das erste Geschäft, das man Beauregard anwies, war das Drehen der Mühle. Das Mehl wurde von einer Bauernfrau in der Umgegend geknetet und im Kloster gebacken, es war sehr schlecht, und da sie ihren Ofen nur selten anzündeten, so wurde es oft drei Wochen alt. Im schlechtesten Wetter schlugen sie Gräben aus, und Beauregard, der sehr ungeschickt in Handarbeiten war, litt sehr von dieser Arbeit. Der Superior war ein von Natur harter Mann, und der absolute Gehorsam, welcher in Trappistenklöstern gefordert wird, war nicht leicht unter ihm. Ich will nur Ein Beispiel anführen. Die Mönche bauten ein Feld etwa eine Viertelstunde vom Kloster, und

Digitized by Google

jeder mußte täglich seinen Schubkarren auf einem schlechten Weg dort hin und Abends wieder zurückschleppen; eines Tages schlug nun Beauregard dem Superior vor, ihnen zu erlauben, die Schubkarren in einem verschlossenen Schoppen in der Nähe des Feldes zu lassen, und dieser erlaubte es auch, mit Ausnahme von Beauregard, der allein seinen Karren, ob er ihn zu seiner Arbeit brauchte oder nicht, täglich hin und herschleppen mußte. Aber weder die ihm ungewohnte Arbeit, noch die ungerechten Vorwürfe, mit denen ihn der Superior oft prüfte, noch die sonderbaren Stellen, die er ihm nach und nach anwies, wie z. B. die des Kochs, waren ihm so schwierig zu ertragen, als die nächtlichen vierstündigen Vigilien, wo ihm das Bedürfniß des Schlafs zur wahren Marter wurde. Aber er beharrte auf seinem Entschluß, und wurde endlich unter dem Namen, Pater Antoine, aufgenommen. Dieß geschah den 1 Julius 1795, und er blieb 15 Jahre lang als bloßer Mönch im Kloster, aber da seine Talente sich selbst unter dem Stillschweigen, das die Regel ihm auferlegte, nicht verbergen konnten, so wurde er nach und nach der eigentliche Chef des Klosters, ohne dessen Rath nichts geschah, und als im Jahre 1810 der Pater Maur starb, bezeichnete er Beauregard zu seinem Nachfolger, eine Wahl, welche die Mönche einstimmig bestätigten.

Er führte nun die Plane aus, welche er lange gehegt hatte, und gab besonders dem Ackerbau des Klosters eine große Ausdehnung und Vollkommenheit, führte die besten und neuesten Werkzeuge ein, erfand andere, und die Zahl der Mönche und die Wichtigkeit der Anstalt nahm so zu, daß sie der Papst im Jahre 1813 zu einer Abtei erhob. Aber dieß erregte in England Verdacht, und ein aus dem Kloster entflohener Mönch verbreitete die bittersten Gerüchte gegen das Kloster, klagte Beauregard politischer Umtriebe und französischer Spionerie an, und erregte einen solchen Lärmen, daß der damalige Minister des Innern, Lord Sidmouth, Beauregard zweimal nach London rief, um ihn darüber zu vernehmen. Es gelang dem Abt, den Minister von der Grundlosigkeit der Anklagen zu überzeugen, aber die Unpopularität der Trappisten war so groß, daß Lord Sidmouth ihnen erklärte, daß sie England verlassen müßten, sobald ihnen Frankreich wieder offen stehen werde. Beauregard bereiste daher, sobald die Bourbons wieder eingesetzt waren, die westlichen Provinzen von Frankreich, um wo möglich ein ehemaliges Klostergut zu kaufen, und wurde von der Regierung sehr günstig aufgenommen, da diese die Errichtung von Klöstern für ein Mittel hielt, die große Menge von Selbstmorden, welche nach dem Umsturz der kaiserlichen Regierung von Leuten begangen wurden, welche alle Aussichten verloren hatten, zu vermindern. Er kaufte im Frühjahr 1817 die ehemalige Trappisten Abtei Melleray in der Bretagne, in der Nähe von Nantes, und die französische Regierung stellte die Fregatte La Revanche und ein Transportschiff zu seiner Disposition, um seine Mönche und Geräthschaften herüber zu bringen. Weld bezahlte der Gemeinschaft die Verbesserungen, welche sie auf seinen Gütern von Lulworth bewerkstelligt hatte, und sie verkauften ihr Vieh und einen Theil ihrer Geräthe zu hohen Preisen. Die Abtei selbst fiel in kurzer Zeit ein, und ist jetzt ein Schutthaufen mit Ausnahme eines Kreuzgangs, der um den Kirchhof läuft, indem 40 dort verstorbene Trappisten liegen, und dessen Bogen Weld zumauern ließ. Die Mönche, welche Beauregard nach Melleray brachte, waren 57 an der Zahl; die Lage des Abts war nicht leicht, die Klostergebäude lagen großentheils in Ruinen, die Felder waren vernachläßigt, alles, was zu einer großen Landwirthschaft gehörte, war erst zu erschaffen, der Kaufschilling des Guts überstieg den Erlös der in England verkauften Geräthe, und die Entschädigung, welche Weld bezahlt hatte, bei weitem; aber er hatte für sich die Erfahrung, welche die Trappisten in den englischen Ackerbaumethoden hatten, die Frugalität ihres Lebens und vor allem seine unbeugsame Energie. Ein eigener Zufall, der ihm den Tag nach dem Ankauf des Klosters zustieß, diente sehr dazu, seinen Muth aufrecht zu halten. Eine reiche Frau in der Umgegend, Namens Madame de Melleray, ließ ihn, sobald sie hörte, daß der Kauf abgeschlossen sey, zu sich einladen, und erzählte ihm, daß sie beim Verkauf der Klostergüter in der Revolution zwei Pachtgüter, welche zum Kloster gehört hätten, gekauft und sich immer vorgenommen habe, sie wieder zurückzugeben, wenn je das Kloster wieder in die Hände von Geistlichen käme. Sie überreichte ihm eine Schenkungsacte der zwei Güter.

Beauregard kam den 7 August 1817 mit seiner Colonie von Trappisten in Melleray an, und verlor keinen Augenblick die vielfältigen Etablissements zu erschaffen, welche eine große Landwirthschaft erfordert. Die Ländereien des Klosters waren größtentheils zu Haide geworden, die Gebäude zerfallen und vernachläßigt. Seine erste Sorge war, die Ackerbaugeräthe, welche er in England verkauft hatte, wieder mit größter Vollkommenheit zu fabriciren, und die ganze Umgegend sah bald mit Erstaunen aus der Schmiede des Klosters schwere eiserne Walzen für die Wiesen, Pflüge von neuer Art u. s. w. hervorgehen. Seine Regel für das Leben in Kleidung, Nahrung und Wohnung war strenger als die ursprüngliche des heil. Bernhard, und so strenge, daß der Papst sie nie genehmigte, und der Abt gegen Ende seines Lebens genöthigt war, den Befehlen von Rom nachzugeben und sie etwas zu mildern. Allein er wollte, daß dieses harte Leben durch die äußerste Reinlichkeit erträglich gemacht werde, und er verlangte in jeder Arbeit und von jedem Product seiner Mönche die größte Vollkommenheit, die Ställe des Klosters waren der Gegenstand der größten Verwunderung der halbbarbarischen und sehr unreinlichen Bevölkerung der Bretagne, die Sorgfalt mit welcher das Waßer daraus abgeleitet wurde, die häufige Erneuerung der Streu des Viehs, die schönen Racen von Hornvieh welche sie enthielten, das Verbot sich der Peitsche zum Antreiben der Pferde und Ochsen zu bedienen, das reinliche Lederwerk und das in der Provinz unerhörte Gedeihen des so behandelten Viehs waren ganz neue Dinge. Die Milcherei war in einer in den Felsen gehauenen Grotte angelegt, die bleiernen viereckigen flachen Gefäße standen mit Milch gefüllt in Reihen, eine Quelle erhielt die Grotte kühl und lieferte das Mittel zur äußersten Reinlichkeit. Die Haiden wurden umgebrochen, überall mit Abzugsgräben versehen und mit sorgfältig beschnittenen Dornhecken nach englischer Art ein-

Digitized by Google

gefaßt. Die Wege waren durch Gitter geschlossen, welche von selbst zufielen und das Vieh abhielten. Rings um das Kloster wurden Gärten angelegt, in denen Beauregard medicinische Pflanzen in Beeten cultivirte, deren jedes wie in einem botanischen Garten den Namen der Pflanzen trug, und die Apotheke des Klosters wurde großentheils aus dem Garten versehen, und lieferte der ganzen Umgegend umsonst ihre Arzeneien. In den Gärten waren zahlreiche Bienenstöcke angebracht, deren Honig theils in die Apotheke geliefert wurde, theils für die Küche der Fremden diente, welche immer zuströmten. Das Wachs wurde im Kloster gebleicht und in Kerzen verwandelt, welche theils in der Kirche verbraucht, theils nach Nantes und Paris zum Verkauf geschickt wurden. Künstliche Wiesen und neue Futterkräuter erlaubten das Halten eines großen Viehstandes, der Butter und Käse für die Märkte lieferte. Beauregard führte eine Menge neuer Gemüse ein, und die Producte des Klosters wurden bald auf allen Märkten weit und breit gierig gesucht. Die Schafe der Anstalt lieferten die Wolle, aus der im Kloster die Kutten der Gemeinschaft gesponnen und gewoben wurden; alle Sattler- und Schusterarbeit, welche nöthig war, wurde in eigenen Ateliers im Innern verfertigt, und das Atelier der Schmiede und Wagenbauer konnte den Bestellungen, welche von allen Seiten ankamen, nicht nachkommen. Das Kloster wurde auf diese Art bald eine große Industrieanstalt, deren Ertrag bestimmt war, den Ankaufspreis der Güter zu bestreiten, und wenn man aus den Haiden der umliegenden Gegend auf einmal in diese Art von Oasis kam, so hatte man Mühe, seinen Augen zu trauen, wenn man die stillschweigende Thätigkeit der weißen, gespensterartigen Mönche sah, welche hier Gräben ausschlugen, dort Wege bauten, hier am Amboß arbeiteten, dort Steine hieben, oder neue Gebäude aufführten, und von Zeit zu Zeit, wenn die Klosterglocke sich hören ließ, sich plötzlich mit dem Gesicht auf die Erde warfen, ihre Gebete zu sprechen. Innerhalb zwölf Jahren vermehrte sich ihre Zahl auf 198, und die Administration dieser großen Gemeinde, und die vielfältigen Anstalten, welche er zu gründen und zu leiten hatte, schienen der Thätigkeit des Abts nicht genug. Man wendete sich von allen Seiten in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten an ihn; Minister, Bischöfe, Ackerbaugesellschaften, Präfecten, kurz Menschen und Corporationen aller Art wendeten sich in den verschiedensten Angelegenheiten an ihn; die Geschäfte des Klosters riefen ihn oft nach Paris oder nach Nantes, und die Inspection aller Trappistenklöster in Frankreich, welche ihm der Papst aufgeregte, zwang ihn zu langen Reisen. Das Geheimniß, durch das es ihm möglich war, alles dieß in Stand zu setzen, war seine große Milde gegen andere, bei äußerster Strenge gegen sich selbst. Er hatte bei seinem Noviciat zu viel von der harten Behandlungsart seines Superiors gelitten, um nicht zu suchen, seinen Untergebenen unnöthige Härten zu vermeiden. Der Schreiber dieser Zeilen fragte ihn einmal, wie er es mache, um bei den vielen Supplicanten um Aufnahme in sein Kloster zu unterscheiden, wer dazu tauglich sey? er antwortete lachend, daß er sich nicht damit abgebe, dieß sey die Sache des Küchenmeisters, dessen Kost die Novizen bald darüber belehre, ob sie eine Vocation haben oder nicht. Er that sich aber bei dieser Antwort Unrecht, denn wer ihn genauer kannte, war erstaunt über die Menschenkenntniß, mit der er in einer kurzen Unterhaltung seine Meinung über die Candidaten fixirte, und die Sicherheit, mit der er voraussagte, ob sie aushalten würden, oder nicht. Seine Menschenkenntniß äußerte sich noch auf eine andere Art, welche mehr als alles Andere zum Frieden und Gedeihen des Klosters beitrug; sie diente ihm, um jedem Mönch die ihm angenehmste Arbeit aufzutragen, und er war darin ganz erfindungsreich. Es befand sich z. B. unter seinen Mönchen ein ehemaliger irländischer Oberst, für den er eine Buchbinderwerkstatte errichtete, in welcher er die Gebet- und Choralbücher für den Gebrauch der Klosterkirche einband. Um eine Idee von den sonderbaren Bitten zu geben, die ihm vorkamen, will ich nur Eine anführen, weil ich sie näher kenne: eine reiche und angesehene Familie in Paris hatte einen Sohn, dessen frivole Gesinnung ihr vielen Kummer machte. Der Vater kam auf die Idee, ihn an Beauregard zu schicken, der ihn aufnahm, und ihm einen Mönch gab, unter dem er Mathematik studirte, und der die Erlaubniß hatte, mit seinem Zögling so viel zu reden, als unumgänglich sey. Der junge Mann blieb ein Jahr dort, und kam als ein ganz geänderter Mensch zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Baracken-Zelt.

Ein französischer Officier, Hr. Rinderhagen, der sich schon seit langer Zeit beschäftigt hat, Mittel zu erfinden, die Last des Gepäckes den Soldaten zu erleichtern und sie für ihre Feldzüge mit schützenden Zelten zu versehen, hat schon 1851 dem damaligen Kriegsminister ein Zelt übergeben, das wahrscheinlich demjenigen als Muster gedient hat, welches im Lager zu Compiègne 1857 erprobt wurde, und das sich durch seine Leichtigkeit, die leichte Art des Verpackens und andere Vortheile jedem andern Fußreisenden empfiehlt.

Das Zelt mit seinem System von Stricken und einem Ventilator hat vielen Beifall sich erworben, und ist Gegenstand der Bewunderung der ganzen Civil- und Militärbevölkerung von Arras, der Garnison des Hrn. Rinderhagen. Wegen der vielen Stricke trotzt es der Wuth der Winde; durch seinen Ventilator, seine Luftlöcher und die Leichtigkeit, mit der man, ohne die Festigkeit des Zeltes zu verringern, die Enden (pans) des Zeltes aufheben kann, läßt es nach Willkür frische Luft zu. Mit seinen Mantelsäcken, Eßtischen (planche à pain) und Wehrgeräthen ist das Zelt eine wahre Stube, es bietet alle Bequemlichkeiten derselben.

Besonders interessant sind die Koffer für höhere Officiere, die er Omnia secum nennt. Man denke sich einen Würfel von 81 Centimeter Länge, 41 Breite und 49 Höhe, worin folgende Effecten Platz finden: 1) ein Zelt, in dem 14 Menschen stehen und bequem sich bewegen können: 16 porte-manteaux und ein Eßtisch sind an diesem Zelt angebracht; 2) ein Bett aus hohlen Eisenstäben, das in ein kleines Zelt gewickelt ist, welches zugleich als Betthimmel und Arbeitszimmer dient; 3) eine Luftmatratze, nebst Bettuch und Decke; 4) ein Tisch von 81 Centimeter Länge und 60 Breite; 5) ein anderer von 41

Digitized by Google

Centimeter im Geviertе, der zugleich Damen- und Schachbrett iſt; 8) ein Bibliothek-Schreibtiſch (secrétaire-bibliothèque) und eine Schreibmappe von 58 Centimeter im Geviertе; 7) eine Feldapotheke; 8) eine zweite Mappe für Karten und Pläne, 44 Centimeter lang und 58 breit; 9) Schachſpiele, Damenbrett, Domino, Spielkarten; 10) einen Mantelſack von 65 Kubikcentimeter Raum für Kleidungsſtücke; 11) ein Schubkaſten (tiroir) von 81 Centimeter Tiefe, 16⅞ Breite und 6⅞ Höhe; 12) 5 Caſſetten, die 20 bis 25,000 Fr. faſſen können. In dieſem Koffer hat man Schlafkammer, Arbeitszimmer, Geſellſchaftszimmer, nach Belieben. Einige Minuten reichen hin, alle dieſe Sachen aufzuſtellen. Man muß es geſehen haben, um ſich einen Begriff davon zu machen.

Hr. Rinderhagen erfand auch eine neue Art die Truppen zu caſerniren und in Schlafſtätten zu bringen, wir dürfen aber im Intereſſe des Erfinders noch nicht das Nähere davon angeben. Doch müſſen wir bekennen, daß ſie viele und unbeſtrittene Vortheile in ſich ſchließt, ſowohl in Anſehung der Erſparniſſe, die es durch Haltbarkeit des Materials herbeiführt, als in Hinſicht der Geſundheit. (Echo du Monde Savant vom 11 März.)

Die Königin von Taheiti, Pomare Vahine.

(Schluß.)

Die Taheiter haben einen ſchönen, faſt rieſenmäßigen Körperbau, und übertreffen im Durchſchnitt die Patagonier an Größe. An Sonntagen ſind ſie reinlich und anſtändig gekleidet, und verſammeln ſich zu fünf- bis ſechshundert in den Kirchen. Die jungen Männer tragen oft einen Blätterkranz, mit rothen und weißen Blumen verziert, um den Kopf. Die Haare ſchneiden ſie kurz ab, andere raſiren die Kopfkrone ganz kahl, und laſſen bloß einen Ring von Haaren ſtehen. Im Tättowiren haben ſie große Fertigkeit. Die ſchönſten Formen von Palmblättern haben ſie auf dem Rücken eingeätzt, und die Füße werden ſo punktirt, daß ſie wie beſchuht ausſehen. Dieſe Kunſt iſt übrigens im Verfall. Die ganze Bevölkerung hat berauſchenden Getränken entſagt. Auf der ganzen Inſel wurden alle Wohnungen unterſucht und nicht ein Tropfen verſchont. Rindvieh wird noch wenig gehalten; dagegen aber gibt es deſto mehr Pferde, die jedoch unanſehnlich ſind. Schweine findet man im Ueberfluß. Eine Zuckermühle iſt in der Mähr von Papawa; ſie gehört einem Engländer. Einige Betriebſamkeit herrſcht in baumwollenen Zeugen. Die Zucht der puritaniſchen Miſſionäre ſcheint ſtrenge; ſelbſt Tanzen wird den Kindern nicht erlaubt. Der Sonntag wird wie in England gefeiert, ja noch einen Grad höher getrieben. Nicht ein Canoe darf aufs Waſſer geſetzt werden. Darum ſcheint ſich unter den Taheitern ein größerer Hang zu der katholiſchen Kirche zu äußern, die jetzt Miſſionarien auf den Gambier-Inſeln unterhält. Vielleicht iſt der Augenblick nicht fern, wo Religionshader auch dort die Völker betrüben wird. Die Zahl der Bewohner ſoll ſeit Cook außerordentlich vermindert ſeyn, und kaum noch den zehnten Theil betragen. Krankheiten aller Art haben ſich ſeit dem Umgange mit den Europäern eingeſchlichen. Vielleicht geht auch dieſer Menſchenſtamm verloren, und England bekommt einen neuen Landſitz in den Gewäſſern der Südſee.

Nach Darwin, welcher den Beagle als Naturforſcher begleitete, iſt die Inſel Taheiti ein wilder Gebirgsſtock hoch aufgethürmter, vulcaniſcher Kegel, von deren abgeriſſenen und zertrümmerten Wänden, Schluchten und Abgründen ſelbſt in den Cordilleren nichts Aehnliches zu finden iſt. Um dieſen Gebirgsſtock herum liegt eine ſchmale Niederung, beſchützt von einer im Meere beſtändlichen Korallenwand. Dieſe Niederung umgürtet die ganze Inſel, bildet den tropiſchen Garten des Landes, mit Ananas, Zuckerrohr, Bananen, Kokospalmen, Brodbäumen, Yams und Bataten bepflanzt. Der Brodbaum wird ſo ſtark wie unſere Eichen, und bildet majeſtätiſche Gruppen. Eine zweite, höher liegende Zone iſt dürre, und trägt meiſtens kleine Farnkräuter mit hohem Graſe vermiſcht. Die dritte Zone endlich nimmt die Gipfel der Berge ein, und hier iſt der Boden wieder mit ſchönen Gewächſen, ſelbſt Kokosbäumen, bedeckt. Die Abgründe, in welchen die Flüſſe nach den Niederungen rollen, ſind oft an 2000 Fuß tief, und jeder hervorſpringende Felſenblock trägt kräftige Pflanzen, wilde Bananen und tropiſche Liliengewächſe. Mit Hülfe von Tauwerk, das an Felſenſtücke befeſtigt wird, klettert man an fünf- bis ſechshundert Fuß hohen, ſenkrechten Wänden hinauf. Auf ſchmalen Kanten wandert man fort, mit gräßlichen Abgründen auf beiden Seiten. Ueberall, wo etwas ebener Boden gefunden wird, ſtehen zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß hohe Bananenſtämme, die drei bis vier Fuß im Umfange meſſen. Abgefallene und faulende Frucht liegt in Maſſe umher. Aale und andere Fiſche fängt man in den Gebirgsſtrömen, und ein Liliengewächs, Ti genannt, liefert eine ſchöne, zarte Wurzel, von angenehmem Geſchmack und faſt ſo ſüß als Syrup. Wenn man dieſe Gegenden beſucht, bietet die Natur Alles freiwillig zum Lebensunterhalte dar. Zum Kochen bedient man ſich heiß gemachter Steine, zwiſchen welche man Fleiſch und Fiſche, in Bananenblätter gewickelt, legt und alles mit Erde bedeckt. Auf dieſe Weiſe hat man in einer Viertelſtunde ein köſtliches Mahl.

Ruſſiſche Literatur.

Die Ruſſiſche Literaturzeitung, welche zweimal in der Woche erſcheint, hat in ihren 6 erſten Nummern bereits 26 Werke angezeigt. Die bedeutendſten darunter ſcheinen: Beſchreibung St. Petersburg und der Kreisſtädte des Gouvernements. Von Puſchkarew. — Der noch heftigen Empfindungen Gierige. Ein Roman von Kamenski, der ſehr verſchiedene Beurtheiler zu finden ſcheint, da er von den einen für Ernſt, von den andern für Spott genommen wird. — Das Heimweh. Von Sagoskin. Die Erzählung ſoll wenig bedeuten, der viele unterhaltende Scenen aus dem Volksleben eingeſtreut ſeyn. — Scenen in Moskau aus dem Jahre 1812. Populäre dramatiſche Vorſtellung von dem ruſſiſchen Invaliden Glebeliew. — Bemerken müſſen wir auch noch, daß von den Stunden der Andacht bereits der dritte Band einer dritten Ausgabe erſchienen iſt.

Ausſtellung in Paris. In der dießjährigen Kunſtausſtellung haben 1001 Künſtler Werke geliefert, darunter 131 Damen; 696 dieſer Künſtler wohnen in Paris, 89 in den Departements, die übrigen 36 ſind Fremde. Man zählt unter den ausgeſtellten Arbeiten 710 Portraits in Oel und en Miniature, 651 Statuen, Büſten und 42 Medaillons, gravirte oder lithographirte Portraits 17. (Par. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 84.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 März 1840.

Schilderungen und Abenteuer eines Naturforschers.

Die Schildkrötenjagd.

Die Tortugas, eine Inselgruppe, ungefähr 80 Meilen weit von Key-West gelegen, sind die letzten Inseln, welche gleichsam Florida zu vertheidigen scheinen. Sie bestehen hauptsächlich aus Sand- und Muschelbänken, und werden nur von jener Classe Menschen besucht, die man mit dem Namen Schiffbrüchige und Schildkrötenjäger (wreckers and turtlers) bezeichnet. Tiefe Canäle trennen diese Inseln, und ungeachtet ihrer maandrischen Verschlingungen sind sie diesen Abenteurern eben so gut, wie den Befehlshabern der Zollkutter bekannt, die ihre Pflicht an diese gefährliche Küste ruft.

Ungefähr acht Meilen von den Tortugas, nach dem Golf zu, befindet sich das große Korallenriff, eine Klippe, die manche unwissende oder sorglose Schiffer zum Schiffbruch gebracht hat. Alles, was in diesen unwirthlichen Gegenden Land ist, ist mit Korallen, Trauerfächern (éventails de mer) und andern Erzeugnissen des Abgrundes bedeckt, unter denen unzählige Schalthiere herumkriechen, während die durchsichtigen Gewässer eine ganze Welt seltsamer und schöner Fische zeigen.

Die Tortugas verdanken ihren Namen den Schildkröten aller Art, die hieher kommen, um in den heißen Sand ihre Eier zu legen. Jedes Jahr zieht die Brutzeit auch ganze Wolken von Wasservögeln herbei. In ihrem Gefolge kommen die Eyers, Eiersammler, die, wenn sie ihre Schiffsladung genommen, sich in entfernte Marktplätze begeben, um sie gegen einige Stücke Geldes umzutauschen, dessen Besitz das Ziel aller Menschen zu seyn scheint.

Der Marion ging nach den Tortugas ab, und ich schiffte mich gern ein, um diese berühmten Eilande zu besuchen. Zwei Stunden vor Untergang der Sonne kündigte uns der fröhliche Ruf: „Land!“ an, daß wir uns ihnen näherten; aber da der Wind frischer wurde und der Steuermann keinen der Fahrwege in den Canälen kannte, hielten wir an und warfen vor der Dämmerung Anker. Wer in jenen Breitegraden nie die Sonne untergehen sah, dem empfehle ich diese Reise; ich zweifle, ob in irgend einem Theile der Welt das Scheiden des Tagesgestirns einen gleich prachtvollen Anblick gewährt. Nach und nach sieht man die rothe Scheibe größer werden und einen dreimal größern Umfang als gewöhnlich erreichen; dann, wann sie halb hinter die ferne Wellenlinie verschwindet, ist der Horizont mit einem Strome von goldenem Feuer übergossen, und die Wolken färben sich im Westen mit dem glänzendsten Purpur. Augenblicke lang gleichen diese Dampfmassen Gebirgen von geschmolzenem Gold, dann verschwindet plötzlich die Sonne, und indem sie noch ein leuchtendes Flammenmeer zurücklässt, sinkt langsam der dunkle Mantel herab, den die Nacht um den Erdball zieht.

Die fliegende Kröte bewegt geräuschlos ihre beiden Flügel und schwebt fast unbeweglich auf dem Hauche des Meeres; der Pelikan wendet sich nach den Manglewäldern, die große Gramöwe sucht einen Ort der Ruhe und setzt sich auf eine Stange des Schiffes, endlich kommen die schwerfälligen Schildkröten, nur den Kopf über das Wasser erhebend, um ihre Eier in den Sand zu legen. Man kann ihre großen Schilde unter den von ihren Schwimmfüßen kaum bewegten Wassern unterscheiden und hört von Zeit zu Zeit ihre schweren Athemzüge, Zeichen eines furchtsamen Mißtrauens. Bald erhellt der Mond die See mit seinem silbernen Licht: die Schildkröten landen und schleppen mühsam ihre schweren Körper auf dem Sande fort, denn ihre Füße sind besser zum Schwimmen, als zum Gehen. Doch endlich erklimmen sie das Ufer. Man muß sehen, mit welchem Eifer sie den Sand aufgraben, indem sie zu beiden Seiten ihn von sich werfen. Sobald es geschehen ist, legen sie ihre Eier sorgfältig neben einander und bedecken sie wieder mit Sand vermittelst ihrer Hinterpfoten. Sobald dieses Werk geschehen ist, gehen sie fröhlich wieder an das Ufer zurück und werfen sich wieder ins Meer.

Die Tortugas sind nicht die einzigen Inseln, wo die Schildkröten ihre Eier niederlegen; im Gegentheil besuchen diese Schalthiere mehrere andere, so wie verschiedene Theile der Küsten des Festlandes. Es gibt vier Arten Schildkröten, die man unter der Bezeichnung grüne, falkenschnäblige (a bec de faucon), dickköpfige und Koffer- (coffre) Schildkröte kennt. Die erste wird von den Leckermäulern am meisten ge-

Digitized by Google

schätzt. Nachdem sie den Winter im Grunde des Meeres zugebracht hat, kommt sie im Monat April ans Ufer und in die Buchten, Meerbusen und Flüsse. Sie legt zweimal Eier, im Mai und Junius; das erstemal die meisten, weniger beim zweitenmal, im Ganzen ungefähr 240 Eier. Die falkenschnäbelige Schildkröte, deren Schild im Handel so werthvoll ist, da es zu vielen Kunstgegenständen dient, kommt in Bezug auf das Fleisch nach der grünen. Sie besucht vorzugsweise die vom Festlande entferntesten Eilande, wo sie zuerst im Julius, dann im August ihre Eier legt, obgleich sie schon früher in diesen Gegenden gesehen wird, als wollte sie im voraus einen sichern Platz sich suchen. Im Durchschnitt legt sie 300 Eier. Die dickköpfige Schildkröte besucht die Tortugas im April und legt vom April bis in den letzten Tagen des Junius dreimal Eier, jedesmal gegen 170. Die Kofferschildkröte (la tortue coffre), die zuweilen von ungeheurer Größe ist und einen Kropf gleich dem Pelikan hat, kommt später als die beiden andern auf die Inseln. Das Schild und das Fleisch dieser Schildkröte sind so weich, daß man den Finger hineindrücken kann, wie in ein Stück Butter. Sie wird am meisten geachtet. Man ißt sie selten, ausgenommen die Indianer, die stets fröhlich beim Anfang der Schildkrötenzeit, erst die Eier und dann die Schildkröten selbst verzehren. Die Kofferschildkröte legt in der Brutzeit ungefähr 350 Eier auf zweimal.

Die dickköpfige und Kofferschildkröte sind am wenigsten klug bei der Wahl des Ortes, wo sie ihre Eier legen; die beiden andern ziehen sorgfältig die wildesten und einsamsten Orte vor. Die grüne Schildkröte begibt sich zwischen dem Cap Sable und Cap Florida an die Küsten des Festlandes, sie geht auch in die größeren Flüsse und Buchten; doch eilt sie so schnell als möglich wieder von dort weg, und flüchtet sich ins offene Meer. Dennoch wird eine Menge davon von den amerikanischen Jägern und den Indianern getödtet. Auch verschiedene Arten fleischfressender Thiere, wie der Cuguar, Luchs, Bär und der Wolf stellen ihr nach.

Die falkenschnäbelige Schildkröte, die noch vorsichtiger und am schwersten zu überraschen ist, hielt sich bei den Inseln des Meeres.

Alle diese Arten gebrauchen fast dieselbe Methode, um ihr Loch in den Sand zu machen, und da ich mehrere beim Eierlegen beobachtet habe, so kann ich es etwas ausführlich beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Saulnier de Beauregard, Abt von Melleray.

(Fortsetzung.)

Der Ruf, den sich Melleray bald erwarb, zog eine Menge Besucher aus allen Ständen an, und der Abt baute außerhalb des Klosters ein Haus für sie, in dem jeder Fremde drei Tage beherbergt wurde, ohne daß man ihn um seinen Namen fragte; sie wurden mit Fastenspeisen, aber von weit besserer Qualität als die, welche den Mönchen dienten, gespeist, und ließen, wenn sie wollten, für das Kloster ein Geschenk zurück, das aber nie gefordert oder an das nie auf irgend eine Weise erinnert wurde. Wer länger bleiben wollte, erbat sich vom Abt die Erlaubniß. Die Regierung schickte unter dem Ministerium des ehrwürdigen Herzogs von Doudeauville 24 Zöglinge in das Kloster, um dort Ackerbau zu lernen, da es für die beste Ackerbauschule in Frankreich galt. Beauregard hatte gewünscht, daß man sie nur aus der Bretagne erwählen sollte, aber man schickte Leute aus allen Provinzen.

Der Ueberschuß, der nach Bezahlung der Zieler des Kaufpreises der Ländereien übrig blieb, diente zu Vertheilung von Almosen, aber die große Masse der ausgetheilten Lebensmittel diente dem Neid zum Vorwand, alberne Gerüchte über den Reichthum der Mönche zu verbreiten, der hohe Preis, den ihre Producte und Fabricate auf den Märkten erhielten, machte die unwissende Population des Departements eifersüchtig, anstatt ihr den Wunsch einzugeben, von den Mönchen zu lernen. Als daher die Revolution von 1830 ausbrach, so fühlte Beauregard, daß seinem Etablissement ein neuer Sturm drohe. Er hatte sich bisher immer geweigert, neue Klöster, welche von ihm von vielen Städten verlangt wurden, zu stiften, theils weil er die großen Schwierigkeiten neuer Gründungen dieser Art in Lulworth und in Melleray erfahren hatte, theils weil er sich ungern von seinen Mönchen trennte. Es ist wahrscheinlich, daß er die sehr verzeihliche und bei Männern von ungewöhnlicher Energie nicht ungewöhnliche Idee hatte, daß einem andern nicht gelingen würde zu Stande zu bringen und zu leiten, was ihn eine so unbeschreibliche Mühe gekostet hatte. Allein er sah sich nun um einen Zufluchtsort für seine Mönche um, und schickte den Pater Ryan, seinen Prior, nach Irland, um eine gelegene Stelle für ein neues Kloster zu suchen. Ein Protestant, Namens Keau, welcher in den Gebirgen der Grafschaft Waterford große, aber wüstliegende Besitzungen hatte, bot Ryan die Schenkung von 600 Morgen Heide und Moorland an. Ryan zögerte es anzunehmen, weil die Gegend gar zu öde und unfruchtbar schien, aber in der Zwischenzeit war der Sturm über Melleray ausgebrochen, und sie mußten sich glücklich schätzen, ein neues Asyl, wie es auch seyn mochte, zu finden. Die Herzogin von Berry war nämlich indessen in der Bretagne angekommen, und die Chouanerie hatte mit allen ihren Leidenschaften wieder angefangen. Die Herzogin hatte zur Zeit ihrer Macht im Jahre 1827 Melleray besucht, und der Präfect von Nantes vermuthete, daß sie, wo nicht Zuflucht in das Kloster genommen, doch mit Beauregard in Correspondenz sey. Man verbreitete die ungereimtesten Gerüchte im ganzen Lande, daß die Mönche in Waffen geübt werden, daß das Kloster ein geheimes Arsenal besitze, daß es das Centrum aller carlistischen Umtriebe sey. Lauter Dinge, deren völlige Grundlosigkeit später an den Tag kam, welche aber Parteileidenschaft und der Neid eines Theils der Landbesitzer in der Umgegend gierig aufgriff. Der Präfect von Nantes ließ daher Melleray militärisch besetzen, und Casimir Perier, welcher damals Minister war, hatte die Schwäche, diese in der damaligen liberalen Partei sehr populäre Verfolgung zu billigen. Die Anklagen waren so

Digitized by Google

absurd, daß man nicht nur keine Waffen und Correspondenz fand, sondern daß viele der Mönche erst bei der Besetzung des Klosters von der Gendarmerie erfuhren, daß Charles X nicht mehr König sey.

Sobald sich die Behörden von Nantes militärisch in Besitz von Mellery gesetzt hatten, entstand in der Kammer in Paris eine sehr heftige Debatte über ihr Verfahren, in der namentlich Dubois (Deputirter von Nantes) die Sache der Trappisten im Namen allgemeiner Toleranz sehr ernstlich vertheidigte. Aber Casimir Perier begieng die Schwachheit, dem Geschrei der herrschenden Partei und der Unpopularität der Trappisten nachzugeben und die Zerstreuung der Mönche zu befehlen. Man findet noch bisweilen alte fromme Herren, welche, wenn davon die Rede ist, nicht ermangeln beizusetzen, daß er auch zur Strafe wahnsinnig gestorben sey. Wie es damit seyn mag, so befahl er, daß die fremden Mönche nach ihrer Heimath geschickt werden und die französischen sich zerstreuen mußten. Die irländischen Trappisten wurden auf einer französischen Corvette in Irland gelandet und begaben sich auf die von Kean dem P. Ryan abgetretenen Ländereien, wo sie nichts fanden als einige in der Eile errichtete Hütten, eine Quelle guten Wassers, und eine weithin unbewohnte und unbebaute Heide. Sie machten sich sogleich ans Werk, ein neues Kloster, das sie „Mount Melleray" nannten, zu errichten, und begannen den Tag nach ihrer Ankunft das Fundament der Kirche. Zu gleicher Zeit fingen sie an den Boden umzubrechen, einen Garten anzulegen, und ihr Gut mit einem Graben zu umgeben. Die ganze umliegende Bevölkerung strömte herbei, das neue Etablissement zu sehen und dazu zu helfen, die reicheren Pächter schickten Karren mit Lebensmitteln und Material aller Art, die einen kamen, ihre Arme anzubieten, und man sah an Einem Tag bis auf 1500 Ackerleute, Maurer und Zimmerleute, ihre katholischen Geistlichen an ihrer Spitze und begleitet von 12 Karren voll Lebensmittel ankommen, um für die Trappisten zu arbeiten. Auf diese Art brachen die Mönche im ersten Jahr einen Theil ihres Guts um, pflanzten 40,000 Frucht- und Walddäume und begannen ihr Kloster. Im zweiten Jahre pflanzten sie 30,000 neue Bäume, und ihr Gebäude nahm die Form eines Capucinerklosters an. Der Boden war weit fruchtbarer als man erwartet hatte, und als man die reichen Ernten der Trappisten sah, erhielt Kean, der diesen Landstrich nie hatte verpachten können, auf einmal Anbote über Anbote, so daß gegenwärtig 5000 Morgen besetzt sind, und ihm 4000 Pf. Sterling jährlich einbringen. Die ganze früher wilde Gegend ist wie durch Zauberei verwandelt, überall erheben sich Pachthäuser, und eine in diesem barbarischen District früher unbekannte Kunst der Landwirthschaft hat Leben und Wohlstand weit um das Kloster herum verbreitet. Die Mönche haben Schulen errichtet, in denen sie in irländischer Sprache umsonst lehren, und ihr Einfluß hat nicht aufgehört, sich von Jahr zu Jahr in einem weiten Umkreis zu verbreiten. Das Kloster ist in den letzten Jahren zu einer Abtei erhoben worden, und Ryan unter dem Namen Pater Vincent ist der erste Abt von Mount Melleray.

(Schluß folgt.)

Auszug aus dem Schreiben eines deutschen Naturforschers in Süd Australien.

Klemzig bei Adelaide, am 6 Junius 1839.

— — Zwei Jahre habe ich bereits auf einer benachbarten Insel verlebt, was du wohl schon weißt, und erst seit dem letzten Februar treibe ich mich auf dem Festlande herum. Ich habe mich im wahren Sinne des Wortes herumgetrieben, denn Niemand trieb mich auf meine Wanderungen. Schon im Mai des vorigen Jahres machte ich eine Besuchreise nach der Hauptstadt von Süd-Australien, allein als ich die Gebirgkette im Hintergrunde der Hauptstadt sah, blieb ich nur wenige Stunden in der Stadt und eilte auf zehn Tage in die Berge. Diesesmal setzte ich meine Wanderungen von der Mitte Februars bis Ende Mai's fort, und kenne jetzt diese Provinz besser als irgend ein Auswanderer in der Colonie.

Von dem Flusse Torrens, der jetzt noch sehr zusammengeschrumpft und daher geräuschlos auf der Bärenhaut liegt, ging ich mit zweien meiner Landsleute am letzten Februar in die Berge. Meine Landsleute verloren mich aber schon am ersten Tage und hatten die Lebensmittel bei sich. Es war ein heißer Tag; doch der Torrens hatte fließendes Wasser in den Bergen, durch deren Thäler ich meine Gefährten und Lebensmittel suchte. Ich war aber genöthigt, hungrig am Boden zu schlafen, und am nächsten Tage nährte ich mich von Gummi, das aus der Rinde der Bäume quoll, bis ich auf der Rückreise meine Gefährten wieder fand.

Meine zweite Tour machte ich von Torrens nördlich nach dem Paraflusse mit einem meiner Landsleute, der mich aber gleichfalls am zweiten Tage verlor, oder von Durst getrieben von mir wegtief, obgleich er die Lebensmittel trug. Ich ging an der westlichen Seite der Bergkette durch die Ebene, hatte jedoch einen Theil der Lebensmittel, nämlich etwas Zwieback und den Zucker, in einem Sack auf meiner Schulter und eine Wasserkanne in meiner Hand. Als ich am zweiten Abend mich ganz allein auf den Boden gelegt hatte, um an der Seite eines Feuers, das ich angezündet, zu schlafen, quälte mich der Durst, und ich bemerkte in geringer Entfernung ein anderes Feuer, bei welchem ich die schwarzen Wilden vermuthete. Dieser Umstand nöthigte mich, den Nachtwandler zu spielen, und ich ging die Nacht hindurch durch das Gebüsche östlich nach den Bergen hin, wo ich mit Tagesanbruch einen Teich mit halb salzigem Wasser antraf und meinen Durst löschte. Darauf nahm ich die Richtung nach dem höchsten Gipfel der Kette, der eine Felsenspitze hatte. Als ich mich diesem Felsen näherte, hörte ich einen schwarzen Jungen aus vollem Halse schreien, und in fünf Minuten war ich von völlig nackten schwarzen Männern umgeben, die mir winkten, ihnen zu folgen. Ich blickte auf zu meinem Beschützer im Himmel, legte meinen Sack auf die Erde und setzte mich darauf. Sogleich kamen fünf schwarze Männer und drei nackte Jungen und setzten sich um mich herum. Die Männer, denen ich durch ein freundliches Gesicht freundliche Gesichter abzwang, erklärten mir, daß die Jungen ihre Piganinnies seyen, was mir Veranlassung gab, den Felsen Piganinny-Rock zu nennen. Darauf erfuhr ich, daß Piganinny Sohn heißt, und ich daher vier Väter mit ihren vier Söhnen um mich hatte. Ich gab einem jeden einen Zwieback, und sagte ihnen auf englisch good bye! worauf ich die Berge nach Osten hin bis zu der Ebene durchkreuzte, durch welche der Murrayfluß sich ergießt. Theils

durch die Ebene, theils über die Berge ging ich nun südlich nach dem Mount Barker, von dem ich 50 englische Meilen entfernt war, um den Deutschen, die sich daselbst angesiedelt hatten, einen Besuch zu machen. Am dritten Tage langte ich auf dem Barker an, und folgte im Herabgehen einem Wassergraben, der mich in ein schönes breites Thal führte, das von einer Kette von Wassertreichen befeuchtet war. In der Ferne sah ich Rauch, und freute mich schon, die Deutschen zu finden, als sich zwei nackte alte haarige Männer wie Soldaten vor mir präsentirten. Auf sie losgehend, fragte ich nach dem Wege nach Encounter Bay, allein sie verstanden mich nicht, zogen mich aber zu ihrem Feuer, wo ihre nackten Weiber und Kinder saßen. Sie brieten Muscheln, die sie aus den Teichen gefischt hatten, und tractirten mich damit, während ich ihnen Gummi, Zwieback und einem jeden ein Stück Zucker gab, um mich an ihren Mäulern zu amusiren, in denen sich zum erstenmal Zucker verlor.

Es fing an bei kaltem Südwinde zu regnen, so daß die nackte Gesellschaft an ihrem kleinen Feuer wie Espenlaub zitterte. Ich machte ihnen ein tüchtiges Feuer an, zu dem sich aber nur die Männer gesellten; Weiber und Kinder wurden entfernt, und mußten sich ihr eigenes Feuer machen. Als der Regen nachließ, sagte ich der Gesellschaft good bye, und nahm meine Richtung südwestlich zum Mount Terrible, auf welchem ich schlief; und weil ich nur noch vier Zwiebacke hatte und den Mount Lofty aus der Ferne erblickte, so eilte ich auf diesen los, anstatt nach Encounter Bay zu gehen. Ich begegnete bald einigen Engländern, die mich mit Speise und Trank labten und mich zu meinen Landsleuten zurechtwiesen. Diese waren eben daran, ein deutsches Dorf, Hahndorf (nach dem Namen ihres Schiffscapitäns), anzulegen. Dort traf ich den Pastor K. und den Missionär Sch., und freute mich sehr, so plötzlich im Gebirge zu Hause zu seyn. Später wollte Sch. mit mir nach dem Murray- und von da nach dem Darlingflusse reisen. Mit Mühe und Noth zog ich den lieben Missionär nach dem ersten Flusse; der zweite mag lange warten, bis er von Missionären besucht wird, es sey denn, daß einer komme, der dürsten kann wie ein Kamel, und hungern wie ein Dachs im Winter. Der Murrayfluß ist so groß wie die Elbe, fließt aber durch eine entsetzliche Wüstenei, durch eine unfruchtbare Ebene, durch welche jedoch bereits eine Straße bis Neu-Südwales geht, auf der Vieh, Schafe, Pferde und Wagen von dorther schon hier angekommen sind. Wir folgten dieser Straße auf der Rückreise, und kamen abermals über Mount Barker nach unserem deutschen Hahndorf.

Eine vierte Tour machte ich mit einem Klemziger Deutschen, der gern gutes Weideland für eine Heerde Schafe gefunden hätte, was ich ihm in dem Barossa-Gebirge, das ich mit Sch. nach dem Murray hin gekreuzt, zeigen wollte. Bei dieser Gelegenheit folgte ich einem Flusse, den ich früher sah, und fand das schönste Land in der ganzen Provinz, reich an Holz, Wasser, gutem Boden, Steinen und Metallen, was mir Gelegenheit gab, dem Hrn. Angas (?), der die Deutschen auf seine Kosten hieher sandte, 105.000 Morgen Landes zu verschaffen, die sein Agent bereits für 28.000 Pfd. St. angekauft hat, und leicht sogleich, wenn er will, für 280.000 Pfd. St. wieder verkaufen kann. Doch das ist noch nicht Alles. Die Klemziger Deutschen haben bereits dem Gouverneur deutsch-australische Gemüse reichlich schmecken lassen, und wir werden dieses Jahr die ganze Hauptstadt mit Gemüsen versehen, wozu ich bereits auf der Känguru-Insel die Sämereien gezogen, und weil die Lebensmittel jetzt durch das letzte dürre Jahr so hoch im Preise gestiegen sind, daß das Pfund Brod mit 36 Kreuzern bezahlt wird, so wird Klemzig, in welchem 50 Familien 134 Morgen Land haben, die ganze Colonie vom Hunger, wo nicht vom Hungertode retten, was ihnen natürlich auch bezahlt werden wird. Mein Hauswirth sagte mir, er habe sich in den sechs Monaten seines Hierseyns mehr Eigenthum erworben, als die 40 Jahre seines Lebens in Schlesien. Thun nicht die beengten Deutschen besser, hieher nach Osten zu wandern, als nach Westen?

Ein eigenes Land ist dieser Welttheil. Es ist warm, jedoch ist die Hitze nicht größer, als ich solche im Sommer in Sibirien fand. Das Klima ist trocken, und daher sehr gesund. Sumpfgegenden oder abgestandenes Wasser sind nirgends zu finden. Alles Wasser, das man antrifft, ist entweder salzig oder frisches, gutes Quellwasser. In allen Flüssen, welche im Winter überfließen, bleiben im Sommer nur Ketten von Teichen in den Vertiefungen. Wilde Thiere gibt es nicht, außer einer Art von Schakals und wilden Hunden, die vor dem Menschen davonlaufen. Nicht eine einzige giftige Schlange habe ich gesehen, und obwohl ich viele Scorpionen sah, so scheinen solche doch unschädlich zu seyn. Nicht Eine Art von europäischem Holze traf ich hier an. Die Bäume werfen jährlich ihre Rinde ab, aber keiner seine Blätter. Die Gummibäume (Eucalyptus), die Casuarina, Banksia und eine Menge Arten von Acacia oder Mimosa sind die herrschenden Arten. Die farbigen Vögel sind fast so zahlreich und so schön an Gefieder, wie die brasilianischen; besonders zahlreich sind die Papagaien und weiße und schwarze Kakadus. Die schwarzen Eingebornen sind ein gutmüthiger Menschenschlag; sie sind träge und führen ein wanderndes Leben, nähren sich von Gummi, Muscheln, Fischen und Beutelthieren. Sie klettern auf die Bäume wie Affen, und schießen mit ihren Speeren Vögel, besonders Kakadus. Die Weiber tragen ihre Kinder wie die Beutelthiere ihre Jungen. In diesem Theile von Australien sind nur wenige Ureinwohner, vielleicht keine 400 Familien in der ganzen Provinz. Die meisten hat der Zwieback schon nach Adelaide gezogen, wo die zwei deutschen Missionäre jetzt fleißig ihre Sprache erlernen, um sie dann im Christenthum zu unterrichten. Der Gouverneur läßt jeder schwarzen Familie eine Hütte bauen, wenn der Familienvater selbst daran arbeiten will.

Das Gebirge ist hier Urschiefer, Glimmerschiefer und Thonschiefer, so häufig von Erzlagern und Gängen durchschnitten, daß man es ein Erzgebirge nennen kann. Die höchsten Gipfel sind nur 2500 Fuß hoch. An der Westseite von Spencers Golf ist lauter Granitgebirge. Es gibt große Strecken von sehr gutem, fruchtbarem Boden, aber der größte Theil des Bezirkes ist unfruchtbare Wüstenei.

Statistisches aus St. Petersburg. Aus dem Berichte des Oberpolizeimeisters ersieht man, daß die Zahl der Bewohner der Hauptstadt im Jahre 1859 476.386 betrug, darunter 337.512 männlichen und 138.874 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der gebornen Knaben betrug 5629, die der Mädchen 4409; die Zahl der an gewöhnlichen Krankheiten gestorbenen Männer 4712, Weiber 3076. Plötzlich starben 314 Personen, eines gewaltsamen Todes durch andere 6, durch Selbstmord 54. Die Zahl der Häuser in Petersburg betrug 8665, darunter 3265 steinerne, 5405 hölzerne; der Regierung gehörten 487, Privatgesellschaften 94, die übrigen 8074 waren im Besitz von Privatleuten. (Russ. Lit. Zeit. 1860. Nr. 4.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 85.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 März 1840.

Der Winter in Georgien.

(Schreiben aus Tiflis vom 10 (22) Januar, mitgetheilt in der Nordischen Biene vom 12 (24) Februar.)

Für Russen ist der Winter in Georgien freilich nur ein leichter Uebergang aus dem Herbst in den Frühling. Wir hatten bis jetzt nur 5 Grade Kälte, was aber die Georgier schon viel finden, und sich beklagen, daß ein solcher Winter, wie der jetzige, in Georgien erst einheimisch geworden, seit die Russen im Lande seyen. Sie halten darum den Winter nur für eine zufällige Erscheinung in ihrem Lande, und meinen, er habe gar keine bestimmte Zeit, und sey ein rasch vorübergehender Temperaturwechsel. Diese seltsame Meinung hat Einfluß auf ihre Lebensweise, und namentlich die Landleute denken gar nicht daran, auf diese Zeit Brennholz in Bereitschaft zu halten; sie sind in dieser Beziehung so faul, daß sie selbst im kalten Winter nur ungern die Axt in die Hand nehmen, um in den dicken Wäldern an den Abhängen der kaukasischen Berge sich Holz zu hauen, sondern sie frieren lieber, und decken sich nur mit ihrem zottigen Filzmantel, der mehr gegen den Regen als gegen die Kälte schützt.

Doch kommt auch die Zeit, wo der Georgier sich wirklich an die Arbeit machen muß, und wirksame Maaßregeln ergreifen, um die Kälte abzuwehren. Wenn er ein Feuer im Kamin haben, und in seiner müßigen Zeit sich wärmen will, so nimmt er die Axt, geht in den nahegelegenen Wald, haut einen beliebigen Baum an der Wurzel ab, und führt ihn auf seiner Arba nach seiner Hütte. Um aber überflüssige Mühe und Anstrengung zu ersparen, hält er es für unnöthig, den Block in kleine Theile zu zerhauen, sondern er legt denselben quer durch seine enge Behausung, so daß das eine Ende im Kamin brennt, während das andere noch weit vor der Thüre draußen ist, und man diese also gar nicht verschließen kann. Diese lächerliche Art zu heizen ist namentlich in Imerethien einheimisch, wo die Faulheit im höchsten Grade herrscht.

Das letzte Mittel, zu dem die Georgier ihre Zuflucht nehmen, um sich vor der Kälte zu schützen, ist der sogenannte Bulächnik, d. h. diejenige Abtheilung des Hauses, in welchem das Hausvieh sich befindet. Der Mittelpunkt dieses Quartiers ist von langen Stangen umgeben, und dient den Georgiern zur Winterszeit als ein Zufluchtsort, wo sie, von der Ausdünstung der Thiere erwärmt, gerne die ganze Unannehmlichkeit ihrer Lage vergessen. Der Georgier findet diesen Aufenthalt so angenehm, daß nichts in der Welt ihn bewegen kann, denselben aufzugeben, und er schämt sich nicht, selbst werthe Gäste, denen er Gastfreundschaft und alle Achtung schuldig ist, dort zu empfangen. Die Georgier halten sich in diesem Winterquartiere auf, bis der Frühling seine grünen und blumichten Teppiche vor ihnen ausbreitet.

Zur Winterszeit verläßt der Georgier seine Behausung bloß im äußersten Nothfalle. Nur der Mangel an Lebensmitteln und der heranrückende Hunger können ihn aus seiner düstern Einsamkeit und seinem halbwilden Zustande herausreißen. Es ist kläglich, einen georgischen Bauer zu sehen, wenn er im Winter nach Tiflis kommt, einen mit Kohlen beladenen Esel oder vier starke Büffel, die einen mit schlecht aufgebeugtem, ungeheurem Holzstoß beladenen zweirädrigen Karren ziehen, mit einem tüchtigen Prügel vor sich hertreibt. Der Filzmantel, oder oft nur eine einfache um die Schultern geworfene Filzdecke ist ein schwacher Schutz gegen die Kälte. Uebrigens ertragen die Georgier, die meist in freier Luft leben, den Witterungswechsel geduldig, und schützen sich dagegen nur durch die Mittel, welche ihnen die Natur selbst darbietet, und die raschen Temperaturwechsel, durch das mannichfaltige Klima am Abhang der kaukasischen Berge erzeugt, geben ihnen stets, auch mitten im Winter, die tröstliche Hoffnung, den allenthalben befindlichen Gast, den Frühling, zu finden.

Saulnier de Beauregard, Abt von Melleray.

(Schluß.)

Einer der Mönche von Mount Melleray reiste einige Zeit nach Gründung des Klosters in Ordenssachen in England, wo er einen Katholiken, Namens Philips, traf, der ihm Ländereien

Digitized by Google

zu einem in England zu errichtenden Kloster anbot, und Saulnier de Beauregard gab seine Einwilligung, daß die in England gebornen Mönche von dem ursprünglichen Melleray, welche seit der Zerstreuung der Trappisten in Nantes geblieben waren, dieses Anerbieten annahmen. Philips schenkte ihnen eine ehemalige Bernhardiner-Abtei, in welcher sie ein Kloster, Mount Bernard, errichtet haben. Philips war nicht reich genug, die Kosten des ersten Etablissements zu bezahlen, aber Lord Shrewsbury kam den Mönchen zur Hülfe, gab ihnen 2000 Pfd. St., und versprach ihnen noch Tausend. Das Kloster hat daher angefangen, eine regelmäßige Form anzunehmen, und der König von Sardinien hat sich an dasselbe gewendet, um von dort Mönche zu Errichtung eines Trappistenklosters in seinen Staaten zu erhalten, aber sie konnten keine entbehren.

Während dieser Zeit hatte sich Saulnier de Beauregard gänzlich zurückgezogen; seine französischen Mönche waren zerstreut, und er unterhielt mit ihnen eine thätige Correspondenz, um wenigstens ein Band zwischen ihnen zu erhalten, das dazu dienen konnte, sie wieder zu vereinigen, wenn die Verfolgung vorbei wäre, und dieß geschah früher, als er gehofft hatte. Da Mount Melleray in seinem Namen gekauft war, so konnte man ihm den Besitz nicht streitig machen, und er zog nach und nach die zerstreuten Mönche wieder zusammen, freilich in sehr verminderter Zahl, da die Ausländer die größere Anzahl gebildet hatten. Es kamen auch einige der alten irländischen Mönche wieder zurück, obgleich der Präfect von Nantes Schwierigkeiten machte. Namentlich zog er einen seiner Vertrauten, den Pater André, einen Irländer, wieder an sich, den man bisweilen in Paris in Klosterangelegenheiten sah, und dessen Simplicität und Heiterkeit einen den Trappisten sehr günstigen Eindruck machten. Die alten Culturen wurden wieder aufgenommen, die alte Gastfreundschaft wird wieder ausgeübt; aber Beauregard hatte eingesehen, daß ihm die große Ausbreitung seiner Cultur und der Verkauf der Producte geschadet hatten, und das Kloster producirt seit seiner Wiederbevölkerung nicht mehr, als es zu seinem Verbrauch, seiner Gastfreundschaft und seinen Almosen nöthig hat. Aber Beauregard genoß die Freude, sein geliebtes Melleray wieder hergestellt zu sehen, nicht lange. Er war immer leidend gewesen, die angestrengte Handarbeit seiner frühern Jahre, das harte Leben in Lulworth, die schlechte Nahrung, von der er sich durchaus nicht abbringen ließ, auch als sein Rang es ihm erlaubte, und seine Kränklichkeit es nöthig machte, hatten ihn oft in Todesgefahr gebracht; er hatte lange Blut gespien, und später hatte er durch einen Rheumatismus gelitten, der ihn nie verließ, da er nie aufhörte, den Vigilien in der kalten Klosterkirche beizuwohnen, und der ihm nicht erlaubte, wenn er sich auf die Platten der Kirche niedergeworfen hatte, ohne Hülfe eines Stabes wieder aufzustehen. Er hatte den 5 Januar 1839 allen Gebeten des Tags beigewohnt, und sich Abends nach seiner Gewohnheit niedergelegt, als er von heftigen Krämpfen überfallen wurde; um Mitternacht brachte man ihm wie gewöhnlich Licht, damit er sich in die Kirche begeben könnte; er sagte nichts von seinen Schmerzen, fiel aber auf dem Wege zur Kirche in einem Gang nieder, und wäre wahrscheinlich dort erfroren, wenn nicht ein zufällig vorbeigehender Mönch ihn gesehen hätte. Man brachte ihn zu Bette, und er starb den nächsten Tag, 74 Jahre alt. Er hatte ein Testament gemacht, in welchem er der Form nach Melleray einem der Mönche vermacht hätte, da der Orden in Frankreich nicht erben kann. Das Kloster kam dadurch in große Verlegenheit, da die an Fremde vermachten Erbschaften eine hohe Steuer bezahlen, welche sich in diesem Fall auf 15,000 Franken belief, während alle Hülfsmittel der Abtei zur Wiederherstellung der verwilderten Güter und zu Bauten verwendet worden waren. Die Mönche schickten zwei aus ihrer Mitte nach Paris, um Beisteuern zu sammeln, und haben nach und nach die Mittel gefunden, den Fiscus zu bezahlen.

Es mag sonderbar erscheinen, in unserer Zeit Trappistenklöster entstehen zu sehen, und die meisten verdammen diese gänzliche Absonderung von der Welt, das Aufgeben alles eignen Willens, die zwecklosen Entbehrungen, die fast unerträglichen Nachtwachen, das Stillschweigen und das gänzliche Brachliegen eines großen Theils der Kräfte und Fähigkeiten, welche uns die Natur gegeben hat. Aber ihre freiwillige Entstehung, ihr Bestand und ihre Zunahme zu einer Zeit und in einem Lande, wo alle äußeren Vortheile, welche einst mit dem Mönchsleben verbunden waren, weggefallen sind, wo die öffentliche Meinung ihrer Existenz nicht günstig ist, und wo der Staat ihnen nicht mehr erlaubt, ihre Mitglieder gegen ihren Willen zu behalten, beweisen, daß sie einem Bedürfniß entsprechen. In kleinen Staaten und Städten, wo alle Lebensverhältnisse geregelt sind, und der Einzelne keinen großen Schicksalen ausgesetzt ist, sind Institute dieser Art kaum möglich, und jedenfalls unnöthig; aber in großen Staaten, wo Kriege, Revolutionen, Handelskrisen und innere Gährungen aller Art oft den plötzlichsten und furchtbarsten Einfluß auf das Schicksal haben, kann man sich wohl denken, daß es eine gewisse Anzahl von Leuten gibt, welche ganz und hoffnungslos gebrochen werden, und die im Ekel über die Welt, oder in Reue über begangene Fehler ihre Zuflucht zu einer Anstalt nehmen, welche sie von allem, was vorhergegangen ist, völlig trennt, und den gereizten Geist durch unablässige Arbeit von seinen bittern Gedanken abbringt, oder furchtsame und zarte Gemüther, welche nicht Energie genug haben, sich dem rauhen Antasten einer überbeschäftigten und kalten Welt auszusetzen, und sich in eine friedliche Wüste retten. Jedenfalls ist es Niemands Recht, es übel zu finden, so lange es dem Einzelnen frei steht, wieder aus der Gemeinschaft zu treten, sobald er einsieht, daß sie ihm nicht darbietet, was er gehofft hatte, oder sobald er durch die Ruhe des Klosters wieder heradgespannt worden ist, und in einer industriellen Zeit, wie die unsrige, werden Trappistenklöster noch am ehesten Gnade, auch vor den Augen der exaltirtesten Industriellen, finden, da sie von ihrer Arbeit leben, und nicht wie andere Orden das Gut des Staats oder die Almosen milder Seelen in Unthätigkeit verzehren.

Digitized by Google

Schilderungen und Abenteuer eines Naturforschers.

Die Schildkrötenjagd.

(Fortsetzung.)

Im Fortschwimmen zum Ufer, wenn sie noch 30 bis 40 Toisen entfernt ist, hält die Schildkröte den Kopf über das Wasser, blickt um sich und beobachtet aufmerksam alle Gegenstände. Meistentheils kommt sie im Mondschein an die Küste. Wenn sie nichts bemerkt, das sie zu beunruhigen droht, stößt sie einen starken, pfeifenden Ton aus, um die Feinde zu erschrecken, die nicht daran gewöhnt sind. Bei diesem Schrei entfernen sich mehrere, bevor sie sie sehen. Hört sie ein Geräusch, oder glaubt sie eine Anzeige von Gefahr zu bemerken, so taucht sie sogleich unter und flieht in eine bedeutende Ferne; aber wenn Alles ruhig ist, so rudert sie langsam der Küste zu, landet daselbst, indem sie den Hals vorstreckt, und wenn sie einen passenden Ort gefunden, blickt sie schweigend nach allen Seiten um sich. Wenn nichts sie beunruhigt, so macht sie sich ans Werk, den Sand unter sich mit ihren Hinterpfoten auszuhöhlen, und sie ist so geschickt, daß der Sand des Loches nur selten einstürzt. Ihre Pfoten sind wie zwei große Löffel, die nach und nach den Sand wegnehmen, bis er hinter ihr aufgehäuft ist: dann stützt sie den Kopf und den vordern Theil des Körpers auf die Erde und schiebt mit den Pfoten den Sand weit weg. Auf solche Art gräbt sie ein Loch von 18 Zoll, zuweilen sogar von zwei Fuß und mehr Tiefe; hiezu braucht sie nicht mehr als 10 Minuten. Ihre Eier legt sie eins nach dem andern, und lagenweise geordnet bis zur Zahl von 150, zuweilen 200. In 20 Minuten ist das Legen geschehen. Dann fängt sie an, die Eier mit dem Sande zu bedecken und macht die Oberfläche so gleich, daß man aus dem bloßen Anblick des Orts nicht leicht errathen kann, was eben hier geschehen ist. Sobald Alles nach Wunsch vollendet ist, so zieht sich die Schildkröte so schnell als möglich zurück und entfernt sich schwimmend, dem heißen Sande es überlassend, die Eier auszubrüten. Wenn eine Schildkröte, die dickköpfige z. B., im Eierlegen ist, so kann nichts sie unterbrechen: man mag sich ihr nähern, sogar auf ihren Rücken setzen, sie geht nicht von der Stelle, sie fährt ungestört fort; doch kaum ist sie fertig, so macht sie einen Sprung, um sich zu retten, dann müßte man die Kraft eines Herkules haben, um sie in diesem Augenblick umzuwerfen und sich ihrer zu bemächtigen.

Derjenige, welcher eine Schildkröte am Ufer umwerfen will, legt sich auf die Knie, stemmt die Schulter hinter den vordern Schwimmfuß des Thieres, stößt mit Gewalt es in die Höhe und wirft es um. Zuweilen müssen mehrere sich vereinigen, und wenn die Schildkröte von sehr großem Umfang ist, wie es an diesen Küsten welche gibt, nimmt man sogar zu Ankerhacken seine Zuflucht.

Es gibt auch verwegene Jäger, die zu den auf dem Wasser schwimmenden Schildkröten schwimmen und sie in ihrem eigenen Elemente umstürzen, doch haben sie stets ein Fahrzeug in der Nähe, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Wenig Schildkröten können in einer Entfernung beißen, die über die Länge ihres Vorderfußes hinausgeht, und einmal auf dem Rücken, können sie ihre natürliche Lage ohne Hülfe nicht wieder einnehmen, doch bindet man ihnen auch ihre Pfoten zusammen, um ihnen die Flucht ganz unmöglich zu machen.

Die Menschen, welche ihre Eier suchen, bewaffnen sich mit einem Rohrstock oder Flintenlauf, um den Sand in der Nähe ihrer Fußstapfen zu untersuchen, denn es ist nicht immer leicht, sie zu sehen, da Winde und starke Regen sie verwischen. Unglücklicherweise werden, wie ich gesagt habe, die Nester nicht allein von den Jägern gesucht, die Raubthiere entdecken sie auch: die Eier werden daher in großer Anzahl aufgelesen oder zerstört; denn an gewissen Theilen des Ufers legen Hunderte von Schildkröten ihre Eier in der Ausdehnung einer Meile. Bei jedem neuen Legen graben sie ein neues Loch, meistentheils neben dem ersten, als wenn das Thier vergessen hätte, was geschehen wäre. Man begreift wohl, daß die große Anzahl Eier, die man in einer aufgeschnittenen Schildkröte findet, nicht alle in demselben Jahre gelegt werden sollten, denn man zählt deren bis auf 3000, alle klein, ohne Schale und an einander gereiht, wie die Perlen eines Rosenkranzes. Ich habe eine Schildkröte gesehen, in welcher sich diese Anzahl befand und die fast 400 Pfund wog. Die jungen Schildkröten kratzen sich, kaum aus dem Ei gekrochen und nicht größer als ein Dollar, ihren Weg durch ihr sandiges Nest und eilen sogleich ins Wasser.

Die Nahrung der grünen Schildkröte besteht vorzüglich in Seepflanzen. Besonders gern hat sie das Seetang (zostera marina), das sie an der Wurzel abreißt, um die zartesten und saftigsten Theile davon zu essen. Man entdeckt die Orte leicht, wo sie ihre Nahrung holt, an der Menge dieser Pflanzen, die längs der Küste hinschwimmen.

Die falkenschnäbelige Schildkröte nährt sich von Seegras, Krabben, Muscheln und Fischen. Die dickköpfige zieht die großen Muscheln vor, die sie mittelst ihres Schnabels eben so leicht zerbrechen kann, wie der Mensch eine Haselnuß. Man brachte uns eine an Bord des Marion, die an einem der Anker hingesetzt, einen Biß hineinthat, dessen Tiefe mich in Erstaunen setzte. Die Kofferschildkröte frißt Mollusken, Fische, Schalthiere, junge Seebären und verschiedene Seepflanzen.

Diese vier Arten bewegen sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit im Wasser; doch besonders die Schnelligkeit der grünen und falkenschnäbeligen Schildkröte gleicht dem Fluge eines Vogels in den Lüften. Es ist daher nicht leicht, eine mit einer Lanze zu treffen, und doch thut das ein geschickter Jäger oft.

(Schluß folgt.)

Die Schicksale der Falkland-Inseln. *)

Die Falkland-Inseln, auch Malouinen, von den Spaniern Malvinas genannt, bestehen aus einer Gruppe von etwa zweihundert Inseln, wovon die größten Ost- und West-Falkland genannt werden. Sie liegen zwischen 51° und 53° S. B., 57° bis 62° W. L. von Gr.

*) Nach Hock, Strong, Bougainville und Fitzroy.

Digitized by Google

und Nord durch einen zwanzig Stunden langen Sund von einander getrennt.

Wer dieses Land zuerst gesehen hat, ist ungewiß. Aus einer im Jahre 1508 zu Rom erschienenen Karte geht hervor, daß einige portugiesische Schiffe bis zum fünfzigsten Grad südlicher Breite hinab und noch weiter vorgedrungen sind; ob sie aber diese Inseln bemerkt haben, läßt sich nicht ermitteln. Aber am 14 August 1593 wird John Davis, ein Engländer, welcher durch die magellanische Meerenge segeln wollte, dahin verschlagen. Seiner eigenen Erzählung nach wurde er zwischen unbekannte Inseln hineingetrieben, die 50 Stunden und darüber östlich und nördlich von dieser Meerenge liegen. Zwei Jahre später (1594) segelte Hawkins an den nördlichen Küsten dieser Inseln hin, und weil er von der frühern Entdeckung noch nichts wußte, nannte er sie Hawkins' Jungferland. Sebald de Weert, ein Holländer, sah im Jahre 1600 einige der nordwestlichen Inseln dieser Gruppe, und 1685 bis 1684 bemerkten Dampier und Cowley die nämlichen Eilande. Sechs Jahre später (1690) segelt Strong zuerst durch den Sund hindurch, läßt auf den benachbarten Küsten Seevögel und Robben fangen, wirft einigemal Anker, und nennt die Durchfahrt Falkland-Sund. Zuletzt kommen auch noch die Franzosen. Einige ihrer Schiffe von St. Malo segeln in den Jahren 1708 und 1714 an den östlichen Küsten vorüber, und der Befehlshaber des St. Louis, Namens Fouquet, ankerte in der Nähe derselben. Einige Jahre darauf werden die Falkland-Inseln von den Franzosen Malouinen genannt, woraus die Spanier zuletzt Malvinas gemacht haben.

Zu Anfang des 18ten Jahrhunderts trieben die Franzosen einen ziemlich beträchtlichen Verkehr mit Chili und Peru um das Vorgebirge Horn, und richteten ihr Augenmerk auf die Malouinen, theils als Ruhepunkt für die hin- und hersegelnden Schiffe, theils als Standort zur Entdeckung neuer australischer Länder. Die französische Regierung beschloß daher im Jahre 1763 eine Niederlassung auf den Malouinen zu gründen. Bougainville schlug vor, die Unternehmung auf eigene Kosten zu machen, ließ zwei Schiffe — den Adler von 20 und die Sphinx von 12 Kanonen — zu St. Malo entrüsten, nahm zu Montevideo Hornvieh und Pferde ein, und landete am 31 Januar 1764 auf den Sebalds, wo er sogleich Anstalten zu einer Niederlassung traf.

Kaum hat England von diesem Unternehmen Kunde, so beschließt Georg III, Schiffe dahin zu schicken, um diese Inseln, welche von britischen Seefahrern zuerst gesehen und betreten worden seyen, genauer untersuchen zu lassen. Commodore Byron stieg am 25 Januar 1764 ans Land, zog die englische Flagge auf, und nahm Besitz von der Scholle, auf welcher er gestanden, nebst allen übrigen dazu gehörigen bekannten und unbekannten Eilanden, im Namen der großbritannischen Majestät, Erben und Nachkommen, Kinder und Kindeskinder. Die Benennung Falkland-Inseln wurde beibehalten, die Flagge aufgezogen, und der Kanonendonner ertönte von den Schiffen. Byron, wie ganz natürlich, machte einen vortheilhaften Bericht über diesen Schatz, und im Jahre 1765 erschien Captain Warkins im britischen Schiffe Jason, um ebenfalls eine Niederlassung zu gründen.

Die Engländer mochten wohl kaum in ihrem neuen Besitze warm geworden seyn, so hört Spanien von der frühern Ansiedlung der Franzosen, fordert die Malouinen als sein Eigenthum zurück, weil sie zu seinen amerikanischen Besitzungen gehören. Frankreich, wahrscheinlich schon abgekühlt in seinen Erwartungen, gibt der Forderung nach, verlangt aber Entschädigung für die Ansiedler, und wird bezahlt. Am 1 April 1767 tritt Bougainville ab, und die spanische Flagge wird unter Kanonendonner aufgezogen. Später wird Spanien eifersüchtig auf die Engländer, fällt im Jahre 1770 ihre Niederlassung im Hafen Egmont an und macht die Besatzung gefangen. England, darüber aufgebracht, rüstet sich zum Kriege. Spanien gibt seine Gründe an und will Zeit gewinnen; England aber will nichts davon hören. Zuletzt gibt Spanien nach, wirft die ganze Schuld auf seinen Befehlshaber, und England ist beschwichtigt. Aber schon im Jahre 1774 wird den Engländern der Besitz dieser Inseln lästig, weil sie keinen Vortheil gewährten. Sie machen sich im Stillen davon, lassen aber alle Zeichen ihrer Oberherrschaft und ihrer Ansprüche zurück, damit das Stiefkind ja nicht verloren gehe, und bei günstiger Gelegenheit wieder im Schooße der liebenden Mutter aufgenommen werden könne.

Viele Jahre lang wollte man gar nichts mehr von diesen Inseln hören, bis Spanien abermals den Boden betritt, um von hier aus Einfälle in die benachbarten, empörten Länder zu machen. Eine kleine Besatzung wurde auf die östlichen Eilande gelegt, aber schon vor dem Jahre 1810 wieder abberufen. Von dieser Zeit an ließ man die Malouinen zehn Jahre lang ruhig; keine Seele geizte nach ihrem Besitze. Doch so sollte es nicht bleiben; jede Erdscholle muß einen Besitzer haben. Der argentinische Freistaat war erstanden, und im Jahre 1820 erscheint Capitän Jewitt im Hafen St. Louis, von Buenos-Ayres kommend, zieht die argentinische Flagge auf und feuert 21 Kanonenschüsse ab. Zugleich kündigt er den daselbst vor Anker liegenden Wallfischfängern an, daß er von seiner hohen Regierung beauftragt sey, die Malvinas als natürliches Eigenthum seines Landes in Besitz zu nehmen. Mehrere Jahre lang mußte man in Europa kein Wort von diesem Ereignisse, und erst 1829 wurde die Aufmerksamkeit der englischen Regierung abermals dahin gerichtet.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Alterthümer bei Samara. Man hat in der Nähe dieses Ortes 5 Metres unter dem Boden einen kleinen römischen Tempel entdeckt, und hofft noch manches Andere zu finden. (Volume. 15 März.)

Die Tempelritter in Frankreich. Am 18 März, dem Todestage Jacques Molay's, sollte der jetzige Großmeister der Templer eine große Anzahl Ritter ernennen. Namentlich sind es Mitglieder des Jockeyclubs, die sich zur Aufnahme melden. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 35 u. 36** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Alciphron, ein Gedicht von Thomas Moore. — Ueber den Mißbrauch, den man mit **den Adjectiven treibt. — George Sand, über das phantastische Drama.** (Schluß.) — **Lieder nach Burns.**

Bei der Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 86.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 März 1840.

Gelehrte Nachrichten aus Paris.

Paris, den 13 Februar.

Es ist gegenwärtig davon die Rede, ein umfassendes, wissenschaftliches Journal hier zu stiften, welches eben in dem Plane, wie das ehemalige Bulletin von Ferussac, die Resultate der Werke, die in allen Theilen der Welt erscheinen, enthielte. Es soll in sechs bis acht Sectionen getheilt werden, welche neben einander und unabhängig von einander erscheinen sollen, und deren jede eine Classe von Wissenschaften umfaßte. Der Plan ist eher zu analysiren als zu classificiren, und der Zweck ist bei der unendlichen Spaltung der Wissenschaften und der unübersehbaren Masse von Büchern, welche in der Welt erscheinen, jeden in seinem Fach mit den neuen Facten bekannt zu machen, und ihn mit der Literatur auf dem Laufenden zu erhalten. Rußland und Preußen wollen das Unternehmen unterstützen, und ohne fremde Unterstützung kann es auch nicht gehen, denn Paris ist zwar ein großer Focus für geistige Thätigkeit, aber für allgemein wissenschaftliche Journale der ungünstigste Ort von der Welt, wie das Schicksal von allen, die in verschiedener Zeit hier begonnen wurden, beweist, so schwer es auch zu erklären ist. Der Grund liegt vielleicht in der großen Anzahl specieller Journale für einzelne Wissenschaften. Es würde der Literatur hier ein großer Dienst geleistet, wenn die Sache zu Stande käme, und auch nur auf erträgliche Art ausgeführt würde, denn die Mittel, wissenschaftliche Arbeiten bekannt zu machen, sind hier überaus unvollkommen. Das Journal des Savans gibt jedes Jahr von höchstens 50 bis 60 Werken aus allen Theilen der Welt und der Wissenschaften Rechenschaft; die speciellen Journale sind dem großen Publicum völlig unbekannt, und die Feuilletons der politischen Journale welche sich sonst mit neuen Werken beschäftigten, sind in die Hände der Romanschreiber gefallen und mit absurden Novellen gefüllt. Die wenigen kritischen Artikel, welche sie noch enthalten, sind meistens Producte von Camaraderie und von Coterien, und weniger auf Paris als auf den Verkauf in den Provinzen berechnet. Fremde, namentlich deutsche Werke, werden hier vollends nur durch Zufall bekannt, und man kann den größten Ruhm jenseits des Rheins besitzen, ohne daß hier mehr als ein Paar Gelehrte den Namen je gehört hätten.

Arago hat in seiner Lobrede auf Ampere im Institut angekündigt, daß er in der Deputirtenkammer den Vorschlag machen werde, großen Gelehrten, welche kein Lesetalent besitzen, bedeutende Pensionen zu ertheilen, damit sie ihre ganze Zeit zur Verfolgung ihrer Studien und Entdeckungen frei behielten. Der Plan ist nicht zweckmäßig, denn wenn ein Mann von ausgezeichnetem Talent und Gelehrsamkeit auch kein besonderes Geschick zu Vorlesungen hat, so wird er sie doch immer besser und nützlicher halten, als ein beredter aber unbedeutender Mensch, auch ist es für seine Arbeiten jedenfalls nützlich, daß ihn die Nothwendigkeit zu lehren zwingt, seine Ideen in Ordnung zu bringen, und da man hier von einem Professor nicht mehr als zwei bis drei Stunden wöchentlich während acht Monaten im Jahr fordert, so kann man nicht sagen, daß seine Zeit dadurch absorbirt werde. Jedenfalls ist die Lage der Dinge hier so, daß man gewiß sagen kann, daß solche Pensionen nicht an das Genie, sondern an Charlatans kämen, und daß kein Minister, auch bei dem besten Willen und der besten Einsicht dieß hindern könnte. Uebrigens haben die Worte von Arago alte und gerechte Klagen über die Organisation des höhern Unterrichts und die Lage der Gelehrten hervorgerufen. Die Gelehrten sind zu schlecht bezahlt: jede Professur in Paris trägt 5000 Franken jährlich ein (nur in der medicinischen und juridischen Facultät wird diese Besoldung etwas erhöht), damit kann man hier nicht leben, und daher hat sich eine Masse von Mißbräuchen in dem gelehrten Wesen organisirt, gegen welche es umsonst ist, Reglements zu machen, weil ihre stricte Ausführung zum Absurden führte. Der erste Mißbrauch, der damals entstand, und der durch ein Gesetz erlaubt wurde, ist das Cumuliren gelehrter Stellen; Niemand in Frankreich kann zwei Administrativstellen haben, aber so viele gelehrte, als er sich verschaffen kann und Eine Administrativstelle dazu. So war z. B. Cuvier Staatsrath, Secretär der Akademie, Director des botanischen Gartens, Professor der vergleichenden Anatomie und Professor der Naturgeschichte am College de France, Silvestre de Sacy war Professor des Arabischen, Professor des Per-

Digitized by Google

fischen, Secretär der Akademie und Conservator der orientalischen Handschriften, und Conservator der orientalischen Schriften der königlichen Druckerei; und so hat jeder bedeutende Gelehrte mehr oder weniger Stellen, aber fast immer mehr als er versehen kann, und oft vollkommen unverträgliche Stellen, denn wie soll ein Professor, der zugleich Generalinspector ist, in Paris lesen, während er in Montpellier oder Straßburg examinirt? Und doch kann Niemand finden, daß ein Gelehrter des ersten Rangs mit 20 bis 30,000 Franken zu hoch bezahlt sey. Die nothwendige Folge dieses Mißbrauchs ist daher ein neuer, nämlich daß ein so überladener Mann für die Stellen, wo es erlaubt und möglich ist, einen Stellvertreter nimmt, und dieß ist namentlich bei Professuren der Fall. Villemain, Guizot, Cousin, Leclerc, Boissonnade sind Professoren an der Sorbonne, haben aber seit Jahren keinen Curs gehalten; diese Stellvertreter werden von den Titular-Professoren der Facultät vorgeschlagen, und von ihm mit der Hälfte seines Gehalts bezahlt, und während die größten Namen in den Listen der Facultäten stehen, werden die Vorlesungen oft von den unbekanntesten und obscursten Leuten gehalten. Daher haben schon einige Minister, namentlich Guizot, der das Uebel aus eigener Erfahrung kennt, den Plan gemacht, den Gehalt der Professoren auf 10,000 Fr. zu erheben und dabei das Cumuliren gänzlich zu verbieten, und dieser Plan ist aus Gelegenheit von Arago's Rede wieder aufgewacht. Es gibt hier 160 Professuren, so daß die Zulage dem Staat etwa 800,000 Fr. kosten würde. Andere wollen, daß die Akademiker besser bezahlt werden sollten: sie haben gegenwärtig nur 1500 Fr., wofür freilich nichts von ihnen gefordert wird, als Commissionsberichte; man schlägt vor, ihre Besoldung auf 6000 Fr. zu stellen, sie sind 200 an der Zahl, was also eine Zunahme der Ausgabe von 900,000 Fr. erforderte. Doch liegt darin nicht die große Schwierigkeit dieses Plans, sondern in dem, daß die Akademien sich gänzlich durch ihre Wahl ergänzen; nun sind der Intriguen in Wahlsachen schon gegenwärtig, wo so gut als kein directes Geldinteresse damit verbunden ist, schon so viele, daß man diesen Corporationen die Ernennung zu eigentlichen Pfründen nicht überlassen kann. Daß etwas für das gelehrte Wesen hier geschehen muß, ist gewiß, aber die Art, wie Arago es thun wollte, ist weder ausführbar noch zweckmäßig.

Es ist ganz auffallend, wie viele Narren das Studium der Mathematik hier producirt; einer der ausgezeichnetsten ist ein Hr. Demonville, Verfasser eines „neuen Weltsystems," durch welches er das Copernikanische umstoßen will. Nach ihm ist der Mond nur 250 französische Meilen, also etwa so viel als Paris von Marseille, von der Erde entfernt, und die Sonne 1500 Meilen. Der Mond hat einen Durchmesser von 60, die Sonne von 360 Meilen. Ich denke, dieses Specimen ist hinreichend, zu zeigen, wo der Verfasser eigentlich hingehört. Allein er hat eine Beharrlichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre; seit neun Jahren verfolgt er die Akademie mit Briefen, und das Publicum mit Aufrufen, und nun hat er vor einigen Tagen angefangen, eine Reihe von Broschüren herauszugeben, unter dem Titel: Lettres de l'autre monde. Es sind Briefe, welche Napoleon aus seinem Grabe zu Ehren des neuen Weltsystems an die Akademie schreibt, um Hrn. Demonville ihr zum Candidaten zu empfehlen. — Die Wahlen der französischen Akademie scheinen endlich auf Molé und Victor Hugo fixirt. Die französische Akademie hatte von ihrem Ursprung an die Gewohnheit, eine gewisse Anzahl großer Herren zu wählen, welche ihr als Beschützer dienen sollten, zu einer Zeit, wo die Literatur sich noch in den Vorzimmern herumtrieb, und Bücher wenig mehr eintrugen, als ein Geschenk oder eine Protection für eine Dedication. Die Zeiten haben sich geändert, und wenn es noch große Herren hier gäbe, so würden sie sich wahrscheinlich durch die Literatur beschützen lassen; aber die französische Akademie hat dieß noch nicht begriffen, und fährt fort, was heutzutage große Herren vorstellt, wie z. B. Präsidenten der Kammer oder des Ministeriums, zu wählen, da sie wenigstens den Vortheil haben, keine Schriftsteller zu seyn, was bei einem literarischen Corps kein kleiner Beweggrund ist. Unter welchem Vorwande Berryer gewählt werden sollte, ist schwer zu sagen: nicht als Schriftsteller, weil er nie etwas geschrieben hat, und noch weniger als großer Herr oder als Surrogat für einen. Das Publicum war in diesem ganzen Streit auf Seite von Victor Hugo, sogar die sehr große Majorität desselben, welche keine hohe Meinung von seinem literarischen Verdienste hat. Seine literarische Carrière ist so gut als zu Ende, sein Talent ist erschöpft, die Mode hat ihn und sein ganzes Geschlecht verlassen, und es ist Platz für neue Götzen. Die Akademie der Inschriften befindet sich in einer neuen und nicht geringen Verlegenheit; sie soll dem gelehrtesten Werke, das im Laufe des Jahres über Geschichte von Frankreich erschienen ist, den Preis von Gobert, d. h. 10,000 Franken, jährlich zuerkennen. Die ganze historische Literatur ist daher in Bewegung, noch vor Verlauf des Termins ein Meisterstück zu Tage zu fördern, und die Masse mittelmäßiger Producte, welche dieser Preis produciren macht, übersteigt allen Glauben. Das Stiften von Preisen ist hier fast eine Epidemie geworden, und ist auch eines der leichtesten Mittel, sich einen Namen zu machen; aber der Vortheil, den die Wissenschaft daraus zieht, ist außer Verhältniß klein zu den angewendeten Mitteln.

Schilderungen und Abenteuer eines Naturforschers.

Die Schildkrötenjagd.

(Schluß.)

Während meines Aufenthalts in den Floridas mußte ich einige Schildkröten kaufen, um meine Freunde am Bord der Dame au Manteau vert zu bewirthen, nicht die braven Officiere oder die Matrosen der Equipage, denn beide hatten sich schon an der Schildkrötensuppe gesättigt, sondern meine Freunde, die Reiher, von denen ich eine hübsche Anzahl lebendig in den Käfigen hielt, um sie John Brahman und andern Personen, für die ich eine herzliche Neigung empfinde, zu bringen. Ich ging also in einen Schildkröten-Behälter, in Begleitung des Dr. Benjamin Strobel, um mich nach dem Preis zu erkundigen.

Digitized by Google

Zu meinem großen Erstaunen fand ich, daß je kleiner die Schildkröten über 10 Pfund Gewicht waren, desto theurer waren sie. Ich hätte eine Dickköpfige, die mehr als 700 Pfund wog, für denselben Preis erhalten können, wie eine von dreißig. Indem ich die größte betrachtete, berechnete ich, wie viel Suppen für ein Diner des Lord-Mayor aus ihrem Leibe gemacht, wie viel Eier aus ihrem Leibe hervorgehen, und welch ein seltsamer Wagen aus ihrer Schale gemacht werden könnte, ein Wagen, in welchem Venus selbst das Meer durchfahren könnte, wenn nur ihre zarten Tauben sich davor spannen lassen, ohne Furcht vor Haifischen und Stürmen zu haben. Der Jäger versicherte mich, daß, obgleich das Ungeheuer besser zu essen wäre als eine kleine Schildkröte, er sie doch nicht los werden könnte, wenn er sie nicht auf einen entfernten Markt schicke. Ich hätte sie gern gekauft, doch ich wußte, daß, einmal todt, das Fleisch sich nicht länger als einen Tag hält: ich kaufte daher acht oder zehn kleinere, die meine Freunde, die Reiher, trefflich fanden und die sie ziemlich lange nährten.

Alle Schildkröten, von denen ich gesprochen habe, werden auf den Küsten oder in den Busen und Flüssen der Floridas auf verschiedene Art gefangen. Einige Turtlers spannen große Netze am Landungsplatze aus, um sie im seichten Wasser des Ufers zu fangen. Diese Netze sind aus großen Maschen gemacht, wo die Schildkröten zum Theil hineinkriechen können, doch jemehr sie sich anstrengen, weiter hinein oder wieder heraus zu kommen, desto mehr verwickeln sie sich. Andere Jäger fangen sie mit der Harpune, doch nach meiner Meinung kommt keine Methode der des Hrn. Egan gleich, des Piloten der Indianer Insel.

Dieser außerordentliche Jäger hatte ein eisernes Instrument, das er Pflock (peg) nannte, und das sich an jedem Ende in eine viereckige Spitze endigte, ziemlich ähnlich einem Eisenschnabel mit einem Hals und in der Mitte ein Loch. An dieses Instrument knüpfte man eine dünne, starke Schnur, etwa 50 Toisen lang, die durch das Loch ging. Das eine Ende des Pflocks befand sich in einer eisernen Röhre, die an einer langen, hölzernen Stange sich locker bewegte. Das ist die Waffe, die der Jäger in seinem Kahn trägt, wo die Schnur sorgfältig aufgerollt wird. Man rudert so geräuschlos als möglich einer Schildkröte zu, die auf dem Wasser schläft oder spielt. In einer Entfernung von 10 bis 12 Toisen wirft man die Lanze so, daß sie das Thier an dem Orte durchbohrt, den ein Entomolog wählen würde, um ein großes Insect auf ein Stück Kork fest zustellen. Sobald die Schildkröte getroffen ist, macht sich der hölzerne Stiel von dem Wirbel los. Der Schmerz der Wunde läßt das Thier aufspringen, und es scheint, daß diese Waffe, je länger sie unter der Schale bleibt, je fester haftet, und die Schildkröte, die man, so weit die Schnur reicht, laufen läßt, wird endlich müde. Nach der Behauptung Egans fing er so gegen 800 grüne Schildkröten in Einem Jahre.

Jeder Turtler hat seinen Crawl (Schildkrötenteich), ein großer, viereckiger Raum, der durch Pfähle eingeschlossen ist, weit genug auseinander, um dem Wasser freien Zu- und Abfluß zu gewähren. Hier hält man die Schildkröten und füttert sie, bis sie verkauft werden. Haben sie noch nicht Eier gelegt, wenn sie gefangen wurden, so thun sie es hier im Wasser, und die Eier sind verloren.

Die Schildkröten begatten sich auf eine sehr sonderbare Weise, doch wollen wir das und andere Capitel unberührt lassen. Indeß kann ich nicht umhin, einen Umstand in dem Charakter der Schildkröte zu erwähnen, obgleich ich nicht als Augenzeuge davon reden kann. Als ich in den Floridas war, versicherte man mich, daß, wenn man eine Schildkröte vom Eierlegen wegnehme, sie auf ein Schiff brächte, und ihr mehrere hundert Meilen davon im Meer die Freiheit wieder gäbe, so träfe man sie an demselben Orte wieder, wo man sie überfallen hätte, entweder in derselben Legzeit, oder im folgenden Jahre.

Karten von Afrika.

Die schönen Karten von Nordafrika, die von den Ingenieurs und Officieren des Generalstabes der französischen Armee mit bemerkenswerthem Talent und mitten unter Gefahren und Strapazen ausgeführt worden, verdienen die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt. Wir begnügen uns, die Reihenfolge der Karten und Plane bekannt zu machen, die durch das Kriegsdepot unter der Leitung des Generals Pelet, unterstützt vom Obrist Lapie, nach den Zeichnungen der Officiere der afrikanischen Armee herausgegeben worden sind, nämlich eine Karte von Algerien in drei großen Blättern, die drei Provinzen Algier, Oran und Constantine enthaltend; eine große Specialkarte von Algier, in vierzehn Landgemeinden (communes rurales) getheilt; eine Reisekarte in die Umgegend von Algier, welche die acht großen von der Armee ausgeführten Straßen darstellt; eine besondere Karte der Provinz Constantine, mit ihrer neuen politischen und administrativen Eintheilung, den ausgeführten oder projectirten Straßen und der Lage der Lager; eine große Special- (detaillée) Karte des Gebietes von Algier, zwischen Medeah, Milliana, Scherschel und dem Lauf des Iffer; diese Karte gewinnt in diesem Augenblick das höchste Interesse, da sie das Land darstellt, welches das Theater täglicher Kämpfe der französischen Truppen ist, und von dem aus die Armee zuerst die Offensive beginnen wird. Sie ist von Hrn. de St. Hippolyte, Escadronchef und Director der topographischen Arbeiten bei der Armee von Afrika, entworfen. Die treffliche Arbeit macht diesem Officier die größte Ehre, der übrigens Urheber eines Planes ist, die Metitscha durch einen Canal sowohl zu vertheidigen als zu bewässern.

Diesen Generalkarten sind die topographischen Plane folgender Städte beigefügt, als: Algier, Oran und Mers-el-Kébir, Constantine, Philippeville und Stora u. s. w. (Echo du Monde Savant vom 14 März.)

Die Schicksale der Falkland-Inseln.

(Schluß.)

Capitän Jewitt fand bei seiner Ankunft über dreißig mit dem Robben- und Wallfischfange beschäftigte Schiffe, unter welchen vielleicht die meisten zur amerikanischen Flagge gehörten. Im Jahre 1823 wurde von der argentinischen Republik ein Commandante de las Malvinas ernannt, und in demselben Jahre erhielt ein Deutscher, Namens Ludwig Vernet, in Verbindung mit einigen seiner Freunde zu Buenos-Ayres,

Digitized by Google

das Recht zur Fischerei und zur Benutzung der verwilderten Hausthiere, nebst einigen bedeutenden Grundstücken auf der östlichen Insel. Das Unternehmen scheiterte; allein er verlor den Muth nicht. Das Jahr darauf segelte er selbst dahin, und gibt folgende Kunde von seinen Thaten: „Nach vielen Opfern habe ich große Schwierigkeiten überwunden. Was ich in Einem Jahre zu bezwecken hoffte, konnte ich erst in fünf Jahren zu Stande bringen. Meine Freunde verloren alle Hoffnung, und verkauften mir ihren Antheil an der Unternehmung. Ich kaufte drei Schiffe und verlor eines nach dem andern. Jeder neue Unfall entmuthigte meine Begleiter, und hätte ich nicht durch eigene Ausdauer und freundschaftliche Behandlung ein gutes Beispiel gegeben, sie würden mich sämmtlich verlassen haben."

Als die Regierung von Buenos-Ayres wohl selbst nicht mehr wußte, was mit dieser Besitzung anzufangen sey, übertrug sie das Eigenthumsrecht unter gewissem Vorbehalt an Hrn. Vernet, und fügte auch noch die Staaten-Insel und Feuerland (Tierra del Fuego) hinzu: Sie erklärte den neuen Besitzer auf 20 Jahre steuerfrei, und überließ ihm die ganze Fischerei nicht nur von den Malouinen, sondern auch von der gegenüberliegenden amerikanischen Küste, südlich vom Rio Negro, unter der Bedingung jedoch, daß er binnen drei Jahren seine Niederlassung begründet haben müsse. Um diese Zeit besuchten Schiffe aller Nationen die Malouinen, erschlugen die Robben zu Tausenden, rücksichtslos auf Zeit und Umstände. Um diesem Uebel Einhalt zu thun und seine Rechte behaupten zu können, verlangte Vernet ein Kriegschiff von der Regierung, aber sie hatte keines zu seiner Verfügung. Dagegen bekleidete sie den wackern Mann mit einer angemessenen Würde, und ernannte ihn zum Statthalter (Gobernador) der Malvinas und des Feuerlandes. Zwei merkwürdige Urkunden vom 10 Junius 1829 kündigten diese Bestallung an.

In diesem Jahre noch machte Vernet von seiner Gewalt Gebrauch, wies die amerikanischen Robbenfänger weg, allein sie kamen schon 1831 wieder, worauf er sie gefangen nehmen ließ. Der amerikanische Capitän Silas Duncan, Befehlshaber der Corvette Lexington, hört davon, fällt mit der seiner Nation eigenthümlichen Anmaßung und Rohheit über die Colonie her, macht Schuldige und Unschuldige zu Gefangenen, und schleppt sie, mit Ketten beladen, nach Buenos-Ayres, nachdem er das Eigenthum zerstört hatte. Die argentinische Republik klagt über dieses Verfahren, allein die nordamerikanische Regierung nimmt ihren Befehlshaber in Schutz, und verlangt noch obendrein Entschädigung für den ihrem Handel zugefügten Schaden. In ihrer Verwegenheit behauptet sie sogar, das Recht zum Robbenfange auf den Malouinen zu haben, und will beweisen, daß Colonien, die von dem Mutterlande sich getrennt haben, einen Anspruch auf die Rechte dieses Landes besitzen. Mitten unter diesen Wirren gehen auch den Engländern wieder die Augen auf, und sie warnen die argentinische Republik, den Besitz der Malouinen aufzugeben. Am 2 Januar landet das brittische Schiff Clio im Berkeley-Sunde, das Schiff Tyne im Hafen Egmont. Auf beiden Stellen wird die brittische Flagge abermals entfaltet und mit Kanonenschüssen begrüßt. Die Besatzung von Buenos-Ayres zog sich zurück und steuerte nach dem Plata. Bald darauf segelten die englischen Schiffe Tyne und Clio wieder davon, und überließen einem Irländer die Flagge zur Bewachung, welcher früher Krämer der Colonie unter Hrn. Vernet gewesen war. Im Jahre 1834 erschien endlich ein englischer Schiffslieutenant mit einer kleinen Mannschaft im Hafen St. Louis, schlugen dort ihre Wohnung auf, und seit dieser Zeit sind nacheinander einige Kriegsschiffe von dieser Nation erschienen, um das Recht des Stärkern unangetastet zu erhalten.

Wirft man einen Blick auf diese Ereignisse zurück, so sieht man hier mancherlei Ansprüche zum Vorschein kommen. Wenn die Engländer ein unbekanntes Land zuerst erblicken, so betrachten sie es als Eigenthum. Dieses Eigenthum wird unveräußerlich, wenn sie Fuß ans Land gesetzt, Seehunde erschlagen und Rothgänse darauf gefangen haben. Die Flagge wird aufgezogen, mit Kanonenschüssen begrüßt und das Land auf alle Ewigkeit in Besitz genommen. Treten Verhältnisse ein, unter welchen einmalige Besitznahme nicht genug ist, so wird zweimal in Besitz genommen. Die Franzosen dagegen beschränken sich auf Ansiedlung und Bearbeitung des Bodens und bereichern ihn mit nützlichen Hausthieren. Zunächst behaupten die Spanier, das Land gehöre ihnen, weil es ganz nahe an der amerikanischen Küste liege, und eine bloße Fortsetzung des nämlichen Landes unter dem Wasser sey. Buenos-Ayres, unter spanischer Oberherrschaft erzogen, hat die Ansichten des Mutterlandes mit der Milch eingesogen, und nimmt nicht nur Besitz von den Malvinen, sondern verschenkt auch noch die Staaten-Insel und das Feuerland. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kümmern sich nichts um den Besitz. Weil aber die Malouinen englisches Eigenthum sind und die Amerikaner früher in brüderlichem Bunde mit England gelebt haben, so leiten sie das Recht davon ab, auf englischen Besitzungen den Fischfang zu treiben, obgleich ihnen dieses Recht weder in Neufundland, noch anderwärts bewilligt worden ist. Zuletzt sehen die Engländer ein, daß der Robben- und Wallfischfang sehr verheerend für die Cetaceen geworden; daß jetzt eine Flotte von beinahe 500 Segeln in der Südsee, am Feuerlande, an den Malouinen und selbst am Ostrande von Afrika Jagd auf diese Thiere machen, und daß es der Vorsicht gemäß ist, alle Wallfischländer in Beschlag zu nehmen, wie es auch mit den Malouinen und der Staaten-Insel geschehen ist, Australiens nicht zu gedenken.

Die Schicksale der Falkland-Inseln seit drittehalb hundert Jahren sind sonderbar, und was ihnen noch bevorsteht, wird höchst wahrscheinlich die Vergangenheit übertreffen. Allem Anschein nach werden diese Inseln zum Rang einer englischen Verbrecher-Colonie erhoben werden, wozu sie sich ihrer Nähe, Beschaffenheit und der leichten Bewachung wegen ganz besonders eignen. Gleichwie St. Helena und das Vorgebirge der guten Hoffnung als Erfrischungsplätze auf der Reise nach Ostindien dienen, so würden die Falkland-Inseln den nämlichen Zweck auf Reisen nach der Westküste von Amerika erfüllen. Zwischen dem Plata und Chiloe, eine Entfernung von 500 deutschen Meilen, ist nirgends eine Zufluchtsstätte zu finden, und bei den häufigen Stürmen, die sich um das Vorgebirge Horn ereignen, muß die Ansiedlung der Malouinen allen seefahrenden Nationen erwünscht seyn. An Rindvieh und Pferden ist bereits Ueberfluß, die seit Bougainville's Aufenthalt wild geworden sind. Unter Vernet wurde dort schon gute Butter und Käse gemacht, und etwas Wolle, die er zur Probe nach Liverpool gesandt hatte, wurde fast doppelt so hoch als jene von Buenos-Ayres bezahlt. Das Klima ist zwar sehr stürmisch, aber ausnehmend gleichförmig. Die größte Kälte innerhalb zehn Jahren war 4° R. unter dem Gefrierpunkte, erhält sich aber meistens zwischen 0 und 4° bis 5° darüber; im Sommer dagegen tritt auch keine Hitze ein, und der Thermometer steigt nicht über 14° bis 15°.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 87.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 März 1840.

Petersburgische Skizzen.

Der Namenstag.

Wer auf die Dauer seinen Aufenthalt in Rußlands Hauptstadt nimmt, und noch dazu durch den Betrieb eines Geschäfts in vielerlei Verkehr zum Publicum kommt, thut am besten, sich sobald als möglich nach einem Blitzableiter für alle Fälle der Berührungen mit Behörden umzusehen. Dazu sind nun die sogenannten russischen Advocaten am brauchbarsten, weil sie mit allen Schlangenwindungen des Geschäftsganges vertraut sind, und, gleich guten Dachshunden bei der Fuchsjagd, der List des Meisters Reinecke Schritt vor Schritt folgen, ohne sich irren oder ermüden zu lassen. Wer es unternehmen wollte, mit der eigenen Person ins Feld zu ziehen, würde gar bald jämmerlich zugerichtet das Weite suchen müssen, und könnte oft froh seyn dieß thun zu dürfen. Ein solcher russischer Advocat bekleidet meist eine niedere Stelle bei irgend einer Behörde, die sonst in gar keiner Beziehung zur Justiz steht, und seine Waffen sind weniger eine gründliche Kenntniß der Gesetze, als vielmehr die größtmögliche Vertrautheit mit den Schlichen und Pfiffen derjenigen, welche die Gesetze eben handhaben, und Gewandtheit, der Gegenpartei den Wind abzugewinnen. Nur wer das Glück hat, einen solchen Juwel von Blitzableiter ganz für sich zu gewinnen, darf es wagen, seine Person sammt deren Gesundheit und Zubehör einem Geschäfte hinzugeben. Hat er dann noch Glück — und Verstand dieß zu benützen — so ist Aussicht vorhanden, einen Haufen Metall für eine Menge Opfer einzutauschen.

Ich vermehrte die Zahl der Thoren, welche glauben, sich Vorwürfe machen zu müssen, wenn sie nicht wirkten, weil es Tag war, und die sich schämen, in rüstigen Jahren zu thun, was der Hause „Faullenzen" nennt. Der Strom des Lebens trieb mich demzufolge hieher, und ich hatte das Glück, für etwaige Geschäftsangelegenheiten einen guten russischen Advocaten zu erwerben. Versteht sich, daß ich den Mann fest und so warm als immer möglich hielt. Mein Benehmen veranlaßte denselben, mich seine Person in ihrer vollen Glorie sehen zu lassen, indem er mich zur Feier seines Namenstages dringend einlud, welche in einem Dejeüner bestand, und wozu ich mich gegen eilf Uhr in seiner Behausung einfand, da ich durch ein Nichterscheinen zu beleidigen fürchten mußte. Der Mann bekleidete nur einen geringen Posten, und hatte demgemäß bloß niedern Rang. Ich war also gefaßt darauf, ihn in einer nicht großen Wohnung, und nur im Kreise seiner Familie zu finden. Die erstere Vermuthung bestätigte mir sogleich der Eingang in sein Quartier, welcher durch eine kleine, schmale Küche in die Wohnzimmer führte. In dieser Küche nun sah es bunt und drollig genug aus. Zuerst fand ich die ganze Familie meines Gönners allda versammelt, und noch beschäftigt mit Instandsetzung des erwähnten Frühstücks, dessen verschiedene Bestandtheile noch umherlagen, und zwar unter welchen Umständen und in welchem Zustande! Gut, daß ich aus Vorsicht mäßig gefrühstückt; denn entweder hätte ich schon bei diesem Eintritt allen Appetit verloren und hätte dann hungern müssen, oder mir wäre noch Schlimmeres widerfahren.

Mein dicker Anwalt kam mit aufgestreiften Aermeln, schweiß- und fettriefenden Angesichts nebst dito Händen auf mich zu, und ich hatte vollkommen zu thun, seine Umarmung zu verhindern, die erst vor sich ging, als ich bereits meinen Pelz und die Ueberschuhe in einem dunkeln Zwischenraume dem Haufen bereits Vorhandener zugesellt hatte. Zum Glück für meinen Festanzug hatte der fettige Fetirende und Fetirte unterdessen wenigstens die Hände getrocknet, so daß nur mein Gesicht bei der kußreichen Umarmung noch eine reiche Ladung bekam, und da war der Schaden nicht so kostspielig, denn es war mit der Reinwäsche eines meiner Schnupftücher abgethan. Unter zahllosen, mit Verbeugungen begleiteten Iwoltje's und Paschaluiske's (Belieben der Herr, und: seyen der Herr so gütig), trat ich nun zu der im zweiten Zimmer schon versammelten Gesellschaft, nachdem ich meinen Glückwunsch zuvor gebührend angebracht.

Mein Erstaunen war nicht gering, als ich hier, an den Wänden stehend, so viele und vornehme Personen vorfand, mit denen mein Gönner und Wohlthäter nur durch andere Bande, als die des Blutes verwandt seyn konnte. Sogar bestrente Excellenzen befanden sich darunter. Und kein Stern der Hoff-

Digitized by Google

nung für meine Neugier, zu diesem Labyrinth von Vermuthungen einen Ariadnefaden aufzufinden.

Nach einer feinen Weile störte mich aus meinem Nachdenken das „Sdrastwui," *) einer bekannten Stimme, und siehe da, es war Feodor Iwanowitsch, mein Austernlieferant, ein Kupetz (Kaufmann) zweiter Gilde (Rangordnung). Der kam wie gerufen, denn trotz der einfältigen Miene, die er seinem sonst recht pfiffigem Gesicht zu geben verstand, hatte ich längst den Schelm in ihm aufgestöbert und nach und nach die chronique scandaleuse von halb Petersburg aus ihm herausgepreßt durch rastlose Fragen. Es ist ein eigenes Ding um Menschen, die wie dieser Kupetz in anderthalb Menschenaltern alle Studien der Civilisation bis zu einem Grade durchwandern, zu welchem ganze Völkerschaften erst nach Jahrhunderten gelangen. Der Haupthebel, Geld, durch dessen Hülfe eine so gewaltige Revolution mit dem rohen Naturſohne vorgegangen ist, hat ein lächerliches Gepräge auf dem Gesicht hervorgebracht, so sehr der Inhaber auch bestrebt sein mag, Verstellungskünste zu üben. Da, wo in seinem Alter die glatte Stirn noch Offenheit und Einfalt aussprechen würde, haben die erschlafften Kopfmuskeln kaum noch Kraft genug, die welken Falten bei großer Aufregung in Bewegung zu setzen; der ehrliche Blick des Auges ist einem stechenden, scheuen, falschen und listigen Blinzeln gewichen; die schlaffen Wangen gleichen der trügenden Maske des Schauspielers, und verriethe nicht hin und wieder ein Zucken der Mundmuskeln innere Bewegung, so würde der Beobachter lediglich auf die selten sichtbaren Augen beschränkt seyn, deren Verrätherei dem Besitzer zu gut bekannt ist, um sie den unsrigen oft begegnen zu lassen. Ich zog meinen Freund etwas bei Seite, und bald zischelte er in seiner Beichte mir ins Ohr: „Ich möge mich nicht über die vornehme Gesellschaft wundern, es umschlinge alle die Anwesenden nur Ein starkes Band, nämlich das des Eigennutzes; jeder brauche den andern, und da habe es mit dem Range nicht viel auf sich."

„Was will Dmitri Dmitriitsch, unser Wirth, ohne jenen besternten Sanitätsbeamten machen, wenn er bei der Behörde, wo jener dient, etwas erreichen möchte? Und umgedreht, was macht der Besternte mit den 5000 Rubeln, die er vom Staate erhält, da ihm seine Wohnung allein mehr kostet?"

Jetzt nahte unser Wirth, und wir schwiegen. Er forderte uns auf, den gewöhnlichen Anfang eines Frühstücks mit einem Schnäpschen zu machen, und trotz meines Deprecirens und der Bemerkung: daß ich es mit der lateinischen Küche des Apothekers zu thun habe, nöthigte er mich ein halbes Spitzglas zu leeren. Wie höllisches Feuer brannte der gepfefferte Spiritus auf der Zunge und bis hinunter in den Magen; da half kein Schütteln, sondern ich war gezwungen nach einer Butterschnitte zu langen, während auch die übrige Gesellschaft an das Entleeren des mit kalten Speisen stark besetzten Tisches ging. Jeder nahm einen Teller zur Hand und langte zu, wie es gehen wollte. Der Festgeber, triefenden Angesichts, immer emsig dazwischen laufend und selbst genügsam rufend: „Fso jest," „Iswoltje's," „Paschaluitje's!" u. s. w. (Es ist Alles zur Genüge vorhanden, seyen Sie so gefällig, haben Sie die Güte, meine Herren!) kurz er war im Zenith seines Selbstgefühls. Wie Donnerschlag schlug ihm daher die Bemerkung eines Besternten in die Glieder: „es fehle das Salz!"

Bald war, Dank sey dem gesunden, nicht eben häkeln Appetite der Gäste, der Tisch rein geleert; fort waren Schinken, Würste, Häringe, Gurken, Rettige, Zwiebeln und dergleichen mehr, als abermals mit „Fso jest" der Wirth die zahlreiche Gesellschaft zum Ausleeren der vorhandenen drei Flaschen verdächtig aussehenden Rothweins, so wie des selbstverfertigten Quas nöthigte. Auch dieser Kelch wurde geleert und ging an mir vorüber. Nun aber öffnete der Wirth unter fortwährendem Nöthigen zum Trinken aus leeren Flaschen, unter beständigem Rufen: „Fso jest!" eine Flasche Champagner, die er wohl für ächt gekauft haben mochte, welche aber leider nicht knallen wollte. Davon wurden nun die Gläser des vornehmsten Theils der Gesellschaft gefüllt, für den Rest standen zwei andere Flaschen bereit, welche der glückselige Wirth selbstgefällig als selbst gefertigten Champagner erklärte, und wie jubelte der Wackere, als diese Flaschen beim Oeffnen herrlich knallten und einen Theil ihres Inhalts über die Gesellschaft spritzten!

Um gerecht zu seyn, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß für ein Hauptingredienz russischer Schmausereien, den geliebten Branntwein, reichlich gesorgt war durch Aufführung einer ansehnlichen Flaschenbatterie. Obwohl damit hauptsächlich auf Schlußeffecte speculirt wird, bemerkte ich doch, daß hier auch vor der Zeit derb davon zugelangt wurde, vermuthlich weil andere Spirituosa in viel zu geringen Quantitäten vorhanden waren.

Den weiblichen Theil der Familie näher kennen zu lernen, ward mir nicht das Glück, da die dicke Matuschka (Mütterchen) nebst ihren beiden etwa zwanzigjährigen Küchlein, die Küche nicht verließen; ganz im Gegensatze zu andern russischen wohlhabenden Familien, wo den Dienstboten die Küchenangelegenheiten gänzlich überlassen bleiben, um den Gästen männlichen Geschlechts nicht das Vergnügen zu rauben, Pagoden generis feminini aus ziemlicher Ferne zu bewundern. Nach bürgerlicher Gesellschaftssitte bewegen sich nämlich beide Geschlechter gesondert, es sey denn, daß getanzt würde. Bei solchen Gelegenheiten habe ich wohl hin und wieder das hohe Vergnügen genossen, sehr selten schönen, meist aber unschönen Lippen, nach faßlich und unausweichbar gestellten Fragen, ein da's oder niet's *) entschlüpfen zu hören.

Wenn unter diesen Umständen eine moralische Hydraulpresse erforderlich scheint, den nöthigen Druck hervorzubringen, der die Sprachwerkzeuge russischer Frauenzimmer in Bewegung setzt zur Hervorbringung des biblischen Ja und Nein, so sollen dieselben doch eben so bedeutender Geläufigkeit fähig seyn,

*) Wörtlich: Zu Ihrer Gesundheit! gewöhnliches Begrüßungswort.

*) Da, ja; niet, nein. Das angehängte s vertritt die Stelle des Wortes Sudar, Herr. Man kürzt dasselbe ab, und sagt da's, niet's und so fort. Die übertriebene Höflichkeit der russischen Kaufleute zum Exempel hängt das s fast an jedes Wort, und dadurch wird ihre Sprache, für mich wenigstens, dem Ohre sehr widerlich.

Digitized by Google

als in der übrigen Welt, wenn Zeit und Umstände passend, d. h. wenn die Damen unter ihresgleichen sind. Darf ich einigen unverheuratheten Berichterstatterinnen trauen, so drehen sich dann die endlosen Redereien meist um Kleider, Putz und — Heirathsangelegenheiten, wobei viel Eloquenz und Zungenvolubilität entwickelt und zu Tage gelegt werden soll. Um Dienstboten bekümmert man sich zu wenig, als daß sie, wie z. B. in Deutschland, einen Hauptgegenstand weiblicher Unterhaltungen abgeben könnten. Eben so wenig interessiren sich die Russinnen für Theurung oder Wohlfeilheit der Lebensmittel, deren Beischaffung ein lediglches Prärogativ des Hausherrn bleibt. Wie es im Punkt der lieben Kinderchen steht, habe ich nicht in Erfahrung gebracht.

Ich zog mich bei oben erwähntem Champagnerregen in den Hintergrund, und fand da meinen Feodor Iwantsch, welcher mir seit lange die Erfüllung einer Zusage schuldig war, zu deren Einforderung mir eben jetzt ein passender Zeitpunkt zu seyn schien. Der Mann sprach ziemlich geläufig deutsch und französisch, allein ich begann das Gespräch mit ihm in russischer Sprache, welche das vertrauliche Du schon geeigneter macht, Mittheilungen zu erwecken, und weil Feodor Iwantsch darin auch stets gesprächslustiger erschien, gerade wie ich ihn heut haben wollte. Beiläufig will ich noch bemerken, daß der russische Kaufmann gewöhnt ist, Leute, die mit ihm Geschäfte treiben, und sich für vornehmer achten, namentlich alle Ausländer, mit Sie anzureden, dagegen umgekehrt sich mit Du nennen zu hören. Der gemeine, uncivilisirte Russe gibt seinem Kaiser das vertrauliche Du zurück.

„Höre, Feodor Iwantsch," so begann ich, „Du versprachst mir den Grund deiner Anhänglichkeit an Dmitr Dmitriitsch, unsern Wirth, mitzutheilen, ich sehe, du hast gleich mir wenig Bekannte hier, darum erzähle!"

„Entschuldigen Sie, Andrei Pawlowitsch," entgegnete mein Freund ausweichend, „ich kenne die meisten der Anwesenden, und," setzte er flüsternd hinzu: „viel genauer als mir und ihnen lieb ist. Mißverstehen Sie mich nicht etwa, lenkte er ein, Alles im Guten, ich wollte im Scherz nur bemerken, wie dieser und jener bei mir noch etwas an der Kreide stehet, und . . ."

„Das interessirt mich jetzt nicht, mein Freund;" versetzte ich. „Bleiben wir bei unserm Wirthe und deiner Vorliebe für denselben. Komm, laß hören!"

„Pamilnitje! *) es wird sich heut nicht thun lassen, hier sind zu viele Augen und Ohren, man wird Gott weiß was davon denken, wenn wir so viel und allein mit einander sprechen; überdieß —"

„Pah! das sind leere Entschuldigungen, Feodor Iwantsch; welchen Nachtheil kann es Dir bringen, wenn Du mit mir sprichst, da ich nicht zur Benkendorf'schen geheimen Polizei gehöre, noch sonst übel berüchtigt bin. Mache also keine unnützen Ausflüchte; ich lasse Dich nicht entschlüpfen. Sieh, das Arbeitsstübchen unsers Dmitr Dmitriitsch ist ganz leer, dort sind wir ungestört, da Alle mit Essen und Trinken noch lange beschäftigt seyn werden."

(Schluß folgt.)

*) Erbarmen Sie sich! Diesen Ausruf hört man bei den Russen unzählig oft, und nicht selten bei Gelegenheiten, wo es dem Ausländer recht komisch klingt. So mußte ich über das Pamilnitje eines corpulenten Gastes an der Tafel eines meiner Bekannten herzlich lachen. Er hatte für Zehn gegessen, und der starke Sareptasenf seinen Augen Thränen erpreßt, die auf den Wangen sich mit den Schweißtropfen vermählten, als die Hausfrau ihn gastfreundlich zum weitern Genuß des Gerichts aufforderte, von dem er bereits ansehnlich zugelangt. Hier wurde sein: „Erbarmen Sie sich, gnädige Frau, es wird kaum mehr gehen!" wirklich Lachen erregend.

Die Boajagd auf Timor.

(Mitgetheilt von J. Arago im Courrier français vom 29 Februar.)

Wenn die Sonne, nachdem sie nur kurze Zeit ihre Strahlen schief über die Urwälder von Timor geworfen, wieder senkrecht steht, wird sie wahrhaft erdrückend: die Luft ist mit einem Duft von Schwefel und Erdpech erfüllt, als stünde man auf einem Vulcane, der eben im Begriffe ist, sich zu öffnen, und man fühlt eine solch schmerzhafte Ermattung in allen Gliedern, als wäre man gefoltert worden. Nur mit dem Einbruche der Nacht, wenn die Erddämpfe höher steigen, fühlt man sich wohler, man athmet frei, und wagt sich endlich, gleichsam den glühenden Dämpfen, welche den Menschen den Tag über in die zerstreut liegenden Hütten gebannt haben, zum Trotze, auf das fast ausgedörrte Land hinaus. Während die Vögel vor den glühenden Strahlen der Sonne Schutz unter dem dichten Grün der Bäume suchen, hört man zugleich ein eigenthümlich langsames Dahinstreifen zwischen dem halbgedörrten Laube, und wenn man es wagt, mit den Blicken den wellenförmigen Bewegungen zu folgen, die sich zwischen den Bäumen hinziehen, so sieht man die Boa, wie sie sich an einem starken Baumstamm hinaufschlängelt, ihn umwindet, sich zuerst langsam, dann rascher und rascher dreht, und nun schnell wie der Wurfspieß, den eine kräftige Hand geworfen, in eine das Auge ermüdende Ferne dahinschießt.

So wie sie erwacht und ihre Wanderung beginnt, suchen alle kleinen Reptilien und Insecten zu entfliehen, aber durch eine unbezwingliche Furcht festgebannt, vermögen sie nichts, als einige krampfhafte Bewegungen zu machen, und stürzen sich so fast selbst in den geöffneten Rachen dieses furchtbaren Verheerers der Urwälder.

Der finstere Wald, in welchem ich sah, was ich hier erzähle, erhebt sich in kleiner Entfernung von der ärmlichen Stadt Diethy, welche aus ungefähr fünfzig umzäunten Hütten besteht, die, wunderlich gruppirt, auf kleinem Raume beisammenstehen, und in welchen einige Europäer und eine ziemliche Anzahl kriegerischer, kupferfarbiger Malayen mit von Betel und den Arekanüssen geschwärzten Zähnen leben und sterben, und so dicht bei ihnen, daß sie sie mit einem einzigen Sprunge erreichen kann, lebt auch die Boa, der furchtbare Constrictor, der nur dann sich mit Myriaden von Insecten füllt, wenn es ihm nicht gelang, in seinem schnellen Laufe einen Büffel zu umstricken.

Der Büffel ist die gewöhnliche Nahrung der Boa: so wie sie ihn von der Seite gepackt hat, schleift sie ihn nach einer der dichtesten Stellen des Waldes, und erstickt ihn in ihren Umwindungen trotz seiner scharfen Hörner, der Kraft seiner Schultern und seines furchtbaren Gebrülles, sie umzieht ihn dann mit ihrem Geifer, während sie ihn mit ihrer rauhen Zunge zu gleicher Zeit beleckt und bespritzt, dann knetet sie ihn, dehnt ihn, zermalmt seine Knochen, bis ihr der Instinkt

Digitized by Google

sagt, daß nun der gräßlichen Zubereitung genug geschehen. Dann läßt sie ihr Opfer los, legt sich ausgestreckt dem Kopfe des todten Büffels gegenüber, öffnet ihren Rachen, dessen Dehnbarkeit jeden Begriff übersteigt, preßt alle ihre Ringe fest aneinander und saugt so gewissermaßen das Thier in sich. Ist es ungefähr zur Hälfte verschlungen, so beruhigt sich die gefräßige Boa, sie wird träge und schläft endlich ein, wie von der Ermattung eines Kampfes betäubt, der ihre Kräfte erschöpft hat. Wenn die Boa bei ihrem Kampfe allein war, wenn das Weibchen fern von ihm schläft, so kann man sich jetzt ohne Scheu ihr nähern, man hat nichts von ihrer Stärke, ihrem Gifter und ihrem furchtbaren Rachen zu fürchten, der jetzt wie ein großer Schmelzofen geöffnet steht, sie schläft, man könnte eben so gut sagen, sie ist todt, denn sie ist unbeweglich wie ein Baumstamm. Es ist begreiflich, daß eben nicht großer Ruhm dabei zu verdienen ist, eine Boa in diesem Zustande der Erstarrung, in welchen sie durch ihre angefangene Mahlzeit versetzt wurde, zu tödten, da es aber eben nicht der Ruhm ist, welchen man bei den täglichen Kämpfen mit diesem gräßlichen Thiere sucht, so ist es am klügsten, sie so mitten in ihrem Schmause anzugreifen. Die Boajäger knieen in Einer Reihe von dem Kopfe bis an die Seiten des Thieres, legen ihren spitzigen, vergifteten Pfeil auf die von Fischdärmen gemachte Bogensenne und schießen auf ein gegebenes Zeichen zu gleicher Zeit auf das Ungeheuer.

Auf diese Weise verfahren die Malayen auf Timor und Kupang, namentlich diejenigen in dem Gebiete von Dielhy, so wie ihnen das ängstliche Gebrülle der Büffelheerde, von einer kurzen Stille unterbrochen, verkündet, daß einer derselben, von dem furchtbaren Constricter umschlungen, mit dem Tode ringt. Dieses nennen sie jedoch keine Jagd, sondern ein Zusammentreffen, und wenn das Ungeheuer getödtet ist, bleibt es auf dem Platze liegen, damit es sammt seiner Beute den andern Reptilien zur Nahrung diene, denen früher oder später ein gleiches Loos zu Theil wird. (Schluß folgt.)

Unbekannte Thiere.

In einem Sumpfe in der Nähe von Grenoble hat man ein in unsern Gegenden völlig unbekanntes Amphibium, dessen genaue Beschreibung wir hier liefern, gefangen. Seine Länge zwischen dem Anfange des Halses und dem Ende des Rückgrates beträgt 0,26 Centimeter; der Durchmesser in der Mitte des Leibes 0,23 C.; an dem Vorder- und Hintertheile 0,19 C. Der Rücken bietet eine ziemlich starke kreisförmige Ausbauchung; der Bauch hat dieselbe Form wie der eines Pferdes. Die 0,06 C. hohen Vorder- und 0,09 C. hohen Hinterpfoten gleichen denen der plattfüßigen Vögel. Der Kopf hat eine Breite von 0,11 C., sein oberer Theil ist platt, die Augen sind rund und betragen im Durchmesser 0,009 M. Das Maul, mit einer Oeffnung von 0,07 C., ist mit zwei Reihen kurzer und sehr feiner Zähne besetzt. Die Zunge hat viele Aehnlichkeit mit der der Schlange, und die Nasenlöcher sind mit weißen Haaren wie die Schnurrbärte der Hauskatzen bewachsen. Die im Ganzen zarte Haut ist am Rücken ein hübsches Grün, und am Bauch gelblich weiß. Seine Natur und Lebensweise sind dieselben, wie die der in unserer Gegend vorkommenden Amphibien. Man hat es in eine große Kufe gebracht, und es hält sich bald unter dem Wasser, bald auf dem hiezu auf passende Weise angebrachten Sand auf. (Courrier de Lyon.)

In den höchsten Gebirgen von Stewarthy, Glenlyon und Glenlochy haben die Bauern seit zwei Wintern häufig die Fährte eines bisher in Schottland unbekannten Thieres bemerkt. Dieselbe gleicht der eines jungen sehr entwickelten Füllens vollkommen, nur scheint der Huf länger oder weniger rund zu seyn. Nach der Tiefe des im Schnee gebliebenen Fußstapfens zu urtheilen, muß dieses Thier sehr dick seyn. Man hat bemerkt, daß der Gang dieses bis jetzt noch nicht gesehenen Thieres unregelmäßig ist; derselbe gleicht ziemlich den Sprüngen eines verfolgten Hasen. Man hat in einem Umkreise von etwa 12 Meilen Spuren desselben gefunden, und es läßt sich kaum beschreiben, wie sehr diese Entdeckung die allgemeine Neugier spannt. Unsere Gebirgsbewohner sind entschlossen, sobald sie eine bestimmte Spur dieses geheimnißvollen Vierfüßlers gefunden haben, denselben bis auf die steilsten Felsen zu verfolgen. (Perth Courrier.)

Bevölkerung Rußlands.

Das vor kurzem erst erschienene Heft des Journals des Ministeriums des Innern vom October 1839 enthält nachstehende Zusammenstellung der männlichen Bevölkerung Rußlands:

Gouvernements.		Gouvernements.	
1. Archangel	109,552	Transport	12,461,289
2. Astrachan	145,500 *)	29. Nowgorod	403,511
3. Bessarabien	552,450	30. Olonez	112,567
4. Bialystok	122,906	Provinz Omsk	276,355
5. Wilna	632,545	31. Orenburg	865,574
6. Witebsk	575,065	32. Orel	670,206
7. Wladimir	553,821	33. Penfa	485,621
8. Wologda	359,125	34. Perm	707,726
9. Wolhynien	705,712	35. Podolien	765,302
10. Woronesch	734,180	36. Poltawa	809,569
11. Wiatka	720,475	37. Pskow	342,211
12. Grodno	595,857	38. Rjäfan	615,738
13. Land der don. Koſak.	520,150	39. St. Petersburg	255,143
14. Jekaterinoslaw	396,230	40. Saratow	774,725
15. Jeniſeisk	102,843	41. Simbirsk	589,956
16. Irkutsk	545,466	42. Smolensk	517,347
17. Kaukaſ. Provinz	248,987	43. Taurien	265,549
18. Kafan	695,409	44. Tambow	779,855
19. Kaluga	455,555	45. Twer	617,949
20. Kiew	753,118**)	46. Tobolsk	534,280
21. Koſtroma	456,545	47. Tomsk	219,449
22. Kurland	245,861	48. Tula	552,246
23. Kursk	769,220	49. Charkow	659,152
24. Liefland	555,289	50. Cherſon	592,579
25. Minsk	517,590	51. Tſchernigow	515,956
26. Mohilew	425,248	52. Eſthland	155,545
27. Moskau	616,518 †)	53. Jaroslaw	429,127
28. Nishegorod	509,755		25,480,645
	12,461,289		

Hiezu kommen noch 1,298,962 Polen beiderlei Geschlechts, und eben so das Großfürstenthum Finnland mit 1,597,145 Seelen.

*) Darunter sind 75,000 Nomaden.
**) Hier sind auch die Militärcolonien, die sich bis Podolien ausdehnen, mit eingeschlossen.
†) Moskau allein zählt 34,562 Seelen beiderlei Geschlechts, allein von diesen gehören viele zu andern Gouvernements, namentlich Tausende von adeliger Hausdienerschaft.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 88.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 März 1840.

Die Engländer in Afghanistan.

Die Lage der Engländer in Asien überhaupt wird mit jedem Tage verwickelter, mit jedem Tage dehnt sich der Kreis ihrer Thätigkeit aus, und ihre Stellung — das kann keiner läugnen, der dem Gange der Begebenheiten daselbst seit Jahren folgte — ist der Art, daß sie keinen Unfall erleiden dürfen, wenn nicht auf einmal alle ihre Feinde aufs neue wach und rege werden sollen. Es ist, wie wir früher (siehe: der Nawab von Kurnul Nr. 5 und die Engländer in Dschodpur Nr. 12. 13) gezeigt haben, kein Zweifel mehr, daß für den Fall eines Mißlingens in Afghanistan eine Mine in Indien angelegt war, die jeden Augenblick springen konnte, und noch jetzt zeigt das Benehmen des Radscha von Dschodpur, daß er die Hoffnung noch nicht aufgibt, durch Unglücksfälle der Engländer sich mit der Zeit in eine bessere und unabhängigere Lage zu setzen. Auch würde man sich sehr irren, wenn man unter der Volksmasse irgendwo Anhänglichkeit oder Dankbarkeit gegen die Engländer erwartete; im Gegentheil Haß und Abneigung ist überall, wenn auch nicht gerade unter denjenigen, welche, wie die Sipahis, von ihnen besoldet sind, so doch unter der Masse der Einwohner durchaus. So sagt der Correspondent des Asiatic Journal in einem Schreiben aus Mirat vom 19 Julius v. J. (s. Asiatic Journal Oct. S. 143). „Ich muß es als eine unter den Unterthanen der Compagnie allgemein verbreitete üble Gewohnheit bemerken, daß sie begierig nach allen ungünstigen Berichten über die Operationen unserer Truppen haschen, und sie noch übertreiben. Spricht man ihnen von unsern Erfolgen, so wird die Nachricht mit einer an Gleichgültigkeit gränzenden Apathie aufgenommen, wenn nicht gar mit ungläubiger Miene. Ich habe dieß zu meinem Kummer während des Kriegs mit Birma, während der Belagerung von Bhurtpur (im J. 1826) und während des jetzigen Feldzugs bemerkt, und war selbst Zeuge, daß die meisten Einwohner von Agra an den Fall von Bhurtpur nicht glauben wollten,*) selbst als die Kanonen zur Feier gelöst wurden, und daß sie es erst dann glauben konnten, als einige ihrer im Dienste des Fürsten von Bhurtpur verwundeten Verwandten sich heimlich nach Hause schlichen. Seit den zwei letzten Monaten war die Stadt Mirat und die Bazars der Garnison voll von Unheilsgerüchten, aber selten spricht man davon mit irgend einem Schein von Theilnahme oder Bedauern."

Diese Stimmung ist nicht zu übersehen: sie ist bei den einen wirklicher Haß, bei den meisten völlige Gleichgültigkeit, und sie mag die obige Behauptung rechtfertigen, daß die Engländer, ohne sehr wesentliche Nachtheile, keinen auch nur partiellen Unfall erleiden dürfen. Erwägt man, daß somit die Engländer ganz Indien mehr oder minder scharf bewachen müssen, daß sie seit anderthalb Jahren ihr dortiges Heer um wenigstens 60,000 Mann vermehren mußten, während die Unterbrechung des Opiumhandels ihre Finanzen wesentlich benachtheiligte, daß sie jetzt einen Krieg gegen China auf dem Halse haben, daß unter diesen Umständen Birma und Nepal, die sehr unter dem Einflusse China's stehen, schwerlich mehr lange zögern werden, gleichfalls die Feindseligkeiten zu beginnen, so muß man gestehen, daß die Lage der Engländer keineswegs neidenswerth, wenn gleich nicht so verzweifelt ist, als sie vielleicht manchem erscheinen mag.

Wir haben im vorigen Jahre (s. Nr. 246 ff.) den Beginn des Feldzugs nach Afghanistan geschildert, die Gründe angegeben, weßhalb eine Verzögerung im Industhale eintrat, und die Verhältnisse zu den Amirs von Sind auseinander gesetzt. Daß diese Verhältnisse keineswegs freundlicher geworden, thut jetzt weiter nichts mehr zur Sache: es gilt von ihnen, was von allen andern indischen Fürsten gilt: oderint, dum metuant. Die Engländer haben Candahar und endlich Cabul mit unendlichen Mühseligkeiten, und trotz des schwachen Widerstandes mit nicht unbedeutendem Verluste erreicht, die glänzende Waffenthat der Erstürmung von Ghizni hat sie nicht nur militärisch sicher gestellt, sondern auch den Ruf ihrer Tapferkeit und Unbezwinglichkeit bedeutend gehoben, aber die Lage der Dinge in Afghanistan hat sie veranlaßt, nur einen sehr kleinen Theil der Truppen zurückzusenden, und diese mußten auf dem Wege einestheils mit den Kheiberis in den Pässen, die nach Peschawer führen,

*) Ueber die Bedeutung dieses Ereignisses siehe Nr. 24 vom vorigen Jahre.

Digitized by Google

anderntheils auf dem Marsch nach Dadur und Bamiarpur mit dem Belutschen-Häuptling, Mihrab Khan, sich herumschlagen. Die Sikhs im Süden benehmen sich als sehr zweifelhafte Alliirte, vorwärts gegen Westen ist der Fürst von Herat eines Einverständnisses mit den Persern und Russen mehr als verdächtig, Dost Mohammed sammelt jenseits des Hindukusch neue Kräfte, Bukhara ist im offenen Bunde mit Rußland und hält den Oberst Stoddart gefangen, Persien selbst ist wohl im Augenblick machtlos, — denn der Einfluß der Engländer und der persischen Prinzen, die ehemals in England waren, scheint den ganzen Süden Persiens in Aufregung gebracht zu haben, ja wenn man den Nachrichten Teriers glauben darf, stehen die Bakhtiaristämme und die Luren in Fars gegen die Kadscharenfamilie in den Waffen, — aber Rußland hält den Schah, und scheint die Absicht zu hegen, die in Persien umherwandernden Turkomanenhorden durch den Schutz, den es der turkomanischen Kadscharenfamilie leistet, an sich zu ketten, und so Persien zu beherrschen. Indeß ist durch die Spaltung unter den ächtpersischen und den Turkomanenstämmen die Macht Persiens immerhin gelähmt, und der Streit in Afghanistan wird so ziemlich ohne sein Zuthun ausgefochten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburgische Skizzen.

Der Namenstag.

(Schluß.)

Nachdem allerlei Redensarten abgewickelt waren, als unter Anderm: „Sie sind ein arger Dränger! Ich werde mich hüten, Ihnen wieder etwas zu versprechen!“ und dergl. mehr, schritt Feodor Iwantsch endlich zur Sache, und begann mit flüsternder Stimme:

„Sie müssen wissen, Andrei Pawlowitsch, daß ich im Twer'schen Gouvernement geboren wurde. Die Namen des Ortes und der Menschen, von denen Sie mich zu sprechen nöthigen, erlauben Sie mir, zu verschweigen; ohnehin thun sie nichts zur Sache. — Meine Eltern waren Leibeigene eines kleinen Gutsbesitzers. Eigentlich kann ich nur von meiner Mutter sprechen, denn der, dessen Namen ich führe, konnte unmöglich mein Erzeuger seyn, wenn gleich er mich Sohn und ich ihn Vater nannte. Mein Vater also war auf Obrok*) in Moskwa und diente dort als Kutscher bis an sein Ende. Vor 52 Jahren erhielt er von unserm Pamieschtschik (Gutsherr) den Befehl, meine Mutter zu heurathen. Vier Monat darauf kam ich zur Welt, und nach mir binnen zwölf Jahren noch sieben Geschwister. Mein Vater kehrte vier Wochen nach der Hochzeit in seinen Dienst nach Moskwa zurück und besuchte die Mutter erst wieder einmal nach Verlauf von drei Jahren, als sie schon mit dem dritten Kinde in Hoffnung war.“

*) Obrok wird die jährliche Abgabe der Leibeigenen an ihre Besitzer genannt, sie richtet sich nach den Umständen und bestehet in vielen, wo nicht in den meisten Fällen, in Allem, was der Leibeigene überhaupt zu verdienen vermag.

„Und was mag dein Vater zu all diesem Zuwachse der Familie gesagt haben?“ unterbrach ich den Erzähler.

„Nun was soll er gesagt haben! Gewiß wird er Gott für seinen Segen gedankt haben.“

„Als ich 12 Jahre alt war, wurde ich mit dem 14jährigen Sohne eines Nachbars hieher nach Petersburg gesandt, um die Bedienung eines Sohnes unsers Pamieschtschiks zu übernehmen, der einen niedern Beamtenposten bei einer Behörde eingenommen hatte, und sein Glück im Kronsdienste machen wollte. Der Dienst, den ich und mein Camerad bei der Person unsers jungen Herrn zu versehen hatten, erfordert nur geringe Fähigkeiten, und bestand, wie dieß noch heutzutage bei Bedienung junger Herren aus dem Militär- und Civilstande der Fall ist, hauptsächlich in pünktlicher Befolgung des häufigen Gebotes „dai trubku,“ (reiche die Pfeife her!) Eine kleine Schwierigkeit entstand freilich für uns dadurch, daß wir auch für den Tisch, die Bekleidung und alle sonstigen Lebensbedürfnisse unsers Herrn zu sorgen angewiesen wurden, und daß die Börse, aus welcher all dieß bestritten werden sollte — im Rohrstocke unsers Gebieters bestand, denn Schläge waren unser Theil, sobald es an irgend etwas fehlte, und nie war davon die Rede, daß aus der Tasche unsers Herrn auch nur ein Kopeke zur Herbeischaffung des Erforderlichen fließen könnte; ja wir mußten späterhin auch sogar das nöthig werdende baare Geld zur Füllung dieser Tasche herbeischaffen. Uns Russen aber ist nichts unmöglich, wenn wir nur müssen, und so trug ich bald auf meinem Kopfe einen schönen Kram von Aepfeln, Stecknadeln, Nüssen, Kämmen, Pfefferkuchen u. dgl. in der Stadt zum Verkauf umher, der ganz mein, oder besser gesagt, meines jungen Herrn wohlbezahltes Eigenthum war. Dadurch, daß ich vom Gewinn stets etwas zurücklegte und zuweilen eher eine Tracht Schläge aushielt, als daß ich meinen geheimen Schatz angegriffen hätte, wuchs derselbe mit jedem Tage und setzte mich nach etlichen Jahren, ich konnte damals ungefähr erst im Alter von achtzehn stehen, in den Stand, eine kleine Laske (Victualienverkaufsladen) zu miethen und zu beziehen. Meinem Herrn erzählte ich: daß ein Landsmann mir Vertrauen geschenkt und das nöthige Anlagecapital in Waaren geborgt habe. Zufrieden, daß ich ihm künftig einen größern Obrok in baarem Gelde zu zahlen versprach, forschte er nicht weiter, sondern entließ mich der Dienste um seine Person, und nun setzte ich meine Betriebsamkeit und Sparsamkeit in so möglich erhöhtem Grade fort; ich lebte eigentlich fast von Nichts. Ach! Andrei Pawlowitsch, Sie haben keinen Begriff, mit wie Wenigem der arme Russe zu leben versteht. Nach Verlauf von abermals etlichen Jahren konnte ich meinen Handel schon ziemlich ins Große treiben und hatte dennoch nebenbei ein baares Capital liegen; eine Verfahrungsart, auf die ich unter allen Umständen mit Bestimmtheit gehalten und der ich meinen ganzen Wohlstand zu verdanken habe. Mein Herr unterließ nicht, von Zeit zu Zeit bei mir vorzusprechen, und da ich meinen erhöhten Wohlstand trotz aller List und allen Täuschungen nicht ganz verhehlen konnte, steigerte er meinen Obrok, so weit es ihm gut dünkte. Im Uebrigen aber war er keiner von den Schlimmsten, und

Digitized by Google

ich kann auch nicht sagen, daß er jemals sich näher um meine Angelegenheiten gekümmert oder gefragt hätte: auf welche Weise erwirbst Du das Geld? Er suchte zwar je mehr je besser an Obrok von mir zu ziehen, allein er überließ es mir doch, diesen zu nehmen, woher ich konnte oder mochte. Nun, sehen Sie, in dem Hause, wo ich damals meine Lasse hatte, wohnte auch Dmitr Dmitrilitsch. Ich wandte mich zuweilen an ihn wegen eines bösen Schuldners, dem man zu Leibe gehen konnte, weil nicht zu fürchten war, daß er schaden könne. Man muß damit sehr vorsichtig seyn, Andrei Pawlowitsch, namentlich bei denen, die in einem Amte stehen. Jeder hat da seinen Anhang, dem er gelegentlich wieder dient, und ehe man sich's versieht, ist man in eine Geschichte verwickelt, daran man kaum gedacht, und die doch droht, uns an Kopf und Kragen zu gehen. Vor unsern Behörden sind wir allzumal arme Sünder. Was dieß anbelangt, soll es im Auslande doch besser stehen, als bei uns, was sagen Sie dazu?"

Durch diese Frage wollte mein Freund entschlüpfen, allein ich schnitt ihm den Rückzug ab, indem ich kurz zugab, daß auch bei uns so manches sein „Aber" habe, wenn auch auf andere Art und Weise; er mußte seine Beichte vollenden, denn ich stellte ihm die Frage: „Wie es gekommen, daß er jetzt, wie ich wisse, kein Leibeigener jenes Herrn mehr sey?" Da erfuhr ich, wie mein Feodor Iwantsch sich in eine hübsche Rigenserin verliebt habe, die als Stubenmädchen bei einer deutschen Herrschaft in Dienst gestanden, und durchaus von keinem Leibeigenen etwas habe wissen wollen. Unser heutiger Festgeber war consultirt worden, und hatte für ein gutes Stück Geld die Sache vermittelt. — Dmitr Dmitrilitsch nahm den jungen Herrn unsers Feodor Iwantsch in nähere Beobachtung, machte mehrere Gläubiger desselben ausfindig, trieb diese, und hetzte so den Tschinownik (Beamteten), bis er dem Vorschlage Gehör gab, seinem Leibeigenen die Freiheit zu verkaufen. Dafür erklärte sich Feodor Iwantsch zu lebenslänglicher Dankbarkeit gegen den Ränkeschmied verpflichtet; aber ich fürchte, diese Lebenslänglichkeit würde von kurzer Dauer gewesen seyn, wäre der Advocat minder brauchbar, oder mehr entbehrlich geworden für unsern vortrefflichen Freund. — Ich konnte mir es auch nicht versagen, einige bescheidene Zweifel gegen die Dankbarkeits- und Anhänglichkeitsursachen merken zu lassen, und mein Austernbesitzer war nicht im Stande, mich in meinem Glauben irre zu machen, obschon er die unendlichsten Pamiluitje's vom Stapel laufen ließ, und sein verliebtes Antlitz in die ehrlichsten Falten zu bringen suchte.

Unbekannt mit dem Gebrauche, und ungewiß, wenn man das Frühstück ohne anzustoßen verlassen könne, weil ich nicht Appetit hatte, das saftige Ende abzuwarten, wo die trunkene Eigenthümlichkeit durch zahllosen Küssen und Abschmatzen sich kund gibt, beschloß ich, Feodor Iwantsch auszuforschen, und fragte demnach: „Wirst du noch lange bleiben?"

„Pfui! Nein!" entgegnete dieser in deutscher Sprache. Ein Russe versäumt nämlich selten eine Gelegenheit, wo er erlernte fremde Sprachen zur Schau bringen kann. Daraus entsteht in Gesellschaften jenes ekelhafte Sprachgewirr, das keinen ordentlichen Gedanken aufkommen läßt, falls es Jemanden einkommen sollte, denken zu wollen. — Man deute übrigens dieß „Pfui" nicht falsch; die, welche in Petersburg deutsch sprechen, brauchen das Wörtchen bei vielen Gelegenheiten, ohne dabei Uebles im Sinne zu haben. — Auf die Fragen: Waren Sie schon in der Kirche? bei Ihrer Geliebten? auf der Parade? im Club? oder sonst wo, ist der Verneinungsfall immer mit einem Pfui! begleitet, und soll nichts als das Nein verstärken.

So harmlos war mein Pfui nicht, als ich zu meiner harrenden Equipage kam und fand, daß mein Iwan, während ich oben bei dem Frühstücke beschäftigt gewesen, die Zeit benutzt, und sich tüchtig befrühstückt, d. h. betrunken hatte, so daß wir nur mit genauer Noth den Weg nach Hause fanden.

Traumund Welp.

Die Boajagd auf Timor.

(Schluß.)

Die Boajagd ist viel gefährlicher, und ich wollte hundertmal lieber den hungrigen Tiger oder Löwen in der Wüste, als die Boa in ihren Wäldern bekämpfen. Die Kugel ist machtlos, denn es ist nicht möglich in diese unaufhörlichen Windungen, die wie Flammen hin und her ringeln, gut zu zielen. Und wo ist nur eigentlich der Feind? Ihr glaubt ihn zu euern Füßen zu hören, während er in bedeutender Höhe mit den letzten Ringen seines Schweifes um einen Baumast sich fest geschlungen hat, seinen Körper wie eine Schleuder hin und her wirft und sich vorstürzt euch zu fassen und zu begeifern, wie er es dem Büffel macht. Vielleicht hofft ihr, da hier kein Dist zu fürchten ist, euch mit eurem Schwerte zu helfen, ich aber gestehe, daß ich mich für besiegt halten würde, so wie mich das Ungethüm in seine Ringe faßt, und nur Malayen aus Timor können dann allenfalls noch sich mit Erfolg vertheidigen.

Dennoch wurde der Krieg der Boa von ihren Waldungen aus, welche die traurige Colonie von Dilihy fast berühren, so mörderisch gegen die Büffel geführt, welche den Europäern und den Rajas, welche dem Residenten pflichtig sind, gehören, daß der Gouverneur José Pinto Alcoforado de Acevedo e Souza sich entschloß, eine Jagd anzustellen, um diese furchtbaren Thiere zu tödten, oder doch wenigstens zu verjagen. Er ward gegen einige Stücke Zeug, welche in dem Lande verfertigt werden, beherzte kräftige Männer, die sich nicht scheuten, Tag und Nacht die finstern Wälder zu durchstreifen und den furchtbaren Verderber zu bekämpfen. Ihre Waffen bestanden aus dem gefährlichen Kris, dessen wellenförmige Klinge fast immer in den gelblichen Saft des Bohon-Upas getaucht ist, der jedoch minder tödtlich ist, als man gewöhnlich in Europa glaubt, und aus spitzen, kurzen, gezähnten Pfeilen, die sie fächerförmig vor ihre Brust stecken, und nach dem Ungeheuer abschießen, wenn sie es schlafend antreffen. Aber es fielen so viele Menschen als Opfer dieses Unternehmens, zu welchem man häufig Verbrecher wählte, welche den härtesten Strafen verfallen waren, daß man sich genöthigt sah, es aufzugeben. Dennoch, erzählte mir Hr. Pinto, sey er von so vielfältigem Verlangen, auf die Boajagd gehen zu dürfen, bestürmt worden, daß er sich bald genöthigt gesehen habe, den Sold für das gefahrvolle Unternehmen zu verkleinern.

Nach diesen Versuchen, die noch schneller als das verderbliche Fieber

Digitized by Google

und die rothe Ruhr die Entvölkerung der Colonie herbeigeführt hätten, entschloß sich Hr. Pinto, die gefährdeten Waldungen anzuzünden, und die ganze Insel einem allgemeinen Brand auszusetzen. Er ging jedoch mit großer Vorsicht zu Werke, und so wie die Büffel, welche er als Brandopfer in die Waldungen schickte, ihm zeigten, daß eine oder mehrere Schlangen in diesem Theile des Waldes seyen, so ließ er einen breiten Kranz um diese Stelle her niederhauen, und da die Schlange nach ihrem Mahle einige Monate in ihrem todtenähnlichen Schlafe bleibt, so wurden die Holzfäller nur von den hungrigen Boas unterbrochen, die sich dennoch an so viele Menschen zumal, die hinlänglich zu ihrem Empfange gerüstet waren, nicht wagten. So wie die hundertjährigen Stämme mit ihren reichen Aesten gefällt waren, wurden dürre Blätter in die Mitte geworfen, und so wie die Flamme mehr und mehr um sich griff, sah man das geängstete Thier pfeilschnell an die höchsten Bäume emporklimmen und umherspähen, von wo aus es ihm gelingen möchte, dem gefürchteten Elemente zu entgehen. Vergeblicher Versuch, sie stürzte entsetzt in die Flammen zurück, und ihre gräßlichen Windungen zeigten das Schreckliche ihrer Qualen. Dennoch, sagte mir Hr. Pinto, hätten sich mehrere über die Flammen herausgestürzt, und weit entfernt, die Flucht zu ergreifen, sich unerschrocken auf die Malayen geworfen, und mehrere getödtet, ehe es gelang, sie zu erlegen.

Die größte Gefahr für den Menschen, selbst in den bestverschlossenen Wohnungen, tritt jedoch dann ein, wenn die Boa, des Tages und der Sonne müde, sich aus ihren stillen Wäldern hervorwagt in die Ebene. Wie der Schakal und der Tiger, so hat auch der Constrictor seine List und Verstellung. Er kriecht hinterlistig durch die Haide, folgt genau mit seinen Windungen jeder Unebenheit des Bodens, um ja kein Geräusch durch ein zufälliges Anstoßen zu machen, verbirgt seinen Kopf unter die Zweige und Blätter des Gesträuches, und erhebt ihn nur mit der größten Vorsicht, um zu spähen, ob nicht in der Nähe eine leicht erreichbare Beute sey, dann kriecht sie wieder vorsichtig dem Orte zu, welchen sie zu ihrem Anfall ausgewählt hat, und dieser Augenblick ist es, in welchem sie unter raschem Sprunge sich hin und her wendend von der Rechten zur Linken, vorwärts, rückwärts wie von einem Schwindel gefaßt — nur eine flackernde Flamme vermag ein Bild davon zu geben — ihr Opfer ergreift, und ihr gieriges Auge weiß trefflich dasjenige auszuwählen, welches ihr die meiste Nahrung gewährt.

Und was haben die Bewohner von Timor erfunden, um ihre offenen Pflanzungen zu beschützen? Sie binden einen Büffel durch die Nase mit festen Stricken an einen Baum oder Felsen und haben sich einen Schutzort in einer Art kleiner gezähnter Käfige gemacht, aus welchem sie dem Gange ihres Feindes folgen können. Die Boa wirft sich über den Büffel, dessen Gebrüll bald ihren Sieg und ihre Mahlzeit verkündet.

Jedoch darf man nicht glauben, daß das Ungethüm auch dann gleiche Vorsicht gebraucht, wenn der Hunger es heftig quält, dann ist im Gegentheil ihr Lauf rasch und entschieden, sie schwingt sich stolz über das hohe Haidekraut, stößt Laute aus, die dem Pfeifen des Sturmwindes ähnlich sind, und folgt in gerader Linie wie ein Pfeil ihrer Richtung. Wehe dem Unglücklichen, gegen welchen sie sich gewendet hat: nichts wird ihn vor ihrer furchtbaren Umarmung schützen, und man sah sie selbst schon mehrere Menschen hintereinander in ihrem Riesenlaufe verschlingen, gegen welchen der schnellste Lauf des Tigers gar nicht in Vergleich kommt. Die Dehnbarkeit ihres Rachens ist unglaublich, denn ihr Kopf ist nicht größer als zwei starke Männerfäuste, und dennoch verschlingt sie so ungeheure Massen.

Alles dieses ist großartig, aber gräßlich zu sehen, und hält die stete Aufmerksamkeit der muthigen Forscher, welche ohnehin gegen die dem Leben der Europäer so verderblichen Krankheiten dieses Landes genug zu kämpfen haben, zu sehr in Athem, als daß sie auch die noch gefährlichern Excursionen, die Boa in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, versuchen sollten. Wenn die Stürme des Oceans uns lange hin und her gewiegt, eine glühende Sonne unsere Haut gedörrt, die Eiskälte des Nordens unser Blut gefrieren gemacht hat, wenn wir mühsam den verderblichen Fiebern widerstanden haben, dem Scorbut, der rothen Ruhr und dem verderblichsten Feinde der Reisenden, dem Heimweh, dann darf man uns wohl etwas Kleinmuth einem Feinde gegenüber, der eben so häßlich anzusehen, als schwer zu bekämpfen ist, nicht so übel nehmen, oder wenigstens klage man uns dann erst an, wenn man selbst mehr versucht hat. Ich habe vermegen manche Bewegung des furchtbaren Constrictors, der Diethy in Schrecken gesetzt, selbst beobachtet, die übrigen Nachrichten wurden mir von Hrn. Pinto mitgetheilt, und ich glaube nicht, daß Jemand da lügt, wo dem Erzähler weder Ruhm noch Vortheil dadurch wird.

Ich sah das malayische Volk auf Timor, ich lebte mit ihm, ich sah seine Freuden, die einem Orkan gleichen, seine Feste, die im Mord, seine Orgien, die in Metzeleien bestehen; ich bin lange mit diesen Feuermenschen, die nie das Gebrüll der Vulcane, auf denen sie ruhen, aus ihrem Schlummer stört, und welche ruhig das furchtbare Krokodil, welches die Rhede von Kupang verwüstet, bis auf zwei Schritte auf sich zukommen lassen, Arm in Arm gegangen.

Die erste Bewegung des Malayen bei seinem Erwachen ist eine Liebkosung seiner vergifteten Waffen, und sein letzter Gedanke, wenn er sich auf die feuchte Erde oder auf seine Manillamatte zum Schlummer streckt, ist Verdruß und Reue, wenn sein Kris oder sein Wurfspieß keine Blutspur von dem Tage her aufweist. Soll ich hier die Berichte einiger Reisenden anführen, welche bezeugen, daß sie in einem Theile der malayischen Inseln die Eingebornen mit ihren Kris und ihren Pfeilen bewaffnet auf die Boajagd gehen und fast immer als Sieger zurückkehren sahen? Ihre Pfeile sind statt mit Knochen- oder Eisenspitzen mit mondförmigen Eisen versehen, durch welche es ihnen gelingt das Ungeheuer in seinem raschen Laufe aufzuhalten; denn es sollen die Malayen mit Hülfe ihrer Kris dem Constrictor einen seiner Ringe zerbrechen, ja manchmal sogar ihn in zwei Hälften theilen können! Ob diesen wunderbaren Berichten Glauben zu schenken ist, weiß ich nicht.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 37** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Alciphron.** (Fortsetzung.) — **Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande bezogenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 4—5 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es kostet für das Ausland jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 89.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 März 1840.

Nachrichten über Chiwa.

In der Literaturnaja Gaseta vom 17 Febr. findet sich eine Mittheilung des bekannten Schriftstellers Dahl, der gegenwartig den Feldzug gegen Chiwa mitmacht. Sie ist den Erzahlungen eines Fähndrichs, Namens Medjánik, entnommen, der bei den Chiwaern in Gefangenschaft gewesen war.

„Bei meiner Gefangennahme durch die Kirgisen führte man mich nach dem Syr Derja (Jaxartes) wo man mich bei dem Uebergangspunkte Taldogut drei Monate gefangen hielt; endlich brachte man mich nach Chiwa. Auf dem Wege durch die Steppe findet sich Saxaul *) in Menge, dann läuft dreißig Werste weit ein flacher, unfruchtbarer, aus Thon und Sand bestehender Boden fort, hierauf geht es in eine niedrige Ebene hinab, auf der man nach zurückgelegten 50 Wersten an den Amu Derja kommt. Hier wächst eine rothe Weidenart, Syngyl,**) in großer Menge. Die Ufer des Amu sind nicht uber 1½ bis 2 Arschinen hoch, der Boden besteht aus Thon und Sand; zwischen den Weiden wächst Futtergras, aber eigentliche Wiesen gibt es nicht. Der Fluß ist tief, fließt rasch und leicht hin, und das Wasser ist gut. Die Chiwaer haben Fahrzeuge, die sechzig Mann fassen; die Breite des Stroms betragt 250 Sashenen; im Winter gefriert er gewöhnlich auf einen Monat oder noch kürzere Zeit. Auf dem rechten Ufer des Flusses ist eine Menge in den Feldern und Gärten zerstreuter Häuschen, welche bei dem Kriege Chiwa's mit Buchara alle verödet wurden. Wir setzten bei der Stadt Urgendsch über den Fluß. Die Vorstadt beginnt gleich am Ufer des Flusses, die Festung aber liegt sechs Werste davon. Diese Stadt ist viel bedeutender als Chiwa. Die Wege sind im Herbst und Winter wegen des schlüpfrigen, zähen Thons zur Regenzeit fast im ganzen Chanat ungangbar, und die unendliche Menge von Canälen, womit jedes Besitzthum durchschnitten ist, macht die Angriffsbewegung eines feindlichen Heeres, und namentlich der Reiterei, äußerst schwierig: man darf nur die Brücken abbrechen oder verbrennen und das Land ist ungangbar; Holz zu Brücken läßt sich nirgends finden. Die Infanterie könnte hier mit viel größerem Vortheil operiren, um so mehr, als man sie hier gar nicht kennt. Auf den Wegen gehen nur beladene Kamele oder, wiewohl selten, zweiräderige Arben mit ungeheuren Rädern. Auf den Arben führen die Einwohner meistens Sand und Dünger, um ihre thonreichen Ackerfelder zu verbessern. Pferde und Ochsen werden nie angespannt. Holz gibt es fast im ganzen Chanat gar nicht; dünnes Reisig wird zum Brennen, eine kleine Fuhre zu 12 Rubeln, verkauft. Das Brod der Chiwaer ist gesäuertes Weizenbrod; das Fleisch kostet nach unserem Gelde 30 Kopeken das Pfund.

„In Chiwa steht der Tod darauf, wenn Jemand einen Gefangenen nach Rußland verkauft, oder auf irgend eine Weise zu seiner Flucht oder seiner Abreise ins Vaterland durch Loskauf oder Freilassung eines Russen behülflich ist.

„Ich reiste im Mai zurück. Zwei Tage lang fuhr ich rasch auf dem Amuderja hinab nach dem Aralsee an bewohnten Orten vorüber. Hier geht es einen halben Tag lang durch die Nomadenlager der Karakalpaken. Um diese Zeit war der Amu sehr wasserreich, und das Wasser lief an vielen Orten über das flache Ufer hinweg, quer über den Weg, und ergoß sich in einen See, welcher etwa 25 Klafter breit ist, und auf dem linken Ufer, 5 Werste vom Flusse, denselben etwa 40 Werste weit begleitet; dann wendet er sich gegen Osten, und fällt gerade wieder in den Fluß, von welchem er hier durch einen Damm getrennt ist. Das Wasser aus dem großen Flusse ergoß sich zum Theil über den Damm, der um diese Zeit so weich ist, daß Pferde und Kamele darin versinken und nicht hinüber können. Dieser Damm ist im Verhältniß zu dem niedrigen Ufer nicht hoch, nicht über 2½ Arschinen, und jenseits desselben ist eine Schlucht, die völlig einem alten Strombette

*) Ein hohes Gebüsch, über dessen botanische Benennung sich die Gelehrten mannichfach gestritten haben; jetzt scheint man darüber einig, daß es Anabasis ist. Dieses wohlthätige Holz wächst auf den Sandsteppen, z. B. auf der von Karakum, in Menge, und dient für den vorüberziehenden Karawanen als einziges Brennmaterial. Es sinkt im Wasser unter, gibt Funken unter der Art, ist außerordentlich hart, zugleich aber faserig, porös und ausnehmend zerbrechlich. Seine Festigkeit ist so groß, daß eine in die Asche gegrabene Kohle das Feuer 24 Stunden und darüber hält

**) Sie wird selten über einen Finger dick.

gleicht. Die Breite dieses alten Strombettes jenseits des Dammes beträgt etwa 100 Saschenen, dann verengt es sich, und fällt mit dem oben erwähnten See zusammen. Dieses Strombett heißt Amur oder Aimur. Von diesem Damm an wendet sich der Fluß rechts, d. h. gegen Osten. Sechzig Werste von dem Damm ist der See Kasak-su-at, d. h. die kirgisische Tränke; hier ist das Wasser gut. Auf dieser ganzen mit der oben erwähnten Weidenart und mit struppigem Grase bewachsenen Strecke weiden Karakalpaken. Jenseits des Sees hebt sich der Weg um etwa vier Klafter, und läuft 15 Werste weit auf der Anhöhe fort, dann folgt eine sumpfige Ebene von 40 Werften, worauf der Weg abermals ansteigt, und man endlich in der Entfernung von zwanzig Werften den Aralsee erblickt. Weiterhin geht der Weg sieben Tage lang am Meeresufer fort, auf der hohen Steppe Usti-urt, welche links gegen Westen sich bis ans kaspische Meer ausdehnt. Auf dem Ostabhange, gegen den Aralsee zu, war damals ziemlich viel Gras, so daß 150 Pferde dort ziehen konnten, ohne Noth zu leiden. Weiter hinab gegen den See sind da und dort Quellen oder Brunnen, ausgegrabene Löcher; das Ufer selbst ist sandig. Der Weg ist hier auf beiden Seiten genau bezeichnet und führt an einem Meeresarm hin, aber deren, die ihn ziehen, sind so wenige, daß wir auf unserm siebentägigen Marsche keiner Seele begegneten. Endlich wendet sich der Weg von dem Aralsee weg, rechts, und nach einem neuntägigen Marsche gelangt man bis zur Quelle des Emba, von wo an der Weg bis zu unsrer Linie hinreichend bekannt ist."

Dahl macht zu dieser Schilderung die Bemerkung: Hr. Medjánik spricht hier von einem rathselhaften Damm des Amu, als ob dieser je ins kaspische Meer gefallen wäre. Ich bemerke bloß, daß dieser Damm, der so viel Rumor gemacht hat, nach der Schilderung augenscheinlich nur in dem von einem flachen Ufer eingeschlossenen Amu das Wasser zurückhalten sollte, an einer Stelle, wo die niedere Lage des linken Ufers unaufhörliche Ueberströmungen erzeugte. Das Rinnsal kann entweder das überflussige Wasser in einen natürlichen Canal abgeleitet haben, kann vielleicht auch wirklich ein alter Stromarm gewesen seyn, der eine Insel bildete, oder sich im Sand und Schilf jenseits des alten (Kuldi) Urgendsch verlor, aber in keinem Fall konnte dieser Arm das kaspische Meer erreichen, und noch weniger als Wasserverbindung zwischen beiden Meeren dienen.

Die Engländer in Afghanistan.

(Fortsetzung.)

Die nach Afghanistan geschickte Armee bestand bekanntlich zur größern Hälfte aus bengalischen, zur kleinern aus Bombay Truppen; letztere, als zur Ertragung des Klima's weniger geeignet, sollten nur Candahar besetzen, und die, welche im Sommer nach Cabul marschirt waren, gingen schon im September nach Candahar zurück, um von da mit Zurücklassung einer Besatzung weiter nach Schikarpur oder über den Gundawapaß zu ziehen. Diese fanden auf ihrem Marsch, der mit dem Ende des Jahres den Indus wieder erreichte, außer den gewöhnlichen Beschwerden eines Marsches durch ein solches Land kein Hinderniß, als welches ihnen Mihrab Khan entgegen setzte; dieser hatte schon auf dem Hinmarsch die Engländer sehr beunruhigt, und setzte seine Angriffe auch jetzt noch fort, so daß man genöthigt war, ein Corps gegen ihn zu schicken: er büßte seine Feindseligkeit gegen die Engländer mit der Erstürmung seiner Veste und mit dem Leben. Nach dieser Kriegsthat hatten die Engländer auf ihrem Weitermarsche bis zum Indus wenig mehr zu leiden.

Schlimmer ging es in den Kheiberpässen. Die zum Rückmarsch nach Hindostan bestimmten bengalesischen Truppen verließen Cabul am 15 und 16 October. Die erste Colonne unter Sir John Keane selbst, die zweite unter General Thackwell. Durchsieht man die Liste der Truppen, welche diese beiden Generale aus Afghanistan zurückführten, so findet man Artillerie und Reiterei in ziemlicher, Infanterie aber in sehr schwacher Zahl, namlich außer den Kranken und Verwundeten, die man mitnahm, nur ein nicht näher bezeichnetes „Detaschement," wonach es scheint, daß fast die ganze bengalische Infanterie, wahrscheinlich 8 bis 10 Regimenter, theils Europäer, theils Sipahis, zurückblieben. Schon in Dschellalabad erfuhr Sir John Keane, daß die Kheiberis die Durchziehenden bedrohten und plünderten; heftig erzürnt schickte er zwei Regimenter aus, „um die Räuber zu vernichten;" aber Hr. Macnaghten, der sie begleitete, hatte andere Aufträge. Sir John Keane's Corps kam seltsamerweise unangegriffen durch, man glaubt, weil die Kheiberis eben mit der Theilung der Beute beschäftigt gewesen seyen, die sie einem kleinen Corps von Sikhs kurz zuvor abgenommen. Als aber Sir John Keane am 7, und General Thackwell am 8 Nov. in Peschawer angekommen waren, mußten sie, um die Kheiberis einigermaßen zur Ruhe zu bringen, bis zum 25 dort bleiben. Man hatte ein Fort, mitten im Kheiberpasse, Namens Ali Mesdschid, besetzt, und mußte der Besatzung Lebensmittel und Munition zuführen. Das damit beauftragte Corps, welches aus etwa 600 Mann angloindischer Truppen und 6 bis 700 Sikhs bestand, gelangte glücklich an Ort und Stelle, auf dem Rückmarsch aber ward es angefallen und nahezu aufgerieben, denn ein Privatschreiben in den Bombay Times vom 11 Dec., das gleich nach dem Vorfall, nämlich am 13 Nov., geschrieben wurde, besagt, daß von 250 Lanciers noch 12 zurückgekommen; von dem Convoi gingen 500 Kamele fast mit allem Gepäck verloren, darunter das des Lieutenant Mackeson mit 8 bis 10,000 Rupien, die einigen Nachrichten zufolge zur Beschwichtigung der Kheiberihäuptlinge hatten dienen sollen. Die Engländer behaupten, die Kheiberis seyen über die sie begleitenden Sikhs mit gezogenen Messern hergefallen; diese seyen in Unordnung gerathen, hatten Reißaus genommen, sich auf die englischen Truppen gestürzt, und so auch diese in Unordnung gebracht. Ein zweites Corps mußte nach Ali Mesdschid geschickt werden, um den Paß offen zu erhalten, bis Oberst Wheeler mit den beiden oben erwähnten Regimentern ankäme. Wheelers Truppen ließen die Kheiberis durch, weil ihr Anzahl zu groß war, fielen aber über den Vor- und Nachtrab her, hieben die Escorte des Gepäcks nie-

Digitized by Google

der, und scheinen auch dießmal einen Theil desselben fortgeschleppt zu haben, da der Zug 3000 Kamele mit sich führte. Ein Brief in den Bombay Times besagt, Sir John Keane, der, gelegentlich bemerkt, an der Gicht darnieder lag, sey über diesen Unfall höchst aufgebracht gewesen, und habe die strengste Untersuchung über die Ursache desselben und das Benehmen der Officiere angeordnet, allein der Eifer scheint sich bald gelegt zu haben, denn von einer Bestrafung verlautete nichts, und wenn auch das Benehmen des Befehlshabers als nicht ganz klug berechnet von einigen Privatcorrespondenten getadelt wurde, so hatte er sich doch als tapferer Soldat benommen. Die Mehrzahl der Officiere verloren mit Ausnahme dessen, was sie auf dem Leibe trugen, Alles. Man mußte das Uebel anders anfassen, und Hr. Macnaghten, der Ministerresident am Hofe Schah Schudscha's, kam selbst herbei, um mit den Häuptlingen zu unterhandeln. Diese sollen sich anheischig gemacht haben, gegen eine Summe von 105,000 Rupien den Paß offen und sicher zu halten. Macnaghten schloß mit ihnen einen Vertrag, demzufolge sie, nach einigen 90,000, nach andern 80,000 Rupien erhalten sollten. Wie lange dieser Vertrag gut thun wird, steht dahin.

Die Sache ist um so unangenehmer für die Engländer durch die Intriguen, denen sie bei dieser Gelegenheit auf die Spur gekommen sind, oder wenigstens gekommen seyn sollen. Dem Oberstlieutenant Wade, dem Residenten an dem Hofe zu Lahor, der früher zu Ludiana an der Gränze des Pendschab seinen Sitz hatte, seit der Unternehmung gegen Afghanistan aber dazu verwendet wurde, das Corps der Sikhs, bei welchem sich Schah Schudschahs Sohn Timur befand, und welches durch die Kheiberpässe nach Cabul vordringen sollte, zu begleiten, soll eine Correspondenz No Nihal Singhs mit Sultan Mohammed Khan und dem Häuptlinge der Kheiberis in die Hände gefallen seyn. No Nihal Singh ist bekanntlich der Enkel Randschit Singhs, jetzt 21 Jahre alt, stolz und tapfer, kecken Sinnes, und seinem Vater, dem jetzigen Maharadschah des Pendschab, an Geistesgaben weit überlegen. Das Gerücht hat ihn bereits zum Thronräuber gemacht, und dieß ist er auch, wenn gleich nicht dem Namen, doch der That nach, denn Kharrak Singh scheint völlig machtlos zu seyn. Auf die Verhältnisse am Hofe zu Lahor und im Lande selbst kommen wir vielleicht später zurück, hier bemerken wir nur so viel, daß No Nihal Singh recht gut fühlt, daß sein künftiges Reich eine englische Dependenz ist, sobald die Engländer sich bleibend in Afghanistan festsetzen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß in der Armee, d. h. in dem Kern der Nation der Sikhs, deren Liebling er ist, die Gesinnungen gegen die Engländer immer feindseliger werden, so daß mehrere Officiere in ihren Briefen sich mit Indignation über das hochfahrende Benehmen der Sikhs äußern, und den Wunsch und die Hoffnung ausdrücken, daß es bald mit denselben zu einem Bruch kommen möchte. No Nihal Singh ist gerade die rechte Person, es dahin zu bringen: er fühlt sich, ist ergrimmt über die Abhängigkeit seines Landes von den Engländern, und dabei fehlt es ihm allem Anschein nach an der richtigen Schätzung der Kräfte Englands: so läßt er sich verleiten, diesen vorerst allenthalben im Geheimen Feinde zu erwecken, bis er offen gegen sie auftreten zu können glaubt.

Er hat sich nun vor Allem an die Kheiberis gewandt, da diese den einzigen Paß beherrschen, der aus Cabul nach Peschawer und dem Indus führt, und als Mittelsmann scheint ihm Sultan Mohammed Khan gedient zu haben. Dieser jetzt fast verschollene Mann war früher von einiger Bedeutung: er ist ein Bruder Dost Mohammeds, und ihm fiel bei der Zertrümmerung der Duranimonarchie die Stadt und das Gebiet von Peschawer zu; er stand nie gut mit seinem Bruder, um diesen aber, der weit mächtiger war, abzuwehren, setzte er sich mit den Häuptlingen der Kheiberis in enge Verbindung; später wurde er Randschit Singh zuerst zinspflichtig, dann ward er ganz beseitigt, wohnte aber fortwährend in Peschawer, obgleich er neben dem Sikhcommandanten wenig mehr zu sagen hatte. Nun traten die Kheiberis als eifrige Mohammedaner mit Dost Mohammed und den umwohnenden Stämmen, namentlich den Jusufzeis, im Bunde gegen die ungläubigen Sikhs auf, brachten diesen nicht nur hie und da einzelne Schlappen bei, sondern verhinderten auch fortwährend, daß die Sikhs nach Cabul vordrangen. So bestand nun freilich zwischen Kheiberis und Sikhs bittere Stamm- und Religionsfehde, allein die Häuptlinge wissen sich hier, wie anderswo, über die Leidenschaften der Menge zu erheben, und traten mit No Nihal Singh in Verkehr, der sich durch Sultan Mohammed Khan an sie wandte.

Daraus ergibt sich leicht, warum die Engländer so bereitwillig waren, den Kheiberhäuptlingen eine bedeutende Summe zu bezahlen, wenn sie den Paß offen erhalten wollten, denn mit Gewalt war hier, wenigstens für den Augenblick, nichts auszurichten. Der Paß soll 30 engl. Meilen lang und an einigen Stellen so schmal seyn, daß hundert Mann eine ganze Armee aufhalten könnten. Ein solcher Paß im Rücken des Corps, das in Afghanistan stehen blieb, von einer feindseligen, zum Theil fanatischen *) Bevölkerung besetzt, ist ein höchst fataler Umstand, und kann den Engländern beim geringsten Unfall schweren Nachtheil bringen.

Ueber die Verhältnisse in Cabul und der Umgegend sind die anglo-indischen Blätter mehr als dürftig, nur zwei Umstände treten als unzweifelhaft hervor: erstens die gänzliche Unpopularität Schah Schudscha's, dessen Steuereinnehmer allenthalben, wo es nicht gerade im offenen Land ist, oder wo sie nicht von anglo-indischen Truppen begleitet sind, erschlagen werden, und zweitens die schlechte Lage der Truppen, die in dem rauhen Klima — sie hatten schon im November mehrmals 8° bis 10° R. Kälte (7° F.); Europäer wie Sipahis leiden an Entzündungen, die letztern namentlich auch an Heimweh, wozu religiöse Vorurtheile das Ihrige beitragen mögen, da der Indus für sie der Attock, d. h. der verbotene Strom ist. In Candahar und Cabul, in Ghizni und Dschellaladad wurde ziemlich gleichmäßig über Krankheiten unter den Truppen geklagt,

*) Die Jusufzeis machten jährlich Ghazziahs, d. h. Feldzüge im Interesse der Religion gegen die Sikhs.

Digitized by Google

und es war deßhalb schon davon die Rede, sämmtliche gegenwärtig in Afghanistan stehende Regimenter mit dem Frühjahre abzulösen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Falkland-Inseln.

Das Land. Die Erzeugnisse. Naturseltenheiten.

Der erste Blick auf die Falkland-Inseln zeigt eine ganz andere Beschaffenheit, als jene von Patagonien und des Feuerlandes. In Patagonien ist das Land niedrig, flach und unfruchtbar, auf dem Feuerlande sind die Höhen mit Wäldern bedeckt; auf den Falkland-Inseln dagegen streichen tausend Fuß hohe Felsenkuppen auf düsterem Moorgrunde hin, der von keinem Baume beschattet wird. Die Küsten sind niedrig, schwarz und felsig, und werden von einer heftigen Meeresbrandung bespült. An einigen Stellen thürmen sich Felsenklippen am Ufer auf, meistens aber sind sie so klein, daß man sie vom Verdeck eines Schiffes kaum fünf englische Meilen weit sehen kann. Im Allgemeinen ist die westliche Insel höher als die östliche, obgleich diese einige Bergspitzen hat, die sich bis auf 1800 Fuß über die Meeresfläche erheben. Der Boden ist überall wellenförmig, im höchsten Grade traurig, und mit drathförmigem, braunem Grase bewachsen. Hie und da brechen Felsenstücke von grauem Quarze zu Tage.

Das Klima kann ungefähr mit jenem im nördlichen Wales verglichen werden, wie man es dort auf einer Höhe von 1000 bis 2000 Fuß antrifft, mit dem Unterschiede jedoch, daß es auf den Falkland-Inseln nicht so kalt ist und weit mehr Regen fällt. Stürme ereignen sich fast täglich; ein windstiller Tag, selbst in der Mitte des Sommers, ist eine Seltenheit. Im Allgemeinen ist es bei Nacht nicht so windig als am Tage, immer aber bläst er mit mehr oder weniger Kraft das ganze Jahr hindurch. Im Winter wehen die Winde hauptsächlich aus Nordwest, im Sommer aus Südwest. Jene bringen viel Regen und düsteres Wetter, diese Regen und Sturm. Nördliche Winde führen Nebel herbei, und die östlichen allein bringen schönes Wetter, dauern aber nur kurze Zeit. Gewitter sind selten, und ein mehr als zwei Zoll tiefer Schnee ist noch nicht bemerkt worden. In zehn Jahren ist der Thermometer nicht tiefer als 22° F. (4½° R.) gefallen, und auch nicht höher als 80° (21½° R.) gestiegen. Sonnenschein ist eine seltene Erscheinung auf diesen Inseln, und Weizen kann nur ausnahmsweise zur Reife gelangen.

Unter den Hausthieren findet man verwilderte Heerden Pferde und Hornvieh, die Nachkommen der Niederlassung von Bougainville. Das Hornvieh ist schöner als die Pferde. Man hat Stiere gefangen, deren Häute 70 bis 80 Pfund gewogen haben. Die Pferde sind meist unansehnlich und schwach geworden, man kann sie nicht einmal zur Büffeljagd gebrauchen. Kaninchen, welche Bougainville ebenfalls dahin gebracht hat, haben sich sehr vermehrt. Eine Abart davon ist schwarz geworden, woraus die französischen Naturforscher eine neue Art gemacht, und Lepus Magellanicus genannt haben. Selbst Cuvier ist in diesen Irrthum verfallen. Das einzige den Falkland-Inseln angeborne Thier ist ein wolfartiger Fuchs. Er ist außerordentlich zahm, und holt öfters ein Stück Fleisch, das man ihm vorhält, aus der Hand. Dieses Thier hat sich schon beträchtlich vermindert. Früher hat man diesen Fuchs als sehr wild geschildert; allein es scheint, daß er aus bloßer Neugierde nach den Menschen läuft. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er demselben Stamm angehört, der in Patagonien gefunden wird, und die specifische Verschiedenheit, die man beobachtet hat, muß rein klimatisch seyn. Der Einfluß des Bodens und Klima's auf Thiere und Menschen ist noch bei weitem nicht genug beachtet. Wie aber diese Füchse auf die Falkland-Inseln gekommen sind, ist eine andere Frage. Entweder haben sie in früherer Zeit mit dem festen Lande zusammengehangen, oder die Füchse sind auf Eisschollen dahin verschlagen worden. Da sie hauptsächlich von Seevögeln leben und auch häufig Robben anfallen, so halten sie sich sehr oft am Ufer auf, und können auf Eisschollen von den Küsten nach den Falkland-Inseln getrieben worden seyn.

Außer Habichten, Eulen und einigen kleinern Landvögeln gibt es eine Menge Seevögel. Die Fettgänse (Aptenodytes demersa) sind zahlreich. Sie sind muthig, und weichen keinen Zoll breit, ohne sich zu vertheidigen. Auf dem Lande paaren sie wie die Esel, auf dem Wasser aber stoßen sie tiefe und feierliche Töne aus. Beim Untertauchen benutzen sie ihre schuppigen, kleinen Flügel statt Flossen, und zu Lande dienen sie ihnen statt Vorderfüße. Sie laufen so schnell damit, daß man sie leicht für vierfüßige Thiere hält, wenn sie zwischen Buschwerk hineilen. Eine andere Gattung Gänse (Anas leucoptera) findet man theils paarweise, theils in kleinen Heerden auf den Inseln beisammen. Aus Furcht vor den Füchsen nisten sie bloß auf den kleinen Eilanden. Bei Tage sind sie zahm, werden aber wild und scheu gegen die Dämmerung. Sie wandern nicht weg, und nähren sich ausschließlich von vegetabilischen Stoffen. Die Felsengans (Anas antarctica) lebt bloß am Ufer des Meeres. Sie ist sehr zahlreich sowohl auf den Falkland-Inseln, als an den Küsten des Feuerlandes bis nach Chili hinauf. Der schneeweiße Gänserich nebst seiner dunklern Gefährtin sitzen immer in den tiefen Felsenbuchten des Feuerlandes auf den Höhen beisammen. Außerdem findet man noch auf diesen Inseln eine schwerköpfige Gans (Anas leucoptera), die bisweilen 20 bis 22 Pfund schwer wird, in großer Zahl. Ehemals nannte man sie, ihrer Schnelligkeit auf dem Wasser wegen, das Rennpferd, jetzt aber hat man ihnen bezeichnender den Namen „Dampfboot" beigelegt. Ihre Flügel sind so klein und schwach, daß sie nicht fliegen können; allein beim Schwimmen bedienen sie sich derselben gleichsam als Ruder, und schießen pfeilschnell auf dem Wasser fort. Man kann ohne Uebertreibung annehmen, daß sie sechs Stunden in einer Stunde zurücklegen. Sie machen viel Lärm, und plätschern das Wasser gerade wie die Schaufelräder eines Dampfbootes. Da sie auch untertauchen und ziemlich lange unter Wasser bleiben können, so bilden sie eigentlich das vermittelnde Glied zwischen den Geschlechtern Anas und Aptenodytes. Von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze messen sie wohl an 30 Zoll. Das Fleisch dieser Vögel ist sehr thranhaltig.

(Schluß folgt.)

Der Vernon. Dieses Schiff, dessen Segelkraft durch Dampfkraft unterstützt ist, und dessen Abfahrt am 7 Sept. aus England nach Indien wir gemeldet (s. N. 264), ist den neuesten Nachrichten aus Indien zufolge am 14 oder 16 Januar in Calcutta angekommen, hat also über vier Monate gebraucht. Freilich hat es auf der Fahrt nach dem Cap einige Beschädigungen an seiner Maschine erlitten, die seine Fahrt sehr verzögerten, und man betrachtet trotz dieser langen Fahrt von mehr als 130 Tagen den Versuch, Segelkraft und Dampfkraft zu verbinden, für gelungen. (Morning Chronicle vom 17 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 90.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 März 1840.

Der Handel der Holländer mit Japan.

In Europa und selbst in Holland hat man im Allgemeinen sehr falsche Begriffe über den Handel, welchen die Holländer nach Japan treiben. Viele sind der Meinung, daß dieser Handel unberechenbaren Gewinn gibt, und einen großen Theil der Kosten der ganzen ostindischen Colonialverwaltung bezahlt; andere dagegen halten dafür, daß derselbe nur Verlust bringt, und daß nur eine gewisse Eigenliebe, welche aus dem Bewußtseyn entspringt, daß keine andere Flagge in den Häfen jenes Reichs zugelassen wird, die niederländische Regierung bewegen kann, einen unvortheilhaften Handel fortzusetzen, und sich die beschränkenden und demüthigenden Maaßregeln eines stolzen, eifersüchtigen, argwöhnischen und eigensinnigen Volks gefallen zu lassen. Die Wahrheit ist, daß die vormalige Ostindische Compagnie in den ersten Zeiten aus ihren Handelsunternehmungen nach Japan großen Gewinn gezogen hat. Im J. 1611 und einigen folgenden Jahren schickte man jährlich fünf bis sechs reich beladene Schiffe nach Japan, welche als Ertrag der dort verkauften Waaren eine Summe von etwa fünf Millionen Gulden in 1200 bis 1400 Kisten Silber zurückbrachten.

Dieses günstige Verhältniß war jedoch nicht von langer Dauer. Aehnlich der Besitzerin der goldene Eier legenden Henne, wollte man zuviel haben, und erschöpfte dadurch in kurzem die sonst so reiche Quelle. Seit jener Zeit hat der Handel mit Japan nur unbedeutende Vortheile abgeworfen. Als die Compagnie sich aufgelöst hatte, unterhielt die Regierung auf Java die Handelsverbindungen mit Japan auf dem frühern Fuß, und im Jahre 1816, als den Holländern ihre Colonien zurückgegeben wurden, knüpfte man dieselben wieder an. Eine gedrängte historische Uebersicht des Verkehrs der europäischen Nationen mit Japan wird am besten das gegenwärtige Verhältniß der Holländer zu diesem merkwürdigen Volk darlegen, dessen Regierung keine größere Sorge zu haben scheint, als die, der geringst möglichen Anzahl ihrer Unterthanen einige Gemeinschaft mit den Bewohnern anderer Länder zu erlauben, und um jedem Fremdling eine nähere Kenntniß des Landes und des Staatshaushaltes vorzuenthalten und fast unerreichbar zu machen.

Im Jahre 1542 wurde ein portugiesisches Schiff durch heftige Stürme auf die Küste der japanesischen Inseln getrieben, welche damals noch unbekannt waren. Nach vielen Gefahren war dieses Schiff endlich so glücklich, einen Hafen in der Provinz Bungo zu erreichen. Hier wurde die Mannschaft von den Eingebornen freundlich aufgenommen, verkaufte ihre Ladung mit großem Gewinn und kehrte mit Gold und Silber beladen von dort zurück. Sehr bald schickten die Portugiesen neue Expeditionen dahin, welche sich nicht weniger vortheilhaft erwiesen. Die kleinen Fürsten, Vasallen des Kaisers von Japan, waren damals viel unabhängiger als gegenwärtig, und so geschah es, daß der Hof eine geraume Zeit von den Fortschritten dieses Etablissements von Fremdlingen keine Kunde erhielt, während die Jesuiten, die im Orient überall, wo die Portugiesen zugelassen wurden, sehr thätig waren, schon mit regem Eifer und günstigem Erfolg an der Verbreitung des Christenthums arbeiteten. Unter der Leitung des berühmten Franz Xavier gewannen die Väter des Glaubens in Japan eine Menge Proselyten, unter welchen man in kurzem die Fürsten von Bungo, Arima und Oruma nebst einer großen Zahl ihrer Vasallen zählte. Die äußerliche Pracht des katholischen Ritus hatte einerseits großen Reiz für ein so prunkliebendes Volk, auf der andern Seite trugen die exemplarischen Sitten der meisten Geistlichen, welche dort zuerst das Evangelium predigten, die uneigennützige Hülfe, welche sie Kranken und Armen leisteten, sehr viel dazu bei, die Zahl der Eingebornen, die sich zur Taufe meldeten, ansehnlich zu vermehren, und so schien bereits nach vierzig Jahren Alles anzukündigen, daß das ganze Reich sich zum Christenthum bekehren würde. Schon waren mehrere von den Jesuiten erzogene junge Japaneser in ihren Orden aufgenommen, und wirkten mit gleichem Eifer und mit noch besserem Erfolg als die europäischen Väter, um den christlichen Glauben unter ihren Landsleuten zu verbreiten; und im J. 1582 schickten die oben erwähnten Fürsten einige ihrer nächsten Verwandten mit Briefen und reichen Geschenken an den Papst Gregor XIII, um demselben ihre Huldigung zu bringen.

Um diese Zeit gestaltete sich Alles plötzlich ganz anders. Die heidnischen Priester, welche täglich mehr von ihrem Einfluß

Digitized by Google

und Einkünften verloren, wandten sich an den weltlichen Kaiser und drangen in ihn, Maaßregeln zu nehmen, um Neuerungen ein Ende zu machen, welche sie ihm als gefährlich für den Staat schilderten. Dazu kam, daß der Uebermuth und die allmählich steigende Anmaßung und Herrschsucht der Jesuiten, die sich sehr unvorsichtig in die öffentlichen Staatsangelegenheiten mengten, den Kaiser gegen sie und den neuen Glauben aufgebracht hatten. Im Jahre 1586 erschien das erste Edict, welches den Japanesen bei Todesstrafe verbot, eine andere Religion anzunehmen, als die, welche vor der Ankunft der Fremden im Reich bestanden hatte. Die schrecklichste Verfolgung fing jetzt an; mehrere Personen von der höchsten Classe wurden zum Tode verurtheilt, weil sie dem Kaiser nicht gehorchten. Trotz dieses strengen Befehls erhielt sich das Christenthum noch einige Jahre in Japan, und vorzüglich die Masse des Volks lieferte noch eine Zeit lang zahlreiche Proselyten; allein eine Verschwörung, welche im Jahre 1637 entdeckt, und von den portugiesischen und eingebornen Christen gegen das Leben des Kaisers geschmiedet, oder wenigstens ihnen zugeschrieben wurde, entschied den gänzlichen Untergang der ersteren. In dem Laufe desselben Jahres erschien ein kaiserliches Edict, welches für immer das Reich den Fremden verschloß, und allen Unterthanen verbot, sich in entfernte Länder zu begeben. Nach diesem Gesetze wurden in der Folge alle Japanesen, welche jenes Verbot übertreten hatten, und in ihr Vaterland zurückzukehren wagten, rücksichtslos zum Tode verurtheilt.

Inzwischen hatte sich schon vor diesem Zeitpunkt auch die niederländische Flagge auf Japan gezeigt. Die ersten Flotten, welche den Texel und die Maas verließen, drangen im J. 1598 bis nach Japan, wo sie sogleich die Eifersucht der Portugiesen erregten. In den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts erschienen die Holländer aufs neue in Japan, und wurden nun viel freundlicher empfangen, als das erstemal, weil der Haß der japanesischen Regierung gegen die Portugiesen aufs höchste gestiegen war, und weil die Holländer sich als Todfeinde dieser Nation darstellten. Diesem günstigen Empfange folgte die Erlaubniß, in der Nähe der Stadt Firando auf einer Insel, mit welcher man mittelst einer Brücke Gemeinschaft hatte, eine Factorei errichten zu dürfen. Im Jahre 1611 erlaubte der Kaiser Jo-Jeas (auch bekannt unter dem nach seinem Tode ihm gegebenen Namen Gongen) den Holländern in dem ganzen Umfange des Reichs freien und unbeschränkten Handel zu treiben. So lange dieser Fürst lebte (etwa 30 Jahre), genoß die ostindische Compagnie alle Vortheile dieses unbeschränkten Verkehrs zu Firando. Zwar suchten die Portugiesen ihnen fortwährend zu schaden, und benutzten dazu den Einfluß, welchen sie noch auf einige Große des Reichs ausübten; allein ihre Bemühungen waren vergeblich.

Doch kurze Zeit nach der gänzlichen Verbannung der Portugiesen fing man in Japan an, Mißtrauen auch gegen die Niederländer zu hegen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Plane der Compagnie und das Betragen ihrer Agenten zu Firando geeignet waren, den Argwohn eines furchtsamen, und auf seine Rechte eifersüchtigen Volks zu erregen. Sie schienen nicht ohne Grund zu befürchten, daß die Handelsloge sich einmal in ein Fort umandern dürfte; man behauptet sogar, daß sie einmal Kanonen und Munition entdeckten, welche heimlich ausgeschifft waren. Doch nach dem Tode des Kaisers Jo-Jeas zeigte sich die Abneigung gegen die Holländer mehr öffentlich. Sey es, daß die Beamten des Etablissements zu Firando mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes nicht bekannt waren, und unter Anderm nicht wußten, daß die Beherrscher desselben es als eine heilige Pflicht betrachten, die Gesetze und Uebereinkünfte ihrer Vorgänger mit der gewissenhaftesten Treue zu beobachten; sey es, daß sie diejenigen, welche sie gesandt hatten, von diesem Umstande nicht unterrichtet hatten, — so viel ist gewiß, daß die Compagnie, als sie den Kaiser Fide Tadda um Bestätigung und Erneuerung der bereits von seinem Vorgänger ihr zugestandenen Privilegien bat, diesen Fürsten gröblich beleidigte, indem sie dadurch einen Beweis des Mißtrauens gab. Er bewilligte zwar einen neuen Freibrief, fast in denselben Ausdrücken verfaßt, aber doch mit Bedingungen, welche seine weniger günstigen Gesinnungen deutlich zeigten.

(Schluß folgt.)

Die Engländer in Afghanistan.

(Fortsetzung.)

Mit den in Afghanistan gebliebenen Truppen muß nach zwei Seiten hin Fronte gemacht werden: nordwärts gegen die Usbekenfürsten, Murad Beg von Khunduz und den König von Bukhara, und westwärts gegen Persien. Was den ersten Punkt betrifft, so wurde gleich nach der Einnahme von Cabul ein kleines Corps, theils Engländer und Spahis, theils angeworbene afghanische Reiterei nach Bamian geschickt, weil Dost Mohammed sich auf diesem Wege zurückgezogen hatte, und zu Murad Beg gegangen war. Murad Beg ist ein Usbeke, der sich bei der Zertrümmerung der Duranimonarchie in Khunduz und Khullum festsetzte. Die Masse der Einwohner des Landes vom Hindukusch bis zum Orus und weit darüber hinaus sind bekanntlich Tadschiks, Persischredende, gleich unterdrückt von dem persischen Stamm der Afghanen, wie dem turkomanischen der Usbeken, darum für keinen von beiden Theilen eingenommen; sie bauen den Boden, treiben Handel und sind die Beute jedes Siegers. Murad Beg stand begreiflicherweise nicht sehr gut mit Dost Mohammed, der als Erbe der Ansprüche der Duranidynastie auftrat, aber zu schwach war, Unterwerfung von Murad Beg zu fordern. Als Dost Mohammed flüchtig in sein Land kam, mochte der Usbeke nicht wissen, ob seine Abneigung gegen Dost Mohammed oder sein blinder Haß gegen die Franken die Oberhand behaupten solle. Der letzte scheint gesiegt zu haben, und Dost Mohammed, der freilich auch noch eine Schaar von 500 Reitern um sich hatte, hielt sich einige Zeit in dem Lande auf, bis er im October oder November *) vorigen Jahrs, wie man wissen will, nach Bukhara ging. Dieß ist nicht unwahrschein-

*) Nach einer Angabe brach er am 21 Nov. von Khullum auf.

Digitized by Google

lich, denn Dost Mohammed stand schon seit Jahren in engem politischem Verkehr mit dem König von Bukhara, und hatte von dort mehrmals Geldunterstützung erhalten. Murad Beg zeigte sich inzwischen gegen die Engländer, die zu Bamian eingetroffen waren, entschieden feindselig, denn er ließ ein nicht fern von Bamian gelegenes Fort, Seighan, das einem bisher unabhängigen Hauptling gehörte, besetzen, um die Engländer desto besser beobachten zu können; diese aber fanden dieß zu unbequem, überfielen am 31 October die Besatzung dieses Forts und bemächtigten sich desselben. Weitere Operationen mußten jedoch eingestellt werden, weil die Kälte im November auf 17 bis 18° R. (— 7 F.) stieg.

Ob im nächsten Frühjahre ein Kriegszug gegen Khunduz und weiter gegen den Oxus zu unternommen werden soll, möchte sehr zweifelhaft seyn. Die anglo-indischen Zeitungen melden zwar viel von der Gefangenschaft und harten Behandlung Oberst Stoddarts in Bukhara, und manche sprechen zuversichtlich davon, die hochmüthigen Usbeken zu züchtigen, allein das Unternehmen ist allzuweit aussehend, und der mögliche Vortheil zu gering, als daß man sich so weit nordwärts ohne die größte Noth wagen sollte, und überdieß bemerken auch die anglo-indischen Blätter ganz richtig, wenn Hindostan von Rußland und Persien bedroht sey, so werde der Feind wohl schwerlich den Weg über den höchst mühsam zu passirenden Hindukusch nehmen, sondern wahrscheinlich über Herat. Diese Stadt, deren Belagerung durch die Perser den ganzen Heereszug nach Afghanistan veranlaßte, ist also auch jetzt noch der Hauptpunkt, um den es sich handelt, und nordwärts des Hindukusch*) wird wohl nur ein kleines Beobachtungscorps aufgestellt werden.

Ueber Herat und Fürst Kamran lauten die Nachrichten sehr widersprechend, und die frühere Angabe, er habe sich entschieden auf die Seite der Perser und Russen geschlagen, hat sich nicht ganz bewährt, wenn gleich die in unserer Mittheilung über diese Angelegenheit (s. Kamran, Fürst von Herat. Nr. 37. 38) angeführten Gründe, welche ihn zu einem solchen Schritte hatten bewegen können, alle gegründet sind, und noch jetzt ihre Kraft nicht verloren haben. Nachstehendes mag bei Vergleichung der verschiedenen Berichte und bei genauer Betrachtung der Lage der Dinge das Wahrscheinlichste seyn. Kamran ist allerdings sehr abgeneigt, eine englische Besatzung aufzunehmen, aber noch abgeneigter als er scheint sein Minister, Yar Mohammed Khan, der den letzten Nachrichten aus Herat zufolge (siehe Bombay Times vom 4 Januar) den Herrn in der Stadt spielt, und Kamran selbst mit gänzlicher Nichtachtung behandelt. Darüber soll nämlich Kamran gegen ein Mitglied der englischen Mission sich bitter beschwert haben. Yar Mohammed Khan, dem man auch Schuld gibt, die Tadschiks seines eigenen Landes als Sklaven an die Turkomanen zu verkaufen, um Geld zusammenzuraffen, scheint mit den benachbarten persischen Häuptlingen und Gouverneuren in Unterhandlung getreten zu seyn. Nach einer Angabe in der angezogenen Nummer der Bombay Times hatte Yar Mohammed Khan von Dost Mohammed Briefe erhalten, worin er aufgefordert wurde, einen Religionskrieg gegen die Engländer aufzuregen, um diese aus Afghanistan zu verjagen; Ghizni sey nur durch Verrätherei in die Hände derselben gefallen *) u. s. w. Yar Mohammed habe darauf den persischen Gouverneur von Meschhed und andere benachbarte Häuptlinge aufgefordert, nach Herat zu kommen und die Stadt in Besitz zu nehmen, diese aber hätten Verrath gefürchtet, und das Anerbieten abgelehnt. So viel geht wenigstens aus dem Ganzen hervor, daß Yar Mohammed, so viel an ihm ist, keine englische Besetzung dulden wird; einzelner Officiere aber und der geringen Mannschaft, die sich jetzt in Herat befindet, hofft er sich immer entledigen zu können. Die Stellung der englischen Officiere scheint somit sehr gefährdet, auch sollen sie wiederholt mit dem Tode bedroht worden seyn, wenn sie nicht Her.. verließen; wir wissen übrigens aus der Geschichte des Aufenthalts Lieutenant Pottingers in Herat, daß dieser, gestützt auf die Zuneigung der großen Volksmasse, die noch übrigens schiitisch ist, und die sunnitischen Afghanen**) haßt, dem Minister und dem Schah Trotz bot. Auf ähnliche Verhältnisse muß wohl auch die jetzige englische Mission in jener Stadt fußen, denn sonst wäre es Unsinn, sie der Willkür einiger Häuptlinge ohne weiteres Preis zu geben.

Was aus Herat werden soll, darüber sind die Ansichten sehr getheilt. Die anglo-indischen Blätter sprechen häufig von einem persischen Heere, das wieder gegen Herat marschire; dieß scheint aber auf alle Fälle voreilig, und was die Russen betrifft, von denen allerdings schon eine große Zahl in Astrabad eingetroffen zu seyn scheint, so müssen sie erst durch die Besetzung von Khiwa sich einen Anhaltspunkt gesichert haben, ehe sie weiter gehen können. Wichtiger als diese schwankenden Angaben über den Marsch von Russen und Persern scheint es, sich ein richtiges Bild von der Art der Herrschaft und des Einflusses zu machen, welche Rußland in Persien ausübt.

(Schluß folgt.)

*) Hindukusch heißt bekanntlich der „Hindutödter," und dieser Name bewährt sich auch noch jetzt, denn die dort stationirten indischen Sipahis sterben weg, wie die Fliegen. Man hat sich indeß vorgesehen, und außer den englischen Truppen und den Hindus sind auch Gorkhas dort, welche die Kälte des Gebirgs gewohnt sind.

*) Merkwürdig ist, daß diese Meinung auch in Indien allgemein verbreitet war, worüber in den Briefen englischer Officiere häufige Klagen vorkommen.

**) Die Anzahl der letzten mag etwa ein Zehntheil der Gesammteinwohnerschaft betragen, deren jetzige Anzahl sich jedoch nicht mit Sicherheit angeben läßt; einigen zufolge soll sie sich noch etwa auf 10,000 belaufen.

Die Falkland-Inseln.

Das Land. Die Erzeugnisse. Naturseltenheiten.

(Schluß.)

Da die Seevögel auf den Küsten sehr zahlreich sind, so findet man Eier im Ueberflusse. Acht Mann haben unter der Leitung des Hrn. Vernet in fünf Tagen 60,000 Stück zusammengelesen. Patagonien, Feuerland und die Falkland-Inseln bieten nicht weniger als drei Vögelgeschlechter dar, die ihre Flügel zu andern Zwecken als zum Fliegen gebrauchen. Der patagonische Strauß bedient sich derselben auf der Flucht, streckt sie segelähnlich aus, und vermehrt dadurch die Schnelligkeit seines Laufes. Die Fettgans gebraucht die Flügel als

Flossen und das Dampfboot als Wasserschaufeln. Dieser Vogel kann nicht tief untertauchen. Er lebt hauptsächlich, wo nicht ganz, von Seemuscheln. Darum hat er auch einen sehr schweren und harten Schnabel, und der Kopf ist so hart, daß man ihn kaum mit einem Hammer zerschlagen kann. Wenn diese Thiere gegen Abend heerdenweise beisammensitzen und sich putzen, geben sie eine Stimme wie Stierfrösche von sich.

An Fischen ist Ueberfluß. Sie zeigen sich im Sommer in unzähligen Scharen an den Küsten, und können gut zum Einsalzen gebraucht werden. Auf Einen Zug fängt man oft mehrere Tonnen mit dem Netze. Gewöhnlich kommen sie im Frühjahr an, um zu laichen. Alle Tage reisen sie zweimal mit halber Fluth in die Buchten, und ziehen bei Annäherung des Winters wieder fort. In einem Monate ließ Hr. Vernet durch zwölf Mann 60 Tonnen Fische fangen und einsalzen. Sie sollen sehr gut seyn, und von Vielen den Stockfischen vorgezogen werden. Anson'sche Seelöwen und Seehunde waren ehemals weit zahlreicher als jetzt, und auch die Wallfische haben sich vermindert. Zu einem ergiebigen Fischfange und großem Handel nach den amerikanischen Küsten sind hier alle Elemente vereinigt, weil Salz und Salpeter im Ueberflusse auf dem nahe liegenden Patagonien zu finden sind.

Der Anbau des Bodens wird in diesem sonnenlosen Lande große Schwierigkeiten darbieten. Die ganze Oberfläche von Ost- und Westfalkland ist torfhaltig, und ersetzt den Mangel an Holz. Durch Pflügen, Düngen und Abpferchen könnte der Boden verbessert werden. Obst und Getreide werden aber schwerlich gedeihen, und selbst Gemüse werden stängelförmig und wässerig. Auch Kartoffeln sind nicht gut gerathen. Doch werden längere Versuche, mit genauer Kenntniß der klimatischen Verhältnisse vereint, bestimmter über diesen Gegenstand entscheiden. Kelp ist in Menge an den Ufern zu finden; auch Sauerampfer, sogenanntes Scharbockgras und Selleri wachsen wild. Eine besondere Theepflanze verdient Aufmerksamkeit. Fitzroy, Darwin und alle Officiere des Beagle haben Thee von ihren Blättern gemacht, und eben so gut als ostindischen gefunden. Es ist eine kleine Pflanze, welche wie Haidekraut auf den Falkland-Inseln und auf dem Feuerlande wächst, und ist längst als Thee von den dortigen Robben- und Wallfischfängern getrunken worden. Eine Gummipflanze (Hydrocolice gummifere) liefert den dort sogenannten Balsam, den man zur Heilung von Wunden gebraucht. Das Holz dieser Pflanze brennt selbst in grünem Zustande mit lichter Flamme. Sechs Fuß hohe Rohrgewächse, die Bougainville in großer Menge angetroffen hat, sind durch die wilden Hausthiere fast ganz verschwunden. In ihren Stängeln liegt eine weiße, süßliche Substanz, welche mit dem Kern einer unreifen Nuß viel Aehnlichkeit hat, und sowohl von Menschen als Thieren gern gegessen wird. Mit ihren Blättern kann man Häuser decken und gute Matratzen daraus machen. Im Allgemeinen ist dieses Land zur Viehzucht und zum Fischfange geeignet, und könnte in dieser Beziehung zu einer Vorrathskammer für die nach der Südsee handelnden Schiffe gemacht werden.

Die Torflager in den südlichen Theilen von Amerika haben eine ganz andere Entstehung, als jene in Europa. Bei uns sind die Moose die hauptsächlichen Elemente der Torfbildung, dort trägt keines dazu bei. Auf den Falkland-Inseln verwandelt sich fast jede Pflanze in Torf, und die Gräser, welche den ganzen Boden bedecken, sind die Grundlage desselben. Selbst Knochen und Felsen sind mit Torf überzogen, den man an einigen Stellen in zwölf Fuß tiefen Lagerungen antrifft. Nur der höher liegende Torf ist zum Brennen gut; in den Niederungen ist er zu erdig. Jede flache Stelle auf dem Festlande ist mit Torf bedeckt, und mit zweierlei Pflanzen bewachsen, die in der Gewächskunde unter dem Namen Astelia pumila und Donatia magellanica bezeichnet sind, und bei der Verwesung elastische Torflager bilden. Folgt man der Wurzel in diesem torfhaltigen Boden, so kann man den Uebergang der noch daran sitzenden Blätter in die Torfbildung von Stufe zu Stufe bemerken. Myrtus nummularia, Empetrum rubrum und Juncus grandiflorus tragen auch zur Torfbildung bei; aber die Hauptgrundlage ist Astelia pumila.

Die geologische Beschaffenheit der Falkland-Inseln ist einfach. Die Niederungen bestehen aus einer Verbindung von Schieferthon und Sandstein, und die Anhöhen aus weißem, körnigem Quarze. Häufig sind die Quarzschichten symmetrisch gewölbt, und müssen bei ihrer Entstehung zäh und flüssig gewesen seyn, um eine so sonderbare Gestaltung anzunehmen. Da der Uebergang des Sandsteins in Quarz sichtbar ist, so muß jener durch innere Hitze geschmolzen seyn und beim Abkühlen sich krystallisirt haben. In beiden Steingebilden sind zahlreiche Abdrücke organischer Wesen. Sie bestehen meistens aus Terebratuliten, Enkriniten, Korallenzweigen und Trilobiten. Diese Entdeckung ist um so merkwürdiger, als man bis jetzt noch keine solche Fossilien von so südlich gelegenen Ländern nach Europa gebracht hat, und Dr. Sowerby hat erklärt, daß mehrere Species ganz identisch mit den europäischen sind. Dieß beweist, daß die klimatischen Verhältnisse der vorsluthigen Welt gleichförmiger gewesen seyn müssen, als in unsern Tagen, und daß die innere Temperatur der Erde ein tropisches Klima überall erzeugt hat.

In vielen Theilen der Falkland-Inseln sind die Thäler mit einer unzähligen Menge kantiger Quarzfelsen in Bruchstücken besetzt, und gleichen einem Felsenstrome. Sie sind in Größe sehr verschieden, theils zwei bis drei Fuß im Umfange, theils auch zehn- und zwanzigmal größer. Die Kanten sind nicht abgerundet, kaum etwas stumpf geworden. Diese Felsenstücke liegen nicht unregelmäßig in Haufen beisammen, sondern bilden flache Steinlager, die zwischen 100 und 800 Fuß breit sind. Sie streichen an einigen Stellen bis auf den Kamm der Hügelhöhen hinauf, wo noch große, ähnliche Steinmassen liegen, die wie durch ein Wunder dort erstarrt sind. Die Art und Weise, wie diese Felsenströme entstanden sind, ist aller Wahrscheinlichkeit nach vulcanisch. Geschmolzene Sandsteinlava muß von innen heraufgetrieben worden seyn und nach den Küsten hin sich ergossen haben. In ein festes Quarzbett verwandelt, haben später erfolgte Erschütterungen des Bodens diese Steindämme zerrissen, aber regelmäßig nebeneinander liegen lassen. In keinem andern Theile der Erde hat man noch eine ähnliche Erscheinung angetroffen, und selbst in den Cordilleren, wo die mächtigsten Felsenmassen wie Spreu zersplittert wurden, zeigt sich keine Spur eines so überraschenden Vorgangs der unorganischen Natur.

Die Falkland-Inseln bedecken einen Raum von 120 geographischen Meilen in der Länge und 60 in der Breite, und ihr Flächenraum mag etwa die Hälfte von Irland betragen. Unter Vernet bestand die Bevölkerung aus 15 Sklaven, 25 Gauchos und 5 Indiern, außer zwei holländischen und einer deutschen Familie, einigen Engländern, Spaniern und Portugiesen; im Ganzen etwa 100 Seelen. Wäre Vernet nicht von den Amerikanern angefallen und weggeschleppt worden, so wäre die Niederlassung ohne Zweifel gelungen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 91.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 März 1840.

Die Engländer in Afghanistan.

(Schluß.)

Stellung der Russen und Engländer in Persien.

Man betrachtet gewöhnlich Persien als Ein Reich, das dem zufällt, der die Hauptstadt in Besitz nimmt, aber dem ist keineswegs also. Seit den Mongolenstürmen war Persien großentheils von Fremden beherrscht, und kaum hatte es sich von den Nachfolgern Dschingis Khans einigermaßen losgemacht, als es nach Timurs Kriegszügen unter die Herrschaft der Fürsten vom weißen und schwarzen Hammel fiel. Als auch diese von Ismael Sophi überwaltigt wurden, blieb die Macht dennoch bei den Turkomanenhäuptlingen, wenn nicht gerade ein sehr kräftiger Herrscher, wie Abbas der Große oder Nadir Schah, sie im Zaume hielt. Nach dem letztern fiel jedoch die Herrschaft Persiens auf eine Zeit lang in der Person Kerim Khans an den persischen Stamm der Luren, aber noch waren die Turkomanen zu mächtig, und bald schwang sich Aga Mohammed Khan, das Haupt des Kadscharenstammes, auf den Thron. Mit Schlauheit und durchdachtem System rottete er alle großen, persischen Häuptlinge aus, die seinem Nachfolger hätten gefährlich werden können, und so herrschte dieser unter dem Namen Feth Ali Schah fast ohne daß sich ein Nebenbuhler gegen ihn erhoben hätte. Aber eben diese scheinbare Ruhe machte ihn sicher, seine zahlreichen Söhne hausten fürchterlich in den einzelnen Provinzen, und es häufte sich ein furchtbarer Haß gegen die Kadscharenfamilie an, der jetzt nach Feth Ali Schahs Tode mehr und mehr in offene Flammen auszubrechen droht. Für Rußland, das selbst in seinen transkaukasischen Ländern eine große Anzahl Turkomanenstämme beherrscht, konnte dieser Stand der Dinge nur erwünscht seyn, denn er machte Mohammed Schah mehr und mehr abhängig, und er ist auch bereits, trotz seiner hochklingenden Titel als „Schah von Iran" und als „Zuflucht der Welt," im vollen Sinne des Worts ein Vasall *) Rußlands, das mehr und mehr mit List und Gewalt sämmtliche Turkomanenstämme unter seiner Führung und Herrschaft zu vereinen strebt, und so den südlichen und westlichen Theil Persiens — im nördlichen sind die Turkomanen überwiegend — durch den Schrecken seiner Macht zu beherrschen gedenkt.

Faßt man die Plane Rußlands von diesem Gesichtspunkte auf, und wirft einen Blick auf die Karte, so wird man finden, daß alle die einzelnen Schritte Rußlands seit dem Frieden von Turkmantschai auf dieses Eine große Ziel hinarbeiteten. Die Vortheile desselben lassen sich kurz zusammenfassen: Rußland gebietet mit einem Mal fast über ganz Nordpersien von den kurdischen Gebirgen bis nach Afghanistan hin. Die Turkomanen bilden auf diesem Strich die bevorrechtete Kriegerkaste, und Rußland ist es, welches sie in diesen Vorrechten gegen die persischen Landeseingebornen und gegen die persischen Kriegerstämme im Süden schützt. In dieser Stellung der turkomanischen Stämme liegt Rußlands Einfluß und Macht, und diese können nur steigen, wenn die Engländer den persischen Süden in Aufregung bringen, denn eben dadurch werden die Turkomanenstämme, und mit ihnen die herrschende Kadscharenfamilie nur mehr und mehr in die Arme Rußlands gedrängt. Diese Stellung Rußlands ist so vortheilhaft, daß die Zeit sie nur befestigen kann, und daß Rußland in der günstigen Lage ist, nichts übereilen zu müssen.

Man ersieht daraus, wie sehr eine Besetzung Chiwa's Rußland der Vollendung dieses Ziels, einer theils directen, theils indirecten Herrschaft über die Turkomanenstämme, näher bringt, wie sehr eine solche den Einfluß der Engländer in Persien vernichtet und in Afghanistan gefährdet, und wie leicht Rußland zusehen kann, wie sich England abmüht, mit ungeheuren Kosten und Opfern seinen dortigen Einfluß zu behaupten, um den Eingang in sein indisches Reich zu schützen. Die Stellung Englands ist dadurch eine ganz eigenthümliche geworden. Es ist nothgedrungen darauf hingewiesen, mit den persischen Stämmen

*) Vor einiger Zeit gab der Schah von Persien England einige Erklärungen, welche Neigung verriethen, sich wieder England zu nähern; das Verhältniß zu Rußland mochte ihm mehr und mehr drückend erscheinen, aber dieses Bestreben, sich als unabhängiger Herrscher von Iran zu gebärden, der seine Allianzen nach Gefallen schließen könne, sank bald wieder in sein Nichts zurück: Rußland mochte ihn das Gewicht seines Einflusses fühlen lassen.

Digitized by Google

des Südens gemeinschaftliche Sache zu machen gegen die Turkomanenstämme. Der gelehrte Forscher Rawlinson, der so gut die Keilinschriften zu entziffern weiß, scheint nicht blos aus gelehrtem Spleen seit so vielen Jahren in Persien, namentlich in der ganzen Zagroschkette, umherzuschwärmen. Einzelne Bemerkungen von ihm über die Bakhtiaris u. dgl. zeigen, daß ihm der Gedanke eines Aufstandes der rein persischen Stämme gar nicht fremd ist. „Mohammed Taki Khan," sagt er unter Anderm,*) der Häuptling der Dschanniki, ist ein directer Nachkomme Ali Merdan Khans, des Bakhtiarikönigs von Persien, zur Zeit der Anarchie nach Nadir Schahs Tode." Rawlinson scheint sich schon vor dem Tode Feth Ali Schahs nach Persien begeben zu haben, und diente wahrscheinlich unter Oberst Pasman, als es sich darum handelte, eine persische reguläre Kriegsmacht herzustellen, um diese gegen Rußland zu gebrauchen. Dieser Plan mißglückte bekanntlich durch den Einfluß Rußlands gänzlich, so glücklich er sich anfangs anließ: die englischen Officiere und Unterofficiere blieben theils kürzer, theils länger in Persien zurück,**) und Major Rawlinson namentlich, von der Bombay Armee, trieb sich gewiß nicht absichtlos in dem Gebirge von Zagrosch unter den Kurden, den Bakhtiaris und andern Abtheilungen der Luren umher. Wie es unter diesen letztern aussieht, haben wir oben aus der Stelle über Mohammed Taki Khan gesehen, und in Fars selbst todt offener Aufruhr. Schon in der Mitte vorigen Jahres brach dort ein Aufstand aus, den die Zügellosigkeit der Sarbasen (persische reguläre Truppen) veranlaßt haben soll. In Folge desselben wurde der Prinz Gouverneur, als er von einem Jagdausfluge zurückkehrte, nicht mehr in die Stadt gelassen. Von dem weitern Verlaufe der Sache wissen wir nichts als daß der Prinz später an denen, die ihn vertrieben hatten, Rache nehmen wollte, und daß darüber ein neuer Aufstand ausbrach, der den Prinzen veranlaßte, sich in die Citadelle einzuschließen, wo er von den Aufrührern, mit denen sich ein Theil der Truppen vereinigt zu haben scheint, belagert wurde. Das ganze südliche Persien ist sonach einem Ausbruche nahe, und wenn die Engländer diesen Stand der Dinge auch nicht veranlaßt haben, so werden sie doch gewiß nicht ermangeln, ihn zu benützen, und die persischen Stämme, wenn es zum allgemeinen Kampfe kommt, gegen die Turkomanenstämme zu führen.

Dieß ist der Standpunkt, von welchem aus wir in Zukunft diese Länder zu betrachten und den Gang der Begebenheiten zu verfolgen haben. Gelingt den Russen, wie kaum zu zweifeln, die Einnahme Chiwa's, so wird es gewiß auch für die Engländer an einem Anlaß nicht fehlen, von Kharak aus einen Punkt an der Südwestküste Persiens zu besetzen, und in ihrem System einer Vereinigung der persischen Stämme gegen die turkomanischen unter russischer Leitung einen Schritt weiter zu thun.

*) Siehe Journal of the Geogr. Society Vol. IX. Part I. p. 104.

**) Ein Theil der Unterofficiere blieb sogar bis zu Ende des Jahres 1838. Im United Service Journal vom October vorigen Jahres steht eine Reiseroute mehrerer englischen Unterofficiere von Tebris durch Kurdistan nach Bagdad.

Der Handel der Holländer mit Japan.

(Schluß.)

Kurz nachher wurde ein steinernes Packhaus, welches die Holländer bauen wollten, zum Vorwand genommen, um ihnen den Aufenthalt zu Firando zu untersagen, und sie nach Nagasacki bringen zu lassen. Kaum waren sie im Hafen dieser Stadt angekommen, als die Insel Decima ihnen zum Aufenthaltsort angewiesen wurde, mit dem Verbot, dieselbe ohne bestimmte Erlaubniß zu verlassen. Sie wurden hier mit Spionen umringt, und außerdem der meisten Privilegien beraubt, die sie bis dahin genossen hatten. Auch wurde ihnen jeder Umgang oder Verkehr mit den Einwohnern des Landes verboten, mit Ausnahme derjenigen, welche sich als Bedienten oder Dolmetscher auf der Insel Decima vermietheten, und sich mit einem Eide verpflichtet hatten, nie etwas über die Angelegenheiten des Landes den Europäern zu offenbaren, aber alles, was diese sagten oder verrichteten, getreulich dem japanesischen Gouverneur zu hinterbringen. Noch viele andere Maßregeln wurden aus Fürsorge genommen; so werden z. B. von jener Zeit an sogleich nach der Ankunft holländischer Schiffe zu Decima die Kanonen, das Pulver, die Flinten und andere Waffen von den Japanesen aus den Schiffen weggenommen, und bis zu deren Abreise in den Arsenalen der Regierung aufbewahrt.

Die Compagnie mußte sich dieses Alles gefallen lassen und sich diesen unangenehmen Formalitäten unterwerfen, wenn sie den höchst gewinnbringenden Handel nicht ganz verlieren wollte. Als sie kurz darauf erfahren hatte, daß die Retouren in klingender Münze oder in Silberbarren ihr nicht Gewinn genug brachten, erbat sie sich die Erlaubniß, Kupfer in Barren nehmen zu dürfen, welches ihr zugestanden wurde. Zu gleicher Zeit aber wurde die Ausfuhr von Silber für immer verboten.

Im Jahre 1672 wurde der Handel der Niederländer mit Japan neuen Einschränkungen unterworfen. Die Directoren der Factorei waren in Streit gerathen mit Jesaba Mino, dem ersten Minister und Favoriten des Kaisers Dayo-Ljin; ein Verwandter dieses Ministers wurde zum Gouverneur von Nagasacki ernannt und mit seiner Rache beauftragt. Dieser Gouverneur plagte die holländischen Agenten auf jede erdenkliche Art, und legte dem Handel solche Hindernisse in den Weg, daß man denselben nicht hätte fortsetzen können, wenn es der Compagnie nicht gelungen wäre, eine mit chinesischen Charakteren geschriebene Bittschrift an den Kaiser gelangen zu lassen, worin sie sich über die Erpressungen und Plackereien des Gouverneurs beschwerten. Der Kaiser, der von Allem nichts gewußt hatte, gab, obschon erst nach Verlauf von drei Jahren, eine günstige Antwort, dahinlautend, daß den Niederländern gestattet seyn sollte, den Handel fortzusetzen, unter denselben Bestimmungen, als seit ihrer ersten Niederlassung auf Decima. Ergrimmt über den Verlust der Vortheile, welche sie zu erwerben gewußt hatten, hörten der Gouverneur und die übrigen Beamten zu Nagasacki nicht auf, an ihrem Hofe zu intriguiren und dem Kaiser vorzustellen, wie schädlich die neuen, den Holländern zugestandenen Privilegien den Eingebornen seyn müßten. Es ge-

Digitized by Google

lang ihnen wirklich im J. 1685 dem Handel noch ungünstigere Veränderungen zu bereiten. Zwar wurde die frühere Erlaubniß, in Japan so viele Waaren und von denjenigen Qualitäten einzuführen, als die Compagnie gut finden würde, nicht geradezu zurückgenommen, allein der jährliche Verkauf wurde beschränkt, und durfte von jetzt an die Summe von 300,000 Tahils nicht übersteigen. Die eingeführten und unverkauft gebliebenen Waaren mußten bis zu den Verkäufen des folgenden Jahres in den Magazinen bleiben. Auf diese Art konnte die Compagnie, statt wie früher große Ladungen mit einem mäßigen Gewinn an den Mann zu bringen, zwar einen größern Gewinn ziehen, aber nur von sehr geringen Ladungen. Der Handel der Chinesen, die auf Japan fast auf demselben Fuß und unter gleichen Bedingungen und Vorsichtsmaßregeln zugelassen werden, wurde zur selben Zeit auf 600,000 Tahils beschränkt. Die Summe von 300,000 Tahils, bis zu welchem Betrag die Holländer jährlich verkaufen dürfen, ist so viel als eine Million fünfzigtausend Gulden niederländische Münze; außerdem machte die japanesische Regierung die Bedingung, daß von dieser Summe 40,000 Tahils bestimmt werden sollten für den eigenen Handel der Directoren der Factorei, der Commis, der Schiffscapitäne u. s. w., welche von Anfang an immer einige Geschäfte für eigene Rechnung getrieben hatten.

Die Artikel, welche auf Japan guten Absatz finden, sind: chinesische und bengalische Seide, wollene und baumwollene Waaren, Tücher (sehr beliebt ist eine Art Tuch, welches zu Tilburg in Norddrabant fabricirt wird, und an jeder Seite eine verschiedene Farbe hat, z. B. an der einen Seite blau, an der andern roth), weiße Kattune, gedruckte Kattune, Sarsche, Polemiten (ein berühmtes Leydener Fabricat aus Angoraziegenhaar und Schafwolle), Zucker, Farbehölzer, Robbenfelle, Pfeffer, Gewürze, Quecksilber, Zinnober, Safran, Glaswaaren, Rotang, Katechu, Kampher, Paros (von Borneo) u. s. w., welche Artikel man nicht immer in gleicher Quantität noch zu denselben Preisen verkauft, indem die letztern sich gewöhnlich nach dem Markt von Macao regeln; aber der Gewinn über die ganze Masse scheint 30 bis 40 Procent zu seyn.

Die Retourladungen aus Japan bestehen großentheils aus Kupfer (von der feinsten Sorte), Kampher, seidenen Zeugen, kostbaren Kabayen oder Schlafröcken, Porcellan, Soya, Sakki, lakirte Meubles, Sonnenschirmen und andern Artikeln von geringerem Werth. Mit Ausnahme der beiden erstgenannten, werden die übrigen fast ganz für den erwähnten Privathandel ausgeführt.

Der Chef des niederländischen Handelsetablissements auf Japan führt den Titel „Oberhaupt;" unter ihm stehen ein Packhausmeister, ein Buchhalter und einige geringere Beamte. Früher, zur Zeit der ostindischen Compagnie, gab es immer zwei Oberhäupter, die einander ums andere Jahr ablösten; nachher hat man gewöhnlich für dieses einträgliche Amt einen Beamten für vier oder fünf Jahre angestellt. Aber die Umstände, in welchen die niederländischen Colonien sich während der letzten Kriege befanden, und vorzüglich während ihrer Besitznahme durch die Engländer, haben veranlaßt, daß einer der Oberhäupter, Hr. Hendrik Doeff, eine lange Reihe von Jahren dort geblieben ist. Man hat es hauptsächlich der geschickten Verwaltung und Festigkeit dieses Beamten zu verdanken, daß die Engländer, so lange sie im Besitze von Java waren, sich nie auf Decima niederlassen, noch sich des Handels auf Japan bemächtigen konnten; solchergestalt, daß hier die holländische Flagge immerfort geweht hat, selbst damals, als der niederländische Staat eine Zeitlang aus der Reihe der unabhängigen Staaten verschwunden war.

Die Insel Decima, der Stadt Nagasacki gegenüberliegend, mit welcher es durch eine Brücke Gemeinschaft hat, mißt in der Länge 600, in der Breite 240 Fuß, und hat die Gestalt des obersten Theils eines Fächers. Die Insel selbst, und die armseligen Wohnhäuser, die sich darauf befinden, und größtentheils aus Tannenholz gebaut sind, wurden für Rechnung einiger Einwohner von Nagasacki errichtet, denen man noch jährlich, nach dem ursprünglichen Contract, eine Miethe von 6500 Simionen Tahils (22,750 Gulden niederländisch) bezahlt, welches ein unverhältnißmäßig hoher Preis ist, da er, wie man behauptet, das ganze Capital übersteigt, welches ursprünglich für den Bau ausgelegt wurde. Zu ihrer Zeit ließ die ostindische Compagnie hier ein ziemlich schönes steinernes Haus, wo die öffentlichen Versteigerungen ihrer Waaren gehalten wurden, nebst zwei gegen Feuersgefahr gesicherte Packhäuser, auf ihre Kosten erbauen. Das Haus des niederländischen Oberhauptes ist bequem und größer als die übrigen, so wie auch dasjenige des Ottona, oder japanesischen Beamten, der mit der Polizei an diesem Orte beauftragt ist. Eine einzige Straße durchläuft Decima in seiner ganzen Länge, und hinter den beiden Reihen Häusern, wovon einige einen kleinen Garten haben, läuft nur ein schmaler Fußpfad um die ganze Insel herum.

Alle zwei Jahre macht das Oberhaupt der niederländischen Factorei, von einigen seiner Beamten begleitet, eine Reise in das Innere des Reichs, um dem Kaiser seine Huldigung zu bringen, welcher sich jedoch nie sehen läßt, sondern bei der feierlichen Audienz mit den Frauen seines Hofs hinter einem Vorhang bleibt. Die argwöhnische Bewachung, welche die niederländischen Beamten sich auf dieser Reise gefallen lassen müssen, die Vorsichtsmaßregeln, welche genommen werden, um sie gänzlich von den Einwohnern zu isoliren; die nichts bedeutenden Besuche, welche die Hofsitte sie verpflichtet in Jedo zu machen und zu empfangen; dieß Alles findet man ausführlich beschrieben in dem Werk von Dr. Kämpfer über Japan, einem Buch, das trotz seines Alters immer noch hohen Werth besitzt. In neuerer Zeit hat bekanntlich Dr. von Siebold, der sich lang im Innern Japans aufhielt, viel Licht über dieses Reich verbreitet.

Statistische Angaben über die Cykladen. *)

Mykoni,

welches die Gestalt eines Dreiecks hat, liegt südöstlich von Tinos, in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen. Von Hafen zu Hafen

*) S. Nr. 290 f.

Digitized by Google

beträgt diese Entfernung jedoch mehr als drei Meilen. Der Canal zwischen beiden Inseln dient den Fahrzeugen, welche von Syra, Attika und Morea gen Osten fahren wollen, zur Durchfahrt, erfordert jedoch bei den Schiffsführern große Aufmerksamkeit der vielen Fallwinde wegen, welche bei dem Herrschen eines Boreas von den hohen Bergen von Tinos herunterstürzen und den Schiffen manchmal sehr verderblich werden. Außerdem bringt, sobald der Wind sich mehr als gewöhnlich erhebt, eine starke Strömung mit hohem Wellenschlage in diesen Canal.

Mykoni hat eine Oberfläche von starken zwei Quadratmeilen, und ist eigentlich nur ein großer Granitfels, der nicht sehr angebaut ist, obgleich sich hie und da fruchtbare Thäler finden, die an Wasser keinen Mangel haben. Das Klima ist sehr gesund, und die Früchte werden hier früher reif als auf Tinos, obgleich auch hier im Sommer starke Nordwinde herrschen. Der Hauptort Mykoni, an einer Bucht an der Westseite gelegen, umfaßt in etwa 1100 Häusern fast die ganze Bevölkerung, welche nicht mehr als 5000 Seelen beträgt. Mykoni hat keinen Hafen, sondern nur eine offene Rhede, welche jedoch für kleinere Schiffe gegen die Nordwinde ziemlich geschützt ist. Weniger Sicherheit bietet die nördlich gelegene Bucht, bei dem fast unbewohnten Oertchen Panormos, als eine andere auf der Nordwestküste, wo zehn bis zwölf Schiffe sicher liegen, und wo man auch ehedem einen Zufluchtsort suchte gegen die berüchtigten Seeräuber dieser Insel. Das Hauptelement für die Mykonioten ist das Meer, und die 750 Seeleute, welche diese Insel noch besitzt, werden nach denen von Hydra für die besten Matrosen des ganzen Archipelagus gehalten. Sie haben etwa 150 Fahrzeuge von 16,000 Tonnen Gehalt. Darunter sind 25 bis 50 Briggs und Goeletten mit begriffen, welche, so wie die Spezzioten, größtentheils Reisen in das schwarze Meer machen, um Santorin-Weine in die russischen Häfen auszuführen, und von dorther Getreide nach Konstantinopel zurückzubringen. Zuweilen bringen sie auch eine Ladung Getreide aus Odessa, Taganrok u. s. w. nach Malta, Livorno oder Marseille. Die meisten großen Fahrzeuge gehören jedoch Bewohnern der übrigen Inseln; wenn derselben fahren unter russischer und drei unter jonischer Flagge, welches Beispiel auf Syra und Tinos immer mehr Nachahmung findet, indem man dadurch die Schwierigkeiten und Plackereien vermeidet, denen die griechische Flagge in der Türkei noch immer ausgesetzt ist.

Der Ackerbau hat auf Mykoni keine großen Fortschritte gemacht, deckt jedoch den eigenen Bedarf. Eine gewöhnliche Ernte beträgt 20,000 Kilos Gerste, 2000 Kilos Weizen und noch 8000 Kilos gemengtes Korn, welches ziemlich allgemein ausgesäet wird, damit man, wenn das eine nicht geräth, doch von dem andern einen kleinen Vorrath ernten könnte. Es wird außerdem noch ein sehr süßer rother Wein gebaut, wovon durchschnittlich 5000 Barils à 180 Bouteillen gewonnen und 3000 davon nach dem Continent ausgeführt werden. — Ferner geben die Heerden etwa 200 Kantaros ziemlich guter Wolle, welche meistens nach Syra ausgeführt wird, nebst einer bedeutenden Quantität Schafkäse, welcher mit dem in Holland so beliebten texelschen grünen Käse große Aehnlichkeit hat und nach allen Cykladen ausgeführt wird. Baumwolle wächst auf Mykoni nicht, aber man bezieht dort eine große Quantität englischen Baumwollengarns von Syra, welches die Weiber zu Strümpfen und Socken verarbeiten, deren Ausfuhr nach der Türkei jährlich einen reinen Gewinn von mehr als 100,000 Drachmen einbringt. — Der Viehstand besteht aus etwa 200 Stück Rindvieh, meist für den Ackerbau; einer gleichen Anzahl Pferde und Maulesel, 800 Esseln, 10,000 Schafen und 5000 Ziegen, von welchen ein großer Theil auf den beiden Delos geweidet werden.

Die Einfuhr besteht aus Oel, hartes Seife, dem soeben erwähnten Baumwollengarn, und übrigens aus den wenigen Artikeln, deren eine wenig zahlreiche und arme griechische Bevölkerung bedürfen kann, und welche von den zwischen hier und Syra hin und her schiffenden Fahrzeugen eingeführt werden.

Es gibt eine Menge kleiner Windmühlen, um aus dem von Syra herübergebrachten Getreide Mehl zu bereiten, so wie denn auch hier für jene Insel sehr viel Schiffszwieback gebacken wird. Endlich arbeiten etwa zwanzig Gerbereien für den eigenen Bedarf an Leder, welches jedoch viel geringer in Qualität ist, als das auf Tinos bereitete. Und auf dieses wenige beschränkt sich die Industrie der Mykonioten. Die Zehnten tragen jährlich nicht mehr als 8000 Drachmen ein, die Zölle dagegen mehr als 6000 Drachmen jährlich.

Die früher auf Mykoni ansässigen Katholiken sind, so wie jene auf Andros, von dort verschwunden, und die wenigen Kirchengüter, welche sie zurückgelassen haben, werden hier gleichfalls als ein Vicariat durch den Bischof von Tinos verwaltet. Von den 800 griechischen Kirchen und Capellen, welche die Insel besitzt, zählt man 40 bloß in dem Hauptort.

Einige halten Mykoni für die Insel der Kalypso. Die Weiber zeichnen sich noch jetzt aus durch eine ganz eigenthümliche Kleidung, welche sich von jener der Männer nur durch den Kopfputz und die außerordentlich weiten tief herunterhängenden Rockärmel unterscheidet. Die Sitten sind sehr roh, und der schon bei den Alten erwähnte frühzeitige Verlust der Haare und Zähne ist noch immer ein Erbtheil der Mykonioten. Von Alterthümern findet man noch auf einigen Felsen im Innern der Insel Ueberreste von sogenannten cyklopischen Mauern, so wie Ruinen eines Gebäudes, welches man für einen dem Poseidon geweihten Tempel hält, während man in einer nahe gelegenen sehr alten Capelle ein alterthümliches fast unleserlich gewordenes Psephisma zeigt.

Von dem Volksunterrichte läßt sich nicht viel sagen, als daß man eine Schule für den gegenseitigen Unterricht besitzt, auf welcher, bei einem Besuch, den wir der Schule machten, zwar eine große Anzahl von Schülern zugegen waren, dagegen aber keinerlei Schulbedürfnisse gefunden wurden.

In kleiner Entfernung östlich von Mykoni liegt die unbewohnte Felseninsel Dragonisi und noch etwas weiter die Stapodia. Zwischen Delos und Mykoni findet man bei jener kleinen Felseninsel einen guten Ankergrund.

Ein Doppelhase. Der Narrateur de la Meuse erzählt Nachstehendes als einen Vorfall, der ihm anfangs unglaublich geschienen habe, der aber durch unverwerfliche Zeugen erwiesen sey. Am 12 Febr. bemerkten zwei Jäger, die sich in der Nähe von Pierrefitte (Maas-Departement) auf der Jagd befanden, einen Hasen, der einen zweiten auf dem Rücken trug. Ein Schuß streckte den laufenden Hasen nieder, nun wechselt aber der getragene Hase die Rolle und trägt seinen verwundeten Gefährten fort, wird aber gleichfalls durch einen Schuß niedergestreckt. Groß war das Erstaunen der Jäger, als sie fanden, daß beide Hasen am Rücken zusammengewachsen waren. Das Echo du Monde Savant vom 18 März bemerkt dazu, daß das Journal des Savants vom Jahr 1677 und ein Hr. Sigaud de Lafond in seinen Merveilles de la Nature mehrere Phänomene dieser Art citiren.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat März.)

Digitized by Google

Nr. 92.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 April 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

I.

Nichts auf der Welt ist widerwärtiger, als der Augenblick, wo das Dampfschiff am Ort seiner Bestimmung anlangt: da greift Jeder nach seinem Koffer, seiner Hutschachtel und wühlt unbarmherzig in dem Gepäck herum, welches man auf dem Verdeck in einem Haufen aufgestapelt. Jedermann ist verdrießlich, und in solchen Fällen vergißt selbst der artigste Franzose die Regeln der Höflichkeit. Meine Armuth ersparte mir diesen Verdruß auf der Reise von Tours nach Nantes: kaum hatte das Dampfboot angelegt, so nahm ich meinen Bündel unterm Arm und eilte ans Land. Ohne sichere Adresse eines Hotels und genaue Kenntniß der Oertlichkeit übergab ich meinen Mantelsack einem Platzbedienten, welchem ich zugleich die Wahl eines nahegelegenen Gasthofs überließ. Zu Fuß hinter dem Träger hergehend, bemerkte ich gleich nach den ersten zwanzig Schritten das großstädtische Ansehen von Nantes. Wir kamen an einem schönen Gitter vorüber, welches einen auf dem Quai gelegenen Garten vor der Börse einschließt, und stiegen die Straße hinan, welche zum Theater führt. Die Läden, welche zu meinem Erstaunen größtentheils schon geschlossen waren (es mochte 9 Uhr seyn), hatten ein glänzendes Aeußere; einige noch geöffnete Juwelierläden, in heller Beleuchtung strahlend, erinnerten an die prächtigen Magazine in der rue Vivienne und auf den Boulevards zu Paris; da war mit einem Mal ein himmelweiter Abstand von den schmierigen, stinkenden Talglichtern, welche die traurigen Boutiken in Tours, Angers und andern kleinen Provincialstädten Frankreichs erhellen. Diese Wiedereinkehr in die civilisirte Welt nach einem vierwöchentlichen Herumirren in kleinen Provincialnestern, war mir eine angenehme Ueberraschung und verscheuchte die trüben Grillen, welche ich auf dem Dampfboot zwischen Tours und Nantes gefangen. Ich hatte mir nämlich von dieser Wasserreise einen herrlichen Augenschmaus versprochen und mich auf etwas Aehnliches gefaßt gemacht, wie die Rheinufer zwischen Bonn und Koblenz, oder wenigstens wie die Seineufer von Rouen nach Caudebec. Meine Blicke suchten begierig die gepriesenen Schönheiten der Loireufer; ich fand nichts als kleine, charakterlose Pappeln und Weiden; von mächtig hohen Bäumen, von schönen Eichenwäldern, von waldbekränzten Höhen keine Spur; fette Wiesen begleiten das Ufer, und unaufhörlich steigen aus dem Flußbett bald kleinere, bald größere Inseln empor, welche mit jungen, zwölf Fuß hohen Weiden bedeckt sind, deren dünne Zweige mit den Spitzen im Wasser hängen. Das Dampfboot hatte alle mögliche Mühe, sich zwischen diesen grünen, unmalerischen Inseln hindurchzuwinden, und lief mehr als einmal Gefahr auf eine Sandbank zu gerathen. Von Zeit zu Zeit sah man eine hübsche Felsenpartie und in einiger Entfernung vom Ufer verfallene Schloßthürme, z. B. das Schloß von Luynes, die Heimath des unvergleichlichen Satyrs, Paul Louis Courrier, und das Schloß von La Poissonnière, die Geburtsstätte des französischen Dichters Ronsard, welchen neuerdings der ausgezeichnete Kritiker Sainte-Beuve wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen hat. — Der große Ruf, in welchem die Loireufer vor der ersten Revolution standen, beweist so recht den Mangel an Geschmack und Sinn für Naturschönheiten, welcher die Franzosen des ancien régime charakterisirt; selbst die geistreichsten darunter, wie Labruyère und Voltaire, waren in dieser Beziehung stockblind; erst während der Emigration öffneten ihnen Hartwell, Koblenz und Dresden ein wenig die Augen und weckten das Gefühl für Schönheiten dieser Art.

Ich logire in einem prächtigen Hotel und bewohne ein im Zopfgeschmack ausmeublirtes und decorirtes Zimmer, welches auf den Platz Graslin hinausgeht, an dessen oberem Ende sich das Theatergebäude erhebt. Fünf oder sechs Straßen münden auf diesen hübschen kleinen Platz zu, welcher jeder großen Hauptstadt zur Ehre gereichen würde. Mein Zimmer ist mit karmoisinrothem Damast ausgeschlagen; an den Wänden hängen einige ländliche Kupferstiche nach Vanloo und Boucher; in der Spiegellünette ist eine Schäferscene gemalt, und die Fenstervorhänge werden von vergoldeten Stäben gehalten. Für alle diese Herrlichkeiten zahle ich täglich 3 Franken, allein jeden Morgen um 5 Uhr werde ich aufs grausamste aus meinem süßesten Schlummer geweckt, indem die Bedienten auf dem Gange vor der Thür die Kleider ausklopfen und dazu singen

Digitized by Google

oder pfeifen. Da ich dem ersten Kammerdiener, der mir den Kaffee aufs Zimmer brachte, die Bemerkung machte, ob es nicht zweckmäßiger wäre, im Hof oder im Gartensaal eine Stube zum Kleiderausklopfen einzurichten, schnitt derselbe ein gräuliches Gesicht, ohne ein Wort zu erwiedern, und hat gewiß sein Theil dazu beigetragen, daß man mir die Bedienung mit doppelter Kreide aufgerechnet. Ein Franzose verzeiht nicht leicht, wenn er einem Fremden Recht geben muß.

Noch denselben Abend, wo ich mit dem Dampfschiff ankam, lief ich ins Theater: der berühmte Frédéric Lemaitre gab gerade Gastrollen. Das Schauspiel war beinahe zu Ende; ich sah nur den letzten Act von „Richard Darlington." Das Spiel Frédérics versetzte mich nach Paris. Frédéric ist in meinen Augen der ausgezeichnetste Mime der Franzosen, welcher Devrients Leistungen bisweilen erreicht. Es herrscht gegenwärtig eine große Armuth an tüchtigen, tragischen Künstlern in Frankreich; die Lust- und Schauspiele haben die Trauerspiele verdrängt, welche selten gegeben werden, weil der Geschmack daran abgestumpft ist und (die suprema ratio bei den Franzosen) weil man nichts Neues in diesem Genre hat; die meisten Menschen machen an die Kunst eben solche Forderungen, als an ihren Friseur oder Schneider, indem alt von Kunstwerken bei ihnen eben so viel heißt, als bei jenen aus der Mode. Die Acteure haben darüber die Gewohnheit der tragischen Rollen verlernt und werden sich fürs erste schwerlich wieder hineinfinden. Die Darstellung eines Trauerspiels auf der französischen Nationalbühne ist jedesmal viel zu bunt und kraus, und hat nicht die tragische Einfalt und Würde, die allein durch Stille und Erhabenheit wirken soll, wo ein großes Schicksal mit großen Dingen und Menschen spielt. Deutschland besitzt keine Komiker wie Bouffé und Vernet, allein dafür hat Frankreich auch keinen Tragiker wie Seydelmann. Wenn der Deutsche im Lustspiel nur zu leicht ungeschickt und unbehülflich ist, so tritt er dafür im Trauerspiel desto mehr wieder auf seinem eigenen Boden einher. Unser Charakter ist Ernst. Bei kleinen Dingen sind wir leicht albern und verlegen, aber dafür finden wir bei großen und ernsten Dingen leichter unser Maaß, als die Franzosen, welche so liebenswürdig und natürlich mit Allem spielen können. So wie ich die Trauerspiele in Frankreich aufführen sah, muß ich gestehen, daß die meisten, sonst nicht mittelmäßigen Künstler ihre Rollen sehr flach, oft schief gefaßt hatten, und sie eben so flach und verkehrt darstellten. Ich nehme davon nur den einzigen Frédéric Lemaitre aus: er ist der Mann seiner Rollen, in welche er tief eingeht, ohne darin jedesmal sein eigenes Ich abzuspiegeln, wie Boccage, der mit Frédéric im Drama glänzt. Was dieser in seiner ganzen Person oft etwas rauh und ungehobelt gibt, das gibt jener mehr in feinen, wohlerfaßten Zügen. Die Franzosen nennen Frédéric mit Recht ihren Garrick; man kann nicht leicht etwas Dramatischeres und Ergreifenderes sehen, als das Spiel dieses trefflichen Künstlers. Welche Rolle er auch spielen mag, er reißt uns und sich selbst zuletzt mit Gewalt hinein, und wir müssen dem wunderbaren Zauberer endlich wohl folgen, wohin er uns haben will. Da ist durchaus keine Spur von Künstlichkeit und Affectation; aber eben in diesem unscheinbaren Sinn, dem schwersten aller Dinge, offenbart sich das große Talent. Draußen ist die Ruhe, drinnen brennt das Feuer. Dieses Prometheische Feuer soll dem wackeren Künstler auch stets zu verzehren drohen. So sehr erschöpfen ihn seine großen Rollen, so fürchterlich wahr geht er in das Innerste ihrer Affecte und Leidenschaften ein, daß er oft mehrere Wochen in dem Zustande eines Erschlafften und Kranken seyn soll, welchen Zustand er alsdann durch gewaltsame Reizmittel zu heben sucht, die das Uebel eine Zeitlang vergessen, aber für die Folge nur noch schlimmer machen. Als Richard Darlington (eine von den Hauptrollen Frédérics) läßt er den Kampf des Ehrgeizes mit der Unterlage des Gemüths hervorspringen; in der Scene, wo Richard seine Frau zum Fenster hinausstürzt, trägt er in seinem Erscheinen die nächtlichen Furien so klar mit sich herum, daß sie nie deutlicher und rührender auf dem Theater sich zeigen sollten, und mehr als Eine Brust hörte ich neben mir vor Entsetzen ächzen. Und doch mäßigt Frédéric noch die Wuth des Dichters, welche allerdings gemäßigter seyn sollte. — Frédéric ist noch ein Künstler von altem Schlage, d. h. er gehört zu den üppigsten und verschwenderischsten Menschen: er lebt auf hohem Fuße, hält sich Equipage und Maitressen, und ist Gönner einiger armer Autoren und Poeten. Es ist eine schlanke, hochgewachsene Gestalt, wohl und männlich gebaut, mit einem etwas finstern, doch äußerst seelenvollen Gesichte, einer stolzen Stirn, einer schönen Nase und einem etwas vollen, doch hübschen Munde zu einem schön gespaltenen Kinn, das ein schwarzer Bart umdüstert; dieses Gesicht erleuchten und verdunkeln nach Gefallen ein Paar schwärmerische Augen von einem tiefen Schwarz, welches auch seine Haare haben. Frédérics meisterhaftes Spiel fesselte an jenem Abende dergestalt meine Aufmerksamkeit, daß ich vergaß, die anwesende Gesellschaft zu mustern, was ursprünglich meine Absicht gewesen. Der Saal war von unten bis oben voll. Erst beim Herausgehen bemerkte ich in den Corridors mehrere schöne, schwarzäugige Frauen und Mädchen, deren Züge weniger den Ausdruck kecker Entschlossenheit, als muthiger Ergebenheit hatten, und mir als die Ideale der Vendée'schen Heldinnen erschienen. Ich verabscheue Jeden, welcher mit Fremden im Bunde sein Vaterland bekriegt; allein unwissenden Bauern ist dieser Irrthum zu verzeihen.

Obschon ich müde und schläfrig um Mitternacht aus dem Theater nach Hause kam und mich gleich zu Bette legte, las ich doch noch einen guten Theil von dem ersten Bande eines sehr ernsthaften und interessanten Romans, Histoire de la guerre de la Vendée par Beauchamp betitelt. Den Kopf voll Gedanken an die Heldinnen der Chouannerie, war mein erster Gang am nächsten Morgen nach dem Versteck der Herzogin v. Berry, unweit der Citadelle. Es ist auffallend (oder geschah es vielleicht absichtlich?), daß man die Herzogin in ihrem Schlupfwinkel erst gegen Abend entdeckte, nachdem man vom frühen Morgen an Nachsuchung gehalten, und zur Vorsicht die Treppen zwischen den verschiedenen Stockwerken abgebrochen hatte. Man brauchte nur das kleine Haus von innen und außen nach allen

Digitized by Google

Dimenſionen hin auszumeſſen, um augenblicklich das Verſteck der Herzogin hinter der Kaminplatte eines Zimmers im dritten Stock ausfindig zu machen. Man erzählte mir in Nantes Vieles, was bei der Unternehmung der Herzogin von Berry auf den beiden Ufern der Loire vorgegangen, und die Abenteuer, welche die Herzogin beſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Genio y Figura, hasta la sepultura.

Temperament und Figur
Aendern nie ihre Natur.

•

Gustos hay que merecen palos.

Manchen Geſchmack gibt es auf Erden,
Der verdient geprügelt zu werden.

•

Gato escaldado hasta del agua fria huye.

Es mahret die gebrühte Katze
Vor kaltem Waſſer ſchon die Tatze.

•

Gallina en Corral agena.

Im fremden Hühnerhofe ſteht verwaiſt
Die Henne, weil dort Henn' und Hahn ſie beißt.

•

Hay Gato encerrado.

Es ſey nun, was es ſey,
Ein Rückhalt iſt dabei.

•

Hay Gatos que callando comen Pichones,
Y otros maullando no ven ratones.

Die ſtille Katze ſpeist Leckerbiſſen,
Die miauende hat noch kein Mäuschen zerriſſen.

•

Hombre muerto no habla.

Den Zeugen ſtecke nieder,
Er ſpricht alsdann nicht wieder.

•

La Callada por respuesta.

Einen ohne Antwort laſſen,
Heißt ſich ganz lakoniſch faſſen.

•

Lo bonito no es lo que se paga.

Schnell ahmet ſich das Böſe nach,
Das Gute aber nur gemach.

•

Las dineros del Sacristán, cantando se vienen, cantando se van.

Der Meßner hat ſingend des Morgens Verdienſt,
Und ſingend verſauft er des Nachts den Gewinnſt.

•

La Cabra tira al monte.

Der Fiſch wird ſtets ins Waſſer trachten,
Die Gemſ die Höhne ſtets verachten.

•

Lo que no fue en mi año, no es en mi daño.

Was nicht geſchah in meinem Jahr,
Dafür bin ich der Haftung baar.

Chronik der Reiſen.

Rawlinſons Reiſe in Perſien.

In der geographiſchen Geſellſchaft vom 24 Februar wurden „Bemerkungen auf einer Reiſe von Tebris durch das perſiſche Kurdiſtan nach den Ruinen von Takhti Soleiman und von da nach Gilan im Jahre 1838 vom Major H. C. Rawlinſon, nebſt einer Denkſchrift über die Lage des atropateniſchen Gebatana," mitgetheilt von Viscount Palmerſton.

Von Tebris liegt ungefähr 50 Meilen in ſüdſüdweſtlicher Richtung Schiſchewan. Dieß Dorf gehört Melik Kaſim Mirza, einem Sohne des verſtorbenen Schahs von Perſien, und iſt vielleicht einer der intereſſanteſten Plätze, die man in Aderbeidſchan findet. Der Prinz, der ſich in der Nähe des Dorfes einen Palaſt in europäiſchem Styl gebaut hat und der gewöhnlich hier reſidirt, iſt von eigenthümlichem Charakter. Mit großem Verſtand und Unternehmungsgeiſt verbindet er einen beſondern Geſchmack für die Gebräuche europäiſchen Lebens, und verſteht mehrere nützliche Künſte, die europäiſcher Bildung angehören, ſo daß Schiſchewan ſchnell das Anſehen einer europäiſchen Niederlaſſung annimmt. Sein Steckenpferd, zur Zeit als Major Rawlinſon ihn beſuchte, war, auf dem See Urumiyah, der nur eine Meile von ſeinem Palaſt entfernt iſt, Schiffe zu bauen. Durch ſeine erſten Verſuche ermuthigt, ſtrebt er nach größern Dingen, und will nicht eher ruhen, bis er auf ſeinem See in einem Dampfboot herumfahren kann.

„Vierzig Meilen weiter in ſüdſüdweſtlicher Richtung, erzählt der Schriftſteller, führten mich in das Dorf Tſchilik, von wo ich einen der intereſſanteſten Gegenſtände des Alterthums aufzuſuchen ausging, der, wie ich hörte, in der Nachbarſchaft war. Das war die keilförmige Inſchrift von Taſch Tepeh, einem einzelnſtehenden Hügel in der Ebene, fünf Meilen ſüdöſtlich von Tſchilik entfernt. Als ich an den Ort hinkam, fand ich den Teppeh von unregelmäßiger Geſtalt, an ſeinem Fuße 550 Schritte im Umfange, und ſo weit ich es zu beurtheilen vermochte, 50 bis 60 Fuß über die Ebene erhoben; er iſt aus Kalkſtein gebildet, der ſich über den Boden faſt in ſenkrechten Lagern erhebt; die ganze Seite des Hügels nach Tſchilik zu bietet auf ſolche Weiſe eine Reihe glatter Oberflächen, die zu Eingrabungen von Sculpturen oder Inſchriften ſehr tauglich ſind, und auf einer dieſer natürlichen Tafeln fand ich den Gegenſtand meiner Nachforſchung. Die Inſchrift iſt ungefähr 35 Quadratzoll groß, und beſteht aus 21 Linien, im mediſchen Alphabet geſchrieben, das etwas nach der Form verändert iſt, die es auf den Tafeln von Biſitun, Hamadan und Perſepolis trägt. Sie iſt jämmerlich verſtümmelt, da der Stein durch die Richtung ſeiner Lage ſich in großen Stücken abbricht, ſo daß der größere Theil der Schrift ſchon zerſtört iſt. Ich bin der Meinung, daß vor Zeiten auf der Spitze des Hügels ein Feuertempel ſtand und der Inhalt der Schrift

Digitized by Google

religiös war, doch ist sie, fürchte ich, in einem zu unvollkommenen Zustande, um eine richtige Uebersetzung zuzulassen. Nachdem ich das südliche Ende des Sees Urumiyah umgangen, führten mich 10 Meilen westlicher Richtung nach Uschnei. Diese Gegend ist nur wenig von Europäern besucht worden. Am Fuße der Gebirge von Kurdistan gelegen und auf andern Seiten von einem Amphitheater niedrigerer Berge umgeben, schließt sie ein natürliches Becken von geringer Ausdehnung, doch großer Schönheit und Fruchtbarkeit, ein. Der Fluß Gader, der von den Gebirgen aus einer tiefen und jähen Schlucht herabstürzt, theilt die Ebene in zwei Theile, und viele andere Bäche, die von denselben Bergen kommen, geben der ganzen Gegend die reichlichsten Mittel der Bewässerung. Die Ebene ist von unregelmäßiger Gestalt; ihre größte Länge und Breite ist ungefähr 10 Meilen, und die kleine Stadt Uschnei liegt auf dem Abhange des Gebirges, nahe an der nordwestlichen Gränze; doch sind noch gegen vierzig andere Dörfer in der umliegenden Gegend zerstreut.

„Die Bewohner sind Kurden vom Stamme Zerza, jetzt auf 800 Häuser ungefähr beschränkt; doch vor der Pest, die vor einigen Jahren diesen Theil von Aderbeidschan mit besonderer Heftigkeit heimsuchte, zählten sie 4 bis 5000 Familien. Die Stadt Uschnei allein soll vor 10 Jahren 1000 Häuser gezählt haben, und hat jetzt nicht über 200. Von Uschnei ritt ich 15 Meilen südwestlich, um die berühmte blaue Säule (pillar) von Kelischin zu besuchen, die eine lange kreisförmige Inschrift trägt; von da wandte ich meine Schritte wieder östlich, und indem ich bei der Stadt So-udsch-Bulak und dem Heiligthum Keli Sipan, Mijandab und den merkwürdigen Höhlen von Karaftu in einem Kreislaufe von fast 500 Meilen vorüberkam, führte mich der Weg zu den Ruinen von Takhti Soleiman, auf dem Gipfel eines einzelnstehenden Berges. In der Ebene gleichen sie einer grauen, verwitterten Masse von zerfallenden Mauern und Gebäuden, die ein kleines Wasser vom tiefsten Azur einschließen, und von einer starken, mit zahlreichen Bastionen versehenen Befestigungslinie verschlossen sind. Eine nähere Ansicht zeigt die Ruinen vielleicht in weniger vortheilhaftem Licht; doch gestehe ich, daß sie für mich von hohem Interesse waren, denn jeder Schritt, den ich that, brachte eine größere Gewißheit, daß ich jetzt die große Hauptstadt Mediens vor Augen hatte. Ich brachte den größern Theil von drei Tagen mit Untersuchung der Ruinen zu, und nahm eine regelmäßige Ansicht von ihnen auf. Der Berg Takhti Soleiman scheint anfangs allein zu stehen, doch das ist nicht eigentlich der Fall. Der Gipfel des Berges wird von einer Mauer bekrönt, deren besterhaltener Theil der gegen Süden liegende, der zerfallenste der westliche ist. Hier sind die Ruinen von sieben und dreißig Bastionen, und der Umfang der Mauer, von Punkt zu Punkt dieser Bastionen gemessen, beträgt 1330 Schritte, oder etwas mehr als Dreiviertel einer Meile. An wenig Punkten in der Nähe des Thorweges, auf der südöstlichen Seite, ist die Mauer gut erhalten, doch wo sie so ist, da zeigt sich das Mauerwerk als ganz vortrefflich. Ueber den Thorweg und von einer Bastion zur andern sich erstreckend, liegt eine Reihe Blöcke, in jedem die rohen Grundzüge eines Bogens gehauen, die so zur Verzierung des Portals eine Art Fries bilden, und das einzige Muster alter Sculptur geben, das man an den Mauern finden kann. Als ich durch den Thorweg ging, fand ich mich innerhalb der Mauern der verlassenen Stadt, und der erste Gegenstand, der meine Aufmerksamkeit fesselte, war der See. Ich sah, daß er eine Wassermasse war, die auf der höchsten Spitze des Berges sich gesammelt, eine unregelmäßige Form und gegen 500 Schritte im Umfange hatte. Die festigen Ufer, die ihn umgeben, bestehen aus einem Niederschlage von kohlensaurem Kalk, von dem das Wasser ungeheure Massen in flüssigem Zustande enthält, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie täglich sich verengern, da der Kalkniederschlag noch fortdauert; in geringer Tiefe von der Oberfläche setzt er sich ab, und bildet so ein ungeheures ausgehöhltes Becken für den See.

„Sir R. K. Porter glaubt, daß der Berg ganz aus dem Niederschlage des Wassers gebildet sey, und dieß scheint in sehr alter Zeit wirklich der Fall gewesen zu seyn, denn die Tiefe des Wassers, das durch wiederholte Messungen des Affschar-Häuptlings in der neuern Zeit auf 47 persische Ellen angegeben worden, stimmt mit der Höhe des Berges nach meinen Messungen so genau als möglich zusammen. Als ich diese merkwürdigen Ruinen untersucht hatte, setzte ich meine Reise ungefähr 120 Meilen weit östlich auf dem wenig besuchten Weg von Zandschan und Tarom nach Resht fort. In meinem Versuch, die Lage der alten medischen Hauptstadt Atropatene zu identificiren und ihre Geschichte aufzuhellen, schlage ich zuerst vor: das wirkliche Vorhandenseyn der Ruinen von Takhti Soleiman in der orientalischen Geographie nachzuweisen; von diesem Punkt aus zur Verbindung der frühern Araber mit den Byzantinern fortzugehen; darauf die Schicksale der Stadt in die Zeiten, wo Rom und Griechenland blühten, aufwärts zu verfolgen, und so endlich an die dunkle Periode der medischen Dynastie anzukommen, wo Fabel und Geschichte sich vermischt, und nur Funken der Wahrheit durch sorgfältige und genaue Analyse entdeckt werden können."

(Schluß folgt.)

Fortkommen des Maulbeerbaumes. Graf Gasparin sucht in einem Memoire über die Seidencultur die Gränze des Maulbeerbaumes zu bestimmen und gelangte zu folgendem Resultat: Die Anpflanzung des weißen Maulbeerbaumes gelingt nicht auf die Länder, wo eine Temperatur von — 25° (wahrscheinlich Centigrade) häufig ist; die des philippinischen Maulbeerbaumes gelingt da nicht, wo eine Temperatur von — 15° häufig ist. Der Maulbeerbaum entwickelt seine Knospen, wo eine anhaltende Temperatur von + 12,°5 stattfindet. Fügt man zu dem Zeitpunkte, wo diese Wärme eintritt, 40 Tage hinzu, denn so lange dauert die Erziehung der Seidenwürmer, so hat man den Zeitpunkt, wo die Blätter zum zweitenmal treiben. Die Vegetation des Maulbeerbaumes hält inne, wenn die Temperatur auf + 15°5 sinkt. Der Maulbeerbaum treibt kräftig in jedem Boden, der den Sommer hindurch 0,12 Feuchtigkeit behält. (Echo du Monde Savant vom 15 März.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 38 u. 39** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Maximen von Sainte-Beuve, im Geschmack La Rochefoucaulds. — Alciphron. (Fortsetzung.) — Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt. (Fortsetzung.) — Lieder nach Burns.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 93.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 April 1840.

Nachrichten über Chiwa.

(Nach Helmersens.)

Es war der Redaction bisher nicht möglich, sich Helmersens deutsch geschriebene „Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chocand u. s. w. zu verschaffen." Inzwischen ist uns dieser Tage die russische Zeitschrift: „Vaterländische Memoiren," Februarheft, zugekommen, welche einen Auszug daraus, so weit er Chiwa betrifft, mittheilt. Diese Nachrichten sind von um so größerem Interesse, als bis jetzt den Europäern der Zutritt so gut wie gänzlich untersagt war, und noch im J. 1838 mehrere Fremde, wahrscheinlich Engländer, auf Befehl des Chans erdrosselt wurden, aus keinem andern Grund, als weil man keine Fremden im Lande leiden wollte. Murawiew, den General Jermolow im J. 1819 nach Chiwa sandte, wurde zwar nicht ermordet, aber während seines ganzen Aufenthalts im Gefängniß gehalten; seine Mittheilungen beruhen deßhalb nur auf Hörensagen, sind aber nichtsdestoweniger ziemlich vollständig. Sie wurden noch vermehrt durch die Aussagen mehrerer Russen, die aus der Gefangenschaft entkamen; unter diese gehört namentlich ein gewisser Kowrsin, ein Bürger von Astrachan, der im J. 1826 aus Chiwa nach Orenburg kam. Einige Jahre früher war er beim Fischfang auf dem kaspischen Meere von den Truchmenen gefangen genommen und nach Chiwa verkauft worden, wo er anfangs das Schicksal aller Gefangenen theilte, bald aber durch seine Gewandtheit zu einem ehrenvollen Posten gelangte, nämlich dem, den Steuereinnehmer des Chans auf seinen Rundreisen zu begleiten. Dadurch erhielt Kowrsin Gelegenheit, genaue und umständliche Nachrichten über diesen kleinen Raubstaat zu sammeln, und da er ein sehr glückliches Gedächtniß hatte, so prägte sich ihm das Bild des Landes so lebhaft ein, daß er später eine ziemlich genaue Karte davon entwerfen konnte. Aus seinem Munde schöpfte der Präsident der asiatischen Gränzcommission, General Geng, seine wichtigsten Nachrichten, sammelte noch andere im Laufe mehrerer Jahre mit unermüdlicher Sorgfalt, und theilte sie endlich Hrn. Helmersen mit, der sie mit anderen russischen Originalquellen verschmolz.

Das Land.

Der angebaute und ziemlich bevölkerte Theil des Chanats ist eine Insel, die im Süden und Westen durch eine Sandsteppe, im Norden durch den Aralsee, im Osten durch den Amu-Derja begränzt wird, aber in seiner größten Länge von Petnäk bis Kungrat 120 Werste und in der Breite von Urgendsch bis Chiwa 40 Werste hat. Dieß ist natürlich nur die Ausdehnung der wirklich fruchtbaren Oase; der Boden ist allenthalben eben und besteht aus sandigem Thon, das Bett des Amu-Derja aber ist reiner Thon. Nur an der Ost- und Westgränze erheben sich einige ziemlich bedeutende Sandhügel, und der letztern entlang zieht sich eine Reihe Seen, die nur durch kleine Rinnsale mit einander verbunden sind und gutes Wasser haben, aber selten auch nur 500 Klafter lang sind. Das rechte Ufer des Flusses ist mit bedeutenden Felsmassen bedeckt, und hier findet sich auch hart am Flusse, der Stadt Kiptschak gegenüber, der bekannte Goldberg, an dem jedoch keine Wache steht, wie man behauptet hat, und die Chiwaer scheinen auch überzeugt, daß er kein Körnchen Gold enthalte. Die frühern Nachrichten, namentlich Meyendorf und Ermann, nennen den Berg Waisli-Kara oder Wasli-Kara, und behaupten, auf seiner Höhe fänden sich tiefe Gruben, woraus früher Gold und Silber gewonnen worden seyen. Da aber der Meinung der Chiwaer zufolge Fürst Bekowitsch, den Peter zur Eroberung von Chiwa aussandte, hauptsächlich die Plünderung dieser Gruben beabsichtigt habe, so sey bei Todesstrafe verboten worden, sie ferner zu bearbeiten oder sich ihnen auch nur zu nähern.

Die Sonnenhitze ist in Chiwa sehr stark, doch erträglicher als in Buchara, weil man in Chiwa hinlänglich mit Wasser versehen ist. Die Winde sind sehr heftig, aber der Regen selten, zum Glück für die Einwohner, weil der Regen ihre Häuser zerstört. Die Kälte beginnt im Anfange Octobers, und ist oft um diese Zeit so heftig, daß das Wasser sich mit Eis bedeckt. Der Amu-Derja gefriert indeß nicht eher, als nach dem Neujahr, doch wird das Eis manchmal 12 Werschok (2 Fuß) dick. Schnee fällt nie mehr als eine Spanne hoch, und bleibt nicht über vier Tage liegen. Glatteis bildet sich sehr häufig, und da die Kamele nicht darauf gehen können, so müssen sich die Einwoh-

Digitized by Google

ner dann kleiner Wagen bedienen. Die Luft ist gesund, im Herbst aber herrschen Fieber.

Der Amu-Derja versieht das ganze Land mit gutem Wasser. Der Strom ist tief, breit und rasch fließend, aber diese rasche Strömung mindert sich allmählich so sehr, daß unterhalb Kungrat der Lauf kaum bemerklich ist; 150 Werste oberhalb Petnák finden sich Schnellen, über welche man bei kleinem Wasser nur mit Mühe hinunterfahren kann. Von da an aber bis zum Aralsee hindert nichts die Schifffahrt. Die Karakalpaken beschiffen den See, um des Fischfangs willen, in kleinen Kähnen; derselbe ist mit Inseln besäet, von denen einige bevölkert sind: die bedeutendste davon, Tokmak-Ata, liegt gerade der Mündung des Amu gegenüber, ist bewohnt und mit Wald bedeckt. Ihre Länge ist gegen 30 Werste. Die Chiwaer besuchen sie, um an dem Grabe eines hier beerdigten Santon zu beten. Der See ist sehr wenig tief, und bei kleinem Wasser soll man bis zu der 20 Werste vom Ufer entfernten Insel hinüberreiten können. Der Amu-Derja tritt nur unterhalb Kungrat über seine Ufer, und zwar hauptsächlich über das östliche; darum findet sich auch hier ein Wiesengrund, von dem weiter oben keine Rede ist. Dieß Austreten, das gewöhnlich am 1 October (nach andern Nachrichten im April oder Anfang Mai) eintritt, und das sonst reine und gute Wasser trüb und schlammig macht, steigt oft um dritthalb Klafter (Saschenen) über die gewöhnliche Höhe. Der niedrigste Wasserstand tritt im Junius ein, und dann kann man oberhalb Petnák über den Strom reiten; übrigens ist dort sein Lauf so reißend, daß das Pferd sich nur mit Mühe auf den Füßen hält.

Wenn der Amu-Derja Wasser genug hat, so füllen sich alle daraus abgeleiteten Canäle, und dann kann man Felder und Gärten bewässern; im entgegengesetzten Fall mißräth die Ernte, und das Land leidet Hunger. Im J. 1804 z. B. wurden die Einwohner Chiwa's durch Wassermangel und eine daraus entspringende Mißernte in die äußerste Noth versetzt. Dasselbe Jahr zeichnete sich auch durch ansteckende Krankheiten aus.

Im ganzen Chanat fällt kein Fluß in den Amuderja, aber 10 Werste unterhalb Chudscha fließt ein Arm, Kara-Ussek, gegen Westen, der fünf Klafter tief, 200 Klafter breit und ziemlich reißend ist. Die Karakalpaken unterhalten hier eine Fähre. Fünf Werste gegen Norden von der Abzweigung dieses Arms ist der Berg Irnek, bei welchem derselbe, fünf Werste von Kungrat, sich in den See Ak-Jul ergießt und aus diesem wieder in den Amu-Derja fällt. In den Kara-Ussek fallen einige Seitenarme des Amu-Derja, die man wohl unterscheiden muß von den Canälen, die nicht in natürlichen, sondern in künstlichen Betten fließen. Bei der Anschwellung führt der Strom eine ungewöhnlich große Menge dunkelgrauen, lehmigen Schlamm mit sich, welcher der Fruchtbarkeit der Felder großen Eintrag thut. Oft füllen sich die Canäle in kurzer Zeit mit einer dicken Schicht an, die man beim Ausräumen am Ufer aufwirft oder in die Städte und Dörfer führt, um hier den Boden zu erhöhen, und die Wohnungen gegen die Ueberschwemmung zu sichern.

Die Bewohner des Chanats sind überzeugt, daß der Amu-Derja einst ins kaspische Meer fiel, daß das alte Strombett sich von Urgendsch aus gegen Westen gewendet habe, noch jetzt zu erkennen und mit seinem (Fluß-?) Sande gefüllt sey. Zur Zeit der Anschwellung des Amu und der Canäle ergießt sich das überflüssige Wasser in dieß verlassene Bett, das somit unter dem Wasserniveau des Hauptstroms und der Canäle liegen muß. Der größte Theil des Schlammes, den der Amu führt, geht zwar nach der Mündung, wo die Tiefe des Meeres rasch abnimmt, und ein bedeutendes Delta sich bildet. Aber der Amu erhöht auch, wie der Po und ähnliche Flüsse, sein Bett, und darum sind zweifelsohne auch ähnliche Aenderungen des Laufes vor sich gegangen. Die Bewohner von Chiwa schreiben die Verödung des alten Urgendsch dem Umstand zu, daß der Arm des Amu, an dem diese große Stadt liegt, sich allmählich mit Sand anfüllte und austrocknete. Alle Nachrichten über den frühern Lauf des Amu sind unvollständig, reichen aber nicht hin, die Annahme einer ehemaligen Ausmündung ins kaspische Meer geradehin zu verwerfen, wie dieß in letzterer Zeit geschehen ist. Die Aussagen vieler Chiwaer und zurückgekehrten Russen stimmen darin überein, daß zwischen Chiwa und dem kaspischen Meere, in der Nähe jenes alten Strombettes, etwa 300 Werste östlich von dem balchanischen Meerbusen, sich Ueberreste von Wasserleitungen, Befestigungen und Backsteingebäuden finden. Diese Ueberreste, deren nähere Schilderung sehr wünschenswerth wäre, beweisen zum mindesten, daß das Land einst bewohnt war, aber jetzt des Wassers und der Einwohner beraubt ist.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Vom Schlosse aus, an dessen Mauern ich mehrmals das lothringische Doppelkreuz wahrnahm, stieg ich auf die nahegelegene Promenade, welche den Fluß und die Citadelle beherrscht. Man hat von da eine ganz hübsche Aussicht. Ich setzte mich auf eine Bank an der großen Treppe, auf welcher man an den Fluß hinabsteigt, und gedachte der langen Gefangenschaft, welche der famöse Cardinal Retz in der zu meinen Füßen liegenden alten Schloßveste ausgehalten. Mehr Geist kann man nicht haben, als diesem Cardinal Retz gegeben war, und man muß es eine Ungerechtigkeit der heutigen Franzosen nennen, daß sie diesen Mann als Schriftsteller fast ganz in Vergessenheit gerathen lassen. Man spürt bei ihm keine kurzen Ideen, wie bei Voltaire; er wirft nicht wie dieser eine künstliche Hülle um schwer auszudrückende Dinge, sondern wagt sie mit ihren eigenen Namen zu nennen; er umschreibt und umgeht nicht Alles, und zerstört somit nicht den großen Witz und die große Phantasie, indem er durch den kleinen Witz und die kleine Phantasie die Unschuld vergiftet. — Ich dachte an sein Project, seine schöne Cousine, Margarethe von Retz, zu entführen; er wollte mit ihr nach Holland gehen, welches damals der gewöhnliche Zufluchtsort gegen die unumschränkte Gewalt des Königs von Frankreich war. „Mademoiselle von Retz," sagt der Cardinal,

Digitized by Google

„hatte die schönsten Augen von der Welt, allein sie waren nie schöner, als wenn sie sehnsüchtig blickten, und ich habe nie welche gesehen, denen das Schmachten eine so entzückende Anmuth verliehen. Eines Tages, als wir bei einer einheimischen Dame zu Mittag speisten, zeigte sie in einem Blick auf den Spiegel hinter dem Bette Alles, was die Mordidezza der Italienerinnen Zartes, Liebreizendes und Holdseliges hat. Aber zu ihrem Unglück achtete sie nicht darauf, daß Palluan, seitdem Marschall von Clerambaut, sie im Spiegel sehen konnte ꝛc.“ Dieser zarte Blick erregte so entschiedenen Verdacht, daß der Vater des künftigen Cardinals ihn eiligst entfernte und mit nach Paris nahm.

Ich verweilte über eine Stunde auf der Promenade; man findet daselbst mehrere Reihen Bäume und verschiedene Statuen unter aller Kritik. Am Fuße dieses Hügels, auf welchem die Promenade befindlich, fielen mir zwei oder drei Häuser auf, welche eine so reiche und schöne Stadt, wie Nantes, nicht hätte dauen lassen sollen. Allein die Schöffen der französischen Provincialstädte haben eben nicht viel Gefühl fürs Schöne und Malerische; zeigt sich doch selbst der Pariser Stadtrath, welcher die Bäume auf den Boulevards umhauen läßt, in dieser Beziehung entsetzlich roh. Wie ganz allerliebst nehmen sich dagegen Frankfurt, Leipzig, Nürnberg u. s. w. mit ihren reizenden Promenaden aus! Sehr viele von unsern kleinen deutschen Städten gewähren einen pittoresken Anblick, und sind so zweck- und naturgemäß geschmückt, daß der beste Baukünstler seinen Geschmack daran üben kann; denn diese ohne Prachtgebäude und großen Aufwand, bloß mit Hülfe von Baumwerk und Sonnenschein hervorgebrachten Verschönerungen nähern sich mehr dem guten Style und der wahren Schönheit, als jene mühsamen und kostspieligen französischen Paradeanlagen, wogegen Kunst und Natur um Rache schreien. Und doch wiederholen die Franzosen ewig: „das schöne Frankreich!“ ganz eben so, wie die Engländer sagen: merry England! „das heitere England!“ während es auf der ganzen Welt keine widerwärtigere, mürrischere Nation gibt, als die Engländer; die einzige Sorge im Leben eines Engländers ist, sich in die Höhe zu arbeiten, und auf jede Weise zu verhindern, daß ein Anderer ihm den Rang ablaufe.

Die Bäume der Promenade in Nantes sind kümmerlich; das Erdreich scheint wenig zu taugen. An der Morgenseite der Promenade erhebt sich eine Reihe Häuser, welche allem Anschein nach vom alten bretagnischen Adel bewohnt werden, denn sie sehen sehr vornehm und traurig aus. An dem andern Ende der Promenade traf ich einen kleinen, handbreiten Fluß, worauf ein Dampfboot ging; ich erkundigte mich nach dem Namen dieses Flusses: er heißt Erdre und hat eine Menge Brücken und Schleußen. Längs des Ufers hingehend, sah ich das Hotel der Präfectur, ein großes, massives Gebäude, ohne Urtheil und Geschmack nach verschiedenen Baustylen zusammengestoppelt, ungefähr in der Art, wie die Arzneischule in Paris. An vielen Stellen ersetzt man die schlechten, hölzernen Baracken des sechzehnten Jahrhunderts durch hübsche dreistöckige Häuser von Stein. Bevor sich die Erdre in die Loire ergießt, nimmt sie noch einen andern kleinen Fluß auf, die sogenannte Sevre Nantaise. Zu beiden Seiten der Mündung der Erdre dehnen sich die breiten und belebten Loirequais aus, welche in ihrer ganzen Länge mit einer einzigen Reihe alter, 60 Fuß hoher Ulmen bepflanzt sind, die eine vortreffliche Wirkung hervorbringen. Die mannichfaltigen Baumformen beschäftigen angenehm die Einbildungskraft, und mehrere von den gegenüberliegenden Häusern sind nicht ganz stillos und haben namentlich eine gute Farbe, da ihnen der weiße, gelbe, milchkaffeeartige und bunte Anstrich fehlt, welcher uns so viele moderne Städte verleidet. Alles paßt hier zu einander: der Quai und die Bäume und die Bauwerke auf demselben, sowohl ihrer Form als Farbe nach; diese Dinge vermählen sich hier zusammen zu einem guten Gemälde, wo Composition, Colorit und Zeichnung sich mit einander zu Einem glücklichen Ganzen verbinden. Diese schönen, so herrlich und so wohlfeil geschmückten Quais werden zu jeder Stunde des Tags in allen Richtungen von eiligen Fußgängern bevilgert und von rasselnden Wagen befahren: wir finden hier die ganze Geschäftigkeit und emsige Regsamkeit einer großen Handelsstadt; es halten daselbst zwei Omnibus, ein weißer und ein gelber; hübsche achtzehnjährige Mädchen versehen den Dienst der Conducteurs; die Fahrt kostet drei Sous; ich stieg in den ersten Omnibus und fuhr so lange mit, bis der Wagen an seine Station gelangte. Die Geduld und Gutmüthigkeit des weiblichen Conducteurs wurde jeden Augenblick von den Passagieren durch gute und schlechte Witze auf die Probe gestellt, was höchst spaßhaft mit anzusehen war. Der Wagen hielt neben einer Reihe von Zimmerplätzen still. Ich folgte einem Schwarm jubelnder Straßenjungen; es wurde nämlich eben ein Schiff vom Stapel gelassen, welches sehr glücklich ablief: es glitt majestätisch von seinem hölzernen Gerüste in den Strom hinab. Meine Umgebung bestand größtentheils aus Familienmüttern, wovon jede vier oder fünf Kinder bei sich hatte, die alle von gleichem Alter schienen; ich suchte mit einem alten Zollaufseher ein Gespräch anzuknüpfen, allein es war nichts aus ihm herauszubringen.

Es ist ein Glück für Nantes, daß es theilweise auf einer Anhöhe gebaut ist, welche auf dem rechten Ufer der Loire anfängt, und gegen Norden immer weiter zurücktritt, indem sie mit dem Fluß einen Winkel von etwa 30° bildet. Die Schiffswerfte nimmt die erste kleine Ebene zwischen der Loire und der Anhöhe ein. Aber die Loire bei Nantes ist nicht so breit, wie die Rhone bei Lyon, oder die Seine bei Quilleboeuf; Nantes liegt an einem sehr schmalen Flußarme der Loire, welche hier, wie überall in ihrem Laufe, durch die zahlreichen Inseln verdorben wird. Der Schiffswerfte gegenüber vereinigt sich dieser schmale Arm der Loire mit einem andern viel breiteren. Ich nahm ein Boot, um denselben hinaufzufahren; allein es sollte mir an jenem Tage nichts Glückliches begegnen. Mein alter Bootsmann war mäuschenstill, und seine ganze Conversation beschränkte sich darauf, mir zehn Sous Trinkgeld abzuverlangen, um eine Flasche Wein auf meine Gesundheit zu leeren: er habe seit vierzehn Tagen keinen Tropfen über die Lippen gebracht; das war ohne Zweifel eine Lüge; da das Maaß Wein

Digitized by Google

in Marseille nur 5 Centimes kostet, so muß es in Nantes bei der Wohlfeilheit des Transports zur See höchstens auf 15 Centimes kommen, allein vielleicht sind die Eingangszölle übertrieben hoch; die französischen Mauthgesetze zeichnen sich durch ihre gränzenlose Abgeschmacktheit aus. Ich fand den zweiten Arm der Loire mit Pfählen versperrt, welche aus dem Wasser hervorstehen und römische Fünfen (V) bilden, die Spitze nach dem Meere zugekehrt: man befestigt daran die Netze, womit die Alsen gefangen werden, welche hier besonders schmackhaft sind. Die Strömung der Loire ist ungemein reißend, weßhalb der Volksrepräsentant Carrier verrufenen Andenkens dem Pariser Wohlfahrtsausschuß die Loire als einen torrent révolutionnaire rühmte. Die Fahrt stroman ging sehr langsam; ich ließ mich ans Land setzen nicht weit von einer Brücke, welche sehr häßlich ist, und etwa 40 Fuß über dem Wasser erhaben seyn mag. Da gerade der Omnibus nach dem Faubourg Saint-Jacques vorbeifuhr, stieg ich ein, und bald nachher passirten wir einen dritten Flußarm. In meinem Leben bin ich nicht so gestoßen worden: die Straße, welche die drei Brücken über die Loire verbindet, ist schauderhaft gepflastert.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Rawlinsons Reise in Persien.

(Schluß.)

Das ist der Weg, den Major Rawlinson vorschlägt; das Resultat, zu dem er am Schluß eines langen mit vielem Fleiß und Gelehrsamkeit gearbeiteten Memoires kommt, geben wir mit seinen eigenen Worten: „Ich habe gezeigt, daß Herodot die Hauptstadt Mediens Atropatene unter dem Namen Ekbatana beschreibt, mit einzelnen Zügen, die nur den Ruinen von Takhti Soleiman gehören; daß derselbe Ort in dem Buche von Tobit Tscharran (Charran) eben so heißt; diese Benennung ist mir gelungen, durch verschiedene Beweispunkte nachzuweisen bis in die Zeit der Araber, von denen die Stadt, welche den Platz von Takhti Soleiman einnahm, immer noch Arran, gleichbedeutend mit Charran, bis in den letzten Zeiten ihres Daseyns genannt ward; daß der alte persische Name Bar, ebenfalls dem Schlosse dieser Stadt des Dejoces gehörig, in dem griechischen Vera, dem unterscheidenden Beiwort jener Festung, aufbehalten ist, welche Markus Antonius zu Takhti Soleiman belagerte; daß Gaza, die gewöhnlichere Benennung der atropatenischen Hauptstadt, nur die Uebersetzung des alten Namens Ekbatana ist; daß Alexander und seine Officiere, da sie nicht bis zu dieser Stadt vordringen konnten, auch ihren Unterschied von dem Ekbatana in Groß-Medien nicht zu entdecken vermochten, und daß die Verwirrung aller spätern Geographie dieser Ursache zugeschrieben werden muß; daß spätere Autoren Notizen von Ekbatana enthalten, die nur durch ihre Anwendung auf die atropatenische Hauptstadt dieses Namens erklärt werden können, obgleich sie die Schriftsteller selbst in ihrer Unwissenheit auf die andere Stadt zu beziehen scheinen; daß die Reihe von zweideutigen Anspielungen auf das Ekbatana Nordmediens von dem Augenblick fortdauert, wo wir die Stadt in der Form einer bestimmt und positiv daseyenden aus dem Gesicht verlieren, bis zu der Zeit, wo die Hauptstadt, die ihren Namen geändert, den Römern unter der Bezeichnung Gaza bekannt wird, und hier schließe ich den ältesten und folglich schwierigsten Theil der Untersuchung. Das nächste Stadium des Beweises nimmt die Zeit des medischen Krieges von Antonius ein; es stellt alle Notizen zusammen, die in den classischen Autoren von der atropatenischen Hauptstadt zwischen dieser Zeit und dem Erlöschen der parthischen Monarchie vorkommen; es behauptet als natürliche Folge, die durch jene Aussagen noch verstärkt wird, die alle auf denselben Punkt hingehen, daß diese Hauptstadt nothwendig dieselbe Lage mit der, welche bisher unter dem Namen Ekbatana nachgewiesen wurde, gehabt haben müsse, und indem es zeigt, wie genau die Lage von Takhti Soleiman zu allen bekannt gemachten Messungen und allen historischen Thatsachen jener Zeit paßt, bestätigt es zugleich den vorhergehenden Beweis und geht zu der großen Frage über, ob das Ekbatana des Dejoces dasselbe sey mit dem in der bekannten Periode der Sassaniden-Dynastie. In dem dritten Stadium der Untersuchung ist das große Ziel eine Verbindung zwischen dem byzantinischen Bericht der atropatenischen Hauptstadt und den orientalischen Nachrichten derselben Stadt aufzustellen, und dieß wird dadurch erreicht, daß gezeigt wird, wie die Ereignisse, welche eine Partei Ganzaca zugeschrieben, von der andern als in der großen Stadt Schiz geschehen erzählt werden, und indem der für beide Parteien gemeinsame Beweis geführt wird, daß der berühmte Tempel, welcher das heiligste Feuer der Perser enthielt, in dieser Stadt Ganzaca oder Schiz lag, der Hauptstadt der Provinz Aderbeidschan. Noch gibt es verschiedene Messungen und andere Züge aus dieser Zeit der Geschichte, die völlig mit der Lage von Takhti Soleiman übereinstimmen, und um so mehr dazu dienen, die vorhergehenden Theile des Beweises zu befestigen und zu begründen. Die Untersuchung endet dann mit Verification der Lage des arabischen Schiz in der neuern Geographie. Der sehr ins Einzelne gehende Bericht von diesem Orte, den ich aus dem Werke von Zakariya Kazwini ausgezogen, und mit meinen eigenen persönlichen Beobachtungen in den Ruinen von Takhti Soleiman verglichen habe, kann nicht den kleinsten Schatten eines Zweifels in Bezug auf die Identität beider Orte zurücklassen, und ich glaube, daß in der Verknüpfung und dem Resultat dieser vier Punkte der Analyse eine Schwierigkeit gelöst ist, die aus Mangel von ein wenig Aufmerksamkeit und richtiger topographischer Kenntniß bis zu dem heutigen Tag das große Problem der asiatischen vergleichenden Geographie gewesen, und welche, bei der Dunkelheit, die sie bisher auf die Karte des alten Persiens geworfen, eine der Haupthindernisse darbot, diese interessante und lehrreiche Wissenschaft weiter zu verbreiten."

Die Denkschrift des Major Rawlinson war von Karten u. s. w., einem Grundriß der Ruinen von Takhti Soleiman und einer Abschrift der Inschrift an den Felsen von Karastu begleitet.

Miscellen.

Mammuthzahn im Großherzogthum Luxemburg. Wir haben vor einiger Zeit angekündigt (s. Nr. 70), daß in dem genannten Lande ein Elephantenzahn gefunden worden sey; es ist aber von dort aus im Echo du Monde Savant, welchem die Nachricht entnommen war, bemerkt worden, daß es ein Mammuthzahn gewesen, und daß er auch nicht, wie früher angegeben wurde, in drei Theile zersägt wohl aufbewahrt worden sey.

Elephantenknochen in England. Das Dover Chronicle meldet die Auffindung solcher Knochen in einem kleinen Erdschlipf des Round Down Cliff. (Echo du Monde Savant vom 28 März.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 94.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 April 1840.

Ueber den Ursprung der Keilschrift.

Das Athenäum vom 14 März theilt einen Auszug aus der Vorlesung eines Hrn. Nasmyth mit, der den Ursprung dieser eigenthümlichen Schrift auf eine sehr scharfsinnige Art erläutert. Er hält sie für babylonischen Ursprungs. Das ungemeine Interesse, das sich an das alte Babylon knüpft, war Ursache, daß man so unbedeutende Gegenstände, wie die Backsteine, aus denen jene wunderbare Stadt gebaut war, in den Museen aufbewahrte. Das Hauptinteresse knüpft sich freilich an die seltsamen Charaktere, die sie an sich tragen, und die man ihrer Form wegen Pfeil- oder Keilschrift nannte. Die Zeichen befinden sich meistentheils auf der Randseite der Backsteine, so daß sie, wenn die Backsteine in die Mauer eingebaut waren, leicht gelesen werden konnten. Die Babylonier wohnten an den Ufern eines Flusses, der ihnen in seinem Lehm ein sehr bequemes Baumaterial in Fülle bot; Babylon war deßhalb aus Backsteinen gebaut, die größtentheils nur einfach in der Sonne getrocknet waren. Dieser Umstand erklärt den Ursprung dieser seltsamen Schrift, die selbst in ihren verwickeltsten Combinationen sich doch in die ursprüngliche Pfeilform auflösen läßt. Eine genaue Untersuchung derselben führte Hrn. Nasmyth auf die Erforschung der Art und Weise, wie diese Schrift hervorgebracht wurde, und er entdeckte bald, daß sie das Ergebniß des Eindrückens eines dreieckigen Instrumentes oder Stylus in den noch feuchten und weichen Thon war. Diese Vermuthung bestätigte sich ihm, als er bei Untersuchung der im brittischen Museum befindlichen babylonischen Backsteine auf einem derselben eine Reihe sehr kraftig ausgeführter Charaktere sah, von denen einer so tief eingedrückt war, daß man die ganze Form und Größe des Instruments erkennen konnte.

Das Athenäum hat seine Mittheilung mit Holzschnitten begleitet, aus denen man ersieht, daß das dreieckige, wahrscheinlich scharfe Instrument vorn glatt abgeschliffen war, so daß das obere Ende ein gleichseitiges Dreieck bildete. Die Hand muß das Instrument in der Art gefaßt haben, daß der Zeigefinger auf die eine flache Seite drückte, wo dann jedes Eindrücken in den flachen Thon ein längliches Dreieck gab, dessen oberer, breiter Theil tief, dessen unterer spitziger Theil schwach eingegraben war. Diese leicht hervorzubringende, eigenthümlich geformte, und aller möglichen Abwechslung fähige Schrift wurde nun allmählich zu den schönsten und umfassendsten Inschriften auf den Backsteinen und Töpferarbeiten dieses merkwürdigen Volks angewandt, und da sie einmal im Gebrauche war, so ging sie später auch auf Stein, Marmor und selbst Agat über, behielt aber alle die Eigenthümlichkeiten, die ihren Ursprung, nämlich das Eindringen eines scharfen dreieckigen Instruments in den weichen Thon, bezeichnete.

Von dieser Ansicht geleitet, geht Hr. Nasmyth noch weiter, und behauptet, aus dieser Keil- oder Pfeilschrift seyen auch wesentlich unsere abendländischen Charaktere entstanden: das griechische *Y* z. B. besteht aus drei solchen keilartigen Eindrücken, *T* gleichfalls aus drei, *K* aus vier u. s. w. Er will nun aus den ältesten griechischen Inschriften gefunden haben, daß die Schrift derselben eine Art Nachahmung der babylonischen sey, indem sie das tiefe Eindrücken des breiten Endtheils hätten, und der Grundstrich der Buchstaben merkwürdigerweise mit der geraden Linie der Inschrift nicht parallel, sondern dem Charakter der Pfeilschrift gemäß häufig schief darauf stehe.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Das Merkwürdigste in diesem Stadttheil ist das neue Hospital Saint-Jacques, ein weitläufiges, palastähnliches Gebäude, welches zugleich Spital, Armen-, Kranken-, Narren- und in gewisser Hinsicht auch Zuchthaus ist. Es liegt auf der Seite der Stadt, woraus man nach Clisson fährt, und gleichsam schon im Felde, hart an der Loire. Es ist eine Sammlung mehrerer Hauptgebäude, die alle von Mauern umschlossen sind, und im Innern verschiedene Abtheilungen und Höfe bilden, welche durch bedeckte Gänge verbunden sind. Rundum die Höfe, in deren Mitte kleine Garten angelegt sind, laufen Arcaden, welche bei Regenwetter treffliche Spaziergänge bieten und den Aufwärtern

Digitized by Google

erlauben, ihren Dienst im Trockenen zu verſehen. Das Hoſpital iſt für Männer und Weiber. Die merkwürdigſte Partie dieſes Verſammlungshauſes des Elends iſt die Seite, wo die wohnen, welche man von der übrigen Welt ausgeſchloſſen hat, weil ſie meiſtens eine ganz andere im Kopfe tragen, als dieſe, und alſo damit alle Augenblicke anrennen; ich rede von den Narren, deren hier eine ziemliche Anzahl verſammelt iſt. Die Gemächer ſind zu ebener Erde und ſauber. Die boshaften, wüthigen Narren wohnen einzeln in Zellen, und ſind entweder auf Stühlen feſtgebunden, oder werden nur mit Zwangsjacken ins Freie gelaſſen. Die ſtillen oder luſtigen Narren gehen meiſt im Hofe und unter den Arcaden ſpazieren, und erzählen ſich mit lauter Stimme und oft mit eben ſo lautem Lachen ihre Träume und Begebenheiten. So oft ich ein Tollhaus beſuche, ergreift mich ein Schauer, der mehr iſt, als das menſchliche Gefühl des Mitleids oder der eigennützige Gedanke an die eigene Hinfälligkeit. — Mich dünkt es ſehr menſchlich und natürlich, daß mehrere wilde Völker, die nur die Kräfte der Natur fühlten, aber noch weniger verſtanden, als wir, Wahnwitzige und Epileptiſche oft als Heilige und Lieblinge der Götter ehrten, und ihr elendes Daſeyn unter dieſem frommen Glauben in Schutz nahmen. Wir ſind aber zu der Höhe von Bildung gekommen, wo alles Heilige und Seltene gemein werden muß, wenn es exiſtiren ſoll. Es iſt keine Zeit der Wahnwitzigen und Poeten, die den nüchternen Leuten nur zu oft als Tolle erſcheinen. Doch gibt es Leute, die an dieß tauſendjährige Reich glauben, wo man ſelbſt den Tollen und Halbtollen, den Poeten und Philoſophen, einen Theil der allgemeinen Erde einräumen werde. Aber zurück in die Behauſung der Heiligen, deren Begeiſterung und Entgeiſterung ſo viel Hohes und Tiefes hat!

Den Idioten beiderlei Geſchlechts hat man einen eigenen Hof eingeräumt, wo ſie wie das Vieh gefüttert werden und aus einem gemeinſchaftlichen Troge eſſen; einige ſind ſogar unfähig, dieſe animaliſche Function zu verrichten und werden von den Wärtern wie kleine Kinder aufgepappt. Und nun ſage man noch, daß unſer Jahrhundert inhuman iſt! In einem andern Theile des Gebäudes befindet ſich die Sammlung von wahnwitzigen Weibern und eine Sammlung von ſolchen, die in vielen Städten ſich nach dem Namen der heiligen Magdalena nennen und hier wegen ihrer Sünden bußfertig ſind oder ſeyn müſſen. Dieſe Schweſterſchaft wohnt gleich neben den Tollen an. Außer den Narren und den beiden zuletzt genannten elendeſten Claſſen der Weiber, zwiſchen denen einem freien und züchtigen Gemüthe die Wahl ſchwer werden möchte, iſt das Spital Saint-Jacques ein Aufenthalt für das hülfloſe, gebrechliche Alter, welchem man Wohnung und Nahrung, in den Krankheiten Pflege und Arznei, und nach ihren Kräften auch Arbeit gibt. Es gehören ihm zwei Höfe, wo es an der Sonne und Luft herumſpaziert, die ſehr rein hieher kömmt. Alles iſt nett und ſauber eingerichtet. Gleich am Eingang dieſer kleinen Welt findet man die Capelle. Auf der einen Seite ſind die Schlafſäle, auf der andern die Säle, wo gemeinſchaftlich gearbeitet wird, welches freilich nicht von Bedeutung ſeyn mag; was kann das abgelebte Alter und die kümmerliche Gebrechlichkeit Großes leiſten? — Nantes hat noch verſchiedene andere Anſtalten für den unglücklichen Ausſchuß der Menſchen; in allen dieſen Lazarethen herrſcht große Ordnung und Reinlichkeit, was der ſtädtiſchen Verwaltungsbehörde Ehre macht. Doch kein Wort mehr von dieſen Sammlungen des Elends und lieber ſchnell zu andern fröhlichen Einrichtungen, die den Geiſt durch den Anblick von Güte und Liebe wieder aufzurichten vermögen.

Dahin gehören die hieſigen Salles d'Aſile, deren drei in Nantes exiſtiren, welche alle mir bekannten Anſtalten dieſer Art weit hinter ſich zurücklaſſen. Hier iſt es mir erſt recht klar geworden, welche unermeßlichen Reſultate dieſe Salles d'Aſile auf das Wohl der untern Volksklaſſen, namentlich in großen Haupt- und Handelsſtädten, haben können. Ich erinnere nur an die große Menge von Tagelöhner- und Fabrikarbeiter-Familien, wo Vater und Mutter durch ihre Beſchäftigung den ganzen Tag vom Hauſe abweſend ſind und ihre kleinen Kinder entweder in der Wohnung allein laſſen oder ſie der Aufſicht älterer Geſchwiſter, guter Nachbarinnen oder unberufener Leute anvertrauen müſſen. Die traurigen Folgen dieſer harten Nothwendigkeit liegen klar zu Tage. Jährlich verunglücken eine Menge ſchlecht beaufſichtigter Kinder durch Verbrennung am Feuer, Erſtickung im Kohlendampf, Verbrühung im ſiedenden Waſſer, durch einen gefährlichen Fall, durch Ueberfahrenwerden bei ihren Spielen ꝛc. Noch zahlreicher und betrübender als dieſe phyſiſchen Gefahren ſind die moraliſchen Uebel, welchen kleine Kinder ohne Aufſicht ausgeſetzt ſind. Das Alleinſeyn gebiert bei Kindern immer Dummheit und Stumpfſinn, weil Niemand ihre Geiſteskräfte erregt und ihr Nachahmungstrieb, der im erſten Alter vorherrſchende, keinen Spielraum hat. Furcht, Angſt und Schrecken bei ſcheinbaren Gefahren verwirren oft die Sinne der Kinder, wenn ſie allein und hülflos ſind, und ihre Phantaſie, die in einem fort beſchäftigt und von Einem aufs Andere gelenkt ſeyn will, ruft ihnen in der Einſamkeit jene eingebildeten Gefahren bei der unſcheinbarſten Veranlaſſung zurück und ängſtigt ſie bis zur Geiſtesverwirrung: Fallſucht, Veitstanz, Blödſinn ſind nur zu häufig die Folgen davon, und ich erkläre mir daraus die große Anzahl von Idioten, welche man in den Irrenhäuſern antrifft; in der Salpetriere und Bicetre bei Paris leben an 1500 Blödſinnige.

Allen dieſen Nachtheilen für die phyſiſche und moraliſche Entwicklung der Kinder kann man durch die Salles d'Aſile vorbeugen, wenn ſie mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit und nach denſelben vernünftigen phyſiologiſch-pädagogiſchen Grundſätzen geleitet werden, wie die in Nantes, welche nicht ſowohl Kleinkinderſchulen, als lediglich Verwahrungs- und Entwicklungsörter für Kinder von zwei bis vier Jahren ſind. Die geachtetſten Bürger und vornehmſten Bürgerfrauen (die Adeligen der Bretagne verabſcheuen alles, was Volksunterricht, Schule u. ſ. w. angeht) überwachen dieſe philanthropiſchen Anſtalten und beſtreiten die Koſten derſelben zum Theil aus eigenen Mitteln und durch freiwillige Beiträge. Sie ſtehen unter der Leitung eines verheuratheten Lehrers, deſſen Frau mit die Auf-

Digitized by Google

ſicht führt. Zu Schulſälen hat man geräumige, luſtige Zimmer ausgeſucht, mit einem anſtoßenden Hofraume oder Garten, wo die Kinder ſich tummeln, welche hier weniger zum Lernen und Stillſitzen, als zum Spielen und zur Bewegung angehalten werden. Intellectueller Unterricht, für welchen das Alter von zwei bis vier Jahren wenig geeignet iſt, wird mit Recht nicht zur Hauptſache gemacht; man ſucht beſonders die Sinne und die Sprache der Kinder zu üben. Der Lehrer läßt verſchiedene Gegenſtände in der Nähe und Ferne beſehen, benennt ſie und läßt ſie benennen; er gibt ihre Kennzeichen und Merkmale und fragt dann über dieſelben die Kinder, welche die Antwort deutlich, verſtändlich, und in reiner Sprache geben müſſen; er bringt Laute, Schall und Töne mit Glocken, klingenden Werkzeugen und auf alle nur mögliche Art hervor, und läßt die Kinder die Veranlaſſung des Klangs beſtimmen und was dergleichen mehr iſt. Da alle Uebungen mehr als Spiel behandelt werden, ſo ſind die Kinder nicht nur angenehm dabei beſchäftigt, ſondern behalten auch den Frohſinn und die Heiterkeit, welche dieſem Alter eigen und für das ganze Leben von ſo großem Werthe iſt. Die Kinder ſind keinen Augenblick müßig; Spiele, Uebungen und Unterricht wechſeln mit einander ab und werden ſo gewählt, daß ſie das ſchlummernde Denkvermögen oder andere Geiſteskräfte in Anſpruch nehmen, Anſtelligkeit und Geſchicklichkeit befördern und dem Körper Bewegung verſchaffen. Man erzählt ihnen kleine Geſchichten, aus der Kinderwelt oder dem Fabelreich entlehnt; man ſagt ſie ihnen ſatzweiſe ſo oft und ſo lange vor, bis ſie dieſelben mit Geläufigkeit wieder erzählen können; ſie lernen auch kurze Sittenſprüche auswendig, und man ſollte ſie billig auch zum Geſange anhalten, denn ſelbſt die kleinſten Kinder haben Luſt und Freude am Singen.

Ganz beſonders gefiel mir die Ordnung und Reinlichkeit, welche in dieſen Salles d'Aſile herrſchte. Schon dieſes allein iſt ein reicher Gewinn für die armen Würmer, welche zu Hauſe gewöhnlich in Schmutz und Unreinlichkeit aufwachſen. Eine von den Dames patronesses verſicherte mir, es ſey höchſt ſelten, daß die Kinder nicht rein gewaſchen und gekämmt in die Schule kämen; die Ehrliebe der Mütter, welche ihre Kinder in Geſellſchaft anderer bringen, verhütet, daß ſie dieſelben zerlumpt und ſchmutzig in die Schule ſchicken. Da die Kinder den ganzen Tag über in reinlichen Umgebungen ſich befinden, ſo gewöhnen ſie ſich von ſelbſt durch den ihnen eingebornen Nachahmungstrieb an Ordnung und Reinlichkeit, welches ſchon ein wichtiger Schritt zu ihrer Sittlichkeit iſt, da der Sinn für das Schöne mit dem Sinn für das Sittlich-Gute nahe verwandt iſt. Nach meinem Dafürhalten bieten dieſe Salles d'Aſile die geeignetſten Mittel dar, auf die Verſittlichung der unterſten Volksclaſſen hinzuarbeiten; freilich dürfen ſie nicht ſo nachläſſig betrieben werden, als die berühmten Cochin'ſchen Salles d'Aſile in Paris, wo man große Ordnung findet, wenn der Director den Beſuch zuvor hat anſagen laſſen, wo aber ſonſt ſchlechte Aufſicht herrſcht, da in Paris Alles auf den Außenſchein und für das Publicum berechnet iſt, welches jene Inſtitute nie in dem wahren, ſondern ſtets nur in dem für den Director günſtigen Lichte ſieht. Wenn aber dergleichen Verwahrungsörter für kleine Kinder überall mit derſelben Liebe und Menſchlichkeit geleitet wären, wie in Nantes, ſo würden die Klagen über die Verdorbenheit des gemeinen Volks in großen Städten, über die Sittenloſigkeit der arbeitenden Claſſen bald abnehmen. Ich unterdrücke hier eine ganze Reihe von Gedanken über den Pauperismus.

Nantes hat auch eine freie Gewerbſchule für arme Lehrburſche, welche tüchtige Geſellen und Ateliersches bildet. Dieſe Gewerbſchule iſt eine Privatſtiftung der Société industrielle, welche treffliche Männer unter ihren Mitgliedern zählt und die Koſten durch jährliche Beiträge und Collecten beſtreitet. Der Unterricht im Sprechen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und in Beziehung abſtracter Dinge iſt einfach und paſſend; vorzüglich gut iſt alles Praktiſche, was ins thätige und arbeitende Leben hineingreift. Die Seele dieſer Schule iſt der wackere Director Hr. Brieugne, welcher ſich auch um die Salles d'Aſile in Nantes viele Verdienſte erwirbt.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Löwenſterns Reiſe durch Mexico nach den Sandwich-Inſeln und China.

In der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurden am 9 März vom Hrn. Iſidor Löwenſtern aus Wien Bemerkungen auf einer Reiſe durch Mexico, von Veracruz nach Mazatlan an den ſtillen Ocean, nach den Sandwich-Inſeln, nach China und um die Erde während der Jahre 1838 und 1839 mitgetheilt.

Nach einem langen Aufenthalt in der Stadt Mexico, während welcher Zeit Hr. Löwenſtern die Pyramiden von Cholula, Xochicalco u. ſ. w., die Bergwerke von Real del Monte und die benachbarten Obſidiangruben beſuchte, wo die merkwürdigen unter dem Namen „Peñas Cargadas" (aufgethürmte Klippe) bekannten Felſen ſind, verließ er am 24 Julius 1838 die Hauptſtadt, und reiſte auf dem gewöhnlichen Wege über Queretaro, Guadalaxara und Tepic nach Mazatlan. In Remedios, ungefähr 7 Meilen weſtlich von Mexico, entdeckte Hr. Löwenſtern einen Berg, der einer Pyramide glich, in Stockwerken abgetheilt war, die dem Anſehen nach mit Steinen bekleidet werden, und auf ſeinem Gipfel die Ruinen eines Schloſſes trug. Queretaro, 100 Meilen nordweſtlich von Mexico, und 6070 Fuß über dem Meere, iſt eine maleriſch gelegene Stadt von 20,000 Einwohnern, von Gärten umgeben, aus denen die hohe Cypreſſe und der gigantiſche Orgelcactus weit in die Lüfte ragen; hier iſt eine Waſſerleitung, die eine Menge Waſſer liefert. Celaya, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, 20 Meilen weiter gegen Weſten, liegt in der Mitte des fruchtbarſten und volkreichſten Diſtricts von Mexico. Seine große Cultur verdankt er vorzüglich den erleuchteten Anſichten des Staatsmannes Don Lucas Alaman. In Guanajuato, 6870 Fuß über dem Meere, hat General Corsazar vor kurzem ein treffliches Berginſtitut (mining institution) gegründet. In der Nähe von Tepatitlan, 80 Meilen weiter nach Weſten, entdeckte Hr. Löwenſtern eine andere Pyramide, die in ihrer Bauart der von Xochicalco gleicht, drei Stockwerke hoch, mit einem kreisrunden Erdaufwurf auf der Spitze; ſie

Digitized by Google

besteht aus Erde, und ist augenscheinlich mit Stein ummauert worden. Dieses Monument ist von um so größerem Interesse, da es in einem Theil des Landes liegt, in welchem bisher keine solchen Ueberreste früherer Zeit gefunden wurden, und wahrscheinlich auf der Linie der Wanderungen der Azteken von Californien nach Mexico. Guadalazara, 40 Meilen weiter nach Westen, hat eine Bevölkerung von 70,000 Seelen, und ist nach der Hauptstadt die größte und blühendste Stadt Mexico's, sie kann sich selbst einer guten italienischen Oper rühmen. Von diesem Ort an wird die Gegend wild und unfruchtbar, je weiter man sich dem Plan de Barrancas nähert, in dessen Nähe man der höchsten Spitze des Gebirges, in einer Höhe von wahrscheinlich 7500 Fuß, vorüberkommt, und hinter diesem Punkt fällt das Land schnell gegen die Tierras Calientes ab. Tepic, eine Stadt von 10,000 Einwohnern, liegt immer noch 2900 Fuß über dem stillen Ocean bei San Blas, von dem es etwa 50 Meilen entfernt ist. Die Straße von hier aus wendet sich etwas nördlich, und 50 Meilen weiter überschreitet sie den großen Fluß dieses Theiles des Landes, den Rio Grande oder Tololotlan, der seine Quellen in der Nähe des Nevado de Toluca, gegen 20 Meilen südwestlich von der Hauptstadt, hat, und der nach einem Laufe von fast 450 Meilen, meist in westnordwestlicher Richtung, in den stillen Ocean im Hafen von San Blas fällt; von dort kommt der Reisende, auf einem Wege, der ihn in einer Entfernung von 20 Meilen von der Küste hinführt, bei den Städten Acaponeta und Cosalapa vorüber, in den Hafen von Mazatlan, der der erträglichste Ruheort auf diesem Theil der Küste ist, obgleich es am 12 November 1855 von einem Orkan, oder Cordonazo, wie es hier heißt, heimgesucht wurde, der neun Schiffe und zahlreiche Menschenleben vernichtete. Nach einem Aufenthalt von 11 Monaten in Mexico schiffte sich Hr. Löwenstern nach den Sandwich-Inseln ein, wo er zwei Monate blieb, während welchen er den Vulcan Mowna Roa, 15,200 Fuß, in Hawaii bestieg. Er bestätigt Hrn. Douglas' Bericht von diesem merkwürdigen Berg in allen Punkten, ausgenommen den Umfang des Kraters, den Hr. Löwenstern auf zwei Meilen schätzt, Hr. Douglas aber auf 6¼ Meile annahm. Der Reisende besuchte auch Kirau-ea, das er, in Uebereinstimmung mit Hrn. Douglas, als den merkwürdigsten Vulcan in der Welt beschreibt. Von den Sandwich-Inseln besuchte Hr. Löwenstern Canton und die Insel Celebes, verließ den asiatischen Archipelagus bei der Meerenge von Sapi, ging um das Cap der guten Hoffnung und erreichte Europa im November 1859. — Hr. Löwenstern, der zugegen war, berichtete über eine große Sammlung mexicanischer Alterthümer, einige interessante Vasen aus Terra Cotta, Zeichnungen, Proben von den Erträgnissen der Bergwerke u. s. w., die der Versammlung vorgelegt wurden.

Tapeten aus dem Schlosse Bayards.

Dieses schöne historische Denkmal ist in der königlichen Bibliothek aufgehängt worden, und kam aus dem Schlosse Bayard in der Dauphiné, dem väterlichen Wohnsitze Pierre's du Terrail, des Ritters ohne Furcht und ohne Tadel, wo die schön gearbeiteten alterthümlichen Figuren in den großen Geweben schon in seiner zarten Kindheit den Keim des ritterlichen Sinnes in dem Kinde weckten, der durch die treffliche Erziehung seines Onkels, des Fürstbischofs von Grenoble, immer mehr entwickelt wurde. Diese Tapeten, so merkwürdig in Bezug auf seine Besitzer, sind es nicht weniger durch ihre reiche Arbeit und treffliche Zeichnung, der weder Großartigkeit, noch eine gewisse Correctheit abgesprochen werden kann, ungeachtet der Anachronismen des Costumes, die in Darstellungen des Alterthums im Mittelalter unvermeidlich waren.

Sie bestehen aus drei Abtheilungen (compartiments). In der ersten bemerkt man vier Hauptpersonen, deren Namen, über ihre Köpfe geschrieben, Aeneas, Antenor, der König Priam und Penthesilea sind. Nach der unten befindlichen Legende handelt es sich um Penthesilea, Königin der Amazonen, die mit ihren Kriegerinnen Troja zu Hülfe kommt, wo sie vom König Priamus, der von seinem Hof umgeben ist, empfangen wird. Die zweite Abtheilung ist eine Schlacht; Polydamas kämpft hier gegen Ajax dem Telamonier; ein anderer Held, Namens Philimenes, vertheidigt sich kräftig, und die Königin Penthesilea trifft Diomedes, der vom Pferde gestürzt ist. Die dritte Abtheilung stellt Pyrrhus, der zum Ritter geschlagen wird (armé chevalier) unter einem Zelte dar, wo Ajax und Agamemnon ihm als Pathen dienen, während ein Knappe (écuyer) ihm die Sporen anlegt.

Diese schöne und interessante Tapete wurde zur Zeit der Revolution durch Hrn. Richard, einen der ausgezeichnetsten Maler der Lyoner Schule, vor der Zerstörung bewahrt. Hr. Jubinal, der später in ihren Besitz kam, gab ihr eine doppelte Publicität, indem er einen Abdruck in sein großes Werk „Tapisseries historiques" aufnahm, und das Original dem großen literarischen Verein übergab, wo sie an der Stelle, die sie jetzt einnimmt, von Jedermann bewundert werden kann. (Echo du Monde Savant vom 21 März.)

Miscellen.

Die Pulververschwörung in England. Sir H. Ellis las am 5 März in der Alterthumsforschergesellschaft eine Mittheilung über einen bis jetzt unbekannten Brief Lord Monteagle, den man vor einiger Zeit in dem brittischen Museum entdeckte. Der Brief, der an Catesby kurz vor der Entdeckung des Anschlags gerichtet war, und schon an und für sich merkwürdig ist wegen der dunkeln und räthselhaften Haltung, stellt, wenn man ihn jetzt bei dem Lichte betrachtet, das die Geschichte bereits auf jene Begebenheit geworfen hat, als eine Thatsache heraus, die man freilich vorher schon ahnte, daß Lord Monteagle wie an frühern Complotten, so auch an diesem Theil genommen, aber seine eigene Sicherheit und eine ungeheure ihm verliehene Pension durch den Verrath seiner Mitheilhaber erkauft habe.

•

Sterblichkeit der Affen in England. Die zoologische Gesellschaft besaß unter ihren vielen andern Thieren auch 40 Affen; in ihrer Sitzung am 12 März wurde indeß angezeigt, daß in den letzten zwei oder drei Wochen 36 davon gestorben, und die vier übrigen sehr übel auf seyen. (Litterary Gazette vom 14 März.)

•

Basreliefs aus Constantine. Acht sehr alte Basreliefs, die in Constantine aufgefunden wurden, sind im Louvre angekommen. Sie scheinen einen Theil eines Triumphbogens ausgemacht zu haben. (Echo du Monde Savant vom 18 März.)

•

Erdbeben in Lucca. Am 29 Februar fühlte man in der genannten Stadt einen kurzen, aber sehr starken Erdstoß. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 95.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 April 1840.

Nachrichten über Chiwa.

(Nach Helmersen.)

2. Die Einwohner.

Der vornehmste Stamm, zu welchem der Chan selbst gehört, sind die Usbeken; sie haben jedoch keine Privilegien, dienen ohne Ausnahme in der Armee, sind stolz auf ihre Abkunft, tapfer, aufgeblasen, hitzig und rachsüchtig, aber halten ihr gegebenes Wort, und zahlen genau, was sie schuldig sind. Ihre Sklaven behandeln sie hart, gehen selten in die Moscheen, rauben und stehlen. Mit Ausnahme der Usbeken von Kungrat leben sie in Häusern, im Sommer aber auf ihren Feldern in Zelten, führen jedoch kein nomadisches Leben. Die Usbeken von Kungrat dagegen wandern umher, wie die Kirgisen, und haben durchaus keine festen Wohnsitze. Die Uiguren gehören zum Usbekenstamm, wegen ihres Ungehorsams und ihrer Verbrechen aber leben sie fast in Sklaverei unter der Aufsicht und Leitung des regierenden Chans.

Die Turkmenen oder Turkomanen*) wohnen auf der Westgränze des Chanats, und führen ein nomadisches Leben. Sie tragen Mützen von Schafpelz mit einem rothen Tuchzipfel, wie die russischen Kosaken. Ihre Vorsteher tragen manchmal zu Ehren des Chans chiwaische Mützen. Ihre Kaftane sind eng, und reichen nur bis an die Knie; ihre Winterkleider verfertigen sie sich aus selbst bereitetem Tuche, im Sommer aber tragen sie Kaftane aus persischem Nanking. Sie haben kurze Hemden, rothe Juchtenstiefel, wie die Kirgisen, und schnüren sich stark. Sie leben fast allein von Raub, und bedienen sich dazu der Argamaks (Steppenpferde). Als im Jahre 1825 die chiwaische Armee die unglückliche russische Karawane anfiel, und mit großem Verlust an Waaren zum Rückzug nöthigte, entrissen die Turkomanen den Chiwaern und Karakalpaken alle die geraubten und zur Ausfuhr nach Buchara bestimmten Waaren, auf welche das ganze Heer, sobald der die Karawane bedeckende Convoi den Rückzug angetreten hatte, mit Begierde sich hinwarf. Bei dem Streit, der hierüber entstand, schimpften die Turkomanen auf den Chan, der, sobald er es erfuhr, zehn turkomanische Aksakals (Weißbärte, Aelteste) aufknüpfen ließ. Hierauf brachen 200 turkomanische Kibitken nach dem Ufer des kaspischen Meeres auf, zerstörten auf ihrem Wege in der Umgegend von Taschgaus zwei Bazars und trieben das Vieh weg. Taschgaus*) selbst konnten sie nicht nehmen. Die Weiber der Turkomanen sind hübsch und kunstfertig: sie weben Teppiche, Pferdedecken, eine Art feinen Kamelot, Gürtel, Tuch, und machen Filz. Die Männer striegeln ihre schönen Pferde und rauben.

Die Karakalpaken**) nomadisiren namentlich um den Berg Ak-Bugur und auf dem rechten Ufer des Amu-Derja. Die reichern unter ihnen schließen ihre Wohnung mit Mauern ein, bewahren in diesen kleinen Festungen ihren Kornvorrath und bringen den Winter in der Nähe dieser Magazine zu, im Sommer aber ziehen sie von Ort zu Ort. Sie kleiden sich wie die Kirgisen, nur tragen sie die chiwaische Mütze; ihre Winterkleidung besteht aus russischem Tuch, im Sommer aber tragen sie einen groben Zeug aus Kamelwolle. Viele Karakalpaken wohnen fortdauernd in Chiwa, wo sie eigene Häuser haben und auf Rechnung des Chans leben; sie tragen seidene Gewänder, und nehmen unter ihren nomadischen Landsleuten einen vornehmen und stolzen Ton an.

Die Karakalpaken beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht, und haben wenig Kamele; sie sind ungelenk, feig, und darum schlechte Krieger, gehorsam, aber zum Diebstahl geneigt; bis zum Raub reicht ihre Tapferkeit nicht aus. Sie halten ihr Wort, trinken keinen Branntwein, aber rauchen und

*) Es ist schwer, ihre Herkunft zu bestimmen; sie sind ein türkischer Stamm, der im eilften und zwölften Jahrhundert über den Oxus und nach Chorasan drang, und stehen jetzt größtentheils unter der Herrschaft der Chane von Chiwa, Buchara und Bergana.

*) Dieser Ort liegt nordwärts von Chiwa in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen an einem Canal, Namens Schawat, der vielleicht einst ein Strombett war.

**) Schwarzmützen; sie sollen nach Klaproth vor der Verheerung der Stadt Bulgar in deren Nähe und auf dem bergigen Ufer der Wolga zwischen Kasan und Astrachan gewohnt haben. Jetzt haben sie sich viel weiter nach Südosten verbreitet.

Digitized by Google

schnupfen Tabak. Die reichern unter ihnen lassen ihre Kinder in Chiwa erziehen. Sie gehorchen blind dem Chan, und ein chanischer Beamter, auch wenn er selbst ein Karakalpake wäre, macht mit ihnen, was er will, indem sie auf die erste Aufforderung Weiber, Kinder und Vermögen herzugeben bereit sind. Im Allgemeinen sind sie arm, haben wenig Pferde, aber desto mehr Hornvieh; sie hausen auf reichen Triften und im Walde der Niederungen; ihre Felder liefern reichliche Ernten. Im eigentlichen Chanat Chiwa sind nur diejenigen ansässig, welche in der Armee des Chans dienen.

Die Sarten (so genannt von den Türken, sie selbst nennen sich Tadschiks) sind feig, unterwürfig und kriechend, sie brechen leicht ihr Wort, betrügen gern, zahlen ihre Schulden schlecht, taugen nicht zum Krieg, sind schlechte Reiter, aber beten viel und beschäftigen sich gern mit gelehrten Gegenständen. Mit ihren Sklaven gehen sie besser um als die Usbeken. Sie gehorchen der Obrigkeit, sind arbeitsam und oft reich, aber verbergen ihre Schätze, aus Furcht, die Regierung möchte sie ihnen nehmen, und sie wissen recht gut, daß bei einem feindlichen Einfall der Chan ihnen Alles entreißen würde; darum kleiden sie sich meist schlecht, während die Usbeken sich gern herausputzen. Sie hassen die Usbeken, theils wegen der Raubsucht des Chans, theils weil sie sich für die ältesten Einwohner des Landes und für dessen eigentliche Besitzer halten. Nichtsdestoweniger verheurathen sich die Usbeken nur mit den Sarten, und wollen mit den andern Bewohnern des Landes keine Verbindung eingehen.

Die Tadschiks, welche wirklich diesen Namen führen, sind bucharische Kriegsgefangene, etwa 2000 Familien; sie wohnen friedlich und ruhig auf den ihnen vom Regenten angewiesenen Ländereien. Eine Anzahl Afghanen lebt in Chiwa des Handels wegen; in der Stadt Chiwa zählt man 15 Familien, welche reich sind. Einige derselben beschäftigen sich mit der Arzneikunde, und treiben das ärztliche Geschäft manchmal selbst beim Chan; mehrmals aber schon wurden dem unglücklichen Arzte für eine mißrathene Cur die Augen ausgestochen. Namentlich geschah dieß vom jetzigen Chan. Juden befinden sich etwa 200 in Chiwa. Sie besitzen keine eigenen Häuser, sondern wohnen zur Miethe und beschäftigen sich mit Seidenzucht, Weberei und dem Färben seidener und halbseidener Stoffe. Hier, wie in Buchara, müssen sie sich auf eine Art kleiden, daß man sie augenblicklich von den Mitgliedern anderer Nationen unterscheiden kann. Niemand grüßt sie, und der Chan, wenn er ihnen begegnet, wendet sich ab. Sie leben friedlich, aber spielen gern mit Karten und Würfeln um Geld. Armenier finden sich sehr wenige in Chiwa; sie bekennen sich alle zum Islam und sind im Chanat geboren.

Die Turkmenen rauben Perser und führen sie zum Verkauf nach Chiwa; viele davon gehen zur Secte der Sunniten über. Wenn sie nach langem Dienst die Freiheit erlangt haben, siedeln sie sich abgesondert in Dörfern oder wenigstens in besondern Straßen an. Sie sind treulos, schlau, feig, unterwürfig, und so lange sie Sklaven sind, sehr zum Diebstahl geneigt. Auch Aimaks *) bringen die Turkmanen herbei, doch in geringer Anzahl. Sie sind von dunkler Gesichtsfarbe, körperlich gewandter, aber dummer und ruhiger als die Perser. Selten bringt man gefangene Kurden **) ein, und von diesen retten sich viele durch die Flucht, weil sie sehr gewandt sind, und tatarisch (türkisch) sprechen. Sie sind boshaft, stehlen und rauben, und können gute Soldaten abgeben. Wenn sie sich aus der Sklaverei loskaufen, läßt man sie eben so wenig als die Russen in ihre Heimath zurückkehren. Die Kadscharen ***) gleichen in Allem den Persern, werden aber noch seltener als die Kurden nach Chiwa gebracht. Neger kaufen die Chiwaer nicht gerne, weil man ihre Farbe nicht liebt, und es werden darum nur wenige verkauft.

(Schluß folgt.)

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Eine Hauptzierde von Nantes ist die Kathedrale Saint-Pierre, welche im Jahre 565 vom heiligen Felix gegründet seyn soll, was jedoch noch unbegründet ist. Neuere Ausgrabungen haben zwar bewiesen, daß ein Theil des Gebäudes auf einer römischen Mauer steht, allein in und an der Kirche selbst habe ich nichts bemerkt, was über das eilfte Jahrhundert hinausreicht. Der Chor ist im 18ten Jahrhundert hergerichtet worden, folglich eine Versündigung gegen den guten Geschmack und die Religion. Der wüthende Carrier nahm an dem Freskogemälde der Kuppel Anstoß, und ließ es mit Oelfarbe anstreichen, welche man neuerdings wegzunehmen sucht. Ein Priester von Nantes ist auf den kühnen Gedanken gekommen, die Kathedrale auszubauen: man geht damit um, den jetzigen Chor einzureißen und einen neuen dafür an die Stelle zu setzen, welcher in rein gothischem Styl und im Einklang mit dem Schiff ausgeführt werden soll. Die Kühnheit dieses Unternehmens gefällt mir, und aus demselben Grunde gefallen mir alle Restaurationen und projectirten Vollendungen der großen gothischen Dome des Mittelalters; aber warum denn immer und ewig copiren, was einer abgelebten, zu Grabe gegangenen Culturepoche gefiel?

Das jetzige Schiff der Kathedrale von Nantes wurde gegen 1434 gebaut, als das alte byzantinische Schiff einzustürzen drohte; allein gegen Ende des 15ten Jahrhunderts geriethen die Arbeiten ins Stocken, was einen sonderbaren Umstand veranlaßt hat. Da nämlich der gothische Theil der Kirche weit höher ist, als der byzantinische Chor, so findet sich der alte Kirchthurm in die neue Kirche mit eingebaut. Jedoch thut das weiter nichts zur Sache: man kann nichts Erhabeneres und

*) Oder Eimaks, die in den Paropamisaden wohnen. Sie sollen mongolischer Abkunft seyn, jetzt aber Persisch reden. (S. Ritters Erdkunde von Asien, Bd. VI. 1. S. 154 ff.) A. d. U.

**) Aus Khorasan, wohin ihrer viele verpflanzt wurden. A. d. U.

***) Der turkomanische Stamm, aus welchem die persische Königsfamilie ist; ihr Hauptsitz ist um Astrabad. A. d. U.

Digitized by Google

Imposanteres sehen, als das mächtige Schiff der Kathedrale, besonders bei einbrechender Dämmerung, wenn der Tag sich zu Ende neigt und man allein ist: mehr als einmal kam ich in Versuchung, mich in der Kirche einschließen zu lassen. Die Revolution hat die Fensterkreuze in den Abseiten ausgeschlagen, welche dadurch ihren Charakter eingebüßt haben; eben so die mit Statuen und Basreliefs reichgeschmückten Eingangsthüren, welche grausam zugerichtet und verstümmelt sind. — Was mich in Nantes, nach den Kleinkinderschulen, bei weitem am meisten interessirt hat, ist das Grabmal des letzten Herzogs der Bretagne, Franz II, und seiner Gemahlin, Margarethe von Foix, welches man in dem mittäglichen Kreuzarme der Kathedrale sieht. Dieses im Jahre 1507 auf Bestellung der Königin Anna, Tochter Franz II und Gemahlin Ludwigs XIII, ausgeführte Marmorwerk gehört, meinem Gefühle nach, zu dem vorzüglichsten, was die Sculptur in Frankreich zur Zeit der Renaissance hervorgebracht hat. Der Urheber desselben ist Michel Coulombe, welcher, nach der Angabe aller bretagnischen Geschichtschreiber, aus Saint-Pol de Léon, im Departement der Côtes du Nord, herstammt, und von welchem weiter kein Werk bekannt ist. Ich finde aber in den Annales historiques des Doctor Leglay ein aus dem Stadtarchiv von Lille gezogenes Actenstück abgedruckt, welchem zufolge jener große Bildhauer nicht aus der Bretagne, sondern aus der Touraine gebürtig ist. Jenes merkwürdige Document enthält nämlich einen vom 3 December 1511 datirten Verdingbrief, worin „Michiel Coulombe, ansässiger Bürger in Tours und königlicher Bildschneider," das berühmte Grabmal der burgundischen Herzoge in der Kirche von Ma ru zu übernehmen und der Stifterin, der Margarethe von Burgund, ein Meisterwerk zu liefern verspricht: „mit Gottes Hülfe und meiner drei Gesellen, insonderheit meines Neffen, des Bildschneiders Guillaume Raynault, welcher mir bei meinem letzten Werke, dem Grabmale des Herzogs Franz von der Bretagne, so nützlichen und treulichen Beistand geleistet."

Diese Stelle haben die Archäologen der Bretagne bis jetzt, vielleicht absichtlich, unbeachtet gelassen, weil sie ihren Patriotismus kränkt, und ihrer Heimath einen großen Künstler entzieht; in dem neuesten Geschichtswerke des Hrn. Guépin über Nantes finde ich diesen Irrthum noch beibehalten, und, so viel ich weiß, hat noch keiner von den gelehrten Alterthumsforschervereinen in Frankreich diese Entdeckung bekannt gemacht.

Das Monument ist von weißem Marmor und hat die Gestalt eines Würfels, mit einer schwarzen Marmorplatte belegt, worauf die Statuen des Herzogs und seiner Frau in weißem Marmor liegen, was eine gewisse Härte hervorbringt. Die ganz bekleideten Statuen sind vortrefflich gearbeitet, und in allen Theilen sorgfältig durchgebildet: es sind gar schöne Köpfe, und ein süßes Wehen des Todes, wie das eines Engels, scheint um ihr Gesicht zu säuseln. Ihre Köpfe ruhen auf reichgestickten Kissen, welche drei liebliche Engel in die Höhe halten. Zu den Füßen des Herzogs und der Herzogin sieht man einen auf dem Bauch liegenden Löwen, der das Wappen der Bretagne in seinen Tatzen hat, und einen ebenfalls auf dem Bauch liegenden Windhund mit dem Wappen der Herzogin. Bei dem Löwen geht die Ausführung nicht ins Einzelne; die Auffassung und Angabe der Formen ist streng, die Behandlung der Mähne stylgemäß; der Windhund dagegen ist mit der größten Naturwahrheit dargestellt: die Auffassung der Formen ist genreartig-naturalistisch und die Ausführung unsäglich fleißig, da sogar die Textur des Haares wiedergegeben, was weniger die Hand des Meisters, als die eines Gesellen vermuthen läßt, der durch Fleiß ersetzen zu können glaubte, was ihm an Genie und schöpferischer Kraft abging. An den langen Seiten des 9 Fuß 4 Zoll in der Länge und 4 Fuß 4 Zoll in der Breite messenden Grabmals stehen die zwölf Apostel in kleinen, inwendig mit ziegelrothem Marmor bekleideten Nischen, welche durch Pilaster von weißem Marmor mit Füßen und Capitälern römischer Ordnung getrennt werden, und deren Zwischenräume mit den zierlichsten Arabesken geschmückt sind. Auf der einen schmalen Seite des Mausoleums, in gleicher Linie mit den eben erwähnten zwölf Aposteln und mit diesen von gleicher Höhe (1 Fuß 10 Zoll), befinden sich die Schutzpatrone der Verstorbenen, der heilige Franz von Assisi und die heilige Margarethe; auf der anderen schmalen Seite stehen Ludwig der Heilige und Karl der Große. Alle diese Statuetten sind edel in Charakter und Formen, und bewundernswürdig durch die Naivetät der Stellungen und die ungeschminkte Naturwahrheit; wir glauben ihr Verdienst nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir sagen, daß sie den Figuren des Nürnberger Sebaldusgrabes gleichzustellen und gerade das Gegentheil von Allem sind, was die neuere französische Kunst zu Tage gefördert hat. Naives und wahres Gefühl ist eine von den größten Seltenheiten in unserm 19ten Jahrhundert, in dessen Physiognomie das Gesuchte und Gezierte einen Hauptcharakterzug bildet. Unter diesen sechzehn allerliebsten Figuren befinden sich in kleinen, runden Nischen am Sockel eben so viele Klageweiber, welche theilweise die Capuze über den Kopf gezogen haben. Ihre Hände und Köpfe sind von weißem, die Gewänder von graugesprenkeltem Marmor: einige sind knieend, andere kauernd dargestellt; die meisten von diesen Figuren, welche in allen Theilen, zumal in den zierlichen Händchen, eine sehr fleißige Ausführung verrathen, haben leider starke Beschädigungen erlitten.

An den vier Ecken des Grabmals stehen vier lebensgroße allegorische Figuren: die Gerechtigkeit, Kraft, Klugheit und Weisheit. Die Gerechtigkeit, eine Krone auf dem Kopf, hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken die Waagschale und die Gesetztafel; die Kraft erwürgt einen Drachen, den sie mit der Rechten aus einem Thurm herauszieht, welchen sie in der Linken hält: ihr Haupt ist mit einem Helm geschmückt und ihre Brust mit einem Panzer geschützt. Die Klugheit ist in bloßem Kopfe mit aufgerolltem Haar abgebildet; als Attribute hat ihr der Künstler einen Zügel in die Rechte und eine Laterne in die Linke gegeben. Die Weisheit hält in der Linken einen Spiegel, in der Rechten einen Compaß; zu ihren Füßen liegt eine Schlange und ihr Hinterkopf zeigt ein bärtiges Greisenantlitz, um anzudeuten, daß die ächte Weisheit zugleich die Urtheilskraft und Geistesfrische der Jugend und die Erfahrung des

Digitized by Google

Alters beſitzt. Eine naive Grazie und rührende Einfachheit charakteriſiren dieſe herrlichen Statuen, welche durch die Geſundheit, Friſche und Lebendigkeit in Auffaſſung der Formen wahrhaft entzücken. Wir haben hier keine leeren, antikiſirenden Idealköpfe, ohne Naivetät und Wärme des Gefühls, keine kalten Copien nach einem und demſelben Modell, wie die Köpfe Canova's und ſeines Vorgängers, Guido, welcher gegen 1570 zuerſt auf den Einfall kam, die Köpfe der Niobiden zu copiren. Die Schönheit that ihre Wirkung und bezauberte alle Herzen; man erkannte darin das griechiſche Ideal von Schönheit. In dem erſten Augenblick des Entzückens überſah man ganz, daß die Guideskſen Köpfe ſich alle einander ähnlich waren und ſich nicht mit dem Gefühl des J. 1570 ausſöhnten. Canova wandte die Methode Guido Reni's auf die Sculptur an, und ſeit jenen beiden liebenswürdigen Künſtlern haben wir in Unmaſſe Copien von Copien. Es gibt nicht leicht etwas Kälteres, als die angeblichen griechiſchen Idealköpfe mit ſchematiſchen, conventionellen Formen, welche manchen heutigen Bildhauern noch als Richtſchnur dienen und für das Höchſte gelten, was die Sculptur leiſten kann. Wie ſchön auch formell dieſe Köpfe ſind, ſo fehlt es ihnen doch an der geiſtigen Bedeutung und dem belebenden Ausdruck, welcher den höchſten Reiz eines Kunſtwerks ausmacht.

(Schluß folgt.)

Die Galapagos-Inſeln.

Die erſchütternden Kräfte der Erde liegen hauptſächlich zwiſchen den Tropen. Die meiſten Feuerberge ſind in dieſer Richtung, und bilden gleichſam einen brennenden Gürtel. Hier ſinken Berge und ganze Landſchaften ein, andere heben ſich empor, und in kaum zu berechnender Entfernung wird der Erdball in ſeinem Gleichgewichte geſtört. Auch die Galapagos-Inſeln ſind durch die innere Kraft der Erde heraufgetrieben worden, und bilden eine vulcaniſche Werkſtätte, wie kein anderer Weltſtrich ſie darbietet. Zwar ſieht man hier keine brennenden Berge, wie der Aconcagua und Oſorno, aber Heere von feuerſprühenden, jetzt erloſchenen Kegeln bedecken das feſte Land. Das Innere iſt eine geſchmolzene Gluth; die zahlreichen Krater ſind die Luftklappen des verborgenen Brandes. Mit Ausnahme einiger Granitmaſſen, welche aus der Erdtiefe verglaſt herausgeſchleudert wurden und zerſtreut umher liegen, beſteht die ganze aus fünfzehn Inſeln zuſammengeſetzte Gruppe aus Lava und vulcaniſchem Sandſtein. Die höchſten unter dieſen Inſeln ragen bloß 5 bis 4000 Fuß über die Meeresfläche empor, und einzelne Spitzen ſenden noch Feuerſäulen in den Luftkreis. Die hauptſächlichſten Krater ſtehen meiſtens in der Mitte der Inſeln, und über zweitauſend kleinere Schlünde bedecken die Seitenabhänge der Berge. Die Mündungen dieſer Schlünde ſind entweder Schlacken und Lava, oder fein aufgeſchichteter Sandſtein, welcher aus dem ausgeworfenen Schlamme entſteht.

Wenn man auf der Chatham-Inſel landet, bemerkt man zuerſt eine flache, klippenloſe Küſte, die bloß hie und da vereinzelte, vulcaniſche Kegel darbietet. Ein zertrümmertes Feld ſchwarzer, baſaltiſcher Lava iſt überall mit verbuttertem Geſträuche bedeckt, das kaum ein Lebenszeichen an ſich trägt. Wenn dieſe verbrannte Oberfläche von der in ihrem Scheitelpunkte ſtehenden Sonne beſchienen wird, ſchmachtet man unter drückender Hitze. Das Alter der verſchiedenen Lavaſtröme läßt ſich leicht an der Gegenwart von Pflanzen erkennen, denn was zu den letzten Ausbrüchen gehört, trägt keine Spur einer vegetabiliſchen Kraft. Ihre Oberfläche gleicht einer in heftiger Aufwallung befindlichen und plötzlich erſtarrten Meeresbrandung, doch aber mit tiefen Klüften durchſchnitten. Die Vulcane ſind auf dieſer Inſel erloſchen, wenigſtens hat ſeit zwei Jahrhunderten dem Anſchein nach kein neuer Ausbruch ſtattgefunden. Nur wenige Gewächſe zieren die Küſten; kaum kann man zehn Arten erbärmlicher Unkräuter zuſammenzählen. Auf der Karls-Inſel iſt ſeit 1832 eine Colonie von politiſchen Verbrechern aus Quito, welche dahin verbannt werden. Sie zählt etwa 300 Menſchen, und liegt zwei Stunden weit im Innern, auf einer Höhe von 1000 Fuß. Hier wird das Gehölze grüner, und eine kühlende Seeluft ſtärkt Menſchen und Pflanzen. Die Häuſer liegen unregelmäßig zerſtreut auf ebenem Boden, und zwiſchen ihnen werden ſüße Kartoffeln und Bananen gezogen. Die Einwohner ſind arm, können aber ihre Bedürfniſſe auf die leichteſte Weiſe befriedigen. Wilde Schweine und Ziegen findet man in den Wäldern, und Schildkrötenfleiſch iſt in ſolcher Menge vorhanden, daß eine zweitägige Jagd auf eine ganze Woche ausreicht. In frühern Zeiten hat man ganze Ladungen Schildkröten, manchmal 6 bis 700 Stück, hier geholt. Die höchſte Bergſpitze auf der Karls-Inſel iſt 1800 Fuß hoch, und beſteht aus einem eingeſunkenen Krater.

Die Albemarle- und Narborough-Inſeln haben noch thätige Vulcane im Innern; unermeßliche Lavaſtröme bedecken die erdige Kruſte. Bei einer Länge von 75 engliſchen Meilen iſt die Inſel Albemarle mit vulcaniſchen Schlünden bedeckt, und faſt aller Gewächſe beraubt. Die James-Inſel ragt in ihren höchſten Theilen an 2000 Fuß über das Meer hinweg, und trägt auf dieſer Höhe eine ſchöne Vegetation. Was an den Küſten faſt blattloſe Stauden ſind, wird hier zum Baume, deſſen Stamm zwei bis drei Fuß im Durchmeſſer hat. Die in dieſen Regionen ſich verdichtenden Wolken tränken den Boden unaufhörlich mit Feuchtigkeit, und bedecken ihn mit einem grünen Gewande. In einem erloſchenen Krater, nicht weit von der Küſte, iſt ein Salzſee. Das Waſſer iſt nur 5 bis 4 Zoll tief, und ruht auf einer Grundlage der ſchönſten, weißen Salzkryſtalle. Der See iſt rund, und von glänzend grünen ſaftigen Pflanzen eingeſchloſſen. Selbſt die ſteilen Kraterwände ſind mit Bäumen bewachſen, und das Ganze gewährt einen überraſchenden Anblick. Ganze Wochen hindurch ſieht man hier keine Wolke am Himmel, und wenn der Seewind eine Zeit lang unterbrochen wird, ſteigt die Hitze ungemein. Der Sandboden wird von der Sonne durchglüht, und wenn er braun oder ſchwarz iſt, ſteigt der Thermometer auf 140° bis 150° Fahrenheit, ſo daß man ſelbſt in dicken Stiefeln die Füße verbrennt.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Carricatur von H. B. Die lange für die Leſer des Continentes kaum verſtändliche Geſchichte des Streites Stockdale contra Hansard, die ſich in einen Streit über die Rechte und Befugniſſe des Parlamentes verwandelte, ſcheint endlich auch den Engländern zu lange geworden zu ſeyn, und H. B. ergießt ſeine Lauge darüber. Die Grundform der Carricatur, die mit „Muscipula" überſchrieben, iſt das bekannte Gemälde Sir Joſua Reynolds, ein kleines Mädchen mit einer Maus in der Falle darſtellend. Lord John Ruſſell ſpielt die Rolle des Mädchens, und betrachtet die Maus (den Sheriff Evans) mit einem unausſprechlich komiſchen Ausdruck von Vergnügen, während Sir R. Peel als Katze ein ſcharfes Auge auf ſein Opfer hält.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 96.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 April 1840.

Die Lyceen in Manchester.

England, vorzugsweise das Land aristokratischer Morgue und der Spaltung zwischen Reichen und Armen, gibt jetzt auch die schönsten Beispiele der Fürsorge der Reichen für das wahre Wohl der Armen, und seine Fabrikherren haben nach manchen bittern Erfahrungen endlich gelernt, daß, was sie zum wahren Wohlseyn der arbeitenden Classen beitragen, am Ende auch zu ihrem eigenen Vortheil gereicht. Lange beschränkte sich die ganze Gesetzgebungskunst über die arbeitende Classe auf das einzige Wort „Zwang," bis die „Herrschaft des Köni,s Lud," d. h. die Zertrümmerung ihrer Maschinen, anderer Dinge zu geschweigen, ihnen die Augen öffnete, daß mit Zwang nicht alles auszurichten sey. Im Jahre 1819 gründete ein Hr. Detrosier zuerst ein „Arbeiter-Institut" (mechanics institute), das hauptsächlich für den Unterricht bestimmt war. Seit dem Jahre 1837 hat man indeß auch Belustigungen hinzugefügt: Thee- und Kaffeegesellschaften wurden angeordnet, und durch Vocal- und Instrumentalmusik, so wie durch Schattenspiele u. dgl. Dinge belebt. Am Ende des Jahres 1838 wurde eine Ausstellung von Modellen, naturhistorischer und Kunstgegenstände angeordnet, die innerhalb 35 Tagen von mehr als 50,000 Personen, meist aus der Arbeiterclasse, besucht wurde, ohne daß im mindesten einer der ausgestellten Artikel absichtlich beschädigt worden wäre. Das Resultat war, den höheren Classen ein größeres Vertrauen in die unteren zu geben, die sie sonst als ihre Feinde betrachtet hatten.

Die Arbeiter-Institute hatten indeß eine etwas zu hohe Stellung genommen, und mehr den mittlern als den untern Classen zum Vortheil gereicht; man mußte diesen letztern aufhelfen. Warum gingen diese Leute ins Branntwein- oder Bierhaus, wo sie oft den Lohn einer ganzen Woche in Einer Nacht verschwelgten? Warum gaben sie dem Unsinn der Chartisten und Socialisten Gehör? Die Antwort auf diese Frage lag, wie bei manchen wichtigen Wahrheiten, zu sehr auf der Oberfläche, als daß man sie gleich gefunden hätte. Das erste große Bedürfniß des Armen ist ein Platz, wo er sich ruhig niedersetzen kann: ganze Familien wohnen, essen, trinken und schlafen in Einem Zimmer; unter solchen Umständen findet der Arbeiter, wenn sein Tagewerk vorüber ist, am ehesten noch Ruhe in einer Kneipe; er hat hier Unterhaltung und kann eine Zeitung lesen. Man beschloß, ihm diese Vortheile zu einem sehr geringen Preise und ohne die begleitenden Uebel des Wirthshauses zu verschaffen, und so entstanden die Lyceen — Orte, wo die Arbeiter sich versammeln konnten, wo sie eine kleine Bibliothek, Zeitungen u. dgl. fanden, wo die jüngern in Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Mathematik u. dgl., die Mädchen im Sticken und Nähen unterrichtet wurden. Auch in Musik, Instrumental- und Vocalmusik wird Unterricht ertheilt, und sie ist zur wahren Leidenschaft in Manchester geworden, so daß bereits Concerte gegeben werden, und eine anständige Unterhaltung geboten wird zu dem möglichst niedern Preis, denn ein Arbeiter steuert wöchentlich nur 2 Pence (6 kr.) bei. Bis jetzt hat man nur gute Folgen von dieser wahren Erbedung der Arbeiter aus dem Helotenstande verspürt, und die an der Spitze stehenden Männer gehen sichtlich mit dem rechten Geist zu Werke, nämlich der wahren Vorsorge für das leibliche und geistige Wohl der Arbeiter, ohne die Herren und Protectoren zu spielen.

Nachrichten über Chiwa.

2. Die Einwohner.

(Schluß.)

Die Kirgisen verkaufen sehr häufig ihre eigenen Kinder*) um einen sehr geringen Preis nach Chiwa an Usbeken und Sarten; erstere verkaufen solche nicht wieder. Die Turkomanen geben einen etwas höheren Preis für sie, weil sie dieselben mit gutem Vortheil nach Persien absetzen können, indem sie solche für Kalmückenkinder ausgeben, die dort hoch im Werthe stehen.

*) Es ist bekannt, daß in harten Wintern und in Hungerjahren die Kirgisen ihre Kinder auch oft nach Orenburg und anderen Städten verkaufen, um sie vom Hungertode zu retten, und deßhalb ist dieser Verkauf auch unter gewissen Bedingungen zugelassen.

Digitized by Google

Die Kirgisen geben aber ihre Kinder nicht gerne den Persern, und verkaufen sie lieber um einen geringern Preis nach Chiwa, wo sie dieselben von Zeit zu Zeit besuchen können. Wenn Gefangene nach Chiwa kommen, stellt man sie zuerst dem Chodschesch Mechrem (obersten Polizeibeamten) vor, der die besten davon für den Chan und für sich auslieset, und die andern auf den Bazar schickt, wo sie in Reihen neben einander sitzen.

Im Allgemeinen behandeln die Chiwaer ihre Sklaven nicht gut; doch ist ihr Loos bei den reichen Herren erträglich. Bei dem Chan und den Vornehmen erhält jeder Sklave monatlich drei Pud (120 Pfund) Mehl, wöchentlich ein Pfund Fleisch und alle vier Monate gewöhnlich einen Ducaten **) zu seiner Kleidung. Für Geld läßt der Chan nie Sklaven frei, selbst wenn sie die nöthige Summe bezahlen können, aber manchmal schenkt er ihnen die Freiheit, in Folge eines Versprechens, das er während einer schweren Krankheit gegeben, oder zur Reinigung von Sünden. Die Kaufleute und andere Einwohner von Chiwa geben ihren Sklaven täglich drei flache Kuchen aus Weizenmehl, so wie die Ueberreste ihrer eigenen Mahlzeit, auch geben sie ihnen ihre alten Kleider, und jedem eine halbe Tanapa (300 Quadratklafter) Land, vorzüglich von dem, das mit dem Futterkraut Juuntschka eingesäet ist, da dieses mehr Vortheil einbringt, als selbst Getreide. Aus diesen Landantheilen gewinnen die Sklaven so viel, daß sie oft nach fünfjähriger Knechtschaft schon ihre Loskaufung bezahlen können. Ueberhaupt kann jeder Sklave, der ein ordentliches Leben führt, die Freiheit erlangen; nur ausschweifende Menschen bleiben bis an ihr Ende Sklaven. Am besten von allen gehen mit diesen die Sarten und Karakalpaken um, die Usbeken viel schlechter, die Turkomanen aber so hart, daß ihnen der Chan verbot, russische Gefangene zu kaufen.

Die Sklaven des Chans und der Großen begehen manche Ungebührlichkeiten, stehlen und rauben ungestraft, weil Niemand es wagt, ihre Herren mit Klagen zu belästigen. Die Verwalter dieser Großen sind meist frei gewordene Sklaven; sie erhalten den Zehnten von allen Feldfrüchten, erlauben den Sklaven, Nachts auf Raub auszuziehen, und verweigern dieß nur denen, gegen welche sie Groll hegen, oder denen sie ein Geschenk abpressen wollen. Am Abend, wenn die Sklaven von der Arbeit heimgekehrt sind, ihre Pferde geputzt und ihnen Futter gegeben haben, kommen sie zu dem Verwalter und sagen: „Aga, wir sind in großer Noth, wir haben weder Kleider noch Brod.“ Der Aga, der diesen Wink schon versteht, antwortet ihnen: „Nehmt euch nur in Acht, daß man euch nicht erwischt, und kehrt lieber ohne Kleider nach Hause zurück.“ Oft versieht er sie selbst mit Pferden zu diesen nächtlichen Expeditionen, und von jedem, der Theil daran nehmen will, erhält er einen Rubel. Selten kehren sie ohne Beute zurück, und so versorgen sie sich für den Winter mit verschiedenen Lebensmitteln, Kleidern und Geld. Strenge Verwalter erwerben sie nicht selten, und darum nimmt nie ein Chiwaer eine solche Stelle an. Oft läßt man die Sklaven sich zur Arbeit verdingen, wofür sie gewöhnlich fünf, selten sieben Tillas *) das Jahr bezahlen. Wenn ein Sklave gegen seinen Herren klagt, so macht der Chan diesem letzteren Vorwürfe wegen seines schlechten Benehmens gegen seinen Sklaven, oder bezahlt den Ankaufspreis desselben und behält ihn bei sich. Niemand darf seinen Sklaven tödten, sonst kann er ihn aber strafen, wie er will. Die persischen Sklaven bestehlen ihre Herren auf die schamloseste Weise, und kaufen sich darum bald frei. Im Allgemeinen lassen die Herren leicht ihre Sklaven los, und rühmen sich dessen häufig; doch gibt es auch solche, die sie nie frei geben. — Die Russen verwendet man nie zur Schifffahrt, weil man ihre Flucht befürchtet. Die Chiwaer hassen sie wegen ihres Glaubens, lassen aber ihrem Muth und ihrer Treue volle Gerechtigkeit widerfahren.

Die Chiwaer sind mit ihrer Lage unzufrieden. Häufig geschieht es, daß arme Sarten seufzend den Wunsch äußern, daß die Russen einmal ihr Schicksal erleichtern möchten. Noch offener sprechen dieß die Turkomanen aus, aber am ungeduldigsten von allen warten die Uiguren auf ihre Freiheit. Die Kaufleute, die aus Rußland zurückkehren, sprechen unaufhörlich von der Macht und Größe dieses Staats, wobei sie hinzusetzen, daß im Kriege Ein Russe besser sey als zehn Chiwaer. Sie haben sich davon namentlich bei dem Angriff auf die Karawane, dessen wir oben gedacht haben, überzeugt, wo 12,000 Chiwaer den 500 Russen außer dem bedeutenden Verlust an Waaren nicht nur nichts anhaben konnten, sondern auch noch einen großen Verlust an Todten und Verwundeten erlitten. Die Kirgisen in Chiwa sind sehr friedlich und ruhig, wagen auch aus Furcht vor strenger Rache ihre gewöhnlichen Spitzbübereien nicht auszuüben. In den nördlichen Strichen hausen die armen Kirgisen in ihren Filzzelten, nähren sich von ihrer Arbeit und einem kleinen Handel. Die Frauen weben Kamelote, die Männer beschäftigen sich mit Ackerbau und Schmiedearbeit. Der Chan von Chiwa nimmt die Kirgisen-Sultane und Chane sehr gern auf, wenn sie nach Chiwa kommen, und gibt ihnen Wohnungen und Tischgelder.

**) Zu 14 Rubeln Ass. gerechnet.

*) Ein Tilla ist etwa sieben Gulden rh.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Schluß.)

Die vier Statuen von Michel Coulombe sind schön und doch bemerkt man an ihnen, wie bei den Madonnen Raphaels, welche der Entdeckung des Guido Reni vorausgingen, eine schlagende Individualität. Hr. Mellinet, der so gütig war mich in die Kathedrale zu begleiten, versicherte mir auf seine Ehre, mit dem ganzen Feuer eines ächten Breton, daß die Statue der Gerechtigkeit die Züge der von ihren Landsleuten angebeteten Königin Anna habe. Es existiren jedoch Porträte von dieser Fürstin, und namentlich ein Profil, welches allem Anschein nach sehr ähnlich ist, und worin ich wenigstens nichts finde, was jene Ansicht bestätigte. Das feine Verständniß aller, bis auf die Ohren trefflich individualisirten Theile des geist-

Digitized by Google

reichen und lebendigen Kopfes von fleißiger Arbeit deuten jedenfalls auf ein Portrat. Das stylgemäß behandelte Haar verräth in der Anordnung (es ist zu beiden Seiten der Stirn flach angelegt) die Nachahmung einer damaligen Art es zu tragen. Der Ausdruck des Gesichts bezeugt, daß diese schönen Züge von einer eben so schönen Seele belebt wurden. Das schöne Oval der Weisheit ist mit vieler Feinheit und einer gewissen Beimischung von Ironie aufgefaßt; alle Theile, ganz besonders der sehr glücklich gebildete Mund und das schön gespaltene Kinn, sind meisterlich individualisirt, die Ausführung zart und doch stylgemäß. Bei den Köpfen der Kraft und Klugheit entspricht ebenfalls eine weiche und zarte Beendigung einer lebendigen und individuellen Auffassung, so daß alle vier Statuen leicht Porträte seyn könnten. Die feinen Gesichtszüge sind bei allen vieren recht nationalfranzösisch, die Augen haben durchgehends einen sehnsüchtig-himmlischen, verliebten und schmachtenden Ausdruck, das Thauige der Engländer, das Feuchte (ὑγρον) der Alten, welches der Bildhauer durch das Heraufziehen der untern Augenlieder hervorgebracht hat. Die Gewänder sind mit seltener Vollkommenheit und dabei ohne zu peinlichen Fleiß behandelt, der Wurf der Falten ist von außerordentlicher Eleganz, ohne stylloses kleinliches Detail. Auf das Gewandwesen haben sich überhaupt die Franzosen von jeher ziemlich gut verstanden; da, wo mehr auf die Augen und die Sinne, als auf das Gemüth und den Gedanken gewirkt werden soll, sind die Franzosen Meister.

So lange ich mich in Nantes aufhielt, habe ich jeden Abend eine halbe Stunde vor diesem herrlichen Grabmonument zugebracht, welches, außer seiner directen Schönheit, für die französische Kunstgeschichte ungefähr das ist, was Clement Marot und Montaigne in der französischen Nationalliteratur sind, d. h. ein ursprüngliches Product des unvermischten mit dem classischen Alterthum noch nicht behafteten französischen Genius. In meinen Betrachtungen über die Statuen des Michel Coulombe habe ich lange nachgedacht, ob die Franzosen nicht besser daran gewesen wären, wenn sie keinen Maler wie Lebrun, keinen Bildhauer wie Girardon, und keinen Literarhistoriker wie Laharpe gehabt hatten. Alle diese Notabilitäten der Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit, welche für so viele seichte und mittelmäßige Köpfe in Frankreich noch heutzutage Riesen und Halbgötter sind, wären schwerlich aufgetaucht, wenn man den belvederischen Apoll, den Laokoon und die Codices von Virgil, Horaz und Cicero erst ums Jahr 1700 entdeckt hätte, als das von den Barbaren der modernen Civilisation eingegossene Feuer auszugehen anfing, und eine neue Blutreinigung und Stärkung nothwendig ward. Paris hätte alsdann nicht den nackten Ludwig XIV an der Porte Saint-Martin mit der Allongeperücke und der Herculeskeule und andere statuarische Albernheiten in Masse; und die spitzfindigen, angeblich dem griechischen Theater nachgeahmten Tragödien Voltaire's und seiner Nachtreter, und die kümmerlichen der Horazischen ars poetica nachgebildeten Poetiken Boileau's und Consorten wären wahrscheinlich nicht zum Vorschein gekommen. Das französische Theater hätte vermuthlich viel Aehnlichkeit mit dem spanischen, englischen und deutschen, und die französische Bühne würde Stücke haben, wie die von Lope de Vega, Shakspeare und Schiller, welche die Kühnheit und den Muth besaßen, spanische, englische und deutsche Gefühle auszudrücken. Man nennt ihre Dichtungen romantisch, weil sie ihren Zeitgenossen geradezu Rührung und Beifall abzugewinnen suchen, ohne im geringsten das nachzuahmen und hündisch treu zu copiren, was einer zu Grabe getragenen Bildung Thränen und Beifall entlockte. Ich habe anfangs die Franzosen bedauert, daß ihre Poesie dem höhern Schwunge des Gemüths so widerstrebend, daß ihre Kunst so ganz auf den glatten Firniß der Darstellung beschränkt, und daß ihre Sprache, die für alle Kleinigkeiten und Erbärmlichkeiten des alltäglichen Lebens tausend Namen und witzige Umschreibungen hat, so arm ist, wenn das Tiefere der Erkenntniß und des Gefühls, wenn die großen Mysterien der Welt und des Gemüths ausgedrückt werden sollen. Glatt und eingeschnürt, wie die Sprache des sogenannten großen und nachfolgenden kleinen Jahrhunderts, wagt auch die Poesie nur mit kurzem Athem ihren Flug, und wagt dem Herrn nicht zu mißfallen: da ist Alles ewig gemessen und conventionell, und kein Genius darf die festgestellten Schranken durchbrechen. Diese französische Form des Schönen wirft freilich einigen Schein von sich, weil sie eine festere ist, als die des Deutschen, Engländers und Spaniers; aber dieser Schein ist etwas Künstliches, etwas Gemachtes, eine Schönheit der Convenienz, womit man sich nicht recht befreunden kann, wenn man den stillen und einfach großen Gestalten der Alten Liebe abgewonnen hat. Ich sage, ich habe die Franzosen anfangs darum bedauert, aber ich habe damit aufgehört, sie deßhalb, wenn auch nicht zu beneiden, doch zu beglückwünschen. Ludwig XIV und Ludwig XV haben in Frankreich den Feudalgeist, welcher noch in allen übrigen europäischen Staaten spukt, bis auf die Wurzel ausgerottet und einen Riegel vor das Mittelalter geschoben, welchen die Restauration vergebens wegzuziehen versuchte: ohne die Zopf- und Perrückenzeit hätten Voltaire und Boileau nicht von einem Ende Europa's bis zum andern den Ton angegeben, und die französische Nation hätte eben so wenig wie die französische Literatur ihre universalhistorische Bedeutung erlangt; ohne die Perrücken- und Zopfzeit wäre endlich die Revolution von 1789 nicht ausgebrochen, und die Franzosen hätten heutzutage nicht die Ehre, unter den Völkern Europa's in mancher Hinsicht die Menschheit und die moderne Civilisation zu repräsentiren.

E. C.

Taucherapparat.

Der Capitän Guérin, der lange Zeit in Havre wohnte und sich durch seine Arbeiten unter dem Wasser bekannt gemacht hat, ist Erfinder eines vollkommneren Apparates, als alle, die bis jetzt zu Arbeiten unter dem Wasser gebraucht worden sind, und der ihm erlaubt, drei Stunden ununterbrochen unter dem Wasser zu verweilen. Vermittelst dieses Apparates ist man nicht mehr darauf beschränkt, auf dem Grunde zu arbeiten, man kann ihn eben so gut zu jeder andern Arbeit anwenden. So wurde er, weil er öffentlich erweisen wollte, daß sein Verfahren auch zum Ausbessern des Kiels der Schiffe gebraucht werden könnte,

Digitized by Google

von dem Director der Hafenarbeiten in Cherbourg, Hrn. Coſté, ermächtigt, eine Bleiplatte an einem beſtimmten Orte des Kiels an der Corvette la Recherche zu befeſtigen, eine Arbeit, die er in 30 Minuten mit der größten Leichtigkeit verrichtete, und von deren guten Ausführung man ſich überzeugte, als man das Schiff auf dem Lande umlegte. Die wichtigen Dienſte, welche der Apparat des Hrn. Guérin der Schifffahrt leiſten kann, verdienen die Aufmerkſamkeit der Regierung. In der That, wenn jeder Hafen und ſelbſt die Staatsſchiffe damit verſehen würden, könnte man eine große Menge von Unbequemlichkeiten vermeiden, die die geringſten Zufälle nach ſich ziehen, und denen man ſich aus Mangel eines Mittels, ſogleich die Beſchädigung auszubeſſern, ausſetzen muß. Oft kommt im Meere oder auf den Rheden ein Fall vor, ſey es in Folge von Gefechten oder von Zuſammenſtoßen u. ſ. w., wo eine augenblickliche Beſichtigung nothwendig wird, und was man mit dieſem wenig läſtigen Apparat mit Leichtigkeit ausführen könnte.

Nachdem er den Grund der Küſten von Cherbourg unterſucht hat, will Capitän Guérin um die Ermächtigung anſuchen, nach und nach das ganze Litoral zu unterſuchen, das ſich von Dunkerque bis Bayonne erſtreckt. (Journal du Havre vom 18 Februar.)

Die Galapagos-Inſeln.

(Fortſetzung.)

Mit wenigen Ausnahmen iſt der vulcaniſche Boden der Galapagos-Inſeln die Mutter einer ganz eigenthümlichen organiſchen Welt; ja in mehrern Fällen ſind die nämlichen Geſchöpfe ſelbſt wieder von einer Inſel zur andern verſchieden. In den Niederungen ſind die daſelbſt vorkommenden Pflanzen im Allgemeinen ſo unanſehnlich, daß man kaum glauben kann, ihr Vaterland ſey unter dem Aequator, faſt am Rande des Meeres, zu ſuchen. Die Sträucher, welche ganz kleine, braune Blätter haben, ſcheinen in der Entfernung blattlos, und gehören zu den Euphorbien. Außer ihnen findet man noch in der Niederung eine Art Akazie und einen Cactus (Opuntia Galapageia) mit großen, eiförmigen Gelenken, welche aus einem walzenförmigen Stamme hervorwachſen. Dieſe beiden Gewächſe ſind die einzigen, welche einigen Schatten am Seerande gewähren. Gegen den Gipfel der Berge gibt es Farrnkräuter und Gräſer in Menge, aber keine Palmen.

Außer Ratten und Mäuſen, die auf fremden Schiffen dahin gekommen ſind, gibt es keine wilden Säugethiere. Vögel dagegen zählt man 26 verſchiedene Arten, wovon 24 oder 25 nirgends anderwärts angetroffen werden und auch noch nicht beſchrieben ſind. Ihr Gefieder iſt ſehr einförmig, und entbehrt den gewöhnlichen Farbenreichthum der tropiſchen Vögel. Der merkwürdigſte Charakterzug dieſer Thiere iſt ihre Furchtloſigkeit vor Menſchen. Man kann ſie mit einem Netze fangen, manchmal ſogar mit der Hand. Auf den Falkland-Inſeln hat man die nämliche Eigenthümlichkeit beobachtet. Unter den kriechenden Thieren gibt es nur eine Art Seeſchildkröte und eine Landſchildkröte, vier Arten Eidechſen und eben ſo viele Schlangen, aber ihre Zahl iſt Legion. Die Landſchildkröten ſind den Galapagos-Inſeln eigenthümlich, und faſt auf jeder beſondern Inſel kommen wieder beſondere Spielarten von ihnen vor. Sie bewohnen vorzugsweiſe die höher gelegenen feuchten Theile der Inſeln, leben aber auch in den Niederungen. Ausnahmsweiſe gibt es welche, die ſo groß ſind, daß ſechs oder acht Mann erfordert werden, wenn man ſie vom Boden aufheben will. Wenn ſie dieſe Größe erreichen, geben ſie 200 Pfund eßbares Fleiſch. Die alten Männchen werden am größten, und man kann ſie leicht an der Länge des Schwanzes erkennen. Da nur die größern Inſeln trinkbares Waſſer haben, ſo leben die Schildkröten auf den waſſerloſen Inſeln von den ſaftigen Cactusblättern; in den feuchtern, höhern Regionen aber nähren ſie ſich von Baumblättern, Beeren und Lichenen. Sonſt trinken ſie gern Waſſer, und wälzen ſich im Schlamme. Weil aber das Quellwaſſer auf den großen Inſeln bloß gegen die Mitte derſelben und nur auf den Höhen zu finden iſt, ſo müſſen die an den Küſten wohnenden Schildkröten, wenn ſie durſtig werden, lange Reiſen dahin machen, wozu ſie ſich eigene Pfade gewählt haben, die von allen Seiten des Quellwaſſers nach den Küſten hinab ſich ſchlängeln. Durch dieſe Pfade haben die Spanier das Quellwaſſer entdeckt.

Wenn die Schildkröten dieſe Reiſen machen, wandern ſie Tag und Nacht; doch können ſie nicht mehr als anderthalb Stunden in 24 zurücklegen. Während der Brutzeit gibt das Männchen ein Gebrülle von ſich, das man einige hundert Fuß weit hören kann. Im October legen ſie ihre Eier, theils in Sand, theils in Höhlen, wenn der Boden feſtig iſt. Die Eier ſind weiß, und meſſen 7 bis 8 Zoll im Umfang. Wenn die Jungen ausgekrochen ſind, werden ſie häufig von einer Art Entenhöker gefreſſen, und von den alten Schildkröten kommen viele in Abgründen um, in welche ſie hinabſtürzen. Man hält dieſe Thiere für taub, weil ſie Niemand kommen hören, und erſt die Glieder einziehen, wenn der Feind vor ihren Augen ſteht, oder gar ſchon vorübergegangen iſt. In dieſem Falle ziſchen ſie, und fallen mit großem Geräuſche wie todt zu Boden. Stellt man ſich auf ſie hinauf und klopft einigemal auf den Hintertheil der Schale, ſo ſtehen ſie wieder auf und laufen mit ihrer Laſt davon. Das Fleiſch der Schildkröten wird theils friſch genoſſen, theils eingeſalzen und aufbewahrt, und aus dem Fett wird ein reines Oel gewonnen. Wenn man ſie fängt, macht man einen Schnitt in den Körper ganz nahe am obern Theile des Schwanzes, um zu ſehen, ob ſie fett ſind. Sind ſie es nicht, ſo läßt man ſie wieder laufen. Merkwürdig iſt, daß man ſie auch häufig deßhalb tödtet, um Waſſer in ihnen zu finden. Die Blaſen der Fröſche ſind bekanntlich die Behälter zu der ihnen erforderlichen Feuchtigkeit, und gerade ſo ſcheint es ſich auch mit den Schildkröten zu verhalten. Geraume Zeit nach ihrem Beſuche bei den Quellwaſſern iſt die Blaſe dieſer Thiere mit Flüſſigkeit angefüllt, die aber immer geringer und unreiner wird. Werden Reiſende in den Niederungen vom Durſte geplagt, ſo tödten ſie eine Schildkröte, und trinken die Blaſe aus, wenn ſie voll iſt. Dieſe Flüſſigkeit iſt ganz klar, doch aber etwas bitterlich. Das Waſſer aus dem Herzbeutel ſoll jedoch noch beſſer ſeyn, und wird immer zuerſt getrunken. (Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 40** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Maximen von Sainte-Beuve, im Geſchmack La Rochefoucauld's. (Schluß.) — Alciphron. (Fortſetzung.) — Ueber den Mißbrauch, den man mit den Adjectiven treibt. (Schluß.)**

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Lesecomptoirs, von welchem wöchentlich zwei Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Vierteljahr, bei Abholung 1 fl. 48 kr., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. 30 kr. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literatiſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 97.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 April 1840.

Petersburgische Skizzen.

Das Fest in Peterhof.

Es gibt verschiedene Wege, um, was man so nennt, Glück in der Welt zu machen. Daß unter „Welt" die Hauptstädte Europa's zu verstehen sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung, denn wer ist heutzutage noch so zurück, das Glück anderswo suchen zu wollen? Wird nicht Alles aufgeboten, das Centralisationssystem geltend zu machen? Will eine Sängerin Ruf erlangen, so muß derselbe von einer Hauptstadt ausgehen. Stellen, Pfründen, Rang und dergleichen Luxusartikelchen mehr, sind sie nicht fast lediglich Prärogative ihrer Fabrikorte? Und Vergnügungen gibt es doch eigentlich nur in den Hauptstädten, wie jeder Unterrichtete mir zugestehen wird. Daher auch das sich immer steigernde Hindrängen nach diesen Orten, welche man die eigentlichen Eldorados unsrer Zeit nennen könnte.

Die in Rußland etwas unbequemen Paßverordnungen und dergleichen halten zwar viele Leute ab, sich in höchst eigener Person einzufinden, dafür aber entschädigen sie sich meist durch schriftliche Anmuthungen der seltensten Art bei dem glücklichen Bewohner jener Zwitterstadt, welche Sitz des Kaisers genannt wird, obschon der Kaiser wenig in ihr sitzen bleibt; auch wird St. Petersburg Hafen- und Handelsplatz genannt, ohne daß ein ordentlicher Dreidecker einlaufen kann, wohl aber in der Newa ungleich schneller fault, als in anderm Wasser, und ohne daß jemals der Handel recht am Platze gedeihen könnte, aus einer Unzahl von Gründen. Herrschte in Rußlands Hauptstadt nicht noch zu viel Orientalismus, so besäßen wir wie von London, Paris, Wien und Berlin wohlgeordnete Verzeichnisse der Einwohnerschaft; wir könnten daraus ersehen, daß gegen tausend Aerzte so wie verschiedene Tausende von Schneidern dort befindlich, und also Petersburg den Heil- wie Kleiderkünstlern besonders günstig gelegen seyn müsse. So wie nun die Sachen stehen, bleibt es der Fama allein überlassen, diesen Umstand zu verbreiten; diese thut aber als Dame ihre Schuldigkeit, denn es fehlt in keinem Jahre an einwandernden Aerzten und Schneidern, wie ich aus Erfahrung und durch gute Hand weiß.

Einem jungen Hansestädter, den das Doctordiplom von einer der vielen berühmten medicinischen Facultäten auf Deutschlands Hochschulen zum privilegirten Herrn über Leben und Tod gemacht hatte, oder der mit Hieronymus Jobs zu reden, nun Gesunde krank und Kranke gesund machen durfte, einem solchen Machthaber von so und so viel Recepten, war durch Expressen von Dame Fama angezeigt worden: „es fehle in Petersburg an geschickten Aerzten und ein solcher könne dort binnen zweimal vierundzwanzig Stunden sein Glück machen, d. h. reich werden." Natürlich fühlte der junge Mann sich geschickter als alle Zeitgenossen, und ich verdankte es der flüchtigen Reisebekanntschaft eines Bremers, daß dieser mir seine vielleicht eben so flüchtige Bekanntschaft in dem Jünger Galens dringend empfohlen hatte. Mein Mann hatte kaiserliche Leibarzt-Ideen, und da schien mir der Geburtstag der Kaiserin, welcher bei schönem Wetter am ersten Julius auf dem Lustschlosse zu Peterhof gefeiert werden sollte, die beste Gelegenheit zu einer Präsentation, indem sich da das Kaiserpaar auf öffentlicher Maskerade im Schlosse dem versammelten Publicum zu zeigen pflegt.

Ich konnte meinem Empfohlenen nur geringe Dienste in jeder Hinsicht erweisen, denn ich war selbst erst kurze Zeit am Orte; allein mir standen wenigstens einige Sprachkenntnisse zu Gebote, während der Herr Doctor, außer seinem Mediciner-Latein, nur deutsche Suada nöthig zu haben glaubte, auf die Versicherung eines Gereisten hin: man komme in Rußland überall mit der deutschen Sprache fort. Damit hatte es aber schon am Tage vor dem Feste schlecht ausgesehen, als wir uns auf den Plätzen, wo Miethequipagen anzutreffen sind, nach einem Wagen erkundigten, denn die große Sprachfertigkeit der Petersburger erstreckt sich noch nicht bis auf die Herrn Iswoschtschiks (Lohnfuhrleute), welche durchaus prätendiren, daß man mit ihnen Russisch rede, aus dem einfachsten Grunde.

Unsere Nachfragen hatten schlechten Erfolg, denn theils war alles schon bestellt, theils aber verlangte man so enorme Preise, daß uns der Appetit verging, und wir den Beschluß faßten, den staubigen Weg und das Gedränge Anderen zu überlassen, dagegen aber die Fahrt zur See auf einem Berth'schen Dampfboote einzuschlagen.

Digitized by Google

Der Morgen des 1 Julius 1836 begann mit einem jener heftigen Regengüsse, die so häufig den Genuß der kurzen Sommerzeit des hohen Nordens noch schmälern, und von deren Heftigkeit man sich außerdem vielleicht nur in den Tropenländern einen richtigen Begriff machen kann. Die sorgfältigst gepflegten Wege über die Inseln und in der Umgegend werden plötzlich in Ströme fließenden Kothes verwandelt; allein eben so schnell und oft nur nach wenigen Stunden haben die Winde alle Feuchtigkeit ausgesogen, und Staubwolken wirbeln des Abends da, wo am Morgen Kothseen die Straße bezeichneten. Unbekannt mit diesen Umständen gaben wir jeden Gedanken an den Besuch des Festes auf, bis gegen 10 Uhr alles Gewölk verschwand und die Sonne belebende Wärme erzeugte. Die Straßen, welche nach dem englischen Kai, dem Abgangsorte der Dampfboote, führen, füllten sich mit Fußgängern, deren eilige Schritte und ganzes Costume hinlänglich anzeigten, es sey auf mehr als einen Geschäfts- oder Spaziergang in der Stadt abgesehen. Eben so und noch belebter wurden die Wege zur Triumphpforte, durch welche die Straße nach Peterhof geht. Equipagen der glänzendsten Art und mit dem schönsten Viergespann versehen, reiheten sich an Fuhrwerke aller Art bis herunter zu den Anfängen der Wagenbaukunst, oft mit Thieren bespannt, die man in einiger Entfernung kaum für mehr als große Hunde halten konnte. Gleich bunt und verschieden war die Besetzung dieses Wagenzuges, dessen tolles Durcheinander wahrhaft sinnverwirrend auf den Beobachter wirkte. Wir glaubten, jeden Augenblick müsse ein Unglück geschehen, allein außer dem Geschrei der Kutscher ereignete sich nichts, als daß die Masse immer vorwärts drang.

Nachdem wir uns an diesem Anblick gesättigt, brachte eine Droschke uns an den englischen Kai, wo wir in der Dampfboot-Expedition Billets zur Fahrt nach Peterhof zu lösen hatten. Diese Expeditionen befinden sich auf großen Barken, welche dicht am Kai liegen und zu denen man durch gelegte Brücken gelangt. Auf ihnen versammelt man sich, um sodann das daran liegende Dampfboot selbst zu besteigen.

Der Andrang zu der für die Abfahrt der Berth'schen Dampfboote nach Peterhof bestimmten Barke war groß, und es dauerte eine Stunde, ehe wir hindurchgequetscht und Besitzer von Billets waren. Gott! und welche Odeurs hatten wir zu genießen! — Vom Moschus bis herunter zur Zwiebel- und Sauerkohlausdünstung des nationalen Bebarteten; Alles strömte durch einander und mußte aufgeathmet, aufgerochen werden. Was mir besonders auffiel, war die Ruhe, mit der trotz dem Gedränge Alles abging. Da zeigte sich nichts von dem Geschrei, Gezänk und dergleichen, das bei solchen Gelegenheiten in Frankreich, Deutschland und anderwärts zu herrschen pflegt. Jeder fügte sich, wie es eben gehen wollte, ohne daß ein tristiger Beweggrund zu diesem Benehmen sichtbar wurde; denn ein paar Schildwachen und einige Polizeiofficianten konnten bei der Menge nicht in Betracht kommen, die Ursache mußte also tiefer liegen.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Literatur.

Wir entnehmen abermals aus dem Athenäum (vom 7 März) einen Correspondenzartikel über die neuere spanische Literatur.

Madrid, 5 Februar. Seit ich Ihnen geschrieben, sind die Ausgrabungen an dem Orte der alten Italica eingestellt worden, wahrscheinlich aus Mangel an den nöthigen Geldern, da die Carlisten-Gefangenen, die sie bisher besorgten, frei gegeben wurden. Doch hoffe ich, das gute Werk wird nicht ganz aufgegeben werden, denn, darf man nach den verschiedenen interessanten Ueberresten von phönizischer und altrömischer Baukunst, und nach den zahlreichen Münzen und Vasen ꝛc. mit punischen Inschriften, welche bisher ausgegraben worden sind, urtheilen, so stehe ich nicht an, zu behaupten, daß das Studium der Archäologie und Numismatik bedeutend dadurch gewinnen würde. Doch wird es Ihnen angenehm seyn zu hören, daß Don Ivo de la Cortina eine Beschreibung, mit Zeichnungen illustrirt, von allen Gegenständen des Alterthums drucken läßt, welche gefunden worden sind. Ein anderes wichtiges Werk, das vorige Woche angekündigt wurde, ist ein Auszug aus der bändereichen Geschichte Spaniens vom Jesuiten Masden. Don Francisco de la Cueva, bisher unbekannt in der literarischen Welt, hat die schwierige Aufgabe unternommen, das dickleibige Werk des gelehrten Jesuiten, das, obgleich nur bis ins 16te Jahrhundert herabgehend, doch aus 29 Bänden besteht, in engere Gränzen zu bringen und es bis auf die Regierung Ferdinands VII herabzuführen. Ein neues Drama in vier Acten, Rosamunda, dessen Stoff aus den Zeiten König Heinrichs II in England genommen ist, wurde mit vielem Glück auf dem Theater einer vor kurzem entstandenen literarischen Gesellschaft, die sich El Liceo nennt, aufgeführt. Der Verfasser, ein junger Dichter, Namens Gil y Zarati, ist durch seinen Carlos II, Blanca de Borbon und viele andere dramatische Dichtungen bekannt. Martinez de la Rosa hat ebenfalls dem Liebhabertheater jener Gesellschaft ein neues Schauspiel „La Boda y el Duelo," (Hochzeit und Leichenbegängniß) übergeben. Der zweite Theil eines epischen und heroischen Gedichts, El Pelayo, von Ruiz de la Vega, ist ebenfalls erschienen. Die Verse sind leicht und kräftig, doch das Werk findet wenig Beifall wegen der antiquirten Form des Gedichts. Der Verfasser, der ein steifer Classiker ist, hat sich nach den Mustern der alten Schule gebildet, ohne eine der Modificationen zuzulassen, welche die Neuern eingeführt haben. Der Marquis von Caso-Jara hat ebenfalls eine metrische Uebersetzung der Gedichte Lamartine's herausgegeben. Auch höre ich von einer Uebersetzung der Geschichte von Ferdinand und Isabella, mit Noten, von Mr. Prescott. Ein neues Journal, La Revista Gaditana, ist neulich in Cadiz aufgetreten, und die Presse ist überall sehr geschäftig, die Werke der Dichter und Geschichtschreiber des goldenen Zeitalters der spanischen Literatur wieder aufzulegen. Auch zwei literarische Gesellschaften, El Ateneo cientifico und El Liceo, haben sich vor kurzem hier gebildet, von denen ich Ihnen künftig berichten werde, da sie auf ganz andern Grundsätzen errichtet sind als die in England.

Gesellschaften und philanthropische Institute bilden sich hier

Digitized by Google

alle Tage, und ungeachtet des Bürgerkriegs, der immer noch in den schönsten Provinzen der Halbinsel wüthet, ist es erfreulich zu sehen, daß man in den größern Städten wenigstens einigen Schein von Thatigkeit und Besserung zeigt, und daß die Nation Fortschritte in der Civilisation macht. Einige eifrige und patriotische Individuen haben sich neulich in eine Gesellschaft vereinigt zur Verbesserung der Gefängnißdisciplin im Lande. In einer Versammlung, die neulich in den Sälen der Gesellschaft gehalten wurde, las Don Ramon de la Sagra, ein Mann, der im J. 1839 durch Holland und Belgien gereiset ist, um die Schulen, Gefängnisse und Armenanstalten jener Länder zu besuchen und die Resultate seiner Untersuchungen seitdem bekannt gemacht hat, eine treffliche Abhandlung über den Zustand der spanischen Gefängnisse und Zuchthäuser, und die Nothwendigkeit, ihre Einrichtung nach den Mustern der Vereinigten Staaten und der aufgeklärtern Nationen Europa's zu verbessern. Eine andere sehr nützliche Gesellschaft, aus der unberechenbare Vortheile hervorgehen können, ist die zur Verbesserung der Volkserziehung. Da der erste Jahresbericht eben vom würdigen und gelehrten Secretär, Don Matteo Seoane, veröffentlicht worden, und da in Bezug auf Erziehung in Spanien so wenig auswärts bekannt ist, will ich diese Gelegenheit ergreifen, einige Bemerkungen darüber mitzutheilen.

Die Erziehung des Volks ist in Spanien stets sehr vernachlässigt worden, und dafür könnten viele Ursachen angeführt werden; unter ihnen — die Schwäche und gänzliche Unfähigkeit der einzelnen Regierungen, die Furcht der civil- und kirchlichen Regierungsgewalt vor größerer Aufklärung und ihren Wirkungen auf die schlechten Institutionen, — die angeborne Liebe des Volks für ein unruhiges Abenteuertreiben, ihr herumziehendes Leben, das in der letzten Zeit durch den langen Kampf für Nationalunabhängigkeit und die gegenwärtigen bürgerlichen Kriege noch vermehrt wurde. Die Anstalten zur Beförderung der Erziehung betreffend, so hat Spanien deren stets mehr vielleicht als andere Länder Europa's besessen. Kein Land hat eine größere Anzahl von Stiftungen für öffentliche oder Privatschulen, doch nirgends ist der Zweck der Stiftungen mehr aus den Augen gesetzt worden, sey es aus Mangel einer erleuchteten Regierungspflege oder wegen der Schlechtigkeit der an ihre Spitze gestellten Personen, oder aus andern Ursachen, die in dem Verlauf der politischen Angelegenheiten der Halbinsel liegen. Während der letztern Jahre der Regierung Ferdinands VII war die Erziehung fast ausschließlich in den Händen der Jesuiten. Das Studium der physischen und mathematischen Wissenschaften wurde vernachlässigt, und manche Universität wurde ihrer Stiftungen beraubt. Man wird es kaum glauben, und doch ist es unzweifelhaft, daß 1827, während der Verwaltung Calomarde's, die der Universität Salamanca zur Erhaltung der Professoren der hebräischen und arabischen Sprache angewiesenen Capitalien von der Regierung genommen, und zur Begründung — einer Schule für Stiergefechte in Sevilla verwendet wurden. Dieser beklagenswerthe Zustand der Dinge hat durch die Revolution noch zu-, statt abgenommen. Wie trefflich auch an sich diese Institute seyn mochten, so waren sie doch so eng mit der Kirche verbunden, die so lange das unglückliche Land leitete und mißleitete, daß, als der mächtige Koloß zu Boden stürzte, sie mit ihm fielen, und da die Minister, die in den letzten sieben Jahren sich nach und nach gefolgt sind, weit mehr Eifer im Zerstören als Aufbauen gezeigt haben, so ist das Land mancher Institute beraubt, die nützlich hätten werden können, ohne die Genugthuung zu haben, zu sehen, daß andere an ihre Stelle gesetzt wurden.

Reisenotiz über die Colonie am Senegal.

Ein Brester Journal theilt einen Brief aus St. Louis mit, der einige Details über eine Entdeckungsreise durch das Land der Yoloffs und längs der Ufer des Sees Panie-Foul enthält. Von Richard Toll aus gingen sie durch fast undurchdringliche Wälder und zum Theil durch ungeheure Sümpfe nach dem genannten See, den sie in seinem ganzen Umfange untersuchten, und von da nach Warker, der Hauptstadt von Yoloff. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen. Das Volk lebt verhältnißmäßig in Reichthum bei wenig Arbeit und wenigen Bedürfnissen, doch halten sie die Waaren Europa's sehr hoch. Der König scheint geneigt, die Errichtung eines Entrepots zu gestatten zum Austausche der Waaren seiner Unterthanen gegen die der Colonisten am Senegal. Yoloff verspricht die Wohlfahrt dieser letztern sehr zu erhöhen. Schöne Weiden und zahllose Heerden bieten hinreichende Mittel zur innern Consumtion und zur Ausfuhr nach den westlichen Colonien. Ungeheure Wälder von Gummibäumen bieten die Mittel dar, den Handel der Mauren auszustechen, von denen die Colonisten am Senegal gewissermaßen abhängig sind. Ein Product von gleichem Werthe, wie dasjenige, welches die Mauren liefern, Copal-Gummi, findet sich im Ueberflusse in Yoloff, und Elfenbein und Häute gibt es in Menge. Honig, einer der wichtigsten Gegenstände für die Colonie, sowohl für den innern Verbrauch als für den Handel, ist zu niederem Preis und in großer Menge zu haben. Eine enge Handelsverbindung mit Yoloff würde nicht nur ein Feld für den Absatz europäischer Waaren liefern, sondern auch den Handel mit dem innern Afrika eröffnen, und einen guten Verbündeten gegen die verrätherischen Mauren auf dem rechten Ufer des Senegal geben.

Die Galapagos-Inseln.

(Schluß.)

Diese Art Schildkröte ist jetzt über einen großen Theil der heißen Erde verbreitet, aber höchst wahrscheinlich auf den Galapagos-Inseln allein einheimisch. Seit mehrern Jahrhunderten sind diese Eilande häufig von Freibeutern, Wallfischfängern und Handelsschiffen besucht worden, und immer wurden viele von diesen Thieren lebendig mitgenommen und auf andern Inseln zum Behufe der Fortpflanzung vertheilt, gleich wie man auch Schafe und Ziegen auf diese Weise verbreitet hat. — Unter den Eidechsen gibt es ebenfalls Land- und Seethiere. Die Wassereidechse lebt bloß am Ufer des Meeres auf felsigem Boden. Sie sind von schmutzig schwarzer Farbe, dumm und faul, drei bis vier Fuß lang und an 20 Pfund schwer. Auf der Insel Albemarle werden sie größer und schwerer. Im Wasser schwimmen sie mit großer Leichtigkeit durch schlangenförmige Bewegung des Schwanzes. Sie ziehen

Digitized by Google

ſchaarenweiſe in das Meer hinaus und leben von Seegras. Zum Klettern an den Felſen ſind ſie mit ſtarken Klauen verſehen. Der Schwanz iſt flach gedrückt, offenbar zum Schwimmen eingerichtet, und die Schnauze, die beim Leguan ſpitz iſt, hat eine abgeſtumpfte Geſtalt. Obgleich dieſe Thiere im Waſſer leben können, auch ſtundenlang auf dem Meeresgrunde zum Behufe ihrer Nahrung verweilen, ſo wollen ſie doch nicht ins Waſſer ſich retten, wenn man ſie verfolgt. Selbſt wenn man ſie mit Gewalt hineinwirft, kehren ſie augenblicklich wieder zurück, vermuthlich aus Furcht vor Raubfiſchen.

Die Landeidechſe iſt auf die in der Mitte der Gruppe liegenden Inſeln beſchränkt, nämlich auf Albemarle, James, Barrington und Infatigable. Südlich, auf Charles, Hood und Chatam, und nördlich, auf Towers, Lindlors und Abington, ſind keine zu ſehen. Sie wohnen vom Meeresſtrande bis auf die höchſten Spitzen der Berge, und ſind ſo zahlreich, daß man kaum eine Stelle finden kann, ohne auf ihre unterirdiſchen Höhlen zu ſtoßen. An Häßlichkeit geben ſie den Seeeidechſen nichts nach, ſind aber etwas kleiner, und wiegen nur 10 bis 15 Pfund. Auf der Kopfkrone ſind ſie weiß, der übrige Theil des Kopfes, Bauch und Vorderfüße ſchmutzig orangegelb, Rücken braunroth. Sie ſind faul und ſchläfrig, und wenn man ſie nicht erſchreckt, kriechen ſie langſam über den Boden weg, bleiben ungefähr eine Minute ſtille und ſchließen die Augen. Ihre Höhlen bauen ſie zwiſchen zertrümmerter Lava, meiſtens aber in Sandſtein. Wenn ſie mit dieſer Arbeit beſchäftigt ſind, wenden ſie beide Seiten des Körpers abwechſelnd an. Mit einem Vorderfuße kratzen ſie eine Weile den Boden auf, und mit dem Hinterfuße werfen ſie die lockern Theile hinaus. Sind ſie auf dieſer Seite müde geworden, ſo kommt die Reihe an die andere, und ſo abwechſelnd fort, bis die Arbeit fertig iſt. Auf ebener Erde können ſie nicht ſchnell laufen, bloß wenn ſie bergab gehen, ſind ſie flink. Da die Landeidechſe keine Reiſen macht, wie die Schildkröte, ſo trinken diejenigen, welche in den Niederungen leben, das ganze Jahr kein anderes Waſſer, als was gelegentlich bei Regengüſſen herunterfällt, die aber ſelten ſind. Dagegen leben ſie von den ſaftigen Cactuſſen und Akazienblättern. Auf den Anhöhen freſſen ſie die ſauern Beeren von Guayavita. Sie legen längliche Eier in ihren Höhlen, wovon viele geſammelt und gegeſſen werden. Das Thier ſelbſt wird für einen guten Schmaus gehalten, und das Fleiſch iſt weiß, wenn es gekocht iſt. Durch ganz Amerika innerhalb der Tropen werden die Leguane gegeſſen, der Rückgrat aber wird als ein köſtlicher Leckerbiſſen allen andern Theilen vorgezogen.

Dieſe beiden Thiergattungen tragen in der wiſſenſchaftlichen Sprache die Namen Amblyrhynchus cristatus und sub-cristatus. In ihrem Bau ſind ſie nur wenig von einander verſchieden, und beide nähren ſich von Vegetabilien. Ihr Kopf hat mit dem Kopfe der Schildkröten ſehr viel Aehnlichkeit. Auf der ganzen übrigen Erde hat man dieſen merkwürdigen Unterſchied zwiſchen Land- und See-Eidechſen noch nicht angetroffen, und die letztern ſind die einzigen Stellvertreter der vorſündfluthigen Rieſenamphibien. — Die Schlangen ſind harmlos, und Kröten ſowohl als Fröſche findet man gar nicht, obgleich die feuchten Stellen der höher liegenden Landſchaft ganz zu ihrer Lebensweiſe paſſen. Dieſe ſonderbare Erſcheinung iſt übrigens auch auf andern vulcaniſchen Inſeln gemacht worden, und Bory St. Vincent hat ſich beſtimmt darüber ausgeſprochen. Auch ſind die Galapagos ſehr arm an Inſecten, ja ihre Geſtaltung iſt faſt europäiſch, während die übrige Thierwelt den amerikaniſchen Charakter an ſich trägt. Seltener noch ſind ſie auf den Höhen, wo man nur einige kleine Diptera und Hymenoptera findet. Darum ſieht man auch dort keine Vögel, und mit Ausnahme einiger Fliegenfänger lebt die ganze übrige Vogelwelt in den Niederungen. Landmuſcheln ſind in Menge vorhanden und dieſem Lande eigenthümlich. Selbſt unter den Seemuſcheln war der größere Theil unbekannt, ehe Cumming ſeine Sammlung nach England gebracht hat.

Es iſt auffallend, welche Kraft die Natur im Gewächsreiche auf einem gleichſam verglaſten Boden zu Tage legt, der aller Feuchtigkeit beraubt iſt. Aber überall, wo zwiſchen Lavaſtücken durch Wind und Wetter der Staub zuſammengetrieben wird, iſt der Wohnort einer Pflanze zu finden, bis endlich durch die abfallenden Blätter dieſe magere Stauberde zu größerer Fruchtbarkeit gebracht wird. Auf den Höhen der Karls-Inſel allein findet man eine reiche, lehmige Dammerde, wo etwas Zucker, Mais, ſüße Kartoffeln und Bananen gezogen werden. Auf dieſen Höhen regnet es oft, und ſo groß iſt die Feuchtigkeit, daß das Salz zerfließt, Bücher und Papier mit Schimmel ſich bedecken und Eiſen ſehr ſchnell roſtet, während in den Niederungen Alles verſchmachtet. Man ſieht auch dort einige Blumengärten, in welchen Schildkrötenſchalen zu Töpfen dienen. Uebrigens führt die Seeluft eine große Menge Feuchtigkeit mit ſich, die von dem dürren Boden angezogen wird, und beſonders bei Nacht als ſtarker Thau ſich niederſenkt. Auf der Windſeite der Inſeln iſt die Feuchtigkeit immer größer als auf der entgegengeſetzten Seite. In den Bergen iſt man von Wolken eingehüllt, die einen feinen Staubregen entladen. Die eigentliche Regenzeit fällt in die Monate November, December und Januar, von ſtürmiſchem Wetter, Donner und Blitz begleitet, aber auch ſchon vor dieſer Zeit fallen einige mäßige Regengüſſe. Das ſchönſte Wetter dauert vom Mai bis Ende Auguſt.

Merkwürdig iſt der Schnabelbau der Vögel. Da dieſe Thiere einen großen Theil des Jahres hindurch Mangel an Waſſer leiden würden, ſo ſind alle kleinen Vögel mit kurzen, dicken Schnäbeln verſehen, womit ſie die jungen Cactuſſe durchbohren. Mit Tagesanbruch, wenn der Thau die Pflanzenwelt erquickt hat, ſind ſie in dieſer Arbeit begriffen, und ſaugen den Saft der Blätter aus. Auch brütende Vögel zerquetſchen ſaftreiche Beere damit, und laſſen die Flüſſigkeit in den Schnabel der heranwachſenden Brut träufeln.

Miscellen.

Nachrichten über die Koloſchen. In dem ruſſiſchen Journal für Volksaufklärung vom November vor. J. ſteht ein Auszug aus den „Mythologiſchen Ueberlieferungen der Koloſchen“ von Weniaminow. Die Koloſchen theilen ſich und ſämmtliche Bewohner des amerikaniſchen Feſtlandes von Jakutat bis Neualbion in zwei Hauptgeſchlechter, das Rabengeſchlecht (Kikoati) und das Wolfsgeſchlecht (Zitkaeti). Dieſe Hauptſtämme zerfallen wieder in Unterſtämme, die ſich gleichfalls nach einigen Thieren benennen. Bei ihren Spielen oder Feſten, welche kchatali heißen, werden die Bilder dieſer Thiere ausgeſtellt. Das Schamanenthum iſt bei ihnen herrſchend, und die Schamanenwürde meiſt erblich.

Franzöſiſche Dampfſchiffe. Nachſtehende Dampfſchiffe von 220 Pferdekraft ſollen im Laufe des Jahres vom Stapel gelaſſen werden: Pluto zu Breſt, Asmodée zu Lorient, Infernal zu Rochefort, Gomez ebendaſelbſt, Ténare zu Toulon. (Franz. Bl.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 98.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 April 1840.

Bemerkungen über den Chartismus in England.

Vor sieben und acht Jahren, als mehrere Einstellungen der Arbeit in verschiedenen Gegenden Englands vorfielen, ward die öffentliche Aufmerksamkeit zum erstenmal auf jene seltsame, gleichsam im Dunkeln hinschleichende Literatur gerichtet, die in Journalform die Lesebedürfnisse der arbeitenden Classe meistentheils befriedigte, und der hauptsächlich der großartige Gedanke und die kaum minder großartige Ausführung des Pfenningmagazins entgegenarbeiten sollte, denn Lord Brougham hatte ganz richtig erkannt, daß Unwissenheit und verkehrte Ansichten durch die obige Literatur in hohem Maße genährt wurden. Jene Journale predigten von einer neuen Vertheilung des Gewinnstes zwischen Capital und Arbeit, und geriethen allmählich in allen den Unsinn von politischen Theorien, welche die französische Revolution neben vielem Großartigen ausgeboren. Das Unpraktische der aufgebauten Theorien und die Unrichtigkeit der vorherrschenden Begriffe gaben sich vor allem in den Arbeitseinstellungen (strikes) kund: in England, wo der arbeitenden Hände zu viel sind, konnten die Arbeitseinstellungen eben so wenig von Erfolg seyn, als sie in Nordamerika im Ganzen immer für die Arbeiter glücklich ausgehen mußten.

Jahre lang trat eine Stille ein; man hörte nichts mehr von Arbeitseinstellungen, und die Arbeiterjournale vegetirten fort, ohne weitern Schaden anzurichten. Die Hauptursache dieser Ruhe lag wohl hauptsächlich in dem Umstande, daß in den Jahren 1832 bis 1836 nicht nur einige hart auf den armen Classen lastenden Steuern abgeschafft wurden, sondern auch die Manufacturen eine Thätigkeit entfalteten, die vergleichungsweise wenige Hände unbeschäftigt ließ. Wenn indeß keine besonders schlimmen Symptome sich zeigten, so fraß doch die Krankheit im Innern fort, und kaum erfuhren die Manufacturen im Jahre 1837 einen Stoß, von dem sie sich noch nicht ganz erholt haben, so stand auch das ganze Gespenst einer hungernden, zahlreichen Arbeiterbevölkerung wieder da, und nahm jetzt durch die sogenannte Volkscharte einen eigenthümlichen Charakter, eine Fahne, an. Diese Volkscharte, so genannt im Gegensatz gegen die von König Johann dem Adel verliehene Magna Charta, verlangte hauptsächlich als Panacee für alle Uebel allgemeines Stimmrecht. Die einzelnen Ausbrüche, wie in Newport und dergl., sind bekannt.

Dießmal war der Chartismus von andern literarischen Symptomen begleitet: das Gebiet der Speculation über Vertheilung des Gewinnstes zwischen Arbeit und Capital scheint mehr und mehr verlassen, dagegen trat eine wahre Unkenstimme unter dem fingirten Namen Marcus auf, und schlug alles Ernstes vor, daß die Arbeiter je das dritte oder vierte Kind umbringen sollten, um ihrer Noth und ihrer Vermehrung Einhalt zu thun. Neben dieser Todtenunke aber ertönte der Racheschrei im Chartistenpos „Ernst", dessen roher, aber augenscheinlich geist- und charaktervoller Dichter alle gedrückten und mißhandelten Elemente der Gesellschaft sich verschwören, „Krieg den Schlössern und Friede den Hütten" predigen läßt, und mit der Erstürmung eines Schlosses, der Ermordung seiner Einwohner und einem gräßlichen Mahl, umgeben von Leichen, endet. Man sieht, die Literatur dieser Volksclassen hat einen schauerlichen Schritt weiter auf ihrer Bahn gemacht. Es ist höchst charakteristisch, daß dieses Chartistenepos mit dem wilden Jubel vollbrachter Rache endet, und eben so ein ganz ernster, höchst gründlicher und unparteiischer Schriftsteller, Carlyle, der sich den gesellschaftlichen Zustand Englands zum eigentlichen Studium gemacht hat, im Grund an demselben Punkte anshört: er charakterisirt die französische Revolution, er macht auf den ungeheuren, moralisch-historischen Nachtheil aufmerksam, daß hier eine Generation völlig mit der vorhergehenden brach und durch kein Band der Pietät an die frühere Zeit gefesselt ist; er erkennt den großen Mangel, daß zwischen dem religiösen Unterricht der Jetztzeit mit dem frühern kein fortlaufendes Band sich findet, und man das Christenthum nur noch als eine alte, mythologische Tradition betrachtet, — er erkennt dieß alles, und dennoch erklärt er, daß seiner vollen Uebersetzung nach England auf dasselbe Ziel lossteure. Er geht sodann die Gegenmittel durch, zeigt ihre Hohlheit und das Illusorische derselben, und er selbst, ein scharfer Kritiker des jetzigen Zustands und der schwachen Mittel gegen die Uebel desselben, kann, eben so wie die modernen Vertheidiger mittelalterlicher Ideen, selbst keine

Digitized by Google

positiven Heilmittel angeben. Eine Haupturſache, weßhalb das Elend der Arbeiterclaſſe namentlich im Weſten von England, reißend zunimmt, iſt, wie Carlyle ganz richtig bemerkt, das Herüberſtrömen von Irländern, die in ihrem Vaterland faſt dem Hungertode preisgegeben, in England auch bei der härteſten Arbeit und dem magerſten Verdienſt ſich immer beſſer befinden, als in Irland, wo ihnen jede Arbeit und Verdienſt fehlt.

Vergleicht man die Unkenrufe von Marcus mit dem wilden Rachegeſchrei in dem Chartiſtenepos und den troſtloſen Auseinanderſetzungen in Carlyle's Schriften, ſo kann man ſich von der fieberhaften und tiefen Aufregung der Arbeiterclaſſen in England einen Begriff machen. Nichts fehlt mehr, als daß fremde Emiſſare ſich einmiſchen, um den Zuſtand rathlos zu machen, und auch dieß iſt ſchon behauptet worden. Wirkſame Mittel gegen das Uebel hat noch keiner angegeben, und gegen die kräftigſten Erleichterungsmittel ſträuben ſich die ariſtokratiſchen Elemente der Verfaſſung.

Petersburgiſche Skizzen.

Das Feſt in Peterhof.

(Fortſetzung.)

Endlich erſchien das Dampfboot und war ſchnell mit Paſſagieren gefüllt, die theils auf dem Verdecke, theils in den übrigen Räumen des Fahrzeugs unterzukommen ſuchten und gleich Ameiſen unruhig durch einander trieben, trotz den Befehlen des Steuermanns, ſtill zu ſtehen oder zu ſitzen. Die Maſchine wurde in Gang geſetzt, und vermuthlich aus Mangel an Ballaſt ſo wie in Folge der unruhigen Paſſagiere ſchwankte das Schiff von einer Seite zur andern, und taumelte gleich einem Betrunkenen die Newa hinab.

Mein Schüler des Aeſculap beſtand darauf, das Buffet auf dem Schiffe kennen zu lernen und ließ ſich nicht abhalten, die Erfahrung, dasſelbe in gewohntem, ſchlechtem Zuſtande zu finden, theuer zu bezahlen, während ich vorzog, das Gedränge auf dem Verdecke zu beobachten und mir zugleich wo möglich ein Sitzplätzchen zu verſchaffen, das ich endlich auch in der Nähe des Steuers auf der Bruſtwehr fand. In meiner Nähe ſtand eine Lattenbank, wie ſolche gewöhnlich auf dergleichen Transportfahrzeugen gefunden werden; am äußerſten mir zugekehrten Ende derſelben ſaß neben einem beordensbänderten Herrn in Civil eine Dame von hoher Schönheit, der man es ſogleich anſah, daß ſie der guten Geſellſchaft angehörte. Augenſcheinlich war ihr Platz gewählt, um jeder Berührung mit der gemiſchten Geſellſchaft vorzubeugen. Sie wurde durch das Schwanken des Schiffes ſehr beängſtigt und machte in ruſſiſcher Sprache ihrem Begleiter harte Vorwürfe, nicht den Weg zu Lande eingeſchlagen zu haben, da man doch bei einer der frühern Gelegenheiten das Unglück des Umſchlagens mehrerer Boote und den dadurch herbeigeführten Tod einer großen Anzahl Paſſagiere bereits in Erfahrung gebracht habe.

Das Schwanken des Fahrzeuges nahm fortwährend zu, da der Schiffsführer vergeblich ſtrebte, die ängſtliche, queckſilberne Maſſe der am Bord Befindlichen zum Stillſtehen zu bewegen, wovon allein der ruhige Gang des Schiffs abhing. Die Angſt der ſchönen Dame ſteigerte ſich gleichermaßen, und ſie blickte in halber Verzweiflung nach Schutz oder Hülfe umher, dabei Thränen vergießend und Seufzer ausſtoßend. Um ihr mindeſtens einen weniger ſchwankenden Sitz zu verſchaffen, breitete ich, da ihr Begleiter nichts für ſie that, meinen Mantel über einen ringförmig gelegten Haufen Tauwerk in der Nähe des Steuers und lud ſie in franzöſiſcher Sprache, von der man annehmen darf, daß ſie hier jeder Gebildete verſteht, zum Platznehmen ein. Mein Anerbieten wurde ſtillſchweigend angenommen, und die dargebotene Hand krampfhaft feſtgehalten.

Nun verſuchte ich Muth einzuſprechen, erwähnte meiner Fertigkeit im Schwimmen, und daß bei einem nicht wahrſcheinlichen Unglücke ihre Rettung meine ausſchließliche Sorge ſeyn werde. Mir wurden nur ſehr kurze Antworten zu Theil, und als bald darauf das Schwanken aufhörte, weil die Menge ſich beruhigte, drehete man mir auf die zur Einleitung einer Converſation geſchehenen Fragen geradezu den Rücken.

Schon genugſam unterrichtet von der in Petersburg herrſchenden Pruderie bei Anknüpfungsverſuchen von Bekanntſchaften an öffentlichen Orten, ärgerte mich nur das Aufhören des Schaukelns und der Angſt meiner Dame, die nun wohl gelaſſen ihren Sitz auf meinem Mantel behielt, mir ſelbſt aber nicht geſtatten wollte, meine Gelegenheit zu benützen, die Dauer der Fahrt durch Unterhaltung zu verkürzen. Die Wahrheit zu geſtehen, wäre die Dame minder ſchön, ihre Hand nicht ſo weiß und zart geweſen, ſo würde ich den Ausgang der kleinen Scene gewiß weniger beklagt haben.

Zwei junge Schweden plauderten in der Nähe vertraulich und, ihrer Mutterſprache ziemlich mächtig, gab ich auch ein Wörtchen dazu, im voraus überzeugt, dieß würde gut aufgenommen werden, da dieſe weit traitabler für den Fremden ſind, als ihre Nachbarn, die Ruſſen, außer ihrem Bekanntenkreiſe. Kurz nachher trat ein junger Engländer dazu, der die Schweden kannte, und nun dominirte die engliſche Sprache, wie überall, wo Engländer auftreten. Das Geſpräch fiel zuletzt auf die neueſte Litteratur und wir vertieften uns angenehm in kritiſche Bemerkungen über deren Erzeugniſſe, als mein Doctor, von der Buffetunterſuchung zurückkehrend, mehrere Fragen über die verſchiedenen Gegenſtände, die das nahe Ufer dem Auge bot, an mich richtete, welche ich nur zum Theil zu beantworten wußte, da der Geſichtskreis zu groß und zu reich war, als daß ſich derſelbe bei ſo kurzer Bekanntſchaft damit, wie der meinigen, ſo genau hätte auffaſſen laſſen, um den Fragen eines Neugierigen zu genügen.

Da that ſich plötzlich der Mund unſerer ſchönen Nachbarin zu meinem großen Erſtaunen auf und im reinſten, wohlklingendſten Deutſch erhielten wir die genaueſte und befriedigendſte Beſchreibung des ſchönen Rundge mäldes.

Mein Erſtaunen über das Benehmen der Dame wollte ich nicht verſtecken, und ſo blieb es nicht unbemerkt.

„Ich muß mich wohl bei Ihnen entſchuldigen, mein Herr, ſagte die ſchöne Frau, daß ich Ihr gütiges Entgegenkommen vorher von der Hand wies. Unſer Geſchlecht iſt leider dem Herkömmlichen mehr unterworfen als das Ihrige; deſſen ungeachtet

Digitized by Google

müßten Sie ganz fremd hier seyn, wenn ihnen die herrschende Sitte nicht aufgefallen seyn sollte, daß selbst unter Herren, an öffentlichen Orten, wenig oder keine Annäherung statt findet, zumal wenn man sich gänzlich fremd findet. Hiernach mögen Sie beurtheilen, in welch höherem Grade diese Convenienz uns arme Frauen trifft. Ihrem Gespräch über Literatur bin ich Wort für Wort gefolgt und ich freute mich meine eigene Meinung über den Zustand der jüngsten literarischen Erzeugnisse von Ihnen bestätigt zu hören.

Meinerseits konnte ich hierauf wenig erwiedern, und pries nur die Liebenswürdigkeit und Nachsicht der Petersburger gegen Fremde, worauf sich unsere Unterhaltung schnell auf den Zustand der hiesigen Gesellschaft wandte. Als ich namentlich „Gastfreundlichkeit" eine der Haupttugenden nannte, war die schöne Dame wenig mit mir einverstanden, und wünschte mir Glück, wenn spätere Erfahrungen mein heutiges Urtheil rechtfertigen würden.

Viel zu schnell kamen wir in Peterhof an, wo ich die reizende Reisegesellschafterin bald im Menschenstrom verlor. Ich begegnete ihr später auch leider nirgends mehr, obwohl ich noch einige Jahre am Orte blieb, und viele Cirkel sich mir öffneten, durch deren Besuch und Beobachtungen ich endlich fast alles genau bestätigt fand, was die interessante und geistreiche Frau mir über die Lage der Dinge gesagt hatte. Zu meinem Mißvergnügen erfuhr ich durch Zufall später, daß es die Wittwe eines Generals gewesen, die gleich nach dem Feste auf ihre Güter in das Innere Rußlands gegangen sey.

Wir betraten nun die Alleen des kaiserlichen Parks, in denen eine Menge Soldaten beschäftigt waren, die aufgestellten Gerüste zur Illumination am Abend mit Lampen zu versehen, während das versammelte Publicum im buntesten Gemisch herumspazierte. Mein Begleiter erschöpfte sich in Muthmaßungen über die Ursache der auffallenden Stille bei solcher Menge und witzelte über Furcht vor der Knute, womit schlecht Unterrichtete bei Erwähnung Rußlands stets gleich bei der Hand zu seyn pflegen.

Erst in späterer Zeit gab mir ein sehr unterrichteter hoher Staatsbeamter folgenden Aufschluß über diesen Mangel an Lebhaftigkeit, der Aehnlichkeit mit dem Zustande hat, welcher in einem vollen Theater eintritt, sobald zum Emporziehen des Vorhanges das Zeichen gegeben wird.

Unter Alexanders Regierung noch gab sich die Bevölkerung der Hauptstadt bei öffentlichen Versammlungen, eben so wie anderswo, jenem lauten fröhlichen Wesen hin, zu welchem die russische Nation sehr geneigt ist; allein schon in den letzten Lebensjahren jenes Monarchen änderte sich dieß in Folge politischer Umtriebe, welche, von Polen ausgehend, polizeiliche Maaßregeln zur Aufrechthaltung der Ruhe in der Hauptstadt hervorriefen, deren Ausübung störend auf die lauten Aeußerungen der Freude im Volke einwirkte. Das Polizeipersonal wurde vermehrt und mit geschärften Instructionen versehen; daher wohl auch mancher Mißgriff und Einschüchterung harmloser Fröhlichkeit. Später versuchte man alles Mögliche, um diese von den Umständen hervorgerufenen Beschränkungen vergessen zu machen, ohne bis jetzt im Stande gewesen zu seyn, den früheren Ton hervorzubringen.

Es liegt schon im Charakter der nordischen Völker eine gewisse Melancholie, in welche nun auch hier der sonst heitere Russe verfallen zu seyn scheint.

Nächst diesen Eröffnungen eines sehr Unterrichteten darf wohl nicht unbemerkt bleiben, wie auch vieles Eigenthümliche der Regierungsverwaltung in Rußland dazu beitragen möchte, laute Aeußerungen der Freude zu hemmen. —

Am Ende eines langen Baumganges zeigten sich unsern Blicken die heute in Gang gesetzten Wasserkünste und hinter denselben die Façade des Schlosses. In dieser Gegend nun begann erst das rechte Gewühl. Hier waren an den Seiten der Gänge eine Menge Bretterbuden aufgeschlagen, deren Aushängeschilder verschiedenartige Gaumengenüsse versprachen, unter denen sich der gemeine Mann vor der Hand nur die bescheidene Haselnuß ersehen zu haben schien, denn um und neben uns schnallte das Geknack und Gekrach, mir wahrhaft nervenzerreißend. Schaaren von Landleuten so wie halbcivilisirte Städter mit und ohne Bärte gaben sich diesem Genusse mit augenscheinlicher Seelenvergnügtheit hin; gewiß hatte keiner von ihnen eine Idee, wie dieß Vergnügen für jemand unleidlich seyn könne. Es schien mir bei dieser und späterer Gelegenheit, als ob ohne Haselnüsse nirgend in Rußland für die Menge ein Fest existire. Als ich mich einigermaßen daran gewöhnt, wurde mir dieß Knacken sogar willkommen; es war doch ein Lebens- und Vergnügungszeichen, das die unheimliche, fast geräuschlose Stille, welche unter dieser großen Menge lebender Wesen herrscht, in etwas unterbrach. Noch willkommener war mir daher das Geräusch des springenden und fallenden Wassers in der Nähe der Fontainen, zugleich war hier die Tageshitze weniger fühlbar und der Geruch einer großen Menschenmenge, — in Rußland sicher so unangenehm, als er jemals im gelobten Lande bei einer Masse von Lieblingskindern Jehovahs seyn konnte — wegen eines vom Wasser hervorgebrachten Zugwindes schon eher erträglich.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Charters Reise in Mexico.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 9 März wurden Bemerkungen auf einer Reise von Zacatecas nach Camotlan nebst einer Skizze der physischen Geographie Mexico's vom Major Charters vorgelesen.

Vetu Grande oder die große metallhaltige Ader, der Ausgangspunkt seiner Reise, liegt fast 4 Meilen nördlich von Zacatecas, auf einer Gruppe einzelnstehender Berge von ziemlich 6 Meilen Länge, die sich fast in der Mitte zwischen dem atlantischen und stillen Meere aus einer weiten Ebene erheben, die in der Parallele von 25° gegen 400 Meilen im Durchmesser hat. Seine Lage ist unter 22° 59' N. B., 102° 27' W. L. v. Gr. und 8560 Fuß über dem Meere — magnetische Abweichung 9°,7 O. im Jahre 1851. Diese Gebirge sind dürr, steinig und unfruchtbar, ihre Oberfläche bietet kaum ein Zeichen von Vegetation, doch ihr Reichthum an Mineralien ist groß, und sie stehen vielleicht in

Digitized by Google

dieser Beziehung nur denen von Guanajato nach. Der höchste Berg in der Gruppe, Engel (angel) genannt, erreicht 8950 Fuß. Als wir von diesen Bergen herabstiegen (sagt Major Charters), lag unser Weg 15 Leguas weit westsüdwestlich in stufenweisem Abfall bis Xerez, einer beträchtlichen Stadt, die auf einer 6592 Fuß über dem Meere erhabenen Ebene am Fuße einer ausgedehnten und ziemlich hohen Gebirgskette liegt, welche das Thal im Westen schließt. Ein kleiner Fluß, der sich durch die Ebene zieht, bewässert und befruchtet die Gegend, welche in großen Massen indisches Korn hervorbringt. Der Weg steigt fortdauernd in südlicher Richtung herab bis zu dem Dorfe Santa Maria (15 Leguas), das 5660 Fuß hoch liegt. Ein merkwürdiger isolirter Berg, in Gestalt eines abgestumpften Kegels, erhebt sich fast 2000 Fuß über das Dorf. In Cartagena, 10 Leguas weiter gegen Südsüdwest, vereinigt sich der Xerez mit einem wasserreichen Fluß, der in entgegengesetzter Richtung hinfließt, von Süd nach Nord; das Bett des Stromes liegt hier 5330 Fuß über der See, und von diesem Punkt wendet er sich plötzlich nach Westen, fließt 12 Leguas weit bis in das Thal Bolaños, wo er einen andern Nebenfluß von Süden aufnimmt, und fließt nach einem südsüdwestlichen Lauf von 60 Meilen in den Rio Grande oder Tolotolan. Zwischen Cartagena und Bolaños, ungefähr 40 Meilen, fällt der Fluß 2352 Fuß. Es ist ein eigenthümlicher Zug in der physischen Geographie dieses Theils von Mexico, daß eine Anzahl Gebirgsketten hier sich zeigen, deren Richtung mit der Meridianlinie fast übereinstimmen. Zwischen der Stadt Aguas Calientes und dem Thal Camotlan, eine Entfernung von fast 120 Meilen, habe ich fünf dieser Parallelketten überstiegen; die Berge, die sie bilden, erheben sich im Allgemeinen gegen 2000 Fuß über die zwischenliegenden Thäler, und an manchen ihrer Abhänge findet man gutes Bauholz in Menge. Alle die Flüsse, welche durch diese Thäler fließen, ergießen sich in den Rio Grande, der das Wasser eines großen Theils des Gebirgslandes gegen Norden von ihm aufnimmt. Die Größe des Flusses, nachdem er alle diese Nebenflüsse aufgenommen, ist nicht bedeutend, und zeigt, wie wenig wasserreich diese Gegenden sind. Es ist merkwürdig, daß eine so hohe Gebirgskette, wie die westliche Gränze des Bolaños-Thales, deren westliche Abhänge mit ungeheuren Waldungen bedeckt sind, wo das atmosphärische Wasser vom Monat Mai bis October so reichlich fällt, so wenig, wenn überhaupt, perennirende Flüsse bildet, so daß alle Vegetation des Bodens während der trockenen Jahreszeit verschwindet; gegen Ende dieser Periode hört sogar der Fluß Bolaños auf fortdauernd zu fließen, und läßt nur einzelne, durch größere oder geringere Zwischenräume getrennte, stehende Wasser zurück. Schnelle Verdünstung, die aus der Verringerung des atmosphärischen Drucks entsteht, ist ohne Zweifel die Ursache dieses merkwürdigen Unterschiedes zwischen Mexico und den meisten andern Ländern. Die Durchschnittshöhe des großen Tafellandes kann man zu 7500 Fuß annehmen; die zahlreichen Bergketten erheben ihre Gipfel noch 2 bis 3000 Fuß über diese Fläche, doch keine von ihnen, mit Ausnahme des Popocatepetl (17,775 Fuß), Orizaba (17,370 Fuß), Nevado de Toluca (15,265 Fuß) und Iztaccihuatl erreicht die Schneelinie, das aber sind außerordentliche Berge, die hier in keinen Betracht kommen. Mexico ist daher dieser Hülfe beraubt, welche in südlichen Gegenden desselben Continents die großen Flüsse, die ihn bewässern, nährt. Eine ungeheure Fläche ist sieben Monate des Jahres hindurch den Einwirkungen der schnellen Verdünstung ausgesetzt, die durch die heitere Atmosphäre und den fast wechsellosen Sonnenschein noch vermehrt wird. Die Feuchtigkeit, welche während der Regenzeit sich abgesetzt hat, wird verzehrt, und die Atmosphäre wird so leer an Dünsten, daß ich es oft sehr schwer gefunden habe, sie an der schwarzen Kugel von Daniells Hygrometer zu verdichten, und oft gar nicht damit zu Stande gekommen bin. In diesen hohen Gegenden ist wenig Schweiß am menschlichen Körper zu bemerken, denn die schnelle Verdünstung entfernt ihn, sobald er sich gebildet, und wenn er durch heftige Bewegung erzwungen wird, bleibt er nur für einen Augenblick.

Hinter dem Dorfe Cartagena wendet sich der Weg etwas vom Fluß ab, nimmt aber bald seine parallele Richtung mit ihm wieder auf. Als wir ungefähr 10 Leguas über ein ziemlich rauhes Land gereist waren, das aber auch einen großen Theil ebenen Boden trug, wie bei dem Dorfe Salitre, kamen wir an den Pinal, einen steilen und mühsamen Steig, über welchen der Weg nach Bolaños führt. Der Pinal ist 7828 Fuß hoch, die Ebene von Salitre, aus der er sich erhebt, liegt 5828 Fuß über dem Meere, also ist der Steig 1700 Fuß. Kommt man vom Pinal herab, so entfalten sich die hohen Bergzüge der westlichen Gränze des Bolaños-Thales; doch erst, wenn der Reisende den Abhang an der östlichen Seite des Thales halbwegs herabgestiegen, kann er in ihrer vollen Ausdehnung die großartige und erhabene Landschaft genießen, die sich ihm darstellt. Der Weg hinab bis zum Fluß erfordert eine volle Stunde, und ist 2046 Fuß lang. Ich kann mich keiner Gegend erinnern, die dieser gleich käme: die gigantischen Gebilde des Felsens, die in alle Formen und Gestalten auseinandergerissen sind, die fürchterliche Tiefe der Abgründe machen ein großartiges und herrliches Gemälde, das einen Eindruck hinterläßt, den die Zeit nicht vermindert hat, und der alles übertrifft, was ich je in den Alpen oder den Anden gesehen habe. Die Bergstadt Bolaños liegt am Fluß gleiches Namens unter 21° 50′ 56″ N. B., und nach Burkart 4° 8′ 30″ W. L. von Mexico und 5090 Fuß über dem Meere. Die Minen waren früher sehr ergiebig, und werden, wie man hofft, es wieder werden, da viel Energie, unermüdete Ausdauer und bedeutende Summen aufgewendet worden sind, sie in guten Stand zu setzen. Während der Monate Mai bis October ist die Hitze des Thales sehr groß, und der Thermometer steht sehr hoch, zwischen 24 und 28½° R., und zuweilen, wie man sagt, sogar bis 36°, obgleich ich es nie so hoch sah. Die Hitze, welche den Tag über von den nackten Felsen eingesogen wird, strahlt während der Nacht aus, was das Wetter sehr drückend macht, da noch dazu Mangel an Bewegung der Luft kommt. Doch bei allen diesen Unannehmlichkeiten kann Bolaños kein ungesunder Ort genannt werden; es ist nie von heftigen epidemischen Krankheiten heimgesucht worden, die Cholera ausgenommen, die es wie die übrige Welt plagte. Wechselfieber sind häufig, weniger Dysenterien, doch erschöpft ein verlängerter Aufenthalt daselbst die Gesundheit. Der Banane und die meisten tropischen Früchte gedeihen hier, und während der Regenzeit ist die Vegetation außerordentlich schnell und üppig.

(Schluß folgt.)

Versunkenes Schiff im Hafen von Calais. Die Arbeiten, die man gegenwärtig in diesem Hafen vornimmt, haben einen Theil des Rumpfes von einem Schiffe sichtbar gemacht, das etwa vor dreihundert Jahren hier versunken seyn muß. Man vermuthet, es sey eines der Schiffe, die im Jahre 1558 bei der Belagerung der Stadt durch den Herzog von Guise in Grund gebohrt wurden. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 99.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Finanzen.

In Schweden macht der Stand der Landbauer gegen sechs Siebentheile der Bevölkerung aus, und es ist also natürlich, daß der Landbau die Hauptlast der Staatsbedürfnisse trage; indeß ist es allgemein anerkannt, daß der Landmann in Schweden überbürdet ist, und an manchen Orten bei dem ohnehin oft undankbaren Boden unter der Last erliegt. Von 18½ Millionen Reichsthaler Banko macht der Ertrag des Ackerbaues 12½ Mill., der der Städte nicht ganz zwei, der Zoll nicht völlig 3 Mill. aus. Dieß gibt zusammen etwa 17 Millionen, woraus sich schon von selbst ergibt, daß der Beitrag des Ackerbaues vor allen andern in Anschlag und Berechnung kommen muß, und daß wenn von den schwedischen Finanzen die Rede ist und von darauf bezüglichen Verhandlungen des schwedischen Reichstags, die Frage, abgesehen von dem Zollsystem, sich immer nur um die Steuern des Landmanns dreht. Nirgends läßt sich der Uebergang aus der alten germanischen Verfassung in die neuern Verhältnisse so einfach verfolgen, wie in Schweden, denn in England haben Zoll und Accise alle andern Einnahmequellen überflügelt, und in Deutschland hat die Bedeutung der Städte und der darin entstandenen Verwaltungsformen das Uebergewicht über den frühern Grundzins und die Naturalienwirthschaft erhalten. In Schweden aber ist diese letztere noch vorherrschend, und darum dreht sich bei dem gänzlichen Ueberwiegen des Landlebens und Ackerbaues die financielle Frage immer um Grundzins und Naturalienabgaben, und man ist in ein Chaos hineingerathen, aus dem man sich trotz mannichfacher Bemühungen seit 30 Jahren noch nicht herauswinden konnte.

Vor Gustav Wasa in den Zeiten der dänischen Herrschaft scheint ein sehr unregelmäßiges Erpressungssystem geherrscht zu haben, das namentlich auf dem Adel lastete. Unter Gustav Wasa kam mit der Aufhebung der alten katholischen Priesterschaft der größere Theil des Zehnten an die Krone, wird noch jetzt erhoben, und bildet ein ziemlich bedeutendes Item, nämlich etwa eine Million Thaler. In den Jahren 1617 und 1621 wurden Kriegscontributionen bewilligt, und allmählich in stehende Abgaben verwandelt, theils mißbräuchlich, theils durch formellen Reichstagsbeschluß, wie im Jahre 1652. Dazu gehört nun namentlich die viel besprochene Hemmantalsräntа, d. h. Abgabe von jeder Hufe Landes. Hier liegt aber eben der Hauptknoten. Diese Hemmans oder Hufen sind höchst ungleich: die einen sind mannichfach, die andern wenig oder gar nicht getheilt, ja manche sind, eben so wie die Kronzehnten, zu besondern Ausgaben im Militär, in der Civiladministration oder im Schulwesen bestimmt, und werden zu dem Ende besonders verwaltet. Viele Hemmans sind höchst schwach, ja fast gar nicht besteuert, weil sie ehemals einen Reiter ins Feld stellten, was natürlich abgekommen ist; die frühere Bestimmung, daß der Besitz eines Guts durch einen Adeligen das Gut eo ipso steuerfrei mache, was später immer wieder in größerem oder geringerem Grade aufgehoben wurde, — alles dieß hat in diese Abgabenverhältnisse eine so unsägliche Mannichfaltigkeit und Verwirrung gebracht, daß, wie wir schon früher anführten, Graf Björnstierna im Jahre 1829 ein allgemeines Ausgleichungssystem, und Freiherr v. Nordin auf diesem Reichstag eine gänzliche Aufhebung beantragte.

Das Schlimmste aber ist, daß man noch tief in der Naturalwirthschaft steckt, und daß die Regierung seit 30 Jahren sich nicht entschließen konnte, ernstlich Hand ans Werk zu legen, diesen Augiasstall aufzuräumen. Wesentlichen Antheil hatte hieran freilich das überzahlreiche Beamtenpersonal, das in einer Vereinfachung des Geschäftsganges zugleich seine und seiner Söhne Versorgung verkürzt zu sehen fürchtete. Schon auf dem Reichstage von 1809 verlangten die Stände, „daß die Regierung von allen Landshöfdingen (Districtsvorstehern) Nachrichten mit den nöthigen Erläuterungen über die Regulirung des Steuerwesens und die Veränderung der Grundsteuer einfordern solle, damit der nächste Reichstag darüber beschließen könne.“ Aber weder auf dem Reichstag von 1815, noch auf dem von 1817/18 erhielten die Stände die mindeste Auskunft, und erst im Jahr 1823, als der Staatsausschuß die Frage stellte, wie denn die Sache stehe, legte man den Ständen einen entsetzlichen Ballast von Acten und Angaben sämmtlicher Steuereinnehmer des Reichs vor, ohne auch nur den mindesten Vorschlag zu wirklicher Erreichung des Zwecks, nämlich der Vereinfachung der

Digitized by Google

Hemmansrenten beizufügen. Die Stände begehrten deßhalb unter dem 7 Nov. 1823, „daß die Regierung einen Vorschlag zur in Frage stehenden Vereinfachung und Reduction der Hemmansrenten ausarbeiten lasse.“ Der König erklärte, das Kammercollegium sey damit beauftragt, nun aber handelte es sich um die Feststellung der Preise, zu welchen die Naturalabgaben in Geld abgeführt werden sollten, und so mußte die Sache abermals und zwar auf den Reichstag von 1834 verschoben werden. Auf diesem ward den Ständen vorgeschlagen, den Preis für die nächstfolgenden fünf Jahre selbst zu bestimmen, einen Mittelpreis von 10 Jahren zu Grunde zu legen, alle auf Renten und Kronzehnten fundirte Ausgaben für Gegenstände der Militär- und Civilverwaltung, so wie des Schulwesens durch entsprechende Geldanweisungen aus den Staatscassen zu bestreiten, und die Renten und Zehnten für den Staat einzuziehen, endlich noch die Bedingungen zu bestimmen, unter denen die vorgeschlagene Marktpreisberechnung überhaupt als Grundlage der Ausgleichung zwischen Pächter und Pachtgeber dienen könne. Die Stände erwiederten, daß es weder angemessen, noch gesetzlich sey, daß sie selbst die Bestimmung des Marktpreises übernahmen, im Princip war aber durchaus keine Abweichung mehr zwischen Regierung und Ständen, und dennoch ist bis jetzt noch nichts geschehen, um die Sache zu einem gedeihlichen Schluß zu führen.

Man erkennt leicht die Wichtigkeit dieser Frage, da sie nicht nur die Finanzen des Staats umfaßt, sondern auch in die Privatverhältnisse eines großen Theils des Volks wesentlich eingreift. Alle andern financiellen Fragen sind von untergeordneter oder fremdartiger Bedeutung: das Kopfgeld nebst den sogenannten Lagmans- und Häradshöfdingerenten *) drücken schwer und ungerecht auf den Armen, und darum sind auch auf diesem Reichstag, wie früher, Anträge zu ihrer Abschaffung gemacht worden; die Zolleinnahme erweckt einen lebhaften Streit, weil es sich dabei um die Beibehaltung oder Abschaffung des Prohibitivsystems handelt, aber die Frage über die Hemmansrente und die Kronzehnten umfaßt das Lebensprincip des Staats und des Volks. Zwei Ursachen sind es, die hauptsächlich ihre Lösung erschweren und bis jetzt gehindert haben: erstens der schon oben bemerkte Widerwille der Beamtenwelt gegen eine solche Vereinfachung, die mit einem Mal vielleicht ein Drittheil des Beamtenstandes überflüssig macht, und zweitens die Abneigung des Priesterstandes, der sich in seinen Einkünften beschränkt zu sehen fürchtet, wenn man Licht in das Dunkel seiner Einkünfte bringt. Es ist ihnen gelungen, die Regulirung dieser Angelegenheit zu verschieben bis auf den dießmaligen Reichstag, wo neben diesen wichtigen Fragen die nicht minder folgenreiche einer gänzlichen Aenderung der Verfassung zur Sprache kommt, da man ohne eine solche die andern Zwecke gar nicht mehr erreichen zu können hofft. Deßhalb sieht man dem Gange des Reichstags mit solcher Spannung zu, denn er muß jedenfalls auf lange Zeit hinaus über Schwedens Zukunft entscheiden.

*) Abgaben zur Bestreitung der Gerichts- und Verwaltungskosten in jedem Län

Petersburgische Skizzen.

Das Fest in Peterhof.

(Fortsetzung.)

Eine mir befreundete liebenswürdige Familie hatte das Fest ebenfalls besuchen, und der Damen wegen, die nicht für die Wasserfahrt zu gewinnen gewesen, den Weg mit eigener Equipage zu Lande nehmen wollen. Tausende solcher Familien oder besprochener Gesellschaften suchen nun Unterkommen im Orte Peterhof, theils der Pferde und Wagen halber, theils aber um den Damen wo möglich während der Nacht einige Ruhestunden zu verschaffen.

Bei so schönem Wetter als das Fest heute begünstigte, war der Zudrang außerordentlich. Alle die hölzernen Gebäude, Gebäudchen und Gehöfte zum Erquickchen vollgepfropft. Bekannte, denen wir begegneten, hatten unglaublich viel Geld, theils bezahlt, theils geboten, um unterzukommen.

Nachdem wir den zwar kleinen, aber weitläufig gebauten Ort gänzlich durchstöbert, überall nachgefragt und die gesuchte Familie nirgends gefunden hatten, blieb nichts übrig, als noch einen sehr großen Platz im freien Felde zu inspiciren, auf welchem noch zahllose Equipagen und Fuhrwerke aller Art zu bivouakiren genöthigt waren, weil im Orte kein Unterkommen mehr zu finden gewesen.

Eine Anzahl Gendarmen zu Pferde, von einem Officier angeführt, erhielten mit großer Mühe und Noth unter der immer zuströmenden Menge von Pferden, Wagen und Menschen die nöthige Ordnung. Mit wahrhaft heroischer Geduld schrien der Officier und seine Leute sich heiser, um Schaden oder Unglück vorzubeugen. Meine Aufmerksamkeit nahmen besonders zwei elegante Vierspänner in Anspruch, deren Kutscher und Vorreiter durchaus den Anordnungen der Gendarmerie nicht Folge leisten wollten, sich auf die Befehle ihrer vornehmen Herrschaften berufend, bis endlich doch die Himmelsgeduld der Gendarmerie siegte, die den kaiserlichen Befehl im Hinterhalte hatten.

Als ich meinem Begleiter die Worte der Streitenden übersetzte, schlug er die Hände fast über dem Kopfe zusammen und schrie Mirakel! Und gewiß, wer mit Knuten-Ideen hieher kam, dem mußte solch mildes Verfahren der Gendarmerie in Staunen setzen. Nur wer die vortrefflichen Grundsätze kennen zu lernen Gelegenheit hat, welche der Leitung dieses Corps zu Grunde liegen, begreift dieß Verfahren und entschuldigt gewiß gern, wenn hie und da irgend der Mißbrauch eines Einzelnen ruchtbar werden sollte. Könnte man doch gleich Gutes von der öffentlichen Polizeibehörde sagen! Beide Anstalten sind daher ja nicht mit einander zu verwechseln.

Wir befragten eine Menge Kutscher und Bedienten, dabei manch schönen stattlich bebarteten Nationalkopf bewundernd, bis wir endlich doch unser Ziel erreichten und die gesuchte Familie noch bei ihrer Equipage fanden. Gemeinschaftlich beschlossen wir nun den ganzen Park zu durchwandern und hatten kaum die Nähe des Schlosses erreicht, als ein stattlicher Officier in der Uniform der Leibgarde daher gesprengt kam und unter den Fen-

Digitized by Google

ſtern einer nahen Datſche *) ſtill hielt, dort einige Damen begrüßend; näher kommend, erkannten wir unter dem blitzenden Helm das heitere Antlitz des Kaiſers, der auch im Vorbeireiten unſere Grüße recht freundlich aufnahm und auf militäriſche Weiſe erwiederte.

Bei der Façade des Schloſſes angelangt, feſſelte uns eine andere Scene. Der Großfürſt Michael, Bruder des Kaiſers, ſtand mit einigen ſeiner Adjutanten auf der kleinen Treppe vor der Thüre des linken Schloßflügels, und hielt einem Dragonermajor die ſtärkſte Strafpredigt, welche nur je einem Officier dieſes Ranges gehalten werden konnte. In einiger Entfernung ließen ſich nur abgeriſſene Worte vernehmen, obſchon die ganze Rede faſt geſchrien wurde; daher konnte ich die Urſache dieſer Friſur (ſo nennen ſcherzweiſe die Officiere unter ſich dergleichen nicht ſeltene Strafreden) nicht ergründen. Meinem Doctor, der mir nicht von der Seite wich, mußte ich einzelne verſtehbare Kraftausdrücke überſetzen und er zog mich weidlich damit auf, daß ich ihm früher das humane Benehmen in Rußland, bei Gelegenheit der Gendarmen und der Kutſcher, hoch angeprieſen. Ich konnte nur entgegnen, was mir die glaubwürdigſten Perſonen vom Charakter des Großfürſten Michael verſichert hatten, nämlich, daß er der gütigſte, großmüthigſte und wohlthätigſte Menſch ſey, deſſen Finanzen immer ſchlecht beſtellt wären, weil er zu oft Nothleidende, namentlich Militärs, wahrhaft kaiſerlich beſchenkte. Sein rauhes Benehmen im Dienſte ſey nur angenommen, weil man glaube, es gehe nicht anders, oder — aus andern Gründen tieferer Art: auch gäbe er niemals Vorwürfe ohne Urſache. Dienſtverſehen werden allerdings ſtark und heftig gerügt, allein ohne dieſe Strenge ſey an keine Ordnung zu denken.

Ohne das Ende der großfürſtlichen Strafrede abzuwarten, denn da Niemand ſtehen blieb, ſondern Alle ſcheu vorüber gingen, verfolgten auch wir unſere Promenade durch die verſchiedenen Partien des ſchönen Parks, uns namentlich mancher hübſchen Ausſicht auf die See erfreuend. Auf einigen freien Grasplätzen des Parks hatten ſich Landleute gruppirt und ſangen abwechſelnd ihre Mollieder, doch ſchien mir das rechte Leben zu fehlen; vielleicht aber war auch der ſchroffe Gegenſatz zur nahen, rauſchenden Regimentsmuſik Urſache, daß ich die ſonſt bemerkte Lebhaftigkeit in Nationalgeſängen vermißte.

(Schluß folgt.)

*) Datſcha heißt in ruſſiſcher Sprache „Gabe.“ Die frühern Monarchen, bemüht die Umgegend Petersburgs zu cultiviren und zu verſchönern, verſchenkten an Reiche oder Günſtlinge ganze Flecken Landes mit der Bedingung, daß darauf ein Gebäude, oder nach Belieben mehrere gebaut werden mußten. So entſtanden die vielen Landhäuſer nebſt den oft ſchönen Anlagen, und man gab ihnen den Namen Datſchi, „Gaben.“ Die in Petersburg lebenden Deutſchen gaben wie vielen andern ruſſiſchen Worten, auch dieſem eine deutſche Endung, und es bürgerte ſich daſſelbe ſo ein, daß Niemand das deutſche Landhaus gebraucht.

Auswanderung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde.

Die Entwicklung der Menſchheit ſchreitet unaufhaltſam fort, und raſch ſtrömen die Elemente europäiſcher Sittigung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde. Im Angeſichte Aſiens entfalten ſich jetzt die Banner der Nachkommen längſt entfremdeter Landeskinder, und der Völkerkreis, welcher den Erdball umgürten ſoll, wird geſchloſſen. Nicht von Italien, auch nicht von Frankreich, noch weniger von den nordöſtlichen Ländern Europens verbreiten ſich die Völkerzüge über die abendländiſche Welt; der engliſch-deutſche Stamm, kräftig und thätig, mit außerordentlicher Fruchtbarkeit begabt und allen Schwierigkeiten trotzend, vermehrt ſich wie Sand am Meere. Zwanzig Millionen Menſchen haben in den letzten 70 Jahren aus engliſch-deutſchem Blute auf fremdem Boden ſich entwickelt, der großen Vermehrung der Mutterländer nicht zu gedenken.

Fünf Himmelsſtriche ſind es jetzt, wohin ſich die Völkerſtröme richten: Canada und die Vereinigten Staaten, Auſtralien mit Tasmania und Neuſeeland. Die Auswanderung aus Großbritannien nach Canada von 1831 bis 1859 hat ſich alſo geſtellt:

1831	49,783	Seelen
1832	51,185	—
1833	21,725	—
1834	50,935	—
1835	12,527	—
1836	27,728	—
1837	21,901	—
1838	5,266	—
1839	15,000	—
	254,050	Seelen

Nach den Vereinigten Staaten betrug die Auswanderung von 1831 bis 1837 durchſchnittlich 30,000 Seelen; im Jahre 1838 nur 14,322, und 1839 etwa 25,000. Der ganze Strom aus Großbritannien nach den Vereinigten Staaten innerhalb 9 Jahren kann auf 250,000 Seelen berechnet werden. — Nach Auſtralien und Tasmania ſind von 1831 bis 1837 im Durchſchnitte 5500 gewandert. Im Jahre 1838 wird die Auswanderung auf 14,201, 1839 ungefähr eben ſo hoch angegeben. Daraus ergibt ſich eine Strömung von 52,000, und mit Inbegriff der Verbrecher von 84,000 Seelen nach der auſtraliſchen Erde. — Nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zeigen ſich nur wenig Auswanderer; im Ganzen etwa 300 jährlich. Im Ueberſchlage genommen, kann man die Volksſtrömung aus Großbritannien in den letzten 9 Jahren auf 570,000 Seelen berechnen.

Aus Deutſchland ſind in den Jahren 1836 bis 1838 6002 Auswanderer über Hamburg verſchifft worden. Mit Ausnahme von 595 nach Auſtralien, 55 nach Montevideo und 71 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, war der übrige Theil nach den Vereinigten Staaten beſtimmt. Ueber Bremen war die Zahl viel bedeutender. Dort ſind in den beiden Jahren 1837 und 1838 25,554 nach den Vereinigten Staaten verſchifft worden. Rechnet man dazu, was ſeinen Weg über Holland und Havre findet, ſo werden 18 bis 20,000 der Wahrheit ſo ziemlich nahe kommen. Der Strom deutſcher Auswanderer dürfte ſich alſo in den letzten 9 Jahren auf 150,000 berechnen laſſen. Daraus ergibt ſich eine jährliche Wanderung von 80,000 Seelen aus Großbritannien und Deutſchland nach den bezeichneten Ländern.

Das britiſche Nordamerika, mit Ausſchluß der weſtlichen Gebiete, umfaßt etwa 16,000 □ Meilen mit 280 Millionen Acker Land, den Acker zu 45,360 rheinländiſchen Geviertfuß berechnet. Die Bevölkerung kann jetzt auf 1,500,000 Seelen angenommen werden.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika kann man auf 100.000 □ Meilen annehmen, wovon 40,000 östlich vom Miſſiſippi liegen. Sie enthalten etwa 1800 Millionen Acker Land mit 18.000,000 Einwohnern.

Auſtralien und Tasmania werden auf 140,000 □ Meilen berechnet, und zählen jetzt 226.000 Seelen mit 320 Millionen Acker Land. Die geographiſche Eintheilung dieſes Landes iſt auf folgende Weiſe gemacht worden:

1. Neuſüdwales, oder die Oſtküſte, von 28° bis 38° S. B. und 112° bis 148° O. L. v. Gr., mit 85.000 Einwohnern.

2. Tasmania, von 41° bis 45° S. B. und 141° bis 148° O. L., mit 45,000 Einwohnern.

3. Schwanenfluß (Swan-River), oder das weſtliche Gebiet, von 31° bis 35° S. B. und 115° bis 129° O. L., mit 53.500 Einwohnern.

4. Südauſtralien, von 24° bis 34° S. B. und 132° bis 141° O. L., mit 105.000 Einwohnern.

Neuſeeland umfaßt etwa 5000 □ Meilen, mag ungefähr 5000 Europäer zählen und wird auf 70 Millionen Acker Land berechnet.

Vergleicht man Größe und Bevölkerung dieſer Länder miteinander, ſo kommen:

auf das brittiſche Nordamerika	94	Menſchen	auf die	□ Meile.
— die Vereinigten Staaten	180	—	—	—
— Auſtralien und Tasmania	2	—	—	—
— Neuſeeland	1	—	—	—

Da die Fortdauer der Auswanderung für mehrere Länder unter den jetzigen Verhältniſſen zur Nothwendigkeit geworden, ſo entſteht die Frage, welches von den genannten Ländern den Vorzug verdient? Canada, Neuſchottland und Neufundland ſind ihrer Lage wegen wichtig, ihre Erzeugniſſe kommen mit den europäiſchen überein; allein der Winter iſt entſetzlich ſtreng, und dauert vom November bis in April. Die nördliche Hälfte der Vereinigten Staaten iſt faſt in demſelben Fall; die ſüdliche außerordentlich heiß, und der Sklaverei wegen nicht für den Anſiedler geeignet. Was für den europäiſchen Einwanderer am tauglichſten iſt, liegt in der Ausdehnung von Pennſylvanien und New-York gegen den Miſſiſippi hin; allein dort ſind die Vortheile früherer Niederlaſſungen nicht mehr zu finden, ausgenommen man zieht ſich weit gegen Abend zurück. Ueber Nordamerika überhaupt iſt in Beziehung auf Auswanderung ſo viel geſchrieben worden, daß man nichts Neues darüber ſagen kann. Raum iſt noch genug vorhanden, und Auskommen für den geſchickten und fleißigen Arbeiter immer zu finden.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Charters Reiſe in Mexico.

(Schluß.)

Indem wir unſere Reiſe nach Weſten fortſetzten, gingen wir bei einer Furt, etwa eine Meile unterhalb der Stadt, über den Fluß, und fingen bald an, die hohe Gebirgskette zu erſteigen, die dieſe Seite des Thales ſchließt. Für einen kleinen Raum iſt die Erhebung nicht bedeutend, doch ſie wird es bald, und wenn man dem Gipfel näher kommt, iſt der Berg ſo außerordentlich ſteil, daß es viel Mühe und Anſtrengung koſtet, ihn zu erſteigen. Der Steig iſt ein Weg von 4 Stunden zu Pferde, während welcher Zeit eine Höhe von 8000 Fuß erſtiegen wird, das Thermometer ſank auf — 4° (16° F.). So wie der Gipfel erſtiegen iſt, fängt der Wald an, der die weſtlichen Abhänge dieſer Gebirgskette bedeckt, von großer Ausdehnung iſt und ſehr gutes Bauholz enthält, beſonders Eichen und Fichten verſchiedener Art und bedeutender Größe, und der zum Gebrauche der Bergwerke im Thale viel Holz liefert. Doch macht es viel Mühe und Koſten, es zu den Fichaderas zu bringen, wo das Bauholz vom Berge ins Thal hinabgelaſſen wird. Solcher Fichaderas gibt es zwei, die erſte ungefähr von 1000 Fuß, in einem Abhange von 45° oder etwas mehr, die zweite 600 Fuß, und die großen, ſchweren Stämme kommen donnernd mit ungeheurer Schnelligkeit herab. Der Wald, welcher dieſe Holzflöhen hat, beſteht nur aus hohem Bauholz, und iſt ganz frei von Buſchwerk. Rehe und wilde Truthühner waren in Menge da, als die Engländer zuerſt dahin kamen, doch werden ſie in der Nähe der Holzſchläge ſehr ſelten. Wölfe ſind zahlreich und gefährlich, auch Bären ſind geſehen worden, doch nur ſelten. Der höchſte Punkt dieſer Kette, auf dem ich das Barometer aufſtellte, iſt der Berg El Chivo, 8900 Fuß hoch. Die Niederlaſſung für das Holzfällen iſt an einer Barberia genannten Stelle, die, 8150 Fuß hoch, ungefähr 2 Meilen weit von dem Anfange des Abhanges nach Bolaños zu liegt. Nachdem wir hier die Nacht zugebracht, ſetzten wir unſern Weg weiter fort, der über einen ſehr rauhen Boden durch den Wald in das Thal Camotlan hinabführt, ein anderes mit Bolaños parallel laufendes Thal, deſſen Charakter jedoch ganz verſchieden iſt, denn es iſt eine ziemlich große von einem Fluſſe bewäſſerte Ebene, die bebaut wird und viel Mais hervorbringt. Hier findet man nichts von den wilden Scenen von Bolaños, die Gegend iſt aber angenehm und luftig; ihre Höhe iſt 5868 Fuß, liegt alſo faſt 800 Fuß höher als die andern. Die Gebirgskette, die ſie im Weſten ſchließt, iſt von größern Dimenſionen, als irgend eine, die ich bis jetzt erwähnt. Ich habe gehört, ſie erſtrecke ſich vom Rio Grande bis Durango, eine Entfernung von 150 Meilen, und viele ſehr hohe Spitzen kann man von dem Gipfel der Bolaños-Gebirge entdecken, und die Kette dehnt ſich nach Norden aus, ſo weit das Auge reicht. Auch ſagte man mir, daß Leute von Camotlan nach Durango längs dieſem Thale hingereiſt wären. Wie weit das Gebirge ſich über Durango hinausſtreckt, habe ich nie erfahren können. Es wird von den Guichole-Indianern, einer harmloſen, friedlichen Race, bewohnt, die in den Höhlen und geſchützten Orten des Gebirges wohnt, Mais baut und wenig oder keine Verbindung mit den benachbarten Creolen unterhält. Sie ſind mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und im Gebrauche derſelben ſehr geſchickt. Sie ſind Chriſten, und werden zweimal im Jahre vom Pfarrer in Bolaños beſucht.

Der Bericht war von einer Karte begleitet von San Blas am ſtillen Meere bis Tampico am atlantiſchen, von Hrn. Burkart, dem verſtorbenen Berginſpector (Chief Miner) in den Bergwerken von Bolaños, geologiſch colorirt, alle Höhen waren nach zwei guten Barometern von Newman gemeſſen. — Auch eine Aztek-Karte, 7 Yards lang, Copie der im Muſeum von Mexico aufbewahrten, wurde vorgelegt, und bemerkt, ſie zeige in Hieroglyphen den Weg der Azteken von der Behringsſtraße, an der nordweſtlichen Spitze Amerika's, nach der Hauptſtadt Anahuac oder Mexico.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 100.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 April 1840.

Die Esthen.

(Eine ethnographische Skizze von J. G. Kohl.)

1. Stammverwandtschaft.

Von den verschiedenen großen Völkerfamilien, welche Europa bewohnen, hat keine von jeher eine unbedeutendere Rolle in der Weltgeschichte gespielt, als die Finnische. Mit alleiniger Ausnahme der Magyaren ist kein einziges gebildetes und welthistorisch bedeutendes Volk aus ihrem Schooße hervorgegangen. Nie bestand unter den vielen unzähligen kleinen Stämmen dieser Familie eine bedeutende politische Verbindung. Und seit uralten Zeiten verharrten sie bis auf unsere Tage herab, die unwirthlichen Regionen des Nordens bewohnend, in derselben mira feritas, über die schon Tacitus bei ihnen erstaunte. Die Jugren, Karelen, die Ostjaken, Permjaken, die Mordwinen, Tscheremissen, die Wogulen und Lappen sind lauter Namen, die uns von jeher nur als die Benennungen barbarischer Nationen genannt wurden. Freilich genoßen auch diese Nationen einst eine politische Unabhängigkeit, und die alten Sagen der Normannen, die von einem reichen finnischen Lande, das sie Biarmia nennen, erzählen, scheinen darauf hinzuweisen, daß zu einer gewissen Art von Blüthe es auch selbst bei ihnen kam. Doch sind die Berichte über diese Blüthe so undeutlich, und die Spuren, welche dieselbe hinterließ, so schwer erkennbar, daß sie wohl nur der Blüthe der Kryptogamen-Pflanzen vergleichbar seyn möchte, die auch eine mehr erregte, thätigere, samentreibende Lebensperiode haben, ohne es doch je wie die Phanerogamen zu einer schön gestalteten Blume und Frucht zu bringen.

Der ganze weite Raum der nördlichen Hälfte des europäischen Rußlands zwischen der Ostsee und dem Gebiete des Obflusses, zwischen der obern Wolga und dem Eismeere war mit finnischen Volksstämmen gefüllt. Auch ließen die Völkerwanderungen und alle Europa später erschütternden Stürme sie in diesen ihnen ursprünglich eigenen Sitzen. Seit einigen Jahrhunderten aber arbeitet in Krieg und Frieden die merkwürdig üppig treibende Schlingpflanze der russischen Nation an der völligen Umrankung und Vernichtung dieser finnischen Völkerfamilie. Alle russischen Städte im Norden von Moskau sind Colonien auf nichtslavischem, finnischem Boden, die seit der Gründung Nowgorods bis auf unsere Tage herab sich immer mehr und mehr verbreitet und vergrößert haben.

Es gibt jetzt kein finnisches Volk mehr, das nicht dem russischen Scepter unterworfen sey. Die meisten bekehrten die Russen zu ihrer griechischen Religion. Viele, die Jugren, Karelen, exstirpirten sie fast völlig. Mit andern, den Mordwinen, Tscheremissen ꝛc. vermischten sie sich der Art, daß der finnische Typus fast unkenntlich wurde. Und noch jetzt geht diese Verwischung und diese allmähliche, friedliche Ausrottung so rasch vor, daß die finnische Familie fortwährend in reißender Abnahme ihrer Ausdehnung begriffen ist, und daß sich ihr völliges Verschwinden schon als gewiß nach einigen Jahrhunderten eintretend voraussagen läßt.

Die meisten finnischen Stämme fielen den Russen unmittelbar als Leibeigene oder Unterthanen anheim. Nur zwei, welche schon vorher von Germanen unterjocht worden waren, überkamen sie zu Unterthanen als Angehörige der Deutschen. Die eigentlichen Finnen in Finnland nämlich, welche schon an die Schweden ihre Unabhängigkeit verloren hatten, und dann die Esthen, die, unter deutscher Herrschaft stehend, an Rußland fielen. Nur diese beiden Stämme sind uns in ihren Sitten und Wesen, Dank den Bemühungen der Deutschen und Schweden, näher bekannt, während bei den den Russen unmittelbar zugefallenen Stämmen der Tscheremissen, Mordwinen u. s. w. die Eigenthümlichkeiten nur zerstört wurden, ohne studirt und verzeichnet zu werden.

Als einen Beitrag zur Kunde der zu unseren Zeiten vom Erdboden verschwindenden finnischen Völkerstämme bringen wir hier, was wir bei einem längeren Aufenthalte im Lande der Esthen von ihnen hörten oder selber bemerkten. Vieles davon paßt auf alle ihre finnischen Brüder, und hat daher ein noch umfassenderes Interesse, während manches allerdings nur dem kleinen Stamme der Esthen allein angehören mag.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Petersburgiſche Skizzen.

Das Feſt in Peterhof.

(Schluß.)

Sonderbar erſchien es, daß man an den meiſten Stellen des Parks nicht die Sandwege verlaſſen durfte, und den grünen Raſen zu betreten von Polizeiofficianten unterſagt wurde, während doch auf andern Plätzen, wie erwähnt, Landleute ſich gelagert hatten und anderwärts unter den Bäumen Zelte und Bretterbuden aufgeſchlagen waren. Ein eigenes Gemiſch von Freiheit und Zwang zeigte ſich mir auch an dieſem Tage. Es kam mir vor, als wollte man dem Publicum nur bis auf einen gewiſſen Punkt trauen, daher man ihm auch bei vieler anſcheinender Freiheit doch den Zügel gelegentlich merken zu laſſen für gut befinde, oder, als ob man überhaupt nur einen gewiſſen äußern Schein zu erhalten beſtrebt wäre.

So waren auch Niemanden die Durchgänge durch das Schloß verwehrt nach dem oberen Theil des Parks, wo die großen Baſſins befindlich ſind, welche unten die Waſſerkünſte ſpeiſen. Hier rauſchte fortwährend die ſchönſte Regimentsmuſik, und viel Publicum umſtand die Schloßwache, theils um zu hören, theils um zu ſehen, und wohl meiſtens um geſehen zu werden. Für die Damenwelt war es zunächſt die ſtattliche Geſtalt des Kaiſers, ſodann die hübſchen Gardeofficiere, welche hier oft erſchienen und magnetiſche Kraft ausübten.

Mit den Kräften unſerer Beine neigte ſich die Sonne zum Untergange, welch ſchönes Schauſpiel wir von der Schloßterraſſe genoſſen. Gelegentlich ſahen wir auch hier nach und nach die ganze kaiſerliche Familie, welche auf den Balconen erſchien, oder auch ausgefahren wurde und ausritt, ſich dem Volke zu zeigen. Der Kaiſer ſelbſt erſchien an dieſem Tage in mehreren Uniformen. Dieß iſt auch bei andern Gelegenheiten der Fall, und entweder ſchreibt es die Etiquette alſo vor, oder Se. Majeſtät finden Gefallen daran. Das letztere ſcheint mir das Wahrſcheinlichere, und man kann ſich nur darüber freuen, da jeder neue Anzug ihn wohl kleidet.

Die militäriſche Bedeckung, welche den Umritten oder Umfahrten der kaiſerlichen Familie folgte, beſtand aus verſchiedenen Cavalleriegattungen, und es nahmen ſich darunter hauptſächlich die behelmten Leibgardiſten, ſo wie die ſtahlbepanzerten Kaukaſier maleriſch aus, ſehr an die mittelalterlichen Zeiten erinnernd.

Von der Terraſſe aus gab auch die unten ſpazierende Volksmenge einen intereſſanten Anblick durch das Gemiſch der Trachten und des Putzes; doch dieß iſt in Petersburg eine tägliche Erſcheinung, ſo daß der Sinn dafür ſich bald abſtumpft. Mein Doctor gerieth außer ſich, ſo viele häßliche und ſo äußerſt wenig hübſche Frauengeſichter zu ſehen; vergebens ſuchte ich ihn damit zu tröſten, daß ich auf die überwiegende Menge ſchöner Männergeſtalten und Männergeſichter hinwies.

Gleich nach Sonnenuntergang begann man die Hunderttauſende der zur Illumination aufgehängten Lampen anzuzünden. Um uns den Totaleindruck nicht ſtören zu laſſen, beſchloſſen wir, unſern müden Beinen einige Ruhe, unſern Mägen einige Erfriſchungen in den Zelten zu ſuchen. Dieß war indeſſen keine leichte Aufgabe, denn es hatten ſchon viele dasſelbe Bedürfniß gefühlt, und es koſtete namentlich Mühe, unſern Damen Sitzplätze zu verſchaffen.

Es verſteht ſich, daß wir für viel Geld und noch mehr gute Worte wenig ſchlecht Zubereitetes empfingen; dafür aber entſchädigte uns in hohem Grade die unterdeſſen völlig angezündete großartige Illumination. Die Gänge und Partien des weitläufigen Parks glänzten in den mannichfaltigſten Figuren, Namenszügen u. dgl., wobei die umherwogende Menſchenmenge ſonnenhell beleuchtet wurde. Außer Rom in ältern und neuern Zeiten bot ſich wohl nirgends ein ähnliches Schauſpiel dar; wenigſtens ich glaubte mich in dieſer Nacht mehrmals in die Zeit der Cäſarn und Imperatoren verſetzt. Die ſternenhelle milde Sommernacht machte die Illuſion noch größer, das Klima war an dieſem Tage wirklich italieniſch.

Nachdem wir mehrmals dem großen Zuge des Hofes in Begleitung des diplomatiſchen Corps in den Gränzen des Gartens begegnet waren, durch welche ſich derſelbe, die offenen Wagen ſchön beſpannt, langſam bewegte, und nachdem wir uns ſatt geſehen und müde gelaufen hatten, begehrten die Damen nach Ruhe. Es wurde daher beſchloſſen, dieſe zur Equipage zu begleiten, in welcher ſie etwas zu ſchlafen wünſchten, und wir Männer gedachten nachher noch die Maskerade im Schloſſe zu beſuchen, da jedem anſtändig Bekleideten der Zutritt geſtattet war, ſelbſt auch ohne Domino, den man ſich in der Garderobe gegen Bezahlung leihen konnte.

Es hielt ziemlich ſchwer, bis wir unſere Damen in den verſchloſſenen Wagen unterbrachten, denn auf dem Wagenplatze herrſchte großes Gedränge von Perſonen, die ebenfalls ihre Fuhrwerke ſuchten, ſo wie von Abfahrenden und noch immer Ankommenden; auch zeigten ſich Betrunkene.

Unſern Damen einen Beſchützer im Hausherrn zurücklaſſend, eilten wir Jüngern der Maskerade zu, wurden eingelaſſen, derb gedrückt, mußten viel ſchwitzen, ſahen das Kaiſerpaar tanzen et voilà tout, wie dieß denn bei dergleichen Gelegenheiten zu ſeyn pflegt, wo man vor Gedränge nicht recht zur Beſinnung kommen kann. Mir blieb die Zunge trocken am Gaumen, bis wir dem Gewirr uns entwunden und abermals Unterkommen in einem der Zelte geſucht und gefunden hatten. Hier that eine Taſſe Karawanen-Thee Zeichen und Wunder an den ſehr in Verfall gerathenen Geiſtes- und Körperkräften.

Allmählich wurde es ſpät, oder eigentlich geſagt, der Tag fing an zu grauen. Im Parke verlief ſich die Menge, einzelne Lampen der Illumination erloſchen und ſelbſt in den Zelten wurde es dünner.

Das Café de Paris, welches ſogenannte Zelt gnädigſt uns aufgenommen und reſtaurirt hatte, war mit den Hundert Rubeln, die ich und der Doctor zum Feſte beſtimmten, ziemlich fertig geworden; dafür hatten wir zu Abend geſpeiſt, jeder eine Flaſche St. Julien getrunken, ſpäter auch noch Kaffee und Thee zu uns genommen. Wir waren alſo billig weggekommen.

Mit dem Troſte, unſer Geld an den Mann gebracht zu haben, durchſtrichen wir in der erfriſchenden Morgenluft die faſt verödeten Gänge, in denen ſich meiſtens nur noch Be-

Digitized by Google

trunkene umher trieben, und zwar faſt immer paarweiſe, einander liebevoll unterſtützen wollend und gewiß Jeder in der Meinung ſtehend, Er ſey der Nüchterne!

Wie verſchieden der Ruſſe von den in dieſem Zuſtande lärmenden, tobenden Deutſchen iſt, fiel deutlich in die Augen. Wir hörten faſt nur Schmeichelworte, und das dritte war gewiß: liubimoi brat! (geliebter Bruder), dabei wurde unzählig oft geküßt und umarmt.

In den gewöhnlichen, öffentlichen Trinkhäuſern, piténoi dom im Ruſſiſchen, wo die Branntweinpächter der Krone den Göttertrank, wodka (Schnaps), beſtehend aus ſtarkem Kornbranntwein verkaufen, ſind Diener angeſtellt, den Gäſten einzuſchenken in die am Faſſe zur Vermeidung falſchen Maßes angeketteten Gefäße. Die Volkslaune nennt dieſe Einſchenker „Zielowalniki," das iſt „Küſſer." Ihnen fällt als Gewinn zu, was der Trinker etwa verſchüttet, und es iſt zu dem Behufe unter dem Hahn des Faſſes noch ein Gefäß geſtellt. Trinkt der Ruſſe, ſo muß er Jemanden zum Küſſen haben; dazu ſind nun jene Einſchenker da, welche zugleich alle etwa im Barte des Trinkers hängen gebliebenen Branntweintropfen als Extraproviſion in Empfang nehmen.

Von dieſer gewiß nicht unfolgerechten Abſchweifung gehen wir zurück nach Peterhof auf den Wagenplatz, wo mein Doctor und ich Abſchied zu nehmen hatten von der freundlichen Familie. Wir fanden die Damen mit langen, ſpitzigen Geſichtern, theils wegen der durchwachten Nacht, theils aber in Folge des Unwillens über den Theil ihrer männlichen Wagengenoſſen, die mit uns bis jetzt herumgeſchwärmt waren und die verabredete Stunde zur Rückreiſe verſäumt hatten.

Bei Gelegenheit bot ſich uns hier in der Wagenburg auch manch komiſche Erſcheinung dar, wie dieß denn in Geſellſchaften, welche eine Nacht durchſchwärmten, der Fall zu ſeyn pflegt.

Namentlich amuſirten am meiſten mehrere in ihrem Wagen Toilette machende Damen.

Meinen Indegriff aller Medicin und mich brachte gegen 10 Uhr Vormittags ein Dampfboot ohne Abenteuer nach Petersburg zurück. Treumund Welp.

Einweihung zum Schamanen bei den Koloſchen.

Nicht jeder kann Schamane werden, ſondern nur der, welcher in Verkehr mit Geiſtern kommen kann. Wer in den Stand eines Schamanen treten will, geht in den Wald oder in das Gebirge auf etwa zwei Wochen, manche auf länger als einen Monat, und nähren ſich während dieſer ganzen Zeit nur von der Rinde eines gewiſſen Baumes. Die Zeit des Aufenthaltes in der Einöde hängt davon ab, wann ihn die Geiſter erfüllen (welche oft ſehr lange nicht erſcheinen) und wann der vornehmſte derſelben ihm eine Fiſchotter gibt, das unerläßliche Zubehör jedes Schamanen. Er ſchneidet dieſem Thier die Zunge aus, legt ſie in ein beſonderes Körbchen, das mit allerhand Tändlkram angefüllt iſt, und verſteckt dieß an einem unzugänglichen Orte, weil ein Profaner, der dieſen Kuſchtallute genannten Talisman findet, wahnſinnig werden könnte. Das Fell des Thieres wird ſorgfältig abgezogen, und der Schamane bekleidet ſich damit, als mit dem unentbehrlichen Zeichen des Zauberergewerbes. Das Fleiſch der Otter wird in die Erde gegraben. Vor der Ankunft der Ruſſen wagte kein Koloſche auch nur eine Otter anzuführen.

Wenn der neuangeworbene Schamane von den Geiſtern erfüllt iſt und von ihnen die nöthige Macht erlangt hat, verläßt er die Einöde und ſtellt ſich ſeinen Verwandten dar, durch Faſten dermaßen ausgemergelt, daß ſein Geſicht ganz wachsgelb ausſieht, und alsbald thut ſich das Schamanenthum kund, daß er ſeine Macht und ſeine neuerworbenen Zauberkünſte zeigen kann. (Ruſſiſches Journal für Volksaufklärung, Nov. 1839.)

Auswanderung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde.

(Fortſetzung.)

Weniger bekannt als Nordamerika ſind Auſtralien und Neuſeeland. Beide Länder hat man erſt neuerlich berückſichtigt, das letztere kaum ſeit einigen Jahren. Auſtralien, wäre es auch zehnmal größer, hat mit ſo vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß es nie ein ackerbauendes Land werden kann. Die unglaubliche Dürre, der Mangel an hohen Gebirgen, an Waſſer und Holz, der Mehlthau und die Fehlernten ſind unüberſteigliche Hinderniſſe. Was man in öffentlichen Blättern über große Ströme faſelt, nimmt ſich recht gut auf dem Papier aus; allein was iſt ein Strom, den man 20 oder 50 Stunden aufwärts befahren kann? Wäre der Boden gut und könnte man auf den Graswuchs nur einigermaßen zählen, welcher Viehzüchter würde ein Nomadenleben mit ſeinen Schafen führen und 50 bis 100 Stunden weit ins Innere ziehen? Welche Vorzüge das Land noch bergen mag, iſt allerdings unbekannt; allein es iſt klug an das Bekannte ſich zu halten und Träumereien keinen Spielraum zu laſſen. Sidney wäre nie geworden, was es iſt, hätte nicht die Regierung große Summen zur Errichtung der Verbrechercolonie verwendet, und die Arbeit dieſer Menſchen bei der Anlegung von Straßen u. ſ. w. ſich zu Nutzen gemacht. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe ſind überdieß höchſt unangenehm, und bei dem jährlichen Zufluſſe von 5500 Verbrechern keineswegs ermunternd.

Englands Syſtem beſteht augenblicklich darin, alle tauglichen Stellen dieſes großen Landes an den Küſten zu beſetzen, weil die Natur freiwillig ihre Gaben durch den Fiſchfang reicht, und die Verbindung der verſchiedenen Niederlaſſungen zur See leicht zu unterhalten iſt. Treten Mißjahre ein, ſo iſt es nicht zu vermuthen, daß ſie überall gleich ſchlecht ausfallen werden, ſondern eine Colonie kann der andern beiſtehen, und ihren Ueberfluß mit Hülfe von Dampfſchiffen ſchnell nach den betrohten Stellen werfen. Hat man die tauglichſten Strecken beſetzt und eine genaue Kenntniß vom Lande erlangt, ſo rückt man nach Umſtänden weiter ins Innere vor, und thut keinen Schritt ohne genaue Erwägung der Oertlichkeiten. Bereits ſind mehrere übereilte Niederlaſſungen wieder zu Grunde gegangen, während andere ſichtbar ſich heben. Port Philip, am ſüdlichen Ende Auſtraliens, iſt in gutem Flor. Dieſer Hafen liegt etwa 120 Stunden ſüdweſtlich von den nächſten Niederlaſſungen in Neuſüdwales. Der Hauptort Melbourne iſt im 38ſten Grade der Breite zu ſuchen, und beherrſcht eine prächtige Bucht, die auf beiden Seiten ſieben Stunden lang und von hohem Lande eingeſchloſſen iſt. Im October 1838 lebten dort bereits 5000 Menſchen. 59,880 Acker Land waren für 12,478 Pfd. St. verkauft worden, was doch ſchon 15 fl. für den Acker beträgt, und um die Hälfte zu theuer

Digitized by Google

iſt. Durch Landſpeculanten (land sharks) wird der Werth vertheuert, und in kleinen Grundſtücken zu unglaublichen Preiſen wieder verkauft. Was noch im Jahre 1837 bei einer öffentlichen Verſteigerung für 7 und 27 Pfd. erſtanden worden, hat im Jahre 1839 zu 600 und 930 Pfd. abermals Käufer gefunden. Zur Verbindung zwiſchen Sidney und Port Philip ſind 16,000 Pfd. nach England übermacht worden, um ein Dampfſchiff von 600 Tonnen kommen zu laſſen.

Außer Port Philip iſt nun auch ſeit Februar 1839 Port Lincoln in Aufnahme gekommen. Bereits waren 15,000 Acker Land vermeſſen worden, und etwa 500 Anſiedler an Ort und Stelle. Port Lincoln beſteht eigentlich aus drei Häfen. Lincoln ſelbſt liegt an einer Bucht, die ſich 30 Stunden weit ins Land hinein erſtreckt, und die Anſiedlung beſonders begünſtigt. Lincoln gegenüber, an der öſtlichen Küſte, ſoll Port Victoria und weſtlich von jenem Port St. Vincent angelegt werden. — Die Niederlaſſung am Schwanenfluſſe iſt im Jahre 1829 gegründet worden, und ſcheint nur geringe Fortſchritte zu machen. Aus 14,002 Einwanderern vom Jahre 1838 haben ſich nur 115 dahin gewandt. Die Nachrichten über den Erfolg des Ackerbaues und der Viehzucht ſind ſo zweideutig, daß man ſie nur mit der größten Vorſicht aufnehmen kann. Der Wallfiſchfang ſcheint dagegen mehr Aufmerkſamkeit zu erregen, weil dieſe Thiere in den dortigen Gewäſſern in der That zahlreich ſind.

Auf der Oſtküſte von Auſtralien liegt Sidney mit ſeinen ſtets ſich mehrenden Verbrechern. Hier herrſcht die größte Thätigkeit, und der Mangel an Arbeitern aller Art iſt fühlbar. Sir George Gipps, der dortige Statthalter, verlangt jährlich 3000, die mit Weibern und Kindern auf 12,000 Seelen ſich belaufen ſollen. Im Jahre 1838 ſind 6465 auf Koſten der Regierung geſchickt worden. Um 19,000 Menſchen von England nach Sidney zu ſchaffen, werden 250,000 Pfd. St. erfordert. Der urſprünglichen Verordnung gemäß ſollte eigentlich der Kaufſchilling, welcher aus den Ländereien gewonnen wird, zur Herbeiſchaffung von Arbeitern verwandt werden; allein es ſcheint, daß bisher dieſes Geld immer zu andern Zwecken beſtimmt worden iſt. Die Einkünfte von 1838 werden auf 202,519 Pfd. angegeben, und weiſen einen Ausfall von 24,320 Pfd. gegen 1837 nach. Dieß wird dem Schmuggeln von Tabak und Branntwein zugeſchrieben, und iſt eine natürliche Folge der hohen Zölle dieſer beiden Artikel, wovon der erſtere mit 6 ſl. die Gallone von 8 Maaß und der letztere mit 2 ſl. 24 kr. das Pfund beſteuert iſt. Der Landverkauf hat im nämlichen Jahre 131,499 Pfd. eingebracht, woraus man ſchließen kann, daß etwa 220,000 Acker veräußert wurden, weil die Regierung neuerlich den Preis auf 12 Schilling (7 ſl. 12 kr.) feſtgeſetzt hat. Dieſes Verkaufes ungeachtet und der bereits erwähnten übrigen Einnahme hat die Summe doch nicht hingereicht, die Ausgaben zu decken, die ſich auf 463,161 Pfd. belaufen haben. Dazu kommen noch die Auslagen des Commiſſariats von 286,000 Pfd., welche aus der Kriegscaſſe beſtritten werden.

Tasmania wird zu Neuſüdwales gerechnet. Hier iſt ſeit 1803 eine Niederlaſſung gegründet worden, die ebenfalls aus Verbrechern und freien Anſiedlern beſteht, doch aber den Vortheil hat, daß die Sträflinge einer beſſern Claſſe angehören. Das Klima iſt in Tasmania feuchter, als in Neuſüdwales, und eben deßhalb auch fruchtbarer. Der Ackerbau gedeiht beſſer, die Felder ſind gut beſtellt und die Gärten reichlich mit Obſt und Gemüſe verſehen. Das Land hat viel Aehnlichkeit mit jenem von Sidney, das Pflanzenreich aber hat ein grüneres Anſehen. Doch ſcheint es, daß auch hier aus Mangel an Regen Mißjahre eintreten. Im verfloſſenen Jahre wurde aus dieſem Grunde der Buſhel Weizen für 12 ſl. verkauft. Alle übrigen Lebensmittel waren ebenfalls theuer. Hammelfleiſch koſtete 24 kr., Rindfleiſch 21 kr. das Pfund. Kartoffeln 12 bis 15 ſl. die Tonne von 20 Centnern. In Launceſton, einer der neuern Niederlaſſungen, und im Hafen Adelaide ſind die Preiſe 1839 noch höher geweſen. Fleiſch koſtete 36 kr., Butter 1 ſl. 48 kr. und Schinken 45 kr. das Pfund.

Es wird nicht überflüſſig ſeyn, die jährlichen Abgaben und den Handelsverkehr der auſtraliſchen Länder zuſammenzuſtellen, woraus ihr gegenſeitiger Werth entnommen werden kann.

	Steuer per Kopf.	Handel.
Neuſüdwales	48 ſl. 30 kr.	23,858,000 ſl.
Tasmania	35 — 20 —	11,756,000 —
Schwanenfluß	16 — 48 —	624,000 —
Südauſtralien	— — 21 —	15,600,000 —

Unter dem Artikel Handel, der ſich auf 51,798,000 ſl. beläuft, iſt Aus- und Einfuhr inbegriffen. Darunter bildet Schafwolle allein die Hälfte der Summe. Die Zahl der Schafe beträgt über 600,000 Stück. Die Steuern beſtehen meiſtens aus Zollgefällen.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Marmormalerei. In Italien wird jetzt ein neuer Induſtriezweig verſucht, und zwar mit vielem Erfolg, nämlich eine Bemalung des Marmors durch Abſorption der Farben. Die Farben, die man dabei anwendet, ſind theils mineraliſche, theils vegetabiliſche. (Revue britt. März 1840.)

Prof. Preuß. Dieſer Gelehrte, Profeſſor an der Univerſität zu Dorpat, wurde von der Petersburger Akademie auf zwei Jahre ins Ausland geſandt, um ſich mit den ſlaviſchen Dialekten bekannt zu machen, und hiſtoriſche ſowohl als linguiſtiſche Urkunden in Bezug auf die ſlaviſchen Völker zu ſammeln. (Tygodn. lit. Nr. 12.)

Abbildungen aus Alhambra. Ein Hr. Owen Jones gibt in England „Plans and sections of the Alhambra“ heraus, die einen außerordentlich prächtigen Anblick darbieten ſollen. Die Sorgfalt, mit welcher die blendenden Farben und die zierlichen Formen der Arabesken wiedergegeben ſind, ſoll ins Unglaubliche gehen; namentlich zeichnet ſich die Sala del tribunal aus, wo die Heldenthaten der alten mauriſchen Könige abgebildet ſind.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 41 u. 42** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An die ewige Liebe.** Von Manzoni. — **Neuere däniſche Literatur.** Zweiter Artikel. — **Heroſtratus.** Von Auguſte Barbier. — **Alciphron.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 101.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 April 1840.

Nachrichten über Chiwa.

(Nach Helmersen.)

Regierung.

Die oberste Gewalt ist unbeschränkt und gebührt dem Chan. Nach ihm sind die bedeutendsten und wichtigsten Beamten des Reichs 1) der Kusch-Begi, *) der die Bittschriften empfängt und ihre Bitten dem Chan vorlegt, die Aufsicht über die Zölle führt, in einem Theile des Reichs die Steuern sammelt u. dgl. Der gegenwärtige Kusch-Begi, ein Usbeke, ist gutmüthig, geht menschenfreundlich mit den Gefangenen um, und ist von dem Chan und allen Einwohnern geachtet. 2) Der Mechter oder Schatzmeister; 3) der Chodschesch-Mechrem oder Steuereinsammler. Der jetzige Inhaber dieses Amts ist ein Perser von großem Einfluß, reich, gutmüthig und nicht stolz. 4) Der Schir-nies-atalyk, ein geachteter Beamter und Verwandter des Chans; seine Meinung steht in hohem Ansehen wegen seines Alters und seiner Erfahrung; er ist verständig, wohlwollend und menschenfreundlich.

Hat Jemand ein Geschäft bei dem Chan, so kann er sich nicht direct an ihn wenden, sondern muß es dem Mechter, und in dessen Abwesenheit dem Kusch-Begi mittheilen, und wenn auch dieser nicht anwesend ist, dem Chodschesch-Mechrem, der fast immer an dem Eingang in das Zimmer des Chans zu finden ist. Diese Herren bemühen sich, streitende Parteien, selbst bei Criminalsachen, zu versöhnen, und wenn dieß gelingt, so lassen sie die Klagenden schwören, daß sie die Klage nicht abermals zur Entscheidung des Chans bringen wollen. Natürlich müssen die Klagenden etwas dafür bezahlen. Die Klagen werden dem Chan nach der Reihe vorgelegt, und die wichtigsten weist er an den Kadi. Zwei Zeugen geben den Ausschlag über eine Sache, aber falsche Zeugen kommen häufig vor, und die Sarten betrachten einen Meineid eben auch nicht als ein großes Verbrechen. Wen man in seiner Abwesenheit verklagt, der wird durch Jessauls (eine Art Ordonnanzen, die bei mehreren höhern Beamten sich finden) herbeigeholt, und diese letztern erhalten eine kleine Belohnung von dem Herbeigeholten, was ihre ganze Besoldung ausmacht. Indeß sind diese Stellungen einträglich und werden sehr gesucht. Außer dem Kusch-Begi, Mechter und und Chodschesch-Mechrem darf Niemand den Willen des Chans durch Jessauls kund thun.

In jeder Stadt befindet sich ein Atalyk, der das Recht hat, für kleine Vergehen Körperstrafen zu verfügen; Sklaven werden nur von ihren Herren für den Diebstahl streng gestraft, die Regierung straft sie entweder gar nicht, oder nur leicht, da sie annimmt, daß die Sklaven nur aus Noth stehlen. Freie Leute werden wegen Diebstahls gehängt, und zwar stets nach dem Spruche des Chans. Für eine dreimalige Flucht pflanzt man Gefangene aufs Rad. Betrunkene Mohammedaner werden eingesperrt, und dann vor dem Palast des Chans mit Stockstreichen bestraft. Wegen eines Ehebruchs wird eine Frau nur dann mit dem Tode bestraft, wenn der Mann eine formelle Klage gegen sie vorbringt. Wenn ein Weib körperlich gezüchtigt wird, näht man ihr den Kopf in einen Sack.

Die Einwohner der Stadt Chiwa dürfen Nachts ihr Haus nur zu gewissen Stunden verlassen, um die Moscheen zu besuchen; wer zu einer andern Zeit auf der Straße getroffen wird, den führt die Patrouille auf die Wache. Diese Patrouille besteht aus 15 Patschanen oder Polizeidienern des Chans; ihrer sind in allem 21, und sie sind immer im Dienst. Die Sarten widersetzen sich der Patrouille nie, aber Usbeken und Turkomanen fangen oft Streit mit ihr an. Sklaven angesehener Leute, die Nachts von ihren Herren in ihren Angelegenheiten ausgesendet werden, hält man nicht auf. In andern Städten sind keine Patrouillen, und die Einwohner können Nachts frei auf der Straße gehen.

Die Steuern werden im südlichen Theile des Chanats, d. h. von Petnäk bis Urgendsch, von dem Kusch-Begi, im nördlichen, von Urgendsch bis Kungrat, von dem Chodschesch Mechrem erhoben. Jeder Besitzer eines Landantheils zahlt für seine Familie als Grundsteuer 3 Ducaten. So lange die Mutter lebt, gehören alle Söhne zu Einer Familie. Die Steuer wird

*) Kusch-Begi soll nach einer Note des Originals Oberfalkner oder Oberjägermeister bedeuten, weit natürlicher aber ist die Erklärung „das Ohr des Begs" oder Fürsten, von dem persischen kusch, das Ohr. Der Titel ist auch in Buchara. A. d. U.

Digitized by Google

nach der Zahl der Kessel (Rauchfänge) erhoben. Wenn eine Familie sich in mehrere Kessel getheilt, so zahlt jeder drei Ducaten des Jahrs. Der Kusch-Begi, der Chodschesch Mechrem, die Beamten und selbst die Brüder des Chans sind nicht ausgenommen von dieser Steuer, wohl aber die Geistlichen und diejenigen, welche die Damme beaufsichtigen, und in Kriegszeiten die Fahrzeuge des Chans bemannen. Die Turkomanen, welche in Chiwa Land erhalten, um sich darauf niederzulassen, bezahlen für die zwei ersten Jahre nichts. Dasselbe Recht haben alle Ansiedler aus fremden Ländern, so wie die freigelassenen Sklaven. Der Chan zieht ein bedeutendes Einkommen aus den durch seine Sklaven bearbeiteten Ländereien; außerdem besitzt er auf dem rechten Ufer des Amu-Derja Wälder, in welchen er jedes Jahr Holz zu einer Tanga die Fuhre schlagen läßt. Von Büden, so wie überhaupt für das Recht auf dem Bazar Handel zu treiben, muß ein Zoll bezahlt werden. Wer seine Steuer nicht baar zahlen kann, dessen Land oder sonstige Habe wird an einen Reichen verpfändet, und darum gibt es in Chiwa keine Steuerreste. Man rechnet die Einkünfte des Chans verschieden, von 2 bis 4 Millionen Franken.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

2. Wohnplätze.

Aesti, Aisti, Eastland, Eystur, Eistland, Esthen, Esthland sind lauter Namen, die wir seit des Tacitus Zeiten bis auf die unsrigen herab bei den Völkern germanischen Stammes für das Land und seine Bewohner in Gebrauch finden, welches zwischen der Düna, dem Peipus-See, dem finnischen und rigaischen Meerbusen liegt. Die Russen, welche im Süden und Osten seit langer Zeit Nachbarn der Esthen waren, nannten sie von jeher Tschudi — (welches einige Gelehrte für dasselbe mit dem griechischen Worte Scythen halten) — und daher auch den Peipus-See, wo sie die Esthen als besonders einheimisch kennen lernten — das tschudische Meer. Von den Letten, ihren südlichen Nachbarn, werden sie Igganni's genannt. Das Volk selber scheint sich so wenig im Gegensatze anderer als eigne Nation erkannt und gefühlt zu haben, daß es keinen eigenen Namen für die Bezeichnung seiner Nationalität erfunden hat, und das von ihm bewohnte Land nur „meje maa," d. i. unser Land nennt.

Die Nachrichten der Griechen und Römer, welche erzählen, daß die Esthier hauptsächlich im Besitz des Bernsteinhandels seyen, so wie einige Ueberreste des esthnischen Volks in Kurland und dem südlichen Livland schienen darauf hinzudeuten, daß die Esthen früher über ein größeres Gebiet verbreitet waren, und vielleicht von den Mündungen der Weichsel bis an die Newa wohnten. Und die Gelehrten haben daher, um mit jenen Nachrichten die jetzige Statistik der Esthen in Einklang zu bringen, angenommen, daß sie aus einem Theile dieser Wohnsitze, aus Kurland, Litthauen, Preußen durch die später einrückenden Litthauer, Letten und Preußen vertrieben seyen, obgleich ihnen die Geschichte durchaus keine Kunde gab, auf welche Weise diese Vertreibung zu Stande gekommen seyn möchte.

Dem sey indeß wie ihm wolle, es ist gewiß, daß jetzt und auch so lange, als wir Deutschen diesen Ländern näher kamen, weder Kurland noch Litthauen, noch das südliche Livland als eine Heimath der Esthen anzusehen ist, sondern daß sie sich lediglich auf folgende Landschaften, als die ihnen eigenen Gebiete beschränken.

Sie haben die ganze Provinz Esthland, oder wie die alten Gebietsnamen dieses Landes lauten, die Landschaften Harrien, Wieck, Jerwen und Wiereland inne, im Osten bis an die Narowa und den Peipussee, wo die Ingren, ein verwandter Bruderstamm, beginnen. Ferner bewohnen sie als Urbevölkerung die Insel Oesel und den ganzen benachbarten Archipelagus, die Inseln Mön, Dagöe u. s. w., so wie auch die einsam in der Mitte des rigaischen Meerbusens liegende Insel Runö. Nur von wenigen kleinen Küsteninseln, von Worms, Koog u. s. w. haben sie sich von den Schweden vertreiben lassen, die hier in früheren Zeiten von schwedischen Königen eingebürgert wurden. Und endlich siedeln sie als Grund- und Urbevölkerung in der ganzen nördlichen und zwar weit größeren Hälfte von Livland, im Dorpat'schen und Pernau'schen Kreise, an der ganzen Küste des rigaischen Meerbusens, so wie des Peipussees hinab. Eine west-östlich gerichtete Linie von der südlichen Spitze dieses Sees bis an den rigaischen Meerbusen bezeichnet ungefähr die Gränze, auf welcher sie mit den Letten zusammenstoßen.

Der ganze Umfang ihres Ländergebiets mag ungefähr 700 Quadratmeilen betragen, so wie ihre Zahl ungefähr auf eine halbe Million steigt. Sie sind also von allen finnischen Stämmen der auf den kleinsten Raum beschränkte, dabei aber, mit einziger Ausnahme der finnländischen Finnen, entschieden der zahlreichste von allen.

Ihr Land fällt noch ganz in die Zone und das Klima der Cerealien, daher die Esthen von jeher mehr Ackerbau trieben, als irgend ein anderer ihrer jagenden und fischenden Bruderstämme. Dabei aber ist das Land auch zur größten Hälfte von Meer umgeben, und von einer Menge kleiner Seen und Flüsse durchschnitten: daher die Esthen früher auch zu den berühmtesten Schiffern, Fischern und Seeräubern der Ostsee gehörten, bis die Dänen, Schweden, und später die Deutschen, sie unterjochten, und sie einzig und allein auf die Beschäftigungen des Ackerbaues und der Viehzucht verwiesen.

3. Volksgeist.

Natürlich ist es bei einem Volke, das seit lange unter einem drückenden Sklavenjoche seufzt, schwer, die Eigenthümlichkeiten seines Nationalcharakters zu entdecken, und Vieles muß mehr auf die Rechnung der politischen Verhältnisse, unter denen es lebte, geschrieben werden, als auf Rechnung seiner Natur. Indessen bewahren selbst in der Abhängigkeit die Völker noch so viel Eigenthümliches von den ihnen angebornen Eigenheiten, daß es möglich ist, besonders wenn man andere in Abhängigkeit lebende Völker mit ihnen vergleicht, das Angeborne

Digitized by Google

von dem Anerzogenen einigermaßen zu unterscheiden. Die Esthen leben und lebten seit einigen Jahrhunderten in ganz ähnlichen Verhältnissen wie ihre Nachbarn, die Letten und Russen, und viele geistige Anlagen und Neigungen haben sie mit ihnen gemein. Dennoch aber zeigt der oberflächlichste Vergleich sehr auffallend die nationelle Grundverschiedenheit ihres Volksgeistes und des der genannten Völker.

Die Unterjochung der Letten wurde den Deutschen im Ganzen genommen nicht schwer, während dagegen die Kämpfe mit den Esthen ungemein lange dauerten und sehr blutig waren. Dieser einzige Umstand reicht allein hin, die größere Energie und Körnigkeit, welche der esthnischen Nation innewohnt, zu bezeugen. Selbst als die Eroberung vollendet war, hatten die Deutschen mit fortdauernden Empörungen der Esthen zu kämpfen, während die Letten sich weit geschmeidiger in das ihnen aufgelegte Joch fügten. Dem Esthen gilt noch in diesem Augenblick die Freiheit, obgleich ihm dieser Juwel längst geraubt wurde, über Alles, und wo er nur eine Gelegenheit zu ihrer Wiedererringung sieht, da ist er zu Aufstand und Empörung bereit. Der Russe, der Pole, der Lette tragen die Leibeigenschaft mit einer Gewandtheit und mit einer fröhlichen Laune, die Bewunderung verdient. Sie verehren und küssen sogar mit einer gewissen Galanterie den Fuß, den ihnen ihre Leibherrn auf den Nacken gesetzt haben. Dem trotzigen, widerspänstigen Esthen merkt man es überall an, daß seine Demüthigungen ihm nicht von Herzen kommen. Er erniedrigt sich nur mit Widerwillen, und erleidet die ihm aufgelegten Strafen mit innerer Wuth und auf Rache sinnend. Die Deutschen in Dorpat, in welcher Stadt immer ein Zusammenfluß Vieler stattfindet, die mit Letten sowohl als Esthen zu thun hatten, und wo dieses Umstandes wegen der Vergleich beider Nationen einen gewöhnlichen Gegenstand des Gesprächs ausmacht, setzen daher auch den esthnischen Nationalcharakter viel höher, als den der Letten, welche sie als Feiglinge und Weichlinge verachten, während sie die Esthen als Trotzköpfige und Starrsinnige fürchten.

Als beide Nationen frei waren, hatten aus diesem Grunde auch die Letten überall von den kriegerischen und unternehmenden Esthen zu dulden, und sie ließen sich, wie wir oben bemerkten, überall die Küsten und Inseln von den kühnen esthnischen Seefahrern wegnehmen.*) Noch jetzt sind die Esthen im Dienste ihrer deutschen Herren weit geschicktere Fischer und weit brauchbarere Matrosen, als die Letten. Auch in den schwedischen Heeren thaten sich die Esthen beständig als mannhaft hervor, und ihr Muth wird auch jetzt noch von den russischen Officieren vorzugsweise gelobt.

Die Letten und noch mehr die Russen haben ein sehr höfliches, ehrerbietiges und einschmeichelndes Benehmen, die Esthen dagegen ein rauhes, schroffes und eckiges Wesen. Nie grüßen sie, wie doch selbst die gemeinsten Russen, sich freundlich unter einander, und selbst den Deutschen, wenn es nicht gerade ihr Herr ist, selten. Während die Letten friedfertig und verträglich mit einander leben, pflegen die Esthen unter sich einen sehr zänkischen und unfriedlichen Umgang. Sie sind sehr rachgierig, neigen zu Ausbrüchen des unbändigsten Zornes, und von dem kindlichen Sinn, der den Letten inwohnt, haben sie keine Spur. Sie sind gefühllos und unempfindlich für Mitleiden, und quälen auf das unbarmherzigste die Thiere, die in ihren Diensten stehen. Ihr Haß gegen die Deutschen, ihre Unterdrücker, ist daher auch viel glühender, als bei den Letten, und spricht sich weit unverhohlener aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist mit diesen unzweifelhaften Umständen die oben bewegte Meinung der Gelehrten schwer zu reimen, welche annehmen, daß die Esthen von den Letten aus einem Theil ihrer früheren Wohnsitze vertrieben seyen.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Von Australien wenden wir uns nach Neuseeland. Schon lange hat die englische Regierung ein wachsames Auge auf diese Insel gerichtet, und zwei Residenten dort ernannt, wovon der eine, James Busby, in der Insel-Bay (Bay of Islands) und der andere, Thomas M'Donnel, zu Hokianga seinen Wohnsitz hatte. Neuerlich ist Hr. Hobson ebenfalls zu dieser Stelle ernannt worden; ob es aber in der Absicht geschehen, einen dieser beiden Residenten zu ersetzen, oder ob er ein neuer Zuwachs zu der Residentenzahl ist, verlautet nicht. Gewiß aber kann man ihn als den bevollmächtigten Minister-Residenten von Seite Großbritanniens betrachten, und von nun an ist der Grund zu einer neuen englischen Besitzung von 3000 Geviertmeilen gelegt.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Australien bei steigender Bevölkerung sich nicht erhalten kann, und daß vor allen Dingen an eine neue Korn- und Holzkammer in den dortigen Gewässern zu denken ist, wozu Neuseeland von der Natur selbst auserkoren wurde. Außer einer 25jährigen Anwesenheit der englischen Missionäre auf dieser Insel und ihren mannichfaltigen Berichten hat die englische Regierung alle erdenklichen Erkundigungen einziehen lassen. Ein Ausschuß wurde in dieser Absicht ernannt und viele Personen vorgeladen. Eine derselben, Hr. Montefiore, drückte sich dabei also aus: „Neuseeland ist ungemein schön. Ich habe Brasilien, Australien und Europa gesehen, aber Alles zusammen kann nicht mit dieser Insel verglichen werden. In Beziehung auf Klima, Naturschönheiten und Fruchtbarkeit ist sie ein wahres Paradies.

Neuseeland erstreckt sich von 34° bis 48° S. B., und nimmt daher in der mittäglichen Halbkugel den nämlichen Himmelsstrich ein, den man sich von Paris durch Südfrankreich und Spanien hindurch bis nach Marocco denken kann. Alle diese Länder haben bekanntlich ein schönes Klima, und leiden mehr oder weniger von großer Hitze, Frankreich aber auch ausnahmsweise von großer Kälte. Neuseeland besteht aus zwei Inseln, der nördlichen und südlichen, und ist an Größe mit Großbritannien und Irland zu vergleichen. Auf dem ganzen Erdball hat der große Ocean die gleichförmigste Temperatur in der südlichen Hälfte, und diese Gleichförmigkeit ist auch diesen Inseln zu Theil geworden. Im Sommer steigt der Thermometer nie über 18° bis 21°, im Winter fällt er selten unter 9°, und zwar nur bei Nacht, während er bei Tag gewöhnlich auf 4° bis 5° R. steht. Häufige Regenschauer führen die Dünste des Meeres herbei, und kaum sind sie vorüber, so tritt die

Digitized by Google

Sonne schnell mit ausgezeichnetem Glanze hervor. Eine hohe Gebirgskette, deren höchste Spitzen 14,000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben und weithin schöne Wälder tragen, bewässert das Land in jeder Richtung. Wer in unbebauten Himmelsstrichen gelebt hat und den Einfluß des Klima's auf den menschlichen Körper kennt, muß sich wundern, daß die englischen Missionäre während ihres Aufenthaltes in Neuseeland fast auf 100 Mitglieder herangewachsen sind, und mit Ausnahme von Kindern nur Einen Sterbefall erlebt haben. Es scheint, daß die Natur der Fortpflanzung ungemein günstig ist, und die rosigen Wangen der Jugend selbst jene des Mutterlandes übertreffen.

In Beziehung auf Fruchtbarkeit ist der Boden zu allen europäischen Gewächsen geeignet. Ueberall, wo 5 bis 6 Fuß hohe Farrnkräuter dicht gehäuft beisammenstehen, womit das Land gleichsam besäet ist, kann man auch annehmen, daß der Landbau reichlich lohnt. Was die Missionäre gekauft und angebaut haben, trägt Kartoffeln, Mais, Weizen, Gerste und alle Gemüse im Ueberflusse. Die Obstgärten sind mit Aepfeln, Birnen, Feigen, Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Oliven, Stachel- und Johannisbeeren bepflanzt, und selbst Hopfen ist darin gezogen worden. Unter der Leitung der Missionäre haben die Eingebornen diese Arbeiten verrichtet, eine Mahlmühle angelegt, gedroschen und als Müllerknechte gedient. Eine Dreschmaschine ist erst kürzlich von England nach Neuseeland abgegangen. Zur Viehzucht sind die besten Aussichten vorhanden, weil das Vieh das ganze Jahr auf der Weide bleiben kann. Die Wolle wird schöner als in Australien, und die nach England gesandten Proben sind besser verkauft worden. Ausgezeichnet fruchtbar scheinen die vielen Flußthäler zu seyn. Am Waimato zieht sich ein solches Thal über 50 Stunden weit in das Land hinein. Hr. Flatt, ein englischer Landwirth, der sich zum Behufe näherer Bekanntschaft mit Neuseeland zwei Jahre lang daselbst aufgehalten hat, versichert, daß der Landstrich am Waimato größer und besser sey, als der wegen seiner Fruchtbarkeit so sehr gerühmte Boden zwischen Cambridge und Hull. Die Angaben über Klima und Gesundheit des Landes bestätigt er vollkommen. Kartoffeln gerathen zweimal im Jahre; die Bäume verlieren ihre Blätter nur alle zwei Jahre, bleiben aber immer grün. Die berühmte Fichte, Kauri genannt, erreicht einen Umfang von 30 bis 40 Fuß, und der Stamm steigt säulenförmig und astlos bis auf 90 Fuß hinan. Von hier entfalten sich die aufwärts gerichteten Aeste. Der Weltumsegler Fitzroy und der Naturforscher Darwin vom königlichen Schiffe Beagle haben einige dieser Stämme noch kürzlich gemessen und diese Angaben bestätigt.

Die Wälder scheinen an einigen Stellen fast undurchdringlich. Erst kürzlich ist ein 14 Stunden breiter Wald 6 Stunden von der Küste zugänglich gemacht worden. Hundert Arbeiter sind 14 Tage lang damit beschäftigt gewesen, das niedere Gesträuch umzuhauen. Die Farrnkräuter haben gute, eßbare Wurzeln, und waren ehemals die Hauptnahrung der Eingebornen. Flachs (Phormium tenax) ist in Menge vorhanden. Diese Pflanze wächst nicht in Sümpfen, sondern auf feuchtem Boden. Ihre Blätter gleichen jenen unserer Schwertlilie (Iris), und aus den Fasern dieser Blätter wird der sogenannte Flachs gewonnen. Zu diesem Behufe werden die Blätter mit einer Muschelschale gerieben, der fleischige Theil fällt ab und die Fasern bleiben zurück. Den Europäern ist es jedoch noch nicht gelungen, ihn eben so dauerhaft und geschmeidig als unsern Hanf zu machen; die Neuseeländer aber verfertigen die schönsten und dauerhaftesten Matten daraus, die man wie Leinwand waschen kann. Fitzroy behauptet, daß er eine solche seit 15 Jahren habe, und daß sie unverwüstlich sey. — Von wilden Thieren ist in diesem Lande nichts zu fürchten, aus dem ganz einfachen Grunde, daß die Natur diesen Inseln alle Vierfüßer versagt hat, Ratten ausgenommen. Ob diese Thiere mit den frühesten Seefahrern dahin gekommen oder im Lande einheimisch gewesen sind, ist nicht ausgemacht, so viel aber ist erwiesen, daß die zuletzt dahin gekommenen europäischen Ratten das eingeborne oder ältere Rattengeschlecht in kurzer Zeit vertilgt haben.

In dem erst kürzlich zu Edinburgh erschienenen Werke: „Emigration Fields," wird Neuseeland besonders herausgehoben. Ueber die balsamische, stärkende Luft kann sich der Verfasser nicht kräftig genug ausdrücken; den reinen Himmel vergleicht er mit dem sonnigen Italien. Den Reichthum der Wälder kann er bloß im atlantischen Archipel wieder finden, die Naturschönheiten bloß in der Schweiz. Er glaubt, daß die brittischen Nachkommen in diesem Lande einer ausgezeichneten physischen und moralischen Entwicklung entgegengehen müssen. Der Lage nach könne es ein zweites England werden, die Keime höherer Sittigung nach Amerika und China tragen. Der Handel könne außerordentlich werden. Was die Gegenwart betrifft, so ist der Anfang bereits gemacht. Handelsverbindungen bestehen schon mit Taheiti und Sidney, und vielleicht in diesem Augenblick auch mit Singapur. Flachs geht zum Werthe von 250,000 fl. nach Australien, Holz von noch größerer Bedeutung. Mehrere hundert Wallfischfänger besuchen die Küsten, mit einer Besatzung von 15,000 Mann und einer Tüchtigkeit von 250,000 Tonnen.

Vergleicht man die Vortheile, welche Neuseeland darbietet, mit jenen von Canada und den Vereinigten Staaten, so neigt sich die Wagschale in mancher Beziehung zu Gunsten des neuen Landes hin. Canada und die Vereinigten Staaten werden im Sommer von drückender Hitze, im Winter von norwegischer Kälte geplagt. Hier hat der menschliche Körper das Aeußerste klimatischer Veränderung zu ertragen, einen wechselnden Thermometerstand von 50° bis 60° R. zu durchwandern. In Neuseeland dagegen herrscht ein beständiger Frühling; die Temperatur schwankt bloß zwischen den beiden Enden von 8° und 20°. In Canada muß der Einwanderer während der Sommerhitze das Feld bebauen und Winterfutter für den langen Winter herbeischaffen. Dazu sind große Gebäude und eine ungewöhnliche Anstrengung nöthig. In den Vereinigten Staaten ist es nicht viel besser; den ganzen Sommer hindurch, in der größten Hitze, hat man nichts als Plackerei. In Neuseeland dagegen kann man fast zwei Ernten im nämlichen Jahre besorgen, und an Winterfutter für das Vieh braucht man nicht zu denken. Der einzige Umstand, welcher Neuseeland in Vergleich mit Canada und den Vereinigten Staaten zum Nachtheile gereichen könnte, wäre der Mangel an Bevölkerung. Diesem Mangel kann jedoch leicht abgeholfen werden, und bereits hat die Wanderung nach diesem fremden Boden begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Verbessertes Papier Maché. Ein Hr. Ch. Fr. Bielefeld in England nennt sich in einer neulich von ihm erschienenen Schrift: Inventor and Sole Manufacturer of an improved Papier Mâché, und beschreibt die Anwendung desselben bei Meubeln, Gebäuden und bei Kunstwerken, namentlich soll es nicht theuer, und natürlicherweise viel dauerhafter seyn als Gyps, und zu Bildwerken somit besonders taugen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 102.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 April 1840.

Französische Colonialzustände.

Senegal.

Dieß ist die älteste Colonie der Franzosen, und ihr Ursprung verliert sich ins 14te Jahrhundert hinauf, denn schon im Jahre 1365 verbanden sich die Handelsleute von Rouen mit den Seeleuten von Dieppe, und gründeten Handelscomptoire an der Westküste von Afrika, von den Mündungen des Senegal bis nach dem Golf von Guinea. Die Franzosen tauschten dort Zeuge, Messer, Glaswaaren und Branntwein gegen Häute, Elfenbein, Straußenfedern, Ambra und Goldstaub aus. Namentlich war der Elfenbeinhandel von Wichtigkeit, denn er gab den Elfenbeinarbeiten zu Dieppe ihre Entstehung, welche Stadt sich bekanntlich noch jetzt durch dieselben auszeichnet. Die innern und äußern Kriege, welche Frankreich während des 15ten Jahrhunderts verheerten, hemmten den Aufschwung des Handels, und sämmtliche französische Etablissements an der afrikanischen Westküste, mit Ausnahme deren am Senegal, fielen nach und nach in die Hände der Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer. Erst im 17ten Jahrhundert gewannen die Franzosen wieder die Oberhand, und nun ward der Handel nach damaliger Sitte einer privilegirten Gesellschaft übergeben; diese machte aber bald, da sie die Kriege mit den andern europäischen Nationen nicht überstehen konnte, schlechte Geschäfte, und ihr folgte eine zweite, dritte, vierte, fünfte und sechste Compagnie noch innerhalb des 17ten Jahrhunderts. Die sechste war die indische Compagnie, und diese dauerte über ein halbes Jahrhundert, bis die Franzosen im Jahre 1758 die Colonie an die Engländer verloren. Als sie solche im Frieden wieder erhielten, blieb die Verwaltung in den Händen der Krone, und nur für den Handel wurde wieder eine Compagnie gebildet, die aber mit der Revolution, die allen Monopolen abhold war, auch wieder einging.

Der Handel mit Senegambien stand damals mit dem westindischen in engster Verbindung. Die Ausfuhr aus Frankreich nach dem Senegal betrug im J. 1789 nahezu 21 Mill. Livres, die Einfuhr von Senegal nur etwas über drittehalb Millionen. Dieser Unterschied erklärt sich dadurch, daß man für die französischen Waaren am Senegal Sklaven kaufte, sie nach Westindien führte, und den Werth derselben in Colonialwaaren nach Frankreich zurückbrachte. Doch hatte auch der Handel mit afrikanischen Producten schon einige Ausdehnung erhalten, und die Gummiausfuhr betrug über 2 Mill.; dazu kamen noch für 400,000 Livr. Elfenbein, das übrige war unbedeutend.

Der Krieg vom Jahre 1792 bis 1815 brachte die Colonie, wie natürlich, in große Noth, und im J. 1809 sogar auch in die Hände der Engländer, nach dem Frieden aber fiel sie an Frankreich zurück. Während dieser Zeit hatte sich der Handel gänzlich verändert durch das Aufhören des privilegirten Sklavenhandels, und man mußte somit darauf denken, der Colonie auf andere Weise eine Wichtigkeit zu geben. So verfiel man denn darauf, tropische Producte, namentlich Indigo, so wie Baumwolle daselbst zu ziehen. Aber die Colonisationsversuche im Lande der Walo erregten die Besorgnisse der Eingebornen und verwickelten die Colonie mehrfach in Krieg. Der Senegal scheidet nämlich die Mauren von den Negern: die Mauren, kräftiger als diese letztern, bezogen von ihnen einen Tribut, namentlich von den Walo-Negern. Die Mauren sind es, die hauptsächlich das Gummi aus den Wäldern in der Nähe der Wüste bringen und an die Franzosen verkaufen; aber den Mauren fehlt es an Lebensmitteln, und diese beziehen sie großentheils aus dem Negerlande südlich vom Senegal auf dessen linkem Ufer; so wie nun die Franzosen ihre Ansiedelungen begannen, mit den Walo-Negern Schutzbündnisse eingingen, wie dieß schon im J. 1819 der Fall war, so entging ihnen der Tribut der Walo, und sie kamen in Abhängigkeit von den Franzosen. So bildete sich eine wahre Verschwörung der Eingebornen gegen die Colonie, eine Verschwörung, woran die beiden Maurenstämme der Trarzas und Braknas, so wie die Negerstämme der Peuls im Osten der Walos Theil nahmen.

Natürlich unterlagen die Eingebornen; die Trarzas, der Hauptfeind, mußten im Jahre 1821 alle ihre Ansprüche auf das Land Walo aufgeben, und die Franzosen sollten im Lande der Braknas, wo sie wollten, Etablissements anlegen dürfen. Der Krieg brach indeß im Jahre 1827 zum zweitenmal, und im

Digitized by Google

Jahre 1833 zum drittenmal aus; die Culturversuche, welche schon in den Jahren 1826 und 1827 nur mehr sehr schwach betrieben worden waren, gingen während dieser Kriege vollends ganz zu Grunde, besonders als die großen Prämien der Regierung im Jahre 1830 aufgehört hatten, und man beschränkte sich mehr und mehr auf den Handel, der mit jedem Jahre stieg, und den die Franzosen sich allmählich allein zueignen wollten; namentlich war der Gummihandel vom Jahre 1818 bis 1837 von 1,200,000 Pfd. auf das Doppelte gestiegen, und auch andere Gegenstände, vorzüglich rohe Häute und kostbare Hölzer, fingen an von Bedeutung zu werden. Seit dem J. 1821 wollten die Engländer daran Theil nehmen, und erschienen zu Portendik, um mit den Trarzas Handel zu treiben, allein die Franzosen machten es in jedem ihrer Friedensschlüsse zum Bedingniß, daß die Trarzas allen ihren Gummi auf die Escales oder Handelsplätze am Senegal bringen sollten, und erklärten sogar vor dem letzten Friedensschluß Portendik in Belagerungsstand, um allen Verkehr zwischen Engländern und Trarzas abzuschneiden, und den Antheil der erstern am Gummihandel zu vernichten. Eine neue Erweiterung des Handels thut sich den Franzosen in dem Lande der Poloffs auf, wohin man erst in neuester Zeit (s. Nr. 97) weiter vordrang, und wenn die dortigen Entdeckungen sich bewähren, so kann die Colonie eine Festigkeit gewinnen, die ihr bisher fehlte, und die Plane eines Handels mit dem innern Afrika allmählich sich verwirklichen.

Die Esthen.

3. Der Volksgeist.

(Schluß.)

Falschheit, Verstellungskunst, Trägheit und Gleichgültigkeit gegen alle Verbesserung seines Zustandes hat der Esthe in dem Zustande seiner Knechtschaft sich eben so angeeignet, wie alle Leibeigenen irgend einer Nationalität, doch Alles noch in weit höherem Grade als der Russe, der als Leibeigener so offen, zutraulich und industriös ist, wie ein Sklave nur irgend möglicherweise seyn kann. Merkwürdig ist die Art von Dieberei, die man bei den Esthen findet: während man bei ihnen vor Einbrüchen, bedeutenden Gelddiebstählen, Beraubungen und dergleichen vollkommen sicher seyn kann, sind sie dagegen entschiedene Mitgebenheißer von Kleinigkeiten aller Art. Tücher z. B., Messer, Bilder, Handwerkszeuge, Brod, Aepfel und überhaupt alle möglichen eß- oder brauchbaren Sachelchen beizustecken, gilt bei ihnen für gar kein Verbrechen, und sie schleppen diese Dinge zusammen, wie die Raben, besonders wenn sie Nicht-Esthen gehören. Eben so machen sie sich natürlich nicht das geringste Gewissen daraus, ihrem Herrn Holz, Getreide oder dergleichen zu stehlen, weil ihnen noch immer nicht die Einbildung hat ausgeredet werden können, daß das Land und Alles, was darinnen gedeiht, eigentlich ihnen und nicht den Deutschen gehöre. Einen ganz ähnlichen Hang zu kleinen Diebereien bei großem Abscheu vor bedeutenden Beraubungen bemerkt man bei den Letten. In den Ländern beider Nationen kann man dreist die Geldkiste vor der Thüre stehen lassen, man muß sich aber wohl hüten, den Schlüssel dabei zu vergessen, denn wenn sie jene auch in Ruhe lassen, so werden sie diese sicher wegstibitzen.

Der Branntwein ist bei allen den vielgeplagten und gestraften Leibeigenen des russischen Reichs ein so nothwendiges Gegengift gegen die Peitsche, daß daher Trunksucht bei allen auf gleiche Weise grassirt, und es ist wohl schwer zu entscheiden, ob sie bei den Esthen stärker wüthe, als bei den Letten, oder bei den Kosaken ärger, als bei den Russen. Bei den einen wie bei den andern ist der Branntwein die Milch der Alten, wie der Jungen, und das Fest- und Freudengetränk der Männer wie der Weiber.

Obgleich energischer als der lahme Lette, scheint der Esthe seine Energie doch nur im Zorn, im Eigensinn und in der Rache zu zeigen. Bei aller Arbeit ist er noch träger als der Lette und hält daher nicht nur für seinen Herrn, sondern auch für sich selbst Alles in unendlich schlechterem Stande als jener. Von dem Handels- und Krämergeiste, von dem unermüdlichen Speculationstriebe der Russen ist keine Spur in ihm, obgleich er sonst Alles, was er sieht, so ungemein schnell und behende begreift, auffaßt und lernt, wie dieser. Dem deutschen Handwerker seine Kunstgriffe abzumerken und sie sogleich nachzuahmen, Lesen, Schreiben in kurzer Zeit, und fast ohne allen Unterricht zu erlernen, und sich zum Bedienten, Soldaten, Gutsverwalter oder wozu man ihn sonst haben will, mit wenigen Umständen formiren zu lassen, ist dem Esthen eben so leicht, wie dem Letten und Russen.

Es ist diese merkwürdige Anstelligkeit, Gewandtheit und Bildsamkeit dieser Völker in doppelter Hinsicht merkwürdig. Erstlich, weil sie Personen von so verschiedener Abstammung auf gleiche Weise eigen ist, und zweitens, weil sie allein zum Weiterkommen und zur Verbesserung ihres Zustandes so wenig fruchtete. Aus dem Ersten sollte man schließen, daß sie weniger eine nationelle Eigenthümlichkeit, als vielmehr eine Besonderheit aller Nationen sey, bei denen Bildung noch keine tiefe Wurzel geschlagen, und man könnte dann weiter schließen, daß überhaupt ein tieferes Eindringen der Bildung die Masse der Nationen ungelenker und weniger allgemein empfänglich und zu Allem aufgelegt mache. Das Zweite ist eben so merkwürdig und findet namentlich bei den Esthen in dem Grade statt, daß sie trotz ihrer Anstelligkeit und trotz dem, daß sie jetzt seit 500 Jahren das Beispiel einer der gebildetsten Nation beständig vor Augen haben, in der Verbesserung ihres Zustandes noch nicht einen Schritt weiter vorgerückt zu seyn scheinen, seit dem Tacitus seine „mira ferocitas“ über sie aussprach. Vielmehr scheint Alles, was man noch in der Schilderung der heutigen Esthen vorbringen kann, nur eine Interpretation von Tacitus' Ausspruch zu seyn.

Vor Allem mag Tacitus dabei an den Mangel fast alles Schamgefühls bei ihnen gedacht haben, der sie vor ihren sämmtlichen Nachbarn so frappant auszeichnet, den sie aber mit allen ihren finnischen Brüdern am Ural und an der Dwina theilen. Sie leben, schlafen, zeugen und gebären in ihren Wohnungen, Vater, Kinder, Schwiegertöchter, Knechtsweiber und Jung-

Digitized by Google

frauen, alle in einem und demſelben Zimmerraume. Beide Geſchlechter, Verheurathete und Unverheurathete, miſchen ſich ohne alle Scheu in ihren Badehäuſern, und eben ſo baden ſich des Sommers beide Geſchlechter, ohne viel mehr dabei zu denken, als die Thiere, gemeinſchaftlich in den Flüſſen und Seen. Das viel höhere Schamgefühl der Letten läßt daher auch dieſe Nation auf einer weit höheren Stufe der Civiliſation und Humanität erſcheinen; auch liegt dieſem unglaublichen Mangel an Schamhaftigkeit keineswegs etwa ein entſprechender Mangel an Begierde und Wolluſt zu Grunde. Es iſt vielmehr zum Erſtaunen, wie begierig dieſe Nation der Venus fröhnt. Den Mädchen gereicht eine Schwangerſchaft zu gar keiner Schande, ja es iſt vielmehr umgekehrt für ein eſthniſches Mädchen in einem gewiſſen Alter ein Schimpf, wenn ſie noch nie einen Mann bewegen konnte, ihr ſeine Nächte liebend zu weihen. Die, denen die Liebhaber nicht freiwillig kommen, bieten daher alles Mögliche auf, um eines Mannes Herz weich für ſich zu ſtimmen, und ſind ſo ſtolz, wenn ihnen ihr Sieg gelang, wie bei uns die Don Juans, welche ſich ihrer Eroberungen rühmen.

Jedoch iſt hierbei noch zweierlei zu bemerken: erſtlich, daß ſie jene Freiheit ſich nur im unehelichen Stande geſtatten, während ſie nachher die Gattentreue aufs gewiſſenhafteſte bewahren, ſo daß das Brechen der Ehe äußerſt ſelten bei ihnen vorkommt; zweitens, daß ſie alle Rückſichten der Scham nur ihren eſthniſchen Mitbrüdern gegenüber ſo außer Acht laſſen, während ſie den Deutſchen gegenüber ſogleich ſich der Unſchicklichkeit bewußt werden. In letzterer Beziehung geht es ihnen wieder gerade umgekehrt, wie den Deutſchen, die wohl unter ſich die äußerſte Schicklichkeit beobachten, dagegen den Eſthen, ihren Leibeigenen, Menſchen von geringerer Gattung, gegenüber von keiner Schamhaftigkeit etwas wiſſen.

Bei einer Nation, wo Asa fœtida das Parfum iſt, — und in der That kann man dieß von den Eſthen behaupten, denn nicht nur ihren Kindern hängen ſie kleine Stückchen Asa fœtida um den Hals, ſondern auch die Weiber pflegen dieſe Subſtanz bei ſich zu tragen, — wird man nicht viel delicate Reinlichkeit und Appetitlichkeit vermuthen können. In der That überbieten die Eſthen in dieſem Punkte faſt alle Nationen des übrigen Europa, die polniſchen Juden vielleicht allein ausgenommen, die, wenn auch nicht unreinlicher, doch noch viel widerlicher erſcheinen. Die Eſthen kennen den Ekel faſt gar nicht, und in ihren Wohnungen ſieht es daher gewöhnlich ärger aus, als in den Stallungen der Ruſſen und Letten, die ihnen auch in dieſem Punkte bei weitem vorgehen. Der eſthniſche Nationalgeruch iſt ſo pikant, daß er vom Kenner ſogleich von dem der Letten, der Ruſſen und Koſaken unterſchieden werden kann.

Als Nachbarn haſſen und verſpotten ſich die Eſthen und Letten natürlich gegenſeitig. Dieſe werden von jenen Weichlinge und Weiber geſcholten, jene von dieſen Lumpen, Tollhäusler und Schmutzpinſel. Im Ganzen haben aber die Eſthen weit weniger liebenswürdige und angenehme Seiten als die Letten, und jeder Fremde ergreift daher auch mit Vorliebe die Partei der letztern.

(Fortſetzung folgt.)

Neue Art Dampfboote.

Man hat ſeit einiger Zeit Proben mit einer ganz neuen Art von Dampfbooten gemacht, und Alles läßt glauben, daß ſie völlig gelingen werden. Das Triebwerk beſteht aus einem einzigen durch Dampf in Bewegung geſetzten Rade im untern Raume des Schiffes, und wirkt auf einen Waſſerſtrom, der vorn einſtrömt und hinten hinausläuft. Vermittelſt dieſes eben ſo finnreichen als einfachen Verfahrens läßt ſich das Schiff nach allen Richtungen wenden, und ſein Lauf kann nach Gefallen beſchleunigt, verzögert oder ganz gehemmt werden. Man kann zuverſichtlich behaupten, daß dieſe neue Erfindung eine wahre Revolution in der Dampfſchifffahrt hervorbringen wird. (Litterary Gazette vom 21 März.)

Auswanderung nach der öſtlichen und weſtlichen Erde.

(Fortſetzung.)

Ueberall, wo eine Nahrungsquelle ſich eröffnet, fallen die Reichern darüber her, und benutzen den Augenblick, um die ärmere Volksclaſſe zu berauben. Kaum waren die parlamentariſchen Unterſuchungen in Beziehung auf Neuſeeland geſchloſſen, durch die engliſchen Geiſtlichen und andere Reiſende über die Vortheile des Landes mit Beſtimmtheit entſchieden, ſo bildete ſich in London ſogleich eine Neuſeeländiſche Landgeſellſchaft (New Zealand Land Company), läßt große Strecken kaufen, ohne ſie je geſehen zu haben, und verkauft ſchnell 100.000 Acker davon zum Preiſe von 12 fl. für den Acker, mit einem muthmaßlichen Gewinne von 75 Procent. Den Käufern kann die Geſellſchaft keine Auskunft geben über das veräußerte Land, nicht ſagen wo es liegt, wie es beſchaffen iſt und wozu es taugt; nicht einmal Bürgſchaft kann ſie leiſten, ob der Auswanderer auch wirklich in Beſitz ſeines Eigenthums gelangen wird, weil mancherlei Umſtände vorwalten, die man kennen muß. Dieſe Umſtände wollen wir kurz zuſammenfaſſen.

Die Eingebornen in Neuſeeland mögen noch etwa 100.000 Seelen, alſo 35 auf die Quadratmeile, betragen. Ihr Volksleben iſt in hohem Grade demokratiſch. Die ſogenannten Häuptlinge haben nichts zu befehlen. Das Land iſt nach Stämmen und Bezirken abgetheilt und Eigenthum aller Freigebornen. Jeder unter ihnen kann nach Belieben wirthſchaften, wo eine freie Stelle iſt. Häuſer und angebauter Boden ſind Privateigenthum. Weder das Land im Allgemeinen, noch Privateigenthum können ohne Bewilligung des ganzen Stammes verkauft werden. Wer daher unbebautes Land in Neuſeeland erwerben will, muß den ganzen Stamm zuſammenkommen laſſen, und was man an Waaren dafür zu geben geneigt iſt, muß zur Einſicht vorliegen. Iſt der Stamm zufrieden, ſo wird das Jawort gegeben, auch wohl ein Kaufbrief gezeichnet, und jedes von den anweſenden Mitgliedern nimmt von den Waaren, was ihm gefällt. Da die Eingebornen von Neuſeeland, aus Mangel an Wild, nicht wie ihre amerikaniſchen Brüder von der Jagd leben konnten, ſo haben ſie eine Art Ackerbau treiben müſſen. In dieſer Abſicht haben ſie große Waldſtrecken niedergebrannt und den Wachsthum der Farnkräuter mit nahrhafter Wurzel befördert. Auf der andern Seite machten ſie Anſpruch auf die in ihrem Gebiete ſchwärmenden Ratten, und wer dieſe Thiere auf einem noch unbeſetzten Boden zuerſt verzehrt, iſt Grundherr deſſelben. Werden Ratten von einem fremden Stamme auf dem Gebiete eines andern erſchlagen, ſo

entsteht Krieg, gerade wie es auch in Amerika wegen verletzter Jagdbezirke und in Europa um anderer Dinge willen geschieht. Da nun die Europäer an den Rattenschmaus nicht gewöhnt sind, und die Eingebornen auf der nördlichen Insel zum Feldbau sich willig zeigen, so hat der Auswanderer wenig von ihnen zu fürchten. Im Gegentheil wird er durch rechtschaffenes und billiges Betragen eher ihre Zuneigung gewinnen, obgleich ihnen ihr bevorstehendes Loos gänzlicher Ausrottung klar genug vor Augen schwebt.

Nach dieser Abschweifung ist es Zeit wieder einzulenken. Unter den Völkern, welche der englischen Herrschaft in Europa gehorchen, können wir die Schotten ihrer Rechtlichkeit und Kenntnisse wegen obenan stellen. Unermüdet in der Arbeit, fest und besonnen in ihren Thaten, menschenfreundlich und gerecht, verdienen sie allgemeine Achtung. Nirgends werden die gefahrdrohenden Verhältnisse des Mutterlandes mit solcher Klarheit durchschaut, als in Schottland. Auswanderung in Masse wird als das einzige Rettungsmittel betrachtet, um die jährlich nachwachsenden 400,000 Mäuler zu stopfen. Es hat sich daher in Edinburgh eine schottische Neuseeland-Gesellschaft (Scots New Zealand Land Company) zum Behufe der Auswanderung gebildet, welche auf rechtlichem Wege wandeln und selbst Hand ans Werk legen will. Sie besteht aus Landwirthen und Professionisten, welche der Mittelclasse angehören, und sie wollen sich selbst verwalten, ihr eigenes Schicksal lenken, bis das Mutterland eine regelmäßige Regierung ernannt haben wird. Die Vorschläge, unter welchen die Auswanderung stattfinden soll, sind folgende:

1. Das Unternehmen wird auf Actien gegründet. Jede Actie besteht aus 50 Pfd., wovon 28 Pfd. zum Ankauf von Land, 18 Pfd. zur Ueberfahrt und 6 Pfd. zum ersten Jahresunterhalt und zur Verschiffung von Mehl, Reis u. s. w. bestimmt sind.

2. Jede Actie berechtigt zur Auswanderung eines erwachsenen oder über sieben Jahre alten Menschen; unter sieben Jahren gilt die Actie für zwei Kinder. — Kinder unter einem Jahre bezahlen nur 30 Schilling Ueberfahrt und Unterhalt; unter zwei Jahren 45 Schilling, unter drei Jahren 70 Schilling und für jedes weitere Jahr eine fernere Zulage von 30 Schilling bis zum vierzehnten Jahre. Für den ersten Jahresunterhalt in Neuseeland müssen für Kinder unter drei Jahren 30 Schilling, unter sechs Jahren 60 Schilling, unter neun Jahren 90 Schilling und was darüber ist, den Erwachsenen gleich, 6 Pfd. bezahlt werden.

3. Jeder Actienbesitzer muß 10 Pfd. bei der Unterschrift erlegen. Fernere Zuschüsse werden von dem zur Leitung der Geschäfte ernannten Ausschusse nach Umständen verlangt werden, jedoch jedesmal unter vorher zu bestimmender Frist.

4. Wer das achtzehnte Lebensjahr überschritten und vier Jahre in Neuseeland gelebt hat, wird stimmfähig bei der Regierungswahl. Jede Actie gibt das Recht zu Einer Stimme; zehn Actien zu zehn Stimmen, aber auf keinen Fall weiter, wie groß auch der Actienbesitz seyn mag. Bei politischen Angelegenheiten soll das Stimmrecht erst mit dem einundzwanzigsten Jahre beginnen.

5. Sobald die erste Verschiffung der Auswanderer stattfindet, werden von der unterzeichneten Summe auf jede Actie 28 Pfd. zum Ankauf von Land verwandt; der Ueberrest soll auf die besagte Weise seine Anwendung finden. Diese 28 Pfd. sollen in wollenen Decken, Eisen, Handwerkszeug, Geräthschaften, Piastern und andern zum Austausche mit den Eingebornen tauglichen Gegenständen angelegt werden.

6. Ist eine hinlängliche Anzahl Unterschriften eingegangen, so soll ein Verwaltungsrath gewählt werden, dem es auferlegt wird, ein Schiff zu kaufen oder zu miethen und die erste Verschiffung zu besorgen. Mit den Auswanderern wird zugleich ein Verwaltungspersonal sich einschiffen, und ein anderer Theil in Schottland zur Leitung der Auswanderung bleiben.

7. Bei der Ankunft in Neuseeland wird eine gute Stelle zur Anlegung einer Stadt gewählt, und jedem Einwanderer, nach Maßgabe seiner Actien, ½, oder ¼ Acker Stadtland und 5 bis 6 Acker Gartenland in der Umgebung der Stadt zugemessen. Ackerland soll später vertheilt werden, und auf jede Actie 100 Acker kommen. Die Vertheilung wird durch Verlosung geschehen. Wer mehrere Actien besitzt, hat Anspruch darauf, daß sein Ackerland in Einem Stücke liegt.

8. Sobald die Ansiedlung festen Fuß gefaßt hat, soll eine kleine Steuer auf jede Actie erhoben, oder nicht vertheiltes Land verkauft werden, um ein Hospital für die Eingebornen zu gründen, wo sie in Krankheitsfällen kostenfrei besorgt und verpflegt werden. In jeder Beziehung sollen sie mit wahrer Christenliebe behandelt, und zum Anbau des Bodens und eigenem Erwerbe aufgemuntert werden.

9. Kein Grundstück soll einzeln von den Eingebornen erstanden werden, sondern die verwaltenden Räthe werden die Einkäufe im Großen besorgen, damit keine nachtheilige Mitbewerbung eintritt. Jedes männliche über 14 Jahre alte Mitglied muß auf eigene Kosten regelmäßig bewaffnet seyn und sich einüben lassen. Ihnen ist die Pflicht auferlegt, nöthigenfalls die Colonie zu vertheidigen.

10. Die Mitglieder der Verwaltung sollen billig bezahlt werden, aber auf keinen Ruhegehalt Anspruch machen können. — Ein Landregister mit den genauesten Angaben soll gehalten und in einem feuerfesten Gewölbe verwahrt werden.

11. Die Verwaltung soll aus folgenden Mitgliedern bestehen:

1 Gouverneur oder Statthalter, welcher jederzeit von den Actienbesitzern abgesetzt werden kann,
1 Unterstatthalter,
2 oder mehrere Schreiber,
1 Schatzmeister,
1 Landmesser nebst Gehülfen,
4 bis 10 Räthe.

Alle diese Personen sollen dem Statthalter zur Ernennung oder Absetzung überlassen bleiben, und die Macht des Statthalters überhaupt noch näher bezeichnet werden. Sollte die Zahl der Actienbesitzer zu groß werden, so sollen je 10 das Recht haben, bei Wahlen einen Abgeordneten zu stellen. Außer dem vollziehenden Rathe sollen noch mehrere andere Räthe, je aus 4 Mitgliedern bestehend, von den Actienbesitzern gewählt werden. Sie sollen bloß beobachtend sich verhalten, über politische Verhältnisse, öffentliche Arbeiten, Handel, den moralischen und physischen Zustand der Colonie berichten und die Eingebornen schützen. Ferner sollen 1 Buchhalter zur Führung des Landregisters, 3 Pfleger für Wittwen und Waisen, 1 Vermittler, 2 Schiedsrichter und 1 oder 2 Aerzte gewählt werden. Sollte dieser Vorschlag zur Ausführung kommen, wie es kaum zu zweifeln ist, so wird die Auswanderung nach einem großen, geregelten Maaßstabe erfolgen, wobei alle Theile gewinnen werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 103.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 April 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Von Capitän Harris)

Erste Abtheilung.

Von meiner Kindheit an wurde ich für jagdtoll erklärt, und kannte wirklich kein größeres Vergnügen, als zu schießen. Als ich für das Losschießen einer alten Vogelflinte eine strenge Züchtigung erhalten hatte, machte ich mir selbst einen Bogen, und erlegte die Enten und Gänse meines Nachbars, dem ich jene zu danken hatte, und als der Bogen confiscirt war, legte ich mit einigen gleichgesinnten Spielgefährten ein Capital zusammen, um für die Weihnachtsfeiertage eine alte Flinte zu erhalten und schießen zu können.

Nach dieser vorherrschenden Neigung wählte ich meinen Stand, erlangte die Stelle eines Ingenieurs im westlichen Indien, und trieb hier Jahre lang das Studium der Jagd ins Große. Doch selbst hier bei der Verfolgung der Löwen und Tiger sah ich mit Sehnsucht nach den großartigern Jagdscenen in den Wildnissen von Afrika, und vernahm mit nicht geringem Ergötzen das Urtheil eines medicinischen Collegiums in Bombay, das mich auf zwei Jahre nach dem Cap der guten Hoffnung versetzte.

In Folge dieses Decrets segelte ich am 16 März 1836 von Bombay ab; unter meinen Reisegefährten war William Richardson, ein Civilbeamter aus Bombay, der unter gleichen Umständen nach dem Cap reiste, und als ich ihm, nach schnell gemachter Bekanntschaft, meinen Plan mittheilte, so weit als möglich in das Innere von Afrika einzudringen, willigte er sogleich ein, mich dahin zu begleiten.

Gewöhnlich dauert die Ueberfahrt sechs Wochen, wir brauchten deren eilf, und erreichten Simons Bay erst am 31 Mai. Ein glücklicher Zufall ließ mich in der Capstadt mit Dr. Andrew Smith zusammentreffen, der eben jetzt von einer wissenschaftlichen Expedition des Innern zurückgekehrt war, und seine Nachweisungen bestimmten mich, ohne Zeitverlust meine Ausflüge zu beginnen. Unsere Vorbereitungen waren in wenig Tagen getroffen, die Einkäufe für unsere Bedürfnisse zum Tauschhandel mit den Eingebornen schnell beendet; ich hatte mein Zelt, Pulver und Hausgeräth aus Indien mitgebracht, und mit einem neugeworbenen Diener für meine Person, Nesserwandschi Motaddoy, dem Parsi, Diener Hrn. Richardsons, und einem neuen Koche, welchen wir eigens für den gefürchteten Häuptling Moselekazi, den wir besuchen wollten, hatten machen lassen, schifften wir uns am 2 Julius auf einem kleinen Schooner nach Algoa Bay ein. Das Wetter war uns nicht sehr günstig, und statt drei Tagen, welche die Fahrt im gewöhnlichen Laufe der Dinge einnimmt, erreichten wir am achten Tage erst St. Francis Bay, die wir anfangs irrig für Algoa nahmen, und liefen erst am folgenden Tage in den Hafen Port Elizabeth ein.

Die Lage der Stadt Port Elizabeth ist zwar so schlecht als möglich gewählt, doch ist die Niederlassung schnell im Steigen, wenn sie auch zur Zeit nicht über 150 Häuser zählt. Der Boden in der Umgegend besteht aus sandigem Lehm, und bringt ohne Bewässerung schöne Weizen- und Gerstenernten hervor, da die Nähe der See hinreichend Feuchtigkeit erzeugt.

Wir verweilten eine Woche hier, um uns Pferde zu kaufen, die, wie man uns sagte, in großer Menge und vorzüglicher Güte in der Umgegend gezogen würden, konnten aber nur mit großer Mühe endlich zweier elender Vierfüßler mächtig werden, da der Kafferkrieg Alles vertheuert hatte. Mit Hülfe des Obersten Tripp, dem commandirenden Officier in Algoa, erhielten wir einen bequemen Reisewagen von 17 Fuß Länge und einen Zug von zwölf kräftigen, kleinen Faderland-Ochsen. Einen zweiten Wagen für unsere Waaren miethteten wir von einem lustigen Irländer, Jack Butler, der uns nach Grahams Town begleitete, mein Diener Richard übernahm das Amt des Kochs, und so traten wir unsere Reise nach jener Stadt an. Die Art unsrer Reise war folgende: gewöhnlich standen wir mit Tagesanbruch auf, frühstückten um 9 oder 10 Uhr oder sobald wir Wasser erhalten konnten, und setzten nach einstündiger Rast unsre Reise fort, bis wir einen schicklichen Platz zum Nachtlager antrafen. Hier wurden dann die Ochsen einige Stunden lang zur Weide geschickt, an verschiedenen Orten unsers Lagers lustige Feuer angebrannt und, wenn Materialien vorhanden waren, die Köche in Arbeit gesetzt; mit Kaffee oder Thee wurde das Mahl

Digitized by Google

hinuntergespült, was übrig blieb, erhielten die Diener, und Jeder richtete sich so gut er konnte, in, unter oder um die Wagen zum Schlafen ein, wobei die Eroberung der bessern Plätze nicht selten zu Stößen und Drangen, zuweilen sogar zu offenem Kampf Anlaß gab.

Auf diese Weise erstiegen wir das Zwartkop-Gebirge auf einem steilen und schwierigen Steig schon in der ersten Nacht, und lagerten uns in der Nähe eines großen Haines von Aloebäumen in voller Blüthe. Von da führte unser Weg an 100 Meilen durch eine verlassene, verheerte Gegend, in der wir außer einigen Branntweinhäusern nur zwei Wirthshäuser trafen, das erste am Sonntagsfluß, das zweite am Buschmannsberg, doch in keinem fanden wir Brod oder Futter für unsere Thiere, denn das Land trug nicht einen Grashalmen, und unser Vieh glich täglich mehr anatomischen Praparaten. Uebrigens hatten wir häufige und starke Regen während unserer Fahrt, die uns die Wege sehr erschwerten; auch sahen wir hier nach Jahren zum erstenmal einen Reiffrost, und empfanden durchdringende Kälte am sogenannten Affegai-Busch, brachen auch sieben Meilen von Grahams Town, das wir am siebenten Tag erreichten, den Packwagen, der in ein tiefes Loch fiel, daß das obere Theil völlig zerbrach, doch hatten wir, mit Ausnahme des Töpfergeschirrs, keinen Schaden davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

4. Aeußere Bildung.

Wie alle finnischen Stamme sind die Esthen von nicht sehr großer Statur, obgleich ohne Zweifel immer noch eine halbe Elle länger, als man sie sich in Deutschland gewöhnlich zu denken pflegt. Ihr Körperbau ist untersetzt, gedrungen, und selten sieht man unter ihnen schlanke und hochstammige Figuren. Trotz ihrer Gedrungenheit fehlt es ihrem Muskelbau an Kraft und Körnigkeit, und es kann im Durchschnitt angenommen werden, daß ein Deutscher eben so viel Lasten schleppt und Arbeit leistet, als zwei Esthen.

Die mongolischen Grundzüge *) lassen sich in ihrer Physiognomie nicht verkennen, weder die engen Augen, noch die breiten Backen, weder die spitzige Nase, noch das winzige Kinn und der kleine Mund; auch ist ihre Gesichtsfarbe schon etwas gelblicher, als die der Letten. Die Frauen scheinen mehr zum Dickwerden zu neigen, als die Männer, doch mag es wohl weniger Eigenheit des Volksstammes, als Folge ihrer Leibeigenschaft seyn, daß man fast nie einen wohlhabigen, gut genahrten Mann unter ihnen sieht. — Ihr Haupthaar ist durchweg flachs- oder auch goldgelb, wie fast bei allen finnischen Stämmen. (Allerdings gibt es am Ural als merkwürdige Ausnahme auch einige finnische Völker mit schwarzem Haar.)

*) Alle finnischen Völker gehören nicht zur kaukasischen, sondern zur mongolischen Race.

5. Wohnungen. Dörfer.

Da schon Tacitus die Finnen „sordidissima gens“ nennt, so ist wohl gewiß, daß nicht erst die fremden Eroberer diesen kümmerlichen Zustand, in dem auch wir jetzt alle finnischen Stämme finden, bei ihnen herbeiführten. Doch mag er sich durch die harte Leibeigenschaft, in welche namentlich die finnischen Esthen unter den Deutschen verfielen, bei diesen noch mehr befestigt und ausgebildet haben. *) Der Anblick einer esthnischen Hauswirthschaft ist das non plus ultra von Armseligkeit, Schmutz, Unordnung und Dürftigkeit, und es gibt in ganz Europa nichts Aehnliches mehr. Ihre Dörfer sehen beständig mitten im Frieden so aus, als waren sie eben von einer plündernden Tatarenhorde verlassen. Ihre Geräthschaften sind so plump und roh, daß man sie eher für wunderliche Naturgebilde als für Producte der Kunst halten sollte. Ihre Nahrung ist höchst elend, und es ist kein Zweifel, daß manche Thiere in ihren Höhlen sich mehr Comfort bereiten, als man dessen hie und da in esthnischen Wohnungen findet.

Die Bauart und das Baumaterial der esthnischen Wohnungen sind in der Hauptsache dieselben, wie sie im ganzen Norden bei allen Völkern sind, bei den Russen wie bei den Letten und Schweden. Es werden Fichtenstämme wagerecht über einander gelegt, an ihren Enden in einander verkeilt, die Zwischenräume werden mit Moos verstopft. Wie sehr reinliche und nette Wohnungen baut sich aber nicht der Schwede auf diese Weise, und wie erfinderisch weiß der Russe dieß Material zu benutzen, um sein Gebäude zu verzieren. Mit allerlei buntgeschnitztem Holzwerk rändert er die Kanten der Dächer und die Einfassungen der Fenster. Die Stämme der Bäume werden glatt behauen und hie und da als zierende Säulen eingesetzt. Nichts von dem bei den des Schmuckes unbedürftigen Esthen, bei dem der allen Menschen inwohnende Kunstsinn und Verschönerungstrieb auf ein sonst nirgends mehr erreichtes Minimum herabgebracht zu seyn scheint. Die Balken, aus denen sie ihre Häuser errichten, sind gewöhnlich so gerade oder schief gelassen, wie sie im Walde wuchsen. Nie erheben sie sich wie die Russen gewöhnlich, zu zwei Stockwerken, was in ihrem feuchten Lande besonders wünschenswerth wäre. Den Vortheil der Schornsteine kennen ihre Architekten nicht, und Fenster nennen sie einige schief oder nicht schief in die Holzmauer gehauene Löcher.

Selbst des Letten Wohnung erscheint im Vergleich mit der der Esthen von einem verständig räsonnirenden Geiste organisirt. Nicht nur Mensch und Vieh, sondern auch die verschiedenen Thiergeschlechter erscheinen bei jenen unter besondere Dächer vertheilt, und für die verschiedenen Bedürfnisse des Menschen, für die verschiedenen Arbeiten und Verrichtungen gestaltet man besondere Räume. Nicht so bei den esthnischen Wohnungen, bei denen der Fremde in die Arche Noads selber einzutreten glaubt. Denn Menschen — schlafende, arbeitende, gebärende, kranke, essende — und Thiere, säugende Lämmer,

*) Der eigentliche Finne in Finnland wurde bei der schwedischen Herrschaft nicht leibeigen, und ist auch noch jetzt unter russischer Obergewalt persönlich frei.

Digitized by Google

Ziegen, grunzende Schweine und Hunde behelfen sich hier gewöhnlich in demselben Raume neben einander. Ihre Banke, Tische, Stühle, haben das Ansehen, als waren sie im Walde gewachsen, Thürklinken, Schlösser, Etageren sind unbekannt, und es ist offenbar, daß von den außerordentlichen Fortschritten und Verbesserungen, die das übrige Europa in Künsten und Gewerben machte, auch nicht ein Tröpflein diesem Volke zu Gute kam, das noch in demselben Urzustande verharrt, wie seine Vorfahren vor undenklichen Zeiten. Sogar Tubalkains Kunst haben sie sich noch nicht zu eigen gemacht. Denn Eisen, nicht einmal eiserne Nägel, wenden sie nirgends im Haushalt an, und wo sie bei ihren Instrumenten deren unabweislich benöthigt sind, da entleihen sie es von den Deutschen, Russen oder andern höher stehenden Nationen. Lichter und Leuchter kennen sie nicht. Lange, dürre Birkenholzspähne, Pegel genannt, schieben sie in die Zwischenräume der Mauerbalken und zünden sie an dem einen Ende an. Da sie im Winter oft Monate lang spinnend und webend bei dem fackelnden Lichte dieser Pegel mitten im Rauch und Stubennebel sitzen, so ist es ein Wunder, daß es noch ein gesundes Paar esthnischer Augen gibt. Der große Ofen ist natürlich, wie überall im Norden, das Hauptmeuble ihrer Zimmer. Er dient als Herd, Backofen, Trockenboden und Schlafstelle zu gleicher Zeit. Im Frühlinge bauen sie sich draußen eine Strauchhutte als Sommerkuche.

Die Esthen, wie die Letten und Litthauer — nicht aber die Polen, auch nicht die Kosaken und Kleinrussen — haben die ursprünglich wahrscheinlich großrussische Sitte des Gebrauchs der Dampfbader angenommen. Und da sie eben so leidenschaftlich, wie die genannten Völker, diese Bäder lieben, so bauen sie sich bei jeder Wohnung ein eigenes Badehäuschen, das auf dieselbe Weise eingerichtet ist, wie bei den Russen und Letten, und in welchem sie alle Wochen einmal ihre Sorgen, Kummer und Krankheiten verschwitzen.

Die Esthen leben nicht wie die Letten und die Westphalen in einzelnen Bauergehöften gesondert, vielmehr legen sie ihre Wohnungen neben einander zu großen und weitläufigen Dörfern. Doch beobachten sie bei der Anlage dieser Dörfer keine Art von Plan, wie die Russen, welche ihre Häuser in langen, regelmäßigen Straßen an einander reihen. Vielmehr legt sich bei ihnen in größern oder geringern Distanzen Gehöft bei Gehöft im lockern Zusammenhange, und die Wege und Straßen bilden sich dazwischen nur planlos und zufällig allmählich von selbst aus.

Der Anblick dieser esthnischen Dörfer ist der trostloseste von der Welt: die Häuser stehen schief und krumm, bedacht oder nicht bedacht, zur Hälfte verfallen und verfault durch einander. Gewöhnlich sind einige davon vor längerer oder kürzerer Zeit niedergebrannt, die meisten bewohnt, viele verlassen, weil die Bauern versetzt wurden; keine Spur von Gartencultur umgibt sie, nur hie und da blieb eine Tanne oder eine einsame Birke stehen. Die Zäune, welche die Gehöfte umgeben, gleichen in ihrem gewöhnlichen Zustande Pallisaden, welche in einer Belagerung zerschossen und zertrümmert wurden. Selbst mitten in der schönsten Blüthenzeit grünt und blüht kaum ein frisches Unkraut in der Nähe der traurigen und öden Niederlassungen dieser unasthetischen und kunstlosen Esthen.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Fortsetzung.)

Zum Schlusse sollen einige Bemerkungen über die Neuseeländer und den dortigen Zustand folgen, wie sie von neuen Reisenden und den englischen Missionären geschildert werden. Die Eingebornen sind groß und stark, und mit guten Verstandesgaben ausgestattet. Die Abbildungen, die man in Europa von diesen Menschen besitzt, sind falsch, und geben keinen richtigen Begriff von den Urbewohnern dieses und anderer polynesischen Länder. Beide Geschlechter sind von kupferbrauner Farbe, die aber zwischen lichtheller Kupfer- und dunkler Mahagony- oder Chocoladefarbe wechselt, auch manchmal fast ins Schwarze übergeht. Die natürliche Farbe der Haut wird durch das Bemalen des Körpers, durch Schmutz und den Einfluß der Luft verändert. Ihre Gesichtszüge tragen das Gepräge der Wildheit. Darwin sah einen Unterhäuptling, dessen ganze Gesichtsbildung er mit einem der beiden Knechte vergleicht, welche Robert, in Schillers Fridolin, in den Ofen stecken, wozu Retzsch die meisterhaften Randzeichnungen geliefert hat. Ein vollkommneres Gleichniß als zwischen dem Neuseeländer Häuptling und dem Brandgesellen, welcher Robert bei der Brust faßt, könne nicht gefunden werden. Die Gestaltung der Zähne ist bei den Neuseeländern von jenen der Europäer verschieden. Sie sind nach innen abgekantet, wie bei einem Pferde, und dieß wird sogar bei jungen Wilden bemerkt. Bei den Feuerländern, Araucanern und Neuholländern hat man dieselbe Erscheinung beobachtet; ob sie aber zufällig oder natürlich ist, muß erst nachgewiesen werden.

Die Wohnungen der Neuseeländer sind wahre Schweinsställe. Selten waschen sie ihre Person, noch seltener ihre Kleidung. Fragt man sie, warum ihre Kleider so schmutzig sind, so geben sie dem langen Tragen die Schuld. Die meisten hüllen sich in wollene Decken. Bloß einige Häuptlinge sind anständig englisch gekleidet, aber nur bei außerordentlichen Gelegenheiten. Viele unter den Eingebornen bedecken sich mit Matten, die sie aus ihrem Flachse weben. Bei Nacht, oder wenn es regnet, wird diese Matte um den Hals gebunden. Auf diese Weise, gleichsam mit einem Dache bedeckt, hocken sie nieder, und gleichen in der Entfernung eben so vielen Bienenkörben. — Das Tättowiren wird unter ihnen bis zur höchsten Kunst getrieben. Jedes Zeichen hat seine Bedeutung, und bei einem wilden Krieger bilden die zahllosen Figuren gleichsam die Geschichte seiner Thaten. Junge Leute haben nur wenig solche Zeichen; geborne Sklaven fast gar keine, aber die ältern Leute, und hauptsächlich die Oberhäupter, sind dergestalt damit bedeckt, daß ihr Gesicht unter einer Maske zu liegen scheint. Bei den Weibern geschieht das Tättowiren aus Eitelkeit, damit ihre Züge sich nicht verändern. Selbst wenn sie unter den Europäern leben, wollen sie wenigstens die Lippen tättowiren, damit sie im Alter nicht einschrumpfen. Ihr natürlich gelockter Haarwuchs ist sehr stark, und sie sparen weder Mühe noch Oel zu ihrem Kopfputze. Viele unter den Mädchen sind sehr anziehend.

Ehemals war es gebräuchlich, die Nasen sich zu drücken, wenn

Digitized by Google

entfernt wohnende Bekannte einander besuchten. Bei solchen Gelegenheiten grunzten die Weiber, legten sich halb gebogen auf den Boden nieder, und der Ankömmling drückte seine Nase quer über jene seiner Freundin. Mehr und mehr wurde zum Zeichen der Liebe gedrückt, immer mehr wurde gegrunzt, bis der Genuß den höchsten Grad erreicht hatte. Jetzt kommt diese zarte Sitte in Abnahme, man schüttelt sich gewaltig die Hände. — Von den Waffen und Kriegsbooten der Neuseeländer ist schon so viel erzählt worden, daß man sie füglich übergehen kann. Europäische Feuergewehre haben die alten Waffen verdrängt, und die größten jetzigen Boote sind noch 70 Fuß lang, 3 bis 4 Fuß breit und eben so tief. Sie sind aus einem einzigen Stamme der Bergfichte (Kauri) gebauen, vorn und hinten hochaufragend wie die alten Gallioten ausgeschnitten, und mit häßlichen Gesichtern, hervorgereckten Zungen und Perlmutteraugen versehen. Auf den Seiten sind dagegen ziemlich geschmackvolle Arabesken eingegraben. Auf dem Grunde der Boote liegt Ballast, von einem Korbgeflechte bedeckt, das von einem Ende des Bootes bis zum andern reicht. Dieses Geflecht bildet den Boden, auf welchem gefochten wird. Ein solches Boot kann 50 bis 80 Mann fassen. Die ältesten Zeugen der jetzt lebenden Urbewohner sprechen von Booten, die 90 Fuß lang, 7 Fuß breit und fast eben so tief gewesen sind. Man darf dieß um so weniger bezweifeln, als es jetzt noch Kauri-Stämme gibt, die in der Nähe der Wurzel 12 Fuß im Umfange messen.

Menschenfresserei und Kindermord sind auf der nördlichen Insel vorüber, scheinen aber in der südlichen noch immer zu herrschen. Der kriegerische Hang unter diesen Volksstämmen ist so groß, daß die geringste Beleidigung gerächt wird. Vor nicht sehr langer Zeit, noch unter den Augen der Missionäre, wurde von einem Häuptlinge und seinem Stamme Krieg gegen einen andern beschlossen. Einer der Missionäre wollte das Blutvergießen verhindern, hielt eine Anrede an den Häuptling über die Grausamkeit des Krieges und die Geringfügigkeit der geschehenen Beleidigung. Im ersten Augenblicke wurde er davon ergriffen und schien zu wanken. Plötzlich aber fiel es ihm ein, daß er noch ein Fäßchen Pulver habe, das nahe daran sey zu verderben, wenn es nicht bald verbraucht werde. Dieser Umstand war so wichtig, und die Nothwendigkeit des Krieges ging so klar daraus hervor, daß er auch unwiderruflich beschlossen wurde.

Der berühmte Schongi, einer der Häuptlinge der nördlichen Insel, athmete sein ganzes Leben hindurch nichts als Krieg. Er und sein Stamm wurden einst von einem an der Themse wohnenden Stamme hart mitgenommen. Sie schwuren einen feierlichen Eid, daß die Schande gerächt werden müsse, sobald die jungen Kämpfer herangewachsen seyen. Schongi machte sogar in dieser Absicht eine Reise nach England. Alle Geschenke, die ihm dort gereicht wurden, hatten nur dann Werth für ihn, wenn er sie gegen Waffen vertauschen konnte, und nur diejenigen Künste erregten seine Neugierde, die in unmittelbarer Verbindung mit der Verfertigung von Waffen standen. Schongi begab sich über Sidney nach Hause, und traf bei Hrn. Marsden einem englischen Missionär, seinen Todfeind an. Beide betrugen sich anständig, aber Schongi erklärte ihm sogleich, daß er bei seiner Ankunft in Neuseeland nie aufhören werde, Krieg gegen ihn zu führen. Die Herausforderung wurde angenommen, und Schongi hielt Wort. Der Stamm an der Themse wurde gänzlich geschlagen, und der Häuptling selbst verlor dabei sein Leben.

Ganz Neuseeland scheint ehemals im Vertheidigungszustande gewesen zu seyn. Auf jeder Anhöhe findet man Ueberbleibsel von Verschanzungen, die mit hölzernen Pfählen und bisweilen auch mit einem Graben umgeben sind. An vielen Stellen ist die Erde stufenförmig abgegraben, und auch hier mit Gräben durchschnitten. Die Einführung der Feuergewehre hat den Verschanzungen auf den Höhen ein Ende gemacht, und man legte sie in den Ebenen an. Eine doppelte Reihe Pallisaden umgeben sie in ein- und ausspringenden Winkeln zur Beherrschung der ganzen Gegend. In der Mitte steht ein Erdhügel, hinter welchem die Belagerten Schutz suchen und darüber hinwegfeuern. Unter der Verpfählung führen einige Oeffnungen ins Freie zur Auskundschaftung des Feindes. Einige von den Erdhügeln sind mit Gewölben versehen, worin die Todten verborgen wurden. Wenn ein Stamm in den Krieg geht, hat der Häuptling keinen Befehl über die versammelte Mannschaft. Jeder kämpft nach eigenem Gutdünken, und was den Häuptling von den übrigen Streitern unterscheidet, liegt in seiner größern Tapferkeit und seinem beispiellosen Muthe.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Hebung des Bodens. Eine in geologischer Hinsicht ziemlich außerordentliche Erscheinung hat vor kurzem an dem Theile der Departementalstraße von Caen nach Aunay stattgefunden, wo man zwischen diesem Flecken und Mesnil au Grain mit dem Bau derselben gerade beschäftigt ist. Ein Theil der neuen auf sumpfigem Grunde errichteten Straße hat sich plötzlich um mehrere Metres gesenkt, und in einiger Entfernung von da hat sich der Boden gerade um so viel gehoben, als er dort eingesunken war, so daß sich dadurch ein kleiner Hügel gebildet hat. (Pilote de Calvados.)

Ein Riesenproceß. Ein Notar, Namens Arnaud de Javre, in Marseille, wird nächstens vor die Assisen gestellt werden wegen Unterschleif und Fälschung. Es finden sich nicht weniger als 1200 falsche Actenstücke, und über 500 Zeugen werden vernommen werden; die Geschwornen werden mehr als 5000 Fragen zu beantworten haben. (Voleur vom 31 März.)

Erdbeben zu Martinique. In der Nacht vom 16 auf den 17 Januar fand abermals zu Martinique ein Erdstoß statt in der Richtung von Nordosten nach Südwesten. (Echo du Monde Savant vom 1 April.)

Alterthümer in den Vogesen. In dem Walde vor Voivre nahe bei Vittel fand man kürzlich zahlreiche Ruinen. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 43** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Carlo Varese.** Nach Ignazio Cantu. — **Neuere dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses den Ausland begegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes [illegible]

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 104.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Flotte.

Widerwillig betrachten die Schweden ihre Lage gegenüber Rußland: vor wenig mehr als hundert Jahren bedurfte es aller Anstrengungen eines Peter, um die gänzliche Unterjochung seines Landes abzuwehren, und jetzt steht Rußland auf den Aland-Inseln mit einer Macht, die größer ist, als sie Schweden irgend leicht auf Einem Punkte vereinigen kann. Mit um so größerem Eifer sind die Schweden bemüht, ihr Vertheidigungswesen zur See auf einen zweckmäßigen Fuß zu stellen. Schweden hat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert tüchtige Flotten gehabt, es besitzt jetzt noch eine Werfte, welche jährlich mehrere Linienschiffe und Fregatten liefern kann, aber Schweden war nie sehr glücklich zur See und kann jetzt auf keinen Fall mehr hoffen, sich mit Rußland zur See zu messen, doch hofft es wenigstens seine Küsten vor dem ersten Anfall schützen zu können. Bekanntlich ist ein großer Theil der Küste Schwedens mit den sogenannten Scheeren (Skar) umgeben, und das Volk nennt sie auch Skärgard, d. h. die Scheerenveste. Zur Vertheidigung der Durchgänge zwischen diesen Felsenriffen ist bekanntlich eine eigene Flotte, die Scheerenflotte, bestimmt, welche aus Kanonenbooten und Kanonenjöllen besteht, von denen erstere gewöhnlich eine 24pfündige Kanone vorn und hinten führen, letztere aber noch vier Drehbassen auf den Seiten haben.

Es leidet keinen Zweifel, daß die Scheeren, namentlich die in der Nähe von Stockholm, mit solchen Mitteln sich leicht vertheidigen ließen, aber die Regierung war bis jetzt nicht abzubringen von dem Bestreben, eine Linienflotte zu unterhalten, wie denn die schwedische, sogenannte große Flotte — im Gegensatz gegen die kleine, die Scheerenflotte — noch jetzt zehn Linienschiffe, acht schwere und fünf leichte Fregatten zählt. Viele betrachten die erstern als größtentheils überflüssig, und beschuldigen die Regierung geradezu, sie vernachlässige den schwerern und minder blendenden Dienst auf der Scheerenflotte, um für die Linienflotte eine große Anzahl Officiere ernennen zu können. Dieß sprach wenigstens ein Hr. Petré auf dem gegenwärtigen Reichstag offen aus, und beschuldigte dabei noch überdieß die Regierung, daß sie für sehr unnütze Lustlager der Landarmee jährlich Hunderttausende ausgebe, während nicht der zehnte Theil auf die Uebungen der Seeleute verwendet würde, — Uebungen, die ohne Vergleich wichtiger und unentbehrlicher seyen, als die der Landarmee.

Die Zahl sämmtlicher Kriegsfahrzeuge beträgt 440, wovon freilich die Scheerenflotte mit 200 offenen Kanonenschaluppen und 100 Kanonenjöllen, einige Mörser- und Haubitzenschaluppen ungerechnet, den größten Theil ausmachen. Die Bemannung wird in runder Summe auf etwa 24,000 Mann angegeben, allein darunter sind gegen 6000 Matrosen, denen man, wie einem Theile der stehenden Armee, Land an der Küste angewiesen hat, welches zu ihrem Unterhalt dient, und 11,500, die man nur als ein allgemeines Aufgebot zum Seedienst ansehen kann, und welche natürlicher Weise überhaupt nur wenig, und bei dem jetzt herrschenden System so gut wie gar nicht geübt sind; die Zahl der wirklich stets in Dienst befindlichen Seeartilleristen und Schiffsleute beschränkt sich auf 2000, die Zahl der Premierlieutenants (100) aber ist größer als die der Ober- und Untersteuermänner (80) zusammengenommen. Unter solchen Umständen scheint der Vorwurf, daß Alles mehr auf äußern Schimmer als auf wirkliche Sorge für die Landesvertheidigung berechnet sey, freilich nicht ungegründet. Indeß besteht in Schweden eine Einrichtung, die manchen Mängeln abhelfen kann, wenn man sie gehörig zu benützen weiß. Gewisse Arten von Kauffahrern genießen hinsichtlich mehrerer Unkosten beim Bau theils eine halbe, theils eine ganze Freiheit. Dieß wurde ihnen früher gewährt, wenn die Schiffe so stark gebaut waren, daß sie mit Kanonen besetzt werden konnten. Jetzt scheint dieß zum Theil außer Gebrauch gekommen, kann aber, denn das Gesetz besteht noch, jeden Augenblick wieder eingeführt werden, und würde Schweden ohne große Kosten in Kriegszeiten eine gute Anzahl brauchbarer Schiffe liefern: man rechnet ihrer etwa 1000 gedeckte Fahrzeuge mit 7000 bis 8000 geübten Matrosen.

Ueberdieß besitzt Schweden in seinem Eisen und seiner Maschinenfabrik zu Motala die Mittel, in kurzer Zeit Dampf-

Digitized by Google

schiffe herzustellen, und besaß schon im Jahre 1834 deren 24, aber leider machen die Dampfboote noch immer keinen Theil der Kriegsmarine aus, worüber sich Hr. Metre in der oben erwähnten Rede gleichfalls sehr beklagte. Eine kleine Flotte von Dampfschiffen, welche Schweden mit geringern Kosten als irgend ein anderes Land, herstellen kann, möchte vielleicht allein den Vertheidigungsanstalten zur See den gehörigen Nachdruck und die nöthige Wirksamkeit geben.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

In Grahams Town, das etwa 650 Meilen von der Capstadt am Cowiefluß liegt und ungefähr 700 Häuser zählt, die von 3000 Einwohnern, meist Engländern, bewohnt werden, blieben wir vier Tage, konnten mit Mühe nur noch zwei Pferde kaufen, lernten aber den Capitän Stanford vom 27sten Infanterie-Regiment kennen, der uns mit zwei Kaufleuten, David Hume und Robert Scoon, bekannt machte, welche des Elfenbeinhandels wegen mehrmals das Innere besucht hatten, und uns sehr schätzbare Nachrichten mittheilten. Hume besonders verschaffte uns einen neuen Führer für unsere Ochsen, der, von Geschlecht ein Hottentot, Namens Andries Africander, zwar das rechte Auge und den Zeigefinger eingebüßt hatte, doch fünfmal mit Hume und Andern im Gebiet des Moselekatz gewesen, mit ihm wohl bekannt war und das Englische und die Sitschuana-Sprachen ziemlich geläufig sprach. Dabei rühmte er sich ein trefflicher Schütz, ein unerschrockener Elephantenjäger und vollendeter Wagenlenker zu seyn, und schien völlig unsern Wünschen zu entsprechen. Nur Schade, daß er auch keine einzige dieser trefflichen Eigenschaften besaß, sondern nur ihr vollendetes Widerspiel war.

Für 100 Rixdollars (ziemlich 84 fl.) wollte uns Hr. Pollard, des Gastwirths Sohn, mit seinem Wagen nach Somerset, halbwegs von Graaff Reinet, begleiten, doch erhielten wir durch kluges Abwarten einen rückkehrenden Wagen für den vierten Theil der Summe, und setzten am 26sten desselben Monats unsere Reise weiter fort. Als wir eine Meile ungefähr gefahren waren, entlief uns eines der zuletzt gekauften Pferde und wurde erst am Thor von Grahams Town wieder aufgefangen; zehn Meilen weiter brachte die Sorglosigkeit des trefflichen Andries unsern Wagen so tief in ein dichtes Gebüsch, daß er mit Aexten herausgehauen werden mußte, und unterdessen entlief der dicke, gutmüthige Besitzer des Wagens, John Strydom, eines unsrer Pferde, um eine Kassenanweisung zu suchen, von der er sich einbildete, er habe sie fallen gelassen. Erst mitten in der Nacht kehrte er mit dem todmüden Pferde zurück, und fand jetzt zu unserm nicht geringen Unwillen das fehlende Papier in seiner Westentasche.

Das Land glich den schon durchzogenen Gegenden an Unfruchtbarkeit, doch sahen wir hier mehrere kleine Heerden von Springböcken, von denen ich drei tödtete, und kamen am Abend des 29 in der Hütte Strydoms auf dem Gute von Mynheer de Klerck an, und wurden von der jungen Frau unsers Führers mit einem Nachtessen beehrt, im Schlafen aber durch das larmende Singen und die trunkene Fröhlichkeit eines lahmen irischen Schuhflickers sehr gestört, der in einer Lehmhütte ohne Dach mit zwei „Hottentottenknaben," deren jeder über 50 Jahre alt war, sich eine freie Nacht machte. Am Morgen entschuldigte sich der Schuhflicker, daß er uns als „Gentlemen" nicht zu seinem Feste habe eingeladen, doch sey er zur Zeit nicht immer „compos mentis," weßhalb er hoffe, wir würden ihm es nicht verübeln.

Hier hielten wir einen Tag, um eine Jagd auf die wilden Perlhühner (numida meleagris) zu machen, die auf dem Gebiet de Klercks in großer Menge sich vorfanden; sie liegen truppweise in dem langen Gras und Unterholz, und erheben sich, aufgejagt, wie die Fasanen, schwirrend hoch über die Gipfel der Bäume. — Am 31 erreichten wir die kleine Stadt Somerset, am kleinen Fischfluß, wo ich beim Durchschwimmen desselben plötzlich in Treibsand gerieth und fast mein Pferd verloren hatte.

Vergeblich gingen wir hier von Haus zu Haus, um einen Wagen für unser Gepäck zu finden, da der ehrliche John Strydom es nicht übers Herz bringen konnte, seine Frau wieder zu verlassen; vergeblich boten wir einem Mann, der eine Ladung Orangen gebracht hatte und wieder nach Graaff Reinet zurückkehrte, 50 Rixdollars, er zog es vor, leer nach Hause zurückzukehren, und wir mußten unser Gepäck den Händen des Hrn. Thomas Butler übergeben, der sich erbot, bei nächster Gelegenheit es nachfolgen zu lassen.

Es war finstere Nacht, ehe wir die gefährlichen Abhänge von Bruintjes Hoogte hinter uns hatten und in einer elenden Hütte die Erlaubniß erhielten, unser durstiges, ermüdetes Pferd ausspannen zu dürfen. Ein heftiger, unangenehmer Wind jagte uns zeitig zu Bett, noch ehe wir, wie gewöhnlich, unsere Ochsen an die Räder des Wagens angebunden hatten. Am andern Morgen waren sie nirgends zu finden, und starker Verdacht fiel auf unsern unfreundlichen Wirth, Erasmus, daß er an ihrem Verschwinden sehr betheiligt seyn möchte. Man hatte ihn am Abend bei dem Wagen gesehen und jetzt vermochte ihn erst das Versprechen einer Belohnung uns am 3 August vier Ochsen zurückzugeben. Schon wollte ich nach Graaff Reinet reiten, um richterliche Hülfe anzurufen, als am dritten Tag ein Feldcornet, Cornelius mit Namen, ankam, dem wir unsere Verlegenheit vorstellten, und der uns zwei seiner Diener gab, welche theils die Ochsen auffanden, theils Erasmus Besorgniß erregten und ihn bewogen, sie uns selbst wieder zuzustellen. Am 5ten setzten wir dann unsere Reise weiter fort, unsern diebischen Wirth den Händen der Gerechtigkeit überlassend, doch kann ich nicht umhin, hier beizufügen, daß, als wir ein Jahr später auf demselben Wege von heftigem Regen genöthigt wurden, in seinem Hause Schutz zu suchen, wir das Haus verlassen und seine Familie ausgestorben fanden.

Nachdem wir zu drei verschiedenen Malen den Sonntagfluß überschritten hatten, langten wir am 6 gegen Abend in Graaff Reinet an. Das malerisch gelegene kleine Dorf, das fast ganz vom Sonntagfluß umflossen wird, gewahrte einen seit-

Digitized by Google

samen Anblick, als wir am andern Morgen zum Fenster hinaussahen, und die Straßen mit Schnee bedeckt erblickten, während die Gartenhecken von Quitten- und die Alleen von Orangebäumen sich unter der Last reifer Früchte beugten.

Von hier aus begann eigentlich unsere Expedition ins Innere, und unser Plan war, so schnell als möglich die bedeutende Missionsstation Kuruman oder Neu-Litaku zu erreichen, dann in das Land Mosilekatzi's zu gehen, und von dort, wo möglich, bis zum großen See vorzudringen, der tief im Innern über den Wendekreis des Steinbocks hinausliegen soll, und endlich auf dem bisher noch unbesuchten Weg des Likwa- oder Baalistusses zurückzukehren. Zu diesem Ende sandten wir einen Karren nach Somerset, unser Gepäck von Hrn. Butler zurückzuerhalten, der uns aber sagen ließ, es sey völlig von den Würmern und Ratten getroffen worden, so daß wir nicht allein die Kosten des ihm zugeschickten Wagens, sondern auch neue Einkäufe tragen mußten. Um unsere Gesellschaft zu vergrößern, miethteten wir noch in Gegenwart des Schreibers und des Friedensrichters sechs Hottentotten auf ein halbes Jahr, versahen uns mit Schutzbriefen an die verschiedenen Feldcornets auf unserem Weg, mit Empfehlungsschreiben an die Capitäne Waterboer und Cornelius Kok, zwei mit der Regierung befreundete Griquahäuptlinge, und verließen am 1 September Graaff-Reinet.

Wir bemerkten bald, daß wir unsere Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten, als wir die sechs Hottentotten miethteten. Sie waren Trunkvolk, d. h. aus der Haft gelassene Verbrecher, und zeigten sich zum Trunk geneigt, nachlässig in ihren Pflichten, feig gegen wirkliche oder eingebildete Gefahr und rebellisch gegen unsere Befehle.

Der Regen, der bei unsrer Abreise nur drohte, fiel bald in Strömen herab und gab uns wenig Hoffnung für eine glückliche Reise. Noch hatten wir nicht vier Meilen zurückgelegt, als ein reitender Hottentott uns entgegen kam, der eilig ärztliche Hülfe von Graaff Reinet für seinen Herren haben wollte, den ein Leopard übel zugerichtet, und Ein anderer holte uns von Graaff Reinet ein, den man für 4 Rixdollar gemiethet hatte, um eine Schuld von 5 von uns einzutreiben, die wir vergessen hatten zu berichtigen, — so wenig glaubte man uns wieder zu sehen. Am Abend erreichten uns unser Freund, Hr. Campbell und Hr. Lloyd, Specialrichter der Regierung (Special Justice) mit mehrern andern Herren, und blieben bis zum andern Tag bei uns.

Je tiefer wir in die Gebirge des eigentlichen Sneeuwberg eindrangen, desto unfreundlicher wurde das Wetter, Schnee und Kälte und schwere Nebel umgaben uns, einige Pferde entliefen uns, als wir uns ihrer frühern Weidegegend näherten, und als wir einige Diener darnach ausschickten, blieb der eine ganz aus, der andere kehrte zwar zurück, hatte aber eines unsrer besten Pferde so zu Schanden geritten, daß wir es während der ganzen Reise nicht mehr brauchen konnten. Als wir die Sneeuwberge im Rücken hatten, trafen wir bei einem verlassenen Hofe, Dassies-Fontein, einen alten Kaffer, der Dacca, (wilden Hanf) rauchte, woran die Eingebornen besonderes Vergnügen haben. Vor der Thüre einer zerfallenen Hütte sitzend, zog er den gefährlichen Dampf durch Wasser aus einem Büffelhorn in langen Zügen ein, worauf ein heftiger Husten und eine wahnsinnähnliche Betäubung erfolgte, in welcher er seine dürftige Kleidung abwarf, und einem wilden Thiere oder Wahnsinnigen gleich in die Ebene hinaus lief.

Am 5 September erreichten wir das Vogelthal, wo am andern Morgen alle Bäche gefroren waren, und der Schnee die ganze Gegend bedeckte. Hier sahen wir die ersten Gnu, diese seltsamen Thiere, deren Wildheit bei dem eigenthümlichen Bau ihres Körpers einen fast komischen Eindruck macht; wir schossen drei von ihnen. Am 7 kamen wir nach Volksfontein, und eilten ohne Aufenthalt nach den sogenannten Sieben Brunnen weiter. Hier war das Land buchstäblich weiß von Springböcken, Tausende bedeckten die Ebene. Die Trekbokken, wie die Colonisten diese Antilopen nennen, sind wohl die fruchtbarsten Thiere; zahllos wie Heuschrecken stürzen sie sich auf die weiten Fluren der Ansiedler, wenn eine anhaltende Dürre sie aus den Wüsten des innern Landes heraustreibt; Löwen hat man mitten in ihren dichtgedrängten Haufen eingepreßt gesehen, und ganze Heerden Schafe werden von dem Strome mit fortgerissen; die mit reicher Frucht prangenden Felder stehen nach einer Nacht verödet, und dem beraubten Landwirth bleibt nichts übrig, als anderwärts Futter für seine Heerden zu suchen.

Nach drei langweiligen Tagemärschen kamen wir zur Wohnung des Gränz-Feldcommandanten, dessen Besitzungen von dem Nu-Gariep, einem der beiden Hauptarme des großen Orangeflusses, begränzt werden. Drei unserer Ochsen fielen hier aus Mangel an Wasser und gehöriger Nahrung nieder, und wir mußten sie ihrem Schicksal überlassen.

Der Feldcommandant nahm uns anfangs ziemlich kalt auf. Als wir ihm das Schreiben der Regierung übergaben, empfing er es mit großer Ehrerbietung, nachdem er aber vergeblich versucht hatte, es zu entziffern, gab er es seiner Frau, deren Auslegung uns eine Einladung zum Abendessen erwarb. Im Verlauf des Gespräches fanden wir, daß Mynheer schottische Abkunft ansprach, obgleich er keine andere als die holländische Sprache kannte. An seinem Tische erschienen mehrere stämmige Sprößlinge seines Stammes, von denen die jüngeren, dem altväterlichen Gebrauche gemäß, hinter den Sitzen der Eltern und Gäste dienend standen. Ehe das Abendessen begann, machte ein Sklave die Runde im Zimmer mit einem mit Wasser gefüllten Gefäße, das er uns und den Familiengliedern, von den Aeltesten anfangend, zum Fußwaschen anbot; doch lehnten wir es ab, da wir bemerkten, daß dasselbe Wasser für Alle diente, und das Tischtuch nach Beendigung der Ceremonie als Handtuch angewendet wurde. Nach einem kurzen Tischgebet, das einer der Söhne hinter dem Stuhle des Vaters eher sang als sprach, gab der Feldcommandant das Zeichen zum Angriff und ging selbst mit kräftigem Beispiel voran. Um 9 Uhr aber verließ er uns mit dem kurzen Bescheid, daß er im Begriff sey, zu Bette zu gehen. Am andern Morgen waren wir im Handel um 100 seiner Schafe, doch ließ er uns am Ende nur 60, das Stück für 3 Rixdollars. Da sie jenseit des Flusses waren, so war es keine kleine Mühe, sie herüberzubringen; dreizehn

Digitized by Google

Menschen bemühten sich vergeblich, die Sache ins Werk zu setzen, bis endlich einer von Monheers Söhnen eine große, schwarze Ziege ins Wasser brachte, welche die ganze Heerde nach sich zog.

(Fortsetzung folgt.)

Geologisches Ereigniß in der Provence.

Französische Blätter theilen nachstehenden Bericht über eine sehr interessante geologische Erscheinung mit.

Am 10 Januar d. J. vernahm man an einem sehr schönen Morgen, gerade als die Einwohner des am Fuße von St. Baume gelegenen Dorfes Signes ihre Wohnungen verließen, um auf ihre Felder zu gehen, auf einmal auf eine Entfernung von 600 Schritten vom Dorfe und etwa eine halbe Stunde westlich von den Quellen des Gapeau ein Kanonenschüssen ähnliches Knallen. Schrecken und Angst bemächtigte sich sogleich der Einwohnerschaft. Dieser Schall wiederholte sich in ungleichen Zwischenräumen, wobei man zugleich mit Staub vermischte Dampfsäulen bemerkte, die sich in verticaler Richtung von der Erde aus zu einer Höhe von mehrern Metres erhoben, und dann als schmutziger Regen sich entluden. Es zeigte sich keine besondere Wärme; die Sonne strahlte in ihrem vollen Glanze, die Luft war rein und vollkommen ruhig; nichts ließ auf ein vulcanisches Phänomen schließen.

Indeß dauerte das Krachen mehrere Stunden lang, während welcher der Schrecken fortwährend stieg; da fing plötzlich der Boden sich in einer Strecke von etwa 50 Metres im Umkreis zu senken an, worauf sich eine trichterförmige Vertiefung von bedeutender Tiefe bildete, der sich Niemand zu nähern wagte. Vierzehn Tage lang blieben die Sachen in demselben Zustande, nur vergrößerte sich die Oeffnung der Vertiefung nach und nach. Nach Verlauf dieser Zeit drang eine Wassermasse aus dem Grunde derselben, und hob sich bis auf 16 Metres unter der Oberfläche des Bodens. Dieses Wasser war ruhig und röthlich, ohne schlechte Beschaffenheit und von gleicher Temperatur wie Quellwasser. Um die Tiefe des Wassers zu untersuchen, spannte man ein Tau über die Vertiefung, von welchem aus man vermittelst eines Schiebringes eine Schnur, an welche eine Kugel befestigt war, in den Mittelpunkt der Vertiefung hinabsinken ließ. Diese Untersuchung stellte eine Tiefe des Wassers von 25 Metres heraus, und es ergab sich, daß die von der Kugel erreichte Tiefe von der Oberfläche des Bodens an gerechnet 59 Metres betrug.

Seit diesem Emporsteigen des unterirdischen Wassers hat sich die Oeffnung der Vertiefung allmählich vergrößert, so daß sie am Ende Januars mehr als 150 Metres im Umfange hatte. Die Oberfläche des Sees hat sich ebenfalls um 8 Metres gehoben und der Boden sich gesenkt. Das Wasser ist hell geworden, und auf diese Weise das Besitzthum des Hrn. Gaual, Croquefique genannt, hat sich in einen hübschen kleinen See mit frischem Wasser verwandelt, der sich allmählich vergrößert und bis nahe zur Oberfläche des Bodens erhebt.

Auswanderung nach der östlichen und westlichen Erde.

(Schluß.)

Vielweiberei ist noch immer ein hervorstechender Familienzug der Neuseeländer. Darwin hatte einen Häuptling, der ihm als Führer nach Waiomio diente, welcher einige Zeit zuvor eine seiner Frauen und einen Sklaven mit eigener Hand aufgehängt hatte, weil sie in vertraulicher Verbindung lebten. Als einer der Missionäre ihn deßhalb zur Rede stellte, schien er ganz erstaunt, und erwiederte: „Er habe geglaubt, man mache es in England eben so.“ Der bereits erwähnte Schongi war gerade in England, als die Geschichte der Königin Karoline im Parlament verhandelt wurde. Schongi tadelte den ganzen Verlauf der Sache, und bemerkte ganz kalt: „Er habe fünf Weiber, würde aber zuvor allen den Kopf abschneiden, ehe er sich von einer einzigen so plagen ließe.“

Gesetze scheinen unter diesen Menschen nicht eingeführt zu seyn. Gewisse Handlungen werden als recht oder unrecht betrachtet, und durch eigenes Vergeltungsrecht belohnt oder bestraft. Ein einziger Vorfall, der zur Rechtssache mehrerer Stämme geworden, hat vor mehrern Jahren stattgefunden und großes Aufsehen gemacht. Der brittische Resident, Hr. Busby, wurde bei Nacht von einem Häuptling und einigen seiner Gehülfen angegriffen, in der Absicht, zu plündern. Er leistete Widerstand, und wurde leicht verwundet, aber es gelang ihm mit Hülfe seiner Dienerschaft die Angreifer in die Flucht zu treiben. Bald darauf wurden die Thäter entdeckt, und die Häuptlinge zusammenberufen, um diesen Gegenstand zu berathen. Zwei Dinge erschienen den Neuseeländern höchst strafwürdig, nämlich der Anfall bei Nacht, noch mehr aber der Umstand, daß Madame Busby gerade krank im Hause gelegen habe. Es wurde daher einstimmig beschlossen, dem Thäter seine ganze Habe zum Vortheile des Königs von England einzuziehen und ihn der öffentlichen Verachtung preiszugeben. — Die treffenden Bemerkungen, welche man von diesen Menschen hört, geben Veranlassung zu vielfältigem Nachdenken. Ein alter Mann, indem er sich an den Seefahrer Kitrop wandte, trug die Frage vor: „Wie denn das Christenthum mit dem Pulverhandel und den siebenläufigen Flinten sich vertrage?“ Die Sklaven, welche ehemals im Kriege gemacht und verzehrt wurden, werden jetzt zum Landbau angehalten oder zur Arbeit verdungen. Alle Freigebornen führen den Namen Rangatira.

Man kann sagen, daß der größere Theil der nördlichen Insel unter dem Einflusse der englischen Missionäre steht, und gegen 40 Häuptlinge mit ihren Stämmen auf dem Wege sind, ihren gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Die landwirthschaftlichen Einrichtungen dieser Religionsboten haben besonders auf die Eingebornen gewirkt, und in allen Richtungen werden jetzt Kartoffeln und Mais gezogen. Im Allgemeinen scheinen diese Menschen gutmüthig zu seyn, sind aber schnellen Aufwallungen unterworfen, wovon die Ursache in ihrem kriegerischen Geiste zu suchen ist. Durch den Ankauf einiger Grundstücke, welche die Missionäre um eine Kleinigkeit erworben haben, werden sie von den verschiedenen Stämmen in Schutz genommen, weil jeder Erwerb des einem oder dem andern Stamme den Schutz desselben auf den Käufer überträgt. Es ist übrigens Thatsache, und die Missionäre haben es selbst gesagt, daß die Eingebornen zu jeder Zeit sie beschützt haben, und längst von dem englischen und amerikanischen Gesindel erschlagen worden wären, welches die Wallfischfänger ans Land werfen. Dazu kommen noch von Zeit zu Zeit Ueberläufer aus dem neuen Verbrechergehöge der Britten auf der Norfolk-Insel, die sich alle in Korrorarika, dem bevölkertsten Orte in der Nähe der Nordküste, vereinigen und alle Laster unter den Eingebornen verbreiten. Der neue Resident Hobson ist ermächtigt, diesem Unfuge zu steuern, und wie es den Anschein hat, wird künftig ein Kriegsschiff in den dortigen Gewässern kreuzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 105.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

c. Kleidung.

Es ist höchst merkwürdig, daß nicht nur in der Form, sondern auch in der Färbung der Kleider bei den verschiedenen Nationen durchgreifende und ganz allgemeine Grundunterschiede stattfinden, so daß man bei diesem oder jenem Volke diese oder jene Farbe als national und eigenthümlich bezeichnen kann. So ist bei allen lettischen und litthauischen Stämmen entschieden die Hauptfarbe weiß und hellgrau; selbst die Männer hüllen sich bei den Litthauern in weiße, wollene Gewänder, wie die Frauen in weiße Leinwand. Bei den Letten, die von den Litthauern nur wenig verschieden sind, fällt dieses Weiß etwas ins Graulichte. Die Kalmücken haben bei ihren Gewändern, ihren Pelzen, ihren Mützen, ihren Zeltdecken überall ein helles, ins Röthliche spielendes Braun, weil fast alle ihre Schafe von dieser Farbe sind. Bei unsern Esthen dagegen herrscht entschieden ein dunkles, fast schwarzes Braun vor; man könnte daher die litthauischen Männer als Weißmäntel, die Kalmücken als Braunröcke und die Esthen entschieden als Schwarzmäntel bezeichnen. Wie wichtig die Auffassung dieser Unterschiede in jeder Hinsicht und namentlich auch in Beziehung auf wissenschaftliche Forschung ist, zeigt schon der einzige Umstand, daß hie und da in alten Schriftstellern manche Nationen bloß nach der Farbe ihrer Kleidung aufgefaßt und benannt sind. So nennt Herodot in seiner ethnographischen Beschreibung des Scythenlandes ein häufig von ihm erwähntes Volk nicht anders als „Melanchlänen" (Schwarzmäntel), und manche Gelehrte haben aus dem Umstande, daß im Umfange des ganzen jetzigen Rußlands kein Volk mehr vorkomme, welches sich so entschieden in Schwarz hülle, als die Esthen, geschlossen, daß eben unsere heutigen Esthen die „Melanchlänen" des Herodot seyen. Auch die weißen und grauen Letten bezeichnen noch heutiges Tages die Esthen gewöhnlich nur als „Schwarzröcke."

Sey es nun eine besondere nationale Vorliebe der Esthen für das Schwarz, oder sey es, daß zufällig gerade die mit ihnen verschwisterte Schafrace vorzugsweise schwarze Wolle trage, genug, das Hauptmaterial, woraus die Esthen fast alle ihre Kleider verfertigen, ist schwarze und dunkelbraune Wolle. Das dunkle Zeug, welches sie daraus weben, heißt „Wattmann," und aus diesem Wattmann sind alle ihre Röcke, Oberröcke, Hosen, Camisole, Weiberkleider und Männermäntel zusammengeflickt; sogar ihre Strümpfe sind von schwarzem Garn gestrickt und ihre Handschuhe desgleichen; auch ihre Pelze, welche Weiber wie Männer nach gleichem Schnitt tragen, haben dieselbe Farbe. Und wenn in irgend etwas entschieden charakteristisch und nationell, so sind sie es in dieser entschiedenen Vorliebe für die schwarze Farbe: ihr goldgelbes Haar, ihr heller Teint stehen damit im grellsten Contraste.

So wenig die Esthen, wie wir oben bemerkten, auf Verschönerung und Ausschmückung ihres häuslichen Comforts bedacht sind, so sehr sind sie es doch — freilich auf ihre Weise — auf die ihrer Persönlichkeit, und während in ihrem Hausgeräth sich fast nichts nennen läßt, was sich einer besondern Aufmerksamkeit und Beachtung zu erfreuen hätte, gibt es in ihrer Toilette doch viele Theile, auf welche sie große Stücke halten, und deren prächtige Ausbildung sie mit Vorliebe betrieben haben. Die Eitelkeit scheint daher bei ihnen eine noch viel größere Triebfeder zu seyn, als die Freude an dem Nützlichen.

Als solche Prachtstücke besonders auffallend sind zunächst und vor Allem die sogenannten „Preesen" oder „Paters," welche einen Theil der weiblichen Toilette ausmachen. Ursprünglich sind diese Preesen nichts Anderes als die Brustschnallen, welche das Hemd zusammenhalten. Durch Hinzufügung von allerlei Zierrathen sind dieselben aber zu einer solchen Größe angewachsen, daß sie die Brust der Weiber wie ein Schild oder Harnisch bedecken, und daß sie ein Hauptgegenstand des Stolzes und der Eitelkeit der esthnischen Weiber geworden sind. Die deutschen Goldschmiede in den Städten des Landes verfertigen diese Preesen sehr zierlich aus Silber oder Messing und bieten sie auf allen Märkten in außerordentlichen Quantitäten feil. In jeder Gegend herrscht eine eigenthümliche, altherkömmliche Form dieser Preesen vor; auch haben sie verheurathete und unverheurathete Weiber verschieden. Alles, was einer Esthin werthvoll und theuer ist, Ringe, Crucifixe, Münzen, Korallen,

Digitized by Google

Bernsteinstücke, Goldflittern, Schellen, hängen sie an diese Silberschilde, und wenn sie so im vollständigen Sonntagsschmucke einhergehen, klappern und klirren sie wie gepanzerte Ritter.

Zur Ausschmückung ihrer schwarzen Kleiderfarbe haben die Esthen sehr passend und hübsch die rothe Farbe gewählt, und sie nähen alle ihre schwarzen Röcke, Strümpfe, Schuhe durchweg mit hellrothen Streifen und Litzen aus; alle Ränder und Kanten sind auf die mannichfaltigste Weise damit besetzt. Wie die Wilden mit ihren Tattowirungen, bilden sie mit diesen rothen Litzen auf schwarzem Grunde allerlei Figuren, oft bloße phantastische Schnörkel, oft Zeichnungen von Blumen, Vögeln ꝛc. Auch in diesen Schnörkeln zeigen sich überall Stammunterschiede, und ein Kenner unterscheidet leicht an ihnen schon die Gegend, aus welcher ein Esthe geboren.

Die Beschuhung der Esthen ist der der Russen, Letten und Finnen ähnlich. Bei allen diesen Völkern findet man keine Stiefel als nationale Fußbekleidung, wie durchweg bei den Polen, bei den Tataren und andern Nationen; bei den Russen haben erst die Tataren, bei den Litthauern hie und da die Polen Stiefel eingeführt. Männer wie Weiber tragen bei den Esthen eine Art Schuhe, welche sie „Pasteln" nennen. Bei den Wohlhabenderen bestehen dieselben aus einem Stück Leder, welches mit einer rothen Schnur über dem Fuße zusammengezogen wird; bei den Aermeren ist es nur ein Geflecht aus Linden- oder Weidenbast: nur wenige haben von den Deutschen das Stiefeltragen gelernt, und erscheinen damit Sonntags in der Kirche. Sie lieben ihre Pasteln mehr als alles andere Schuhwerk, und da sich der Fuß selbst darin die ihm passende Form ausarbeitet, so sind sie in der That auch bequemer, als alles andere Schuhwerk, und sie wissen damit leicht und gewandt über den sumpfigen Boden ihres Landes fortzukommen. Ihre Bastschuhe halten natürlich nur wenige Tage, ja oft zerfallen sie ihnen während der Reise; sie haben dann schnell einen Baum geschält, und flechten sich auf der Stelle eine neue Fußbekleidung zurechte.

In Bezug auf die Haare haben die Esthen wieder ganz andere Sitten und Gewohnheiten bei sich ausgebildet, als ihre Nachbarn die Russen, Letten und Polen. Während die Letten sich das Barthaar durchweg scheeren, die Polen sich einen Schnurrbart auf der Oberlippe erzielen, die Russen dagegen sich alles um Kinn, Lippe und Wange wachsen lassen, wie die Natur es treibt, machen die Esthen einen Unterschied zwischen verheuratheten und unverheuratheten Männern: diese scheeren sich überall jedes Härchen weg, während jene überall dem Haarwuchse freien Weg geben. Auch ihre Coiffure ist anders, als die der Russen, die sich die Haare zirkelrund um den Kopf abschneiden, während die Esthen ihre goldgelben Locken immer frei und lang, wie große Allongeperücken, vom Haupte herabrollen lassen, und zwar thun dieß bei ihnen die Männer wie die Burschen, die Weiber wie die Mädchen; da sie dabei gewöhnlich einen sehr starken Haarwuchs haben, so gibt ihnen dieß wallende Haupthaar etwas außerordentlich Wildes. Nur in wenigen Gegenden werden ausnahmsweise bei den Mädchen die Haare geflochten, oder bei den Weibern in der Mitte auf dem Kopfe zu einem hohen Thurme zusammengelegt. — Die unverheuratheten Mädchen tragen einen Kopfschmuck, welcher einem Casquet ähnlich sieht; sie nennen ihn „Pirk." Es ist ein hohes, rund um den Kopf gebogenes Stück Pappe, das sie mit rothem Wollenstoff oder auch mit Seide überziehen, und mit Spitzen und Tressen besetzen. Vorn steht dieser Pirk wie ein Helm oder wie der „Kakoschnik," der Kopfputz der russischen Frauen, in die Höhe, hinten ist er etwas niedriger, und mit herabflatternden Bändern, Schnüren, goldenen Borten, Flittern u. s. w. besetzt. Die Weiber tragen förmliche, aber geschlossene Hauben, die Männer im Sommer glatte Hüte, wie die Russen, und im Winter hohe Pelzmützen von Schaf- und Fuchsfellen.

Wie bei allen diesen Nationen des hohen Nordens, wo die Jahreszeiten so schroff auseinander fallen in einen heißen Sommer und einen außerordentlich kalten Winter, ist auch bei den Esthen die Sommerkleidung eine ganz andere, als die Winterkleidung, und sie verfertigen sich eigene, leichte Stoffe für den Sommer, und schwerere warme für den Winter. Bei den Deutschen, den Einwohnern des südlichen Rußlands u. s. w. findet dieß nicht statt.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Von diesem Punkt an traten wir aus dem Kreise der Civilisation hinaus in ein dürres, ungastliches Land, spärlich von Buschmännern bewohnt, die Jedermanns Feinde sind und von Jedermann feindlich behandelt werden. Von hier bis nach Kurumman, eine Entfernung von 200 Meilen, verminderte sich die Zahl unserer Ochsen täglich in Folge der Dürre, die jede Spur der Vegetation verwischt hatte. Am Tage war es unerträglich heiß, des Nachts durchdringend kalt, und wir fanden oft des Morgens das Land mit Rauhreif bedeckt, während täuschende Luftbilder uns von weitem große, ausgedehnte Seen zeigten, die bei unserer Annäherung in Nichts verschwanden, und nur den Durst immer heftiger erregten.

Am vierten Tage erreichten wir den herrlichen Orangefluß, und schienen plötzlich in ein Feenland versetzt: der Anblick dieses majestätischen Flusses, der eine Breite von 300 Yards hat, erfüllte uns mit neuem Leben. Das Uebersetzen war höchst ergötzlich. Wegen der Tiefe des Wassers waren wir genöthigt, eine erhöhte Platform innerhalb der Wagen zu machen, auf die wir unser Gepäck legten. Die doppelte Reihe der Ochsen, welche den Lauf des Flusses fast hemmte, die gewaltsamen Gebärden der Treiber und das seltsame Benehmen der Diener, die bald watend, bald schwimmend, mit dem leichtern Gepäck beladen waren, und die ledigen Pferde und Schafe vorwärts drängten — alles das zusammen bildete ein Gemälde, das ich so bald nicht vergessen werde. Ehe wir Campbellsdorp, eine Missionärstation, erreichten, hatten wir das seltsame Schauspiel, wie eine

Digitized by Google

Gesellschaft Corannas zu Fuß einen Strauß jagte, was sie bei ihrer unglaublichen Behendigkeit zuweilen glücklich vollbringen. Ihre frühere Tracht, ein lederner Mantel und Mütze, reich mit einer Salbe aus Fett und Oker eingerieben, haben sie zum Theil auf die wiederholten Vorstellungen der Missionäre gegen lederne Jacken und Hosen nach europäischer Art vertauscht. In Campbellsdorp erfuhren wir von Hrn. Barklet, dem Missionär, daß der Häuptling Waterboer nicht in Griquastad sey; auch Capitän Cornelius Kok war abwesend, doch verehrte uns sein Statthalter drei fette Ochsen für einige Kleinigkeiten zum Schmuck für seine Frau. Auch Hr. Barklet überließ uns einen tüchtigen Ochsen für eine kleine Büchse Schießpulver, und bei Daniels-Kuil, einem Griquakraal, erhielten wir deren von dem Häuptling, Capitän David, fünf für sechs lahme und einen abgetragenen Rock von Richardson, den er sogleich mit großer Freude anzog.

Die Buschmänner, von denen wir am folgenden Tage ein Abscheu erregendes Exemplar in einer alten Frau erblickten, die in ihrer abgemagerten Gestalt wie ein mit einem nassen Tuch überhängtes Skelett erschien, sind ein wahres Pigmäengeschlecht. Ihre Größe bleibt stets unter fünf Fuß; die Männer gewöhnlich mager, krummbeinig und schlecht gebaut, die Frauen aber noch kleiner, von zarten Verhältnissen und in der Jugend von angenehmen Gesichtszügen, deren Ausdruck sie noch einnehmender zu machen suchen, indem sie ihre platten Nasen und vorstehenden Backenknochen mit Fett und Oker beschmieren. Sie wohnen gewöhnlich in Höhlen und Felsspalten, zuweilen auch in elenden Hütten, die sie kaum vor dem rauhen Wetter schützen können; sie besitzen keine Heerden, kennen keinen Ackerbau, sondern leben nur für den Augenblick, indem sie Wurzeln, Heuschrecken, Gewürme, zuweilen auch Wild, das sie mit ihren vergifteten Pfeilen aus einem Hinterhalt erlegen, zur Nahrung nehmen. Vom Weg aus konnten wir keine Spur von ihren Hütten entdecken, und man könnte durch ihr ganzes Land reisen, ohne eine Ahnung zu haben, daß es bewohnt wäre, so sehr fürchten und vermeiden sie den Anblick und das Zusammentreffen mit andern Menschen. Weniger scheu sind die Frauen, die unsere Wagen eine ziemliche Strecke begleiteten, um Tabak gegen Straußeneier einzutauschen.

Schon Capitän Sutton, den wir am 25. in Koning trafen, hatte uns gesagt, daß Mosolekazi mit den ausgewanderten Boers in feindlichen Verhältnissen stehe; in Kuruman, wohin wir am folgenden Tage kamen, bestätigte der Missionär, Hr. Moffat, diese unangenehme Nachricht. Der Vater dieses mächtigen Häuptlings des Stammes Edaka Zalu oder Matabili mußte aus seinem Gebiete, von einem benachbarten Stamme gedrängt, entfliehen und begab sich zu Tschaka, dem Zulahäuptling, dem er bis an seinen Tod diente. Mosolekazi erwarb sich gleichfalls die Gunst und das Vertrauen von Tschaka und erhielt mit der Zeit einen bedeutenden militärischen Posten nebst der Aufsicht über zahlreiche Heerden. Jetzt lehnte er sich gegen seinen Herrn auf, floh mit seinen Leuten und seiner Beute nach Norden, vereinigte mit sich die verschiedenen Stämme, die das Land im Besitz hatten, und wurde bald so mächtig, daß sein Name der Schrecken eines weiten Gebietes ward. Endlich wählte er das Land an den Quellen des Molopo- und Moriqua-Flusses zu seinem dauernden Aufenthalte. In diesem gefürchteten Häuptling machten wir uns am 29 September auf den Weg. Die Gegend war dürr und gleichförmig und das Wetter unerträglich heiß; um so angenehmer war es uns, in Motito, wo wir des Abends ankamen, zwei junge, liebenswürdige Franzosen anzutreffen, Hrn. Lemue, den Missionär, und seine Frau, beide nicht über 22 Jahre alt, die uns mit Zuvorkommenheit aufnahmen.

Die Betschuana-Stämme, in deren Gebiet wir uns jetzt befanden, haben, mit Ausnahme ihrer Sprache, die außerordentlich weich und wohllautend ist, nicht viel Auszeichnendes vor den andern afrikanischen Stämmen, nur ihre Frauen sind mir ihrer großen Anhänglichkeit an ihre ursprüngliche Kleidung, die eigentlich keine ist, und ihrer besonderen Neigung zu Fett und Oel wegen aufgefallen. Früh am folgenden Morgen waren unsere Wagen von Eingebornen umschwärmt, die Häute und Caroße zum Verkauf boten. Am vordersten vor Allen war Makura, der Batlapi-Häuptling, Bruder Motili's, des Königs jenes Stammes, eine stattliche Person mit entschieden abschreckenden Gesichtszügen. Wir boten ihnen Manches an, und ließen die Schnupftabaksdose herumgehen; doch statt unserm zuvorkommenden Betragen zu entsprechen, schienen sie Lust zum Streit zu haben, besonders da sie bemerkten, daß wir über den Preis ihrer Waaren genügend unterrichtet waren. Da wir sahen, daß wir zu keinem Handel kamen, schlossen wir unsern Laden und wollten fortgehen, als auf ein von Makura gegebenes Zeichen ein langer, stämmiger Wilder sich auf ein Trinkgeschirr stürzte und erklärte, er werde es als Entschädigung für den dem Zaun seines Feldes zugefügten Schaden behalten. Taub gegen unsere Vorstellungen, wollte er mit seiner Beute davon gehen, als Richardson es ihm entriß, und es dem rechten Eigenthümer zuwarf. Unterdessen setzte sich ein Anderer gemächlich auf die Wagendeichsel, und wollte nicht weggehen, obgleich er höflich gebeten ward, Platz für die Ochsen zu machen. Jetzt fand ich es nöthig, zu persönlicher Gewalt zu schreiten. Das erbitterte ihn so, daß er auf mich losſprang und seine Waffen schwang. Das Geschrei war fürchterlich, das Getümmel wuchs, und die Stellungen unserer Gegner wurden so drohend, daß wir die Mündungen von zwei bis drei Flinten aus dem Wagen steckten und auf sie zielten — worauf sie sich sogleich zerstreuten und uns ruhig unsre Reise fortsetzen ließen. Zwar machten sie noch einen Versuch, uns zu erschrecken, und fast wäre es bei unsern Leuten gelungen, indem ein Wilder uns wie durch Zufall traf, und den Wagenführern erzählte, Mosolekazi habe eben einen Haufen Boers erschlagen; aber der Rum, über den die Erschrockenen zufällig geriethen, gab ihnen für den Augenblick Vergessenheit der kommenden Leiden, und wir setzten ungestört unsre Reise weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

La Viña y el Potro que los crie otro.

Der Weinberg und das Roß braucht zum Erziehen Zeit,
Erwachſen kaufe ſie, und bei Gelegenheit.

•

Los buenos amigos antes han de ser venidos.

Es werden oft die beſten Freunde,
Die früher waren arge Feinde.

•

Lo que arrastra honrra.

Ueberfluß in allen Dingen
Wird die Ehr' und Achtung bringen.

•

La Codicia rompe el Saco.

Den Sack zerſprengt der Habſucht Gier,
Mach' ihn nicht voll, ich rath' es dir.

•

Las indirectas del Padre Cobo.

Die ſchöne Art, verblümt zu ſprechen,
Geh' — ſonſt will ich den Hals dir brechen.

•

Mas sabe el loco en su casa, que el cuerdo en la agena.

Der Thor weiß mehr am eignen Herd,
Als an dem fremden der Gelehrt.

•

Mas dias hay que longanizas.

Das Jahr iſt lang, der Vorrath klein,
Drum greif' nicht oft in Sack hinein.

•

Mucho te quiero perrito, pero pan poquito.

Mein lieber Hund, ich will dir wohl,
Doch kriegſt du nie die Schüſſel voll.

•

Mascar'a dos carrillos.

Wer mit beiden Backen ißt,
Noch einmal ſo viel genießt.

•

Meterse en camisa de onze Varas.

Zieh' an ein Hemd von zwanzig Ellen,
Curiot wirſt dich zum Gehen ſtellen.

•

Muerto el perro se acabó la rabia.

Wenn der Hund im Grabe ruht,
Iſt's zu Ende mit der Wuth.

•

Monjas de san Andrés, entran dos, y salen tres.

Drei kommen heraus, zwei gingen hinein,
Ins Nonnenkloſter von Sanct Katherein.

•

Mentir de las Estrellas, fasillas los de mentir, porque no se pueden ver, preguntarsels a ellas.

Leicht iſt's zu lügen von den Sternen,
Man fragt ſie nicht in ſolchen Fernen.

•

Mas vale malo conocido, que bueno por conocer.

Viel klüger iſt's, das Uebel zu ertragen,
Als neuem unbekanntem Guten nachzujagen.

•

Mas cuesta el caldo que las albondigas.

Die Brüh' iſt theurer als das Fleiſch
Bei mancher abgeſchmackten Speiſ'.

•

Mal principio de Semana para quien ahorcan el Lunes.

Wer am Montag wird gehangen,
Hat die Woch' ſchlecht angefangen.

•

Mas vale llegar a tiempo que rondar un año.

Zur rechten Zeit ans Ort zu kommen,
Wird mehr als alles Lauern frommen.

Kampf zwiſchen dem Ichneumon und der Cobra Capello.

Ein Hr. Pluchonneau theilt im Temps unter dem Titel Souvenirs de l'Inde manche nicht unintereſſante Beobachtungen mit. Wir entheben dem Temps vom 5 April die Schilderung eines Kampfes zwiſchen den beiden obengenannten Thieren, ein Kampf, der freilich an und für ſich ſehr unbedeutend iſt, aber Beachtung verdient, weil die beiden Kämpfer bei aller Wuth gegeneinander doch mit einer bewundernswerthen Klugheit an ihre eigene Erhaltung denken. Dieſe beiden Thiere haben eine natürliche Antipathie gegeneinander, wie ſich dieß bei manchen Geſchöpfen findet. Wenn der Ichneumon, ſey es im Walde oder auf dem Felde, die verabſcheute gefährliche Schlange trifft, ſo weichen ſich beide nicht aus: die Schlange richtet ſich auf ihrem Schweife empor, um ihren Feind zu beobachten. Ihre Augen, glänzend wie zwei Rubinen, ſcheinen aus dem Kopfe hervorzutreten. Der Ichneumon, welcher in Indien die Größe eines Eichhorns erlangt, läuft, durch dieſe drohende Stellung eingeſchüchtert, mehreremal in der Entfernung von zwei oder drei Schritten um ſeinen Gegner her, während die Capello, ihn ſtets fixirend, ſich auf ihrem Schweife wie auf einem Pivot herumdreht, ziſcht und aus ihrem ſchäumenden Munde die ſpitze Zunge hervorſtreckt. Ermüdet legen ſich endlich beide Kämpfer nieder, ſpringen dann plötzlich aufeinander los, und nun beginnt der Kampf mit Erbitterung. Der Ichneumon wird gebiſſen, und von dieſem Augenblick an ſcheint er gar nicht mehr an den Feind zu denken, der ihn nur ſchwach umſtrickt; er läuft fort, und ſchleppt ihn mit ſich, plötzlich aber hält er an, frißt einige nur ihm bekannte Kräuter und beginnt den Kampf aufs neue: er wälzt ſich auf dem Boden, macht dadurch die Capello müde, die ihn losläßt, und zerbeißt ihr dann den Kopf. — Es wäre von großer Wichtigkeit, zu wiſſen, ob das Gegengift, das der Ichneumon nimmt, die gleiche Wirkung auf den menſchlichen Körper äußern würde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 106.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Armee.

Schweden hat bekanntlich eine ganz eigenthümliche Militäreinrichtung. Seine Truppen zerfallen in geworbene (værfvade), eingetheilte (indelta) und Landwehr (Beværing, Bewehrung). Die erstere umfaßt 5900, die zweite 27,000 M., die dritte wird auf 95,000 berechnet, ist aber in keiner Weise hinreichend geübt. Unter der geworbenen Mannschaft ist die ganze Artillerie mit 2700 Mann, 1000 Pferde und 2200 Mann Infanterie begriffen. Wenn man nun hört, daß auf dem gegenwärtigen Reichstag die gänzliche Aufhebung der 1000 Mann Reiterei, oder wenigstens ihre Reducirung auf die Hälfte beantragt, und zugleich gefordert wurde, daß die eingetheilte Armee auf die Hälfte vermindert werde, so möchte man leicht versucht seyn, solche Vorschläge für reinen Unsinn zu halten. Dieselben haben indeß ihren guten Grund und hängen mit dem ganzen innern Zustand Schwedens wesentlich zusammen.

Die militärischen Einrichtungen eines Landes haben von jeher tiefer in das Leben der Nationen eingegriffen, als oberflächliche Beobachter glauben und zugeben wollten, und die herrschende Ansicht, daß sämmtliche europäische Heere so ziemlich auf gleichem Fuß organisirt seyen, hat dazu beigetragen, das Wehrsystem als eine gewöhnliche Verwaltungssache erscheinen zu lassen. Es kann aber keinem, der ein wenig von der Oberfläche ab auf das Innere sehen will, entgehen, daß die Militärkraft eines Staats hauptsächlich darauf beruht, daß seine militärischen Einrichtungen den bürgerlichen Verhältnissen angemessen sind, und der Regierung gestatten, im Nothfall die große Mehrzahl des waffenfähigen Volks zum Kampfe zu führen. Diese Ansicht gilt vorzugsweise von Schweden, das in den jetzigen europäischen Verhältnissen keinen Angriffskrieg mehr führen, wohl aber in den Fall kommen kann, einen sehr ernsten Vertheidigungskrieg führen zu müssen. In einem solchen Fall sind die oben angeführten 33,000 Mann der geworbenen und eingetheilten Truppen in keiner Weise hinreichend, während sie im Frieden eine die Kräfte Schwedens übersteigende Summe, nämlich gegen 6 Millionen Rthlr., d. h. ein Drittheil sämmtlicher Staatseinnahmen, kosten.

Gustav Adolph führte zuerst das System der Eintheilung (indelnings-verket) ein, aber Karl XI gab ihm die größere Ausdehnung: seit jener Zeit hat es sich erhalten, und ist lange bei der Nation sehr beliebt gewesen. Karl XI erhielt durch seine bekannte Reduction eine Menge Güter zurück, die der Adel an sich gerissen hatte, und benützte dieß, um neben andern Zweigen der Staatsverwaltung auch das Militärwesen auf einen sichern Fuß zu setzen, indem er den Generalen und Officieren solche heimgefallene Güter als eine Art lebenslänglicher Lehen, statt der Besoldung, verlieh. Zugleich machten sich die Reichsstände, um den willkürlichen Aushebungen zu entgehen, anheischig, eine gewisse Anzahl Reiter, Infanteristen und Bootsleute zu unterhalten. Dieß geschah dadurch, daß immer von einem kleinen District (rote), der meist aus zwei ganzen Hufen (hemman) bestand, Ein Mann ein Häuschen (bostelle, Wohnort) mit etwas Feld erhielt, dessen Ertrag ihn und seine Familie nähren konnte. Ueber die Art, wie diese Truppen in Corps organisirt sind, können wir hinweggehen, und bemerken bloß, daß in militärischer Hinsicht die Einrichtung stets den Erwartungen entsprochen habe, indem sich diese eingetheilten Truppen als tapfere, gehorsame und abgehärtete Soldaten benahmen, denen es auch an militärischer Uebung keineswegs fehlte, da sie so lange dienten, als sie überhaupt Kraft dazu hatten.*) Indeß hat das System mehrfache Nachtheile: die verschiedenen Theile des Landes sind sehr ungleich angelegt, auch in sofern als die Unterhaltungskosten der Soldaten, die bis zu einem gewissen Grade der Rote anheimfallen, und auf Contracten mit der Regierung beruhen, in den verschiedenen Länen höchst ungleich sind: in Stockholms Län z. B. ist jeder achtunddreißigste waffenfähige Mann Soldat, in Österſundslän jeder neunte; im Allgemeinen rechnet man, daß die Bostelle eines Soldaten nebst der Kleidung und andern Ausrüstungsgegenständen einen Capitalwerth von etwas mehr als 8000 Rthlr. repräsentirt, während man denselben in Jemtland nur auf 12 bis 1300 Rthlr. anschlägt.

*) In neuer Zeit werden die Soldaten, wenn sie austreten wollen, häufig im Norrland auf öden Strecken angesiedelt, und bilden dort je länger, je mehr, einen tüchtigen Stamm von Bewohnern.

Digitized by Google

Diese schreiende Ungleichheit wird noch dadurch erschwert, daß das System der Beväring, eine Art Conscription, allgemein das ganze Land betrifft, so daß also diejenigen, welche zugleich zur Unterhaltung eines Soldaten beitragen müssen, doppelt belastet sind. Man schlägt die Kosten für die Stellung der Indelta-Soldaten, Reiter und Fußgänger, nach officiellen Angaben auf drittehalb Millionen an, die zusammen mit den 3,300,000 Rthlr. des Militärbudgets nahe an 6 Millionen ausmachen, wie oben angegeben wurde. Es ist zu bemerken, daß die sogenannten geworbenen Truppen, 5900 Mann, welche, mit Ausnahme der wermländischen Feldjäger (600 M.), in Stockholm, Gothenburg, Christianstad, Ystad und Malmö in gewöhnlicher Weise garnisonirt sind, stets beisammen und vollständig erhalten werden. Rechnet man außer den 600 in Wermeland vertheilten Feldjägern noch die drei Artillerieregimenter mit 2700 Mann ab, so bleiben als garnisonirt bloß die Leibgarde zu Pferde, 400, das Husarenregiment des Kronprinzen, 600 Mann, und zwei Garderegimenter zu Fuße mit 1600 Mann. Diese sind es namentlich, welche das Militärbudget Schwedens so hoch steigern, denn nicht nur sind hier die Officiere verhältnißmäßig weit besser bezahlt, sondern hier ist es auch, wo ein übermäßiger Luxus mit Oberofficieren und Adjutanten getrieben wird; das arme Schweden muß unter andern 73 Generale bezahlen, im Verhältniß doppelt und dreifach so viel als andere Länder.

Hier stößt man wieder auf das alte Uebel, das am Lebensmarke Schwedens zehrt, an den übermäßig zahlreichen und armen Adel, der keine andere Zuflucht hat, als den Civil- und Militärdienst, und der ganzen Staatsverwaltung etwas Luxuriöses gibt, das mit dem Zustande des Landes und der Sinnesart seiner Bewohner wesentlich contrastirt. Man wirft dem jetzigen System nicht mit Unrecht vor, daß es Kosten verursache, die mit den möglichen Leistungen in keinem Verhältniß stünden, und darum hat man wiederholt vorgeschlagen, die kostspieligen Garderegimenter abzuschaffen oder zu vermindern, die eingetheilte Armee, deren Regimenter zwischen 1000 und 1200 Mann betragen, auf die Hälfte herabzusetzen, und dagegen die Beväring, d. h. die Landwehr, in eine engere Verbindung mit den eingetheilten Truppen zu bringen, so zwar, daß 500 bis 600 Mann eingetheilter Truppen den Kern für ein Regiment von etwa 4000 Mann bilden sollen.

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen hatte sich die Gegend sehr zu ihrem Vortheil geändert, und nach vier Stunden Wegs erreichten wir Klein-Tschui, einen ausgedehnten Salzsee, an dem große Massen Strauße und Springböcke sich fanden, die von dem sauren Gras angelockt werden, das hier in Menge wächst und unsern Thieren den Appetit freilich nicht stillte. Schon hatten diese seit 36 Stunden nichts zu trinken gehabt, und wir entschlossen uns, die Nacht hindurch zu reisen, um schneller an einen Wasserort zu kommen, als die beiden von Capitän Sutton uns gegebenen Thiere, des Landes mehr kundig, plötzlich fortgalloppirten. Wir folgten ihnen, und bald verkündete das Geschrei von Wasservögeln uns die Nähe des ersehnten Elements. Alles stürzte mit heißer Gier ihm entgegen, Thier und Menschen, und die Ochsen konnten nicht schnell genug aus ihrem Joch gespannt werden, dann stürzten sie sich in das freilich jetzt sumpfig gewordene Wasser.

Die Einwohner dieses Theiles des Landes bestehen hauptsächlich aus Betschuana-Stämmen der Barolong, Wangkets, Batlapi und Baharutzi, und leben in kleinen Gemeinden, ohne Heerden, von Heuschrecken und den Thieren, die der Zufall in ihre Hände gibt. Ganze Haufen von ihnen, angelockt von der Beute, umschwärmten uns auf unsern Jagdpartien, die besonders hier einträglich waren, und stürzten mit Heißhunger auf das gefällte Wild, saugten begierig das Blut, schmierten das Fett an ihre Leiber und ließen selbst die Eingeweide nicht übrig. Doch konnten sie selten eine solche Beute ruhig verzehren, da auch Hyänen und Schakals und zahllose Schwärme hungriger Geier sie ihnen streitig machten. Indeß sind diese Bewohner nur sehr dünn über das Land zerstreut, und ganze Tage konnten wir fortreisen, ohne einen Menschen anzutreffen — ein Umstand, der mich einmal in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Am Morgen des 9 Octobers, als unsere Wagen auf dem Wege zum Flusse Meritsane, unserm nächsten Nachlager, hielten, machte ich mich auf, einen Trupp gefleckter Gnus zu verfolgen; dieser begegnete einem zweiten, und einem dritten, eine ungeheure Heerde Zebras und Gnus und Hartebeests schloß sich ihnen an, und die Masse verhinderte ihre Flucht so, daß ich ganz behaglich abstieg, schoß und eine große Menge Wild zu Boden streckte. Mitten im Haufen der Fliehenden konnte ich nicht müde werden, dieses Spiel fortzusetzen, bis mein Pferd plötzlich still stand, unfähig weiter zu gehen. In diesem Augenblick bemerkte ich, daß ich meinen Taschencompaß verloren hatte, und da ich ihn nicht gern aufgeben wollte, stieg ich ab, ließ mein Pferd grasen und ging mehrere Meilen zurück, doch ohne Erfolg; endlich verloren sich die Hufspuren meines Pferdes in denen der Heerden, die die Ebene durchschwärmt hatten, und ich mußte zu meinem Pferde zurück. Aus einer kleinen Skizze des Landes, die mir unser Freund, Hr. Moffat, gegeben, glaubte ich entnehmen zu können, daß, um zum Meritsane zu kommen, ich mich nordöstlich wenden müsse, und, nachdem ich mein ermüdetes Roß fast den ganzen Tag hinter mir hergezogen hatte, kam ich wohl bei manchen Dörfern vorbei, doch von Menschen war keine Spur; ich schoß ein Hartebeest, in der Hoffnung, der Geruch des Fleisches sollte sie herbeiziehen — vergeblich! die Geyer waren meine einzigen Begleiter und stürzten in Menge herab. Auf manchen Bäumen bemerkte ich große Strohdächer, den Heuhaufen nicht unähnlich, wie sie die Bewohner des Landes aus Furcht vor den Löwen nicht selten errichten. Ich stieg hinauf in der Hoffnung, wenigstens ein Gefäß mit Wasser zu finden — und sah, daß es nur große Gemeindehäuser der geselligen Kernbeißer (Loxia socia) waren, deren Architektur ich

Digitized by Google

bisher nur sehr unvollständig gekannt hatte. Schon neigte sich der Tag, als große Heerden Strauße, die alle nach einer Richtung zuliefen, die Nähe des Wassers anzeigten. Bald kam ich auch auf einen Weg, auf dem die Fußstapfen von Frauen und Kindern sichtbar waren, und nicht lange darauf erreichte ich einen fast ausgetrockneten Fluß, der von Ost nach West floß, und in welchem ich den zu erkennen glaubte, den ich suchte.

Wer nie einen ganzen heißen Tag lang Durst gelitten hat, kann sich meine Freude nicht denken, die der Anblick des schlammigen Wassers mir erregte. Gestärkt und erfrischt bestieg ich mein Pferd, das hier ebenfalls seine Kräfte wieder gefunden hatte, und eilte dem Fluß entlang, um wo möglich noch vor Eindruch der Dunkelheit die Wagen zu entdecken. Ich überschritt den Fluß und bahnte mir mit Mühe einen Weg durch das dichte Gestrüpp, doch die Nacht überfiel mich, und ich mußte mich entschließen hier den Morgen abzuwarten. Ein großes Feuer sollte mir Schutz gegen die Löwen geben, deren Gebrüll die Ebene erfüllte; meinem Pferde band ich die Füße zusammen, damit es sich nicht verlaufe, und schlief endlich gegen 3 Uhr des Morgens ein.

Als ich erwachte, war mein erster Gedanke mein Pferd. Ich blickte um mich, und da ich es nicht fand, selbst bei einer nähern Durchsuchung des Gebüsches keine Spur von ihm sah, glaubte ich, es sey eine Beute der Löwen geworden. Schon wollte ich das Suchen aufgeben, als ich am Flusse seine Fußspuren entdeckte, und es bald darauf in einer Vertiefung am Flusse ruhig grasen sah. Die nachtliche Rast hatte ihm seine Kräfte völlig wiedergegeben, und ich setzte meine Reise längs dem Flusse, den ich überschritt, fort. Eine kleine Strecke weiter störte ich einen Löwen auf, der langsam davon ging, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb und über seine Achsel sah, während er gemächlich das gegenüberliegende Ufer erstieg. Im Lauf einer halben Stunde erreichte ich das Ende des dichten Gestrüppes, und sogleich sah ich den Fahrweg; da ich aber keine frischen Spuren entdecken konnte, wandte ich mich nach Süden, und als ich 7 oder 8 Meilen in der Richtung des Sikagole fortgeritten war, bemerkte ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Wagen, die mitten in der Ebene unter einem großen Baum aufgefahren waren. Das Abfeuern meiner Büchse in einiger Entfernung hatte meine Gefährten von meiner Ankunft schon in Kenntniß gesetzt, und sie von der Besorgniß befreit, die sie über mein Schicksal hegen mußten. Eine Schale Kaffee wurde mir sogleich gereicht, und schmeckte mir nach einem zwanzigstündigen Fasten trefflich. Ich erfuhr, daß Richardson des langen Wegs halber und von der Dunkelheit überrascht sein Ziel nicht erreichen konnte.

Der Sikagole und der Meritsane entspringen in der niedrigen Gebirgskette, Kunuana genannt, weit gegen Osten von den Punkten, wo wir sie überschritten; fast in gleicher Entfernung im Westen zusammentreffend, ergießen sie sich in den Molopo. In der Nähe des Zusammenflusses wurde das Lager des Hrn. Bain 1834 von Mosolekatzi angegriffen, weil einige Griquas, die er zur Jagd mitgenommen hatte, dessen Gebiet überschritten und einiges Rindvieh weggeführt hatten. Sie wurden im Angesichte des Lagers von den nachfolgenden Kriegern erreicht, und alle Diener Hrn. Bains entflohen beim ersten Allarm. Als er sich ganz verlassen sah, warf auch er sich auf ein Pferd, schlug sich mit vier seiner Leute durch die Angreifer durch, und erreichte nach mehrtägigem Umherirren und nach furchtbaren Leiden, von Hunger und Durst mehr todt als lebendig, Motito. Wir hielten hier einen Tag, um uns den Freuden der Jagd zu ergeben. Ungeheure Massen von Quaggas und gefleckten Gnus, deren Zahl ich auf 15,000 schätzte, wurden aufgejagt. Das Geräusch ihrer Hufen glich dem furchtbaren Toben eines Gewitters, und die purpurrothen Saffaphys und glänzend roth und gelben Hartebeests, die ihre bunten Farben darunter mischten, die langen Hälse der Strauße, die gleich Thürmen aus dieser wandelnden Thiermauer hervorragten, gaben ein Gemälde, das zu beschreiben jede Feder zu schwach ist. Hart hinter uns folgten die Wilden, tödteten mit einem Stoß ins Rückgrat die verwundeten Thiere, und bedeckten sie mit Zweigen, um sie vor den Geyern zu schützen, die gleich schwarzen Punkten in unerreichbarer Höhe über uns schwebten, und wie der Blitz herabschossen, sobald unsere Büchsen knallten. Als wir weiter gingen, bemerkten wir unter dem Schatten eines Baumes zwei seltsame Gestalten, die wir sogleich als zwei Elends erkannten, welche von den Wilden mit dem jauchzenden Zurufe „Impufo, Impufo!“ begrüßt wurden. Ich schoß das eine dieser schönen Thiere, und wollte mich eben daran machen, es abzuzeichnen, als die Wilden herbeieilten, und mit lärmender, gieriger Fröhlichkeit das Blut ihm aussaugten.

Die Gestalt dieser Antilope gleicht sehr dem eines gut gehaltenen Ochsen von Guzerat; sie werden oft 19 Fäuste hoch, und wiegen 2000 Pfund. Der Kopf ist ganz der einer Antilope, leicht, anmuthig, knochig, mit einem Paar herrlicher Hörner, die spiralförmig nach hinten gebogen und gegen zwei Fuß lang sind. Eine breite, starke Wamme, mit braunem Haar besetzt, reicht bis an die Knie. Die Farbe wechselt sehr mit dem Alter, manchmal schwarzbraun, bei andern aschenblau mit einem Anflug von Oker, in manchen sogar sandgrau, dem Weißen nähernd. Das Fleisch wird in Afrika sehr geschätzt, und hat den Geschmack von Rindfleisch, nur ist es zarter und feiner.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen, nach Eyries.

Die Nouvelles Annales des Voyages haben mit dem Jahre 1840 eine neue vierte Serie begonnen, die in mancher Hinsicht eine sorgfältigere Behandlung und namentlich auch eine raschere Mittheilung verspricht. Den Anfang des ersten Heftes macht eine Uebersicht der geographischen Entdeckungen seit dem Jahre 1819, von dem bekannten Geographen Eyries verfaßt. Wegen ihrer Bündigkeit und relativen Vollständigkeit theilen wir solche mit, da wir später in nöthigen Fällen leicht darauf verweisen können.

Asien.

Wir wenden unsere Blicke zuerst nach den nördlichen Küsten von Asien, welche von dem Eismeere bespült werden, das im Laufe des ganzen Jahres nur wenige Tage fahrbar ist. Nur dem gebildeten Menschen ist es durch die Gewalt, welche er sich über die Elemente zu verschaffen gewußt hat, möglich, den Hindernissen zu widerstehen, welche ihn fast rastlos auf diesem Meeresstriche verfolgen: bald sind es die dichten Eismassen, bald die heftigen Winde, bald das mörderische Klima; nicht immer gelingt es ihm, sie zu besiegen, seine Kühnheit und sein Muth werden oft gebrochen, und selbst seine Beharrlichkeit wird nutzlos. Bekanntlich liegt im Norden von Europa und Asien, gegenüber dem Meerbusen von Kara, welcher seinen Namen von einem Flusse erhalten hat, dessen Lauf einen Theil der Gränze zwischen diesen beiden Welttheilen bildet, die große Insel Nowaia Zemlia. Dieser ungastliche Boden, welcher nur von Eisbären, Füchsen und einigen Gattungen von Ratten bewohnt wird, wird nur von russischen Fischern und Jägern besucht, welche, wenn sie in den langen Sommertagen dort landen, nie unterlassen, das zum Kochen und zu ihrer Erwärmung nöthige Holz mitzubringen, denn der Boden bringt dort nur das dürftigste, niedrigste Gesträuche hervor. Die Südwestküsten sind hinlänglich bekannt, da sie sich zuerst den Schiffen zeigen, die von dieser Seite kommen; diese folgen dann häufig den westlichen Küsten, und gelangen so wieder in den Hafen von Archangel, aus welchem sie gewöhnlich ausgelaufen sind. Die nördlichen Küsten sind bis jetzt nur höchst unvollständig untersucht worden, und die östlichen, fast immer mit Eis bedeckt, waren zwar schon das Ziel verschiedener Fahrten, von welchen jedoch die meisten unglücklich ausfielen.

Von den Jahren 1819 bis 1824 ließ die russische Regierung fünf Expeditionen nach Nowaia Zemlia abgehen. Die erste stand unter der Leitung des Hrn. Lazareff, Schiffslieutenants der kaiserlichen Flotte, die andern vier wurden von Hrn. Lütke, einem Offizier desselben Corps, befehligt. Der Hauptplan der Expedition jedoch, die östliche Küste dieses großen Landtheiles zu befahren, scheiterte jedesmal. Allerdings gelangte Lütke auf seiner ersten Reise an der westlichen Küste bis zu 75° B., bei seiner zweiten im Jahre 1821 an das nordöstliche Cap (76° 54 St.); er durchforschte alsdann den Matoschkin-Schar, eine Meerenge, welche von Westen nach Osten Nowaia Zemlia in zwei fast ganz gleiche Hälften theilt, aber vergebens versuchte er die Südküste aufzunehmen.

Der Plan, diese Seestriche zu untersuchen, wurde daher abermals von der Regierung aufgegeben, jedoch im Jahre 1832 durch Brandt, einen Kaufmann in Archangel, von neuem aufgegriffen. Von den drei Schiffen, welche dazu ausgerüstet wurden, sollte das eine bloß an der westlichen Küste hinsegeln und sich mit dem Wallroßfange beschäftigen; seine Reise war glücklich, und es kehrte zur bestimmten Zeit mit reicher Schiffsladung zurück. Das zweite Schiff, welches der Lieutenant Krutow befehligte, wurde durch einen dichten Nebel von den übrigen getrennt, und das Schicksal des dritten, welches unter Pachtusows Befehlen stand, war lange Zeit ein Geheimniß, bis die Trümmer eines Schiffbruches, welche später in der Gegend von Matoschkin-Schar gefunden wurden, und unter welchen man einzelne Dinge erkannte, die ihm gehört hatten, keinen Zweifel mehr über sein trauriges Schicksal ließen. Pachtusow fuhr anfangs längs der südlichen Küste von Nowaia Zemlia hin und segelte gegen Osten, aber am 31 August wurde er vom Eis aufgehalten, und später genöthigt, sich eine Hütte zu bauen, in welcher er mit seiner Mannschaft den Winter zubrachte. Im März des folgenden Jahres versuchte er, über dem Eise hingehend, die Inseln in der Nähe der Bucht, in welche er sich gerettet, zu untersuchen. Ein fürchterlicher Sturm machte seine Anstrengungen zu nichte. Als das Meer offen war, fuhr er am 24 Junius längs der östlichen Küste von neuem auf Entdeckungen aus, aber furchtbare Eisschollen hemmten seinen Lauf, er kehrte dann um, und ein Windstoß warf ihn an der Mündung der Petschora an die Ufer des Continents.

Im Jahre 1834 wurde von der Regierung eine neue Expedition den HH. Pachtusow und Ziwolka anvertraut. Beide Schiffe gelangten nicht ohne Anstrengung an den Matoschkin-Schar, liefen trotz dem Eise ein, aber dieses verhinderte sie an der Umkehr, und sie sahen sich genöthigt, an der westlichen Seite des Einganges in die Meerenge zu überwintern. Während der strengen Jahreszeit unternahmen sie Ausflüge zu Lande: Ziwolka sah, daß die östlichen Küsten viel häufiger als die westlichen von Buchten und Meerbusen unterbrochen wären, und einige so tief seyen, daß es unmöglich war zu bestimmen, ob sie nicht den Eingang von Meerengen bildeten. Pachtusow ließ eine Schaluppe bauen und fuhr längs der Westküste hin gegen Norden. Den 8 Julius wurde sie von dem Eise zertrümmert, der Mannschaft jedoch gelang es sich ans Land zu retten, unter 75° 45′ der Breite. Pachtusow benutzte seine Leute, das Land nach verschiedenen Richtungen hin durchstreifen zu lassen, und ein Schifferboot erlöste sie endlich aus ihrer traurigen Lage; mit seinen Gefährten vereint, versuchten sie noch einmal die Ostküste zu erreichen, wurden aber abermals vom Eise abgehalten, und mußten nach Archangel zurückkehren.

Im Jahre 1837 ging Hr. Bär, Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Petersburg, mit noch mehrern andern Gelehrten am 19 Junius von Archangel ab. Obgleich widrige Winde sie verhinderten, die Nordküste von Nowaia Zemlia zu untersuchen, und obgleich sie auf dem interessantesten Punkt ihrer Reise zehn Tage dadurch verloren, daß sie mit beständigen Stürmen zu kämpfen hatten, und noch dazu, so lange sie in diesen nördlichen Gegenden verweilten, nie 24 Stunden hintereinander schönes Wetter behielten, bezeugen doch Personen, welche mit dem Klima dieser nördlichen Gegenden genau bekannt sind, daß Hr. Bär während eines Sommers dort gewesen sey, der viel milder als die gewöhnlichen war. Der Matoschkin-Schar und der Kostin-Schar, welcher mehr südlich liegt, wurden untersucht, und sehr interessante Beobachtungen über die Felsen und die wenigen Gewächse der Insel gemacht. Die Expedition kehrte am 11 September in den Hafen von Archangel zurück. Aber alles bisher Angeführte vermochte nur einen Theil der Aufgabe zu lösen, die man sich ganz zu lösen vorgenommen hatte. Viel interessante und nützliche Entdeckungen machte Lütke auf seiner zweiten Reise, und es geht aus Pachtusows Beobachtungen hervor, daß Nowaia Zemlia viel schmaler ist, als man früher vermuthete.

Die russische Regierung schickte im Jahre 1839 wieder eine Expedition nach Nowaia Zemlia; sie sollte den Winter dort zubringen und im Jahre 1839 zurückkehren. Kürzlich wurde ihre Wiederkehr angezeigt. Doch zum Unglück für die Interessen der Wissenschaft ist der Schiffslieutenant Sieboldt, welcher das Schiff befehligte, kurze Zeit, nachdem es in Archangel eingelaufen, gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 107.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 April 1840.

Baumpflanzungen im Steppenboden Rußlands.

Die Frage, ob der Steppenboden Südrußlands sich mit Wald- und Fruchtbäumen in größerem Maaße anbauen lasse, ist für diesen ganzen ungeheuren Landstrich von größter Wichtigkeit, denn nur, wenn dieß gelingt, darf man sich versprechen, daß das Klima nicht immer unangenehmer werde, d. h. immer mehr von einem Extrem zum andern übergehe. Längs der Wolga bestanden früher ausgedehnte Wälder, sie sind aber im Laufe der Jahrhunderte größtentheils ausgerottet worden, wie man vermuthet, hauptsächlich durch die nomadisch umherziehenden Mongolen und Tataren. Seit jener Zeit sind die Wälder immer mehr zusammengeschmolzen, und im Wolgagebiet herrscht deßhalb nicht bloß große Holznoth, sondern dieser Strom selbst wird, wie der Ural und einige andere dortige Flüsse, zusehends seichter. Das Offenwerden des Landes im Osten blieb nicht ohne Wirkung für die westlichen Steppen, und man will bemerkt haben, daß die beiden Extreme der Temperatur in derselben seit hundert Jahren nicht unbedeutend sich gesteigert hätten. Darum werden seit geraumer Zeit immer mehr Versuche angestellt, den Steppenboden mit Bäumen zu bepflanzen. In den „Vaterländischen Memoiren" vom Februar d. J. hat ein Hr. Meyer, der seit 34 Jahren im Nowosilschen Kreise (Gouv. Tula) Versuche angestellt, seine Beobachtungen bekannt gemacht, da sie aber größtentheils näher auf die forstliche Behandlung eingehen, so heben wir bloß einige allgemeinere Bemerkungen heraus. „Die Dammerde des Steppenbodens ist ohne starke Düngung durchaus ungeeignet zur Hervorbringung von Landhölzern, und ist wahrhaft todt. — Es vergeht eine geraume Zeit, bis die gesäeten und mit aller Mühe gepflanzten Bäume anfangen, mit der ihrer Gattung eigenthümlichen Schnelligkeit zu wachsen. Ihr Wachsthum wird sehr beschleunigt, wenn das zwischen ihnen emporwachsende Buschwerk anfängt, den Boden zu beschatten, oder wenn man, wo kein solches Buschwerk vorhanden ist, den Boden zwischen den Bäumen mit Stroh bedeckt; sie beginnen aber erst dann mit der ihnen eigenthümlichen Schnelligkeit zu wachsen, wenn ihre Wurzeln den unten liegenden Thon erreichen; dann nimmt auch die Rinde eine frische und gesunde Farbe an: dieß zeigt sich hauptsächlich an der Eiche, der Linde und an dem baumartigen Haselstrauch." Der Verfasser schließt die allgemeinen Bemerkungen mit der Angabe, daß derjenige, der ein Steppenland mit Bäumen anpflanzen wolle, jedenfalls, was auch seine spätern Absichten seyn möchten, mit Fichten und Birken beginnen müsse. Ausführbar erscheinen solche Vorschläge und Versuche freilich nur in einem Lande, wo einzelne Güterbesitzer über weite Strecken Landes verfügen.

Bemerkungen über Schweden.

Die Armee.

(Schluß.)

Die Klagen über die Kostspieligkeit und das Unzureichende der Indelta-Armee sind schon alt; sie wurden schon vor der Revolution von 1809 ausgesprochen und seitdem immer lauter. Die Reichsstände des Jahres 1810 hatten schon auf eine Veränderung und Verbesserung angetragen, und im Jahre 1812 wurde auf wiederholtes Andringen der Stände ein Antrag zu einer allgemeinen Bewaffnung gemacht und von den Ständen mit geringen Modificationen angenommen. Wie weit umfassend dieser Vorschlag war, mag man unter Anderm daraus abnehmen, daß nach dem Antrag der Stände „wo möglich in jedem Dorfe oder, wenn diese sehr klein seyen, höchstens für zwei ein Verwahrungshaus für die Waffen und sonstige Effecten der Beväringsmanskap errichtet werden sollte." Indeß blieb wegen des Kriegs die Sache unausgeführt. Auf dem Reichstag von 1815 erwartete man nun einen allgemeinen Plan zur Einrichtung des Kriegswesens, berechnet auf die Mitwirkung Norwegens zur Vertheidigung der ganzen skandinavischen Halbinsel; da jedoch das norwegische Heerwesen erst auf dem Storthing des Jahres 1815 einigermaßen geordnet werden sollte, so glaubten die Stände sich nicht befugt, die Regierung an eine neue Einrichtung des schwedischen Heerwesens zu mahnen. Aber auch im J. 1818 erfolgte nichts, als daß ein Haufe partieller Reglements über die Armee vorgelegt wurde, und wenn man dieß auch noch mit dem Umstand entschuldigte, daß damals eine financielle Krisis eintrat, daß Karl XIII starb, und Karl Johann

Digitized by Google

den Thron bestieg, so fand man keinen gleichen Entschuldigungsgrund, als auch auf den folgenden Reichstagen und bis jetzt nichts geschah, so daß man endlich auf diesem Reichstag in ziemlich harter Weise der Regierung erklärte, sie möchte die Garderegimenter wenigstens auf die Hälfte herabsetzen. Besonders brachte ein Hr. Martenson im Bauernstand diese Sache in Antrag, und seine Rede klang ziemlich schonungslos; unter Anderm machte er darauf aufmerksam, daß die geworbene Armee nahe an eine Million Rthlr. koste, und davon für die nothwendigen Artillerieregimenter und die wermländischen Feldjäger nicht ganz die Hälfte, für die Garderegimenter aber über eine halbe Million verwendet werde.

Erwägt man die relative Armuth Schwedens und die große Masse hochbesoldeter Officiere, seine gefährliche, jedem Angriff bloßgestellte Lage, und das Unzureichende in dem ganzen Militärsystem bei einem Aufwande von 7 Millionen, mit Einschluß der Flotte, so läßt sich die Klage über unnöthigen und verderblichen Luxus begreifen. In einem so geldarmen Lande, wie Schweden, ist man dringend darauf hingewiesen, nur das Nützliche und Nothwendige zu thun. Schon im Jahre 1818 hatten die Stände ausdrücklich mit Bezugnahme auf das im J. 1810 gestellte Begehren auf eine allgemeine Bewaffnung (allmæn beväpning), d. h. auf ein durchgeführtes Landwehrsystem hingewiesen, als auf das einzige Mittel, das Reich im Fall eines Krieges wirksam zu vertheidigen, und im Frieden nicht allzusehr zu belästigen, aber man liebte das Soldatenspiel, zog Lustlager zusammen, und gab für diese nahe an eine halbe Million aus, ohne daß ein wesentlicher Nutzen damit erzielt worden wäre, denn diese Lustlager hatten mit dem gewöhnlichen Zusammenziehen der eingetheilten Armee wenig zu thun.

Die Wünsche, die man hinsichtlich des Militärwesens hegt, sind sehr einfach, und berechnet auf den Zustand des schwedischen Volks, wovon fast neun Zehntheile auf dem Lande verbreitet wohnen. Jeder District soll für sich ein kleines Corps bilden, dem eine geringe Anzahl eingetheilter Truppen nebst den nöthigen Officieren und Unterofficieren als Stamm und Kern dient. Gegenwärtig werden 12,500 Mann jährlich exercirt, freilich ziemlich unvollständig; der Wunsch ist, daß nahezu die gesammte Jugend eines Jahres, nämlich etwa 18,000 Menschen jährlich, im Umkreise ihres Districts eingeübt, und dann wieder entlassen werde; wird dieß nur zehn Jahre fortgesetzt, so findet sich so viel waffenfähige Mannschaft, daß selbst ein einzelner District, wenn er unerwartet überfallen werden sollte, sich so lange behaupten kann, bis man ihm von andern Seiten zu Hülfe kommt. Da schon jetzt auch die Cavallerie, mit Ausnahme der Garde, auf dem Lande eingetheilt ist, und jedes Jahr in ähnlicher Weise wie die Infanterie zusammengezogen und geübt wird, so stände die Infanterie nicht ganz vereinzelt. Ein solcher Vorschlag mag manchem Officier in unsern dichtbevölkerten Ländern chimärisch vorkommen, ist es aber in Schweden, wo der Einzelne in dem weiten Lande auf seinem Fleckchen Boden viel unabhängiger und freier ist, keineswegs, vielmehr ist ein solches System das einzige, welches Schweden in den Stand setzen kann, nöthigenfalls eine zahlreiche Armee aufzubringen. Das Beispiel, welches General Stenbock im J. 1710 gab während der Abwesenheit Karls XII aus seinem Reiche und nach dem furchtbaren Menschenverluste, den Schweden durch die Kriegszüge dieses Königs erlitten hatte, kann zeigen, was ein solches System zu leisten im Stande ist, denn das Indeltasystem der damaligen Zeit glich großentheils der allgemeinen Bewaffnung, wie man sie in jetziger Zeit verlangt. Die Dänen brachen in Schweden ein, aber Stenbock raffte schnell 20,000 M., theils alte, theils neue Truppen zusammen, die ohne Uniform und schlecht bewaffnet bei Helsingborg die wohlgerüsteten Dänen aufs Haupt schlugen. Ein abgehärtetes, arbeitsames und genügsames Volk — denn den demoralisirten Zustand einzelner Städte, namentlich Stockholms, darf man keineswegs dem ganzen Land aufbürden, — liefert geborne Soldaten, die mit wenig Unterricht dem Feinde Mann zu stehen wissen, und da Schweden keine auswärtigen Besitzungen mehr, sondern nur seinen Boden zu vertheidigen hat, so glaubt man, daß ein so einfaches Militärsystem auch ausreichen werde. Leider aber ist auch hier die reinmilitärische Frage mit der politischen Frage verknüpft, was aus dem zahlreichen, jungen Adel werden soll, wenn er nicht mehr Unterkunft in der stehenden Armee und auf einer Linienflotte findet; man geht ihm in den Civilämtern zu Leibe, und will ihm auch noch den Militärdienst, wenn auch nicht abschneiden, doch sehr verkürzen.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

In der folgenden Nacht wurden wir durch ein ungewöhnliches Getümmel aus dem Schlafe geweckt: von panischem Schrecken ergriffen, stürzte unser ganzer Viehstand aus dem Gehäge auf die Ebene hinaus. Die Nacht war außerordentlich finster und alle Feuer ausgegangen; unsere Leute schrien und tobten, die Hottentotten schossen nach allen Richtungen, und als wir ein Licht anzündeten, bemerkten wir, daß drei Löwen in das Gehäge gedrungen waren und zwei Schafe erwürgt hatten. Die Pferde kamen nach einer Weile von selbst wieder, und bei Tagesanbruch schickten wir die Hottentotten aus, die Ochsen und Schafe hereinzubringen. Die Wilden brachten uns die Schafe, aber die Ochsen, meinten die Hottentotten, seyen nur mit Pferden einzuholen, da sie wohl nicht stehen würden, bis sie in Kurnman wären. Da wir ihnen keine Pferde und Munition geben wollten, versagten sie uns den Dienst, und später erfuhren wir, daß es eine abgeredete Sache war, uns mit so viel Beute, als sie erlangen könnten, zu verlassen, und in die Colonie zurückzukehren. Am Nachmittage gingen wir über den Fluß und lagerten auf dem Gipfel eines Hügels, um uns gegen einen zweiten Ueberfall der Löwen zu sichern, und gegen Abend brachten uns unsere Freunde, die Batlapi, die Ochsen, die sie zwölf Meilen davon getroffen hatten. Sie wurden mit Tabak und einem Feuerzeug belohnt. Ein Pferd, das entlaufen war, bekamen wir nicht wieder: es war, wie wir später erfuhren, nach dem Hofe in New-Hantam, wo es aufgezogen worden, 500 (engl.) Meilen weit, zurückgekehrt.

Digitized by Google

Auch am folgenden Tage, wo wir unsere Reise fortsetzten, ergötzten wir uns mit der Jagd der Hartebeests und Sassaybys, deren Häute, ihrer Weichheit und schönen Farbe wegen, von den Wilden gern als Mantel gebraucht werden. Geschmeidig werden sie durch Reiben, Dehnen und Schaben gemacht, und deßhalb tragen sie sie stets mit sich herum, und beschäftigen sich mit ihnen als eine Art Zeitvertreib. Die Sassaybys haben übrigens, wie das Gnu, im Gehirn große, weiße Maden — eine Erscheinung, die ich nicht glauben wollte, bis ich mich selbst davon überzeugt habe. Am Abend erreichten wir den Fluß Molopo, die westliche Gränze von dem Gebiete des Mosolekatsi, dessen breites, seichtes Bett voll Moorgrund nur in der Mitte einen tiefen, zehn Yards weiten Strom hat, und völlig mit hohem Schilf überwachsen ist. Wir überschritten ihn noch am selben Abend, wurden aber in der Nacht von den Flußpferden, die hier ungemein häufig sind, beunruhigt. — Am 17 endlich erbot sich Andries voraus nach Mosega zu reiten, und unsere Ankunft dem Könige zu melden, was wir gern annahmen. Die Nacht war regnicht und stürmisch gewesen, und die Löwen hatten unsere Thiere zu wiederholtenmalen aufgeschreckt — nur mit Mühe hatten wir sie zusammengehalten; — aber der Morgen war heiter, nichts hinderte die Fortsetzung unserer Reise, und um 4 Uhr des Nachmittags hielten wir am Fluß Mimari, fünf Meilen von Mosega. Eine Reihe von Seen zur linken Seite unseres Lagers enthielt eine Heerde Büffel. Ihre furchtbaren Köpfe standen gleich Felsmassen aus dem mit Schilf bewachsenen Wasser hervor, während ihr ganzer übriger Körper sich unter dem Wasser befand. Ich verwundete einen, und suchte ihn zu hetzen, aber der scharfsteinige Felsenboden zerschnitt die unbeschlagenen Hufe meines Pferdes, das ich ganz lahm zu den Wagen zurückbrachte.

Noch an demselben Abend wurden wir durch die Ankunft von vier Matabili-Kriegern aus Mosega überrascht, welche von dem Vicegouverneur eine freundliche Einladung brachten. Hoch gewachsen, wohlgebaut und von regelmäßigen Gesichtszügen, übertrafen sie bei weitem alle Stamme, die wir bisher gesehen. Ihre Köpfe waren geschoren und hatten nur einen ovalen, an der Kopfhaut befestigten Ring. Eine breite Oeffnung in ihren Ohrläppchen enthält eine kleine Schnupftabaksdose aus Kürbiß; ihr Anzug bestand aus einem ledernen Gürtel mit einigen Streifen Katzenfell vorn und hinten, und jeder war mit zwei kurzen Wurfspießen und einem knorrigen Stocke zum Werfen bewaffnet. Wir hießen sie herzlich willkommen bei unserm Abendbrod und überließen es ihnen spater, sich am Flusse ein bequemes Lager zu suchen. Mit Tagesanbruch brachen wir am folgenden Morgen auf und begegneten auf einer Anhöhe dem Statthalter Mosolekatsi's, einer langen athletischen Gestalt von gebietendem Ansehen, doch auf dem linken Auge blind. Ein allgemeines Grüßen begann jetzt, und dann ging die Dose feierlich im Kreise herum, — denn so wenig auch die Bewohner des Landes Freunde des Rauchens sind, so leidenschaftlich lieben sie das Schnupfen.

Unter dem Zusammenströmen einer zahllosen Menge von Frauen und Kindern zogen wir in Mosega ein, und begaben uns in das Missionshaus. Dr. Wilson, der Missionär, suchte uns abzuhalten, zum König zu gehen, der, seit die Mission sich in seiner Hauptstadt niedergelassen, seine Wohnung in einen Kraal, 30 Meilen weiter, verlegt hat. Doch wir waren schon zu weit vorgegangen, um zurückzugehen, wie trüb und beunruhigend auch die Berichte lauteten, die uns Dr. Wilson von dem barbarischen Könige, seiner Grausamkeit, Willkür und Heftigkeit, mittheilte, und als wir am folgenden Tage von einer Büffeljagd heimkehrten — denn wir wollten unsere Vorräthe gern so lang als möglich sparen — erhielten wir die Nachricht, daß einige Boten vom König angekommen seyen, die uns zur möglichsten Eile antrieben, da der König sehr begierig sey, uns zu sehen. Wohl hatte Dr. Wilson keinen Grund, uns eine günstige Aufnahme bei dem König zu versprechen, da dieser allen seinen Unterthanen jeden Umgang mit den Missionären untersagt, ja diesen sogar verboten hatte, ihnen Dienste zu leisten; dennoch eilten wir am 22 von Mosega mit den fröhlichsten Hoffnungen hinweg, die nur dadurch ein wenig gedrückt wurden, daß wir aus dem Betragen der Wilden, welche uns die Einladung des Königs gebracht hatten, abnehmen mußten, daß sie eher Spione als Führer waren, und uns und unser Gepäck unter strenger Controle hielten.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun auf das feste Land von Asien über. Hr. Doctor Ermann ging in dem Jahre 1828, nachdem er über den Ural gezogen, in die von dem Irtysch und Ob durchströmte Ebene, und folgte diesen Flüssen bis an das Eismeer. Er beobachtete genau die Beschaffenheit des Bodens und des Klima's, so wie die Sitten und Gebräuche der Völker. In Obdorsk unter dem Polarkreise ließ er am 8 December ein 19 Fuß 8 Zoll tiefes Loch graben. Die äußere Temperatur zeigte 25°, und der Thermometer stieg in der Tiefe dieses Loches nicht um einen ganzen Grad, wodurch erwiesen wurde, daß die Erde in Obdorsk niemals aufthaut.

Hr. Ermann traf in dieser Stadt Hrn. Iwanoff, Steuermann in der kaiserlichen Flotte, welcher seit sieben Jahren damit beschäftigt war, die Küsten des Eismeeres von der Mündung der Petschora bis zu der des Ob aufzunehmen. Den Herbst vorher hatte er den größten Theil einer Arbeit beendet, indem er sich dabei der mit Rennthieren gezogenen Schlitten der Ostiaken und Samojeden bediente, und so auch die Tundras oder Sumpfgegenden besichtigen konnte. Iwanow hatte die Insel Waigatsch, von den Samojeden Khaiodeia genannt, untersucht. Die Kälte und andere atmosphärische Erscheinungen zerstören fortwährend die 200 Fuß hohen Felsenmassen, welche die Ufer dieser Insel bilden, und die Trümmer, welche dann lange von den Wellen hin und her getrieben werden, verstopfen endlich die Mündung der Flüsse. Ebbe und Fluth sind längs dem Eismeere gleichförmig und erheben sich kaum zwei Fuß hoch, nur in der stürmenden Zeit erstreckt sie sich manchmal von dem Winde getrieben bis nach Obdorsk. Hr. Ermann gibt in seinen Beobachtungen der Mündung des Ob eine östlichere Lage, als sie auf den Karten bezeichnet wird. Das folgende Jahr ging dieser Ge-

Digitized by Google

kehrte in Sibirien bis nach Ochotsk, und fand, daß die Behauptung von der Strenge des dortigen Klima's, selbst in den südlicher gelegenen Kreisen, nicht übertrieben sey. Ewige Eisfelder sind in den Thälern der nördlichen Kreise nichts Seltenes. Diese Beobachtung verdankt man dem Admiral Wrangel. Dieser Officier hatte mehrere Jahre hindurch die Küsten des Eismeeres, namentlich nach der östlichen Seite hin, untersucht, er brachte die Winter in Nishnei-Kolymsk zu, einer Stadt, welche an dem Zusammenflusse der Kolyma und des Anuy unter 65° 50′ N. B. liegt; im Anfange des Januars zeigte der Réaumur'sche Thermometer gewöhnlich — 42°. Hr. Wrangel hat sehr gute Karten von diesen Gegenden entworfen, aber sie sind nicht veröffentlicht worden.*) Manchmal machte er seine Excursionen im Winter, und dann reisten er und seine Begleiter in Schlitten, welche mit Hunden bespannt waren. Gegen das Ende des Winters war das Eis nur mehr zolldick; er brachte die Nacht in einem Zelte zu, häufig traf er Oeffnungen von 5 bis 7 Fuß Breite in dem Eis, und alle Nacht machte ein heftiger Nord- oder Nordwestwind den Boden unter den Abenteurern erbeben. Oefters machte er sich im Monat März auf die Reise — ein Zeitpunkt, der keineswegs für gefährlich gilt, sondern vielmehr gewöhnlich zu Ausflügen über das Eis gewählt wird.

Im Jahre 1821 begann der Winter an den Mündungen des Kolyma am 22 August. In einem Zeitraume von drei Jahren unternahm Hr. Wrangel drei Reisen auf dem Eise. Zwei davon hatten zum Ziele, die genaue Lage des Schelagskoi-Noss, des nordöstlichen Caps von Asien, kennen zu lernen. Bei den übrigen ging er über das Eismeer, um einige wirkliche oder vermeintliche Länder aufzusuchen. Er fand keines, obgleich die Tschuktschen dem muthigen Seefahrer versichert hatten, es läge 60 Meilen nordöstlich vom Schelagskoi-Noss ein Land, welches man sogar bei hellem Wetter vom festen Lande aus sehen könne. Hr. Wrangel wollte sich von der Wahrheit dieser Angaben überzeugen, aber ein furchtbarer Sturm ereilte ihn, welcher mehrere Tage dauerte und die Eisfelder zertrümmerte, so daß er und seine Genossen, auf einem losgerissenen Eisstück gegen Süden getrieben, ungewiß waren, ob es ihnen noch möglich seyn könnte, das Land zu erreichen. Sie blieben mehrere Tage ohne Feuer und ohne Lebensmittel, und dennoch mußte Wrangel mit heldenmüthigem Eifer für die geographische Wissenschaft selbst diese trostlosen Tage zu benutzen, um eine bedeutende Strecke der Küste zu untersuchen.

Dieß ist ungefähr das Ergebniß dieser Forschungen im Allgemeinen. Zehn Monate hindurch ist das Meer dermaßen gefroren, daß man nur Eisberge erblickt; im August und September sprengen sich diese Massen, aber die Zwischenräume sind zu klein, als daß ein Schiff hindurchsegeln könnte. Die Küsten und Mündungen der Flüsse wechseln oft ihre Gestalt durch die ungeheure Masse von Erde, Bäumen und selbst mächtigen Felsstücken, welche das Wasser auf weite Strecken von dem festen Lande weg mit sich fortführt, und welche mit der Zeit die ganze Form des Gestades ändern müssen, denn die Flüsse, welche sich in das Eismeer ergießen, sind sehr zahlreich.

Doch verlassen wir jetzt diese Eisküsten, die dem Seefahrer nicht den mindesten Nutzen gewähren, und wenden wir uns nach dem Osten des Uralgebirges.

Man hat lange angenommen, daß sich diese Gebirgskette im Süden bis an die Altai-Gebirge fortsetze. Die Reisen, welche in einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren dahin unternommen worden, zeigten aber, daß ihre südliche Spitze gegen Südwest hin in einen Zweig ausläuft, welchen man bis zu den Mughodjar-Bergen verfolgen kann, im Osten hingegen nur unbedeutende Anhöhen sich finden, einfache Landrücken, welche die verschiedenen Gewässer von einander scheiden.

Die Forscher, welchen wir diese Beobachtungen verdanken, sind die HH. v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose. Sie traten ihre Reise in dem Jahre 1829 an, besuchten den Ural, dessen höchste Gipfel kaum 1400 bis 1500 Metres betragen, gingen dann nach dem Altai, von da in die chinesische Dsungarei, kehrten durch die Steppe der Kirghisen der mittlern Horde zurück und besuchten den südlichen Theil des Ural. Man hatte in diesem Gebirge schon Platina gefunden. Hr. v. Humboldt schloß aus Untersuchung des Bodens, daß man hier Diamanten finden würde, und weitere Nachforschungen bestätigten die Richtigkeit seiner Vorhersagung, aber man fand die Diamanten nur auf dem europäischen Abhange der Gebirgskette. Die Nachrichten, welche Hr. v. Humboldt aus dem Munde der Tataren, Bucharen und Taschkenter über die im Innern Asiens ihnen benachbarten Länder erhielt, gewährten ihm Aufklärung über mehrere höchst interessante Umstände. Südöstlich vom Tarbagatai, einer hohen Gebirgskette, breitet sich der See Oiakul aus, in dessen Mitte sich ein kegelförmiger Berg erhebt, welcher ehemals Feuer auswarf. Zwei Vulcane, welche von den Chinesen der eine Pe-schan, der andere Ho-tschen genannt werden, finden sich in dem chinesischen Turkestan; die Solfatara von Urumtsi, und diejenige einer Spalte in der Nähe des Sees Darlai in demselben Lande, welche Ammoniakdünste ausströmt, beweisen, daß sich vulcanische Erscheinungen in dem Innern von Asien, in einer Entfernung von 5 bis 400 Meilen von dem Meere, vorfinden. — Die Forschungen der HH. Klaproth und Abel Rémusat, welchen wir diese Entdeckungen danken, haben sich durch die Erzählungen der Eingebornen bestätigt.

Die Gruppen des Altai-Gebirges wurden im Jahre 1826 von den HH. Ledebur, Mayer und Bunge durchreist: sie machten ihre Reise theils vereint, theils einzeln, und untersuchten den Oberlauf des Irtysch und seiner Zuflüsse, über welche man bisher noch wenig Nachrichten hatte. Hr. Bunge fand bei seinen kühnen Excursionen, daß die höchste Spitze dieses Gebirges der Ipiktau (Gottesberg) oder Klas-tau (kahle Berg) der Kalmüken sey. Seine Höhe beträgt mindestens 1287 Toisen. — Die Forschungen dieser Reisenden und diejenigen des Hrn. Lewschin haben die Ansichten, welche man früher über die Lage und Ausdehnung dieses Gebirges hatte, sehr berichtigt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Cories scheint bei der Abfassung die kürzlich von Engelhardt bei Voß in Berlin herausgegebene Reise Wrangels noch nicht gekannt zu haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 44 u. 45** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Kinderschriften von S. T. Coleridge's Tochter. — Carlo Varese.** (Fortsetzung.) — **Neuere dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses vom Auslande begegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 108.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

2. Sprache. — Poesie. — Sprüchwörter.

Die finnische Sprache und mithin auch die esthnische, die nur ein Zweig derselben ist, stehen so eigenthümlich gebildet, mit so ganz abweichendem Bau unter den übrigen europäischen Sprachen da, daß sie auch nicht die geringste ursprüngliche Verwandtschaft mit irgend einer derselben, weder mit der slavischen, noch mit den germanischen oder celtischen Stämmen zu haben scheinen. Es springt dieß jedem Reisenden sogleich schlagend in die Augen, der sich nur von einem esthnischen Bauern ein Mal die Ordinalzahlen vorsagen läßt; sie lauten folgendermaßen: Lesmarne, Toine, Kolmas, Näljes, Wijes, Kuwes, Saihmes, Kattesas, Kümmes. Die sämmtlichen Ein Mal Eins aller übrigen europäischen Sprachen lauten hiergegen wie die Ein Mal Eins von Brüderdialekten, und wenn die Esthen auch in allen andern Stücken so grundverschieden von den übrigen Europäern wären, wie in ihrem Ein Mal Eins, so möchte man geneigt seyn, für sie einen eigenen Adam anzunehmen, oder wenigstens sie aus der Reihe der Arbeiter am babylonischen Thurm zu streichen.

Jede Sprache hat ihre besondere äußere Physiognomie, ihren eigenen Vortrag, ihren eigenthümlichen Rhythmus und gleichsam ihre eigene Tonart, in welcher sie vorgetragen wird. Und selbst dem, welcher in den Geist einer Sprache nicht tiefer eingedrungen, ist es möglich, diesen äußern Habitus einer Sprache aufzufassen und sie sogleich daran wieder zu erkennen. Die Physiognomie der esthnischen Sprache ist so eigenthümlich, daß jedes europäische Ohr, es mag einem germanischen, slavischen oder romanischen Individuum angehören, sogleich sehr fremdartig davon frappirt wird. Im Ganzen ist sie wohltönend, besonders durch die vielen Endigungen auf „a“ und „o“ durch die äußerst angenehmen Diphtongen „ü“ und „oi,“ so wie wegen der geringen Anwendung des stummen „n“ und des fast völligen Mangels des häßlichen „ä.“ Die Consonanten werden nirgends so im Esthnischen gehäuft wie in den slavischen Sprachen, und selbst weniger als in den germanischen. Dagegen bringt die ungemeine Häufung einsylbiger Vocale eine Menge von Hiaten hervor, und wahrscheinlich bewirkt die Menge der zweisylbigen und dreisylbigen trochäischen oder daktylischen Worte und der Mangel an einsylbigen Flickwörtern, daß die Sprache der Esthen nie so in einander fließt, wie die Rede anderer Völker, vielmehr immer gleichsam auf Stelzen zu gehen scheint. Es scheint ein fast epischer Schwung in den unbedeutendsten Redewendungen eines esthnischen Redners zu seyn. Man erzählt sich, daß ein russischer Gesandter am spanischen Hofe, als von sonoren Sprachen die Rede gewesen, und man den Wohlklang der portugiesischen, italienischen und spanischen Sprache gelobt, mit dem gewöhnlichen esthnischen Pathos folgende esthnische Worte citirt habe: „Pois maida ülla süilla,“ mit der an die Anwesenden gerichteten Frage, von welcher Art sie den Inhalt dieser Worte hielten. Diese riethen auf den Anfang eines epischen Gedichts, und sahen sich nicht wenig getäuscht, als der Nordländer ihnen diese Worte übersetzte, die nichts weniger und mehr bedeuten, als dieß: „Kutscher, fahr langsam über die Brücke.“ — Die Esthen wie alle Finnen haben auf der einen Seite nicht den rauhen, vollen, tiefen Ton, in welchem die Russen reden, noch auf der andern den metallosen, weinerlichen und piplichen Accent, in welchem die Letten und Littauer sprechen. Vielmehr haben sie ein kräftiges und klangreiches, aber angenehmes und geschmeidiges Organ, und nach dem Schwung allein, welcher in ihrer Rede herrscht, sollte man vermuthen, daß dieses Volk zu großen Dingen von der Natur befähigt sey. Keine Sprache hat so viele Doppellaute wie die Esthnische. Die Rauschlaute des Russischen „sch,“ „tsch,“ schtsch,“ fehlen ihr ganz und gar, und eben so die Labiate „f,“ „ph,“ „pf,“ „v;“ jene ersetzt der Esthe durchweg bloß durch das „s,“ und diese durch das „p.“ Eben so drücken sie das „z“ durch „s,“ und unser „h,“ welches sie ebenfalls nicht aussprechen können, lassen sie ganz weg; so sagen sie daher statt „Hause,“ „Aube,“ statt „Fischer,“ „Piser,“ statt „Zitrone,“ „Sitron,“ statt „Stiefel,“ „Tibel.“ Keine Sprache ist so reich an Doppelvocalen als die esthnische.

Der eigenthümlichen Laute, die kein Fremder den Esthen je richtig nachsprechen kann, sind unzählig viele. In ihrer

Digitized by Google

Etymologie ist das Merkwürdigste, daß sie nur eine einzige Declination, aber eine unzählige Menge von Casus, dabei aber auch nur Eine Conjugation hat. Endlich aber auch, was noch merkwürdiger, nur ein Geschlecht selbst bei den Fürwörtern, denn „temma" heißt sowohl „sie," als „er."

Viele abstracte Begriffe, oft selbst die allergewöhnlichsten, können die Esthen in ihrer Sprache nie durch Umschreibung ausdrücken, da sie keine eigenen Worte dafür ausgeprägt haben. So z. B. haben sie keine Ausdrücke für „Tugend," für „Laster," keinen für „Freiheit," für „Gefühl." Sie sind hierin noch unendlich viel ärmer als die Letten; dagegen ist ihre Sprache so ungemein bilderreich, daß sie selbst die gewöhnlichsten Dinge gemeiniglich durch ein Bild ausdrücken. So heißt ein „dummer Mensch" bei ihnen „ein Bettler-Kopf," und zwar nicht etwa nur allegorisch, in der Poesie, sondern ohne alle Prägnanz der Rede in der Alltags-Sprache des gewöhnlichen Lebens; „die Sonne geht zum Schöpfer zurück," sagen sie für „die Sonne geht unter." Das Eintreten einer Sonnenfinsterniß bezeichnen sie durch „die Sonne wird weggefressen;" für „sterben" und „geboren werden," haben sie keine Ausdrücke, welche die Sache direct geben. Für jenes sagen sie: „seine Seele in Gottes Hände geben," für dieses „auf die Knie der Mutter gehoben werden," oder für „gebären," ein Kind auf die Knie heben."

So haben sie auch keinen besondern Namen für die „Thiere." Sie nennen dieselben bedeutungsvoller „die stummen Wesen."

(Schluß folgt.)

Jagdausflüge in Südafrika.

(Schluß.)

Die Gegend wurde immer gebirgiger und die Dornenhecken, welche in Fülle nach allen Richtungen angelegt waren, um Wild zu fangen, machten unsern Weg sehr beschwerlich. Auf diesem unebenen, steinigen Boden stürzte ich bei der Verfolgung eines Sassaby, zerschlug mein Knie und Ellbogen, und, was mir am empfindlichsten war, zerbrach den Schaft meiner liebsten Büchse. Es war schon spät und ziemlich dunkel, ehe wir an dem von unsern Führern zum Nachtlager bestimmten Ort ankamen, und kaum hatten wir die Ochsen ausgespannt, als ein fürchterliches Gewitter losbrach, das fast die ganze Nacht fortdauerte. Der Morgen war heiter und ruhig, und doch wollten uns unsere Führer nach dem Frühstück abhalten, unsere Reise fortzusetzen, indem sie behaupteten, der König wolle uns hier treffen. Ich trieb aber vorwärts und nachdem ein Herold in der Matabili-Sprache, begleitet von krampfhaften und heftigen Gebärden, das Lob seines Herrn, des Königs, gesungen oder vielmehr gebrüllt hatte, daß die Berge widerhallten, eilten wir weiter. Auf diesem Wege sah ich auch die erste Fährte einer Giraffe: die größte maß 11 Zoll in der Länge, war von der Gestalt eines Parallelogramms, und spitzig nach vorn, abgerundet nach hinten. Unser Nachtlager schlugen wir zwei Stunden von der Residenz des Königs auf.

Am 24 October zogen wir, umgeben von zahllosen Massen Eingeborner und begleitet von zwei Magnaten des Reichs, einem alten Krieger, Um' Nombates, von freundlichem, ehrwürdigem Aeußern, und einem jüngern, von weit weniger einnehmenden Zügen, in der Residenz des Königs, Kalpain, einem elenden Dörfchen, ein. Kaum waren die Ochsen ausgespannt, als Mohanycom, des Königs Page, herbeikam, der nicht wie die übrigen seines Haupthaars beraubt war, und einen Mund hatte, der sich buchstäblich von Ohr zu Ohr erstreckte. Er besichtigte Alles in ernstem Schweigen und sagte, der König würde sogleich kommen, uns zu sehen. Da dieß aber nicht geschah und wir von unserer Sorge, wie der König uns aufnehmen würde, befreit seyn wollten, schickten wir nach einiger Zeit unsern Dolmetscher, Bala, fort und ließen ihm sagen, daß Alles zu seiner Aufnahme bereit sey. Nach Verlauf von fünf Minuten verkündete das Geschrei und Jauchzen der Menge und das Brüllen der Herolde, die sein Lob priesen, die Annäherung Mosolekatzi's.

Die Züge des Despoten, obgleich voll Argwohn und Hinterlist, sind keineswegs unangenehm. Seine Gestalt ist lang, gut gebaut, seine Manieren würdig und zurückhaltend, und das schnelle, scharfe Auge, seine Fragen und seine eigenen, vorsichtigen und berechneten Antworten zeigen seine Fähigkeit, eine so wilde und blutdürstige Nation zu beherrschen. Er schien über 40 Jahre alt, doch ganz bartlos, sein haarloser Kopf trug den Issigoks, einen ovalen Kranz von Haaren, mit drei grünen Papagaifedern geschmückt, zwei hinten und eine vorn in horizontaler Lage. Nachdem er Andries und die andern Hottentotten als alte Bekannte begrüßt hatte, sah er die Geschenke an, die wir ihm bestimmt hatten, und konnte sich nicht enthalten, seine lebhafte Freude darüber auszusprechen. Er ließ sich in unserm Beisein ankleiden, und setzte sich mit großer Würde nieder, um die Erfrischungen zu genießen, die ihm angeboten wurden. Da er aber sah, daß wir etwas anders hatten — er hatte Ontchualla oder Bier, wir tranken unsern Thee, — so schob er plötzlich sein Gefäß fort, und ergriff meine Tasse, die er mit großer Gier leerte.

Jetzt glaubten wir zu unsern Geschäften übergehen zu dürfen, namentlich in Bezug auf den Punkt, die Erlaubniß zu erhalten, den Fluß Vaal entlang zurückkehren zu können. Doch sobald wir diesen Gegenstand berührten, weigerte er seine Zustimmung, angeblich unserer Sicherheit wegen, im Grunde aber nur, weil er nicht wünschte, daß wir dem Schauplatze nahe kommen sollten, wo er in diesem Augenblicke die ausgewanderten Boers hatte ermorden lassen. Auch bemerkten wir, daß Andries, der die Antworten des Königs uns aus dem Hollandischen in das Englische übertragen mußte, persönlich unserm Plan abgeneigt sey, und daher nur so viel von des Königs Rede uns zukommen ließ, als er für nöthig hielt. Deßhalb nahmen wir später statt seiner Richard zum Dolmetscher, der sich unparteiischer bewies.

Der König war ungemein neugierig, zu wissen, was wir Alles in unsern Wagen hatten, die er gar zu gern völlig in Beschlag genommen hätte. Deßhalb kam er kurze Zeit nach seinem Staatsbesuche wieder in unser Zelt, und diesmal fast ohne alle Begleitung; aber wir hüteten uns wohl, unsere Sa-

Digitized by Google

chen ihm unter die Augen zu bringen. Nur einige Glaskugeln und anderes Spielwerk, das wir ihm bestimmten, legten wir in seinen Weg; denn Alles, was sein Auge sah, und seine Hand berührte, nahm er auch als sein Eigenthum mit sich, und ließ uns wiederholt durch seinen Dolmetscher sagen: „ihm gefiele Alles!" Oft gebrauchte er die verächtlichsten Kunstgriffe, sich von irgend etwas in Besitz zu setzen. Nachdem seine Augen wiederholt forschend umhergewandert waren, ruhten sie behaglich auf einem Bündel Messingdrath, von dem ein Theil aus dem Wagen hervorhing, und ehe er uns verließ, schoß er plötzlich darauf los, und trug es mit triumphirendem Grinsen davon. Dabei war er äußerst langsam in Erfüllung unserer Wünsche. Wir hatten ihm mehreremal vorgestellt, daß unsere Ochsen zu abgetrieben seyen, und ihn um einige frische gebeten, doch er meinte, die unsrigen würden schnell fett werden, es sey ja Gras in Fülle vorhanden. Gegen Abend aber ließ er von uns einige Wachslichter borgen, und schickte uns durch Um' Nombate eine geschmorte Ochsenbrust und eine Quantität Bier oder Outchualla, das aus gegohrnem Kafferkorn gemacht wird, und für uns ganz ungenießbar war, wiewohl unsere Hottentotten sich gewaltig daran ergötzten.

Das Begehren des Königs nach Glaskugeln war so heftig, daß er jedes Mittel ergriff, um von uns welche zu erlangen. So kam Um' Nombate, als wir schon im Bett lagen, heimlich, wie er sagte, zu uns, um gegen Elephantenzähne davon einzutauschen; nur war uns der Charakter des Königs zu bekannt, um die Falle nicht zu merken, und die Bitte wurde ihm abgeschlagen; als Mosolekatzi später wieder bei uns eingetreten war, was er freilich sehr oft that, und der Parse unklugerweise eine Kiste öffnete, horchte der König sogleich auf und mit einem Satze war er bei dem Wagen und hatte seine Hände in der Kiste, deren Deckel freilich auf diese fiel, daß er die Glaskugeln nicht sehen konnte, doch mit Entzücken wühlte er darin herum, und sprach die Kiste für sein Eigenthum an. Wir waren damals begierig, die Erlaubniß der Abreise zu erhalten, und benutzten diese Gelegenheit dazu, so wie wir auch des Königs Begier, unser Zelt zu besitzen, anwandten, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, über den Fluß Vaal zurückzukehren. Beides erhielten wir, und den Nachmittag desselben Tages verlangten wir von ihm den Ort zu wissen, wo er das Zelt aufgeschlagen wünsche. Er hielt eben in Hrn. Bains Wagen Siesta, kam aber sogleich freudestrahlend herbei, und bezeichnete einen Ort in seiner Residenz, wobei ich Gelegenheit nahm, das Innere seiner Wohnung, zu der er uns nie Zugang erlaubte, zu besehen. Die königliche Wohnung, wie die seiner Frauen, war durch unregelmäßige, rohe Pallisaden verschlossen, und hatte eine Oeffnung, durch welche der König nur kriechend hindurchkommen konnte, und unterschied sich in nichts von den andern Wohnungen des Volks.

Beim Aufschlagen des Zeltes waren dreißig Frauen aus dem Serail des Königs gegenwartig, und standen um ihn her; sie waren meist schwarzbraun und hatten ein wenig Embonpoint, viele waren sogar sehr dick mit ungeheuren hangenden Brüsten. Ihr Kopf war geschoren und besaß nur eine kleine Haarlocke auf dem Scheitel, die mit Federn geziert war. Ihr Anzug bestand aus kurzen, schwarzledernen Schürzen, mit dem Pelz inwendig und mit Messing-Zierrathen und verschiedenfarbigen Glaskugeln besetzt. Unter diesen Frauen bemerkte ich auch eine Griquagefangene, Truey mit Namen, die Abkürzung von Gertrude, die unglückliche Tochter Peter Davids, des Häuptlings der Lishuani-Bastards und Nachfolger von Barend Barends, der vor etwa drei Jahren auf einer Jagd am Vaalflusse von Mosolekatzi's Kriegern überfallen wurde, sich selbst zwar rettete, aber all sein Eigenthum, seine Leute und Begleiter verlor, unter ihnen auch diese seine Tochter.

Als das Zelt aufgeschlagen war, zog der König seinen großen Rock an, setzte eine rothe Nachtmütze auf sein Haupt, ließ zwei Wachslichter anzünden und vor ihn hinstellen, und setzte sich mit würdiger Haltung auf einen umgekehrten Kürbiß, dessen Inhalt an Bier er erst vorher ausgeschlürft hatte, und war ganz verloren in der Beschauung seiner ungeheuren Wichtigkeit. Nur mit Mühe unterdrückte ich den Reiz zum Lachen, und nachdem ich dem Könige zu seinem neuen Eigenthum Glück gewünscht und ihn erinnert hatte, daß wir am folgenden Morgen abreisen würden, kehrte ich nach unsern Wagen zurück.

Reisenotiz über die Erforschung des weißen Nils.

In der Londoner geographischen Gesellschaft wurde von dem bekannten Reisenden Hotkins ein Schreiben Mohammed el Kerims, jenes bekannten Dongolaners, vorgelegt, den die Weiße-Nil-Gesellschaft hatte ausrüsten helfen, um das Innere von Afrika zu untersuchen: er war auf seinem Wege nach Dar-Fur bis über Khartum hinausgekommen, und obwohl er ausgeplündert worden war und sich als Derwisch durchbetteln mußte, so setzte er dennoch seinen Weg fort, und hoffte seinen Zweck, die Entdeckung der Quellen des weißen Nils, zu erreichen. Die Mittheilung war vom 10 November.

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Fortsetzung.)

Die Expedition, welche die russische Regierung stets in gewissen Zwischenräumen nach China schickt, wurde im Jahre 1820 von Hrn. G. Timkowski angeführt und kehrte 1821 zurück. Die Berichte dieses Officiers enthalten viele weit genauere Schilderungen des himmlischen Reichs, als die vorhergehenden Reisebeschreibungen geliefert hatten. Er sah die große Wüste von Gobi, welche er nach verschiedenen Richtungen hin durchzog. Er kehrte mit dem Archimandriten Hyacinth Bitschurin zurück, welcher zehn Jahre in Peking gewohnt hatte, und welchem wir eine Beschreibung der Mongolei verdanken, die Hr. Klaproth durchsah.

Von den Engländern, welche es sich angelegen seyn lassen, den Bewohnern des chinesischen Kaiserreichs betrügerischer Weise das Opium zuzuführen, nach welchem diese nur zu begierig sind, haben mehrere ihre Reisebeschreibungen herausgegeben; andere Berichte rühren von Europäern her, welche ein edlerer Trieb geleitet hatte, der, diesen fernen Völkern die Lehren des Evangeliums zu bringen. Aber diese Arbeiten haben uns keinen großen Zuwachs unserer geographischen Kenntnisse von China gegeben.

Digitized by Google

Die des japaneſiſchen Reichs haben ſich durch die Werke der HH. Overmeer Fiſcher, Doeff, Meyland und namentlich des Hrn. v. Siebold ſehr erweitert; letzterer hat ſein Werk, welchem Karten beigegeben ſind, die von Japaneſen entworfen wurden, noch nicht ganz beendet.

Die Geſandtſchaften, welche die brittiſche Regierung in die Hauptſtaaten der hinterindiſchen Halbinſel ſchickte, der Krieg, welchen ſie im Jahre 1824 gegen die Birmanen führte, die Abtretungen, welche ihr in den ſüdlichen Provinzen dieſes Reichs gemacht wurden, und die Reiſen, welche die Engländer und die Miſſionäre nach den verſchiedenen Gegenden dieſer Halbinſel unternahmen, haben uns viele und bedeutende geographiſche Nachrichten über dieſes Land gegeben, aber dennoch iſt ſein Inneres noch ſehr wenig bekannt, und alles, was wir von Laos wiſſen, bedarf noch bedeutender Aufklärung.

Man weiß, daß der Iramaddy, welcher von Norden kommt, das birmaniſche Reich durchſtrömt, ehe er ſich in den Golf von Martaban, der einen Theil des bengaliſchen Golfes ausmacht, ergießt. Mehrere Geographen, unter andern auch d'Anville, haben geglaubt, der Iramaddy ſey die Fortſetzung des Daro-Djangbo-Tſu, welcher Tibet von Weſten nach Oſten durchfließt. Dieſe Meinung gründete ſich auf Angaben, welche in vorzüglichen chineſiſchen Werken ſich vorfanden. Später glaubten Rennel und andere Geographen, daß der große Fluß von Tibet ſich ſeinen Weg gegen das Meer durch den Brahmaputra bahne, welcher den öſtlichen Theil von Hinduſtan durchſtrömt, und ſeine Wellen mit denen des Ganges miſcht, ehe er ſich in den Golf von Bengalen ergießt. Dieſe Anſicht ſchien die Oberhand gewinnen zu wollen, als Hr. Klaproth in einem Werke, in welchem er ſich auf den Ausſpruch chineſiſcher Schriftſteller berief, die Gründe entwickelte, welche ihn beſtimmten, der Anſicht des Hrn. d'Anville den Vorzug zu geben. Die Engländer widerlegten ihn, und der Streit, der ſich dadurch erhob, wurde mit einer Schärfe und Erbitterung von ihnen geführt, als ſey ihre ganze Nationalehre dadurch gefährdet. Dennoch wurde Klaproths und d'Anville's Anſicht von einem Engländer, Alexander Dalrymple, welcher ausgezeichnete geographiſche Kenntniſſe beſitzt, unterſtützt. Die Reiſen, welche von Engländern in die Gebirgsgegenden von Aſſam unternommen wurden, haben gezeigt, daß je weiter man an dem Brahmaputra hinaufgeht, ſeine Breite immer mehr abnimmt, die verſchiedenen Arme, welche ihn bilden, ſtrömen durch tiefe Schluchten, die aus dem Innern der hohen Gebirge kommen, welche die ſüdöſtliche Fortſetzung des Himalaya bilden. Einer dieſer Arme hat bei ſeinem Namen Bor-Lohit auch noch den von Brahmaputra behalten, deſſen Urſprung bis in die indiſche Mythologie zurückgeht, da er Sohn des Brahma bedeutet. Er entſpringt aus dem See Brahma-Kund, Wiege des Brahma; aber dieſer breite Strom empfängt den Tuluka, einen Fluß, welcher weiter von Norden herkommt, und ſeine Quelle in dem Gebirge hat. Nach Hrn. Klaproths Behauptungen fließt der Strom von Tibet öſtlich von der Bergkette hin. Uebrigens theilen ſehr unterrichtete Geographen bis jetzt ſeine Anſicht noch nicht, und ſo iſt es denn, um die Richtigkeit derſelben zu beweiſen, nöthig, daß neue Entdeckungsreiſen nach dieſen hohen Gegenden unternommen werden, über deren größten Theil die Engländer gegenwärtig eine theils directe, theils indirecte Herrſchaft ausüben. Manchmal ſtoßen ihre Bemühungen, das Land kennen zu lernen, auf Hinderniſſe, welche auch den muthigſten abſchrecken können. Im Jahre 1825 wurde ein junger engliſcher Officier, P. H. Burlton, welcher mit einem ſeiner Freunde und einem Detaſchement von Sipahis auszog, um den Lauf des Brahmaputra aufzunehmen, nebſt einem Theil ſeiner Leute von den Eingeborenen ermordet.

Der gebirgige Landſtrich zwiſchen Hinduſtan und China nimmt ſchon ſeit langer Zeit die Aufmerkſamkeit der europäiſchen Reiſenden in Anſpruch. Es iſt zu fürchten, daß es wohl noch lange Zeit währen wird, ehe ſeine Erforſchung gelingt, und die Wiſſenſchaft wird ſich wohl nur dann eine reiche Ausbeute der unternommenen Reiſen verſprechen dürfen, wenn ſie von Männern unternommen werden, welche des Chineſiſchen, des Mandſchu und des Tibetaniſchen mächtig ſind.

Der weſtliche Theil des Himalaya-Gebirges wurde dagegen vielfältig ausgebeutet, ſeine höchſten Spitzen wurden gemeſſen, und man kennt bis jetzt kein höheres Gebirge auf der Erdoberfläche. Die Werke der Reiſenden, welchen wir dieſe wichtigen Entdeckungen zu danken haben, ſind größtentheils ſchon vor dem Jahre 1819 geſchrieben worden, aber die meiſten derſelben kamen erſt um dieſe Zeit, zum Theil auch erſt noch ſpäter, zur allgemeinen Kenntniß. Webb, Raper und Hearſey im Jahre 1809, Moorcroft im Jahre 1812, Fraſer im Jahre 1814, Hodgſon im Jahre 1816, Gerard in den Jahren 1817 und 1818, Johnſon in dem Jahre 1827, und noch mehrere andere haben auf verſchiedenen Punkten den Gefahren getrotzt, welche der Uebergang über den Himalaya bietet; die Quelle des Ganges und der großen Arme, welche ihm zuſtrömen, die Orte, welche der Gegenſtand der Verehrung und das Ziel der Pilgerfahrten der frommen Hindus ſind, wurden erforſcht, man hat die Urſachen der Fabeln gefunden, welche ſo lange verbreitet waren, und ſo lange Zeit in geographiſchen Werken fortgeführt wurden. Faſt die ganze Alpengegend dieſer Gebirgskette wurde durchzogen, und die Sprachen, Sitten und Geſetze der Völker, welche ſie bewohnen, näher erforſcht.

Ein junger Franzoſe, Victor Jacquemont, drang bis in das Thal von Kaſchmir vor, das unſer Landsmann, François Bernier, im Jahre 1664 in gewiſſer Art für Europa wieder aufgefunden hatte; er war der erſte, welcher die Europäer den Namen der Shawls kennen lehrte, welche dort erzeugt werden, ſeit Jahrhunderten zu dem orientaliſchen Putze gehören und auch bei uns ſo geſucht ſind.

Der Pendſchab, welchem es gegenwärtig unterworfen iſt, iſt viel bekannter, ebenſo das ganze übrige Hinduſtan, über welches die brittiſche Regierung gegenwärtig eine faſt unumſchränkte Herrſchaft übt, oder vielmehr, welche dort Fürſten regieren läßt, die ohne Gefahr keinen Willen haben dürfen, welcher dem ihrigen entgegen wäre. Die geographiſchen Nachrichten über dieſes große Land ſind namentlich den HH. John Malcolm, W. Hamilton, Cl. und Fr. Buchanan und Hrn. Alex. Burnes zu verdanken, ſie haben wohl immer noch einige Lücken, welche jedoch nicht bedeutend genug ſind, um in dieſem kurzen Ueberblicke aufgeführt werden zu können.

(Fortſetzung folgt.)

Maſchine zum Marmorſägen. Kürzlich wurden in der franzöſiſchen Akademie der Wiſſenſchaften einige kleine Statuen gezeigt, als Beiſpiel der Anwendung einer von Dutel erfundenen Maſchine, um Marmorblöcke in die rohe Form einer Figur zu ſchneiden, die dann von dem Künſtler ſeiner ausgearbeitet werden ſoll. Sie waren mit mathematiſcher Genauigkeit ausgeführt, und zwar wurde die Arbeit in acht Tagen vollendet, während man ſonſt bei der gewöhnlichen Weiſe 12 Tage brauchte. (Lond. and Par. Observ. vom 5 April.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Digitized by Google

Nr. 109.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 April 1840.

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

Paris, den 19 März 1840.

Man hat hier vor einigen Wochen einige Stücke Battist aus China gebracht, welche sich wie Leinwand anfühlen, aber einen eigenen, seidenen Glanz haben; sie kamen mit der chinesischen Aufschrift „Hiapu" (Sommerzeug) an, welche keinen Aufschluß über ihren Ursprung gab. Man zeigte sie dem Abbé Voisin, der zwanzig Jahre Missionär im Innern von China gewesen war, und mehr Beobachtungen über weltliche Dinge gemacht hatte, als die meisten Missionäre. Er sagte, daß er den Zeug wohl kenne, er habe lange Hemden daraus getragen, welche unverwüstlich seyen, der Zeug sey sehr wohlfeil, und werde aus einer Art Nessel, Urtica nivea, verfertigt, von der er Samen mitgebracht und dem botanischen Garten gegeben habe. Man fand auch, daß die Nessel im Garten gediehen und 5 bis 6 Fuß hoch geworden war, daß sie zwar keinen Samen im hiesigen Klima trage, aber sich durch Theilung der Wurzeln fortpflanze, und, jährlich abgeschnitten, immer neue Stängel treibe. Die Regierung, welche immer vielen Sinn für Einführung neuer Culturpflanzen zeigt, hat in China eine Quantität der rohen Fiber verlangt, um sie Spinnern zu übergeben, und zu sehen, ob die Fabrication keine besonderen Schwierigkeiten habe.

Ein anderes orientalisches Product erregt ebenfalls großes Aufsehen, nämlich indischer Flachs, der seit einigen Monaten aus England in großen Massen roh eingeführt wird, und an Länge der Fiber und an Feinheit den europäischen weit übertrifft, so daß sich die französische Leinwandindustrie nicht nur durch die Maschinenspinnerei der Engländer, sondern sogar durch ein neues und weit besseres rohes Material bedroht findet. Die Regierung hat Maßregeln getroffen, sich den Samen dieser Species zu verschaffen, um zu versuchen, sie in Frankreich zu naturalisiren.

Eine andere neue Cultur macht im Süden von Frankreich Fortschritte, nämlich die von einer Art von Schilf, welche einer der intelligentesten Gutsbesitzer des Landes, Hr. v. Gasparin, Maire von Orange, aus Westindien eingeführt hat, wo sie Guinea grass, oder Jamaica grass genannt wird. Sie wird künstlich bewässert, und treibt 8 bis 10 Fuß hohe Blätter, welche das Vieh und Geflügel mit großer Gier frißt, und ihr Ertrag ist größer, als der aller einheimischen Futterkräuter. Die Cultur hat sich bis jetzt noch nicht nördlich von Lyon verbreitet, aber es ist wahrscheinlich, daß sie auch in den nördlichen Departements gedeihen würde, da auch im Süden ihr Same nicht zur Reife kommt, sondern sie durch Theilung der Wurzeln fortgepflanzt werden muß, während zum Treiben von Blättern es keiner außerordentlichen Hitze bedarf, und die Pflanze, da sie abgemäht wird, wenig vom Erfrieren zu fürchten hat.

Alle diese neuen Culturversuche können der Aufmerksamkeit deutscher Landwirthe werth seyn, aber die großen Fortschritte, welche die Seidenzucht in Mittelfrankreich macht, dürften vor Allem ihr Interesse erregen. Die Berichte von den verschiedenen Districten über die Resultate des letzten Jahres sind jetzt angekommen und großentheils bekannt, und überall von der Bretagne bis Toulon findet man den größten Eifer in der Ausdehnung der Cultur des Maulbeerbaumes, der Errichtung von Seidenhäusern nach chinesischer Methode, systematische Versuche über alle Theile der Cultur, Einführung besserer Methoden im Winden der Cocons, und große Bereitwilligkeit der Regierung, der Departements und der Communen in Beförderung dieser reichen Cultur. Man schlägt die Masse der rohen, in Frankreich producirten Seide auf 100 Millionen Franken an, die eingeführte auf 60 Millionen, und das Product der Seidenfabriken auf 400 Millionen, von denen etwa 150 Millionen ausgeführt werden. Seit einigen Jahren sind Millionen von Maulbeerbäumen gepflanzt worden; da jedoch der hochstämmige Baum erst nach sechs bis sieben Jahren Futter liefert, so wird die Wirkung des neuen Impulses erst in einigen Jahren fühlbar werden. (Fortsetzung folgt.)

Die Esthen.

2. Sprache. — Poesie. — Sprüchwörter.

(Schluß.)

Wie der ganze Stamm des esthnischen Volks in drei Hauptäste, so zerfällt auch die esthnische Sprache in drei Hauptdia-

Digitized by Google

lekte: einen östlichen, westlichen und nördlichen. Man hat sie nach den vorzüglichsten Städten, um welche als Mittelpunkt sie sich bewegen, den dorpat'schen, reval'schen und pernau'schen Dialekt benannt; besser könnte man sie als die Dialekte der Esthen des Peipussee, des finnischen und des riga'schen Meerbusens bezeichnen. Außer diesen drei Hauptunterschieden gibt es aber natürlich auch noch eine Menge kleiner Unterschiede in jedem Kreise und Districte.

Allerdings sind eine Menge deutscher und neuerdings auch russischer Worte ins Esthnische übergegangen, so wie das Finnische sich mit schwedischer Rede mischte; allein im Ganzen genommen ist wohl die esthnische noch eine der reinsten finnischen Sprachen, weil das russische Element hier noch nicht so tief eindrang, wie bei den Mordwinen, Tscheremissen und andern finnischen Völkern, und das Deutsche nicht so tief wie bei den Wenden, Preußen, Cassuben u. s. w.

Auffallend ist es, daß ihre Poesie im Ganzen so viel Aehnlichkeit mit der Lettischen hat, da doch die Charaktere beider Völker und ihre Sprachen so grundverschieden sind. Es scheint fast, als gehe ein gewisser nordischer Geist durch die poetischen Literaturen aller nördlichen Völker, an dem sie alle auf gleiche Weise participiren, ohne Rücksicht darauf, ob sie germanischen, finnischen, slavischen oder lettischen Stammes seyen, so wie es gewisse allgemeine nordische Gewohnheiten und Sitten gibt, die man auf gleiche Weise bei Letten, Schweden, Lappen, Finnen u. s. w. wiederfindet. Der Hang zur Poesie ist bei den Esthen fast eben so stark, wie bei den Letten; wie diese improvisiren sie bei allen ihren Zusammenkünften Verse und Gedichte, die ganz aus derselben melancholischen Tonart angestimmt zu seyn scheinen, wie bei den Letten. Wie die Letten singen und dichten sie bei allen ihren Arbeiten, im Walde, auf dem Felde, zu Hause in den Spinnstuben, in den Ringen, und wie bei den Letten sind auch bei den Esthen vorzugsweise die Frauen Dichter und Sänger; ja es scheint sogar, daß viele Volkslieder geradezu von den Letten auf die Esthen übergingen, oder von jenen auf diese. Die gebrauchten Bilder, die Ausdrucksweisen, die besungenen Gegenstände sind oft zu frappant einander ähnlich, oder fast gleich.

Nichtsdestoweniger ist doch auch der Unterschied zwischen den Dichtungen beider Völker sehr bemerkbar; das Genie der lettischen Muse ist weit idyllischer, kindlicher und spielender, das der esthnischen ist epischer, männlicher und weniger tändelnd. Die Esthen haben mehr Kriegslieder als die Letten und viel mehr Erinnerungen an ihre bedeutungsvollere Vorzeit. Ihre Sprache eignet sich der vielen Vocale wegen besser zum Singen als die Lettische. Auch ist im Vortrage der Unterschied, daß während die Letten nur immer unter Anführung eines Chorführers in einem eigenen Chore vereinigt singen, die Esthen sich meistens in mehrere Chöre theilen, welche sich gegenseitig antworten und die Endverse wiederholen. Eben so sind bei beiden Völkern ganz verschieden die Melodien, nach denen sie ihre Lieder singen.

Die lettischen Lieder, dem lyrisch-idyllischen Charakter und der mehr subjectiven Natur der Nation gemäß, sprechen fast immer in der ersten Person, die esthnischen dagegen, der epischen und mehr objectiven Natur der Nation gemäß, fast immer in der dritten Person, und sind mehr erzählend. Wenn der Lette also spricht:

„Ich ruderte meiner Geliebten entgegen,
Eine Blume ist mein Ruder u. s. w."

so drückt sich dagegen erzählend der Esthe so aus:

„Ein Liebhaber schiffte seiner Geliebten entgegen,
Eine Blume war sein Ruder."

In der lettischen Poesie herrscht daher auch fast durchgehend das Präsens, in der esthnischen das Präteritum; selbst in ihren kleinen Verschen, Gnomen und Sinngedichten, deren sie wie die Letten oft Hunderte des verschiedensten Inhalts hinter einander singen, sind sie mehr objectiv und erzählend, als subjectiv und schildernd. Ein solches Verschen ist z. B.

„Tio war sanft und leutselig
Und sie war mir lieb.
Schnell sie blühte, rasch sie welkte
Welkte ach! und starb."

Die esthnischen Worte selbst, die wir hiehersetzen, damit man über den Wohllaut der Sprache einigermaßen urtheilen könne, lauten:

„Tio tasa, neja elda,
Olli armas minnoleh,
Pea oidsis, pea nordsis,
Nordsis jaudis surmaleh."

Als ein in Esthland sehr bekanntes Liedchen fügen wir noch eine Uebersetzung des „Jörri Jörri, johks matuellen" bei, zu dessen Erklärung man noch wissen muß, daß bei den Esthen nicht die ungeschickteren Männer, sondern die pfiffigern Mädchen, die sich nicht so leicht ertappen lassen, ausgehen, um ihre Geliebten zu besuchen.

Sie: „Jürgen, Jürgen kann ich jetzt schon kommen?"
Er: „Darfst nicht kommen, liebes Leben!
Warum bist nicht gestern kommen,
Gestern war ich ganz allein,
Jetzt sind unser fünfe hier!
Morgen in der Morgenstunde
Komm, dann werd' ich einsam seyn.
Komm in weiten leichten Sprüngen,
Daß der Thau Dich nicht verrathe.
Oder komm in nächtger Kühle
Wenn Schlang und Eule munter sind."

An Frühlingsliedern und Hirtengesängen sind die Esthen so reich, wie die Letten. Ein solches ist folgendes von Petri gegebenes: *)

„Sieh, meine liebe Tio, sieh!
Wie der Winter flieht vorbei,
Und der lang ersehnte Frühling
Kehrt zurück, an Freuden neu;

*) Wegen des unesthnischen Reimes klingt es indessen ein wenig deutsch.

Digitized by Google

Alle Fesseln der Natur
Schmelzen weg von unsrer Flur,
Blumen blühen bald nun wieder,
Und die Lerch' im Feld erwacht,
Froh enthäpft dem Stall das Vieh
Und der Hirt jauchzt spät und früh,
Laß uns auch die Freuden kosten,
Die der Frühling freundlich beut;
Denk, er flieht so schnell dahin
Wie der Jugend Jahre fliehn." —

Eigen ist es, daß die Esthen ganz eben solche Freude, wie die Letten, daran finden, sich Räthsel aufzugeben, und daß dabei die Art ihrer Räthsel ganz denen der Letten gleicht. Wir führen hier einige zur Probe an, die sowohl bei den Letten als bei den Esthen in Schwang sind. Sie sind alle mehr poetisch als geschickt und fein erdacht:

„Zehn Schäflein fressen an einem Heuhaufen." — Das sind die zehn Finger der Spinnerin.

„Ein eisernes Pferdchen mit einem flachsernen Schweif." — Das ist die Nadel mit dem Zwirnfaden.

„Flicken auf Flicken, und doch sieht man keinen Nadelstich." — Das Gefieder eines Vogels.

„König, Edelmann und Bauer speisen davon, und doch kommt es nicht auf ihre Tafel." — Die Muttermilch.

„Sie laufen bis an der Welt Ende, und doch haben sie keine Füße." — Die Wolken.

„Ein kleines Ställchen voller weißer Hühnerchen." — Der Mund mit seinen Zähnen.

„Ein Tönnchen mit zweierlei Bier." — Das Ei.

„Ein alt klein Weib, ihr Kopf in hundert Tücher gewickelt." — Ein Kohlkopf.

„Vier Jungfrauen gehen über die Brücke und schreien." — Die 4 Räder eines neuen Wagens, welche quiken und knarren.

„Es pflügt einer auf einem Felde, und doch macht er keine Furche." — Ein Schiff auf dem Meere.

„Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun." — Die Zunge zwischen den Zähnen.

„Die Tonne schreit und die Säufer sind still." — Eine Sau mit ihren saugenden Ferkeln.

„Der Vater ist noch nicht geboren, der Sohn ist schon auf dem Dach." — Der Rauch, ehe die Flamme sich zeigt.

„Was hat ein schwarzer Hengst für Haare?" — Antwort: Pferdehaare.

„Welches ist das schwerste Holz?" — Der Bettelstab.

„Oben eine Seele, unten eine Seele, in der Mitte ein Leder." — Reiter, Pferd und Sattel.

„Einer geht über Wände und Dächre, und trägt eine Schüssel mit Fleisch auf dem Kopf." — Ein Hahn mit seinem Kamm.

An Sprüchwörtern sollen die Esthen weniger reich seyn, als die Letten. Einige der besten sind folgende:

„Nach dem Kleide empfängt man Einen, und nach dem Verstande entläßt man ihn."

„Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit."

„Nasses Land bedarf keines Wassers."

„Der Frosch kommt wohl auf den Rasen, er weiß aber nicht unter den Blumen zu leben," sagen sie von Einem, der sich nicht in sein Glück zu finden weiß.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen über französische Reisende in Abyssinien.

Der Sémaphore theilt Nachrichten über die französischen Reisenden mit, welche nach Abyssinien abgegangen sind. Combes schrieb unter dem 12 Febr. aus Cossir, daß er im Begriff stehe, sich nach Dschidda einzuschiffen; durch Unterstützung Mehmed Ali's seyen sie im Stande, ganz als große Herren zu reisen. — Abbadie war am 24 Januar in Dschidda angekommen, und wollte am 29 seine Reise nach Abyssinien fortsetzen. — Der Marineoffizier, Hr. Lefèvre, der im vorigen Jahre nach Abyssinien geschickt wurde, kam am 15 März nach Alexandrien zurück, und ging am 17 mit dem Dampfboote nach Europa ab. Er hat vier Abyssinier bei sich, die in Rom und dann in Paris unterrichtet werden sollen. Der eine ist ein Rechtsgelehrter, der zweite ein Anführer, der 1000 Reiter befehligt, der jüngste, etwa 22 Jahre alt, spricht ziemlich geläufig französisch. — Die Doctoren Petit und Dillon, die Reisegefährten Lefèvre's, sind zu Aden geblieben, und haben von dort aus eine reiche Sammlung von naturwissenschaftlichen Gegenständen nach Paris geschickt.

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Fortsetzung.)

Die Mündungen des Indus, welche schon seit langer Zeit von verschiedenen Reisenden untersucht worden sind, wurden es vor kurzem neuerdings von Hrn. Burnes, welcher den ganzen Fluß und selbst denjenigen seiner Zuflüsse hinauffuhr, welcher nach Lahor führt. Dann ging er über den Indus, diese natürliche Gränze Indiens, welche der Bramane nicht überschreiten darf, ohne sich eines Verbrechens schuldig zu machen und alle Rechte seiner Kaste zu verlieren. Er ging durch Afghanistan, überstieg die Berge und gelangte nach Balk, dann nach Buchara und endlich an die westliche Küste des kaspischen Meeres. Hr. Burnes machte diese lange Reise mit Leichtigkeit, und es gelang ihm ein Land zu beschreiben, in welchem sich früher kaum ein gebildeter Europäer blicken lassen durfte. Gegenwärtig kennen wir das Relief vom größten Theile des Hindu-Koh, und die Wasserscheide in dieser ungeheuren Bergkette, wovon Pottinger und Elphinstone nur einen Theil gesehen haben.

Noch haben wir keine Berichte eines Reisenden, welcher selbst die Quelle des Sir-Darja oder Sihun (Jaxartes) und des Amu-Darja oder Dschihun (Oxus) gesehen hätte; es sind dieß die beiden Hauptströme, welche durch Turkestan fließen, dessen dürrer Boden nur durch beständige Wässerung fruchtbar gemacht werden kann. Sandige, fast unbewohnbare Steppen trennen dieses Land von Europa, und gränzen an einer Seite an die Mughodjar-Berge, deren wir schon erwähnten, an der andern an die Ausläufer des Altai. Einige Reisende sind in die benachbarten Gegenden gedrungen. Ihre nur wenig bekannten

Digitized by Google

Berichte enthalten kostbare Nachweisungen, und durch eine sorgfältige Prüfung und Vergleichung derselben mit orientalischen Schriftstellern gelang es Hrn. von Humboldt, ein Bild von Mittelasien zu entwerfen.

Die Kette des Hindu-Koh senkt sich gegen Herat, dann erhebt sie sich gegen den schneebedeckten Gipfel des Demawend zu einer beträchtlichen Höhe. Das Plateau von Iran kann eine Durchschnittshöhe von 650 Klaftern haben. Der Zweig des Demawend begränzt im Süden die große Einsenkung, deren tiefste Stellen durch das kaspische Meer und den Aral-See bezeichnet sind, und in welcher eine bedeutende Strecke, deren Fläche wahrscheinlich 18,000 Quadratlieues beträgt, unter dem Niveau des Oceans liegt. Das Daseyn dieser eigenthümlichen Senkung wurde durch mühsame barometrische Nivellirungen zwischen dem kaspischen Meere, dem schwarzen Meere, zwischen Orenburg und der Mündung des Jaik erwiesen. Die Akademie der Wissenschaften zu Petersburg hat auf die Bitte des Hrn. v. Humboldt durch eine Reihe von barometrischen Nivellirungen die geodätische Linie bestimmen lassen, welche alle in gleicher Höhe mit dem Ocean liegenden Punkte am Saume dieses Beckens verbindet. Ein großer Theil von Sibirien, die Steppen der Kirghisen und die Bezirke, welche sie umgränzen, liegen kaum 200 bis 250 Klafter über diesem Niveau.

Eine Reihe von barometrischen Nivellirungen, welche im Laufe eines strengen Winters von dem kaspischen Meere bis zu den westlichen Ufern des Aral-Sees unternommen wurden, haben gezeigt, daß das Niveau dieses letztern 117 englische Fuß über dem des kaspischen Meeres erhaben ist. Die Länder, welche in der Senkung liegen, deren tiefste Stelle dieses Meer und der Aral-See einnimmt, erstrecken sich in Europa zwischen der Kuma, dem Don, der Wolga, dem Obschtschei Syrt, einem westlichen Zweige des Ural, und dem Jaik, welcher die Scheidelinie dieses Welttheiles von Asien bildet, und in diesem zwischen dem Jaik, dem Assakui-See, in die Steppe nordöstlich vom Aral-See, dem untern Sihun und dem Khanat von Khiwa an dem Ufer des Amu-Darja. Die Stadt Saratow an der Wolga und Orenburg am Jaik, welche beide in das kaspische Meer ausmünden, liegen die eine 190, die andere 165 Meilen von diesem ungeheuren See, in gleicher Höhe mit dem Niveau des Oceans, während dasjenige des kaspischen Meeres 85⅓ Meter unter demselben liegt. Hr. Eichwald, welcher den größten Theil des Umkreises dieser großen Wasserfläche untersucht hat, bemerkte, daß sich an mehrern Stellen bedeutende Anschwemmungen gebildet haben, und der Sand an mehrern Stellen auf der östlichen Seite bedeutende Strecken einnimmt. D'Anville und andere Geographen haben geglaubt, daß ehemals einer der Arme des Oxus sich in das kaspische Meer ausgemündet habe. Malte-brun war sehr gegen diese Annahme. Hr. Burnes theilt sie auch nicht, doch wird sie vertheidigt von Hrn v. Murawiew, welcher im Jahre 1819 das alte Bett dieses Flusses wieder auffand, von Hrn. Lewschin und von Hrn. Eichwald, der eine Strecke weit in demselben hinaufging, und die Richtung erkannte, welcher der Strom folgte, ehe er ins Meer gelangte. Er fügt bei, daß die Versandungen in dem Golf von Balkan und an mehrern andern Stellen dieses Ufers noch immer fortdauern. Die äußere Form hat also seit der ältern Zeit eine große Veränderung erlitten, und es wäre eine sehr empfehlenswerthe Arbeit, wenn man die verschiedenen Modificationen untersuchen wollte, welche dieser Strand erfahren hat.

Die Forschungen des Hrn. Dubois de Montpereux bei der Reise, welche er 1835 in der Krim an den nördlichen und östlichen Küsten des schwarzen Meeres in Kolchis, in Georgien und Armenien unternahm, waren auf denselben Zweck gerichtet. Er beobachtete genau die lange Hügelkette, welche sich von Anapa bis nach Colchis bald dem Ufer gleichlaufend hinzieht, bald zwischen sich und dem Meere weiter ausgebreitete Becken umschließt. Er ging dann den Rioni hinauf, den Phasis der Alten, bis zur Vereinigung der beiden großen Flüsse, welche ihn bilden, folgte beiden, und die genaue Beobachtung der Ortsbeschaffenheit zeigte ihm, daß der im Osten strömende der Phasis ist, obgleich man ihm später den Namen Quirila gegeben, und den alten classischen Namen dem nördlichen Arme desselben beigelegt hat. Der Reisende sah selbst die hochliegenden Thäler, in welchen die Quellen des Phasis entspringen. Er hat die Bergkette durchzogen, welche das Becken von Kolchis von dem von Georgien scheidet, und gelangte hierauf an die Ufer des Kur; nachdem er die bedeutendsten Thäler besucht, ging er rückwärts an demselben hinauf, überschritt die Berge, welche sich zwischen diesem Flusse und dem Sevanga-See erheben, gelangte dann in das Thal des Araxes, und folgte diesem reißenden Strome bis in die Ebenen von Moghan, wo er ruhiger strömend sich mit dem Kur verbindet.

Die Beobachtungen des Hrn. Dubois in diesen Gegenden sind um so wichtiger, da sie mehrere Punkte betreffen und zu berichtigen suchen, welche uns schon durch die ältesten Ueberlieferungen als wichtig bekannt sind.

Das Allaghes-Gebirge im Norden des Araxes, die beiden Ararat im Süden, die Karadaghs im Osten, die engen Päße, durch welche er sich windet, und wo in einer Länge von 4 Meilen sein Niveau sich um 1500 Fuß senkt, wurden von Hrn. Dubois beschrieben. Der Anblick dieser Gegenden erzeugte in ihm den Gedanken, daß das Wasser wohl einst das ganze Becken bedeckt habe, welches der Araxes jetzt durchschneidet, und daß die Felsen, durch welche er jetzt einen Ausgang gefunden hat, durch eine gewaltsame Erschütterung gesprengt und geöffnet worden seyen. Ueberall, wohin dieser Reisende kam, hat er sich mit der geologischen Beschaffenheit des Landes beschäftigt. Seine Beobachtungen darüber sind von der höchsten Wichtigkeit, und alles, was er über die vulcanischen Ausbrüche sagt, welche sich in den verschiedenen Bezirken von Armenien kund geben, verdient von den Geographen sehr berücksichtigt zu werden.

Hrn. Parrots Reise nach dem Gipfel des Ararat, welchen er mit Lava und Obsidian bedeckt fand, und welcher um 425 Metres höher ist als der Montblanc, hat bestätigt, was Tournefort, welcher den Berg nur im Vorbeigehen sah, von seiner Beschaffenheit vermuthete.

Mehrere Reisende haben den Elburs, die höchste Spitze des Kaukasus, beschrieben, aber keiner hatte ihn bestiegen. Hr. Kupffer hat dieses gefährliche Unternehmen glücklich bestanden. Dieser Pic hat 5000 Metres Höhe, er besteht aus Trachyt, und ist eben so merkwürdig durch seine Structur und Bestandtheile, als durch den Boden, den er bildet, und durch seinen Ursprung, der deutlich die Einwirkung des Feuers ohne Schmelzung zeigt.

(Fortsetzung folgt.)

Filztuch. Das Mechanics' Magazine hat jetzt die Verfertigung solcher Tücher durch einen sogenannten „pneumatischen Proceß" angezeigt. (Lond. and Par. Observ. vom 5 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 110.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

8. Sitten. — Gebräuche.

Die Esthen haben, wie alle Völker, für die drei wichtigsten Abschnitte des Lebens, den Anfang, das Ende und den Höhepunkt des Lebens, den Eintritt, den Abschied und die Verheurathung, eben so wie alle anderen Völker mancherlei Feierlichkeiten und bedeutungsvolle Ceremonien ausgebildet.

Am wenigsten eigenthümlich sind diese Feierlichkeiten bei der Geburt und Taufe eines Kindes, vermuthlich weil erst die christliche Religion mit ihrer Taufhandlung hier eigenthümlich eingreift und die alten etwa früher existirenden Gebrauche mehr verdrängte, als bei der Hochzeit und den Begräbnissen. Die Taufe geschieht bei ihnen so ziemlich auf dieselbe Weise, wie überall in der lutherischen Kirche, und als etwas Besonderes läßt sich wohl nur der wunderliche Gebrauch anführen, daß sie ihren eben gebornen Kindern ein wenig Asa foetida in kleinen, metallenen Capseln um den Hals hängen, weil sie von dieser Substanz viel Heilsames erwarten. Sie tragen auch gewöhnlich in ihrem ganzen Leben etwas Asa foetida über dem Herzen.

Bei den Begräbnissen finden ähnliche Gebräuche statt, wie bei vielen andern nordischen Völkern; dieselben Anreden an den Todten wie bei den Russen und Letten: „warum er nicht noch etwas bei ihnen geblieben;" — „ob ihm denn sein puddro (Hafergrütze) nicht geschmeckt habe," — „ob er denn nun nie wieder die Badestube (ihre größte Lust) besuchen werde u. s. w." Auch bekommt der Todte Speise mit auf den Weg, damit er sich auf seiner Reise zum Himmel davon nähren könne. Auch feiern sie, wie die Russen, ein Todtenfest, an welchem für alle ihre Gestorbenen Speisen auf die Gräber gestellt werden. Trauerkleider legen sie eben so wenig an, als die Russen und Letten. Nur die Frauen tragen beim Tode ihrer Männer ihre silbernen Brustschilder (die oben beschriebenen Preesen) eine Zeit lang umgekehrt; auch wird bei jedem Begräbnisse ein Nagel in die Thürschwelle geschlagen. Ein esthnischer Begräbnißzug im Winter — die Leiche auf einem Schlitten, die Weiber auch auf Schlitten hinterher fahrend — die Männer zu Pferde dran reitend, und Alles im scharfen Trabe über die Schneefläche dahin eilend, gibt einen sonderbaren Anblick.

Am mannichfaltigsten und dabei am meisten fest und unabänderlich ausgeprägt sind bei den Esthen die Gebräuche bei den Hochzeiten. Die jungen esthnischen Mädchen denken an ihre Verheurathung, als an ihre natürliche Bestimmung, schon von Kindesbeinen an, und fangen schon, wenn sie ins mannbare Alter treten, an, Vorbereitungen für ihre Hochzeit zu treffen, auch wenn sie noch gar keine bestimmten Aus- und Absichten haben. Sie weben und spinnen oft 10 Jahre lang für ihre Ausstattung, die in einer unendlichen Menge von Strümpfen, Handschuhen, Handtüchern u. s. w. besteht. Wenn sie eine Bekanntschaft gemacht haben, die ihnen gefällt — gewöhnlich leiten, wie wir schon oben bemerkten, die Mädchen sie ein — so erwarten sie dann den Antrag ihres Liebhabers. Dieser Antrag geschieht einem wahrscheinlich uralten Gebrauche und Aberglauben zu Folge gewöhnlich nur zur Zeit des Neumondes, so wie sie die Hochzeit selber am liebsten zur Zeit des Vollmondes feiern. Die Freiwerber sind gewöhnlich ein paar Freunde des Liebhabers oder auch seine Eltern, die mit Meth und Branntwein in das Haus der Auserwählten kommen. So wie sie nahen, versteckt sich das schamhafte Mädchen, der gewöhnlich eine alte Frau die Ankunft der Brautwerber verkündigt; diese kommen nie mit ihrem Antrage direct heraus, sondern erzählen den Eltern gewöhnlich eine Geschichte von einem Lamme oder einem Füllen, das ihnen abhanden gekommen und das sie suchen. Zugleich laden sie die Eltern zum Trinken ein; erklären diese, daß sie nichts von dem verlornen Lamme wüßten, und verweigern sie zu trinken, so ist dieß ein Zeichen, daß entweder sie die Heurath nicht wünschen, oder daß ihnen ihre Tochter vorher gestanden, „ihr Herz vertrüge jenen Werber nicht." Sind Alle einig, so trinken die Eltern fröhlich den Meth oder Branntwein, und geben den Freiwerbern Erlaubniß, ihr verlornes Schäflein im Hause zu suchen. Die Gefundene muß dann auch einen fröhlichen Trunk thun, und nun hat der Bräutigam die Freiheit, seine Braut zu besuchen. Er

Digitized by Google

kommt nach wenigen Tagen zum erstenmal mit allerlei Geschenken und mit einem Ringe, den er der Braut als Zeichen der Verlobung anlegt.

Bei dem Gutsherrn bringt dann das Brautpaar sein Anliegen um Einwilligung zur Verbindung ebenfalls durch solche stereotype Erzählungen von verlornen Lämmlein und Vögeln an, und eben so beim Prediger die Bitte um Trauung. Am Tage der Trauung begibt sich der Bräutigam, begleitet von allen seinen Freunden, zu Pferde oder zu Schlitten in vollem Trabe und mit großem Jubel zur Kirche. Voran reitet der „Pejepois," der Adjutant oder Herold des Bräutigams. Unterwegs wird häufig bei allen heiligen Orten, Seen, Quellen, Eichen angehalten, und für die guten Geister werden hier kleine Geschenke niedergelegt. Eben so fährt ihrerseits die Braut mit ihren Freunden zur Kirche. Nach der Trauung begeben sich beide vereinte Züge zunächst in das Haus der Braut; voran der reitende „Pejepois" mit Blumen und langen weißen Schärpen geschmückt, dann der Schlitten des Bräutigams, auf dem ein Dudelsackpfeifer neben dem Kutscher sitzt.

Bei der Ankunft umreitet der Pejepois dreimal das Haus der Braut, und schlägt mit seinem bloßen Degen dreimal in das Dach. Dem Pferde des Brautschlittens wird von den Freundinnen der Braut eine Kanne mit Meth oder Bier an den Kopf geworfen, und das Brautpaar selbst mit einer Hand voll Roggenkörner überstreut. Darauf geht man zum Mittagsmahle, nach dessen Beendigung der Bräutigam seinen und seiner Braut Löffel zertritt, und darnach wird die ganze Nacht hindurch getanzt und gesungen. Die der Braut beigegebenen Brautjungfern, welche im Singen unermüdlich sind, heißen „Kastkad," wahrscheinlich nach dem tausendmal bei ihren Hochzeitsliedern wiederholten Refrain: „Kasike Kanike," „Kasike Kanike." Vermummungen, Maskeraden und allerlei Scherz erheitern diesen ersten Hochzeitstag im Hause der Braut.

Gegen Morgen werden die Schlitten in Bereitschaft gesetzt zum Heimführen der Braut in das Haus des Bräutigams. Ihre Aussteuer wird eingepackt und sie selber, mit Tüchern und Decken verschleiert — vermuthlich um ihre Abschiedsthränen zu bergen — in den Schlitten gebracht. Ihr Bruder ist ihr Kutscher, und nachdem der Pejepois unter allerlei Scherzen jeden der Schlitten dreimal umritten, setzt sich der Zug zum Hause des Bräutigams in Bewegung, wo alsdann zunächst die Braut als Frau gehaubt und eingekleidet wird. Sie setzt sich dabei ihrem Bruder auf den Schooß, und während die Brautmutter sie kämmt und haubt, tanzen die Andern um sie herum. Gewöhnlich wird ihr dabei auch ein Kind in den Schooß geworfen, das sie während der ganzen Ceremonie im Arm hält und dem sie darnach ein Paar Strümpfe schenkt. Während der Haubung singt die Brautmutter oder eine der Kastkads folgendes, überall unter den Esthen verbreitetes Liedchen:

„Schmücke, schmücke, Jungfrau dich!
Schmücke dich mit solchem Putze,
Der einst deine Mutter schmückte,
Binde solche Bänder um,
Wie einst deine Mutter band;
Bind' um den Kopf das Sorgenband
Und um die Stirn das Kummerband,
Leg' auf den Scheitel das Trauertuch."

Darnach wird ihr von dem „Pejepois" der Bräutigamshut dreimal auf die Haube gesetzt, den sie dreimal wieder herunterwirft, aber immer geschickt dabei auffangen muß, zum Zeichen, daß sie zwar gegen die Herrschaft des Mannes protestire, aber sie doch dulden wolle, worauf sie vom Pejepois eine leichte Ohrfeige empfangt, damit sie sich immer an die Obergewalt des Mannes erinnere. Alsdann theilt die Braut an alle Anwesenden ihr Geschmeide aus, Strümpfe, Handschuhe, Tücher, an denen sie lange Jahre vorher arbeitete, und empfängt dafür das Versprechen, daß man Gegengeschenke an Bienenstöcken, Schafen und Vieh machen wolle, die dann auch später richtig einlaufen. Am Abende muß die Braut mit jedem Gaste einmal tanzen, und empfängt von jedem dafür ein kleines Geldgeschenk.

Am folgenden Morgen nach der Brautnacht, die gewöhnlich in der Vorrathskammer abgehalten wird, führt man die junge Frau, unter Vorangehen des Dudelsacks, im ganzen Hause umher, und sie muß im Beiseyn Aller, als erstes Geschäft ihres neuen Berufs, den Ofen kehren. — Es gibt einzelne Gebräuche und Volkslustbarkeiten, welche durchweg bei allen Völkern Europa's und mithin auch bei den Esthen vorkommen. Ein solcher Gebrauch ist z. B. die Feier des Johannistages mit Lust- und Freudenfeuern; doch ist diese Feier bei den Esthen bedeutsamer als bei uns, und zugleich eigenthümlich modificirt. Gewöhnlich zieht die ganze Bauernschaft eines Gehöftes, eines Edelhofes und eines Dorfes dabei am Abend feierlich auf, die Mädchen mit Blumen, die Manner mit Laub geschmückt und Grasbündel unter den Armen. Die Burschen tragen Fackeln oder Theerkranze an langen Stangen hoch in die Luft, und so geht der Zug singend zunächst zu den Stallungen des Gehöftes, wo man den Segen des Himmels für das Vieh herabsingt, alsdann zu der Kornkammer ꝛc. und endlich dreimal um das Wohngebaude herum, wonach dann Alles sich unter Anführung des Dudelsacks und der Schalmey auf einen benachbarten Hugel begibt und bei helllodernbem Feuer die Johannisnacht verjubelt.

Manche Volksbelustigungen theilen die Esthen nicht mit Europa, sondern nur mit den Russen, Letten und andern nordischen Völkern. Dahin gehören namentlich die Schaukeln, deren sie eben so verschiedene Arten wie die Russen haben; wie bei uns Deutschen kein Wirthshaus ohne Kegelbahn, so ist bei den Esthen keines ohne Schaukel. Im Frühling errichten sie in jedem Wäldchen Schaukeln, und unterhalten sich im angenehmsten Dolce far niente ganze Tage lang mit diesem Amusement. — Das Ringen, Schwimmen und Springen lieben und treiben die Esthen mehr als die Letten, und so träge sie oft bei der Arbeit erscheinen, so rüstig, kühn und gewandt sind sie in ihren Spielen, die fast alle auf ein wildes Tummeln und Toben hinauslaufen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

(Fortsetzung.)

Die Methoden von Camille Beauvais und Darcet haben die Erziehung der Raupen in jedem Klima gleich leicht und sicher gemacht, und in kälteren Ländern eher leichter als in wärmeren; die ganze Frage der Ausdehnung der Cultur beschränkt sich daher auf die Möglichkeit, hinlänglich Maulbeerblätter zu produciren, und die erste Sorge der neuen Schule ist daher, Species von Maulbeerbäumen zu bilden oder einzuführen, welche einem höheren Grad von Kälte widerstehen. Dieses Studium ist noch ganz im Beginnen, und die Seidenzüchter sind sehr uneinig über die Vortheile der verschiedenen Arten. Vor einigen Jahren kam der vielstämmige Maulbeerbaum (morus multicaulis) in die Mode; man hat ihn seitdem einer zu großen Empfindlichkeit für die Kalte angeklagt, aber er hat eine Classe sehr eifriger Vertheidiger gefunden, welche in ihm das Mittel sehen, eine Herbsterziehung von Raupen zu machen, die mit dem gewöhnlichen weißen Maulbeerbaum nicht möglich wäre, weil seine Blätter gegen Ende des Sommers zu hart werden, und man auch nicht wagen darf, sie zu spät abzustreifen, weil der Baum dadurch im Winter leidet. Man nimmt daher die Blätter des Multicaulis, die sich bis in den November zart erhalten, und schneidet die ganze Staude im Anfang des Winters bis an die Erde ab, bedeckt den Stumpen mit Erde oder Dünger, und läßt ihn jedes Jahr neue Sprossen treiben. Dieß ist die Art, wie ihn die Chinesen behandeln, und Hr. Bouton in Chateaudun hat sie mit größtem Erfolg nachgeahmt.

Eine andere Species, welche gegenwärtig hier cultivirt wird, ist die, welche man Moretti nennt. Man hat sie zwar auch angeklagt, die Kälte nicht zu ertragen, aber sie hat bei Hrn. C. Beauvais 17° Kälte (R.) ausgehalten. Im nördlichen China hat man Arten von Maulbeeren, welche einen weit größeren Grad von Kälte ertragen: die geschätzteste derselben heißt Lu; sie erträgt 27° Kalte. Herbert, welchen der Handelsminister nach China geschickt hat, um Maulbeerarten und Eier von Seidenraupen einzusenden, hat 133 Samen geschickt, welche von dieser Species kommen sollen, sie sind in Senart gesäet worden und aufgegangen, man weiß aber noch nicht, ob sie wirklich sind, für was sie ausgegeben werden. Die Frage über die Vorzüge wilder und gepfropfter Maulbeerbäume hat ebenfalls große Debatten erregt, und die Gesellschaft für Beförderung der Seidenzucht in Lavaur (Departement des Tarn) hat einen eigenen Garten für Experimente zu ihrer Entscheidung gegründet. Hr. C. Beauvais hat seinerseits eine Reihe von Versuchen gemacht, um eine Species von Maulbeerbäumen zu erziehen, welche des Pfropfens nicht bedürfte, und dabei die Vortheile der gepfropften besäße. Er hatte bemerkt, daß unter einer großen Menge von Bäumen, die aus dem Samen gezogen werden, immer einige sind, welche an Schönheit des Blattes den gepfropften gleichkommen; er säete schon vor vielen Jahren 25,000 Maulbeerbäume, fand unter ihnen einige Hundert dieser edlern Art, wählte die schönsten daraus, die er frei aufwachsen ließ, ohne je Gebrauch von den Blättern zu machen; nach zehn Jahren säete er den von ihnen erhaltenen Samen, und erhielt unter den aufgegangenen Bäumchen eine weit größere Proportion der edlen Art; von diesen behielt er wieder die besten, um mit ihnen aufs neue eben so zu verfahren, sobald sie reife Früchte geben werden. Es ist freilich ein langsamer Weg, eine constante Species zu bilden, weil zwischen jeder Generation 10 Jahre vorbeigehen müssen, während man bei Thieren die Zuzucht auf dieselbe Art in viel kürzerer Zeit zu ihrem Resultat bringen kann. Aber wenn auch sein Leben nicht hinreichte, so ist wahrscheinlich, daß man nach ihm die Versuche fortsetzt, und in dreißig bis vierzig Jahren wird sich die Species wahrscheinlich consolidirt haben, und einen für Kälte wenig empfindlichen, langlebenden und vorzügliche Blätter liefernden Baum geben.

In der Gegend von Toulon verdrängten die Maulbeerbäume mehr und mehr die Olivenbäume, welche zu häufig von Frost leiden; in den Pyrenäen, wo die Seidenzucht fast unbekannt war, sind seit zwei Jahren 70,000 Maulbeerbäume gepflanzt worden. Im Departement von Grenoble, das schon 800,000 Bäume zählt, welche im Jahre 1838 für 3½ Mill. Franken, und im J. 1839 für 4½ Mill. Seide geliefert haben, sind die Pflanzungen so vermehrt worden, daß man das Product auf 10 bis 12 Mill. Franken zu bringen hofft. In der Gegend von Dijon sind zahlreiche Pflanzungen angelegt worden, und die Ackerbaugesellschaft, das Departement und das Comité von Beaune vertheilen gepfropfte Maulbeerbäume an jeden Gutsbesitzer des Departements, der es verlangt. In der Gegend von Tours, welche im Anfang des 16ten Jahrhunderts einer der Hauptsitze der Seidenproduction war, wo sie aber durch die Religionskriege ganzlich ruinirt wurde, kommt sie ebenfalls wieder auf, und das Departement ertheilt Preise für die Zucht der Maulbeerbaume. Im J. 1836 wurden 4000 Pfund Seide producirt, und seit dieser Zeit hat die Cultur schnell zugenommen: man legt viele und ausgedehnte Pflanzungen an, und baut Seidenhäuser nach den neuen Methoden. In der Bretagne hat der Oberst Francheville die in dieser Provinz früher gänzlich unbekannte Cultur eingeführt, und im letzten Jahre die erste Seide, welche in der Bretagne producirt worden ist, in die Industrieausstellung geschickt; sein Beispiel hat zahlreiche Nachfolger gefunden, und das Departement hat eine Maulbeerbaumschule und Preise für ihre Vermehrung gestiftet. In Larochelle und in der Charente inferieure hat man große Pflanzungen errichtet, deren eine 28 Morgen begreift und die schönsten Resultate gibt. In der Normandie hat Hr. Dujardin die Cultur in der Nähe von Rouen eingeführt. Die Pflanzungen von Beauvais in Senart enthalten gegenwärtig 80,000 Maulbeerbäume, und die des Königs in Neuilly, obgleich auf einem kleinern Fuß, beweisen hinlänglich, daß das hiesige Klima nicht zu streng für den Maulbeerbaum ist.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueberſicht der neuen geographiſchen Entdeckungen.

Aſien.

(Fortſetzung.)

Obgleich Kleinaſien von den erſten Zeiten her hiſtoriſch bekannt und der Schauplatz merkwürdiger Ereigniſſe war, bietet es in ſeiner Geographie doch noch bedeutende Lücken. Mehrere derſelben wurden in den letzten 20 Jahren ausgefüllt. Die Reiſenden verſchiedener Nationen haben ſich gewiſſermaßen in der Begierde überboten, dieſen claſſiſchen Boden aufmerkſam zu durchwandern. Es kann nicht in unſerer Aufgabe liegen, alle diejenigen zu nennen, welche dieſe Bahn betreten, wir ſind nur verpflichtet, diejenigen anzuführen, welche die Wiſſenſchaft bereichert haben. Die HH. W. Hamilton, Brant, Fellowes, Chesney, Ainsworth haben ſich namentlich ausgezeichnet durch ihre Forſchungen im Norden, im Weſten, in dem Innern dieſer Halbinſel, und in den Päſſen des Taurus und Amanus.

In den Jahren 1850 bis 1835 machten die HH. Callier und M. Stamaty, Hauptleute im franzöſiſchen Generalſtabe, verſchiedene Excurſionen nach Kleinaſien: ſie gingen längs dem Sangarius aufwärts bis zum Thymbris, deſſen Quellen ſie aufſuchten, durchzogen die weſtlichen Verzweigungen des Taurus, die bedeutendſten Thäler des Caiſter, beſtimmten die Lage der Quellen des Mäander, ſetzten über die bedeutendſten Zuflüſſe des Sangarius, und gingen dann von Gabatien nach Cappadocien; durch eine lange Reihe von Thälern und Engpäſſen, welche der Halys beherrſcht, gelangten ſie an die Quellen dieſes Fluſſes, die aus dem Berge Pariadrès kommen. Sie überzeugten ſich, daß der Berg Argäus nahe bei Cäſarea (früher Mazaca) die Waſſerſcheide bildet von Meſopotamien und Kleinaſien, ohne daß er jedoch einem oder dem andern Becken ſelbſt Waſſer zuführt. Dieſer vulcaniſche Kegel, welcher mit ewigem Schnee bedeckt iſt, beherrſcht die Doppelketten des Taurus und des Antitaurus, von welchen die bedeutendſten Ströme herabkommen. Die Reiſenden kamen in die hochgelegenen Thäler, wo die Zuflüſſe des Euphrats ſtrömen, und berichtigten dadurch einen bisher zweifelhaft geweſenen Gegenſtand; von da gelangten ſie an den Punkt, wo ſich die beiden Arme vereinen, die den großen Strom bilden. Sie ſetzten ihre Reiſe nach dem Tigris bis Diarbekir fort, und von da kamen ſie wieder in die Engpäſſe des Taurus, welche der Euphrat durchſchneidet. Von den Kurden angefallen, welche die Hälfte ihrer Bedeckung tödteten, gelang es ihnen ſich mit gewaffneter Hand einen Ausweg in die Wälder zu bahnen, wo nur die Geſtirne und ein Seecompaß ihre Wegweiſer waren; endlich gelangten ſie nach Sémiſat, und folgten dem Laufe des Euphrat bis Rum-Kaleh. Von da kamen ſie ohne große Hinderniſſe nach Aleppo, wo Hr. Stamaty, durch die Anſtrengungen erſchöpft, ſeine Tage endete.

Hr. Callier, der nun allein war, ſuchte die Stelle der ſogenannten ſyriſchen Thore zu finden, und glaubte, ſie in einem engen Defilé im Norden von Alexandrette beſtimmen zu dürfen; er ging von da nach Cilicien, zog dem Pyramus aufwärts bis Mopſueſte, gelangte an die Ufer des Sarus, und indem er bis an deſſen Quellen hinaufging, kam er in ein neues Defilé, welche er für die Thore von Cilicien hielt. Von dort ging er nach Cäſarea zurück, nahm den Weg nach Marasch, ſah die Quellen des Halys und kehrte nach Aleppo zurück. Die Expedition Ibrahim Paſcha's gegen die ottomaniſche Pforte verhinderte ihn ſeine Forſchungen in Syrien weiter zu verfolgen. Er begann ſie in dem Jahre 1833 von neuem, durchreiſte Cöleſyrien und Paläſtina, durchzog die Wüſte im Süden des todten Meeres, beſuchte die Berge Horeb und Sinai, und nahm die ägyptiſchen Pyramiden in Augenſchein. Als er wieder nach Paläſtina zurückgekehrt war, ergänzte er ſeine Beobachtungen über den Jordan und über die Gebirge, welche ſein Becken weſtwärts begränzen. Er beſuchte von neuem die Gebirgsketten des Libanon und Antilibanon, und ſchiffte ſich endlich, durch Krankheiten dazu gezwungen, wieder nach Europa ein.

Man hat neuerdings eine Thatſache beſtätigt gefunden, welche Paul Lukas zuerſt erzählte. Er ſagte, daß er auf dem Wege von Angora nach Kaiſarieh (Cäſarea) in einem Thale bei Urgub mehr als 20.000 kleine Pyramiden geſehen habe. Der Weg, welchen der normänniſche Reiſende gemacht, wurde wenig beſucht, und man hörte nichts mehr weiter über das ſeltſame Phänomen, das er beſchrieben hatte; ſo betrachtete man es endlich als fabelhaft, und der arme Paul Lukas, welcher bloß unwiſſend war, wurde als Betrüger verſchrien. Dennoch führten die Geographen ſeine höchſt zweifelhaft gebliebene Entdeckung auf. Gegenwärtig iſt ſie nicht mehr zweifelhaft. Hr. W. J. Hamilton erzählt, daß er zu ſeinem großen Erſtaunen am 18 Julius 1837, als er von Uſch-Hiſſar nach Urgub ging, eine Menge kegelförmige, ſpitze Hügel geſehen habe, deren Höhe abwechſelnd zwiſchen 100 und 500 Fuß betrage; ſie ſeyen einander ſo nahe, daß man ganz richtig ſagen könne, das Thal ſey damit angefüllt, und er fügt bei, daß die Beſchreibung von Paul Lukas in keiner Art übertrieben ſey. Die HH. Callier und Texier haben gleichfalls die Wahrhaftigkeit des Paul Lukas in dieſem Punkte beſtätigt.

(Schluß folgt.)

Gas von animaliſchen Stoffen. Ein Hr. Seguin hat der franzöſiſchen Akademie ein Memoire mitgetheilt über die Gewinnung von Gas aus animaliſchen Stoffen, wobei ſein Hauptzweck war, todte Thiere auf eine nicht bloß unſchädliche, ſondern ſogar noch vortheilhafte Weiſe zu beſeitigen. Er zieht z. B. aus einem todten Pferde, das im Durchſchnitt 220 Kilogr. wiegt, 25.602 Litres Gas oder Licht für 411 Stunden. Der Durchſchnittspreis eines ſolchen todten oder noch todt zu ſchlagenden Pferdes iſt 17 Fr., die Koſten des Ausziehens des Gaſes betragen, die Feuerung mit eingeſchloſſen, 8 Fr. 55 C. Da man jetzt für diejenigen Theile, aus denen man das Gas gewinnt, nur 5 Fr. löſen kann, und Paris jährlich 15 bis 16.000 todte Pferde liefert, ſo läßt ſich der Vortheil leicht berechnen.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 46 u. 47** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Gedichte von Robert Burns. — Carlo Varese. (Schluß.) — Neuere däniſche Literatur. (Schluß.) — Die gelben Strahlen. Von Sainte-Beuve.**

In den Abonnement beider dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und ganzjährlich 8 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 111.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Gewerbe.

Schweden ist arm, seine Städte mit Ausnahme von Stockholm und Gothenburg sind kaum etwas mehr als große Dörfer, kein bedeutender Binnen- oder auswärtiger Handel belebt sie. Vor 300 Jahren hatte London 327 Kaufleute, Stockholm 209; die schwedische große Flotte bestand damals aus 35 Kriegsschiffen, die englische aus 17, und beide Länder konnten sich in vieler Hinsicht mit einander messen: schlägt man nun auch die Vortheile der Lage und des Bodens von England noch so hoch an, so rechtfertigen sie doch den Unterschied nicht, wie er jetzt zwischen beiden Ländern besteht. Abgesehen von den Kriegen, welche von Anfang des 17ten Jahrhunderts und bis ins 18te hinein Schweden so sehr an Menschen erschöpften, waren es einestheils die zügellose Adelsherrschaft des vorigen Jahrhunderts, welche dem Bauer bei Strafe verbot, andere als grobe Leinwand zu verfertigen und zu verkaufen, anderntheils der bis ins Abenteuerliche gehende Zunftzwang und die Beschränkung des Gewerbebetriebs, welche Schwedens Entwicklung zurückhielten. Wenn dieß im vorigen Jahrhundert vergleichungsweise wenig Nachtheil brachte, weil da erst der Menschenverlust der frühern Zeit sich wieder ausgleichen mußte, so tritt dieser Nachtheil jetzt um so stärker hervor, wo die gesteigerten Ansprüche des Staats bei dem geringen Geldumlauf und Geschäftsbetrieb nur mit Mühe und Anstrengung befriedigt werden, und die Höhe der Steuern, die größtentheils auf dem Ackerbau lasten, diesem äußerst lästig fallen. Schweden ist seit geraumer Zeit auf dem Punkte angelangt, wo Gewerbe und Handel einen großen Theil der Staatslasten tragen sollen, da nur Gewerbe und Handel dem Geld einen schnellen Umlauf geben und die Möglichkeit gewähren, eine Abgabensumme zu bezahlen, die der Ackerbau allein niemals aufbringen könnte.

In Schweden, das einen 6 bis 7 Monate langen Winter und einen sehr kurzen Sommer hat, muß der Landmann noch ein Gewerbe neben seiner Feldarbeit treiben, und der schwedische Landmann ist wohlhabend, wo dieß geschieht, arm, wo dieß nicht der Fall ist. Mehrere Gewerbe dürfen indeß gar nicht auf dem Lande getrieben werden, sondern sie sind den Städten vorbehalten, die zu schwach an Einwohnerzahl und zu zerstreut auf dem weiten Gebiet die Anforderungen gar nicht erfüllen können, und am wenigsten in ihrem jetzigen Zustande. Soll eine größere industrielle Thätigkeit gedeihen, so müssen die Städte wirkliche Centralpunkte von Handel und Gewerbe seyn, und nicht wie jetzt meistens bloß Ackerbau treibende Dörfer. Die Frage über das Armenwesen ist eine der wichtigsten in Schweden geworden; Professor Geyer, der in seinem Literaturblad*) diese Frage umständlich behandelt, kommt am Schlusse auch auf die positiven Mittel, nämlich die Beförderung des Wohlstandes der Nation, und hier nennt er die Befreiung der Arbeit von den künstlichen Hemmnissen als das wichtigste. Geyer behandelt die Frage zuerst theoretisch, dann rein praktisch, führt dabei namentlich die preußische Gewerbsordnung und die in dem Gewerbsteuercdict vom 2 Nov. 1810 angeführten Motive auf, und bemerkt dann endlich: „in Europa's civilisirten Ländern ist die zunftmäßige Abscheidung von Stadt- und Landindustrie ganz oder größtentheils aufgehoben worden, und die Städte, den natürlichen Vortheilen, welche ein größeres Zusammenwirken von Arbeitskräften an der dazu geeigneten Stelle von sich selbst mitführt, überlassen, haben dabei nicht verloren, sondern gewonnen. In Schweden scheint man in demselben Maaße die alten Gränzen der städtischen Industrie ängstiger zu bewachen, als es mehr Anstrengung und Zeit kostet, sie dem Lande gegenüber zu schützen, welches durch seine ganze natürliche Beschaffenheit einem solchen Privilegiensystem unüberwindliche Hindernisse entgegensetzt, wodurch dasselbe noch um so verderblicher wirkt. Es gibt kein Land, wo Ackerbau, Bergbau, Gewerbe und Handel auf eine natürlichere Weise verbunden und auf eine unnatürlichere Weise geschieden sind. Mehr als zwei Drittheile der Bevölkerung des Landes sind reine Landbauer, und diese sind mehr als zwei Drittheile des Jahres durch das Klima von der Beschäftigung

*) Geyer wollte alle Zweige des politischen Zustandes seines Vaterlandes behandeln, aber mit dem Ende des vorigen Jahrs hörte die Zeitschrift auf, und er versprach, die Fragen über die Repräsentation und die Regierungseinrichtungen in einem besondern Werke zu behandeln.

Digitized by Google

mit dem Feldbau abgehalten. Arbeit in andern Gestalten, wie Bergbau, wozu Schweden ein so weites Feld darbietet, oder Gewerbe, wozu Schweden nicht minder durch seine natürliche Anlage als durch sein Bedürfniß berufen ist — das Verführen und der Verkauf der Producte, oder das bloße Anbieten der Arbeitskraft gegen Taglohn — alles dieß macht die natürlichen Bestandtheile des schwedischen Nahrungsstoffes aus und bezeichnet die Richtung, welche die Ausbildung desselben nehmen würde, wenn er seinen natürlichen Bahnen folgte. Die Beweglichkeit der Arbeit hat in andern Ländern sich mit der steigenden Industrie immer mehr entwickelt, in Schweden ist diese Arbeitsamkeit zu Hause, aber sie ist durch die Gesetzgebung gebunden. Man hat durch Privilegien, zuerst für die fiscalischen Interessen der Krone, dann für die Zunftinteressen von Corporationen, die sich von der Krone emancipirten, die wichtigsten Gebiete der schwedischen Industrie umgürtet, und alle diese Privilegien waren zugleich ausschließliche Vorrechte, die einem Gewerb auf Kosten des andern gegeben wurden, und oft in demselben Gewerbe gewissen Gewerbsleuten auf Kosten anderer — wodurch, statt die Gewerbe unter einander zu verbinden, sie durch das Gesetz selbst in Wiederstreit gebracht wurden. Wir wollen den Tag, wo für Stadt und Land Gleichheit der Rechte hinsichtlich der Gewerbsgesetze eintritt, als den glücklichsten für die schwedische Betriebsamkeit begrüßen."

Auch hier ist der Grund, weßhalb die Zünftigkeit in Schweden so verderblich wirkt, klar dargelegt: es ist das völlige Ueberwiegen der Ackerbaubevölkerung und die geringe Zahl der Städte in dem weiten Lande, auf welche die meisten Gewerbe beschränkt sind. Dieß ist freilich nicht das einzige, was auf dem schwedischen Gewerbfleiß lastet: die Bevormundung des Bergwesens und der Forstverwaltung durch den Staat hat nicht minder nachtheilig gewirkt, und wirkt noch so, obgleich selbst königliche Collegien, wiewohl vergebens, auf Abschaffung mehrerer Beschränkungen, z. B. der, daß ein Bergwerksbesitzer nicht so viel Eisen schmieden lassen darf, als er kann und will, angetragen haben. Eine Aenderung dieser Beschränkung wird freilich mehr und mehr durch das Zurückbleiben des Eisenhandels, im Gegensatz gegen andere Länder, dem Lande aufgezwungen.

(Schluß folgt.)

Neue Culturen in Frankreich. — Fortschritte der Seidenzucht.

(Schluß.)

Die große Ausdehnung der Maulbeerbaumpflanzungen muß in einiger Zeit zu einer beträchtlichen Vermehrung des Seidenproducts führen, aber eine wenigstens eben so große Wirkung darauf müssen die bessern Methoden der Erziehung der Raupen ausüben. Im verflossenen Jahre hat man in den Seidenhäusern nach chinesischer Methode im Durchschnitt 66 Pf. Cocons von 1000 Pf. consumirter Blätter erhalten, während die Gesammtmasse der Production im Süden von einer gleichen Masse Blättern nur 35 Pf. geliefert hat. Es ist nun freilich nicht möglich, in der unzähligen Menge von kleinen Pachthäusern, in welchen ein Zimmer von der Familie temporär zur Erziehung ihrer Seidenraupen bestimmt ist, während es im Rest des Jahres zu gewöhnlichem Hausgebrauch dient, die Bedingungen der gleichen Wärme, der Ventilation, der äußersten Reinlichkeit und der sorgfältigen Fütterung der großen Seidenhäuser zu erhalten, in denen Alles fabrikmäßig in eigens gebauten Sälen mit den zweckmäßigsten Einrichtungen und unter intelligenter Aufsicht betrieben wird. Aber dennoch kann auch bei den kleinsten Producenten viel geschehen, ohne große Kosten zu machen. In den mittlern und nördlichen Provinzen wird die Seidenzucht immer auf große Seidenhäuser beschränkt bleiben, während im Süden die große Masse der Production immer von den einzelnen Bauernfamilien geliefert werden wird. Daher hat auch einer der Schüler von Beauvais, J. E. Hebert, der selbst ein chinesisches Seidenhaus in der Nähe von Manosque errichtet hat, seine Bemühungen vor Allem darauf gerichtet, die bessern Methoden so viel als möglich auf die kleinsten Erziehungen anwendbar zu machen. Er hat ein kleines Schriftchen unter dem Titel: „Rath an die Seidenzüchter nach der neuern Methode," herausgegeben, in welchem er die Principien derselben auseinandersetzt, und ihre Anwendung, so weit sie für arme Leute möglich ist, lehrt. Eine Menge Pächter der Umgegend haben ihn zu sich gebeten, um ihnen zu rathen, und sie haben auch bei unvollkommener Anwendung seiner Grundsätze ohne Ausnahme ein so viel besseres Resultat ihrer Erziehungen erhalten, daß in einem großen Theil der ärmern Classen in der Provence die Vorurtheile gegen neuere Methoden, welche immer so schwer Eingang finden, schnell verschwinden. Ueberall, wo die Seidenzucht in neuen Localitäten eingeführt wird, werden sie nach den neuen Principien gebaut, und die Fütterung nach der Methode der Chinesen betrieben. Einige derselben sind auf einem so großen Fuß eingerichtet, daß man, wie z. B. in dem Seidenhause der HH. Lafarge, die Ventilation durch eine Dampfmaschine producirt. Dieses Etablissement ist auf die Production von 10,000 Pf. Cocons berechnet, welche etwa 900 Pf. Seide liefern.

Die verschiedenen Arten der Raupen sind der Gegenstand zahlreicher Beobachtungen; die gegenwärtig vorgezogene ist die Sina genannte, sie wurde von Louis XV aus China beschrieben, und liefert eine blendend weiße Seide. Man ist in den besten Seidenhäusern sehr auf die Verbesserung der Zucht, durch sorgfältige Auswahl der Zuchtschmetterlinge bedacht, und man verfährt dabei mit derselben Sorgfalt, wie bei seinen Schafheerden. Je schwerer der Cocon, um so größer ist der Vortheil, und man hat darin noch vieles von den Chinesen zu lernen. In Frankreich gelten Cocons, von denen 280 auf ein Pfund gehen, für eine gute Race, aber Hebert hat chinesische Cocons geschickt, von denen 160 ein Pfund geben, und es gibt eine Race in China, von der nur 120 auf ein Pfund gehen. Von diesen Cocons geben acht Pfund Ein Pfund Seide, während in Frankreich 13 Pf. Cocons die gewöhnliche Zahl ist, welche zu Einem Pfund Seide nöthig sind, und bei den allerbesten Erziehungen 10 Pfund.

Digitized by Google

Es iſt unmöglich, hier von allen Verſuchen zu reden, welche man zur Vervollkommnung jedes Theils der Seidencultur macht: jedes Inſtrument, das in den großen Seidenhäuſern angewendet wird, jede Operation der Fütterung und Behandlung, von dem Legen des Eies bis zum Einſpinnen der Raupen iſt von vielen Seiten ſyſtematiſchen Verſuchen unterworfen worden, aber Ein Zweig dieſer Verbeſſerungen iſt zu wichtig, als daß er ganz übergangen werden könnte, nämlich das Abhaſpeln der Cocons. Von dieſer ſchwierigen Operation hängt ein großer Theil des Werths der Seide ab, und ſie iſt nur in wenigen Localitäten ſo verſtanden, daß ſie der Seide nicht ſchadet; in einigen Provinzen hatte man die Seidenzucht ſo gut als aufgegeben, weil das fehlerhafte Haſpeln den Werth des Products ſo verminderte, daß die Cultur keinen Vortheil mehr abwarf. Man hat die beſten Winderinnen aus Ganges und andern Orten des Südens nach Senart kommen laſſen, wo ſie eine Schule gebildet haben, von der aus ſich jetzt die Schülerinnen in andere Provinzen verbreiten, und dieſe wichtige Induſtrie fängt jetzt an, im Großen mit verbeſſerten Maſchinen und Heizungsmitteln getrieben zu werden, wobei allein Wohlfeilheit und Vollkommenheit der Arbeit erreicht werden kann. Die Seidenzüchter in Dijon haben eine gemeinſchaftliche Winderei auf Actien geſtiftet, in der ſie alle Cocons der Provinz concentriren; die Reſultate ſind ſo vortrefflich geweſen, daß mehrere andere Provinzen im Begriff ſind, dieſem Beiſpiele zu folgen, und bald werden in allen Theilen von Frankreich die kleinen Producenten aufhören, ihre eigenen Cocons zu haſpeln, und ſie, wie ſchon ſeit langer Zeit in der Provence geſchieht, an die großen Etabliſſements verkaufen. Der Miniſter hat einen Hrn. Ferrier, der ſelbſt dieſe Induſtrie früher getrieben hat, alle Etabliſſements dieſer Art bereiſen, und ſeinen Bericht, der eine Anweiſung zu der beſten Methode gibt, drucken laſſen. Man findet ihn, mit vielen höchſt intereſſanten Notizen über alle Theile der Seidenzucht, in dem dritten Bande der Annales de la Société sericicole.

Die meiſten ſüdlichen Departements haben auf ihre Koſten oder mit Unterſtützung des Handelsminiſters Zöglinge nach Senart zu Hrn. C. Beauvais geſchickt, dem freilich ſein beſchränkter Raum nicht erlaubt, mehr als dreißig jährlich aufzunehmen, die bei ihm praktiſch und theoretiſch die neuen Methoden ſtudiren, ſelbſt bei allen Operationen Hand anlegen, und in Einem Curſus die Behandlungsart lernen. Die Schule hat bis jetzt 150 Zöglinge in alle Theile von Frankreich zurückgeſchickt. Das Leben, welches in dieſer Induſtrie herrſcht, iſt überaus rege, und verdient die größte Aufmerkſamkeit in Deutſchland, wo gewiß viele Diſtricte der Seidencultur gelegen ſind. Die einzige große Frage iſt die Erhaltung der Maulbeerbäume, denn alle andern Schwierigkeiten der Production ſind für jedes Klima völlig überwunden; über dieſe kann nur durch ſorgfältige Verſuche von gutgewählten Localitäten, mit Benutzung der franzöſiſchen Verſuche über die beſten Species des Baumes und ſeine beſte Behandlung entſchieden werden.

Leiſtungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Peteroburg im Jahre 1839.

(Aus einem officiellen Berichte.)

Betrachten wir, was die Akademie im verfloſſenen Jahre gethan und geleiſtet, ſo können wir nicht umhin, zu geſtehen, daß ihre wiſſenſchaftlichen Arbeiten uns neuerdings die Ueberzeugung aufdringen, daß auch dieſes Jahr keineswegs hinter den verfloſſenen zurückgeblieben ſey, und daß eine wahre Liebe für Wiſſenſchaft die Akademie nach wie vor beſeele. Vor Allem bemerken wir, wie eine kaiſerliche Freigebigkeit die Akademie in ihren Beſtrebungen unterſtützt, und ihr — vorzugsweiſe vor andern — es möglich gemacht hat, ſcientifiſche Expeditionen ins Leben zu rufen, welche theils bis jetzt noch wenig bekannte Gegenden des ruſſiſchen Kaiſerreichs zum Gegenſtand ihrer Forſchungen machten, theils die Gränzen Rußlands überſchreitend, einſt ſichere Anhaltspunkte für künftige politiſche Expeditionen abgeben könnten. Außer der Errichtung des in Europa nunmehr am ſchönſten ausgeſtatteten Obſervatoriums auf dem Hügel von Pulkawa ſahen wir der Akademie einen unſchätzbaren Zuwachs anlangen in chineſiſchen, japaniſchen, mongoliſchen, tibetaniſchen und mandſchuriſchen Manuſcripten für das aſiatiſche Muſeum. Seit jenem kaiſerlichen Geſchenke der Baron Stillingiſchen Sammlung von Werken in faſt allen Sprachen Aſiens — theils Manuſcripte, theils im Druck, man zählte allein 75 Werke in der Sanſcritſprache — hat der Kaiſer eine neue 828 Bände ſtarke Bibliothek von Stilling, welche durch die ſeltenſten Werke in mongoliſcher und tibetaniſcher Sprache ſich auszeichnet, um 40,000 Rubel für das aſiatiſche Muſeum angekauft. Namentlich bemerkenswerth iſt hierunter ein vollſtändiges Exemplar des Kandjour, eines tibetaniſchen Werkes in dreißig dicken Bänden, die heiligen Bücher der verſchiedenen Secten der Religion Buddha's darſtellend, und der Tandjour, dem Inhalt nach ähnlich und in keiner Bibliothek Europa's zu finden, welcher mit dem Kandjour das Syſtem und die voluminöſe Literatur des Buddhaismus vollſtändig enthält. Bemerken wir noch die außerordentlichen Schätze dieſer Sammlung für Philoſophie, Geſchichte, Medicin und Aſtronomie, ſo müſſen wir die Akademie nunmehr im Beſitze der completeſten Sammlung der Geiſtesproducte der Völker Mittelaſiens betrachten, wie man es bei dem gegenwärtigen Zuſtande billig von Rußland vorausſetzen durfte.

Aber auch der öſtliche Theil Aſiens lieferte eine ſchätzbare Sammlung von Werken über die Religion der Druſen, ein Geſchenk des Kaiſers — ein Exemplar des berühmten und ſeltenſten Opus von Maſſudy — Druckwerke aus Tabris, Teheran und Iſpahan, aus Bulak bei Cairo u. ſ. w., Geſchenke der HH. Grafen Canerin, Simonitſch und von Medem.

Die Arbeiten der Akademie anlangend, war beſonders die phyſikaliſchmathematiſche Claſſe thätig; außer den Leiſtungen der bekannten Mathematiker Collins, Wiſniewsky, Fuß, Oſtrogradsky und Buniakowsky waren in aſtronomiſcher Hinſicht vorzüglich die Beſtimmungen der Parallaxe der Fixſterne und daraus folgende Berechnungen der Entfernung der Erde des Hrn. Struwe und Hrn. Beſſel aus Königsberg bemerkenswerth, von welchen erſterer insbeſondere die Parallaxe des Sternes Alpha in der Leyer und eine Entfernung von der Erde beſtimmte, welche zu durchlaufen das Licht allein 12 Jahre braucht. — Hr. Jakobi ſetzte ſeine elektromagnetiſchen Unterſuchungen fort und überreichte der Akademie eine Abhandlung über die Koſten des Maſchinentriebes vermittelſt elektro-galvaniſcher Kraft. Die Verbeſſerungen in ſeiner Ent-

Digitized by Google

deckung der Galvanoplastik sind bekannt und werden nächstens von ihm vollständig veröffentlicht werden. Ebenso haben von seinen Versuchen, das unter Einwirkung des Voltaischen Apparates frei werdende Gas zur Beleuchtung zu gebrauchen (das Drummondsche Licht), die Zeitungen schon gemeldet, gemäß welchen ein Apparat von der Größe von 2 bis 3 Quadratfuß 2 bis 3 Kubikfuß elektrolytisches Gas in einer Stunde zu liefern im Stande ist. Hr. v. Baer schrieb über Cultur des Chenopodium Quinoa, welche Pflanze in den nördlichen Theilen Rußlands statt der üblichen Cerealien mit mehr Nutzen angebaut werden dürfte. — Nicht weniger Interesse bieten ferner die Abhandlungen der Physiker Parrot, Lenz und Kupffer, der Naturhistoriker Heß, Fritsche und Brandt, so wie über Geschichte, Philologie und Politik die Abhandlungen der HH. Fröhn, Schmidt, Gräffe, Broſſet, Köppen, Ustrialow, Sögren u. s. w. dar.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuen geographischen Entdeckungen.

Asien.

(Schluß.)

Seetzen im Jahre 1806 und Burckhardt im Jahre 1812 haben, indem sie die Wüste durchzogen, zwischen dem todten Meere und Aegypten lange Thäler entdeckt, welche sich zwischen diesem See und dem arabischen Golfe hin erstrecken; andere Reisende haben dieselbe Beobachtung gemacht. Dadurch wurde die Ansicht erzeugt, daß wohl einstens das todte Meer im Süden einen Ausweg gehabt habe, durch welchen seine Wasser bis an den arabischen Golf geströmt seyen. Hr. Leon de Laborde und Hr. Linant waren im Jahre 1832 von Aegypten nach den Ruinen von Petra gegangen. Von Akabah aus, welches in dem Golfe gleichen Namens liegt, folgten sie dem Wadi-al-Araba, einem langen Thale, welches gerade gegen Norden läuft, und mit dem Südende des todten Meeres zusammenhängt. Hr. Letronne, welcher in dem Jahre 1835 die von diesen Reisenden entworfene Karte des steinigen Arabiens untersuchte, bemerkte eine doppelte Richtung in den Gefällen, welche nach den genannten Längenthälern auslaufen. Er erkannte aus diesem Umstande die Unmöglichkeit einer ehemaligen Verbindung, welche von den Geographen vermuthet wurde, wenigstens seit die letzten Erderschütterungen dem Gebirgssysteme, welches die beiden Meere scheidet, seine jetzige Gestalt gegeben haben. Seine Meinung, welche als paradox betrachtet und widerlegt wurde, ward jedoch durch die Forschungen des Hrn. Gallier bestätigt. Dieser letztere Reisende wurde bei dem Besuche dieser Orte durch andere Gründe auf ähnliche Schlüsse geführt. Als er im Jahre 1838 von Hebron nach Akabah ging, stieß er auf Thäler, unter andern das von Dscharaf, welches in einer Entfernung von sieben Tagereisen von dem todten Meere sich gegen die nordnordöstliche Seite dieses großen Sees wendete; er schloß daraus, daß sein Becken seit der ältesten Zeit sein Wasser aus den Bergen im Süden empfangen habe, und faßte deßhalb sehr gegründete Zweifel, ob je der Jordan sich in das rothe Meer ergossen habe.

Diese Vermuthung sowohl als jene des Hrn. Letronne wurden endlich durch Hrn. Jules de Bertou bestätigt; er war der erste, welcher das Thal, oder vielmehr die drei aufeinanderfolgenden Thäler, in ihrer ganzen Länge durchreiste, und die Wasserscheide der beiden Becken erkannte: sie ist 25 Meilen von dem todten Meere und 18 Meilen von dem rothen Meere entfernt. Der höchste Punkt derselben liegt 160 Metres über dem Mittelmeere und 170 über dem todten Meere.*)

Diese bedeutende Frage der physikalischen Geographie ist denn dadurch gelöst, und man erhält damit auch zugleich die Erklärung einer ähnlichen Erscheinung, welche wir früher von dem kaspischen Meere erwähnt haben. Die Beobachtungen, welche von den HH. Moore und Beke und von Hrn. Schubert gemacht worden waren, hatten gezeigt, daß das Niveau des todten Meeres weit unter dem des mittelländischen Meeres liegt. Diese Senkung wurde von ihnen auf 607 englische Fuß angegeben. Hr. v. Bertou bestimmte durch fortlaufende barometrische Messungen den Fall des Jordans von seiner Quelle bis zu seinem Eintritt ins todte Meer auf 419 Metres. Diese Berechnung stimmt fast überein mit jener des Hrn. Rußegger, der ebenfalls ähnliche Berechnungen anstellte; er gibt den Fall auf 426 Metres und einen Bruch an, was nur 7 oder 8 Metres von der von Bertou angegebenen Zahl abweicht. Hr. Gallier war, seinen ersten Arbeiten zufolge, der Ansicht, daß die Senkung 200 Metres betrage, aber die letzten Forschungen lassen vermuthen, daß sie viel bedeutender sey. Es ist zu hoffen, daß es irgend einem Reisenden noch gelingen würde, durch trigonometrische Messungen genau den Unterschied des Niveau's des Golfs von Akabah und den des todten Meeres zu erforschen. Uebrigens beginnt die Senkung des Beckens dieses Binnensees 15 Meilen im Norden des Sees von Tiberias. Hr. v. Bertou hat sie, wie wir bereits erwähnten, schon dort erkannt, und seine Forschungen haben bewiesen, daß die Quellen des Jordans etwas nördlich von Hasbeia liegen, während man sie in Bania vermuthete, was ungefähr 11 geographische Meilen mehr südlich liegt. Die ganze Fläche von Acre bis Nazareth und selbst bis zu der westlichen Abdachung, welche das Thal des Jordans beherrscht, liegt ungefähr in gleicher Höhe mit dem mittelländischen Meere.

Die amerikanischen Reisenden Robinson und Smith haben auf ihrer Reise von Akabah nach Hebron die westlichen Gebirge bis zu einer Höhe von 1500 Fuß erstiegen und das mehr nördlich gelegene Land durchforscht. Ein Engländer, Hr. G. Robinson, hat Palästina und Syrien sehr sorgfältig beschrieben.

Die Halbinsel des Berges Sinai war zum Theil von Niebuhr bereist worden, und wir verdanken diesem gewissenhaften und gründlichen Reisenden auch eine Karte des rothen Meeres; man sieht, daß er den Meerbusen von Akabah nicht so abgebildet hat, wie d'Anville, dennoch wurde die seltsame Bildung, welche der letztere diesem Meeresarme zuschreibt, von den meisten Geographen angenommen, welche nach Niebuhr die Halbinsel des Sinai besuchten. Eine sorgfältige Untersuchung der Orte, welche Hr. Rüppell im Jahre 1826 unternahm, zeigte ihm, daß Hr. d'Anville die Sache unrichtig aufgefaßt habe. Er nahm auch einen Theil der Ufer des rothen Meeres auf, welche später der Gegenstand der Forschungen des Hrn. Wellsted waren. Dieser Reisende drang nach Oman im Osten der arabischen Halbinsel, und Hr. Kruttenden ging nach Yemen.

Viele Reisende, unter andern Burckhardt, die HH. de Laborde und Linant, Ehrenberg und Hemprich, haben ebenfalls die Halbinsel des Sinai, deren Name in den ältesten Geschichtsbüchern erwähnt wird, und an welchen sich so großartige Erinnerungen knüpfen, besucht. Die Höhe dieses ehrwürdigen Kegels ist bis jetzt noch nicht bestimmt. Hr. Rüppell bemerkt sehr richtig, daß er nicht 2700 Metres haben könne, wie Hr. Ehrenberg vermuthete, denn es liegt nur selten und nur sehr kurze Zeit Schnee auf seinem Gipfel.

*) Diese Zahlen stimmen keineswegs mit den folgenden überein. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 112.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 April 1840.

Die Esthen.

(Fortsetzung.)

v. Aberglaube.

Wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Namen „Tschudi," welchen die Russen den finnischen Nationen und insbesondere den Esthen geben, von dem russischen Worte „tschud" abzuleiten ist, welches „Wunder" oder „Zauberei" heißt, so ist dieß kein eben sehr günstiges Omen für die Aufklärung der esthnischen Begriffe von der unsichtbaren Welt.

Freilich sind die Esthen längst Christen, und jetzt sogar lutherische Christen; allein es klebt ihnen noch so Vieles von ihrem frühern Heidenthum an, daß dieses vom Christenthum nur mehr bekleidet und verhüllt, als vertrieben zu seyn scheint. Die Esthen, wie noch jetzt ein großer Theil ihrer finnischen Brüder, waren wohl weniger Götteranbeter, als Verehrer der Zauberei und Diener der Schamanen oder Zauberer. Freilich verehrten sie ein höchstes, gutes Wesen und ein böses, jenes „Jummala," dieses „Kurrat" genannt, — so heißen noch jetzt bei ihnen der liebe Gott und der Teufel, — allein diese ihre Götter scheinen in ihren Augen so wenig durchgreifende Gewalt gehabt zu haben; dagegen allerlei böse und gute in der Natur waltende Kräfte und wunderbare Einflüsse so überwiegend gewesen zu seyn, daß ihre Priester wohl mehr Zauberer als Gottesdiener waren, so wie ihr ganzer Gottesdienst mehr eine Fetischanbeterei als Götterverehrung.

Die Vorurtheile, die unchristlichen Gebräuche und Ceremonien aus dem Heidenthume, die Hexenkünste, das Gespensterwesen, das Tagewählen, Zeichendeuten u. s. w. sind unter den Esthen noch sehr mächtig und gewiß mächtiger, als unter sonst irgend einem lutherisch-christlichen Volke.

Vor allen Dingen halten sie in ihrem Lande noch alle die heiligen Orte in Ehren, die Hügel, Höhlen, Haine, Bäume, die ihnen in der heidnischen Zeit heilig waren. Sie haben viele solche Orte, auf denen sie noch jetzt wie ehemals Ostergaben niederlegen, an einigen Stöcke, Reiser, Kreuze, an andern Speisen, Münzen und andere Geschenke. Besonders wenn sie zu Hochzeiten oder Begräbnissen fahren, legen sie an solchen Orten gewisse Gaben nieder. Sehr viele Bäume halten sie für die Sitze mächtiger Geister und tragen eine große Ehrfurcht vor ihnen zur Schau, so daß sie es sich nicht einmal erlauben, so weit ihr Schatten reicht, eine Blume oder Erdbeere zu pflücken, geschweige vom Baume selber einen Zweig zu brechen, Obgleich die Deutschen seit 500 Jahren beschäftigt sind, solche Bäume im Lande der Esthen auszurotten oder umhauen zu lassen, so kommen doch immer wieder von neuem heilige Bäume zum Vorschein, und es zeigt sich daher, daß die Geister dann nur ihre Wohnsitze vertauschen. Ja, die Esthen scheinen sogar eine gewisse geheime Abneigung gegen die von den christlichen Priestern geweihten Stätten zu haben, und begraben z. B. ihre Todten, wenn sie können, lieber an gewissen von ihnen selbst gewählten Plätzen in den Wäldern und Wildnissen, als auf den Kirchhöfen. Man findet bei ihnen eine Menge solcher einsamer Gräber mitten im Walde oder auf einem allein stehenden Hügel.

Den „Kurrat" (den Bösen) sehen sie natürlich überall spuken, und oft bewaffnet sich die ganze Bauernschaft eines Dorfes mit Prügeln, Flegeln und Sensen. Alles geräth in Aufruhr, weil es heißt, „der Teufel sey im Orte erschienen." Sie ziehen gegen ihn zu Felde und prügeln ihn in Gestalt eines Wolfes oder einer Katze förmlich zum Dorf hinaus. Ja, sie rühmen sich sogar zuweilen, sie hätten den Teufel todt geschlagen; besonders vermuthen sie ihn in den Stürmen und Wirbelwinden, daher sie oft hinter den Wirbelwinden schreiend herlaufen, indem sie mit Steinen und Stöcken in den aufgeregten Staub hineinwerfen. Der schwarzen oder unglücklichen Tage sind in ihrem Kalender eine Menge; im Allgemeinen ist der Donnerstag ihr Unglückstag, wie bei den Russen der Montag, und sie unternehmen daher an diesem Tage nichts von Bedeutung; bei Vollmond beschlagen sie keine Pferde.

Am 23 April darf kein Holz gehauen werden, weil den Holzhauer dann die Wölfe fressen; auf den Neumond deuten sie nicht mit dem Finger, weil dieser Finger alsdann im Grabe nicht verwesen kann. Einer Menge Dinge schreiben sie zauberische Kräfte zu, vor Allem der Asa fœtida, wahrscheinlich weil sie so wunderlich stark riecht. Auch dem Worte Gottes, das

Digitized by Google

ihnen die deutschen Prediger vortragen, scheinen sie keine andere als eine wunderwirkende oder zauberische Kraft zuzuschreiben. Sie nehmen daher gern versteckter Weise ein Fläschchen Branntwein mit zur Kirche, „auf daß Gottes Wort darüber hingehe," und ihn heilige; er ist nachher probat gegen mancherlei Krankheiten. Eben so suchen sie sich von dem Brode oder Weine des Abendmahls etwas zu verschaffen, um es in hundert Vorfällen als heilsam zu verbrauchen. — Es sind noch eine Menge wahrscheinlich uralte Zauberformeln im Schwunge, mit denen sie entweder bösen Besprechungen entgegenzuwirken, oder gewissen Dingen wunderbare Kräfte mittheilen zu können glauben. Man kann z. B. alles Unglück, was einem im nächsten Monat begegnen könnte, auf den Mond werfen, wenn man beim Neumond zu ihm spricht: „Sey gegrüßt, o Neumond, ich müsse jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden, ich leicht wie ein Vogel, du wie ein Eisen schwer."

Die Schlangen sind ihnen heiliger, als andere Thiere; sie tödten sie selten, es sey denn, um die ihnen zugeschriebenen wunderbaren Kräfte bei Wundercuren zu benutzen. Den Flug der Vögel kennen sie nicht; dagegen beobachten sie die Ameisen, die sie für Unglücksbringer oder Heilverkünder halten. So zum Beispiel prüfen sie, wenn sie ein Haus bauen wollen, auf diese Weise, ob die Stelle gut oder böse sey: sie legen Lappen und Kräuter hin, und warten, bis Ameisen kommen: sind es schwarze, so ist die Stelle gut; sind es rothe, so ist sie schlecht. Ebenso halten sie ihre Pferdchen, deren sie immer eine Menge haben, für zukunftkundig, und beobachten daher immer sorgfältig und ängstlich das Benehmen des Pferdes, wenn Besuch zu einem ihnen werthen Kranken kommt.

Uebrigens läßt sich im Ganzen auch von dem Aberglauben der Esthen, wie von dem der Letten und Russen, sagen, daß er mehr kindischer und einfältiger, als grausamer und schrecklicher Natur sey, wie dieß denn überhaupt von allem Aberglauben im Norden gilt, der nirgends so scheußliche Ausgeburten erzeugt hat, wie wohl hie und da im Süden.

Bemerkungen über Schweden.

Gewerbe.

(Schluß.)

Wie weit die Beschränkungen in allen Beziehungen gingen und großentheils noch gehen, mag man aus nachfolgenden Vorstellungen einzelner Reichstage abnehmen. Im J. 1810 wurde freier Handel mit Schafwolle und Anlegung von Schäfereien gefordert, und das Begehren mußte im Jahre 1827 erneuert werden; im Jahre 1815 verlangte man das Recht für die Bauern, ihre Waaren in offenen Buden in den Städten verkaufen zu dürfen; das Recht für alle Einwohner des Reichs sich überall Arbeit zu suchen; das Recht, freien Victualienhandel im ganzen Reiche zu treiben. Diesen Forderungen ist noch nicht im ganzen Umfange entsprochen, wichtiger Gegenstände, wie z. B. die Einrichtung von Gemeindemagazinen statt der allgemeinen Landesmagazine gar nicht zu gedenken. Die Eisenwerkbesitzer verlangten schon im Jahre 1809 freien Handel mit Roheisen, und das Verlangen wurde noch im Jahre 1834 ohne Erfolg wiederholt, wogegen sich die Regierung mit einer neuen Verordnung über das Schmieden von Stangeneisen abgab. Man kann diese und eine Menge anderer Ungeschicklichkeiten und Thorheiten nur durch eine arge Verkuscherung in dem Beamtenwesen erklären, das jeder freien Entwicklung fremd blieb, und gar oft glaubte, reiche Guts-, Bergwerks- und Waldbesitzer seine Macht fühlen lassen zu müssen.

Nach dieser Einleitung wird man es begreifen, wenn ein Mitglied des Adelsstandes, Premierlieutenant Oxehufvud, auf diesem Reichstag sich bei Gelegenheit eines Antrags auf Befreiung des Gewerbwesens (næringsfrihet) also äußerte: „Lange genug haben unsere Gewerbe geseufzt unter den zahllosen Kunstgriffen und Hülfsleistungen, womit frühere Regierungen in ihrem vermeintlich guten Willen das Land belästigten. Lange genug haben wir durch die Beibehaltung von Zunftordnungen die natürliche Entwicklung unserer Industrie gehindert. Reichstag um Reichstag wurden unsre Gewerbe in beständiger Erschütterung gehalten durch Experimente, theils um uns unabhängig vom Ausland zu machen, theils durch bloß stückweise Befolgung der neuen Ansichten. Die industrielle Kraft der Nation ist dadurch erlahmt. Wie mancher Schwede ist nicht im fremden Lande erröthet über unsere restrictiven Verordnungen, wenn irgend Jemand, der Schweden besucht hatte, bemerkte, daß ein Eisenwerkbesitzer in diesem Lande des Eisens nicht so viel schmieden lassen dürfe, als er wolle und könne! Es ist unmöglich, in England Jemand begreiflich zu machen, daß ein Beamtencollegium es besser verstehe, als der Eisenwerksbesitzer selbst, wie viel auf dem Eisenwerk geschmiedet werden solle. Man fragt ironisch, ob nicht ein anderes Collegium auch die Aussaat der Ackerbauer beschränke. — Die vormundschaftliche Aufsicht über die schwedischen Wälder, welche dem Oedelegen derselben nicht zuvorkommen, wohl aber die nützliche Verwendung derselben hindern kann, hat die Folge, daß die Wälder in unserem theuren Vaterlande weder von neuem angepflanzt, noch gehörig gewahrt werden, obgleich wir in unsern Wäldern einen ungeheuren Nationalschatz besitzen, der, frei benützt, gar nicht zu erschöpfen wäre, da die Natur selbst, was mit Verstand verwendet wurde, leicht wieder ersetzt. Der Holzhandel ist gleichfalls durch diese Bevormundung hart bedrückt. Will man sehen, wie gewinnreich und bedeutend der Holzhandel für Schweden werden könnte, so blicke man nur auf Norwegen. Will man dagegen ein Beispiel des höchsten Grades von staatsökonomischem Unsinn hören, so wende man sich nur in Schweden an die Eigenthümer der sogenannten grobblätterigen Sägemühlen. Sie werden erzählen, wie es ihnen verboten ist, mehrere und schöne Bretter von einem Stamm zu benützen, wodurch Holz erspart und schöne exportable Bretter gewonnen würden. Sie können immerhin sägen lassen, aber ob ihre Bretter etwas taugen, das hängt davon ab, wie sie mit dem Gerichtsdiener und dem Landfiscal stehen, denn gute Bretter zu sägen ist ihnen verboten. Gewiß ist Schweden das einzige Land, wo die Verfertigung schlechter,

Digitized by Google

unverkäuflicher Waare bis zu einem Grad aufgemuntert wird, daß man die Hervorbringung guter Waaren verbietet, und das zweckmäßigere Werkzeug, die feine Säge, nicht allzeit benützt werden darf, obwohl es allgemein bekannt ist, daß das erlaubte, unpassendere Werkzeug, die Grobsäge, ein schlechteres Product liefert, und unnöthiger Weise das Material verdirbt, zu dessen Schonung dieß Verbot erlassen wurde." Dieser Auszug aus einer am 5 oder 6 März dieses Jahrs gehaltenen Rede am Reichstag von einem Manne, der, wie es scheint, selbst Besitzer weitläufiger Waldungen ist, mag hinreichen, um die Abgeschmacktheit der noch herrschenden Bevormundung zu zeigen, wie die obigen auf den verschiedenen Reichstagen gestellten Forderungen den Beweis führen mögen, daß die Regierung nur allmählich den dringendsten Aufmahnungen sich fügte, und den Victualienhandel, mit Ausnahme des Getreidehandels, in den die Regierung sich selbst mischte, frei gab.

Solche Dinge gehen ins Unbegreifliche, und doch leidet ihre Richtigkeit keinen Zweifel. Es ist freilich arg, daß es den Eigenthümern von Bergwerken und Waldungen noch nicht gelang, sich von einer solchen Bevormundung frei zu machen, aber einer solchen Freiwerdung standen doch keine andern als Verwaltungshindernisse entgegen. Mit der Aufhebung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land war dieß anders, und der Regierung konnte das Mißliche der Sache nicht entgehen. Schon auf dem Reichstag von 1818 ordnete der König ein Comité an, das die Frage über eine allgemeine Gewerbsfreiheit behandeln und Vorschläge zu einer neuen Handwerker- und Handelsordnung entwerfen sollte. Der Entwurf wurde den Ständen im J. 1823 vorgelegt, und von ihnen umgearbeitet an den König zurückgesendet: sie hatten in der begleitenden Denkschrift die Sache von den zwei einander entgegengesetzten Standpunkten, nämlich dem des natürlichen Rechts auf der einen Seite, und auf der andern dem augenblicklichen Stand der Sache, den sie als eine Art Contract mit dem Staate ansahen, untersucht, waren aber auf eine besondere Schwierigkeit gestoßen: wenn man den Unterschied zwischen Stadt und Land ganz aufhob, so zogen sich wenigstens für den Anfang die Gewerbe größtentheils aufs Land, weil die Städte zu klein sind, um ihre Gewerbtreibenden genug zu beschäftigen und zusammenzuhalten; was wurde aber dann aus der Repräsentation des Bürgerstandes? In jener Denkschrift hieß es deßhalb: „eine vollkommene Freiheit, daß alle Gewerbe, welche nach der bisherigen Verfassung nur als Stadtgewerbe angesehen wurden, auf dem Lande eben sowohl getrieben werden könnten, kann nicht anders als im Zusammenhang mit einer Veränderung im Grundwesen der Repräsentation des Bürgerstands angenommen werden." An eine solche Aenderung wollte damals Niemand sich machen, auf der andern Seite war es höchst unbillig, dem Landmann manche Gewerbe zu verweigern, die er so oft, und manchmal so plötzlich nöthig hat. Man schlug demnach den Ausweg vor, daß die Gewerbtreibenden, welche durch die Erlaubniß außer der Stadt ihre Gewerbe zu treiben, veranlaßt würden solche zu verlassen, dennoch Bürger der Stadt bleiben, und die Bürgersteuer zahlen sollten. So konnten auch diejenigen, welche bisher gegen das Gesetz auf dem Lande Handwerke treiben, in gewisser Art an die Stadt gebunden, und ein unregelmäßiger, ungesetzlicher Zustand einer gewissen Regel unterworfen werden, wodurch zugleich die Städte an Einkommen gewannen, und ihre Stellung als Vereinigungspunkte für Kauf und Verkauf nicht ganz verloren ging. Es war dieß Auskunftsmittel allerdings das beste, um den Uebergang aus der Gebundenheit der Gewerbe in die gleiche Gewerbefreiheit für Stadt und Land, für die Städte wie für die gegenwärtigen Gewerbtreibenden am erträglichsten zu machen. Unglücklicherweise legte die Regierung den Vorschlag bei Seite, ein Verfahren, wofür sich kaum ein Grund denken läßt, als daß sie fürchtete, die Repräsentation des Bürger- und Bauernstands möchte dadurch völlig sich verschmelzen, und gleichsam nur Einen Stand bilden, dessen Gewicht alle andern erdrücken mußte. Die Stände brachten die Sache im Jahre 1834 wieder in Erinnerung, allein umsonst, es erfolgte wieder nichts, höchst wahrscheinlich, weil man alles scheute, was an das ohnehin wurmstichige Repräsentationswesen Schwedens rühren konnte.

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Mas vale caer en gracia que ser gracioso.

Besser ist's sich durch Bescheidenheit lieben zu machen,
Als der Gesellschaft durch Possen geben zu lachen.

•

Nadie diga ni diré, que de esta agua no beberé.

Nichts kann man gewiß verheißen,
Als sich nicht die Nas' abbeißen.

•

No eches piedras al texado de tu Vecino si el tuyo es de vidrio.

Wirf keinen Stein auf Nachbars Dach,
Wenn deines ist von Glas und Fach.

•

No hay atajo sin trabajo.

Schnell bringt der Fußpfad dich ans Ziel,
Doch gibt's auf ihm der Dornen viel.

•

No le busques cinco pies al gato, pues no tiene mas que quatro.

Den fünften Fuß zu suchen an den Katzen,
Ist thöricht, denn sie gehn nur auf vier Tatzen.

•

Niño que llora no mama.

Daß Kinder, die wir weinen hören,
Nicht saugen, ist wohl zu beschwören.

•

Niño que no llora no mama.

Dem Kinde, das nicht weint und schweigt,
Wird nimmermehr die Brust gereicht.

•

Digitized by Google

Nadie escarmienta en cabeza agena y pocos en la propria.

Das fremde Beiſpiel hat vor Thorheit nie geſchützt,
Und Selbſterfahrung wird höchſt ſelten nur benutzt.

•

No se habla de soga en casa del ahorcado.

Hanf und Strick darfſt nicht erwähnen
Vor des Aufgehang'nen Söhnen.

•

No hay peor sordo que el que no quiere oir.

Der taubſte iſt, der mit den offnen Ohren
Nicht hören will, an dem iſt all's verloren.

•

No hay tonto para su negocio.

Ich habe noch keinen Dummkopf geſeh'n,
Den eigenen Vortheil nicht beſtens verſteh'n.

•

No te fies de los gatos, aunque les cortes las uñas te arañaran con el rabo.

Freund, traue nicht den Katzen,
Sie werden dich in jedem Fall,
Selbſt nach der abgeſchnitt'nen Kralle',
Noch mit dem Schweife kratzen.

•

Nadar entre dos aguas.

Zwiſchen zweien Waſſern ſchwimmen,
Hilft den Feinden zu entrinnen.

•

No te fies de la gente que viste por la cabeza.

Gut iſt es ſolche Leut' zu flieh'n,
Die über'n Kopf das Kleid anzieh'n.

•

No es tan fiero el Leon como le pintan.

Der Löwe iſt nicht lang' ſo wild,
Als man ihn malet auf dem Bild.

•

No dés Consejo, sino a quien te lo pida, y lo haya de menester.

Nur dem, der ihn vonnöthen hat
Und dich drum bitt't, gib deinen Rath.

•

No siento y me digas Puta, sino el retintin conque me lo dices.

Ich mache mir nichts draus, daß man mich Metze nennt,
Was mich dabei beleidigt, iſt allein der Accent.

•

No lo siente el ahorcado, y lo siente el Testino.

Ergeben iſt der arme Sünder,
Der Theatiner ſey's nicht minder.

•

Nadar, nadar, y en la orilla ahogar.

Schwimmen, ſchwimmen, Ufer ſeh'n
Und am ſelben untergeh'n.

•

No hay Mal que por bien no venga.

Als Glück magſt du ein jedes Unglück achten,
Du mußt es nur beim rechten Licht betrachten.

•

No tener ni palabra mala, ni obra buena.

Gute Worte, ſchlechte Thaten
Heißt die Rechtlichkeit verrathen.

Leiſtungen der Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg im Jahre 1839.

(Schluß.)

Im Ganzen hat die Akademie binnen Jahresfriſt 120 Abhandlungen eingeſchickt bekommen, worunter 49 der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe, 36 der naturhiſtoriſchen und 35 der geſchichtlichen und philologiſchen angehören.

Auch war es in dieſem Jahre zuerſt, daß in den Sälen der Akademie öffentliche Vorleſungen und zwar publik gehalten wurden. 4000 Rubel waren als Honorar für die Mitglieder der Akademie ausgeworfen, welche Vorträge halten wollten, und ſchon haben die HH. Fritſche und Broſſet Vorleſungen begonnen, der eine über analytiſche Chemie, der andere über Geſchichte und Literatur Georgiens.

Unter den von der Akademie herausgegebenen Schriften führen wir außer der neuen Folge ihrer Denkſchriften und des Bulletin scientifique zwei Ausgaben einer tibetaniſchen Grammatik von Hrn. Schmidt von der Akademie an, ſo wie eine deutſche Ueberſetzung der mongoliſchen Epopee „Gheſſer-Khan" von demſelben Orientaliſten; die Beobachtungen des Halley'ſchen Kometen ſeit ſeiner letzten Erſcheinung, angeſtellt von Hrn. Struve auf dem Obſervatorium zu Dorpat, und den vorläufigen Bericht über die aſtronomiſche Reiſe von Hrn. Fedorow in Sibirien. — Andere Werke erſcheinen nächſtens: ſo ein großes Kupferwerk über das Cormoran-Geſchlecht von Hrn. Brandt, eine Ueberſetzung der Geographie Georgiens von Wakhuſht ins Franzöſiſche mit Noten von Hrn. Broſſet, ein georgiſch-ruſſiſch-franzöſiſches Wörterbuch von einem jungen Georgier, Hrn. Tſchubinew, und endlich die drei erſten Bände der Materialien zur Kenntniß des ruſſiſchen Reichs und ſeiner aſiatiſchen Gränzländer, enthaltend Abhandlungen des Contre-Admirals von Wrangel über die ruſſiſchen Colonien in Amerika, ſo wie die intereſſanten Berichte des Hrn. v. Helmerſen über die Khanate von Khiwa, Bukhara, Kokand und das chineſiſche Turkeſtan.

Hr. Böhtlingk, ein tüchtiger Geologe, ward von der Akademie auf den Vorſchlag Hrn. v. Baers nach Finnland und Lappland abgeſchickt, um die geognoſtiſche Formation dieſer Provinzen zu ſtudiren. — Der Schiffscapitän und Gouverneur der ruſſiſchen Colonien in Amerika, Hr. Etholin, erhielt Aufträge zur Beobachtung der Ebbe und Fluth in jenen Gegenden und die nöthigen Inſtrumente — und zugleich ſchickte ſie einen jungen Naturforſcher, Hrn. Wosneſſensky, in den Weſten Nordamerika's, wo derſelbe drei Jahre zu naturhiſtoriſchen Sammlungen zubringen wird. Unterdeſſen ſchickte ſie eines ihrer Mitglieder, Hrn. Kupffer, nach Göttingen zu Beſprechungen wegen der magnetiſchen Obſervationen, und ließ ſchon mit den engliſchen conforme Obſervatorien zu Petersburg, Katharinenburg, Barnaul und Nertſchinsk errichten.

Außerdem hat ſie im verfloſſenen Jahre Hrn. Prof. Dorn als Orientaliſten, Hrn. Dr. Mayer als Botaniker und Hrn. Jakobi als Phyſiker in ihren Schooß als Mitglieder aufgenommen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 113.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 April 1840.

Die Germanisirung Galiziens.

(Von J. G. Kohl.)

In Lemberg, wo der Reisende bei einem deutschen Wirth wohnt, bei einem deutschen Schuster sich neue Stiefeln bestellt, ein deutscher Schneider ihm den Reisemantel flickt, ein deutscher Kaffetier ihm den Kaffee servirt, und deutschsprechende Polen ihn als Lohndiener in der Stadt herumführen, wo er überhaupt mehr deutsche als polnische Töne vernimmt, und sich fast in einer deutschen Stadt zu seyn dünkt, mahnt ihn Alles mächtig an die Einflüsse der Deutschen auf die polnische Nationalität.

Es ist ein merkwürdiges und noch nicht scharf genug ins Auge gefaßtes Phänomen in Europa's Geschichte, wie die Bildung immer aus dem Westen der Halbinsel weiter und weiter zum Osten fortschritt, und demzufolge auch immer ein westliches Volk auf sein östliches Nachbarvolk einen weit größeren Einfluß übte, als umgekehrt das östliche auf das westliche. So entlehnten die Franzosen von den Deutschen Weniges, während die Deutschen von den Franzosen von jeher so Vieles nachahmend annahmen. Die Franzosen drückten und drängten beständig gegen die Deutschen, stießen ihnen eine Menge ihrer Sitten ein, und entführten ihnen sogar mehrere bedeutende Provinzen, Belgien, Lothringen, Elsaß, die sie in Sprache und Sitte völlig oder theilweise französirten. Ebenso entnahmen die Deutschen wenig von den Polen, empfingen keine Colonien von ihnen, keine Literatur, keine Kleidung u. s. w., schickten ihnen dagegen beständig Ackerbauer, Künstler, Kaufleute, Colonien, Waaren, Bücher, Könige zu, und entrissen ihnen große Provinzen: Schlesien, Preußen, und neuerdings Posen und Galizien, die sie in hohem Grade germanisirten.

Ebenso wiederum nahmen die Polen wenig von den Russen, wirkten aber wie die Franzosen und Deutschen nach Osten hinausgreifend, polonisirend und umbildend auf einen großen Theil der Russen ein. Ganz ähnlich endlich war bisher die Wirksamkeit Rußlands in Bezug auf seinen Osten. Es zertrümmerte die finnischen und tatarischen Reiche, und arbeitete schon seit dem Ende des Mittelalters an ihrer Russificirung. Die unnatürliche und gegen alle Sitte und Gewohnheit jetzt in neuesten Zeiten von Osten nach Westen vorschreitende Russificirung ist wohl nur ein vorübergehendes Phänomen. Ohne Zweifel wäre es eine interessante Aufgabe eines Historikers, diese verschiedenen Einwirkungen der Nachbarvölker auf einander näher zu beleuchten, und ihre Intensität, die Art und Weise ihres Inslebentretens zu untersuchen, und das Resultat dieser Untersuchung in einem vergleichenden Bilde der Französirung der Deutschen, der Germanisirung der Polen, der Polonisirung der Russen, und der Russificirung der Finnen und Tataren neben einander zu stellen. Als Reisende unternehmen wir es hier nur, als Beiträge zu einer solchen Riesenarbeit einige von uns gemachte Beobachtungen über die Ausstreuung germanischer Einflüsse auf Polen, und namentlich Galizien, zusammenzustellen.

Diese Einflüsse Deutschlands auf Polen gehen in die älteste Zeit hinauf; durch Deutsche wurde das heidnische Polen zum Christenthum bekehrt, und seine ganze Geistlichkeit mochte anfangs ausschließlich nur aus Deutschen bestehen. Zur Zeit des Glanzes und der Blüthe der deutschen Kaiserkrone huldigte Polen dem Ansehen und der Macht der deutschen Kaiser, welche Anerkennung der politischen Uebermacht der Deutschen nicht ohne germanisirenden Einfluß auf die geselligen Zustände Polens bleiben konnte. Während der ganzen Hälfte des Mittelalters modelte Polen viele seiner geselligen und politischen Zustände nach deutschen Originalen, die Verfassung seiner Städte wurde nach dem Muster der deutschen eingerichtet, und seine Civil- und Criminalgesetze den Deutschen nachgebildet. Auch dieß führte eben so viel Deutsche als Deutsches nach Polen. Von jeher seit den ältesten Zeiten fand Einwanderung deutscher Künstler und Handwerker in Polen statt, und zwar in so bedeutendem Maße, daß sich in jeder bedeutenden polnischen Stadt eine deutsche Colonie bildete, in der sich deutsche Sitten und Sprache erhielten, und aus welcher ebenso wie aus den französischen Colonien in Berlin, deutsche Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, die für Polen wichtig wurden, hervorgingen. Diese Einwanderung der Deutschen nahm bis in die neuen und neuesten Zeiten herab immer mehr und mehr zu, je mehr

Digitized by Google

Polen das Bedürfniß nach europäischen Kunstproducten fühlte. Besonders gewann sie an Ausdehnung, als die Polen auch ihre Könige in Deutschland wählten, unter der Herrschaft der sächsischen Auguste, die nicht nur Handwerker, sondern auch deutsche Soldaten und Adelsblut mit sich brachten, wovon Vieles in polnisches Blut überging. Noch bis auf diese Stunde gibt es viele ursprünglich sächsische Familien, die in Polen weit und breit verzweigt sind; auch Kaufleute führten die Deutschen nach Polen, und jetzt wie früher sind die größten Handels-, Wechsel- und Banquierhäuser in Warschau, Lemberg u. s. w. in der Regel Deutsche, ebenso oft freilich auch Juden. Ganze Stücke von Polen, z. B. Schlesien, die mit zum alten piastischen Polen gehörten, traten schon gar nicht mehr in den Körper des neueren jagellonischen Polens ein, und wurden ganz in die Kreise des benachbarten Deutschlands hinübergezogen, indem hier im Laufe der Zeit — ein schlimmes Omen für das übrige Polen — der deutsche Genius einen vollständigen Sieg über den polnischen errang, und kaum einige Spuren von letzterem zurückblieben. Aus Sachsen fanden die meisten Einwanderungen nach Polen statt, so daß Polen als durchweg mit lauter sächsisch-deutschen Elementen imprägnirt betrachtet werden kann. In Preußen, Curland und Livland wurde das polnische Wesen in einer andern Weise von dem deutschen Geiste gefaßt. Der deutsche Handelsgeist hatte hier den trägen und wenig industriösen Polen den ganzen Küstensaum des baltischen Meeres weggenommen und alle Mündungen der polnischen Flüsse abgeschnitten, und wenn auch mit der Zeit die Polen politische Siege über die deutschen Länder erfochten und sie sich politisch unterthan machten, so errangen doch die Deutschen jener Länder, selbst als Beherrschte und Unterthänige, industrielle Siege über die Polen und machten sich ihre polnischen Herren in commercieller und industrieller Hinsicht unterwürfig. Alle polnischen Landschaften und Orte an der ganzen preußischen Gränze hin sind auf diese Weise mit deutschen Stoffen durchwebt, mit Fabricanten, Ackerbauern, Kaufleuten u. s. w., während das Umgekehrte, ein Uebertreten des polnischen Lebens auf deutschen Boden nicht stattfand. Uralte polnische Städte, anfängliche Hauptglanzpunkte polnischen Lebens, Gnesen, Thorn, wurden auf diese Weise fast ganz deutsch. An der ganzen über 60 Meilen langen Gränze Curlands und Litthauens haben ganz ähnliche Erscheinungen stattgefunden. Das deutsche Leben rankte hier von jenem Lande aus, wo es tief wurzelte, immer ins Polnische hinein, während das Umgekehrte nicht stattfand, so daß alle jene litthauischen Gränzgaue von deutschen Stoffen durchweg stark angeflogen sind, indem die bessern Kenntnisse von der Ackerwirthschaft und überhaupt die ganze gediegenere Tüchtigkeit des deutschen Adels in Curland immer eine Menge Zweige kurischer Familienstämme auf polnisches Gebiet hinübertreten machte, der Art, daß fast jede kurische Familie jetzt in zwei Hauptabtheilungen zerfällt, in den eigentlichen alten kurischen Zweig und den litthauischen Stamm. Viele dieser Deutschen gelangten in Litthauen zu den wichtigsten Posten; der Kronsmarschall Tiesenhausen war in neuerer Zeit der bekannteste. Ueberall also, wo Polen mit den Deutschen zusammengränzte, es mochte politisch siegen oder nicht, wurde es volksthümlich von den Deutschen besiegt und eingeengt. Schon zur Zeit der lutherischen Kirchenreformation war das Deutschthum in Polen so stark, daß Luthers Lehre, an den polnisch-deutschen Stoffen sich elektrisch fortleitend, dadurch nach Polen verpflanzt wurde, und daß der Kern jener in Polens Geschichte so wichtigen Partei der Dissidenten (in der Regel von deutschen Elementen gebildet wurde.

Von einer andern Seite und noch energischer und wirksamer hat der deutsche Geist den polnischen gefaßt bei der Zerstückelung des polnischen Staats, wo deutschen Regierungen so bedeutende Stücke des Landes anheimfielen, die nun ihrerseits mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln seit einem halben Jahrhundert dahin arbeiten, diese ihnen zugefallenen Landschaften zu depolonisiren, und ihnen deutsches Wesen, Sprache, Sitten und Gesetze einzuhauchen. Ebenso wie Preußen in Großpolen in dieser Hinsicht thätig ist, denso ist es Oesterreich in Galizien. In dem eigentlichen Konigreich Polen ist dagegen dem Fortschritte deutscher Cultur vorläufig ein Ende gemacht.

Es ist wohl eine ausgemachte Sache, daß von allen den verschiedenen Trümmern des großen Polenreichs die ehemaligen „Podgorsky Wojewodstwa" (die Vorgebirgsherzogthümer), das jetzt sogenannte Königreich Galizien vor allen in die günstigste Lage gekommen ist, in jeder Hinsicht unter seinem neuen Herrscher die ehemalige Unabhängigkeit leichter verschmerzen kann, als irgend eines der übrigen Glieder des polnischen Staatskörpers. Der oberflächlichste Blick auf die Hauptverhältnisse der verschiedenen Länder lehrt dieß. Das preußische Polen, obgleich einige Stände des Landes allerdings die durch Preußen eingeführte politische Ordnung als Wohlthat anerkennen mögen, empfindet bitter die Verschiedenheit der Religionsgrundsätze bei seinen neuen Beherrschern, und zu der Abneigung der Nationalitäten gesellten sich die religiösen Verschiedenheiten, die den Unterschied schärfer und krasser machen.

Die ehemals unter polnischer Herrschaft blühenden deutschen Ostseeprovinzen, Ost- und Westpreußen, die sonst in allen Stücken mit ihren brandenburgischen Herren harmoniren, sind durch die Theilung Polens in eine äußerst ungünstige commercielle Situation gekommen. Sie bilden das Haupt des polnischen Handelsverkehrs, und empfinden es bitter, daß der Rumpf von diesem Haupte getrennt wurde.

Das russische Polen fühlt sich in mehrfacher Hinsicht gedrückt, denn zu dem fanatischen Haß der Nationen und Religionen kommt noch eine viel geringere Entschädigung durch von der neuen Regierung ausgehende Wohlthaten.

Das österreichische Polen theilt freilich mit allen übrigen obengenannten Gebieten den einen und hauptsächlichsten Nachtheil des Verlustes seiner Unabhangigkeit, betrauert mit ihnen den Tod der alten Republik, und ist mit ihnen der fremden Nationalitat seiner neuen Beherrscher abgeneigt. Dagegen aber hat es vor allen übrigen eine Menge Vorzüge voraus. Vor Preußen die Gleichheit der Religion zwischen herrschendem und unterthänigem Stamme. Die Oesterreicher sind Katholiken wie die Polen, und dieß bringt die ganze Geistlichkeit des Lan-

Digitized by Google

des mit allem, was daran hängt und davon abhängt, auf die Seite der Regierung. Vor den polnisch-deutschen Ostseeprovinzen die größere Gunst der geographischen Lage, denn wenn gleich es den Gebirgsherzogthümern, als Quellen-Gebietern des polnischen Handelsverkehrs nicht angenehm seyn konnte, von jenem Rumpfe getrennt zu werden, von dem Ost- und Westpreußen als Haupt abgeschnitten wurden, so empfanden sie doch eben als solche den Trennungsschmerz weniger. Der Wohlstand der Mündungsländer der Flüsse ist immer weit mehr ausschließlich nur auf das Ergebniß des freien Verkehrs angewiesen, als die Quellen-Gebiete, und diese, welche die kleinen, zum Theil noch nicht schiffbaren Flüsse nur in geringerem Grade benutzen können, haben daher immer noch ganz andere Verbindungen und Beziehungen, als die Küstenländer, wo Alles ersterben muß, wenn die Ströme versiegen. Den polnischen Gebirgs-Wojewodschaften und ihren Producten schloß sich eröffnend eine ganze große Monarchie an, als das übrige Polen sich von ihnen trennte, während den Küstenstrichen auf der Wüste des Meeres keine solche Entschädigung zu Theil werden konnte. Vor dem russischen Polen hat aber Galizien augenscheinlich noch mehr voraus.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Naxos,

die Insel des Bacchus und die größte der Cykladen, liegt unter 37° N. B. südöstlich von Mykoni, östlich von Paros, und hat eine Oberfläche von beinahe 6¼ Quadratmeilen.

Naxos, früher die Königin des Archipels genannt, kennt den sonst in Griechenland ziemlich rauhen Winter nicht. Selten sieht man hier Schnee, und wenn er einmal fällt, bleibt er nur auf den höchsten Bergspitzen einige Zeit liegen, indem die im Winter herrschenden Südwinde die Spuren des eisigen Nordwindes in wenigen Stunden wieder verwischen. Der Boden von Naxos ist sehr fruchtbar; man hat derselben Acker sieben Jahre hintereinander reiche Ernten tragen sehen, ohne irgend eine andere Düngung als von dem Vieh, welches man nach dem Schnitt der Gerste darauf weiden läßt. Nur die sehr mageren oder zu sehr ausgesogenen Aecker werden zuweilen gedüngt. Manchmal gewinnt man, indem man Bohnen nach der Gerste säet, zwei Ernten im Jahre, welches in diesen Gegenden als eine Seltenheit zu achten ist. Sogar die Berge sind der Cultur nicht unfähig, und belohnen verhältnißmäßig den darauf verwendeten Fleiß, welches auf den andern Cykladen der Fall nicht ist, wo das Gebirge gewöhnlich ganz unfruchtbar oder doch nur für den Weinbau geeignet ist. Die Gebirge von Naxos, welche fast alle sehr hoch sind, bedecken den größten Theil der Insel. Sie sind, mit wenigen Ausnahmen, gut bewaldet, und es entspringen daher in ihnen viele Bäche und Bergströme, womit die Insel reichlich gesegnet ist, und die wahrscheinlich eine der Ursachen ihrer Fruchtbarkeit sind. Die Wälder liefern einen Ueberfluß von Brennholz, wovon vieles nach Mykoni und Santorin gesendet wird; auch findet man darin schöne Eichen, welche eine sehr brauchbare Art Gallnüsse hervorbringen, die jedoch nicht gesammelt werden. Eine hohe Bergkette theilt die Insel von Norden nach Süden in zwei Theile. Der höchste Berg ist der des Jupiter Milessus, in dessen nordwestlichem Abhange sich eine meilentiefe Höhle befindet, die viele interessante Tropfsteingebilde enthält und sehr sehenswürdig ist.

Die reichsten und fruchtbarsten Thäler sind, nebst jenen um die Stadt, die von Engaris, Drimalia, Melanes, und vorzüglich das von Apiratho, wo der weitberühmte weiße oder Bacchus-Wein gewonnen wird. Uebrigens hat die Insel einen Reichthum an Obstbäumen, und die Orangen-, Citronen-, Limonien- und Granatbäume stehen gewiß denen der Tropenländer an Größe und Schönheit wenig nach. Nur von diesen Früchten werden jährlich neun bis zehn große Schiffsladungen nach Konstantinopel versandt, außer einer großen Anzahl von kleinen Fahrzeugen, welche damit die weitern griechischen Häfen besuchen.

Die Hauptproducte des Landbaues auf Naxos sind: 80 bis 100.000 Kilos Gerste, wovon 20.000 nach Santorin und andern Inseln, welche es bedürfen, ausgeführt werden; das Uebrigbleibende dient zu eigenem Verbrauche, so wie auch die 10.000 Kilos Weizen, welche hier gebaut werden; von letzterem muß man jedoch jährlich noch etwa 2000 Kilos aus den Häfen des schwarzen Meeres holen. Ferner 170,000 Okas Oel von ausgezeichneter Güte, welche das aller griechischen Inseln übertrifft, und wovon 120 bis 150,000 Okas theils nach Rußland, theils nach andern griechischen Gegenden und manchmal sogar nach Nordamerika versandt werden. Die Oelcultur ist überdieß im Zunehmen. An Wein liefert Naxos im Durchschnitt 18,000 Barils à 50 Okas (oder beinahe 80 Bouteillen), darunter 2000 Barils von dem so eben erwähnten Bacchus-Wein, welcher meist nach dem schwarzen Meere, dieses Jahr aber auch in die Vereinigten Staaten verkauft wird. Die andere Sorte, welche sich nicht durch besondere Güte auszeichnet, geht theilweise gleichfalls nach Rußland, und wird übrigens größtentheils auf dem griechischen Continent verbraucht. — Von den 1500 Kantaros Baumwolle, worauf man die Ernte schätzt, gehen etwa 1200 nach Mykoni, Santorin u. s. w., wo man sie verarbeitet; das übrige erfüllt das eigene Bedürfniß. Dieß ist auch der Fall mit den 2000 Okas Honig und 200 Okas Wachs, so wie mit den 150 Okas Seide, welche man gewinnt. Der Seidencultur könnte übrigens einen sehr guten Industriezweig abgeben, indem der Maulbeerbaum auf Naxos trefflich gedeiht. Auch der Saffran ist nicht unbekannt, obgleich die 10 bis 12 Okas, welche man jährlich für den geringen eigenen Bedarf einsammelt, kaum einer Erwähnung verdienen. Von Limonien rechnet man auf eine jährliche Ernte von 1 Million Stücke, Orangen, Aepfel und Citronen von jeden 700,000, und von den Granaten, welche bloß zu Confituren dienen, an 500,000 Stück, welches alles, nebst einer bedeutenden Quantität Zwiebeln, größtentheils in türkischen Häfen Absatz findet. Ferner zieht die Regierung aus den Salzpfannen jährlich etwa 100,000 Okas Salz, welches zu 8 Lepta die Oka an den Pfannen verkauft wird. Auch hat die Regierung mit englischen Unternehmern einen Contract geschlossen, um das auf Naxos im Ueberfluß vorhandene Amaryll zu monopolisiren, welchem zufolge die Engländer jährlich 12,000 Centner, zu 6 Drachmen den Centner, annehmen müssen, und daher diesen früher allgemeinen Industriezweig, so wie das Salz, ganz an sich gerissen haben.

Es leidet keinen Zweifel, daß diese gesegnete Insel bei einer größern Bevölkerung ihren frühern Beinamen: „das kleine Sicilien," vollkommen rechtfertigen würde. Jetzt hat sie nicht ganz 15.000 Ein-

Digitized by Google

wohner, von welchen etwa 3000 in dem Hauptort Naxos leben, der an der Nordwestküste hart am Meere liegt, und die übrigen sich in den vierundvierzig über die Insel zerstreuten Ortschaften aufhalten, und überhaupt keinen besondern Wohlstand zur Schau tragen. Es gibt noch mehrere große Grundbesitzer. In der ersten Classe derselben rechnet man fünf bis sechs Familien, deren Grundeigenthum auf einen Werth von 150.000 Drachmen geschätzt wird; in die zweite Classe gehören etwa 30 Familien, welche 100,000 Drachmen an Gütern besitzen, während die dritte Classe gebildet wird von hundert und einigen Familien, deren Besitzthum den Werth von 50,000 Drachmen nicht übersteigt. Mangel an Händen verhindert sie jedoch, ihren Besitzungen den Werth zu geben, und von denselben alle Vortheile zu ziehen, deren sie fähig wären, wenn man die Bevölkerung bis auf wenigstens 50,000 Seelen steigern könnte, wozu jedoch bei dem gegenwärtigen Zustande Griechenlands wenig Hoffnung da ist. Das Tagelohn beträgt, ungeachtet des fühlbaren Mangels an Händen, nur eine Drachme, ohne einige Nahrung, welches von der allgemeinen Armuth zeugt.

Naxos wurde früher sehr schlecht verwaltet. Die verschiedenen Gemeinden, wovon die vornehmste zu der römisch-katholischen Kirche, die andern zu den orthodoxen Griechen gehörten, sahen sich jede als unabhängig an, regierten nach Willkür, und begruben sich unter einer Schuldenlast, welche sie ihren Untergebenen aufbürdeten, ohne ihnen irgend einen Ersatz dafür zu bieten, was unter dem Landvolk eine immerwährende Emigration nach Kleinasien, und also die Entvölkerung der Insel herbeiführte. Die zurückgebliebenen Einwohner seufzen unter der Last von mehr als dem Zehnfachen ihrer frühern Abgaben, und vorzüglich die Katholiken verarmen täglich mehr. Unter der türkischen Herrschaft bezahlte Naxos nur 55,000 Piaster oder etwa 18.000 Drachmen an Tribut. Gegenwärtig erhebt die Regierung bloß an Zehnten 65.000 Drachmen, wobei in diesem Jahre noch die Abgabe von dem früher unbelasteten Oel kommt. Die Douanen brachten in den letzten drei Jahren zwischen 9 und 10.000 Drachmen ein; die Abgabe vom Vieh eine gleiche Summe; das Amaryll-Monopol 72.000, das Salz 8000 Drachmen. Durch dieß Alles wird jährlich mehr als 160.000 Drachmen, oder das Zehnfache dessen, was man die türkische Unterdrückung nannte, den Einkünften der Bewohner entzogen, ohne noch die Einkünfte mit zu rechnen, welche die neue Regierung aus der Verpachtung oder Vermiethung der bedeutenden jetzt an den Staat gekommenen Besitzungen, der suppremirten Klöster und geistlichen Stifter zieht, welche früher entweder jene Anstalten oder die Gemeinden genossen, denen sie verfallen waren. Es darf daher nicht befremden, wenn auch hier die Revolution so ziemlich bereut wird!

Auch der für den Ackerbau nöthige Viehstand ist sehr vermindert, und bereits unter das Unentbehrliche gesunken, obgleich dennoch bisweilen Pferde, Esel und Maulthiere nach andern Inseln ausgeführt werden. An Schafen und Ziegen zählt man noch gegen 50.000 Stück; allein auch diese nehmen bedeutend ab, indem man, aus Widerwillen gegen die Viehsteuer, viel mehr davon zur Consumtion gibt und ausführt, als früher geschah und mit dem Fortbestehen der Heerden vereinbar ist. Etwa 10 bis 12,000 Oken Wolle von ziemlich preiswürdiger Qualität verarbeitet man zu Decken und groben Zeugen für eigenen Bedarf.

Besondere Industriezweige findet man daher auf Naxos auch nicht, außer den für den Landbau unentbehrlichen Handwerken. Es gibt 17 Wind- und 87 Wassermühlen, auf welchen das Mehl für eigene Consumtion bereitet wird; ein paar Gerbereien, wo man die einheimischen Häute zurichtet, während das übrige Leder, so wie das benöthigte Eisen und einige wenige Manufacturen meist von Syra herübergeholt werden. Die Weiber stricken baumwollene Strümpfe, wovon ein sehr geringes Quantum zur Ausfuhr in die Türkei kommt.

Der Ausfuhrhandel wird übrigens auf Naxos meist durch Kaufleute von Syra und Santorin, und was den Wein betrifft, manchmal auch durch Hydrioten und Spezziaten getrieben.

Unglücklicherweise besitzt Naxos keine Häfen, und daher auch fast keine Marine. Denn ein Paar kleine Briggs und einige kleine Goeletten, 9 an der Zahl und zusammen 707 Tonnen haltend, nebst 28 andern kleinern Fahrzeugen, welche zusammen 248 Tonnen messen, und keine weitern Reisen als nach dem Piräeus, Smyrna oder Konstantinopel machen, können für eine so bedeutende Insel nicht als Marine gelten. Der Lade- und Löschplatz ist hinter der kleinen Bacchus-Insel auf der Rhede vor der Stadt, und bei dem geringsten Windstoß sind die Fahrzeuge gezwungen sich in die benachbarte Bucht an den Salzpfannen von St. Prokopius zurückzuziehen, wo man gegen die Nordwinde sicher, aber für die Südwinde offen liegt. Bei schlechtem Wetter muß man sogar den Hafen von Nauffa auf Paros aufsuchen. Indessen würde es keine sehr große Mühe und Kosten verursachen, diese Rhede in einen ziemlich guten Hafen zu verändern, indem die Grundlagen dazu noch aus alten Zeiten vorhanden sind; man hat sich jedoch bis jetzt vergebens an die neue Regierung gewendet, um diesen Zweck zu erreichen. An andern Punkten der Insel findet man ebenfalls noch Rheden, die jedoch gleich unsicher, und auch von jeder Bevölkerung zu weit entfernt sind. Auf denen von Panormus und Triagatha wird gewöhnlich der Amaryll eingeschifft.

(Schluß folgt.)

Rhinocerosjagd in Tschanthaburi.

In der Provinz Tschanthaburi jagen die Bewohner der Wälder Tiger, Bären, Rhinoceros, Büffel, Kühe und Hirsche. Die Art, wie sie mit dem Rhinoceros fertig werden, ist sehr sonderbar. Vier oder fünf Menschen halten in der Hand feste Bambusstöcke, deren sehr scharfe Spitze im Feuer gehärtet ist. So bewaffnet durchstreifen sie die Orte, wo sich das Thier aufhält, schreiend und mit den Händen klatschend, damit es aus seinem Lager hervorkomme. Sobald sie das Thier wüthend und seinen Rachen auf- und zuschnappend auf sich loskommen sehen, machen sie sich fertig, es zu empfangen, indem sie die Spitze des Bambus gerade nach seinem Schlund richten, und im günstigen Augenblick die Waffe ihm in die Kehle und bis in die Eingeweide mit überraschender Geschicklichkeit stoßen, worauf sie links und rechts die Flucht ergreifen. Das Rhinoceros stößt ein fürchterliches Gebrüll aus, fällt und wälzt sich mit fürchterlichen Zuckungen im Staube, während die kühnen Jäger in die Hände schlagen und einen Siegesgesang anstimmen, bis das Ungeheuer, von dem Blutverlust erschöpft, ohne Gefahr vollends getödtet werden kann. (Echo du Monde Savant vom 8 April.)

Die Menagerie des französischen Museums der Naturgeschichte hat aus Montevideo einen Schaguar und einen Gouguar oder Puma (amerikanischen Löwen) erhalten. (Echo du Monde Savant vom 4 April.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 114.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 April 1840.

Bemerkungen über Schweden.

Die Wälder.

Schweden hat nach einer mäßigen Berechnung 1100 Quadratmeilen oder 25 Millionen Tonnen*) Land Waldboden. Der Verbrauch von Holz wird auf etwas mehr als 7 Mill. Faden angegeben. Man rechnet nach dem niedersten Anschlag 48 Kubikfuß oder fast einen halben Kubikfaden Zuwachs an Holz auf die Tonne Land,**) also 12½ Millionen Kubik- oder etwa 18 Millionen gewöhnliche Faden Holz. Nichtsdestoweniger sind die Wälder so ausgehauen, daß kahle Berge und trockene Heiden an vielen Orten zu Tage liegen. Die Ausfuhr des Holzes ist verboten, und die Hauptstadt hängt, was ihre Zufuhr an Holz betrifft, größtentheils von einer russischen Provinz ab, während an andern Orten das Holz doch so gut wie werthlos ist. Unter so bewandten Umständen ist der Schluß, daß die Holzwirthschaft wesentlich schlecht ist, ganz natürlich.

Zwei Ursachen sind es hauptsächlich, welche der Holzwirthschaft verderblich und dadurch dem ganzen Holzhandel, der für Schweden so wichtig seyn könnte, schädlich sind: die erste ist die Art von Abhängigkeit, in welcher die Waldbesitzer von den Bergwerksbesitzern stehen, und der zweite beruht in dem Recht, das der Staat auf alles gute Schiffbauholz, namentlich Eichenholz, anspricht, und in der Art, wie er das Recht ausübt. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß die Regierung nie den Kohlenhandel freigegeben hat, und eben darum die Waldbesitzer in der Nähe von Bergwerken stets in Abhängigkeit von den Bergwerksbesitzern erhält; wenn Jemand ein Privilegium auf ein neues Eisenwerk nahm, konnte er seinen Nachbarn in demselben Landstrich hindern, seinen Wald nach Gefallen zu benützen; er kann, selbst ohne sein Werk in Gang zu setzen, sich den Zutritt zum Walde reserviren, und des Waldeigenthümers Nutznießung seines Eigenthums beschränken oder hinausschieben; kurz er kann für seinen wirklichen oder eingebildeten Bedarf sich eine Menge Vortheile auf Kosten des Waldeigenthümers sichern, und dieß erstreckt sich auf den größten Theil der bedeutendsten Walddistricte. Aber auch die übrigen Wälder, wo Bergbau und Hüttenwerke nicht die Eigenthümer zu bloßen Verwaltern für anderer Leute Rechnung machen, sind zu einem großen Theil von dem Gutdünken der Regierung abhängig. Eichenwälder waren bis in die neuesten Zeiten unter dem Vorwande der Bedürfnisse des Flottenbaues ein völliges Regal, und junge Eichen, die irgendwo aufwuchsen, waren für die Grundeigenthümer ein wahres Unglück, indem sie ihnen den Besuch von Kronbeamten und Officieren zuzogen, welche die jungen Stämme bezeichneten, und die Grundeigenthümer für deren Wahrung verantwortlich machten. Ebenso war es mit Mastbäumen, gutem Stangenholz und andern Holzsorten, die ein brauchbares Nutzholz abgaben. Mit Einem Wort, die bessern Holzsorten, ein tüchtig heranwachsender Wald, waren eher eine Last als ein Vortheil, und wurden noch weniger gehütet, als die schlechteren.

Beide Verhältnisse, die Gebundenheit der Waldungen für die Bergwerks- und Hüttenbesitzer, wie die Vorbehalte zum Nutzen der Flotte, waren Ueberbleibsel einer Einrichtung älterer Zeit, wo das Holz keinen oder nur einen höchst geringen Werth hatte; der Vorbehalt für die Flotte war freilich erst in neuern Zeiten zu diesem drückenden Fiscalismus ausgebildet worden, und beruhte noch mit auf dem Umstand, daß die Scheidung zwischen Staats- und Privat- oder Gemeinde-Eigenthum hinsichtlich der Wälder nur in sehr unvollkommenem Maaße ausgeführt worden war. Im Jahre 1805 war eine neue Wälderordnung erschienen, allein schon im Jahre 1809 sahen sich die Stände veranlaßt, auf eine neue, allgemeine Waldordnung mit besondern Modificationen für die einzelnen Orte zu dringen. Dabei mußte natürlich die Ausscheidung in Kron-, Gemeinde- und Privatwaldungen zur Sprache kommen, und es wurde darauf angetragen, daß die Regierung von den betreffenden Behörden sich möglichst genaue Nachweisungen über die nicht in bestimmtes Privat- oder Gemeinde-Eigenthum übergegangenen Wälder einholen, und danach bestimmen solle, welche Wälder für

*) Eine Tonne Land ist beinahe ein halber französischer Hectar, oder wenig unter zwei preußischen Morgen.

**) Der Hofjägermeister und Director des Forstinstituts, Namens Ström, rechnet das Doppelte. S. Forsells Statistik p. 120.

Digitized by Google

den Staat zurückbehalten und welche ohne Nachtheil verkauft werden könnten; letzteres sollte zu vollem Eigenthumsrecht geschehen. Was namentlich die großen Wälder in Norrland, Dalekarlien und Wermland betraf, so wurde die Regierung bloß angegangen, in Uebereinstimmung mit den Landeseinwohnern die möglichst gemeinnützigen Anstalten zu treffen, daß die Wälder, die doch nicht wohl zu erschöpfen waren, nicht muthwillig verheert würden. Endlich wurde namentlich in Betreff der Eichenwälder bestimmt, daß alle auf Rechnung der Krone auf Privateigenthum gestempelten Eichen an denjenigen Orten, von wo aus die Fortschaffung mit Vortheil geschehen könne, entweder für Rechnung der Krone gefällt oder durch öffentliche Auction veräußert würden, und zwar vor dem Schlusse des J. 1813, nach welcher Zeit alle Eichen den Grundeigenthümern zu freiem Dispositionsrechte gehören sollten. Ueberhaupt verlangten die Stände, daß mit dem Eigenthumsrecht auch das Recht freier Disposition und Verkaufs verbunden seyn solle, wodurch alle bisherigen Beschränkungen über Sägen, Bretter- und Zimmerholzverkauf, Theerbrennen u. dgl. aufhören sollten.

Nichtsdestoweniger blieb die Sache beim Alten: noch im Jahre 1827 mußten so ziemlich die nämlichen Forderungen gestellt werden, und immer noch war die Ausscheidung nicht geschehen, und die Besitzer von Eichen immer noch den fiscalen Belästigungen ausgesetzt, obgleich die Erfahrung hinreichend gezeigt hatte, daß dadurch am schlechtesten für die Flotte und ähnliche Bedürfnisse gesorgt werde, denn damals sahen sich die Stände veranlaßt, auf Prämien für Eichenpflanzungen zu dringen, und im J. 1829 trug die Regierung selbst darauf an, 20 bis 25,000 Tonnen Land in verschiedenen Theilen Südschwedens mit Eichen anzupflanzen, was auch bis zum J. 1834 schon zum Theil geschehen war. Indeß blieb die Forstverwaltung immer noch sehr im Argen, und wenn auch in neuern Zeiten ein Forstinstitut errichtet wurde, um auf diese Weise die nöthige Kenntniß des, wie ein Blatt sich ausdrückt, „im Auslande ziemlich, in Schweden aber so gut wie gar nicht bekannten Forstwesens" zu verbreiten, so hat dieß bis jetzt nur sehr wenige Folgen gehabt, und kann sie auch wohl nicht haben, bis die Walddesitzer von einer Menge lästiger, ihr Eigenthumsrecht beschränkender Formen und Bestimmungen befreit sind.

Die Germanisirung Galiziens.

(Fortsetzung.)

Die deutschen Wohlthaten, welche dem Königreich Galizien durch Oesterreichs Vermittelung zuströmten, sind so augenscheinlich und so mannichfaltig, daß es einem unparteiischen Reisenden, er mag von Rußland oder von Ungarn her das Land betreten, unmöglich ist, nicht gleich davon frappirt zu werden, und die Regierung zu preisen, die so segensreich in diesem Lande waltete, und daß, glaube ich, selbst mancher Pole, dem es natürlich immer schwer werden mag, das eine Haupt- und Grundunrecht, das ihm auch von Oesterreich angethan wurde, zu vergessen, zu dankbarer Anerkennung der so vielfach wohlthätigen österreichischen Verwaltung sich gezwungen sehen muß.

Vor allen Dingen gewährt es, wenn man den galizischen Boden betritt, kein geringes Gefühl der Beruhigung, daß man in die Kreise und unter den Schutz einer rechtlich und gerecht waltenden Ordnung eintrete. Die Verbesserungen und Reformen, welche die Oesterreicher mit dem Gerichtswesen der alten polnischen Republik vornahmen, sind vor allen andern wichtig. Der Zustand der Gerichtsverwaltung im alten Polen war nicht weniger anarchisch, als die ganze Staatsverfassung selber. Die Oesterreicher haben hier eine — im Vergleich mit dem, was sie vorfanden — bewundernswürdige Ordnung geschaffen. Das bloße Recht schützte Niemanden in Polen bei seinem Eigenthum. Wer nicht Edelmann war, wer sich nicht gefürchtet machen konnte, wer nicht Geld, Gewalt, Ueberredung oder List anzuwenden wußte, unterlag dem stärkeren Gegner unfehlbar. Oesterreich sprach über die vier Millionen ihm zugefallener Edelleute, Bürger, Geistlichen, Bauern, Polen, Rusnaken, Juden, Wallachen, Armenier, Huzzulen und Goralen, den in allen seinen Folgerungen so segensreichen Satz aus: „Ein Jeder ist bei seinem Rechte geschützt." Daß diese Verheißung keine leeren Worte geblieben sind, hat der Reisende bei hundert Vorfallen in Galizien wahrzunehmen Gelegenheit, und namentlich empfindet es der ungarische oder russische Reisende nicht selten, von wie lebhaftem Rechtsgefühle hier bereits alle Leute durchdrungen sind; denn, was er jenseits der Gränze im Osten oder Süden selten vernahm: „Ich werde Sie verklagen;" „ich gehe vor Gericht," bekommt er hier alle Augenblicke zu hören.

Im alten Polen, wie es Oesterreich überkam, war es etwas Häufiges, daß Jemand, der mit seinem Nachbarn Proceß führte, und ihn durch die Gerichte nicht zur Nachgiebigkeit zwingen konnte, eine Schaar guter Freunde und Bauern zusammenrottete, seinen Gegner überfiel, und um den litigiösen Gegenstand Krieg führte. Wenn ein Edelmann im alten Polen einen Nicht-Edelmann tödtete, so war die einzige Strafe eine Geldpön von zweihundert Mark. Wenn aber Jemand einen Edelmann beschuldigte, er sey nicht von Adel, so kostete es ihm das Leben. Der Jude, der Bauer waren fast völlig rechtlos. Und wenn auch viele von diesen grellen Mißbräuchen, selbst beim Fortbestande der alten Republik, von selbst vor dem Zeitgeiste gewichen wären, so ist es doch gewiß, daß sie durch den Nachdruck, welchen Oesterreich als Verfechter des Zeitgeistes in Polen seinen derogirenden Maßregeln gab, um so rascher und gründlicher ausgerottet wurden. Die Bauern aber und Juden, und andere gedrückte Classen der Gesellschaft, wären wohl nie zu dem Rechtszustande gelangt, der ihnen jetzt durch Oesterreich gesichert ist, und der, wenn er auch noch weit davon entfernt ist, das zu seyn, was er seyn sollte, und in andern Ländern bereits ist, doch in Vergleich mit dem, was man in andern ehemals polnischen Provinzen sieht, ungemein zu preisen ist. In Folge des gehobenen Rechtszustandes der Bauern ist auch die ganze Ackerbauwirthschaft reformirt, und in Vergleich mit andern polnischen Län-

Digitized by Google

dern iſt Galizien theilweiſe vortrefflich und ausgezeichnet gut angebaut.

Die polizeilichen Anordnungen, welche Oeſterreich im ganzen Lande, und namentlich in den Städten zur Wohlfahrt der Bewohnerſchaft überall getroffen hat, ſind eben ſo zahlreich und eben ſo augenfällig ſegensreich. Die Städte des Landes haben unter der Leitung der öſterreichiſchen Beamten ihre ganze alte polniſche Phyſiognomie verändert und eine völlige Umwandlung erlitten. Sie erſcheinen jetzt beſſer gebaut als in irgend einem andern Theile von Polen, ſind durchweg nicht ſchlecht erleuchtet, in allen Theilen ihrer Straßen gepflaſtert, mit anſtändigen, öffentlichen Gebäuden verſehen, und haben Behörden, welche über die Geſundheit der Städte und über die Ordnung in ihren Straßen wachen und die geeigneten Maßregeln ergreifen.

Das ganze Land iſt jetzt von einem großen, äußerſt wichtigen, chauſſirten Straßenzuge mit mehrern Nebenarmen durchſchnitten, der dem innern Verkehr, ſo wie dem Tranſito ganz vortrefflichen und äußerſt wohlthätigen Vorſchub leiſtet. Eine Geſchichte des Baues dieſer galiziſchen Chauſſeen und aller Hinderniſſe, die ſich ihm entgegenſtellten, würde es klar beweiſen, wie ohne Oeſterreich die alte Republik noch Jahrhunderte hätte verſtreichen laſſen können, ehe ſie eine ſolche Chauſſee zu Stande gebracht hätte. — Die beſſere Ordnung im Poſtweſen, im Forſtweſen, bei der Ausbeutung des Salz- und ſonſtigen Mineralienreichthums des Landes, ſind lauter Dinge, deren Detaildarſtellung reich an Lob für die öſterreichiſche Regierung ſeyn müßte, auf die wir aber nur hindeuten können.

(Schluß folgt.)

Garköche zu fünf Sous.

Mitten auf dem Markte des Innocents, am Fuße des Brunnens, hinter einer dreifachen Reihe von Buden und unter einer Menge anderer Obſt-, Gemüſe- und Eßwaarenhändler, haben ſich unter freiem Himmel ſechs Küchen aufgeſtellt, deren jede unter der Leitung einer Frau der Halle ſteht, der ihr Mann oder ihre Kinder zur Hand gehen. Ein mit mehrern aufeinandergeſetzten Tellern von gemeinem Fayence beladener Tiſch, ein Korb voll Löffel und eiſernen Gabeln, drei oder vier Bänke, ungeheure kochende Keſſel, Körbe voll Brod machen die Meubel, das Material der Garküche aus. Die Keſſel und die Teller ſind wohl verzinnt, alles von ausgezeichneter Reinlichkeit. Fünf Arten von Eßwaaren ſtehen dem Gaſte zu Gebote, Weißbrod-, Kraut- oder Kartoffelſuppe, ein Gemiſch von Fleiſch und Gemüſe, geſchnittene Bohnen und Salat. Alles iſt gut, reinlich und jede Portion koſtet einen Sou; doch darf man die Maſſe nicht im Verhältniß zu dieſem Preis glauben, wie bei den wohlfeilern Garköchen. Das vollſtändige Mahl beſteht aus den genannten fünf Portionen; doch kann man einige verdoppeln, andere weglaſſen. Trotz der außerordentlichen Wohlfeilheit gewinnen die Unternehmer noch dabei, ausgenommen beim Brod, und bezahlen noch ihren Marktplatz. Das Mittageſſen, ſelbſt das vollſtändige, dauert nur fünf Minuten. Einige ſitzen, andere ſtehen. Die unaufhörlich ſich ergänzenden Gruppen beſtehen aus ſechs, zwölf, ſelbſt zwanzig Perſonen jeden Geſchlechts und Alters, doch meiſtentheils Männern und Greiſen. Auf dem Markte des Innocents beſtehen ſechs ſolcher Garküchen und zweimal ſo viel an andern Orten von Paris, wie man ſagt. Die Durchſchnittszahl der Gäſte der erſtern beträgt täglich ungefähr tauſend Perſonen. (Echo du Monde Savant vom 8 Avril.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Naxos.

(Schluß.)

Es leben auf Naxos noch ungefähr 300 Katholiken, welche ausſchließlich das alte von den Venetianern erbaute Caſtell, auf einer Anhöhe bei der Stadt, zum Wohnſitz behalten, und einige Kirchen, ſo wie einen Erzbiſchof haben. Auch gibt es noch ein paar Klöſter jener Gemeine, unter welchen das der Lazariſten reiche Beſitzungen hat, aber dem Zweck der Stiftung nicht mehr entſpricht. Alle dieſe Katholiken ſind von venetianiſchem oder franzöſiſchem Urſprung, behaupten zu dem Adel zu gehören, ſind aber gewöhnlich eben ſo arm als unwiſſend. — Die Stadt ſelber iſt von Griechen bewohnt, und obgleich ſie ſich, vom Meere aus geſehen, ziemlich gut ausnimmt, zeichnet ſie ſich doch, ſo wenig als das Caſtell, durch Reinlichkeit, oder durch gute Wohnungen, oder regelmäßige Bauart im geringſten aus. Alles hat ein verfallenes und ärmliches Anſehen, und die Einwohner ein kränkliches Aeußere. Das Klima von Naxos iſt dennoch im Allgemeinen ſehr geſund; nur in der Stadt, wahrſcheinlich wegen der Nähe einiger Salzpfannen, herrſchen des Sommers manchmal Fieber. Wunden an den unterſten Extremitäten heilen auf Naxos ſehr ſchwer, welches man der großen Menge Seeſalzſäure zuſchreibt, womit die Luft imprägnirt iſt.

Marmor oder andere als die obenerwähnten Mineralien ſind auf der Inſel nicht bekannt.

In Alterthümern beſitzt Naxos noch auf der ſogenannten kleinen Bacchus-Inſel (ein nackter Felſen, der auf Piſtolenſchußweite nordwärts von der Stadt liegt und wahrſcheinlich früher mit Naxos vereinigt war) drei koloſſale Marmorblöcke, welche den Eingang zum Tempel des Weingottes bildeten, und dem Zahn der Zeit getrotzt haben. Ferner findet man in der Stadt den Brunnen der Ariadne, welcher noch immer Waſſer im Ueberfluß gibt; endlich in einem Thal des ſüdlichen Theiles der Inſel noch eine ſehr alte koloſſale Statue, wie behauptet wird, von Jupiter, allein ſehr verſtümmelt.

Im Mittelalter war Naxos der Hauptbeſtandtheil eines Herzogthums, welches der griechiſche Kaiſer Heinrich im Jahre 1207 zum Vortheil des Marco Sanudo, eines venetianiſchen Edelmannes, ſtiftete. Dieſer eroberte noch mehrere andere Inſeln des Archipels, welche er dieſem Herzogthum einverleibte, und wozu ſogar auch Andros gezählt wurde. Die Nachkömmlinge des Sanudo handhabten ſich in dieſem Beſitz bis in das zwanzigſte Geſchlecht, bis ſie unter Selim II, von 1567 bis 1574, von Barbaroſſa daraus vertrieben wurden, und der letzte Herzog zu Venedig in dürftigen Verhältniſſen ſtarb. — Unter den Türken ſtanden die Cykladen in den letzten Zeiten unter der Verwaltung des Kapudan Paſcha, der die Einwohner ſehr mild behandelte, die Regierung ihren eigenen Aelteſten überließ, und ſich mit einem beſtimmten ſehr mäßigen Tribut begnügte, welchen zu erheben er jährlich mit einigen Schiffen zu Paros erſchien. Ueberhaupt iſt es eine anerkannte Wahrheit, daß die griechiſchen Primaten ſich gegen ihre eigenen Landsleute und Glaubensgenoſſen eine viel größere Unterdrückung

Digitized by Google

zu Schulden kommen ließen, als die Türken. Die türkische Herrschaft hat zu dem Verfall der Inseln weniger beigetragen, als die eigenthümlichen Fehler der Einwohner, welche, während der Revolution sich selbst überlassen und durch fremden Einfluß sogar noch gewachsen, das Uebel zu einer solchen Höhe getrieben haben, daß die Folgen davon noch sehr lange, sogar unter einer starken und zweckmäßigen Regierung fühlbar seyn werden.

Was Naxos in alten Zeiten gewesen ist, braucht hier nicht erinnert zu werden. Man lese Herodotus, Athenäus und andere darüber nach, um den Verfall einer so wichtigen Insel noch mehr zu bedauern.

Delos (Klein- und Groß-) oder Delos und Rhenea.

Wenn man sich mit der alten Geschichte in der Hand diesen beiden Inseln nähert, kann man sich eines Gefühls von Traurigkeit über die Vergänglichkeit alles Irdischen nicht erwehren. Was Jahrhunderte erbauten, schleifften Jahre, ja bisweilen selbst Stunden der menschlichen Zerstörungssucht. Bis auf den geringen Ueberrest alles des Großen und Schönen, was spätern Besuchenden noch zu bewundern übrig blieb, mußte fast Alles in einer wüsten Einöde verschwinden, und nur zahllose Trümmer geben noch Zeugniß von der versunkenen Größe der Heiligen Delos — welche jetzt von der Cholera oder der Pest angesteckten oder verdächtigen Schiffen zum Quarantäneort dient.

Diese Insel ist gegenwärtig, so wie das westlich davon gelegene Rhenea, ein nackter, unbewohnter Felsen, in dessen Mitte der Berg Kynthos seinen eben so nackten und wüsten Gipfel erhebt. Keinen Baum, sogar keinen Grashalm erblickt das Auge auf dem dürren, ausgetrockneten Boden, und wenn dieses auf dem größern und höher gelegenen Rhenea (gegenwärtig Groß-Delos genannt) weniger der Fall ist, so dient dieses doch nur einigen hundert Schafen und Ziegen zur Weide, welche die Mykonioten unter der Obhut einiger Hirten hieher schicken.

Zwischen den beiden Inseln findet man mehrere gute Ankerplätze, und wahrscheinlich war es auch an der Westküste von Delos, wo man ehemals landete und die Fahrzeuge in Sicherheit brachte. Auch wir betraten von dieser Seite die Insel, und irrten eine Zeitlang unter den Trümmern umher, die man uns als Ueberreste des neuen Athens, der Tempel von Apollo, Neptunus und Hercules, und alter Theater und Portiken zeigte. Ganze Ladungen marmorner Bruchstücke sind früher hier weggeholt worden, sowohl um Kirchen und Häuser zu bauen, als um — Kalk daraus zu brennen. Wie viel Schönes auf diese Art zu Grunde gegangen sey, ist leicht zu begreifen. Noch liegen überall kolossale Bruchstücke von allerlei Marmorarten umher.

Auf Delos gibt es nur Einen Brunnen mit ziemlich gutem Wasser. In alten Zeiten behauptete man, daß derselbe mit dem Nil eine unterirdische Gemeinschaft habe, indem man in demselben gleichzeitig mit jenem Fluß das Steigen und Fallen des Wassers beobachtete.

Auf Rhenea, welches nach der Heiligung von Delos durch die Athener der Begräbnißort von Delos wurde, findet man in einem Hügel, gerade jener Insel gegenüber, von Zeit zu Zeit noch bleierne Aschenkrüge, welche bisweilen werthvolle Antiquitäten enthalten.

Ein Arm ohne Knochen.

Das Boston medical and surgical Journal (citirt vom Echo du Monde Savant, 4 April) erzählt folgenden äußerst merkwürdigen Fall: Ein gewisser Brown, jetzt 26 Jahre alt, brach im Alter von 18 Jahren den Oberarm. Dieser war noch nicht völlig geheilt, als er durch einen neuen Fall wieder genau an derselben Stelle brach. Jetzt fand kein Zusammenwachsen der Knochen mehr statt, vielmehr wurden zum großen Erstaunen der Chirurgen die Knochenenden immer kürzer und dünner. Das Eingehen des Knochens dauerte fort, bis derselbe, und zwar ohne Geschwür und ohne Wunde, völlig verschwunden war. Seit dieser Zeit hat der Mann einen langen und einen kurzen Arm, welcher letztere gewöhnlich hin und her schlenkert. Er hat durchaus nicht die Kraft, etwas mit diesem Arme fortzustoßen, kann aber wohl einen schweren Pack fortziehen, und dann dehnen sich die Muskeln, daß der Arm seine gewöhnliche Länge hat. In der Ruhe verkürzt sich der Arm um 6 Zoll. Die weichen Theile leisten so wenig Widerstand, daß er mit der Hand den Arm umfassen kann.

Miscellen.

Neuer Dampfwagen auf gewöhnlichen Straßen. Der Chevalier Aragadro stattete kürzlich einen Bericht ab über das Begehren eines Hrn. Curtillet um ein Patent für die Anwendung eines Dampfwagens von besonderer Bauart. Verschiedene Schwierigkeiten haben sich bisher der Anwendung der Dampfkraft auf dieser Art von Wegen entgegengesetzt, und Hr. Curtillet hat es sich namentlich zur Aufgabe gemacht, die Schwierigkeiten zu vermindern, welche sich der Leitung derselben auf krummen Linien entgegensetzen, und in dem Mechanismus, wodurch dieß Resultat erzielt werden soll, besteht das Neue in dem von ihm vorgeschlagenen Wagen, von welchem er ein Modell der Akademie vorgelegt hat. (Echo du Monde Savant vom 8 April.)

•

Die Gartenbaugesellschaft in Orleans hat auf den 11 Junius eine Ausstellung von Gartenbauerzeugnissen angekündigt, und Gärtner und Liebhaber der Gartenbaukunde eingeladen, Pflanzen zum Nutzen sowohl als zum Vergnügen, Früchte und Gemüse, die sich durch ihre Schönheit, ihre Neuheit oder ihre künstliche Erhaltung auszeichnen, auf die Ausstellung zu senden. (Echo du Monde Savant vom 4 April.) Dasselbe Blatt vom 11 April kündigt eine ähnliche Ausstellung der Gartengesellschaft von Paris auf den 25 Mai an.

•

Lehrstuhl der Landwirthschaft in Lyon. Nach dem Beispiel von Paris, Rouen, Toulouse, Besançon und Bordeaux hat nun auch Lyon einen solchen erhalten. (Ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 48** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der jüngste Tag.** Von Jean Reboul, Bäcker in Nimes. — **Gedichte von Robert Burns.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 115.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 April 1840.

Die Stellung des chinesischen Reiches zu den indischen Staaten. *)

China verkehrt, wie jetzt allgemein bekannt, mit keinen selbstständigen Staaten. Alle diejenigen Völker, welche mit den hochmüthigen Beherrschern des Mittelreiches in Verbindung treten wollen, müssen es sich gefallen lassen, zu den tributpflichtigen Horden und Nationen der frühern Jahrhunderte gezählt zu werden. Diese haben dann auch, wenn sie in Bedrängnisse gerathen, das Recht, sich an den Himmelssohn zu wenden, damit er ihnen als seinen treuen Unterthanen in ihren Nöthen beistehen möchte. Solche tributäre Staaten im Südwesten des chinesischen Reichs sind jetzt Bhutan, Nepal, Birma, Siam und Cochin-China. Von diesen Staaten waren Nepal und Birma bereits mehreremal mit den Engländern in Kriege verwickelt, die, wie bekannt, zum großen Nachtheil der Asiaten sich endigten. Nepal und Birma wendeten sich bei diesen Gelegenheiten, was die Engländer durch ihre Agenten und Spione alsbald erfuhren, mehreremal nach Peking, um Hülfe bittend gegen die Europäer. Es ist diesen Staaten aber niemals die geringste Stütze von Seite des chinesischen Hofes geworden, ja, wenn wir gut unterrichtet sind, so würdigte man diese Gesuche auch nicht einmal einer Antwort. Wenigstens ist nichts dieser Art den Engländern jemals bekannt geworden; auch war hierüber in der Staatszeitung zu Peking nicht die leiseste Andeutung zu finden. Diese Stellung, diese Beziehungen der indischen Staaten zu China sind in diesem Augenblicke, wo der Krieg zwischen England und dem Mittelreiche bereits begonnen hat, von großem Interesse. Wir halten es deßhalb für geeignet, gerade jetzt zwei Actenstücke mitzutheilen, welche wir unter den den Krieg mit Nepal betreffenden Papieren gefunden haben, die im Jahre 1824 von Seite der ostindischen Compagnie dem Parlamente vorgelegt wurden. Der Krieg der Engländer gegen Nepal begann im Jahre 1814 und endigte durch die Umsicht und den Muth des Sir David Ochterlony mit der Ratificirung des Friedensschlusses von Seite des Radschah am 15 März 1816, worin Nepal sich den von dem Generalgouverneur vorgeschriebenen Bedingnissen unterwerfen mußte. Die Regierung von Indien befürchtete beim Beginne des Krieges, daß China seine Truppen, die an der Gränze standen, mit denen des Radschah von Nepal vereinigen, daß England auf diese Weise selbst in einen Krieg mit China verwickelt werden möchte, wodurch dann die Handelsinteressen der ostindischen Compagnie in Canton Schaden erleiden könnten. Lord Moira, zu dieser Zeit Generalgouverneur von Indien, schrieb deßhalb an die englische Factorei zu Canton, an deren Spitze damals Lord Elphinstone und Sir Georg Staunton standen, wovon der letztere eben so berühmt ist als Staatsmann wie als Sinologe. In der Antwort, die wir hier sammt dem Schreiben des Radschah an den Hof zu Peking, ihrem wesentlichen Inhalte nach mittheilen, erklärte die Factorei, daß sie den Plan der indischen Regierung, den chinesischen Beamten zu Canton über den Krieg gegen Nepal Mittheilungen zu machen, für unausführbar halte. Es wären diese Leute so unwissend in der Erdkunde, daß man ihnen den Zusammenhang der Länder nicht begreiflich machen könne. Man ersieht übrigens jetzt, wie schlecht die Factorei über die Verhältnisse und die Staatsmaximen des chinesischen Reiches unterrichtet war, daß sie glauben konnte, China würde und könnte niemals ein Handelsverbot gegen England ergehen lassen. Dieses Handelsverbot besteht nun seit einem halben Jahre, und nur durch die Gewalt der Waffen werden sich die Britten wiederum einen freien Verkehr mit China erkämpfen.

*) Diese hier mitgetheilten Bemerkungen wurden der Redaction nebst den beiden Actenstücken von Hrn. Professor Neumann in München mitgetheilt, erstere glaubt jedoch bemerken zu müssen, daß sie mit den Schlußfolgerungen des Hrn. Prof. Neumann, die chinesische Regierung sey viel zu unwissend, um die Stellung der Engländer in Indien zu kennen und zu beurtheilen, nicht einverstanden ist, daß es uns vielmehr scheint, die chinesische Regierung habe, eben in Anbetracht der gewaltigen Machtausdehnung Englands in Indien und Hinterindien, in so feindseliger, wenn gleich allerdings unkluger Weise gegen England gehandelt.

Schreiben des Radschah von Nepal an den Kaiser von China.

Ich leiste schuldigen Gehorsam dem Kaiser von China, und Niemand wagte es, in meinen Besitzungen mich zu beunruhi-

Digitized by Google

gen. Hatte es aber irgend eine Macht gewagt, Einfälle auf mein Gebiet zu machen, so war ich bisher durch den gnädigen Schutz Ew. kaiserl. Majestät stets im Stande, sie zu besiegen und zu verjagen. Deßhalb lebe ich auch jetzt, wo ein mächtiger, alter Feind mich angegriffen hat, der sichern Hoffnung, daß Ew. Majestät mir Ihren Schutz, Ihren Beistand nicht versagen werden. Von Chonka bis zum Setledsch, auf einer Strecke von tausend Cos, lodert die Kriegsflamme empor. Des Feindes eigentliche Absichten gehen auf Bhote (Bhutan); da er aber, um dahin zu gelangen, sich erst den Besitz von Nepal sichern muß, hat er absichtlich eine Gelegenheit zum Streite gesucht, und uns den Krieg erklärt. Bereits sind fünf bis sechs große Schlachten geschlagen worden, und unter den glorreichen Auspicien Ew. kaiserl. Majestät ist es mir gelungen, mehr denn 20,000 Mann dem Feinde zu vernichten. Aber trotz dieser bedeutenden Verluste weicht er keinen Schritt zurück, denn sein Reichthum und seine bedeutenden militärischen Hülfsquellen machen ihm dieselben gar nicht fühlbar. Im Gegentheil erhält er täglich neue Verstärkungen, und überschwemmt mein Land auf allen Seiten. Wiewohl es mir ein Leichtes wäre, eine Armee von 100,000 Mann auf die Beine zu bringen, so wäre es doch nicht möglich, ohne Bezahlung sie zu erhalten; es fehlt mir nicht der gute Wille, sie zu bezahlen, sondern die Mittel. Ohne Soldaten aber kann ich mir den Feind nicht vom Halse schaffen. Es möge daher Ew. Majestät allergnädigst gefallen, uns mit einer Geldsumme zu unterstützen, auf daß wir im Stande seyen, eine Armee auszuheben und die Eindringlinge zu verjagen. Falls aber Ew. Majestät sich nicht bewogen fühlen sollten, uns mit Subsidien beizustehen, sondern es vorzögen, ein Heer uns zu Hülfe zu senden, so würde auch dadurch unserer bedrängten Lage ein Ende gemacht werden. Das Klima von Dhurma ist gemäßigt, und „auf dem Wege über Dhurma könnte man leicht eine Armee von zwei- oder dreimalhunderttausend Mann nach Bengalen eindringen lassen," welche Verwirrung und Bestürzung unter den Europäern bis gen Calcutta hin verbreiten würde. Der Feind hat alle Radschahs der Ebenen unterjocht; er hat unrechtmäßigerweise den Thron des Königs von Delhi sich angemaßt. Alle diese Radschahs würden, wie sich wohl erwarten läßt, ihre Kräfte mit den unsrigen vereinen, um die Europäer gänzlich aus Hindostan zu verjagen. Durch solch ein Ereigniß würde der Name Ew. Majestät verherrlicht werden durch ganz Tschambudwipa (Indien), und wohin immer das Scepter Ew. Maj. reicht, da würden die Bewohner auf das bereitwilligste allen Anordnungen, allen Befehlen entgegen kommen. Sollte jedoch Ew. Majestät der Meinung seyn, daß die Eroberung von Nepal und die gewaltsame Losreißung des Stammes der Gorka von seinem bisherigen Verbande mit dem chinesischen Reiche den Interessen Ew. Majestät keinen wesentlichen Eintrag thue, so bitte ich Sie zu bedenken, daß ohne Ihren Beistand ich nicht im Stande bin, die Engländer zurückzutreiben; daß diese das nämliche Volk sind, welches bereits ganz Indien unterjocht und auf den Thron des Herrschers von Delhi sich gegen alles Recht gesetzt hat, ferner, daß ich mit meinem Heere und mit den mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln ihnen unmöglich die Spitze bieten kann. Ueberdieß erlaube ich mir noch, Ew. Maj. aufmerksam zu machen auf das Urtheil der Welt, welche von nun an sprechen wird: „Der Kaiser von China hat die ihm Tributpflichtigen, seine Untergebenen ohne Hülfe ihrem Schicksale überlassen." Haben die Engländer einmal den Besitz von Nepal sich gesichert, so werden sie gewiß hier nicht stehen bleiben, sondern über Bodrenoth und Monsurwar so wie auch über Deggurdicheh weiter vordringen, bis zur Eroberung von Lassa. Ich stelle daher die gehorsamste Bitte, „daß Ew. Maj. an die Engländer den Befehl ergehen lassen möchten, ihre Streitkräfte unverzüglich aus dem Gebiete des Gorka-Staates zurückzuziehen, da dieser unter dem Schutze und der Vormäßigkeit Ew. Majestät stehe, widrigenfalls sie durch ein chinesisches Heer dazu gezwungen werden sollten." Ich flehe nochmals Ew. Majestät auf das demüthigste an, mir schleunigst Unterstützung, sey es in Geld oder in Mannschaft zu senden, damit es mir möglich werde, den Feind zu vertreiben und mich im Gebirge zu behaupten. Geschieht dieß nicht, so werden die Engländer in wenigen Jahren Meister von Lassa seyn.

(Schluß folgt.)

Die Germanisirung Galiziens.

(Schluß.)

Einer besondern Erwähnung verdient aber vor Allem die Wirksamkeit Oesterreichs für die deutsche Sprache und Bildung in Galizien. Das Land verdankt der Regierung nicht nur eine Universität, die Lembergische, welche 1817 gestiftet wurde, sondern auch jede Kreisstadt ein Gymnasium, und jedes kleine und kleinste Städtchen eine ziemliche Anzahl von Schulen für Mädchen und Knaben, für Juden und Christen. In allen diesen Schulen wird Deutsch gelehrt, und die deutsche Sprache ist jetzt so allgemein in Galizien verbreitet, daß fast jeder einigermaßen gebildete Pole sie spricht, und daß es auch bereits unter dem Volke anfängt, als ein Zeichen der Bildung, auf welches man sich etwas einbilden könne, zu gelten, wenn Einer etwas Deutsch sprechen kann. In dem russischen Polen wird so etwas nie statt haben, weil der Pole seine eigene vaterländische Literatur weit höher anschlägt, als die russische. Auch in Preußen ist die Abneigung des Polen gegen den herrschenden Deutschen größer. In Posen verläugnet beinahe jede polnische Dame ihre Kenntniß des Deutschen, wenn sie solche hat, und läßt sich jeden ihr präsentirten Deutschen durch einen Dolmetscher vorstellen, während in Galizien dagegen manches hübsche, polnische Mädchen ihr Oesterreichisch-Deutsch so geläufig plappert, als wäre sie eine geborne Wienerin. Die große Bonhomie und anschließende Zuthätigkeit des österreichischen Adels ist wohl zum Theil die Ursache dieser Erscheinung. Die Ungarn und Polen mischen sich weit lieber mit ihnen, als mit dem kalten, entfernenden Wesen der preußischen vornehmen Welt.

Die Zahl der in Galizien angestellten deutschen Beamten ist erstaunlich groß. Dem „Schematismus" (Staatskalender)

Digitized by Google

für Galizien und Lodomerien vom Jahre 1831 zufolge sind ungefähr 8000 Männer in allen Fächern der Civilverwaltung in diesem Königreiche angestellt; darunter sind ungefähr 2600 deutsche Namen. Es ist also im Durchschnitt der dritte Theil aller Civilbeamten deutsch. Nimmt man an, was nicht unbillig scheint, daß jedem dieser Beamten an Kindern, Frauen, Müttern und sonstigen Verwandten im Durchschnitt vier Personen als Familie zuzurechnen seyen, so hätte Galizien demnach eine Beamtenbevölkerung von 40,000 Personen und einen deutschen Beamtenstand von ungefähr 13,000 Köpfen, und auf jede 10 Einwohner käme ein Beamter, und auf jede 30 Einwohner ein deutscher Beamter. Die Professoren der Universität zu Lemberg sind zu zwei Drittheilen Deutsche, nur ein Drittel sind Polen. Die theologische Facultät allein ist beinahe ganz mit Polen besetzt; sämmtliche Directoren der galizischen Gymnasien sind Deutsche. Die Gymnasial-Lehrer sind zur kleinern Hälfte Deutsche, zur größern Polen. Die Lehrer an den Volks- und Primärschulen sind wieder fast durchweg Polen, die aber immer Deutsch verstehen müssen.

Die außerordentliche Vermehrung der Aemter, Gerichtsstände und Behörden, welche die Oesterreicher in den galizischen Staatsorganismus eingeführt haben, ist einer der Gegenstände, welche die Polen am meisten beklagen. Doch hatte auf der einen Seite die alte Republik auch schon nicht weniger Aemter, und gewiß außerordentlich viele, höchst bedeutungslose, obgleich brillant betitelte, und auf der andern Seite ließ sich die größere Ordnung allerdings nicht ohne eine Vermehrung der Behörden herbeiführen. Dasselbe gilt von der höhern Besteuerung in Galizien, welche ebenfalls von den Polen so häufig bejammert wird. Allerdings ist Galizien vielleicht zwei oder dreimal höher besteuert, als das russische Polen. Allein wenn die Steuern nun dem Lande wieder als Chausseen, Canäle, Straßenlaternen, Gerichtshöfe, Spaziergänge u. s. w. zu Gute kommen, so ist das Volk auch dafür zwei oder dreimal so glücklich. Das Jammern über die hohen Steuern an und für sich ist eine Thorheit, wenn sich die Klagen nicht auf die schlechte Verwendung der Steuern beziehen. Die Länder, in welchen die Menschen am menschlichsten leben, Holland, England, gewisse Theile von Deutschland, Frankreich, sind auch am höchsten besteuert, und die wilden Huronen und Hottentotten allerdings am niedrigsten oder gar nicht.

Am unzufriedensten ist natürlich in Galizien der polnische Adel, denn er fühlt theils das Schmerzliche der verlorenen Unabhängigkeit, an welcher er den größten Theil hatte, theils auch das Unbequeme, welches die gesetzliche Ordnung mit sich führt, am meisten. Die durch die Gesetze sanctionirte Anarchie in dem sogenannten polnischen Staate war so groß, daß immer der Kühnste und Frechste am meisten gewann, und daß die ganze Gesellschaft eigentlich nicht anders angesehen werden konnte, als eine Verbrüderung freier und gleicher Despoten, die den Begriff von Freiheit in der unbeschränktesten Bedeutung des Wortes nahmen, und nie die Bedingung „unbeschadet der Gerechtsame Anderer," ohne welche gar keine bürgerliche Freiheit denkbar ist, gelten lassen wollten. Da nun alle Anordnungen der österreichischen Regierung, die nun Jedermann zu seinem menschlichen Rechte verhelfen wollte, demnach auf Aufhebung jener Anarchie und auf Beschränkung jener Aceisrechte zielen, so treffen sie allesammt den Adel und tasten seine ausgedehnten Privilegien an, und alle berühren ihn daher auf eine unangenehme Weise.

Mit der Geistlichkeit, die ihre Unterthanen immer milde regierte, ist es schon etwas anders: sie steht der österreichischen Regierung schon um einen Schritt näher, um so mehr, da sie in dem gemeinsamen Streben gegen allzu weit gehende Uebergriffe der päpstlichen Macht mit ihr Eins ist.

Die Bürger der Städte sind wohl am meisten auf Seite der Regierung, obgleich es auch unter ihnen nicht nur Polen, sondern auch Deutsche genug gibt, die so große polnische Patrioten sind, daß sie nach der Wiederkehr der alten Republik seufzen, wenn gleich sie sie auch nicht mit ihren alten Mißbräuchen wiederholen möchten. Die Juden mögen von den Bürgern wohl am undankbarsten gegen die Oesterreicher seyn; denn sie schlagen es nicht hoch an, daß sie von den Edelleuten nicht mehr so gehudelt werden können, wie früher. Dagegen schreien sie Ach und Weh, wenn ihre Wuchergewerbe hier und da beschränkt und bekämpft werden.

Die Bauern hätten wohl am meisten Ursache, mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden zu seyn; denn in der polnischen Republik, in welcher der König nur der erste Edelmann in der ganzen Gesellschaft der Edelleute war, fanden sie an Niemanden einen Halt, und ihre Herren schoren ihnen nach Belieben die Wolle, weil keiner ein Interesse dabei hatte, für sie, von denen sonst Niemand Vortheil zog, Einsprache zu thun. Der österreichische Kaiser, dem daran liegt, jede kleine wie große, seinem Scepter unterthänige Kraft zu conserviren, und sie als Contribuenten zur Erhaltung des Ganzen, als Wassertropfen im großen Strom der Staatsmacht, zu beschützen, ist den Bauern Schutzherr und Vater geworden, und zwar ist er als solcher in Galizien weit energischer aufgetreten, als in anderen Landen seines Dominiums, wie z. B. in Ungarn, wo seine Macht durch den noch mächtigen und einigen Phalanx des Adels in Schach gehalten wird. Doch sind die galizischen Bauern noch zu weit zurück, als daß man bei ihnen auf eine dankbare Anerkennung oder auch nur auf eine instinctmäßige Anhänglichkeit an die Regierung rechnen könnte, und man dürfte sich nicht sehr wundern, auch die blinden Bauern mit ihrem Adel zugleich gegen die Regierung gemeinschaftliche Sache machen zu sehen, wenn einmal ein Aufstand in Galizien ausbrechen sollte.

Die protestantische Mission in China. *)

II.

Welche Entbehrungen, welcher Schimpf und welche Schmach erwarten nicht den europäisch civilisirten Menschen, der es sich vorgesetzt hat oder bestimmt ist, seine Jahre an den unwirthlichen Gestaden des Mittelreiches zu verleben. Kein Geldgewinnst, keine Ehrenbezeugungen in der Heimath können ihn für alle die Mühseligkeiten, die er zu er-

*) Siehe den ersten Artikel: Ausland Nr. 28 bis 31.

Digitized by Google

tragen hat, auch nur einigermaßen entschädigen. Der Kaufmann zieht gen China mit dem Vorsatze und der Hoffnung, in wenigen Jahren ein reicher Mann zu werden; er will dann nach der Heimath zurückkehren und in Behaglichkeit oder in Saus und Braus für die ehemaligen Entbehrungen sich entschädigen. Anders der Sendbote des Evangeliums und, was hiemit innig verbunden ist, der europäischen Cultur. Ohne Hoffnung, jemals Geld und Gut zu erwerben, ist er allen Entbehrungen, namentlich der furchtbaren eines ebenbürtigen geistigen Umganges, bloßgestellt, und muß den größten Theil seiner Zeit sich dem mühseligen, unerquicklichen Studium der chinesischen Sprache und Literatur ergeben — eine unermeßliche Wüste mit wenigen Oasen.

„Obgleich ich in England von einem Chinesen Unterricht erhalten," schreibt Morrison am Ende des Jahres 1809, „und ein chinesisches Wörterbuch mit eigener Hand abgeschrieben hatte; obgleich ich in den zwei letzten Jahren Morgens, Mittags und Nachts diesem Studium obgelegen bin; obgleich ich es verstehe, so zu schreiben und zu sprechen, daß man mich versteht, so besitze ich doch nur eine höchst ungenaue und mangelhafte Kenntniß der chinesischen Literatur. Ich habe die große Weisheit (Ta hio), die unwandelbare Mitte (Tschong jong) und einen Theil der Unterhaltungen (Lun ju) des Kong tse übersetzt — das ist Alles, was ich in der eigentlichen Literatur des Mittelreiches gethan habe. Denn hier ist es nicht, wie bei uns in Europa! Hier ist ein himmelweiter Raum zwischen Sprache und Schrift. Ein Kind lernt zwar in China natürlich eben so leicht sprechen, wie bei uns, aber lesen und verstehen, damit hat es viel größere Schwierigkeiten! Es gibt hier kein Alphabet, es gibt keine Lautschrift." Doch hat die chinesische Schrift den großen Vortheil, den in frühern Jahrhunderten die lateinische und jetzt die französische Sprache gewährt; sie bildet nämlich das Bindeglied der verschiedensten Völker des östlichen Asiens. Sie wird von Japan bis nach Kaschgar, von Korea und Kiachta bis nach Kambodscha und der Lieou kieou-Gruppe, in allen diesen Ländern wird sie von den Gebildeten des Volkes verstanden. Morrison, Medhurst und Gutzlaff wurden dadurch in den Stand gesetzt, mit den verschiedensten innerhalb dieser großen Ländermasse wohnenden Stämmen und Völkern Verbindungen anzuknüpfen — Verbindungen, welche, wie wir an mehrern Beispielen sehen werden, nicht unersprießlich waren für die Erweiterung der Länder- und Völkerkunde.

An den Sonn- und Feiertagen predigte Morrison im Canton-Dialekte vor einigen chinesischen Bedienten der Herren der Factorei und unterrichtete sie im Christenthum. Hie und da mochte sich auch ein anderer Unterthan des Mittelreiches, der Lehre oder Neugierde wegen, eingefunden haben. Ich war im Jahre 1829 mehrmals bei diesem, in seiner Art einzigen christlichen Gottesdienste auf Erden gegenwärtig. Man versammelte sich zu Macao in der Wohnung des Missionärs gegen 9 Uhr des Morgens. Hier ward nun im obern Stocke, in einem nach europäischen Styl elegant, ja prächtig eingerichteten Zimmer der Gottesdienst in englischer Sprache, nach der Weise der schottischen Kerk, gehalten. Die Herren der Factorei, welche sich wohl sämmtlich zur Episkopalkirche bekennen mochten, nahmen hieran keinen Antheil; sie hatten ihren eigenen Caplan. Nur hie und da fanden sich einige ein — die nähern Freunde des Hauses. Mistreß Morrison und Miß Morrison waren bei diesem Gottesdienste immer gegenwärtig. Die innere Andacht dieser Frauen war wahrhaft erbaulich, und auch der Missionär schien von dem, was er sagte, innig ergriffen zu seyn. War dieser Gottesdienst vorüber, so ging ich mit Morrison, alle andern blieben zurück, in das untere Erdgeschoß, wo nun in einem verborgenen schlechten Gemache für die sechs oder sieben Chinesen, manchmal waren es bloß zwei oder drei, die sich eingefunden hatten, die Christenlehre im Dialekte des Cantoner Kreises gehalten wurde. Auf den Gesichtern dieser Neophyten oder Katechumenen war auch nicht die leiseste Spur von Andacht oder auch bloß Interesse an den vorgetragenen Lehren wahrzunehmen. Nach und vor der Christenlehre wurden ausgewählte Stellen der heiligen Schrift gelesen, eine Sitte, die Morrison schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Canton und Macao, bevor noch seine Bibelübersetzung im Drucke erschienen war, eingeführt hatte. Denn abgesehen von der mehrfach erwähnten Evangelienharmonie, die er mit nach China brachte, erhielt er während der zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes im Reiche der Mitte von den katholischen Chinesen mehrere Bücher der heiligen Schrift, die ehemals, wie Morrison selbst sich ausdrückt, getreu und gut (faithful and good), von den Missionären der römisch-apostolischen Kirche in die Sprache des Jao und Schun übertragen wurden. So die Apostelgeschichte; Pauli Brief an die Römer; den ersten und zweiten Brief an die Korinther, an die Galater, Epheser, Philipper und Kolosser; den ersten und zweiten Brief an die Thessalonicher; den ersten und zweiten Brief an Timotheus; den an Titus und Philemon. Alle diese und noch viele andere Uebersetzungen der fleißigen, gelehrten Missionäre des Dominicaner- und Jesuitenordens hat Morrison zu seinem spätern großen Bibelwerke, zu seinen umfassenden lexikalischen Arbeiten redlich benutzt.

Und welche außerordentliche, erstaunliche Arbeiten haben nicht in der That die katholischen Missionäre gleich in den ersten Jahrzehnten ihres Aufenthaltes in China zu Stande gebracht! Abgesehen von den vielen selbstständigen Werken, die Ricci und andere in dem schwierigen chinesischen Idiome verfaßten, übersetzte, um nur Einiges zu erwähnen, der P. Manuel Dias der Jüngere alle Evangelien des Jahres mit den Commentaren der Kirchenväter; die Väter Nikolaus Trigant, Lazar Catanco, Gaspar Ferreira und Alvaro Semedo haben gleich bei der Gründung der Mission umfassende Wörterbücher ausgearbeitet, und P. Franz Furtado hat selbst die Dialektik, die logischen Schriften, so wie die Bücher des Stagiriten über den Himmel und die Welt ins Chinesische übersetzt! *) Nur ein hoher Grad von Fanatismus konnte einige der modernen katholischen Sendboten bewegen, die ganze Bibelübersetzung des protestantischen Doctors für unrichtig, schlecht und sündhaft zu erklären! Sie ahnten wohl nicht, daß dieses Verdammungsurtheil mittelbar die frömmsten und thätigsten Mitglieder ihrer Kirche trifft. Wir werden später nochmals auf diesen Gegenstand zurückkommen, und wollen hier bloß, zur Ehre der Begründer der katholischen Mission, das Wesentlichste aus dem mittheilen, was uns die Chinesen selbst über sie in ihren offiziellen Geschichtswerken berichten.

(Fortsetzung folgt.)

Dissertation über die alten Amazonen. Ein Hr. Paravey, der allerlei curiose Studien über die Geschichte Asiens gemacht hat, gab kürzlich in den Annales de philosophie chretienne seine Forschungen über die Amazonen kund, die in Arabien, im Kaukasus und in Sarmatien zu Hause gewesen seyn sollen. Wenn Paravey seine Ansichten über die alte Geschichte Asiens durchführt, so mag das Resultat merkwürdig genug ausfallen.

*) Magaillans Nouvelle Relation 99.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 116.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 April 1840.

Aus den Reiseerinnerungen an Südfrankreich.

(Von A. Freihrn. v. Oefele.)

Die Felsenpartie von Hyères.

Immer mehr aufsteigende Berg- und Felsenhöhen mit Ruinen gekrönt verkünden die Nähe des Städtchens, das unter ihnen und an denselben terrassenmäßig hingedehnt liegt. Wenn die untere Vorstadt gleich bei der Einfahrt von Toulon her ungemein einnehmend und freundlich ist, und der elegante Theil genannt werden kann, wo sich die Engländer und andere Fremde niedergelassen haben; so ist die terrassenmäßige Region, obwohl aus formlosen Bausteinmassen mit den Felsen gleichsam verwachsen, mehr löcher- als häuserartig gestaltet, ihres pittoresken Anblicks wegen äußerst anziehend. Umgeht man Hyères in seinen untern Partien durch eine langgedehnte enge Gasse, wo häufige Esel- und Maulthierzüge mit ihren Treibern den Weg versperren und den Fremden bei schmutzigen Stellen in Verlegenheit setzen, so kommt man an die alte vormalige Stadtmauerumgebung, die aber keine sichtbaren Spuren der altgriechischen und römischen Bewohner trägt. Dort beugt man links an einem öden, grasichten Kirchhof, den nur wenige Grabsteine bedecken, vorüber nach den Höhen ein. Der Weg ist steinicht, voll Gerölle, und zieht bald an Felsen hin, die sich mit verschiedenem Ruinengemäuer, worunter das eines ehemaligen großen Klosters hervorragt, in wilder Schönheit erheben. Schlangenwindungen des Pfades führen stets höher hinauf und entwickeln die Gegend. Die seltsam auf einem schroffen Felsen stehende Pfarrkirche bleibt seitwärts, weiter zurück eine alte Castellruinengruppe, und endlich werden oben Gartenanlagen erklimmt, durch die ein schön gebahnter, breiter Weg in schneckenartigen Stiegen nach der sogenannten Felsenpartie oder der höchsten Höhenspitze führt. Hier ist eine überraschend großartige Aussicht. Zuerst gewahrt man sich von umgrünten Bergkuppen wie umlagert, die selbst wieder mit alten, verfallenen, langen Mauerbändern, durchlöchert von Naturbreschen und Gethürmruinen, wahrscheinlich vormalige Bollwerke oder befestigte Einfänge, umzogen sind. Gethürmte bizarre Felsen in grotesken Formen und Spitzen, mit senkrecht schroffen, escarpirten Wänden starren schauerlich in die Tiefe hinab. Auf dem luftigsten Felsenkeil steht ein Obelisk in Mitte eines kleinen mit einem Eisengitter umgebenen viereckigen Platzes, etwas tiefer eine Art Gartenkiosk mit einigen Antrittsstufen.

Von diesem Obelisk aus ist erst der rechte Standpunkt des unermeßlichen Rundgemäldes, nördlich in das bewaldete, bergichte, durch höhere, bläuliche Gebirge verschlossene Land hinein, südlich gerade hinab über die Abgründe auf die planmäßig im länglichen Dreieck ausgebreitete Stadt. Drüber hinaus auf die hesperischen Gärten und die weithingedehnten, im südlichen Farbenschmuck prangenden Pflanzungen, die Schätze der Bewohner und die Lust der Reisender. Weiterhin die mit wälderumkrönten und umsäumten Thälern und Hügeln verherrlichte Küste mit dem endlosen Meeresspiegel, wo zunächst die drei Titansinseln auftauchen, einst zauberische Gefilde der südlichen Natur, die vorzüglich den Ruhm von Hyères begründeten, unter dem Namen der hyerischen Inseln; — dann furchtbare Schlupfwinkel der Seeräuber, welche dort ihren Raub bewahrten und Unthaten verrichteten; — jetzt verlassene Oeden und Wildnisse.

Man schaut und schaut, auf das am Abgrund schützende Eisengitter gelehnt, und wird nicht satt; endlich aber kehrt man sich auch nach der modernen Obeliskpyramide, die der reiche Eigenthümer dieser Felsenpartie zum Andenken an seine Jugendjahre setzte, und als Aussichtspunkt für die Fremden ausstattete, während er sich den Kiosk vielleicht zum einsamen Ort seiner frohen oder düstern Erinnerungen erbaute. Dieser ist verschlossen und somit unzugänglich; aber ein Mensch, der gefühlvoll ein öffentliches Denkmal seiner Dankbarkeit setzt, und es Jedem gemeinnützig macht, hat gewiß das Recht, auch für seine Einsamkeit einen Platz zu haben.

Die Obeliskpyramide ist auf den vier Seiten mit eingelassenen Marmorplatten versehen, worauf der Gründer seine Gefühle, in edlen Versen ausgedrückt, einhauen ließ. Aber der Drang nach Unsterblichkeit, welcher sich der Menschenkinder aller Classen bemeistert, hat einen solchen Hagel von Privatversen oder Reimen, Recensionen, Satyren und ganz besonders Vor- und Zunamen darauf hingewettert, daß er dem Monument weit gefährlicher wird, als der natürliche Hagel und

Digitized by Google

Sturm, deren Einwirkung symbolisch auf das Leben angedeutet wird, indem die Spitze des Obelisks absichtlich verstümmelt wurde.

Die wohlthuende, erhabene Stille und Ruhe, die man hier in Anschauung der großartigen Naturscenerie, die immer jugendlich und frisch die verfallenen und erbleichten Menschengebilde umstrahlt; die Reize eines nimmer seinen Laub-, Blüthen-, Blumen- und Früchtenkranz verlierenden Landes, wo es keinen Winter gibt mit Schnee und Eis, nicht einmal Süditaliens dafür geltende Regenmonate, erwecken ein augenblickliches Verlangen, in diesem schönen Eden bleiben zu können; aber die mächtigere Liebe zur vaterländischen Heimath besiegt bald wieder diesen Wunsch.

Indessen schwinden die Stunden unter diesem Spiel der Empfindungen und Wünsche so rasch und unterhaltend vorüber, daß man der belebenden Staffage ganzer Gruppen von Gesellschaften, welche die Felsenpartie besuchen, nicht bedürfte, obwohl sie zur Annehmlichkeit des Orts und zur glücklichen Unterbrechung einer sich zu sehr vertiefenden Isolirung der Seele beiträgt. Erblickt man aber unter den fremden Besuchern Bekannte, wenn auch nur flüchtiger Reisemomente, die im Ausland Jahre ersetzen, dann ist der Genuß durch seine irdische Mischung vollkommen, und was man empfindet, geht in sprudelnde Wechselrede über; denn die Mittheilung und der Anklang sind Hauptbestandtheile unsers Lebensglücks. So fand ich hier wieder einen jungen Franzosen aus Arles, von dem ich bereits an verschiedenen Orten ein halbduzendmal Abschied genommen hatte, wie er von mir, zu unser beiderseitigen, großen Belustigung. Er bedauerte wegen seiner Damengesellschaft nicht länger bei mir bleiben zu können, aber wir kamen überein, in der Hoffnung uns wieder zu sehen, diesesmal nur provisorisch Abschied zu nehmen. Noch einmal ließ ich meine freudigen Blicke über das Rundgemälde des immer im Frühlings- und Sommergewand prangenden einzigen Hyères umherschweifen, verfolgte seine paradiesischen Gefilde über die Salinen hinaus, die sich links weithin ausdehnen und gewichtigen Reichthum spenden, der sich dem der südlichen Früchte-Erzeugniß anreiht; dann seitwärts hin mit dem abgedämmten alten Hafen und den bewaldeten Buchten, bis im violetten Tintenschmelz der Ferne der endlose Küstenbogen auf der Höhe des Meeres mir entschwand.

Die Stellung des chinesischen Reiches zu den indischen Staaten.

(Schluß.)

Schreiben der Factorei der englisch-ostindischen Compagnie in China an den General-Statthalter von Indien, Lord Moira.

Mylord!

Die Depesche Eurer Herrlichkeit vom 15 Junius, wodurch wir von den Maßregeln benachrichtigt werden, welche gegen den Radschah von Nepal ergriffen werden sollen, ist uns richtig zugekommen. Vor Allem ist es unsere Pflicht, unsern wärmsten Dank auszusprechen für die Absicht, in welcher diese Mittheilung uns gemacht wurde, da das Schreiben Eurer Herrlichkeit, falls die chinesische Regierung diesen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit zuwenden sollte, uns hoffentlich in den Stand setzen wird, jegliche befriedigende Erklärung zu geben.

Die Beamten der Regierung zu Canton werden wohl nicht Willens seyn, sich in Unterhandlungen über einen Gegenstand, der nicht unmittelbar die Interessen ihres Kreises berührt, einzulassen, ohne dazu besonders von Peking aus bevollmächtigt zu seyn; denn keine Vorstellung von dem großen Nutzen, der ihrem Lande dadurch erwachsen würde, daß nämlich Streitigkeiten mit irgend einer andern Macht verhindert wurden, könnte einen der Regierungsbeamten (wenigstens keinen von denen, mit denen wir es zu thun hatten) dazu vermögen, sich in eine Sache einzulassen, die ihm am Ende eine große Verantwortlichkeit aufladen möchte. „Ueberdieß ist zu bedenken, daß ihre gänzliche Unwissenheit über die Lage und Verhältnisse anderer Länder es sehr schwierig machen würde, ihnen die Gründe begreiflich zu machen, auf die man sich bei solcher Gelegenheit berufen müßte."

Wenn wirklich chinesische Officiere in Nepal sich aufhalten, so haben deren Berichte höchst wahrscheinlich eher dahin gewirkt, die Befürchtungen der Regierung zu Peking zu beschwichtigen, als sie aufzuregen; und dieß noch um so mehr, wenn die chinesischen Streitkräfte bereits mit denen des Radschah von Nepal vereinigt worden wären. Ew. Herrlichkeit wird es wahrscheinlich nicht unbekannt seyn, mit welcher redseligen Breite die Chinesen die Heldenthaten ihrer Armee bis in die kleinlichsten Umstände auseinander setzen: eine Niederlage oder sonst ein Unfall wird beinahe gar nicht eingestanden. Nun sind aber die brittischen Heere aus allen ihren Kämpfen bisher siegreich hervorgegangen. Der chinesische Befehlshaber wird daher Alles aufbieten, um ferner nicht mehr mit ihnen feindlich zusammenzutreffen, sondern er wird im Gegentheil jegliche China befriedigende Verfügung von Seiten Ew. Herrlichkeit benützen, um einen günstigen Bericht an seine Regierung abzustatten, und zwar einen solchen, der es ihm möglich machen würde, alle bestehenden Streitigkeiten auszugleichen.

Es würde uns sehr leid thun, wenn die Furcht, es könnten die Interessen der ostindischen Compagnie darunter leiden, die Wirkung hätte, daß irgend eine Kriegsunternehmung, welche zur Aufrechthaltung der brittischen Rechte nach Nepal oder sonst wohin unternommen werden sollte, dadurch einen Aufschub erlitte. So weit unsere Kenntniß des Charakters und Betragens der chinesischen Regierung uns zu urtheilen befähigt, so sind wir weit davon entfernt zu befürchten, es könnte ein wirklicher Nachtheil oder Schade daraus entstehen, wenn die Macht der brittischen Nation gegen Nepal oder auch gegen China selbst aufgeboten würde. Wir sind fest überzeugt, daß gerade das Bewußtseyn, die Compagnie habe alle Mittel in Händen, jegliche ungerechte oder beleidigende Maßregel wieder zu vergelten, die beste, wenn nicht die einzige Sicherheit ist für den Fortbestand ihres Handels mit dem Lande der Mitte.

Digitized by Google

Da die Bestrebungen der Compagnie in China rein commercieller Natur sind, so beschränkt sich Alles, was von der chinesischen Regierung gefordert werden kann, darauf, daß die zum Besten des englischen Handels getroffenen Anordnungen von den Regierungsbeamten zu Canton nicht verletzt, und daß, wenn dieß wirklich geschahe, unsere Vorstellungen n Peking gesendet werden dürften.

Eine so billige Forderung würde die kaiserliche Regierung ohne Zweifel auf der Stelle genehmigen.*) Denn wir glauben, daß die von den Cantoner Beamten eingeführte Sitte, unsere schriftlichen Mittheilungen zurückzuweisen, weder allgemein bekannt noch von der kaiserlichen Regierung sanctionirt ist. Wenn die Cantoner Beamten wußten, daß die Engländer die Mittel in Händen haben, die Aufmerksamkeit der kaiserlichen Regierung auf sich zu ziehen, so würden sie in ihrem Betragen sicherlich behutsamer und umsichtiger werden. Vielleicht würden sie dadurch gar von ihren ungerechten Maaßregeln abgehalten werden, welche von Zeit zu Zeit dem Handel solche Störungen und Unterbrechungen verursachen.

So wie jetzt unsere Angelegenheiten stehen, haben wir kein anderes Mittel, einer drückenden oder ungerechten Maaßregel zu widerstehen, als die Weigerung, unsern Handel fortzusetzen, bis die Regierung sich bereitwillig erklärt, ihre ungerechten Maaßregeln aufzugeben. Wir nehmen aber unsere Zuflucht zu dieser Maaßregel, aus der Ueberzeugung, daß der englische Handel zu Canton für China ebenso wichtig, ebenso nothwendig ist, als für England. Trotz des hochmüthigen Tones, der in dieser Beziehung in ihren officiellen Urkunden herrscht, müssen wir annehmen, daß die chinesische Regierung fern davon ist, ein gänzliches Handelsverbot oder auch nur eine Unterbrechung des Verkehrs mit Fremden zu wünschen oder zu beabsichtigen; im Gegentheile glauben wir, daß die Cantoner Beamten sich schwer rechtfertigen könnten, wenn durch ihre Schuld eine gänzliche Aufhebung aller unsrer Handelsverbindungen herbei geführt werden sollte.

*) Diese beiden Punkte sind bekanntlich falsch.

Das Fest Siin bei den Tataren im russischen Gouvernement Wiätka.

Die Ureinwohner dieses Gouvernements sind Finnen (Wotjäken und Tscheremissen). Die Russen kamen als Colonisten dahin, die Tataren aber als Eroberer und Nomaden. Dieß Verhältniß hat bis auf unsere Zeit fortgewirkt, und die letztern sind noch immer die schlechtesten Ackerbauer: sie sind klüger und einsichtsvoller als die Tscheremissen und Wotjäken, haben einen kräftigen Körperbau, und könnten, wenn sie arbeiten wollten, leicht zu Wohlstand gelangen, aber sie sind dem Landbau abgeneigt und mögen sich nicht sonderlich anstrengen; der Ackerbau ist bei ihnen immer im schlechtesten Zustande, und sie machen sich immer zuletzt an die Feldarbeiten. Wenn die Russen, Wotjäken und Tscheremissen im Frühjahre pflügen und im Laufe eines Monats die Frühlingsaussaat besorgen, dann feiern die Tataren den Siin, und kümmern sich verzweifelt wenig um den Ackerbau. Dieß Fest ist kein religiöses, und schreibt sich schon aus sehr alter Zeit, also wahrscheinlich aus der heidnischen Zeit her. Fast jedes Dorf hat seinen Tag, an welchem die Tataren der umliegenden Dörfer zum Feste zusammenkommen. Nach der Bewirthung in den Häusern geht es hinaus aufs Feld, wo Pferderennen und Wettkämpfe gehalten werden. Der Sieger erhält zur Belohnung hübsche Halstücher, Leinwand, Leibbinden u. dgl. Am folgenden Tage geht es in ein anderes Dorf zu demselben Feste und so fort. Der Siin beginnt in der Mitte Aprils und dauert bis Ende Mai, dann erst machen sie sich mit ihren abgetriebenen Pferden an die Ackerarbeit. Das Fest ist offenbar das eines wandernden Hirtenvolkes. (Journal des russ. Ministeriums des Innern. Nov. 1839.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

So wie in Europa, so hat auch in China jeder die Erlaubniß, auf seine Gefahr hin, über die regierende Dynastie, über die allgemeinen Begebenheiten des Reiches, wie über die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens zu schreiben, was ihm beliebt. Die officiellen, d. h. die von den angestellten Reichshistoriographen nach authentischen Urkunden und Nachrichten verfaßten Annalen, werden aber erst nach dem Untergange einer jeden Dynastie öffentlich bekannt gemacht. Es werden zu diesem Endzwecke die gleichzeitigen Denkwürdigkeiten der Staatsgeschichtschreiber, die Berichte der Civil- und Militärbeamten, so wie alle andern öffentlichen Actenstücke in den Staatsarchiven, bis zu dem Aussterben oder der Vernichtung der Herrscherfamilie, mit großer Sorgfalt aufbewahrt. Es ist gewöhnlich einer der ersten Befehle des Begründers einer jeden neuen Dynastie, daß die Annalen seiner Vorfahren im Reiche ausgearbeitet und der Oeffentlichkeit übergeben werden. Diese officiellen Annalen geben uns, neben den ausführlichen Kaiser-Geschichten, sichere und ins Einzelne eingehende Berichte über alle Personen und Sachen; sie enthalten zugleich die Staats-, Sitten- und Literaturgeschichte während der Regierung der untergegangenen Dynastie. Am Ende dieser Reichsannalen werden dann die fremden Länder aufgeführt, die man unter dieser Dynastie kennen lernte, und die Nachrichten mitgetheilt, die sowohl über sie, als über die früher bekannten fremden Staaten durch Reisende oder Abgesandte im Mittelreiche bekannt geworden sind. Die Dynastie der Ming oder des Glanzes begann mit der Periode Hong wu oder des glücklichen Kriegers (1368 u. Z.), und endete im Jahre 1644. Die officiellen Annalen dieser Herrscherfamilie erschienen aber erst im Jahre 1742 in dreihundert zwei und dreißig Büchern, die zusammen hundert chinesische Hefte oder Bücher füllen; sie befinden sich vollständig in der chinesischen Bücherſammlung zu München. Unter dieser Dynastie kamen bekanntlich in neuerer Zeit — es gab schon Missionäre in China während der Regierung der Juen oder Mongolen, und noch früher — zuerst wiederum christliche Missionäre nach China, und man findet über sie unter der Ueberschrift: „Fremde Reiche,“*) ausführliche Nachrichten, die wir hier ihrem wesentlichen Inhalte nach als einen in seiner Art einzigen Beitrag zur Kirchengeschichte mittheilen wollen. Wir haben uns dabei bloß hie und da die Freiheit genommen, die durch die Eigen-

*) Wei kuo VII. 16.

thümlichkeiten des chinesischen Idioms bedingten Verstümmlungen fremder Namen mit den richtigen europäischen Benennungen zu vertauschen.

„Italia,*) so heißt es in dem angeführten Buche der Reichsannalen, liegt in dem großen westlichen Ocean, so wird gemeinhin Europa von den Chinesen genannt, und war aus frühern Zeiten unbekannt. Während der Periode Wen li (1575 bis 1620) kam ein Mann dieses Reiches, Li ma teou oder Matthäus Ricci geheißen, nach der Hauptstadt und verfertigte eine Generalkarte über alle Reiche. Er gab vor, daß die ganze Erde aus fünf großen Continenten bestände; der erste heiße Asia, der ungefähr hundert Reiche enthielte, wovon das Mittelreich das vorzüglichste; der zweite Europa, der ungefähr siebzig Reiche umfasse, wovon das vornehmste Italia; der dritte sey Libya und der vierte Amerika, der sehr groß sey und in Nord- und Südamerika getheilt werde, die beide vermittelst einer Erdzunge verbunden seyen. Sehr spät erst wäre der fünfte Continent, Magellania,**) entdeckt worden. Dieß sey nun alles Land der Welt — und was dergleichen abenteuerliches, unkritisches Geschwätz mehr ist. Daß aber das Land Italia in der That vorhanden ist, das kann man nicht bezweifeln, denn Leute dieses Reiches kommen in großer Anzahl nach dem Mittellande.

„Alle Reiche Europa's haben insgesammt die Lehre des Herrn des Himmels, Jesu, angenommen. Jesu ward in Judäa geboren — ein Reich, das in Asien läge, und seine Lehre wanderte gen Westen nach Europa. Seine Geburt fällt in das zweite Jahr der Periode Juen scheou des Kaisers Ngai ti der Han-Dynastie,†) und es sind demnach, wenn man alle Cyklen von 60 Jahren zusammenrechnet, bis zum neunten Jahre der Periode Wen li, tausend fünfhundert und ein und achtzig Jahre verflossen. Matthäus Ricci hielt sich zuerst, nachdem er 90,000 Li oder chinesische Meilen zur See zurückgelegt hatte (1583), in den Oertern Hiang schan und Gao (Macao), zur Districtshauptstadt Kuang tscheou gehörig, auf und verpestete von hier aus mit seiner Lehre ungehindert das Mittelland. In dem neunundzwanzigsten Jahre kam er nach der Hauptstadt in die Halle Kuan ma, um Gegenstände seines Landes als Tribut darzubringen. Diese Italiener nannten sich selbst Leute des großen westlichen Oceans. Im Sittenministerium (zu dessen Geschäftskreis die auswärtigen Angelegenheiten gehören) durchforschte man die gesammelten Satzungen des Reiches, und fand, daß es wohl ein Reich So lo oder Chole im westlichen Ocean ††) gebe, daß sich aber von dem großen westlichen Ocean keine Spuren vorfänden. Man wußte demnach nicht, ob seine Angabe gegründet sey oder nicht. Auch kann man nicht begreifen, warum Matthäus so lange im Lande sich aufhält und dann erst sich aufmacht, den Tribut zu überbringen. Noch viel weniger ist es denkbar, daß er einzig und allein aus guten Absichten von so fernen Gegenden hieher gekommen sey, um nämlich kostbare Gegenstände als Tribut darzubringen. Der Tribut, den er brachte, bestand nämlich in einer Abbildung des Herrn des Himmels, der Mutter des Herrn des Himmels und dergleichen Gegenständen, die sich durchaus nicht geziemten und dessen ungeachtet angenommen wurden. Dann brachte er auch Knochen von Geistern und Unsterblichen und andere Sachen dieser Art, als wenn die Geister und Unsterblichen ihre Knochen zurücklassen und nichtsdestoweniger von dannen schweben könnten. Zu den Zeiten der Tang-Dynastie erklärte Han ju dergleichen für ein böses Zeichen und sagte, es wäre unpassend, Knochen an den Hof zu bringen.*) Das Sittentribunal hat deßhalb, daß man Ricci beschenken und ihn dann in sein Land zurücksenden möge. Man sollte ihm nicht erlauben, in den beiden Hauptstädten, zu Nanking und Peking, frei mit den Chinesen zu verkehren; es könnten Unannehmlichkeiten daraus entstehen. Man handelte aber nicht, wie es sich geziemt hätte. Es wiederholte deßhalb am achten Monat das Tribunal seine Bitte, Ricci eiligst zurückzusenden; es ward aber ebenfalls nicht darauf geachtet. Der Kaiser hatte im Gegentheil seine Freude an dem von ferne Hergekommenen; er gab ihm Wohnung und Kost und beschenkte ihn reichlich. Ricci blieb demnach im Lande; er starb im vierten Monate des achtundreißigsten Jahres (10 März 1610). Er ward außerhalb der westlichen Mauer der Hauptstadt zu Grabe bestattet. Nach Matthäus Ricci kamen viele andere Bewohner des großen westlichen Oceans. Sie hielten sich theils zu Nanking, theils an andern Orten auf und verbreiteten daselbst das Christenthum; sie machten angesehene Beamten wankend und verführten das Volk, welches auf sie hörte; auch gaben sie prahlerisch vor, daß ihre Gebräuche in allen Beziehungen die der Chinesen übertrafen." Es wird dann erzählt, wie die Jesuiten die Astronomie und den Kalender verbesserten, daß sie ein eigenes Werk darüber ausarbeiteten und zu Präsidenten des mathematischen Collegiums erhoben wurden. Gegen das Ende dieses denkwürdigen Abschnittes lesen wir dann folgende Worte: Die Leute dieses Landes, welche gen Osten gekommen sind, waren sämmtlich erleuchtete, einsichtsvolle Gelehrte, es war einzig und allein ihr Bestreben, ihre Religion zu verbreiten, ohne auf äußere Vortheile zu sehen. Sie haben viele Schriften herausgegeben, wodurch eine Masse Volkes verführt ward.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man erinnere sich, daß die ersten Nachrichten über Europa den Chinesen durch Missionäre zugekommen sind, die sämmtlich Italiener waren; daher die italienische, oder richtiger lateinische Endung der europäischen Namen.

**) Mercator nannte Australasien nach seinem ersten Entdecker und Weltumsegler Magellania.

†) Nach der gewöhnlich angenommenen Chronologie fällt es ein Jahr später, in das erste Jahr der Periode Juen schi.

††) Ein Königreich auf der Koromandelküste.

*) Han ju, ein berühmter Staatsmann und Gelehrter, behauptete in einer heftigen Eingabe an den Kaiser Hien tsong, daß es sehr unschicklich sey, eine angebliche Reliquie von Buddha an den Hof zu bringen. Siehe Histoire générale de la Chine VI. 423. Tschao kong, der Minister des Wu wang, sagte: wenn ein Fürst die Tugend liebt, so bringen ihm alle Völker Tribut; doch seyen es bloß nützliche Gegenstände, wie Kleider und Lebensmittel. Schu king IV. 5.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 49 u. 50** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben aus neuen französischen Lyrikern. — Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.) — **Gedichte von Robert Burns.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes [illegible] vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht bezieht, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 117.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 April 1840.

Die Korngesetze in England.

Nichts zeigt so deutlich den künstlichen und geschraubten Zustand Englands, als seine eigenthümlichen Korngesetze, auf welche durch die am Anfang dieses Monats vorgefallenen und auf eine so seltsame Weise abgebrochenen Debatten die Aufmerksamkeit neuerdings wieder hingelenkt worden ist. Noch im vorigen Jahrhundert führte England lange Zeit Korn aus, jetzt kann es seinem Bedarf nur noch mit Hülfe Irlands genügen, und auch dieß nur in sehr günstigen Jahren. Von 1832 bis 1837 wurde beinahe gar kein Korn aus fremden Ländern in England eingeführt, wohl aber aus Irland jährlich zwischen 6 und 700,000 Quarter Weizen, und überhaupt 4 bis 5 Proc. des Gesammtverbrauchs von Korn in England. Was man in allen Parlamentsreden und Schriften über diesen Gegenstand zwar nicht umgangen, doch selten oder nie scharf hervorgehoben findet, das ist die Einwirkung, welche Irland auf das ganze ökonomische System Englands ausübt, und es scheint, als ob man eigentlich die nähere Erörterung dieses Gegenstandes vermeiden wollte, denn außerdem lassen sich manche Erscheinungen, wie z. B. der Widerspruch gegen die von Seite der Regierung unterstützte Anlegung von Eisenbahnen und Canälen in Irland gar nicht erklären. Irland ist, mit Ausnahme seiner Gutsbesitzer, die großentheils außer Landes leben, zu arm, um große industrielle Unternehmungen ausführen zu können. Würden bedeutende englische Capitalien dazu angewendet, so würden Tausende hungriger irischer Arbeiter, die jetzt nach England herüberströmen, und durch ihre furchtbare Concurrenz das Loos der englischen Arbeiter erschweren, in Irland bleiben; es würde dort mehr Korn verzehrt, und es ginge weniger nach England hinüber, wo es den Preis des Korns auf eine ungewöhnliche und dem eigentlichen Landmann, dem Pächter, nachtheilige Weise herunterdrückt. Man sollte demnach meinen, es sey das Interesse der Grundbesitzer in England und Irland, auf alle Weise solche industrielle Unternehmungen im letztern Lande zu begünstigen, denn Alles, was Irlands Reichthum und Wohlstand hebt, ist ein reiner Vortheil für Englands ökonomischen Zustand, der nothwendig immer tiefer sinken muß, bis er mit dem Zustand Irlands auf ziemlich gleicher Stufe steht, denn zwei so nah gelegene und durch einen so unermeßlichen Verkehr verbundene Länder müssen nothwendig nach und nach zu einem gewissen Niveau gelangen. Wenn also die großen Grundbesitzer Englands und Irlands nicht die Industrie des letzten Landes nach Kräften zu heben suchen, so ist einestheils die Verkennung des eigenen Vortheils, anderntheils eine sehr engherzige Befürchtung schuld: es herrscht in England eine gewisse Abneigung, in den Iren dereinst ein wohlhabendes und reiches Volk zu sehen; diese Abneigung entspringt bei den einen aus puritanischem Haß gegen den Katholicismus, bei den andern aus Handelseifersucht, denn wäre Irland ein so reiches Land, wie es dieß seyn könnte, so würde es einen sehr bedeutenden Theil des Handels mit Amerika an sich ziehen. Solche Resultate wünscht man in England nicht, und darum läßt man die Sache ihren alten Gang gehen.

Die vier Jahre von 1832 bis 1836 waren in England dem Gedeihen des Weizens ungemein förderlich, und England hätte in dieser Zeit seinen Verbrauch selbst befriedigen können, wie sich aus dem Umstand ergibt, daß der Preis der Gerste dem Preis des Weizens näher kam als je zuvor, — im J. 1835 kostete der Quarter Weizen 39 Sh.*), der Quarter Gerste 29, während sonst die Gerste nur halb so theuer als Weizen ist. Trotz dem, daß England seinen Bedarf selbst hätte befriedigen können, wurden von 1832 bis 1837 jährlich über 600,000 Quarter aus dem armen, und daher wohlfeil erzeugenden Irland eingeführt, und so der Preis des Weizens auf eine Weise herabgedrückt, die den Landmann oder vielmehr den Pächter der adeligen Güter nicht mehr lohnte. Dieß geschah zu einer Zeit, wo eine höchst unbedeutende Menge fremden Korns in England eingeführt wurde, woraus sich klar ergibt, daß die Einfuhr fremden Korns in gewöhnlich guten Jahren die Preise in England nicht afficirt, denn neben den 2,500,000 Quarter Weizen, die in den Jahren 1833 bis 1836 aus Irland in England eingeführt wurden, konnten die 142,000 Quarter, welche aus andern Ländern nach England kamen, gar nicht in Betracht kommen.

*) Das heißt, nach dem Jahresdurchschnitt, in einzelnen Zeitpunkten stand er noch tiefer.

Digitized by Google

Während dieser vier Jahre klagten die Pächter Englands ungemein, daß sie bei diesen Preisen, die zwischen 39 und 52 Schilling der Quarter schwankten, nicht bestehen könnten, aber sie konnten die Schuld nicht der Einfuhr des fremden, sondern nur der des irischen Getreides zuschreiben; gegen diese letztere gab es aber kein Mittel. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wurde in England, sobald der Quarter Weizen auf einen bestimmten, niedrigen Preis sank, eine Prämie für die Ausfuhr bezahlt, sobald aber der Preis eine gewisse Höhe erreichte, wurde die Ausfuhr verboten. Von dieser Einrichtung her schreibt sich in England die Idee einer Scala der Einfuhrzölle, die mit dem verschiedenen Stande der Preise wechseln, wobei ein gewisser Normalpreis angenommen ist, der, einer freilich sehr willkürlichen Berechnung nach, dem Landmann einen genügenden Ertrag für seine Mühe und Kosten abwerfen soll. Während des Krieges waren die Preise, namentlich wegen des vermehrten Papiergelds, sehr hoch gestanden, und als nach dem Frieden die Continentalhäfen sich England wieder öffneten, strömte mit einem Mal eine solche Menge Getreide nach England, daß der Preis plötzlich bedeutend sank. Nun drangen die Gutsbesitzer auf ein neues Korngesetz, und es wurde bestimmt, daß fremdes Getreide nur dann eingeführt werden solle, wenn der Quarter Weizen in England 80 Schilling koste. Dieß war der oben bezeichnete Normalpreis. Bald zeigte es sich, daß dieß Gesetz so gut wie gar nie in Ausführung kam, denn das Getreide erreichte diesen Preis nur in den Hungerjahren 1816, 1817 und 1818, wo es auf 82, 116 und 98 Shill. stieg; *) im J. 1822 dagegen sank der Preis auf 53 Sh., und nun dachte man abermals an eine Veränderung der Korngesetze. Diese erfolgte: Weizen sollte nur bei einem Preise von 70 Schilling und darüber eingeführt werden, und noch einen ziemlich hohen Zoll bezahlen, bis er auf 85 Schilling der Quarter stieg. Sonach war der Normalpreis etwa 74 oder 75. Allein auch jetzt wieder täuschte der Erfolg die Erwartung, daß der Preis sich ziemlich gleichförmig auf diese Höhe stellen werde, er sank vielmehr gewöhnlich zwischen 50 und 60, also nahezu 20 Schilling unter den selbstbeliebig festgesetzten Normalpreis, nach welchem zugleich die Pachtschillinge berechnet waren. Im Jahre 1828 verfiel man auf folgende Auskunft: wenn der Preis des Quarters Weizen auf 73 Sh. oder darüber stände, sollte der fremde Weizen nur den nominellen Zoll von 1 Sh. der Quarter bezahlen; bei einem Preis von 69 Sh. soll der Zoll 16⅔ Sh., und bei einem Preis von 64 Sh. 23⅔ Sh. betragen. Dieß ist das jetzige Gesetz.

Man erwartete von diesem wie von den früheren eine größere Stätigkeit der Preise, und glaubte — darauf deutet wenigstens die ganze Abfassung hin — sie auf etwa 65 erhalten zu können. Die Weizenpreise auf dem Continent sind etwa zwei Drittheile oder drei Fünftheile des englischen Preises; konnte also der Quarter Weizen zu 42 Shilling eingeführt werden, so machte dieser Preis mit dem Zollaufschlage von 23⅔ Sh. 65⅔ Sh. War der Preis in England 69 bis 70 Sh., auf dem Continent 46 bis 47, so machte ein Zuschlag von 16⅔ Sh. wieder einen Preis von 65 bis 66 Sh. aus. Dieß sah man also jetzt als den Normalpreis an, war daher seit 1815, also im Laufe von 13 Jahren, mit den Anforderungen schon allmählich von 80 auf 65, also um 15 Shill. oder 18 Procent heruntergegangen. Diese Preise wurden auch in den Jahren 1828 bis 1831 erzielt, von da an aber bis zum Jahre 1837 blieben sie bedeutend unter diesem Anschlag, und zwar, wie wir oben bemerkt haben, ohne irgend eine nennenswerthe Einfuhr, als von Irland her. Erprobt also wurde dieß Gesetz bis zum Jahre 1837 eigentlich gar nicht. Die Ernte des letzten Jahres war so schlecht ausgefallen, daß vor der Ernte des Jahres 1838 alle alten Vorräthe aufgezehrt waren; man war indeß die niedern Preise so gewöhnt, und dachte so wenig daran, daß im folgenden Jahre ein Mangel eintreten könne, daß in den nächsten Monaten nach der Ernte der Preis von 60 Shill. wieder auf 51 herunterfank. Im folgenden Jahre aber ließ sich der Ausfall nicht mehr verkennen. Nach der Ernte des Jahres 1838 stieg der Preis des Weizens in wenigen Wochen auf 77 Shill., und nun wurden im Laufe einer einzigen Woche über anderthalb Millionen Quarter Weizen eingeführt, welche den Preis eben so schnell wieder auf 61 Shill. herunterdrückten.

Die Erklärung dieses auffallenden Vorgangs liegt in dem jetzigen Zoll, der mit dem Steigen der Getreidepreise fällt und mit dem Fallen derselben steigt. Ein Hr. David Salomons, ein Mann von ausgebreiteten mercantilischen Kenntnissen und zugleich ein bedeutender Güterbesitzer, hat eine Schrift über die Wirkungen des jetzigen wechselnden Zolls herausgegeben, und den Stand der Dinge mit einer Klarheit entwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt. „Nimmt man an, sagt derselbe, „ein Kornhändler habe in der Voraussicht, daß eine Zufuhr nöthig werde, Ankäufe von Weizen auf dem Continent gemacht, der ihm zu 40 Sh. der Quarter nach London geliefert wird, während dort vielleicht der Preis auf 66 Sh. steht — bei diesem Preise ist der Einfuhrzoll 20⅔ Sh. — er würde also bei dem Verkauf einen mäßigen Gewinn machen. Aber in der Voraussicht, daß eine Zufuhr nöthig wird, hält er damit zurück, denn wenn der Preis auf 70 Sh. steigt, so hat er nicht nur durch das Steigen des Marktpreises 4 Sh. gewonnen, sondern noch 10 weitere durch die Verminderung des Zolls; er gewinnt also jetzt 14 Sh. mehr. Steigen die Durchschnittspreise auf 73, so kann der Weizen gegen den Nominalzoll von einem Schilling eingeführt werden, und er gewinnt also nicht bloß die 7 Sh. über den Preis von 66, sondern auch 19⅔ Sh. durch die Verminderung des Zolls, also im Ganzen 26⅔ Sh. Kann man sich nun wundern, daß in Zeiten gefürchteter Theuerung der Preis des Korns die höchste vom Gesetz bestimmte Stufe erreicht, wenn die wechselnde Zollscala die Wirkung hat, nicht die Zufuhr zu befördern, sondern sie zurückzuhalten, bis jener höchste Preis erreicht ist, bei welchem nur noch ein nomineller Zoll bezahlt wird? Darf man sich dann über das darauf folgende Sinken der Getreidepreise wundern? Der Kornhändler, der seine Waare zu einem niedern Zolle eingeführt, hat keinen Grund mehr, seine Waare vom Markt zurückzuhalten: er wirft sie auf denselben, der Preis

*) Auch herrschte in diesen Jahren noch das Papiergeld.

Digitized by Google

fällt wieder, und in demselben Augenblick steigt der Zoll, und verhindert also andere, unter gleich vortheilhaften Bedingungen Korn einzuführen."

Aus diesen Thatsachen und Argumentationen geht unwidersprechlich hervor, daß das Korngesetz, wie es im Jahre 1828 erlassen wurde, die Kornpreise nicht auf der gewünschten Höhe erhielt, daß es bei einem eintretenden Mangel die Preise künstlich hinauftrieb, bis der Zoll sein Minimum erreicht hatte, und daß dann die Preise ebenso rasch wieder fielen, — alles dieß zum Nachtheil einerseits des Consumenten, andererseits der Pächter selbst, mit Ausnahme der größeren, die mit ihrer Waare bis zu dem rechten Zeitpunkt zurückhalten konnten, endlich auch zum Nachtheil des handeltreibenden Publicums überhaupt, dessen Geschäfte durch die plötzliche Einfuhr von anderthalb Millionen Quarter Getreide (welche Masse im Jahre 1839 auf drittehalb Millionen stieg) bedeutend gestört wurden. Zwei Folgerungen gehen hieraus mit Deutlichkeit hervor: die Klagen der Manufakturisten, daß die Korngesetze nothwendig ihren Arbeitern das Brod, und ihnen somit die Erzeugungskosten ihrer Fabricate vertheuern, sind größtentheils unrichtig, denn sie haben in den Jahren 1832 bis 1837 *ohne* fremde Einfuhr nahezu so wohlfeiles Brod gegessen, als sie *mit* fremder Einfuhr immer hätten thun können; und zweitens, die Erwartungen der Landeigenthümer sind nicht befriedigt worden, denn sie haben gleichfalls *ohne* fremde Einfuhr so niedere Preise erfahren, daß sie in die Länge nicht dabei bestehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Land zwischen dem Glommen- und dem Wener-See.

Das Land vom Glommen- bis zum Wener-See, eine Entfernung von 98 bis 100 englischen Meilen, scheint eine Kette von Seen gewesen zu seyn, von denen die frühern Inseln jetzt die einzelnen Erhebungen von Urfelsen, Granit, Gneiß oder Porphyr, und der Seeboden jene bebauten Thäler waren, aus denen sich die zahlreichen einzelnen mit Nadelholz bewachsenen Höhen kühn erheben, wenn auch zu keiner bedeutenden Höhe, selten über 200 Fuß von ihrem Fuße. Die ganze Strecke vom Glommen- bis zum Wener-See ist nur wenig über das Meer erhoben. Der Glommen bei Kongsvinger, wo er gegen seinen bisherigen Lauf einen scharfen Winkel bildet und gegen 16 Meilen weit nordwestnördlich läuft, ehe er seine südliche Richtung wieder einnimmt, liegt nur 455 Fuß über dem Meeresspiegel und nur 508 Fuß über dem Wener-See. Hier ist ein Gebirgsrücken, der die Wasser des Glommen und Wener theilt. Die zusammenhängenden Berge oder das Hochland in dieser Gegend scheint mir nicht nach dem Laufe der Flüsse oder nach der Wasserscheide des Landes, sondern nach großen Wasserbecken geformt, die zu einer Zeit große Süßwasserseen enthielten. Dieß schließe ich aus den großen Massen Kies, Sand und loser Steine an den Seiten, und selbst auf den Spitzen bedeutender Höhen. Die zusammenhängenden Bergketten zwischen diesen Höhen von Urfelsen sind oft aus solchem angeschwemmten Boden zusammengesetzt. Die muthmaßliche Erhebung des skandinavischen Landes kann vielleicht genügender aus einer Untersuchung der alten Ufer des Wener und der andern großen Wasserbecken der Halbinsel, als denen des baltischen Meeres entnommen werden. Wenn die kleine Oeffnung bei Trollhätta, durch welche der Götha-Elf aus diesem See ausströmt, durch eine Naturerschütterung verschlossen wurde, so würden die verschiedenen Kessel, die jetzt trockenes Land sind, von neuem bis zum Thale des Glommen mit Wasser gefüllt und die Ostseite Skandinaviens ein Archipelagus von unzähligen Inseln und Inseln seyn, mit langen Landstreifen, die sich da und dort aus dem jetzigen Rückgrat der Halbinsel erheben. Ungefähr ein Drittel Schwedens, $^{1}/_{3}$, ist, wie man annimmt, weniger als 800 Fuß über dem Meere, d. h. weniger als 155 Fuß über dem Spiegel des Wener, der 187 Fuß über dem Meere liegt. Vom Wener weiß man jetzt, daß zwischen seinem höchsten und niedrigsten Wasserstand 10 Fuß Unterschied ist. Diese Differenz überschreitet nie von einem Jahr zum andern $4^{1}/_{2}$ Fuß; aber die Anhäufung des Wassers, das durch die jetzige Oeffnung, den Göthafluß, nicht auslaufen kann, erhebt sie in einer Reihe von Jahren, in denen die Ausdünstung gehemmt ist, zu dieser großen bekannten Differenz. Die großen Anschwemmungen oder alten Ufer daher, welche an den Höhen des Grundfelsens in diesem Striche zwischen dem Glommen und dem Wener liegen bleiben, sind keine Erscheinungen, welche ganz außerordentliche Umwälzungen oder Veränderungen des Landes nothwendig machen, um ihr Daseyn zu erklären. (Aus Laings Tour in Sweden.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

Was Verstand, Ordnung, Thätigkeit und Geschicklichkeit betrifft, überragt das chinesische Volk, überragt die chinesische Regierung alle andern Asiens und Afrika's. Auch kann man ihnen bis zu einem gewissen Grade Humanität und Billigkeit nicht absprechen. Aber eine schmachvolle, alle diese guten Eigenschaften untergrabende böse Gewohnheit, Lug und Trug, durchzieht das Land von dem untersten seiner Bewohner bis hinauf zum Himmelssohne. Ueber diese schändliche Eigenthümlichkeit dieses Volkes beklagte sich noch jeder, welcher in irgend eine Verbindung mit den Chinesen gekommen ist; auch Morrison kam hiedurch, so wie der Schreiber dieses häufig zu Schaden. Mehrmals kaufte ich heute eine Anzahl Bücher um eine Summe, die ich morgen um die Hälfte haben konnte — Betrügereien, denen gar nicht abzuhelfen war, weil Niemand in Canton den Marktpreis dieser Waare anzugeben wußte. Das erste Buch der heiligen Schrift, welches Morrison zum Drucke beförderte, war die Apostelgeschichte, nach der Uebersetzung der katholischen Missionäre. Sein Lehrer Ko besorgte diese Ausgabe. Es wurden anfangs bloß tausend Exemplare abgezogen, und der treue Ko, auf welchen Morrison bis jetzt Alles hielt, betrog ihn bei diesem kleinen Geschäfte um 30 Pfd. St. „Er hat mir es später selbst gestanden," schreibt der christliche Sendbote, „und sein Vergehen eingesehen; es thut mir sehr leid, nicht des Geldes wegen, sondern weil ich von jetzt an auch diesem Chinesen nicht mehr trauen kann." Bei einer andern Gelegenheit ward Morrison von seinen Bedienten ganz ausgeraubt; ja es ward ihm einmal, während er daß und eifrig studirte, das Kleid vom Leibe gerissen, und wäre nicht schnell Hülfe herbeigeeilt, so wäre er von den Chinesen seiner Umgebung thätlich mißhandelt worden.

Digitized by Google

Alle diese Mühseligkeiten, alles dieses Widerwärtige ertrug Morrison mit Geduld; er war unermüdlich in seinem begonnenen Werke, beförderte in den Jahren 1809, 1810 und 1811 mehrere mit Hülfe seiner Lehrer verfertigte chinesische Tractätlein religiösen Inhaltes zum Drucke, so wie einen Katechismus nach der Weise der schottischen Kirche. Er ließ sich durch die kaiserlichen Edicte, die von Zeit zu Zeit gegen die Verbreitung des Christenthums in China erschienen, nicht abschrecken. Wir wollen eines dieser denkwürdigen, öffentlichen Ausschreiben, weil man daraus am besten ersieht, in welchem Lichte die chinesische Staatsregierung das Christenthum betrachtet, seinem vollen Inhalte nach hieher setzen.

„Die Europäer," so lautet der Erlaß des Justizministeriums (Hing pu) vom Jahre 1812, „die Europäer verehren den Herrn des Himmels*) in ihrem Lande, wahrscheinlich weil sie es einmal so gewohnt sind; es ist übrigens ganz nutzlos, nach der Ursache dieser Sitte zu forschen. Warum wollen sie aber das Volk unseres Landes damit behelligen? Warum nun Priestern und andern Leuten im Lande einen Zutritt gestatten, welche gegen das ausdrückliche Verbot diese Religion im Lande verbreiten und das gemeine Volk verführen? Sie folgen aufeinander, Geschlecht auf Geschlecht, ohne von ihrer Widersetzlichkeit zu lassen. Es könnte dieß wohl in der Folge eine Empörung veranlassen. Diese Religion hält weder die Geister in Ehren, noch verehrt sie die Vorfahren; sie ist also der gesunden Lehre ganz entgegen. Das gemeine Volk, welches solchen Abenteuerlichkeiten nachhängt und sie verbreitet, muß als verrätherischer, aufrührerischer Pöbel betrachtet und strenge behandelt werden. Würde wohl ohne Strafen diesem Uebel gesteuert und das menschliche Herz erneuert werden können?

„Von jetzt an soll heimlicherweise kein Europäer weder Bücher drucken, noch sollen Geistliche Zutritt im Reiche erhalten, die das gemeine Volk verführen; es sollen auch die Mandschu und Chinesen, welche im Lande herumreisen, den Leuten fremde Namen geben und diese Religion verbreiten, in Zukunft dieß unterlassen. Die Vorsteher werden enthauptet, sobald man sie ergreift, und die andern gemeinen Leute bis zum bestimmten Tage der Hinrichtung im Herbst eingesperrt werden. Diejenigen, welche ohne Proselyten zu machen im Stillen dem Glauben des Himmelsherren nachleben, sollen nach der Markgrafschaft des schwarzen Drachenflusses (Amur) in Verbannung gesendet werden; die Mandschu sollen aber bloß ihren Sold verlieren. Die Europäer, welche in Peking leben, mögen, wenn sie als Mathematiker im Dienste sind, auch in Zukunft hier verweilen;**) was thun aber die andern Müßiggänger in der Hauptstadt des Reiches? Diese sollen nach Kuang tong gebracht und in ihr Vaterland zurückgesandt werden. Aber auch die als Mathematiker im Dienste stehenden Europäer sollen weder mit den Mandschu, noch mit den Chinesen verkehren, damit endlich die albernen Mährchen, welche sie verbreiteten, von Grund aus vertilgt würden. Die Statthalter und andere Beamten der Kreise mögen aber genau zusehen, um alle Europäer, die sich heimlich einschleichen, zu ergreifen und mit ihnen Rechtens zu verfahren. Auf diese Weise möge der Baum mit der Wurzel ausgerottet werden. Man gehorche pünktlich diesem Erlasse des Justizministeriums."

Morrison sah bald ein, daß alle seine Arbeiten für die Zukunft erfolglos bleiben würden, wenn er nicht eine Anstalt zu begründen vermöchte, worin Leute aller Nationen zu Missionären des östlichen Asiens erzogen werden könnten. Es sollte hier mit gleicher Sorgfalt der Unterricht in den Sprachen des Ostens, der Chinesen, Malayen, Javaner, Japanesen und der Bewohner der zahlreichen Inselgruppen Oceaniens, wie der classischen Studien und europäischen Wissenschaften betrieben werden. Diese Anstalt sollte den Vermittlungspunkt zwischen dem Orient und Occident bilden; der Orientale sollte hier mit allem Großen und Schönen, das Europa darbietet, bekannt gemacht, und der Europäer in die Idiome und Literaturen Asiens eingeweiht werden. Die nothdürftigsten Mittel zur Begründung dieses nach dem Sinne des edeln Begründers so großartigen Institutes waren bei den großen Hülfsmitteln der verschiedenen Missionsgesellschaften, mit denen Morrison in Verbindung stand, und die ein unbedingtes Vertrauen hegten zur Redlichkeit und Einsicht des vielfach erprobten Mannes, so wie der reichen Privaten in China und Indien bald beisammen. Es fragte sich nun: welcher Ort am füglichsten zur Begründung dieser Anstalt ausgewählt werden und wo sie die meisten Früchte tragen könnte? In Canton und Macao war dieß sowohl wegen der Eifersucht der Chinesen und Portugiesen, als der katholischen Missionäre durchaus unmöglich. Morrison dachte gleich anfangs, als er im Jahre 1812 den Plan zu solch einem Institute faßte, an Malacca, welches damals, wie es jetzt wiederum ist — in der Zwischenzeit war es einige Jahre unter der Herrschaft der Holländer — in den Händen der Engländer sich befunden hatte. „Ich wünsche," heißt es in dieser Beziehung in einem ausführlichen Schreiben an die Londoner Missionsgesellschaft vom 22 December 1812, „ich wünsche, wir hätten eine Anstalt zu Malacca zur Bildung christlicher Sendboten, Europäer sowohl als Einheimische, für alle Länder jenseits des Ganges. Hier mögen für die verschiedenen Sprachen Pressen errichtet werden — es ist dieß der mächtigste Hebel der Civilisation. Es verzögerte sich aber die Ausführung dieses Planes noch einige Zeit. Erst im Jahre 1818 war Morrison im Stande, diese Idee seines Lebens ausführen zu können. Von der Londoner Missionsgesellschaft und von mehrern andern seiner zahlreichen Freunde, namentlich von dem trefflichen Sir George Staunton, unterstützt, gründete nun Morrison in diesem Jahre das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, wozu er selbst, außer einem jährlichen Beitrage von 100 Pfd., 1000 Pfd. St. als Stiftungscapital gegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tien tschu Kiao, die Lehre oder Religion des Herrn des Himmels. Diesen Namen führt das Christenthum in den chinesischen Originalschriften, weil die katholischen Missionäre nach vielen Streitigkeiten darüber übereinkamen, in ihren Werken Gott mit Tien tschu zu übersetzen. Die Mohammedaner sagen bloß Tschu, Herr, oder auch Tien schin, Geist des Himmels. So lesen wir in den Annalen der Tang, Abtheilung „Fremde Nationen," wo von den Arabern die Rede ist: „Sie beten täglich fünfmal den Geist des Himmels (Tien schin) an."

**) Im Jahre 1826 wurden auch die Mathematiker aus dem Reiche verbannt, mit Ausnahme eines einzigen hochbetagten portugiesischen Geistlichen, der im Jahre 1838 gestorben ist. Annales de la Propagation de la Foi. Janvier 1839. 462. Die Russen ausgenommen, befindet sich jetzt kein Europäer mehr in Peking, dem von Staatswegen der Aufenthalt daselbst gestattet wäre. Einige katholische Missionäre haben sich aber heimlicherweise daselbst eingeschlichen. Sobald man ihrer habhaft wird, werden sie enthauptet.

Erdbeben. In der Nacht des 16 März fühlte man einen Erdstoß in Messina, und am 22 um 4 Uhr 17 Minuten Nachmittags zwei Stöße zu Nantes und in den meisten umliegenden Districten von Angers bis Rennes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 118.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 April 1840.

Die Esthen.

10. Beschäftigungen. — Ackerbau. — Gewerbe.

Es erscheint vielleicht kaum glaublich, und doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Deutschen während ihrer fünfhundertjährigen Herrschaft über die Esthen diesen noch fast keinen einzigen nützlichen Industriezweig eingeimpft, und bei ihnen noch keine einzige wesentliche Verbesserung ihrer alten landwirthschaftlichen und häuslichen Gewerbe eingeführt haben, daß vielmehr die Esthen nicht nur ihren eigenen Acker, sondern auch ihrer Herren Feld noch immer nach uralter esthnischer Weise bestellen. Diese Weise unterscheidet sich in vielen Stücken von der der Russen wie der Letten, und es lohnt daher der Mühe, zur Charakteristik der Verhältnisse dieses Volks jene Stücke hervorzuheben. Zunächst sind fast alle esthnischen Ackergeräthschaften ganz eigenthümliche Instrumente, die sich in Form und Construction von den deutschen, russischen und lettischen wesentlich unterscheiden. Ihre Wagen, ihre Schlitten, ihre Aexte, ihre Pflüge sind alle abweichend construirt, doch könnten wir ohne Zeichnung diese Besonderheiten nicht deutlich machen. Anders als die Letten und Großrussen, die sich bloß der Pferde als Zugthiere bedienen, benutzen die Esthen auch die Kräfte ihrer kleinen Ochsen. Sie spannen dieselben sogar des Winters auf dem Eise vor den Schlitten, und es ist zu bewundern, wie diese Thierchen auf der glatten Schneebahn, selbst unbeschlagen, fortkommen. Die Ochsen scheinen bei den Esthen den fußschleppenden Gang verlernt zu haben, und sie laufen ebenso wie die Pferde bei allen ihren Verrichtungen gewöhnlich im Trabe.

Die Hauptgegenstände ihres Ackerbaues sind Roggen, Gerste und Hafer, Weizen wird nur so viel von ihnen gebaut, als sie zum Festtagsbrode nöthig haben. Wie die Letten halten sie ein Trocknen oder Darren des Getreides in geheizten Trockengebäuden noch vor dem Dreschen nöthig, und zur besseren Conservirung der Körner heilsam. Weil ihr Sommer nur drei Monate dauert, so folgen sich alle landwirthschaftlichen Arbeiten sehr rasch auf einander. Die Heuernte, das Kornmähen und das Pflügen und Düngen liegen nur wenige Wochen aus einander, und in der ununterbrochen hellen Sommerszeit geht die Arbeit Tag und Nacht fort.

Die bei ihnen gewöhnliche Art des Düngens ist das sogenannte „Küttisbrennen." Es gibt nämlich in ihrem Lande oft große Flächen nicht unfruchtbaren Erdreichs, die mit vielen dichten Sträuchern bewachsen sind; diese Sträucher hacken sie um, fügen auch noch andern Holzabfall hinzu, verbreiten Alles gleichmäßig auf dem Acker, zünden es an und pflügen darnach die Asche unter, die den Boden auf einige Jahre düngt. Nachdem sie die düngende Kraft gehörig benutzt haben, lassen sie den Acker dann wieder einige Jahre ruhen und mit Sträuchern bewachsen, wonach das „Küttisbrennen" ihn von neuem befruchtet; man kann sich denken, wie viele unangenehme Uebelstände im Gefolge dieses Küttisbrennens eintreten. Ebenso kennen sie kein anderes Verbesserungsmittel ihrer Wiesen und Heuschläge, als das periodische Abbrennen des Schilfes und der Gräser.

Der Gartenbau liegt bei diesen Bewohnern eines so hohen Breitengrades natürlich noch mehr im Argen; sie kennen weder Blumen-, noch Obst-, noch Gemüsegärten, nur höchst selten erblickt man bei einem Bauerngehöft einige kümmerliche Apfelbäume. Ihre Hauptnahrung ist Gerstengrütze, und sie bauen daher außer etwas Kohl kaum irgend eine Art von Gemüse, selbst die nützliche Kartoffel hat unter ihnen noch wenig Eingang gefunden, sie sind gegen dieselbe eingenommen, als gegen eine neue und deutsche Frucht.

Sehr bedeutend aber ist bei ihnen noch die Zucht der Bienen; sie wissen diese fleißigen Thierchen in dicken Baumstämmen, die sie absägen und aushöhlen, selbst in ihrem kalten Lande den rauhen Winter ertragen zu machen. Man findet fast auf jedem esthnischen Bauerngehöfte zehn und mehr solcher mit Bienen gefüllten Baumstämme. Zu Kuchen, zum Methbrauen und auch als Festtagsspeise verbrauchen die Esthen, wie alle finnischen Völker, viel Honig.

Als Jäger und Fischer sind die Esthen weit kühner, als die Letten. Ein Esthe wagt es ohne Bedenken, den Bären allein und nur mit einläufiger Flinte in seinem Lager aufzusuchen, wo jeder Fehlschuß seinen Tod zur Folge haben würde.

Digitized by Google

Ein Product ihrer Fischereien, die delicaten kleinen „Killo-Strömlinge," die sie an ihren Küsten fangen, ist im Norden weit und breit berühmt.

Gewerbe und Industriezweige, wie bei den Russen, gibt es bei den Esthen gar nicht. Die Arbeiten, mit denen sie auf ihren Gehöften — außer den genannten landwirthschaftlichen Arbeiten — gewöhnlich beschäftigt sind, sind aber dennoch sehr mannichfaltig, weil sie in allen Beziehungen ihre eigenen Handwerker sind. Die Männer findet man immer mit dem Krümmen und Bähen der Schlittenkufen aus Birkenholz, mit dem Spalten der Faßdauben und Tonnenreife, mit dem Verfertigen von kleinen, runden Gefäßen aus Birkenrinde, von hölzernen Tellern, Schaufeln, Löffeln, oder mit dem Zubereiten der Schafspelze beschäftigt; die Weiber mit Weben, Spinnen, Bleichen, mit Schnitzeln der Lichtspäne aus Birkenholz und mit dem Flechten der Schuhe aus Lindenbast. Alle diese Sachen haben sie so seit tausend Jahren getrieben, ohne eine Aenderung oder Besserung dabei sich gefallen zu lassen. Interessant wäre es, wenn man nach tausend Jahren wieder einmal anfragen könnte, ob es mit den Esthen noch nicht anders geworden sey?

Die Korngesetze in England.

(Fortsetzung.)

Das nothwendige Ergebniß aus dem obengesagten ist, daß in dem Streit über die Korngesetze zwei wesentlich verschiedene Gegenstände zur Sprache kommen, erstens der Schutz, den die Grundbesitzer ansprechen, und zweitens die Handelsfrage. Die Verwirrung, welche aus dem Zusammenwerfen dieser beiden Gegenstände in der Argumentation entsteht, macht die eigentliche Schwäche der Gegner der Korngesetze aus. Die Handelsfrage dreht sich namentlich um die Zollscala, welche den Kornhandel, der ohnehin immer eine mißliche Sache ist, vollends zu einem wahren Spiel macht. Man will berechnet haben, daß in den fünf Jahren von 1832 bis 1837 der Verlust der Kornhändler gegen 1,200,000 Pf. St. betrug, weil wegen des niedern Preises kein Getreide eingeführt werden konnte, sondern unter Königs Schloß liegen bleiben mußte. Diese Kornhändler mögen sich aber wohl für ihren Verlust entschädigt haben, als sie im J. 1838 im September über anderthalb Millionen Quarter gegen den nominellen Zoll von 1 Sh. einführten; der Verlust fiel also am Ende immer auf den Consumenten, so wie auf den kleinen Landbesitzer oder kleinen Pächter, der jedesmal im Herbst seinen Vorrath losschlagen muß. Der Beweis, daß das Steigen und Fallen des Zolls die großen Schwankungen der Preise herbeiführe, ist so vollständig, daß kein Vernünftiger ihn wird widerlegen wollen, und alle einsichtsvollern Vertheidiger der Korngesetze, namentlich auch Peel selbst, haben schon stillschweigend zugestanden, daß sie sich einer Abschaffung der Zollscala keineswegs widersetzen würden, vorausgesetzt daß ein bestimmter Zoll erhoben würde, der ihren Anforderungen entspräche. Dieß ist die Frage, um welche es sich handelt. Der Grund, weßhalb die Discussion dießmal auf eine so seltsame Weise ohne Entscheidung abgebrochen wurde, wohl in Folge einer gemeinsamen Uebereinkunft der Führer beider Parteien, läßt sich vielleicht nicht schwer errathen. In den Jahren 1832 bis 1836, wo die Manufacturen in großer Thätigkeit und die Brodpreise niedrig waren, hatte Niemand auf Abschaffung der Korngesetze angetragen: die Manufacturisten hatten, was sie wollten, wohlfeiles Brod, und die Grundeigenthümer hatten ja das Gesetz selbst gemacht, konnten sich also mit Fug nicht beklagen, wenn es ihnen nicht zum Vortheil ausschlug. Als aber die Ernte des Jahres 1837 mangelhaft und die des Jahres 1838 ziemlich schlecht ausfiel, während zu gleicher Zeit eine Stockung in die Fabriken kam, hauptsächlich in Folge der amerikanischen Geldwirren, so ertönte von Seiten der Manufacturisten ein Nothschrei um den andern. Unter dieser Aufregung, wo nicht bloß das Interesse der Gutsbesitzer, sondern vielleicht noch höhere staatsökonomische Rücksichten geopfert worden wären, wollte man die Sache nicht entscheiden.

Man beschuldigt oft die englischen Grundeigenthümer, daß sie ihrer Selbstsucht das Wohl der Gesammtheit opfern, und behauptet, die Regierung des Landes müsse wegen ihrer Uebermacht im Parlament ihnen nachgeben: dieß ist aber nur mit großer Einschränkung wahr; Getreide, das erste und bedeutendste Lebensbedürfniß, ist der große Werthmesser, nach dem sich Alles richtet. Man hat diese wichtige Wahrheit dahin ausdehnen wollen, daß mit dem Steigen und Fallen der Getreidepreise auch die Preise anderer Dinge steigen und fallen müßten, allein dieß gilt nur von längern Perioden, nicht von einem oder zwei Jahren, wie denn überhaupt diese große, allgemeine Wahrheit in ihrer Anwendung auf specielle Gegenstände viel Scharfsinn und Unterscheidungsgabe voraussetzt. Die jetzigen staatsökonomischen Verhältnisse Englands bildeten sich während des Krieges von 1792 bis 1815, und namentlich von 1800 bis 1815 aus, während welcher Zeit die Schulden des Staats von 250 Millionen auf 800 Millionen stiegen, und zugleich der Handel eine vorher nie gekannte Ausdehnung erhielt. Schon hierin liegt eine ungeheure Vermehrung des Geldes und somit eine Steigerung aller Preise. Dieß ist aber noch nicht Alles; im Jahre 1797 wurden die Baarzahlungen der Bank eingestellt, und das baare Geld stieg in der zweiten Hälfte des Krieges, d. h. von 1803 bis 1815 gegen Papier um 42 Proc.*) Vom Jahre 1800 bis 1820 war der Durchschnittspreis des Weizens 90 Sh. Als durch das Korngesetz des Jahres 1815 der Normalpreis des Weizens auf 80 Sh. angenommen wurde, glaubten die Grundbesitzer noch ein Opfer zu bringen, und vergleicht man die Papier- und Geldpreise, so hatten sie auch nicht ganz Unrecht. Aber im J. 1819, noch während der Wirksamkeit der Korngesetze von 1815, trat durch die sogenannte Peels-Bill, welche die Baarzahlungen der Bank wiederherstellte, eine gänzliche Veränderung ein: der Preis aller Erzeugnisse mußte, da er jetzt nach Gold und nicht nach Papier regulirt wurde, nothwendig fallen. Der Normalpreis von 80 Sh. in Papier betrug in baarem Gelde nur 56 Sh., und vergleicht man damit die

*) Die Unze Gold galt damals 5¼ Pfd. St. Papier, während sie nur zu 3 Pfd. 17½ Sh. ausgeprägt wird.

Digitized by Google

Durchschnittspreise von je fünf Jahren seit dem Jahre 1820, so waren die Kornpreise nur Einmal unter diesem Normalpreis.

Durchschnittspreis von	1820—24	57 Sh.	2	D.
— —	1825—29	62 —	1	—
— —	1830—35	57 —	9½	—
— —	1835—39	55 —	10½	—
Durchschnittspreis von 20 Jahren		58 Sh.		

Aus dem letzten zwanzigjährigen Durchschnittspreis ersieht man, daß allerdings der Normalpreis, nach Papier berechnet, zu 80 Sh. nicht zu hoch angesetzt, daß es aber ein Unding war, den Papierpreis noch aufrecht halten zu wollen, nachdem die Baarzahlungen wieder eingeführt waren. Das Mittel, welches man zur Erreichung dieses Zweckes anwandte, war ungeschickt, und konnte nur den Handel stören und die Consumenten benachtheiligen. Am meisten litten freilich die armen Pächter, deren Pachtschillinge nach dem willkürlich angenommenen Normalpreise der Jahre 1815, 1822 und 1828, nämlich 80, 73 und 64 Sh., geregelt worden waren. Sie erfuhren jetzt im Einzelnen, was die Nation im Großen durch die sogenannte Peels-Bill, d. h. die Wiedereinführung der Baarzahlungen, erfuhr. Während des Krieges waren die Anlehen gewöhnlich zu 60 Procent in Papier abgeschlossen worden, was aber nur 40½ in Geldwerth war; diese Schuld, für welche die Nation 40½ vom Hundert erhielt, steht jetzt auf 91; die Staatsgläubiger haben also 125 Procent gewonnen, und die Nation hat in diesem Verhältniß an sie verloren. Ebenso haben die Pächter, indem ihre Pachtschillinge nach den willkürlichen Normalpreisen von 80, 73 und 64 Sh. in den J. 1815, 1822 und 1828 geregelt wurden, gerade um so viel verloren, als die wirklichen, nach Geld berechneten Getreidepreise von den willkürlich festgesetzten durch die Veränderung des Geldcurses sich unterschieden. Die Klage über niedrige Kornpreise ist also gewissermaßen eine Klage über das veränderte Geldwesen.

Wir sind in diese Ausführung eingegangen, um zu zeigen, wie verwickelt und schwierig dieser Gegenstand ist, und wie mancherlei Ungehöriges und Unpassendes sich darüber sagen läßt, das, einzeln betrachtet, recht vernünftig seyn mag, im Ganzen genommen aber die Schwierigkeiten keineswegs löst. Darauf machte auch Peel in seiner Rede, der besten, die bei dieser Verhandlung gehalten wurde, vorzugsweise aufmerksam. Indeß sind seine Bemerkungen über den wechselnden Zoll keineswegs überzeugend, und er gibt auch ganz deutlich zu verstehen, daß er diesen gern fallen lassen würde, indem er erklärt, „wenn ein Mitglied den Vorschlag gemacht hätte, einen festen Zoll an die Stelle des wechselnden zu setzen, so würde dieß das Parlament veranlassen, den Gegenstand in nähere Erwägung zu ziehen; allein der Antragsteller beabsichtige augenscheinlich eine gänzliche Aufhebung des Getreidezolls, welche, wie einmal der künstliche Stand der Dinge in England sey, kein Vernünftiger wollen könne.“ Seine Rede war die letzte. In der Abstimmung ward die Vertagung der Discussion verworfen, aber die Vertagung der Sitzung angenommen so daß die Discussion ohne alles Resultat blieb.

(Schluß folgt.)

Gewinnung des Acajouholzes.

In England ist der Verbrauch des Acajouholzes am verbreitetsten, und es wurden im Jahre 1837 nicht weniger als 28,659 Tonnen eingeführt, wovon 22,967 in den innern Verbrauch übergingen; in Frankreich betrug die Einfuhr im Jahre 1836 nur 3265 englische Tonnen. Neun Zehntheile des in Frankreich verbrauchten Acajouholzes kommen aus Haiti. Das aus Jamaica ist das geschätzteste; der in Honduras wachsende Baum soll nach Decandolle eine andere Art seyn. In Honduras nimmt man an, daß das Acajouholz 200 Jahre alt seyn muß, ehe man es benutzen kann; die Operation beginnt im August, wo Schaaren von Arbeitern zu 20 bis 50 Mann ausziehen unter Leitung eines Anführers, der der Jäger heißt, und den Auftrag hat, die Bäume im Walde aufzusuchen und sich ihrer zu versichern, ehe die andern Abtheilungen herbeikommen können. Man haut den Baum gewöhnlich 10 bis 12 Fuß vom Boden ab und entkleidet ihn seiner Aeste, deren Holz wegen der reichern und mannichfacher nuancirten Adern mehr geschätzt ist. Ist eine hinreichende Menge Bäume umgehauen, so müssen Wege zum Herausschaffen des Holzes geöffnet werden, und dieß ist die schwierigste Operation, welche allein zwei Drittheile der Kosten des Unternehmens ausmacht. Man behaut die Bäume so glatt wie möglich, und läßt den untern Theil der Stämme als unnütz liegen oder braucht sie nur zum Brückenbau. Die Arbeit des Transports und Wegemachens dauert bis ins Frühjahr, wo man die Blöcke bis ans Ufer der Flüsse gebracht hat, und sie, mit dem Zeichen des Eigenthümers, der die Arbeiterschaar ausgerüstet, versehen, hinabschwimmen läßt. An der Mündung fängt man sie auf, jeder Unternehmer eignet sich diejenigen Blöcke zu, die ihm nach dem eingehauenen Zeichen angehören, sägt die Enden ab, die oft durch das Anprallen gegen die Felsen zerrissen oder gespalten sind, und beladet dann die Schiffe damit. (Botanical Miscellanies von Jackson Hooker.)

Die protestantische Mission in China.

(Fortsetzung.)

Das anglo-chinesische Collegium fand bald sowohl von Individuen als von Corporationen, namentlich von der ostindischen Compagnie, welche jährlich 1200 Dollars dazu beisteuert, bedeutende Unterstützung, und erfreute sich eines guten Fortganges. Eine große Anzahl Chinesen erhielt hier jährlich unentgeltlichen Unterricht in der englischen Sprache und in den Anfangsgründen der europäischen Wissenschaften, namentlich der Geographie, Geschichte, Moral und christlichen Theologie. Auch werden hier, in der zum Collegium gehörigen englisch-chinesischen Druckerei, Werke zu Tage gefördert, wodurch unsere Kenntniß des östlichen Asiens vielfach erweitert wurde. Wir bemerken bloß Milne's heiliges Edict; seine Geschichte der ersten zehn Jahre der protestantischen Mission im östlichen Asien; Prémare's ausführliches Lehrgebäude der chinesischen Sprache, und die Zeitschrift: der indo-chinesische Sammler genannt. Ueberdieß gingen aus der Missionspresse zu Malacca mehrere chinesische Werke, namentlich die vollständigen Uebersetzungen der heiligen Schriften, Broschüren und Flugblätter christlichen Inhaltes hervor, welche nach allen Seiten im Lande der Mitte und auf den Inseln des östlichen Asiens verbreitet wurden. Allein in dem Jahre 1835 erschienen hier vierundfünfzigtausend siebenhundert und acht und

Digitized by Google

zwanzig Tractate gröſslichen und ernsten Inhalts; hiebei sind eilftausend neunhundert und siebzig Bände der heiligen Schrift alten und neuen Testaments in chinesischer Sprache nicht mitgerechnet. Der ehrwürdige Begründer dieser Anstalt besuchte sie mehrmals von Macao aus, und gab von Jahr zu Jahr in einem eigenen Berichte Rechenschaft über die Verwendung der eingegangenen Gelder und über das ganze Gedeihen der Anstalt. Gewöhnlich ward diesem Berichte eine auf China bezügliche wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung beigefügt, worin der gelehrte Missionär seine Kenntniß der verschiedenen chinesischen Zustände bewährte. Der Auszug aus den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, der sich hinter dem siebenten Berichte über das englisch-chinesische Collegium vom Jahre 1829 befindet, ist wohl die lehrreichste dieser Gelegenheitsschriften.

Im Jahre 1822 machte Morrison eine Inspectionsreise nach Malacca, landete zu Singapur und trat mit Raffles in Verbindung, um hier ein neues Collegium ähnlicher Art wie das indo-chinesische zu begründen. Diese Anstalt sollte aber, nach dem Wunsche Sir Stamfords, auf einer breitern Basis errichtet werden. Raffles wünschte, daß in seiner Niederlassung in den vorzüglichsten europäischen Sprachen und Wissenschaften, daß in dem Chinesischen, Arabischen, Malayischen, Javanischen, Balinesischen, so wie in allen andern Idiomen Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges Unterricht ertheilt werden möchte. Am 1 April 1825 ward zu diesem Endzweck zu Singapur eine Versammlung zusammengerufen, wobei Raffles präsidirte; es wurden dem neuen Institute 100 Acker Landes, das Eigenthum der englischen Nation, angewiesen, so wie 50 Acker für Dr. Morrison selbst, wenn es ihm genehm seyn sollte, in Zukunft seinen Wohnsitz nach Singapur zu verlegen. Morrison dachte nämlich daran, in Bälde die Anstalt zu Malacca mit der zu Singapur zu vereinigen und dann selbst in eigener Person die Oberleitung derselben zu übernehmen. Eine Privatsubscription ward eröffnet, und es wurden bedeutende Summen unterzeichnet. Morrison selbst unterzeichnete wiederum 1000 Pfd. — und so ward am 4 August 1825 von Raffles selbst der Grundstein zu dem großartigen Gebäude der Singapur-Anstalt gelegt. Dieses im italienischen Geschmacke errichtete Gebäude war schon ziemlich weit vorgerückt, als Raffles abgerufen wurde und Hr. Crawford als Gouverneur in Singapur erschien, um jeden Samen des Edeln, den die hochherzige Seele des Gründers in reichlichem Maaße hier ausgestreut hatte, in der Geburt zu ersticken. Der Bau der Singapur-Anstalt ward alsbald eingestellt; man ließ die Gebäude absichtlich in Ruinen zerfallen, die jetzt, vom Meere her gesehen, an dessen Ufer das Gebäude errichtet ward, die Aufmerksamkeit eines jeden nach dem Freihafen segelnden Fremden auf sich ziehen und einen melancholischen Anblick gewähren. Der Unkundige begreift nicht, wie und warum man in einer solchen neuen Niederlassung ein steinernes, großartig gedachtes und in einem so schönen Styl aufgeführtes Gebäude hat in Schutt und Trümmer zerfallen lassen können. Crawfords Name wird, wovon sich Schreiber dieses mehrmals überzeugen konnte, von Niemanden in Singapur mit Liebe und Achtung erwähnt, während Raffles hoch und unvergeßlich dasteht im Andenken der Bewohner dieser blühenden Colonie. Bereits im Jahre 1834 traten die Kaufleute Singapurs zusammen, um dem Begründer ihres Handels und Reichthums ein würdiges Monument zu setzen. Welch ein anderes, herrlicheres Monument könnte wohl dem edeln Manne gesetzt werden, als die Verwirklichung seiner großartigen Idee, als die Vollendung der Singapur-Anstalt zur Verbreitung der europäischen Civilisation und des Christenthums unter der Bevölkerung Oceaniens und der Halbinsel jenseits des Ganges! Es würde diese Anstalt sicherlich für beide Zwecke erfolgreich wirken, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß die Bevölkerung Oceaniens, deren Geist und Gemüth noch nicht in einer seit Jahrtausenden bestehenden religiösen und bürgerlichen Verfassung ein besonderes Gepräge erhalten hat, leichter der europäischen Bildung und dem Christenthum entgegengeführt werden kann, als der in seiner Denk- und Fühlweise versteinerte Hindu und Chinese. Denn wie unbedeutend sind die Früchte aller der Bestrebungen der protestantischen Missionäre bis jetzt in Indien, in China und unter den Malayen gewesen! Man höre, was hierüber der amerikanische Geistliche Malcom sagt, welcher in den letzten Jahren alle die protestantischen Missionsanstalten des östlichen Asiens besucht hat.

„Mehr als 250,000 Schüler," sagt Malcom, „empfangen heutzutage Unterricht in den Schulen der Missionäre, und die Zahl derer, welche bis jetzt hier Unterricht in den Lehren des Christenthums genossen haben, mag sich wohl auf eine Million belaufen. Der verstorbene Missionär Reichardt in Calcutta, der lange Zeit hindurch das Lehramt in diesen Schulen ausgeübt hatte, hat versichert, daß unter so vielen Tausenden junger Leute bloß fünf oder sechs sich zum Christenthume gewendet hätten. Ein eben so unerfreuliches Resultat hat die Anstalt zu Vepery, einer Vorstadt von Madras, geliefert, welche bereits volle hundert Jahre von der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß auf das thätigste unterstützt wird; eben so die zu Tranquebar, wo die dänischen Missionäre schon seit 130 Jahren Schulen unterhalten. In ganz Madras, wo die Schulen doch von so vielen Tausenden Eingebornen besucht werden, zählt man nicht mehr als ein halbes Dutzend solcher, die das Christenthum angenommen. Das anglo-chinesische Collegium zu Malacca, dessen Unterhaltung so bedeutende Summen kostet, hat während seines zwanzigjährigen Bestandes kaum einige zwanzig Personen zur Erkenntniß der Wahrheit geführt. Die von der schottischen Generalassociation zu Calcutta gegründete Schule, in der seit 6 Jahren gegen 400 Schüler christlichen Unterricht genießen, zählt bis jetzt bloß 5 bis 6 Neophyten; die Schule zu Dschittagong, welche seit 16 Jahren besteht und stets von mehr als 200 Schülern besucht wird, hat bis jetzt bloß zwei ihrer Zöglinge für die Lehre des Heilands gewinnen können, und zu Arrakan haben die Schulen noch gar keine Bekehrung bewirkt. Eben so ist auch im ganzen Birmanenreiche kein einziger durch den Schulunterricht aus der Finsterniß zum Lichte des Glaubens geführt worden. An den Orten, wo die Schulen am besten gedeihen, hat zwar ein großer Theil ihrer Zöglinge dem Heidenthume entsagt, ohne jedoch dem Christenthume sich zuzuwenden, sondern sie sind jetzt versteckte Ungläubige (concealed infidels) geworden, schlimmer noch in ihrer Aufführung, als die Heiden; mehrere von ihnen haben sogar, Dank ihrer genossenen Erziehung, Aemter bekommen und einen Einfluß erlangt, den sie aber leider nur dazu anwenden, der Verbreitung der Religion entgegenzuwirken.

(Schluß folgt.)

Filztuch. Die Literary Gazette vom 4 April erwähnt, daß in einer der Soireen des Marquis von Northampton unter andern Merkwürdigkeiten auch Proben von dem neuen Filztuche vorgelegt worden seyen. Es scheine sehr stark und fähig, dem Wetter zu widerstehen. Es war von verschiedenen Farben vom glänzenden Scharlach bis zum einfachen Braun, auch gestreifte Muster fanden sich vor.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 119.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 April 1840.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

Seit dem November vorigen Jahrs sind die Franzosen hinsichtlich ihrer afrikanischen Besitzungen in ein neues Stadium eingetreten: der arabische Fürst, den sie durch ihr eigenes, unkluges Verfahren großgezogen, ist nun feindlich gegen sie aufgetreten, und der Urheber des Tractats an der Tafna hat selbst öffentlich ausgesprochen, daß er sich bei Abfassung desselben gröblich geirrt und einen großen Fehler begangen. Damit ist diesem Tractat, wenn je vorher noch ein Zweifel dagegen obwalten konnte, das Urtheil gesprochen. Was seitdem geschehen, namentlich seit der Einnahme von Constantine, das zu beurtheilen und in seinen einzelnen Beziehungen als fehlerhaft nachzuweisen, möchte ein langes und ein sehr undankbares Geschäft seyn. Die öffentliche Stimme spricht sich sehr gegen den Marschall Valée aus, allein der größte Fehler lastet immer auf der Regierung, die kein bestimmtes System verfolgte, weder die Colonisation eifrig betrieb, noch sich entschieden auf die Besetzung der Küstenpunkte beschränkte. Diese Unentschlossenheit rächte sich, und ihr sind namentlich die Unfälle zuzuschreiben, welche den Colonisten der Ebene Metidscha im Monat November v. J. zustießen, und allem Anbau derselben vorerst so ziemlich ein Ende machten.

Abdel-Kader hat selbst den Handschuh hingeworfen und die Feindseligkeiten begonnen, zunächst nicht ohne Vorwissen und Gutheißen des Kaisers von Marocco, wahrscheinlich mit geheimer Zustimmung des Bey's von Tunis, und vermuthlich auf Antrieb Englands. So wenig sich letzteres beweisen läßt, so sehr ist es unter den Officieren der französischen Armee in Algier herrschende Ansicht, und sie wissen, daß sie in dem bevorstehenden Kriege harten Kämpfen und noch größeren Beschwerden entgegengehen. Abdel-Kaders Macht beruht auf der Religion und dem Hasse gegen die Fremden: er hat seit Jahren sich dem Kalifen des Westens, dem Kaiser von Marocco, angeschlossen, und in seinem Namen das Kirchengebet verrichten lassen, während es in dem alten Gebiet der Regentschaft Algier auf des Sultans Namen verrichtet wurde. Der Gedanke ist großartig und besagt nichts mehr und nichts weniger, als alle Araber Nordafrika's bis zur großen Syrte und wo möglich alle Muselmänner dieses Landstrichs unter Ein gemeinsames Haupt zu vereinigen; mag dieß nun Muley Abderrhaman oder Abdel-Kader seyn

Ins Innere des Landes hinein erstreckt sich die französische Herrschaft nur in der Provinz Constantine; in der Provinz Algier sind Belidah und Coleah die einzigen Punkte von Bedeutung im Innern, die sie besetzt haben; dagegen haben sie nach und nach alle Küstenpunkte besetzt. Das offene Land läßt sich nirgends gegen die Araber halten, welche im November bis in die Nähe von Algier vordrangen. Um so eigenthümlicher erscheint die Stellung der Franzosen in der Provinz Constantine, welche bis jetzt, einen leichten Versuch der Unteranführer Abdel-Kaders ausgenommen, ruhig geblieben ist. Die Franzosen haben hier mehr erreicht, als man erwartete: leicht wäre es gewesen, Achmed Bey's Einfluß dem Abdel-Kaders, den Kuluglí dem Araber, entgegenzusetzen, aber diese nahe liegende Politik wurde nicht befolgt, wie es scheint mehr aus Verkennung der weitgehenden Plane Abdel-Kaders und aus Haß gegen den trotzigen Achmed Bey, als aus weitergehender Berechnung. Constantine fiel, Achmed Bey wurde verjagt, und jetzt erst thaten die Franzosen, was man vorher schon von ihnen erwartet hatte: sie verbanden sich mit den Kuluglís, welche von nun an die Hauptstärke ihrer eingebornen Truppen ausmachten, und durch ihre Landeskenntniß wie durch ihre Tapferkeit bedeutende Dienste leisteten. Ben Gana, Achmed Bey's Schwiegervater, ist unter französischer Herrschaft geblieben, wozu ihn Achmed ernannt hatte, nämlich Scheikh-el-Arab, d. h. Gouverneur der arabischen Stämme, von denen er Tribut zu erheben und nöthigenfalls ein Contingent an Mannschaft zu stellen hat, wenn die Franzosen dieß verlangen, was sie aber wohl unterlassen werden, denn man hat ihn wahrscheinlich nur dort gelassen, weil der bekannte Farhad-ben-Said auf dieselbe Stelle Anspruch macht, und nach dem alten Spruch: divide et impera, beide am besten beschäftigt sind, wenn sie sich mit einander raufen, was denn auch in der letzten Zeit ziemlich oft geschehen zu seyn scheint. Doch dieß betrifft nur den Südosten der Provinz, wohin die Franzosen selbst nie den Fuß gesetzt haben; im Norden herrscht so ziemlich Ruhe, und bisher wenigstens haben alle Bemühungen Abdel-Kaders, diese Pro-

Digitized by Google

vinz gleichfalls gegen die Franzosen in die Waffen zu bringen, nichts gefruchtet. Ihre Stellung in dieser Provinz ist somit bei dem bevorstehenden, ziemlich weitaussehenden Kampfe in Nordafrika von mehrfachem Interesse, und da jetzt die Franzosen auf keinen Fall mehr in Afrika zurückgehen können, sondern vorwärts müssen, so ist diese Stellung auch von äußerster Wichtigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Korngesetze in England.

(Schluß.)

Noch sind, wie bemerkt, in der Frage über die Korngesetze die zwei Punkte, nämlich der Grad des Schutzes, welcher den Grundeigenthümern gebühre, und der Streit über die Störung des Handels durch die wechselnde Zollscala allzu verwickelt, als daß sich eine bestimmte Ansicht aussprechen ließe. Das erste, was entschieden werden muß, ist die Frage: soll ein fixer Zoll, oder ein mit dem Getreidepreis in England wechselnder Zoll angenommen werden. Wird die Frage so gestellt, so wird die Antwort gewiß für einen fixen Zoll ausfallen, wenigstens gewiß dann, wenn man die Stimmen mehr wägt als zählt. Ist diese Frage gelöst, dann folgt erst die zweite: wie groß soll dieser Schutzzoll seyn; in der ganzen Verhandlung am 1, 2 und 3 April ist darüber nur Eine Aeußerung gefallen, die des Handelsministers Labouchère, welcher 7 bis 8 Sh. für den Quarter als einen hinreichend hohen Zoll angesehen wissen will; die Grundeigenthümer möchten wohl von 10 Sh. kaum ablassen wollen. Ueberfliegt man die Weizenpreise des J. 1838 und 1839 in Tooke's History of Prices in 1838 and 1839, so würde mit einem Zoll von 10 Sh. selbst der geringste und wohlfeilste Weizen noch auf mehr als 45 Sh. kommen, also höher, wie im Jahre 1835 der Preis in England bei gar keiner fremden Einfuhr stand.

Nachstehende Bemerkung kann einem beim Durchlesen der Debatten über diesen Gegenstand nicht entgehen. Es ist darin viel von dem deutschen Zollverbande die Rede, welcher gern wieder seine Gränzen den englischen Manufacturen öffnen würde, wenn die Korngesetze abgeschafft wären. Da nun an eine Abschaffung nicht zu denken, vielmehr ein ziemlich hoher Zoll immer bleiben wird, so kann von einem bedeutenden Absatz von deutschem Getreide nach England keine Rede seyn, wenn man auch auf Concessionen eingehen wollte. Deutsches Getreide kann in England nur dann in größerer Masse Eingang finden, wenn man desselben plötzlich bedarf. Solche Fälle erzeugt die jetzige Zollscala zuweilen: man kann voraussehen, daß in acht bis zehn Wochen das Getreide in England auf 77 Sh. steigen wird, und läßt schnell eine Masse kommen, um sie gegen den Zoll von 1 Sh. einführen zu können; aber man kann auf diese Berechnung hin kein Getreide aus Amerika und aus dem schwarzen Meere kommen lassen. Tritt ein fester Zoll und somit eine sicherere Berechnung des Handels ein, so kommt dieß den entferntern Kornländern, nicht den nähern zu Gute.

Unter den entferntern Ländern ist namentlich Amerika zu nennen: es wurde im Laufe der Debatten wiederholt aufmerksam gemacht, daß, wie in Deutschland, so auch in Amerika eine neue Bestimmung über die Zollgesetze in den nächsten Jahren bevorstehe, und es somit die höchste Zeit sey, Unterhandlungen anzuknüpfen, um durch gegenseitige Concessionen dem brittischen Handel neue Vortheile zu verschaffen. In Amerika betrifft dieser Punkt eine Lebensfrage, bei der England sehr betheiligt ist. Letzteres hat in England ungeheure Schulden zu bezahlen, deren Zinsen sich wohl auf acht Millionen Dollars belaufen mögen. Dieß läßt sich nur durch möglichst starke Ausfuhr von Producten nach England bewerkstelligen, und unter diesen würde nach der Baumwolle Getreide wohl den ersten Rang einnehmen, wenn der Handel mehr Sicherheit und Stätigkeit darböte, die ihm nur ein fester Zoll geben kann.

Ein großer Vortheil eines solchen festen Zolles wäre der Umstand, daß mit einemmal alle die mühsamen Berechnungen von Durchschnittspreisen, die ohnehin zu manchen Betrügereien und falschen Angaben Anlaß geben, wegfielen. Man hätte nicht mehr nöthig, zur Erreichung bestimmter Zwecke die Preise auf den Hauptmarktplätzen bald künstlich zu steigern, bald fallen zu machen. Alle diese Künsteleien fielen weg, und der Kornhandel, auf einer sicherern Basis ruhend, würde wahrscheinlich in England, vielleicht zum Nachtheil Hollands, bedeutend zunehmen. Seit dem Jahre 1829 sind nach einer Angabe in Tooke's bereits erwähntem Werke, so wie in Peels Rede, 9,297,000 Quarter Weizen eingeführt worden, welche im Durchschnitt 5 Sh. 5 D. Zoll zahlten. Man hat demnach die Durchschnittsberechnungen benützt, und die Preise auf den einzelnen Plätzen künstlich gesteigert, um den Weizen zu 1 Sh. einführen zu können, sonst ließe sich der niedere Durchschnittszoll gar nicht erklären. Wenn Labouchère 7 bis 8 Sh. vorschlägt als ständigen Zoll, so hätte die Regierung von derselben Masse Weizen eine Million Pfd. St. mehr eingenommen. Außer jenen neun Millionen Quartern kamen in derselben Zeit etwa 7 Millionen unter Königs Schloß, und wurden wieder ausgeführt; wäre die Sicherheit des Handels größer gewesen, so hätte man gewiß größere Unternehmungen gewagt, und statt 16 Mill. Quarter wären in diesem Zeitraum vielleicht doppelt so viel eingeführt und unter Königs Schloß gelegt worden. Tooke bemerkt hierüber: „wären unsere Häfen stets offen, wenn auch mit einem fixen Zoll von 8 Sh. für das zur Consumtion eingeführte Getreide, so würde England, namentlich aber der Hafen von London, das Emporium für den Kornhandel mit Europa und Amerika werden, und wir würden, abgesehen von der großen Vermehrung des Handels, eine hinreichende Masse Getreide im Fall einer mangelhaften Ernte zur Verfügung haben."

Man kann aus allen diesen Gründen nicht läugnen, daß ein fester Zoll große Vortheile vor dem jetzigen System voraus hätte, aber er hat den fatalen Umstand gegen sich, daß er stets als eine Prämie betrachtet würde, welche das Land im Allgemeinen den Grundeigenthümern zahlt, eine Prämie, die in so weit den Manufacturisten verderblich ist, als der Taglohn dadurch in die Höhe getrieben und somit ihre Fabricate ver-

Digitized by Google

theuert werden. Dieſe Vertheuerung ſchließt ihre Waaren von manchen Märkten aus, und die geſtiegene Concurrenz anderer Länder bedroht ſomit weſentlich die Manufacturintereſſen Englands. Dieß iſt der ewige Refrain, den man anführen hört, und der auch ſehr ſpecios, aber nur zum Theil wahr, und gerade in dieſem Theile, wo er wahr iſt, auch nicht zu ändern ſeyn möchte. In England iſt bei der ungemein zahlreichen Bevölkerung, bei der großen Anzahl von Arbeitern, der Taglohn ſchon ſehr herabgedrückt, trotz der Brodpreiſe; dieſe Arbeiterzahl wird unaufhörlich von Irland recrutirt, und dieß Irland liefert zugleich eine Getreidemaſſe nach England, welche in gewöhnlichen Jahren die fremde Einfuhr weit überſteigt. Alſo der Taglohn regelt ſich noch nach etwas anderem, als den Kornpreiſen, nämlich durch die Anzahl der ſich bietenden Arbeiter, und nicht das fremde Getreide, ſondern das irländiſche iſt es, welches die Preiſe hauptſächlich drückt. Dieß iſt der eine Punkt, den andern hat Peel mit großer Schärfe hervorgehoben, wenn er am Ende ſeiner Rede ſagt: „es iſt gewiß ein großartiger Plan, in unſerm Verkehr mit fremden Nationen den Grundſatz einzuführen, der den Verkehr im Innern unſers Reichs leitet. Aber ich bezweifle die Möglichkeit, dieſen Grundſatz auf den äußern Handel dieſes Landes anzuwenden bei einem ſo künſtlichen Zuſtand der Geſellſchaft, bei ſo verwickelten Verhältniſſen und ſo ungeheuren, auf dem Spiele ſtehenden Intereſſen, die unter einem ganz andern Grundſatze, nämlich dem des Schutzes in gewiſſen Fällen emporgewachſen ſind. Iſt der Grundſatz für den Kornhandel richtig, ſo iſt er es auch für jeden andern Handel; jeder Schutzzoll für die Manufacturen muß abgeſchafft und unſer ganzes Colonialſyſtem geändert werden. Wer möchte dieß wagen, um einen noch unerprobten theoretiſchen Grundſatz durchzuführen?“

Herſchels altes Teleſkop.

Am 1 Januar 1840 übergab Sir John Herſchel das alte und berühmte Teleſkop, das ſein Vater in Slough gebaut hatte, ewiger Ruhe. Es geſchah mit einiger Ceremonie, wovon ſelbſt der Litterary Gazette die Kunde erſt über Nantes zukam, da der große Aſtronom mit dieſem Orte in Verbindung ſteht und einer ſeiner Freunde von einem Gliede ſeiner Familie davon unterrichtet wurde, welche Nachricht im „Breton“ abgedruckt war. Man hatte beſchloſſen, die metallene Röhre des Inſtruments mit ihrem Metallſpiegel aufzubewahren und aus dem Ganzen eine Art Denkmal zu Ehren des alten Teleſkops zu machen. Alles Holzwerk, und Alles, was ſchneller Zerſtörung unterworfen war, wurde entfernt, und der Tubus in horizontaler Richtung und in der Meridianlinie auf Pfeilern aus Backſteinen mitten in dem runden Gebäude befeſtigt, auf welchem das Gerüſt zur Handhabung des Teleſkops früher errichtet war, und in welchem der Boden jetzt mit Geſträuchen bepflanzt iſt. Der Reflector des Teleſkops war für dieſe Feier glänzend polirt, und genau um 12 Uhr am 1 Januar, beim Anfange des aſtronomiſchen Jahres, gingen Sir John Herſchel, ſeine Frau, ihre ſieben Kinder, deren Gouvernante und einige Perſonen, die bei dem Etabliſſement ſeines Vaters beſchäftigt waren, einigemale in Proceſſion um das Monument, traten darauf in den Tubus und ſetzten ſich auf Bänke, die in dieſer Abſicht geordnet waren. Hierauf ſangen ſie einige Verſe, die einer der Söhne Sir John Herſchels componirt hatte, gingen dann wieder um den Teleſkop herum, der Eingang des Tubus wurde verſchloſſen und der Tag mit einem Familienfeſte beendigt. (Litterary Gazette vom 11 April.)

Die proteſtantiſche Miſſion in China.

(Schluß.)

„Nicht viel glücklichere Reſultate, als durch die Gründung von Schulen', hat man erzielt durch die Vertheilung von Büchern religiöſen Inhalts. Man hat nicht weniger als ſieben verſchiedene Ueberſetzungen der heiligen Schriften in malayiſcher Sprache gedruckt; überdieß hatte man ſchon im Jahre 1820, wie aus einem Berichte des Dr. Milne hervorzugehen ſcheint, zwei und vierzig andere Abhandlungen religiös chriſtlichen Inhalts in derſelben Sprache verfaßt; alle dieſe Schriften ſind in vielen tauſend Exemplaren unter den Malayen verbreitet worden: ich habe aber nicht gehört, daß nur ein einziger Malaye dadurch bekehrt worden wäre.

„Was insbeſondere die Vertheilung der Bibel und andere religiöſe Tractate betrifft, ſo muß man in Betracht ziehen die geringe Anzahl der dadurch Bekehrten in Vergleich mit den erſtaunlichen Summen, die zu dieſem Endzweck verausgabt wurden. In der That darf die Begierde, mit welcher Heiden und Mohammedaner nach unſern religiöſen Abhandlungen ſtreben, nicht etwa dem Wunſche, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, zugeſchrieben werden; das ihnen fremdartige Papier, der ihnen unbekannte Schriftdruck, die Geſtalt und Farbe der Bücher, dieß alles iſt für ſie eben ſo ſehr Gegenſtand der Neugierde, als für uns ein Manuſcript auf ihrem Schreibmaterial, den Palmblättern, es ſeyn würde. Würde denn nicht auch ein Sendbote des Heidenthums, wenn er in den Straßen unſerer großen Städte Manuſcripte auf Palmblättern, dieſem uns unbekannten Schreibmaterial, gratis vertheilte, mehr Liebhaber und Abnehmer finden, als er zu befriedigen im Stande wäre; würde nicht Tag für Tag die begehrliche Menge ſich um ihn herumdrängen, bis endlich das neugierige Verlangen Aller durch ein genugſames Austheilen befriedigt wäre? Gerade ſo erging es den chriſtlichen Sendboten in Arrakan, wo die Einwohner die in reichlicher Menge unter ſie vertheilten religiöſen Tractate und Bibeltheile am Ende gleichgültig wegwarfen, ohne daß ſich ein ernſthaftes Verlangen nach der Erkenntniß der Wahrheit unter dieſer unzähligen Menſchenmenge kundgegeben hätte. Am gleichgültigſten aber zeigten ſich die Birmanen; bei den meiſten von dieſen war das Begehren von Büchern nur ein Vorwand, um genugſame Gelegenheit zu haben, die Fremden zu begaffen und die Kleidung unſerer Frauen bewundern zu können. Die Bücher, die wir ihnen gaben, ſchauten ſie jedesmal mit großem Staunen an; am meiſten nahm der Einband ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und oft zerriſſen ſie die Bücher vor unſern Augen, um nur den Einband genau unterſuchen zu können. Das ſind Thatſachen, würdig der Aufmerkſamkeit der Miſſionsfreunde in Europa, und es wäre ſehr wünſchenswerth, daß dieſe ſich durch die oberflächlichen Berichte der Miſſionäre nicht verführen ließen.

„Ich ſelbſt habe, den Irrawaddi ſtromaufwärts bis nach Ava, der Hauptſtadt der Birmanen, ſchiffend, in zwei und achtzig Städten und

Digitized by Google

Dörfern religiöse Tractate ausgetheilt, und überdieß 657 Fahrzeuge, von denen mehrere 15 bis 80 Passagiere enthielten, damit versehen, diejenigen Exemplare gar nicht gerechnet, die ich den Leuten am Ufer verabfolgte. Im Allgemeinen wurden diese Bücher mit großer Begierde begehrt, und viele, welche schon eines hatten, verlangten noch ein zweites; viele von denen, die keines erhalten hatten, sprangen ins Wasser und schwammen unserem Fahrzeuge nach, und oftmals, wenn wir gelandet hatten, waren wir von einer so großen Menge Bittender umringt, daß wir kaum Ruhe zum Essen und Schlafen hatten. Man glaube aber ja nicht, daß deßhalb ein Verlangen vorhanden gewesen sey, mit den Lehren des Christenthums vertraut zu werden; unsere Bücher waren für sie weiter nichts, als etwas Seltsames, ein Gegenstand der Neugierde.

Zu Singapur, wo man für die Vertheilung von Büchern und die Errichtung von Schulen unglaubliche Summen aufgeopfert hat, hat nicht eine einzige Bekehrung so viele Anstrengungen, so große Kosten belohnt. Und doch ist im ganzen Orient kein Ort, wo die religiösen Bücher in eben so großer Fülle verbreitet worden wären; man hat sie zu Tausenden und Zehntausenden weggeschenkt; man hat nicht nur die Malayen im größten Ueberflusse damit versehen, sondern auch unter die Araber, Muselmanen, Telingas u. s. w. Exemplare vertheilt. Seit langer Zeit sieht man die Büchervertheiler von Haus zu Haus gehen und jedem ihre Waare anbieten, der sich herabläßt, sie anzunehmen. Nicht geringere Summen als auf die Vertheilung von Büchern hat man gewendet auf die Gründung und Unterhaltung von Schulanstalten, aber Alles ist erfolglos geblieben.

„Ein Umstand ist es, der eine leicht verständliche Uebersetzung unserer heiligen Bücher ins Malayische äußerst schwierig, wenn nicht gar ganz unmöglich macht: es ist dieß der Bau dieser Sprache. Zwar ist das Malayische sehr leicht zu erlernen, denn es hat keine für einen Europäer schwer aussprechbare Laute, die Construction ist äußerst einfach und die Anzahl der Worte sehr gering; der nämliche Ausdruck bezeichnet die Zahl, das Geschlecht, den Modus und die Zeit; ein und dasselbe Wort ist Substantiv, Adjectiv, Verbum und Adverbium zugleich; selbst für die verschiedenen Zeiten des Verbums hat man keine verschiedenen Formen, so daß man das, was für die gewöhnliche Unterhaltung vonnöthen ist, sehr schnell erlernen kann. Dagegen ist aber diese Sprache so arm an abstracten Ausdrücken, daß man, bei der mündlichen oder schriftlichen Besprechung von Fragen aus dem Gebiete der Religion, es unmöglich vermeiden kann, neuer, fremden Sprachen entlehnter Ausdrücke sich zu bedienen, die nur durch eine lange Gewohnheit dem Angesprochenen verständlich werden können. Man hat daher bei der Uebersetzung der Religionsbücher neue Wörter aus dem Englischen, Griechischen, Portugiesischen und hauptsächlich aus dem Arabischen borgen müssen. Unter hundert Worten eines ins Malayische übersetzten Gebetbuches, so berichtet uns Walter Hamilton in seiner Zeitschrift, der East India-Gazetteer, befanden sich dreißig polynesische, sechzehn Sanskrit und sieben arabische Ausdrücke, so daß bloß ungefähr die Hälfte der Worte rein malayische waren.

„Noch schlimmer steht es bei den Chinesen aus; die eigenthümliche Beschaffenheit ihrer Schrift, die keine alphabetische ist, wie die unsrigen, sondern eine Art von Hieroglyphenschrift, wo jedes Wort durch einen besondern Charakter bezeichnet wird, bringt es mit sich, daß für eine große Anzahl von Worten unserer europäischen Sprachen, wodurch den Chinesen fremde Ideen ausgedrückt werden, keine Charaktere vorhanden sind. Es wäre demnach ganz unmöglich, die heiligen Schriften schriftlich in die Sprache des Volkes zu übertragen, wiewohl es vielleicht nicht ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, sie durch eine mündliche Erklärung verständlich zu machen. Zudem kann kaum der vierzigste Theil der Bevölkerung lesen, und selbst von denen, die dieser Kunst mächtig sind, verstehen die wenigsten die Gelehrtensprache, welche gänzlich verschieden ist von den vielen untereinander sehr abweichenden Dialekten. Man könnte nun vielleicht fragen: warum übersetzt man die heiligen Bücher denn nicht in die einzelnen Dialekte? Der Grund davon ist einfach der, daß die Mehrzahl dieser Dialekte keine besondern Charaktere hat; überdieß gibt es, so sonderbar und paradox dieß auch klingen mag, in der Sprache des gewöhnlichen Lebens eine Menge Worte, die man schriftlich gar nicht auszudrücken vermag. Es erregt ein peinliches Gefühl, wenn man erwägt, daß, trotz der Unwirksamkeit und Nutzlosigkeit dieser Uebersetzungen, schon die Uebersetzung der Bibel ins Chinesische allein mehr als 100,000 Dollars gekostet hat."

Miscellen.

Assam-Thee. Gegen Ende März bestätigte in London die Gesellschaft der Künste den Bericht ihrer Committee für Colonien und Handel über den Thee von Assam. Aus allen Angaben geht hervor, daß in der Bereitung und im Geschmack des Thees von Assam eine fortschreitende Verbesserung sich bemerken läßt. Das Experiment, die chinesische Theepflanze in Assam anzubauen, ist gelungen, und hat einen sehr aromatischen und feinen Thee ergeben, wogegen der ursprüngliche Assam-Thee den Nachtheil hatte, daß die Pflanzen zu alt waren und ohne gehörige Auswahl eingesammelt wurden. Man kann aus dem Erfolge der chinesischen Pflanze abnehmen, daß Boden und Klima von Assam völlig geeignet sind, Thee von der besten Qualität zu erzeugen. (Athenäum vom 28 März.)

Schwefelsäure als Düngungsmittel. Bis jetzt hat man im südlichen Frankreich drei Substanzen angewendet, die unmittelbar die Vegetation der Futterkräuter und Hülsenfrüchte befördern, Asche, Ruß und Gyps, allein ihre Seltenheit und Kostspieligkeit haben eine allgemeinere Anwendung verhindert. Jetzt ist man auf eine Substanz gekommen, deren Transport leichter und minder kostspielig ist, nämlich Schwefelsäure, die, tausendfach verdünnt, die Vegetation der Futterpflanzen aus der Familie der Leguminosen ungemein befördert. Mit einem Litre Schwefelsäure, der, in größerer Menge angekauft, anderthalb Franken kostet, kann man einen halben Hectar besprengen, während man, um nur einige Wirkung auf dieselbe Fläche hervorzubringen, drei Centner Gyps nöthig hätte, der etwa dritthalb Franken der Centner kostet. Die Besprengung mit diesem künstlichen Wasser ist ganz leicht, und kann bei trockenem und regnichtem Wetter mit gleichem Erfolge vorgenommen werden. (Delord. Journ. d'agric. du Midi. Febr. 1840.)

Polygonum tinctorium in Frankreich. Die Gesellschaft der Pharmaceuten in Paris hat dieses Jahr unter Anderem einen Preis ausgesetzt über die Frage: was sind die Bestandtheile des Polygonum tinctorium und die besten Mittel, den Farbstoff aus dieser Pflanze auszuziehen. Es handelt sich nämlich darum, ob die Pflanze sich in Frankreich anbauen lasse.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 120.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 April 1840.

Aus den Reiseerinnerungen an Südfrankreich.

(Von A. Freihrn. v. Oefele.)

Die hesperischen Gärten von Hyères.

Kaum in Hyères, dem Zenith des französischen Südens, angelangt, eilte ich nach seinem vorzüglichsten Zauber, den wahrhaft hesperischen Gärten, wo Flora die Kinder aller Zonen im Prachtgewand mit Früchten, Blüthen und Blumen um sich versammelt.

Da der Garten des Maires zu den ausgezeichnetsten gehört, so machte ich mit ihm den Anfang. Sein herrliches Gitterthor steht einladend jedem Fremden geöffnet, und man sieht sich in einem hübschen Hofraum, in dessen Hintergrund die Villa niedlich, doch in seltsamem Styl, und daran die Gärtnerwohnung ist. Ich suche nach Jemand, der mich einführt, und alsobald schaut ein raphael'scher Engelskopf von einem Gartenmädchen herab, die meine Begleiterin wird. Wahrlich, wenn solche Mädchen in diesem Orangenland wohnen, dann begreife ich, daß die Fremden sich gerne hier ansiedeln, und nicht mehr fortwollen! — Höchst liebliche Rosenhecken, die bis zu großen Rosenlauben und Gängen sich erheben, brachten mich zuerst durch die Blumengärtenparterre, die geschmackvoll angelegt waren, und wodurch sich die reinlichen Wege schlängelten, bis sich die langen Alleen von Orangen- und Citronenbäumen hindehnten. Hier konnte ich umherwandeln, wie ich wollte, indem mir meine Begleiterin gleichsam den Garten vertrauensvoll überließ. Diese Orangen- und Citronengärten sind gleich unsern Baumgärten angelegt, so daß die Bäume in langen, oft unabsehbaren Reihen stehen, von geraden, breiten Gängen felderweise durchschnitten; jedoch hie und da durch andere überraschende Partien mit exotischen Ziergewächsen ausgestattet, und durch anmuthige Gebüschgruppen untermischt, welches dem Ganzen eben den romantisch südlichen Charakter gibt. Da tauchen an den Seiten oft riesige Cactus mit prachtvollen Blüthenbüscheln in glühenden Farben und furchtbar große Aloën zwischen Oleander und Feigen empor, und zwischen ihnen durch blinken die weißen mit Epheu und blumichten Schlinggewächsen umstrickten Gartenhäuser und Oekonomien.

Bei weitem einer der schönsten dieser Gärten gehört dem Grafen Beauregard, der daran ein stattliches Villagebäude hat, zu welchem man, durch weite Anlagen und Pflanzungen von Citronen-, Mandel-, Feigen-, Orangen-, Pinien-, Oel- und Granatenbäumen auf Stufen aufwärts die herrlichen Terrassen steigend, und zu einer überraschenden Höhenpartie gelangt. Hier haben sich in köstlicher Einfassung der lieblichsten Parterre aller Formen zwischen Granaten, Lorbeern und Cedern die seltensten afrikanischen Erzeugnisse gelagert, und unter wohlriechenden Blumenpartien und Bosquetgruppen hebt sich aus ihrer Mitte der schönste der zwei berühmten Palmbäume von Hyères gigantisch mit seinem riesigen Fächerbüschel, oben einen Dom bildend, über Alles hinaus.

Da stand und saß ich lange im Entzücken befriedigter Reiselust vor diesem majestätischen Prachtexemplar von Afrika's feuriger Zone, in seiner zauberischen Genossenschaft von nie gesehenen Bäumen, Sträuchern, Pflanzen, Blumen, die sich auf dem grünen Sammetteppich des Bodens wiegten, und trug das Gemälde zum ewigen Andenken mit schwachen Umrissen in mein Album ein. Aber längst war es fertig, und doch konnte ich mich immer nicht von diesem Patriarchen der Bäume trennen, der leider an seinem unten schon ausgehöhlten Stamm sein hohes Alter verräth und für seine Zukunft besorgt macht. Es ist ein eigener, religiöser Zauber um eine mächtige Palme! wie erst wenn sie in ganzen Gruppen und Wäldern die Gegenden bedeckt, und ich begreife, daß sie ihn auf die Araber ausübt und ihnen selbst ihre Wüsten so heimathlich wonniglich macht.

Ein freundlicher Gärtner der Villa führte mich überall gegen eine Kleinigkeit herum, nannte mir alle exotischen und tropischen Kinder seiner Pflege, deren ungewöhnliche Namen ich als Nichtbotaniker eben so schnell vergaß, beschenkte mich mit Granatäpfeln und überließ mich ebenfalls nach meinem Gefallen dem ungestörten Genuß, in diesen köstlichen Villa-Anlagen herumzuwandeln. Sie sind von bedeutendem Umfang und ländliche Arbeitergruppen, mit verschiedenen Ernten beschäftigt, bildeten darin eine belebte, anmuthige Staffage. Sie gewährten mir unter freundlicher Begegnung eine Einsicht über die Einträglichkeit solcher Besitzungen, besonders durch Verwerthung

Digitized by Google

der Citronen und Orangen, die in ganzen Ladungen zu Schiffe versendet werden. Es gibt hier sehr reiche Eigenthümer von großen Grundstücken mit solchen Pflanzungen, deren Anlagen aber freilich mehr commerciell als ästhetisch sind, indeß dennoch einen ewig grünenden, blühenden, duftenden und goldene Früchte tragenden Gürtel um die Stadt bilden, die selbst in ihren hohen und niedern Regionen mit gartenmäßigen Terrassen, Steingeländern und Anlagen mit jungen Stechpalmen und andern Gewächsen geschmückt ist. Von den reizenden Höhen aus, wo ich mich befand, konnte ich weithin diese Gartenpflanzungen überschauen, und hatte in göttlichen Stunden, die ich hier verlebte, einen himmlischen Hochgenuß. Ihn verdanke ich besonders einem kleinen, artigen Mädchen, das mir, der ich zwischen öden, hochummauerten engen Gassen, welche diese Orangenpflanzungen umziehen, darnach suchte, gar freundlich voranhüpfend einen Eingang zeigte und, eine Zeit lang durch Rosenhecken mich begleitend, mit einer für mich abgepflückten Rose, die noch jetzt vertrocknet einen herrlichen Duft von sich gibt, endlich von mir Abschied nahm.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man die Karte Nordafrika's, so sieht man sogleich, daß das Hügelland zwischen dem Meere und der Wüste im Osten viel breiter, als im Westen ist. Wo die von Oasen unterbrochene Wüste sich ausdehnt, sind die Araber Herr geworden, im Hügel- und Gebirgslande haben sich die Ureinwohner, die man jetzt gewöhnlich mit dem arabischen Worte Kabylen bezeichnet, erhalten. Darum findet man in der Provinz Oran fast keine, in Algier wenig Kabylenstämme; in der Provinz Constantine aber machen sie höchst wahrscheinlich die bedeutendste Masse aus, und bilden eine Nationalität, die nicht nur der arabischen widerstand, sondern ihr auch vielfach feindlich gegenüber trat; im ganzen Norden und Nordwesten der Provinz sind die Kabylenstämme herrschend, und über die meisten scheint der Bey von Constantine nie eine mehr als nominelle Macht ausgeübt zu haben. Die Araber hausen hauptsächlich im Süden und Südosten. Außer diesen beiden reinen Stämmen findet sich aber noch eine schwer zu bestimmende Mittelclasse, die wahrscheinlich, wie die Wlachen in Macedonien und Thracien, Abkömmlinge der Bevölkerung sind, die aus den Ureinwohnern und den allmählich im Lande sich ansiedelnden Völkern, Puniern und Römern, entsprang, und in Folge der Vandalen- und Arabereroberung wieder verwilderte. Gewiß ist, daß sie eine den Arabern und Kabylen unverständliche Sprache reden, über welche jedoch die Franzosen, so viel uns bekannt, bisher keine Aufschlüsse gegeben haben. Blanqui in seinen oberflächlichen Berichten über die nordafrikanischen Besitzungen erwähnt gar nichts davon; in den Briefen aus Constantine nennt man sie Schowiahs (Chaouiah), allein damit ist man um kein Haar weiter. Denn Schawiah oder Schowiah ist ein rein arabisches Wort, welches Hirte *) bedeutet; Ibn Khaldun schon nennt die Zenatah (oder Uled Zenati, wie die Franzosen sagen) Schowiah. Daß die Aractas und Annenses dazu gehören, ist gewiß; ob auch die Telaghmas, Semuls, Ulad Abd-en-nur und Serawia,**) ist ungewiß, doch nicht unwahrscheinlich.

Ein beachtenswerther, doch noch keineswegs hinreichend aufgehellter Umstand ist, daß die Bey's von Constantine außer den eigentlichen Türken und Kuluglis hauptsächlich diese Stämme für sich bewaffneten, und daß man sie überhaupt zu den Maghsen oder Regierungstruppen zählte. Man bediente sich ihrer gegen die störrischen Kabylen und die unsteten Araber. Hierin liegt wohl auch der Grund, weßhalb Achmed Bey nach der Einnahme von Constantine zu ihnen sich zurückzog. Die Franzosen zogen ihm nach, und machten einige ziemlich unblutige Züge unter diesen Stämmen, die sich bald unterwarfen, und mit den Franzosen vereinigten: sie waren an gewisse Vergünstigungen und Bewilligungen gewöhnt, die ihnen als den Soldtruppen der Regierung zu Theil wurden, und wie die Smelas und Duairs in Oran an die Franzosen sich anschlossen, so thaten es auch diese Stämme, unter denen wir freilich noch nicht unterscheiden können, welche zu den sogenannten Schowiahs gehören, und ob die Bey's diese Stämme überhaupt oder nur einzelne derselben an sich gezogen hatten.

Die ersten Züge der Franzosen erklären sich nur durch diese Verhältnisse. Einer der ersten, welcher sich an die Franzosen anschloß, war Ali, Scheik der Semuls, die jedenfalls zu den Maghsen gehörten. Ohne die Intriguen eines verschmitzten Arabers, Namens Hamuda, welcher hauptsächlich die Verhältnisse der Stämme zu den Franzosen leitete und der von den einzelnen Scheikhs unter dem Vorwande, sie mit den Franzosen auszusöhnen, Geld erpreßte, wären wahrscheinlich diese Stämme kurz nach der Einnahme von Constantine zu den Franzosen übergetreten. Als im Frühjahre 1838 General Negrier eine Recognoscirung gegen Stora vornahm, und auf diesem Wege nach Mlad kam, stellte sich ihm Ben Hamelawi vor, der unter Achmed Bey die Würde eines Aga bekleidet hatte. Der General fragte ihn, warum er so lange nicht gekommen sey, seine Unterwerfung zu bezeugen. Ben Hamelawi antwortete kalt: „ich brauchte so lange, um das große Lösegeld zusammenzubringen, das der Hakem (der Oberrichter Hamuda) von mir verlangte.“ Diese Erpressungen führten später den Sturz dieses Mannes herbei. Ben Hamelawi aber trat von nun an in die Dienste der Franzosen, und hat ihnen wesentlich genützt. Seine militärische Unterstützung auf dem Zuge gegen Stora ist von keinem Belang, desto mehr aber leistete er auf dem Zuge gegen die Schowiahs (wenn wir die ehemals im Dienste des Bey's befindlichen Stämme mit diesem Namen belegen dürfen).

Eine verunglückte Recognoscirung des Landes der Aractas durch den Oberst Dauriac führte den General Negrier selbst in

*) Siehe im Journal des Savans, Julius 1838, den Artikel Quatremère's: Observations sur les Numides.

**) Wenn diese mit den anderswo Sellawas genannten eines und dasselbe sind, so gehören sie zu den Schowiahs.

Digitized by Google

dieß Land, noch im Frühling des Jahres 1838, und durch die Bemühungen Ben Hamelawis ſtellte ſich die Mehrzahl der benachbarten Scheikhs. Ihre Unterwerfung wollte freilich nicht viel beſagen, indeß hatten ſie doch die Franzoſen nicht feindlich empfangen. Kaum war indeß Negrier in Conſtantine zurück, ſo erfuhr er, daß Achmed, der ſich nach El Cantara (öſtlich von Conſtantine auf dem rechten Ufer des Wed Zenati am Rande der Wüſte) zurückgezogen hatte, und von da am leichteſten auf die zum alten Maghſen gehörigen Stämme einwirken konnte, mit 1000 bis 1500 Saharis (Reiter aus der Sahara) ſich aufgemacht habe. Negrier durchzog ſchnell das Land des Ulid Abdennur, der Telermas (Telaghmas?) und der Semuſs, welche alle bereits auf franzöſiſche Seite getreten waren, und lagerte ſich 12 Lieues vom Lager Achmeds in einer großen Ebene. Hier ging die Trennung Farhad ben Saids von den Franzoſen vor ſich. Farhad, der geſchworne Feind Achmeds, war in der Nähe, und hätte den ehemaligen Bey den Franzoſen entgegen treiben können, aber die Verbindung der letzteren mit den ehemaligen Maghſen ſtörte die bisherige Freundſchaft Farhads. „Du umgibſt dich," ſchrieb er an Negrier, „mit allen alten Freunden Achmeds, wie könnte ich, der ich ihr alter Feind bin, künftig in deinem Bunde bleiben? ich verlaſſe ihn, und gehe zu Abdel-Kader." Dieß Benehmen iſt ganz folgerichtig, und wenn Farhad ſpäter mit Abdel-Kader zerfiel, ſo lag der Grund darin, daß dieſer keine mächtigen und unabhängigen Häuptlinge neben ſich dulden wollte.

Der General kam in Verlegenheit: er konnte Achmed Bey nicht verfolgen, weil der Wind der Wüſte mit Heftigkeit wehte, die Hitze unerträglich und die Märſche faſt unmöglich machte; übrigens mußte es, ſobald er vorrückte, bald an Holz und Waſſer fehlen. Ben Hamelawi verlangte acht Tage, um alle Saharis von Achmed abwendig zu machen, und ſo den letzten Reſt ſeiner Macht aufzulöſen. Die Saharis ſammeln die Datteln am Saume der Wüſte, ihre Heerden liefern ihnen Wolle in Menge, und ſie fabriciren einige Stoffe, allein Korn mangelt ihrem von der Sonne verbrannten Lande, und gleich nach der Ernte kommen ſie nach Conſtantine, um ſolches gegen ihre Landeserzeugniſſe einzutauſchen. Ben Hamelawi benutzte dieß, und bald erklärten die Saharis ihrem ehemaligen Bey, ſie könnten ihre Exiſtenz nicht ſeinen Intereſſen und Entwürfen aufopfern. Mit Mühe brachte er ſie noch dahin, ihn zu den Annenſches, gleichfalls einem Schowiahſtamm zu begleiten, dann verließen ſie ihn. Achmed Bey blieb bis in die neueſte Zeit bei dieſem Stamm oder bei den verwandten Aractas, denen er vorſpiegelte, der Sultan der Türkei werde ihn mit einem Heere unterſtützen und ihn wieder einſetzen in ſein Beylik. Wie weit dieß mit den türkiſchen Intriguen und Unternehmungen in Tunis und Tripolis zuſammenhing, müſſen wir hier dahin geſtellt ſeyn laſſen, gewiß aber iſt, daß er keine türkiſchen Truppen erhielt, und daß die Aractas und Annenſches, bei denen er bis in den Anfang dieſes Jahres blieb, ihn endlich gleichfalls verließen: ſie waren durch ihre Anhänglichkeit an ihn nach der Gränze von Tunis zu gedrängt und ſo gut wie gänzlich abgeſchloſſen worden, ſo daß ſie ihre Producte nicht mehr verkaufen konnten. Dieſer Lage wurden ſie müde, und ſchloſſen ſich endlich im Januar d. J. gleichfalls den Franzoſen an.

Ben Hamelawi hat zu dieſem Erfolg durch ſeine Kenntniß der Menſchen und des Landes am meiſten beigetragen: er gilt für einen äußerſt ſchlauen, gewandten Mann, ſchon mehreren Beys hatte er gedient, und man glaubt, daß er aus klarer Einſicht ſeines eigenen Intereſſes jetzt den Franzoſen treu ſey; ſchon ſeit mehr als anderthalb Jahren dient er als Aga, und unterrichtete Officiere behaupten geradezu, erſt ſeit er Aga geworden, habe man mehrere Scheikhs von Bedeutung ſich im Ernſte unterwerfen ſehen. Dazu mag wohl auch der Boden beitragen, auf dem er hauptſächlich thätig war, nämlich der öſtliche Theil von Conſtantine, wo eben die mit der alten Regierung ſo eng verbundenen und als Hülfstruppen organiſirten Stämme hauſen. Im Anfang waren die Franzoſen immer dort beſchäftigt, jetzt ſind dieſe Stämme mit ihnen eng durch ihre Intereſſen verbunden, und ſomit haben die erſtern, da dieſe Stämme ſehr zahlreich ſind, jetzt eine mächtige Partei für ſich. Die Kuluglis und dieſe zum alten Maghſen gehörigen Stämme bilden die Streitmacht, die den Franzoſen namentlich bei den fliegenden Colonnen die weſentlichſten Dienſte leiſten, und ohne dieſe Truppen hätten ſie die ſpätern Züge gegen Stora, gegen Dſchimmilah, gegen Setif und endlich gegen die eiſernen Thore ſelbſt nicht wohl unternehmen können.

(Schluß folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Paros.

Dieſe Inſel liegt weſtlich von Naxos, und iſt von demſelben durch einen nicht ſehr breiten, aber gewöhnlich ziemlich ſtürmiſchen Canal getrennt. Sie hat eine Oberfläche von etwa 4⅘ Quadratmeilen und eine ſehr unregelmäßige Form. Obgleich man auf Paros Spuren vulcaniſchen Urſprungs findet, iſt der Boden dennoch ziemlich fruchtbar, und würde dieſes noch mehr ſeyn, wenn es reicher an natürlichen Quellen wäre und einen größern Antheil genöſſe von den periodiſchen Regengüſſen, welche von dem benachbarten viel höhern Naxos angezogen werden. Dieſem Fehler ſucht man durch gegrabene Brunnen, die faſt auf allen Grundſtücken gefunden werden und womit man eine künſtliche Bewäſſerung bewerkſtelligt, abzuhelfen. Indeſſen iſt dieſer, ſo wie der Mangel an Händen, die Urſache, daß nur etwa der fünfte Theil des culturfähigen Bodens bebaut wird.

Die vornehmſten Producte von Paros ſind die folgenden: an Weizen rechnet man im Durchſchnitt jährlich auf 40.000 Pinakis zu 9 Okas, und auf den zweifachen Ertrag an Gerſte. Beide ſind von mittelmäßiger Qualität. Von der Gerſte wird ein wenig nach den andern Inſeln ausgeführt; das übrige dient nebſt dem Weizen zu eigener Conſumtion. Von Roggen und Bohnen erntet man 12.000 Pinakis, wovon ein Drittheil nach Santorin und Syphanto abgeſetzt wird; an Oel 5000 Okas für eigenen Bedarf; an Zwiebeln mehr als 2000 Kantaros, wovon die Hälfte nach Santorin, Syra, Nauplia und Athen geht; an Käſe 10.000 Okas, wovon 2000 eben dahin ausgeführt werden. 5000 Okas Honig und 800 Okas Wachs dienen zur eigenen

Digitized by Google

Consumtion, so wie auch die wenige Baumwolle, welche gebaut wird. An Wein gewinnt man durchschnittlich 16 bis 20,000 Barils, rothen und weißen, beide von keiner ausgezeichneten Sorte, wovon gewöhnlich drei Viertheile nach der Küste des griechischen Continents verkauft werden. — Die Zehnten wurden im letzten Jahre für 50,000 Drachmen verpachtet. Die Zölle tragen jährlich etwa 10,000 Drachmen ein, die Viehabgabe 4000 Drachmen.

Die Einfuhrartikel auf Paros beschränken sich auf die fehlenden Lebensmittel und andere Bedürfnisse, als Oel, Reis, harte Seife, welche größtentheils von Syra hergebracht werden, so wie Eisen, einige Manufacturen u. s. w.

Die Bevölkerung von Paros, welche eher im Zu- als im Abnehmen ist, beträgt stark 6000 Seelen, welche, mit Ausnahme einer einzigen katholischen Familie, alle der rechtgläubigen Kirche angehören, und größtentheils Ackerbau treiben. Sie sind vertheilt in sechs Dörfern und einem Marktflecken, Parchia genannt, welches der Hauptort ist und an dem gleichnamigen Hafen liegt. Dieser Hafen wird von einer tief ins Land eingeschnittenen Bucht gebildet und darf nicht als sicher betrachtet werden. Mehr zu empfehlen ist in dieser Hinsicht der von Naussa im Norden nach Naxos hin, an welchem eine Ortschaft liegt, wo die Russen früher eine Niederlassung hatten. Auf der südöstlichen Küste liegt noch ein dritter Hafen, Trios genannt, wo große Schiffe einen sichern Ankerplatz finden. Die Marine von Paros besteht aus einer Brigg von 250 Tonnen, womit der Eigenthümer auf dem schwarzen Meere in Fracht fährt, und daher selten zu Hause kommt, und aus 52 kleinern Fahrzeugen, welche keine weiten Reisen machen.

Besondere Industriezweige bestehen auf Paros nicht, außer der Verfertigung von baumwollenen Strümpfen, wovon eine geringe Quantität in die Türkei ausgeführt wird, und dem Bereiten von groben Decken und Tüchern aus der Wolle der Schafe, deren Paros an 12,000 Stück (mit Inbegriff einer gewissen Anzahl Ziegen) besitzt. Von Rindvieh und Eseln hat man nur das durchaus Nothwendige für den Landbau; Pferde oder Maulesel gibt es fast gar nicht. Obgleich die Gutsbesitzer hier seit der Revolution durchgehends verarmen, scheint der Wohlstand der geringern Classen zu wachsen. Ueberhaupt haben die Einwohner kein sehr gesundes Aeußere, und ihre Sitten sind eben nicht lobenswerth. Die Luft auf Paros ist sehr gesund, mit Ausnahme von Parchia, wo im Sommer Fieber herrschen, verursacht durch die Nordwinde, welche die Miasmen aus einem an dem gegenüberliegenden Ufer befindlichen Sumpf herübertragen. Dieser Sumpf, so wie mancher andere in Griechenland, wäre ohne große Mühe und Kosten auszutrocknen, allein dieses scheint bis jetzt der Aufmerksamkeit der Regierung noch entgangen zu seyn. Eben so ist es mit den Salzpfannen von Paros und Antiparos, wovon die erstere bestimmt an 5000 Centner und die zweite nicht viel weniger liefern könnten, aber welche durchaus vernachlässigt werden, obgleich die Regierung jene auf Paros für Staatseigenthum erklärt hat.

Die vor Alters berühmten Marmorgruben im nordöstlichen Theil der Insel, nicht weit vom Kloster Talmina, werden seit langer Zeit nicht mehr ausgebeutet. Wir sind bis in den tiefsten Theil derselben heruntergestiegen. Es wäre jedoch überflüssig, hier eine Beschreibung davon und von dem vortrefflichen Marmor, der sich hier findet, zu geben. Bei Strabo findet man alles Merkwürdige davon beschrieben, und so wie die Alten es verlassen haben, liegt es noch. Ein reicher Schatz für ein betriebsames Volk und für eine Regierung, welche die Industrie zu beleben und zu ermuntern wüßte.

Der Flecken Parchia ist auf den Grundmauern der alten Stadt Paros erbaut. In der Nähe desselben zeigt man die Stelle, wo der Tempel des Aesculap gestanden hat, von welchem nur eine Wasserleitung übrig geblieben ist. Mitten in diesem Flecken steht eine Art von Thurm, aus auseinandergelegten Trümmern jenes Tempels bestehend, welche Ueberbleibsel ein beredtes Zeugniß geben von der Schönheit und Erhabenheit jenes Kunstwerks sowohl, als von dem barbarischen Fanatismus der ersten Christen, welche ein so herrliches Denkmal zertrümmert und in ein abgeschmacktes lächerliches Ding umgebildet haben. Es ist ein kolossaler Haufen von zerschlagenen Säulen, Capitälen u. s. w. aus dem schönsten Marmor, auf dessen Gipfel eine Art Capelle, ebenfalls aus Trümmern zusammengesetzt und irgend einem unbekannten Heiligen geweiht, diese Entweihung der Kunst in ihren Schutz nimmt. Die bei dem Flecken gelegene Kirche der Panagia, größtentheils aus Ueberbleibseln desselben Tempels zusammengeflickt, enthält nichts Sehenswürdiges als vier Porphyrsäulen, die jedoch gleichfalls sehr viel gelitten haben.

Obgleich es auf Paros zwei Lancasterschulen und eine hellenische Schule gibt, wird doch der Unterricht wenig gesucht; die drei Schulen hatten, als wir sie besuchten, zusammen kaum 160 Schüler.

Miscellen.

Umzugießende Münzen in Frankreich. Die zu dem Ende niedergesetzte Commission hat sich im Anfange dieses Monats mehreremale versammelt, und es wurde derselben ein genauer Etat der umzuschmelzenden Münzen vorgelegt.

Alte Sous aus der königlichen Zeit (sous tournois)	10,000,000 Fr.	2,400,000 K.
Sous von Glockenspeise	19,000,000 —	4,560,000 —
Sous aus den Zeiten der Republik	21,000,000 —	4,200,000 —
Silbermünzen von 15 und 50 Sous	20,000,000 —	100,000 —
Sechs Liardstücke	4,000,000 —	100,000 —
Zwei Sousstücke	2,840,000 —	88,000 —
	76,840,000 Fr.	11,448,000 K.

Gletscherwälle in den Vogesen. Im XI. Band des Bulletin de la Société géologique steht eine Abhandlung von einem Hrn. Renoir, welcher nachweist, daß sich in mehrern der bedeutendsten Thäler, namentlich in dem von Gromagny, alte Gletscherwälle finden, und sonach in alter Zeit Gletscher in demselben gewesen seyn müssen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 51** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.) — **Gedichte von Robert Burns.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes 1 Rthlr. 6 Gr., halbjährlich 6 fl. und vierteljährlich 1 T. Für diejenigen, welche das Ausland nicht haben, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 121.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 April 1840.

Mäßigkeitsgesellschaften in Irland.

(Nach Taits Edinburgh Magazine. April.)

Wer vor zwei Jahren behauptet hätte, daß irgend etwas Anderes, als eine übernatürliche Gewalt die niedern Stände Irlands bewegen könne, plötzlich nüchtern und mäßig zu werden, hätte für einen kopflosen Schwärmer gegolten; wer aber hätte voraussagen wollen, daß in der Provinz Munster Tausende und aber Tausende von Whiskeytrinkern ohne andern Grund als die Ueberzeugung von den schlimmen Folgen der Trunkenheit bereit und eifrig seyn würden, nach dem Tempel der Mäßigkeit zu wallfahrten, um sich in eine Gesellschaft gänzlicher Enthaltung von geistigen Getränken einzureihen, den hätte man geradezu für einen Narren erklärt. Doch ist diese scheinbare Unmöglichkeit durch einen Mann in dem kurzen Zeitraum von zwanzig Monaten bewerkstelligt worden, einen Mann, dem weder Reichthum noch Macht zu Gebot steht, und der eine in den Annalen der Geschichte beispiellose moralische und gesellschaftliche Revolution herbeiführen wird. Dieser Mann ist Hr. Matthew, Geistlicher in Cork, der im Anfange des Jahres 1838 in dieser Stadt eine Enthaltsamkeitsgesellschaft gründete, die am 20 Januar 1840 nicht weniger als 500,000 Mitglieder zählte. Dieß rasche Wachsthum ist schon an und für sich merkwürdig, verdient aber die größte Aufmerksamkeit, wenn man nachweisen kann, daß es aus einer großen Nationalbewegung hervorgeht, einer freiwilligen Anstrengung des Volks, welche einen der eigenthümlichsten Charakterzüge desselben zu Tage legt.

Die ersten Versuche einer Gesellschaft zu gänzlicher Enthaltung wurden im südlichen Irland zu Cork von einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde (Quäker) gemacht, aber mit wenig oder gar keinem Erfolg, weßhalb sie an Hrn. Matthew sich wandten, in der richtigen Ansicht, daß eine zwanzigjährige treue Erfüllung seines Amtes, welche ihm den verdienten Ruf eines Freundes der Armen verschafft hatte, ihn am besten zu einem Mäßigkeitsapostel befähige. Der ehrwürdige Mann versprach sich nicht sonderlich viel von dem Erfolg seiner Unternehmung, und er äußerte sich anfangs selbst, daß er eine Anzahl von 500 Mitgliedern schon für ein großes Glück halten würde. Eine öffentliche Versammlung ward indeß gehalten, und am 10 April 1838 eine Gesellschaft auf den breitesten Grundlagen gebildet; die einzige zur Aufnahme nöthige Form bestand in der Wiederholung der Worte: „ich verspreche, so lange ich ein Mitglied der Mäßigkeitsgesellschaft bin, mich aller geistigen Getränke, es sey denn als Arznei, zu enthalten, und nach allen Kräften auch andere von der Trunkenheit abzubringen.“ Hr. Matthew setzte sodann hinzu: „Gott segne Euch, und mache Euch stark, Euer Versprechen zu halten.“ Anfangs wurden nur wenige Convertiten gemacht, und diese nur durch Hrn. Matthews früher erworbenen Einfluß auf die untern Stände, als aber die, welche den Gebrauch der berauschenden Getränke ganz aufgegeben hatten, bald in ihrer Gesundheit sich wesentlich verbesserten, so wurde in kurzem der Glaube herrschend, der ehrwürdige Mann, der den Segen über das neue Mäßigkeitsmitglied ausspreche, besitze eine heilende Kraft. Dieß gab der Gesellschaft einen großen Aufschwung, und die Blinden, die Lahmen und die Hinkenden zogen nach Cork, um das Versprechen der Mäßigkeit abzulegen und geheilt zu werden. Matthew that, was er konnte, um diese Täuschung zu zerstören, aber immer noch herrscht die Ansicht vor, daß das Versprechen wirksamer sey, wenn Hr. Matthew es abnehme, als bei einem andern. Mag man dieß Aberglauben nennen, jedenfalls aber muß man zugeben, daß es Jedermann freisteht, sich seinen Seelen- wie seinen Körperarzt zu wählen, und man sieht nicht ein, warum nicht der arme Ire so gut seine Schuhe an seinem Shillelah (Prügel) auf dem Rücken tragen und nach Cork wandern soll, als ein reicher Engländer vier Pferde an seinen Wagen hängt, und einen bewährten Arzt aufsucht.

Die rasche Vermehrung der Gesellschaft begann bald die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und mehrmals wandte man sich an Hrn. Matthews, daß er diese oder jene Stadt besuchen möchte. Dieß schlug er ab, indem er erklärte, alle, denen es ernst sey, würden selbst zu ihm kommen, und die Ermüdung und die Entbehrungen einer langen Reise, namentlich wenn sie zu Fuß gemacht werde, würde einen langen und tiefen Eindruck in den Gemüthern zurücklassen. Die erste Ausnahme von dieser Regel trat ein, als er um einer andern Ursache

Digitized by Google

willen Limerick besuchte: die Menge drängte so entsetzlich, daß Truppen ausrücken mußten, um Unglück zu verhindern. Später forderten ihn seine kirchlichen Obern auf, Waterford und Clonnel zu besuchen, da das in Schaaren nach Cork strömende Landvolk vielfach auf dem Wege betrogen und ausgezogen wurde. Seine Bemühungen hatten den glänzendsten Fortgang, und es fehlte natürlich nicht an eifrigen Beförderern der Sache, welche die Berichte, wie gut es denen ergehe, die sich der geistigen Getränke enthielten, weit verbreiteten. Eine Frage erhebt sich freilich: wird dieß auch dauern? Der Verfasser des Aufsatzes, dem wir diese Mittheilungen entheben, geht hier in eine Auseinandersetzung ein, in welche wir ihm nicht folgen können, spricht indeß seine entschiedene Ansicht aus, daß allerdings manche wieder in ihren alten Fehler zurückfallen würden, daß die Mehrzahl aber doch fest bleiben werde; den Hauptgrund für diese letztere Ansicht findet er in dem Umstand, daß jetzt selbst in kleinen Localitäten Gesellschaften von Mäßigkeitsfreunden bestünden, welche die Schwachen ermunterten, auszuharren und ihr Gelübde nicht zu verletzen.

Der Umstand, daß eine halbe Million Trunkenbolde sich mit einemmale der geistigen Getränke enthält, muß natürlich einen sehr entscheidenden Einfluß auf die statistischen Verhältnisse des Landes ausüben, und so fand denn im vorigen Jahre ein sehr bedeutender Ausfall in den Abgaben auf geistige Getränke und eine Vermehrung der Abgaben von Thee und andern ähnlichen Gegenständen statt. Die Berichte der Polizei und die Reden der Magistrate bei der Eröffnung der Gerichtssitzungen lauten gleichfalls günstig; viele aber schreiben die große Abnahme von Verbrechen im südlichen Irland während des vorigen Jahres dem Nichtvorhandenseyn einer politischen Aufregung zu, nachfolgende Angaben jedoch haben ihren Grund allein in der Mäßigkeitsgesellschaft. Ein Doctor Bullen von dem Nordspital in Cork, einem der größten in Irland, das in den letzten eilf Monaten 1258 Kranke aufnahm, und 14,500 außer dem Hause zu versorgen hatte, gibt an, daß Verletzungen, die im Trunke Samstag Abends nach Empfang des Lohnes beigebracht wurden, in den letzten neun Monaten des vorigen Jahres sich um ein Dritttheil verminderten. Die Fälle, daß Weiber in Folge bedeutender Mißhandlungen von Seite ihrer Ehemänner ins Spital gebracht wurden, wovon man in der Woche gewöhnlich zwei rechnen konnte, haben fast ganz aufgehört; die Unfälle von Arbeitern, z. B. Herabstürzen von Gerüsten, Beschädigung durch Maschinen, haben sich um die Hälfte vermindert. Bei der letzten Erneuerung der Schenkgerechtigkeiten in Limerick haben achtzig Wirthe und Branntweinhändler ihre Gerechtigkeit nicht erneuern lassen. In der kleinen Stadt Killarney haben vierzehn Personen den Verkauf geistiger Getränke aufgegeben, und meistens Suppen- und Kaffeebuden dafür errichtet, oder ähnliche Anstalten, welche wesentlich dazu beitragen werden, die Versuchung zum Rückfall in die alte Trunksucht zu vermeiden. Zu Cork haben, abgesehen von der großen Verminderung der Schenkgerechtigkeiten, sechzehn Wirthe sich zahlungsunfähig erklärt, und alle die Schuld davon auf Hrn. Matthews Erfolge geschoben. Aehnliche Resultate könnte man fast aus allen Städten des südlichen Irlands berichten. Dabei ist noch zu bemerken, daß im ersten Jahre der Fortschritt der Gesellschaft vergleichungsweise langsam war, — am Ende der ersten zwölf Monate fanden sich nur 7000 Mitglieder — daß also die Wirkungen einer so wohlthätigen Veränderung in den Sitten des Volks sich erst in den statistischen Angaben am Ende dieses Jahres zeigen müssen.

Unter den Einwürfen, die man gegen die Mäßigkeitsvereine gemacht hat, gibt es keinen, der sich nicht leicht widerlegen ließe durch die Hinweisung auf die günstigen Folgen für die Gesundheit und den Wohlstand so vieler tausend Familien. Da man aber häufig behauptet hat, Hr. Matthew mache sich durch die Ausbreitung der Gesellschaft ein großes Einkommen, so muß bemerkt werden, daß für die Ablegung des Mäßigkeitsversprechens durchaus nichts gefordert wird. Wenn das neu aufgenommene Mitglied eine Karte oder eine Medaille wünscht, um dadurch in seinem Landdistrict oder seinem Wohnort Mitglied einer Tochtergesellschaft zu werden, so muß er dafür 13 Pence bezahlen, was, wenn man den Preis der zu Birmingham geschlagenen Medaille, den Transport, die gedruckten Karten, die Bezahlung der Schreiber und die Unterhaltung der Register berechnet, keineswegs zu viel gefordert ist. Hr. Matthew ist kein reicher Mann, und kann nicht mehr thun, als seine Zeit ohne Entschädigung der Beförderung seines großen Zweckes zu widmen; die Forderung von 13 Pence ist nach der möglichst niedern Berechnung angesetzt, wenn die Gesellschaft ihre eigenen Ausgaben bestreiten soll.

Die Franzosen in der Provinz Constantine.

(Schluß.)

Nach solcher Sicherung ihres Rückens konnten nun die Franzosen weiter gehen. Das erste war, Milah zu besetzen, das den Weg gegen Norden und gegen Westen bahnte, und um so nothwendiger war, als schon im J. 1838 ein Unterbefehlshaber Abdel-Kaders von Westen her in die Provinz drang, jedoch von den Kabylen zurückgeschlagen wurde: in die Gebirge des Dschurdschura scheint der mohammedanische Fanatismus nicht so eingedrungen zu seyn, daß ihre Bewohner darum sich den Befehlen des Emirs hätten fügen sollen. Von Milah wollten die Franzosen nach Dschidschell nordwärts vordringen, aber als man das Gebirgsland näher in Augenschein nahm, fand man dieß nicht gerathen, kehrte um, und ging nach Dschimmilah, welches südwestlich von Milah und fast westlich von Constantine liegt; 800 Mann wurden dort gelassen, die aber aus Mangel an Wasser und Lebensmitteln fast umkamen, und nach Constantine zurückgeführt werden mußten. Es war nothwendig, sich zuvor an der Küste mehr festzusetzen, ehe man von Constantine aus tiefer ins Land eindrang, denn der Weg von Bona nach Constantine ist zu weit, und es wurde noch im Julius des Jahres 1838 ein Convoi, das von Oran nach Constantine geschickt wurde, unterwegs aufgehoben.

Man fand die Straße auf, welche die Römer von Con-

Digitized by Google

stantine nach Stora angezeigt hatten, Marschall Valée kam selbst nach Constantine, verkündigte dort die definitive Organisation dieser Provinz, *) und brach dann nach Stora auf, das nebst den Ruinen des alten Rusicada am 7 October 1838 besetzt wurde. Die umwohnende Kabylen machten keine feindseligen Demonstrationen, sondern ließen die Besetzung ruhig geschehen; auf den Trümmern von Rusicada wurde das sogenannte Fort de France errichtet, und bald darauf der Grund zu einer neuen Stadt gelegt, welche den Namen Philippeville erhielt, und gegenwärtig schon 200 Häuser zählen soll. Nachdem man sich Stora's versichert, und dadurch eine kurze Straße vom Meere nach Constantine gewonnen hatte, rüstete man sich, auch Dschidscheli und Collo, zwei benachbarte Häfen, zu besetzen; jedoch geschah dieß erst im Frühjahr 1839.

Dagegen wurde noch im Spätjahre 1838 die Expedition nach Setif wieder aufgenommen, und am 15 Dec. dieser freilich höchst unbedeutende Ort ohne Widerstand besetzt. Dieß war die Einleitung zur Ausführung des Plans, die Provinz Algier mit Constantine auf dem Landweg in Verbindung zu setzen durch den Engpaß der eisernen Thore, eine Unternehmung, die freilich erst im Spatjahre 1839 unternommen, und auch dann noch als zu voreilig betrachtet wurde. Dieß ist der bekannte, noch im frischen Gedächtniß stehende Zug des Herzogs von Orleans mit Marschall Valée im verflossenen October. Einhundertzwanzig Lieues wurden auf einem von Europäern seit Jahrhunderten nicht betretenen Gebiete zurückgelegt, und gegen die allgemeine Erwartung blieben die mächtigsten Kabylenstämme des durchzogenen Landes ruhig, wogegen ein benachbarter, Abdel-Kadern ergebener Araberhäuptling einige Hundert Mann zusammenraffte, um sich dem Weiterzug der französischen Colonne zu widersetzen, was er jedoch bald wieder aufgeben mußte. Bald darauf brach der Krieg mit Abdel-Kadern aus, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die immer weiter um sich greifende Herrschaft der Franzosen in der Provinz Constantine den letztern bewog, schnell loszuschlagen, um nicht diese Herrschaft eine tiefere Wurzel greifen zu lassen. Schon hat nämlich diese Herrschaft die Folge gehabt, Tunis fast gänzlich abzuschneiden, und wenn nicht Marokko Abdel-Kadern Waffen und Munition liefert, kann er sie nur noch auf eine höchst mühsame Weise im tiefen Süden von Constantine durch den Golf von Cabes und die Oase von Tuggurt erhalten, auf welchem Wege auch Abdel-Kader im vorigen Herbst Munition bezogen haben soll.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Franzosen seit der Einnahme von Constantine, trotz mehrerer einzelnen Mißgriffe, ein sehr consequentes System befolgt haben, daß dieß System ihr Uebergewicht — denn Herrschaft kann man es eigentlich noch nicht nennen — in derselben sicherte, daß die Schowiah-Stämme ihnen ergeben sind, daß Ben Hamelawi, Ben Aissa, Ben Gana ihnen sehr wesentliche Dienste geleistet haben und noch leisten, daß die Kabylenbevölkerung bis jetzt einer Verbindung mit Abdel-Kadern sich entschieden abgeneigt bezeigt hat, wenn sie gleich an manchen Orten, namentlich um Budschia, noch immer den Franzosen feindselig gegenüber stedt, und daß somit diese letztern Abdel-Kadern zugleich von Osten her bedrohen können, während sie ihm vom Norden her entgegenrücken. Wie die frühern Beys, bedienen sie sich der Schowiahs, um den Kabylen im Norden und den Arabern im Süden zu imponiren, und sie haben somit nun eine heimische Macht errungen, die ihnen in der Provinz Algier fast ganz fehlt, und in der Provinz Oran nur schwach ist, da hier die Smelas und Duairs die einzigen sind, die zu ihnen halten. Constantine ist auch die einzige Provinz, in der man durch die Anlegung einer französischen Stadt der französischen Obergewalt Nachdruck zu geben versucht hat, und wenn es in der nächsten Zukunft in Algier, Titteri und Oran nur Kämpfe und mühselige Märsche zu berichten geben wird, kann man in Constantine von den Fortschritten der Colonisation erzählen.

*) Derjenige Theil der Provinz, dessen Verwaltung sich Frankreich nicht direct vorbehalten wollte, wurde eingebornen Häuptlingen mit dem Titel Khalifas anvertraut, mit Ausnahme der Aractas, Henanschas (Annensches) und Ammar Scheragas (wie es scheint lauter Schowiahstämme), welche unter besondern Kaids stehen und direct mit dem Obercommandanten von Constantine communiciren; offenbar eine Erneuerung des alten Maghsensystems. Khalifa über einige Kabylenstämme war der bekannte Ben Aissa, der ehemalige Vertheidiger Constantines, und Scheikh el Arab der oft erwähnte Ben Gana, der neulich wieder die in die Provinz eingedrungenen Truppen Abdel-Kaders geschlagen haben soll. Mehrere Kaids der Schowiahs, so wie Ben Gana und Ben Aissa, erhielten bei dem Besuch des Herzogs von Orleans im October vorigen Jahrs den Orden der Ehrenlegion. Das System, die Leute, welche früher schon im Dienste des Bey's gestanden, zu Heren, scheint wohl zu gelingen.

Temperatur der Erde und des Wassers in Brunnen.

Hr. White, Secretär der meteorologischen Gesellschaft in London, hat eben Tabellen herausgegeben, welche die mittlern monatlichen Resultate von 18jährigen Beobachtungen über das Wasser in zwei Brunnen enthalten, deren einer 15, der andere 20 Fuß tief ist; dabei ist die mittlere Temperatur der Luft im Schatten und 5 Fuß über der Erde angegeben. Die mittlere Temperatur des Wassers im 20 Fuß tiefen Brunnen hat eine überraschende Aehnlichkeit mit der eines 24 Fuß tiefen Brunnens, die Hr. Quételet gegeben, indem die Zunahme 0°,74 Cent. und 0°,69 Cent. je nach der verschiedenen Tiefe betrug.

Wenn wir zugeben, daß die Temperatur der Erde dieselbe, wie die des Brunnenwassers in einer Tiefe von 20 Fuß ist, was sich nur wenig von der Wahrheit entfernt, so durchdränge die Wärme vom Frühlings- zum Herbst-Aequinoxium ungefähr in Zeit von 9 Tagen einen Fuß, und dieselbe Erdschichte würde sich während des Winters in gleichem Maaße erkälten.

Obgleich die Sonne ihren höchsten Stand gegen den 20 oder 22 Junius erreicht, so zeigt sich doch das mittlere Maximum der äußern Lufttemperatur nicht vor der ersten oder zweiten Woche im Julius, und in einigen Sommern sogar später; das Maximum der Temperatur des Brunnenwassers von 20 Fuß Tiefe kommt erst drei Monate danach. Die mittlere Temperatur der Luft entspricht hier dem 15 Mai. Die mittlere Temperatur des Brunnenwassers zeigt sich bei 20 Fuß Tiefe gegen den 17 Julius, bei 15 Fuß Tiefe gegen den 10 Julius. (Echo du Monde Savant vom 18 April.)

Digitized by Google

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Antiparos,

im Alterthum und auch jetzt wieder Oleáros genannt, und berühmt als Geburtsland des Phidias und Praxiteles, liegt weſtlich von Paros, von welchem es nur durch einen engen Canal getrennt iſt. Es hat nur eine halbe Quadratmeile im Umfange, beſteht größtentheils aus Kalkfelſen, und iſt bei weitem nicht ſo fruchtbar als die Nachbarinſel Paros. Die ſeit Jahrhunderten von Seeräubern beunruhigte Bevölkerung iſt jetzt bis auf etwas mehr als 300 Seelen eingeſchmolzen, wovon die meiſten in einem elenden Dörfchen, eine Viertelſtunde von der Südoſtküſte entfernt, zuſammenwohnen und in dem Landbau und Fiſchfang einen dürftigen Erwerb finden.

Die 8000 Kilos Gerſte und 2000 Kilos Weizen, welche man hier jährlich erntet, dienen zur eigenen Nahrung. Von den 500 Barils Wein, die man gewinnt, und welcher, wenn man ihn ohne hinzugegoſſenes Waſſer haltbar werden kann, beſſer iſt als der von Paros, werden 300 Barils nach dem Continent geſchickt, ſo wie auch etwa 2000 Okas Schafkäſe, welches, mit ungefähr 500 Ziegen als Schlachtvieh, die ganze Ausfuhr bildet.

Etwa 50 Cantaros Baumwolle von geringer Sorte, welche hier gewonnen werden, werden für eigenen Bedarf verarbeitet, ſo wie auch die Wolle einer Heerde von 2000 Schafen, welche, nebſt etwa hundert Stück Rindvieh und einigen Eſeln, den ganzen Viehſtand von Oleáros ausmachen. Das wenige, was man von auswärts bedarf, wird von Paros herübergeholt; jedoch gibt es zu Antiparos noch drei kleine Fahrzeuge, womit man auch nach Syra fährt, und das obenerwähnte Schlachtvieh, Wein und Käſe dorthin ausführt. Früher wurde viel Brennholz von Antiparos nach Santorin ausgeführt. Die örtliche Behörde hat jedoch dieſe Ausfuhr mit einem Zoll belegt, welchem zufolge Santorin ſich jetzt auf Amorgos und andern Inſeln, wo dieſer Zoll nicht beſteht, verſieht, und ein großer Erwerbszweig für die Bewohner von Antiparos verloren gegangen iſt. Die Fiſcherei iſt dort gleichfalls ein Erwerbszweig, wozu die umliegenden Buchten die ſchönſte Gelegenheit darbieten.

Die Zehnten waren 1856 verpachtet für 1250 Drachmen, die Zölle tragen jährlich 250 Drachmen und die Abgabe vom Vieh 700 Drachmen ein — ein Beweis von der drückenden Laſt dieſer früher unbekannten Steuer.

Das Klima iſt ſehr geſund, und eine Bevölkerung von 2000 Seelen würde durch Ackerbau und Fiſcherei ſehr leicht ihren Unterhalt finden können. Bekannt iſt die merkwürdige Stalaktitenhöhle von Antiparos, welche Choiſeul de Gouffier ziemlich genau gemeſſen und abgezeichnet hat, wogegen die Beſchreibung von Tournefort Manches zu wünſchen übrig läßt. So fanden wir die Tiefe der Höhle ſtatt von 500 Toiſen kaum 300 Schuh. Das Hinunterſteigen in dieſe wundervolle Höhle iſt und bleibt übrigens ſehr beſchwerlich und nicht ohne Gefahr, weßhalb auch die Führer ſich theuer bezahlen laſſen.

Unter den umliegenden kleinen Inſeln, welche ohne Ausnahme unbewohnte Felſen ſind, hat Phyra eine Salzpfanne. Auf Despotika und Strongylo laſſen die Bewohner von Oleáros von Zeit zu Zeit ihre Schafe und Ziegen weiden. Gegenüber Despotika liegt der einzige Hafen von Antiparos, Hagios Georgios genannt, welcher einen nicht unſichern Ankerplatz darbietet.

Scherſchel.

Das alte Cäſarea, in deſſen Nähe das heutige Scherſchel liegt, war ſehr vortheilhaft gelegen, um Centralmauritanien zu beherrſchen. Im Rücken von Bergen umgeben, konnten ſeine Verbindungen von Zeit zu Zeit durch die Unbeſtändigkeit der Eingebornen unterbrochen werden und wurden es auch; aber das konnte nur vorübergehend geſchehen, denn die Römer beſetzten zugleich auch das Binnenland. Der Beſitz von Cäſarea machte ſie zu Herren eines trefflichen Hafens, und öffnete ihnen den Zugang zu den Ebenen und Thälern zwiſchen dem Schelif und Mazafran. Von hier drangen ſie ohne Mühe bis nach Medeah und Miliana, und führten die Erzeugniſſe des Landes aus; auch iſt noch das ganze Land mit den Ruinen ihrer Colonien bedeckt.

Von der Seeſeite beherrſchte Cäſarea eine von 35 bis 40 hohen Mauern, die noch beſtehen und alle Einbuchten des Ufers umfaſſen, zuſammengehaltene Hochfläche. In einiger Entfernung oberhalb dieſer Eſplanade war die Stadt zur Hälfte auf einer Ebene gebaut, die andere Hälfte erhebt ſich im Amphitheater auf einem ziemlich ſchroffen Abhange und breitet ſich gegen Süden auf der Rückſeite eines Hügels aus. Es war eine beträchtliche Stadt; ihre Mauern umgaben ſie überall, allen Unebenheiten des Bodens folgend; ſie ſind gut gemauert und haben mehr als eine Stunde im Umfange. Eines der Thore auf der Landſeite führt in die Gebirge der Beni-Manaſſer, das weſtliche, das am Seeufer liegt, führt in das gebirgige Gebiet der Ben-Zifra, das öſtliche geht nach den hohen Hügeln der Schenuna.

Die Pracht dieſer Ruinen und diejenigen, die man in ihrer Umgebung ſieht, beweiſt, daß die Römer aus Julia Cäſarea den Hauptſitz ihrer Macht in dieſem Lande gemacht hatten. Das Waſſer des Fluſſes El-Haſchem wurde mehrere Stunden weit durch eine große und koſtbare Waſſerleitung hergeführt, deren Ueberreſte man noch zwiſchen den Hügeln im Südoſten ſieht. Noch 1752 beſtand ſie, und es ſcheint, daß noch heute zu Julia Cäſarea eine Anzahl Waſſerbecken und Ciſternen vorhanden ſind, in denen man vor Alters das Regenwaſſer ſammelte. Die größte, von ovaler Form, war ſehr zerfallen, nach der Ausdehnung ihres Umfanges berechnet man, daß ſie mehrere tauſend Tonnen Waſſer enthalten konnte. (Echo du Monde Savant vom 12 April.)

Die amerikaniſche Entdeckungs-Expedition. Das Bulletin de la Société de géogr. vom Februar d. J. theilt hierüber Nachfolgendes mit: Die Expedition verließ Madeira am 18 September und erreichte Rio-Janeiro am 25 November. Hierauf ging L. Wilkes ſeiner Inſtruction gemäß zur Recognoscirung des Rio-Negro und der umliegenden Küſten ab, begab ſich von da nach dem Feuerland, wo er einen Theil ſeiner Diviſion zur Fortſetzung der wiſſenſchaftlichen Forſchungen zurückließ, und mit dem andern Theile den antarktiſchen Ocean zwiſchen dem 105° O. L. und dem Lande Palmer beſchiffte. Nachdem er bis zum 70° S. B. vorgedrungen, fand er ſich von ungeheuren Eismaſſen umgeben, und entging nur mit Mühe der Gefahr vom Eiſe eingeſchloſſen zu werden. Da die Jahreszeit ſchon zu weit vorgeſchritten war, ſtieß er wieder zu den beim Feuerlande zurückgelaſſenen Schiffen, und kam am 15 Mai 1839 nach einem furchtbaren Sturme nach Valparaiſo. Von da ging er nach Callao, wo er am 6 Junius ankam, und bald darauf nach den Sandwich-Inſeln aufbrach. Seit dieſer Zeit hat man keine Nachricht mehr von ihm.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag zum Monat April.)

Digitized by Google

Nr. 122.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Mai 1840.

Die Bukowina.

(Von J. G. Kohl.)

Dieses hübsche Ländchen von 24 Meilen größter Länge, 15 Meilen größter Breite und etwa 180 Quadratmeilen Flächeninhalt, bildet nach Norden die äußerste Spitze der großen von den Dako-Romanen (Wallachen) bewohnten Ländermasse, die sich von hier aus 100 Meilen weit nach Süden bis über die Donau hinaus und tief in die griechische Halbinsel hinabzieht. Wie alle Gränzländchen hat sie in den heftigen politischen Stürmen und Strudeln, welche diese jetzt so friedlichen Gegenden bewegten, häufig ihren Herrn gewechselt, und wurde bald von den Polen in Besitz genommen, bald von den Moldauern revindicirt. Ursprünglich aber gehörte sie entschieden den letzteren an; denn nicht nur ist die Grundbevölkerung des Landes moldauisch, was sie auch wahrscheinlich seit uralten Zeiten war, da mit äußerst wenigen Ausnahmen die Benennungen aller kleinen und großen Flüsse und Berge des Landes nicht slavisch, sondern moldauisch sind,*) sondern auch neben den geselligen Verhältnissen des Landes sind alle seine physikalischen Zustände ganz dieselben, wie in der übrigen Moldau. In der Bukowina, wie in der Moldau und Bessarabien, der Anbau des „Popescho" oder „Kukurus," hier, wie dort, noch Weinbau, Buchen- und Eichenwälder, Wassermelonen, die ebenso wie der Mais dann über die Gränzen der Bukowina nicht weiter nach Norden hin vorschreiten.

In der Bukowina, wie in der Moldau, arbeitet der Bauer nach dem alten „Ghilaschen Chrysov" (Gesetzbuch) des Jahres zwölf Tage seinem Herrn; hier, wie dort, ist eine Herbsttagsarbeit zum Ausdreschen von 60 Mandeln Getreide, die Mandel zu 15 Garben, und die Garbe so dick, als sie ein Mensch umspannen kann, angenommen und festgesetzt, und ebenso hier, wie dort, gleichmäßig der Frühlings- und der Sommertag bestimmt. Hier, wie dort, arbeiten die Herren daran, die Masse der Tagesarbeit zu vergrößern, und die Garben dicker zu machen, als sie ein Mensch umspannen kann.

*) Die höchsten Spitzen der Karpathen machen davon eine Ausnahme, sie sind von Slaven bewohnt und benannt.

Die Familien und Familiennamen dieser Herren sind in der Bukowina ganz dieselben, wie in der ganzen Moldau und Wallachei. Es sind lauter alte wallachische Familien, die von uralten Zeiten her, und griechische, die seit dem byzantinischen und türkischen Kaiserthum im Besitze der Güter seyn mögen, Mustacza, Mikultscha, Tudora, Logotheti, Gokar, Formosati, Wlachowitz gehören zu berühmtesten Namen. Die Familien sind von frühern Zeiten her graecisirt und der Adel verkehrt unter sich vermittelst der griechischen Sprache. Durch von Wien ausgehende Einflüsse fangen sie jetzt an, sich zu germanisiren, lernen Deutsch und Französisch, nennen sich Barone und Grafen, und kleiden sich fast ohne Ausnahme deutsch. Viele von ihnen, so z. B. die Mikultschas, sind in der Moldau, Bessarabien und Bukowina zugleich ansässig und somit drei Kaisern zugleich unterthan, ebenso wie auch manche polnische Große ihre Besitzungen unter drei verschiedenen Sceptern haben.

Charakteristisch für die geographische Lage des Ländchens ist es, daß sein jetziger Name Bukowina, welches so viel als Buchenland oder Buchenwald heißt, aus den Kämpfen der Polen mit den Moldauern hervorging. „Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts, zur Zeit des polnischen Königs Albrecht," sagt Kantemir, der bekannte Geschichtschreiber der Moldau, „war hier am Pruth ein großes, offenes Feld. Als die Polen mit einer großen Armee auf demselben ihr Lager aufschlugen, griff sie Stephan der Große, Fürst von der Moldau, an, schlug sie, eroberte ihr Lager, jagte die Polen in die Flucht, erlegte die meisten und machte über 20,000, die meistentheils Edelleute waren, zu Gefangenen. Als ihm hernach der König von Polen für die Auslösung derselben eine große Summe Geldes anbot, schlug Stephan dieselbe aus, weil er sich ein solches Siegeszeichen errichten wollte, welches seine Siege auch noch in den künftigen Jahrhunderten verkünden sollte. Zu dem Ende spannte er alle 20,000 Polaken, Gemeine und Edelleute, an den Pflug, und ließ das ganze Schlachtfeld, welches zwei Meilen lang und eine Meile breit ist, umpflügen und mit Buchensamen besäen, welcher darnach dann zu weitläuftigen und schönen Wäldern aufwuchs, welche die Polaken nun „Bukowina" nennen, indem sie niemals ohne Thränen von diesem Orte Meldung thun."

Digitized by Google

Das erwähnte Schlachtfeld und der darauf angebaute Blut-Buchenwald (Dumbreville Roche nannten ihn die Moldauer, mit Bezugnahme auf das hier vergossene Polenblut) lag auf der Landenge zwischen Pruth und Dniestr bei Chotim und Tschernowitze, in welcher Gegend noch jetzt viele Gräber, Ueberreste von Schanzen und Circumvallationen von den vielen Kämpfen zeugen, die auf diesen schönen ebenen Gränzfeldern die Türken, Polen, Ungarn, Moldauer, Russen und Tataren von jeher sich lieferten.

Ein Theil der Bukowina, etwa 31 Ortschaften jenseits des Pruths, ist russisch geworden, das ganze übrige aber, wie bekannt, seit 1775 österreichisch. Daß das Land im Ganzen genommen unter seiner jetzigen deutschen Regierung außerordentlich gewonnen hat, dafür lassen sich eine Menge Zeugnisse aufführen, unter andern auch die außerordentliche Vermehrung der Einwohnerzahl. Nach einer Zählung, die nicht lange nach der österreichischen Besitznahme im Jahre 1788 vorgenommen wurde, fanden sich in dem Lande nur 120,000 Einwohner, wogegen man im Jahre 1838 nicht weniger als 280,000 zählte. In einem Zeitraume von 50 Jahren hat sich also die Einwohnerzahl fast verdreifacht, ein Verhältniß, welches wohl weder in der russischen, noch in der türkischen Moldau statt gehabt haben möchte. Diese außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung mag zum Theil durch Einwanderung bewirkt seyn von Deutschen, welche sich in den Städten als Bürger, Kaufleute und Handwerker niederließen, und von Rusniaken, welche als tüchtigere Arbeiter den eingebornen Moldauern vorgezogen werden, zum Theil aber gewiß auch und zwar wohl vorzugsweise durch die bessere politische Ordnung, welche die Deutschen in allen geselligen Zuständen einführten, und insbesondere durch Verbesserung des Zustandes der geringeren Volksclassen, deren sich die österreichische Regierung energisch annahm, und die daher im Schatten der österreichischen Gerechtigkeitspflege sich mehrten und gediehen. Die geringe Auswanderung des Adels, dem natürlich die neue Ordnung der Dinge wenig gefiel, und der sich aus der Bukowina, wie aus Bessarabien, lieber jenseits des Pruths in die türkische Moldau, das Land, wo seine angestammten Brüder noch mit dem alten Glanze regieren, zurückzieht, kam dagegen wenig in Betracht.

Die Einwohner sind, wie gesagt, durchweg Wallachen oder Dako-Romanen, und mit ihnen sind die fremdartigen Elemente ganz eben so gemischt, wie in der ganzen übrigen Moldau. Armenier, ungefähr der hundertste Theil der Stadtbewohner, als Kaufleute, Wirthe u. s. w.; Juden, ungefähr der zehnte Theil der Stadtbewohner, als Krämer, Handwerker u. s. w. Ebenso besteht die wallachische Grundbevölkerung, wie überall in der Moldau, aus „Bauern," „Maßil," „Resesch,"*) „Bojaren" und „Kaluger" (Priester). Auch blieben noch aus türkischer Zeit manche andere Benennungen von Aemtern und Ständen, so z. B. die „Barams" und „Banziers" oder Gerichtsdiener, die „Arnauten" als Schaarwachter, die „Umblatoren" oder Briefträger, die „Kalaraschi" oder reitende Boten. — Zu dieser alten Stammbevölkerung kommen nun aber noch als bukowinische Besonderheiten die Deutschen, welche sich als Beamte und Handwerker in den Städten ausgebreitet haben, der Art, daß die Hauptstadt des Landes, Tschernowitze, eigentlich ganz deutsch ist, ferner einige magyarische Ansiedlungen, an der siebenbürgischen Gränze und einige russische Colonien am Pruth, die von schismatisch-religiösen Auswanderern gestiftet wurden; und endlich dann in den Bergen, von denen aber die höchsten Spitzen nicht mehr zur Bukowina, sondern schon zu Siebenbürgen gehören, die Huzzulen, ein slavisches Bergvolk, das sich in allen Stücken von der wlachischen Bevölkerung unterscheidet und auch noch tief in Siebenbürgen hineingeht. Der Name Huzzulen ist wohl nur in der Bukowina und Moldau gebräuchlich. Er wird von dem alten dacischen Worte „Huzi," welches so viel als Räuber bedeutet, hergeleitet, und mochte daher ursprünglich, wie so viele andere Volksnamen, mit denen sich die verschiedenen Völker belegten, mehr ein Schelt-wort und Nomen appellativum, als ein Volksname und Nomen proprium seyn. Die Huzzulen bewohnen die Gruppe der „schwarzen Berge," die der höchste südliche Theil der Karpathenkette sind, und gränzen im Norden an die „Goralen," welche dann die weiterhin folgenden Berge bewohnen. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit der Viehzucht und der Waldwirthschaft. Ihr Vieh ist eine kleine Race von schwarzer Farbe, während das Vieh der Ebenen groß und silbergrau von Farbe ist. Sie brennen Kohlen, fällen Holz, verfertigen allerlei Holzwaaren, und verführen diese, wie ihr Brenn- und Bauholz, einerseits durch die Bukowina auf dem Dniestr, Pruth, Sereth und der Moldawa auf Flößen in die Ebenen der Moldau und Bessarabiens, andrerseits durch die Theiß, Samos und Bistriza nach Ungarn und Siebenbürgen hinab. Man erkennt diese Bergbewohner in der ganzen Bukowina leicht an ihrer reichern Kleidung, ihrem festen, eigenthümlichen Gange und ihrem guten, tüchtigen Beile, das sie so wenig entbehren können, wie ihren Arm, und das ihnen immer zur Seite im Gürtel steckt.

Die Bukowina wird von Westen nach Osten von zwei einander parallelen Flüssen durchflossen, dem Pruth, dem Sereth, der Sutschowa und Moldawa (der Dniestr berührt das Land nur im Norden), durch die es in eben so viele parallele große Thäler getheilt wird, und man kann das Land in Bezug auf seine physikalischen Gränzen am besten als das Land der obern Quellengebiete dieser vier Flüsse bezeichnen. Man könnte es die Schweiz der Moldau nennen, denn es ist im Gegensatz der übrigen Moldau und Wallachei durchweg, mit Ausnahme der Ebenen am Pruth, hügelich und gebirgig; auch ist es das Paradies der Moldau, denn es ist durchweg reizend, hübsch bewaldet und stark bebaut. Die Geschichte lehrt auch, daß es die Wiege der Moldau sey, denn nicht nur entspringt hier der Fluß Moldawa, der dem ganzen Lande den Namen gab, sondern es liegt in seinen Gränzen auch die ehemalige alte Hauptstadt der ganzen Moldau, Sutschawa, von wo aus erst später die Residenz nach Jassy verlegt wurde.

Die Fruchtbarkeit der Bukowina ist so groß, daß sie deßwegen bei allen Nachbarn berühmt ist. Die Galizier reden immer von ihr, wie von einem gelobten Lande, und die Oesterreicher sprechen von ihren mit türkischem Mais gemästeten

*) Kleine Edelleute.

Digitized by Google

Hähndeln und Truthühnern als von dem Delicateſten, was in dieſer Art die öſterreichiſche Monarchie aufzuweiſen hätte. Der Boden gibt durchweg zwölffältige Ernte, die Weiden in den Bergthälern ſind einzig ſchön; ja was noch mehr iſt, der Honig rieſelt hier zu Zeiten vom Himmel, und die Butter regnet für und fertig aus den Wolken herab. Letzteres erzählen der Fürſt Kantemir und Sulzer. — Sulzer ſagt: „es regne oder rieſele oft zur Sommerszeit klarer Honig vom Himmel herab, welches die Einwohner mit Unrecht Manna nennen.“ Der Fürſt Kantemir ſagt vom Butterregen, den er „ein ſonderbares Schauſpiel“ nennt, Folgendes: „vor Sonnenaufgang falle in den Bergen der Bukowina ein Thau auf die Blätter der Kräuter und Bäume, den die Einwohner in ein Gefäß ſammelten; nach einiger Zeit fänden ſie aber über dem Waſſer die ſchönſte Butter ſchwimmen, welche weder an Geruch, noch Farbe, noch Geſchmack von der gemeinen Butter verſchieden wäre. In dieſer Butter ſtecke ſo viel Nahrungsſtoff, daß, wenn die Schafe zu der Zeit (im März, April und Mai, wo der Butterregen beſonders häufig ſtatt habe) auf die Berge zur Weide getrieben würden, ſie nach wenigen Tagen wegen allzugroßer Fettigkeit erſticken müßten, daher die Hirten in denſelben Monaten ihre Heerden am Fuße der Berge bleiben ließen.“ — Selbſt hinter den Fabeln und Mährchen ſteckt immer einige Wahrheit, wie auch in der unſchmackhafteſten Frucht ein Kern, und wir mögen daher des Fürſten Kantemir Berichte immer als Beweiſe der außerordentlichen Fettigkeit der bukowiniſchen Weiden nehmen, wenn wir auch nicht wiſſen, was wir aus ſeinen „Schafen mit ſteifem Halſe machen ſollen, die ſich nicht zum Graſe hinabbücken könnten, dafür aber ſo lange Unterlippen hätten, daß ſie ſich mit dieſen das Futter abrupften, wie der Elephant mit ſeinem Rüſſel.“ Ebenſo mag es auch eine Fabel ſeyn, was noch bis auf dieſe Stunde einige Leute in der Bukowina behaupten, daß noch in einigen ſehr wilden Gegenden Auerochſen vorkommen ſollen. Bären aber gibt es in den Gebirgen noch in Menge, während die Wölfe in der Ebene zahlreicher zu ſeyn ſcheinen. Daß die öſterreichiſche Regierung mancherlei zu Ausrottung dieſer wilden Thiere thut und Prämien auf ihre Erlegung ausſetzt, kann, ſo lange ſie noch keinen Cordon gegen die aus Polen, Rußland und Türkei immer von neuem ohne Paß ſich hereinſtehlenden Raubthiere gezogen hat, wenig helfen. Die Huzzulen ſollen außerordentlich kühn auf der Bärenjagd ſeyn; ſie gehen dieſen Thieren gewöhnlich nur mit ihrem Beile bewaffnet zu Leibe, wie der Koſak den Wolf mit dem Kantſchu tödtet. Ja es ſoll bei ihnen ſogar ein gewöhnliches Experiment ſeyn, den Bären ihren bloß mit Kleidern umwickelten Arm in den Rachen zu rennen, und ihn ſo zu erſticken. Die Huzzulen wie die Wallachen ſind ſehr geſchickte Bärenzieher (oder „Urſaren“ in ihrer Sprache von dem Lateiniſchen ursus); der glaubwürdige Sulzer erzählt, daß er einem Feſte beigewohnt habe, welches der wallachiſche Fürſt zu Ehren ſeiner Schwägerin gegeben und bei welchem 40 Bären einen großen Tanz aufführten, wobei ihre Urſaren ſie mit Tambourins, Tambours und wallachiſchen Geſängen begleiteten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Schomburgs Reiſe auf dem Orinoco und Rio-Negro.

In der geographiſchen Geſellſchaft vom 25 März wurden folgende Bemerkungen auf einer Reiſe von Esmeralda auf dem Orinoco nach San Carlos und Moura, auf dem Rio-Negro in Braſilien und von da über das Fort San Joaquim nach Demerara vorgeleſen, welche Hr. Schomburg vom März bis Juniuſ 1839 machte.

Wir verließen Esmeralda am 25 Februar, erzählt Hr. Schomburg, fuhren den Orinoco in weſtnordweſtlicher Richtung 15 Meilen weit hinab, und kamen an die merkwürdige Theilung dieſes Fluſſes, die Baron Humboldt ſo gut und ausführlich beſchreibt. Als wir den ſüdlichen Arm oder natürlichen Canal des Caſſiquiare betraten, der hier gegen 100 Yards breit und $^1/_{10}$ einer Meile in einer Stunde zurücklegt, fanden wir ihn ſeicht und mit Granitblöcken bedeckt; ſeine Ufer ſind hoch, und mit dichten, doch nicht hohen Bäumen bewachſen, unter Anderem bemerkte ich den Sirabally, eine Art Lorbeerbaum, und die Sawarai-Palme. Im Hinunterfahren ſah ich auf einigen Granitblöcken mehrere Kreiſe und Linien, nach Art der indianiſchen Bilderſchrift, und die erſte, die ich ſeit Eſſequibo geſehen hatte. In einiger Entfernung weiter unten landeten wir bei Mandavaca, dem erſten bewohnten Ort am Caſſiquiare. Die Bevölkerung beſteht ungefähr aus 80 Creolen und Indianern, deren Hauptbeſchäftigung iſt, Seile aus der Chiquechique-Palme (Attalea funifera) zu machen, die zur Zeit des hohen Waſſerſtandes nach Angoſtura am Orinoco, 600 Meilen davon, zum Verkauf gebracht werden. Fünf Meilen unter Buenaviſta erhebt ſich ein merkwürdig dahin verſetzter Granitblock, den man Piedra de Culimacari nennt, 150 Fuß hoch über den Strom; an ſeinem Fuß iſt ein undurchdringliches Dickicht von Bambus, Palmen, Lianen u. ſ. w., und etwas weiter rechts drei andere Granitmaſſen, eine 40 Fuß hoch, deren Form einem Obelisk gleicht, die einen andern Felſen auf ihrer Spitze trägt; gegen ihn lehnt ſich ein anderer Stein, und das Ganze bildet eine maleriſche und ſonderbare Gruppe. Die Länge des Caſſiquiare, ſeine Windungen mit eingeſchloſſen, beträgt 116 Meilen, ſeine Breite an der Mündung 550 Yards, die des Guainai, der von Nordweſt kommt und in den er ſich ergießt, 600 Yards. Die vereinigten Ströme nehmen ihren Lauf ſüdöſtlich, unter dem Namen des Rio-Negro oder ſchwarzen Fluſſes, nach der Farbe des Waſſers. San Carlos, ein Dorf am Zuſammenfluſſe, enthält gegen 400 Menſchen.

Früh am Morgen des 7 März gingen wir über den Granitberg Corni, der 850 Fuß über die Ebene ſich erhebt; er iſt nackt und ſteil gegen Süden, doch auf ſeiner Weſt- und Oſtſeite hat er Bäume, und bietet einen beſonders maleriſchen Anblick dar. Hier war der Aufenthaltsort des Häuptlings Cocui, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſeiner Grauſamkeit und ausſchweifenden Lebens wegen bekannt war. Dr. Natterer aus Wien erſtieg vor ungefähr ſechs Jahren den Gipfel des Cocui. Beim Dorfe Mabe ſahen wir ein großes Canoe mit einem Verdeck, welches das Steigen des Waſſers erwartete, um den Strom befahren zu können, der, obgleich ſehr ſeicht, doch hier 900 Yards breit war. Nur in dieſer Jahreszeit können die Erzeugniſſe des Waldes, wie Zarzas, Pucheri, Jalap, Copaiva-Balſam u. ſ. w., nach Para gebracht werden, ein Weg, der ſtromabwärts in zwei, aufwärts aber in ſechs Monaten gemacht wird. Gerade unterhalb vereinigt ſich von Weſten der Fluß Iſanna mit ihm. Die obern Gegenden ſind dicht

Digitized by Google

mit indianischen Stämmen bewohnt, gegen welche vor kurzem eine Expedition ausgeschickt worden war unter dem Vorwande, sie für die brasilische Flotte zu pressen; doch in Wahrheit, um sie als Sklaven in die Bergwerke im Innern des Landes zu schicken, und der dadurch verursachte Schrecken war so groß, daß wir viele der Dörfer verlassen oder nur von Frauen und Kindern bewohnt fanden. Die Dörfer an den Ufern des Rio-Negro sind weit vernachlässigter, als die spanischen Niederlassungen am Cassiquiare und zu San Carlos. Mehr als sieben Jahre sind vergangen, seitdem ein Priester sie besucht hatte, und die jetzige Hirtenreise des Padre Felipe war das Gespräch des ganzen Landes. Gerade oberhalb der Vereinigung des Flusses Uapes wendet sich der Rio-Negro ostsüdöstlich, welche Richtung er 250 Meilen weit bis San Thomar behält. Die Gegend ist hier sehr angenehm; in der Entfernung gegen Südsüdost liegen die Gruppen der steilen Wanari Mapon-Berge; näher erheben einige einzelne Berge ihre Häupter aus der Ebene, während der Vordergrund von mehreren kleinen Hütten belebt wird, die auf den Inseln und Ufern des Flusses liegen, umgeben von Platanen und Bananen, über welche die schöne Paripe-Palme ihre gefiederten Blätter erhebt. Der Fluß Cacobiri mündet sich hier von Südwest her ein, während fast ihm gegenüber auf einer hervorspringenden Spitze des östlichen Ufers die einsame Capelle der heiligen Barbara steht, die selbst in diesen verlassenen Wildnissen das friedliche Zeichen des Christenthums über den breiten Fluß erhebt, der zu ihren Füßen fließt und schäumt. Dieß die Gegend an dem Orte, wo der Rio-Negro den Aequator überschreitet. Mehr als 14 Monate waren verstrichen, seit ich diese Parallele 500 Meilen weiter gegen Osten durchschritten hatte, und obgleich es nur eine eingebildete Linie ist, so kann man doch nicht umhin, einiges Interesse an den großen Cirkel zu knüpfen, mit dem wir gewöhnt sind unsere bedeutendsten geographischen Messungen zu machen. Ein niedriger Berg, ungefähr zwei Meilen südlich von der Capelle der heiligen Barbara, auf dem westlichen Ufer, wäre nach meiner Rechnung genau auf der Aequinoctiallinie, und in Mangel eines andern Namens mag es vielleicht erlaubt seyn, ihn Cerro de Equador zu nennen. Unterhalb Carmo dehnt sich der Fluß zu einer Breite von drei Meilen aus; seine Tiefe variirt von 10 Fuß zu wenigen Zoll; die Küsten sind flach und dicht bewachsen, Palmen sind zahlreich, doch die Höhe der Waldbäume überschreitet selten 70 Fuß; der majestätische Mora von Essequibo fehlt ganz.

Barara, früher San Thomar, liegt auf einer Anhöhe auf dem südlichen Ufer des Flusses, der hier eine Breite von 10 Meilen hat. Hier ist eine Kirche und die Ruinen von 20 Häusern; die einzigen Einwohner, die wir fanden, waren ein altes Negerweib und ein indianisches Mädchen; die Lianen, die über die Dächer ihre Ranken ausbreiteten, und die hohen Büsche und das Gras vor den Thüren zeigten den Zustand gänzlicher Verlassenheit. Mit Ausnahme von zwei Palmenarten, war das Grün wegen der langanhaltenden Dürre sehr kümmerlich; wohin wir blickten, sahen wir Feuer und Rauch, und des Nachts hatten wir das herrliche Schauspiel, ganze Inseln in Flammen zu sehen, und mehrere andere Feuer in der Ferne. Der Pirarucu, oder Sudis Gigas, ein Süßwasserfisch von 12 Fuß Länge, wird sehr häufig hier gefunden. Er wird mit Harpunen gefangen. Seine Schuppen sind von schöner Carmoisinfarbe, woher sein Name Pira Rucu, rother Fisch. Zu Barcellos, einem Orte, der zu Anfang dieses Jahrhunderts 1000 Einwohner hatte, fanden wir 20 Häuser bewohnt; das ist die Folge der politischen Kämpfe. Der Rio-Negro ist hier 15 Meilen breit, doch durch Inseln in zahlreiche Canäle getrennt. Nachdem wir die Mündung des Rio-Branco überschritten hatten, besuchten wir die Ilha de Pedra, so genannt, weil sie mehrere Granitblöcke enthält, welche eine große Menge sogenannter indianischer Bilderschriften tragen, die aus Darstellungen von Menschen, Vögeln, Thieren bestehen. Auf einem großen Steine sind 15 Figuren von Menschen in einer Linie gereiht, als wenn sie tanzten; am merkwürdigsten jedoch sind die Zeichnungen von zwei Schiffen, das größere mit drei Masten, gleich den Galeeren jener Tage. Es bleibt also kein Zweifel, daß diese Bilder in einer spätern Zeit und nach der Entdeckung des Amazonenstroms gemacht sind, als die Fahrzeuge der Conquistadores schon auf dem mächtigsten Strome der Welt schwammen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Gruppe der Figuren sich auf ein sehr erfreuliches Ereigniß, vielleicht die erste Ankunft von Europäern auf dem Amazonenstrome, bezieht.

Als wir den Rio-Branco 500 Meilen weit meist in nördlicher Richtung aufwärts fuhren, brachten uns 20 Tage in unsere alten Quartiere, das Fort San Joaquim. Fast sieben Monate waren seit unserer Abreise vom Fort verstrichen, in welchen wir einen Umkreis von 2200 Meilen gemacht hatten, eine Strecke, die die Quellen der nördlichen Nebenflüsse des Takatu, die westlichen des Mazarimi, die Quellen des Caroni, die nördlichen Nebenflüsse des Parima, die Quellen des Paragua, des eigentlichen Parima, Merewari, Orinoco, Cassiquiare und den Rio-Negro bis zum Zusammenflusse mit dem Rio-Branco umfaßt. Nach einem kurzen Aufenthalt hier gingen wir über die kurze Strecke, welche das Becken des Amazonenstroms von dem des Essequibo trennt, und setzten unser leichtes Boot auf die hohen Gewässer eines Nebenflusses des Rupununi, erreichten den Punkt seiner Vereinigung mit dem Essequibo, fuhren den reißenden Strom hinab und kamen am 20 Junius 1839 nach einer Abwesenheit von mehr als 22 Monaten zu George-Town in Demerara an, nachdem ich, außer jenem kurz angedeuteten Wege, den Essequibo bis zu seiner Quelle unter dem 0° 40′ N. B. verfolgt hatte.

Aus dieser kurzen Skizze kann man sich einen Begriff von der ungeheuren Wasserverbindung dieses schönen Landes machen, welche mit geringer Mühe bis nach Santa Fé de Bogota, ja selbst bis zum stillen Meere im Westen und Buenos-Ayres im Süden ausgedehnt werden könnte. Besäße das brittische Guiana nicht die Fruchtbarkeit, die sein unterscheidendes Merkmal ist, diese Binnenschifffahrt allein würde es von großer Wichtigkeit machen; aber bei diesem Segen glänzender Fruchtbarkeit erhöht diese ausgedehnte Wasserverbindung seinen Werth als brittische Colonie, und wenn man hinreichende Colonisten hieher schickte, die diese Hülfsquellen nutzbar machten, so würde der Hafen von Demerara mit jedem andern auf dem weiten Festlande Südamerika's wetteifern können.

Verschiedener Taglohn. Ein englisches Blatt stellt den Taglohn in mehrern Ländern folgendermaßen zusammen: In Bengalen beträgt er zwei Pence täglich, oder ein wenig Reis, in Irland sechs Pence, oder genug, um mit Kartoffeln das Leben zu fristen, in England ungefähr zwei Schilling, oder so viel, als hinreichend ist, um Brod, Gemüse und etwas Speck zu bezahlen; in den Vereinigten Staaten vier Schilling, wofür man Brod, Fleisch, Bier, Branntwein und noch mehreres Andere kaufen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 123.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Mai 1840.

Die Instructionen der neuen Commission in England für Colonisation.

London, den 29 Februar.

Die Commission für Colonisation, welche Lord J. Russell niedergesetzt hat, und welche aus Elliot, dem frühern Commissär für Emigration, Oberst Torrens, dem frühern Präsidenten der südaustralischen Landcommission, und aus C. Villiers besteht, hatte bei der ersten Nachricht, die von ihrer Errichtung ins Publicum kam, große Erwartungen erregt. Man hoffte, daß das Wakefield'sche System von Landverkauf, das sich in Südaustralien so gut ausgewiesen hat, auf alle Colonien ausgedehnt werden würde, mit der einzigen Ausnahme des Preises, der nach den Umständen verschieden festgesetzt werden müßte. Die Instructionen, welche der Colonialminister ganz kürzlich den Commissären gegeben hat, haben die Hoffnungen auf die Wirksamkeit der Commission sehr herabgesetzt und großen Widerspruch erfahren. Sie enthalten einundvierzig sehr weitläufige Paragraphen, aber es ist leicht, die Hauptpunkte anzugeben. Der Minister selbst gibt sie an in §. 3, nach dem die Pflichten der Commission bestehen: 1) in Sammlung und Verbreitung genauer statistischer Kenntnisse, 2) Verkauf der Kronländereien in den Colonien, 3) Verwendung des Ertrags auf Ausschicken von Emigranten, 4) Erstattung periodischer Rechnungen und Berichte. Die Instructionen über den ersten Punkt sind vortrefflich. Alle Papiere des Ministeriums der Colonien, welche Ackerbau, Handel, Producte, physische Constitution und politische Institutionen der Colonien betreffen, sollen bei der Commission niedergelegt werden, und diese soll durch öffentliche und Privatcorrespondenz, und auf jede Art sich die möglichste Summe der möglichst genauen Daten verschaffen, den Zugang dazu mündlich, schriftlich und durch Druck jedem Nachfragenden auf alle Art erleichtern, aber die Emigranten auf alle Art warnen, sich nicht blind darauf zu verlassen, da die Regierung die Genauigkeit der Data nicht immer garantiren könne. Was den Verkauf betrifft, so sollen nach den Instructionen die daraus entspringenden Gelder auf Beförderung der Auswanderung in jede Colonie im Verhältniß des von ihr gelieferten Ertrags verwendet werden, so weit diese Gelder nicht zu den localen Ausgaben der Colonien nothwendig seyen, was in jeder Colonie bis auf einen gewissen Grad der Fall seyn werde. Diese Clausel, welche den Administrationen der Colonien den Ertrag des Landverkaufs als ein Supplement ihres ordentlichen Budgets zugänglich macht, ist der große Fehler der Instructionen von Lord Russell, und in ihr liegt der Keim und die gerechte Ursache aller Opposition, welche seine Commission findet. In den Vereinigten Staaten gehört freilich der Ertrag der Staatsländereien der Centralregierung, und wird von ihr auf allgemeine Staatszwecke verwendet: aber dieses Beispiel ist nicht auf Colonien anwendbar, welche von einem entlegenen Land wie England bevölkert werden sollen. Der amerikanische Colonist reist leicht und ohne große Kosten mit seiner Familie an den Ohio oder den Missouri, aber der Transport eines Colonisten von England nach Australien ist zu theuer, als daß ihn ein armer Colonist, dessen ganzes Capital in seiner Arbeit besteht, unternehmen könnte, und da es in neuen Colonien vor allem an Handarbeit fehlt, so muß der Staat nothwendig den Transport bezahlen. Das ganze Gelingen der Colonisation von Südaustralien beruht darauf, daß der ganze Ertrag des Landverkaufs auf Emigration verwendet werde, und nichts ist einfacher, denn nur so könnte der Käufer eines Landstrichs gewiß seyn, daß er Arbeiter zu seiner Bearbeitung finde, weil für jede 20 Morgen ein Colonist eingeführt würde, welcher seine Arme vermiethen muß. Wenn aber der Ertrag des Länderverkaufs für die locale Administration ausgegeben wird, so hört in demselben Maaße der Zufluß von Arbeitern, und somit die Möglichkeit der Ausdehnung der Colonie auf. Der Minister hat ohne Zweifel diesen Mißbrauch nur darum in seinen Instructionen erlaubt, weil er seit einigen Jahren in Neu-Südwallis begangen wird, wo gegenwärtig fast der ganze Ertrag des Verkaufs von Land auf die gewöhnlichen Bedürfnisse der Colonie verwendet wird, theils weil England einen Theil der Ausgaben, welche die Colonie als Strafcolonie erfordert, und welche früher von der Staatscasse bestritten wurden, auf die Colonie abgeschüttelt hat, theils weil man den Gouverneurs erlaubt hat, die Ausgaben der Colonie jährlich zu steigern. Aber die Ge-

Digitized by Google

fahr, welche dem ganzen System der Colonisation, welches gegenwärtig in Theorie und Erfahrung als das beste anerkannt ist, durch diese kleine Clausel in dem §. 9 der Instructionen droht, ist so groß, daß sie durchaus abgeändert werden muß. Die Ausdehnung und das schnelle Gedeihen der Colonien ist für England eine Lebensfrage geworden, sie ist aber nur durch das absolute Festhalten an dem Princip der Verwendung aller Gelder vom Länderverkauf auf Emigration möglich, und es ist unumgänglich nothwendig, daß die Colonien in ihren Localausgaben auf ihre localen Steuern angewiesen werden. Dieß muß freilich die Ausdehnung des parlamentarischen Systems auf die Kroncolonien zur Folge haben, weil repräsentative Corps leichter Steuern erheben, als die Gouverneure, und dieß bringt Aenderungen in dem ganzen bisher befolgten System mit sich, für welche der Minister noch nicht vorbereitet ist. Allein es ist schon viel gewonnen, daß die ganze Sache auf eine bestimmte Frage reducirt worden ist, über deren endliche Lösung kein Zweifel seyn kann. Ein anderer, aber bei weitem nicht so wichtiger Punkt, welcher heftige Opposition erregt hat, ist, daß die Instructionen den Commissärs erlauben, das in einigen Colonien, wie in Neu-Südwallis, gebräuchliche System von Verkauf der Ländereien im Aufstreich beizubehalten. Der Minister erkennt an, daß ein fixer Preis besser wäre, er wagt aber noch nicht, dieses System überall einzuführen. Es wäre zu lang auseinanderzusetzen, warum der Aufstreich ein großes Hinderniß für die Colonisation ist, aber die ganze Frage ist eine Sache von Detail, welche sich nach einiger Erfahrung von selbst geben wird. Der Minister bestimmt dann in den §§. 13 — 18 die Colonien, auf welche sich die Wirksamkeit der Commissäre besonders auszudehnen habe, und schließt dabei die europäischen ganz, die nordamerikanischen, westindischen und afrikanischen so ziemlich aus, und weist die Commission vor allem auf Australien und Neuseeland an. Daß das letztere ausdrücklich genannt ist, ist ein Punkt von großer Wichtigkeit, da es das erste officielle Document ist, in welchem England das Recht von Länderverkauf auf diesen Inseln anspricht, das es bisher nicht ausgeübt hat; es ist im Grunde die Erklärung von Neuseeland zu einer englischen Colonie, was in der gegenwärtigen Lage der politischen Verhältnisse zu einem bittern Streit mit Frankreich führen wird. England hat in der ganzen neuseeländischen Angelegenheit mit großer Lauigkeit gehandelt, und wird vielleicht Ursache finden, es zu bereuen. Uebrigens hat die Beschränkung der Thatigkeit der Commission auf die Südseecolonien zu großen Klagen geführt, und die Capcolonisten, die Association für Colonisation von Port Natal, und die Agenten für Guiana und Trinidad protestiren schon dagegen. Aber die Colonien, welche jetzt ausgeschlossen sind, werden leicht Mittel finden, die Operationen der Commission auf sich ausdehnen zu lassen, wenn das rechte System dabei befolgt wird. Der dritte Theil der Instructionen handelt von der Wahl der Emigranten und der Art ihrer Verschiffung, und es ist um so unnöthiger, ihn zu commentiren, als fast Alles dabei den Commissären anheim gestellt ist. Der vierte Theil, §§. 37 — 41, handelt von der abzulegenden Rechenschaft, welche alle pecuniären und statistischen Resultate der Wirksamkeit der Commission, die Bemerkungen, welche die Erfahrung ihr eingeben wird, und die Vorschläge zur Verbesserung des Systems, welche sie dem Minister machen wollen, umfaßt; diese Berichte sollen halbjährlich erstattet werden.

Diese Instructionen sind das Werk nicht des Ministers, sondern Elliots, daher in ihnen auch das System von Neusüdwallis über das von Südaustralien prädominirt, aber die Colonialangelegenheiten werden gegenwärtig von dem Publikum auf eine Art controlirt, welche den alten Gewohnheiten absoluter Regierung des Ministeriums der Colonien enge Schranken setzt. Die Zahl der Journale, welche in London ausschließlich Colonialangelegenheiten gewidmet sind, hat sich unbegreiflich vermehrt, und es erscheinen gegenwärtig theils monatlich, theils wöchentlich, zwei über die Colonien im Allgemeinen, eine über Indien, eines über die ehemaligen Sklaveninseln in Westindien, eines über das Cap, zwei über Australien, und zwei über Neuseeland. Ferner bestehen in fast allen großen Städten in England, Schottland und Irland theils Land-, theils Emigrationscompagnien für die verschiedenen Colonien, auf deren Interessen die Operationen der Colonisations-Commission einen so großen Einfluß haben, daß sie nothwendig ein scharfes Auge auf diese haben werden, während ihre Verbindungen mit den Colonien sie in den Besitz aller Nachrichten setzen, welche nöthig sind, die neue Commission zu controliren; endlich haben die in London ansässigen Landbesitzer in Südaustralien und die ehemaligen Mitglieder der frühern parlamentarischen Commission für diese Colonie eine Gesellschaft gebildet, unter dem Titel: „South Australian Society," deren einziger Zweck ist, die neue Commission zu beobachten und sie durch öffentliche Debatte zu zwingen, das Wakefieldische Princip der Emigration in seiner ganzen Reinheit durchzuführen. Diese vielfache Controle ist in einem Land, wie England, wo die öffentliche Meinung unbeschränkt regiert, mehr als hinreichend, die Commission vor dem falschen Wege zu bewahren, den ihnen die Instructionen von Lord Russell offen lassen. Es ist überdieß wahrscheinlich, daß Ch. Buller Minister der Colonien werden wird, der in Canada gelernt hat, der Weisheit der Commis zu mißtrauen, welche bisher die Colonialangelegenheiten unter nominalen Ministern, die nichts von dem Geschäft verstanden, regiert haben. Die Bewegung von England nach außen nimmt in steigender Progression zu, die Anhäufung der Capitalien und die unerwießliche Concurrenz der Arbeit in allen Zweigen üben einen Druck aus, der einen beständigen und zunehmenden Strom von Colonisation in alle Theile der Welt drängt; es läßt sich mit nichts vergleichen, als mit dem, was man zur Zeit der Königin Elisabeth gesehen hatte.

Die Bukowina.

(Fortsetzung.)

Von den zahmen Thieren des Landes sind besonders zahlreich wie in der Wallachei und dabei von ausgezeichneter Güte

Digitized by Google

— die Schweine. Jede Wohnung in der Bukowina ist immer von einer Menge dieser unsaubern aber delicaten Thiere umgrunzt, und jedes Dorf von ganzen großen Heerden. Sie sind freilich auch in allen benachbarten Ländern, und namentlich in ganz Kleinrußland, wo man sie in allen Städten auf den Straßen sehr häufig sieht, recht zahlreich. Indeß wird in den Buchen- und Eichenwäldern der Bukowina ihre Mast so leicht, daß ihre Nachkommenschaft sich hier wie Sand am Meere vermehrt hat. Ebenso außerordentlich bedeutend ist in der Bukowina, wie auch gleichfalls in der Moldau und Beßarabien, die Zucht der Puter oder Truthühner, hier „Kurkanen" genannt (bei den Deutschen in den Ostseeprovinzen heißen sie „Kalkunen"). Bei jedem Bauer sieht man eine ganze Heerde, hier gewöhnlich schwarzer Truthühner; wir trafen schon früher dasselbe in Beßarabien, in Kleinrußland und Polen aber hört diese Menge von Putern auf. Hier erscheinen sie nur noch auf den Edelhöfen; als allgemein gepflegtes Hausthier zeigen sie sich nur so weit, als ehemals der türkische Scepter reichte. Es wäre interessant auszumachen, ob hier ethnographische Verhältnisse eine besondere Vorliebe des wallachischen Volksstammes für die Puter, eine Abneigung der malorussianischen und polnischen Völker oder naturhistorische Verhältnisse, Verbreitung gewisser Kräuter oder Culturpflanzen, etwa des türkischen Weizens, als Ursachen zum Grunde liegen.

Eigentliche Städte hat das Ländchen nur drei: Tschernowitze, Sereth und Sutschawa, also auf 60 Quadratmeilen nur eine Stadt, eben so drei Marktflecken; alles übrige sind bloße Dörfer und einzeln stehende Gehöfte. In den Dörfern scheint noch wenig an dem alten Zustande geändert, und sie erscheinen ganz von derselben Bauart und Zusammenstellung, wie alle moldauischen Dörfer. Anders aber ist es mit den Landsitzen der Edelleute und mit den Städten, namentlich mit den letztern. Sie haben sich in ihrer äußeren Erscheinung und ebenso auch ohne Zweifel in ihrem inneren Wesen und ihrer Organisation während der österreichischen Herrschaft ganz auffallend germanisirt, so daß ihre Physiognomien ganz die der kleinen deutschen Städte sind, während die moldauischen Ortschaften, welche unter russischen Scepter fielen, noch ganz und gar ihren moldauisch-türkischen Charakter und ihr orientalisches Gepräge fast in allen einzelnen Zügen beibehalten haben. Die drei Städte des Landes, Tschernowitze, Sereth und Sutschawa liegen jede in einem der drei Haupttheile des Landes, da wo dieselben ihren Gebirgscharakter verlieren und die Ebene beginnt, so Tschernowitze am Pruth, Sereth am Sereth, Sutschawa an der Sutschawa.

Die alte Residenz Sutschawa soll früher, nach dem Fürsten Kantemir, nicht weniger als 16,000 Häuser gehabt haben. Jetzt, nach dem Verfall ehemaliger Macht, ist sie unbedeutend geworden, und die jetzige Hauptstadt Tschernowitze ist die größte und volkreichste Stadt des Landes, man gibt ihr nahe an 15,000 Einwohner. Sie hat erst seit der österreichischen Besitznahme diese Bedeutung erlangt, denn selbst noch Sulzer sagt, daß nichts Merkwürdiges an ihr zu finden sey, als ein Paar schöne Judenweiber. Tschernowitze ist ihr slavischer Name, die Moldauer nennen sie „Tschernauz" (so Radowitza — Radauz); die Stadt liegt auf dem hohen rechten Ufer des Pruth, ist nach Art der deutschen Städte eng gebaut, hat schmale Gassen, hohe, spitze Häuser, noch höhere Kirchen und Kirchthürme, und so präsentirt sie sich denn aus den Pruthebenen von weitem angeschaut recht stattlich und städtisch; die moldauischen Hütten und Schilfhäuser sind rund umher verschwunden, Alles ist deutsch steinern geworden; Chausseen, Pappeln- und Lindenalleen führen zu den Vorstädten hin, die aus freundlich angestrichenen Häusern bestehen. Wir glaubten, aus den Niederungen Beßarabiens und von den gestalt- und ordnungslosen Ortschaften Podoliens kommend, bei diesem Anblick uns in eine andere Welt versetzt, und allerdings war es denn auch wirklich. Mit dem Ueberschreiten der österreichischen Gränze und der Kosakenlinie waren wir wie mit einem Zauberschlage Deutschland, Wien, Berlin, ja Paris, Spanien und Italien näher gerückt, als vorher bei Hunderten von Werften. Bei dem Anblick von Tschernowitze schien uns der ganze europäische Westen nahe vor die Augen gestellt, und wir glaubten Deutschland deutlich durchzufühlen, ja wir glaubten uns nun Italien, Wien und den Alpen ganz nahe, denn so groß auch die österreichische Monarchie von den kleinen deutschen Staaten aus angesehen erscheinen mag, so klein und manierlich kommt sie einem vor, wenn man aus dem unbegränzten russischen Reich, wo alle Wege so ins Endlose hineinschweifen, herannaht. Wenn man gewohnt war, ein paar tausend Werst hieher und ein paar tausend Werst dahin hinauszugreifen, was sind denn nachher ein Hundert Meilchen? Von einem Ende der österreichischen Monarchie zum andern ist noch nicht einmal so weit, als in Rußland von einer bedeutenden Stadt zur andern, wie z. B. von Moskau nach Odessa, oder von Tobolsk nach Irkutsk. Man glaubt nun Alles in wenigen Tagen erreichen zu können.

Doch hatten wir uns noch durch mancherlei Kummer und Noth auf der österreichischen Gränze hindurchzukämpfen, ehe wir uns jenen angenehmen Gefühlen hingeben konnten. Die Oesterreicher sind sehr mißtrauisch und wenig gastfreundlich gegen alles, was von der russischen Seite in der Bukowina ankommt. Ihre General-Consuln und Gesandten geben das Visum nach Oesterreich nur sehr sparsam und nur den ihnen besonders Empfohlenen; die Empfehlung der russischen Behörden allein ist hiezu nicht hinreichend, und wer das Visum des General-Consuls nicht hat, dessen Paß wird erst nach Lemberg oder gar nach Wien geschickt, und er muß so lange innerhalb der Kosakenlinie wie ein Gefangener warten, bis ihm vielleicht nach acht oder vierzehn Tagen die Thore des österreichischen Paradieses geöffnet werden. Die Gränze der Bukowina ist mit einem dreifachen Cordon umzogen, und wir mußten in so viele Paßbureaux, Zollhäuser und Inspectionszimmer wandern, daß ich mich kaum mehr alle der Stempel, Unterschriften, Siegel und Plomben erinnere, die man uns, unsern Päßen und Sachen gab. Das Aergerlichste für uns war, daß man sich aller unsrer Papiere und lieben Bücher bemächtigte, die man nach Tschernowitze zum Hofrath schickte, der sie uns auch nicht herausgab, sondern alle der hohen Censurbehörde nach Lemberg zusandte, die sie uns später ebenfalls nicht verabfolgen, sondern

Digitized by Google

dern der höchsten Behörde in Wien zusenden wollte. Es häckelte an dieser Gränze überall etwas an unsern Kleidern, und wir mußten uns alle Augenblicke mit ein Paar „Zwanzigern" lösen; „Um Gottes willen, da haben Sie ja noch 2½ Cigarren! Schweigen Sie nur, hier ist ein „Zwanziger." — „Was sind denn das für Papiere, die müssen ja auch noch zu den andern." Lassen Sie sie, hier sind zwei Zwanziger." — „Und dieser Kasten? Ist der schon untersucht?" „Ja, es liegen drei Zwanziger darauf!" — Ich möchte wissen, was die Russen bei diesem an ihrer Gränze aufgestellten Tableau der bei ihnen so gelobten deutschen Redlichkeit und Unbestechlichkeit denken. Alle Beamten an der Gränze sind Deutsche. Es ist kein Wunder, daß man im alten Erzherzogthum an der Donau so reich und prächtig lebt, wenn ein so kleines Ländchen eine so weite Gränze zur Versorgung aller seiner jüngern erbschaftslosen Söhne hat. Das Verhältniß des kleinen, deutschen Erblands der österreichischen Monarchie zu allen seinen weitläuftigen Gliedern fremdartiger Nationalitäten ist eines der merkwürdigsten in Europa, und es findet sich bei keinem Staate etwas Gleiches. Bloß für die Bukowina und Galizien mag man leicht 100,000 deutsch-österreichische Familien, als durch dieses Verhältniß angesiedelt und in ihrer Existenz und ihrem Glück begründet, annehmen. Wie würde das kleine Erzherzogthum weinen und bluten, wenn einmal einst alle diese Riesenglieder von seinem Rumpfe sich trennen sollten.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Nachrichten vom Capitän Roß. Es sind Briefe über die antarktische Expedition vom Anfang Februars aus St. Helena eingelaufen. L. Lefroy, der das magnetische Observatorium auf dieser Insel leiten soll, wurde mit seinen Instrumenten und Gehülfen ans Land gesetzt, und nahm Napoleons Haus in Longwood ein, das ihm zum Aufenthaltsort angewiesen worden war, und in dessen Nachbarschaft sein Observatorium gebaut werden soll. Von St. Helena geht Capitän Roß nach dem Cap der guten Hoffnung, um L. Cardley Wilmot dort abzusetzen, der ein ähnliches Observatorium errichten wird, in welchem correspondirende Beobachtungen während der drei Jahre, welche die Expedition in der südlichen Hemisphäre bleiben wird, angestellt werden sollen. Durch angemessene Vorsichtsmaaßregeln soll es den Officieren gelungen seyn, zur See mit gleicher Genauigkeit wie auf dem Lande Beobachtungen anzustellen, indem sie die Inclination einander durch den Telegraphen mittheilten. Die Wichtigkeit dieses Erfolges für die Erreichung der Zwecke der Reise lernt man erst schätzen, wenn man erwägt, welch großer Theil der südlichen Hemisphäre mit Wasser bedeckt ist. Capitän Roß stellte Sondirungen in der Mitte des atlantischen Oceans weit entfernt von jedem Lande an mit einer Leine von 2500 Faden, wahrscheinlich die größte Tiefe, die man bis jetzt je erreicht hat. (Literary Gazette vom 18 April.)

•

Torfgruben in Frankreich. Die Zahl der Torfgruben in Frankreich beträgt 2292, wovon 434 Eigenthum von Gemeinden und 1858 Eigenthum von Privaten sind. In der ganzen Zahl sind 2018 wirklich bearbeitet, und beschäftigen 36 bis 37,000 Arbeiter. Der Gesammtertrag beträgt ungefähr 4,522,000 metrische Centner. Der Preis des Torfes wechselt in den 28 Departements, wo er ausgestochen wird, ungemein: in den Landes kostet der metrische Centner gewöhnlich 18 bis 20 Centimes, während man in Calvados 2 Franken dafür zahlt. Eben so wechselt auch die Dichtigkeit und somit das Gewicht des Torfes ungemein: im Departement Haute Vienne und Landes wiegt der Stère nur 250 Kilogr., im Eure-Departement fast das Doppelte, nämlich 498 Kilogr. Der Torf in den Landes ist der leichteste; er ist schwammig, sehr brennbar und gibt eine große Flamme, so daß man ihn mit Fichtenholz in den Puddelöfen anwendet. Der Torf im Eure-Departement dagegen ist fest, sehr erdig, und könnte in den Hochöfen nur nach einer guten Verkohlung gebraucht werden. (Echo du Monde Savant vom 22 April.)

•

Alterthümer in Malta. Briefe aus La Valetta theilen die Nachricht mit, daß sechs englische Meilen von der Stadt in der Gegend von Crenda nahe bei Macalba mehrere Erdschlipfe erfolgt sind, die einige große, aller Wahrscheinlichkeit nach von Menschenhand gebildete Steinhaufen mit sich rissen, und den Eingang zweier ungeheuren Höhlen bloß legten, in deren jeder sich ein in drei Abtheilungen getheiltes und auf cyklopischen Grundlagen ruhendes Gebäude befindet. In diesen fand man eine große Anzahl Skelette von Menschen und Thieren, mehrere Ackerwerkzeuge, Gefäße und andere Utensilien von Stein, so wie neun groteske Idole, wovon acht aus Sandstein und vollkommen erhalten, das neunte aber aus Terra Cotta und verstümmelt ist. Diese Figuren sind zwar von sehr kleiner Dimension und von mehr oder minder roher Arbeit, gleichen aber doch der bronzenen Statue des Bacchus, welche kürzlich zu Pompeji gefunden wurde, und sich gegenwärtig im bourbonischen Museum zu Neapel befindet. Alle Alterthumsforscher, welche die Gebäude der beiden Höhlen sahen, halten sie einstimmig für Gräber. — Der Gouverneur von Malta hat befohlen, den Boden in der Nähe zu untersuchen, und man erwartet interessante Entdeckungen.

•

Der Isthmus von Panama. Das Echo du Monde Savant vom 22 April will erfahren haben, daß die Arbeiten, um den Isthmus von Panama zu durchstechen, mit nächstem beginnen sollen. Bereits seyen mehrere französische Ingenieure zu Pointe-à-Pitre angekommen, und hätten eine Anzahl Fahrzeuge gemiethet, um Werkzeuge und Materialien jeder Art nach dem Isthmus von Panama zu schaffen, wo eine Compagnie mit nächstem die zur Anlegung des Canals nöthigen Arbeiten beginnen soll.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 52 u. 53** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Marquisin L——d und Lady Jane Urquhart.** Aus den Erinnerungen einer Wochenwärterin. — **Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.) — **Gedichte von Robert Burns.** (Schluß.) — **Der Köhler und die Nachtigall.** Fragment von Shelley.

Zu das Abonnement beider dem Auslande hergestellten Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 124.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Mai 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Von Capitän Harris.)

Zweite Abtheilung.*)

Alles war zu unserer Abreise vorbereitet, als am Morgen des 26 Octobers der König mit seinem Hofe kam, uns einen Abschiedsbesuch zu machen. Da die Stühle schon eingepackt waren, führten wir ihn zu Richardsons Bett; doch im Begriff, diesen Ehrensitz zu besteigen, sah er eine Kiste, die meine Kleider enthielt; sie öffnen, seine Hand hineinstrecken und ein Paar dicke Jagdschuhe herausnehmen, war das Werk eines Augenblicks, und ich mußte, auf die Gefahr hin, barfuß in die Colonie zurückzukehren, sie ihm abtreten, da sie ihm unglücklicherweise vollkommen paßten. Dafür verehrte er mir einen Mantel von Wieselfell, den er mir selbst mit den Worten einhändigte, „ich sehe sehr erfroren aus." Wir dagegen schenkten ihm noch einen persischen Teppich, und während er vom Wagen herabstieg, um ihn näher zu besehen, wurden schnell die Ochsen vorgelegt, und darauf fing eine große Abschiedsscene an, indem der König seine Hand ausstreckte, und er, wie alle seine Begleiter, uns zuriefen: „Fellow! Fellow! Fellow!" und die Umstehenden ihr gewöhnliches „Heijah!" schrien. Als Führer gab uns Mosolekahi seinen Pagen Mohanycom mit, der zu unserm Beistand noch den Häuptling 'Lingay an der äußersten Gränze des Gebiets aufrufen sollte.

Und so hatten wir in einer Zeit, wo er die ausgewanderten Boers vernichten ließ, und also gegen jeden Weißen Verdacht hegen mußte, durch ein kluges, festes Betragen das Wohlwollen dieses Mannes errungen, dessen gewaltthätiges, tyrannisches Verfahren selbst gegen mehrere Angehörige der Colonie ihn zum Gegenstand des Abscheues gemacht hatte. Hier muß ich aber zugleich hinzufügen, daß in den wenigen Fällen, wo er gegen Europäer tyrannisch verfahren, diese seinen Zorn zuerst gereizt hatten. Seine Unterthanen sind ihm mit Enthusiasmus ergeben, und verehren ihn fast wie einen Gott. Auch wagt kein Soldat, der seine Pflicht nicht gethan, oder in einen unedlen Theil des Körpers verwundet worden, sich dem König zu zeigen. Greift ein Löwe seine Heerde an, so ist sein Tod oder der der Hüter der Heerden die nothwendige Folge. Nur mit Assagaien und Schild bewaffnet stürzen sie auf den Räuber, und lassen nicht eher ab vom Gefecht, bis sie seinen Kopf und seine Füße ihrem königlichen Herrn überbringen können; wie viel Menschen in diesem ungleichen Kampf umkommen, das kümmert sie nicht. Die Attribute der königlichen Würde sind die Benennung „der edle Elephant" — Niemand darf in Gegenwart des Königs dieses Thiers erwähnen, — und das Recht, allein fett seyn zu dürfen. Die Matabili besitzen keine Pferde; alle die von Zeit zu Zeit von den Griquas und andern Stämmen genommen worden sind, erlagen bald der Seuche, die selbst die Ochsen zuweilen in allen Theilen Südafrika's in den ersten Monaten des Jahres ergreift. Sie soll durch das junge Gras entstehen, das nach dem ersten Regen aufsprießt, und dessen Genuß die Lungen der Thiere afficirt. Wer es kann, schickt daher auch in dieser Zeit sein Vieh in die höhern Districte, um es zu erhalten.

Wir gelangten ohne bedeutende Hindernisse, ausgenommen daß ich bei der Verfolgung des ersten Giraffen, den ich sah, mit meinem Pferde stürzte, und meine gute Büchse zum zweitenmal im Schafte zerbrach, an den Fluß Tolaak, wo wir den Sohn Mosolekahi's trafen, einen Knaben von 14 bis 15 Jahren, und an den Fluß Simalakate, wo das Zusammentreffen mit dem Kriegerhaufen, welcher unter Kalipi's Führung die Boers vernichtet hatte, uns in eine ziemlich drohende Gefahr brachte.

Wir hatten uns zum Frühstück in einem herrlichen Mimosahain gelagert, und setzten unsere Reise gegen Mittag fort auf einem Wege, der durch eine Gebirgsschlucht uns durch ein ausgezeichnet reiches und fruchtbares Land führte, dicht mit grünen Savannen und Dörfchen besäet, um welche große Heerden von Rindvieh weideten. Diese waren mit bewaffneten Hirten umgeben, und wir erstaunten anfangs, als wir die Ochsen mit allen Zeichen der Freude um unsere Wagen sich versammeln sahen, als wenn ihr Erscheinen ihnen vertraute Gegenstände ins Gedächtniß riefe. Bald erklärte sich das Räthsel, als einige

*) Siehe erste Abtheilung Nro. 103—108.

Digitized by Google

Hundert Matabilikrieger erſchienen, und wir mußten jetzt, daß dieſe Heerden von den unglücklichen Auswanderern genommen ſeyn mußten. Unſer Führer Mohanycom hatte uns kurz vorher verlaſſen, um in einem etwas entfernten Kraal dem Häuptling 'Lingap des Königs Befehle zu bringen, und ſo entbehrten wir ſeines Beiſtandes gerade in einem Augenblick, wo wir ſeiner am meiſten bedurften. Denn die Krieger, die keinen ihres Stammes bei unſern Wagen ſahen, und eben von einem Kampfe zurückkehrten, verſammelten ſich in der ſichtbaren Hoffnung, eine ſichere Beute zu finden, um unſere Wagen. Unſere Hottentotten waren in Todesangſt, und Andries, der allein mit ſeiner Kenntniß der Sprache uns hätte helfen können und ſollen, zeigte nicht die mindeſte Luſt dazu. Unſere Lage wurde immer kritiſcher; ſchon ſtiegen einige in die Wagen und durchſuchten ihren Inhalt, während andere mit verlangenden Blicken nach den Schafen und Rindern ſahen, als glücklicherweiſe einer der ſchwarzbraunen Wilden Andries ergriff und ihn in ſeiner Ruhe ſtörte. Die Todesangſt brachte ihm die Sprache, und kaum hatte er in abgebrochenen Worten uns für die vom König geehrten Gäſte erklärt, als die ungeſtümen Haufen ebenſo demüthig und unterworfen wurden, als ſie vorher drohend und wild geweſen waren. Sie baten demüthig um Tabak und Glaskugeln und ließen uns ruhig unſeres Weges ziehen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Bukowina.

(Schluß.)

Zuletzt hat doch Alles ſein Ende, und ſo auch die Unterſuchungen an der öſterreichiſchen Gränze. Wir rollten froh und raſch beim heiterſten Wetter in die üppigen Felder und Wälder der Bukowina hinein, üb die ſteinerne Pruthbrücke, welche drei Jahre vom Kaiſer von Oeſterreich und drei andere Jahre vom Kaiſer von Rußland unterhalten und ausgebeſſert werden muß, und die Stadt Tſchernowize, der Sitz des „Hofraths" lag vor uns. Ein „Hofrath" iſt hier nämlich der Gouverneur der Provinz. In Rußland würde man einen Hofrath kaum zum Gouverneur eines Dorfs machen. Hier nannten alle Völker den „Hofrath" mit dem größtem Reſpekte: der „Hofrath" hat dieß befohlen, der „Hofrath" hat das gethan. Beſonders dem Adel macht der „Hofrath" viel zu ſchaffen; denn Gott ſey Dank, die Regierung macht hier eine ſehr vernünftige Oppoſition gegen den Adel.

In der Stadt fanden wir ein fröhliches und bewegtes Leben, und ſo wenig ſich das übrige Europa darum kümmern mag, ſo erfreut ſich doch Tſchernowize ſeiner guten Küchen, ſeiner guten Waaren, ſeiner frohen Feſte und eines großen Ruhmes weit und breit, und alle ruſſiſchen Beamten aus Chotin, Kamenjez und dem benachbarten Beſſarabien, wenn ſie ſich einmal gütlich thun wollen, ſuchen einen kurzen Urlaub zu erhalten und kommen auf ein Paar Tage nach Tſchernowize, trinken guten Ungarwein und kaufen ihren Frauen hübſche Wiener Waaren. Nirgends ſo ſchroff wie hier ſchien uns ruſſiſches und deutſches Weſen gegeneinander über zu ſtehen; die Stadt kam uns nicht anders als eine Vorſtadt von Wien vor, freilich 150 Meilen von der Hauptſtadt entfernt. Alle Läden waren mit guten Wiener Waaren gefüllt, alle Häuſer mit großen, bunten Inſchriften verſehen, durch welche die Kaufleute ihre Weine, ihre Bijouterien, ihre Tücher und Manufacturen empfahlen. Obgleich es nicht Markttag war, ſchien es doch hier überall Meſſe zu ſeyn, und von den Karpathen herabgeſtiegene Huzzulen drängten ſich in den Straßen, um ihre Einkäufe für die Berge zu machen.

In den Wirthshäuſern war ein reges Leben und Treiben, eine lange Table d'Hote, Deutſche, Ungarn, Polen, Armenier, Juden und Wallachen in unruhigem Gemiſch; Billardſpiel und Orgelklang, Marqueure mit weißen Schürzen, und ſogar zwei hübſche Wiener „Stubenmädel," lauter ſeit langer Zeit unerhörte Dinge. Wir kehrten bei einem Ungar ein, der hier ein großes Hotel hielt. Aus der Küche kamen uns die duftigſten Bratengerüche entgegen, und was wir nun ſchon lange geſehen hatten, bekamen wir nun auch zu riechen, nämlich daß wir ins Land der Phäjaken eingetreten waren, mit glänzenden Auge, wo es immer Sonntag iſt,

„und ſich dreht ohn' Ende der Bratſpieß."

Es iſt zum Erſtaunen, wie weit ſich dieſe gute, öſterreichiſche Küche, dieß luſtige Wiener Sonntags-Leben über all die Landſchaften hin verbreitet hat, die der kaiſerliche Adler beſchattet. Alle öſterreichiſchen Provinzen haben einen Anſtrich von dieſem Leben erhalten. Durch ganz Galizien hin findet man öſterreichiſche Tafeln gedeckt, und die erzherzogthümliche Orgel und die Tyroler Cither klingt in der Bukowina wie in Italien durch. „Baſſa manelka! Teremteta! und anders unverſtändliche Geſuche polterte ein ungariſcher Edelmann an der Wirthstafel laut hervor, an welcher wir uns niederließen, um ein Hähndel zu verzehren, das ſo delicat mit Kukurus gemäſtet, ſo vollkommen ſchön und zart gebraten war, daß wir nicht unterlaſſen konnten, die ethnographiſchen Geheimniſſe und Wunder, welche uns dieſes Huhn enthüllte, zu bewundern. So groß das ruſſiſche Reich auch iſt, ſo iſt es doch nach allen unſern vielfältigen Erfahrungen ausgemacht, daß weder in Petersburg an irgend einer reich beſetzten Tafel, noch auch ſonſt in irgend einem Theile der Monarchie ein ſo zartes und delicates Hähndel mit ſo bräunlicher roſſer Kruſte, mit ſo weichem Fleiſche, mit ſo kräftig duftender Sauce je zubereitet und je gegeſſen wurde, wie es uns hier die öſterreichiſche Monarchie gleich an der Gränze darbot. Es ſind durchaus Wiener Küchenmadels, öſterreichiſche Hände, öſterreichiſche Maſtung dazu nöthig, um ein ſolches Product erſcheinen zu laſſen. Ad Exemplum von dieſem Huhn ſind viele Dinge unter den Völkern. „Meine Herren! ich bin der Edle von Hagymas Pentek!" rief uns der etwas ſtark betrunkene Ungar zu, fluchte auf Ungariſch und kramte uns dann in ziemlich gutem Deutſch ſeine Grundſätze über gebratene Händel, über Religionsunterſchiede und über die tſchernowitziſchen Hufſchmiede aus, bei denen er ſeine Wagen repariren und ſeine Pferde beſchlagen zu laſſen pflege, wenn er aus Siebenbürgen über die abſcheulichen Gebirgswege hieher

Digitized by Google

komme, was er alle Jahre einmal zu thun gewohnt sey. Ungarischer Wein, als erlaubter Handelsartikel, und ungarischer Tabak als Schmugglerwaare sind es vorzüglich, was die Bukowina und Galizien mit Ungarn in Verbindung setzt; außerdem aber wandert auch noch manche andere Waare über die Karpathen hin und her. Galizisches Zwetschenmus und ungarisches Leder, galizischer Talg und ungarischer Hanf, galizischer Honig und ungarischer Hopfen, galizisches Salz und ungarisches Gold und Silber sind lauter Dinge und Bedürfnisse, durch welche die Länder an einander gekettet werden. Mehr noch werden sie aber durch gemeinsame Bevölkerung mit einander verwebt und verbunden. Nicht nur die bukowinischen Wallachen greifen tief in Siebenbürgen und Ungarn hinein, sondern auch und noch mehr treten die galizischen Rußnaken nach Ungarn hin über die Karpathen hinüber, so wie denn die ungarischen Slowaken wieder ihrerseits mit manchem Arm in Galizien hineinragen, und wiederum auf der bukowino-galizischen Seite sogar hie und da magyarische Colonisten siedeln. Auf diese Weise sind die Interessen beider Länder vielfach in einander verflochten, und es begreifen sich die Sympathien, welche in ihnen immer bei vielen Gelegenheiten rege werden.

Weit mehr noch als unser ungarischer Mittagsgast interessirte uns unsere Tschernowizer Abendgesellschaft. Es waren ein Paar junge gebildete Moldauer, enthusiastische Patrioten in österreichischen Diensten. Sie erzählten uns viel von der großen Vorzeit ihres Vaterlandes, von der moldauischen, oder wie sie sich immer ausdrückten, von der „dako-romanischen" Mythologie, von Stephan dem Großen und den andern großen Männern und Fürsten ihres Vaterlandes. — Wir hatten bisher noch nie moldauische Patrioten gesehen, und, wie wohl alle übrigen Europäer, noch gar nicht gewußt, daß überhaupt ein solches Wesen von moldauischem Patriotismus existire. Zu unserer Verwunderung fanden wir diesen Patriotismus weit verbreitet und überall viele Herzen, selbst später noch in Lemberg, für das ehemals unter Decebalus so große und dereinst einmal wieder vielleicht große dacische Reich mit Enthusiasmus erglühen. Dacien ist jetzt von so vielen, starken und mächtigen Nachbarn umgeben, die wenige Stimmen aus diesem Reiche zu uns gelangen lassen. Das Land ist ebenso zerrissen und zertheilt, wie Polen, aber Niemand nimmt Theil daran, weil wenige sein Verhältniß kennen, und doch sind die Moldauer, Wallachen, Bessarabier, Bukowiner auch Menschen, ja sogar auch Bürger, Landsleute und Compatrioten.

Die große Grotte im Parnassus.

(Von Brönsted. Aus der Vrage und Idun. 2tes Heft. 1839.)

Die Korycische Grotte (το αντρον το κωρυκιον, auch schlechthin το κωρυκιον), unter einer der untersten Berghöhen des Parnassus, ist das schönste Nymphäum, welches ich in Griechenland gesehen habe, und da alte, besonders griechische Schriftsteller so oft diese merkwürdige Localität erwähnen, ihre Naturbeschaffenheit so eigenthümlich und sonderbar ist, und sehr wenige Reisende sie in neuern Zeiten besucht haben (ich glaube nur fünf oder sechs, nämlich die Engländer Hr. Kailes und Sir William Gell, Hr. Gropius, der jetzt österreichischer Consul in Athen ist, Baron Otto v. Stackelberg und ich), so habe ich geglaubt, daß der genaue Bericht eines Augenzeugen Manche interessiren könnte. Ich will deßhalb das Wichtigste, was ich in meinem Tagebuche und andern Papieren darüber gesammelt, ausziehen, so, daß ich zuerst das anführe, was ich als das Beste und Zuverlässigste bei alten Schriftstellern ansehe; darauf berühren, was ich von den verschiedenen Versuchen der modernen Zeit, zur Korycischen Grotte hinauf zu steigen, weiß, und letztere endlich so beschreiben, wie wir sie bei unserem Aufenthalt in Griechenland nach einer ziemlich beschwerlichen Bergwanderung von Delphi (Kastri) aus sahen.

I. Die Vorstellungen der Griechen selbst von dieser Grotte und ihre Aeußerungen über deren Benennung und Beschaffenheit schließen sich, wie gewöhnlich, an Mythen und Localsagen. Die Mythe sagt, daß die Nymphe Koryeia (Κωρυκια), Tochter des Flußgottes Plistos (Πλειστος), die Personification des muntern Flusses, der am Parnassus selbst entspringt, sich nördlich und östlich am Fuße der Delphi-Terrasse hinschlängelt, seinen Lauf südlich über die Krisäische Ebene fortsetzt und sich in den Krisäischen Meerbusen ergießt — durch Apollo Mutter des Lykorus wurde, eines Helden, der auf einer der höchsten Terrassen des Parnaß die uralte Stadt Lykoria (Λυκωρια) anlegte, welche später von einem seiner Nachkommen, Delphos, verlassen wurde, nach welchem das so berühmte Delphi, auf einer niederern und bequemern Terrasse des Berges gebaut, benannt ist. Nach Lykoros Mutter also, und Tochter des Flußgottes Plistos, der Nymphe Koryeia, erhielt die merkwürdige Gebirgsgrotte ihren Namen. Im Vorbeigehen ist bemerkenswerth, daß obgleich die uralte Stadt Lykoria selbst vor Griechenlands eigentlicher historischer Zeit vom Parnassus verschwunden war, ihr Name doch noch im gemeinen Volke in Benennungen dieser Gegend bis auf diese Stunde fortlebt. Denn es kann kein Zweifel darüber seyn, daß des Parnassus jetziger Name unter dem Volke nämlich Lyakora, eine Verdrehung des alten Lykoria ist.

Da die Grotte früher der Koryeia und ihrem Gefolge geweiht war, welches letztere die „Korycischen Nymphen" genannt wird, denn alle großen Nymphen haben andere derselben Art nach der religiösen Vorstellung der Griechen in ihrem Gefolge, und da der Volksglaube diese unter die Begleiterinnen manchmal Apollo's, gewöhnlich Bacchus oder Pans*) gehörend annahm, so versteht es sich von selbst, daß sowohl diese mystischen Personen als ihre merkwürdige Umgebung oft von den Dichtern erwähnt wird. Aber da dergleichen Stellen, so schön sie auch in mythischer und poetischer Hinsicht seyn können, uns zu keiner klarern Einsicht in die reelle Beschaffenheit der Sache leiten, um die es uns hier zu thun ist, so will ich nur ein paar Aeußerungen

*) Welches stützt die alte Inschrift, die in ein Felsenstück, rechts von dem in die Grotte Tretenden eingehauen, beweist:

ΚΥΚΡΑΤΙΣ
ΑΛΚΙΔΑΜΟΥ
ΑΜΒΡΥΣΙΟΣ
ΣΥΜΠΕΡΙΠΟΛΟΙ(Σ)
ΠΑΝΝΥΜΦΑΙΣ.

d. i.: Eukratis, Alkidamos Sohn von Ambrysos (hat diese Grotte geweiht), den mit Pan herumwankenden Nymphen

Digitized by Google

der Dichter anführen. So hat zum Beispiel Aeschylos den Ausdruck „das Korycische hohle Gebirge“ von dieser Grotte (*Κωρυκις πετρα κοιλη*) in Pythias Prolog zu den Eumeniden V. 22, und so singt z. B. der Chor in Euripides Bacchä V. 556 u. f.: „Wo schwingst du jetzt deinen Thyrsus, o Bacchus, und führst deine Schaar hin, entweder nach Nissa, dem wildreichen, oder in die Korycischen Gebirge?“

Wichtiger für uns sind die Aufklärungen, die wir bei den Geographen finden, besonders bei Strabo und Pausanias.

Strabo sagt darüber Folgendes (im 9ten Buch seines geographischen Werkes S. 17 von Casaubonus Ausgabe): „Der ganze Parnassus ist ein heiliger Berg, der viele Grotten und andere Stellen einschließt, die dem Götterdienst geweiht und in Ehren gehalten sind. Die bekannteste und schönste von ihnen allen ist die Nymphengrotte, welche Korykion heißt, wie jene in Cilicien.“

Diese Stelle bedarf keiner weitern Erklärung, aber ehe ich sie verlasse, bemerke ich nur, daß Strabo selbst die andere den Korycischen Nymphen geweihte Grotte in Cilicien (welche er hier bloß nennt) beschrieben hat im XIV. Buche seiner Geographie S. 670 — 671, wo er unter andern Merkwürdigkeiten von dem cilicischen Korycien auch die anführt, daß der beste Saffran darin wüchse. Strabo's Worte hierüber sind schön und malerisch, aber eine weit pompösere Beschreibung dieses Nymphäons haben wir von Pomponius Mela (de situ orbis I. 1. cap. 13 § 3), welche zu der Vermuthung führt, daß die große cilicische Grotte ein in der fernen Urzeit ausgebrannter Vulcan ist, wie z. B. der Albaner-See, der Nemi-See und Vallericcia in den Albaner-Bergen bei Rom, welches alles in der Vorzeit Vulcane waren, aber lange vor Roms Anlage erloschen. Es ist mir nicht bekannt, ob ein neuer Reisender diese merkwürdige Stelle in Cilicien besucht hat, aber alle darauf bezüglichen Aeußerungen bei antiken Schriftstellern hat C. H. Tschucke mit großer Belesenheit und Fleiß in seinen notis exegeticis ad Molam gesammelt. — So viel im Vorbeigehen vom cilicischen Korycion.

Was nun weiter die antiken Beschreibungen der großen Grotte am Parnassus angeht, so ist die von Pausanias die merkwürdigste, die wir noch übrig haben, und ich sehe es für zweckmäßig an, hier die Stelle mitzutheilen, wo er ausführlich davon spricht, doch mit Abkürzung der Seitensprünge und Gleichnisse in Pausanias desultorischem Style: „Wenn man von Delphi aus — sagt er im X. Buch. 32. Cap. 2. § seines Reisewerks — die höhern Regionen des Parnassus besteigt, so kommt man, ungefähr 60 Stadien über Delphi hinaus, zu einer Bildsäule von Erz. Von dieser an ist das Aufsteigen zur Korycischen Grotte weniger beschwerlich für einen guten Fußgänger, als für Maulesel und Pferde. Daß diese Grotte nach der Nymphe Korycia benannt ist, habe ich schon kurz vorher angedeutet. Von allen, die ich gesehen habe, scheint sie mir die merkwürdigste. Von Gebirgsgrotten am Meere und andern Oeffnungen an den Küsten gibt es zwar unzählige, nur einige der ausgezeichnetsten will ich hier nennen: nun sagt Pausanias zuerst die an, welche die Phrygier, die am Fluß Penkella, von ihnen *Στενος* genannt, wohnten, der Cybele oder *Μητηρ Θεων* geweiht hatten; darauf eine zweite in Phrygien, 80 Stadien von der Stadt Themisonion, in welche die Bevölkerung dieser Stadt geflüchtet war, als die Gallier Jonien und Phrygien verwüsteten. — Endlich die dem Apoll geweihte beim Flecken Hylä im magnesischen Gebiete in Jonien. Er kehrt dann zu seinem Gegenstand zurück und sagt: „Die Korycische Grotte übertrifft die ebengenannten alle an Größe; man kann seinen Weg durch sie fast ganz ohne Fackeln finden, und ihre Wölbung erhebt sich bedeutend über den Boden. Das Wasser in ihr kommt nicht allein aus Quellen, sondern noch mehr aus der Wölbung herabgesickert, so daß sich überall, auch auf dem Boden, Tropfsteinformationen zeigen. Die Stämme, welche die Gegend des Parnaß bewohnen, betrachten sie als den Korycischen Nymphen und dem Pan geheiligt. (Man erinnere sich der Inschrift.) Von der Korycischen Grotte aus wird es selbst einem guten Fußgänger beschwerlich, den Gipfel des Parnaß zu besteigen, der hoch über die Wolken ragt, und Thyaden schwärmen dort oft herum, Bacchus und Apollo in wilder Begeisterung huldigend.“

Diese Stelle ist nicht die einzige, aus der wir sehen, daß diese Grotte und ihre Umgebung einst die Scene für die wilden Orgien der Thyaden und Mänaden abgab, eine Art religiöser Freneste, deren Quelle und Grund wir kältern Nordbewohner uns schwer denken können, die aber tief in dem phantastischen und glühenden Gemüthe der Hellenen lag. — Man könnte in dieser Hinsicht wahrhaftig sagen, der Grieche mußte einmal im Jahre die Freiheit haben, toll zu seyn. Seine Nachkommen, die Neugriechen, desgleichen, ungeachtet der Religionsverschiedenheit. — Das unanständige und wunderliche Abschießen von Pistolen in der Kirche am ersten Ostertage, wenn die Liturgie mit den Worten endet: Christus ist erstanden! und alles Volk darauf aus den Kirchthüren zu den Fleischtöpfen nach dem langen Fasten stürzt, ist ein Beweis dafür.

Obiges war nun, so weit ich darüber urtheilen kann, das Wichtigste, was wir in der griechischen Literatur, die wir noch besitzen, über diese Sache finden. Ich gehe nun zu dem andern Zweck dieser Mittheilung über, nämlich die Versuche in neuerer Zeit anzugeben, die mir bekannt geworden sind, das parnassische Korycion zu ersteigen, und endlich dieses zu beschreiben, wie Baron Stackelberg und ich es gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der Reisende Schrenk. Der Akademiker Bär in Petersburg meldete der geographischen Gesellschaft unter Anderem, daß ein Hr. Schrenk, ein eifriger junger Botaniker und Geologe, vor kurzem im Dienste des botanischen Gartens in Petersburg von dort abgereist sey, um die südlichen Theile Sibiriens zu durchreisen, Kamtschatka und Californien zu erforschen, und wahrscheinlich über Mexico zurückzukehren. Pflanzengeographie ist sein Hauptaugenmerk, doch soll er auch der Ethnographie seine Aufmerksamkeit widmen. (Verhandl. der geogr. Ges.)

Major Rawlinson. Dieser Reisende, dessen wir in unsern Blättern wiederholt gedachten, verließ am Ende vorigen Jahres Persien, fuhr von Bagdad nach Basra auf dem Tigris hinab, und bemerkt über das ostwärts liegende Land: „Der untere Theil des Kerkhah (Choaspes) ist noch immer so unbekannt wie je. Der Fluß, welcher gerade unterhalb Korna in den Euphrat (Schat-el-Arab) fällt, ist nicht ein Zehntheil so groß, als der Strom bei Sus, und selbst der Hab, welcher aus dem Tigris nach dem Kerkhah strömt, ist noch größer. Alle Umstände und Nachrichten deuten darauf hin, daß ein ungeheurer Landsee oder Khor zwischen Hawijah und Korna liegt, in welche die Gewässer des Hab und neun Zehntheile der Gewässer des Kerkhah sich verlieren oder vielmehr verdunsten. Diese merkwürdige physische Gestaltung des Landes ist noch auf keiner Karte angegeben.“ (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 125.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Mai 1840.

Dease's und Simpsons Reise zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt.

Die englischen Blätter haben die Nachricht von der Unternehmung der beiden genannten Herren alsbald als die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausposaunt, untersucht man aber den Bericht derselben genauer, so behaupten sie selbst nicht, daß sie die Durchfahrt bereits gefunden hätten, und es lassen sich auch in der That noch einige erhebliche Zweifel dagegen aufwerfen. Wir können unsern Lesern den Bericht nicht selbst mittheilen, denn er ist nicht nur etwas lang, sondern auch ohne Vergleichung mehrerer Karten, wobei aber die auf dem Continent bekannteste von Roß gar keine Dienste leistet,*) so gut wie unverständlich. Die HH. Dease und Simpson fuhren am Ende Junius den Kupferminenfluß hinab, und erreichten die See am 3 Julius: sie setzten sodann ihre Fahrt auf dem Polarmeere ostwärts fort, stießen unter 104° 15′ W. L. (v. G.) auf die Mündung eines Flusses, doppelt so groß als der Kupferminenfluß, und hatten bald Gelegenheit, die etwas weit gehende Zuversichtlichkeit der Karte von Roß zu erfahren. Dieser hängt keck das Cap Felix (unter 98° W. L. v. G und fast 70° N. B.) mit dem festen Lande zusammen, was Back und diejenigen, welche ihm folgten, **) weislich vermieden haben. Zu ihrem eigenen Erstaunen fanden sie bedeutend südwestwärts von dem Kap Felix eine Einfahrt, und eine starke Strömung führte sie durch eine Bay, die an beiden Eingängen etwa zehn (engl.) Meilen weit war, in der Mitte aber sich auf drei Meilen verengerte. Sie kamen nun ostwärts hinaus über die Mündung des Großen-Fischflusses, und gelangten unter 94° 35′ W. L. v. G. zu einem schroff vorspringenden Vorgebirge, das sie Cap Britannia nannten, und auf dem sie einen kegelförmigen Steinhaufen, 14 Fuß hoch, errichteten; sie legten in denselben eine versiegelte Flasche mit einer Nachricht über ihre Entdeckungen nieder. Wir können nicht umhin, hier eine Bemerkung anzuhängen. Es heißt in dem Berichte: „nachdem wir die Scheidung Boothia's von dem amerikanischen Continent auf der Westseite des Großen-Fischflusses ausgemittelt, beschlossen wir, nicht abzustehen, bis wir auch dasselbe auf der Ostseite nachgewiesen hätten.“ Auf der Westseite des Großen-Fischflusses scheint man aber in den letzten Jahren keineswegs mehr einen Zusammenhang des neulich entdeckten Landes mit dem Continent vermuthet zu haben, denn außerdem, daß Commandeur Roß bis hieher vordrang, und auf der Karte seines Oheims zuversichtlich hier ein offenes Meer steht, so hatte auch schon Back am Ausflusse des großen Fischflusses (Thlew-ee-cho-dezeth) eine so starke Strömung des Meeres von Westen nach Osten gefunden, daß er nicht nur ein Offenseyn des Meeres gegen Westen als eine gewisse Sache annahm, sondern auch das Offenseyn des Meeres gegen Osten daraus schloß. Insofern ist die Entdeckung, daß das Meer zwischen dem Kupferminen- und Großen-Fischfluß nicht durch eine Landzunge gesperrt ist, keine neue Entdeckung, wiewohl die HH. Dease und Simpson zur genauen Bestimmung mancher Punkte Vieles beitrugen.

Die Hauptfrage aber: haben sie den Streit über die nordwestliche Durchfahrt ganz gelöst, muß man bis jetzt noch mit Nein beantworten. Sie fuhren von dem oben genannten Punkt, dem Cap Britannia unter 94° 35 W. L. v. G. noch weiter gegen Osten; es ist nicht genau angegeben,*) wie weit, doch mag es in gerader, östlicher Richtung nicht viel über einen halben Grad betragen haben, so daß man ungefähr annehmen kann, sie seyen bis 94° W. L. vorgerückt. Hier ist aber die Frage noch nicht gelöst, namentlich nicht nach der Karte von Roß, der zufolge der Isthmus, welcher die beiden Meere von einander trennen soll, zwischen 94° und 93°, ja ein zweiter Isthmus

*) Backs Karte ist die zuverlässigste, so weit sie überhaupt reicht. Bei der von Roß ist um einen Grad der Breite gefehlt, wenigstens in der, welche der deutschen Uebersetzung angehängt ist; ob auch in der Originalkarte, können wir nicht entscheiden, da wir sie im Augenblick nicht zur Hand haben.

**) Dazu gehören namentlich die Redacteuren des Journal of the geographical Society f. Vol. VI, Part 1.

*) Es ist an einer Stelle gesagt: der äußerste Punkt, den sie erreicht hätten, sey unter 68° 20′ 27″ N. B. und unter 93° 5′ W. L. gelegen gewesen. Dieß ist aber offenbar falsch, denn die Mündung des Großen-Fischflusses liegt unter 95° L. v. G., und über diesen Punkt sind sie hinaus nach Osten vorgerückt.

Digitized by Google

noch jenseits 93° W. L. von Gr. liegt. Sie erstiegen an dem östlichsten Punkt, den sie erreichten, ein Vorgebirge, und sahen außer einigen Inseln nur in weiter Ferne gegen Nordosten Land; dabei ist bemerkt: „unser Ueberblick des niedern Ufers des Festlandes erstreckte sich nur fünf Meilen weit in östlicher Richtung, worauf es sich bedeutend rechts (also südwärts) zu wenden schien. Wir konnten demnach nicht zweifeln, daß wir in dem großen Golf angelangt seyen, der nach der gleichförmigen Aussage der Eskimos viele Inseln enthält, und mit zahlreichen Einschnitten sich südwärts erstreckt, bis er sich auf 40 Meilen der Repulse- und Wagerbay nähert.“ Damit ist aber nicht gesagt, ob das Meer bis zur Fury- und Hecla-Straße frei ist, und hier, wenn irgendwo, muß der Ausgang sich finden. Die genannten Herren haben die Frage der Lösung um ein Gutes näher gebracht, aber ganz ist sie noch nicht gelöst. Die Untersuchung dieses Golfes war Capitän Backs Hauptauftrag gewesen, als er mit dem Schiff Terror nach der Hudsonsbay abging, aber bekanntlich hat er ihn nicht ausführen können. — Die Rückreise der HH. Dease und Simpson kann uns hier trotz aller Mühseligkeiten derselben nicht wesentlich interessiren.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Bald kamen wir in ein schönes Thal, in welchem neun von Mosilekatzis Hauptkraals lagen, um die herum zahllose Rinderheerden weideten. Aus einem dieser Dörfer, der letzten Matabili-Station auf dieser Seite, kam uns Mohanyeom entgegen, mit ihm der Häuptling 'Lingap und ein ganzes Heer von Frauen, die uns alle mit den Worten begrüßten: „Dakha bono, Qui!“ „Ich sehe euch, gebt uns Schnupftabak!“ Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinangestiegen, kamen wir in einen großen, ausgedehnten Wald, der von einer ungeheuren Menge von Hartebeests, Sassaybys, Gnus und Quaggas belebt war; auch bemerkten wir hier die ersten Spuren von Elephanten, nämlich Mimosabäume mit den Wurzeln herausgerissen, starke Aeste, die, von ihren Stammen abgebrochen, über dem Wege lagen und Hunderte von tiefen Löchern, von den Füßen dieser riesigen Thiere dem vom Regen erweichten Boden eingedrückt, waren überall zu sehen. Am Flusse Bagobone, in einer wild romantischen Gegend, schlugen wir für die Nacht unser Lager auf; die Cashan-Gebirge stiegen zu beiden Seiten in kühnen, majestätischen Massen auf, ein üppiges Grün bedeckte sie und den Boden rings um uns her, und während ich meiner Jagdleidenschaft nachging, störte ich mehrere Löwen auf: fast wäre ich in dem hohen Grase über einen weggefallen; betroffen über den neuen Anblick zogen sie sich tiefer in den Wald zurück.

Als wir uns später zum Abendessen versammelt hatten, gab uns 'Lingap einen Bericht seiner Heldenthaten zum Besten, die er bei der Vernichtung des Holländers Erasmus verrichtet hatte, und genoß in der Erinnerung noch einmal das Vergnügen, das er empfunden hatte, als sein Speer in das weiße Fleisch eingedrungen sey. Er ward so vergnügt, besonders als er nach Herzenslust hatte schnupfen dürfen, daß er uns ein Liebeslied vorbrüllte, wobei sein Gesicht sich zum Entsetzlichen umgestaltete. Als später noch mehrere seiner Freunde dazu kamen, begannen sie einen Kriegsgesang, und tanzten und heulten, bis sie ganz erschöpft waren. Der Tanz bestand anfangs nur in einer langsamen Bewegung der Füße, die den Tact zum Gesang angaben, doch je wärmer die Tänzer wurden, desto schneller und heftiger wurden ihre Bewegungen und das Springen. Stampfen, Laufen und Biegen des Körpers folgten sich so schnell, daß das Auge nicht mehr das Einzelne unterscheiden konnte.

Während wir die Wagen nach dem Orte vorausgehen ließen, wo wir die Elephanten zu finden hofften, ging ich mit 'Lingap auf die Jagd nach Wasserböcken (waterbuck) von denen ich drei Stück schoß. Diese Antilopenart ist von der Größe eines Esels, hat borstiges Haar, das fast gespaltenem Fischbein gleicht, ist von stattlichem Ansehen, mit glänzenden, großen Augen, gewichtigen, drei Fuß langen, geringelten weißen Hörnern, die fast senkrecht auf dem Kopfe stehen, während nur die Spitzen sich nach der Stirn zuneigen, und einer Mähne am Halse. Das Weibchen ist kleiner und hornlos. Am Flußufer bemerkte ich das Skelett eines Elephanten, als 'Lingap plötzlich stehen blieb und mit seinem Assegai einige Schritte vor sich zeigend, mir das Wort „Sao“ zuflüsterte, und sogleich sah ich vor mir drei schlafende Löwinnen. Sich hinter sein Schild bergend, gab er durch Zeichen mir zu verstehen, daß ich schießen sollte; ich that es und sprang sogleich hinter einen Baum, der mich völlig deckte. Aufgeschreckt durch dieses ungestüme Wecken, brüllten die drei Damen laut auf und eilten in die dichtern Gebüsche, während wir so schnell als möglich nach der entgegengesetzten Richtung forteilten. Wenige Minuten darauf hörten wir einige Flintenschüsse, und ein wüthendes Rhinoceros, von dem das Blut in Strömen herabfloß, stürzte die Anhöhe herab, die wir eben erstiegen. Rings um uns war kein Busch oder Baum, hinter dem wir uns hätten verbergen können, so warf ich ihm meine Mütze entgegen, während 'Lingap an seinen Schild schlug und mit seiner Stentorstimme aufschrie, so daß das erboste Thier davon eilte. Ich schickte ihm einige Kugeln nach, und unsre Hottentotten gaben ihm eine andere Ladung, die es zu Boden streckte. Doch schalt ich jene derb, daß sie unsre Wagen verlassen hatten, und drohte ihnen keine Munition mehr zu reichen.

Nach einem dreistündigen Marsche zwischen den Cashangebirgen kamen wir an den Fluß Ull, wo wir übernachteten, und am folgenden Morgen durchzogen wir ein ausgebreitetes Thal, voll Ruinen verlassener Kraals, die vor den verheerenden Kriegen Mosilekatzi's einem friedlichen, glücklichen Volke zum Aufenthalte dienten. Ueberall sahen wir Spuren der Elephanten, doch, obgleich ein riesenhafter Wilder vom Stamme der Baquains, der uns begegnete, sich erbot, uns ihnen entgegen zu führen, so war doch auch sein Bemühen vergeblich, und nachdem wir den ganzen Tag in den Gebirgen umhergelaufen waren, und uns mit einigen Büffeln und Rhinocerossen begnügt hatten, suchten wir am Abend unsere Wagen wieder auf, zu

Digitized by Google

denen Myriaden von Geyern uns den Weg zeigten. Man kann sich nichts Ekelhafteres denken, als den Anblick, den die Wilden uns jetzt darboten. Vollgestopft, daß sie kaum athmen konnten, und mit Blut, Fett und Koth aus den Eingeweiden beschmiert, saßen sie regungslos um die Reste der Thiere herum, und sogen das Mark aus den Knochen, während ihre ausgehungerten Hunde sich vom Abfall nährten und aufgeschwollene Geyer auf den umstehenden Bäumen hockten. Die Sonne ging in Regenwolken unter, und in der Nacht, die mit undurchdringlicher Finsterniß uns umgab, weckte uns ein heftiges Gewitter, das aber seine größte Wuth in den Bergen austobte. Am folgenden Morgen fanden wir, daß die Ochsen aus ihrem Zwinger gebrochen waren, und während einige unserer Hottentotten ihnen nachgeschickt wurden, gingen wir in die Berge auf die Büffeljagd, setzten aber, als am Nachmittag die Ochsen zurückgebracht wurden, unsere Reise weiter fort. Doch noch waren wir nicht weit gekommen, als die schwüle Hitze des Tages, die durch keinen Lufthauch gemildert wurde, und schwere, schwarze Wolken, die am Horizont heraufzogen, uns nöthigten, einen Schutz gegen ein herannahendes Unwetter zu suchen. Wir schlugen daher unser Lager auf einer Anhöhe im Schutz einer steinernen Einzäunung auf, deren Eingang wir nur zu verschließen brauchten, um unseres Viehstandes sicher zu seyn. Kaum waren wir damit fertig, als auch eines der fürchterlichsten Gewitter losbrach, das ich erlebt habe; die betäubenden Donnerschläge, bald näher, bald ferner, doch niemals ganz aufhörend, der Regen, der in Strömen herabgoß und bald das weite Land unter uns in einen See verwandelte, die mächtigen Feuer, die vom Himmel fielen, und nur auf Augenblicke das tiefe Dunkel erhellten — Alles vereinigte sich, die Nacht zur schrecklichsten zu machen, die ich erlebte. Unsere Ochsen und Pferde standen bis an die Knie im Wasser, und unsere Leute, deren Wagen, nicht so fest wie der unsrige, dem Regen freien Eingang bot, machten am Morgen nach der im kalten Bad durchwachten Nacht sehr verdrießliche Gesichter. Eine Stunde vor Tagesanbruch ließ die Wuth des Ungewitters nach, und mit dem Aufgang der Sonne heiterte sich der Himmel wieder auf. Ich ging mit einigen meiner Hottentotten aus, um den Weg durchs Gebirge zu untersuchen, fand ihn aber für die Wagen ganz unfahrbar, da es nur ein enger, von senkrechten Felsen eingeschlossener Durchgang war, zwischen denen der Sandfluß durchströmt, um den Lingkling zu erreichen.

Von der höchsten Spitze sahen wir mehrere Büffelheerden, und beim Herabsteigen fanden wir auch die Fährte eines ungeheuren Elephanten, der eine Stunde zuvor hier gegangen war. Es ist bekannt, daß man aus dem Maße der Fußstapfen die Größe dieses Thieres errathen kann, indem man ihren Umfang doppelt nimmt, und so fand ich, daß dieser 12 Fuß gemessen hatte — das größte Maß wohl, welches der Elephant in Afrika erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die große Grotte im Parnassus.

(Fortsetzung.)

II. Angeregt durch die Merkwürdigkeit des Gegenstandes und die Angaben alter Schriftsteller über die Beschaffenheit dieser Grotte, besonders über die wunderbaren Stalaktit-Krystallisationen, versuchten moderne Reisende schon im 17ten Jahrhundert den Parnaß zu besteigen und die berühmte Höhlung zu finden, aber fast immer vergebens. Wheler und Spon (die zusammen in den Jahren 1675 — 1676 reisten und deren Bücher trotz aller Mängel, die ihre Zeit mitbrachte, von großer Wichtigkeit für alle spätern Untersuchungen in Griechenland sind) verfehlten den Weg in den höhern Berggegenden und kamen endlich auf der entgegengesetzten Seite des Berges bei Arakova herunter, einem ansehnlichen Dorfe, das ohne Zweifel die Lage des alten Ambryssos einnimmt. Chandler (in den Jahren 1776 bis 1779) hatte diese Bergfahrt beschlossen, wurde aber davon durch einen Zufall abgeschreckt, ehe er noch mit seinen Untersuchungen in Delphi fertig war. Es kam nämlich eine Patrouille oder Bande von 17 Albanesen ins Kloster Panagia bei Kastri. Diese wilden Leute, die sich ganz gewiß der zu machenden Bergtour angeschlossen hätten, erschreckten Chandler in solchem Grade, daß er sein Vorhaben aufgab und sich in den Hafen bei Salona retirirte. Chandler war überhaupt von sehr furchtsamem Gemüth, und diese, vorzüglich für einen in der Türkei Reisenden, unglückliche Disposition hinderte den sonst ausgezeichneten Mann, manches in Griechenland auszuführen. Ein paar andere Beispiele davon: er war in Alexandria Troas (dessen prächtige Ruinen die Türken wie bekannt Eski Stambul nennen, kam aber aus Aengstlichkeit nicht einmal bis zu dem alten Troja, bei Burnabaschi, was doch nur drei Meilen davon ist; er war in Argos, und nahm von da den gewöhnlichen Weg nach Korinth, besuchte aber Mycenä's merkwürdige Ruinen bei dem Dorfe Karvathi, was kaum zwei Büchsenschüsse rechts vom Wege liegt, nicht. — Fauvel und Fouscherot, die zusammen reisten (ungefähr 1790 und die folgenden Jahre), und von denen der verdiente und bejahrte Fauvel noch als französischen Consul in Smyrna lebt, verirrten sich auch in den Bergen (wie es scheint aus Mangel an guten Führern) und verfehlten die Korycische Grotte gänzlich. Fauvel, der nicht leicht einen Ausflug unternimmt, ohne irgend eine Ausbeute mit heimzubringen, fand bloß auf einer der nächsten Bergterrassen über den Phädriadischen Klippen bei Delphi eine Excavation oder eine Art Höhle (von denen es einige Hundert im Parnassus gibt), welche er dreist für das Koryceum, das er suchte, annahm, und über dieses Ding der Akademie in Paris schrieb; aber er hat später seinen Irrthum eingesehen, und da er aufrichtig und gutmüthig ist, oft mit uns und andern darüber gescherzt. „Sans doute," sagte er einmal zu Stackelberg und mir, „sans doute, vous avez trouvé la Grotte Corycium des Anciens; moi, j'ai l'avantage d'avoir une Nymphe Corycienne à moi tout seul." — Hobhouse und Holland konnten sie auch nicht finden; da ich aber ihre Bücher nicht zur Hand habe, erinnere ich mich nicht genau, wie es ihnen gegangen ist. — Durch einen starken und plötzlichen Schneefall auf dem Parnassus (welchen die Dichter, z. B. Homer und Euripides, nicht ohne Grund *νιφόεις* und *νιφοβολος* nennen) den 4 März 1802 wurde Dodwell verhindert seinen Versatz von Kastri her auszuführen, wo er sich damals befand, um die Grotte und die höhern Regionen des Berges zu besuchen. — Der Tagebuch Naikes ist der erste, der sie in unserer

Zeit gefunden hat; er beſtieg den Berg von Arakova aus, und hat einen Bericht über ſeine Wanderung zum Koryceum in Robert Walpoles Memoirs relating to European and Asiatic Turkey p. 511 u. f. geliefert. Raikes Notiz iſt recht gut, aber ſein Maaß von der Größe der Grotte ſcheint mir ungenau, und die Inſchrift hat er falſch geleſen. — Sir William Gell beſtieg auch von Arakova die höhern Gegenden des Parnaß. Sein Bericht ſteht in ſeinem kleinen nützlichen Buche: „The Itinerary of Greece," London 1819. 8. S. 191 — 192.

Baron von Stackelbergs und meine Bergwanderung zum Koryceum und der Stelle der alten Stadt Lykoria unternahmen wir von Kaſtri aus auf folgende Weiſe: nach vielem Hin- und Herſprechen, vielem Zureden und Abwarnen, wie gewöhnlich, wenn man Hülfe von Menſchen aus dem gemeinen Volke bedarf, um etwas auszuführen, was nicht ganz alltäglich iſt, beſonders nach vielem Bitten von unſerem furchtſamen Papas, unſerem Wirth in Kaſtri, der uns ſehr von dieſem, in ſeinen Gedanken vermeſſenen Vorhaben abrieth (er wußte unter Anderem eine Fabel von 40 Prieſtern, die einſt in der großen Höhle umgekommen); nach vieler Mühe und Verdruß hatte endlich unſer Führer (ein raſcher Pallikari, den wir in Kaſtri fanden, und der uns verſicherte, er kenne den Weg zur Grotte ſo genau wie ſeinen eigenen Geburtsort) drei andere Kerls, die nicht Beſcheid wußten, aber großen Appetit hatten, ſich ein paar Piaſter zu verdienen, bewogen, uns Geleit zu geben. Mit dieſen vier Männern, wie wir ſelbſt mit Flinten und Piſtolen gut bewaffnet, und mit zwei großen Hunden, die den einen begleiteten, begaben wir uns früh vor Tages Grauen den 13 Januar auf den Weg. Wir folgten zuerſt dem alten Bergpfade, der ſogleich ſüdweſtlich von den Ruinen der Stadt aufſteigt, und kamen an die Seite des Gebirges, welches die ganze Weſtſeite der Delphi-Terraſſe umgibt und in dem die Grotte der Kaſtaliſchen Quelle liegt. Etwas höher begann ein ſchöner antiker Stufenweg, im Zickzack ins Geſtein ausgehauen. Wir brauchten etwas über eine Stunde, um die Spitze dieſer Gebirgstreppe zu erreichen, und es kann kein Zweifel ſeyn, daß die „Statue von Erz," die Pauſanias (der wie wir ſeinen Aufſtieg zum Koryceum von Delphi aus vornahm) etwa 60 Stadien höher als die Delphi-Terraſſe geſehen hat, auf der oberſten Stufe dieſer antiken Gebirgstreppe geſtanden hat, von welcher letztern wir übrigens vorher nicht das Mindeſte gehört oder geleſen haben. Die Entfernung iſt auch ziemlich übereinſtimmend mit 60 Stadien von Delphi aus. Denn 12 Stadien kommen einer geographiſchen Meile nahe, und wir brauchten über eine Stunde zum Beſteigen der Treppe. Gleich an ihrer oberſten Stufe kamen wir in einen ziemlich großen Fichtenwald, deſſen öſtlichſte Kante wir in 24 bis 25 Minuten durchſchritten, worauf eine ausgedehnte und angebaute Bergebene ſich vor uns ausbreitete. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Ebene, unzweifelhaft früher die Stelle der uralten Stadt Lykoria, im 12ten Jahrhundert von einigen hundert Juden angebaut ward, die vorher in Kriſſa wohnten, aber von den Griechen verfolgt, auf dieſe hochgelegene Ebene auswanderten, wo ſie ein Dorf bauten und es Jeruſalem nannten. Dieß erzählt der alte Benjamin von Tudela in ſeiner Reiſe. Jetzt ließen wir zur Rechten, über einen Theil dieſer Fläche gehend, ein hübſches kleines Dorf oder Colonie liegen, Auswanderhäuſer aus Kaſtri, beſtimmt zur Wohnung und zum Aufenthalt Kaſtrenſiſcher Hirten, wenn ſie im Sommer ihr Vieh höher auf den Berg zur Weide treiben, oder im Winter oben Fichtenbretter und Stangen ſchneiden. Darum iſt die Benennung dieſer Colonie καλύβια καστρε. Von hier war die Ausſicht und der Rückblick nach Süden über die ganze Delphi-Gegend, Kriſſa's Ebene und Golf, den Korinthiſchen Meerbuſen, Korinth und Sikyon unvergleichlich ſchön. Etwa eine Stunde Weges weiter oben, in nordweſtlicher Richtung, erhob ſich das fünfhügelige Karanthavli, denn ſo ſprach es unſer Führer aus, eigentlich muß es καρανταν αὐλαι (die 40 Kammern) geſchrieben werden, eine eigene Berggruppe von gothiſcher Form, die ſich ganz von den übrigen Höhen des Parnaß iſolirt. Ungefähr eine halbe Stunde, ehe wir dieſen Berg erreichten, kamen wir zu einem See von bedeutendem Umfange (ohne Zweifel der, welcher durch natürliche Canäle oder Spalten im Gebirge die Kaſtaliſche Grotte bei Delphi mit ſeinem kryſtallklaren und immer eiskalten Strome verſorgt); in ſeiner Nähe lag ſchön und maleriſch eine andere Colonie von derſelben Art, wie Kalyvia Kaſtri, Auswanderhäuſer Arakova's und darum Kalyvia Arakova benannt. Wir verließen dieſes Dörfchen und den See, und kamen ein ſtarkes Viertel Weges weiter hin, dem Berge Karantharli näher, zu einem Sumpfe, deſſen Waſſer faſt blutroth war, vermuthlich von einem eiſenhaltigen Felſengrunde auf dieſer Stelle des Gebirges.

Wir näherten uns zuletzt dem Fuße des fünfhügeligen Karanthavli und begannen die ſteile Berggruppe zu beſteigen, die theilweiſe mit Buſch- und Eichengeſträuch bedeckt war. Dieſer letzte Theil unſerer Wanderung war der beſchwerlichſte. Ungefähr auf der Mitte des ſüdöſtlichen Berges führte der muntere Pallikari, den ich oben nannte, uns zu einer ziemlich großen Oeffnung, etwa 9 Ellen im Umkreis und maleriſch von Gebüſch umwachſen. Wir konnten ohne Schwierigkeit hineingehen, und die wunderſame Grotte, im Halbdunkel von der Oeffnung aus beleuchtet, breitete ſich jetzt in aller ihrer Herrlichkeit vor uns aus.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Ein neuer Simſon. Der Voleur vom 20 April citirt aus dem Eco de Aragon Folgendes: es befindet ſich gegenwärtig zu Saragoſſa ein Mann von unglaublicher Stärke, den das Volk deßhalb den neuen Simſon nennt. Sein wirklicher Name iſt Gregorio Adam. Er hebt unglaubliche Laſten, ſchlägt ohne Mühe einen Ochſen mit einem Fauſtſchlage nieder, und wirft alle Ringer, die ſich mit ihm meſſen wollen, zu Boden. Sein Körper zeigt indeß nichts Beſonderes, er iſt eher klein als groß, und ſeine Arme und ſeine Beine zeugen von keiner beſondern Stärke.

Künſtliche Vergoldung. In der Sitzung der franzöſiſchen Akademie vom 6 April wurde eine Mittheilung von Hrn. Delarive aus Genf vorgeleſen über eine Methode metalliſche Gegenſtände vermittelſt der Voltaiſchen Säule zu vergolden; er war zu einigen merkwürdigen Reſultaten gelangt, und die Methode ſoll ſehr ökonomiſch ſeyn, indem er zur Vergoldung von zehn ſilbernen Theelöffeln eine Auflöſung anwandte, die nur 600 Milligramme Gold enthielt.

Maſchine zur Reducirung von Statuen. Hr. Eyquier las kürzlich in der franzöſiſchen Akademie einen Bericht über eine von Saurage erfundene Maſchine zur Reducirung von Statuen, Basreliefs u. ſ. w. vor. Dieſe Maſchine beſteht in einer einfachen Anwendung des Pantographs, und eine Art künſtlicher Finger, der daran angebracht iſt, bearbeitet den naſſen Thon mit großer Leichtigkeit.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 126.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Mai 1840.

Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer.

I. Einleitung. — Herkunft.

Polack, der bekannte Reisende, der sich Jahre lang in Neuseeland aufgehalten und schon im Jahre 1838 eine Schilderung seiner Reise herausgab, hat nun ein neues Werk: „Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer" erscheinen lassen. Zwar fehlt es demselben augenscheinlich an den nöthigen philosophischen und ethnographischen Kenntnissen, um diese Sitten in das gehörige Licht zu stellen, allein immerhin hat er den Vortheil viel gesehen zu haben und das Verdienst, — so weit wir dieß beurtheilen können, — das Gesehene treu zu berichten. Er ist durch seine Reisebeschreibung, worin er die Colonisation Neuseelands durch Privatgesellschaften mißbilligte, in Streitigkeiten verwickelt worden, worüber er sich in einer etwas langen Einleitung auslaßt; allein diese Gegenstände können uns hier gar nicht berühren, da die Colonisation Neuseelands unter Aufsicht der englischen Regierung schon eine entschiedene Sache ist, und seine Persönlichkeit hier nicht in Betracht kommen kann. — Er gibt gleich im Eingang seines Werks die Gründe an, weßhalb er diese doch immer nur fragmentarische Schilderung jetzt herausgebe, nämlich, weil die alten Sitten, Gewohnheiten und Ansichten der Eingebornen Neuseelands bald nur noch der Geschichte angehören werden, indem dieselben durch den Contact mit Europäern mehr und mehr verschwinden. Den Auswanderern, die jetzt im Begriffe stehen, die Ufer Großbritanniens zu verlassen, gingen eine Menge Ansiedler aus Westaustralien (vom Schwanenfluß und König-Georgs-Sund) voran, weil ihnen das feuchtere Klima Neuseelands mehr zusagte, als die großentheils dürre und ziemlich unfruchtbare Küste Westaustraliens. Auch sind, seit der Plan einer Colonisation Neuseelands unter den Auspicien der Regierung in den Ländern des australischen Oceans bekannt wurde, eine Menge Kaufleute aus den benachbarten Colonien von Neu-Südwales, Südaustralien und Vandiemensland herübergezogen, und haben von den Eingebornen viele Landstriche angekauft, so daß beide, Neuseeländer und europäische Ansiedler, bald verschmelzen müssen.

Bei der ersten Bekanntschaft der Europäer mit den Neuseeländern waren diese letztern ein barbarisches Volk, das nur an Krieg und Mord, an Grimassen und Körperverdrehungen, durch die man dem Feinde Schrecken einzujagen hoffte, Gefallen fand; aber ein vierzigjähriger Verkehr hat diese anscheinend unbezähmbare Wildheit sehr gemildert, und sie finden jetzt am friedlichen Handel, Ackerbau und dem Erntetanz (Hakari) so viel Geschmack, als an wildem Kampf und Kriegestanz. Doch hängt der größere Theil der Eingebornen noch immer an den alten Sitten und an dem Aberglauben der Väter. Die Nation besteht aus zwei grundverschiedenen Racen, deren eigenthümlichen Stempel eine seit Jahrhunderten fortdauernde Vermischung noch keineswegs verwischt hat. Die erste erkennt man an der dunkelbraunen Farbe, an wohlgebildeten, hervorstehenden Zügen, starker Muskelausbildung, straffem Haar, und an dem kecken, kriegerischen Gange, während die zweite, niedrigere Race durch schwarzbraune Farbe, fast wolliges Haar wie die östlichen Afrikaner, kleine Statur und eine ausnehmend weiche Haut sich auszeichnet. Wahrscheinlich war der Unterschied ursprünglich so stark, wie zwischen einem Europäer und einem Neger der westlichen Welt. Die erstern gehören dem Malaien-, die zweiten dem Harafura- oder Papua-*) Stamme an. Die erstere Classe ist von Asien ausgegangen und hat sich bis zu den Ländern des gelben Meeres, ja bis zu den Sandwichinseln in der Nähe der Nordwestküste Amerika's verbreitet. Bei der Nähe Australiens sollte man glauben, wenigstens ein Theil der Einwohner dieses Landes gehöre zu derselben Race,**) aber diese Meinung ist alsbald beseitigt, sobald man sich mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten beider Völker bekannt macht, die so wesentlich von einander abweichen, daß man gar keine Vergleichung anstellen kann. — Alle Reisenden, von den ersten holländischen Seefahrern an bis auf die des heutigen Tages sprechen übereinstimmend von der Erniedrigung und dem Elend der Australier. Der auffallende

*) Papua kommt von Pua-pua, der Neger; so nennen die Malaien die Harafuras oder Eingebornen von Neuguinea.

**) Dieß soll auch nach neuern Forschungen von Grey und Lushington mit einigen Bewohnern der Nordwestküste der Fall seyn. A. d. U.

Digitized by Google

Racenunterſchied unter den Neuſeeländern gibt ſich in allen Ländern kund, wo Malaien und Papuas denſelben Boden bewohnen, auf den Molukken und in Madagascar, wie auf den Andamans und Nikobars im bengaliſchen Golf. Der Kopf der braunen oder Malaienrace iſt mit einer Fülle von Haaren geziert, die, wenn man ſie nicht auf den Kopf hinaufbindet, in Ringellocken auf die Schulter fallen; bei der tieferſtehenden Race formt ſich das Haar in ſpiralförmige Flechten, die hart am Kopfe dunkel, weiter weg braun ſind, und endlich ins Rothbraune übergehen. Ein voller, fließender Bart, wie er dem Europäer wächst, ziert ſelten das Geſicht des Neuſeeländers.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortſetzung.)

Wir folgten der Spur über den Sautfluß, der ſich jetzt bedeutend geſenkt hatte, und als wir ſahen, daß ſie öſtlich längs der Gebirgskette hinging, holten wir aus unſerm Lager Pferde und Schießbedarf, ließen die Wagen nach einem beſtimmten Punkte vorausgehen, und verfolgten von neuem jene Spur. Nachdem ſie uns acht Meilen weit über ſteinichte Hügel, ſchattige, doch zerſtörte, Waldungen und wehende Grasfelder geführt hatte, kamen wir endlich zu einer Anzahl grasreicher Hügel, von Bächen durchſchnitten und mit kleinen Baumgruppen beſetzt, wo wir außer den Verheerungen der Elephanten auch eine große Heerde dieſer langgeſuchten Thiere fanden. Unſere Hottentotten waren hoch erfreut über dieſen Anblick, und Andries ſo aufgeregt, daß er mit aufgeriſſenen Augen und bebenden Lippen daſtand, und kaum die Worte zu ſtottern vermochte: „Daar ſtand de olifant.“ Mohanvcom und 'Lingap wurden ſogleich abgeſchickt, die Heerde in das Thal zurückzutreiben, welches wir langſam, geräuſchlos und gegen den Wind hinaufritten, und als wir ungefähr 150 Schritte weit von ihnen unbemerkt gekommen waren, banden wir unſere Pferde an, und nahmen in einem alten ſteinernen Kraal eine gute Stellung ein. Das Geſchrei der Wilden, die jetzt auf der Höhe ankamen, und das Raſſeln mit ihren Schildern, brachten die ungeheuren Thiere uns entgegen bis auf zehn Schritt von unſerm Hinterhalte. Die Heerde beſtand aus neun Weibchen mit großen Zähnen. Wir wählten das ſchönſte und feuerten fünf Kugeln auf dasſelbe ab. Es ſtrauchelte, kam zu ſich, ſtieß einen durchdringenden Klageton aus, und eilte mit den übrigen den nahen Berg mit unglaublicher Geſchwindigkeit hinauf, die ungeheuren, fächergleichen Ohren in Maßgabe der Schnelligkeit bewegend. Wir beſtiegen ſogleich unſere Pferde, und da die ſcharfen, loſen Steine den Füßen der verwundeten Dame nicht zuſagten, hatten wir ſie bald eingeholt. Das Blut floß in Strömen von ihr fort, mit aufgehobenem Rüſſel ſtürzte ſie wüthend auf uns los, und erſt nach wiederholten Schüſſen ſtreckte eine Kugel ins Gehirn ſie todt zu Boden, der von ihrem Fall erdröhnte.

Als wir uns von dieſer eben beſchriebenen, aufregenden Scene abwandten, fanden wir, daß ſich ein zweites von nackten, ſteinichten Hügeln umgebenes und von einer dünn bewachſenen Schlucht durchſchnittenes Thal vor uns öffne. Hier lag ein großartiges, herrliches Panorama vor uns, das jeder Beſchreibung Hohn ſprach. Die ganze Landſchaft war im eigentlichen Sinne des Worts mit wilden Elephanten bedeckt. Es konnten kaum weniger als 300 in unſerem Geſichtskreiſe ſeyn. Jede Höhe, jeder grüne Hügel war mit Gruppen von ihnen beſäet, während in dem Thale unten eine dichte, graue Maſſe ſich hin und herbewegte, und ihre koloſſalen Geſtalten auf Augenblicke lang durch Baume verdeckt wurden, die ſie mit Rieſenkraft verſtümmelten; dann traten ſie wieder majeſtätiſch in die offenen Flächen heraus, in ihren Rüſſeln Baumzweige tragend, mit denen ſie ſich träge vor den Fliegen beſchützten. Der Hintergrund war mit einer beſchränkten Ausſicht auf die blaue Gebirgskette begränzt, die hier einen ſehr klippenreichen Anblick bot, und vollendete auf dieſe Art ein eben ſo entzückendes als erhabenes Gemälde.

Unſere Annäherung geſchah immer noch gegen den Wind und alſo unbemerkt, bis die Heerde, die wir hinter uns gelaſſen, plötzlich erſchien und den Berg hinabeilte, um ſich der Hauptheerde anzuſchließen, und ſo dicht an uns vorbeikam, daß wir der Verſuchung zum Schießen nicht widerſtehen konnten — freilich ohne Erfolg. Wir ließen unſere Pferde auf der Höhe, ſtellten uns dann an einem Orte auf, von dem wir das bewaldete Defilé gut überſahen, und ſchickten Andries fort, die Elephanten ſo nahe als möglich an uns vorbei zu treiben, damit wir ſehen könnten, ob kein männliches Thier dabei ſey. Im trägen Schritt kamen ſie heran, blieben von Zeit zu Zeit unter einem ſchattigen Baume, 15 Yards von uns, ſtehen, fächelten ſich langſam mit ihren ungeheuren Ohren, und blieſen mit ihrem Rüſſel die Fliegen von ſich, wobei ſie jenen ſchwachen und eigenthümlichen Laut hören ließen, der dem indiſchen ſo gewöhnlich iſt. Es waren lauter Weibchen, die meiſten von ihnen Mütter, denen ihre kleinen, ſeltſam geſtalteten Jungen folgten, jedes dicht hinter der Mutter und alle ihre Handlungen nachahmend. Aus unſerer Stellung hätten wir ſo viele ſchießen können, als wir gewollt hätten, da ihre Köpfe häufig uns zugewandt waren, ſo nahe und in ſolcher Stellung, daß eine einzige Kugel ins Gehirn für jedes hingereicht hätte. Doch während wir noch zögerten, pfiff plötzlich eine Kugel dicht bei Richardſons Ohr vorbei, und brachte die ganze Heerde zur Flucht. Wir hatten kaum Zeit, hinter einen Baum zu flüchten, ſo war ſchon eine Geſellſchaft von zwanzig Thieren, mit verſchiedenen Kleinen in ihrer Mitte, dicht bei uns, laut trompetend mit aufgereckten Rüſſeln und im eiligſten Schritt. Ich lehnte meine Büchſe gegen den Baum, zielte über die Schulter des erſten Thieres, und es fiel ſogleich zu Boden. Eine andere ſtarke Abtheilung kam jetzt in unſern Rücken, und wir wurden genöthigt, uns von Baum zu Baum zu retten, häufig über die ſcharfen Steine ſtolpernd, denn immer neue Abtheilungen des Feindes kamen heran. Dieſe Scene komiſcher Verwirrung dauerte nicht lange; wir näherten uns dem zu Boden geſtreckten Thiere, und machten ſeinem Todeskampf durch einen Schuß in die Stirn ein Ende. Andries kam jetzt ſehr fröhlicher Laune

Digitized by Google

über sein treffliches Werk heran, und schoß sein Gewehr mit großer Seelenruhe auf den Leichnam ab, unter dem Vorwande, das Thier habe mit den Schenkeln gezuckt. Sein Zweck war augenscheinlich, die Schüsse zu verwirren; denn indem er seinen Finger in die Oeffnung steckte, die meine vierlöthige Kugel gemacht hatte, erklärte er sich mit der bescheidensten Zuversicht als den Urheber der That, übersah aber dabei, daß das Thier die Todeswunde von der Seite erhalten, die ihm gerade abgewendet war.

Auf unserm Weg nach dem Lager, dessen Lage wir, wegen der kürzlichen Ueberschwemmung, nicht sicher angeben konnten, kamen wir wieder bei drei andern großen Heerden Elephanten vorüber. Eine derselben stand gerade in unserm Weg; wir griffen sie also an und verfolgten die flüchtige wohl eine Meile weit über lose Steine. Man hat viel von der Anhänglichkeit der Elephanten an ihre Jungen gesprochen, doch weder hier noch bei einer andern Gelegenheit sahen wir sie die geringste Fürsorge für sie tragen; im Gegentheil ließen sie sie für sich selbst sorgen und Mohanycom und 'Lingap stachen eines mit ihren Assagaien nieder und brachten uns seinen Schwanz. Einen andern alten weiblichen Elephanten erlegten wir, als wir eine Anhöhe erstiegen, und bemerkten jetzt 500 Yards von uns unser Lager. Die ganze Heerde brach durch unser Lager und richtete große Verwirrung unter unsern Dienern und den Ochsen an, doch ereignete sich kein weiterer Unfall, und wir waren nicht böse, uns zu Hause zu finden.

Während der Nacht entlud sich ein neues Gewitter, nicht weniger heftig als das vorige, und das Geschrei der wilden Elephanten, die dicht an unser Lager kamen, und das Brüllen des Donners erregten die Ochsen so gewaltig, daß sie aus dem Kraal brachen und Sicherheit in der Wüste suchten. Ich schlief, ermüdet von der Jagd, trotz Sturm und Regen bis zum Morgen.

Es regnete immer noch heftig, als der Tag graute, doch bald nach Sonnenaufgang heiterte sich der Himmel auf, und begleitet von Leuten, mit Aexten bewaffnet, gingen wir aus, den getödteten Elephanten die Zähne auszubrechen. Der Boden war außerordentlich aufgeweicht und nur mit Mühe konnten wir vorwärts schreiten, da unsere Füße bis an die Knöchel im Morast versanken. Das benutzte ein aufgestörtes Rhinoceros, das hinter einer alten Steinwand auf uns losstürzte, und da drei Flinten wegen der Feuchtigkeit versagten, war es fast mitten unter uns, ehe es mir gelang, es durch einen Schuß ins Auge zu Boden zu strecken.

Nicht Ein Elephant war da zu sehen, wo wir gestern Hunderte getroffen; doch als wir uns dem Orte näherten, wo der getödtete Elephant lag, bemerkten wir ein Junges, das, kaum 3½ Fuß hoch, mit klägligem Geschrei um das gefallene Thier herum lief. Es erkannte uns mit Freuden wieder, legte seinen kleinen Rüssel um unsere Füße und suchte durch tausend Sprünge, die ihm bei seiner Schwerfälligkeit gar seltsam standen, sein Vergnügen zu erkennen zu geben, uns wieder zu sehen. Es folgte uns zu seiner Mutter, die zu einer unförmlichen Größe aufgeschwollen, und von einer Schaar Geyer umringt war, die mit gezwungener Geduld seine Auflösung abwarteten, da sie das Fell nicht durchdringen konnten und alle weichern Theile schon verzehrt hatten. Das Trauern des Kleinen um seine Mutter wurde wirklich schmerzlich, und ich gestehe, daß mich meine That reute. Es folgte uns, da seine Mutter kein Lebenszeichen mehr gab, in das Lager, starb aber, aller Sorge ungeachtet, nach wenigen Tagen, ebenso wie zwei andere, die wir später fingen.

Der Tag schloß sich wieder mit einem Gewitter, das zweimal ging und zweimal in der Nacht wiederkehrte. Die Flüsse, die den Tag über sich gesenkt hatten, schwollen wieder an, und statt des Trompetens der Elephanten hörten wir das Geheul einer Legion Schakals zur Nachtmusik. Ein lauter Schrei eines dieser Thiere, der sich durch den Aufruhr der Elemente in den Bergen hören ließ, gab das Zeichen zum allgemeinen Chorus, und die hundert Stimmen dieser Sänger brachten unsere Schafe so sehr aus aller Fassung, daß sie durch die Verzäunung brachen, wir mochten machen, was wir wollten.

Trotz des schlechten Weges verlegten wir unser Lager einige Meilen weiter östlich, um den Elephanten näher zu seyn. Alle Bergwasser waren angeschwollen, doch konnten sie unsre Wagen nicht aufhalten. Als wir hingingen, bemerkten wir einige Elephanten mit der Behendigkeit von Gemsen bis zum Gipfel der Gebirgskette aufklettern, an der wir hinzogen. So wie wir hielten, ging ich allein aus, und stieg einen engen von Thieren ausgetretenen Pfad aufwärts in einen Waldstrich, der eine breite Schlucht füllte. Außerhalb derselben stand ein mächtiger männlicher Elephant, seinen Rüssel um seine Zähne gewickelt, und außer dem Bewegen seiner ungeheuren Ohren regungslos wie eine Statue. Ich band mein Pferd an einen Baum, kroch still hinter einen Steinblock, und zielte nach seiner Stirn. Die Erde bebte unter der Last des ungeheuren Thieres, als es schwerfällig niedersank, und mit einem tiefen Stöhnen sein Leben ausathmete. Seine Höhe betrug 11½ Fuß, und seine Zähne maßen mehr als 7 Fuß in der Länge. Der Widerhall meines Schusses, wie er durch Berg und Thal sich wiederholte, machte, daß mein Pferd sich losriß und davon lief, und brachte einen ganzen Schwarm schweinsköpfiger Affen aus ihrer Waldeinsamkeit, die mit ihren lächerlichen Gebärden mich zum Lachen gestimmt hätten, wäre auch meine Laune noch so düster gewesen. Es dauerte lange, ehe ich mein Pferd wieder fand, und als ich mein Lager erreichte, war die Nacht schon angebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bonis in Guiana.

Die Bonis sind ein Negerstamm, der sich in die tiefsten und unzugänglichsten Wälder Guiana's zurückgezogen hat, um nicht von seinen weißen Nachbarn belästigt zu werden. Ihren Namen haben sie wahrscheinlich von einem Europäer, der ihnen eine gewisse Organisation gab. Dieß war ein französischer Soldat, der, um einer verdienten Züchtigung zu entgehen, mit Waffen und Gepäck desertirte, und unter einem Negerstamm im Innern eine Zuflucht suchte. Er heurathete

Digitized by Google

eine Negerin, und gewann die Zuneigung dieser Völker in einem solchen Grade, daß sie ihn zum König wählten. Sobald dieß geschehen war, organisirte er die 7 oder 8000 Neger, bewaffnete sie so gut wie möglich, übte sie ein, und machte sie zu furchtbaren Kriegern. Frankreich und Holland, von dieser Umwandlung in Kenntniß gesetzt, beeilten sich, mit dem König-Deserteur einen Bund zu schließen. Leider starb derselbe, ehe er die Organisation des Stammes verhindern konnte. Dankbar für den Dienst, den er ihnen geleistet, ertheilten sie seiner Wittwe die königliche Gewalt, und man muß ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie dieser Ehre würdig war. Reisende, welche kürzlich diesen Stamm besuchten, erzählen folgende Details.

„Nachdem wir die 800 bis 1000 Metres hohen Gebirge überstiegen, gelangten wir auf ein ungeheures Plateau, wo der Wald minder dicht und wild war. Bald entdeckten wir eine lange Linie von Hütten, die eine Art Lager bildeten. Alle diese Hütten bestanden aus vier starken in die Erde geschlagenen Pfählen mit Mauern und Dächern von Stroh. Eine derselben, die sich von den andern durch Größe, Form und Eleganz auszeichnete, war der Palast der schwarzen Majestät. Wir näherten uns demselben, begleitet von einer Masse Neger, die von allen Seiten herbeigelaufen waren, um uns zu sehen. Die Königin empfing uns auf einem Teppich von Blättern mit vieler Anmuth und mit gewissen europäischen Manieren, die sie sich vermuthlich von dem Franzosen, ihrem Gemahl, angeeignet hatte. Sie lud uns zum Essen ein, und ich ließ mir namentlich das frische Wasser, das ich seit vier Monaten entbehrt hatte, recht wohl schmecken.

„Nach dem Essen besuchte ich die Colonie, und als ich hier mehrere Tausend kräftige Neger bemerkte, erkannte ich wohl, daß Frankreich Grund habe, mit Vorsicht und Klugheit dabei zu Werke zu gehen. Die Boers könnten, wenn sie wollten, alle unsere Etablissements verheeren, ohne Hindernisse zu finden. Sie in ihren Bergen und unermeßlichen Wäldern zu überraschen, ist eben unmöglich. Sie haben Feuergewehre, ziehen aber ihre vergifteten Pfeile vor, die sie mit unglaublicher Geschicklichkeit abschießen. Jeder Neger hat seine Hütte und arbeitet für sich selbst, er ist vollkommen Herr, und kann nach Cayenne gehen, so oft er will, um seine Producte zu verkaufen. Die Königin übt nur eine gemäßigte Herrschaft aus, und begnügt sich, einen leichten Tribut zu erheben, und ihre Unterthanen bei wichtigen Gelegenheiten zu versammeln. Erhebt sich ein Streit, so wird er von den Greisen, die man Papos oder Papas (Väter) nennt, entschieden. Wenn einer derselben erklärt — zu meiner Zeit war es so; so hat aller Streit ein Ende, und man unterwirft sich der Entscheidung. Ihre Religion ist eine Mischung von Fetischismus und Christenthum; sie schneiden kleine Figuren aus Holz, die sie am Halse tragen. Beim Aufgang der Sonne werfen sie sich nieder und beten sie an." (Annales des Voyages. Januar 1840.)

Die große Grotte im Parnassus.

(Schluß.)

III. Die Korycische Berggrotte ist die schönste, die ich je gesehen habe. Unsere Führer hatten uns von 40 Papades erzählt, die sich einst, Gott weiß wann, mit Lampen tief in diese Gebirgshöhlen wagten und dort verschwanden. Der Glaube an diese Geschichte machte sie sehr bange vor Zauberei u. dgl., und nur mit Noth vermochten wir sie, uns durch die zweite bis in die dritte Kammer zu folgen. Die Grotte hat das Eigenthümliche vor andern Berghöhlen derselben Art, die ich bisher in Deutschland, z. B. die Baumannshöhle, und in andern Ländern gesehen habe, daß ihre verschiedenen Abtheilungen oder Kammern beständig in dem Felsen bergauf gehen oder höher liegen als die nächst vorhergehende. Die erste davon ist im Umfange die größte, eine herrliche Wölbung von länglich runder Form. Ich maß ihre Länge von 110 und ihren Umkreis von 290 Schritten; die Höhe, die wir nur mit dem Auge schätzen konnten, kam uns wie ein gothisches Kirchengewölbe von vielleicht 50 Fuß oder etwas höher vor. In dieser größten Kammer (der Vorhöhle) sind fünf große Blöcke von Krystallisationen, von dem aus der Decke träufelndem Wasser gebildet. Zwei von diesen sind vorzüglich mächtig. Ein kleiner sechster befindet sich am Eingange in die zweite Kammer. Die sonderbaren Formen dieser Blöcke geben der Phantasie, die schon durch das Halbdunkel der Höhle gehoben ist, Gelegenheit, sich die wunderlichsten Gestalten vorzustellen. Ich kostete das herabtröpfelnde Bergwasser; es war klar und von gutem Geschmack, ohne daß es mir weder eisenhaltig, noch in anderer Hinsicht mineralisch vorkam.

Wir bestiegen mit Mühe die zweite und dritte Kammer, die jede für sich von einer eigenen wunderbaren und wellenartigen Form waren. In der dritten war auf der linken Seite für den Eintretenden eine kolossale Krystallfigur, vollkommen dem Typus eines antiken Pans gleichend. Unsere Führer kreuzten sich, dachten an das Schicksal der 40 Papades und wollten nicht weiter steigen; nur mit großer Noth brachten wir sie dahin, uns mit Licht noch bis in die vierte Kammer zu folgen, welche größer als die beiden zuletzt vorangehenden war. Von hier aus wurde der Abfall der Grotte so steil, daß, ohne uns mit Aexten Fußstapfen in den Felsen zu hauen, es uns gänzlich unmöglich wurde, höher zu steigen. Wir kehrten nun um; ich nahm mir ein Stück von dem mächtigen Pan in der dritten Kammer mit, und wir kamen wieder ans Tageslicht. In der vordersten Abtheilung schoß ich meine Pistolen und unsere Führer ihre Flinten los; wie ein heftiger Donner dröhnte es durch den Felsen. Die Höhle soll ein Aufenthalt für die Klephten in diesem Hochlande seyn, die hier eine Zuflucht suchen, wohin sie die Soldaten schwerlich verfolgen.

Von Xaranthavli nimmt sich die westlichste, oberste, schneebedeckte Höhe des Parnaß besonders majestätisch aus. Seine höchste Kuppe, so in frisch gefallenen Schnee gehüllt, und so von der kräftigen Wintersonne des 59sten Breitegrades beleuchtet, ist eines der grandiosesten Schauspiele, die ich gesehen habe. In der Schweiz sah ich vieles Aehnliche, aber keine Winterlandschaft in so blendendem Lichte.

Auf dem Rückwege zeichnete mein Freund Stackelberg eine herrliche Skizze von Xaranthavli und dem obersten Schneegipfel des Parnaß. Es war der schönste freundlichste Tag. Unsere Führer jagten nach Wachteln und schossen ein Paar dieser Vögel. Einer davon, der in seiner Jugend Klephtis gewesen, war besonders ein behender Bursche und vortrefflicher Schütze. Die Sonne ging in unbeschreiblicher Pracht hinter den peloponnesischen Bergen unter. Wir kamen spät am Abend nach Kastri zurück, und fanden die ganze Jugend des Dorfes zu Tanz und Festlichkeit an diesem Heiligendreikönigstage der Griechen versammelt. Für uns war er reich gewesen an edlem Genusse und merkwürdiger Erfahrung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 127.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Mai 1840.

Mammuthknochen und skandinavische Steinarten in Kleinrußland.

Bekanntlich finden sich im nördlichen Rußland, wie im nördlichen Deutschland und in Polen und Preußen Steine und Felsbrocken, deren ursprüngliche Heimath ohne allen Zweifel Skandinavien war. Bis jetzt nahm man an, daß diese Brocken nicht weiter gehen, als bis ins Gouvernement Moskau, aus dem einfachen Grunde, weil dieselben, auf dem Eise fortgeschafft, wenigstens auf dem höchsten Theil des nur gewölbartig sich erhebenden russischen Landes aufstoßen und liegen bleiben mußten. Südrußland betrachtete man ohnehin als ehemaligen Meeresboden. Um so auffallender muß es erscheinen, daß sich nicht nur solche aus Skandinavien stammende Felsbrocken und Gesteine, sondern auch Knochen vorweltlicher Thiere in Südrußland finden. Ein Dr. Kalenitschenko aus Charkow gibt davon in der Nordischen Biene (s. Nr. vom 3/15 April) Meldung, und wir entheben aus seinem Briefe diejenigen Stellen, welche die Lage und die nähern Umstände des Funds am genauesten schildern.

An der Gränze der Gouvernements Charkow und Poltawa in der Nähe der Stadt Nedrigailow, drei Werste von dem Flecken Konstantinow, der sich durch seine reizende Lage auszeichnet, fand man in dem Dorfe Kuleschewka an dem Bache Chust Knochen vorweltlicher Thiere in bedeutender Menge, und zwar nicht in versteinertem Zustande. Man hat zwar sonst in Kleinrußland ähnliche Knochen gefunden, aber nur höchst selten irgend einen bedeutenden Theil eines Skeletts auf Einem Punkte, sondern meist zerstreut. Die Knochen, die sich hier fanden, und zwar zwischen Thon und Sand, *) waren Mammuthknochen, Zähne und Schulterblatt des vorweltlichen Pferdes (Hippotherium gracile Kaup.) so wie die Zähne einer besondern Elephantenart. Es war eine wahre Knochengrube. Dabei befanden sich noch zerschlagene Rippen, Schienbeine, Hüftknochen, Schulterblätter, Kinnbacken mit Zähnen von Mammuth, Elephanten und Pferden, dazwischen auch ganze Stücke Knochenbreccie aus Bruchstücken von Schneidezähnen, die in einen verglasten Zustand übergegangen, durch plastischen Thon verbunden und mit grobem, quarzartigem Meersand, so wie mit Krystallen von Kochsalz bedeckt waren.

Weitere Nachforschungen wurden verhindert, weil Wasser aus unterirdischen Quellen in die Grube drang, man hat aber, außer mehrern Knochen von Urelephanten und dem vorweltlichen Pferde hinreichend Knochen herausgeschafft, um mehr als zwei Mammuth daraus herzustellen. Leider sind viele Knochen zerschlagen, doch sind die wichtigsten Stücke ganz erhalten. Nach den Knochen zu schließen, müssen die Mammuths eine Größe von mehr als 2 Sasdenen (über 14 Fuß) gehabt haben; sie wurden zur nähern Untersuchung und Beschreibung nach Charkow gesendet. Das hohe Ufer der Sula, welche südlich von dem Terrain, wo die Knochen gefunden wurden, hinfließt, besteht aus Diluvial- und Alluvialschichten von verschiedenfarbigem Thon, buntem Sand und halb zerstörtem Thon- und Kalkmergel, zwischen welchen mächtige Brocken von skandinavischem Granit, finnländischem Syenit, Stücke von Gneiß und Kalkstein vorkommen, welche theils in groben Staub zerfallen, theils in bunten Sand übergehen. Wie sie so weit fortkamen, möchte schwer zu erklären seyn. Die Rinnsale der Worskla, der Sula, des Psiol und der darein fallenden Bäche sind nach diesen Angaben in geognostischer, wie in paläontologischer Hinsicht merkwürdig.

*) Im Original heißt es „im sandigen subplastischen Thon."

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Der Neumond brachte, wo möglich, noch mehr Regen, und die Löwen wollten das Unwetter benutzen und in unsere Gehäge eindringen. Als wir um 9 Uhr des Morgens die Vorhänge unsers Wagens zurückschoben, um zu sehen, ob das Wetter nicht heller werden wollte, bemerkten wir drei Löwen, die sich hundert Schritte davon in der Ebene hingelegt hatten, und unsre Ochsen erwarteten. Wir griffen schnell nach unsern Büchsen, aber sie versagten; unsere Hottentotten sprangen einer nach dem andern aus dem Packwagen und legten die Flinten

Digitized by Google

auf die unwillkommenen Besucher an, und so zogen sie ab, doch setzten sie sich in geringer Entfernung wieder fest. Das Pulver wurde erneuert und bei dem ersten Feuer stürzte einer der größten zu Boden, dem zwei Kugeln zugleich die Hirnschale zerschmettert hatten. Die andern legten ihren Schweif auf den Rücken und sprangen in das Dickicht. Eine halbe Stunde darauf ließ sich eine andere Löwenstimme am Fuße des Gebirgs hören und vom Wagen konnten wir bemerken, daß ein Löwe, in wüthender Bewegung seinen Schwanz hin und herschlagend, längs dem Gebirge hineilte, gerade auf John April los, der dort die Schafe hütete. Alles griff nach den Waffen und eilte zur Hülfe, indem wir dem Manne zuriefen, auf seiner Hut zu seyn; aber ohne Notiz von ihm zu nehmen, verschwand das Ungeheuer brüllend und seinen Schweif schlagend, im Nebel.

Je weiter wir auf unsern Jagdzügen vordrangen, desto mehr bedauerten wir, daß wir uns hatten überreden lassen, keine Hufeisen und kein Korn für unsere Pferde mitzunehmen, da unsere Existenz und die unserer Begleiter fast einzig von dem Erfolg unsrer Jagden abhing und dieser Erfolg nur durch gute Pferde zu erreichen war. Die 16 Pferde aber, die wir mitgenommen, waren, weil sie täglich und auch von den Hottentotten gebraucht wurden, um das entlaufene Vieh hereinzubringen, und von diesen selten anders als aufgeritten heimgebracht wurden, jetzt in einem so jämmerlichen Zustande, daß wir sie nur durch verdoppelte Aufmerksamkeit und Pflege einigermaßen bei leidlichen Kräften erhalten konnten. Uebrigens waren sie sehr gutartig, gewöhnten sich bald an die Wagen, daß wir sie ruhig des Nachts weiden lassen konnten, und blieben meist fest auf dem Platze stehen, wo wir sie verlassen, wenn wir auf der Jagd zuweilen abstiegen.

Unser nächstes Ziel brachte uns zu den Quellen des Uri oder Limpopoflusses, dem Gariep in Mosolekazis Besitzungen, der, von vielen Zuströmungen aus den Cashan-Gebirgen genährt, wie durch Zauberei als mächtiger Strom hervortritt, und nachdem er seine tiefen, ruhigen Wasser durch das Gebirge gerollt hat, sich nach Norden wendet. Hier ergötzte uns besonders die Jagd auf Flußpferde, die im Limpopo in ausnehmend großer Anzahl zu finden sind, und die Herrschaft des Flusses mit dem Krokodil theilen. Während der Nacht hörten wir sie häufig schnaubend und wiehernd ihre Spiele im Wasser treiben, und sahen sie nicht selten im Mondenschein aus ihren Schilfen hervorsteigen und in der Ebene weiden; doch nie entfernen sie sich weit vom Flusse, zu dem sie bei dem geringsten Geräusch ihre Zuflucht nahmen. Zu tödten sind sie nur durch einen Schuß hinter das Ohr oder ins Auge, das etwas hervorsteht wie das Dachfester an einem holländischen Hause, denn die Haut von 1½ Zoll Dicke ist für Kugeln undurchdringlich. Ihr Fleisch wird von den Colonisten mit Recht zu den Leckerbissen gezählt, es gleicht im Geschmack dem Schweinefleisch und ist sehr fett. Aus der Haut werden die Sjamboks, elastischen Peitschen, dieses nothwendigste aller Hausgeräthe eines holländischen Pflanzers gemacht, und ihre Zähne sind dem Elfenbein an Werth gleich.

Jetzt nahm das Land wirklich das Aussehen einer großen Menagerie an, und namentlich überstieg die unendliche Menge von Rhinocerossen allen Glauben. Fast aus jedem Busche schaute ein Kopf hervor, sobald wir das Lager aufschlagen wollten, und oft machten sie uns hartnäckig das Land streitig. Im Freien verlor dieses Thier keine Gelegenheit, uns zu belästigen, — oft stießen sie mich am Ellenbogen, wenn ich eben auf ein anderes Thier schießen wollte, und verfolgten unsere Pferde mit unermüdlichem und komischem Eifer, indem sie, die Nase dicht am Boden, einen zimperlichen Gang annahmen, der einem so unförmlichen und gewichtigen Thiere gar seltsam ließ, und dabei einen Laut von sich gaben, der zwischen Grunzen und unterdrücktem Pfeifen die Mitte hält. Sein Gehirn liegt hinter seinem Horn in einer Vertiefung, daher wohl seine geringe Intelligenz; und obgleich leicht zu heftigem Zorn gereizt, sind seine Angriffe bald zu vermeiden, da der Kreis seines Gesichts sehr beschränkt ist. — Auch wilde Büffel waren häufig vom Wagen aus zu sehen, und als ich eines Morgens einen engen Hohlweg hinaufritt, sah ich mich plötzlich einer großen Heerde dieser furchtbaren Thiere gegenüber. Da ich mich nicht wenden konnte, würden sie über mich weggegangen seyn, hätte mein Pferd nicht versucht, die steilen Seitenwände des Wegs hinaufzuklettern, von dessen Spitze ich auf den Führer des Trupps, einen ungeheuren Bullen, feuerte, und als er fiel, marschirte die ganze Heerde über ihn in ihrer wilden Flucht hinweg. — Die Pflanzenwelt schmückte mit vielen neuen und interessanten Formen die Ufer des Limpopo, doch immer noch war die hohe Akazie die hervorragendste Zierde, die sich aus den dichtbewachsenen Gebüschen erhebt, mit denen beide Ufer hie und da besetzt sind. Die anmuthigsten Sänger und mancherlei Antilopenarten bewohnen diese Waldeinsamkeiten: das zierliche Pallah mit seinen verwickelten und nach außen gebogenen Hörnern, dessen Füße mit einem starkhaarigen Kissen versehen sind, die ihnen das Ansehen eines beflügelten Merkurs geben; der majestätische Wasserbock; die rothgraue Antilope oder Bastard-Gemsbock, der die höhern Berggegenden von Limpopo bewohnt, und die Größe eines großen Pferdes hat, mit aufrecht stehender Mähne, langen Eselsohren und starken, einem krummen Säbel ähnlichen, rückwärts gebogenen Hörnern, mit denen es seinen Gegner anfällt, wenn es nicht mehr entfliehen kann; und das königliche, die Einsamkeit suchende Kudu, traten uns hier mit den gewöhnlichen Thieren, Gnu, Quagga, Hartebeest u. s. w. zum erstenmal in Masse entgegen, und ließen uns immer neues Vergnügen in der Jagd finden.

Da die Gegend immer rauher und unzugänglicher für die Wagen wurde, mußten wir uns entschließen, bei der Verfolgung einer Elephantenheerde weiter östlich vom Limpopo, unsere Wagen zurückzulassen, und zu Pferde den Weg zu unternehmen. Dieß war auch deßhalb nöthig, da unsere Führer uns nicht weiter gegen Osten vordringen lassen wollten, aus Furcht, wie sie sagten, vor Dingaans Feindseligkeiten. Wir setzten also über den Fluß, gingen zu Pferde um das Gebirg und langten am Ende des zweiten Tages am Fuße der höchsten Spitze an, wo die Quellen des Bekane und Umpeban den Ort der letzten großen Schlacht zwischen Mosolekazi und Dingaan bezeichnen,

Digitized by Google

in welcher jener völlig geschlagen wurde. Die Flüsse vereinigen sich bald mit einander, und fallen weit gegen Norden vom Gebirge in den Limpopo, wo das Land immer rauher wird. Gegen Süden ist es offen und eben, mit einzelnen Waldstrichen besetzt, doch trotz der schwarzen Erde schwindet mehr und mehr die Vegetation. Uebrigens sind die Lashanberge, wenn auch die höchsten in Südafrika, nicht so hoch, als man glauben sollte, da der Boden sich stufenweise erhebt. Weiter nach Delagoa zu bemerkten wir ein anderes hohes Gebirge, das die Eroberungen Mosolekatzi's auf dieser Seite beschränken soll. Hier war es, wo der Führer der ersten Auswanderer aus der Colonie, Louis Triechard, sich lange aufhielt, an den Ufern eines Flusses, den die Eingebornen zu einem Nebenflusse des Limpopo machen, dessen Ursprung und Lauf aber bis jetzt nicht bestimmt ist; andere Reisende, namentlich Brookhorst, der vom Vaalfluß hieher kam, geben Bestimmungen an, die auf einen Binnensee schließen lassen.

Nach einigen Tagen, die ausschließlich der Jagd gewidmet waren, und wo der Himmel unser Zelt, und das Wasser des Stroms unsere Stärkung war, kehrten wir zu unsern Wagen zurück, und setzten unsern Weg gegen Norden in das Land der Bakone oder Baquaina fort, wohin wir am 15 November kamen. Der Weg war äußerst ungünstig für die Wagen, denn das Land erhob sich nach und nach zu dem Gebirge, das die Eingebornen Mural nennen, und welches, besonders zur Regenzeit, von einer Bremse besucht wird, deren Stich dem Rindvieh sehr gefährlich ist. Wir verloren zwei unserer Ochsen, und mußten uns aus dem Bereich des Flusses ziehen. Mehreremal wurde unser Packwagen umgeworfen, und das einemal nicht ohne unsern Sextanten und den Thermometer fast unbrauchbar zu machen. Am vierten Tage nach dem Uebergange über die Gebirge lagerten wir am Flusse Machachochan, in dessen Nähe 1831 Barend Barends' Griquas die große Niederlage erlitten hatten. Ein kegelförmiger Berg, den man von allen Seiten her in großer Entfernung sehen kann, bezeichnet den Fleck, und ringsum ist das Land dicht mit Menschen- und Pferdeknochen besäet.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

(Nach Cyrill.)

Afrika.

Wenn man an die westlichen Küsten des arabischen Meerbusens gelangt, so ist man ganz nahe bei Abyssinien, einem Lande, das bei der Abreise Bruce's sehr ernsthaften Unruhen preisgegeben war, und seit der Zeit alle Schrecknisse der Anarchie erfahren hat. Kühne Häuptlinge haben das alte Reich unter sich getheilt, und die Gallas haben sich zu Herren eines Theils seiner Provinzen aufgeworfen. Inzwischen sind auch Europäer dahin gelangt, und haben daselbst mancherlei Materialien für die Geographie gesammelt. Unter Andern hat Hr. Rüppell, gleich wie in andern Ländern, so auch hier, einen scharfsinnigen und unermüdlichen Eifer gezeigt, und seine Nachforschungen sind von vielem Werthe. Auch einem Franzosen, Hrn. d'Abbadie, der sich hauptsächlich mit der Sprache dieser afrikanischen Gegenden beschäftigt, und nach der Rückkehr von seiner ersten Reise das interessante Resultat seiner ersten Forschungen bekannt gemacht hat, verdanken wir in dieser Beziehung Vieles.

Als Burkhardt, dessen Reisen erst im Jahre 1819 erschienen, Nubien besuchte, stand es unter der Herrschaft eingeborner Häuptlinge, die, sehr häufig im Kriege miteinander begriffen, es den Europäern beinahe unmöglich machten, Nachforschungen anzustellen. Burkhardt gelangte nur bis Schendy, von wo er sich an die Küste des arabischen Meerbusens begab und sich nach Arabien einschiffte. Er war der erste, der jene Gegenden erblickte, die seit dem Alterthum kein Forscher betreten hatte.

Der Krieg, der trotz seiner Verheerungen häufig das Fortschreiten der Geographie begünstigt hat, leistete ihr auch hier diesen Dienst. Im Jahre 1821 schickte Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, seinen Sohn Ismael nach Nubien ab, bei welcher Gelegenheit jene kleinen Könige besiegt wurden; das ganze Land erkennt heutzutage die Herrschaft des Beherrschers des alten Reichs der Pharaonen an. Unsere Landsleute, Hr. Cailliaud von Nantes, Hr. Le Torzek und Hr. Linant begleiteten Ismael, und gelangten an den Gränzen Abyssiniens bis zum 10ten Grad nördlicher Breite. Hr. Cailliaud konnte mit Bequemlichkeit die Denkmäler jener entfernten Gegenden, die heutzutage sich in der Gewalt von Barbaren befinden, aufnehmen. Aus diesen Arbeiten ist zu ersehen, daß in frühern Zeiten daselbst die Künste blühten, und daß sie denselben Charakter zeigen, wie in Aegypten. Diese Bemerkung führte natürlich zu der Frage: welches dieser beiden Länder dem andern in der Laufbahn der Civilisation und mehrerer ihrer Resultate vorangeschritten sey? Sie wurde der Gegenstand einer Streitfrage unter den Gelehrten, und von beiden Seiten mit Gewandtheit geführt; obgleich sie sehr interessant ist, steht es dennoch uns nicht zu, ein Urtheil darüber abzugeben.

Ueber die eigentliche Lage des in den frühesten Zeiten so berühmten Meroe war man in Ungewißheit. Den Nachforschungen des Hrn. Cailliaud zufolge hat d'Anville mit seinem gewohnten Scharfsinne die Lage dieser alten durch ihren Handel, ihre Denkmäler und ihr Orakel berühmten Hauptstadt Aethiopiens errathen; sie befindet sich auf dem rechten Ufer des Nils etwas südlich von 17° N. B. Die Alten bezeichneten das, was eigentlich bloß eine Art Halbinsel östlich zwischen dem Atbarah (Astaboras) und dem Nil im Westen bildet, mit dem Namen der Insel Meroe. Hr. Hoskins und Hr. Rüppell haben dieselben Orte später untersucht.

Der letztere Reisende drang im Jahre 1825 bis in das westlich von Nubien gelegene Gebiet von Kordofan, das man bloß aus den Berichten arabischer Geographen kannte, die wegen ihres Mangels an Genauigkeit bei Feststellung von örtlichen Lagen immer nur unvollständig aufgefaßt wurden. Gegenwärtig aber weiß man mit Bestimmtheit, wo die Hauptdörfer dieses Landes liegen, auch ist man über seine geologische Constitution, die für die physikalische Geographie von so großer Wichtigkeit ist, unterrichtet.

Im Jahre 1837 kam Hr. Rußegger auf seiner Reise auch nach Kordofan; er hat bestätigt, daß der Dschebel-el-Kordofan, einer der höchsten Granitgipfel, eine Höhe von 611 Metres hat, und nur um 255 Metres höher liegt als Obeid, die Hauptstadt des Landes. Hr. Rußegger begab sich von da in das Land der Nubas, eines unabhängigen

Digitized by Google

und wilden Negervolkes. Der Reisende befand sich hier in einer Gegend, welche vor ihm noch kein Europäer hatte besuchen können; er zog mit einer Bedeckung von 500 Fußgängern und 140 Reitern, lauter Neger- oder maurischen Soldaten des Pascha's von Aegypten, dahin. Nordöstlich lag Darfur, das Brown im Jahre 1793 zuerst sah. In den von Hrn. Rußegger gesammelten Angaben findet man keine Erwähnung des Misselad. Dieser Fluß, von dem der englische Reisende sagte, er fließe westlich von Darfur, in der Richtung von Süden nach Norden, und dessen Daseyn die Geographen lange Zeit in Verlegenheit setzte, scheint noch einer bestimmtern Angabe zu bedürfen.

Das Land der Nubas ist bei weitem gebirgiger, als Kordofan; man trifft daselbst auch ungeheure, mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckte Ebenen, die überragt sind von zahlreichen Gruppen isolirter Berge, die nicht so hoch, aber umfangreicher sind, als die vorerwähnten; die meisten dieser einzelnen Gebirgsglieder vereinigen sich zu einer Art von Knoten, der den Namen Tegheles führt. Die höchsten Gipfel desselben sind der Dschebel-Abul (766 M.) und der Dschebel-Gheibun (681 M.).

Hr. Rußegger drang bis unter 10° 54′ N. B. vor. Seiner Berechnung nach konnte er höchstens noch 50 Meilen von der Gegend entfernt seyn, welche die Geographen auf den Karten den seit so langer Zeit berühmten Mondsgebirgen, in denen sich die Quellen des Nils oder Bahr-al-Abiad befinden sollen, angewiesen haben. Allein kein Eingeborner, den er befragte, konnte ihm irgend eine Auskunft über eine Kette sehr hoher und mehr südlich gelegener Gebirge geben; Niemand sprach von Bergen, die mit Schnee bedeckt wären; den Namen Dschebel-el-Kamar kannte kein Mensch. Es liegt daher wenig daran, ob jene mehr oder weniger correcte Benennung und deren Uebertragung die Monds- oder die weißen Gebirge bezeichnen; sie scheinen viel weiter entfernt zu liegen, wenn sie nicht gar bloß willkürlich angenommen sind. Alle unter den Negern jener Gegend verbreiteten Sagen geben die Quelle des Nil als sehr weit westlich gelegen an. Ein Engländer, Hr. Holroyd, war im Jahre 1857 in Kordofan; derselbe bestätigt die Angaben Hrn. Ruß eggers.

Hr. Caillaud hatte vor dem Jahre 1819 zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen die unter den Alten bekannten, in den neuern Zeiten aber in Vergessenheit gerathenen Smaragdminen wieder aufgefunden; auch hatte er die beiden Oasen Oberägyptens gesehen. Hr. Edmonstone gelangte im Jahre 1819 ebenfalls dahin; die mehr nördlich gelegenen Oasen, die sich mit verschiedenen Zwischenräumen bis zu denen von Siwah, wo sich der Tempel des Jupiter Ammon erhob, hin ausdehnen, sind von Hrn. Caillaud und Hrn. Hoskins beschrieben worden.

Die Oasen von Audschelah und Marabeh wurden von Pacho, der sich von Aegypten aus über Marmarika, wohin der preußische General Minutoli auch eine Reise gemacht hat, nach dem Plateau von Barkah begab, untersucht; derselbe setzte von dort seine Reise nach Siwah und nach Aegypten fort.

Man könnte sagen, das ganze Gebiet von Barkah sey von dem Zeitpunkt an, wo es seinen alten Namen Cyrenaika verlor, unbekannt geblieben; die Europäer, denen dasselbe verschlossen war, hörten von den unwissenden Küstenbewohnern nur in fabelhaften Angaben davon sprechen. Della Cella durchzog es im Jahre 1817; der Capitän Beechey und sein Bruder im Jahre 1821 und 1822; Pacho im Jahre 1824 und 1825. Die Ueberreste der alten Denkmäler wurden aufgenommen, und man begreift jetzt, welche Veranlassungen die lächerlichen Berichte der Eingebornen hatten.

Die Eroberung von Algier zerstörte einen gefährlichen Schlupfwinkel der Seeräuber, und eröffnete zugleich den Forschungen der Geographen ein neues Feld. Die Officiere des Generalstabs haben bereits Ausflüge in das Innere des Landes gemacht, und die Höhe mehrerer Punkte, den Lauf der Gewässer und die Richtung verschiedener Nebenverzweigungen des Atlasgebirges angegeben. Hr. Boblaye, der die erste Karte von Morea nach trigonometrischen Messungen geliefert hat, ist gegenwärtig in den westlichen Zweigen des Atlas beschäftigt. Hr. Bérard, Marineofficier, hat die Küsten dieses Landes mit großer Genauigkeit beschrieben.

Die höchsten Gipfel und der Hauptknoten dieses berühmten Gebirges liegen in Marocco; dieses wurde im Jahre 1850 von Hrn. Washington, einem englischen Marineofficier, nachgewiesen; derselbe bestimmte auch im Monat Januar die Höhe des Gipfels des Miltsin auf 11,400 englische Fuß; nach Angabe der Einwohner sah man im Verlaufe von zwanzig Jahren denselben nur ein einziges Mal frei von Schnee.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Merkwürdige Steinsärge in England. Am 17 April fand man an dem nördlichen Flügel der Kathedrale von Hereford in einer Tiefe von 4 Fuß zwei Steinsärge mit Skeletten. Das eine war in einen seidenen, mit Gold gestickten Rock gehüllt, hatte Schuhe an den Füßen, und auf dem Kopfe war noch ein tüchtiger, wohlerhaltener Haarwuchs. Das andere Skelett war leicht in ein Seidenkleid gehüllt, hatte eine Perrücke und unter dem Kopf ein Kissen mit Federn. Man hat nicht die geringste Anzeige, wer diese sicherlich vornehmen Personen gewesen seyn können. (Hereford Journal.)

Erdbeben in Schottland. Am 14 April fand zu Crieff und Comrie in Stirlingshire ein Erdbeben statt. Die Bewegung ging von Westen nach Osten, starke donnerähnliche Detonationen waren vorangegangen. Zu Comrie war der Stoß ziemlich stark, und in der Nachbarschaft erklangen einige Glocken. Den Tag vor dem Erdbeben hatte ein eisiger Nordostwind geweht, im Augenblick des Stoßes aber herrschte völlige Windstille. (Echo du Monde Savant vom 25 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 54 u. 55** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Amerikanische Anthologie. — Die Marquisin L——d und Lady Jane Urquhart.** (Fortsetzung.) **— Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 128.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Mai 1840.

Ein seltsamer Proceß aus Cuba.

Gegen Ende vorigen Jahrs kam in Cuba eine so seltsame Streitsache vor Gericht, daß sie die Aufmerksamkeit des gesammten Publicums auf sich zog. Eine Frau verklagte nämlich ihren Mann, daß er sie durch angebliche Briefe ihres verstorbenen Mannes zu einer Heurath bewogen und gewissermaßen gezwungen habe, und daß sie deßhalb und wegen der Mißhandlung, die sie von ihm erfahren, von ihm geschieden seyn wolle. In Cuba glaubt fast Jedermann, daß die Todten zu gewissen Zeiten die Gräber verlassen, um im Mondlicht auf den Savannen zu tanzen. Den Leuten beweisen wollen, daß dieß nicht wahr sey, hieße mit dem Kopf gegen die Mauer rennen. Die Ursachen der großen Leichtgläubigkeit liegen in der Art, wie die Bevölkerung zusammengesetzt ist. Sie beträgt etwa 900,000— eine Zahl, die man nur dann bedeutend finden kann, wenn man sie mit der Bevölkerung des übrigen Amerika's vergleicht. Hier besteht der vierte Theil der Bewohner aus Weißen und nur ein Drittheil aus Sklaven; der Rest, also fünf Zwölftel, sind eingeborne Indianer oder freie Farbige, die sich zur Feldarbeit neben den Sklaven vermiethen. Eine Folge dieser Mischung ist, daß in Cuba zwischen Weißen und Farbigen, zwischen Freien und Sklaven keine so scharfe Scheidungslinie gezogen ist, wie in den andern Colonien; aber eine Folge dieses Contacts unter den verschiedenen Classen ist auch, daß die im Allgemeinen wenig unterrichteten Weißen einen Theil der abergläubischen Meinungen der Indianer und Neger angenommen haben. Als Mexico und Peru sich unabhängig erklärten, wanderten viele Menschen, die durch engere Bande an das Mutterland geknüpft waren, aus diesen Ländern aus, aber gewöhnt an die tropische Sonne, gingen sie nach Cuba; viele brachten ihre Reichthümer dahin, aber auch ihre Unwissenheit und ihren groben Aberglauben. Doch zum Proceß.

Eine der schönsten Frauen Havana's war Tecla Yacupi; man sagte, sie habe caraibisches und selbst Negerblut in den Adern, aber sie war darum nicht minder schön, und da ihre Eltern ihr einiges Vermögen hinterlassen hatten, so heurathete sie bald einen gewissen Jose Vasquez, der in der Nähe der Stadt eine kleine Besitzung hatte. Diese Ehe war sehr glücklich, nach zwei Jahren aber wurde Jose Vasquez durch das gelbe Fieber weggerafft, und ließ Tecla als Wittwe ohne Kinder und im Besitz eines artigen Vermögens zurück. Vasquez, der bis zum letzten Augenblick seiner Frau die zärtlichste Liebe gezeigt hatte, verlangte mit den zwei Ringen, die er von ihr erhalten, begraben zu werden; der eine war ein einfacher Goldring, auf dem ihr Name stand, der andere ein Carneol, auf welchem eine von einem Pfeil durchschossene Taube eingegraben war. Mit letzterem hatte er gewöhnlich seine Briefe gesiegelt. Tecla vollzog gewissenhaft seinen Willen, ließ ihm ein schönes Grabmal errichten, und gelobte sich, untröstlich zu seyn, ein Gelübde, das aber gewöhnlich nur die häßlichen, die alten und die mittellosen Wittwen halten, und unserer Wittwe, die weder häßlich, noch arm, noch alt war, fehlte es nicht an Tröstern.

Unter diesen befand sich einer ihrer Nachbarn, Namens Pedro Fortell, ein Mann von 40 Jahren, dessen Aeußeres wenig Anziehendes hatte, und in dessen Zügen Tecla Falschheit und Grausamkeit zu entdecken glaubte. Anfangs wies sie ihn zurück, bald aber änderte sie ihr Benehmen, und gab ihm, ohne daß man errathen konnte weßhalb, ihre Hand. Indeß war der Friede in dieser Ehe nicht von langer Dauer: Tecla war gut, und wollte ihre Sklaven mit Menschlichkeit behandeln, Fortell aber, der die Leitung des Geschäfts übernommen hatte, fand, daß die Schwarzen nicht genug arbeiteten, und fing an sie zu züchtigen auf eine Art, wie sie dieß nicht gewohnt waren. Tecla sprach für sie anfangs mit Milde, dann mit Ernst; hieraus entsprangen Streitigkeiten, die mit jedem Tage ernster wurden, und in Folge eines solchen Streites begab sich Tecla zum Alcaden, und erklärte ihre Absicht, die Ehe aufzuheben, welche nur eine Frucht der List und des Betrugs sey. Die Erzählung, die sie machte, war in Kürze folgende.

Eines Abends, als Tecla sich zur Ruhe begeben wollte und ihre Muskitonetz aufhob, fand sie auf ihrem Bette einen Blumenstrauß. Es war dieß ein kleiner Citronenzweig, Granadarosen, rother Jasmin und jene artige blaue Blume, die in mehrern Theilen der neuen Welt als ein Emblem der Trauer galt, die Cineraria ameloides. Dabei befand sich ein

Digitized by Google

Brief mit den Schriftzügen ihres verstorbenen Gemahls und gesiegelt mit seinem gewöhnlichen Siegel, einer von einem Pfeil durchbohrten Taube. Der Brief enthielt eine Anmahnung, wieder zu heurathen, indem der Selige nur in ihrem Glück sein Glück finde, und er selbst werde sie in ihrer Wahl leiten. Der Brief beunruhigte die schöne Wittwe nicht wenig, um so mehr, als ihm bald andere folgten. Der verstorbene Gemahl sichten mit allem, was auf dieser Welt vorging, sehr auf dem Laufenden, und tadelte wiederholt den Vorzug, den sie dem oder jenem Bewerber gab. Endlich erschien ein Brief, der in sie drang, den zu heurathen, den ihr Gott selbst zeigen werde; der sey es, der ihr am folgenden Tag bei der Messe an der Urne des großen Colombo erscheinen werde. Havana besitzt nämlich jetzt die sterblichen Reste dieses Mannes. Als im J. 1795 der spanische Antheil von St. Domingo an die Franzosen abgetreten wurde, baten der Herzog von Veraguas und andere seiner Nachkommen um die Erlaubniß, seinen bronzenen Sarg nach Havana bringen zu dürfen. Jetzt ruhen seine Gebeine in einer silbernen Urne links vom Hauptaltar der Kathedrale zu Havana. Mochte es nun Folgsamkeit, oder Neugier oder beides seyn, Tecla fand sich bei dem Rendezvous ein, und an der Urne lehnte Hr. Pedro Fortell. Trotz dieser göttlichen Weisung hatte die schöne Wittwe keine sonderliche Lust, denselben zu heurathen, nun aber wurden die Briefe häufiger und drohender, und Tecla gab endlich nach.

Wie die Ehe ausfiel, haben wir schon gehört. Tecla's Lieblingssklavin war von Fortell bestochen worden, und als auch sie endlich wegen eines geringen Fehlers hart gezüchtigt wurde, gestand sie ihrer Gebieterin Alles ein. Tecla klagte ihren Gemahl an, und die Sache machte bald ungemeines Aufsehen. Die Frauen, stets zum Wunderbaren geneigt, nahmen Fortells Partei, der alles läugnete; auch die jungen Männer treten vielfach auf seine Seite, und behaupteten, dieß sey eine vortreffliche List, um eine grausame Schöne zu bezwingen. Aber die Richter sahen die Sache anders an: sie fanden hier eine Fälschung, eine Verletzung des Grabes und einen Diebstahl heiliger Gegenstände, denn man hatte das Grab von Vasquez aufgegraben und geplündert gefunden, so wie man auch bei näherer Untersuchung den geschnittenen Carneol in Fortells Hause fand. Dieser wurde schuldig erkannt, jedoch mit mildernden Umständen, und zu 200 Piastern Geldstrafe und einem Jahre Galeeren verurtheilt.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Fortsetzung.)

Viele Tage waren verflossen, seit wir Giraffen und noch dazu nur in geringer Anzahl und unter den ungünstigsten Umständen gesehen hatten. Das Blut lief mir also gleich Quecksilber durch die Adern, als ich am Morgen des 19 an einem Mimosawalde zweiunddreißig dieser Thiere vor mir sah. Sie waren nur hundert Schritte von mir, doch enthielt ich mich des Feuerns, um sie in der Nähe zu sehen und zu erlegen. Die Hottentotten, die ich mit mir auf meinen Pferden mitgenommen hatte, waren, wie gewöhnlich, bis auf Piet fortgegangen, um Kudus aufzusuchen, und als sich ein Rhinoceros mir in den Weg stellte, ließ ich auch diesen zurück, um das Thier zu beschäftigen, und jagte in vollem Galopp den beim Knall des Gewehrs in grotesker Flucht davon eilenden Thieren nach, deren froschähnliches Hüpfen mein Pferd bald weit dahinten ließ. Nach einiger Zeit entdeckte ich sie am Ufer eines kleinen Flusses außer Athem, und fand mich bald in ihrer Nähe. Ich schoß nach dem Männchen, doch es achtete meiner Kugeln wenig, und erst nach dem siebenzehnten Schuß neigte es seinen zierlichen Kopf, und sank zu Boden. Es maß von den Vorderhufen bis zum Kopfe 18 Fuß, und ich verwandte zwei Stunden, es gehörig zu zeichnen. Während dem war mein Pferd davon gelaufen, und ehe ich es mit Hülfe Mohaupcoms und Piets, die ich traf, wiederfand, war es spat geworden, und da wir uns auf dem Rückwege verirrten, war es Nacht, ehe wir zu den Wagen kamen.

Die Giraffe ist kein gewöhnliches Thier, selbst in seinem Vaterlande ist es nicht zahlreich. Wir fanden sie selten, ohne sie mühsam zu suchen, und nie mehr als höchstens 35 an einem Tage. Ihr Gesicht, Gehör, Geruch sind scharf und fein, und die Augen sind so eingerichtet, daß sie zugleich vor und hinter sich sehen kann; auch die Zunge hat eine außergewöhnliche Beweglichkeit und Ausdehnbarkeit, so daß sie fast wie ein Rüssel sich brauchen läßt. Dieß ist besonders nöthig, da der lange Hals nur 7 Gelenke hat, und sich nicht nach Belieben bewegen kann. Die Giraffe gibt keinen Ton von sich; beide Geschlechter haben behaarte Hörner, die Farbe der Haut wird mit dem Alter bei dem Männchen dunkler, bleibt aber bei dem Weibchen hell, fast dem Gelben sich nähernd. Ihr Aufenthalt scheint nur auf die Gegenden beschränkt, wo der Mimosabaum (Species Mokaala, Kameel-doorn) wächst, dessen Blätter, junge Schößlinge und Blüthen ihre gewöhnliche Nahrung sind.

So immer weiter gegen Norden steuernd, näherten wir uns dem Zusammenflusse des Limpopo und Mariqua, wo die Gegend immer öder, die Bäume immer weniger und das Wild immer seltener wurde. Da unsere Erkundigungen über das Land nur schwierig zu einiger Befriedigung führten, entschlossen wir uns zur Rückkehr. Sobald dieser Entschluß unsern Führern bekannt ward, suchten sie uns auf alle Weise davon abzubringen und uns zu überreden, bis zu dem großen See vorzudringen, dessen Daseyn zuerst von Dr. Smith außer Zweifel gestellt worden. Zwei Eingedorne, die sich zu Führern anboten, versicherten, es sey nur noch ein Weg von zwei Monden; doch wir trauten ihren Bestimmungen nicht, fürchteten unsern Urlaub zu überschreiten und wandten uns südlich. Dieß schien ein Zeichen für unsere Führer, uns auf alle Weise mit Beschwerden und Hindernissen lästig zu werden, indem sie meinten, wir mußten nach den Caffandergen zurückkehren. Endlich kamen noch vier Matabili-Krieger von Kapain, die uns vom König den Befehl brachten, sogleich nach den Caffandergen zurückzukehren, wo sein Minister Um Nombate uns seine weitern Befehle eröffnen würde. Widerstrebend gehorchten wir, und wirklich frühzeitig schon am nächsten Morgen näherte sich

diese wichtige Person mit einem großen Gefolge und drei eilenden Ochsen. Wir waren sehr begierig, die Befehle des Königs zu hören, doch unsre Neugier ward erst dann befriedigt, als er mit seinen Leuten gesättigt war. Jetzt eröffnete er uns, daß der König ein Percussionsgewehr von uns wünsche. Wir versprachen es ihm zu schicken, wenn wir am Vaal-Flusse unsere Führer entlassen hätten, und nach gegenseitigem Schnupftabaknehmen und Geschenken trennten wir uns wieder, indem wir unsern Weg weiter nach Süden fortsetzten, doch nicht ganz ohne Schwierigkeiten. Bald riß das große Tau, an dem die Ochsen zogen, und mußte durch ein aus Büffelhaut schnell gefertigtes ersetzt werden; ein andermal verwundete sich Piet aus Unvorsichtigkeit mit seiner eigenen Flinte, und die Elephanten wurden so zahlreich, daß sie oft uns den Boden streitig machten und wir in fortwährendem Kampfe mit ihnen unsere Reise fortsetzten.

Doch eine Freude war mir noch vorbehalten. Am 13 Dec. war ich mit einer schwerfälligen, altmodischen Flinte, die ich als Aushülfe von Hrn. Moffat erhalten hatte, auf die Jagd gegangen, da meine Büchse durch einen abermaligen Fall wieder zerbrochen war. Wir setzten einem verwundeten Elephanten nach, als meine Aufmerksamkeit auf dunkelfarbige Antilopen gelenkt wurde, die in ziemlicher Anzahl in einem Seitenthale weideten. Ich hatte sie noch nie gesehen und muthmaßte, es könne wohl eine besondere Species seyn; doch meine Flinte versagte dreimal, und ehe ich wieder von den Wagen meine Büchse holte, war jede Spur von ihnen verloren. Drei Tage lang suchte ich sie auf und hatte fast schon die Hoffnung aufgegeben, als ich sie in einem steinichten Thale wieder erblickte und einen schönen Bock erlegte. Diese Art ist wirklich noch nicht von Naturforschern beschrieben. Sie hat flache, gegen drei Fuß lange Hörner, die halbmondförmig nach hinten gebogen sind, eine buschichte, schwarze Mähne reicht von den kastanienbraunen Ohren bis auf die Mitte des Rückens, der Schwanz ist lang und voll, die glänzend schwarze Farbe des größern Theils des Körpers contrastirt anmuthig mit einem schneeweißen Gesicht und Unterleib; seine Größe ist die eines mittlern Pferdes. Sorgfältig brachte ich das Exemplar in die Capstadt, ließ es von Hrn. Verreaux, einem französischen Naturforscher, ausstopfen, und schickte es nach England.

Da unsere Begleiter des Königs mit jedem Tage unwilliger wurden, uns weiter zu begleiten, entschlossen wir uns, da der größere Theil unsrer Wünsche erreicht war, auf dem Weg über den Vaal in die Colonie zurückzukehren. Dieser Entschluß erregte allerseits große Freude, namentlich bei den Hottentotten, die sich nach ihren Frauen und Trinkhäusern sehnten.

Am Mittag des 16 Dec. also sagten wir den bezaubernden Wäldern von Lashan Lebewohl und überschritten, nach Süden gewendet, eine kleine Bergreihe, die einzige, die uns von den ungeheuren Ebenen des Vaal trennte. Ein ganz anderes Land empfing uns, als wir bisher gesehen, und namentlich büßten wir die Nachlässigkeit, unsere Wasserkrüge nicht gefüllt zu haben, da die reichen Gewässer des Berglandes uns dessen enthoben hatten, bitter durch einen Tag und eine Nacht voll heftigen Durstes, und wir begrüßten mit herzlicher Freude den schönen Chonapas, dessen voller, tiefer Strom sich zwischen dichtem Geröhricht hinschlängelt und von Flußpferden häufig besucht wird. Von hier aus, sagten unsere Führer, seyen es nur noch zwei Tagreisen bis an den Vaal-Fluß, den wir recht gut ohne sie erreichen könnten; sie verlangten sodann die Geschenke für den König und für sich, und wollten uns verlassen. Nachdem wir Bitten und Drohungen vergeblich versucht hatten, sie von ihrem Entschlusse abzubringen, mußten wir ihnen den Willen lassen, legten aber keine Flinte für den König bei, da wir noch nicht am Vaal seyen, und ziemlich unzufrieden und murrend über unsre Unfreigebigkeit zogen sie ab.

(Schluß folgt.)

Einsammlung und Gebrauch des Harzes in Siam.

Wenn die Tschongs in der Provinz Tschantaburi Harz einsammeln wollen, so verfahren sie dabei auf folgende Weise: sie machen mit Aexthieben am Fuße eines großen harzigen Baumes von 100 bis 150 Fuß Höhe einen tiefen Einschnitt in Form eines kleinen Ofens, machen dann einen Augenblick Feuer an, und bald fließt das Harz heraus und sammelt sich in dem kleinen Ofen an, wo sie es alle zwei oder drei Tage herausschöpfen. Dieses Harz heißt bei ihnen Tschang, und ist stark im Gebrauche; man bedient sich desselben, um Barken zu bepheeren und Fackeln zu machen; es ist sogar zur Malerei tauglich, wenn es vollkommen rein und durchsichtig geworden ist. Um Barken zu kalfatern, muß man Pechstaub darunter mischen, um es consistenter zu machen. Wenn sie Fackeln machen wollen, graben sie ein Loch in den Boden und werfen Stücke faules Holz hinein, das sie klein stoßen dann gießen sie Harz darauf, und mischen es mit dem faulen Holze so, daß es eine dicke Paste gibt, die sich in der Hand ballen läßt; man rollt sie und wickelt sie dann in lange Blätter, die daran fest kleben. (Echo du Monde Savant vom 25 April.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1799 und 1800 war Hornemann nach Fezzan gezogen, und kam bei einem Versuche, noch tiefer in das Innere von Afrika vorzudringen, um. Er war seit Herodot der erste Europäer, der einen Bericht über das Land der Garamanten geliefert hat. Der von ihm eröffnete Weg wurde in den Jahren 1818 bis 1820 von zwei Engländern, Ritchie und G. F. Lyon, einem Marineofficier, wiederum eingeschlagen. Der Erstere unterlag dem ungünstigen Klima. Lyon war glücklicher, und sah sein Vaterland wieder; die werthvollen Berichte, die er zurückbrachte, verbreiteten ein ganz neues Licht über den nördlich von der Sahara gelegenen Theil Afrika's, und gaben der Hoffnung Raum, dieses Sandmeer zu durchdringen und bis in das Land der Neger zu gelangen.

Der in den Jahren 1822 bis 1824 gemachte Versuch gelang vollständig. Denham, Clapperton und Oudney zogen von Tripoli aus

Digitized by Google

durch das Gebiet von Fezzan. Von der Gränze dieſes Landes an ward ihr Weg gegen Süden durch eine Reihe von Erdhügeln oder Felſen, die in Zwiſchenräumen einander folgten, bezeichnet; manchmal öffneten ſich die Thäler auf jeder Seite in eine Art von Oaſen, die von den zu der großen Familie der Berbern gehörigen Tibbus bewohnt werden. Am 10 Februar 1825 befanden ſie ſich zu Lari, deſſen Einwohner Neger ſind. Von den nahe gelegenen Anhöhen aus erblickten die Engländer eine große, breite Waſſerſtrecke; es war dieß der See Tſchad, den man nur aus den Berichten arabiſcher Geographen kannte; ſie nannten denſelben Bahr-Sudan (Meer von Nigritien). Vergebens verwandten die gewandteſten europäiſchen Geographen ihre Zeit darauf, demſelben mit Genauigkeit einen Platz auf ihren Karten anzuweiſen. Gegenwärtig iſt ſeine Lage mit der genaueſten Beſtimmtheit angegeben. Sein Umfang iſt, die Oſtſeite ausgenommen, unterſucht worden. Seine Ufer ſind ſumpfig und in der Regenzeit überſchwemmt. Die Krokodile und Nilpferde, die ſich darin aufhalten, beweiſen, daß ſein Waſſer ſüß iſt. Seinen Ausfluß hat man noch nicht entdeckt. Ein eingeborner Häuptling ſagte Hrn. Denham, der Tſchad habe ſich in frühern Zeiten in öſtlicher Richtung gegen den Bahr-el-Abiad durch einen Fluß, deſſen gegenwärtig ausgetrocknetes Bette noch kenntbar, mit Weideplätzen bedeckt und von großen Bäumen beſchattet ſey, ergoſſen. *) Er nimmt von Süden her den Schary, von Weſten her den Yeu auf, der in einer Hügelkette entſpringt, an deren entgegengeſetztem Abhange die Bäche in das Baſſin des Kuarra fließen. Die Lage des Tſchad in Beziehung auf ſeine Höhe im Verhältniß zum mittelländiſchen Meere beträgt 1200 engliſche Fuß. Der Beweis ſeiner Ausmündung bleibt noch zu führen übrig; es wurden hierüber bereits Syſteme aufgeſtellt, von denen einige mit vollem Rechte bizarr genannt zu werden verdienen.

Die Angabe der Oertlichkeit des Tſchad auf der Karte hat die aller um ihn herliegenden Länder berichtigt, was zur Folge hatte, daß man die Bücher der arabiſchen Geographen, die davon handelten, jetzt weit beſſer verſteht. Sie ſprachen viel von Tombuctu, einer Stadt im Innern von Afrika, und ſagen unter Anderem, dieſelbe enthalte eine erſtaunlich zahlreiche Bevölkerung; andern Berichten zufolge aber iſt die Anzahl ihrer Bevölkerung nicht ſo bedeutend. Inmitten ſo entgegengeſetzter Meinungen war es ſchwierig, die Wahrheit herauszubringen, wodurch der Drang, in dieſe geheimnißvolle Stadt in der Mitte Afrika's zu gelangen, bei den europäiſchen Reiſenden noch mehr angeſpornt wurde. Bekanntlich war Paul Imbert, geb. zu Sables d'Olonne, im 17ten Jahrhundert von den Marocanern zum Sklaven gemacht und nach Tombuctu gebracht worden; mehrere ſeiner Landsleute, die ihn zu verſchiedenen Zeiten zu Marocco ſahen, hörten oft aus ſeinem eigenen Munde die Erzählung ſeiner Abenteuer; allein keiner von ihnen hinterließ uns auch nur einen kleinen Bericht hierüber, und ſo ſtarb dieſer Unglückliche weit entfernt von ſeinem Vaterlande, ohne das, was er geſehen, niederſchreiben zu können.

In neuerer Zeit machten viele Europäer den vergeblichen Verſuch, in das Innere von Afrika bis Tombuctu zu dringen. Endlich gelangte Major Laing, von dem wir noch anderwärts ſprechen werden, nach dieſer Stadt, allein von den Tuariks der Wüſte, welche die Karawane, mit der er von Tripoli abgegangen war, anhielten, mißhandelt, verwundet und beraubt; ſein Bedienter wurde von dieſen barbariſchen Nomaden getödtet. Die bei der Karawane befindlichen Mauren hoben Laing auf, und durch ihre Sorge kam er wieder zum Leben. Während ſeines Aufenthalts zu Tombuctu wurde er nicht beunruhigt; er konnte frei ſpazierengehen, ſogar bis zu den Ufern des Dialiba, der in geringer Entfernung in ſüdlicher Richtung vorbeifließt. Er reiſte hierauf mit einer Karawane, die nach Sanſanding zog, ab, wurde aber fünf Tage darauf von den Dienern eines fanatiſchen Scheikhs, der ihn zur Annahme des muſelmänniſchen Glaubens zwingen wollte, erwürgt. Seine Inſtrumente, ſeine Papiere und Effecten wurden geſtohlen und zerſtreut.

René Caillié, geboren zu Mauzé, Departement der Vendée, war glücklicher als Laing. Nach verſchiedenen Ausflügen durch Senegambien gelangte er im Januar 1828 nach Tſchenno, einer Stadt Nigritiens auf einer Inſel des Dialiba; er ſchiffte ſich am 25 Mai auf dieſem Fluſſe, welcher durch den See Debo oder Dibbin, und von dieſem aus in nordöſtlicher, dann in öſtlicher Richtung fließt, ein; ein kleiner Canal führt nach Cabra, dem Hafen von Tombuctu. Am 22 April kam Caillié in dieſe Stadt, dem Ziel der Forſchungen des civiliſirten Europa's. Er hielt ſich vierzehn Tage in derſelben auf, ſchloß ſich dann an die Karawane von Tafilelt an und kam nach unerhörten Strapazen nach Frankreich zurück. Seiner Angabe nach iſt Tombuctu keine Stadt von großer Ausdehnung und zählt höchſtens 12,000 Einwohner, allein zu der Zeit, wo die aus den verſchiedenen Punkten Nigritiens und der Berberei angekommenen Karawanen daſelbſt zuſammentreffen und ſich aufhalten, iſt für den Augenblick eine bedeutende Anzahl von Menſchen daſelbſt verſammelt. Da die Reiſenden, welche den arabiſchen Geographen ihre Mittheilungen machten, Tombuctu gerade zu der Zeit dieſes ungeheuren Zuſammenfluſſes von Menſchen geſehen hatten, ſo iſt es kein Wunder, daß ſie dieſer Stadt eine ſehr bedeutende Bevölkerung zuſchrieben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Dieß iſt bekanntlich eine Fabel, denn der Tſchadſee liegt nur etwa 1200, die Halbinſel Sennaar gegen 4000' über dem Meere. A. d. U.

Miscellen.

Eine Alcadeſſa. Das Eco de Aragon erzählt folgende komiſche Thatſache, die ſich im Dorfe Las Cuevas de Caſtelote ereignete. Als die Truppen der Königin einzogen, fanden ſie nicht einen einzigen Mann: alle hatten die Flucht ergriffen oder waren ſchon früher den Carliſten gefolgt. Der General kam nun auf den Einfall, einen bloß aus Frauen zuſammengeſetzten Ayuntamiento und eine Alcadeſſa zu ernennen. Dieſe nahm das Amt an und bekleidete es zur großen Zufriedenheit ihrer Untergeordneten. Als die Männer nach Las Cuevas zurückkamen, mußten ſie ſich dem weiblichen Oberhaupte unterwerfen.

Vermehrung der franzöſiſchen Dampfflotte im Mittelmeere. Man baut gegenwärtig zu Rochefort ein großes Paketboot von 320 Pferdekraft, das alsbald nach Toulon abgehen ſoll. Außerdem ſind in Rochefort noch zwei andere Dampfboote im Bau, eines von 320 und ein anderes von 450 Pferdekraft. Letzteres ſoll 18 Achtzigpfünder auf dem Verdeck haben. (Franz. Bl.)

Eine koſtbare Cigarrenbüchſe. Die Königin Regentin hat dem General Eſpartero eine Caſſette zur Aufbewahrung ſeiner Cigarren geſchickt. Auf der einen Seite ſind die mit Brillanten eingefaßten Bildniſſe der Königin Regentin und Iſabella II, auf der andern ſind die letzten Waffenthaten des Herzogs von Victoria abgebildet. Das Ganze ſoll 15,000 Piaſter gekoſtet haben. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 129.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Mai 1840.

Jagdausflüge in Südafrika.

(Schluß.)

Langsam und stets auf unserer Hut fuhren wir den Chonapas entlang, bei jeder fernen zweideutigen Erscheinung eines Angriffs gewartig. Doch die Eingebornen flohen vor unserm Anblick schon von weitem, und wir erreichten ohne Unfall am 20 die Gränze der Besitzungen Mosolekazi's, den Vaal, der, fast der Delagoabay gegenüber (ungefähr drei Grade westlich von dem Hafen) entspringt, und seinen Hauptstrom, den Gariep oder Großen-Orangefluß 250 geographische Meilen unterhalb seines Zusammenflusses mit dem Chonapas erreicht. Wir folgten seinem Lauf nach Süden, als wir aber den Nama-Hari überschritten hatten, einen seiner Nebenflüsse, blieb uns zur Richtung unsers Wegs nichts als der Compaß, und wie am Anfang unsrer Reise wurde die Spärlichkeit des Wassers unsre größte Plage. Ein Zufall wäre mir bald sehr verderblich geworden. Am Weihnachtstage war wie gewöhnlich unsere peinliche Sorge, Wasser aufzusuchen, und wir waren glücklich genug, nach einiger Zeit eine schilfbewachsene Quelle zu finden, deren Wasser jedoch durch einen Kalkniederschlag sehr bitter war; zugleich erkannten die Hottentotten aus einer hier liegenden zerbrochenen Achse, daß die Wagenspuren von Holländern herrührten, und wir ihnen folgen könnten; — um unsere Zufriedenheit vollkommen zu machen, ging ich, einige Bleßbocks (weißköpfige Antilopen) zu schießen, die, unweit von uns, an mehreren natürlichen Salzlaken sich erfreuten. Ein Hügel von der Form eines Tannenzapfens sollte mir behülflich seyn, die Wagen wiederzufinden. Schon hatte ich eine Menge geschossen, und mehreren ihr schönes Fell abgezogen, als ich an die Rückkehr dachte. Aber ich kannte das Land nicht mehr; die Einförmigkeit der Gegend hinderte jede Specialität, ich hatte meine Richtung verloren. Meine Schritte zurückzufinden, war nicht möglich, da sie sich unter der Masse der Antilopen verloren. Zuweilen, wie zum Hohn, erschien mir ein einsames Quagga, durch die Luftspiegelung, tausendmal vergrößert, wie das weiße Zelt eines Wagens; doch die bitterste Täuschung folgte meiner Freude über diese unverhoffte Entdeckung. Ein anderes Mal erschien eine Gruppe zwerghafter Buschweiber, die unter einer Heerde Bleßböcken wandelten, durch denselben Spiegel, als unsere Diener mit dem Rindvieh. Ich eilte hinzu — und sie flohen und schnatterten wie Affen. Immer heftiger suchte ich, gefoltert von Durst und Ermattung, immer unendlicher dehnte sich die Ebene vor mir aus; endlich gegen Ende des Tages wurden drei tafelförmige Berge wieder sichtbar, die ich vor meiner Irrfahrt schon gesehen; ich erhielt dadurch wenigstens die tröstende Gewißheit, daß ich in derselben Richtung mich befände; ich eilte weiter, und stärkte mich vor Einbruch der Nacht mit einem Schluck des klarsten Wassers aus einem kleinen, westlich sich hinwindenden Flusse, dessen Ufer mit Schilf und Zwergweiden bedeckt und mit den Fußstapfen mehrerer Löwen bezeichnet waren.

Die Ermattung des Körpers nimmt den Empfindungen ihre Kraft; ich sah diese Spuren ohne besondere Besorgniß. Da ich die Tafelberge weit südwestlich sah, so mußte ich den Weg unserer Wagen schon überschritten haben, und ich eilte so viel als möglich dem Laufe des Flusses nach; doch da die Nacht einfiel, bereitete ich mich, unter freiem Himmel zu übernachten. Der Himmel war wolkig und in der Ferne zuckten Blitze und rollte der Donner. Plötzlich, wie ich eifrig horche, ob keine Peitsche knallt oder ein Flintenschuß mir ein Signal gibt, steigt zu meiner unaussprechlichen Freude ein lebhaftes Feuer am Flusse auf. Wohl schien es mir seltsam, daß die Wagen dort seyn sollten, wo ich erst kurz vorher gewesen, doch die schmeichelnde Hoffnung trieb mich auf und nach dem Fleck, wo ich zu meinem nicht geringen Leidwesen einen Trupp Buschmänner fand, die ein gefallenes Thier zerrissen und speisten. Leise zog ich mich wieder zurück, um mich ihnen nicht zu verrathen. Erst gegen Mitternacht wagte ich ein Feuer anzuzünden, um meinen Hunger mit einem Knochen zu stillen, dann legte ich mich nieder. Am andern Morgen strömte der Regen vom Himmel, und durchnaßt, kalt und krampfhaft erhob ich mich aus meinem Wasserbett. Alle Hoffnung, die Spur der Wagen zu finden, war jetzt verloren, denn in dem rothen Lehmboden hatte der Regen sie gänzlich vermischt. So verfolgte ich den Fluß weiter gegen Westen, und nachdem ich im Laufe dieses

Digitized by Google

zweiten Tages meiner Trübsal bei Aufsuchen eines Wasserdeckens in eine 6 Fuß tiefe Fallgrube gerathen war, und mich nur mit Mühe aus ihr herausgearbeitet hatte, kam ich endlich bei Sonnenuntergang an einen Hügel, wo ich zur Nachtruhe eine trockene Höhle fand. Die Nacht war sternhell und klar, und ich dachte schlaflos mit Ernst daran, wie ich allein die Gränzen der Colonie mit meinem Pferde erreichen möchte. Mit Schießbedarf war ich hinreichend versehen, und so glaubte ich, wenn kein Mangel an Wild einträte, die 200 (engl.) Meilen glücklich zurückzulegen, die mich von Neu-Hantam trennen konnten.

Dessenungeachtet unternahm ich es am andern Morgen noch einmal, die Wagen zu suchen, indem ich einen Kreis gegen Nord und West durchstreifen wollte. Um mein Pferd zu schonen, ging ich meist zu Fuß, und siehe, gegen Mittag erkannte ich die schilfbewachsene Quelle, an der wir am Weihnachtstag gefrühstückt hatten. Ich warf mich in den Sattel und eilte hin — auch die Wagenspuren waren deutlich sichtbar, und ich folgte ihnen sorgsam. Bald begegnete ich einer Horde Betschuanas, die ich durch eine zerbrochene Cigarre und die abgeschnittenen Metallknöpfe meines Rocks gewann, und von denen ich durch Zeichen erfuhr, daß ich auf der rechten Spur wäre. Begleitet von ihnen erreichte ich auch nach Verlauf einer Stunde die Wagen und meine Gefährten, die mich schon verloren gegeben hatten.

Dieser unangenehme Zufall und der fortdauernde Mangel an Wasser und Feuerung waren nicht die einzigen Unannehmlichkeiten, die uns jetzt heimsuchten. Ueberfälle von Hyänen, beschwerliche Durchfahrten durch die kleinen Flüsse, die den Weg durchkreuzten, heiße Winde und Ungewitter mit heftigem Hagelschlag waren fast unsere täglichen Begleiter. Nach und nach hörte das Flachland auf, und Thal und Hügel wechselten anmuthig ab, als wir uns den Wittebergen näherten. Hier traf uns aber der härteste Schlag, den wir auf unserm abenteuerlichen Wege zu erdulden hatten.

Wir waren in dem Lande der Buschmänner, und ungewiß über ihre Gesinnung gegen uns, gingen wir nur vorsichtig weiter. Schon hatten wir mehrere dieser Höhlenbewohner getroffen und versucht, uns durch Geschenke in gutes Vernehmen mit ihnen zu setzen. Am 3 Januar hielten wir unter einem Berge, von welchem sogleich eine Menge Buschweiber auf uns zukamen, unter denen namentlich ein Mädchen von sehr niedlichen Verhältnissen (ihre nackten Füße maßen nicht mehr als 4 Zoll in der Länge) den Augen der Hottentotten wohlgefiel, und, da sie geläufig holländisch sprach, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeiten wurde. Sie sagte, daß einige Tagereisen weiter ein holländischer Ansiedler sich aufhielte, sonst erlangten wir keine wichtige Nachricht von ihr. In der Nacht entstand ein Gekümmel, als wenn Löwen in der Nähe seyen, und Andries erhielt die Wache bei unsern Stieren; doch er schlief, und am andern Morgen waren unsere Thiere nirgends zu sehen. Das hübsche Buschmädchen hielt die Hottentotten von schneller Verfolgung ab, und als ich mich endlich, nachdem mehrere mit leeren Händen wieder zurückgekommen waren, auf den Weg mache, erfahre ich zu meinem Schrecken von Andries und Cobus, die mir entgegenkommen, daß die Ochsen sich in den Händen der Buschmanner befänden, die sie höhnend aufgefordert, sie vom Berge herabzuholen, wenn sie das Herz hätten. Vergeblich war meine Aufforderung, mit mir, bewaffnet wie wir waren, die Räuber zu überfallen, — sie wagten es nicht, und wider meinen Willen mußte ich zu unserm Lager zurück; doch entschlossen wir uns, sie noch in der Nacht aufzusuchen. Wohl schlichen wir uns, mein Reisegefährte, ich und fünf unserer Hottentotten, leise an ihr Lager; aber der anbrechende Tag zeigte uns das Nest leer und neunzehn unserer stämmigsten Ochsen schändlich ermordet. Vergebens durchsuchten wir jeden Winkel, jede Höhle, nur halbverhungerte Hunde irrten umher, oder nagten an den vom Gift der Buschmannspfeile hoch aufgeschwollenen Cadavern, und als wir nun unsere noch übrig gebliebenen Zugthiere musterten, blieben uns nur noch sechs.

Glücklicherweise erinnerten wir uns, daß das Buschmädchen, die Ursache unseres Verlustes, von einem Boer gesprochen, der zwei Tagereisen von uns entfernt seyn sollte. Zwar durften wir gerade kein besonderes Vertrauen in ihre Aussage haben, doch machte ich mich mit zwei unserer Diener auf, ihn aufzusuchen, oder, wenn diese Nachricht sich als trügerisch erweisen sollte, bis zur Colonie zu gehen, und von dort frische Zugthiere zu besorgen. Es war schwer, unter unsern Pferden drei einigermaßen für diese Expedition taugliche herauszufinden. Ich wählte die besten und begann meine Untersuchungsreise. Mehreremale getäuscht durch Quaggas und Elendthiere, die ich für Schafe und Rinder hielt, stieg ich endlich auf eine der Höhen, an deren Fuß wir hinritten, und entdeckte mit Hülfe meines Fernglases endlich zu meiner nicht geringen Freude wirkliche Schafe. Vierzig holländische Colonisten lagerten mit allen ihren Freunden und Vettern am Ufer des Calf-Flusses; ihr Anführer war Christian Breck. Meine erste Frage, als er aus seinem Zelte, die Pfeife im Munde, mir entgegentrat, war, wie viel Tagreisen es noch bis zum großen Flusse sey. Doch ehe er mir antwortete, mußte ich ein strenges Examen über mein Alter, Name, Wohnort, Beruf, Bestimmung und Familiengeschichte bestehen. Damit zufrieden gestellt, führte er mich zu seiner Frau, die mich demselben Examen unterwarf und erst dann eine Schüssel Hammelknochen, in Essig schwimmend, vorsetzen ließ. Mein Antrag, unsere Wagen mit einigem Gespann ihrer Ochsen herbeibringen zu lassen, fand nur erst dann geneigtes Gehör, als ich von einem Geschenk von Thee und Schnupftabak sprach. Sein Sohn erhielt den Auftrag, mit zwei Gespannen, denen sich noch andere anschlossen, unsern Wagen zu Hülfe zu kommen, und groß, wie sich jeder einbilden kann, war Richardsons Freude, als ich so schnell wiederkehrte.

Hier blieben wir einige Tage, denn unsre Absicht, unsern Verlust an Ochsen zu ersetzen und die Last unsrer Wagen so viel möglich zu erleichtern, durch Kauf oder Tausch, war nicht leicht auszuführen. Auf Tausch ließen sie sich gar nicht ein, und wir mußten endlich mit baarem Gelde die Ochsen bezahlen, die wir brauchten — glücklicherweise hatten wir noch 250 Rix-

dollars — und so viel zu verkaufen suchen, als möglich, was aber freilich nur sehr langsam von Statten ging. Mit seltsamen Augen aber betrachteten sie uns, als wir ihnen unsern Besuch in dem Gebiete Mosolekahi's erzählten und durch unsre mitgebrachten Trophäen bestätigten. Denn wenn sie ihn auch öffentlich herzlich verachteten, so war doch ihr Interesse nicht weniger groß, Näheres durch unseren Besuch von seinem Leben und Staate zu hören, da sie eben die Rückkunft eines Commando's unter Gert Marih aus seinem Gebiete zurückerwarteten.

Am 11 Januar setzten wir mit leichtem Beutel (es blieben uns gerade noch 10 Shilling) unsere Reise weiter fort. Noch immer hatten wir einen weiten Weg bis zur Colonialgränze, doch wir waren jetzt auf einem betretenen Fahrweg, was uns seit Monden nicht geschehen war. Noch am selben Vormittage begegneten wir einem Boer von Beaufort, der sehen wollte, wie es den Auswanderern ergehen wurde, ehe er sich ihnen anschlösse. Als wir ihm sagten, wo wir herkämen, rief er verwundert aus: „Wie habt ihr es angefangen, daß euch die Kaffern mit heiler Haut davongelassen haben?“ Und wohl war es ein Gegenstand der Verwunderung für Alle, die nicht einsahen, daß ein Unterschied ist zwischen einem Jagdzug, der die Wilden mit Geschenken sich befreundet und einer Colonie, die sich uneingeladen neue Wohnsitze sucht. Noch verloren wir auf unserm Wege unsere Schafe, die scheu geworden und von den Buschmännern aufgefangen waren.

Endlich nach manchen Fährlichkeiten erreichten wir den großen Fluß, dessen hoher Wasserstand uns einige Tage vom Uebergang in die Colonie abhielt, da Andries, im Schooße seiner Familie, die Nothwendigkeit nicht einsah, uns das Daseyn einer Fähre zu melden, bis ihm selbst die Langeweile kam. Dieser Uebergang dauerte einen ganzen Tag, da die Wagen auseinander genommen und jedes Schaf einzeln auf die Fähre gebracht werden mußte, und hier verloren wir noch den letzten Ochsen, der uns auf unserm Zuge begleitet hatte: er ertrank im Flusse.

Groß war das Staunen unsrer Kapfreunde, als wir wohlbehalten wieder anlangten, denn man hatte uns Alle unter den Händen der Matabili sterben lassen. Weniger groß die Freude der Frauen unsrer Hottentotten, daß die Todten wieder erstanden, denn gar bald gelangweilt vom Wittwenschleier, hatten sie sich schnell wieder in den heiligen Ehestand begeben.

Die Colonie der Samojeden im Gouvernement Archangel.

(Aus der Nordischen Biene Nr. 251, 272 vom vor. und Nr. 11 v. d. J.)

Der Mensch in seiner moralischen Kraft kann jede Unannehmlichkeit, jedes Klima ertragen, unter der glühenden Sonne der Tropenländer, wie unter dem ewigen Eis der Pole finden wir die Spuren seiner Thätigkeit, und wenn auch die Natur in diesen unwirthlichen Gegenden selbst die Gränze des Lebens gesetzt zu haben scheint, die nomadischen Stämme der Samojeden haben sich mitten in jenen Sümpfen und Einöden niedergelassen, und wandern mit ihren Heerden von Ort zu Ort, zwar roh und ungebildet, doch friedlich und sanft wie die Thiere, die sich ihnen als Gesellen des einsamen Lebens dargeboten haben. Ihre Heerden sind weder zahlreich, noch haben sie die bunte Mannichfaltigkeit der südlichen Stämme, sie bestehen nur aus Einer Thiergattung, dem Rennthier. Nicht immer bewohnten die Stämme der Samojeden die Ufer des weißen Meeres; wenn man den Untersuchungen der Gelehrten trauen darf, war ihr früheres Vaterland Asien, und zwar Sibirien. Die ersten eingewanderten Sibirier waren wohlhabend und besaßen zahlreiche Rennthierheerden. Die Eingebornen, größtentheils Särjänen, ermunterten die neuen Ankömmlinge, in der Hoffnung, einen großen Gewinn von ihnen zu ziehen, und versorgten sie mit Getreide, Branntwein und Tabak. Die Samojeden kannten noch nicht den hohen Preis ihrer Rennthiere und Pelze, und waren froh, als die Särjänen ihnen für ihre besten Zobel oder Rennthiere Kleider, Branntwein und Tabaksblätter gaben. Wie alle wilden Völker, überließen sich auch die Samojeden, sorglos dahinlebend, dem Trunke, und fielen dadurch nach und nach in die Hände der habsüchtigen Särjänen, und sehr viele Samojeden waren am Ende nicht mehr im Stande, ihren Tribut zu bezahlen, so daß sie ganz in den Dienst der erstern kamen. Dieses unglückliche Schicksal würde eine immer größere Anzahl erreicht haben, wenn die Regierung nicht aufmerksam darauf geworden wäre. In der neuern Zeit hat die unbeschränkte Gewalt der Särjänen und Russen über die Samojeden ein Ende genommen, und jeder Samojede lebt für sich, der Vermehrung seiner Heerden wartend, so daß die Aermen selbst jetzt bis zu 15 Rennthiere besitzen, von denen sie einen geringen Tribut entrichten, der 5 Rubel 50 bis 40 Kopeken nicht übersteigt.

Außerdem hat der Kaiser im Jahre 1835 ein Gesetz über die Verwaltung der Samojeden erlassen, die sich im mezenischen Kreise niedergelassen haben, in welchem unter manchen andern trefflichen Einrichtungen verordnet wird, daß bei jeder Revision 60 Desätinen Tundra Landes, die dem Amte und Dorfe am nächsten liegen, dem Kopfe zugemessen werden.

Diese Austheilung des Landes ist den Samojeden vom größten Nutzen. Denn die reichern Samojeden haben jetzt sicher nicht mehr zu fürchten, daß sie von den Särjänen oder russischen Bauern in die nackten Tundras hinausgetrieben und des Futters für ihre Rennthiere beraubt werden, und selbst die Aermern haben die Hoffnung, durch die zeitweilige Abtretung ihres Weideantheils an die Reichern eine gewisse Summe zu erhalten.

Der Hauptcharakterzug der Samojeden ist Tiefsinn und Niedergeschlagenheit, wozu die Düsterheit ihrer Natur sie stimmen mag. Ihre Gesänge sind traurig und trübselig; doch gegen die Russen zeigen sie sich sanft und friedfertig, zuweilen auch fröhlich. Streit herrscht nie unter ihnen, und Diebstahl zu strafen haben sie nie Ursache, denn jeder vertraut dem andern unbedingt. Ohne Aufsicht lassen sie ihre Lebensmittel am Ufer des Meeres und entfernen sich zwei oder drei Monate, d. h. bis sie solche bequem in ihre Standlager führen können. Wenn unter ihnen irgend einmal ein Mord vorfiele, so könnte das nur aus Unbedachtsamkeit oder in der Trunkenheit geschehen.

Der größte Theil der Samojeden bekennt sich jetzt zur griechisch-russischen Kirche, in der neuern Zeit findet man fast auf jeder Tundra eine Kirche, und allmählich wird sich ihre Zahl noch vermehren. Ohne Zweifel hält das Nomadenleben sie ab, an jedem Sonn- und Feiertag dem Gottesdienste beizuwohnen, doch erfüllen sie gewissenhaft alle Vorschriften der Kirche.

Digitized by Google

Sie sprechen ihren eigenen Dialekt, doch ist ihre Sprache zu völliger Bezeichnung der Gedanken und Benennung der Gegenstände nicht ausreichend, daher haben sie viele russische Wörter aufgenommen, und verstehen das Russische recht gut. Die samojedische Sprache hat keine geschriebenen Buchstaben, aber in dringenden Fällen gebrauchen sie zur Unterschrift irgend ein Zeichen. Jede Familie hat ihr besonderes, und wenn der Staroste (Ortsvorsteher) Rennthiere zum Vorspann für sich braucht, so schneidet er zuerst auf einem Brettchen dieses Zeichen aus, und bemerkt dann am Rande die Zahl der erforderlichen Rennthiere.

Der Reichthum der Samojeden ist nicht mit Sicherheit anzugeben, da sie bis zum Jahre 1826 sorgsam die Zahl ihrer Rennthiere verläugneten, aus Furcht, die Polizei möchte die genauen Angaben zu größern Abgaben mißbrauchen. Die Angesehensten unter ihnen sind diejenigen, welche 2 bis 5000 Rennthiere besitzen; eben so diejenigen, welche die schönsten Fuchspelze haben. Von diesen trennen sie sich um keinen Preis, sondern heben sie im Verborgenen auf, wie ererbte Schätze, ja es hält schon schwer, sie dahin zu bringen, diese schönen Thiere sehen und bewundern zu lassen, deren Pelz, wenn er in der Dunkelheit geschüttelt wird, Millionen leuchtender Funken ausstreut.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Hr. Mollien verließ im Jahre 1819 die Insel St. Louis am Senegal, um nach Tombuctu zu gelangen; allein er konnte diesen Plan nicht durchführen. Er durchreiste mehrere Staaten Senegambiens, gelangte bis zu dem Gebirgsknoten, in welchem der Senegal, der Falemé und Gambia entspringen, und kam nach Timbu, einer Stadt südlich vom 10ten Grad der Breite. Unter den merkwürdigen Nachrichten, die er über die Länder im Innern, wo er nicht hinkam, sammelte, befindet sich der Name einiger zuvor noch nicht erwähnten, so wie auch die Angabe der Quelle des Dialiba, der im Jahre 1796 von Mungo Park entdeckt wurde.

Nach den von diesen Reisenden gelieferten Angaben hatte der englische Geograph Rennel diese Quelle unter dem 11ten Grad nördlicher Breite, 250 Lieues vom Ocean, angegeben. Die Neger von Timbu geben sie mehr südlich und besonders der Meeresküste näher gelegen an. Diese Angabe wurde von Laing, der im Jahre 1822 von Sierra Leone ausging und zuerst den Fluß dieses Namens aufwärts fuhr, bestätigt; oberhalb seiner Erweiterung an der Küste heißt er la Rokelle. Er setzte seine Reise bis zur Quelle desselben fort, erstieg dann ein Gebirge, von dessen Gipfel aus er auf eine Entfernung von 25 Meilen in südöstlicher Richtung den Berg Loma, den höchsten der Kette, zu der er gehört, unterscheiden konnte. Die Neger zeigten Hrn. Laing den Punkt, welchem der Dialiba entströmt; derselbe schien ihm in derselben Höhe zu liegen, wie der, auf dem er sich befand, und dessen Höhe er auf 1600 Fuß schätzte. Bei seinem Entstehen trägt der Fluß den Namen Tembié, was in der Landessprache Wasser bedeutet. Der Berg Loma liegt bloß 75 Lieues von der Küste.

Man kannte also damals die Quelle des fälschlicherweise Niger genannten Dialiba und einen beträchtlichen Theil seines Laufes durch Nigritien; allein das traurige Ende Mungo Parks im Jahre 1805, gerade in dem Augenblick, wo er, auf den Wellen des Stromes dahingleitend, sich mit der Hoffnung schmeichelte, dessen Mündung zu entdecken, schob dieses Ereigniß um mehrere Jahre hinaus, und in diesem Zwischenraume bemühten sich die Geographen, diese Frage zu lösen. Jeder erfand eine Hypothese; da es aber nicht in unserem Plane liegt, sie sämmtlich zu analysiren, so werden wir bloß die des Hrn. C. B. Reichard in Weimar anführen. In einer im Jahre 1802 gedruckten Denkschrift, die im Jahre 1819 in den Annales des Voyages wieder erschien, wobei er die Nachrichten aufzählte, welche man von der innern Structur Afrika's gegen den Meerbusen von Benin, von den atmosphärischen Erscheinungen in dieser Gegend und den Berichten verschiedener Reisenden hatte, erklärte er am Ende, der Niger Mungo Parks müsse sich in diesen Meerbusen ergießen; diese Meinung fand jedoch in Deutschland, auch andern Orts, besonders aber in England, Widerspruch.

Denham und Clapperton versuchten während ihres Aufenthalts in Nigritien einige bestimmte Notizen über den Lauf des Dialiba, der von den Eingebornen, die sie befragten, Kuarra genannt wurde, zu sammeln. Clapperton befragte bei seinem Aufenthalt zu Sackatu, im Lande Haussah, im Jahre 1824 den Sultan dieses Landes, Bello. Er erfuhr wenig Genügendes von diesem Fürsten; übrigens beschloß er, als er im Jahre 1825 nach Afrika zurückkam, von dem Meerbusen von Guinea aus in dieses Land einzudringen. Er kam an die Ufer des Kuarra, der gegen Osten floß, ein Jahr darauf. Bei seiner Rückkehr nach Sackatu, an welchem ein Fluß, den jener aufnimmt, vorbeifließt, starb er. Richard Lander, sein treuer Diener, der allein von allen Engländern der Expedition übrig geblieben war, machte den Versuch, auf einem andern Wege, als auf dem er hergekommen war, die Küste wieder zu erreichen; er war bereits in der Nähe des Kuarra, als er gezwungen wurde, seinen frühern Weg wieder einzuschlagen.

Die Entschlossenheit und der Scharfsinn, den er bewiesen hatte, veranlaßten die englische Regierung, ihn mit der Erforschung des Laufes des Kuarra zu beauftragen. Lander nahm seinen jüngern Bruder Johann mit, und im Jahre 1830 reisten diese beiden jungen Leute, von denen der älteste 26 Jahre alt war, zur Lösung einer Frage ab, worüber die Veteranen der Geographie uneinig waren; ihr Versuch gelang. Schon bei der vorigen Reise mit Clapperton hatte es sich bestätigt, daß Mungo Park zu Bussa, einer Stadt am Kuarra, auf eine unglückliche Weise ums Leben kam. Die beiden Brüder schifften sich am 30 September auf diesem Flusse ein; eine große von Negern geführte Pirogue trug sie; am 24 October erreichten sie den Zusammenfluß des Tschadda, eines von Nordosten herkommenden Stromes, und bald nahm der Niger seinen Lauf zwischen Gebirgen hin. Beim Austritt aus diesem Defilé theilt er sich in mehrere Arme, die ein großes Delta bilden; die Gebrüder Lander verfolgten denjenigen, der bei seinem Eintritt in die Bay von Benin Nun heißt; von da schifften sich die jungen Reisenden zur Rückkehr in ihr Vaterland ein. Richard, der von einer Handelsgesellschaft dazu aufgefordert wurde, entschloß sich, eine den Nun aufwärts gehende Expedition, die mit den Negern an den Ufern des Kuarra Handel treiben sollte, zu leiten; allein dieselbe fiel unglücklich aus. Sie ging im Jahre 1832 ab: nach vielen Anfällen und Anstrengungen fuhr Lander zum zweitenmal den Fluß aufwärts; hier wurden seine Pirogues von Negern aus einem Hinterhalte angegriffen, er selbst von einer Kugel getroffen und auf die Insel Fernando Po zurückgebracht, wo er am 6 Februar 1834 starb.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 130.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Mai 1840.

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Aus der nordischen Biene. Nr. 68—70.)

Mit gemischten Gefühlen verließ ich Petersburg, wo ich meine Jugend verlebt hatte, und mannichfache Erinnerungen zogen durch meine Brust, als ich auf dem Wege nach Gatschina dahin rollte, demselben, auf dem ich einst in den Reihen der Krieger voll Hoffnungen und hochfliegender Phantasien nach den Ufern der Donau gezogen war. Wie viele meiner damaligen Cameraden waren nicht mehr. Die Erinnerung an meine Kriegslaufbahn weckte in mir auch die Erinnerungen an historische Ereignisse. Ehe ich nach Porchow kam, hielt ich an einem hohen Kurgan und ergötzte mich an den malerischen Ufern der Schelon, die neben der großen Straße hinläuft. An den Ufern dieses Flusses wurde das Schicksal der Nowgoroder entschieden: hier schlugen 10,000 Krieger Johanns III unter Anführung des Fürsten Cholmski 40,000 Nowgoroder. Ungeheure Kurgane, die man auf den Seiten des Weges sieht, decken wahrscheinlich die Gebeine der Vertheidiger der alten Republik. Die Ufer der Schelon wurden auch in der Folge mehr als einmal mit dem Blute der Russen und ihrer Feinde getränkt. Hier hauste De la Gardie, einst der Freund und Gefährte des Helden Skopin Schuiski,*) später der schlimmste Feind der Russen, oft mit den schwedischen Heerhaufen, um das Land dem Scepter Gustav Adolphs zu unterwerfen, weil die Russen in den Vorschlag Gustavs, den schwedischen Prinzen Philipp auf den Thron zu berufen, nicht eingewilligt hatten. Der Friede von Kardis machte dem Blutvergießen in der Provinz Nowgorod ein Ende.

Ich will nicht erzählen, welches Mahl ich in Porchow einnahm, und wie ich in Weliki Luki geschlafen. Diese Details sind für den Reisenden, aber nicht für den Leser wichtig, und ich bemerke bloß, daß Porchow eine sehr alte russische Stadt ist. Malerische Trümmer ihrer steinernen Mauern mit Thürmen und Contreforts, welche die Hand der Zeit verschont hatte, waren die einzigen stummen Denkmäler lang vergangener Zeit, die Ueberlieferungen hohen Alterthums. Unter diesen Mauern wurden mehr als einmal blutige Kampfe geliefert; endlich in einer für Rußland schweren Prüfungszeit, während der innern Unruhen und des Kampfes Michael Feodorowitschs mit den Schweden und Polen, wurde Porchow durch den schwedischen Heerführer De la Gardie von dem Heimathlande abgerissen, und erst im Frieden von Stolbowa wieder an Rußland zurückgegeben.

Die Stadt Weliki Luki, gleichfalls durch ihr hohes Alter bekannt, war einst die Gränze Rußlands gegen Polen. Diese Stadt war mehrmals der Schauplatz bedeutender Kämpfe, namentlich zur Zeit des Kampfes Johanns des Schrecklichen mit dem polnischen König Stephan Bathori. Weliki Luki ist auch in neuerer Zeit in der russischen Diplomatie genannt worden bei Gelegenheit des Freundschaftstractats, den Kaiser Alexander I im J. 1812 mit Spanien abschloß. — In dem Maaße, als ich mich Witebsk näherte, weckte Alles in mir die Erinnerung an die Ereignisse des Kriegs im J. 1812. In Witebsk zeigte man mir das Haus, wo Napoleon während seines Aufenthalts gewohnt hatte, und ich sah den Saal, wo Napoleon beim Hineintreten Hut und Degen hinwarf, und zu den Umstehenden sagte: „Hier wollen wir den Winter über bleiben.“ Gott weiß, welche Wendung die Sache genommen hätte, wäre Napoleon auf diesem Beschluß geblieben!

Weißrußland erholt sich nur allmählich von den Wunden, die ihm der Krieg von 1812 geschlagen, während man ihn in andern Gegenden Rußlands bereits vergessen hat. Außer der Unfruchtbarkeit des Bodens in vielen Theilen Weißrußlands ist

*) Wassil Schuiski, welcher nach dem Tode des ersten falschen Dimitri den russischen Thron bestieg, hatte noch lange mit falschen Dimitris zu kämpfen, die von Polen aufgestellt wurden, um Unruhen anzusäen, und die Eroberung Rußlands vorzubereiten. Wassili wandte sich an Schweden um Hülfe, und dieses, selbst dabei interessirt, daß Polen durch den Fall Rußlands nicht übermächtig im Norden werde, sandte ihm unter De la Gardie einige tausend Deutsche und Schweden zu Hülfe. De la Gardie schloß sich an Skopin Schuieki, den Neffen Wassili's, an, und vertheidigte mit ihm die Unabhängigkeit Rußlands gegen Polen. Als Wladislaus, der Sohn des polnischen Königs Sigismund, seine Hoffnungen auf die russische Krone aufgeben mußte, suchte Gustav Adolph solche seinem Bruder Philipp zu verschaffen.

R. d. U.

Digitized by Google

auch der Verfall des Handels und die schlechte Verwaltung der Privatgüter Ursache an der Armuth des Landes. Unwillkürlich dachte ich an den Roman Th. Bulgarins: Iwan Wyschigin, in welchem das Verfahren der Juden mit den armen Bauern nach der Natur geschildert ist. Uebrigens wird es nicht bloß dem Bauer, es ward auch mir schwer, mich von diesen Blutegeln loszumachen. Ehe ich nach Schklow, diesem weißrussischen, vorchristlichen Jerusalem, gekommen war, umgab mich eine ganze Schaar von Juden. Die einen boten mir Bernsteinspitzen, Scheermesser, Seife u. dgl. an; andere drangen in mich, etwas von ihren Galanteriewaaren auszuwählen; diejenigen, welche wegen des engen Raums nicht in mein Zimmer kommen konnten, boten mir ihre Waaren durchs Fenster herein. Da ich mein Geld nicht für unnütze Dinge ausgeben, und doch mich von diesen lästigen Verkäufern losmachen wollte, warf ich ihnen einige Rubel Papiergeld zum Fenster hinaus; sobald dieß die Judenschaar bemerkte, stürzte sie mit einemmal auf die Straße, und ich gewann Zeit die Thüre meines Zimmers zu schließen, wo ich dann ruhig zu Mittag aß, hierauf die Pferde anspannen ließ und weiter fuhr, und dabei ich nur noch eine kleine Contribution an einen Juden bezahlen mußte, der mir ohne mein Wissen zwei Duzend Aepfel in den Wagen gelegt hatte.

Schklow erinnerte mich an seinen frühern Besitzer Soritsch.*) Das Andenken an die Feste und Lustbarkeiten dieses Großen hat sich bei einigen alten Leuten dieses Landes noch erhalten. Einen trüben Anblick bot das ungeheure Gebäude, das einst vom Klang der Musik und von dem Jubelgeschrei der Gäste widergehallt hatte, jetzt aber verödet dastand und den Raben und Raubvögeln zur Zuflucht diente. Sic transit gloria mundi! Ein besseres Denkmal setzte sich Soritsch durch seine Errichtung des Schklowischen Cadettencorps, das später nach Grodno, von da nach Smolensk, nach Kostroma und endlich nach Moskau verlegt wurde. In diesem Corps wurden viele erzogen, die sich später im Kriegs- und Civildienste rühmlich bekannt machten.

Am meisten im Andenken steht in Weißrußland der Name des Grafen Tschernyschew. Er unterwarf das in den trüben Zeiten Rußlands durch Polen abgerissene Land der Kaiserin Katharina: er führte in ganz Weißrußland die Regierungsweise und Gerichtsverwaltung des Reichs ein, wie sie die kluge Katharina festgestellt hatte. Mit Einem Wort, Graf Tschernyschew war der Eroberer und Reformator dieses Landes, der sich auch dadurch ein bleibendes Denkmal erschuf, daß er durch das ganze Land Wege anlegte. Man denke sich eine gerade, breite, schattige Allee von mehr als 500 Werst Länge, und man hat einen Begriff von der großen Straße in Weißrußland. Solche Straßen verbinden nicht bloß die Gouvernements-, sondern auch die Kreisstädte dieses Landes.

In Mohilew am Dniepr kam ich Abends an; es war noch nicht spät, in der Stadt herrschte tiefe Stille, und nur selten erschienen da und dort auf den Straßen die unermüdlichen jüdischen Factoren. Welcher scharfe Contrast gegen die früher hier herrschende kriegerische Thätigkeit. Hier war lange das Hauptquartier der ersten Armee. Das Andenken an diese goldene Zeit war für die hiesigen Juden unvergeßlich. Mein Factor erzählte mir mit Entzücken, wie er sich täglich zwanzig und mehr Gulden verdient habe als Factor bei den vielen Generalen, und jetzt, setzte er seufzend hinzu, diene ich hier im Gasthof ums trockene Brod. Es ist etwas Seltsames um diese Juden! Wohin bringen sie das Geld? Ungeheure Summen kamen in die Hände der Juden, während hier das Hauptquartier der ersten Armee war, und doch brachten sie dem Lande keinen sonderlichen Vortheil. Sie leben, wie ich aus Erfahrung weiß, in ihren schmutzigen Neuchen, auch wenn sie Millionen besitzen, und schachern fort, ohne eigentlich sich oder andere zu bereichern. Mit Einem Wort, Millionen sind hier wie in einem Sumpfe versenkt; wären sie in einer nicht von Juden bewohnten Stadt in Umlauf gesetzt worden, sie hätten den Zustand der Landesbewohner verbessert, und wären von wohlthätigen Folgen für dasselbe gewesen. Dieses Judengeschlecht ist nur für den Reisenden nützlich; für einen oder zwei Gulden läuft der Factor den ganzen Tag lang in der Stadt herum, und ohne aus dem Zimmer zu gehen, kann man Alles nach Wunsch haben.

Doch warum gebe ich mich so lange mit den Juden ab; ich trennte mich bald von ihnen, da ich mich dem Gouvernement Tschernigow näherte. Obwohl dieß zum kleinrussischen Lande gehört, so fangt doch hier noch nicht das eigentliche Kleinrußland an, das Vaterland der Chmielnizki, Sagaidatschny, Doroschenko, Palei, Polubotok und andrer poetischer Helden der alten Hetmanei. Tschernigow war seit den ältesten Zeiten ein Besitzthum Rußlands; nach Nestor hatte es schon seit dem neunten Jahrhundert seine Großfürsten. In den trüben Zeiten Rußlands, in der Periode des Kampfes mit innern Unruhen und fremden Feinden, kam Tschernigow mehreremal in die Gewalt der Fremden, namentlich der Litthauer, welche an den südlichen Gränzen Rußlands, wie die Schweden an den nördlichen, hausten, und erst bei dem Frieden von Andrussow (1687) kehrte Tschernigow in den Schooß des gemeinsamen Vaterlandes zurück. Die lange Dauer der litthauischen Herrschaft hat noch jetzt Spuren in der Sprache und Kleidung der Einwohner zurückgelassen. Die Tschernigower werden deßhalb von den ächten Kleinrussen Litthauer genannt. Die alte Stadt Tschernigow hat manches schwere Prüfungsjahr erduldet. Aber wo sind die Reste seines frühern Ruhms? Wo die stummen, aber beredten Zeugen seines Alterthums? Vergebens suchte ich sie. Vergebens fragte ich die Einwohner um die Denkwürdigkeiten der alten Hauptstadt der Fürsten von Tschernigow. Nur hohe Kurgane und von der Zeit halb zerstörte Feldbefestigungen bezeugen noch, daß hier einst Schlachtfelder waren. Ich konnte beim Anblick der schwachen Ueberreste des alten Tschernigow nicht umhin, zu bedauern, daß wir keine kurze Beschreibung sämmtlicher Alterthümer und Merkwürdigkeiten der russischen Städte besitzen, die einem Reisenden als Leitfaden dienen könnte.*) In Tschernigow zeigte man mir die Kathedrale

*) Soritsch, ein geborner Serbe, stand eine Zeit lang bei der Kaiserin Katharina II sehr in Gunst.

*) In den neuern Zeiten ist in dieser Beziehung viel geschehen, namentlich von Glagoliew. A. d. U.

Digitized by Google

zur Verklärung Christi, welche, wie man glaubt, noch von dem Sohne des Großfürsten Wladimir des Großen, Mstislaw dem Kühnen, im Anfange des 11ten Jahrhunderts erbaut wurde.

Ich stand nun auf dem Punkte, den vaterländischen Boden zu betreten, den ich seit neun Jahren nicht mehr gesehen hatte, und hätte den ersten Kleinrussen in rothen Stiefeln und mit dem langen Schopfe hinterm Ohr als Bruder umarmen mögen. Meine Freude stieg noch, als ich mich dem ersten kleinrussischen Dorfe näherte, und der heimische Geruch, der Geruch der Kiffk,*) vermischt mit den balsamischen Düften der Blumen, mir entgegenwehte.

Meine Equipage hielt an einem kleinen, außen weiß angestrichenen, innen reinlichen Häuschen. Dieß war die Station. Sie stieß ganz nahe an ein Dorf, das so zu sagen in Kirschengärten begraben war. Kaum deutete der Rauch, der da und dort aus einem Rauchfang hervordrang, das Daseyn einer menschlichen Wohnung an. Ich trat in das helle und reinliche Zimmer des Stationshauses, und athmete hier zum erstenmal frei nach den unreinlichen, weißrussischen Wohnungen. Das kleinrussische reinliche Häuschen (chata) bildet einen scharfen Gegensatz gegen die schmierige Stube (isba) des weißrussischen Muschiks.

(Fortsetzung folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Afrika.

(Schluß.)

Verschiedene Versuche, auf dem Kalabar, an der äußersten Spitze des Golfes von Guinea, in Nigritien einzudringen, haben den kühnen Männern, die ihn machten, das Leben gekostet. Wahrscheinlich werden wir noch lange Zeit über alles, was die Geographie des Innern jenes Festlandes zwischen dem See Tschad und dem Lande Congo betrifft, in Ungewißheit bleiben. Dieses letztere von den Portugiesen, die einen Theil davon inne haben, seit so langer Zeit besuchte Land war nur theilweise bekannt; Hr. Feo Cardoso hat im Jahre 1825 den Bericht seiner Züge in Angola und Benguela herausgegeben; sein Buch enthält manche neue Angaben über die Geographie und die Völker des Innern. In der Reise von J. B. Douville, der in den Jahren 1828 bis 1830 Congo durchreiste, fand man diese Angaben mehr auseinandergesetzt. Seinem Berichte nach bestimmte er die Lage eines feuerspeienden Berges, von dem schon frühere Reisende gesprochen hatten; er gab die Höhe anderer Gebirge, so wie auch die verschiedener Hochebenen an; er merkte unter dem 25° O. L. von Paris und in 5° S. B. den See Kuffua an, der Schwefeldämpfe ausdünstet, und einige Flüsse in entgegengesetzten Richtungen entsendet. Er berichtigte, was man über den Lauf der Flüsse Congo's wußte; er ging in nördlicher Richtung bis zu 3° jenseits des Aequators; auch besuchte er mehrere Völker, deren Sitten und Gebräuche er beschreibt. Er brachte zwei Karten des Landes mit zurück, in denen er den Inhalt von acht andern ausführlichern zusammengefaßt hatte, und die sehr gut gezeichnet waren: sie wurden von sehr gewandten Männern geprüft, und erhielten das Zeugniß, daß sie den Stempel der Wahrheit an sich trügen. Allein Douville hatte sie nicht entworfen, er war es nicht im Stande. Uebrigens wollte er nie gestehen, wie er zu denselben gekommen sey. Ihren eigentlichen Verfasser kennt man deßhalb nicht: es ist aber ohne Zweifel derselbe Portugiese, welchem Douville die interessanten, in seinem Berichte enthaltenen Mittheilungen verdankte. Verhöhnt als ein Betrüger, obgleich er bloß ein Lügner war, hat er die Strafe erlitten, die seine dünkelhafte Unwissenheit verdiente. Spätere Reisende werden entscheiden, was an seinen Berichten genau ist.

Zwischen Congo und dem Lande der Capcolonie dehnt sich ein weiter Raum aus, welcher nur zufällig an einem einzigen Punkte von Schiffern aus verschiedenen Ländern besucht wird: es ist dieß die Wallfischbay. Hr. Alexander, ein englischer Infanterieoffizier, begab sich im Jahre 1836 vom Cap aus nach dieser Bay, indem er häufig sehr dürre Gegenden passirte; er fand ziemlich hohe Gebirge und Wüsteneien, in denen er beinahe verdurstete; von da setzte er seinen Weg in östlicher Richtung fort, und kehrte, nachdem er sich 210 Meilen von der Küste entfernt hatte, nach dem Cap zurück. Er überschritt den 25° S. B., und war der erste, der das Land der Damaras sah: man sagte ihm, daß er weiter östlich auf eine unzugängliche Wüste stoßen würde.

Andere Forscher haben ebenfalls neue Nachrichten über die nördlich von den Gränzen der Capcolonie gelegenen Gegenden geliefert. Im Jahre 1834 drang ein Arzt, Hr. A. Smith, mitten durch verschiedene Völkerschaften von Kaffern bis zu 24° S. B. unter 25° O. L. von Paris vor. Weiterhin schien ihm das Land nur schwach bevölkert, doch erhielt er von den Einwohnern verschiedene bemerkenswerthe Nachrichten: sie sagten unter Anderem, nördlich in großer Entfernung liege ein ungeheurer See; auch sprachen sie von den Baka-Bergen, die auf derselben Seite liegen, und wo man nur zur Zeit des Regens reisen könne. Hr. Smith, der wegen allzu großer Mattigkeit seiner Ochsen jeden Versuch, weiter zu gehen, aufgeben mußte, machte sich zu Fuß auf den Weg, und gelangte bis über den Wendekreis des Krebses hinaus; von einem der höchsten Bäume aus konnte er den Gipfel der Baka-Gebirge leicht unterscheiden; in gerader nördlicher Richtung lag eine beinahe flache und mit dichtem Gesträuch bewachsene Ebene, die sich nach allen Seiten hin, so weit das Auge reichte, erstreckte. Den Angaben der Eingebornen zufolge bietet das besonders in nördlicher und nordöstlicher Richtung jenseits derselben gelegene Land meistens denselben Anblick.

Die in Südafrika ansässigen französischen Missionäre, Hr. Arbousset und Daumas, durchreisten im Jahre 1836 einen Theil der von Hrn. Smith besuchten Gegenden, und machten daselbst wichtige Entdeckungen; sie haben bestätigt, daß die Maluti-Berge, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Oceanen Südafrika's bilden, sich der östlichen Küste dieses Continents sehr nähern, und zwischen ihrem Gipfel und der Küste an ihrem schmalsten Theil nur einen Raum von 10 Lieues lassen. Es ist dieß eine sonderbare Aehnlichkeit mit der Lage der Anden in Südamerika, nur erstrecken sich hier die Gebirge an der westlichen Küste hin.

In demselben Jahre drang Hr. W. C. Harris, Hauptmann im

*) In Kleinrußland heizt das Volk aus Mangel an Holz seine Oefen im Sommer mit einer in Backsteinform gebrachten besondern Composition, Kiffk, genannt, im Winter dagegen mit Stroh oder Schilf, das sie mit einem im Großrussischen nicht gebräuchlichen Worte Otscheret nennen.

Digitized by Google

Ingenieurcorps der indischen Compagnie, in die unter dem Wendekreis des Steinbocks gelegenen Gegenden, von denen man bisher bloß aus dem Munde der Eingebornen Nachrichten erhalten hatte. Die Ländereien scheinen hier weit fruchtbarer zu seyn, als die meisten von denen in der Capcolonie und im Kafferlande, so weit man sie bis jetzt kennt.

Der am indischen Meere gelegene Theil des afrikanischen Continents wurde nur an der Küste hin untersucht; der Capitän Owen hat diese Küsten von dem Cap Guardafui an in südlicher Richtung aufgenommen; dann kam er vom Cap aus in nördlicher Richtung bis nach Guinea zurück; andere Officiere der englischen Marine setzten ihre Arbeiten bis Sierra Leone fort. Derselbe Seefahrer hat ebenfalls die Küsten von Madagascar untersucht. Diese große Insel war das Ziel mehrerer Reisenden; einige wurden das Opfer des Klima's; ein Franzose, Hr. Leguevel, hat sie in ihrer ganzen Richtung durchzogen und sich lange Zeit auf derselben aufgehalten. Er hat uns kostbare Nachrichten über ein Land geliefert, das seit langer Zeit von Franzosen besucht ist, und über welches verschiedene in unserer Sprache geschriebene Werke zuerst genaue Berichte veröffentlicht haben; seit einigen Jahren scheint dasselbe von Träumern ausgebeutet zu werden, um Fabeln auszustreuen, die selbst von sehr ernsten Geographen mit unglaublichem und bedauernswerthem Eifer als baare Münze genommen werden.

Die Colonie der Samojeden im Gouvernement Archangel.

(Schluß.)

Der Glaube der heidnischen Samojeden beruht auf mündlichen Ueberlieferungen. Ihre Hauptgottheit ist bekannt unter dem Namen Numai oder Leumbarte, der sie die Erschaffung des Himmels, der Erde und alles Sichtbaren zuschreiben. Außer Numai gibt es, nach ihrer Meinung, noch eine Menge Geister, die Tadebzi oder Kleumbarti heißen, und, wenn auch dem Willen Numais unterworfen, doch nicht ganz ihm gehorchen, weil sie den Menschen viel Böses zufügen, was ihnen Numai nicht zu thun erlaubt. Nach der Meinung der Samojeden hat Numai allein, ohne Hülfe der Tadebzi, Himmel und Erde erschaffen, und beherrscht allein die Menschen, den Tadebzi ist nur über die Bösen Macht gegeben. Die Hauptgottheit der Samojeden, d. h. Numai, wird nicht unter einem sinnlichen Bilde dargestellt; die Tadebzi allein bilden sie in hölzernen, den Menschen ähnlichen Bildsäulen nach, die sie Chae nennen. Ihre Bilder in dieser Art machen sie nach der Anweisung der Tatibei, d. i. der Zauberer und Religionslehrer, denen die Tadebzi zur Zeit der Kubeß und an einsamen Orten in menschlicher Gestalt erscheinen, und das Geheimniß der Prophezeyung künftiger Begebenheiten der Samojeden offenbaren. Diese Bildsäulen setzen die Samojeden auf Befehl der Tatibei nicht nur in Wälder und an andere Orte, sondern tragen sie auch von Ort zu Ort, wo sie nur darauf sehen, daß die Götzenbilder mit dem Gesichte stets nach Osten stehen. — Keine Samojedenfamilie verrichtet vor einer Versammlung Gebete oder Opfer weder dem Numai, noch dem Tadebzi, sondern jede einzelne hat besondere Altäre, denen sie zu bestimmten Zeiten und an besondern Orten Opfer bringt. Ihre Versammlungsorte für gemeinsame Opfer befinden sich auf der Insel Waigatsch. Der Samojede, welcher daselbst ein Rennthier zum Opfer bringen will, erwürgt es vor dem Bilde, durchsticht darauf seine Brust mit einem Messer und bestreicht mit dem herauslaufenden Blute die Lippen des Götzen, schneidet das Fleisch in Stücke und verzehrt es mit allen dort Anwesenden. Den abgenagten Kopf und die Hufe steckt er auf einen Baum über den Kopf des Götzen, das Gesicht nach Osten gewendet. — Die Kubeß, d. h. das Erraßen oder Vorherverkündigen künftiger Schicksale, geschieht durch Tatibeis oder Zauberer und Religionslehrer. Der Tatibei, der sich für eine Beschwörung vorbereitet, zieht ein für ihn ausdrücklich dazu genähtes Kleid an, ergreift dann eine Trommel und schlägt mit einem mit Leder umwickelten Schlägel darauf. Die Samojeden versammeln sich, wenn sie den Trommelschlag hören, um den Tatibei und setzen sich ihm zu beiden Seiten nieder. Der Tatibei fängt zuerst die Beschwörung mit leichten Schlägen an, endlich trommelt er aus allen Kräften. Die Samojeden begleiten die Schläge des Tatibei anfangs nur mit leisen, doch immer stärker und wilder werdenden Rufen: Goi, goi, goi! Dazwischen ruft der Tatibei die Tadebzi flüsternd an, spricht mit ihnen und erfährt von ihnen ihren geheimnißvollen Willen, peinigt sich zuweilen mit seinen eigenen Händen, oder befiehlt seinen Freunden, ihn mit ihren verschiedenen Werkzeugen zu schlagen, zuweilen durchsticht er auch seinen Körper durch und durch mit spitzigen, scharfen Choreen, oder langen, spitzigen Stangen, die man zum Antreiben der Rennthiere braucht, zuweilen mit Messern und andern Werkzeugen. Alles das geschieht, um die ehrlichen Samojeden zu verführen, daß die Tatibei den Zauber oder die Geister vernichten, welche ihnen verschiedene Krankheiten und Leiden zuschicken.

Wenn einer der heidnischen Samojeden einen Eid ablegen soll, so macht er im Winter von Schnee, im Sommer aber aus Erde einen dreieckigen pyramidenförmigen Haufen, von welchem er einen Theil mit einem Messer abschneidet, indem er ausruft, daß, wenn er den Eid bräche, er so zerspalten werden solle, wie dieser Schnee oder diese Erde zerschnitten sey.

Miscellen.

Naturforscher-Versammlung in Gothenburg. Nordische Blätter (s. Constitutionellen vom 16 April) enthalten die Statuten des nordischen Naturforschervereins. Die nächste Versammlung soll in der Mitte Julius zusammenkommen, sonst aber nur jedes andere Jahr stattfinden.

Neue Gerbmethode. Ein Mann in der Nähe von Bristol soll eine neue Methode zu gerben erfunden haben: die Häute werden dabei auf Walzen ausgespannt, wodurch der Proceß beschleunigt und vollständiger als bisher durch langes Eintauchen in Gruben bewerkstelligt werden soll. (Litt. Gaz. vom 25 April.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 56** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Amerikanische Anthologie.** (Fortsetzung.) — **Die Marquisin L — — d und Lady Jane Urquhart.** (Fortsetzung.) — **Der jüngste Tag.** (Fortsetzung.)

Zu den Blättern dieses Auslandes dringendere Literaturblatt, das welchem wöchentlich 1—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für den Abschnitt des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Derjenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 131.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Mai 1840.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

(Aus Hammerichs Reise in Schweden.)

1. Kinnekulla am Wener-See.

Kinnekulla ist ein einzeln liegender Bergrücken, der auf der Ostseite des Wenern sich über Westgothlands weite Ebenen erhebt und etwa eine doppelt so große Höhe erreicht, als der Felsen auf der Insel Möen. Ich hatte schon ein paar Tage nichts Anderes gesehen, als Fläche auf Fläche, erfüllt mit Dörfern, die aus ordentlichen Steinhäusern bestanden, wie zu Hause in Dänemark, mit steinernen Mauern, anstatt den hier zu Lande gewöhnlichen Holzzäunen umhegt, mit einem Pfuhl im Mittelpunkte des Dorfes, auf dem Enten und Gänse herumschwammen. Alles mahnte mich an mein Vaterland, wenn nicht die häufig vorkommenden ebenen Steinstrecken, die von Erde- und Pflanzenleben entblößt, auf Feld und Weg mich angrinsten, mich erinnert hätten, daß ich über Felsboden reiste, und daß, wie flächenartig auch Alles aussah, es doch nur eine schwedische Ausgabe von Seelands Feldern und Wiesen war. Aber merkwürdig bleibt immer diese Uebereinstimmung zwischen Westgothlands und Seelands Natur, die ohne Zweifel dem Volk des Nordens dunkel vorgeschwebt hat, als die schöne Mythe von Gefion, der holdseligen Jettemaid entstand, die mit ihren Riesenochsen Seeland aus Schweden, wo jetzt der Wenern braust, herauspflügte und es in den Oresund setzte. Wie sehr auch jetzt solche Gedankenverbindungen zu mir redeten, zuletzt wurde ich doch durch das einförmige Blachfeld ermüdet, und sehnte mich nach Dalarnes und Norwegens malerischem Auf und Nieder zurück. Froh war ich also, als ich von Lidköping, einer kleinen Stadt am Wenern, den Bergrücken in der Ferne erblickte.

Es war einer der heißen Tage, an denen der Sommer 1834 so reich war, wo ich die Stadt verließ, um im Boot über den See zu fahren. Ein leichter Flor hüllte das Gebirg ein, nicht ein Lüftchen rührte sich, und meine Bootsknechte griffen zu den Rudern, um das Fahrzeug vorwärts zu bringen. Ein milder Tag und leichte Arbeit, die keine Gedankenanstrengung fordert, macht gesprächig, und sie wollten sich eben so gerne mit mir einlassen, wie ich mit ihnen. Ich konnte jetzt auch recht gut für einen Landsmann von ihnen gelten, da ein halbes Jahr Studium des Schwedischen, und dieß im Lande selbst, mich mit dessen Eigenheiten ziemlich vertraut gemacht hatte. Nach verschiedenen einleitenden Gesprächen über ihre Fischerei u. s. w. brachte ich den Gegenstand vor, über den ich stets beim Volke selbst Aufklärung suchte, nämlich die Volkssagen. Indem ich erzählte, was ich andern Orts gehört, erweckte ich ihre Lust und brachte ihren Mund in Gang. Während die Ruder das Wasser leicht bewegten und die Fische an der Oberfläche gingen, erzählten die Schifer.

„Der Herr sprach eben vom Niken, ja, von dem wissen sie hier im ganzen Striche viel zu erzählen. Er hat zwar seine eigene Gestalt, er kann aber auch in jede andere fahren, in die er Lust hat, und bald verwandelt er sich in einen Fuchs, bald in einen Ochsen, bald in einen Wolf. Zum mehrsten kommt er jedoch als Pferd zum Vorschein. So war es an einem Sonntag im Dunkelwerden, als ein ganzer Haufen Bauerkinder unten am Ufer an der Elf standen, nicht weit von hier, und sich über das kleine Pferd freuten, das am Rande des Baches graste, und so recht herzlich feist und rund aussah. Da war Einer darunter, der Lust bekam, sich aufzusetzen, und es meiner Treu auch that. Als die andern sahen, daß es ganz gut ging, kletterten sie hinter ihm auf, und wunderlich war es: für jeden, der herauf kam, wurde der Rücken des Pferdes länger und länger. Zuletzt saßen ihrer ganze acht oben, und waren seelenvergnügt. Aber da kam ein kleines Mädchen, welches auch hinauf wollte, doch ehe sie sich daran machte, sagte sie: „In Jesus Namen! so ein langes Pferd habe ich noch nie gesehen.“ Da ging es ganz wunderlich zu, das Pferd verschwand mit einemmal, aber die Kinder standen gesund auf dem bloßen Felde da. Unten in der Elf sahen sie dagegen die Wellen brausen und schäumen, sich hoch in die Höhe heben und sich wieder brechen, als wenn ein großes Gebäude darunter hin und her geschoben würde, und dabei hörten sie ein Dröhnen und Getöse, das ganz absonderlich war.

„Einst traf es sich auch spät in der Abendstunde, daß zwei Bauernknaben am Strom gingen. Wie sie so ruhig hingingen,

Digitized by Google

erblickten sie auf einmal den Nixen, der saß als ein hübscher Knabe mitten im Wasser auf einem Stein und war so innerlich vergnügt, und spielte auf seiner goldenen Harfe so unendlich schön. Aber der Eine rief ihm zu: „was sitzt Du dort und spielst, Nix! Du wirst doch niemals selig;" da fing der Nix an zu weinen, daß es Gott hätte erbarmen mögen.

„Bei den Müllern trifft man oft einen kleinen, grämlichen, alten Mann, mit eisgrauem Bart und eisgrauem Rocke; er sitzt da und spielt, und sie heißen ihn den Stromkarl. Wenn es zur Winterzeit recht kalt ist, so daß die Mühle zufriert, geschieht es wohl auch, daß er am Abend in die Stube kömmt, um sich zu wärmen. So wohnte einst ein solcher Stromkarl in einer Elf nicht weit von hier, der manchmal zum Müller und seiner hübschen Frau hineinsah. Aber mein guter Müller bekam zuletzt seinen Besuch satt, und so einst im Dunkelwerden, als der Stromkarl kam, fuhr er ihm mit einem Stück glühenden Eisen entgegen. Es kam indeß dem Müller theuer zu stehen, daß er sich so gegen den Gewaltigen verwegen hatte, denn bald darauf stürzte die Mühle mit einem Mal zusammen und erdrückte alles, was darin war."

Das waren die Sagen, welche die Bootsleute mir bieten konnten. Sie waren schon an und für sich recht hübsch und wurden es noch mehr durch die Harmonie, in der sie zu der Natur standen, die mich umgab. Die wunderbaren Bewohner der Tiefe stiegen vor meiner Einbildungskraft aus dem dunkelhellen Seeboden, über welchem ich schwebte, herauf und offenbarten sich vor mir. Und wie es mir ging, glaube ich, ging es auch meinen Erzählern; das unmittelbare Pontische ergriff sie und bewies seinen Einfluß über die rohen Seelen. Darum habe ich nirgends, weder wie die Mönche des Mittelalters, noch wie die Helden der neuern Aufklärung, den Volksglauben an solche übernatürliche Wesen angegriffen; denn wagen wir uns gegen ihn, so stehen wir in Gefahr, den letzten Funken Poesie beim Volke auszulöschen. Und wahrlich, es ist nur zu Weniges noch davon da!

Daß übrigens der Wahn an solche Geister in manchem gemeinen Mann sich noch von einer andern Seite zeigt, ja, wenn man ihm nicht entgegenwirkt, und mit andern Mitteln entgegenarbeitet, als dem gewöhnlichen faden Aufklärungsgeschwätz, er wie eine Macht der Finsterniß auftritt, der seine Ruhe zerstören und sein Leben bedrohen kann, alles das weiß ich recht wohl. Doch anstatt mich in das Verhältniß des Aberglaubens sowohl zum Glauben als der Poesie zu vertiefen, will ich lieber einen wirklichen Vorfall erzählen, der die Furchtbarkeit von jenem ins Licht setzen mag. Die Wahrheit des Ereignisses ist so viel als nur möglich bestätigt, da ich es von einem akademischen Docenten in Upsala gehört habe, einem Sohn des Predigers, in dessen Pfarre es stattgefunden hat.

„Ein armer Schuhmacher im Uplande hatte einen Sohn, der schon als kleines Kind eine unglaubliche Lust äußerte, auf der Violine zu spielen. Aber der Vater war zu bestimmt dawider und zwang den Knaben durch alle möglichen Mittel, bei seinem Leisten zu bleiben. Am Tage bekam er nie Erlaubniß den Bogen zu rühren, nur die Nacht war sein. Da schlich er sich, wenn die Andern schliefen, in die Wälder hinaus und lernte in kurzer Zeit meisterhaft spielen. Als er nun heranwuchs, verdiente er sich manchen Schilling auf Bauernhochzeiten, und da nun der Vater erst sah, daß sein Spiel ihm etwas eindrachte, war ers auch zufrieden. Aber immer war der Sohn wunderlich düster gestimmt, ging ganze Tage in sich selbst vertieft, ohne mit Jemand zu reden, ja, er floh zu Zeiten alle menschliche Gesellschaft, und lebte Tag und Nacht allein in den Wäldern. Das Gerücht ging, er hätte dem Nixen das gewöhnliche Opfer gebracht, ein weißes, kleines Ziegenböckchen, welches in einen Strom geworfen wird, der nach Norden fließt, und der Nixe hätte ihn dafür so lange über die Finger gestrichen, bis das Blut herausgesprungen, und er bis zur Vollkommenheit spielen gelernt hätte. Fragte ihn Jemand darum, so lächelte er wunderlich und antwortete nichts. — Nun kam es eines Abends, daß sie bei einem Tanzfeste, wo er zugegen war, ihn spielen hören wollten, aber er hatte seine Geige nicht. Ein Bursche versprach, nach ihr zu springen. Es dauerte lange, eh' er zurückkam, endlich trat er in die Thüre, bleich wie der Tod, und warf das Instrument auf den Tisch. „Der Teufel mag dir deine Herengeige ein andermal holen," rief er; „da ich über den Bach im Walde mußte, kam der Nixe und griff nach mir. Ich stand wie versteinert, von des Bösen Macht auf einen Fleck gebannt, so daß ich fast nimmermehr von der Stelle hätte weichen können." — Der Schustersohn lächelte dazu, wie gewöhnlich, aber er sagte kein Wort und machte sich nun ans Spielen. Als jetzt die Nacht kam und die Gesellschaft sich trennen sollte, fuhr er mit einem Haufen Gäste weg. Kaum kamen sie an den Bach, da fing er an, über den ganzen Leib zu schwitzen, die Haare standen ihm am Kopfe zu Berge, die Augen funkelten, und stierten bald hier hin, bald dort: „Seht ihr denn nicht?" flüsterte er; „er streckt seine kalte, weiße Hand nach mir aus, jetzt faßt er mich, wehe! das war, weil ich mich in seine Gewalt gegeben! Gnade Gott meiner armen Seele! Fort, fort, zum Pfarrhofe, zu geweihter Erde, daß ich Frieden habe." Sein leises Aechzen stieg zuletzt zum wilden Schrei der Verzweiflung, er warf sich hin und her, und gebärdete sich wie ein Wahnsinniger. Die Andern wurden auch ganz erschreckt, peitschten auf die Pferde los, und fort ging es, als wenn der Teufel ihnen auf den Nacken wäre. Als sie am Zaune des Pfarrers vorbeikamen, fuhr des Schuhmachers Sohn aus dem Wagen heraus, sprang hinüber, ballte die Fäuste und brüllte wild: „Ja, spring du nur rechts und links, hier kommst du nicht herein! sieht ihn denn keiner, seine Augen glühen wie rothes Eisen und rollen ihm im Kopfe herum! jetzt ist er am Weiher, jetzt am Baume, er will hinüberkriechen, aber das vermag er nicht, und für diesmal bin ich gerettet." Darauf lief er wie ein Rasender gerade zum Prediger hinein, der ein alter schwächlicher Mann war, weckte ihn, und klagte ihm seine Noth; aber nun, da er bei einem Gottesmanne war, ging es besser.

„Der Prediger tröstete ihn und ließ ihn bei einem seiner Knechte liegen; er schlief nicht ein Auge die ganze Nacht, sondern lag und wand sich in Einem weg. Da der nächste Tag ein

Sonntag war, ging er mit den Andern zur Kirche, doch erdreistete er sich nicht, sich unter sie zu setzen. Für sich allein saß er mit niedergeschlagenen Augen und düstern Mienen. Nach dem Gottesdienste, als Alle die Kirche verlassen hatten, ging er vor den Altar hin, warf sich auf die Knie und betete innerlich; doch hatten noch immer die finstern, menschenscheuen Gedanken über ihn Macht, bis der Prediger, um seinen Sinn zu erleichtern, ihn zur Communion nahm, und ihm hier feierlich die Vergebung der Sünden versicherte. Von dem Augenblick an wurde er ruhiger, aber er hat keine Violine mehr angerührt."

Doch es ist Zeit, zu meiner Bootfahrt auf dem Meere zurückzukehren. Sie war bald zu Ende, das Land lag ganz nahe, aber ehe wir daran anlangten, hatte die Sirene des Sees noch so viel Macht über mich, daß sie mich aus dem Boote in ihre süßen Arme hinabzog, und mich in ihnen durch die klaren Wellen über den reinen, warmen Ufersand zwischen den Riffen an die Küste schaukelte.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Während die Pferde an meiner Chaise gewechselt wurden, ging ich in die nächste Chata, um dort zu Mittag zu essen, da mich der Gedanke erfreute, nach den üppigen Gastmählern der Hauptstadt einmal wieder einen einfachen kleinrussischen Borschtsch,*) zerriebene Hirse mit Fett, ächte Quargpastetchen und Buchweizenklöße (Galuschkas) zu essen. Ich fand meine Erwartung getäuscht; es war zwar erst ein Uhr Nachmittags, aber die Bewohner dieses gelobten Landes hatten längst zu Mittag gegessen, und zu meinem Kummer alles aufgezehrt; in dem einen Hause wie im andern, überall waren die Schüsseln leer, und standen blank gescheuert auf den Gestellen, in Erwartung des Abendessens. In Kleinrußland ißt nämlich das gemeine Volk sehr früh zu Mittag und zu Abend, und beides, das Mittag- und das Abendessen wird immer frisch bereitet, selbst bei den ärmsten Bauern. Was übrig bleibt, wird gewöhnlich den Bettlern gegeben.

Meine gastronomischen Hoffnungen mußte ich also auf den Abend verschieben, und kehrte zur Station zurück in der sichern Ueberzeugung, daß die Pferde längst bereit seyen. Aber auch hierin betrog mich meine Hoffnung: es waren noch kaum drei Pferde angespannt, und um diese drehten sich über zehn Menschen herum, das vierte zogen zwei bärtige Kleinrussen nur mit Mühe aus dem Stall hervor, und schalten es aus wegen seiner Faulheit, während sie selbst als Muster von Faulheit hätten dienen können. In dieser Beziehung muß man der Gewandtheit und Thätigkeit eines weißrussischen Muschiks volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: ihnen geht die Arbeit rasch von der Hand, während meine guten, aber ungewandten Landsleute durch ihre Langsamkeit die Geduld der Reisenden auf eine harte Probe setzen.

Nach meiner unglücklichen gastronomischen Morgenexpedition verlangte ich, als ich Abends um zehn Uhr wieder an eine Station kam, zu Abend zu essen, aber es war nichts mehr da. Jetzt besann ich mich erst, daß man nach dem Sprüchwort nicht mit seiner Regel in ein fremdes Kloster gehen darf, und beschloß, nicht mehr nach petersburgischer, sondern nach Landessitte mich zu richten. Mein Magen drummte nach einem vierundzwanzigstündigen Fasten nicht wenig, und um am andern Tage nicht abermals ohne Mittagsmahl zu bleiben, verlangte ich schon um 11 Uhr Speise für meinen erschöpften Magen; wie groß war aber nicht mein Staunen und Schrecken, als ich wieder die furchtbaren Worte hörte: niema, pane, nitschego, (ich habe nichts, Herr). Haben sie denn, dachte ich, in Kleinrußland das Mittag- und Abendessen verlernt, und soll ich in dem gelobten Lande, wo, wie im alten Palästina, Milch und Honig fleußt, vor Hunger umkommen. „Habt ihr denn nichts für euch gekocht?" fragte ich endlich ungeduldig über das ewige „niema nitschego" der Hausfrau. „Für uns wohl, für Bauern haben wir gekocht," sagte sie in ihrem kleinrussischen Dialekt, „aber ich wage es nicht, euch von unserer Speise zu geben."

„Wenn es nichts ist als das," versetzte ich voll Freude über die Erfüllung meines Wunsches, „so gib mir nur alles, was du hast. Heute ist gerade Festtag, und du hast gewiß Quargpasteten und Brandnudeln."

„Ja wohl, Herr! Auch Galuschkas haben wir für die Schnitter gekocht," erwiederte die Hausfrau, und machte sich am Ofen zu thun.

Der Tisch wurde mit einem reinen Tuche bedeckt und mit den verschiedenen Nationalgerichten besetzt. Die Frau war augenscheinlich wohlhabend. Mit dem Borschtsch und den Quargpasteten war ich bald fertig, aber von den Galuschkas zwang ich nur zwei. Wer meine lieben Landsleute beim Essen sieht, wird über ihren heroischen Appetit erstaunen. Stellt euch so ein zehn Dutzend Bauern vor, alte und junge, bärtige und unbärtige, wie sie mitten im Hofe um einen ungeheuren Topf auf dem Boden sitzen, und mit langen spitzen hölzernen Gabeln die Galuschkas herausholen, und ihr werdet gestehen, daß dem Appetit eines kleinrussischen Bauern, namentlich eines Schnitters, nichts in der Welt sich vergleichen läßt. Die Kleinrussen essen langsam, gemüthlich und mit Unterbrechungen, darum dauert ihre Mahlzeit manchmal auch anderthalb Stunden und darüber.

Nach meinen unglücklichen Essplanen wundere ich mich nun nicht mehr über die Klagen mancher Reisenden, daß sie in den kleinrussischen Stationen Hunger leiden mußten; wer seinen Tisch der Landessitte gemäß einrichtet, der wird gewiß immer satt werden, so wie ich nach dem von mir selbst verursachten Verzuge. — Ich setzte dann meinen Weg ohne besondere Vorfälle fort, bis ich am 26 August Morgens Früh Poltawa erreichte.

Poltawa! Poltawa! welche Erinnerungen weckt nicht dieser

*) Eine Art Kräutersuppe aus den verschiedenen Kräutern der Steppe.

Name in der Bruſt jedes Kleinruſſen, jedes Ruſſen überhaupt. Hier endete der Zweikampf Peters mit Karln, auf den Feldern von Poltawa wurde die Frage über Seyn und Nichtſeyn für Petern und Rußland entſchieden. Karl hatte eine wenig zahlreiche, aber vortrefflich geübte Armee, wohl die erſte damals in Europa. Peter ſtand ihm mit ſeinen kaum formirten Truppen gegenüber. Man zeigte mir die Stelle, wo Karl zwei Tage vor der Hauptſchlacht während einer nächtlichen Recognoscirung verwundet wurde. Ein kleinruſſiſcher Koſak, Namens Krylo, der unter andern auf einem Piket ſtand neben einem am Fuße des Berges aufgeführten Einlaßthore des äußern Stadtwalles, war es, der die verhängnißvolle Kugel abſchoß, die den nordiſchen Helden, den Feind Rußlands, verwundete. Zum Andenken hieß dieß Thor lange Zeit das Krylow'ſche, jetzt iſt aber daſſelbe vom Boden weg verſchwunden.

In Poltawa beſah ich unter andern die hölzerne Heilandskirche, in welcher Peter für den ihm über den Unbeſiegten verliehenen Sieg dem Himmel dankte. Die Kirche iſt ärmlich und hält kaum mehr zuſammen. Neben derſelben ſtand einſt ein kleines hölzernes Haus, in welchem Peter nach dem Siege ausruhte. Schade, daß man dieß Häuschen nicht erhalten hat. In Poltawa iſt eine ſteinerne Säule mit einer Inſchrift zum Andenken des Siegs errichtet worden; früher befand ſich eine Kupferplatte mit einer Abbildung der Schlacht daran, dieſe wird aber jetzt in der Auferſtehungskirche aufbewahrt.

In der Nähe der Heilandskirche befand ſich einſt in einem hölzernen Hauſe ein Seminar, in welchem die Söhne des Adels, der Geiſtlichkeit und der Bürgerlichen mit einander erzogen wurden. Die angeſehenſten Geiſtlichen der Kirche waren die Vorſtände. In dem Kloſter der Kreuzerhöhung wohnte ſeiner Zeit der Erzbiſchof von Taurien und dem Cherſones, der Freund und Tiſchgenoſſe Katharinens, Eugen Bulgar, der für einen der gelehrteſten Männer ſeiner Zeit galt. Dieß Kloſter iſt auch darum bemerkenswerth, weil hier während der Schlacht von Poltawa die feindlichen Batterien errichtet waren, welche die Mauern Poltawa's beſchoſſen. In dem Seminar der Stadt erhielt auch Kollarewski ſeine Erziehung, und endete auch ſeine Tage in dieſer Stadt, wo er ein unvergeßliches Andenken zurückließ. Am Abhange des Berges, auf dem die Kathedrale ſteht, lebte in einem kleinen hölzernen Häuschen der Barde von Kleinrußland. Unter einem ärmlichen Dache verfaßte er ſeine zahlreichen Gedichte.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Dr. Grant über die neſtorianiſchen Chriſten.

Ein Dr. Grant hat am Ende vorigen Jahres einen Ausflug in das Land derſelben gemacht, und ein kurzer Auszug ſeiner Beobachtungen iſt bereits der geographiſchen Geſellſchaft in London mitgetheilt worden; er fand allenthalben, ſowohl bei den eigentlichen Kurden als bei den Chriſten, die freundſchaftlichſte Aufnahme, da er im ganzen Lande als Arzt bekannt war. Intereſſant iſt namentlich folgende Stelle: „Ich fand das Land der neſtorianiſchen Chriſten ſo wild und ſo ſchwer zugänglich, als ich mir nur immer es vorſtellen konnte, doch bald konnte ich über die langen ſchmalen Balken, die an den meiſten Orten als Brücken dienen, mit gleicher Gewandtheit wie ein Eingeborner ſchreiten. Das Volk von Tiyari iſt ein ſtolzes Geſchlecht, ſo wild und unabhängig wie ihre Berge. Sie haben keine Sage, daß ihr Land je angegriffen worden ſey, und behaupten, die Heere Mohammeds und Omars hätten nicht zu ihnen kommen können. Ihr Dialekt weicht bedeutend von dem des Volkes um den Urumiyah-See ab, namentlich iſt die Intonation der Stimme viel tiefer und ſtärker. Zugleich iſt in ihrem ganzen Weſen eine Unabhängigkeit, wie ich es nie bei eingebornen Chriſten des Orients geſehen habe. Ihr Hauptreichthum beſteht in ihren Heerden, doch bauen ſie auch Reis, Hirſe, und pflanzen Reben in Menge; in ihrem Lande fließt faſt wörtlich Milch und Honig, was ich mehr als einen Monat lang, ſo lange ich beim Patriarchen war, zweimal des Tages aß. Politiſche und andere Veränderungen werden wahrſcheinlich bald das Land den Reiſenden öffnen. Die Beſorgniß einer Veränderung macht gegenwärtig die Kurden ſehr regſam, während die Chriſten wünſchen, daß das ganze Land unter eine chriſtliche Regierung kommen möchte, wozu ſie bereitwillig mitwirken würden.

Miscellen.

Ankunft der Fregatte Artemiſe in Europa. Dieſes von Capitän Laplace befehligte Schiff hat am 21 April auf der Rhede von Lorient Anker geworfen. Nach einer Reiſe von 4 Jahren, die großentheils der Aufnahme von Küſten gewidmet war, nach mannichfachen Gefahren und Verluſten darf man in der That erſtaunt ſeyn, daß das Schiff noch in ſo gutem Stande angelangt iſt. Die Offiziere bringen große Sammlungen von Muſcheln, Vögeln und andern ſeltenen und merkwürdigen Gegenſtänden aus Cochinchina mit. Mehrere Kiſten mit Vegetabilien und jungen Theepflanzen ſind pruſſiſch in den Glashäuſern der Maimaiſoncultur niedergelegt worden. (Echo du Monde Savant vom 29 April.)

Richtung der congreviſchen Raketen. In Frankreich iſt ein Memoire erſchienen, welches die Mittel angeben ſoll, die congreviſchen Raketen mit mathematiſcher Genauigkeit zu richten. Das Buch iſt um ſo merkwürdiger, als der Verfaſſer niemand anders iſt, als Emin Paſcha, Brigadegeneral in türkiſchen Dienſten, der nach England und Frankreich geſchickt wurde, um dort ſich auszubilden. Das Memoire unterliegt gegenwärtig der Prüfung des franzöſiſchen Inſtituts, das demnächſt ſein Urtheil über dieſe wichtige Entdeckung ausſprechen ſoll. (ibid.)

Bandfabrication in St. Etienne und der Umgegend. Im Arrondiſſement St. Etienne und auf einem Umkreis von fünf Stunden in der Runde ſind 27,000 Arbeiter beiderlei Geſchlechts mit der Bandfabrication beſchäftigt. Dieſe verbrauchen 3750 Ballen Seide à 70 Kilogr. (140 Pfd.), was, das Kilogramm zu 88 Fr. gerechnet, ein Capital von 23,535,000 Fr. gibt. Arbeit, Capitalintereſſen und Gewinn der Fabricanten machen etwa $\frac{1}{3}$ dieſer Summe aus, ſo daß der Geſammtwerth der Bänder auf 57,411,960 Fr. kommt. Man rechnet täglich eine 550,000 Ellen Band. 200 Fabricanten und 500 Commis leiten das Geſchäft. (ibid.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 132.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Mai 1840.

Wissenschaftliches Leben in Spanien.

Das Athenäum vom 18 April enthält abermals einen Brief von seinem Correspondenten aus Madrid, der sehr interessante Nachrichten über das geistige Leben Spaniens enthält. Wir lassen ihn hier wörtlich folgen.

Madrid am 8 März. In meinem letzten Briefe schrieb ich Ihnen, daß die auf Befehl und Kosten der Regierung begonnenen Ausgrabungen in dem alten Italica aus Mangel an Geld ausgesetzt wurden; seitdem sind sie wieder angefangen worden und werden jetzt ziemlich thätig betrieben: doch nach der Richtung, in der die Ruinen liegen, hat man jeden Gedanken an die Möglichkeit aufgegeben, irgend einen Theil der alten römischen Stadt ganz aufzugraben. Unter den neulich gefundenen Schätzen ist eine Marmorstatue des Kaisers Trajan, der in dem botanischen Garten in Sevilla auf ein Piedestal aus Marmor und Jaspis gestellt worden, das ebenfalls aus den Ruinen genommen ist. Die Figur ist kolossaler Größe, von trefflicher Arbeit und scheint das Werk eines bedeutenden Künstlers. Münzen, Vasen, Hausgeräthe, Waffen, Fragmente von Statuen und Basreliefs sind gleichfalls in großer Menge ausgegraben und zur öffentlichen Betrachtung nach den untern Gemächern des maurischen Alcazars geschickt worden, von wo sie, wie man sagt, in ein Gebäude gebracht werden sollen, das zu ihrer Aufnahme, und der der Gemälde und Sculpturen der berühmten Meister der sevillischen Schule, die in den aufgehobenen Klöstern der Provinz sich befanden, besonders bestimmt ist.

Vor einigen Tagen fand ein Ereigniß statt, das Epoche in der Geschichte dieses Landes bilden wird: ich meine die Grundlegung für ein Gebäude, das ein Muster-Correctionshaus werden soll. Bei der Ceremonie waren mehrere Mitglieder des Congresses und das Personal des Ayuntamiento gegenwärtig. Es ist die erste Unternehmung der philanthropischen Gesellschaft, die sich hier vor kurzem zur Verbesserung der Gefängnisse gebildet, und schon Nachahmer in Barcelona und andern großen Städten gefunden hat. Nirgends war eine solche Reform nöthiger, nirgends in Europa ist diese wichtige Pflicht, die Gerechtigkeit in der Verwaltung, so völlig vernachlässigt worden, als in Spanien, wo selbst in der neuesten Zeit Verbrecher ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter oder die Art ihrer Vergehen in Gebäude eingeschlossen worden, die größtentheils sehr unzulänglich waren. Die Folgen waren nur zu oft ihr Hinsterben an epidemischen Krankheiten, die durch die schlechte Luft und Mangel an gehöriger Nahrung entstanden.

Wir haben nur wenig literarische Neuigkeiten: die eine ist eine Sammlung der Gedichte zweier junger Männer von Sevilla, Namens Bueno und Amador da los Rios. Auch Jose Augusto Ochoa hat eine Novelle unter dem Titel „El Huerfano de Almoguer," (die Waise von Almoguer) herausgegeben; eine andere, „La Proteccion de un Sastre" (die Protection eines Schneiders) von Don Miguel Santos Alvarez, hat eben die Presse verlassen, doch beide verdienen nur eine vorbeigehende Erwähnung. Zwei Magazine, von denen das eine, „La España Maritima" monatlich, das andere, „La Mariposa" (der Schmetterling) wöchentlich erscheint, sind auch neue Erscheinungen. Erwähnenswerth ist ferner ein interessantes Drama von Zorilla, „El Zapatero y el Rey" (der Schuhmacher und der König); ein anderes ist von dem unermüdlichen Breton de los Herreros versprochen. Geschichte und Wissenschaften scheinen ganz vergessen. Doch hat Don Victoriano de Encina y Piedra, ein Exminister der Finanzen, vor kurzem sich mit einer Uebersetzung von Sir Henry Parnells Werk, „Ueber Finanzreformen" beschäftigt, und der Marques di Vallesantoro, bekannt durch seine staatswirthschaftlichen Schriften, hat eine treffliche Abhandlung über Staatswirthschaft in Bezug auf die Halbinsel herausgegeben.

Ein Bericht über die Fortschritte der literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft, „El Ateneo Cientifico," während des letzten Jahres hat eben die Presse verlassen. Die Gesellschaft wurde 1822 von wenigen Personen gegründet, die zusammenkamen, um über literarische Gegenstände sich zu unterhalten, und Gedichte und Abhandlungen einander vorzulesen. So blieb sie bis 1823, wo sie mit andern, während der kurzen Periode der constitutionellen Regierung gegründeten Gesellschaften aufgehoben wurde. Die folgenden politischen Ereignisse gaben ihr wie

Digitized by Google

andern Gesellschaften neues Leben, die unter dem jetzigen liberalen System Bildung unter alle Classen des Staates verbreiten, und die Spuren verwischen, welche Inquisition und Despotie des Staats im Geist und Charakter des Volks zurückgelassen. Jetzt zählt das Ateneo nicht weniger als 495 unterzeichnete Mitglieder, eine Zahl, die bei der geringen Bevölkerung der Hauptstadt — die nicht 200,000 Seelen übersteigt — und den zerrütteten Vermögensumständen Aller in einem vom Bürgerkriege verwüsteten Lande, ganz außerordentlich erscheinen muß. Alle Wochen werden öffentliche Vorlesungen über Civil- und Criminalrecht, sociale und politische Oekonomie, Mathematik, Physik, Geologie, Geschichte, Geographie, Numismatik, Archäologie, spanische und ausländische Literatur, und über griechische, lateinische, arabische, hebräische, englische, deutsche, italienische und französische Sprache gehalten, und die Zahl der Schüler, welche sich für diese verschiedenen unentgeltlichen Lectionen unterzeichnen, beläuft sich auf 2000. Ebenso ist die Gesellschaft bemüht gewesen, eine Bibliothek, ein Medaillencabinet, eine Sammlung von Mineralien und andern Gegenständen der Naturgeschichte zu gründen, die alle durch die Geschenke von Seite der Mitglieder immer zunehmen. Aus den Vorträgen, die in den verschiedenen Sectionen der Gesellschaft im Laufe des letzten Jahres gelesen wurden, können Sie auf die Beschäftigungen der Gesellschaft schließen, z. B. in der Section der Naturwissenschaften unter dem Präsidenten Conde de Vigo, eine statistische Uebersicht aller Bleigruben der Halbinsel, ihrer Zahl, Ausdehnung, Erzmasse, die sie geben u. s. w.; — eine gleiche Tabelle über die Kohlengruben hat bewiesen, daß Spanien nicht weniger reich mit diesem kostbarsten der Mineralien bedacht ist; bis jetzt sind nicht weniger als 98 Lager trefflicher Kohlen in verschiedenen Theilen des Landes entdeckt worden; — ein Bericht des Hrn. Cabanilla von einer reichen Kupfergrube im District von La Cruz de Linarez, und eine Kobaltgrube in den Gebirgen von Elsañes, in dem Theil der Pyrenäen, der Aragonien begränzt; — Señor Collado las einige gelehrte Bemerkungen über den Anbau des Mais und den Boden, der sich am besten für die Pflanze eignet; — Señor Aizquivel gab eine kurze Analyse eines Werkes, betitelt Historia natural, agricola y economica del Maiz von Mateo Bonafons, Barcelona 1835. In der Section der mathematischen Wissenschaften las der Präsident Señor Vallejo eine Denkschrift über die beste Art, die Silbertheile, die sich in dem Bleierz der Gruben von Granada finden, auszuziehen, und gab zugleich einen Bericht über die Silbergruben jener Provinz. In der Section der Literatur und schönen Künste sind Aufsätze vorgelesen worden: „Ueber den Einfluß des Christenthums auf die Literatur Europas.“ „Eine Parallele zwischen den alten und neuen dramatischen Schulen,“ und ein „Vergleich zwischen den alten Ritterbüchern und den neuern historischen Novellen.“

Eine andere Gesellschaft, „El Liceo,“ besteht auf gleichen Principien, ist aber ausschließlich den schönen Künsten und der Belletristik gewidmet. Auch Damen werden häufig zu ihren Sitzungen zugelassen.

Ausflug von Petersburg nach Kleinrußland.

(Schluß.)

Nach kurzer Ruhe reiste ich fort von Poltawa nach dem Gute meines Vaters, das an der ukrainischen Linie liegt. Diese ukrainische Linie, welche sich vom Dniepr bis zum Don erstreckt, ist ein Erdaufwurf, der zur Abhaltung der Einfälle der krimschen Tataren angelegt wurde und etwa 400 Werste lang ist. Wegen seiner geraden Richtung nennt man ihn in Kleinrußland die Linie. Die Redouten und andere Feldbefestigungen, deren Reste man noch an der Linie sieht, dienten den kleinrussischen Kosaken und den an der Linie angesiedelten Truppen als Stützpunkte. Die Hauptsammelplätze der Truppen waren die kleinen Festungen und Städte, die an der Linie erbaut waren. Aus diesen Vertheidigern Kleinrußlands, die damals unter dem Namen Landmiliz-Regimenter bekannt waren, wurden unter der Kaiserin Anna Iwanowna das Ismaïlowische Regiment und das Küraſſier-Regiment des Feldmarschalls Münnich gebildet. *) Der Landstrich von der Linie gegen Poltawa hin hieß wegen der weiten Steppen die Steppen-, jenseits des Orel aber, der am Fuße der Linie hinfloß, wegen seiner niedern Lage die Wiesenseite.

Welche riesenhafte Fortschritte hat nicht in den darauf folgenden Jahren die Ausbreitung der russischen Gränzen gegen Süden gemacht! Landstriche, die früher das Ziel tatarischer Einfälle waren, und wo unaufhörlich der Klang der Waffen und der Donner der Kanonen erscholl, genießen jetzt einer tiefen Ruhe und großen Wohlstandes. Die Erinnerung an die Schrecken der tatarischen Einfälle hat sich kaum noch in dunkeln Ueberlieferungen alter Leute bewahrt, und dient nur noch, um Kinder zu schrecken. Die aus Stein gehauenen Idole, die noch an einigen Stellen der Linie stehen, erinnern allein noch den Wanderer, daß dieß Land einst unter dem Joche von Götzendienern lag.

Was soll ich von meinem Aufenthalt, von meinem Leben und Treiben in Kleinrußland sagen? unter ländlichen Beschäftigungen, unter Besuchemachen und Besuchempfangen verstrich die Zeit, die ich dort bleiben konnte; eines aber muß ich vor allem bemerken, nämlich die mancherlei, leider noch herrschenden verkehrten Begriffe, die man sich von Kleinrußland macht: noch jetzt beurtheilt man die dortigen Gutsbesitzer nach einigen Romanenhelden, die den polnischen Rock tragen und sich quälen, ein gebrochenes Polnisch zu sprechen. So ist es aber nicht. Wer einen richtigen Begriff von den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner des gesegneten Kleinrußlands haben will, der lese die Werke unsers geehrten Landsmannes Grizko Osnowianenko; hier sind die Kleinrussen geschildert, wie sie sind, und nicht karrikirt. Originale gibt es allenthalben und wird es allenthalben geben, aber die tollen Burschе glück-

*) Das Corps der Landmiliz bestand ursprünglich unter Peter I. der diese Linie, welche jedoch erst im J. 1752 vollendet wurde, begründete, aus 6000 Mann, denen der Schutz und die Vertheidigung derselben oblag. Die Landmiliz bildete in der Folge etwa 200,000 Familien freier Bauern (odnodworzi, Einhöfler) und dieß Heer galt damals für das beste in Rußland.

Digitized by Google

lichen Andenkens aus den Zeiten von Otschakow und der Eroberung der Krim sind längst nach jenen Gegenden fortgezogen. In Kleinrußland findet man viele denkende, wohlunterrichtete Leute — Leute, die lesen und schreiben, und denen alles Nützliche und Hohe zugänglich ist. Betrachtet die Wohnungen der Gutsbesitzer auf den Dörfern, — ihr seht gut gebaute Häuser, Gärten, ihr findet Bibliotheken, Journale, russische und fremde Zeitschriften. Auch das gastronomische Gebiet ist in bester Ordnung, und verdient selbst die Aufmerksamkeit eines verfeinerten Petersburger Gutschmeckers. Von Musik ist vollends nicht zu reden: jeder ächte Sohn des russischen Italiens — so kann man das gesegnete Kleinrußland wohl nennen — ist ein geborner Musiker.

Im gerechten Gefühl des Nationalstolzes darf ich wohl auch erwähnen, daß im Staatsdienst wie in der Literatur und der Wissenschaft die Kleinrussen sich mit Ehre und Ruhm hervorthaten: wir dürfen nur den verstorbenen Grafen Miloradowitsch und den Fürsten Paskewitsch nennen. Während meines kurzen Aufenthalts in dem mir liebgewordenen Kleinrußland lernte ich meine Landsleute immer besser kennen, und hätte gern gewünscht, mich nimmermehr von ihnen zu trennen, und das glückliche Patriarchenleben mitten unter dem sorgenlosen Far niente zu genießen, das nach dem Treiben in der Hauptstadt so erquickend ist; aber der Dienst und andere Umstände riefen mich wieder nach dem Norden, und die Stunde des Abschieds schlug nur allzubald.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

1. Kinnekulla am Wener-See.

(Fortsetzung.)

Ich kann von der Art, wie wir ans Land stiegen, keine anschaulichere Vorstellung geben, als indem ich sie mit dem Besteigen eines Festungswalls vergleiche. Der Berg besteht nämlich aus sieben treppenweise aufsteigenden Gesteinlagen; jede von diesen Gesteinlagen ist die Peripherie eines Zirkels, und schließt einen Kreis ein, der kleiner wird, je höher man kommt. Der Umfang der untersten Kreise ist indeß so groß, daß fünf Kirchspiele und mehrere Herrschaftshöfe auf ihm Raum haben. Der Name dieser breiten Gesteintreppen ist „Klefva," ein Wort, das mit etwas verschiedener Bedeutung in Norwegen sehr im Gebrauch ist; die erste davon ist eine Sandsteinschichte, darauf folgt eine Kalksteins-, Rothsteins- (Schiefer) Bausteins- (ein schlechter Kalkstein-) Schicht oder Klefva u. s. w. Der Gipfel des Berges wird von grauem Sandstein gebildet, besäet mit riesengroßen Granitstücken, und er heißt deßhalb auch Grauberg. Wir fingen nun endlich an, mit vieler Beschwerde die Riesentreppe am Fuß des Kinnekulla zu erklettern, und gingen durch einen schmalen Busch in das erste Bauerndorf am Berge. Ohne weitere Empfehlung suchte ich den Prediger (Kyrkoherden) auf, denn ich war schon durch meine frühere Reise gewöhnt, Schwedens Gastfreiheit ohne Gleichen zu benutzen. Ich wurde auch auf das beste empfangen und erhielt allen den Nachweis, den ich wünschte, um den nächsten Tag den Berg zu besteigen.

Mit dem Morgengrauen fuhr ich bergan, so weit man zu Wagen fortkommen kann. Wir hielten bei einer einzelnen Wohnung an. Aber wie erstaunte ich, obschon keineswegs unvorbereitet: ich stand mitten in einem Fruchtwalde von Kirschen-, Wallnuß- und Aepfelbäumen, der wild wächst und einen großen Theil der Berglehnen einnimmt. Es ist, als wenn die Natur aus einem lieblichen Irrthum einen Berg aus des Südens Blumenlande mitten in den rauhen Norden zwischen Schnee, Eis und Fichten versetzt hätte. Und wie seltsam muß nicht der Sohn des Nordens sich hier bezaubert fühlen und des Südens Düfte ahnen, wenn der Frühling über den Berg geht und ihn in einen Blüthenflor einhüllt, oder der Herbst kommt und die Bäume hängen voll lachender Früchte! selbst mich, der aus dem Süden nach dem Norden kam, überraschte der liebliche Riesengarten, dessen Gleichen ich niemals in meinem Vaterlande sah.

Ein mittelalterlicher, westgothländischer Bauer mit einem offenen, ehrlichen Gesicht trat aus dem Hause und erbot sich, mich durch den Hain zum Gipfel des Berges zu führen. „Wie heißt du?" fragte ich ihn. „Torstenson; so hieß der Vater vor mir in mehrern Gliedern, wir sind nach dem berühmten Helden im deutschen Kriege bekannt, der ein Landsmann von uns war und hier in der Gegend geboren ist." Es freute mich, daß ich das Andenken an ihn noch lebendig fand. Wie ich später erfuhr, trifft man jeden Augenblick „Torstener" in Westergothland. Sein Namensvater war auch ein Westgothe, eben so still, freundlich, anspruchslos, fast von einem dänischen Charakter, wie die Bauern überall in den Landschaften. Mein Führer beschrieb mir die Lebensart des gemeinen Volkes. Ihre meiste Nahrung haben sie vom Korn, obgleich die dünne Erdkruste, welche das Gestein bedeckt, in heißen Sommern, wie der gegenwärtige, leicht ausbrennt; außerdem hauen sie Steine und verkaufen sie, sammeln die Früchte auf dem Berge, trocknen sie und handeln damit. Die Viehzucht dagegen ist geringer, wenn sie auf den Felsweiden des Gebirgsrückens nicht ganz verschwindet. Wald fehlt ihnen, aber sie haben dafür gute Torfmoore. „Und da meint der Herr vielleicht, daß wir mit dem Walde auch vom Wolfe befreit sind. Ach nein! das Unthier ist fast schlimmer auf dem Freien, und oft kommt es vor, daß er uns ganze Schafheerden erwürgt, oder hinter einem Hause auf der Lauer steht, und mit einemmale hervorstürzt, und einer Kuh das Euter fortreißt. Dann müssen wir auf die Klapperjagd hinter ihm drein." Darauf beschrieb er mir die Klapperjagd. Der Busch, in dem die Wölfe hausen, wird in einem Triangel umringt. Die zwei Schenkel bildet ein Wolfgarn, aber damit der „Graubein" nicht ausbrechen soll, richten sie vor dem Garn eine Menge Vogelscheuchen auf, die im Winde flattern, und ihn in steter Furcht halten. Auf der Basis des Triangels sind die Klapperer, die mit Lärmen und Schreien dem oberen Winkel immer näher und näher rücken. Hier in diesem sind auf einem passenden Platz hinter dem Schirme die Schützen aufgestellt, um ihn zu erlegen, wenn er zuletzt dorthin flüchtet.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Amorgo.

Dieſe ziemlich große Inſel liegt ſüdöſtlich von Naxos, und hat einen Flächeninhalt von ungefähr fünf Quadratmeilen.

Amorgo, welches eine ſehr unregelmäßige Form hat, iſt an der Küſte ſehr felſig, und von dem einen Ende zum andern von einem hohen Bergrücken durchzogen, überhaupt ſehr gebirgig und wüſt. Hin und wieder findet man jedoch zum Anbau geſchickte Stellen, welche ziemlich fruchtbar zu ſeyn ſcheinen, und bei mittelmäßigen Ernten das ſiebente Korn liefern. Nicht mehr als der achte Theil der Inſel wird indeſſen für culturfähig gehalten, und iſt auch bis jetzt nicht angebaut.

Eine der Hauptquellen des Erwerbs iſt das Brennholz, welches man auf Amorgo in Ueberfluß findet, und wovon jährlich viele Ladungen nach Santorin und andern Inſeln verſchifft werden. Ferner liefert dieſe Inſel Weizen, Gerſte und Hülſenfrüchte, wovon in guten Jahren 5 bis 6000 Kilos nach Santorin und Syra verkauft werden, obſchon auch in manchen Jahren die Ernte nicht hinreichend iſt für den eigenen Bedarf, und man das Fehlende von andern Inſeln kaufen muß. Der Wein, in verſchiedenen, mitunter ſehr guten Sorten, dient bloß für eigenen Gebrauch, ſo wie die Seide, Feigen und Baumwolle (die beiden letztern in ſehr geringer Quantität), welche hier gewonnen werden. Das Oel iſt hier von ſehr guter Qualität; es werden davon jährlich an 12,000 Okas nach Santorin und Syra ausgeführt, während erſtgenannte Inſel auch viel Zwiebeln, Käſe und Schlachtvieh von hier erhält. Die Ausfuhr iſt alſo gar nicht unbedeutend, vorzüglich im Verhältniß zu der geringen Bevölkerung, welche die Inſel beſitzt.

Deſſen ungeachtet blüht Amorgo nicht; die Bevölkerung iſt, in Folge der Emigration nach der Türkei, im Abnehmen, und beträgt etwa 2700 Seelen in 586 Familien, alle zur griechiſchen Kirche ſich bekennend, ſehr abergläubig, und ſichtlich im Zuſtande der Verarmung ſich befindend.

Außer vier unbedeutenden Dörfern findet man einen größern Flecken, den Hauptort, Kaſtron genannt, auf einem Berge eine Stunde von dem Hafen Hekatondapila gelegen, mit einem alten Fort auf dem Gipfel des Berges, um welches herum die Hütten des Ortes, welche eben nicht ſehr einladend ausſehen, angelegt ſind.

Bis 1815 beſtanden auf Amorgo Spinnereien von Baumwollengarn, wovon vieles ausgeführt wurde. Seitdem aber iſt, zufolge der engliſchen Einfuhr auf Malta und Syra, dieſer Induſtriezweig ganz eingegangen, und daher auch die früher ſehr bedeutende Baumwollencultur in gänzlichen Verfall gerathen.

An Vieh beſitzt Amorgo etwa 3000 Stück Hornvieh, 2000 Pferde, Maulthiere und Eſel, nebſt 7000 Schafen und Ziegen. Die Wolle iſt jedoch nicht von beſonderer Güte, wie dieſes denn auch auf den übrigen griechiſchen Inſeln der Fall iſt, weil man in ganz Griechenland nirgends die gehörige Sorgfalt dafür hegt und die Racen immer mehr ausarten. Die Viehſteuer beträgt hier 10,000 Drachmen; die Zehnten ſind für 8000 Drachmen verpachtet, und der Ertrag der Zölle iſt ebenfalls ungefähr 8000 Drachmen. Unter der frühern Verwaltung bezahlte man in Allem nicht mehr als 2000 Phönix oder circa 1900 Drachmen.

Amorgo hat an ſeiner Weſtküſte einen ziemlich großen, ſichern und tiefen Hafen, Hekatondapila genannt. Ein zweiter, auf der Nordküſte gelegen und Nikuria genannt, iſt untief und unſicher. Früher beſaßen die Einwohner gegen 40 kleine Fahrzeuge, womit die Fahrt nach den umliegenden Inſeln, nach Candia und den türkiſchen Häfen unterhalten wurde. Dieſe Zahl war zuletzt bis auf 17 vermindert. Da ſich jedoch einige 80 Familien von Kaſſos auf Amorgo und zwar größtentheils an dem Hafen von Hekatondapilos niedergelaſſen haben und mit der Schifffahrt beſchäftigen, ſo haben die durch dieſe Einwanderer mitgebrachten Fahrzeuge den Etat der Marine von Amorgo wieder bis auf 49 Schiffe gebracht. Die größten derſelben halten indeß nicht 14 Tonnen. In dem ebenerwähnten Hafen findet man eine Schiffszimmerwerfte, wo wieder ein paar kleine Fahrzeuge gebaut werden.

Die einzigen Inſeln, mit welchen Amorgo gegenwärtig Gemeinſchaft hat, ſind Santorin und Syra. In letztgenanntem Hafen holt man die wenigen Bedürfniſſe und einige Manufacturen.

Das Klima iſt auf dieſer Inſel durch die Seewinde ſehr gemäßigt und der Geſundheit zuträglich, daher man auch keinen Arzt noch Apotheker dort findet. Sie hat Ueberfluß an dem herrlichſten Waſſer, und Jagd und Fiſcherei lohnen reichlich ihre Mühe. Merkwürdig durch ſeine Lage iſt das Kloſter Panagia, eine ſtarke halbe Stunde ſüdöſtlich von dem Hauptorte. Daſſelbe iſt an dem ſteilen Abhange eines hohen Felſens, gleichſam wie ein Schwalbenneſt, angeklebt, 500 Fuß über den Meereswogen, während ein anderer, eben ſo ſteiler, gerade über demſelben gelegener Felſen es gleichſam überwölbt. In dieſem, wie ein faſt unzugänglicher Käfig über dem Meere hängenden Kloſter befinden ſich 25 Kaloyers, und es verſah früher den Schuldienſt auf der Inſel. Seitdem aber die Sorge für das Schulweſen von der neuen Regierung der Gemeinde aufgetragen wurde, Niemand aber etwas dazu beitragen will, geht der Volksunterricht immer mehr zurück. Es gibt wohl noch eine Lancaſter- und eine helleniſche Schule, allein es fehlt an Lehrern.

Als Antiquitäten findet man hier vier Wartthürme, auf vier Berggipfeln gelegen, aus der römiſch-griechiſchen Zeit; ferner: bei dem Hafen von Hekatondapila einige Ueberreſte eines Tempels aus derſelben Zeit, welcher rund geweſen zu ſeyn ſcheint, eine in dieſen Gegenden ungewöhnliche Form. Man behauptet, daß der Tempel dem Hafen ſeinen Namen beigelegt hat.

Amorgo war das Vaterland des Dichters Simonides; gegenwärtig hat es eben keinen Ueberfluß an ſchönen Geiſtern!

Die umliegenden kleinen Inſeln ſind: Krambuſa, Keros, Antikeros, Heraklia, Koſſuuſa, Stenouſa, Kinaros, Heliadia und Ikuria. Auf einigen derſelben halten ſich Hirten auf; auf Keros und Antikeros wohnen etwa 30 von Amorgo herübergewanderte Familien, welche Ackerbau treiben. Das im Südoſten gelegene Amorgopaulo iſt, trotz dem Vorgeben einiger modernen Reiſebeſchreiber, ein nackter, unbebauter Felſen. Das in kleiner Entfernung gelegene Stamphalia gehört der Türkei.

Zahl der Cretins in der Schweiz. Ein ſchweizeriſcher Arzt hat die Zahl dieſer Unglücklichen auf 4000 angeſchlagen; er glaubt, die meiſten hätten können gerettet werden, wenn man ſie in ihrer Jugend auf die hohen Alpen gebracht hätte.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 133.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Mai 1840.

Völkerbewegungen in Südafrika.

Die neuesten Nachrichten von den ausgewanderten holländischen Boers in Port Natal gehen dahin, daß die englische Regierung ihre Truppen von diesem Punkte zurückgezogen hat, und damit die Unabhängigkeit der Boers thatsächlich anerkannte. Es ist dieß das erste Beispiel von Seite der Engländer, daß sie eine Colonie freiwillig in Anbetracht der Schwierigkeit, sie in Unterwürfigkeit zu erhalten, aufgeben, und schon in so fern ist diese Thatsache von keiner geringen Wichtigkeit. Noch bedeutender aber erscheint diese, wenn wir auf den Zustand und die Lage der verschiedenen Völker blicken, mit denen die Boers dadurch in Verbindung kommen, und die gänzliche Revolution betrachten, die sie durch die Vernichtung der Macht der Zulas im ganzen südöstlichen Afrika bewirken. Die bedeutenden Folgen, welche dieß für Südafrika haben muß, lassen sich noch gar nicht berechnen, und so seltsam es auch klingen mag, so ist es doch wahr, der Grund zu einem sehr bedeutenden holländischen Reich in diesem Lande ist gelegt.

Von den Nieuweveld-, Sneeuw-, Storm- und Witteberg zieht sich ein bald mehr, bald minder unzugängliches Gebirge *) anfangs östlich, dann nordöstlich, dann nördlich längs dem Meere fort, und scheidet zwei einander gänzlich fremde Stämme, die sogenannten Kaffern (wozu nicht nur die Ama-Kosas, Ama-Tembu und Ama-Ponda, sondern auch die Zulas gehören, welcher Name erst seit Chakas blutiger Herrschaft, also erst seit 1812 oder 1815 auf einen größern Theil dieser Stämme überging) und die Hottentotten- und Namaqua-Stämme, die unter mannichfach verschiedenen Namen, als Betschuanas, Korannas, Mantatis, Baffutos, Griquas, Batlapis, Baharutzis, Wankits ꝛc., um den Oberlauf des Gariep und seiner Zuflüsse wohnen und in eine noch unbestimmte Ferne gegen Westen und Norden sich erstrecken. Welche Ausdehnung und Bedeutung wir jedem einzelnen dieser Namen geben dürfen, darüber läßt sich bei dem jetzigen Stande unserer Kenntniß noch nicht wohl entscheiden, nur die evangelischen Missionäre in jenen Gegenden, namentlich auch die französischen, wie Moffat, Ardouffet, Casalis und Andere, möchten darüber einen geeigneten Aufschluß geben können; ihre Berichte aber, so weit sie uns bekannt geworden, geben noch keine vollständige Aufklärung darüber. Indeß liegt hieran vergleichungsweise wenig, denn es ist nicht wohl zu zweifeln, daß diese Stämme, wenn auch häufig im Kriege, doch unter einander verwandt sind, und sich gegenseitig ziemlich verstehen. Nur der Zulastamm der Matabilis unter Mosolekazi (oder Umselegas, wie er auch genannt wird) ist fremd auf diesem Gebiete. Ein Umstand von großer Wichtigkeit ist der bedeutende Einfluß, den die holländischen Boers auf diese Stämme seit sehr langer Zeit ausgeübt haben; mit den Kaffern vermischten sie sich nicht, wohl aber mit den Namaquas- und den Hottentottenstämmen; die sogenannten Bastards, sehr zahlreich in diesem ganzen Lande, sind außereheliche Kinder von holländischen Boers. Die Griquas sollen von diesen und Namaquafrauen abstammen. Durch diese Mischlingsracen, die natürlich mehr von ihren Müttern als ihren Vätern an sich haben, breitete sich der Verkehr und Einfluß der holländischen Boers langsam, aber sicher unter diesen Stämmen aus, und da ihre Wohnsitze meist durch unfruchtbare Landstriche von einander geschieden sind, auch öfters ganze Landstriche durch das Ausbleiben von Wasser unfruchtbar werden, so sind manche Stämme zu Räubern geworden, und der französische Missionär Ambroise Tardieu sagt ausdrücklich, der Name Korannas bedeute zu Philippolis, einer Missionsstation am Nu-Gariep, so viel als Räuberhaufen, obgleich auch viele, die dem Ursprung nach Korannas seyen, sich redlich von Viehzucht und Landbau nähren.*) Die Korannas, die der Colonialgränze sehr nahe wohnen, besaßen Feuerwaffen und Pferde genug, um die entfernteren Stämme durch ihre Raubzüge in Schrecken zu setzen.

Zwischen diesen Hottentotten-, Namaqua- oder Betschuana-Stämmen, wie wir sie immer nennen wollen, und den westwärts jenseits der Quathlamba-Kette wohnenden Kafferstämmen bestand allem Anschein nach wenig oder kein Verkehr, nur eine sehr geringe Anzahl von Pässen verbindet diese beiden einander so nahen Reiche, das innere Land mit dem Küstenland. Wir

*) Man bezeichnet es in neuerer Zeit mit dem einheimischen Namen Quathlamba-Kette.

*) S. Bulletin de la Société de géographie. Mai 1834, p. 324.

Digitized by Google

kennen deren mit Gewißheit bis jetzt nur drei: unter 30° S. Br. beim Umfinculu- oder Weißen-Ameisenfluß; unter 28° 20′ beim Junamte- oder St. Luciafluß, und unter 27° 10′ S. B. beim Elephantenfluß oder Maputa. Durch diese drei Päße fand in neuerer Zeit Verkehr statt, und sie sind in dieser Beziehung von Wichtigkeit geworden. Im Jahre 1780 herrschte ein Häuptling, Namens Tingeswaio, über den Kafferstamm der Umtetwa's, welcher das Land ostwärts vom Togala bewohnte: er war ein höchst einsichtsvoller und kriegerischer Mann, der mit den Portugiesen an der Delagoa-Bai in Handelsverkehr trat, und seine rohen Krieger bis zu einem gewissen Grad disciplinirte. Er theilte dieselben nach der Farbe der Schilde in Regimenter, und unterjochte sämmtliche benachbarte Stämme, unter andern auch die Zulas, einen kleinen, nur zweitausend Menschen starken Stamm unter dem Häuptling Senzengakona. Eine Frau dieses Stammes gebar einen Sohn, Namens Chaka, der bald eine solche Charakterstärke und so viele kriegerische Eigenschaften zeigte, daß Tingeswaio ihn in seinen besondern Schutz nahm, und ihm ein Commando anvertraute. Nach einigen Angaben war Chaka der Sohn des Häuptlings selbst: wie dem aber auch seyn mag, er bemächtigte sich nach dessen Tode der Herrschaft über den Zulastamm, und bald darauf auch der über den alten Umtetwastamm. Die Nachrichten sind uneinig darüber, ob er den alten Tingeswaio ermordete, oder ob dieser vorher gestorben war. Sobald Chaka auf dem Throne festsaß, wandte er seine Aufmerksamkeit auf sein Heer, dessen Fechtart er gänzlich änderte: vorher hatten seine Krieger die Assagaie (Wurfspieß) geführt, wie die andern verwandten Stämme, er gab ihnen einen kurzen Speer zum Stoßen, und gewöhnte sie ans Handgemenge.

Dieß gab ihm ein ungeheures Uebergewicht über die umwohnenden Stämme, und er dehnte seine Eroberungen vom Togalaflusse südwärts bis zum St. John oder Umcumonda (unter 30½° S. B.) und ostwärts bis über die Delagoabai aus. Seine Grausamkeit stieg über alle Begriffe, und in seinen Kriegen, so wie durch seine anbefohlenen Vernichtungen ganzer Stämme und zahlreicher Familien sollen über eine Million Menschen umgekommen seyn, was indeß wohl übertrieben ist, da der ganze Distrikt, auf dem seine Macht und seine Herrschaft sich ausdehnte, seine Bevölkerung wohl schwerlich nach Millionen berechnete. Doch dem mag seyn, wie ihm wolle, genug die Herrschaft und die Eroberungen Chaka's brachten sowohl auf seinem eigenen Gebiete am Meere, als jenseits der Quathlamba-Kette eine gänzliche Revolution hervor.

(Schluß folgt.)

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

1. Kinnekulla am Wener-See.

(Schluß.)

Unter solchen Gesprächen waren wir durch den Hain gekommen, setzten über ein Paar Gebirgsrinnen, kletterten über die Felswände, und näherten uns durch einen steil in die Höhe gehenden Nadelwald dem Gipfel. Eine kleine Fläche mit ungeheuren Riesensteinen und zwischen ihnen einzelne Fichten bildete des Berges höchste Spitze. Ich setzte mich auf eines der Felsstücke. Es war der lieblichste Tag und eine Aussicht, die ich nie vergessen werde. Laubwälder, Fruchthaine, dunkle Fichten, reife, goldene Aecker, klare Quellen breiteten sich an den Lehnen aus; Häuser und Dörfer, die gleichsam mit den Wäldern Versteck spielten, lagen vor meinem Blick in freundlicher, harmonischer Verwirrung, und weiterhin schwebte dieser über die langen Terrassen nach dem tiefblauen See hinunter und nach seinem jenseitigen Ufer in das duftreiche Dunkel der Ferne eingehüllt. Es war der Norden und der Süden in Eins zusammengeschmolzen. Sollte die liebliche Natur sich hier nicht auch im Menschengeiste spiegeln, und ihn zu Sagen und Gesang begeistern, fragte ich mich selbst, und mußte mich unwillkürlich deßhalb zu meinem Führer hinwenden, obschon mit einer halbverborgenen Furcht vor einem „Nein." Zu meiner frohen Verwunderung hörte ich ein „Ja" von ihm, und er schickte sich sogleich an, zu erzählen.

„Gerade hier oben auf der Platte, wo der Herr sitzt, wohnte in alten Tagen, lange vor meiner und meines Vaters Zeit, ein Jette (ein Riese), aber einer von der guten Art. Er hieß Hella, und hatte seine Burg hier oben, die unbeschreiblich groß und schön und von prächtigen Gärten umgeben war. Wenn Leute sich unversehens im Dickicht verirrten, konnten sie oft auf ihn stoßen, aber spürten sie ihm nach, dann fanden sie niemals etwas. Nun traf es sich einst, daß der Jette an einem schönen Frühlingstage hier oben zum Umschauen stand, und wie jetzt der Herr über den See sah; da erblickte er die Söraae (Seejungfrau), Kiffa, von der Baurinsel da drüben, die ihr Schiff klar gemacht hatte und über den Fjord segelte. Sie selber stand mitten auf dem Deck, so schön, so schön, daß es sich nicht beschreiben läßt, und ihr langes, schwarzes Haar hatte sie ausgebreitet, daß der Wind in dasselbe griff, wie in ein Segel und das Schiff damit vorwärts blies. So wie der Jette das sah, ward er von Liebe erfaßt und dachte Tag und Nacht nur an die reizende Sirene, die er um jeden Preis zu freien beschloß. Er nahm seine Axt auf den Nacken, ging in den Wald und zimmerte sich ein Fahrzeug, um darauf über den See zu setzen, aber kaum hatte er dieses bestiegen, als die Sirene, die entsetzlich jungfräulich und männerscheu war, und keineswegs einen solchen Gast wünschte, einen so rasenden Sturm erweckte, daß das Fahrzeug versank und der Jette mit genauer Noth sein Leben auf einer Planke rettete. Doch ließ er sich nicht abschrecken, sondern baute ein neues und größeres Fahrzeug, welches bald dasselbe Schicksal hatte. Zum drittenmal zimmerte er unverdrossen, sein Schiff hielt dießmal auf dem See, und er kam glücklich über. Als die Zwei sich erst recht zu sehen bekamen und kennen lernten, ging es wie der Jette wünschte; die Seejungfrau wurde bald ebenso liebesentbrannt wie er, denn unendlich schön war auch er. Er brachte sie in seine Burg hinüber, und sie freute sich über Alles und klatschte in die Hände, gleich wie ein Kind; nur Eine Sache fehlte ihr, ihre kühlen Badegrotten mit den klaren Quellen.

Digitized by Google

Aber ehe ich dem Herrn, der sich recht über meine Sage zu erlustigen scheint, weiter erzähle, will ich ihn auf eine andere Stelle hinführen.“ Ich warf einen Abschiedsblick auf den lieblichen Bergabhang und folgte erwartungsvoll meinem Westgothländer durch des Waldes schattige Hallen. Er hielt bei der Rothsteinlehne, die finstere Lehne genannt, an. Ganz versteckt von Schlingpflanzen und Büschen, bekrönt mit Blumen, die über den Rand herunter hingen, stand hier ein hoher, senkrecht aufsteigender, rother Schieferfelsen; äußerlich war er sonderbar schneckenförmig, fast wie eine Seeschnecke geformt, inwendig spiralförmig ausgehöhlt, und eine Quelle, an der ein Paar Kinder saßen und schöpften, sprudelte aus ihm hervor. — „Betrachten Sie ihn, Herr!“ begann mein Westgothländer wieder, „so eine Badegrotte war es, welche der Seejungfrau fehlte. — Da geschah es eine Nacht, daß der Jette weit draußen im Wenersee untertauchte, die ungeheure Schnecke vom Boden heraufholte, und mit ihr ans Land ging. Aber so groß war seine Liebeseile, daß sich die Luft davon bewegte, und seinem scharfen Laufe wie ein Sturm voranheulte, weßhalb wir auch bis auf diesen Tag den Sturm Jettegang nennen. Die Schnecke setzte er dort in den Laubwald, wo der Herr sie jetzt sieht, und ließ die Quellen aus ihr hervorsprudeln, so wurde es eine Badestelle für seine Geliebte. Weiter meldet die Saga, daß sie lange glücklich zusammen lebten, und den Hof Helakis bauten, der nun seit 600 Jahren in der Macht der Berggnomen gewesen ist. Aber als sie starben, wurden sie da begraben, wo der Herr vom Gipfel aus das große von Steinen aufgesetzte Viereck gesehen, das ihnen errichtet wurde.“

So endete mein Führer. Noch hatte er einige kleinere Sagen auf dem Heimwege zu erzählen, aber ich hörte ihn nur halb, so tief ergriffen war ich von dem wunderbar schwärmerischen, fast südlichen Geist, der sich in der Erzählung von Hella offenbarte, und von der unvergleichlichen Weise, mit der die Natur des Gebirges sie durchtönte. Ich dankte meinem Führer herzlich, als ich von ihm schied, und süßträumend rollte ich fort aus dem lieblichen Bergwald.

Die Lehne, über die ich jetzt reiste, dehnte sich mehrere Meilen hin bis nach Husaby, hier war ein Anhalt bestimmt; ich wollte die Kirche besuchen, die erste Domkirche in Schweden, von Olof Skotkonung gebaut, zu dessen Königsburg ihre beiden Thürme gehört haben sollen. Der Weg war eben, zwischen fruchtbaren Aeckern; der einzige Gegenstand, der über die Fläche aufragte und mir winkte, war der dreifache Thurm der Kirche. Ich ließ meinen Skuts *) vor der Kirche halten, die unter einer Reparatur begriffen war, und trat hinein, um sie zu besehen. Sogleich kam der Prediger des Orts mir entgegen, empfing mich als Fremden auf die gewöhnliche, herzliche Weise, versprach selbst mir alles Merkwürdige zu zeigen, und zwang mich fast meinen Skuts fahren zu lassen. Ich konnte nun in Muße das alte Gebäude besehen. Da es auf Kinnekullas niedrigster Terrasse der Sandsteinlehne angelegt ist, hat es viel von Erderschütterungen gelitten, die von der vulcanischen Beschaffenheit des Berges verursacht wurden, welche übrigens auch der Grund seiner üppigen Pflanzenwelt ist. Große Sprünge sieht man hie und da in den Riesenpfeilern des Schiffs. — Unter den Merkwürdigkeiten wird dem Reisenden ein rohes Basrelief in Sandstein von St. Sigfried mit drei Köpfen auf dem Fasse, vorgewiesen, und als Erklärung eine recht hübsche Legende erzählt. Der heilige Mann, der Apostel der Westgothländer, hatte nämlich drei seiner Schwestersöhne nach Smaaland geschickt, um das Wort zu predigen; aber die wilden Heiden standen gegen sie auf, mordeten sie und warfen sie in den See. Sigfried wußte nicht, wo seine Verwandten geblieben waren, und kümmerte sich sehr um sie. Eines Nachts ging er am Ufer des Sees und betete innig zu Gott für ihre Seelen, da sah er auf einmal etwas aus der Tiefe hervorfunkeln, wie helle, sanfte Sterne: es näherte sich ihm, der Glanz nahm zu, endlich warfen die Wellen ein Gefäß herauf, und in diesem die Köpfe der drei Schwestersöhne, von welchen eine Glorie ausstrahlte. Eine Reliquie von ganz anderer Art wird auch in dem Kasten der Kirche verwahrt. Dieß ist eine Mönchskutte, an die sich folgende Geschichte knüpft. Dicht vor der Stadt lag vor der Reformation ein Kloster, dessen Mönche in ziemlich schlimmem Ruf wegen ihrer Leichtfertigkeit standen, und das Gerücht sagte hier, wie so oft, die Wahrheit. Nun war in der Nachbarschaft eine sehr hübsche Bauersfrau, mit der einer von den Mönchen sehr bald gut Freund wurde. Der Mann hatte Kundschaft davon erhalten und beschloß, den Mönch in der Schlinge zu fangen. Eines Nachts, als er drinnen war, überspannte er den Eingang zum Hause mit einem Fuchsgarn. Als der Mönch darin hangen blieb, und merkte, wie es stünde, war er nicht minder schlau, als der Fuchs; er ließ seine Kutte zurück, arbeitete sich selbst durch, und entfloh. Aber die Kutte wurde zur Kirche gebracht, und hat seit der Zeit manchem ernsten Gesicht ein Lächeln entlockt, unter andern auch dem König Karls des Elften, der, als er sie sah, nach der Erzählung des Predigers vor Lachen platzen wollte.

Dicht bei der Kirche ist eine mit Steinen ausgesetzte, nunmehr vertrocknete Quelle, welche den Namen Siegfriedsquelle trägt, und wo nach der Sage Olof Skotkonung vom Engländer Siegfried getauft seyn soll. Oben vom Kirchthurme, von dem man wegen der Reparaturen rings herum gehen konnte, warf ich einen Abschiedsblick zum Kinnekulla. Es lag romantisch vor mir im Hintergrunde, während der Vorgrund von den malerischen Ruinen der alten Bischofsburg gebildet wurde, die von blühenden Laubbüschen umrandet waren; auf der entgegengesetzten Seite verlor sich das Auge in fruchtbaren Ebenen, ab und zu von sanft abgerundeten Höhen und Waldlinien unterbrochen.

Nachdem ich mich noch eine kurze Zeit bei meinen freundlichen Wirthen im Predigerhofe aufgehalten hatte, rollte ich mit meinem neuen Skuts davon, und vor einer halben Stunde war die letzte Spur des Blüthenberges verschwunden.

*) Das schwedische Postfuhrwerk auf den Dörfern.

Digitized by Google

Chronik der Reisen.

Ausflug in der kaukasischen Provinz.

(Russisches Journal des Ministeriums des Innern. November 1839.)

Von Pätigorsk reiste ich über Georgiewsk an der Kuma hinab, deren Ufer mit großen Dörfern besetzt sind, die theils der Krone, theils Privaten gehören. Nach dem Aeußern derselben kann man wohl auf ihre Wohlhabenheit schließen — dieß ist der beste und reichste Theil der kaukasischen Provinz, und der Grund davon ist nicht schwer aufzufinden. Der nördliche Theil, größtentheils Steppenboden, leidet nicht selten Mangel an gutem Wasser, und ist fast völlig waldlos; der ganze südliche und westliche Theil, obgleich weder holz- noch wasserarm, aber von unaufhörlichen Einfällen der Bergvölker bedroht, befindet sich im Kriegszustande. Die Bewohner des letztern Theils, größtentheils Kosaken, stehen im Kriegsdienste, der sie nicht selten zu vielen Zügen nöthigt, so daß der Feldbau den Alten, den Kindern und den Weibern überlassen bleibt; deßhalb kann man nicht umhin, sich über den sichern Zustand zu verwundern, worin die Kosakenstanitzas am Terek sich befinden. Die Bewohner der Kumaufer erfreuen sich gar nicht eines besondern Wohlstandes, klagen aber doch auch nicht über Armuth, und dieß kann schon als hinreichender Beweis ihrer Zufriedenheit gelten. Ihr Hauptgeschäft ist Ackerbau und Viehzucht. Sie bauen hauptsächlich Weizen, den sie außer dem eignen Verbrauch an die Nogaier verkaufen, und dann auch zum Unterhalt des Heeres abgeben. Zur Viehzucht werden hauptsächlich die weiten, von Niemand bewohnten Steppen benutzt. Pferde erziehen sie nicht viel, weil sie den Pferdediebstahl scheuen. Ihre Schafe sind meist von russischer Race, Kurdiuks (kirgisische Schafe mit Fettschwänzen) dagegen halten sie wenig, weil die Wolle dieser Schafe nicht zur Tuchbereitung taugt, wogegen sie mehr Fett geben. Hinsichtlich der Hut ihrer Heerden müssen die hiesigen Einwohner die nomadischen Völker nachahmen, und ihre Heerden von einem Ort zum andern, selbst bis ins Gouvernement Astrachan, treiben, um sie vor den Insecten zu retten, die das Vieh entsetzlich plagen. Viehsterben ist häufig, namentlich unter den Schafen: nach den Aussagen der Ansiedler kommt dieß daher, weil die Schafe in den wasserleeren Steppen furchtbar durch Durst leiden, dann, wann sie Wasser finden, gierig darüber herfallen, und so erkranken und sterben.

Beinahe von Pätigorsk an sind die Ufer des Podkumok und von Georgiewsk an auch die Ufer der Kuma bis zu den äußersten Gränzen, d. h. bis zur Slobode Wladimirowka, mit Wald bedeckt, der jedoch nur ein kläglicher Rest der frühern prachtvollen Wälder war. Im Allgemeinen leiden die Anwohner der Kuma Mangel an Bauholz, das sie von den Bergstämmen jenseits des Terek kaufen müssen, während bei dem günstigen Klima wenig Mühe und Aufsicht nöthig wäre, um aufs neue die frühern Wälder zu erzielen. Als Beweis kann die Slobode Wladimirowka dienen, wo jetzt auf einem vor kurzem noch kahlen Boden schöne Pappeln, Eschen, Rüstern, Eichen u. dgl. wachsen. Diese letzte bewohnte Stelle an der Kuma gehört einem Hrn. Nebrow, und ist in vielen Beziehungen bemerkenswerth: mitten in der öden, zum Theil von Salzlaken bedeckten Steppe hat dieser thätige Landwirth Wald, Reben und Maulbeerbäume angepflanzt. Nach seiner eigenen Angabe gewinnt er 2000 Wedros Tischwein, und bereitet noch einige tausend Bouteillen nach Art des Champagners. In seinen weiten Kellern lagen zur Zeit meines Besuchs über 22,000 Bouteillen. Champagner bereitet er nicht bloß aus seinem eigenen Wein, sondern auch aus Wein von Kisliär. Indeß hat der hiesige Wein keinen großen Absatz, obwohl die donischen Weine von geringerer Qualität sich rasch verkaufen. Dieß ist die Macht der Gewohnheit.

Noch bemerkenswerther ist die Seidenzucht, welche Hrn. Nebrow jährlich nicht weniger als 6000 Rubel reinen Gewinn abwirft. In den letzten Jahren war viel von der Vervollkommnung seiner Seidenzucht die Rede, und in der That, seine Seide ist vortrefflich, eine Folge theils der sorgfältigen Behandlung der Würmer, theils des Abhaspelns der Cocons. Im Jahre 1836 erhielt Hr. Nebrow durch das Ministerium der innern Angelegenheiten Samen von chinesischen Seidenwürmern, welche ihm vortreffliche silberhaarige Cocons lieferten. Auch wandte er seine Aufmerksamkeit darauf, die gelben Cocons, die eine immer geringer geschätzte Seide geben, zu vermindern, wenn auch nicht ganz zu beseitigen. Dieß ist ihm so weit gelungen, daß die gelben Cocons jetzt nur noch den zweihundertsten Theil ausmachen. Die Abhaspelung geschieht durch besondere Haspelerinnen, und während dieser Operation erhält die Seide durch eine Composition, welche er geheim hält, eine ausnehmende Weiße und Glanz. Das Gebäude, worin die Würmer gezogen werden, ist zwar nicht gerade schlecht, hat aber doch bedeutende Mängel, es hat wenig Helle, und es fehlen ihm die neuen Mechanismen zur Erneuerung der Luft, eine unerläßliche Bedingung, um eine möglichst große Zahl von Cocons zu erzeugen.

Als ich von dem Besitzer Abschied genommen hatte und Wladimirowka verließ, nahm ich den Weg nach Südwesten durch die Steppen der Nogaier gegen Jekaterinograd, und traf auf dem Wege die Kibitken dieses halbwilden, aber gutmüthigen Volkes. Im Allgemeinen sind diese Nogaier arm; ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, aber diese wird häufig durch die Winterkälte zerstört. Früher machte man an einigen Orten Versuche, den Ackerbau unter ihnen einzuführen jetzt ist aber alles wieder zerstört.

(Schluß folgt.)

Literarische Notizen aus Polen.

Nach dem Vorbilde des Pantheon littéraire soll demnächst auch bei dem Buchhändler Glücksberg ein „Panthron polnischer Schriftsteller" erscheinen.

•

Von Stanislaw Jatzowski soll mit nächstem eine historische Novelle, Maria oder der polnische Gesandte in Konstantinopel, aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erscheinen.

•

W. Pohl hat einen Theil seiner Geographie Galiziens, welcher die Flüsse behandelt, jetzt vollendet.

•

Jan Deszkiewicz, Bibliothekar der Potozkis in Lancut (Landshut), schreibt gegenwärtig eine vergleichende Grammatik der polnischen Sprache.

•

Zubrzycki bereitet gegenwärtig seine „Alterthümer von Lemberg" zum Druck. Er hat zu dem Ende das sehr alte Archiv des Magistrats vielfach benutzt.

•

Appinski hat eine kleine Schrift über die Poesie des weißrussischen Volkes, seine Musik, seine Tänze u. dgl. herausgegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 134.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Mai 1840.

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

(Aus Hammerichs Reise in Schweden.)

2. Der Omberg am Wetter-See.

Wie Kinnekulla sich einzeln über die Ebene am Wener emporhebt, so ragt der Omberg am Ufer des Wettersees etwas mehr als hundert Faden über den Wasserspiegel, rund umgeben von Ostgothlands niedrigen Strichen. Schon im Winter, als ich hier vorbeireiste, hatte er mich angelockt, jetzt machte mir der Sommer es leichter und angenehmer, ihn zu besteigen. An einem schönen Morgen fuhr ich durch Wadstena's früher volkreiche, jetzt ausgestorbene Gassen. Dicht vor der Stadt liegt am Wetter-See das Schloß, Gustav Wasa's stolzes Werk, aber äußerst verfallen. Die Fenster fehlen oder sind mit Brettern verschlagen, die Mauern an vielen Stellen eingestürzt, besonders an den vier Eckthürmen des Walles; das alte Schloß ist ein Kornmagazin. Das Land rings umher gewährt den stolzen, fichtenbewachsenen Bergen einen freundlichen, fruchtbaren Vordergrund. Ich war wieder mit meinem Skuts glücklich gewesen; es war ein gutmüthiger, verständiger Bauer, wie man sie häufig im innern Schweden, besonders in Berggegenden, trifft. Und nach meiner Gewohnheit war ich da auch nicht träge, mich mit ihm in ein Gespräch einzulassen. Bald ging die Rede zu dem über, was mir beim gemeinen Volke mit zum Interessantesten gehört, weil es wie in einem Spiegel seinen Geist offenbart, nämlich die Sagen. Auf meine gewöhnliche Weise leitete ich es schlau ein, und bekam ihn auch dazu, mit dem was er hatte, herauszurücken. Dießmal war es eine eigene Sorte, eine Jägersage. — „Wenn der Herr zur Jägerhütte auf dem Omberge kommen wird, wird er einen alten abgelebten Mann sehen; es ist der Vater des jetzigen Jägers, achten Sie auf ihn, es ist ein merkwürdiger Mann! Er war in seinen jungen Tagen Förster bei der gnädigen Herrschaft, aber er war kein Schütze auf ehrliche Art, wie der Herr wohl selbst wird merken, wenn ich ihm erzähle, was ich gehört habe. Einst hatte die Herrschaft ein Stück Wild zu Mittag begehrt. Nun war der Kerl ganz aufs Spiel verfallen, und saß auch dießmal die ganze Nacht hindurch und spielte. Der Morgen kam und der Vormittag auch, er fuhr fort zu spielen, obgleich seine Freunde mehr als einmal ihn gehen und seinen Auftrag auszuführen hießen. Jedesmal, wenn sie ihm zuredeten, lächelte er nur und sagte: „noch nicht." Aber plötzlich fuhr er in die Höhe, als wenn er horchen wollte, griff nach seiner Büchse und lief hinaus. Gleich darauf hörten sie einen Schuß fallen und der Schütz trat munter und guter Dinge mit einem Rehbock über die Achseln herein. Aber seinen Freunden wurde eigen zu Muthe, denn hier war mehrere Meilen weit kein solches Thier zu finden, ja, sie sagen auch, der Herr selbst wollte von dem Braten nicht essen, als er es hörte. — Jedesmal, wenn ihm Einer etwas zuwiderthat, ertrug er es mit großer Geduld, aber er drohte ihm, und bald traf ihn das eine oder das andere Unglück. So neckten ihn einst ein paar Knaben. „Es wird euch verdrießen," sagte er ruhig, und ganz richtig, beim Heimfahren warf der Wagen mit ihnen um, und der eine ward erschlagen. Ein andermal stand er mit den Andern auf der Stelljagd, sie hatten Meister „Graubein" seit einigen Tagen in der Nähe gesehen, und Alle waren auf ihrem Posten, aber er ging ganz sorglos und kümmerte sich gar nicht ums Schießen. Als sie eine lange Zeit vergebens getrieben hatten, sagte er: „nun muß ich wohl mein Bestes thun," ging weit von der Jagd fort auf eine ganz andere Waldecke, und, werden der Herr es wohl glauben, er schoß den Graubein richtig auf den Pelz."

Die Zeit ging mit diesen Erzählungen hin, und eh' ich daran dachte, hielt ich vor der Jägerhütte. Ich sah einen alten, blinden Mann unter den Bäumen im Hofe ins Haus führen; mein Skuts winkte mir mit einem Seitenblick, ich ging ihm nach, aber der Alte war matt und krank, und verlangte nach dem Bett, in dem er seine meiste Zeit verlebte.

Vom Waldhause begab ich mich auf den Berg. Für den, der so wie ich Höhen zu besteigen gewöhnt ist, war der Omberg bald bestiegen. Durch Nadelwaldung, von kleinen Buchenhainen unterbrochen, hob sich der Weg recht hübsch zu des Berges Gipfel, der sogenannten „Ombergs-Platte. Nicht weit von diesem steht die über ganz Schweden berühmte Apostelbuche, zwölf Stämme aus gemeinschaftlicher Wurzel gewachsen; aber es stehen nur noch eilf, denn den einen hat ein Bauer umgehauen,

Digitized by Google

der ſich damit entſchuldigte, es wäre nur Judas, den er gefällt hätte. Vom Gipfel, welcher waldlos iſt, hat man eine weite Ausſicht über den Wetterſee und alle vier Landſchaften an ſeinen Ufern. Zum erſtenmal überſah ich mit einem Blick den ganzen See, den einen von Gothlands großen Mittelpunkten, eben ſo merkwürdig durch ſeine Naturbeſchaffenheit, als durch die wunderſamen Sagen, die längs ſeiner Küſte leben. Sein Grund iſt ſo klar, daß ich, als ich über ihn ruderte, auf acht bis zehn Faden Tiefe auf dem Boden unten mit Tang bekleidete Steine, die von grünlichem Waſſer umſchwemmt waren, ſehen konnte. Selten legt er ſich im Winter zu, und ſelbſt bei ellendickem Eiſe kann er in einer einzigen Nacht aufbrechen, ſo daß am nächſten Morgen auch nicht ein Stumpf zu ſehen iſt. Doch kommen die Eisſtücke oft wieder aus dem Grunde herauf, wohin ſie geſunken waren, und führen ganze Felſenſtücke mit ſich. Seine eigenthümlichen, unſtaten Strömungen rühren eben ſo wie ſeine ſchneidende Kälte im Sommer von kalten Quellen in der Tiefe her. Wie von einer Ahnung des Sturms geleitet, kann er, wenn auch nicht ein Blatt, nicht ein Lüftchen ſich am Lande rührt, mit ſchaumweißen Wellengipfeln brauſen und dröhnend ſich an die Strandfelſen walzen; aber Sturm folgt dann immer nach. Im Sommer zieht er die Wolken in ſich, im Winter ſtößt er ſie von ſich, ſo daß es ſelten an ſeinen Ufern regnet oder ſchneit. Doch am ſeltſamſten von Allem ſind die ſonderbaren Erſcheinungen in der Luft (hägving), die meiſt bei ſchlimmem Wetter ſeine Küſten mit phantaſtiſchen Bildern erfüllen, und ohne allen Zweifel die natürliche Quelle von vielen wunderlichen Erzählungen ſind. Seine einzige bedeutende Inſel iſt die Wisingö, und doch ſah ſie von meinem Standpunkte ſehr klein aus. Es waren auch zuerſt Geſchichten und Sagen, welche ſie merkwürdig gemacht haben. In alten Tagen war ſie der Begräbnißplatz der Umgegend, und darum wimmelt ſie von Erinnerungen der Vorzeit. Mehrere ſchwediſche Könige des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts wohnten außerdem hier; unter ihnen Magnus Ladulaas, in deſſen Geſchichte das Abenteuer von Kjettil Rune verflochten iſt. Aber um das erſte Merkwürdige von ihm zu hören, müſſen wir nach Schonen gehen. „Nicht weit vom Iwöſee," erzählt ein ſchoniſcher Prieſter in ſeiner topographiſchen Eingabe an Chriſtian IV, „liegt Sönderby. Hier ſaß einſt ein Bauernknabe, Kjettil Rune, und hütete ſein Vieh bei der Eſchenkluft. Da geſchah es mit einem Mal, daß der Berg ſich öffnete, und er ſah zwei Pferde aus ihm herauskommen, die ſich biſſen und hieben und ſchrecklich einander ſchlugen. Als das eine nahe daran war, zu unterliegen, fuhr es in den Berg zurück. Am nächſten Tage, wo Kjettil wieder auf der Höhe ſaß, hatte er dieſelbe Erſcheinung. Am dritten Tage aber, als er ſie im vollen Kampfe ſah, und das ſchwächſte wieder matt zu werden anfing, ſchlich ſich der Knabe ganz ſachte hinzu und warf ein Rad zwiſchen ſie. Dieß ſtärkte das ermattete Pferd wunderbar, ſo daß es mit erneuter Kraft ſeinen Gegner angriff und ihn zuletzt tödtete. Darauf verſchwand es in den Berg, kam aber gleich wieder mit einem ſchönen Runenſtabe heraus, den es Kjettil reichte: „Er, der mir ſo gut am ſchlimmen Tage half, ſoll es nicht bereuen, nimm dieß hier an! die Thäler ſollen ſich für dich füllen, die Berge ſich öffnen und alle deine Feinde ſinken!" Kjettil dankte, und von dieſem Augenblick begann ſein Glück. Nicht weit von dort liegt eine Brücke, worüber eines Tages eine feſtliche Brautſchaar ritt, der Spielmann voran, und die Braut in aller Pracht mitten im Gefolge zu Pferde; aber mit einem Mal ſtürzte ſie ſich, wie von unſichtbarer Macht getrieben, in die Wellen und verſchwand. Es war der Waſſermann, der ſie in ſeine Gewalt bekommen hatte und ſie auf dem Seegrunde in ſeinen Armen nach Brattingsburg auf eine kleine Inſel in Iwöſee trug. Da meldete Kjettil ſich und verſprach dem entſetzten Bräutigam ſeine Braut. Mit dem Runenſtabe hieb er in einen Berg am Ufer und ſogleich ſenkte ſich dieſer, wo man auch heute die Vertiefung ſieht und öffnete ihm ſeine Höhlen. Er ſtieg in ihnen hinab und wanderte von ihnen aus unter dem Waſſer hin. Zu Brattingsburg kam er wieder herauf und traf den Seeniren. Der Kampf zwiſchen ihnen begann ſogleich, und bald lag der Nixe da, denn bei jedem Schlage fiel eines ſeiner Glieder ab. Siegreich kam Kjettil mit der geretteten Braut nach Hauſe. Sein Ruf verbreitete ſich über das ganze Land und Viele ſtrömten zu ihm, um die Runenkünſte zu lernen. Unter ihnen nennt die Sage beſonders Einen, mit Namen Gilbert.

„Zu dieſer Zeit bekam der Burgherr zu Borgaſchloß auf der Wiſinginſel Luſt, die Inſel mitten durchzugraben und ſo das Land zu theilen. Er wendete ſich deßhalb an den Zauberer Gilbert, der es übernahm. Die Inſel fällt überall mit einem niedrigen Felſenrand in den See ab; ſüdöſtlich begann er in dieſem ſeine Arbeit mit einem unterirdiſchen Gange, der noch bis heutigen Tages Gilberts-Loch heißt. Aber König Magnus Ladulaas, dem die Nas-Burg gehörte, war wenig zufrieden mit des Zauberers Künſten und ſandte, um ihn zu hindern, ein Fahrzeug nach Weſtgothland hinüber, wo Kjettil wohnte. Dieſer verſprach zu kommen, und befahl den Leuten, heim zu ſegeln. Sie reiſten auch ab und Kjettil folgte unſichtbar mit, war aber doch ſo ſchwer, daß das Fahrzeug bis an den Bord im Waſſer ging. Mit ſeinem Runenſtabe trat er vor den König und verſicherte ihn, in acht Tagen ſollten Gilberts Arbeiten ein Ende haben. An dem beſtimmten Tage ging er auf dem Seegrunde nach der Wiſinginſel und mahnte Gilbert aus der Erde herauf, in der er lag und wie ein Maulwurf grub. Zuerſt ſprach er ruhig zu ihm und ermahnte ihn, von ſeinem thörichten Unternehmen abzulaſſen; aber der Lehrling war jetzt ſo ſtolz, daß er ſeinem Meiſter über den Kopf ſah und höhniſch antwortete. Da warf Kjettil, der das Beſte für ſich behalten hatte, ſeinen Runenſtock mit Gewalt nach Gilberts Hirnſchädel, und als dieſer die Hände vorhielt, blieben ſie an dem Stabe hängen. „Schlag aus nach dem Stocke und beiß hinein, gleich wirſt du erlöſet ſeyn," rief Kjettil; aber als der andere ſeinem Rath folgte, blieben ſowohl Hände als Zähne am Zauberſtabe hängen. In dieſem Zuſtande verſenkte er ihn auf einer Rehhaut in die Erde und ſang: „Rechne ein Jahr, für jedes Haar, das von deiner Haut ſich löſt, ehe du in Freiheit ſtehſt!" darauf ſattelte er ſein Pferd und ritt über die Wellen fort. Aber

Digitized by Google

der arme Gilbert liegt noch dort, wo das Volk „Sylta af Gilbert“ zeigt, ein bodenloses Wasserloch. Seine Wuth haucht er in giftigen Dünsten aus, die dort aufsteigen, und bleibt irgend eine Creatur in dem Loche sitzen, kann sie nie mehr gedeihen. Die furchtbar aussehenden Holzbilder, das eine mit Keule, das andere mit Stab, die auf Wisingburgs Hofe waren, sollen eine Erinnerung an den Kampf der Zauberer seyn.

(Schluß folgt.)

Völkerbewegungen in Südafrika.

(Schluß.)

Die Eroberungen Chaka's trafen unter andern die Fingos, welche um Port Natal wohnten, und südwestwärts hinab zu den andern Kaffernstämmen versprengt wurden, wo sie in ein Knechtsverhältniß traten, aus dem die Engländer seit dem letzten Kafferkriege sie befreiten; doch scheinen dieselben auf englischem Gebiete eben so wenig zufrieden. Von Port Natal an bis über den Umfinculu hinaus ist das Land seit jener Zeit fast eine Einöde; dann beginnen die Sitze der Amapondas, und das Land wird allmählich sehr stark bevölkert bis zum Omtata, der Gränze der Amapondas, die das Land weiter südwestwärts verwüsteten und zur Einöde machten; denn neuere Reisende, die längs der Küste von Natal nach der Colonie zurückgezogen sind, haben während mehrerer Tage keine Menschen gesehen, und die ehemaligen Einwohner des Landes, Amatembu oder Tambukis, welche der Wuth der Amapondas entgingen, sind zu den Kafferstämmen an der Gränze der Colonie, den Amakosas geflohen. Also kann man sagen: vom Elephantenfluß oder Maputa bis zum Togala herrschten und hausten die Zulas, dann kam eine fast unbewohnte Strecke vom Togala bis zum Umfinculu, hierauf die Amapondas bis zum Omtata, dann wieder ein öder Landstrich, und endlich die Gränzstämme, Amatembu und Amakosa.

Man kann diesen Stand der Dinge in dem Lande zwischen der Quathlamba-Kette und dem Meere mit Fug und Recht den Kriegen Chaka's zuschreiben. Diese hatten aber noch eine weit folgenreichere Wirkung gegen Westen. Die Grausamkeit Chaka's trieb einzelne Stämme und Häuptlinge aus dem Lande über die sonst nie von ihnen überschrittene Quathlamba-Kette. So fanden französische Missionäre im Jahre 1833 einige kleine Stämme im Lande der Bassutos, wo sie ihre Herkunft zu verbergen suchten, weil man sie in diesem Lande als Fremde verabscheute.*) Der Lage nach müssen diese durch den Paß des Umfinculu oder Ameisenflusses heraufgekommen seyn. Wichtiger war die Versprengung des Zulastammes der Matabilis unter Mosolekatzi, die zwischen den Jahren 1820 und 1824 erfolgt zu seyn scheint; allen Umständen nach nahmen diese ihren Weg drei Grade nördlicher, als die oben erwähnten Zulas, nämlich durch den Paß des Elephantenflusses oder Maputa. Anfangs war ihre Zahl schwach, und sie zogen wie Räuber umher, aber ihre entschlossene Tapferkeit gab ihnen bald ein Uebergewicht über die umliegenden Stämme, andere flüchtige Zulas scheinen zu ihm gestoßen zu seyn, und so ward Mosolekatzi bald der Schrecken des ganzen Landes vom 24 bis zum 28° S. B. Im Jahre 1831 zogen die Griquas unter ihrem Anführer Barend Barends gegen ihn, und trieben ihm einen Theil seines Viehes weg. Mosolekatzi war wegen der Feuerwaffen der Griquas in großem Schrecken, aber die Unvorsichtigkeit der letztern zog ihnen eine Niederlage zu, von der nur wenige zurückkamen. Schon vorher hatte Mosolekatzi durch einen gewissen Jan Bloem, einen notorischen Freibeuter, und andere Anführer berittener Griquabanden viel gelitten; jetzt erließ er den Befehl, daß Niemand mehr von Süden oder Südosten her in sein Land kommen solle; nur den, welcher von Kuruman (d. h. von Südwesten her) komme, werde er als Freund empfangen.

Als im J. 1835 die Emigration der Boers begann, kamen diese, unkundig der hier herrschenden Verhältnisse, und die Warnungen der Missionäre nicht achtend, von Süden her über den Ky-Gariep oder Vaalfluß in sein Land, und einzelne Abtheilungen derselben wurden alsbald angefallen und niedergemacht. Natürlich übten diese Rache, und im Januar 1837 vernichteten sie einen Hauptort Mosolekatzi's, Mosega, mit 15 benachbarten Kraals; wären sie noch 10 oder 12 Meilen weiter nordwärts gezogen und hätten auch Kapain, die Residenz Mosolekatzi's, angegriffen, so hätten sie wahrscheinlich dem Kampfe ein völliges Ende gemacht. Die Stellung der Stämme gegen einander war nun schnell gegeben: an die Boers schlossen sich aus Furcht vor Mosolekatzi und seinem tapfern Stamm sämmtliche Hottentotten- und Namaquastämme an, auch Peter David, der Nachfolger von Barend Barends, der in dem oben erwähnten Treffen im Jahre 1831 gefallen war. Im Mai 1837 lagerten 1000 Wagen der Ausgewanderten mit 1600 streitbaren Männern am Vetfluß, nicht weit vom Ky Gariep, so ziemlich in der Mitte der Völkerschaften, mit denen sie ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatten.

Die ursprüngliche Bestimmung der ausgewanderten Boers war Port Natal gewesen, mehrere der zur Kundschaft Ausgesendeten aber waren wegen Unkenntniß des Landes weit über die Breite von Port Natal hinausgekommen, nämlich bis in die Nähe der Delagoa-Bay. Louis Triechard, der sie führte, gedachte sich eine Stelle am obern Lauf des Elephanten-Flusses (Maputa) zur Ansiedelung auszulesen. Dieß geschah nach einer zwischen Dingaan und Mosolekatzi vorgefallenen Schlacht. Sobald nämlich der erstere von dem Unfall hörte, der den letztern bei Mosega getroffen, schickte er eine zahlreiche Schaar Krieger gegen ihn, den er immer noch als seinen entflohenen Unterthanen betrachtete. Mosolekatzi zog ihm entgegen und eine blutige Schlacht ward geliefert, worin Dingaans Krieger geflohen seyn sollen; so viel ist wenigstens gewiß, daß sie ohne Erfolg wieder abziehen mußten. Die Nachricht von dieser Schlacht scheint in den Boers die Hoffnung rege gemacht zu haben, daß sie Dingaans sich gegen Mosolekatzi bedienen könnten, und ihr gewähltes Oberhaupt, Peter Retief, machte sich mit etwa 70 oder 80 Mann und ihren Familien auf den Weg, um in Güte und durch Uebereinkunft das Land um Port Natal, zwischen

*) Wahrscheinlich ist dieß derselbe Stamm, den auch Smith in seiner Reise anführt, und der sich durch sein verrätherisches Benehmen verhaßt machte.

Digitized by Google

dem Togala und Umsinculu in Beſitz zu nehmen. Dingaan nahm ihn freundlich auf, ſtellte ihm über die Abtretung dieſes Landſtrichs ein Urkunde aus, ließ dann aber ihn und ſeine Leute verrätheriſch überfallen und ermorden.

So geriethen die Boers mit der Hauptmacht der Zulas in einen Kampf, der noch nicht zu Ende iſt, aber mit der Vernichtung der Zulas endigen muß. Inzwiſchen ſtehen die Boers, deren Anzahl, wie früher ſchon erwähnt, ſich bis auf 15,000 vermehrt hat, mit etwa einem Drittheil ihrer Macht zwiſchen der Quathlamba-Kette und dem Meer, zwiſchen den Zulas und Amapondas. Mit den letztern, den alten Feinden der Zulas, ſcheinen*) ſie ſich verbündet zu haben, aber mit den erſtern ſind ſie noch im Kampfe; die übrigen Boers ſtehen noch jenſeits der Quathlamba-Kette: ihr Feind iſt dort Moſolekahi, der Häuptling der Matabili-Zula, und ihre Verbündeten ſind die Hottentotten- und Namaquaſtämme. Kaum iſt anders zu erwarten, als daß die Matabilis, auf allen Seiten von Feinden umgeben, und wie es ſcheint, durch die Stellung der Boers von einer directen Verbindung mit den übrigen Zulas abgeſchnitten, nach und nach unterliegen werden. Weſtwärts der Quathlamba-Kette ſind die Boers durch die Schwäche der Hottentotten- und Namaquaſtämme völlig die gebietenden Herren; die holländiſche Sprache, ohnehin ſchon in dieſem Lande ſehr verbreitet, wird die herrſchende Sprache und das Bildungsmittel für dieſe Stämme werden, während öſtlich der Quathlamba-Kette, gegen Port Natal hin, die Boers bei der größern Kraft und Energie der Kaffernſtämme wahrſcheinlich nur das Hauptvolk einer Conföderation ſeyn werden. Das Aufgeben von Port Natal durch die Engländer iſt ein entſcheidendes Ereigniß, und kann ſehr folgenreich werden, denn nichts hindert jetzt, daß Holland eine Verbindung mit ihnen anknüpft und daß holländiſche Auswanderer ſich dorthin wenden. Die bisherige Geſchichte der ausgewanderten Boers hat Züge von Heldenmuth gezeigt, die an die Zeit der alten Frieſen mahnen, und es iſt bei ihrer Energie und Einigkeit nicht zu fürchten, daß ſie den Zulas je erliegen werden.

Chronik der Reiſen.

Ausflug in der kaukaſiſchen Provinz.

(Schluß.)

Die Steppe zwiſchen der Kuma und dem Terek iſt im Allgemeinen waſſerleer, Brunnenwaſſer jedoch findet ſich faſt allenthalben in unbedeutender Tiefe. Auch findet man Rinnſale, die zwar nicht tief, aber augenſcheinlich geeignet ſind, die Feuchtigkeit mehr zuſammenzuhalten. Je mehr man ſich der Kuma nähert, deſto hügelicher wird die Oberfläche des Bodens, und es zeigen ſich Senkungen, die mit dichtem Graſe, ja ſelbſt mit großen Bäumen bedeckt ſind, wie z. B. in der Kurskaja Staniza. Von dieſer letztern bis Jekaterinograd läuft eine hohe, aber fruchtbare Steppe fort.

Wenn man hier über die Malka ſetzt, ſo betritt man die kabardiniſche Ebene, und ein ſchroffer Wechſel der Natur tritt ein. Links fließt der Terek, von Wald umſchattet; rechts an der Malka iſt der Boden gleichfalls mit abgeſonderten Baumgruppen überſäet, den Reſten ehemaliger großer Wälder. Weiter gegen Süden erhebt ſich ein Ausläufer der kaukaſiſchen Gebirge, der kabardiniſche Rücken, der gegen Norden mit ſchönen Buchen- und Platanenwäldern bedeckt iſt; üppige Weiden, bedeckt mit dichtem, hohem Graſe, werden durch zahlreiche Bäche bewäſſert, die von Weſten nach Oſten in den Terek fließen. Je weiter nach Süden, deſto reicher wird die Natur, namentlich jenſeits des kabardiniſchen Gebirgsrückens, welcher dieß Thal gegen Norden ſchützt, und es dadurch fähig macht, Reben und andere empfindlichere Pflanzen zu hegen. Gegen Süden bei Wladikaukas erhebt ſich ſchroff die Hauptkette des Kaukaſus, die auf der ruſſiſchen Seite mit den reichſten Waldungen bedeckt iſt, welche maleriſch den Eingang in die kaukaſiſche Schlucht umſchließen. Dieſe ganze Ebene, welche von Süden nach Norden 100 Werſte im Durchmeſſer hat, blieb nach der Heimſuchung der Kabardiner durch die Peſt und die Flucht eines Theils derſelben ins Gebirge faſt menſchenleer, und gewährt nicht den hundertſten Theil des Vortheils, den ſie ihrer Natur nach einbringen könnte. Die Kabardiner haben allerdings angefangen Heu zu machen und Hirſe zu ſäen, und die Oſſeten, welche in der Nähe der Feſtungen, z. B. bei Wladikaukas, leben, haben ſogar angefangen Häuſer nach Art der ruſſiſchen Bauern zu bauen, aber dieß ſind ſchwache Anfänge, deren Folgen, auch nur annähernd, nicht wohl zu berechnen ſind. Dieſe Gegend ſcheint von der Natur ſelbſt für ein ackerbautreibendes Volk beſtimmt, und kann mit der Zeit ein reiches Feld für Auswanderer aus den innern Gouvernements werden. Wenn man nur denjenigen Theil der großen Kabarda nimmt, der im Norden durch die Malka, im Oſten durch den Terek, im Süden durch den kaukaſiſchen Gebirgsrücken ſelbſt begränzt wird, und im Weſten durch eine gerade Linie, die von der ſteinernen Brücke (kamennoi most) nach Süden läuft, ſo bietet dieß ſchon allein eine Fläche von 8300 Quadratwerſten ſehr fruchtbaren und faſt ganz freien Landes dar. Aber wenn Anſiedlungen gedeihen ſollen, iſt Ruhe das Hauptbedürfniß in dieſen Gegenden; ſo lange dieſe nicht hergeſtellt iſt, bleibt das Land brach liegen, und ſelbſt der Wald wird ausgerodet, der den kabardiniſchen Rücken und den Nordabhang der Hauptkette des Kaukaſus deckt, wie man dieß auch jetzt ſchon an dem unterſten Theil der Berge bemerken kann, wo die Gewinnung des Holzes leichter iſt. Jetzt ſind dieſe Wälder ohne Schutz, und jeder, der nur kann, ſchlägt unaufhörlich darin.

Sieben Werſte oberhalb Wladikaukas führt der Weg in die Berge, und erhebt ſich höher und immer höher bis zum Kreuzberg, von wo an er ſich gegen Süden abwärts ſenkt. Im nördlichen Theile führt der Weg in der Schlucht des Terek, im ſüdlichen in der der Aragwa fort. Mit Staunen ſieht man, welche Schwierigkeiten hier ſchon aus dem Wege geräumt worden ſind, aber eine große Handelsſtraße kann dieß nie werden. Die furchtbaren ſteilen Abhänge, die man nicht umgehen kann, das unaufhörliche Herabrollen von Felſenſtücken, die im Herabſtürzen zertrümmern und die Straße verſchütten, der Schnee, der im Winter den obern Theil des Weges verſperrt, machen die Benutzung derſelben häufig ganz unmöglich, der periodiſchen Lawinen vom Kasbek herab, welche den Verkehr auf Monate ſperren, nicht zu gedenken. Außer den Mühſeligkeiten des Weges wird der Transport auch noch durch hohe Preiſe der Fourrage vertheuert. Innerhalb der Berge kann man nur an den Abhängen Heu machen, der Transport deſſelben von Wladikaukas an iſt aber ungemein beſchwerlich und theuer.

*) Man muß ſagen, ſcheinen, denn die Nachrichten ſind ſehr ungenau, und man muß mehr aus der ganzen Lage der Dinge ſchließen, daß der Stamm, mit dem ſie ſich verbunden haben, die Amapondas ſind.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 135.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Mai 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

II.

Als gewissenhafter Reisender habe ich mehrere Tage darauf verwandt, die architektonischen Merkwürdigkeiten von Nantes zu besehen. Die schönsten Stadtviertel sind noch kein halbes Jahrhundert alt; kurz vor der ersten französischen Revolution legte der reiche Bankier Graslin den Grund zu dem nach ihm benannten Platze nebst den angränzenden Straßen, so wie zu der geräumigen Place royale, welche aus neun, nach einem symmetrischen Plane aufgeführten Gebäuden besteht. Ein Glück für Nantes ist, daß eine gewisse Art hübscher dreistöckiger Häuser von Stein Mode geworden, welche eine schöne Regelmäßigkeit hervorbringen. Die garstigen Stadtviertel mit den hölzernen Häusern, deren erster Stock in die Straße hineingebaut ist, säubern und verschönern sich zusehends. An vielen Stellen findet man allerliebste Plätze mit Baumalleen, wie in Nürnberg, welche jedoch von den Einheimischen wenig benutzt werden; auf einigen dieser Plätze wächst das schönste Heu, und die meisten davon sind einsam und verlassen, und machen mit den daranstoßenden Häusern eine traurige Miene. Der heimlichste von diesen Plätzen ist der im Mittelpunkt der Stadt gelegene Cours Henry IV, ganz in der Nähe vom Theater: er ist zu jeder Stunde des Tages menschenleer, allein von zahllosen Singvögeln bevölkert, welche in den hohen Ulmen zwitschern, die hier vortrefflich gedeihen, da sie die zwei unentbehrlichsten Elemente jedes Wachsthums, Sonnenschein und Nässe, haben.

Das Schauspielhaus hat einen Peristyl von acht korinthischen Säulen, welche wie Thierständer aussehen und mit acht armseligen Statuen besetzt sind, acht Musen darstellend; ich erinnere mich nicht, welche von den neun Schwestern das Glück gehabt hat, vergessen zu werden. — Das im J. 1777 gebaute Hotel der Präfectur hat zwei Façaden jonischer Ordnung, welche hier zu Lande für schön gelten. Die Colonnade der Börse besteht aus zehn jonischen Säulen, welche ein Gesimse mit zehn schlechten, allegorischen Statuen tragen. Die entgegengesetzte Façade zeigt angeblich einen Porticus dorischer Säulenstellung und ebenfalls vier erbärmliche Statuen. Man kann sich nichts stil- und geschmackloseres denken, als diese zusammengestümperte Architektur. Der freie, mit Bäumen bepflanzte und mit einem Gitter eingefaßte Platz vor der Börse wird am meisten zum Lustwandeln benutzt und dient zugleich einmal in der Woche als Blumenmarkt.

Das Museum ist ein hübsches, modernes Gebäude am kleinen Markt; es enthält sieben hohe, geräumige Zimmer, welche ihr Licht theils von oben durch in dem Deckengewölbe angebrachte Oeffnungen, theilweise aber auch von beiden Seiten durch gewöhnliche Fenster empfangen, so daß die Beleuchtung nicht immer günstig ist. Am bemerkenswerthesten scheinen mir folgende vier Bilder: 1) Das Bildniß eines Venezianers, mit rothem Bart, halbe Figur, angeblich von Giorgione; 2) Ein ebenfalls daher stammender, dornengekrönter Christus, Bruststück, hier dem Sebastiano del Piombo beigemessen, könnte wohl Original seyn; 3) Eine Kreuztragung, hier Lionardo da Vinci genannt, halbe Figuren, von merkwürdiger Wahrheit des Ausdrucks und Feinheit der Charaktere. Das Bild ist höchst wahrscheinlich Original, und in diesem Falle, bei der ungemeinen Seltenheit der Werke Lionardo's, ein unschätzbarer Besitz. Außerdem finden wir hier auch ein Exemplar von Lionardo's Vierge aux rochers, welches, meinem Gefühl nach, dem Exemplar im Louvre vorzuziehen, wonach Desnoyers seinen bekannten Kupferstich ausgeführt. Die Lichter sind hier nicht von dem gelblichen Metallglanz, die Schatten nicht so dunkel, wie dort; jedoch scheint mir eines wie das andere als Original unzulässig. — Das Museum von Nantes besitzt ebenfalls eine leidliche Copie nach Lionardo's ungläubigem Thomas in der Ambrosiana zu Mailand, und eine abscheuliche Nachbildung von Raphaels Vierge au berceau, welche einheimische Kenner ganz im Ernst für ein Original ausgeben. 4) Das angebliche Portrait von Paolo Sarpi, welches der Katalog dem Tintoretto zuschreibt, mir aber weder von diesem genialen Schüler Tizians zu seyn, noch jenen größten praktischen Philosophen der modernen Zeit darzustellen scheint; es ist mit Härte und doch ohne Energie behandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Besuch des Wener- und des Wetter-Sees.

2. Der Omberg am Wetter-See.

(Schluß.)

Von Ombergs Platte stieg ich zu den Ruinen von Alvastra herab. Dieß war zu seiner Zeit ein reiches Kloster, im 12ten Jahrhundert gegründet. Am Fuß des Berges, in einem der herrlichen Buchenhaine, wegen denen der Omberg so berühmt ist, liegen seine mächtigen Ueberreste. Hohe Spitzgewölbe mit stolzen gothischen Fenstern, eingestürzte Altäre, halb gesunkene Pfeiler, Alles unbeschreiblich malerisch, von unzähligen Gebirgsblumen und Büschen umschlungen und durchflochten, worin die Vögel bauten und singend den Sieg der Gegenwart über dem Grabe der Vorzeit feierten.

Gegen Abend miethete ich einen Bauer, um mich nach dem rothen Giebel zu rudern, Ombergs steil in den See fallenden Absturz. Nach vielen Windungen zwischen den kahlen Felsstücken kam ich über die tiefen, klaren, seegrünen Gewässer des Wetter an meinen Bestimmungsort. Er hatte wirklich nicht wenig Aehnlichkeit mit dem, wozu ihn die Sage macht, Königin Omma's verzaubertes Schloß. Der Felsen geht gerade und glatt in die Höhe, wie eine gut polirte Mauer; seine Farbe, ein röthlicher Granitthon, gleicht außerordentlich gebrannten Mauersteinen; an einem Orte formt er sich wie die äußere Thüre eines ungeheuren Thores, und heißt deßhalb die Schloßpforte, an einer andern Stelle geht eine tief spitzbogige Höhle hinein, die den Namen Waffenhaus führt. Ich ruderte vorbei, während mir der Bauer die Plätze bezeichnete. Zuletzt öffnete sich vor mir eine Grotte, die er „Omma's-Grotte" nannte; er wollte auch hier vorbeirudern. „Nein, halte etwas," rief ich ihm zu, „hier mußt du mich hineinfahren!" „Will der Herr das wirklich?" antwortete er; doch, da ich ihn aufs neue dazu aufforderte, mußte er es sich gefallen lassen, obgleich sichtbar zögernd und ungern. Da das Wasser fast bis ans Ende der Höhle ging, konnten wir weit hineinfahren. Der Felsen wölbte sich über uns hoch wie ein Tempelbogen, die Rede schallte dumpf, wie in einer Kirche, und wunderlam, als wenn sie tiefe Geheimnisse bärge, schlug die stille Welle an den Seiten an. Als das Boot vor der Masse angespülter kleiner Steine nicht weiter kommen konnte, machte ich mich fertig, ans Land zu springen. „Nein, gehen Sie doch nicht aus dem Boote, lieber Herr!" rief mein Führer. — „Und warum nicht?" — „Ach! ich fürchte mich nur, daß der Herr nicht mit trocknen Schuhen durchkommen wird," antwortete er in einem ruhigern, sich fast schämenden Ton. Aber ich merkte nun wohl, was in ihm vorging. Er war bange vor den Berggeistern, welche der Sage nach den nicht wieder fortlassen, der einmal zu ihnen hineingekommen ist, und doch that er, als wenn er gar nichts von ihnen zu erzählen wüßte, und rückte nicht mit einer einzigen Sage heraus. Indeß kam er zur Besinnung, als er sah, daß ich unangefochten darin herumging, denn kurz nachdem er mich ermahnt hatte, doch nicht zu lange in der Höhle zu verweilen, faßte er, wie ich deutlich sah, einen verzweifelten Entschluß. Er ergriff den Wasserschöpfer, füllte ihn, trank darin Königin Omma's Gesundheit und sprang ans Land. Als er sah, daß es ging, bekam er so viel Muth, daß er im Innern der Höhle einen Blick durch eine Felsenspalte wagte. Nach seiner Aussage war es dort hohl, so weit man sehen konnte. Ich untersuchte es nicht, ich hatte genug an der Freude über den herrlichen Anblick. Es war Dämmerlicht in der Grotte, die Sonne spielte mit ihren letzten goldrothen Strahlen auf den überhangenden Felsen und draußen auf den Wellen, die Nachtvögel schwirrten in großen Schaaren mit schwerem Flügelschlage schweigend wie der Tod vorüber. An den wunderbar zerrissenen, von grünlichen Farbentönen umspielten Gewölben schlangen sich Moos und Wucherpflanzen hin, während das Wasser als ein Staubregen in seinen, melodisch rauschenden Strahlen hindurch sickerte. Das Ganze stimmte mich mährchenhaft genug, und war wohl würdig, der Eingang eines verzauberten Schlosses zu seyn. Die Sage gibt es auch so an; nach dieser sollen im Innern der Höhle eiserne Thore seyn, durch welche der, dem es glückt, in Königin Omma's stolze Säle tritt, die mit ihren und der Zaubergeister Herrlichkeiten erfüllt sind. Aber die Unholde hausen schlimm darinnen; oft hört man einen Lärm, als wenn der Berg einstürzen sollte, und große Felsstücke zittern und reißen sich von dem Gewölbe los, wenn sie ausfahren. Vor langer, langer Zeit hatte man im Berge gegraben, und vieles Silber gefunden. Dieß war zu heiligen Gefäßen verschmolzen und der Kirche in Heda verehrt worden. Darüber wurden nun die Berggeister so grimmig, daß sie hätten bersten mögen. Aber wie oft sie auch, besonders zu Weihnachten, um die Kirche herumspähten, trafen sie doch niemals auf Jemanden. Auf einer dieser Wanderungen fanden sie jedoch etwas, wovon sie wußten, daß die Menschen großen Werth darauf setzen; dieß war ein Gefäß mit Weihwasser. Sie machten sich auch lustig daran und tranken Alles bis zum letzten Tropfen aus. Aber da sie heimkamen, waren sie rein wie toll, sie fuhren auf einander los und begannen gegenseitig drein zu schlagen. Es wurde immer schlimmer und endete damit, daß sie einander erschlugen; nur ein altes Weib blieb übrig, das in den Ofen gekrochen war. Als die Schlägerei vorbei und Alles stille war, nur das Röcheln des Todes dumpf im Berge widerhallte, kam sie hervor und sah den Jammer. „Nun habe ich hier so lange gewohnt und den Eichwald wachsen und welken sehen, aber niemals habe ich ein gleiches Unwesen erblickt!" rief sie aus.

Indeß muß entweder die Teufelei zurückgekehrt oder neue Spukgeister eingewandert seyn, denn wir werden mehreres von jener Alten hören, die Niemand anders war, als Königin Omma im Incognito. Doch eh' ich das erzähle, worin ihr wirklicher Tod vorkommt, wollen wir erst ein paar Worte von ihren guten Freunden und Anverwandten in der nahen Bergkette zwischen Grenna und Jönköping hören. Dort geschah es einst, daß ein Dorfmann spät in der Nacht im Walde draußen war. Es wurde finster, und, ging es nun recht zu oder nicht, zuletzt verlief er sich. Nachdem er lange in dem pechschwarzen Walde hin und her geirrt, sah er endlich einen Lichtschimmer in der Ferne. Er ging ihm nach und kam in eine geräumige Höhle. Es waren nur zwei Leute darin, aber es waren ihrer

Digitized by Google

zwei zu viel, ein riesengroßer Jette und sein Weib. Ein fauler Gestank strömte dem Manne entgegen, und er hätte sich lieber im finstern Walde umherlaufend gewünscht, als hier drin bei den Unholden. Er paßte nur auf die Gelegenheit, um bald wieder Lebewohl zu sagen. Als er in dieser Absicht sich dem Jette näherte und ihm die Hand reichen wollte, wurde dem Jetteweib wunderbar weich ums Herz wegen des armen Wanderers. „Reich nicht die Hand dein dem Hausherrn mein, aber glüh die Eisenstange und gib sie ihm!" flüsterte sie ihm leise zu. Er folgte ihrem Rath und hielt dem Jette das glühende Ende hin. Dieser drückte es so fest, daß die Stange zerbrach, und ein Stumpf davon in den Boden fuhr. „Nun merke ich doch," rief er, „daß noch warmes Blut in Schwedens Männern ist, und zum Lohn für den, der mich es lehrte, gebe ich dir die Schlüssel zur Wista-Kluft. Als ich letzthin von dort auszog, läutete auf einmal Sjäfta-Bjelde (die Glocke, welche die Zauberer scheucht), und ich wurde so wüthend, daß ich meiner jüngsten Tochter Kinderwagen darin vergaß; der hat Räder und Kasten von Gold und Silber, aber sage Keinem was davon!" Damit erhielt der Dorfmann Erlaubniß zu gehen. Zuletzt kam er glücklich heim und am nächsten Morgen war er früh auf, um seinen Schatz zu suchen. Auf dem Wege stieß ein guter Freund zu ihm, und aus Freude konnte er sich nicht halten, sondern erzählte sein großes Glück; als er nun vor der Kluft stand und sie öffnen wollte, war der Schlüssel verschwunden.

Aber sowohl dieser Jetten als der Omberg-Kobolde Unwesen wurde von Tage zu Tage schlimmer. Sie baten einander zu Gaste, und gastirten und hausirten, daß es ein Grauen und Schrecken war. Da war ein entsetzlich gottesfürchtiger Mann, der nahm sich vor, dem Dinge ein Ende zu machen. Mit Beten und Fasten bereitete er sich vor, und ging gutes Muthes einen Sonntag in den rothen Giebel hinein. Es war gerade, als die Glocken von allen Kirchen läuteten; denn der Schall von diesen bewirkt, daß die Spukgeister ohnmächtig werden. Da er in den prächtigen Hauptsaal kam, zog er seine Klinge, die mit heiligem Oel geweiht. Rings an den Wänden saßen sie alle, erstarrt, wie halb schlafend, und auf dem Throne der ärgste und mächtigste, den sie Gottes Sohn nannten, ausstaffirt mit Perlen und Edelsteinen und unbeschreiblich schön anzusehen. Mit stillem Gebet ging der Held zuerst zu ihm, und hieb ihn glücklich nieder. Darauf ging er rund im Saale herum, und tödtete alle die giftigen Kobolde, ehe sie noch aus ihrem Erstarren zu sich kamen. Zuletzt traf er die Königin Omma selbst. Sie kam zur Besinnung, ehe sie starb, und seufzte tief wie jenesmal bei dem Weihwasser: „Nun bin ich im Berge gewesen, hab' sieben Eichenwälder wachsen und faulen sehen, aber ein solches Blutbad hab' ich nicht gesehen!" Mit diesen Worten sank sie todt um; aber Viele wollen doch sagen, daß es noch nicht richtig im Berge ist. — Alle diese Sagen traten lebhaft und unterhaltend vor meine Einbildungskraft, doppelt lebendig, da ich auf dem Schauplatze stand, wo sie spielten. Ich hatte sie von einem naiven jungen Mädchen im Wirthshause gehört, wo ich abgestiegen war. Sie erzählte sie mit einem fast kindlichen Glauben, und als ich ihr sagte, ich hätte dasselbe aber etwas abweichend gehört, that es ihr ordentlich leid: „so geht es," meinte sie, „wenn man lesen kann und Beschreibungen davon zu sehen bekommt. Wir armen Bauern können nur erzählen, was Andere uns erzählt haben." Ich wünschte hier zwar noch mehrere solche Erzählungen zu hören und wandte mich darum mit Aufmunterungen an meinen Ruderknecht, aber er war und blieb stumm über diese Dinge.

So gut ich konnte, tröstete ich mich hierüber und in der guten Stimmung über das Wunderbare, was ich gehört und gesehen, fing ich ein altes Lied an, während mein Schiffer munter in die Ruder griff. Die Sonne war im Untergehen, oder wie hier das Volk sagt, „sie ging in den Wald," ihre letzten rothen Strahlen färbten die Wellen, das Boot glitt leicht dahin. Mit einmal hielt es an, mein Begleiter legte die Ruder hin, horchte auf meinen Gesang und sah mich mit seltsamem Lächeln an. „Nun, warum hältst du?" „Darf ich nicht anhalten; der Herr singt so unbeschreiblich lieblich, daß ein Todter auferstehen könnte," antwortete er, und der Blick, womit er mich betrachtete, ging in eine geheimnißvolle Ehrfurcht über. Er hat gewiß seine eigenen Betrachtungen über meinen Aufenthalt in der Grotte und meinen jetzigen Gesang angestellt. Unterdeß war das Boot an der Küste; ich bezahlte meine Ueberfahrt, warf noch einen Abschiedsblick auf den Berg und eilte ins Wirthshaus, um zeitig den nächsten Morgen Smaalands Boden zu betreten.

Erdbeben und Vulcane.

Unter den zahllosen Erscheinungen dieser Erde fesselt ihre zerrissene Gestalt die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Die Scheidung des festen Landes von den Gewässern kann nur durch innere Kraft entstanden seyn, und die Riesengebirge aller Länder und Zeiten, die Höhen und Thäler, Ebenen und Schluchten sind das Werk ihrer verborgenen Macht.

Kaum sind es 15 Jahre, seit Elie de Beaumont die Erdlehre berichtigt, das falsche Wissen auf die Bahn der Wahrheit geleitet hat. Vor ihm waren unsere Kenntnisse schwankend, ungereimt, oft lächerlich. Zwar bot die Erde Beweise genug von innerem Wirken dar, aber den Wald konnte man vor Bäumen nicht sehen. Jeder wollte eine Stimme haben bei der Entschleierung der wunderbaren Gestaltung des Bodens; selbst Voltaire konnte nicht schweigen, und ließ die Muschellager der Gebirge durch fromme Pilger dahin tragen.

Die Verbindung zwischen Erdbeben und feuerspeienden Bergen haben die Bewohner oft erschütterter Landstriche längst erkannt. So oft die vulcanische Thätigkeit, vielleicht durch innere Trümmer verschüttet, zur Ruhe übergeht, durchwühlen über kurz oder lang fluthende Strömungen den Boden, und erstrecken sich weithin unter der zitternden Erde. Mit Angst und Sorge blickt der Mensch jenseits nach der leblosen Zinne, und harrt ungeduldig der Rauchwolken, der Flammensäulen und der brennenden Ströme. Sobald sie erscheinen, entweichen die gebundenen Dünste, und die Erschütterung hört auf. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo jede Erdscholle erbebte, jedes Stäubchen wirbelnd wankte, und die vulcanische Kraft durch zahllose Feuerschlünde einen Weg nach außen sich bahnte. Fast überall ist die Erde mit verbrannten Trümmern bedeckt, überall stehen erloschene Schlünde, und wo sie nicht

Digitized by Google

gefunden werden, ſind ſie entweder verſchüttet, oder der Widerſtand der Erdrinde war zu groß, um hier einen Ausweg zu finden.

Schließt man aus der Gegenwart auf die Vergangenheit, ſo leben wir in einer Zeit verhältnißmäßiger Ruhe. Die härteſten Prüfungen der Erde ſind überſtanden, vorüber ſind die Wehen der Geburt, und über große Räume hin lagern die Spuren einer zürnenden Kraft. Faujas Saint-Fond hat im Vivarais und Velay vulcaniſche Lagerſtätten erkannt, welche über 100 Geviertſtunden bedecken. Von der Sierra Nevada, der Quelle des Santa Cruz, hat ſich ein Lavaſtrom öſtlich ergoſſen, der über 40 Stunden lang und 1 bis 2 Stunden breit iſt. Da, wo er an die Wand der Cordilleren ſich lehnt, iſt er über 2000, am öſtlichſten Ende 120 bis 550 Fuß dick. Der ganze Boden in der Nähe von Neapel iſt auf mehrere Stunden hin verbrannte Materie, und die Lava ſteigt unter die Fläche des nahe liegenden Meeres hinab. Selbſt das verſunkene Pompeji ruht noch auf vulcaniſchem Grunde, und ſpätere Gluthſtröme haben es abermals mit einer 12 Fuß dicken Brandrinde bedeckt. Kräftiger noch haben die Elemente über Herculanum gewüthet, und mit einer 100 Fuß dicken Lavaſchichte überzogen.

In Amerika ſtreicht eine Kette der höchſten vulcaniſchen Spitzen vom Feuerlande bis jenſeits Mexico hinauf, und einzelne Brandkegel werden noch weiterhin angetroffen. Auf rieſenmäßigem Muttergeſtein, das zwiſchen 8000 und 14.000 Fuß über die Meeresfläche ſich erhebt, ragen vom Sarmiento (Volcan Nevado), unter dem 55ſten bis zum 20ſten Grade ſüdlicher Breite hinauf, vier und zwanzig theils erloſchene, theils brennende Krater hervor, und ſtreben thurmähnlich himmelan. Ehemals galt der Chimborazo für den höchſten Feuerberg, bis Peutland den Sorato und Illimani noch höher gefunden, und nun auch der Aconcagua in Chili, nach den Meſſungen des Weltumſeglers Fitzroy, auf die Höhe von 23,200 Fuß angegeben wird. Ueber die weite Fläche des großen Oceans ſprühen noch ungezählte Brände in den Luftkreis, und der aſiatiſche Archipel erbebt unter der Laſt ſeiner Feuerberge. In Java werden an vierzig gezählt. Weniger bekannt ſind ſie in Borneo, aber die Gebirgsſtöcke erreichen dort die Höhe der amerikaniſchen Berge. Der Kiney Banlu ſoll ſelbſt den Bergen Hocharns gleichkommen.

Aber nicht allein auf dem feſten Lande ſind die Vulcane vertheilt auch in der Tiefe des Meeres äußert ſich ihre Gewalt. Wie der Boden wellenförmig ſich gebärdet, ſchwankt das Meer weithin über der wogenden Kraft, und das ſanft hingleitende Schiff wird von ſeinen Schlägen erſchüttert. In der Nähe von Island, im Mittelmeere, am Abendrande von Amerika, in den aſiatiſchen Gewäſſern haben Schiffe ſolche Erſchütterungen verſpürt, und zagend glaubte die Mannſchaft geſtrandet zu ſeyn. Vom Jahre 1747 bis zum Jahre 1886 haben dreizehn Schiffe ſolche Stöße im atlantiſchen Meere gegen den Aequator hin empfunden, und Capitän Huntley hat ſogar vulcaniſche Aſche in den dortigen Gewäſſern geſammelt und nach Calcutta gebracht. Ueber 200 Vulcane ſind auf dem feſten Lande noch in Thätigkeit, und weit größer iſt die Zahl der erloſchenen.

Wenn Dünſte in einem verſchloſſenen Raume ſich entwickeln, wird ihre erſchütternde Kraft im Verhältniſſe mit ihrer Maſſe und dem Grade ihrer Dehnſamkeit ſtehen. In ungemeſſener Tiefe des Erdreichs lagern die brennbaren Stoffe der Urbildung unſeres Weltkörpers, einhüllend den feſten, metalliſchen Kern, und ſeit Jahrtauſenden lodernd in verborgener Gluth. Allem Anſchein nach iſt die Erdrinde an vielen Stellen ein ſchwebender Bogen über dem verhüllten Brande, und weithin ſtrömen die Dünſte in dieſen unterirdiſchen Gewölben. Wie die Oberfläche unſeres Weltkörpers zerriſſen und zerſplittert iſt, mag die Wölbung des Gluthherdes beſchaffen und durch zahlloſe Felſengänge und Schluchten verbunden ſeyn. Oft werden dieſe Gänge verſchüttet, Ströme glühender Lava füllen ſie aus, bis ſie abermals zerriſſen und abermals ausgefüllt werden. Es iſt Eigenſchaft der Dünſte, daß ihre Dehnkraft mit dem Grade der Dichtigkeit der Körper im Verhältniſſe ſteht, aus welchen ſie erhalten werden. Daher die Schnelligkeit ihrer Bewegung und die Heftigkeit ihrer Ausbrüche, wenn ſie auf Widerſtand ſtoßen.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß Erdbeben auf 600 Stunden in die Länge und 300 in die Breite ſich erſtrecken, die Strömungen des Meeres und die Oberfläche des Bodens verändern. Man hat geſehen, wie Städte krachend durcheinander ſtürzen, Bäche verſiegen, Felſenmaſſen wie Spreu zerſplittert, große Länder in die Höhe gehoben und wieder verſenkt werden. Allein, was auch die Bilder ſeyn mögen, welche uns die Gegenwart entgegenhält, nie können ſie mit jenen früherer Zeiten in Vergleich kommen, wo meilenbreite Felſenmaſſen durch namenloſe Kraft aus der Tiefe hervorgeſtiegen ſind und die Erde mit den höchſten Gebirgszügen in allen Richtungen bedeckt haben. Dennoch haben wir Beiſpiele genug von faſt plötzlich erſtandenen Bergen, Vulcanen und Inſeln. Der Monte Novo bei Neapel hob ſich am 29 September 1538 in Folge eines heftigen vulcaniſchen Ausbruches empor, und ſchon den Tag zuvor war das Land zwiſchen dem Monte Barbaro und dem Meere beträchtlich in die Höhe gegangen. Auf gleiche Weiſe ſind die Inſeln Ischia und Lipari durch einen vom Meeresgrunde ſich erhebenden vulcaniſchen Ausbruch entſtanden, und noch neuerlich (1836) trat die Inſel Julia zwiſchen den Mineralquellen von Telacca und dem Eilande Pantellaria hervor, ſprühte Rauch und Flammen, und verſank nach wenig Monaten wieder, ohne eine Spur zurückzulaſſen. Strabo, Plinius und andere Schriftſteller geben den Inſeln Santorini, Thereſia und Kameni den nämlichen Urſprung. Auch in der Nähe von Terceira iſt im Jahre 1720 eine neue Inſel hervorgetreten, und das Meer ſchien in ihrem Bereiche zu kochen. Bimsſteine und Aſchenmaſſen wurden über Terceira geſchleudert, und ein donnerndes Getöſe erfüllte die Bewohner mit Schrecken. Auf mehrere Stunden um Terceira hin war das Meer mit halbverbrannten Fiſchen bedeckt, und zahlreiche Züge von Seevögeln labten ſich an dem köſtlichen Schmauſe. Vom Vorgebirge Finisterre bis an den Canal ſtrömten Bimsſteine hin, und die Küſten von Terceira waren damit bedeckt.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 57 u. 58** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Scene aus Puſchkins Boris. — Amerikaniſche Anthologie.** (Fortſetzung.) **— Die Marquiſin L——d und Lady Jane Urquhart.** (Fortſetzung.) **— Der jüngſte Tag.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 136.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Mai 1840.

Sitten und Gewohnheiten der Neuseeländer.

Geburtsvorrechte.

Manche Sagen der Neuseeländer über den Ursprung ihres Volks laufen darauf hinaus, daß Götter als Fremdlinge die Insel besucht, und sich darauf niedergelassen hätten; auch die Menschenfresserei wird einem solchen Gotte, Namens Mawi, bereits zugeschrieben, und seine Nachkommen berufen sich darauf zur Entschuldigung dieser entsetzlichen Sitte. Erwägt man die Wahrscheinlichkeit, daß das Volk der Papua-Race vor dem malayischen in die neuseeländischen, wie überhaupt nach allen den australischen Inseln kam, und vor der überlegenen Malayenrace sich beugen mußte, so ist die hohe Achtung vor Geburtsvorrechten sehr erklärlich; doch haben sich auch, wie unter einem solchen Volke leicht zu erwarten, manche bloß durch Thaten unbändiger Tapferkeit zu Häuptlingen emporgeschwungen. Die Häuptlinge sind somit dreifacher Art, solche, die durch Erbrecht Häuptlinge wurden, zweitens durch Heurath von Töchtern oder Wittwen von Häuptlingen, und drittens durch Tapferkeit. Der Häuptling führt den Titel „Rangatira-nui" oder „Ariki." Der älteste Sohn eines erblichen Häuptlings führt den Titel „Te Kai Rangatira," was Erbfürst zu bedeuten scheint, und die Verehrung, die man dem Vater zollte, geht auf das Kind über, sobald dieß das Licht der Welt erblickt hat, weil das Kind schon an Ahnenzahl seinem Vater vorgeht. Die Verehrung der Stämme für den neugebornen künftigen Häuptling ist so groß, daß zu manchen Zeiten selbst die Eltern nicht mit ihm verkehren, noch aus demselben Korbe essen dürfen, indem die Priester die Sorge für das Kind übernehmen und frühzeitig ihm die Richtung zu geben suchen, die sein künftiges Leben haben soll, denn sie lehren ihn, seine Feinde unversöhnlich zu hassen, Raubkriege gegen die Schwachen zu führen, und den Mächtigen durch List zu bekämpfen. Seine Eltern und Freunde lehren ihn frühzeitig sein Gesicht verzerren, damit er seinen Feinden Schrecken einflößen könne, dann folgt der Kriegstanz, und diese Embryokrieger lernen das Kriegsgeschrei und die dazu gehörigen Gesticulationen so frühzeitig, daß man neuseeländische Kinder von fünf Jahren gesehen hat, welche europäische Kinder von zehn Jahren damit in Furcht und Schrecken setzten.

Das Kind eines Häuptlings wird nicht nur von den Angehörigen des Stammes selbst hochgeehrt, sondern selbst fremde Stämme schicken ihm Geschenke, theils aus Freundschaft, theils um den Zorn des Stammes, wenn sie sich solchen zugezogen haben, zu versöhnen. Wenn Stämme, oft weit von ihren Dörfern entfernt, im Kriege sich befinden, werden die werthvollsten Theile der Beute durch einen besondern Boten nach Hause geschickt. So erzählt Polack: Im Jahre 1835, etwa eine Woche vor unserer Ankunft zu Uwoua, kam ein Canot mit sechs feindlichen Leichen an. Um das Schauspiel desto imposanter zu machen, wurden die schon ausgeweideten Rumpfe sorgfältig auf beiden Seiten auf den breiten Rand des Kahns gelegt, die Herzen auf Spieße gesteckt, und diese in der Mitte des Kahns aufgestellt. Dieß war ein Geschenk für den Te Kai Rangatira, damals sechs Jahre alt.

Wenn ein Häuptling niederen Ranges die Tochter oder Erbin eines Rangatira oder Ariki heurathet, so erlangt er, wenn nicht seine Tapferkeit ihn besonders hervorhebt, nicht dieselben Rechte, wie der erbliche Häuptling; oft wird er erinnert an die ihm ertheilte Ehre, und der höhere Rang der Frau wird ihm vorgehalten. Die Unterhäuptlinge steigen in eben dem Maaße an Wichtigkeit, als die Verehrung und Unterwürfigkeit der Stammesangehörigen für den Oberhäuptling abnimmt. E' Ongi, der berühmteste Krieger neuerer Zeit, gewann den größten Theil seiner Ländereien und Unterthanen durch einige einflußreiche Heurathen, bis er und seine Verwandten ein größeres Gebiet besaßen, als wahrscheinlich irgend ein früherer Häuptling im Lande. Er war ohne Widerspruch der erste Krieger seiner Zeit; er besaß eine merkwürdige Schlauheit, ungemein viel Sinn für mechanische Arbeiten und Kenntniß des Festungsbaues — Eigenschaften, die ihn, abgesehen von seiner politischen Macht und dem durch seine Heurathen erworbenen Einfluß, rasch über alle andern Häuptlinge erhoben. Trotz dieser festen Begründung seiner Macht, welche seine Nebenbuhler Pomarre und Korokoro oft vergebens zu erschüttern suchten, benahm sich der schlaue E' Ongi doch äußerst zuvorkommend gegen seine Frauen,

Digitized by Google

namentlich gegen E' Turi, die, obwohl blind, ihn auf seinen Kriegszügen allenthalben begleitete, und gleich einer Prophetin über seine Feinde den Fluch sprach, und seine Krieger zum Kampf ermunterte.

Wenn ein nicht durch besondere Tapferkeit ausgezeichneter Häuptling eine Frau von höherem Rang heurathet, so gilt die Ehe als unebenbürtig, seine Kinder und Stammesgenossen werfen ihm, wie bemerkt, seine niedere Geburt vor, ja sie nennen ihn nicht selten einen Sklaven. Seine Frau nimmt stets Partei gegen ihn für ihre Kinder, und der Mann wagt nicht, einen hohen Ton anzunehmen, da ihre Verwandten stets bereit sind, selbst in seinem Blute jede Unfreundlichkeit gegen sie oder gegen ihre Kinder zu rächen, die mehr als Eigenthum des Stamms, wie der Eltern betrachtet werden.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Das Museum besitzt außer den oben genannten Bildern noch einige erhebliche Stücke, unter andern das Porträt einer schwarz gekleideten Dame, dem Philippe de Champaigne beigemessen. Der Ausdruck des sehr lebendigen, geistreichen Kopfes ist höchst wahr, die Ausführung aller Theile, zumal der Hände, bei voller Beleuchtung in einem goldenen, wenn gleich etwas schweren Ton, besonders breit und meisterlich, das Costume deutet auf eine spätere Zeit, als Philippe von Champaigne. Nicht weit von diesem Porträt hängt das Bildniß der Elisabeth von England, ein vortreffliches Werk der niederländischen Schule: die Auffassung sehr lebendig und wahr, der Ausdruck des Feinen, Sauren, Boshaften und Jähzornigen höchst charakteristisch, fest zusammenklebende Lippen, spitze Nase. Sie macht den Eindruck einer unverheuratheten Frau, die ihre Tugend ewig im Munde führt. Die Art und Weise, wie sie mit der goldenen Kette spielt, ist unübertrefflich. Das Porträt mag ähnlich seyn, wenigstens entspricht es der Vorstellung, die wir uns von jener übermüthigen, herrischen Königin machen, welche ihre Minister schlug, wenn ihre Plane verunglückten. Doch was liegt an ihren Schwächen? Sie verstand zu herrschen und ihre Art, das Scepter zu führen, verrieth keinen Unterrock. — Im letzten Saale bemerkt man verschiedene Bilder aus der spanischen Schule: einen alten Leyermann, von groß naturalistischer Auffassung und unschöner, abschreckender Wahrheit, hier Murillo genannt. Das Bild ist nicht ohne Verdienst, die Färbung verständig, der Ausdruck scheint uns übertrieben, mag indeß doch wahr seyn; ein Murillo ist es schwerlich, eher ein Ribera oder ein Velasquez, welcher anfangs in seinen Darstellungen ebenfalls an gemeiner Naturwahrheit Gefallen fand, wovon ihn sein edles Naturell bald abzog. Ein Heiliger mit gekreuzten Armen, ebenfalls aus der spanischen Schule und an Zurbaran erinnernd, ist durch die zu breite Behandlung und die ganz schwarzen Schatten von rohem Eindruck, jedoch nicht ohne Energie und Ausdruck.

Die Werke der italienischen Decorationsmaler können wir füglich übergehen; die Nachfolger des Pietro da Cortona, Solimene, Trevisani und Consorten lassen wir gerne in ihrer Nichtigkeit ruhen; der Merkwürdigkeit halber gedenken wir des Porträts eines Kreuzritters von Canova, ein weniger als mittelmäßiges Bild, flach, bedeutungslos, kurz eine wahre Schülerarbeit. Die Züge des Gesichts erinnern an die allgemeine, antikisirende Schönheit der Idealköpfe seiner Statuen; das Beste am Ganzen ist die am Rande befindliche Inschrift, welche von der Hand des großen, italienischen Bildhauers herrührt und also lautet: offerto al illustrissimo ed ornatissimo Sign. Cacault, ambasciatore di Francia in Roma, del suo umilissimo servo ed amico Canova (die Stadt Nantes kaufte das Bild aus der Sammlung des Hrn. Cacault, welcher aus Nantes gebürtig war.) Canova kam in seinen alten Tagen auf den Einfall, sich auf die Malerei zu legen, und da ein Mann von dem Talent und dem Ruhme Canova's in Rom außer dem Bereich der Lächerlichkeit steht, so machte der große Künstler kein Hehl aus dieser Schwachheit.

In dem Vorzimmer befinden sich mehrere merkwürdige Fragmente mittelalterlicher Sculptur. Ueber dem Eingang hängt ein großes Bild von dem verstorbenen Sigalon, die Athalie darstellend, wie sie vor ihren Augen die 50 Kinder, ich weiß nicht mehr welches Königs von Israel, umbringen läßt. In der leidenschaftlich bewegten Hauptfigur herrscht große Energie; in den Motiven der Mordenden wäre eine größere Mäßigung zu wünschen; das Ganze hat indeß eine lobenswerthe Haltung, eine kräftige Färbung und sehr meisterlich breite Behandlung. Frankreich hat an Sigalon einen seiner kühnsten Historienmaler verloren: unter den jetzt lebenden sind kaum zwei, die Sigalons Leistungen erreichen.

Nach dem Museum habe ich noch das Naturaliencabinet, die Münze, die Getreide- und Leinwandhalle und das Capitelhaus besehen müssen. Der Balcon dieses letztern Gebäudes ist wenigstens mit vier Karyatiden-Reliefs geschmückt, welche nach den Cartons des Pujet ausgeführt seyn sollen: allein die Aedilen der Stadt Nantes haben diese Reliefs auskratzen und abputzen lassen; eine barbarische Behandlung, welche gewiß wenige architektonische Zierrathen überstanden hätten, indeß diesen noch nicht jede Spur von Kraft und Energie benommen hat. Pierre Pujet gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Bildhauern, welche Frankreich aufzuweisen hat. Obschon allerdings auch in dem falschen Geschmack seiner Zeit befangen, nimmt er doch in Rücksicht der Energie der Auffassung, des gründlichen, tiefen Wissens, der gewissenhaften, vortrefflichen Durchbildung und Vollendung die erste Stelle unter den Bildhauern des „großen Jahrhunderts" ein. Der damals allmächtige Maler-Akademie-Director Lebrun vertrieb den Pujet nach seiner Vaterstadt Marseille, wo er kümmerlich darbte, und bevorzugte die Bildhauer Girardon, die beiden Couston, Desjardins und andere, welche zwar an Pujet nicht hinanreichten, allein sich dem Lebrun so sehr anschmiegten und unterordneten, daß sie verschiedene ihrer Hauptwerke nach seinen Zeichnungen ausgeführt haben, was Pujet verschmähte. Wie weit die Bildhauerei in Frankreich seit Ludwig XIV heruntergekommen, kann man besonders an den

Digitized by Google

neuesten Verschönerungen in den Städten, an den Figuren zu den Brunnen des Concordeplatzes in Paris, an den beiden Karyatiden auf dem Platze vor der Kathedrale in Nantes, so wie an den Arbeiten der neuesten Pariser Bildhauer Maindron, Prault sehen, welche für den Zustand der jetzigen französischen Sculptur bezeichnend sind. Alle diese nach einem malerischen Princip aufgefaßten Werke sind platte Nachahmungen des Pujet, und verrathen einen völligen Abgang von Wissen, Formverständniß und Geschmack: sie streifen ans Carricaturartige, unglaublich Absurde, und da, wo solche Werke dem öffentlichen Kunstgenuß dargeboten werden, und, was noch schlimmer ist, aufrichtige Bewunderer finden, da ist das Kunstgefühl, der Sinn für die Schönheit bildender Kunst so gut wie abgestorben. Wir haben bei einer frühern Gelegenheit den Franzosen im Allgemeinen den Sinn für Naturschönheiten abgestritten, wir müssen ihnen auch im Durchschnitt das Gefühl für Kunstschönheiten absprechen. Wir wollen ihnen damit keineswegs einen Vorwurf machen; sie sind einmal so und können fürs erste nicht anders seyn; es ist lächerlich, Nationen zu schulmeistern, wie ungezogene Buben. Die Lächerlichkeiten und Blößen, die für einen Deutschen anfangs daraus entspringen, gehen sie nichts an; der Deutsche hat sie ja eben so durch seine verschiedenen Sitten und Weisen, Meinungen und Ansichten für sie wieder; sie würden lächerlich seyn, wenn sie nicht so seyn wollten, denn sie würden aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer ganzen Bildung herausgehen. Der Franzose hat sich mit bewundernswürdiger Leichtigkeit ein Leben gebildet, das er Kunst nennt, was aber den Sinn für Kunst gänzlich ertödtet. Es zeigt sich dieß nirgends besser als bei den gebildetsten, geistreichsten Männern dieses Volkes, wo jenes Leben in der höchsten, anmuthigsten Potenz ausgestaltet hervortritt. Montaigne machte um das Jahr 1580 eine Reise durch Italien, Gesundheits und Zerstreuungs halber: er führte ein Tagebuch, in welchem er jeden Abend seine Erlebnisse und Beobachtungen niederschrieb. Als Montaigne nach Florenz kam, waren erst siebenzehn Jahre seit dem Tode Michel Angelo's verflossen, und Alles war noch voll von seinen Werken. Die göttlichen Fresken des Andrea del Sarto, des Raphael und Coreggio glänzten noch in ihrer ersten Frische, und Montaigne, der so unendlich viel Geist und Beobachtungsgabe hat, erwähnt dieselben mit keiner Sylbe. Die Leidenschaft und Begeisterung eines ganzen Volks für die Meisterwerke bildender Kunst hat ganz gewiß seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände hingelenkt; denn sein Genie besteht hauptsächlich darin, daß er den Charakter eines Landes und Volkes genau erforscht; allein die Werke von Correggio, Michel Angelo, Lionardo da Vinci und Raphael haben auf ihn keinen Eindruck gemacht. Man suche sich in den Schriften Molière's, Labruyères, Voltaire's die Stellen, wo von bildender Kunst die Rede ist; oder noch besser, wenn man das Talent hat, die lebendige Natur zu belauschen und zu durchdringen, man horche in den feinsten, gebildetsten Zirkeln auf die Conversation, und man wird inne werden, daß das französische Geisthaben, der ächte Esprit, jenes schöpferische Feuer, welches in den Caracteres von Labruyère, im Candide, im Figaro, in den Pamphleten Courierś, in den Chansons von Beranger, auf jeder Seite des Charivari lodert, das sicherste Präservativmittel gegen Kunstgenuß und ästhetische Ekstase ist. Je feiner, leichter, liebenswürdiger und pikanter ein Franzose in der Unterhaltung und in seinen Schriften ist, desto untauglicher ist er, die Geheimnisse der Kunst zu durchdringen und ihre Schönheiten zu empfinden. Der Franzose hat von jeher den Geist des äußern Darstellens gehabt, sein ganzes Leben ist ein ewiges Zurschautragen, und er kann sich keinen Augenblick den Gedanken aus dem Kopfe schlagen, was andere von ihm halten, er will, wo er anders nicht die seltene Ausnahme eines Murrkopfs und Sonderlings macht, Allen und Jedem gefallen, wenigstens nicht mißfallen; er ist stets bei sich selbst und bespiegelt sich ewig in sich selbst, er sieht das schönste Werk in dem glatten Firniß der äußern Darstellung und kann also das höchste Leben weder haben noch geben. Die Franzosen können uns bisweilen durch einzelne feine Bemerkungen über Kunstwerke und scharfsinnige Entgegensetzungen von Künstlern überraschen; allein selbstständige, tiefgefühlte Urtheile dürfen wir von ihnen nicht erwarten. Es gibt ohne Zweifel Ausnahmen; Poussin, einer der größten Maler der Verfallzeit der Kunst, ist aus der Normandie gebürtig, und Claude Lorrain aus Nancy, allein eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Humboldt erzählt, daß in der Nacht vom 27 auf den 28 September 1757 ein Stück Land von 5 bis 4 Geviertmeilen in der Intendantschaft von Valladolid in Mexico blasenähnlich sich erhob und gegen die Mitte hin die Höhe von 500 Fuß über das umgebende Erdreich erreicht habe. Zwei Monate hindurch gingen Erdbeben dieser merkwürdigen Erscheinung voran. Zuletzt folgte eine augenblickliche Ruhe, und bald darauf entstiegen unter entsetzlichem Getöse Tausende von 6 bis 9 Fuß hohen Kegeln (hornitos) dem erschütterten Boden. Sechs höhere Spitzen, von 1200 bis 1400 Fuß, thürmten sich an einer Kluft entlang in die Höhe, und die größte darunter bildet noch heutzutage den Vulcan von Jorullo, welchem basaltische Lava entströmt. Eine ganz ähnliche Erscheinung mag auch auf den Galapagos stattgefunden haben. Außer den größern, 2 bis 4000 Fuß hohen feuerspeienden Bergen stehen auf diesen Inseln mehrere Tausende solcher Brandkegel, die alle mit Kratern versehen und 50 bis 100 Fuß hoch sind.

Was vulcanische Kräfte durch die Erhöhung einzelner Berge zu Tage legen, dehnt sich durch Erdbeben über ganze Länder aus. Seit dem Jahre 1751 ist der südliche Theil von Chili durch vielfache Erschütterungen heimgesucht worden, und hat sich um 18 bis 24 Fuß gehoben. An einigen Stellen ist er wieder in seine frühere Lage zurückgesunken. Ganz Patagonien, auf eine Strecke von 5 bis 600 Stunden, weist, wie Darwin behauptet, eine solche Erhöhung nach, und der Boden hat sich terrassenförmig gestaltet, wie es auch bei Valparaiso zu bemerken ist. In Schweden, Norwegen und Italien hat man ähnliche Bemerkungen gemacht, und auch in der Nähe der nord-

Digitized by Google

amerikanischen Landseen will man sie beobachtet haben. In der Bucht von Santorini steigt schon seit einem halben Jahrhunderte eine Felseninsel aus dem Meeresgrunde empor, ohne merkliche Erdstöße dabei zu bemerken. Gegen das Jahr 1794 fand man mit 15 bis 20 Faden Grund, wo man ihn früher kaum erreichen konnte. Im Jahre 1829 hatte das Meer an derselben Stelle nur noch eine Tiefe von 4½ Faden. Admiral Lalande hat 1825 die Tiefe abermals gemessen, und fand nur noch 2 Faden Wasser. Geht die Erhöhung in gleichem Maaße fort, so dürfte eine neue Insel in diesem Jahre erscheinen.

Betrachtet man die Erscheinungen, welche auf der Höhe der Cordilleren uns entgegentreten, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Auf dem Wege von Chili nach Mendoza hinüber liegen zwei Gebirgszüge, deren Engpässe 15,210 und 14,565 englische Fuß über der Meeresfläche sich befinden. Der erste Zug ist unter dem Namen Penquenes bekannt, der zweite heißt Portillo. Auf dem Kamme der Penquenes lagert ein schwarzer Thonschiefer mit eingesprengten Seemuscheln. Unter ihm bricht blauer Schieferporphyr, Gyps und rother Sandstein zu Tage. Diese Steinlager sind über eine halbe Stunde breit und auf die wunderbarste Weise ineinander gekeilt. Ihre Beschaffenheit gibt deutlich zu erkennen, wie nach mehrern Zwischenräumen verschiedene Gesteinströme sich durchschossen und mechanisch miteinander verbunden haben, wie sie nach jedem Zwischenraume gestiegen und endlich zur Höhe von 13,000 Fuß hinangetragen worden sind. Auf der Höhe des Portillo ragen prächtige Zinnen eines grobkörnigen rothen Granits hervor, und am östlichen Fuße der Berge haben sich Ströme basaltischer Lava ergossen, als das Meer noch die Seitenwände der Cordilleren bespülte. Auf dem westlichen Abhange des Portillo ist blätteriger, feiner Sandstein von unermeßlichen Granitgeschieben durchkeilt, von aufgeschwemmtem Boden und Steingeröllen bedeckt, und mitten in diesen Geröllen werden abgerundete Stücke vom Schieferthone der Penquenes gefunden. Daraus geht hervor, daß der höhere Gebirgszug des Portillo jünger ist, als jener der Penquenes, daß die innere Kraft hier noch stärker gewüthet und den Hauptgebirgsstock noch um 1000 Fuß höher hinaufgetrieben hat.

Den Forschungen gemäß, welche Elie de Beaumont über die Entstehungszeit der Gebirgszüge dieser Erde angestellt hat, zerfallen sie in vier verschiedene Perioden. Seiner Ansicht nach sind die Erzgebirge, die Berge von Côte d'Or und der Pilas zuerst aus der Tiefe hervorgetreten, und bilden mit dem Mittagskreise von Dijon einen Winkel von 45 Graden.

Zur zweiten Erhöhungsperiode rechnet er die Pyrenäen und Apenninen, die Gebirge von Dalmatien, Croatien und die Karpathen. Ferner zählt er dahin die Alleghany von Amerika, die Gebirge Griechenlands, die Höhenzüge nördlich vom Euphrat und die Ghatten. Alle diese Gebirge sind gleichlaufend mit einem Mittagskreise, den man zwischen Natchez in den Vereinigten Staaten und dem persischen Meerbusen ziehen kann.

Die dritte Periode begreift die Entstehung des Montblanc und der westlichen Alpen, der Gebirgskette, welche Norwegen von Schweden trennt, und der Cordillera von Brasilien. Diese Höhenzüge sind gleichlaufend mit einem großen Kreisabschnitte, den man von Marseille nach Zürich gezogen sich vorstellen kann.

Die vierte Entstehungszeit umfaßt die Gebirge in der Provence, die Schweizer-Alpen von Valais bis nach Steyermark, den Balkan, die großen Ketten des Kaukasus, des Himalaya-Gebirges und des Atlas. Sie sind gleichlaufend mit einem Kreisabschnitte gelagert, den man vom Kaiserthum Marocco bis an das östliche Ende des Himalaya ziehen könnte.

Zu einer fünften, und aller Wahrscheinlichkeit nach neuern Entstehungsperiode, muß die große Kette der Cordilleren gerechnet werden, die in der Richtung mit keinem andern Höhenzuge übereinstimmt. Genauere Forschungen werden über diesen Gegenstand entscheiden, worüber Hr. v. Humboldt und Darwin mit mehr Gewißheit sich aussprechen könnten. Wie dem auch sey, Höhenzüge, die auf 50 und 100 Breiten- oder Längengrade sich erstrecken, setzen eine namenlose Kraft voraus, um sie aus des Erdballs Tiefe aufzuthürmen.

Verschiedene Ergebnisse gehen aus der Beobachtung der Erdstöße hervor. Manchmal dauern sie nur kurze Zeit, manchmal folgen sie mehrere Monate aufeinander. Dreihundert Stöße sind, im Februar 1835, innerhalb zwölf Tagen in Concepcion verspürt worden. Die äußersten Felsenspitzen waren zersplittert und Massen von vielen tausend Tonnen Gewicht von ihren Zinnen herabgeschleudert worden. Die ganze Felsenwand der Cordilleren ist auf diese Weise zerrissen; was für die Ewigkeit erschaffen schien, wird zermalmt und vom Rade der Zeit vernichtet. Bisweilen sind Erdbeben bloß örtlich und unbedeutend; Stöße werden in allen Theilen der Welt verspürt, aber sie streichen harmlos in der Tiefe hin. Andere dehnen sich über große Landstrecken aus, und wälzen sich in einer halben Stunde 50 Meilen weit fort.

(Fortsetzung folgt.)

Bevorstehende Reise Ignaz Pallme's. Einem Briefe dieses Reisenden zufolge ist derselbe von seiner neulichen Reise tief in Afrika hinein zurückgekehrt, und bereitet sich in Auftrag der englisch afrikanischen Gesellschaft zu einer neuen Reise vor, die über Kordofan, Scheibun, Tekkele, Runga, Borgu, Bar Nuh und Fezzan nach Tripoli gehen soll; gelingt diese Reise, die noch keinem Europäer gelang, so erhalten wir Nachrichten über die bisher immer noch unbekannte Ostseite des Tschadsees. Bornu oder Bar Nuh ist im Allgemeinen durch Denham bekannt; in so weit ist dieß Ziel begreiflich, die andere Reiseroute aber nicht sehr klar. Von Kordofan soll die Reise nach Teggele und Scheibun (Tuggala und Schriböm) gehen, von da nach Runga, wohl über Dar Fur, denn sonst müßte der Reisende durch ein gänzlich unbekanntes Gebirge gehen, wo nicht einmal Sklavenhändler ziehen; auch schreibt Pallme selbst in einem seiner bekannt gewordenen Briefe, daß er dahin gehen, und vielleicht den Rest seiner Tage dort beschließen wolle. Runga liegt westlich oder südwestlich von Darfur, und dort soll noch der Bahr el Abiad fließen, was kaum wahrscheinlich ist, denn aller Wahrscheinlichkeit nach liegt das Land Runga, das nicht mehr sehr weit vom Tschadsee entfernt seyn kann, um ein Bedeutendes tiefer als Sennaar, da der Unterschied zwischen Sennaar und dem Tschadsee nahe an 3000 Fuß beträgt. Gelingt es dem Reisenden auch nach Runga zu gelangen, so hat er noch eine höchst beschwerliche, äußerst feuchte, heiße Wald- und Sumpfregion zu passiren, wenn er, der angegebenen Reiseroute zufolge, nach Bornu gehen soll. Viel ausführbarer möchte es werden, von Runga (falls dessen Lage auf den Karten auch nur passabel richtig angegeben ist) sich gleich nach der großen Oasenreihe gegen Fezzan hinzuwenden; denn einmal zu Runga angelangt, können ihm über die Gestaltung und die Verhältnisse des Landes bis zum Tschadsee und nach Bornu hin keine Zweifel bleiben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 137.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Mai 1840.

Die indischen Frauen.

(Aus dem Asiatic Journal.)

Körperschönheit und Kleidung.

Die Männer in Hindostan sind größtentheils von besonderer Schönheit, noch schöner aber sind die Frauen, und fast stets eben so liebenswürdig als schön. Jede Provinz hat ihren Typus, und jeder Typus besondere Züge von Schönheit; doch wollen wir hier nicht in das Einzelne eingehen. Zuerst ist der Wuchs der Hindufrauen vollkommen gerade, gefällig, mit zartgerundeten Formen; ihre Glieder sind symmetrisch, biegsam, zart; sie sind nicht groß, und doch ist ihre Haltung imposant, ihre Gebärden leicht, ausdrucksvoll, voll Würde; ihre Hände und Füße sind sehr klein; ihr Kopf elegant, das Gesicht oval, im Allgemeinen griechisch, und der Gesichtswinkel wird von den Bildhauern bewundert; alle ihre Züge, mit Einem Wort, sind von hoher Schönheit, nur der Mund ist häßlich, da er entweder zu groß und gerade, oder vorn klein, zusammengekniffen und hart ist. Aber welche Augen! wie schön geschnitten, leuchtend, lebhaft, und doch sanft, zärtlich und voll Liebe, wie die der Gazelle; ein einziger ihrer Blicke würde hingereicht haben, selbst einen Zeno zum eifersüchtigen Liebhaber zu machen. Die Augenbrauen sind schön gebogen, gut gezeichnet, die Augenlieder lang und das Haar, dicht, voll und von glänzender Schwärze, fällt in natürlichen Locken herab. Die Farbe der Haut ist verschieden; bald ziemlich weiß, wie die Jüdinnen in England, und bald alle Schattirungen von Safran, Tabak, Kupfer, Mahagoni, spanischer Reglisse durchlaufend, oder olivenbraun und bronze. Man lache nicht. In diesen Schattirungen der braunen Haut liegt ein eigenthümlicher Reiz, und zuweilen ist selbst das Bronze bewundernswürdig. Die Eingebornen ziehen die englische Weiße vor, aber auch für sie, wie für die Europäer, hat eine Hindu-Brünette ihre Netze, und selbst der Mund gewinnt oft durch ein Lächeln voll Geist, Heiterkeit und schalkhafter Neugier.

Alte Schriftsteller, Orme, Sousa, Bernier, haben den Zauber gerühmt, der von den Hindufrauen geübt wird, und bei Portugiesen, Engländern und Holländern zu dem Sprüchwort Anlaß gegeben hat: „Hundert Thore führen nach Bengalen, aber kein einziges heraus.“ Der alte Bernier erzählt in seiner Herzenseinfalt eine Anekdote, die beweist, daß er nicht unempfindlich gegen orientalische Schönheit auf seinen Reisen war.

„Die Frauen,“ sagt er, „sind sehr schön, und kein Fremder, der an den Hof des Mogul kommt, entbehrt ihrer, denn sie wünschen weißere Kinder als die Hindu zu bekommen, die für wahre Mogolen gelten können. Will man die Schönheit der vornehmeren Frauen nach den Frauen des Volkes beurtheilen, die man auf den Straßen oder in den Kaufläden antrifft, so sind sie wahrhaft schön. In Lahor, wo man besonders schöne und anmuthige Frauen von dem reizendsten Braun in Indien finden soll (und wirklich findet), nahm ich meine Zuflucht zu einer mongolischen List; ich folgte nämlich einigen Elephanten, besonders wenn sie reich geschmückt waren; denn sobald die Frauen die Glöckchen dieser Thiere hören, so heben sie sogleich den Kopf am Fenster. Auch bediente ich mich einer andern Lockspeise, die mich ein alter Schulmeister lehrte, den ich gebeten hatte, mich beim Lesen eines persischen Gedichtes zu unterstützen. Ich kaufte eine Menge Zuckerwaaren, und mein Schulmeister, der überall wohl bekannt und gut aufgenommen war, führte mich in mehr als 15 Häuser ein, unter dem Vorwande, ich sey sein Vetter, vor kurzem aus Persien gekommen, reich und wollte heurathen. Sobald wir eintraten, theilte er die Zuckerwaaren unter die Kinder, und bald hatten wir alle, groß und klein, um uns, ihren Antheil zu empfangen, vielleicht wohl auch die Frauen, um zu sehen und gesehen zu werden.“

Die Hindufrauen erreichen frühzeitig ihre Reife und sind schon mit 10 bis 11 Jahren mannbar. Es ist nicht selten, ein hübsches Mädchen vor ihrem 12ten Jahre mit einem Kinde zu sehen. Doch eben so schnell entschwindet die Schönheit, ihre höchste Blüthe ist von 16 bis 18 Jahre, und schon mit 30 oder 35 Jahren sind sie alte Weiber (buria). Die höhern Kasten, die ein weniger sorgenvolles und mühevolles Leben führen, würden sich länger erhalten, wenn sie nicht mit heißen Bädern und entnervendem Luxus sich schadeten. Einmal alt, behalten sie nichts von ihrer Schönheit; es gibt nichts Häßlicheres, als eine alte Hindufrau. Von dieser Regel gibt es wenig Ausnahmen; die

Digitized by Google

merkwürdigſte vielleicht war Begum Sumru, die noch bis in ihr achtzigſtes Jahr ihre Schönheit erhalten.

Da ſie ihre Reize und ihre flüchtige Dauer kennen, ſo vernachläſſigen die Hindufrauen nichts, um ſie geltend zu machen und von ihnen möglichen Vortheil zu ziehen. Manche ihrer Toilettenkünſte haben Vorzüge vor denen der Europäerinnen. Sie haben kein Schnürleib, kein Blankſcheit, und anſtatt der ſteifen Leibchen, die den Körper einzwängen, tragen ſie ein einfaches Mieder aus elaſtiſchem Stoffe, das den Körper unterſtützt ohne ihn zu drücken oder zu verdrehen. Man nennt es Anggia, und es iſt aus Seide, mit kleinen goldenen oder ſilbernen Knöpfchen, zuweilen auch mit Perlen und Edelſteinen verziert. Die Mohammedanerinnen tragen es eben ſo gut wie die Hindu. Darüber tragen die erſtern eine kleine Weſte oder Spencer, die dem Körper genau anpaßt, mit engen, kurzen Aermeln. Das iſt der Kurti, gewöhnlich aus Tuch oder farbiger Seide, mit Franzen verziert und mit Metallknöpfen befeſtigt. Die Beinkleider oder Paijama, weit und groß genug, um einem Sack zu gleichen, ſind aus Baumwolle, Seide oder Goldſtoff, je nach dem Rang und Reichthum der Perſon. Zuweilen tragen ſie über dieſe Beinkleider noch einen kleinen Unterrock, der in reichen Falten, dem perſiſchen Peſchwais ähnlich, herabfällt. Die Damen bedecken ſich das Geſicht mit einer großen Schärpe, die im Nothfall als Schleier dienen kann; Arme, Hände, Füße, Hals, Kopf und Ohren, kurz alle Glieder ſind mit Edelſteinen überladen, ſelbſt die Naſe iſt mit einem Ring geziert, und nicht die Ohrläppchen allein, ſondern auch die Ränder ſind zu Ohrgehängen durchſtochen.

Die Kleidung der Hindufrauen unterſcheidet ſich von der der Mohammedanerinnen; über dem Anggia iſt oft das einzige Kleidungsſtück ein Stück Gaze oder feiner Muſſelin, von 20 bis 30 Toiſen Länge, das die ganze Geſtalt in ein undegreifliches, doch gefälliges Labyrinth von durchſichtigen Falten hüllt und doch allen Gliedern ihre Freiheit läßt, die Umriſſe und den ſchlanken Wuchs nur reizender zeigt. Noch haben die Hindufrauen die Gewohnheit, auf ihre Stirn gewiſſe Zeichen und Zierrathen zu zeichnen: mittelſt eines ſchwarzen Präparats von Antimonium, das ſie Miſſi oder Soerma nennen, erweitern ſie den natürlichen Bogen ihrer ſchönen Augenbrauen und färben mit derſelben Farbe die Ränder der Augenlieder, was ihren Augen noch mehr den Ausdruck eines wollüſtigen Sehnens gibt. Mit dem Saft des Mehndi malen ſie die Nägel ihrer Hände und Füße roſa; kurz ſie vergeſſen nichts, um die zu bezaubern, die ſich ihnen nähern. Dazu leben ſie in einer Atmoſphäre von Wohlgerüchen und Eſſenzen, wofür ſie, wie alle Orientalinnen, eine Leidenſchaft haben.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortſetzung.)

In Nantes erſcheint eine Nachahmung des Charivari, la Corbeille betitelt, welche indeß, wie es gewöhnlich mit Copien der Fall, weit hinter dem Vorbilde zurückſteht; in den franzöſiſchen Provincialſtädten ſpringen die Brunnen der Laune und des Humors nicht reicher, als in unſeren kleinen Reſidenzen; der Stoff wäre ſchon ergiebig, allein es fehlt an geſchickten Bearbeitern. In Ermangelung der Anlage zur Satyre trifft man an vielen Orten Sinn für Carricatur, wie es z. B. in Nantes die ſchon oben erwähnten Karyatiden auf dem Platze vor der Kathedrale bezeugen, in deren Nähe ich oft eine höchſt zierliche Façade im Geſchmack der Renaiſſance mit Wohlgefallen betrachtet habe. Leider macht man von dieſem Gebäude einen kläglichen Gebrauch, indem man die Särge darin aufbewahrt, welche ſich, nach hieſiger Landesſitte, viele Bürger vor ihrem Tode beſtellen. Ein runder Thurm in der zur Citadelle hinabführenden Straße iſt ein Ueberreſt der ehemaligen ſtädtiſchen Feſtungswerke. Das alte, im Jahre 938 von Allain Barbe-Torte gebaute Schloß iſt von runden Thürmen flankirt, welche aus dem 14ten Jahrhundert ſcheinen. Der Herzog von Mercoeur ließ es zur Zeit der Bürgerkriege in Frankreich repariren, weßhalb man an einigen Stellen die lothringiſchen Doppelkreuze bemerkt. Die Fenſter zur Rechten des Haupteingangs haben ſehr zierlich decorirte Geſimſe; das Innere des Schloſſes iſt für Fremde nicht ſichtbar.

Links vom Schloſſe, unweit der Magdalenenbrücke, iſt die Rue de Bieſſe, wo Gilles von Retz am 25 Oct. 1440 gehangen wurde. Dieſer Gilles von Retz iſt ein Charakter, wie der berüchtigte Cenci in Rom, welcher eine Million Rente reich war und von zwei Banditen umgebracht wurde, die ſeine Tochter Beatrix, welche er mißbrauchte, in ſein Zimmer ließ, wofür ſie in ihrem ſechzehnten Jahre am 13 Sept. 1599 hingerichtet ward. Es lohnt der Mühe, den Charakter des Gilles von Retz zu ſtudiren, weil dieſer merkwürdige Mann der erſte Don Juan iſt. Franz Cenci in Rom kam über ein Jahrhundert ſpäter. Die Vereinigung eines bedeutenden Vermögens, einer ungemeinen Bravour, einer lebhaften Einbildungskraft und einer zügelloſen Weiberliebe iſt zum Hervortritt eines Don Juan-Charakters erforderlich. Man muß dazu noch in einer Culturepoche leben, wo die Frauen über das Verdienſt entſcheiden. Zur Zeit Homers waren die Frauen bloß Mägde: der ſtrahlende Achilles buhlt keineswegs um den Beifall der Briſeis; er zieht den Beifall des Patroklus vor. Die chevalereskten Ideen des Mittelalters würden einen Zeitgenoſſen des Perikles ungemein überraſcht haben: Aſpaſia war angenehm und in jeder weiblichen Kunſt ausgelernt; die Männer ſuchten ihren Umgang, um ſich aſpaſiſch bei ihr zu bilden und zu vergnügen, allein ſie hatte keine Stimme über das Verdienſt. Die Nützlichkeitstheorie behauptete zu jenen Zeiten ein dominirendes Uebergewicht; neuerdings hat man angefangen, darauf zurückzukommen. Die Chevalerie hatte den ſonderbaren Einfall, die Frauen zu Schiedsrichtern des Verdienſtes zu beſtellen. Don Juan treibt dieſes neue Syſtem bis auf die Spitze: er vergöttert die Weiber und ſucht ihnen zu gefallen, indem er ſeine Geringſchätzung gegen die Männer an den Tag legt. Ohne dieſe Vergötterung des ſchönen Geſchlechts gibt es keinen Don Juan. Dieſer leidenſchaftliche Hang für die Frauen iſt aber die Einbildung ſelbſt; es darf uns daher nicht wundern, wenn

ein Don Juan am Ende an die Schwarzkunst, an den Stein der Weisen, an den Teufel und allen möglichen Unsinn glaubt. Wohl ihm, wenn er vor dem Alter stirbt, welches für einen solchen Charakter schrecklich seyn muß.

Gilles von Rez besaß von Natur eine große, persönliche Bravour. Im Jahre 1396 geboren, wurde er im Jahre 1429 bei der Krönung Karls VII in Rheims Marschall von Frankreich. Zwei Jahre vorher hatte er das Schloß Larde mit Sturm eingenommen und die ganze Besatzung nebst dem Commandanten über die Klinge springen lassen. Im Jahre 1429 half er der Johanna d'Arc Proviant nach Orleans bringen. In seinem 24sten Jahre hatte er eine reiche Erbin, Katharina von Thouars, geheurathet: im J. 1432 beerbte er seinen Ahn mütterlicherseits, Johann von Craon; er hatte damals ein jährliches Einkommen von 300,000 Livres, nach heutigem Gelde etwa 1,200,000 Franken. Der Besitz eines so glänzenden Vermögens, eines so hohen Grades in der Armee und eines so glorreichen Namens war für die glühende Einbildungskraft des 36jährigen Marschalls eine zu schwere Bürde. Er entsagte dem Kriegsleben und suchte die Weiber zu erobern, was ihm bei der allgemeinen Achtung und Bewunderung, welche ihm die Zeitgenossen zollten, nicht schwer fallen konnte. Er machte mehr als königlichen Aufwand. Die Religion spielte natürlich eine große Rolle in dem Leben und Zeitvertreib eines so phantastischen Mannes. Seine Privatcapelle war mit Seidentapeten ausgeschlagen (die Seide war damals kostbarer als Gold, man denke nur an das einzige Paar Seidenstrümpfe am Hofe Franz I, ein Jahrhundert später); die Weihgefäße dieser Capelle blinkten von Gold und seltenen Edelsteinen. Der Marschall hielt sich eine zweihundert Mann starke Garde und eine Legion von Pagen, Caplanen, Chorknaben, Musikanten ꝛc.; er war ein großer Musikliebhaber und hatte eine Orgel, woran er solchen Gefallen fand, daß er sie auf allen seinen Reisen mitnahm. Die Caplane des Gilles von Rez trugen Scharlachkleider, mit kostbarem Rauchwerk gefüttert und verbrämt, und führten den Titel: Dechanten, Archidiakonen, Cantoren, Bischöfe und Erzbischöfe. Um das Maaß von Tollheiten dieser Art voll zu machen, schickte er eine Deputation an den Papst und ließ um die Erlaubniß anhalten, einen Kreuzträger vor sich hergehen lassen zu dürfen. Die meisten von jenen Creaturen waren die Handlanger oder Mitschuldigen seines wüsten, liederlichen Treibens. Nach kurzer Zeit der gewöhnlichen Wollüste überdrüßig, suchte er sie durch einen Beisatz von Verbrechen pikanter zu machen. Eines von den Hauptmitteln, die der Marschall in Bewegung setzte, um den Enthusiasmus der Städte zu gewinnen, in welche ihn seine gränzenlose Vergnügungswuth führte, war die Aufführung von Mysterien, welche er aus seiner Casse bestritt. Diese Mysterien waren damals die einzigen Schauspiele, welche durch ihre Neuheit eine unglaubliche Gewalt auf die Gemüther ausübten; die Frauen besonders zerschmolzen bei diesen Darstellungen in Thränen und geriethen wie in Verzückung.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Anaphe

liegt in bedeutender Entfernung südlich von Amorgo, und hat einen Umfang von einer Quadratmeile. Diese Insel besteht aus kahlen Sandhügeln und nackten zerrissenen Felsen, welche die deutlichsten Spuren vulcanischen Ursprungs an sich tragen, und dem Ganzen ein wüstes Ansehen geben. Zwischen den Anhöhen findet man jedoch hie und da ziemlich fruchtbare Thäler, die an gutem Wasser keinen Mangel leiden. Im Durchschnitt liefern die Ernten 5½ Korn für 1. Das Klima ist trocken und gesund, und endemische Krankheiten, sonst in Griechenland so häufig, sind hier unbekannt. Gleichwohl ist die Bevölkerung nicht zahlreich, da sie nur aus ungefähr 700 Seelen besteht, welche sich zur orthodoxen Kirche bekennen, und zusammenwohnen in dem einzigen Flecken, Anaphe genannt, welchen die Insel aufzuweisen hat. Dieser liegt auf dem Gipfel eines Berges um die Ruinen eines von den Venetianern erbauten Forts, drei Viertelstunden von der an der Südküste befindlichen Rhede von St. Nikolas, dem einzigen ziemlich sichern Ankerplatz, welchen diese abgelegene Insel dem Seefahrer gewährt. Während des Sommers kann man jedoch längs der ganzen Südküste einen sichern Zufluchtsort finden gegen die dann herrschenden starken Nordwinde.

Anaphe producirt den besten Weizen im ganzen Archipel; schade nur, daß der ganze Ertrag desselben sich auf höchstens 2500 Kilos (wovon 20 auf eine Last gerechnet werden) beläuft. An Gerste erzeugt es im Durchschnitt 6000 Kilos, und was von diesen beiden nicht auf der Insel selbst verbraucht wird, geht nach Santorin, so wie auch eine große Menge Zwiebeln, deren wenigstens 1000 Cantaros gebaut werden. Der Wein, welcher von ziemlich guter Sorte, aber schlecht zubereitet ist, dient zu eigenem Verbrauch; die Feigen, die man hier gewinnt, gleichfalls. Der Honig, wovon an 1000 Okas gesammelt wird, geht mit den verhältnißmäßigen 100 Okas Wachs größtentheils nach Santorin, wohin jährlich auch etwa 5000 Kilos Kalk verschifft werden, der dort gebrannt wird. Und dieß macht denn auch die ganze Production von Anaphe aus; denn obgleich hier noch Marmorgruben bestehen, werden diese doch seit längerer Zeit nicht mehr betrieben.

Anaphe genießt keinen freien Handel mit dem Auslande, sondern muß alles, was es zur Befriedigung seiner eigenen, freilich geringen Bedürfnisse nöthig hat, von dem benachbarten Santorin, welchem es untergeordnet ist, erhalten. Daher besteht denn auch die ganze Marine aus drei kleinen Kaiks, durch welche die Communication mit jener Insel unterhalten wird. Besondere Industriezweige hat es nicht; alles beschränkt sich auf den Landbau. Die Einwohner besitzen etwa 120 Stück Hornvieh, eben so viel Maulthiere und Esel und 2000 Schafe, deren Wolle ihnen die Kleidung verschafft. Von den Maulthieren werden jährlich noch etwa 25 nach Santorin verkauft. — Obgleich die Rebhühner hier eine sehr ergiebige Jagd gewähren, ist doch das, was einige neuere Reisebeschreiber von ihrer zahllosen Menge berichten, eine reine Fabel.

Die Zehnten waren auf Anaphe dieses Jahr für 8000 Drachmen verpachtet; die Viehsteuer trug gegen 800 Drachmen ein, und die Douanen 300 Drachmen.

Für den Volksunterricht hat man eine Schule, welche etwa 70 Schüler zählte.

Digitized by Google

An Alterthümern findet man auf Anaphe die geringen Ueberreste der Ruinen des Tempels von Apollo auf einem Berggipfel an der Südküste, in deren Nähe auch noch einige Spuren der alten Stadt bestehen. Etwas weiter östlich liegt auf einem Hügel das Mönchskloster Panagia-Kalamiotiſſa auf den noch sichtbaren Grundmauern eines alten Tempels der Artemis.

Die drei kleinen Inselchen, welche gen Süden der Rhede gegenüber liegen, heißen Phlina, Pachia und Makria. Auf dem ersten und letzten findet man Marmor, aber alle drei sind unbewohnt.

Erdbeben und Vulcane.

(Fortsetzung.)

Die Zerstörungen, welche Erdbeben in Portugal, Jamaica, Südamerika, Italien und Asien angerichtet haben, sind bekannt. Aber einzelne Erscheinungen wollen wir ausheben zur Kunde dieser außerordentlichen Kräfte der Natur. Am 20 Februar 1835 bei heiterer, ruhiger Luft ertönte die Todesglocke für die Bewohner von Concepcion, Talcahuano und 30 umgränzenden Dörfern. Ohne Vorboten von einem herannahenden Sturme eilten große Heerden Seevögel dem Lande zu und erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Vierzig Minuten nach elf geschah der erste Stoß, und wurde immer stärker. Nach einer halben Minute wurden die Stöße heftiger, und alles rannte ins Freie. Zuletzt kam der Todesstoß, und in sechs Secunden lag Concepcion in Trümmern. Das Getöse der einstürzenden Gebäude, das Krachen der sich spaltenden und schnell wieder sich schließenden Erde, das Geschrei der versammelten Menge, die Hitze, die erstickenden Staubwolken bildeten eine unbeschreibliche Scene. Zwei Minuten lang dauerte dieser fürchterliche Stoß. Ein Mensch umklammerte den andern, die Bäume dienten dem Volke zur Stütze. Viele legten sich auf den Boden nieder, wurden aber über und über gewälzt. Das Geflügel flog krächzend umher, die Pferde zitterten am ganzen Leibe. Augenblicklich rührt sich das Meer, verläßt seine alten Gestade und kehrt mit gräßlicher Wuth wieder zurück. Ueber 50 Fuß hoch überſteigt es die frühere Gränze, wälzt ungeheure Steinmassen auf das feste Land und zertrümmert Alles vor sich her. Dreimal tritt es auf diese Weise zurück, dreimal überfluthet es das Land und reißt die Trümmer der Häuser und Felder weithin über den gähnenden Ocean. In der Bay von Concepcion wurde das Wasser an einigen Stellen säulenförmig in die Höhe getrieben, an andern drang es trichterförmig in den Abgrund hinab. Mehrere Tage lang erbebte die Erde, unterirdischer Donner rollte in den Eingeweiden des Bodens. Nur der mit innerer Sehkraft begabte Hund ahnte die Gefahr und lief schon am Morgen davon.

Beim Ausbruche des Aetna im Jahre 1669 erschien der Himmel achtzehn Tage lang in schwarze Trauer gehüllt, begleitet von häufigen Erdstößen, Donner und Blitz. Schon früher entstiegen dem schlackigen Krater mächtige Flammensäulen, und die Erdstöße hatten nur unbedeutende Folgen. Aber in der Nacht vom 11 März brach ein glühender Strom unter der Zinne des Kraters hervor und wälzte sich feierlich nach dem Meere. Anfänglich zog er an den Mauern von Catanea vorüber, nahm aber gegen Ende Aprils eine andere Richtung und thürmte sich gegen die Stadt auf. Zuletzt brach er die Mauern ein, und wälzte sich gegen das Bernhardiner Kloster, wo er sein Ende erreichte. Vierzehn Städte und Dörfer wurden bei diesem Ausbruche zerstört; vier und fünfzig Tage lang sah man in der Nachbarschaft des Aetna weder Sonne noch Sterne. Der ganze Luftkreis war mit vulcanischer Asche überladen, die Feuermasse war ungeheuer. Sieben Stunden lang und fünf Viertelstunden breit strömte die glühende Lava, und ergoß sich fast eine halbe Stunde weit in das Meer hinein. Selbst unter dem Wasser behielten die brennenden Schlacken ihre Gluth; nach langer Zeit war sie noch sichtbar in den Spalten der äußerlich erstarrten Masse.

Das Erdbeben in Jamaica vom 7 Junius 1692 hat noch größere Verheerungen angerichtet. Neun Zehntheile der Stadt Port Royal lagen in zwei Minuten in Schutt, oder waren ganz versunken. Einzelne Häuser standen 30 Fuß unter Wasser. In den Spalten der Erde wurden einige hundert Menschen verschlungen; andere, durch unterirdische Gänge gefunthet, kamen mitten im Hafen wieder zum Vorschein. Alle Tage fanden fünf bis sechs Erschütterungen statt; ein großer Theil der Berge stürzte in die Ebenen herab, andere wurden vom Fuße bis zum Gipfel gespalten. Sandwirbel erhoben sich auf dem Lande, in deren Mitte Menschen in die Luft geführt und zuletzt in die Klüfte der Erde hinabgerissen wurden. Viele davon wurden durch von unten herbeidrängende Wasserstrudel wieder auf die Oberfläche geworfen. Ueber 1000 Morgen Zuckerpflanzungen sanken mit jedem lebendigen Hauche in den Boden und ein Salzsee bedeckte die verschwundene Fläche. Ein großer Berg versank gänzlich; Felsenmassen, von mächtiger Schnellkraft getrieben, stürzten, eine gute Viertelstunde vom Fuße der Gebirge entfernt, auf den Boden nieder. Zwei einander gegenüberstehende Berge, zwischen welchen der Fluß in der Nähe von Spanish Town sein Bett gefunden, fielen in Trümmer zusammen und veränderten seinen Lauf. Vom Meeresstrande her, wo eine Fregatte zur Ausbesserung gelegen, wurde sie mitten in die Stadt geschleudert. Die ganze Insel war mit Schwefel bedeckt, über 3000 Menschen gingen zu Grunde; nur wenige Häuser blieben verschont. In den Eingeweiden der Berge rollte der Donner mit entsetzlicher Gewalt; von den Bergen herab wurden Baumstämme geschleudert, die wie ein Zuckerrohr zusammengequetscht waren. Fast alles flüchtete sich zuletzt auf die Schiffe im Hafen, und an zwei Monate lang wagte sich Niemand ans Ufer.

Am 1 November 1755 brach das bekannte Erdbeben in Lissabon aus. Vierzig Tage zuvor hatte man das schönste Wetter. Der erste Stoß geschah um 9 Uhr 40 Minuten Morgens, und zwei andere folgten mit Blitzesschnelle. Der vierte Theil der Stadt wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Ueber 30,000 Menschen wurden in Kirchen, Häusern und auf den Straßen erschlagen. Unter den Trümmern brachen zuletzt die Flammen aus, und in drei Tagen lag die ganze Stadt in Asche. Die Stöße dauerten sieben Minuten, und gleich beim ersten Stoße trat das Meer 40 Fuß über das Ufer, zog sich aber schnell zurück, ohne wiederzukehren. An der ganzen Küste, Porto ausgenommen, hatten alle Städte gelitten, und auch das Innere des Landes blieb nicht verschont. Ein Schiff, das zur Zeit noch 25 Meilen vom Ufer entfernt war, erlitt einen heftigen Schlag, und kam sehr beschädigt zu Lissabon an. Dieses Erdbeben erstreckte sich von den Azoren bis nach England.*) Obgleich dort die Erdstöße nicht fühlbar waren, so äußerte sich doch am Ufer und im Innern des Landes eine außerordentliche Bewegung im Wasser, worüber bezügliche Berichte aus allen Theilen eingelaufen sind.

(Schluß folgt.)

*) Nach Kant und Lyell noch viel weiter. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 138.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Mai 1840.

Die Bemannung der Seemacht der Amerikaner.

(Aus Marryats Diary in America.)

Genau genommen haben die Amerikaner keine Matrosen, d. h. Seeleute, die vom Schiffsjungen auf gedient hätten, und das begreift sich leicht. Wer möchte sich dem Leben eines Matrosen hingeben, das selbst in der besten Gestalt nur ein wahres Hundeleben — man verzeihe diesen Ausdruck — ist? Welcher Vater möchte seine Kinder mit seinem Willen in einem Leben voll Mühsal und Knechtschaft auf dem Meere hinsterben sehen, da es ihm so leicht ist, ihnen eine unabhängige Existenz im Innern des Landes zu verschaffen? Auch wäre die Zeit, die erfordert wird, einen guten Matrosen so weit zu bilden, daß er monatlich eine Besoldung von 18 Dollars ansprechen kann, hinreichend, einen jungen Menschen zum Landbesitzer, oder Müller und Kaufmann zu machen, der oft reich und immer unabhängig ist. Es gibt freilich in Amerika Classen, welche den Schiffsdienst zu ihrer Beschäftigung wählen, aber außer Kindern, die ihren Eltern entlaufen, ehe ihre Erziehung vollendet ist, und zu Landstreichern werden, möchte es wenig weiße Kinder in den Vereinigten Staaten geben, die aufs Meer geschickt worden wären, um den Dienst als Matrosen zu lernen.

Die amerikanischen Matrosen sind meist von hohem Wuchse, mager, doch von athletischer Kraft. Ihre Messer hängen offen an ihrer Seite herab, statt daß sie wie die englischen Matrosen sie in den Gürtel stecken. Dieser Aufzug der amerikanischen Matrosen ist ihrem Verkehr mit Neu-Orleans und dem Süden zuzuschreiben, wo sie die Sitten und Gewohnheiten der Flibustier, die dort noch immer bestehen, angenommen haben. Doch die Mehrzahl von ihnen sind geborne Engländer, die ihre Lehrzeit im Küstenhandel bestanden, und dann frühzeitig in Amerika Dienste genommen haben. Es sind englische Auswanderer, die aus Ueberzeugung und in allen Stücken wahrhafte Amerikaner geworden sind.

Die Kauffahrteiflotte der Amerikaner kann man in ihrem gesammten Tonnengehalt auf 2,000,000 Tonnen ungefähr schätzen, wovon auf den Handel mit dem Auslande 700,000 und auf den Küstenhandel 920,000 Tonnen kommen. Im Allgemeinen werden die amerikanischen Kauffahrer von weniger Leuten als die englischen bedient; denn gewöhnlich rechnet man bei diesen auf jedes Hundert Tonnen fünf Menschen, auf den amerikanischen kommen, nach Hrn. Carey's Berechnung, 4⅓ Mann auf 100 Tonnen. Demnach werden für den Dienst auf der Handelsflotte 85,166 Mann gebraucht, von denen auf den auswärtigen Handel 30,333 und auf den Küstenhandel 39,000 Mann kommen. Von dieser Summe von 85,166 Mann müssen beim auswärtigen Handel abgezogen werden: die Schiffseigenthümer, die Unterbefehlshaber und die Schiffsjungen, welche ihre Lehrzeit aushalten, um Capitäne oder Schiffseigenthümer zu werden. Diese schätze ich zusammen auf 8000 Mann, wonach, wenn man sie von den 30,333 abzieht, nur 22,333 M. für den auswärtigen Handel bleiben, welche, mit Ausnahme von wenigen Dänen und Schweden und einer kleinen Anzahl Amerikaner, fast sämmtlich geborne Engländer sind. Für den Wallfischfang wird immer ein Drittel Engländer auf zwei Drittel Amerikaner gebraucht. Bei dem Küstenhandel, zu dem auch die Binnenschifffahrt gerechnet werden muß, sind nur sehr wenig wirkliche Matrosen beschäftigt; ebenso ist auf den Dampfschiffen unter zehn kaum ein tüchtiger Seemann. Zum Stockfisch- und Häringsfang wird ein Gemisch von Amerikanern, Neu-Schottländern und englischen Unterthanen gebraucht, von denen ich aber das wahre Verhältniß nicht angeben kann. Und so möchten sich wohl etwa 30,000 englische Matrosen im amerikanischen Dienste befinden.

Der Küstenhandel wird meistentheils von Schaluppen getrieben, auf denen zwei oder drei Matrosen und Schiffsjungen sind. Der Capitän ist meistentheils Miteigenthümer oder alleiniger Besitzer des Schiffs, die Matrosen und Schiffsjungen häufig seine Söhne, welche die Arbeit für ihren Vater thun; das Nämliche gilt von den Küstenfischereien, und der Wallfischfang wird auf gemeinsame Rechnung getrieben, indem Jeder, der auf dem Schiffe sich befindet, seinen bestimmten Antheil am Gewinn hat. Keiner von diesen Seeleuten würde Lust haben, seine unabhängige Stellung im Leben für den Dienst auf einem Kriegsschiff aufzugeben. Denn selbst die Capitäne verdienen

Digitized by Google

diesen Dienst einige Jahre nur deßhalb, weil sie später sich als Kaufleute etabliren wollen, und die so erlangten Kenntnisse ihnen in ihrem neuen Stande wesentliche Dienste leisten. So bleibt die einzige Hoffnung der Amerikaner im Falle eines Kriegs auf englische Matrosen.

Wenn Amerika jetzt bei einer Bevölkerung von 13,000,000 Seelen keine eigenen Matrosen hat, so kann man denken, wie wenig das der Fall seyn konnte, als die Zahl der Einwohner geringer und die Mittel, sich zu bereichern, größer waren. Im letzten Kriege Englands, also mit Frankreich, wo Nordamerika sich des ganzen Handels bemächtigte, waren ohne Zweifel seine Schiffe mit englischen Matrosen bemannt, und als der Krieg zwischen beiden Nationen ausbrach, führten die nämlichen Seeleute seine Kriegs- und Kaperschiffe. Man wird einwenden, der Engländer trage die Waffen nicht gegen sein Vaterland, und der Volksdichter Dibdin nennt wirklich den englischen Soldaten und Matrosen „treu seinem Land und seinem König!“ Doch ich fürchte, sie verdienen dieses Lob nicht. Matrose und Soldat sind Söldner, die ihre Dienste dem verkaufen, der sie am besten bezahlt. Und Amerika, das dieselbe Sprache spricht und besser bezahlt als England, ist das beste Land für sie, besonders da es so leicht ist, daselbst Bürger zu werden und so jeder Strafe zu entgehen, die den Ueberläufer erwartet, wenn er gefangen wird. Denn um Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, braucht man nur seinen Willen dazu schriftlich einzureichen, und sobald diese Schrift einregistrirt ist, hat man zugleich alle Rechte eines Bürgers, mit Ausnahme der Wahlstimme, deren Erlangung längere Zeit erfordert. Die Erklärung lautet folgendermaaßen: „Ich N. N. erkläre, daß es mein fester Entschluß ist, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, jeden Gehorsam und Treu den andern Mächten, Potentaten, Staaten und Fürsten, wie sie Namen haben mögen, abzuschwören, und besonders gegen Victoria, Königin des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland, deren Unterthan ich jetzt bin.“

Während des letzten Kriegs erfanden die Amerikaner ein treffliches Mittel in Bezug auf die englischen Matrosen, die sie gefangen hatten. Am Tage schlossen sie sie ein und behandelten sie sehr hart, des Nachts aber ließen sie die Thüren offen, und alle Gefangenen eilten auf die Kriegs- und Kaperschiffe, um sich anwerben zu lassen. Und so wird auch jetzt, wenn ein neuer Krieg mit England losbrechen sollte, Amerika seine Matrosen von dorther beziehen, ja selbst, wenn es England an Matrosen fehlen sollte, wird Amerika keinen Mangel daran haben, denn England erzieht ihm dieselben, und die bessere Bezahlung führt die besten Matrosen ihm zu, da der Matrose eines amerikanischen Handelsschiffs monatlich 3 Pfd. 10 Shill., in England 2 Pfd. 2 Shill. erhält; auf einem Kriegsschiff in Amerika 2 Pfd., in England 1 Pfd. 14 Shill., weßhalb auch die amerikanischen Kriegsschiffe oft Monate lang liegen bleiben, da der geringere Sold ihnen die Equipage rauht.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre dieses lustigen, liederlichen Lebens schmolzen dergestalt das kolossale Vermögen des Marschalls, daß er sich genöthigt sah, dem Herzog Johann V einen großen Theil seiner festen Plätze und Güter zu verkaufen. Die Familie des Verschwenders wollte diesen Handel rückgängig machen, allein es gelang dem Marschall, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und im Jahre 1437 erhielt er den bedungenen Kaufpreis ausbezahlt. Nachdem alle menschlichen Ressourcen erschöpft waren, kamen die übermenschlichen an die Reihe. Gilles von Retz, welcher für seine Zeit eine gelehrte Bildung hatte, suchte den Stein der Weisen. Da die Verwandlung der Metalle nicht nach Wunsch ging, griff er zur Magie und verschrieb sich einen Alchymisten, Namens Prelati, aus Italien, welches damals die Heimath jener Charlatans war. Seine Feinde behaupten, daß er Alles bis auf seine Seele und sein Leben dem Teufel vermacht habe. Sonderbarerweise setzte er die Religionsübungen mit seinen Caplanen ununterbrochen fort, während er mit dem bösen Feinde in Verbindung zu treten suchte.

Das erste Verbrechen beging Gilles von Retz, wie es scheint, in Folge eines Liebeshandels. Der Marschall reiste eines Tags an der Gränze der Bretagne unter dem Namen seines Capellmeisters und machte der Frau eines Schiffers die Cour, welche seine Liebe mit allzu heftiger Gegenliebe erwiederte. Die Schiffersfrau hatte eine Schwägerin, welche über diesen Leichtsinn und diese Unvorsichtigkeit sehr aufgebracht war. Gilles von Retz verliebte sich in diese, fand aber hartnäckigen Widerstand. Als endlich die Tugend der Schwägerin wankte, verschwand diese plötzlich und entfloh zu ihrem Manne, einem reichen Müller, der an den Ufern der Vilaine, gegen Fougeres hin, ansäßig war. Der Marschall verfolgte die Fährte des entschlüpften Wildes, welches seine Botschafter bald ausgewittert hatten, und zeigte sich in der Umgegend; allein der Müller kannte ihn persönlich, und es hielt schwer, die Frau allein zu sehen. Nach vielen Schlichen war Gilles von Retz endlich glücklich, allein in Folge eines nächtlichen Rendezvous schöpfte der Mann Verdacht und erdolchte seine Frau; der Marschall eilt in der ersten Wuth in das Haus seiner Geliebten und tödtet den Müller nebst seinen zwei Knechten.

Mit Bedauern kommen wir auf den schauderhaften Theil dieser Biographie zu sprechen. Das Sinnen auf raffinirte Lüste oder die Vorschriften der Magie verleiteten den Marschall, Kinder zu schlachten. Um den wahren Beweggrund einer so scheußlichen Handlung zu entdecken, müßte man die zahlreichen Manuscripte seines Processes einsehen können, wozu ganz besondere Empfehlungen gehören, die nicht jeder hat. Es scheint, daß gewisse Zauberkünste, wodurch man dem Teufel zu gefallen und die Ehre seines Besuchs zu erlangen sucht, das Blut, das Herz, oder irgend einen andern Theil eines Kindes fordern. Der Teufel verlangt von Jedem, der ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und seine persönliche Bekanntschaft machen will, ein großes moralisches Opfer. Ob nun diese Teufelscitationen oder das Wohlgefallen an schrecklichen Gelüsten die Motive der

Digitized by Google

Morde gewesen, welche der Marschall an Kindern beging, bleibt, wie gesagt, zweifelhaft; authentisch erwiesen jedoch ist, daß seine Leute durch Leckerbissen und dergleichen Köder kleine Mädchen und besonders Knaben in seine Schlösser lockten, aus denen sie nicht wieder zum Vorschein kamen. Auf seinen Reisen durch die Bretagne machten sich seine Lieferanten an arme Handwerker und Tagelöhner, welche hübsche Kinder hatten, und bewogen sie, ihre Kinder dem Marschall anzuvertrauen, der sie unter seine Pagen aufnehmen und gut versorgen würde. Mehrere Freunde des Marschalls, ein Prieay, Gilles de Sillé, Roger de Bracqueville, die Spießgesellen seines liederlichen Lebenswandels, scheinen diese niederträchtigen Schandthaten geübt zu haben: sie lieferten ihrem mächtigen Gönner unschuldige Kinder, oder wurden dazu gebraucht, den Eltern zu drohen und ihre Klagen zu unterdrücken. Die Gerüchte von diesen gräßlichen Verbrechen verbreiteten lange Zeit Angst und Schrecken in der ganzen Bretagne; am Ende wurde der Unwille und das Scandal größer als das Ansehen und der Einfluß des Gilles von Retz. Im Monat September 1440 wurde der Marschall gefänglich eingezogen, in den Thurm von Nantes gesetzt, und der Herzog Johann von der Bretagne ließ ihm den Proceß machen.

Aus diesem kurzen und trockenen biographischen Abriß erhellt, daß wir das Leben dieses ersten Don Juan nur höchst oberflächlich kennen, und es aus den schwülstigen Redensarten der Proceßacten herauslesen müssen. Ueber die Motive und Schattirungen seiner verbrecherischen und nicht verbrecherischen Handlungen fehlen uns alle Nachrichten, und wir sind daher weit entfernt, ein wahres, naturgetreues Portrait von diesem außerordentlichen Manne zu besitzen.

Mit Gilles von Retz hatte man zugleich zwei seiner Kinderlieferanten, Henri und Etienne Corillant, Poitou genannt, verhaftet; der Alchymist Prelati war nicht mehr am Leben. Bei der ersten Confrontation mit diesen beiden Complicen verläugnete sie der Marschall als seine Diener: er habe stets nur ehrliche Leute in seinen Dienst genommen. Allein später gestand er aus Angst vor der Folter alle seine Vergehen und bestätigte die Aussagen von Henri und Etienne Corillaut. Wir überheben uns, hier die gräßlichen oder obscönen Details dieses Processes zu wiederholen; überall erblickt man eine glühende Ausschweifung, die sich nicht anders sättigen kann, als wenn sie Alles, was den Menschen hoch und heilig ist, mit Füßen getreten. Wir sehen diesen Don Juan rastlos von einem auf das andere fahrend, Alles mit Heftigkeit ergreifend, und vor nichts noch so Gräßlichem zurückbebend; wir sehen, daß eine unstäte Langeweile ihn von Ort zu Ort, von Genuß zu Genuß, von Raserei zu Raserei treibt, und daß eine barocke, in ihren Verirrungen wunderbar schöpferische Phantasie ihn aufs grausamste martert und tyrannisirt. Es sind von diesem Processe acht Manuscripte auf der königlichen Bibliothek in Paris und ein neuntes im Schloßarchiv von Nantes vorhanden. Gilles von Retz hat eine ansehnliche Zahl Kinder und junger Leute von acht bis achtzehn Jahren abgeschlachtet. Diese Menschenopfer geschahen in den Schlössern Machecoul, Chantocé, Tiffanges, Besitzungen des Marschalls, in seinem Hotel de la Suze zu Nantes und in vielen Städten, wo Gilles von Retz sein Hoflager für einige Zeit zu halten pflegte. Er selbst hat eingestanden, daß er diese Menschenschlächterei acht Jahre lang getrieben; einer von seinen Mitschuldigen behauptet vierzehn Jahre. Man verbrannte die Ueberreste der Opfer, um jede Spur des Verbrechens auszutilgen. Diese französische Criminalgeschichte des 15ten Jahrhunderts hat den Fehler, daß sie einem abscheulichen, kalt ausgedachten Roman der neuesten romantischen Schule ähnlich sieht. Man muß sich Gewalt anthun, um die Geschichte bis zu Ende zu lesen; man muß sich zu wiederholtenmalen ins Gedächtniß rufen, daß man Proceßacten vor sich hat, und daß es sich um gerichtlich erwiesene Facta handelt, und noch dazu gegen einen der vornehmsten, gebildetsten, reichsten und mächtigsten Männer seiner Zeit, daß also Verleumdung und Uebertreibung nicht wohl möglich sind. Trotz der oben erwähnten Vorsichtsmaßregel fand man in Chantocé 46, und in Machecoul 80 Cadaver. Um vor seinem Ende noch einmal eine seiner Lieblingsneigungen, die Freude an feierlichen Processionen und Umzügen, zu befriedigen, erwirkte sich der Marschall die Vergünstigung, von der Geistlichkeit in Nantes, mit ihrem Bischof an der Spitze, auf den Richtplatz begleitet zu werden. Er machte die Ceremonie vollständig, indem er sich als reuiger Sünder gebärdete, und auf dem Wege nach dem Galgen Predigten ans Volk hielt, und seine beiden mit ihm zum Tode verurtheilten Complicen zur Geduld und Buße ermahnte; unter dem Galgen nahm er zärtlich Abschied von ihnen und versprach, sie bald im Paradiese einzuholen. Er starb durch den Strang am 28 October 1440, im Alter von 44 Jahren. (Ausführlichere Details findet man Tom 8. Mélanges tirés d'une grande Bibliothèque und in Monstrelet.) Es wäre für Frankreich nicht ohne Gefahr, den Proceß dieses sonderbaren Mannes herauszugeben: in einer Zeit, wo die Masse der Gebildeten vor Langeweile stirbt und nach Auszeichnungen dürstet, könnte diese widrige Criminalgeschichte ähnliche Verbrechen erzeugen; der Proceß der Madame Lafarge verspricht uns interessante Aufschlüsse über das Seelenleben eines Theils der vornehmen Pariser Welt. Mit verständiger Auswahl und Benutzung der noch ungedruckten Actenstücke in eine fortlaufende Erzählung eingekleidet, würde dieser Proceß an die Memoiren des Benvenuto Cellini erinnern, und über die Sitten der Zeit mehr Aufschluß geben, als so viele gelehrte und langweilige Declamationen in dicken Geschichtswerken.

(Fortsetzung folgt.)

Erdbeben und Vulcane.

(Schluß.)

Wenn durch die innere Kraft der Erde einerseits ganze Höhenzüge emporgehoben worden und große Landstrecken den Fluthen des Meeres entstiegen, so werden andrerseits auch viele Erdstriche versunken seyn. Die zahllosen Inseln im großen Ocean sind vielleicht die höchsten Spitzen eines verschwundenen Welttheils, und was noch über der Wasserfläche von den Strahlen der Sonne beschienen wird, sind die Ueberreste einer großen Terra pacifica. Die ungeheuren Korallenriffe in jenen

Digitized by Google

Gewässern deuten auf solche Ereignisse hin, und der fast allgemein vulcanische Boden gibt der Vermuthung einen höhern Grad von Wahrscheinlichkeit. Gleicherweise scheint es nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, daß alle Inseln, die in der Nähe fester Länder liegen und gleiche Thiere wie diese nähren, einst mit dem benachbarten Mutterlande zusammengehangen haben. Die Nachkommen der Portugiesen in den asiatischen Gewässern haben die Sage der Eingebornen aufbewahrt, daß die Insel Sumatra mit Malacca einst verbunden gewesen sey. Das Nämliche muß auch mit Borneo und Java der Fall gewesen seyn, wie es schon aus den ganz gleichen mineralischen Erzeugnissen hervorgeht, welche auf diesen Inseln und dem festen Lande gefunden werden. Auch beim Thierreiche treten dieselben Verhältnisse ein, denn Elephanten und Rhinocerosse sind noch in großer Anzahl in Sumatra zu finden. In Borneo dagegen hält man sie für ausgestorben, weil man aber das Innere dieser Insel so wenig kennt, so ist es gar wohl möglich, daß sie dort noch vorhanden sind. Selbst auf dem kleinen Eilande Singapur ist der Tiger einheimisch, und erst kürzlich noch sind mehrere Menschen in der Nähe der Stadt zerrissen worden. Der Orang-Utang, den unsere Naturforscher Sumatra und Borneo allein zuschreiben, ist glaubwürdigen Nachrichten zufolge auch in Siam zu Hause, und wo die wilden Thiere der festen Erde über einen nahe liegenden Archipel verbreitet sind, ist an der frühern Verbindung beider Landtheile nicht zu zweifeln. Ganz ähnliche Schlüsse lassen sich auch auf Ceylon, die westindischen Inseln u. s. w. anwenden, und wenn man die Ereignisse bedenkt, welche in der Gestaltung des Bodens überhaupt stattgefunden haben, so wird man sich über die Einsenkung oder das Verschwinden großer Strecken nicht mehr wundern.

Obgleich diejenigen Länder am meisten von Erdbeben zu leiden haben, welche in der Nähe von Vulcanen liegen, so werden doch auch Stöße anderwärts verspürt, und es wird schwer seyn, einen Theil des festen Landes zu bezeichnen, der davon verschont geblieben. Ramond hat zu Bagnère de Bigorre 60 Erdstöße gezählt; in Deutschland und der Schweiz sind sie öfters bemerkt worden. Auf der nördlichen Küste von Afrika sind sie ebenfalls häufig, und das große Erdbeben von Aleppo ist noch in frischem Andenken. Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen unter allen Himmelsstrichen, obgleich sie unter dem Aequator und zwischen den beiden Wendepunkten am häufigsten sind. Ueberall, wo erloschene Vulcane oder heiße Quellen gefunden werden, kann man sie als Beweise innerer Gluth betrachten. In den Bädern zu Cauquenes in Chili hat man die Bemerkung gemacht, daß das Wasser nach Erdbeben theils auf einige Zeit versiegt, theils von seinem Wärmegrade verliert. Eine der dort befindlichen heißen Quellen hat eine Temperatur von 118° Fahrenheit, die nach dem großen Erdbeben von 1835 auf 92° gefallen ist. Die Richtung der Erdbeben wird immer vorzugweise in der Richtung der Höhenzüge und ihrer Vulcane liegen; die Spalten des Bodens werden theils in derselben Richtung seyn, theils seitwärts abspringen. Durch Chili hinauf streichen die Erdbeben von Südwest nach Nordost, die Spalten dagegen liegen häufig nordwestlich. Daß sie sich öffnen und schließen, liegt an der wellenförmigen Gebärdung des Bodens. In diese Spalten sind beim Erdbeben in Jamaica mehrere Kühe gefallen und zerquetscht worden. Die Hälfte des Körpers ragte noch über den Boden hervor.

Betrachtet man die ungeheure Menge vulcanischer Materie, welche im Laufe der Zeit aus der Tiefe des Bodens herausgeschleudert wurde, und bedenkt man die Lavaströme, welche auf dem Meeresgrunde liegen müssen, so ist es offenbar, daß die Schmelzstoffe unmöglich aus dem nächsten Bereiche der Vulcane selbst kommen. Ueberdieß ist die Beschaffenheit dieser Stoffe durch alle Theile der Welt so gleichförmig, daß man sie sammt und sonders für verschiedene Auswürfe aus dem nämlichen Schlunde halten könnte. Ganz außerhalb dem Bereiche unserer Forschungen scheint die vulcanische Kraft zu liegen, und muß nach muthmaßlicher Schätzung im ersten Drittel des Halbmessers unserer Erde zu suchen seyn. Dieser Ansicht gemäß lagerten die Brennstoffe in einer Tiefe von 287 Meilen, und in dieser Richtung wäre der Gluthherd um den ganzen Erdball vertheilt. Nimmt man an, daß die größte Höhe, zu welcher in Europa die Feuerströme emporgetrieben worden, etwas über 10,000 Fuß beträgt, so wird schon dazu eine ungeheure Kraft erfordert, wenn man auch die Brandstätte des Aetna in gleiche Fläche mit dem Meere legt. Von hier bis zum höchsten Punkte der ausströmenden Lava wäre eine Wassersäule dem Drucke von 318 Atmosphären gleich. Weil aber die Dichtigkeit der Lava zum Wasser wie 2½ : 1 sich verhält, so muß der Druck einer ganzen Lavasäule 795 Atmosphären betragen. Bis zur Region des Herdes müßte daher der ganze Druck auf 509,595 Atmosphären berechnet werden, wenn man die Meile auf 22,800 Fuß annimmt. Dieß setzt eine Dehnkraft von 1100 Millionen Pfund auf jeden Geviertfuß voraus, und erklärt die staunenerregende Wirkung der Erdbeben und feuerspeienden Berge.

Wenn Schlamm, Wasser, verglaste Felsenstücke, Fische u. dgl. aus den Berghütten hervorgetrieben oder aus dem Krater herausgeschleudert werden, so kommen sie aus dem Bereiche unserer Erdrinde selbst. Schlamm und Wasser sammeln sich in den Seitenkammern vulcanischer Berge während der Ruhezeit, und stürzen hervor, wenn diese Behälter durch die gährende Kraft geborsten werden. Durch die Strömung unterirdischer Gewässer, manchmal in Verbindung mit Flüssen und Bächen sich befindend, können Fische nach diesen Kammern geführt und mit Schlammmassen hervorgetrieben werden. Kein Körper erkaltet so langsam als Lava, die man in Sicilien nach zehn Jahren noch in zähem Zustande gefunden hat. Aus äußerlich erstarrten Geschieben strömt noch nach langer Zeit vom Kerne heraus die flüssige Gluth. Die häufigen Regengüsse, welche fast immer nach vulcanischen Ausbrüchen sich ereignen und über große Landstrecken sich verbreiten, wo sonst um die nämliche Zeit nicht Ein Tropfen Regen fällt, scheinen in der Rückwirkung des Luftkreises zu liegen, wodurch die in ihm schwimmenden Wasserdünste niedergeschlagen werden. Alles erwogen, tritt durch vulcanische Thätigkeit die ganze Natur aus ihrem Gleichgewichte — was im Busen der Erde mächtig sich schüttert, findet im leicht schwebenden Raume seinen Wiederhall.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 59 u. 60** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Auf meinen Sohn Gonzalo, als er fünf Jahre alt war. — Scene aus Puschkins Boris. (Schluß.) — Amerikanische Anthologie. (Schluß.) — Die Marquisin L — — d und L. J. Urquhart. (Schluß.)**

Das Abonnement dieses dem Auslande besprochenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 139.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Mai 1840.

Das französische Zuckergesetz.

Erster Artikel.

Wie alle großartigen Einrichtungen, so hat auch Napoleons Continentalsystem noch jetzt Nachwirkungen, und die Folgen desselben sind es, welche neuerdings so mannichfach besprochen wurden. Die während des Continentalsystems hervorgerufene Runkelrübenzuckerfabrication ist in den letzten zehn Jahren so bedeutend herangewachsen, daß sie, die lange Zeit ein Nothbehelf und ein Mittel zur bessern Verwerthung der Bodenerzeugnisse war, in den Rang einer der wichtigsten Industriezweige eingetreten ist. Ob sie bestehen wird, hängt freilich am Ende von der Frage ab, ob der Runkelrübenzucker ohne Zollschutz mit dem Rohrzucker die Concurrenz halten kann, da dieser letztere bei seiner allerdings wohlfeilern Erzeugung stets die Kosten des Transports gegen sich hat. Wir sind keineswegs gemeint, über diese Frage abzusprechen, die bei den fortdauernden Fortschritten der Rübenzuckerfabrication sich jetzt auch noch kaum beantworten läßt, und betrachten darum das obige Zuckergesetz nur als einen der verschiedenen Incidenzpunkte des Kampfes zwischen Colonial- und Rübenzucker, eines Kampfs, der noch lange nicht zu Ende ist. Das Gesetz hat nicht nur für Frankreich Wichtigkeit, sondern auch für Deutschland durch mannichfache Rückwirkung, und es möchte in dieser Beziehung nicht uninteressant seyn zu bemerken, daß das Amsterdam'sche Handelsblad schon im Februar d. J. diesem Gesetze seine besondere Aufmerksamkeit schenkte, und die Hoffnung ausdrückt, dieß werde wohl der letzte Todeskampf des noch in seinen fernsten Folgen unseligen Continentalsystems (de laatste doodstuip van dit nog in zyne verste gevolgen rampzalig Continentalstelsel) seyn. Das Blatt hat Ursache, so zu urtheilen, da von der deutschen Rübenzuckerfabrication dem holländischen Handel bei einigem Schutze mancher Abbruch droht.

Doch wir haben hier den Streit zwischen Colonial- und Rübenzucker nicht auszufechten, sondern auf einige höchst bemerkenswerthe Umstände des französischen Zuckergesetzes aufmerksam zu machen. Der erste besteht darin, daß das vorige und das jetzige Ministerium von grundverschiedenen Ansichten ausgehen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß veränderte Zeitumstände eine andere Gestaltung herbeiführten. Das ursprüngliche Gesetz stellt offenbar eine gänzliche Unterdrückung des Rübenzuckers in Aussicht, und will die bisherigen Rüben, zuckerfabricanten mit 40 Millionen entschädigen, vielleicht das erste Beispiel in der Handelsgesetzgebung, daß man für einen erst zugestandenen, dann entzogenen Schutz eine baare Entschädigung anbot. Indem man aber die Vernichtung des Runkelrübenzuckers in Aussicht stellt, und die Fabricanten entschädigen will, gibt man zu erkennen, daß man alles Andenken an das Colonialsystem von sich weist, und der Seefahrt, dem Handel und den Colonien jede andere Rücksicht opfern will. Dagegen erklärt das jetzige Ministerium auf das bestimmteste, daß es die Rübenzuckerfabrication nicht ganz opfern wolle. Die Journale schreien darüber, daß man eine unmögliche Ausgleichung zwischen dem Colonial- und einheimischen Zucker versuche, und die Schwankungen in dem Streite zwischen beiden verewige. Die zur Untersuchung des ersten Gesetzentwurfs niedergesetzte Commission hatte dagegen eine Rückkehr zu dem Gesetz vom J. 1837 beantragt, nämlich Belassung der Abgabe von 15 Fr. (oder vielmehr 16 Fr. 50 C. mit den 10 Proc. Zusatz) auf 100 Kilogramme, Wiedererhöhung der Abgabe vom Colonialzucker von 30 auf 45 Fr. (nebst 10 Proc. Zusatz) und Erhöhung der Auflage auf fremden Zucker von 55 auf 60 Fr. Die Absicht der Commission war augenscheinlich, die einheimische Zuckerfabrication nicht tiefer sinken zu lassen, als sie durch das Gesetz vom Jahre 1837 gesunken war, *) und den Colonien eine größere Sicherheit gegen den fremden Zucker zu gewähren, wogegen die Seestädte den Unterschied zwischen dem fremden Zucker und dem aus französischen Colonien auf 10 Fr. bestimmt, und die Abgaben auf einheimischen und französischen Colonialzucker, wenn nicht im Augenblick, doch nach und nach im Laufe von 5 bis 6 Jahren gleichgestellt wissen wollen.

Das vorige Ministerium ging entschieden von der Ansicht aus, daß die See- und Colonialmacht Frankreichs in ungestörtem Frieden sich entfalten würde, das jetzige setzt Störungen voraus, und verlangt durchaus, daß der einheimische Zucker

*) Seitdem haben 166 Fabriken aufgehört zu arbeiten.

Digitized by Google

nicht ganz geopfert werde. Auch die Commission hat wie natürlich in ihrem Bedenken die Gründe möglicher Störung angeführt. Diese sind die noch ungelöste, aber einer Lösung immer dringender bedürftige Sklavenfrage, und ein möglicher Krieg. Mit der Emancipation sinkt der Zuckerertrag der Colonien, dieß ist die entschiedene Erfahrung im englischen Westindien, denn es ist unmöglich, den freien Neger zu der gleichen, ausdauernden harten Arbeit in den Zuckerfeldern und den Zuckermühlen zu bringen, wie den Sklaven vermittelst der Peitsche. Bei einem Kriege können die wenigen französischen Colonien in Feindes Hand fallen, oder durch eine Blokade der französischen Häfen die Schifffahrt gesperrt werden, dann ist Frankreich für seinen Zuckerbedarf der Gnade der Neutralen preisgegeben. Ist die ganze Rübenzuckerfabrication einmal vernichtet, dann ist es schwer, die Werkzeuge, die Maschinen, die tüchtigen Arbeiter wieder zusammenzubringen; werden aber die Fabriken nur vermindert und nicht gänzlich unterdrückt, so können sie schnell wieder aufleben. Man sieht also, das Ministerium muß, wenn es nicht geradezu die Partei des einheimischen Zuckers ergreifen will, einen Mittelweg einschlagen, der bei allenfallsigem Ausbruch eines Kriegs schnell wieder zum Continentalsystem und zu gänzlicher Befreiung des Rübenzuckers von Abgaben führen müßte.

Der Conflict der Colonien und des Handels datirt sich erst seit wenigen Jahren. Im J. 1814 producirten die Colonien kaum 7 Millionen Kilogramme Zucker, und jetzt ist ihre Production auf 87 Millionen gestiegen. Die Rübenfabrication lieferte im J. 1834 etwa 20 Mill., im J. 1835 gegen 30, und im J. 1836 zwischen 30 und 40 Mill. Kilogramme. Jetzt begann das Geschrei der Colonien und der Seestädte, und im J. 1837 wurde endlich das Gesetz erlassen, das den einheimischen Zucker mit 15 Fr. die 100 Kilogramme besteuerte. Dadurch ist die Production nach Angabe der Commission um zwei Fünftheile, also etwa auf 22 bis 24 Mill. Kilogramme gesunken, die mit den 87 Millionen der Colonien ungefähr 110 Mill. ausmachen, während man den Verbrauch in Frankreich nur auf etwas mehr als 100 Millionen schätzt, so daß also ein Ueberschuß bleibt, den die Colonien dem Gesetze nach nirgend anders wohin als nach Frankreich führen dürfen, und die einheimische Fabrication des hohen Preises wegen nirgends hinführen kann.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

In dem Archiv der Präfectur von Nantes liegen viele auf die Kriege in der Vendée bezügliche Documente. Wenn die Restauration nicht ganz ohne alles Regierungstalent gewesen wäre, und sich nicht am liebsten vernagelter Köpfe bedient hätte, so würde sie einige aus der Vendée oder aus der Bretagne gebürtige Officiere beauftragt haben, in dem Präfectur-Archiv zu Nantes die Materialien zu zwei wahren und interessanten Bänden zu sammeln, es würden alsdann nicht so viele royalistische Helden unbekannt geblieben seyn, carent quia vate sacro. Individuelles Genie und fanatische Begeisterung sind im 18ten Jahrhundert nirgends pittoresker ausgebrochen, als unter den einfältigen Bauern der Vendée und Bretagne, welche Gott zu rächen glaubten. Eine solche Vereinigung von persönlicher Bravour und militärischer Taktik mit der bodenlosesten Unwissenheit und completesten Unfähigkeit, geschriebene oder gedruckte Dinge zu begreifen, ist in dem Maaße vielleicht noch nie vorgekommen. Ein Bürger von Nantes verpflegte in seinem Landhause einige Stunden lang einen tödtlich verwundeten Chouan, welcher, über die Ursache seiner Theilnahme am Kriege befragt, zur Antwort gab, daß er sich durchaus nicht für seinen Pfarrer geschlagen, sondern für seine Frau, denn er könne doch nicht ruhig mit ansehen, daß der Nationalconvent ihn zwingen wolle, sich von seiner Frau zu trennen, welche er anbete und wahrlich keinem Andern abzutreten gesonnen sey. Der Unglückliche hatte das neue Scheidungsgesetz in diesem Sinne verstanden.

Mein Hotel ist ein Taubenhaus, wo Fremde tagtäglich ein- und ausfliegen; die Dampfschiffverbindung mit Bordeaux und Orleans zieht viele Reisende nach Nantes und bevölkert diesen Gasthof, welcher sich auf sein geräumiges Stiegenhaus mit einer breiten, steinernen Treppe und auf seine Decorationen à la Louis XV große Stücke einbildet. Die Ausmeublirung der Zimmer ist in der That eleganter als das Ameublement unsrer süddeutschen Wirthshäuser, allein was Küche und Bedienung anlangt, vermisse ich schmerzlich den Schwan oder Weidenbusch in Frankfurt. Ich sterbe beinahe vor Hunger, so oft ich an der Table d'Hôte speise, wo die ewigen Hühnerfricassées und Kalbsfricandeaux mit Sauerampfer mir Ekel erregen und allen Appetit benehmen; die eßbaren Gerichte vergiften mir einige widerwärtige Engländer, welche sich mit ungefälliger Rohheit bedienen. Zu meinem Glück habe ich dem Theater gegenüber ein sehr leidliches Speisehaus entdeckt, wo man nach der Karte ißt: die Wirthin, eine sehr artige, freundliche Dame, im ersten Drittel der Dreißiger, von schlichtem, gutherzigem und leutseligem Wesen, hilft mir jedesmal den Küchenzettel machen. Sie hat mir auch erzählt, daß mein großer Gasthof mit dem Capital einer Leibrentengesellschaft vor etlichen zwanzig Jahren gegründet worden, und daß die noch lebenden Actionnäre bloß 5 Procent empfangen. — Das sogenannte große Café, neben den acht geschmacklosen, unästhetischen Säulen der Theaterfaçade, ist der Sammelplatz für die jungen Fashionables von Nantes: ich frühstücke daselbst jeden Morgen; die Sahne zum Kaffee ist vorzüglich; ich lese nebenher die Zeitungen, oder horche auf die Späße der benachbarten Tische, da hier ein freierer Ton herrscht als in Paris, und dennoch der scharfe, grobe Witz der Fußgänger hervorbricht. Entsetzlich lang werden mir bisweilen die Abende; so wie es acht, neun Uhr schlägt, sehne ich mich nach dem Pariser Leben. Nantes hat zwar ein großstädtisches Ansehen, allein der gesellige Geist ist erschrecklich kleinstädtisch. Ich war in einigen Cirkeln; gütiger Himmel! welche Geistesleere! welche Armuth und Misere!

Alles, was in Paris als Gemeinplatz, Geklätsch und Getratsch mit Recht von der Unterhaltung ausgeschlossen bleibt,

Digitized by Google

liefert in der Provinz den Hauptſtoff der Converſation, und dazu wird noch Alles übertrieben. Iſt ein berühmter Mann in Paris Vater von fünf Kindern, ſo macht man zehn daraus, und thut hochmüthig, daß man ſo genau Beſcheid weiß. Hat ein Miniſter während der Dauer ſeines Miniſteriums eine halbe Million erſpart oder gewonnen, ſo heißt es gleich drei Millionen. Ich habe eine Menge vermuthlich übertriebener Details über Induſtrie und Schifffahrt mit anhören müſſen, welche Nantes vor der fatalen Revolution von 1789 zu einem der blühendſten und reichſten Handelsplätze von Frankreich machten. Die royaliſtiſchen Journale bearbeiten die Geiſter in dieſem Sinne, und der ganze Weſten von Frankreich bedauert dieſen Idealzuſtand von Glückſeligkeit und Vollkommenheit, den die garſtige Revolution zerſtört. Havre iſt in der letzten Zeit der Hafen von Paris geworden, und hat die Handelsoperationen an ſich geriſſen, welche ſonſt Nantes und Bordeaux bereicherten. Die Abkömmlinge der Kaufleute, welche in jenen Städten alljährlich ſo große Summen gewannen, haben nur noch mittelmäßigen Verdienſt, wollen aber nichtsdeſtoweniger einen Aufwand und Luxus machen, wovon ihre Vorfahren nichts wußten. Deßhalb ſind die Bewohner von Nantes in beſtändiger Wuth oder Unzufriedenheit; ſie beklagen ſich, daß man ſie wie Parias behandle, daß die Pariſer Alles hätten, und daß ſie ſich plagen und quälen müßten, um den 60,000 Rentiers der Hauptſtadt ihre Fünfprocents zu bezahlen. „Wollte Gott, Paris ſtände an allen vier Ecken in Brand!“ hörte ich eines Tags einen Kaufmann aus Bordeaux an öffentlicher Tafel ausrufen, und dieſer darmherzige Wunſch kam von Herzen.

Nantes und Bordeaux ärgern ſich ſchwarz und gelb über den ſteigenden Wohlſtand von Paris; man beneidet ihm folgende drei Dinge: 1) das Spiel an der Börſe. (In Paris kann man der ausgelaſſenſten Spielluſt fröhnen, ohne daß Jemand ein Wort davon erfährt, und ohne für einen Spieler zu gelten.) 2) Die Rente. (In Paris allein leben 60,000 Rentiers, in der Provinz kaum 4000; die Landgüter tragen mit genauer Noth nur 2½ Proc., und die Rente bringt 4½ Proc.) 3) Die großen Geſchäfte, welche ausſchließlich in Paris gemacht werden. Dieſer Neid auf Paris bildet den vorherrſchenden Charakterzug in der Phyſiognomie von Nantes und Bordeaux: ſie ſchieben die Schuld auf die Deputirtenkammer, welche, wie ſie ſagen, im Jahre 1837 nicht die Eiſenbahnen hat votiren wollen, weil dieſe neuen Communicationswege den Provinzen einen Theil der Pariſer Vorzüge zugewandt haben würden (jedenfalls den, an der Börſe ſpielen zu können).

Zu berückſichtigen iſt ferner, daß Paris vor der Revolution, zur Zeit des größten Glanzes von Nantes und Bordeaux, nur 450,000 und keine 930,000 Einwohner zählte: es war mit großen Rittergutsbeſitzern und hohen Geiſtlichen bevölkert, welche, wie der Herzog von Richelieu und der Biſchof von Avranches, den Damen zu gefallen ſuchten und dahin ihr Geld zu verzehren und ſich zu beluſtigen kamen. Die Debuts einer neuen Tänzerin oder Sängerin an der großen Oper waren für dieſe Herren wichtige Staatsbegebenheiten: ſich um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmern, däuchte ihnen eine unerträgliche Laſt; ſie hatten nie tauſend Thaler in ihrer Schatulle. Heutzutage gibt es keinen reichen Mann in Paris, der wenigſtens nicht einmal in ſeinem Leben von einem abgefeimten, geldloſen Schwätzer geäfft und um einige Thaler gebracht worden, weil er ſich zur Theilnahme an irgend einer rieſenhaften und überaus vortheilhaften Speculation hat bereden laſſen. Die heutigen Reichen, denen die Debuts der großen Oper ſehr gleichgültig ſind, haben weiter keine Beſchäftigung als die Kammer und die Börſe, und mehr oder minder abſurde Speculationen, wozu ſie Betrüger und Schwätzer verleiten, die ihnen die Langeweile vertreiben. Wenn die jetzigen Pariſer Reichen einmal von den Robert Macaire's geheilt ſeyn werden, ſo iſt es natürlich, daß ſie ihre Capitalien den umſichtigen Handelsſpeculanten aller Nationen anvertrauen, welche gegenwärtig ihr Generalquartier in Havre aufgeſchlagen haben. Nantes und Bordeaux liegen zu weit weg.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Santorin.

Vermuthlich iſt dieſer Name eine Verkürzung von Santa-Irene, welche die Schutzheilige der ſpätern Bewohner der Inſel war. Der alte Name Thera kommt wahrſcheinlich her von Theras, welcher die Inſel von Lacedämon aus bevölkert hatte. Gegenwärtig heißt ſie wieder Thera. Sie iſt die ſüdlichſte der Cykladen, und hat einen Umfang von 5⅞ Quadratmeilen. Dieſe Inſel, leicht erkennbar an ihrer ſichelförmigen Geſtalt, iſt ohne allen Zweifel ein vulcaniſches Product, und hat für den Geologen viel Merkwürdiges. Alten Ueberlieferungen zufolge ſoll ſie vor Zeiten ganz rund geweſen ſeyn; bei einer Reihe von heftigen Erdbeben ſoll der weſtliche Theil verſunken ſeyn, wovon übrigens die Weſtküſte, welche faſt perpendiculär herabfällt und mehr als 200 Klafter hoch iſt, ſo wie die gegenüberliegenden Inſeln, als übrig gebliebene Theile des Ganzen, die deutlichſten Spuren tragen. Das dadurch gebildete Baſſin iſt unergründlich tief, ſelbſt hart an der Küſte, ſo daß an jener Seite durchaus kein Ankergrund zu finden iſt, und die Schiffe wie an einem Quai an dem ſteilen Ufer befeſtigt werden. Die Inſel iſt einem großen Plateau ähnlich, auf welchem ſich ein paar hohe und einige geringere Berge erheben; ſie ſenkt ſich mit einem ſanften Abhange gegen Oſten bis an den Meeresrand, und ſcheint an dieſer Seite zu gewinnen. Die ganze Bodenfläche von Santorin beſteht aus Bimsſtein, Pozzolanerde, verwitterter Lava, mit Baſaltlagen untermiſcht, und gewährt ſeinen betriebſamen Bewohnern einen ziemlich fruchtbaren und durch ſeine innere Hitze vorzüglich für den Weinbau geeigneten Boden. Schade nur, daß ein völliger Waſſermangel herrſcht, und daß die Felder nur durch die Winterregen und den außerordentlich ſtarken Herbſtthau getränkt werden; für den häuslichen Bedarf hat man übrigens in den meiſten Wohnungen große Ciſternen.

Indem die Inſel nicht einen einzigen Hafen beſitzt und ſogar an der hohen Weſtküſte, auf welcher die meiſten Dörfer gebaut ſind, keine Rhede hat, ſo ſind die Schiffe bei dem geringſten Windſtoße gezwungen, einen Zufluchtsort zwiſchen den beiden Kaimenos zu ſuchen, wo ſogar für größere Schiffe ein ſicherer Ankergrund gefunden wird. Dieſe Kaimenos, eine halbe Stunde von der Weſtküſte entfernt, bilden den mitt-

Digitized by Google

lern Theil der Inseln, welche an jener Seite in einem Cirkel um Santorin herumliegen. Beide sind vulcanische Producte, und man erinnert sich noch mittelst Ueberlieferung, daß der kleinste im Jahre 1707 bei einem heftigen Erdbeben mit schrecklichem Getöse aus dem Meere emporstieg. Es sind kolossale Massen von Basalt und ausgebrannter Lava, ohne irgend eine Spur der Vegetation.

Die Bevölkerung von Santorin oder Thera beträgt 14,000 Seelen, wovon 620 der römisch-katholischen Kirche angehören, in dem Hauptorte Thera beisammenwohnen und fast die Hälfte von deren Einwohnerschaft bilden, während alle übrigen Bewohner der Insel sich zur griechischen Kirche bekennen. Außer ebenerwähntem Hauptorte, der sich durch Reinlichkeit besonders auszeichnet, hat Santorin noch Apano-Meria, einen Flecken an der Nordwestküste mit 2500 Einwohnern, welcher eben so hoch als Thera liegt. Pyrgos mit 1000, Merwigli mit 1100 und Emporio mit 900 Einwohnern sind mehr landeinwärts gelegene Flecken, die sich durch nichts auszeichnen. Die übrige Bevölkerung, so fern sie nicht in und unter ihren Weinbergen in Höhlen wohnt, welche in der Pozzolanerde ausgegraben sind, hält sich in Vurvulo, Firostefani, Kondochori, Kasterado, Mossaria, Bothona, Goria, Megalochorio und Akrotiri, sämmtlich mehr oder weniger ansehnlichen Dörfern, auf. Der römisch-katholische Bischof residirt zu Thera, der griechische zu Pyrgos, und die beiden Gemeinden hassen sich hier wie anderwärts von ganzem Herzen. Der am meisten civilisirte, ehrlichste und wohlhabendste Theil der Bevölkerung gehört, hier wie auf Syra, zur lateinischen Kirche, welche durch französische Missionäre von dem Orden der Lazaristen und zugleich durch einige Dominicaner in ihrem geistlichen Wirken unterstützt wird. Diese Geistlichen beschäftigen sich zugleich viel mit dem Unterricht der Jugend, obgleich seit 1828 fünf Schulen errichtet wurden. — Ferner theilt sich die Bevölkerung von Santorin in etwa 1500 Feldarbeiter, eben so viel Seeleute; 400 Schuster und andere Handwerker; 100 Faßbinder, welche jährlich an 50,000 Weinfässer verfertigen; 134 Kaufleute und Krämer; 250 Grundbesitzer und etwa 100 Geistliche; 40 Mühlen und 9 Kalköfen beschäftigen einen andern Theil, und übrigens besitzt, mit Ausnahme von einem paar hundert armen Familien, jede Familie ihre Grundstücke, welche sie bebaut. Die Weiber arbeiten häufig in den Weinbergen; hin und wieder weben sie auch einige grobe baumwollene Stoffe oder stricken Strümpfe, Mützen u. dgl. Der Tagelohn beträgt für die Feldarbeiter 1 Drachme; für Handwerker 5 Drachmen und für Schiffzimmerleute 4 Drachmen.

Der Weinbau ist gegenwärtig der größte Culturzweig auf Santorin, denn von dem culturfähigen Boden sind 10,000 Stremmas Weingärten und nur 1640 Stremma Acker- oder Gemüseland. 50,000 Kilos Gerste, welche gebaut werden, decken nur ein Viertheil des eigenen Bedarfs, während auch die Baumwollencultur gänzlich aufgegeben ist, und die 100 Cantaros Baumwolle, welche man jetzt gewinnt, und die für den eigenen Bedarf bei weitem nicht hinreichen, keine Erwähnung verdienen im Vergleich mit der frühern Production.

Der Wein ist also auf Santorin Hauptsache, und zugleich die Ursache, daß diese Insel fast die einzige der Cykladen ist, welche einen nicht passiven Handel treibt. Man gewinnt jährlich im Durchschnitt 60,000 Barils (zu 100 Flaschen) Vino Santo, in Farbe altem Rheinwein, doch wenn er älter wird dem Malaga ähnlich, von sehr gutem Geschmack und vielem Feuer. Ferner 1500 Barils schweren, süßen, rothen Wein, und noch eine bedeutende Quantität Rakí oder Branntwein, von gutem Geschmack, aber sehr stark, welcher jedoch nicht viel ins Ausland ausgeführt wird. Den Ausfuhrwerth der Weine darf man auf 450,000 Drachmen schätzen. Der Vino Santo wird für eigene Rechnung, mit eigenen Schiffen, in einer Quantität von etwa 50,000 Barils nach Odessa und Taganrok ausgeführt, von woher man Getreide zurückbringt, um es auf Santorin und den übrigen Inseln zu verkaufen. Bisweilen geht man mit den Retourladungen auch nach Livorno oder Marseille, von wo man in Ballast zurückkommt, oder nach Triest, von wo man Bauholz oder andere Materialien für Athen mitbringt. Seit einiger Zeit hat sowohl die Erhöhung des Einfuhrzolls auf Weine in Rußland, als der abnehmende Absatz dieses Artikels in den dortigen Häfen die Weinproducenten und Speculanten von Santorin veranlaßt, neue Debouchés für diesen Artikel aufzusuchen. Von einer Ladung Wein nach Boston in Nordamerika hat der rothe den meisten Absatz gefunden. Eine dergleichen Unternehmung nach Amsterdam hat eben kein ermunterndes Resultat gehabt. Auch die Syrioten haben angefangen sich mit der Versendung von Vino Santo nach den Vereinigten Staaten zu befassen, und scheinen gute Rechnung dabei gefunden zu haben; es werden wenigstens Unternehmungen dahin wiederholt. Auf dem Continent nimmt der Verbrauch dieses Weins gleichfalls zu, indem er der einzige griechische Wein ist, welchen eine Seereise in Qualität verbessert, und welcher tauglich ist, um alt zu werden.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Buddhistische Monumente in Dresden. Der gelehrte Missionär Zwick, der einen großen Theil China's besuchte und gegenwärtig Indien bereist, hat an Se. Maj. den König von Sachsen Modelle in Porcellan von sämmtlichen beim Buddhadienst gebräuchlichen Gegenständen gesendet. Auch befinden sich dabei 30 Figuren von vergoldetem Bronze von 2 bis 18 Zoll Höhe, welche Buddha und andere von Buddhisten verehrte Personen darstellen, achtzehn große Tapetendarstellungen der wichtigsten religiösen und politischen Ceremonien des chinesischen Volks, und fünf und siebzig chinesische, tibetanische und mongolische Manuscript

•

Nestor l'Hôte. Dieser Gefährte Champollions auf seinem ersten Ausfluge nach Aegypten und Nubien hat vor kurzem die Resultate seiner Forschungen über die ägyptischen Denkmäler herausgegeben, die er in besonderem Auftrage der Regierung im Jahre 1839 untersucht und gezeichnet hat. Das Werk ist mit Bemerkungen von Letronne und mit Kupferstichen bereichert. Der Verfasser soll mit nächstem einem dritten Ausflug nach Aegypten unternehmen. (Franz. Bl.)

•

Biegsamer Stein. Das Athenäum vom 2 Mai entlehnt aus einer calcuttischen Zeitung nachstehendes Curiosum: Im Museum der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta befindet sich ein merkwürdiger Gegenstand, nämlich ein biegsamer oder elastischer Stein. Derselbe ist anscheinend Granit, 2½ Fuß lang, 6 Zoll breit und etwa 1 Zoll dick. Hebt man den Stein am einen Ende auf, so biegt er sich in der Mitte, und je höher man ihn aufhebt, desto stärker wird die Biegung. Legt man ihn nieder, so nimmt er wieder seine frühere Form an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 140.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Mai 1840.

Der Pilger und Siseta.

(Aus dem Peninsular Magazine.)

Die politischen Veränderungen, die in Spanien seit Anfang des jetzigen Jahrhunderts so viel Uebel hervorgebracht haben, sind doch auch die Quelle manches Guten geworden. Fanatismus und Leichtgläubigkeit für Alles, was sich im religiösen oder mysteriösen Gewande darstellt, herrschten früher durch beide Königreiche Spanien und Portugal. Bis zum Anfange des 19ten Jahrhunderts konnte der Pilger, oder der, welcher im Gewande eines frommen Wanderers diesen Charakter annahm, vom Cap Creus bis zum Cap Finisterre reisen, ohne sich zu bekümmern, wie er sich die Bedürfnisse des Lebens schaffen möchte, denn er fand die Pracht der Paläste und die Armuth der Hütte gleich bereit ihn aufzunehmen. Doch das Leben dieser Pilger entsprach ihrer Kleidung nicht, und war nur allzuhäufig ein Gewebe von Trug und Hinterlist, das den frommen Glauben der Bewohner des Landes mißbrauchte, um ungestörter seine Verbrechen, Raub, Mord und Kinderdiebstahl, ausführen zu können. Wohl hat die französische Revolution, Napoleons Eroberungszüge und die nachfolgenden wechselvollen Schicksale, die das Land betroffen, viel beigetragen, diesen Aberglauben zu zerstören, wie denn in den höheren Classen nicht selten auch der ächte Glaube mit ihm gegangen ist — in den untern Classen und bei den einfachen Bewohnern des Landes lebt aber immer noch die Neigung zu dem alten Glauben der Väter.

Siseta war die jüngste Tochter von Aleir Bureda, einem achtbaren Greise, der mit seiner Frau und zahlreichen Familie halbwegs von Arenys del Mar, einer catalonischen Stadt, an der Straße wohnte, die von dieser Stadt ins Gebirge führt. Seine Wohnung war arabischer Bauart, und nach den schönen Trümmern zu urtheilen, mußte sie ursprünglich der Aufenthalt eines reichen Mauren gewesen seyn. Die schlanken Thürmchen, Zeugen mancher heroischen Waffenthat, die hier zwischen den kriegerischen Mauren und Gothen vorgefallen, waren jetzt nur noch der Zufluchtsort von Eulen und Fledermäusen. Eines der großen Seitengebäude war im einfachen Styl eines modernen Landhauses wieder aufgebaut worden, das andere zerfiel in Trümmer, und bot einen traurigen Contrast mit den weißen Mauern und der neuern Gestalt des andern; doch waren diese Ruinen nicht ohne Reize, indem sie an die Zeit erinnerten, die mit ihnen hinuntergesunken war.

Es war eine jener stillen Nächte des Julius, wo die durchsichtige Atmosphäre die entferntesten Sterne selbst dem unbewaffneten Auge zeigt; das tiefblaue Himmelsgewölbe glänzte in ihrem blitzenden Lichte, der Vollmond schien in wolkenloser Majestät auf die Menschen herabzulächeln, als er seinen schnurgeraden Weg verfolgte, und die Wohlgerüche der Blumen und Kräuter der Gärten, welche die Küste Cataloniens einfassen, füllten die Luft mit ihrem süßen Athem. Aleir und seine Familie saßen auf den Bänken vor ihrer Wohnung, und genossen die Schönheit des Abends. Endlich kam die Zeit der Ruhe, und der Hausvater rief seine Kinder und Diener um sich her, um das Gebet zu verrichten, das gewöhnlich den Tag des Spaniers beschließt. Sie hatten noch nicht geendet, als der nördliche Himmel sich röthete, und ein glänzendes Nordlicht seine Strahlen weiter und weiter verbreitete. Aleir's Familie stand staunend da, ihre Augen fest auf den Himmel gerichtet, dessen Glanz sie nicht zu deuten wußten.

Indem näherte sich, unbemerkt von ihnen, langsam ein alter Mann. Seine Haltung war gebietend, sein langer, weißer Bart floß bis auf die Brust herab, seine Züge waren regelmäßig und voll Ausdruck, wenn auch einem aufmerksameren Beobachter ein finsterer, abstoßender Zug nicht entgehen konnte. Er stützte sich auf einen Stab, trug ein weites Gewand und kurzen Mantel, und einige Muscheln waren an seinem Hut befestigt. Erst als er ihnen ganz nahe war, weckten sein Fußtritte Aleir aus seiner Betrachtung, und mit der Ehrfurcht, die sein Gewand einflößte, schritt er ihm entgegen, ihn zu begrüßen und sein Haus ihm zur Ruhe anzubieten.

Dervert, das war der Name des Pilgers, nahm mit Demuth die Huldigung auf, die ihm von Jung und Alt gezollt ward, antwortete bereitwillig auf verschiedene Fragen, die man an ihn richtete, und folgte ihnen in das Haus, da, wie er sagte, es ihm erlaubt sey, bei ihnen auszuruhen. Das beste Gemach des Hauses wurde zu seiner Aufnahme bereitet.

Digitized by Google

Während dem trug jeder ein großes Verlangen, von seinen Abenteuern zu hören. Einige von den Kindern vertrauten flüsternd dem Vater ihre Neugier, während andere um den Pilger leise herumgingen, und jeden Theil seines Anzugs und sein Gesicht mit prüfenden Blicken musterten. Endlich erschien das Abendessen, und Dervert fing während desselben von seinen mancherlei Reisen zu sprechen an. Er hatte viele Jahre schon gereist, das heilige Land besucht, vor allen heiligen Orten angebetet, sich im Jordan gebadet, das heilige Grab geküßt, und war zu Fuß von Jerusalem nach Rom gepilgert. „Doch," sagte er, „ehe ich die heilige Stadt verließ, erhielt ich ein Zeichen vom Himmel, daß mein Opfer dem Herrn angenehm gewesen." Aller Blicke hefteten sich mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihn, den Auserwählten. „Ein Engel des Herrn erschien mir," fuhr Dervert fort, und sagte mir: „deine Sünden sind dir vergeben um deiner Reue willen; aber die Stunde der Ruhe ist nicht gekommen. Setze deinen Weg fort, und kaufe durch ein heiliges Leben Schätze für das Reich des Himmels. Sey des Herrn Segen ruhe auf dir. Fürchte nichts, du sollst weder Hunger noch Verfolgung kennen. Der, für den du arbeitest, wird dich schützen. Du sollst Kraft haben, so viele Meilen zurückzulegen, als deine Sendung erfordert. Die Hitze des Mittags sey dir so kühl, wie der Thau des Morgens, und des Nachts sollen Ströme des Lichts vom Himmel herabstrahlen, dich zu führen auf deinem Pfad." Mit diesen Worten verschwand der Engel.

Mit erneuter Kraft setzte ich meinen Weg fort, ging über Ströme, Berge und Thäler, und kam nach Damaskus. Von da ging ich weiter nach Aleppo, wandte mich zur Rechten, besuchte Gori und Astrachan am kaspischen Meere, und Asoph am schwarzen Meere. Von dieser letzten Stadt wandte ich mich nach Konstantinopel, wo in den Händen der Ungläubigen gar viele der Verehrung der Christen würdige Reliquien sind, und kam über Griechenland, die Lombardei und Venedig nach Rom, wo ich dem heiligen Vater Rechenschaft von meiner Wallfahrt ablegte, und ihn fragte, ob ich nicht jetzt die Sendung des Engels als vollendet ansehen könnte. „Nein," sagte der heilige Vater, im Tone des Vorwurfs. „Kannst du deine Sendung geendet glauben, ehe du den heiligen Schrein des Apostels Sanct Jacob in Galizien besucht hast?" — Und abermals ergriff ich den Pilgerstab, und ohne den Forderungen der Natur Genüge geleistet zu haben, machte ich mich nach Galizien auf." Nach diesen Worten fing er mit zum Himmel erhobenen Händen einen lateinischen Psalm an zu singen, und die Familie hörte ihm mit großer Erbauung zu, und dankte dem Himmel in ihren Herzen, daß er ihnen einen so heiligen Mann zugeführt. Der Gesang war beendet, und Dervert erzählte von den Wundern, die er auf seiner Pilgerfahrt gesehen und erfahren, und sagte ihnen endlich, daß er die Fähigkeit habe, verborgene Schätze zu finden, sein Blick dringe tief in die Eingeweide der Erde, doch da er keine Bedürfnisse habe, so sey diese Kraft ohne Nutzen für ihn.

Aleir war wohlhabend genug, um seine Familie ohne Nahrungssorgen verhalten zu können, er konnte sich sogar manche Bequemlichkeiten des Lebens verschaffen, und doch schlummerte in ihm der Durst nach Reichthum, und die Schätze, von denen der Pilger so kalt und verächtlich sprach, erregten in ihm das Verlangen sie zu besitzen. — „Ach, guter Pilger," rief er nach einer Pause, wo ihn das Erstaunen verstummen ließ; „hättest du eine Familie zu ernähren, wie ich, müßtest du darauf denken, sie nicht hülflos hinter dir zu lassen, du würdest Gott danken für die Gabe, die dein Bedürfniß stillt, ohne die bittern Täuschungen und mühevollen Anstrengungen des Lebens."

„Warum bist du kein Pilger wie ich?" fragte Dervert streng; „mir der Pilger ist reich, denn sein Besitz liegt im Himmel."

„Was geschehen ist, ist geschehen," entgegnete Aleir; „wenigstens hielt ich streng am Wort des Herrn, und so ist es wohl nicht Sünde, wenn ich wünsche . . ."

„Habgier ist eine Sünde vor dem Herrn," warf Dervert dazwischen. Doch vielleicht bin ich gesegnet, dir deine freundliche Aufnahme zu vergelten." Und er erzählte ihm, wie er nicht weit von seiner Wohnung einen reichen Schatz im Vorbeigehen gesehen habe, den er ihm übergeben wolle; doch müsse er sich auf Mühe und Arbeit gefaßt machen, da der Weg lang und beschwerlich sey. Auch könne das Werk nicht gelingen, wenn er nicht eines seiner Kinder unter 14 Jahren mitnehme.

(Schluß folgt.)

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Fortsetzung.)

Die unterhaltendsten Abende habe ich zu Nantes im Theater zugebracht; in der ersten Zeit meines Aufenthalts gastirte noch Frédéric Lemaitre; ich sah ihn als Edgar von Ravenswood, als Kean und zu meinem Erstaunen auch als Robert Macaire in der Auberge des Adrets, und in dem von Frédéric selbst verfaßten Robert Macaire, welches Stück ich in der Provinz wie in Paris verboten glaubte. Der Zudrang war unermeßlich; ich hatte unsägliche Mühe, bis zu meinem Sperrsitz im Orchester durchzukommen. Rauschender Beifall empfing den Künstler, wie er in seinem durch die Caricaturen Philippons und Daumierg bekannten classischen Spitzbubenaufzuge erschien; so oft er sich in eine seiner unvergleichlichen Charlatansposituren warf, fing das Geklatsch immer von neuem wieder an, und in der Scene, wo der Graf Macaire bei einer Partie Ecarté mit dem Baron Wormspire seiner Tochter den Segen ertheilt, wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Indeß bemerkte ich auch hier, was ich in deutschen Städten bei Aufführung Shakspeare'scher Dramen zu beobachten Gelegenheit gehabt. Das Feinste und Attischste in Stück und Spiel ging den Zuschauern verloren; wenigstens gaben das meine Sitznachbarn durch ein unmenschliches Lachen bei den schlüpfrigsten, anzüglichsten Stellen zu verstehen, und das Logenpublicum sagte durch die bequeme, gleichmüthige Haltung beim Zusehen oder durch laute, affectirte Anstrengungen von Unwillen, daß die Dichtung ihnen ein ausländisches Product war.

Digitized by Google

Uebrigens finde ich es erklärlich; der Robert Macaire ist, wie der Charivari, in allen seinen Schattirungen und Beziehungen, in allen seinen Nuancen und Anspielungen nur denen verständlich, welche das corrumpirte, von Grund aus unmoralische Pariser Treiben der letzten zehn Jahre kennen, das eine Kloake von Infamien und Gaunereien zeigt. Meinem Dafürhalten nach ist Robert Macaire die einzige wahre, allgemein einschneidende Komödie, welche die Franzosen in neuester Zeit hervorgebracht haben: ein Stück, voll Aristophanischen Witzes und Shakspeare'schen Humors, welches schonungslos in das faule Fleisch der modernen französischen Zustände eingreift und es mit Höllenstein wegzubeitzen sucht. Die Zeichnung des Hauptcharakters ist nach der Natur entworfen, ein Porträt, wie aus dem Spiegel gestohlen, welches das Eigene hat, daß es eine ganze Classe von Individuen in einem Typus zusammenfaßt und mehr als Einem Originale, wie ein Wassertropfen dem andern gleicht. Seit Figaro's Hochzeit ist nichts Köstlicheres in der französischen Bühnenliteratur im komischen Genre erschienen. Robert Macaire hat mit Figaro den abspringenden Witz, die fressende Lauge, die beißenden und stechenden Epigramme und die durchbohrenden Züge gemein, welche durch Frédérics meisterhaftes Spiel zur vollsten Klarheit und Bedeutung gebracht werden und ihren Mann treffen. Die Tiraden über Laster und Tugend, die allgemeinen Maximen und Sittensprüche im Munde der beiden Hauptheiden sind von der schlagendsten, vernichtendsten Wirkung. Diese Komödie ist eine der treuesten Schilderungen und zugleich eines der bedrohlichsten Symptome der tiefen sittlichen Versunkenheit, welche Frankreich untergräbt. Bei Figaro's Hochzeit klatschten alle damaligen Almavivas Beifall und ahnten nicht, daß sie zu ihrem eigenen Todesurtheil applaudirten; die heutigen Robert Macaires sind gewitzigter und haben das Stück Frédérics von Polizeiwegen verbieten lassen, unter dem Vorwande, es sey unsittlich. Im Ganzen ist aber Frédéric als Lustspieldichter gerade so sittlich, wie es Aristophanes seyn kann, der mit dem Finger auf die Pestbeulen der Gesellschaft zeigt. Vor einer befangenen moralischen Ansicht kann kein Lustspieldichter, ja kaum irgend ein Dichter überhaupt bestehen. Die Komik ist ja eben der absolute Taumel, das gänzliche Besessenseyn vom bösen Princip, worin alle positive Moral, alle objectiv-sittlichen Mächte an die Negation und an das Subject verrathen und verkauft sind. Man lerne doch dergleichen Dinge begreifen. Warum ist Aristophanes so groß und unerreicht in seinen Lustspielen? Weil er unter einem Volke geboren war und in einem Lande lebte, wo die Menschen sich in allen Höhen und Tiefen bewegen konnten, so ziemlich wie sie wollten; sie stießen nicht allenthalben mit Köpfen und Füßen an ein Gesetz, das ihnen ein Halt! zurief; sie trafen nicht allenthalben die Censur und Polizei, welche die üppige Begierde und den kecken Uebermuth mit Verschneidungen und Verordnungen bedroht. Man bebte nicht auf jedem Schritt vor dem ängstigenden Urtheile der öffentlichen Meinung, dieser alten Zierpuppe, die uns von Kindesbeinen an erschreckt; man fand nicht überall die düstere Puritanermoral, welche ihre lustbannenden Hexencirkel um uns zieht. Wie können wir unter diesen drückenden Verhältnissen etwas Großes in Künsten und Wissenschaften leisten? Bei den Griechen sehen wir eine unglaubliche Gewandtheit im Schlechten und Guten, eine genialische Kühnheit, sich selbst, die ganze Natur, sogar die unsterblichen Götter in voller Nacktheit zu zeigen und dem ganzen Volke zum fröhlichen Scherze vorzuführen. Dieses Hochgenialische gab eine Laune, eine Kühnheit und Einfalt des Witzes und der Sprache, die wir namentlich an Aristophanes bewundern, und die wir Neuern nicht zu erreichen fähig sind, da wir nicht einmal die Lebenden, geschweige denn die Seligen auf der Bühne persiflliren dürfen, ohne in den Ruf der Immoralität zu kommen. Frédéric hat sich durch seine Komödie den Vorwurf der Unsittlichkeit zugezogen, der jedoch hauptsächlich nur von solchen herrührte, welche sich getroffen fühlten und im Robert Macaire einen gefährlichen Nebenbuhler oder ein zu treues Spiegelbild erblickten. Robert Macaire ist nicht sowohl unmoralisch, als unverschämt. Weil dieses Stück mehr als irgend ein anderes, ein treuer Spiegel des Pariser Treibens ist, darum wird es in der Provinz nicht erkannt und gewürdigt; denn diese guten Leute können sich nicht vorstellen, daß man sie so unverschämt zum Besten hat, und halten das Gemälde für übertrieben. Die weniger tief gehenden Komödien von Scribe sind ihrer Fassungskraft und ihrem Verständnißvermögen eher angemessen, wie ich es zu bemerken Gelegenheit hatte, als in Nantes die erste Vorstellung der Camaraderie gegeben wurde. Ich befand mich mit einigen Bekannten in einer Loge; rings herum nichts als verwunderte Gesichter und in den Zwischenacten allgemeines Fragen: wie die Censur das Stück habe durchgehen lassen, wie man so unehrerbietig von der Deputirtenkammer sprechen könne, welche vor 1830 über alle Stellen mit 1200 Franken Gehalt verfügte und sie barbarischer Weise denen wegnahm, die zwanzig Jahre dem Staate gedient, aber keine Stimmen zu vergeben hatten. Nachdem sich das erste Staunen gelegt, beklatschte man von ganzem Herzen die unschuldigen Scribe'schen Epigramme und die Camaraderie machte großes Glück.

(Schluß folgt.)

Vereinigung von Dampf- und Segelkraft.

Hr. Béchameil, Schiffslieutenant, ist Erfinder eines Systems von Segeleinrichtung, die auf Dampfschiffe anwendbar ist, und ihnen gestattet, bald mit Segeln, bald mit Dampf, zugleich oder abwechselnd, je nach Bedürfniß, zu fahren. Es fragte sich nur noch, ob die Segelschifffahrt der Dampfschiffe so rasch gehen würde, als bei andern Schiffen, und es fanden zu dem Ende verschiedene Proben statt. Das Schiff le Velocc war nach dem neuen System eingerichtet, und besiegte im Wettkampfe alle übrigen, mit Ausnahme eines einzigen, das als vortrefflicher Segler in der ganzen Marine bekannt ist. Hr. Béchameil löste dabei noch ein sehr wichtiges und schwieriges Problem, nämlich die, das Takelwerk modificiren zu können, je nach dem Wechsel des Schwerpunkts, der in Folge des Kohlenverbrauchs eintritt. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

Digitized by Google

Statistische Angaben über die Cykladen.

Santorin.

(Schluß.)

Ein anderes sehr wichtiges Product von Santorin ist die Pozzolanerde, welche hier in unerschöpflicher Menge vorhanden ist und einen natürlichen Mörtel darbietet, so vortrefflich, als er vielleicht in der ganzen Welt sonst nirgends gefunden wird, und welcher, außer ganz Griechenland, gegenwärtig auch nach Candia und mit der Zeit auch noch weiter ausgeführt werden wird. Unter einer dünnen Schicht Bimsstein und verwitterter Lava ist ganz Santorin mit verschiedenen abwechselnden Schichten dieser Erde bedeckt. Die Einwohner verfertigen ihre Häuser daraus, welche alle aus Gewölben bestehen und den heftigsten Erdstößen widerstehen. Ihre Cisternen sind ebenfalls in dieser Erde ausgegraben, und brauchen nur mit Kalk angestrichen zu werden, um so stark und dauerhaft zu seyn als Felsen. Auf dem Lande höhlen die Leute unter ihren Weinbergen in dieser Erde ihre Wohnungen aus, und finden darin ein vortreffliches Obdach. Auf Syra sah ich diese Erde für die Grundvesten des neuen Quai's und des Entrepots verwenden. Ein Mörtel aus 4 Theilen Pozzolan mit 1 Theil Kalk vermischt wurde in hölzernen Kasten, deren Boden weggenommen werden konnte, bis auf die in der Tiefe befindlichen Felsen versenkt, und war nach Verlauf von fünf Tagen unter Wasser so hart geworden, daß es leichter war von dem Felsen als von dem Cement Stücke loszubrechen. Die schweren Gewölbe des Entrepots, welche mit demselben Cement, nur mit Steinen dazwischen, gemauert waren, wurden einige Monate später sehr genau untersucht, und so stark und unerschütterlich erfunden, als wären sie in dem Felsen ausgehauen. Die Pozzolanerde muß jedoch, ehe sie gebraucht wird, weder der Luft noch der Sonne zu viel ausgesetzt werden, indem sie dadurch alle Kraft verliert und fast ganz unbrauchbar wird. — Sie kostet an Ort und Stelle 2½ bis 5 Lepta per Korb von circa 50 Kilogrammen. Die Schiffer müssen sie aber selber an Bord schaffen. Auch ist die Ausfuhr neuerdings mit 6 Lepta per Korb beschwert geworden.

Auf dem Berge St. Stefano findet man auch Marmor, aber zu wenig, um einen Ausfuhrartikel abzugeben. Die ganze Exportation von Santorin beschränkt sich denn auch auf Wein- und Pozzolanerde.

Weil Santorin Alles von außen einführen muß, unterhält es einen ununterbrochenen Verkehr sowohl mit dem schwarzen Meere, von wo es Getreide, Faßdauben, getrocknete und gesalzene Fische empfängt, als mit Syra, wo es Manufacturen, Eisen u. s. w. holt; ferner mit Candia, von wo es für die Pozzolanerde, Wein und Kali, welche es dahin ausführt, Oel, Seife, Käse u. s. w. zurückbringt, während das nöthige Brennholz, woran gänzlicher Mangel herrscht, so wie bisweilen auch das fehlende Trinkwasser nebst allem Schlachtvieh u. s. w. von den umliegenden Inseln herübergebracht werden muß, so daß der Handelsverkehr sehr lebhaft ist. Die Aus- und Einfuhrzölle, früher auf 70,000 Drachmen jährlich geschätzt, werden dem Staat dieses Jahr 90.000 Drachmen eintragen. Die Zehnten waren für 48,000 Drachmen verpachtet, bringen aber vermuthlich mehr als 70.000 Drachmen ein; die Viehsteuer, worunter die der zu Thera gehörigen Inseln Amorgo und Anaphe mitbegriffen ist, liefert einen Ertrag von 7000 Drachmen, während man von den eingezogenen Kirchengütern noch einen Pacht von 18.000 Drachmen zieht, so daß Santorin nach Syra für den Schatz die einträglichste der Cykladen ist.

Für die größern Reisen besitzt man auf Santorin 89 Briggs, worunter welche von 375 Tonnen zu 40 Kilos nebst etwa 60 Goeletten. Von diesen Schiffen fahren neun unter russischer Flagge. Für die kleinere Fahrt unterhält man 70 bis 80 Kaiks, Trachandires u. s. w. und etwa ein Dutzend Fischerfahrzeuge. Die Eigenthümer der größern Fahrzeuge, welche meistentheils zugleich die Schiffer sind, gelten für wohlhabend, da sie gewöhnlich an der Expedition Theil haben, zugleich sehr hohe Frachten berechnen, und daher für sich selber größere Vortheile ziehen als die Pflanzer oder Mitrheder, wie dieß denn übrigens in diesem Fach in ganz Griechenland der Fall ist. Es gibt jedoch auf Santorin einige Capitalisten, welche nicht von Unternehmungsgeist entblößt sind.

An Vieh besitzt diese Insel nur einige 20 Pferde und 800 Stück Hornvieh für den Landbau; 800 Maulthiere und 1200 Esel für den Transport; 2500 Schafe und Ziegen, und 14 bis 1500 Schweine als Schlachtvieh. Das Fleisch der letztern ist hart und unschmackhaft.

Obgleich das Klima von Santorin an sich sehr gesund ist, leidet man doch sowohl in Folge der feuchten unterirdischen Wohnungen, als wegen des häufigen Genusses des Regenwassers viel an Scorbut, Rheumatismen, und die Frauen, welche schon frühzeitig ihre Zähne verlieren, an Fluor albus. Da die Insel kein gehöriges Lazareth hat, suchen die Schiffe, welche Quarantäne halten müssen, den obenerwähnten Ankerplatz zwischen den Kaimenos auf.

Auf und bei dem ziemlich hohen Berge St. Stefanos findet man noch einige geringe Ueberreste von Mauerwerk, welche von der alten Stadt Thira herstammen sollen. Auch hat man kürzlich zu Periffa, an dem Fuße jenes Berges, ein Fragment eines Denkmals und die Grundlagen eines alten Klosters entdeckt. Die beiden erstgenannten stammen augenscheinlich aus dem römisch-griechischen Zeitalter. Weitere Antiquitäten hat Santorin nicht. Dagegen besitzt es an dem Fuße der felsigen Westküste bei Plakas, eine halbe Stunde von dem Hauptorte entfernt, ein warmes und ein laues Bad, beide sehr nützlich für Leidende an Rheumatismus, und auf den mehrerwähnten Kaimenos gibt es mehrere Mineralquellen von so starkem Eisengehalte, daß man schwerlich in ganz Europa ein für viele Krankheiten heilsameres Bad auffinden könnte.

Von den weiter nach außen liegenden kleinen Inseln, welche die Bucht vor Santorin bilden, wird Thirasia von etwa 90 Familien bewohnt. Früher bestanden daselbst Salzsiedereien. Die andere, Aprovisi genannt, ist ein Eigenthum des Hrn. Delenda auf Santorin, welcher jährlich an 50.000 Kilos Gerste davon zieht. Beide bestehen aus denselben Bestandtheilen als Santorin, mit welchem sie früher wahrscheinlich ein Ganzes ausgemacht haben. *)

Verbesserung der Luftschifffahrt durch Muzzi. Nach der Gazetta di Firenze beschäftigte den vorjährigen Congreß zu Pisa die Entdeckung eines Hrn. Muzzi, dem es durch Anwendung eines bis jetzt unbekannten physischen Princips auf eine höchst einfache Weise gelungen seyn soll, ein Luftschiff in ruhiger Luft bei allen atmosphärischen Strömungen nach Gefallen zu lenken. Einige Versuche, die in Anwesenheit des Congresses gemacht wurden, sind gelungen, doch ist die Probe noch nicht im Großen gemacht worden, und diese kann freilich allein entscheiden. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

*) Seitdem Obiges geschrieben wurde, ist Santorin von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht worden, wobei, nach öffentlichen Nachrichten, ein Theil der Insel mit ihren Bewohnern in das Meer versenkt und anderweitiger ungeheurer Schaden angerichtet wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 141.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Mai 1840.

Stadt und Umgegend von Nantes.

(Schluß.)

Ohne es sich zu gestehen, haben die Franzosen in der Provinz herzlich satt, was sie am übertriebensten loben, nämlich die nach altem Muster zugeschnittenen Stücke, welche ewig die vergötterten Heroen der Perückenzeit, Destouches und Marivaux, nachahmen. Scribe gefällt ihnen, aber sie loben ihn noch nicht; er weicht zu sehr von Marivaux ab und schildert in seinen Stücken die geselligen Verhältnisse des jetzigen Frankreichs, wenn auch nur in flüchtig hingeworfenen, oberflächlichen Skizzen; seine Komödien sind im eigentlichen Sinne leichte Waare; viele von seinen angenehmen Nichts sind so dünn und flach, daß sie durchaus der Vorstellung bedürfen, um nur einen Augenblick genießbar zu seyn. Die Camaraderie besteht aus lauter blitzenden, satyrischen Wasserbläschen, welche leicht die Oberfläche kräuseln; da ist kein humoristischer Strom, der, wie bei Robert Macaire, Alles in der Tiefe aufwühlt, umreißt, zerrissen spiegelt und selber mit dem Gewichtigsten und Heiligsten gaukelt. Ich hörte an jenem Abende der Scribe'schen Camaraderie vorwerfen, daß sie eine Deputirtenwahl in vier und zwanzig Stunden abthue; daß man mit Hülfe eines Journals in so kurzer Frist einen Deputirten improvisirt, dünkt den guten Leuten unwahrscheinlich; sie haben keine Ahnung davon, daß ein Journal, wie das Siecle mit 30,000 Abonnenten, nur drei Monate braucht, um aus einem Einfaltspinsel einen großen Mann und eine europäische Celebrität zu machen. Und wie mag man Hrn. Scribe dieser Unwahrscheinlichkeit wegen tadeln? Im entgegengesetzten Falle würde er sich ein Duzend Unannehmlichkeiten zugezogen haben, unter andern die, daß man das Stück kurzweg verboten hätte. Eine getreue Darstellung des Wahlmechanismus in constitutionellen Staaten kann die Polizei nicht erlauben, das hieße den Schleier des Repräsentativsystems bonnetrotisch zerreißen. Zur Zeit Moliere's ließ sich die französische Bourgeoisie den Spott gefallen. Ludwig XIV wollte, daß keine Classe seiner Unterthanen ohne allerhöchste Erlaubniß denke, und Moliere war ihm dazu sehr behülflich. Er impfte der Bourgeoisie, dem damaligen Tiers-Etat, die Schüchternheit ein; allein seitdem der dritte Stand die Macht des Spottes fürchtet, hat die Komödie keine Freiheit mehr. Wie sonderbar! die Komödie bewegt sich verhältnißmäßig am freiesten unter einem absoluten Monarchen, und Alembert und Diderot würden sich höchlichst verwundern, daß in neuern Staaten, wo Repräsentativ-Verfassungen eingeführt und demokratische Elemente überwiegend sind, die Komödie in Bande geschlagen, und daß sie da, wo die Demagogie unumschränkt regiert, absolut unmöglich ist. In den Vereinigten Staaten, wo man die Journalisten umbringt, welche für die Freilassung der Sklaven schreiben, würde man einen komischen Dichter steinigen. Wollten doch während der Restauration die Pariser Kaufmannsdiener dem Komiker Brunet zu Leide, weil er in einem Vaudeville die Rolle eines Ladenschwengels (calicot) nach der Wirklichkeit copirte; es entstand ein Auflauf von Ladendienern vor den Variétés und die Cavallerie mußte eine Attake machen, um dem Schauspieler den Rückzug zu sichern. Hat nicht die Julusrevolution die einzige Komödie neuester Zeit verbieten lassen? Die constitutionelle Gegenwart in Frankreich ist weit zurück hinter dem, was die absolut-monarchische Vergangenheit gestattete. Ein Beispiel mag das Gesagte herausstellen; würde z. B. die getreue, satyrische Schilderung der französischen Wahlumtriebe des neunzehnten Jahrhunderts nicht viel weniger Leute verletzen, als die Darstellung des Tartuffe, welches zur Zeit Ludwig XIV die Umtriebe einer sehr zahlreichen Classe von Leuten jeden Standes und Ranges entlarvte und an den Pranger nagelte? Tartuffe versetzte dieser Partei einen so tiefen Stoß, daß der berühmte Bourdaloue darüber wüthend ward, und Labruyere, seinem Gönner Bossuet zu Gefallen, den Moliere wenigstens in stylistischer und literarischer Beziehung tadeln mußte. Jedermann lacht heutzutage über die Puffs bei den Wahlen zur Deputirtenkammer; allein um sie auf die Bühne zu bringen, hat Scribe nicht halb so viel Freiheit, als Moliere, wie er die Mummerien der Scheinheiligen seiner Zeit verspottet. Kein Bürgerkönig, sondern ein unumschränkter Monarch muß an der Spitze des Staates stehen, wenn die Komödie sich einigermaßen austummeln soll, so wie die Erscheinung ächt komischer, charakteristischer Lächerlichkeiten an die Existenz eines

Digitized by Google

Hofes geknüpft iſt; mit andern Worten, von dem Augenblick an, wo es für die verſchiedenen Stände kein allgemein anerkanntes Muſter mehr gibt, das Jedermann anſtrebt, kann man dem Publicum keine Leute mehr vorführen, die ſich durch die Nachahmung des guten Tons lächerlich ausnehmen und den Stoff zu Komödien abgeben. Die feine Welt und ihr Ton iſt jetzt in Frankreich kein ſo öffentliches und ausgelegtes Ding mehr, wie früher; wer richtet ſich nach dem Hofe des Bürgerkönigs? Streitet man ihm nicht ſogar die guten Manieren ab? Im Faubourg Saint-Germain herrſcht ein anderer Ton, als in der Chauſſée d'Antin; das Faubourg Saint-Honoré hält für grob, was im Marais für höflich gilt, und jede Fraction der Geſellſchaft glaubt den guten Ton zu beſitzen. Dieſe Situation iſt höchſt komiſch und an und für ſich ſelbſt ein Gegenſtand zur Komödie; allein wenn etwas der Art auf der Bühne erſchiene, würde Alles über Unwahrſcheinlichkeit ſchreien und daran Anſtoß nehmen. In unſern Tagen verſchwört ſich demnach Alles gegen das Lachen, und das Volk, welches früher ſo allerliebſt über Alles witzelte und immer und ewig tändelte, und im Luſtſpiel unbeſtritten alle andern europäiſchen Nationen übertraf, wird jetzt ernſt, grämlich, ſentimental, kurz gut bürgerlich, und verliert allmählich ſeine Anlagen zur Komödie, für welche es gemacht ſchien. Hat ſich der Geiſt der Empfindelei, des Weinerlichen nicht bis auf die Vaudevilles, Poſſen und Schwänke ausgedehnt?

Die gut bürgerlichen Sitten ruiniren nicht bloß die Luſtſpieldichter, ſondern auch die Komiker, welche heutiges Tages ſchon ſeltener zu werden anfangen und vielleicht bald ganz ausſterben, ich meine die vorzüglichern. Der darſtellende Künſtler bedarf, wie der Poet, einer gewiſſen Licenz im Leben, wenn ſein Talent ſich bis zur höchſten Vollkommenheit ausbilden ſoll; wer von der Natur üppig und verſchwenderiſch ausgeſtattet iſt, verlangt auch nach einem üppigen, verſchwenderiſchen Daſeyn. Wie iſt das in einem conſtitutionellen Staate möglich, wo die Deputirtenkammer die Theaterſubventionen beſchneidet und die öffentlichen Gelder beſſer, wenigſtens anders angewandt haben will, als für Triller-, Entrechats und Grimaſſen; wo die ſogenannten vernünftigen Leute keine Theaterbeſucher mehr ſind, wo die Reichen aus eigenem Antriebe jährlich höchſtens dreimal ins Schauſpiel gehen, und ſich um Tänzerinnen und Schauſpielerinnen blitzwenig bekümmern. Wie kann die dramatiſche Kunſt dabei beſtehen? Auch ſchaue man nur ein bischen zurück und man wird bald finden, daß in allen Zweigen der Bühnenkunſt der Krebsgang eingeſchlichen und an großen Tragikern wie Komikern großer Mangel iſt, welches eine unvermeidliche Folge nicht allein der Revolution, ſondern auch der veränderten Sitte und Weltanſicht iſt, die ſich im Druck des letzten halben Säculums in Frankreich entwickelte. Wie viel glücklicher waren z. B. die Pariſer Bühnenkünſtler und Bühnenkünſtlerinnen vor der Revolution! Man denke an die zahlreichen Höflinge, an den reichen und üppigen Adel, an die hohe, liberale Geiſtlichkeit des Landes, die in Paris ihr Geld verzehrten und ſich beſennupften; man denke an etwa 50,000 Fremde, die aus allen Gegenden entweder in Geſchäften oder zum Vergnügen dort zu leben pflegten — welchen Menſchenhaufen hat man da beiſammen und zwar gerade denjenigen, der die Schauſpielhäuſer füllt, das Ballet befördert und den Damen vom Ballet und Courtiſanen Unterhaltung, Brod und Ueberfluß gibt. Die heutigen Schauſpielerinnen ſehen ihren Spielraum bedeutend eingeengt und können das alte, glänzende Glück nicht mehr machen. Das Theater war ſonſt nur ihr Probeplatz und der Gehalt für dieſes Vorſpiel gleichſam nur eine kleine Zugabe deſſen, was ſie nach den Couliſſen verdienten. Wie manche Schauſpielerin brachte es in wenigen Jahren durch andere Dienſte des Luxus zu einem fürſtlichen Vermögen! Wie manche ſchlaue Hexe regierte unumſchränkt über das Herz und die Caſſe eines Mannes, in deſſen Adern von dem Blut fließen ſollte, das auf dem alten Thron der Bourbons ſaß! Das iſt ihnen jetzt benommen. Wie viele Ach und O! mögen den alten Ducs, Marquis und Abbés aus dem Munde der Schauſpieler, Sänger, Tänzer und Tänzerinnen über den Rhein und über den Canal nachgefolgt ſeyn! Selbſt die Reſſource der Fremden iſt erſchöpft. Es ſind zwar immer noch viele Fremde in Paris, aber doch keine, oder nur höchſt wenige, die auf das Steigen und Sinken der Actien Einfluß üben, ſondern meiſt kleine, unbedeutende Menſchen, die etwas gewinnen oder ſehen und lernen wollen; keine oder wenige von denen, die das Mark der Knochen und der Güter zu verdünnen und Schauſpielerinnen zu unterhalten nach Paris kommen. Man kennt jetzt keine Schauſpielerin,*) die es wagte, nur von ferne zu einem Glanze und einem großen Leben aufzuſehen, wie es die Contat kurz vor dem Ausbruche der Revolution führte. Es fehlt freilich wohl nicht an Leuten in Paris, die dasſelbige möchten, wie die Alten, aber nicht dasſelbige können und dürfen. (Wir erinnern an die neuliche Intrigue zweier Prinzen von Geblut mit zwei Ballettänzerinnen, Fiſine und Albertine, welche man mit 80,000 Franken abgefunden und nach London geſchickt.) Viele Reiche hangen die Larve der Mittelmäßigkeit um, obſchon ſie gerne Aufwand und Aufſehen machten; aber aller Reiz und alle Veranlaſſung dazu fallen weg. Wo man das Schauſpiel von Wappen und Livreen geben will, muß ein Parterre da ſeyn, welches bewundert und Beifall klatſcht. In Paris iſt es nicht wie in London, wo man den Reichen und Ritterbürtigen zum Luxus aufmuntert, indem man ihm Bewunderung zollt, wo die Kleinen durch ihre Demuth und Huldigung den Stolz und Hochmuth der Großen entzünden. Die Franzoſen achten weder Geburts-, noch Geld-, noch ſonſt eine Ariſtokratie, die in Frankreich ſo gut wie für immer proſcribirt ſind. Denn die Ariſtokratie iſt ein Doppelweſen, und beſteht aus einem Herrn, der befiehlt, und einem Diener, der gehorcht;

*) Mlle. Mars hat in der letzten Zeit alle ihre Häuſer in Paris verkaufen müſſen, und bloß noch die Diamanten aus der brillanten Periode ihrer theatraliſchen Carriere behalten; Mlle. Dejazet trifft man öfter zu Fuß, als in Equipage, und doch iſt ſie die einzige von den jetzigen Schauſpielerinnen, welche ſchrankenlos über das Herz und die Revenuen ihrer Liebhaber gebietet, deren Zahl, wie die Botheit behauptet, nicht unanſehnlich ſeyn ſoll.

ſie iſt eine Gottheit, welche für ſich allein nicht exiſtiren kann, ſondern nur von Anbetung lebt.

CC.

Der Pilger und Siſeta.

(Schluß.)

Bei dieſen Worten drängten ſich die Kinder herzu, und jedes wünſchte erwählt zu werden. Zunächſt aber bei Dervert war ein kleines Mädchen von vielverſprechender Schönheit. Ihre orientaliſchen Augen, ihr lieblicher Mund, ihr langes, ſchönes Haar und ihre von Geſundheit fein gerötheten Wangen gaben ihr ſelbſt in ihrem eilften Jahre ein großes Intereſſe. Dervert hatte ſie längſt bemerkt, und während ſeine Hand einen ihrer ſchön geformten Arme ergriff, fragte er ſie, wie ſie heiße. „Siſeta," flüſterte das Kind, „bitte den Vater, daß er mich mitnimmt." Dervert ſah lächelnd auf ſie, der erſte heitere Strahl, der über ſeine düſtern Geſichtszüge wegglitt, doch auch ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, verſchwand. Mit ſeinem gewöhnlichen ſtrengen Ernſt ſagte er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens: „Bruder Aleix, Siſeta ſoll mit uns gehen!" Dieß Wort ſchlug jede fernere Bitte der andern Kinder nieder, die zu Bette geſchickt wurden; nur Siſeta, geheiligt durch die Wahl des heiligen Mannes, durfte noch länger bei den Eltern bleiben, und als auch ſie zur Ruhe gebracht wurde, küßte die Mutter ſie faſt mit mehr als mütterlicher Liebe, da aus ihrer Hand das Haus den Segen des Himmels erhalten ſollte.

Nach einer durch die Erwartung ſchlaflos zugebrachten Nacht erhob ſich Aleix von ſeinem Lager, und mit ſeiner Tochter Siſeta und einem Maulthiere folgte er dem Pilger. Nach anderthalb Stunden einer mühſeligen Reiſe hielten ſie an einer Einſiedelei, um einige Zeit zu ruhen, als ſich der Pilger erinnerte, daß er einen kleinen Stab an ſeinem Bette zurückgelaſſen hatte, ohne welchen er den Schatz nicht auffinden könne. Die Füße Aleixs waren geſchwollen und ſchmerzten, doch was war zu thun? — Reichthum lächelte aus der Ferne, und er machte ſich auf, den Stab herbeizuholen. Siſeta ſaß ſchweigend auf einer der Bänke vor der Einſiedelei, um die Rückkehr ihres Vaters zu erwarten, als Dervert ſie ergriff, und mit den Worten, es ſey beſſer, den Vater im Walde zu erwarten, ſie auf das Maulthier hob und weiter ſchritt — bald hatten ſie den Wald weit hinter ſich.

Während Aleix den Weg zurückeilte, den Stab fand, und von neuem ſeine Pilgerfahrt antrat, an deren Ziel er ſich betrogen und ſein Kind entführt fand, ſetzte Dervert ſeinen Weg nach der Seeküſte fort, wo ſie nach zwei Stunden ankamen. Er führte Siſeta in ein Haus nahe an der Küſte, wo ſie in der Hut eines alten Weibes drei andere kleine Mädchen fand. Der Pilger fragte, wann dieſe gekommen wären, und das Weib ſagte: „Die längſte hat Pepe, die beiden andern Andrea dieſen Morgen gebracht. Es iſt ein guter Fang, und wird Euch was einbringen." Weinend ſtanden die Mädchen in einem Winkel und Siſeta's Herz fing an zu ſinken; als ſie auf ihre Frage nach ihrem Vater eine Antwort erhielt, deren Sinn ſie zwar nicht verſtand, die aber dunkle Beſorgniſſe in ihr erregte, fingen auch bei ihr die Thränen an zu fließen.

Nach einiger Zeit wurde ein reichliches, ſchmackhaftes Mahl aufgetragen, und Dervert, der es theilte, hatte zu nicht geringer Verwunderung Siſeta's ſeinen weißen Bart und Pilgergewand abgelegt, und war faſt für ſie nicht zu erkennen.

Gegen Abend nahm er die Kinder mit ſich an die Küſte, wo ein Boot wartete, ſtieg mit ihnen ein, und ward auf ein Schiff gebracht, das in geringer Entfernung von der Küſte kreuzte. Es war von Algier, und die fremden Männer mit furchtbaren Bärten, ſeltſamen Kleidern und fremder Sprache erſchreckten Siſeta ſo, daß ſie in Ohnmacht fiel, und von einem hitzigen Fieber ergriffen wurde. Als ſie wieder zu ſich kam, fand ſie ſich in einem Hauſe mit ihren drei Leidensgefährtinnen und bedient von Menſchen ihres Landes, doch aus andern Provinzen, deren Sprache ſie nicht verſtanden. Kaum war ſie von ihrer Krankheit hergeſtellt, als Dervert ſie und die drei andern Mädchen auf einen Platz führte, wo ſie eine Menge anderer junger Mädchen traf, und mit Entſetzen gewahrte, daß es ein Sklavenmarkt war. Siſeta's Gefährtinnen waren bald verkauft, doch ſie wollte Niemand haben, und ſo ward ſie wieder zurückgebracht. Nach einigen Tagen verreiſte Dervert und kam erſt nach mehreren Monaten wieder. Siſeta wurde ſehr freundlich behandelt, und als der Pilger wiederkehrte, war ihre Schönheit in vollem Maße wieder gekommen. Dervert ſah ſie mit großer Zufriedenheit und lobte ihre Schönheit, der die Trauer um ihre Eltern und Geſchwiſter und die Sehnſucht nach dem Lande ihrer Heimath noch mehr Reize verlieh. Er dachte nicht mehr, ſie zu verkaufen, ließ ſie Knabenkleider anlegen und zwang ſie, ſein wanderndes, gefahrvolles Räuberleben zu theilen.

Wohl ſtiegen oft in Siſeta's Seele Gedanken an Flucht auf, da, je älter ſie wurde, ſie das ſchändliche Leben ihres Herrn mehr verabſcheuen lernte, aber ſtets bewacht von ihm oder ſeinen Helfershelfern, fand ſie lange keinen günſtigen Augenblick, bis endlich, nach einem Zeitraum von faſt ſechs Jahren, ſie auf einer Fahrt nach Mallorca den lang gehegten Plan ausführte.

Die wachſenden Jahre hatten ihrer Geſtalt die ganze Fülle weiblicher Schönheit gegeben, welche die frühern Jahre hoffen ließen, und wenn von Zeit zu Zeit Dervert ihr erlaubte, die Kleider ihres Geſchlechts zu tragen, ruhten ſeine Blicke mit einem ſo ſonderbaren Ausdruck auf ihr, daß ſie, ohne zu wiſſen warum, im Innerſten erbebte. Dazu kam eine immer größere Sehnſucht nach ihrer Heimath, und als nun, in Mallorca angekommen, Dervert ſie in eine Fiſcherhütte brachte, benutzte ſie den Augenblick, wo er, mit ihr allein, mit mehr als gewöhnlicher Vertraulichkeit ſich gegen ſie betrug, warf ihn zu Boden, und eilte flüchtigen Fußes nach Palma, wo ſie auf ein Schiff traf, das nach Valencia beſtimmt war — die Pilgerkleidung, die ſie trug, ſicherte ihr freie Ueberfahrt — und pilgerte dann nach Arenys del Mar und ihrer elterlichen Wohnung zu.

Der Herbſt hatte ſchon die Flur mit ſeinem Gelb und Roth gefärbt, nur die Orange und Carobe hatten ihr friſches

Digitized by Google

Grün behalten, und zeigten ihre mit köstlichen Früchten beladenen Aeste, während die höhern Gebirgsgegenden schon mit Schnee bedeckt waren, als Sifeta mit klopfendem Herzen und schwankendem Schritt an dem Ufer des Sees entlang ging, der vor Aleirs Haus lag. Es war zehn Uhr des Abends, und die Familie hatte eben ihr Abendgebet geendet, als ein leises Klopfen an der Hausthür sich hören ließ, und Aleir, als er durch das Fenster gelugt hatte, einen Pilger sah, der Einlaß begehrte. Mit harten Worten wies er ihn von sich, eingedenk des Verraths von Dervert; doch endlich gelang es der mitleidigen Mutter, ihn zu besänftigen und zu vermögen, dem Fremden Zutritt zu dem gastlichen Herd zu gestatten. Während er aber mürrisch von der wiederkehrenden Tochter sich abwandte, und die Mutter geschäftig alle Anstalten traf, den späten Gast zu erquicken, hatte Quima, die einzige ihrer Töchter, die noch zu Hause weilte, einen forschenden Blick auf den Fremden geworfen, und mit freudiger Ueberraschung die lang verlorne Schwester entdeckt.

Wohl machte Dervert einen Versuch, sich Sifeta's wieder zu bemächtigen, indem er sich in Napoleons Heer anwerben ließ, der damals Spanien mit seinen Schaaren überschwemmte, doch das Haus war nicht verlassen, er wurde überwältigt, ergriffen, den Gerichten überliefert, und fand in Barcelona den verdienten Lohn.

Ueber die Erhaltung des Holzes.

Ein Hr. Bouchery von Bordeaux hat zahlreiche und sehr interessante Untersuchungen über diesen wichtigen Gegenstand angestellt, die nicht bloß wegen ihrer Anwendung auf die Industrie, sondern auch wegen der Schlüsse von Bedeutung seyn werden, die man für Chemie und Pflanzenphysiologie daraus ziehen kann. Man weiß, welchen zahlreichen Ursachen der Zerstörung das Holz unterworfen ist, namentlich auf den Werften und Marinearsenalen, wo die zahlreichen Insecten, vorzüglich die Termiten, furchtbare Verheerungen anrichten; ganze Schiffe, die auf dem Punkte standen, vom Stapel gelassen zu werden, wurden durch diese Feinde dienstunfähig. Zu Larochelle und Rochefort ist es so arg, daß die Häuser innerlich unterminirt sind und den Einsturz drohen; selbst lebendige Bäume werden angegriffen und sterben. Wegen diesen Verheerungen hat man schon lange nach Mitteln gesucht, um das Holz vor Insecten zu schützen und unversehrt zu bewahren: man hat nacheinander ein langes und sehr mühsames Austrocknen, die Anwendung von Firnissen u. s. w., lauter sehr ungenügende Palliative, versucht. Hr. Bréan ließ chemische Substanzen, die geeignet waren, das Holz zu erhalten und zu härten, ins Innere desselben eindringen, aber die Anwendung seiner Maschinen war sehr kostspielig. Vor einigen Jahren machte ein Hr. Kyan in England großen Lärm mit der Anwendung eines Quecksilberpräparats, das er gleichfalls ins Innere des Holzes eindringen ließ. Hr. Bouchery erhielt dieselben und noch ganz andere Resultate durch eine ganz natürliche Kraft, nämlich durch die Saugkraft, welche die Bäume in den ersten Tagen nach ihrer Fällung noch besitzen; er kann sie auf diese Weise sehr leicht und fast ohne Kosten mit allen Substanzen imprägniren, die sich in irgend einer Flüssigkeit auflösen lassen. Diese Leichtigkeit, verschiedene Substanzen ins Innere des Holzes zu bringen, macht es möglich, dieß zu seinen Tischlerarbeiten auf alle mögliche Weise herzurichten, indem man aufgelöste Farben einsaugen läßt. Man hat Proben mit Reifen angestellt, die von Hrn. Bouchery präparirt waren, und diese zeigten sich außerordentlich viel biegsamer, namentlich wenn man brenzlichte Holzsäure einsaugen läßt, die auch das Holz minder verbrennbar macht. Bretter, die so behandelt sind, werfen sich weniger. Hr. Bouchery ließ Substanzen ins Holz eindringen, die auf einander reagiren, und gelangte dadurch zu sehr wichtigen und merkwürdigen Resultaten. Kurz diese schöne Entdeckung scheint einer Menge verschiedenartiger Anwendungen fähig, außer dem Hauptresultat der längern Dauer, die sie dem Holze gibt, und die namentlich für den Schiffsbau von ungemeinem Interesse ist. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

Miscellen.

Hamachromie. Der Courrier de la Cote d'Or will von einer Entdeckung eines gewissen Graveurs, Namens Monnot, wissen, beim Drucke mehrere Farben zugleich aufzudrucken (daher der Name Hamachromie, gleichzeitige Färbung), und bemerkt darüber, dieses eben so einfache, als sinnreiche Verfahren löst das Problem des gleichzeitigen Druckes mit mehrern Farben völlig; wir haben eine Platte vor Augen, welche mit Einem Drucke der Presse vier verschiedene Farben erhielt. Zeichnung und Druck lassen hinsichtlich der Reinheit und der Vollendung nichts zu wünschen übrig. (Echo du Monde Savant vom 6 Mai.)

•

Vollständiges Mammuthskelett. Im Madrider Museum der Naturgeschichte befindet sich ein Mammuth- oder Mastedontenskelett, das in den Sümpfen des alten Vicekönigthums Buenos-Ayres aufgefunden und durch einen Hrn. Parish nach Madrid gebracht wurde. Dieß soll das einzige ganz vollständige Skelett dieses antediluvianischen Thieres seyn, das bis jetzt irgendwo aufbewahrt wird. (Echo du Monde Savant vom 9 Mai.)

•

Antediluvianisches Kinderskelett. Das Echo du Monde Savant vom 9 Mai citirt aus dem Courrier belge die Nachricht, daß man in einem Steinbruche in der Nähe von Brüssel den ganz fossilirten Körper eines 5- bis 6jährigen Kindes gefunden habe, wo sich noch an dem Halse und Genick sehr deutliche Spuren der Muskeln zeigten. Neben dem Kinde lag eine gleichfalls petrificirte und völlig erhaltene Kokosnuß. (Wenn das angebliche Kind nicht ein Affe ist, so ist der Fund von großer Wichtigkeit.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 61** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Zwei politische Komödien. — Neugriechisches.

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 2 fl., halbjährlich 4 fl. und wöchentlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 142.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Mai 1840.

Der Zug der Russen gegen Chiwa.

(Mit einer Karte.)

Man würde sich sehr täuschen, wenn man den Zug der Russen gegen Chiwa als eine abgesonderte, bloß für sich dastehende, oder durch das Auftreten der Engländer in Afghanistan allein veranlaßte Maaßregel halten wollte. Die Expedition, welche Peter der Große, der seiner Zeit und Rußlands Machtverhältnissen um mehr als ein Jahrhundert voraneilte, unter dem Fürsten Bekewitsch Tscherkasski nach Chiwa anordnete, mag zum Beweis dienen, wie sehr eine solche Unternehmung in der ganzen Lage des Reichs begründet ist, und wenn man auch zugeben muß, daß der Marsch der Engländer nach Afghanistan den Zug der Russen gegen Chiwa beschleunigte, so ist doch auf der andern Seite nicht minder gewiß, daß Rußland gewissermaßen gezwungen ist, immer tiefer in die westasiatische Steppe einzudringen. Rußlands Verhältnisse zu Asien schreiben sich aus den mongolisch-tatarischen Zeiten her, und die Eroberung der Reiche Kasan und Astrachan im 16ten Jahrhundert ist nur die Einleitung, und zwar die nothgedrungene, denn es handelte sich zwischen Rußland und diesen Tatarenreichen um Seyn oder Nichtseyn. Peter, der kaum anderthalb Jahrhunderte später aus Handelsabsichten seine Blicke gegen Südosten richtete, entwarf in seinem hochfliegenden Geist Plane, zu denen die damalige Kraft seines Reichs nicht ausreichte, die man aber wohl ins Auge fassen muß, wenn man die jetzigen Schritte Rußlands in ihrem ganzen Umfange verstehen will.

Peter der Große, dem der Chan von Chiwa schon im Anfange seiner Regierung (1691) den Vorschlag gemacht hatte, an der Ostküste des kaspischen Meeres eine Stadt anzulegen zur Beförderung des gegenseitigen Handels, ein Vorschlag, dem er damals wegen seiner noch unsichern Stellung im Innern keine Folge geben konnte, kam auf diese Idee zurück, sobald der unglückliche Friede am Pruth (1711) ihn wieder vom schwarzen Meer verdrängte. Aber nicht bloß die Anlegung einer Stadt an der Ostküste des kaspischen Meeres, ihm lag ein ganz anderer Plan am Herzen, der, so chimärisch er zu jener Zeit aussehen mochte, jetzt doch schon noch nach wenig mehr als hundert Jahren der Ausführung sehr nahe steht: die Besetzung einiger Punkte am kaspischen Meere sollte ihm bloß als Einleitung dienen, um den Handel nicht bloß mit Chiwa und Buchara, sondern durch die Karawanen dieser Länder auch den indischen Handel sich zu öffnen, und denselben wo möglich über das kaspische Meer nach Rußland zu leiten. Daraus floß nicht nur sein lang gehegter Plan, an der Mündung des Kur ein großes Emporium zu gründen, sondern auch seine spätern Versuche, Chiwa zu erobern und zugleich von Sibirien her den russischen Karawanen den Weg nach der Bucharei zu öffnen.

Wahrscheinlich hätte Peter die Unternehmung nur in commercieller Weise begonnen, wenn nicht gerade zu jener Zeit ein Truchmene, Namens Neses, in Petersburg eingetroffen wäre, und ihm den Vorschlag gemacht hatte, sich der Gegenden am Orus zu bemächtigen, wobei seine Landsleute dem Kaiser behülflich seyn würden. Wahrscheinlich um seinen Vorschlag desto eindringlicher zu machen, setzte er hinzu, daß der Orus Goldsand führe. Ein eben damals (1714) zu Petersburg anwesender Abgesandter des Chans von Chiwa soll diesen letztern Umstand bestätigt und auch Petern den Vorschlag wiederholt haben, an der (angeblichen) ehemaligen Ausmündung des Amu Derja in das kaspische Meer eine Stadt anzulegen und diese mit Tausend Mann zu besetzen. Der Chan war nämlich damals noch mit den räuberischen Kirgisen und Turkmenen im Streit, und suchte einen Stützpunkt an Rußland, während der Turkmene Neses den Schutz Rußlands gegen den Chan in Anspruch genommen zu haben scheint. Peter hielt die Sache des Versuches werth, und beauftragte den tscherkessischen Fürsten Bekewitsch, der sich in Rußland niedergelassen hatte und die dortigen Landessprachen verstand, die Unternehmung anzuführen. Bekewitsch machte im Jahre 1715 den ersten Ausflug auf dem kaspischen Meer, glaubte in einem Meerbusen, den die Russen Krasnaja Woda nennen (etwa 40° N. B.) die Spuren der ehemaligen Orusmündung zu finden, und kehrte voll Freuden nach Petersburg zurück, um die Anstalten zu einer größern Unternehmung zu treffen.

Die Instructionen, die er erhielt, sind äußerst merkwürdig: Bekewitsch sollte an der Stelle, die er für die ehemalige

Digitized by Google

Mündung des Amu gehalten, nach dem Vorschlag der chiwa'schen Gesandten eine Festung anlegen, und mit 1000 Mann besetzen. Von dort sollte er seine Gesandtschaftsreise zu dem Chan von Chiwa antreten, und den Weg längs dem (vermeintlichen) alten Laufe des Amu nehmen, sich die Stelle merken, wo die Usbeken ihn abgedämmt, dann den alten Lauf wieder herzustellen und die Ergießung in den Aralsee zu verstopfen suchen.*) An einer bequemen Stelle des Amuderja sollte eine zweite Festung angelegt, und der Chan wo möglich bewogen werden, die russische Hoheit anzuerkennen, wogegen ihm eine erbliche Thronfolge versprochen und eine russische Leibwache angeboten werden sollte. Von Chiwa sollte den Amu aufwärts und dann zu Lande eine Karawane nach Indien geschickt werden. Auch sollte sich Bekewitsch in Chiwa nach der Lage des Chans von Buchara erkundigen, und auch diesen Fürsten zur Anerkennung der russischen Hoheit oder zu einem Freundschaftsbündniß zu bewegen suchen.

Es ist wirklich zum Erstaunen, wie Peter, wenn er auch die damaligen Kräfte seines Reiches überschätzte, die Lage der Dinge in Asien so richtig auffaßte, denn im Wesentlichen erstrebt noch jetzt Rußland nichts Anderes, als was hier im Allgemeinen ausgesprochen worden. Doch wir müssen der Unternehmung Bekewitschs, die ungemein viel Aehnliches mit der jetzigen hat, noch einige Worte widmen. Bekewitsch ging zuerst mit der Flotte, welche drei russische Infanterieregimenter führte, von Astrachan ab, legte an der Landspitze Tukkaragan, dann an der Alexandersbay und endlich am Meerbusen von Krasnaja Woda kleine Festungen an, und drang hierauf von dem letztern Punkte aus ins Land ein längs des vermeintlichen alten Bettes des Amu, dessen Spuren sich indeß bald verloren. Endlich mußte er deßhalb umkehren, hoffte aber im folgenden Jahre, wenn er den Weg von Astrachan zu Lande unternehme, schon wieder die Spur aufzufinden. Im Julius des Jahres 1717 brach Bekewitsch von Astrachan auf mit etwa 100 Mann deutscher Dragoner, di man unter den schwedischen Kriegsgefangenen ausgehoben hatte, einigen Compagnien Infanterie, die aber auch beritten war, und 2 bis 3000 donischen und uralischen Kosaken und Tataren, nebst einer hinreichenden Menge Artillerie, die, wie es scheint, gleichfalls großentheils aus Deutschen bestand. Bekewitsch hatte schon den wasserlosesten Theil des Weges durchzogen, und näherte sich den eigentlichen Gränzen Chiwa's, als er von zahlreichen Schaaren von Usbeken und Turkmenen angegriffen wurde, deren die kleine Truppe sich jedoch erwehrte, und bis in die Hauptstadt Schrecken verbreitet haben soll. Hierauf habe der Chan Unterhandlungen angeknüpft, den Fürsten Bekewitsch mit einigen hundert Kosaken in sein Lager gelockt und verrätherisch niedermachen lassen, worauf denn auch das zurückgebliebene Corps aufgerieben wurde. Diese Unternehmung kann, nebenbei gesagt, trotz ihres unglücklichen Ausgangs beweisen, daß die Eroberung von Chiwa wohl sehr viel natürliche, aber wenig künstliche Hindernisse darbietet, indem nicht nur der anfängliche Kampf des Fürsten Bekewitsch mit den Chiwaern, sondern auch neuere Kämpfe mit denselben in der kirgisischen Steppe die militärische Schwäche derselben hinreichend beweisen.

Die russische Regierung verlor diese Gegenden auch nach Peter nicht aus den Augen, und da ein abermaliger Versuch einen directen Handel mit Buchara abzuschließen im J. 1731 mißglückte, beschränkte man sich vorerst den Handel mit den mittelasiatischen Völkern an der Gränze zu treiben. Dieß ward dadurch ungemein erleichtert, daß um eben diese Zeit der Chan der kleinen kirgisischen Horde, Abulchair, sich in russischen Schutz begab, und selbst darauf antrug, zum Behuf des Handels mit den asiatischen Völkern an der Mündung des Flusses Or, der von der Ostseite her in den Ural fällt, eine Handelsstadt anzulegen. Dieß geschah in möglichster Schnelle, und Orenburg, wie man die Stadt benennen wollte, ward zuerst an der Einmündung des Or, da wo jetzt Orsk liegt, dann weiter westlich, wo jetzt Krasnogorsk liegt, und endlich 1742 an seiner jetzigen Stelle angelegt. Durch besondere Begünstigung stieg hier bald der Handel, und in kurzem erhob sich als Nebenbuhlerin die Veste Troizk, die im J. 1743 angelegt worden war, und namentlich von Karawanen aus Kaschgar und Taschkent besucht wurde, während die von Buchara und Chiwa mehr nach Orenburg gingen.*) Merkwürdigerweise wurden dort sehr bedeutende Massen edler Metalle eingeführt: in den sieben Jahren von 1748 bis 1751 nicht weniger als 2000 Pf. Gold und 184,000 Pf. Silber. Doch hörte dieß bald wieder auf, und scheint nur eine Folge von Nadirs Zug nach Indien gewesen zu seyn.

Indessen breitete sich der Handel auch nach andern Orten aus. Peter hatte, um einen Weg nach Buchara und Indien zu finden, den Irtysch aufwärts befahren lassen, zu derselben Zeit, wo die Unternehmung Bekewitschs stattfand, und man hatte längs demselben außer einer Menge kleiner Vesten die größern Plätze Jamyschewskaja, Semipalatinsk und Ustkamenogorsk angelegt. Dahin kamen bald die Völker des tiefern Asiens. Es ergibt sich nun leicht der Umfang und die Bedeutung des Verkehrs, wenn man einen Blick auf die Karte wirft, und die Postenkette betrachtet, womit Rußland dieß westasiatische Tiefland eingeschlossen hat. Diese Posten ziehen sich längs dem ganzen Ural hin von Guriew an der Mündung bis hinauf nach Werchne-Uralsk, von Werchne-Uralsk ostwärts fort bis Omsk, das unter 55° N. B. und 95° O. L. liegt. Von da geht die Richtung des Irtyschlaufs durch sechs Breitengrade südostwärts bis 49° N. B. und 102° O. L. Die ganze Linie von Guriew bis Ust Buchtarminsk ist ein völlig geschlossener Halbkreis, auf dessen Bewohner Rußland mit dem ganzen Einfluß seiner Macht und seines Handels drückt. Gelingt es ihm Chiwa und Buchara seiner Herrschaft zu unterwerfen, so ist dieser Kreis auf vier Fünftheilen seines Umfangs geschlossen, Kokan und Taschkent können ihm dann nicht entgehen, und nur noch Eine Seite, die gegen China, ist offen; der ganze Handel Mittelasiens ist somit in seinen Händen.

*) Es braucht hier keiner Bemerkung, mit wie wenig Landeskenntniß dieser Plan entworfen ist.

*) Die Zolleinkünfte von Orenburg und Troizk stiegen vom J. 1758 bis zum J. 1764 von 547 Rubel auf 50,562. In den Jahren 1761 und 1762 wurde noch weit mehr erhoben.

Digitized by Google

Doch wir haben noch einige historische Notizen anzuführen. Der Weg nach Indien selbst ward durch die Begründung des Emporiums von Orenburg den russischen Kaufleuten eröffnet, und im Jahre 1760 trafen bereits russische und ostindische Karawanen in Balch zusammen, was später lange Zeit nicht mehr der Fall war, vermuthlich wegen der in Afghanistan und ganz Ostpersien ausgebrochenen Unruhen. Im Ganzen aber nahm der Handel in diesem großen Halbkreise außerordentlich zu, und außer den schon genannten fünf Zollstätten Orenburg, Troizk, Semipalatinsk, Jampschewska und Ust Kamenogorsk mußten noch einige andere, wie Petropawlowsk und Presnogorkow, dem Handel geöffnet werden. Mit Einem Wort, der Handel breitete sich mit jedem Tag mehr aus, und der Traum Peters fing an, sich zu verwirklichen, denn seit zwanzig Jahren concurriren die russischen Waaren mit den englischen auf den Märkten von Kabul, und würden ohne diese Concurrenz, an die freilich Peter nicht denken konnte, bis nach Indien gehen.

Aber dieser friedlichen Ausdehnung des Handels traten die Eroberungen der Russen in Asien zum Theil hemmend entgegen. Peter zwar oder vielmehr seine nächsten Nachfolger hatten das westliche Ufer des kaspischen Meeres wieder aufgeben müssen, allein seit dem Jahre 1796 breiteten sie sich wieder dort aus, Derbent und Baku fielen in ihre Hände, und drohend standen sie Persien gegenüber. Jetzt erwachte die eifersüchtige Furcht der turanischen Staaten, Chiwa, Buchara, Taschkent u. s. w., und namentlich das erstere sperrte sich gänzlich ab. Sein letzter Beherrscher, Mohammed Rahim Chan, verstärkte seine Stellung ungemein durch Bündnisse mit den Turkmenen- und Kirgisenstämmen, und machte sich auf diese Weise nicht bloß seinen Nachbarn überhaupt furchtbar, sondern störte auch mannichfach den Handel, namentlich ward im Jahre 1825 eine bedeutende russische Karawane, die von Orenburg nach Buchara ziehen wollte, mit großem Verluste zum Rückzug genöthigt. Die feindselige Stellung der Chiwaer gegen Rußland mußte freilich mit jedem Jahre schroffer werden. Das durch die ganze Bucharei zerstreute, friedliche, schwache, von den Turkomanen und Usbeken beherrschte und gedrückte Handelsvolk der Sarten wünscht nichts sehnlicher, als eine Herrschaft der Russen, die ihnen Sicherheit und Ruhe verspricht, und so fühlen die Usbekenfürsten allmählich mehr den Boden unter sich wanken, was sie erschreckt und erbittert. Mit Buchara scheint Rußland seit vielen Jahren in sehr gutem Vernehmen gestanden zu seyn, aber nur darum, weil es vor der trotzigen Macht Mohammed Rahims, Chans von Chiwa, erzitterte. Buchara schloß auch mit Rußland Verträge wegen des Handels und wegen Abschaffung des Verkaufs von gefangenen Russen; aber in den neuesten Zeiten, nämlich seit einem halben Jahre, scheint die Stimmung in Buchara sich wesentlich verändert zu haben, und man spricht sogar von einem Bündniß mit England, eine sehr erklärliche Sache, denn wenn Chiwa vor der Macht der Russen fällt, so kann sich Buchara in die Länge unmöglich halten, und wird nothgedrungen ein Vasallenstaat Rußlands.

(Fortsetzung folgt.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Aus J. G. Kohls Reise mitgetheilt.)

Gegen 7 Uhr Abends trabten unsere Pferde schon über den Köpfen der salzsprengenden Bergleute von Wieliczka, die weit um das Städtchen herum den Boden unterminirt haben. Das freie Bergstädtchen Wieliczka säumte nicht unserem raschen Dreigespann schnell entgegenzukommen mit seinen Thürmen, mit seinem alten Schlosse, mit seinen unregelmäßigen Gassen, mit denen es sich in einen Thalkessel der vordern Karpathen eingenistet hat, und mit seiner deutschen Colonie, oder, wie die Leute hier sagen, mit seinem „Schwaben-Dörflein," das mit netten, freundlichen Häusern sich der alten Polenstadt zur Seite gelegt hat. Wir mußten uns gestehen, daß wir außer den Fabeln, welche man sich von diesen berühmten Salzbergwerken erzählt, wenig Solides von ihnen kannten, und eilten daher, uns bei den Salzbeamten, die wir im „goldenen Engel" in großer Anzahl versammelt fanden, in die Schule zu geben, um am folgenden Tage nicht ganz unvorbereitet in die Gruben zu steigen. Wir fanden ein paar recht gutwillige Lehrmeister unter ihnen, die uns am Abende bei einem Gläschen Punsch so viel Neues über die Sache vortrugen, als wir früher von keinem Katheder vernommen hatten.

Vor allen Dingen wünschten wir etwas Näheres zu wissen über die Ausdehnung der ungeheuren hier am Fuße der Karpathen von den Naturmächten niedergelegten Salzvorräthe. Doch führte uns gleich diese Vorfrage in ein Labyrinth von Vermuthungen und Voraussetzungen, die uns erkennen ließen, wie viel auch hier bei Allem, was man bereits weiß, noch dunkel und unbekannt bleibt. So viel ist gewiß, daß auf der ganzen nördlichen Seite der Karpathen eine Menge von Salzquellen — man zählt jetzt nicht weniger als hundert dem Kaiser von Oesterreich zollende Salzcenturen — von großen unterirdischen Salzvorräthen zeugen. Diese Vorräthe selber sind bis jetzt an mehrern Punkten entdeckt worden, in Bochnia und Wieliczka im Norden, bei einigen Ortschaften der Moldau und Siebenbürgens im Süden, und neuerdings sogar bei Sambor und Halicz in der Mitte der Karpathenkette.*) Nicht nur zeigt das Salz dieser Orte ganz und gar eine und dieselbe Structur und Eigenschaften, sondern auch die Aufeinanderfolge von Stein- und Erdlagen scheint, so weit man sie kennt, überall die nämliche zu seyn.

Welches Heer von Räthseln und Fragen regen diese einfachen und ausgemachten Data auf! zur Qual des Geistes, dem weder Chemie, noch Physik, weder Geognosie, noch Geologie eine Antwort darauf geben! Man möchte gern annehmen, es habe früher ein Meer über ganz Rußland und Polen hin bis an den Fuß der Karpathen gereicht, habe hier an seiner Küste verdampfend seinen Salzinhalt niedergeschlagen. Andere Fluthen seyen danach gekommen und hätten später andere Niederschläge und Stoffe darüber gehäuft. Allein nun erscheinen selbst auf der Südseite der Karpathen Salzquellen, und es ragen selbst in

*) Die Entdeckungen bei Sambor und Halicz hat man nicht weiter verfolgt. In der Moldau aber wird seit alten Zeiten das Steinsalz gewonnen und als ein längst bekannter Handelsartikel weit umher in alle Landschaften verfahren. In ganz Süd- und Kleinrußland und in der ganzen Ukraine bis in das Dongebiet hinein findet man auf allen Märkten die grünlichen moldauischen Bergsalze in dicken, dichten Massen, die von den Einwohnern in vielen Fällen dem Salze der Steppenseen vorgezogen werden. Eben so geht auf der andern Seite das siebenbürgische Bergsalz weit durch Ungarn hin.

Digitized by Google

Siebenbürgen und Ungarn Aeste jenes galizischen Salzstocks hinein. Es scheint demnach, als ginge die ungeheure Krystallscholle unter der Basis der Karpathen weg, und als säße diese ganze Gebirgsreihe, als eine spätere Bildung, auf ihr auf, wie dieß allerdings auch einige Gelehrte annehmen. Fielen in diesem Fall die Karpathen als ein Niederschlag auf die Scholle auf, oder durchbrachen sie von unten emporsteigend die Salzkruste? Ist der erste Fall überhaupt denkbar und möglich? Und wo sind im letztern Fall die Bruchstücke und Trümmer des Salzes? Geschahen die Salzniederschläge plötzlich? oder sind sie das Product langsamer und allmählich wirkender Processe? Wie erklärt es sich im letztern Fall, daß man ungeheure Salzstöcke findet, in denen das Salz so rein daliegt, wie Goldkönig, ohne daß auch nur ein fremdartiges Stäubchen sich beigemengt hätte? Wie weit reichen diese großen karpathischen Salzlager und wie würde sich eine Zeichnung ihres Verbreitungslagers darstellen? Liegt die ganze Kruste des Königreichs Galizien mit allen ihren Flüssen, Hügeln, Städten und Provinzen in seiner ganzen Ausdehnung auf einer zusammenhängenden Salzbasis? oder nisten die Krystalle nur hie und da in einzelnen Partien und Gruppen zerstückelt in gewissen Thälern und Gegenden? Wie weit sind diese Gruppen verbreitet? oder wie weit ragen die Massen und Aeste jenes großen Gebietes in Polen und Rußland hinein? Wie tief steigen sie in die Eingeweide der Erde hinab? Wie gränzen und mischen sie sich mit den Erdarten? Wo liegen sie am tiefsten, und wo kommen sie nahe unter die Oberfläche? Vielleicht lagern sie noch an vielen Orten dicht unter dem Rasen, und nur ein Zufall hinderte ihre Entdeckung? Es sind dieß alles Dinge, die uns verborgener sind, als der unterste Boden des Meeres, und die wir noch schwerer dereinst zu enthüllen Aussicht haben, da das Sondiren in der starren Erdschichte noch schwieriger ist, als in dem flüssigen Krystall der Meereswellen. Wie Mäuse an einem Pfannkuchenberge knuppern die Menschen nur hie und da an einer Salzmasse, und blicken nicht viel weiter, als der Schein ihres Grubenlichtes reicht.

Die Sarmaten des Herodots, die Lugier, Anten, Geten, Daken, Gothen und Gothinen und andere Völker wanderten über diese vorkarpathischen Landschaften Jahrhunderte lang hin, ohne in ihrem barbarischen Sinne zu ahnen, welche Schätze sie mit Füßen träten. Sie holten, Gott weiß von welchem entfernten Strande, in spärlichen Portionen, was sie so nahe kaum 100 Fuß unter sich in so reichlichen Quantitäten hätten haben können. Erst vor 600 Jahren, im Jahre 1251, entdeckte man die Salzstöcke von Bochnia und Wieliczka, und fing an sie zum Wohle der Menschheit auszubeuten. Es soll die heilige Kunigunde, die Gemahlin des Herzogs Boleslaus V, gewesen seyn, die diese Entdeckung machte. Die Art der Gewinnung mochte anfangs sehr einfach seyn, so lange man noch an dem obersten Kopfe des hier hinaustragenden Salzhügels arbeitete. Später holte man Bergleute aus Ungarn und Deutschland und betrieb die Sache kunstgerechter. Die Nachrichten von der regelmäßigen Betreibung des Bergbaues steigen nicht über das Jahr 1442 hinauf. Doch waren selbst in den Zeiten nach diesem Jahre während der ganzen Polenherrschaft noch alle Arbeiten und Anstalten sehr unvollkommen. Die Bergwerke waren gewöhnlich an Juden verpachtet, die mit unwissenden Polen oft nur in den Tag hineinarbeiteten, oder, wie der Kunstausdruck dafür lautet, „auf Raub" arbeiteten. Sie suchten so viel Salz als möglich ans Tageslicht zu schaffen, unbekümmert darum, ob ihren Nachfolgern aus der unklugen Anlage der Schachte Nachtheil erwachse oder nicht. Erst mit dem Jahre 1772, wo die Bergwerke kaiserlich österreichisch wurden, beginnt eine geregelte und rationelle Wirthschaft nach den neuern und bessern Methoden. Auch seit diesem Jahre erst hat man ein ordentliches Archiv begründet, mit dessen Hülfe man nun klar die Geschichte der Ausbeutung vor Augen hat, d. h. die hohen österreichischen Beamten; denn gegen Fremde ist man so geheimnißvoll, daß diese nie etwas Zuverlässiges von der Zu- oder Abnahme des Gewinnes, von der Veränderung des Salzpreises, von der allmählichen Ausdehnung der Werke, von der Verbesserung der Methoden und andern solchen interessanten Gegenständen erfahren. Ueber die Zeiten vor 1772 gibt es keine zusammenhängende Geschichte des Bergwerks, sondern nur einzelne Documente und unbedeutende Bruchstücke.

Die sämmtlichen höhern Beamten des Werks sind jetzt gebildete Deutsche, und es werden alle Hülfsmittel, welche die Wissenschaften und Künste an die Hand geben, in Anwendung gebracht, um theils die Fehler in der Anlage der alten Arbeiten möglichst unschädlich zu machen, theils die neuern Ausbeutungen gleich von vorn herein vernünftiger anzulegen, auf diese Weise gewinnt man jetzt — nach der Angabe der Beamten — in Bochnia und Wieliczka zusammengenommen 900,000 Centner, und für Wieliczka allein 700,000 Centner. Daß man mehr gewinnen könnte, ist keine Frage. Doch richtet man sich mit der Steigerung oder Minderung der Ausbeute nach dem Bedarfe. Von jenen 900,000 Centnern werden den Verträgen des Jahres 1772 zufolge 200,000 Centner an Preußen und 150,000 Centner an Rußland zu Preisen überlassen, in denen nur die österreichischen Arbeitskosten berechnet sind. Die übrigen 550,000 Centner werden von der österreichischen Regierung dem Salzmonopol, das sie sich beigelegt hat, zufolge zu willkürlich von ihr bestimmten Preisen verkauft. Sie gehen zum Theil auf der Weichsel nach Polen, zum Theil per Axe nach Schlesien, Mähren und in die Karpathen-Thäler. — Der Kaufpreis ist natürlich kein Geheimniß, wohl aber der Arbeitspreis, mit dem die österreichische Regierung sehr geheim thut. Man versicherte uns in Wieliczka, daß er noch bei weitem nicht einen Gulden Schein betrage, wobei die Solde sämmtlicher Arbeiter und Beamten und die Kosten aller Werke eingerechnet seyen. Dagegen verkauft die Regierung das Salz im Durchschnitt den Centner zu 5 Gulden Schein. *) Sie prostituirt also auf den Centner 4 Gulden oder 400 Procent, und das ganze Salzwerk würfe demnach der Krone eine reine Revenue von 2,200,000 Gulden Schein ab. Es stimmt dieses Resultat ungefähr mit dem von Zöllner angeführten, der die Revenuen von Wieliczka auf 1 Million Kaisergulden jährlich angibt. Aus der Oberfläche des ganzen Königreichs Lodomerien zieht Oesterreich demnach nicht so viel Gewinn, als ihm aus diesem Paar Salzschachten heraufgewunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Rettungsraketen. Man hat am 29 April zu Havre neue Versuche mit diesen Raketen angestellt, vermittelst deren man Taue auf Schiffe hinschießt, die in der Noth sind: sie trugen 515 bis 820 Metres weit, und kein Tau riß. Man hofft noch eine Schußweite von 500 Metres zu erreichen. (Franz. Bl.)

*) Das gewöhnliche Grundsalz zu 5 fl., das bessere Schibiker Salz zu 5 fl. 30 kr., das feinste Krystallsalz nur in kleinen Partien zu 8 fl. Zöllner gibt für 1790 die Preise so an: Grünsalz 1 Thlr. 2 bis 8 gr. und Schibiker Salz zu 1 Thlr. 6 gr. bis 4 Thlr. 16 gr.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte des Landes der Kirghis-Kaisaken.)

Digitized by Google

lichs.
kommt e.
mahl, alle
bis sieben T
ling, wenn
dem Gestirn
dann die Sac

Digitized by Google

Digitized by Google

Nr. 143.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Mai 1840.

Die indischen Frauen.

(Aus dem Asiatic Journal.)

2. Hochzeiten.

Die Ehe wird bei den Hindus nicht allein als eine ehrenvolle Handlung, sondern als das wesentliche Ziel des Lebens angesehen. Es gibt ein ähnliches Gesetz wie in Athen, welches verbietet, irgend ein wichtiges Amt einem unverheuratheten Mann anzuvertrauen. Ein Wittwer verliert an Achtung, bis er den Platz seiner verstorbenen Frau mit einer andern ersetzt; aber was auch die Nachtheile eines unverheuratheten Lebens für den Mann seyn mögen, sie sind unbedeutend im Vergleich zu der tödtlichen Langeweile einer armen unverheuratheten Frau. Auch thun die Eltern Alles, um sich ihrer Töchter zu entledigen. Natürlich sind es die Eltern, welche sich mit der Wahl des künftigen Gatten beschäftigen, und die Braut lernt ihn gewöhnlich nicht eher kennen, als bis das Band geknüpft ist. Von Seite der Frau sucht man vorzugsweise einen reichen Mann, oder einen, der es werden kann; von Seite des Mannes sieht man auf Reinheit der Kaste und Gesundheit. Aber selbst nach dem vorläufigen Austausch von Geschenken erwartet man, ehe man weiter geht, ein günstiges Zeichen. Glücklich die Verlobten, wenn eine Eidechse im Grase raschelt, wenn eine Kuh blöckt, oder ein schöner Vogel singt; wehe aber ihnen, wenn eine Katze, ein Fuchs, eine Schlange, ein Vogel mit häßlicher Stimme sich ihren Freunden vor Abschluß des Vertrags zeigt.

Die Hochzeitceremonien sind sehr complicirt. Es gibt nicht weniger als acht Hauptveränderungen dieser Handlung je nach den Kasten, ohne die örtlichen Eigenthümlichkeiten jeder Provinz zu rechnen. Für alle Classen sind Waschungen der wesentlichste Theil der Vorbereitungen, die Schminkung der Person kommt erst nachher. Ein Spaziergang mit Musik, ein Festmahl, alle Arten von Festen verlängern die Hochzeiten sechs bis sieben Tage lang. Die günstigste Jahreszeit ist der Frühling, wenn „Driśput" und „Suth" (Mars und Venus) unter dem Gestirn in Verbindung treten. Bei den Braminen gehen dann die Sachen auf folgende Art vor sich.

Am Morgen des ersten Tages, vor Aufgang der Sonne, werden Braut und Bräutigam von ihren Freunden zu dem Ufer des heiligsten Flusses in der Nachbarschaft geführt, wo sie eine Reihe von feierlichen Abwaschungen nebst Gebeten und der Anwendung des „Arati" bestehen müssen, was mit Feuer geschieht, um die Wirkungen des böſen Auges abzuwenden. Man stellt die Verlobten neben einander, die Frau verschleiert, unter einem Thronhimmel, von zwölf Pfeilern getragen, und prächtig mit Blumenguirlanden und Fahnen ꝛc. geschmückt. Man ruft die Götter an, daß sie zur Hochzeit kommen, und einige Strahlen jenes himmlischen Feuers bringen, das ehemals unsere ersten Eltern beseelte. Dann breitet man ein Antilopenfell aus, auf welches das Paar sich setzt, das Gesicht gegen Osten gewendet. Man reibt es mit Safran, man wäscht ihm die Füße mit Honig, man bindet die Hände mit Schnüren, man salbt es mit Oel und Wohlgerüchen, man bestreicht ihre Glieder mit magischen Steinen, und endlich nach Sonnenuntergang fängt eine abgeschmackte Posse an. Der Bräutigam gibt vor, von einer heftigen Luſt ergriffen zu seyn, seine Familie zu verlassen, und sich in das Getümmel der Welt zu werfen, um Reichthümer zu erwerben, oder die heiligen Städte zu besuchen. Er bereitet sich zur Reise vor und nimmt traurigen Abschied. Jetzt irrt er von Stadt zu Stadt, arm an Geld und allein, und sehr unglücklich. Da trifft er plötzlich auf einen Zug mit Fackeln; es sind seine Freunde, die ihn zur Rückkehr einladen, aber er weigert sich, bis man ihm eine schöne, treffliche Frau anbietet. Da weicht der Pilger dieser Versuchung, und läßt sich mitten unter dem Schmettern der Trompeten, Cymbeln, dem lärmenden Geschrei, Flinten- und Pistolenschüssen ꝛc. im Triumphe nach Hause führen.

Am zweiten Tage nimmt der Vater der Braut die Hand seines Schwiegersohns und vereinigt sie mit der seiner Tochter, und die beiden Väter begießen sie mit 7 Maaß Wasser, 7 Maaß Korn und 7 Maaß Milch. Wenn das geschehen, legt man, während der Hauptbramin das Mantras spricht, auf die Schulter des Bräutigams einen Zeug, der statt aus drei, aus neun Flechten besteht, und einen Tahli, oder großen Ring, Sinnbild der Ehe, um den Hals der Braut. Das ist die feier-

Digitized by Google

lichſte Handlung der Ceremonie, das Band, welches die beiden Gatten verbindet.

Am dritten Tage eſſen die beiden Gatten in Gegenwart aller Gäſte mit einander; es iſt das Zeichen ihrer innigſten Vereinigung und die ſchwierigſte Probe für die Beſcheidenheit der jungen Frau; denn man ſieht es als einen Beweis großer Unzartheit von Seiten des weiblichen Geſchlechts an, in Gegenwart eines Mannes zu eſſen, und wäre es auch ein Verwandter, und ſprüchwörtlich ſagt man von einer Frau, der man ihr Betragen vorwerfen will, daß ſie die Hochzeitfeſte liebe. — Am fünften und letzten Tage findet ein Opfer ſtatt, wo man Reiß verbrennt, das einzige Opfer, dem, mit Ausnahme der Sutti, eine Frau beiwohnen kann. Am Abend dieſes letzten Tages endet ſich die Ceremonie mit neuen Waſchungen und mit ſeltſamen Kleidern, mit denen man die Verlobten ſchmückt. Endlich fängt man die Proceſſion des erſten Tages beim Schein der Fakeln durch die Straßen wieder an, wobei das glückliche Paar in einem glänzend geſchmückten Palankin getragen wird. Oft findet bei dieſen Feſten ein außerordentliches Gepränge mit Edelſteinen ſtatt. Man theilt häufig Almoſen aus, und man erzählt von Hochzeiten, wo man den Armen und Mönchen Summen vertheilt habe zum Werth von 3 Lak Rupien.

Die mohammedaniſchen Hochzeitgebräuche in Indien ſind weit einfacher als die der Hindu. Man trifft hier ebenfalls die Ceremonie der Vereinigung der Hände, die köſtlichen Kleider, die eheliche Einſegnung, Feſte, Tänze, Almoſen, Lärm, Muſik, Fackelzüge; aber das Alles dauert nicht über einen Tag. Der weſentlichſte Theil der mohammedaniſchen Hochzeiten ſcheint die Verzehrung von Leckerbiſſen zu ſeyn. Man hat eine unendliche Menge von Zuckerwaaren. Männer, Frauen, Kinder, Pferde, Kamele, Elephanten, Ochſen, Vögel — Alles erhält ſeinen Antheil an den Hochzeitkuchen, die aus Zucker und Butter, die etwas mit Mehl angebrannt iſt, beſtehen. Im orientaliſchen Styl: die Straßen werden zu Honigſtrömen, die Höhen ſind in Zuckerberge umgewandelt. Man lieſt im Tarikh Guzaida, daß im Jahre 1086 bei der Hochzeit der Tochter des Sultans Malekſchah 40,000 Maunds Zucker (mehr als 1400 C.) verzehrt wurden.

Um die Pflichten kennen zu lernen, welche den Hindufrauen durch die Ehe aufgelegt werden, muß man das Padma Purana leſen, von dem mehrere Capitel dem Verhalten in der Ehe gewidmet ſind. „Wie häßlich, alt, boshaft ꝛc. auch ein Mann ſey, die Frau muß ihn zum Abgott ihres Herzens machen; alle ſeine Wünſche ſollen die ihrigen ſeyn, wenn er lacht, lache ſie auch; wenn er weint, vergieße ſie Thränen; will er koſen, ſey ſie geſprächig; ſchweigt er, ſo ſchweige ſie auch ꝛc.“ In vieler Beziehung iſt alſo die Frau eine Sklavin; doch iſt es verboten, ſie zu ſchlagen. Die Vorſchriften von der Unterwerfung der Frauen kann aber ihrem Glücke nicht nachtheilig ſeyn, denn der Urſprung der Sutti, Selbſtmord der Wittwen, kommt aus der Idee, welche die Hindufrauen unterhalten, daß es kein größeres Unglück gibt, als den Gatten zu überleben. Dieſes unmenſchliche Opfer iſt glücklicherweiſe in Indien unterdrückt worden, doch nicht ohne Mühe, und es war ſtets freiwillig, da die Suttis überredet worden waren, daß ſie, wenn ſie ſich den Flammen übergeben, dem Verſtorbenen den Himmel öffnen und ſelbſt dem größten der Uebel entgehen, dem Wittwenſtande. Die Erniedrigung der Wittwe beginnt in der That ſogleich nach dem Tode des Mannes. Man beraubt ſie aller ihrer ſchönen Kleider, ihres Schmuckes, man nimmt ihr ſogar das „Tahli,“ jenes geheiligte ſymboliſche Halsband, man ſcheert ihr den Kopf, ſie wird von allen Feſten ausgeſchloſſen, ſie wird Magd im Hauſe, wo ſie Herrin war, darf weder zürnen, noch ſich beklagen. Außerhalb der Gränzen ihrer Stadt oder ihres Dorfes wird überall ihre Gegenwart als ein Ereigniß von böſer Vorbedeutung angeſehen.

Der Zug der Ruſſen gegen Chiwa.

(Fortſetzung.)

Ehe wir weiter gehen, müſſen wir einen Blick auf die Völkerſchaften werfen, die innerhalb des oben erwähnten Halbcirkels wohnen, und mit denen die ruſſiſche Regierung in ſtetem, theils freundlichem, theils feindlichem Verkehr iſt. Man bezeichnet das Land zwar im Allgemeinen mit dem Namen Kirgiſenſteppe, und nennt gewöhnlich alle die dortigen Völker Kirgiſen, obwohl ſie keineswegs zu Einem Stamme gehören. Nach Lewſchin gebührt den weſtlichen Kirgiſen der Name gar nicht, ſondern eigentlich nur den ſogenannten ſchwarzen Kirgiſen, oder Buruten, die mongoliſchen Stammes ſind, während die weſtlichen Kirgiſen, nämlich die kleinere und mittlere Horde, türkiſchen Stammes ſind, und eigentlich Kaſak heißen, welchen Namen ſie in Aſien allgemein, ſelbſt bei den Chineſen haben; indeß iſt wegen des ſeit geraumer Zeit herrſchend gewordenen Namen „Kirgiskaiſaken“ ſchwer auszumachen, welche Ereigniſſe immer den türkiſchen oder den mongoliſchen Theil getroffen haben; doch iſt es wahrſcheinlich, daß der mongoliſche Theil bei der Vernichtung des Dſungarenreichs durch die Chineſen im Jahre 1757 großentheils zu Grunde ging. Es herrſcht überhaupt in jenem ganzen Landſtrich eine Verſchlingung mongoliſcher und tatariſcher Völker, die noch immer ſchwer aufzuklären iſt.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts dehnten ſich die Kirgiskaiſaken anfangs gegen Norden, und dann nach der Vernichtung des Dſungarenreichs durch die Chineſen auch gegen Oſten aus. Gegen Weſten wurden ſie ſchon im Anfange des 18ten Jahrhunderts mächtiger, jedoch bewohnten nach den ruſſiſchen Geſchichtſchreibern die Baſchkiren damals noch den Mittel- und Oberlauf des Ural und der Emba, und die Kalmücken wohnten an der Mündung. Dieſe letztern waren Turguten, oder Torgout, die ſchon im Jahre 1630 an der Wolga erſchienen, die große und kleine Horde der Nogaier ſchlugen, und mit andern Horden verbunden ſich unter ruſſiſche Oberherrſchaft begaben. Im Jahre 1636 kamen 50,000 Kibitken nach, doch blieben die öſtlichſten Horden immer noch dem alten Vaterlande, den Weideplätzen am Ili nahe, bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts, wo die Spaltungen in dem weſtlichen

Dſungarenreiche ſie verdrängten. Indeß bewahrte ſich China Verbindungen mit dieſen Torgouten, und dieſe Verbindungen haben dann in einer ſpätern Zeit, im Jahre 1771, zu der bekannten Wiederauswanderung und Flucht der Kalmücken von der Wolga nach dem alten Dſungarenlande geführt. So viel gelegentlich über die Stellung der Kalmücken, die mit den Kirgiskaiſaken in Zerwürfniß kamen. Im Süden waren dieſe letztern wahrſcheinlich durch ihre Verwandtſchaft mit den türkiſchen Stämmen Meiſter. Im Anfang des 18ten Jahrhunderts beſaßen ſie auch Turkeſtan, wo ſchon im vorigen Jahrhundert einer ihrer Chane reſidirt hatte. In der ganzen zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts und noch im Anfang des 18ten waren ſie in unaufhörlicher Fehde mit dem weſtlichen Dſungarenreich. Tiawka machte die Kirgiſen ſiegreich, aber gegen das Ende ſeiner Regierung unterlag er vor dem Glück und der Macht Galdan Tſiren's, des Kontaiſcha der Dſungaren, ſo daß die Kirgiſen ſich nicht nur an den ruſſiſchen Gouverneur in Weſtſibirien wandten, ſondern auch im J. 1723 ihre Hauptſtadt Turkeſtan verloren, und ſich nach Kodſchant und Samarkand zurückziehen mußten. Jetzt vereinten ſich ſämmtliche Stämme unter Abulchair, der ſich zwar der Dſungaren erwehrte, aber doch gerathen fand, ſich von dieſem gefährlichen Feind zu entfernen. Die große Horde blieb allein bei den Dſungaren, mußte ſich ihnen aber bald unterwerfen, die kleine Horde verjagte die Kalmücken von der Mündung der Emba, und zwang ſie, eine Zuflucht auf dem andern Ufer des Ural zu ſuchen; die mittlere Horde zog nordwärts nach dem Uri oder Ui, und verjagte die Baſchkiren aus dieſem Gebiet. Dieſe beiden Horden, welche ſich wohl dachten, daß die Kalmücken und Baſchkiren ſich an ihnen zu rächen ſuchen würden, gingen Rußland um ein Schutzbündniß an im Jahre 1726, aber erſt im J. 1730 erkannte ſich, wie ſchon oben erwähnt, Abulchair als Unterthan Rußlands an und leiſtete den Eid der Treue, während die Reſte der großen Horde, nachdem ſie längere Zeit das Schickſal der Dſungaren getheilt, endlich bei Vernichtung dieſes Reichs durch die Chineſen, an der Gränze, wie es ſcheint um den Ballaſch-See, angeſiedelt wurden, und noch jetzt chineſiſche Hoheit anerkennen; ein anderer Theil dieſer Horde fiel unter die Herrſchaft des Chans von Kokand, und ein dritter, aber ſehr ſchwacher, gilt für unabhängig und ſetzt ſein räuberiſches Treiben fort.

Die Unterwerfung Abulchair unter den ruſſiſchen Scepter war lange Zeit nur ein leeres Wort; zwar folgten bald auch andere Häuptlinge ſeinem Beiſpiel, aber dennoch plünderten ſie häufig die ruſſiſchen Karawanen und machten auch fortwährend Einbrüche auf ruſſiſches Gebiet, namentlich gegen die Kalmücken und Baſchkiren, und nur wenn ſie von Feinden gedrängt waren, namentlich von den Chiwaern oder Dſungaren, wandten ſie ſich an Rußland um Hülfe, und erneuerten ihre Verſprechungen ewiger Treue; kaum waren ſie aber wieder der Furcht ledig, ſo wünſchten ſie ihre alte Unabhängigkeit zurück, und behaupteten, der Chan habe mit ſeinem Eid der Treue ſeine Vollmacht überſchritten. Als Abulchair im J. 1749 umkam, brachte man ſeinen Sohn Nur Ali nur mit großer Mühe dahin, daß er die Belehnung von Rußland annahm, aber er gab die als Sklaven bei ſeinem Volke befindlichen Ruſſen nicht zurück, und gab auch die Plünderung der Karawanen, die durch ſein Gebiet zogen, nicht auf. Man kann ſich demnach ſchon einen Begriff machen, wie ſchwach die Herrſchaft war, welche Rußland über dieſe Völkerſchaft ausübte.

Rußland ſcheint ſich überhaupt den dortigen Völkern gegenüber in einer höchſt mißlichen Stellung befunden zu haben. Dieß erhellt aus den Mitteln, zu denen es manchmal griff. So erzählt Lewſchin in ſeinem Werke über die Kirgis-Kaiſaken die Art und Weiſe, wie man zwiſchen Baſchkiren und Kirgiſen Haß ausſäete, um ſie zu hindern, ſich mit einander zu vereinigen. Die Baſchkiren, ſeit Johann dem Schrecklichen Rußland unterworfen, hatten ſich wiederholt und auch im Jahre 1755 empört. Ein Mollah hatte die wahren Gläubigen zum Kampfe gegen die Ruſſen aufgerufen, und ſeine Schreiben ergingen auch an die Tataren von Kaſan und die Horden der Kaiſaken, welche letztere denn auch, unter dem Vorwande, den Baſchkiren beizuſtehen, Einfälle in die ruſſiſchen Gränzen machten. Neplujew, der damals an der Gränze commandirte, erſtickte den Aufſtand der Baſchkiren in ihrem Blut, und um eine Vereinigung derſelben mit den Kirgiſen zu hindern, ſtreute er den Samen eines unverſöhnlichen Haſſes unter ihnen aus. Mit Vorwiſſen der Regierung zeigte er den Kirgiſen an, die Kaiſerin überlaſſe ihnen zur Belohnung für ihre Anhänglichkeit an Rußland ſämmtliche Weiber und Mädchen der Baſchkiren, die ſich zu ihnen geflüchtet hätten, unter der Bedingung, daß die Männer den Ruſſen ausgeliefert oder wenigſtens aus der Horde verjagt würden. Alsbald fielen die Kirgiſen über die Baſchkiren her, hieben den größten Theil der Männer nieder, und bemächtigten ſich der Weiber und Mädchen; die wenigen übrig gebliebenen Männer wurden den Ruſſen ausgeliefert. Wüthend hierüber verlangten die Baſchkiren die Vergünſtigung von Neplujew, über den Ural zu ſetzen, um ſich an den Kirgiſen zu rächen. Neplujew ſchlug dieß ab, gab aber insgeheim den Poſtencommandanten Befehl, ſie durchzulaſſen. Ein wüthender Kampf begann, in welchem beide Völker furchtbar litten, bis endlich Neplujew für gerathen hielt, den Unordnungen Einhalt zu thun: den Baſchkiren wurde nun der Uebergang über den Ural ernſtlich unterſagt, und den Kirgiſen ſchlug er vor, ſich ſüdlich von dieſem Fluſſe zurückzuziehen. Das Blutvergießen nahm ab, aber der Haß zwiſchen beiden Völkern blieb bis auf den heutigen Tag. Dieß mag eine Idee von dem Stande der Dinge und von der Politik der Ruſſen in dieſen Gränzländern geben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Adlerholz in Siam.

Eine der Hauptbeſchäftigungen der Einwohner von Tſchantaburi iſt die Aufſuchung des Adlerholzes. Das Holz heißt ſo, weil es innen ſchwarz getupft iſt, wie das Gefieder eines Adlers. Indeß ſind die ſchwarzen Theile allein geſucht: der Geruch davon, wenn man es verbrennt, iſt köſtlich, auch miſcht man davon in Siam in alle Arzneien.

Digitized by Google

und die Erfahrung zeigt, daß es von großem Nutzen ist. Nur Eine Art Bäume enthält dieß Holz; die, welche es suchen, versehen sich mit Scheeren, Aexten und Sägen von verschiedener Form. Wenn sie gefunden haben, daß ein Baum Adlerholz enthält, so hauen sie ihn um, sägen ihn in Stücke und schneiden das schwarze, das oft ganz sonderbare Formen hat, sorgfältig aus. So zubereitet, verkauft man den Catty*) zu 4 Ticals (5 bis 6 fl.). Jede christliche Familie des Landes muß dem König einen jährlichen Tribut von zwei Catys zahlen. (Echo du Monde Savant vom 9 Mai.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Der Beamten und Arbeiter zusammengenommen gibt es ungefähr 900, wovon 88 bloß Beamte sind. Diese Beamten, an deren Spitze ein Gouverneur mit mehreren ihm attachirten Vergräthen steht, theilen sich in „montanistische" und „obertägige," oder, wie man sich bei andern Bergwerken ausdrückt, in „Herren vom Leder" und „Herren von der Feder." Die Obertägigen, Räthe, Secretäre, Protokollisten, Schreiber, sind bloß fürs Administrationfach. Die „Montanistischen" für die Inspicirung der Arbeiter und für die Leitung der neuen Bauten. Jenes die „Oberschichtmeister," „Unterschichtmeister" und „Steiger," dieses die „Ober- und Untermarkscheider," oder, wie sie auch genannt werden, „die Ingenieure." Die Beamten sind gut besoldet, und wir hatten Gelegenheit, an den Vorbereitungen zu einem Ball, den die sämmtlichen Salzmänner bei unserer Anwesenheit in Wieliczka zu geben im Begriff waren, die Lustigkeit und Ueppigkeit ihres Lebens zu bewundern.

Die hohe Akademie für die Bildung dieser Beamten ist vorzugsweise Schemnitz in Ungarn. Die Arbeiter theilen sich in solche, welche ein- für allemal besoldet sind, und in solche, welche nur auf Contract arbeiten. Die Zahl der letztern mehrt oder mindert sich je nach der Begehrtheit des Salzes. Der vom Salzwerke pensionirten Arbeiter und Beamten gibt es nicht weniger als 800, von denen die meisten 40 bis 45 Jahre in den Gruben gearbeitet haben.

Für das gewonnene Salz gibt es vier Hauptniederlagsorte: Wieliczka, Neopolemije, Podgorze u. s. w. Hier wird es in großen Magazinen aufgehäuft, aus denen man es an die Kaufleute verabfolgt. Andere Nebenmagazine sind in Brünn, Teschen und Bilitz für Schlesien und Mähren.

Die Salzwerke haben jetzt eine Ausdehnung in die Breite von 85.000 Quadratklafter genommen. Die Länge aller Stollen und Gänge des Bergwerks zusammengenommen würde einen Gang von 7½ Meilen betragen. Zehn Tagesschachte setzen dieses unterirdische Labyrinth mit der Oberfläche der Erde in Verbindung. Der eine von diesen zehn Schachten, „Wodna Gura" (Wasserberg) genannt, dient zur Herausschaffung des Wassers, zwei zum Einfahren der Menschen und die übrigen um das Salz emporzufördern, oder um Holz, Stroh, Pferde und anderes Material in die Grube zu bringen.

Das ganze Werk zerfällt nach den verschiedenen Perioden des Baues in drei große Abtheilungen, oder, wie der Kunstausdruck lautet, in drei „Felder," das „alte Feld," das „Janina-Feld" und das „neue Feld." Das alte Feld greift von der Stadt aus nach Süden ins Gebirge hinein, das neue nach Osten und das Janina-Feld nach Westen. Das erste besteht aus den ältesten unregelmäßigen Anlagen. Das Janina-Feld, so genannt vom König „Jan" (Johann), ist nach einem verbesserten Plan angebaut. Das neue Feld stammt aus der österreichischen Zeit, und bei seiner Anlage sind alle neuesten Erfindungen und wissenschaftlichen Entdeckungen benutzt worden. Uebrigens wird auch noch jetzt aus den ältern Feldern Salz zu Tage gefördert.

Jedes dieser Felder besteht aus fünf übereinanderliegenden Stockwerken, oder, wie man sich hier ausdrückt, „Contignationen." Jede dieser „Contignationen" ist aus einer Menge durch Stollen und andere wagerechte Gänge miteinander verbundene Höhlen oder „Kammern" zusammengesetzt. Die verschiedenen Contignationen sind dann wieder durch senkrechte oder schief abwärts gerichtete Schachte und Treppengänge miteinander verbunden. Bis zur ersten Contignation steigt man durch die verschiedenen tauben Erdschichten 84 Klafter tief hinab. Zwischen den verschiedenen Contignationen hat man natürlich wieder angemessene Zwischenräume von 10 bis 15 Klafter gelassen. Die durch Stufen oder Treppen völlig bequem gangbare Tiefe beträgt 125 Klafter, und die Tiefe des Ganzen 145 Klafter. Da Wieliczka selbst 150 Fuß über der Weichsel bei Krakau und 899 Fuß über dem Meere erhaben ist, so steigt demnach das Bergwerk noch über 850 Fuß tiefer unter das Weichselbett und 500 Fuß unter die Oberfläche des Meeres hinab.

(Fortsetzung folgt.)

*) Chinesisches Pfund, à 20 Unzen Silber.

Miscellen.

Merkwürdige Münze. Das Echo du Monde Savant vom 9 Mai entlehnt aus dem Courrier du Gard die Nachricht von der Auffindung mehrerer höchst eigenthümlicher Münzen. Sie sind zu Maguelonne, dem alten Mesua, geschlagen, und haben auf der einen Seite den Kopf eines der Seeräuber, welche im Anfange des 9ten Jahrhunderts nach ihrem Zufluchtsorte Maguelonne ihren Raub brachten, und sich dort mit Lebensmitteln und Wasser versahen, um aufs neue in See stechen zu können. Auf der Rückseite ist ein Kreuz, in dessen vier Ecken der Halbmond abgebildet ist. Bekanntlich fand damals ein Bündniß statt zwischen saracenischen Häuptlingen und dem Bischof von Maguelonne, der deßhalb von einem Concil streng getadelt wurde.

•

Denkmal von N. Copernicus. Nach dem Tygodnik Literacki vom 4 Mai bildet sich gegenwärtig in Polen eine Gesellschaft, um ihrem großen Landsmanne, N. Copernicus, ein Denkmal in seiner Vaterstadt Thorn zu errichten.

•

Schlittschuhlaufen bei warmem Wetter. Trotz des wahren Sommerwetters, das am Ende Aprils herrschte, fand am 27 April eine Versammlung von Liebhabern des Schlittschuhlaufens statt, und übte ihre zierliche Kunst auf einer ziemlich ausgedehnten, durch künstliche Mittel zum Gefrieren gebrachten Wasserfläche. (Lit. Gaz. vom 2 Mai.)

•

Ein landwirthschaftlicher Lehrstuhl ist vor kurzem wieder zu Foix im Departement Ariège gegründet worden; der Unterricht ist, wie gewöhnlich, unentgeltlich. (Franz. Bl.)

Blätchen, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 144.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Mai 1840.

Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen Afrika.

(Nach Major Tulloch im Athenäum vom 2 Mai.)

Die drei bedeutendsten Militärstationen der Engländer an der Küste von Westafrika sind Gambia, Sierra Leone und die Inseln Loß gewesen. Die erstere Colonie liegt an der Mündung eines jener mächtigen Ströme, welche die tropischen Gegenden Afrika's bewässern, und ist auf allen Seiten mit niedrigem, sumpfigem Land umgeben, das in großer Ausdehnung Wald und Gesträuch bedeckt. Dieselbe Ansicht bietet die Küste in einer Länge von fast 500 Meilen bis gegen Sierra Leone, dessen natürliche Lage eine ganz verschiedene ist, da es eine erhöhte Halbinsel, gegen 2000 bis 3000 Fuß hoch, bildet, die auf der einen Seite von dem einströmenden Meere, auf der andern von einem mehrere Meilen breiten Fluß umschlossen ist. Der Boden ist trocken und die Station durch hohe Gebirge vor den sumpfigen Gegenden wohl geschützt. Die Inseln Loß, die dritte Militärstation, bieten wieder einen ganz andern Anblick, denn sie bestehen nur aus einigen unfruchtbaren Granitfelsen, ungefähr 8 Meilen vom Festlande, und fast ganz ohne Wasser und Vegetation. Diese Stationen liegen innerhalb der Wendekreise. Das Klima ist, besonders seiner außerordentlichen Feuchtigkeit wegen, bemerkenswerth; häufig sind während der nassen Jahreszeit 300 Zoll Regen gefallen, und in zwei Nächten hat man mehr Regen gemessen, als in Großbritannien in einem ganzen Jahre fällt. Die Temperatur ist eher unter als über dem Durchschnittsmaaß in andern gleichen Breiten, doch, ausgenommen in Sierra Leone, schnellem Wechsel sehr unterworfen. Aber noch ist keine Ursache als genügend aufgefunden worden, um zu erklären, warum das Klima an dieser Küste der europäischen Constitution so nachtheilig sey, wie es wirklich ist. Gewiß ist es eine der merkwürdigsten Erscheinungen, daß eine Küstenstrecke von einigen tausend Meilen, die alle mögliche Abwechselung in ihrer natürlichen Gestaltung zeigt, in dieser Beziehung eine so seltsame Uebereinstimmung an den Tag legen kann. Die Bemerkungen, durch welche die Ungesundheit dieses Klima's erwiesen worden ist, erstrecken sich über gesunde und ungesunde Jahre, beziehen sich auf Civil- wie Militärpersonen, auf Mäßige und Unmäßige. Von Militär starben während achtzehn Jahren, von 1819 bis 1836 incl., ungefähr die Hälfte; ja in den Jahren 1825 und 1826 starben fast drei Viertel. Dieser furchtbare Verlust an Menschenleben war aber nicht an jene Periode geknüpft; denn während der neun Jahre vor 1819, die man nicht als besonders ungesund ansehen konnte, erlagen im Durchschnitt alljährlich ein Viertel der weißen Truppen, und in den Jahren 1837 und 1838, nach sechs im Vergleich sehr gesunden Jahren, brachen Fieber mit gleicher Heftigkeit aus, und zeigten sich eben so unheilbringend. Doch muß man hierbei bemerken, daß die auf diese Stationen beorderten Truppen, zum größern Theil, am wenigsten geeignet waren, dem verderblichen Einflusse des Klima's zu widerstehen, — denn ein großer Theil bestand aus solchen Truppen, die hier in diesem ungesunden Klima die ihnen bestimmte, aber erlassene Strafe abbüßen sollten, und die in Laster und Unmäßigkeit auf das tiefste versunken waren. Aber freilich, auch wo diese Erklärungsgründe nicht anwendbar waren, blieb der Erfolg derselbe. Denn als man 1825, um den moralischen Zustand der Truppen zu verbessern, hundert freiwillig eingetretene Recruten aus England herschickte, so blieb ihr Schicksal dasselbe wie das ihrer Cameraden.

Ein noch schlagenderer Beweis jedoch, wie wenig die Mäßigkeit gegen den schädlichen Einfluß des Klima's bewahren kann, zeigt sich in der Sterblichkeit der Missionarien. Von 89 Männern, die vom März 1804 bis August 1805 daselbst in der Blüthe ihres Lebens hinkamen, starben 54; 14 kehrten schwer erkrankt, 7 in voller Gesundheit nach England zurück, und 14 blieben auf der Küste.

Die frühern Zahlen beziehen sich auf die Truppen der drei Stationen zusammen. Wenn aber die Inseln Loß und Gambia besonders genommen werden, so ist das Resultat noch beunruhigender. Die erste Abtheilung weißer Truppen, aus 108 Mann bestehend, kam auf der Station Gambia gegen Ende Mai 1825 an, gerade als die Regenzeit eintrat. In der Zeit zwischen diesem Datum und dem 21 Sept. ergaben sich unter ihnen folgende Resultate: Gestorben an intermittirenden Fiebern 74; an andern Krankheiten 13; blieben am Leben 21. Während

Digitized by Google

dieſer Zeit wurde eine Abtheilung von 91 Mann ungefähr auf der offenen See am Bord eines Transportſchiffs behalten, und von ihnen ſtarb nicht ein einziger Mann. Als aber Ende Septembers durch den Tod ihrer Cameraden Platz für ſie geworden war, ſie gelandet wurden und nun eine Geſammtzahl von 112 Mann ergaben, ſtarben von ihnen bis zum 21 Dec. an Fiebern 61, an andern Krankheiten 12, blieben alſo am Ende von einem Vierteljahr nur 39 noch am Leben. Den Verluſt zu erſetzen, kamen 200 Europäer hinzu, und ehe noch drei Monate verfloſſen waren, hatte das Grab ſchon wieder 116 verſchlungen. So kamen in der Zeit von 19 Monaten 276 Europäer ums Leben, von einer Anzahl, die ſelten 120 Mann überſtieg, und zuweilen ſogar nur 40 betrug.

Wegen des gänzlichen Mangels an Vegetation und Sümpfen auf den Inſeln Loß glaubte man, ſie würden eine gute Station bilden, und ſo wurde die Hauptinſel als ein Depot für Recruten eingerichtet, die ſich freiwillig in Chatham hatten anwerben laſſen. Die folgenden Reſultate zeigen, wie ſchrecklich dieſe Hoffnung vernichtet wurde. Von 103 Mann, die am 23 Febr. 1825 daſelbſt landeten, ſtarben innerhalb 18 Monaten 62, und und 21 wurden als dienſtunfähig nach Hauſe geſchickt, blieben alſo nur 20 Mann von dem ganzen Corps im Lande. Wechſelfieber ſcheinen die Hauptquelle dieſer großen Sterblichkeit geweſen zu ſeyn, denn die Hälfte der daran Erkrankten wurde hinweggerafft. Ein großer Theil davon trug den Charakter des gewöhnlich ſogenannten gelben Fiebers. Man machte den Verſuch, das Erſcheinen dieſer Krankheit mit dem Umſtand in Verbindung zu bringen, daß die Regen ſpäter oder früher eintraten, oder heftiger oder geringer geweſen ſeyen als gewöhnlich, doch ohne genügenden Erfolg. Die Temperatur und die vorherrſchenden Winde ſind ebenfalls ſorgfältig beobachtet worden, ſcheinen jedoch keineswegs mit der Krankheit in Verbindung zu ſtehen; ſelbſt höhere Standorte bringen keine Befreiung davon. Die Caſernen, die 400 Fuß hoch ſind, waren häufig der Schauplatz größerer Sterblichkeit als die niedrigſten Punkte der Städte, und als vor kurzem eine Abtheilung Matroſen nach dem Dorfe Wilberforce, in einer Höhe von 500 Fuß gelegen, gebracht wurde, um ſie frei vom Fieber zu erhalten, litten ſie ſogar ſtärker, als im Hafen. Das Verhältniß der an Gehirnleiden Geſtorbenen war ungewöhnlich hoch. Waſſerſucht, gewöhnlich Folge des Fiebers, war auch häufig und tödtlich, und die Truppen litten viel von Geſchwüren, die oft ſo bösartig wurden, daß Amputation eintreten mußte.

(Schluß folgt.)

Der Zug der Ruſſen gegen Chiwa.

(Fortſetzung.)

Eine zweite Begebenheit, welche die Lage der Sachen an dieſer Gränze ſehr veränderte, und woran die Kirgis-Kaiſaken gleichfalls Theil nahmen, iſt die bekannte, doch nicht hinreichend gewürdigte Auswanderung der Kalmücken im J. 1771. Dieſe waren nach der Zerſtörung des Dſungarenreichs durch die Chineſen im Jare 1757 durch 10,000 Kibitken vermehrt worden. Aber dieſe neuen Ankömmlinge ſcheinen keineswegs ſo ruhig geweſen zu ſeyn, wie die ſchon ſeit 120 Jahren an der Wolga umherwandernden Turguten, und hatten dieſe ſchon das dortige Land unſicher gemacht, ſo wurde es jetzt nach dem neuen Zuzug kampfgewohnter und kampfluſtiger Horden noch viel ſchlimmer, ſo daß die ruſſiſchen Gouverneure von Aſtrachan eine militäriſche Gränzlinie erſt von Zarizyn nach Saratow, dann von erſterem Orte nach Aſtrachan ziehen mußten. Unter dieſen Umſtänden war es kein Wunder, daß die Ruſſen den Sohn des Chans als Geiſel zurückbehielten, und ſonſt ein wachſames Auge auf ſie hielten; die gegenſeitige Mißſtimmung ſtieg, und die Kalmücken rüſteten ſich zur Auswanderung. Ueber die nächſte Veranlaſſung dazu weichen nun chineſiſche und ruſſiſche Angaben ab: nach den erſten ſollte man glauben, die fort und fort erhaltene Verbindung mit China, und namentlich mit Tibet, habe ſie bewogen, ſich wieder dem chineſiſchen Scepter zu unterwerfen; nach den ruſſiſchen aber ſollen namentlich die erſt im Jahre 1758 angelangten Kalmücken dem Oberhaupte deren an der Wolga die Wiederherſtellung des Dſungarenreichs vorgeſpiegelt haben. Daß jedenfalls China die Hand mit im Spiele hatte, iſt unzweifelhaft, denn eben damals ſtand Ablai, Chan der mittlern Kirgiſenhorde, mit China in Unterhandlungen, um ſich der ruſſiſchen Oberherrſchaft ganz zu entziehen, und die ruſſiſche Regierung zog im J. 1770 Truppen zuſammen, um ihn dafür zu züchtigen. Indeß brachen im Januar 1771 die Kalmücken auf und nahmen ihre Richtung gegen den Ural oder Jaik und ſetzten über dieſen Strom. Sobald der ruſſiſche Befehlshaber in Orenburg dieß erfuhr, ließ er, da ſeine Mittel, dieſe Maſſe von 300,000 Menſchen aufzuhalten, keineswegs zureichten, die Kirgiskaiſaken und andere nomadiſche Horden in Kenntniß ſetzen, daß er ihnen alle Beute überlaſſe, wenn ſie ſich nur dem Weitermarſche der Kalmücken widerſetzten. Dieß wagten zwar die Kirgiskaiſaken nicht, aber ſie verfolgten ſie unermüdlich und nahmen ihnen ab, was ſie konnten, ſo daß die armen Kalmücken, die weiter im Oſten vollends noch den Buruten in die Hände fielen, faſt ihr ganzes Beſitzthum verloren und ſtark geſchwächt auf chineſiſchem Gebiet anlangten. Dort ſollen ſie indeß mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen worden ſeyn. Ritter ſagt im erſten Bande ſeiner Geographie von Aſien darüber: „die einwandernden Horden der Turguten fanden Nahrung, Quartier und alle Bequemlichkeiten vorbereitet; ihre Häupter wurden vermittelſt der kaiſerlichen Poſten nach Hofe gebracht, wo der Kaiſer ihnen Audienz gab, ſie in ſeine Villa nach Jehol beſchied, ihnen daſelbſt Jagden, Feſte, Geſchenke gab. Die freiwillige Wiederkehr wurde ihnen, nachdem ſie ſich ſo lange expatriirt hatten, um ſo höher angerechnet.“ Nach dieſer Angabe zu ſchließen, ſollte man einen ſtillen Kampf zwiſchen ruſſiſchem und chineſiſchem Einfluß auf dieſem weiten Gebiete vorausſetzen. Auch deuten manche Umſtände darauf hin. Wir haben oben erwähnt, daß Ablai, Chan der mittlern Horde, bereits mit China in Verbindung ſtand: als Pugatſchews Aufſtand ausbrach und auch die Baſchkiren ſich demſelben anſchloſſen, hielten ſich die Kirgiſen aus Haß gegen die Baſch-

Digitized by Google

ihren fern; aber Ablai Chan benutzte die Gelegenheit, sich unter dem Vorwande einer (bloß nominellen) Unterwerfung unter chinesische Herrschaft völlig unabhängig zu machen. Nach seinem Tode zerfiel sein Stamm, die Naimanen, der größere Theil derselben blieb unter chinesischer Herrschaft, und nur ein kleiner Theil unter Wali, einem Sohne Ablai's, bat um Rußlands Schutz.

Rußland suchte begreiflicherweise alle möglichen Mittel hervor, diese Völker zur Ansässigmachung zu bewegen, aber der unbändige Sinn der Kaisaken, ihre Raub- und Wanderungslust legte die größten Hindernisse in den Weg. Man hoffte zum Zweck zu gelangen, indem man die Würde eines Chans unterdrückte, bemächtigte sich zu diesem Ende Nur Ali's und seiner Brüder im J. 1786 und brachte sie nach Ufa. Dieß vermehrte aber nur die Unordnung, und die innern Kriege so wie die Einbrüche auf russisches Gebiet dauerten fort, so daß endlich im J. 1797 12,000 Zelte, unter dem Sultan Butei, auf russisches Gebiet übergingen, wo ihnen zwei Jahre darauf die durch die Flucht der Kalmücken leer gebliebenen Ländereien angewiesen wurden. Von der neuern und neuesten Geschichte der Kirgisen wissen wir sehr wenig, denn über diese ist Lewschin, fast der einzige Führer, so gut wie stumm, doch geht aus allen Umständen hervor, daß sich eine Anzahl Stämme der russischen Herrschaft gefügt hat, und wenn dieß nicht in noch höherm Grade der Fall war, so ist hieran die Eifersucht der chinesischen Regierung Schuld, welche hier die Gränzstämme auf eine ganz eigenthümliche Weise organisirt und an sich gekettet hat. Sie läßt ihnen ihre Wanderfreiheit, gibt ihren Fürsten Geschenke, und scheint sie nur in gewisser Beziehung als irreguläres Gränzmilitär zu benützen.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, etwas über die Verhältnisse der Kirgisen zu Chiwa und den östlichen Staaten Turkestans zu sagen; hier sind aber unsere Kenntnisse sehr beschränkt. Chiwa unterhält starken Verkehr mit den Kirgisen, die, wenn sie in Noth sind, oft ihre Kinder dahin verkaufen,*) weil sie dieselben dort leicht wieder auffinden können; kommen kirgisische Oberhäupter nach Chiwa, so werden sie vom Chan sehr gut aufgenommen, und erhalten, so lange sie dort bleiben, Geld zu ihrem Unterhalt. Chiwa, als ächter Raubstaat, sucht diese Leute an sich zu ziehen, um durch sie von den Karawanen Kenntniß zu erhalten und dieselben plündern zu können. Darum hauptsächlich wird jede von Buchara ausgehende Karawane von zehn und mehr Kirgisen als Wegweisern begleitet, die, schlecht bewaffnet, ohnehin auch nicht besonders durch kriegerischen Muth ausgezeichnet, die Karawanen zwar nicht vertheidigen können, denselben aber insoweit zur Schutzwehr dienen, als sie durch ihre Verbindungen mit andern Kirgisen diese vom Raub abhalten. Man wählt deßhalb auch diese kirgisischen Wegweiser nach dem Ansehen, in welchem sie bei ihren Landsleuten stehen. Meyendorff macht in seiner bekannten Reisebeschreibung die richtige und für die Plane Rußlands charakteristische Bemerkung: „dieser Handel würde einen großen Aufschwung nehmen ohne die Gefahren, denen er auf der Straße von Buchara nach den russischen Gränzen ausgesetzt ist. Wäre das Chanat Chiwa Rußland unterworfen, so wären die Straßen ganz sicher.“ Man muß sich erinnern, daß Meyendorff diese Reise im Jahre 1820 machte. Aus dem Obigen geht hervor, daß die Kirgisen in dem Raubstaate Chiwa die Raubgenossen, in dem friedlichern Buchara die Wegweiser der Karawanen sind. Auch sollen sie dort sehr keck, ja frech auftreten.

In Kokan und Taschkent sind noch Usbeken herrschend, erst in der Stadt Turkestan finden sich wieder Kirgisen. Kokan und Taschkent stehen in mannichfachem, nicht bloß commerziellem, sondern auch politischem Verkehr mit China, namentlich mit Ost-Turkestan, wo noch im Jahre 1826 und 1827 ein gefährlicher Aufstand gegen die Chinesen stattfand, wobei es sich um die Wiederherstellung der Usbekenherrschaft in jenen Landen handelte. Hier also hört die Bedeutung der Kirgisen auf, und die Verhältnisse der Turkomanenstaaten zu Chiwa treten hervor.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich verkaufen sie solche auch, jedoch seltener, in Orenburg. Die russische Regierung mußte hiezu ihre Einwilligung geben, läßt die Knaben aufziehen, und reiht sie dann in die uralischen Kosakenregimenter ein.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Das Salz, welches in Wieliczka gewonnen wird, hat sowohl nach seiner verschiedenen Beschaffenheit, als nach den verschiedenen Formen, welche es erhält, verschiedene Namen, die zum Theil polonisirte deutsche, zum Theil germanisirte polnische Wörter sind.

Mit den Verschiedenheiten der Beschaffenheit verhält es sich so: das beste Salz ist das Krystallsalz, „Lodowata“ genannt, vom Polnischen „Ljod,“ Eis. Dieses Eissalz ist völlig weiß und durchsichtig wie Glas. Es kommt in den übrigen Salzmassen in kleinen Adern, Nestern und Drüsen vor, und ist überall in kleinen Massen von ein oder ein paar Kubikfuß Größe eingesprengt. Die Polen nennen es auch „Oczkowata,“ „geäugeltes Salz,“ von Oczko, das „Auge,“ und machen zuweilen noch einen Unterschied zwischen dem „Oczkowata“ und „Ljodowata.“ In der Wissenschaft heißt es „Sal gemmae,“ „Edelsteinsalz.“ Früher wurde dieses „Augen-Eis-Edelstein- oder Krystallsalz“ an den König von Polen abgeliefert, der mit kleinen Portionen desselben Geschenke an seine Magnaten machte, und auch allerlei Curiositäten daraus zur Ausschmückung seiner Paläste verfertigen ließ. Auch wurde es benachbarten Fürsten zum Präsent geschickt. Noch jetzt bekommt der König von Preußen jährlich zwei Centner solchen feinen Salzes, der Kaiser von Rußland als solcher 2½ Centner, als König von Polen zwei Centner, und der Kaiser von Oesterreich als solcher drei Centner, und als König von Ungarn einen Centner. Die Bildsäule des Königs Johann Sigismunds, welche jetzt im Salzwerke aufgestellt ist und früher in Warschau stand, ist aus dem größten Block des feinsten Krystallsalzes gemacht, den man bisher im Bergwerke fand. Für die Fremden drechseln die Arbeiter aus diesem Salze eine Menge zierliche Kleinigkeiten, Bücher, Nadelbüchsen, Crucifixe, Perlen, Billardkugeln, Rosenkränze, Tintenfässer, Salzbüchsen, Messer u. s. w., die sie zu theuern Preisen verkaufen, und mit denen jedes Wirthshaus in und um Wieliczka wohl

Digitized by Google

assortirt ist. Unser Wirth erzählte uns, daß im verflossenen Jahre ein englischer Lord hier drei Centner solcher niedlicher Lappalien aufgekauft habe. Man findet Scheiben, die so vollkommen klar und völlig fehlerlos wie Spiegelglas sind. Auch hat man sogar versucht, Spiegel daraus zu verfertigen.

Außer diesem, wie gesagt, nur in kleinen Quantitäten hie und da vorkommenden Salze kann man alles übrige Salz in „Wiotnik“ (Rothsalz), „Grünsalz“ und „Schibiker Salz“ abtheilen. Das Rothsalz liegt in den obern Schichten des Werks, und heißt so, weil es mit einer Menge Thon- und Lehmtheile durchzogen ist. Man geht auf seine Gewinnung nicht aus. Muß man es aber, um zu besserem Salze zu gelangen, brechen, so verbraucht man es entweder als Baumaterial zu Errichtung von Pfeilern und Gewölben im Bergwerke selbst, oder man schafft es zu Tage und verkauft es fürs Vieh.

Das „Grünsalz,“ „Zielona“ (vom Polnischen „Zielony,“ „grün“), liegt in ungeheuren dichten Massen unter dem Rothsalze, und es ist dasselbe der hauptsächlichste Gegenstand des Betriebes. Es besteht aus einer Menge kleiner Salzkrystalle, die innig und fest in einander verwachsen sind. Es ist fast so hart wie Glas, und hat ganz die grüne Farbe und denselben Grad von Durchsichtigkeit, wie das gewöhnliche Bouteillenglas. Der Unterarten des Grünsalzes hat man eine Menge unterschieden, je nachdem die Salzkrystalle, aus denen es sich bildete, lockerer oder fester zusammengesetzt wurden, und je nachdem sie kleiner oder größer waren.

Das beste und berühmteste Grünsalz ist das „Spiza“ oder „Metallsalz.“ Der polnische Name „Spiza“ soll von deutscher Speise (Glockenspeise) herrühren. Dieß polonisirte deutsche Wort haben denn die Deutschen wieder aufgenommen und es wieder etwas auf deutsche Weise gemodelt, und nennen denn so dieß Salz „Spießer-Salz.“ Die Karpathen-Bewohner sollen — nach Sydow und Schultes — dieß Spiza vorzugsweise gern nehmen, und es das „reine“ oder „reife Salz“ nennen. Andere kleinkörnige Grünsalze sind das „Perlensalz“ (Jarka, vom Polnischen „jarka,“ Buchweizen), das „Hanfsamensalz“ (Siemiarka) und das „Mohnsalz“ (Makowka).

Je mehr man nach unten hinabsteigt, desto reiner und schöner werden die Salzflöze, und so liegt denn das festeste und reinste Salz — d. h. natürlich, wenn man von dem schon obenerwähnten klarsten weißen Salzkrystalle absieht — das sogenannte „Szybikowa“ oder „Schibiker Salz,“ das Scheibensalz, zu allerunterst. Es ist weniger dunkel gefärbt und noch dichter als das gemeine Grünsalz.

Dem Wiotnik oder Rothsalze gibt man, da es, wie gesagt, nicht in den Handel kommt, gar keine Form, und verkauft es an die Umwohnerschaft des Ortes in solchen Stücken, in denen es zufällig bricht. Die verschiedenen Arten des Grünsalzes (Siemiarka — Makowka — Jarka u. s. w.) werden nur von dem Bergmann unterschieden, dem der Unterschied der Structur auffällt. Da die letztere aber gar keinen Unterschied im Wesen und Gebrauch des Salzes begründet, so werden sie im Handel nicht weiter berücksichtigt, und für diesen bleiben daher nur die Unterschiede

1) des Krystallsalzes,
2) des Grünsalzes,
3) des Schibiker Salzes

wichtig. Das Krystallsalz fördert man in so großen Stücken als möglich zu Tage, und gibt ihm dann oben auf der Drechselbank oder mit dem Meißel die Formen, deren wir schon oben erwähnten. Es bleiben daher nur die Formen des Grün- und Schibiker Salzes übrig.

Seit uralten Zeiten gab man dem Salze in Wieliczka absichtlich zweierlei Formen, die Cylinder- und Parallelopipeden-Form, jene „Balwanen,“ diese „Formalstücke“ genannt, und unterschied dann noch zwei zufällig entstandene Formen, die „Naturalstücke“ und das „Minutiensalz.“

Die cylindrige Form der Balwanen ist die gewöhnlichste; „Balwan“ heißt im Polnischen ein „Klotz.“ Uns erzählte man, Balwan wäre auch ein altes Götzenbild der Sarmaten gewesen, von dem man die Form entlehnt hätte. Völlig cylindrisch sind die Balwanen eigentlich nicht, sondern tonnenförmig nach der Grundfläche hin ein wenig zugespitzt. Die Salzkrystalle werden schon unten im Bergwerke selbst von einer eigenen Classe von Arbeitern, den sogenannten „Band-“ oder Streckenhauern zu Balwanen zugerichtet. Die Form zweckt offenbar dahin ab, den Transport der Massen zu erleichtern. Die Seiten spitzt man tonnenförmig ab, um die Kanten nicht zu sehr beim Rollen zu exponiren. Im Bergwerke selbst werden die Balwanen nichtsdestoweniger nicht gerollt, sondern auf kleinen Schiebkarren oder Hunden von einzelnen Arbeitern fortgeschafft. Zöllner und nach ihm Sydow geben das Gewicht eines Balwan zu 5 bis 10 Centner an. Uns sagte man, sie würden nie kleiner als zu zwei Centner und nie größer als zu dreien gemacht, was offenbar nach dem Augenschein viel wahrscheinlicher und auch sonst viel angemessener ist. Wie sollte ein einzelner Mann eine Masse von 10 Centner auf einem Schiebkarren schnell fördern können! Und welche Unbequemlichkeit böte auch sonst später im Verkehr ihre Behandlung dar!

Die „Formalstücke“ sind Parallelopipeden von 2 bis 3 Centnern. Sie werden für den Flußhandel, insbesondere den auf der Weichsel, geformt. Auch hängen sich sonst noch manche Handelsgewohnheiten an diese alte hergebrachte Form.

Die bei dem Losarbeiten der Salzblöcke abgesprengten Stücke, die nicht groß genug sind, um ein Balwan oder ein Formalstück abzugeben, aber doch noch nicht ganz unbedeutend sind, nennt man „Naturalstücke.“ Sie werden auch einzeln und nach dem Gewichte verkauft.

Die beim Bearbeiten der Balwanen und Formalstücke entstehenden kleinen Abfallstücke und Splitter nennt man „Minutiensalz.“ Dieß Minutiensalz wird gleich unten im Bergwerke selber in Fässer zu 3 bis 5 Centner vertheilt und sodann faßweise verkauft.

Jede dieser Formen, wie jede jener obengenannten Salzarten, haben ihre eigenen Liebhaber und gehen ihre eigenen Handelswege. So bleiben die Naturalstücke mehr in der Nachbarschaft von Wieliczka. Die Balwanen sind mehr für den Verkehr per Achse, die Formalstücke werden mehr verschifft. Das Minutiensalz nimmt der Bauer lieber.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Bildsäulen in Frankreich. In der Straße St. Denis am Eck der Rue Mauconseil wurden in einem Keller neun lebensgroße steinerne Bildsäulen gefunden, deren Köpfe und Kleidungen theils bemalt, theils vergoldet waren. Sie scheinen den frühesten Zeiten der Wiederbelebung der Kunst anzugehören, und wurden wahrscheinlich hier verborgen zu einer Zeit, wo man einen Ausbruch der Bilderstürmer befürchtete. Es sind Bilder von Heiligen und Königen, und einer der letztern trägt einen Helm. Wahrscheinlich gehörten sie der alten Kirche der Pelerins de St. Jacques, welche nicht weit von dem Ort entfernt stand, wo sie entdeckt wurden. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 145.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Mai 1840.

Hauger in Norwegen.

(Aus Latham: Norway and the Norwegians.)

Hans Nielson Hauger, der Wesley Norwegens, wurde im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts zu Thuns geboren, wo zwei Geistliche nach einander, Seeberg und Ingebreth, durch einen unmäßigen religiösen Eifer sich auszeichneten, einen Eifer, der so weit ging, daß man den ersten von seiner Stelle entfernen mußte. Bald nach diesen errichtete ein gewisser Gleng, ein bekehrter Libertin, eine Secte in Haugers Kirchspiel, wo also eine gewisse Schwärmerei gewissermaßen endemisch seyn muß. Unter solcher Umgebung wuchs Hauger heran, fand aber alle drei, Seeberg, Ingebreth und Gleng zu mystisch und unpraktisch. Eben so verwarf er die Ansichten der Quäker, da diese den Gebrauch der Waffen verbieten, und die Meinungen der mährischen Brüder, wegen ihrer Lehre vom passiven Gehorsam und ihrer Verachtung menschlichen Wissens. Dagegen sind viele Anhänger Haugers nicht nur im gewöhnlichen Leben sehr thätige Bürger, sondern auch Freunde und Beförderer der Freiheit im Storthing. Seiner Meinung nach sollen alle Secten geduldet werden, die sich nicht in die politischen Angelegenheiten des Staats mengen, so wie alle Ansichten, mit Ausnahme derer, die den Unterschied zwischen Gut und Bös auszulöschen suchen. Hauger war Kaufmann, und gewann nicht nur selbst ein ansehnliches Vermögen, sondern beförderte auch die Fortschritte der Nationalindustrie auf alle Weise. Er bereiste mehrfach ganz Norwegen, theils um seine Ansichten zu verbreiten, theils um neue, national-ökonomische Hülfsquellen zu entdecken, zu deren Benützung er auch aus seinem eigenen Vermögen bereitwillig Geld vorschoß. Als im Jahre 1801 der Krieg mit England und später mit Schweden ausbrach, zeigte er durch sein ganzes Benehmen, daß er nicht zu denen gehöre, welche die rechte Wange hinreichen, wenn man sie auf die linke geschlagen, sondern rief seine Landsleute zu den Waffen. So viel zur Charakterisirung der norwegischen Methodisten, die man nach ihrem Stifter Haugeristen nannte, und welche gewiß von Quietismus, Pietismus und Mysticismus nicht viel an sich hatten; ihre Lehre war mehr praktisch als theoretisch, und Haugers frommer Eifer verläugnete keineswegs den gesunden Menschenverstand. Aber Hauger griff die bestehende Geistlichkeit hart an, und dieß ging so weit, daß diese endlich den Arm der weltlichen Gewalt anrief, und Hauger, der auch die Nothwendigkeit der Ordination läugnete, ins Gefängniß werfen ließ.

Hauger begann während der stürmischen Zeit der französischen Revolution zu predigen, wo die Gemüther in Norwegen so aufgeregt waren, wie anderswo. Im Jahre 1804 wurde er wegen Abhaltens verbotener religiöser Zusammenkünfte auf Anbringen Nordall Bruns, Bischofs von Bergen, eingezogen, seine Bücher verboten, sein Vermögen confiscirt, und ihm dasselbe erst im J. 1814, doch sehr vermindert, weil inzwischen der Curs gewichen war, zurückgegeben. Diese Einkerkerung wiederholte sich, und ohne seine Abmahnung wären die Bauern in ganz Hallingdal aufgestanden, um ihn zu befreien. Er lehrte nämlich, daß in einer christlichen Gemeinde jeder gewisse Procente seines Gewinnes zur Unterstützung der Armen und zu gemeinnützigen Zwecken bezahlen solle. Und der, welcher diese Lehre aussprach, war kein armer, sondern ein sehr reicher Mann; man kann sich also leicht denken, welchen Eindruck seine Worte und seine Schriften machten. Seine wiederholten Einkerkerungen erschütterten seine Gesundheit, und er starb schon im J. 1824, kaum 50 Jahre alt. Seine zahlreichen Werke gingen zu Tausenden ab; mehr als Eine Auflage von 5000 Exemplaren wurde in Einem Tage verkauft, ein unermeßlicher Absatz in einem Lande, wie Norwegen. Seine Lehren schlugen Wurzel, und wie konnte dieß anders seyn? Es war mehr Wahres als Falsches darin, und der, der sie verkündigte, ward verfolgt. Jetzt bilden seine Schüler einen zahlreichen und wichtigen Theil der norwegischen Kirche, mit der sie nicht mehr im Widerspruche stehen; ein geachteter Mann prophezeyte, sie würden die Quäker des Nordens werden, und der dortige laxe Lutheranismus scheint auch wirklich die Beimischung von etwas mehr religiösem Eifer zu bedürfen.

Digitized by Google

Krankheiten und Sterblichkeit im westlichen Afrika.

(Schluß.)

Dieß sind die Hauptthatsachen in Bezug auf die weißen Truppen, die in Sierra Leone dienten; die Sterblichkeit unter den Schwarzen, während derselben Periode von achtzehn Jahren (von 1819 bis 1836 incl.), war folgende: von einer Gesammtmacht von 7581 Mann starben 228. Obgleich dieß keineswegs das Verhältniß der weißen Truppen erreicht, so ist die Anzahl doch beträchtlich, wenn man bedenkt, daß die Soldaten alle in der Blüthe des Lebens und in ihrem Vaterlande standen. In einem Klima, wo Fieber zwei Fünftel der weißen Truppen jährlich wegraffen, könnte man auch unter den Schwarzen dieselbe Sterblichkeit erwarten. Doch das ist nicht der Fall. Diese Race ist fast ganz davon frei, und die davon Ergriffenen betrugen jährlich nur 54, oder 2½ vom Tausend der dort beschäftigten Truppenzahl, was ein geringeres Verhältniß ist, als in irgend einer andern Colonie, wo Schwarze Kriegsdienst leisten. Doch sind dagegen die Schwarzen manchen Krankheiten unterworfen, von denen der Europaer frei ist, und zwar besonders den Pocken.

Ungefähr 1000 Meilen östlich von Sierra Leone liegen vier kleine Colonien, welche einige Jahre lang mit brittischen Truppen besetzt waren, nämlich Cap-Coast-Castle, Dircove, Anamaboe und Accra. Die natürliche Beschaffenheit dieser Stationen unterscheidet sich wesentlich von Gambia und Sierra Leone. Das Land ist weder sumpfig noch bergig, sondern besteht aus einer Reihe sandiger Hügel, die langsam ansteigen, bis sie ungefähr eine Viertelmeile von der Küste eine Höhe von 150 bis 200 Fuß erreichen. Diese Hügel und die dazwischen liegenden Thäler sind mit Wald bedeckt, nur um Accra ist das Land offen und frei. Die weißen Truppen, welche diese Stationen inne hatten, waren Freiwillige, und innerhalb vier Jahren (von 1823 bis 1826) starben von der Gesammtzahl von 630 Mann 421; diese fürchterliche Sterblichkeit erstreckte sich über alle Stationen und herrschte nicht unter den Truppen allein. Von 21 Kaufleuten, die im J. 1822 dahin kamen, waren 1825 nur noch 4 übrig, von 77 Beamten, welche während der Zeit von 1822 bis 1827 hinkamen, starben nicht weniger als 37, und von 42 Weibern und 67 Kindern, die mit den Truppen 1823 landeten, starben in weniger als 15 Monaten 29 Weiber und 41 Kinder. Die Fieber sind auf dieser Küste so heftig wie in Sierra Leone. Im Durchschnitt von 7 Jahren zeigte sich das Wechselfieber in einem von 2½ Krankenfallen stets tödtlich. Lungenkrankheiten sind selten, doch Leberleiden ungewöhnlich häufig.

Wegen der außerordentlichen Ungesundheit des Klima's wurden die Truppen aus diesen Stationen entfernt, und man machte den Versuch, auf der Insel Fernando Po, die 20 Meilen vom Festlande entfernt, außerordentlich gebirgig und nicht sumpfig ist, eine Garnison einzurichten, die vielleicht besser gedeihen würde. Aber auch diese Hoffnung trog. Der größere Theil der Europäer starb innerhalb eines Jahres nach ihrer Landung am Fieber, und die Insel wird jetzt nur als ein Depot für Neger behalten, die man in Sklavenschiffen aufgefangen hat.

Wenn man Alles zusammennimmt, so stellt sich die Sterblichkeit auf den gesammten Stationen im westlichen Afrika in folgenden Verhältnissen dar: von 1685 Mann weißer Truppen, die in den Jahren 1822, 1823, 1824 und 1825 ankamen, starben von 1823 bis 1827 incl. 1298 und 387 wurden dienstunfähig. Von diesen letztern starben auf der Reise nach England 17, und nur 33 von den übrigen wurden bei näherer Untersuchung für fernern Dienst brauchbar gefunden. Diese große Sterblichkeit war nicht auf die Soldaten allein beschränkt; auch die Beamten litten davon, und zwar in folgendem Verhältniß: Von 1000 starben jährlich 209, und 197 von 1000 kehrten als dienstunbrauchbar nach Hause zurück. So starben in gesunden und ungesunden Jahren durchschnittlich jedes Jahr der fünfte Theil, und fast eine gleiche Anzahl wurden dienstuntauglich. Der schädliche Einfluß des Klima's im westlichen Afrika für europaische Constitutionen ist auf eine Strecke von 2600 Meilen längs der Küste klar erwiesen; und ebenso ungesund haben sich die Zwischenländer zwischen diesen Stationen erwiesen, was durch Kreuzer und Kaufleute, die sich dort häufig aufgehalten haben, bestätigt worden ist. Dieselbe Ungesundheit hat sich auch in den französischen Niederlassungen Goree und Senegal, 300 Meilen nördlich von Gambia, ergeben. So zeigt sich eine Strecke von fast 3000 Meilen, vom Senegal bis nach Fernando Po, als entschieden feindlich für Europäer, und aus den Erfahrungen, welche die französische Armee gemacht hat, scheint hervorzugehen, daß derselbe ungesunde Charakter längs der mittelländischen Küste von Afrika herrscht. Daher scheint eine Erforschung der Ursachen, welche einen so großen Theil dieses gewaltigen Continents zu einem Grabe der Europäer machen, eine würdige Aufgabe der Gelehrten unserer Tage.

Diese Bemerkungen, welche Major Tulloch in der statistischen Gesellschaft in London vom 20 April vortrug, gaben Anlaß zu manchen ähnlichen Angaben. So herrscht, wie es scheint, auch an den östlichen Küsten Afrika's von Zeit zu Zeit ein ähnliches Fieber, dessen Ursachen eben so unerklärlich sind, und verwüstete z. B. zur Zeit, als Hr. Holroyd es besuchte, Nubien und Abyssinien. Auf der andern Seite versicherten Major Tulloch und Charters, daß die südöstliche Küste von Afrika, vom Cap der guten Hoffnung bis Delagoa-Bai, ungewöhnlich gesund sey.

Der Zug der Russen gegen Chiwa.

(Fortsetzung.)

Es geht aus dieser Auseinandersetzung hervor, daß in dem Lande, das unsere Karte umschreibt, drei Interessen vorwalten; das russische, das der Usbeken und das chinesische. Dieß letztere müssen wir indeß hier ganz aus dem Spiele lassen, und uns auf das beschränken, was wir oben mehr angedeutet als ausgeführt haben. Wenn wir eine Vermuthung wagen dürfen, so herrschen auf der chinesischen Gränze von 49° bis 41° die Kalmücken-Stämme, weiter gegen Süden die turkomanischen Stämme vor. Die erstern sind durch die Verwandtschaft mit

Digitized by Google

den Mongolen fest an China geknüpft, die letztern stehen denselben mehr feindlich gegenüber, wie der Aufstand in den Jahren 1826 und 1827 gezeigt hat. Im Nordwesten könnte China gegen Rußland angriffsweise zu Werke gehen im Südwesten Rußland Einfluß gewinnen, wenn es sich Meister von Chiwa, Buchara, Kokan und Taschkent macht. Das erste Interesse der Russen ist jedoch, die Kirgisen im Zaum zu halten und den Handel sicher zu stellen; zu dem Ende muß Chiwa in ihre Hände fallen, denn sonst ist, wie man ganz richtig bemerkt hat, im Handel jener Länder so wenig Sicherheit, als im Handel des Mittelmeeres, so lange die algierischen Corsaren daselbst hausen konnten. Der Handel hier hat unglaublich zugenommen und ist für Rußland, das eine Menge seiner Erzeugnisse und selbst seiner Fabricate auf diesem Wege absetzt, höchst wichtig geworden. Gelingt es den Russen, sich Chiwa's zu bemächtigen, so ist der ganze Handel von Westturkestan in ihrer Gewalt; die Kirgisen werden vollends nach und nach in Postenlinien eingeschlossen, und der Handel kann eine Ausdehnung gewinnen, wie er sie seit vielen Jahrhunderten, ja man kann vielleicht sagen seit anderthalb Jahrtausenden, nicht mehr gehabt hat.

Hier gehen indeß Handels- und politische Vortheile Hand in Hand, und jede kriegerische Anstrengung, die hier Rußland macht, wird sich ihm durch Handelsvortheile wieder belohnen. So sagt der wohlunterrichtete Verfasser der „Ansichten über den Landhandel nach Asien durch Rußland,“ *) an einer Stelle: „gehörte Chiwa zu Rußland, so könnte der ganze asiatische und indische Handel nach Astrachan geleitet werden, und das Land selbst würde in jeder Hinsicht unendlich gewinnen.“ — Von Chiwa aus ist Buchara leicht zu beherrschen, und Buchara ist namentlich darum von so großer Bedeutung, weil hier der indische und chinesische Handel zusammentreffen. Dieß aber ist es eben, weßhalb Rußland aus einer Besetzung Chiwa's nicht bloß eine commercielle, sondern auch eine militärisch-politische Eroberung machen muß. Hier ist der Punkt, wo der Zug nach Chiwa mit seiner ganzen Stellung in Asien aufs innigste zusammenhängt: sobald Rußland in Chiwa steht, beherrscht es alle Turkomanenstämme bis an die persische Gränze hin, und da seine Stellung am Araxes ihm einen entscheidenden Einfluß auf die Turkomanenstämme in Adserbeidschan, Ghilan und Masanderan sichert, so kann man sagen, daß Rußland, sobald es Chiwa besitzt, seine Stellung auf beiden Seiten des kaspischen Meeres so gesichert hat, daß es sämmtliche Turkomanenstämme im Norden Persiens mit oder gegen ihren Willen in seinen Kreis zieht. Die Turkomanen sind seit fünf Jahrhunderten factisch die Beherrscher von Persien gewesen, und wenn wir die Zeiten Abbas des Großen und Nadir Schahs ausnehmen, so erheben sich die eigentlich persischen Stämme erst seit 70 Jahren wieder zu größerer Bedeutung. Nach der kurzen Herrschaft der Zends unter Kerim Khan hat Aga Mohammed, um seinem Neffen eine gute Stätte zu bereiten, schrecklich unter den persischen Großen aufgeräumt, und Feth Ali regierte somit ohne bedeutende Anfechtung. Aber die Art seiner Herrschaft hat einen solchen Haß gegen die Kadscharen und die Turkomanen überhaupt erzeugt, daß eine Spaltung zwischen persischen und turkomanischen Stämmen sich alsbald nach seinem Tode kund gab, und Mohammed Schah steht jetzt als Turkomanenfürst da, und sieht sich genöthigt, seinen Thron und die Herrschaft seines Stammes gegen die eigentlich persischen Stämme zu wahren. Dieß kann er auf die Dauer nur mit Hülfe Rußlands thun, und somit ist er factisch zu einem Vasallen dieses Reichs herabgesunken. Gelangt Rußland nach Chiwa, breitet es somit seinen directen Einfluß bis nach Asterabad, dem Sitze des Kadscharenstammes, und bis an den Nordabfall des Plateau's von Iran aus, dann ist diese Vasallenschaft vollständig, und der Schah von Persien muß der Richtung folgen, die ihm Rußland anweist. Dieß ist die Bedeutung des Zugs der Russen nach Chiwa. Von Persien aus aber ist Indien jeden Augenblick zu erschüttern, und darum sind die Engländer nach Afghanistan gezogen.

(Schluß folgt.)

*) Dieses Schriftchen erschien schon im Jahre 1828 bei Dunker und Humblot in Berlin, und ist noch jetzt zu Erklärung mancher Erscheinungen in Asien wichtiger als zahllose Schmierereien, die seitdem über die Verhältnisse der Russen und Engländer in Asien zu Tage gefördert worden sind.

Alter Grabhügel in Frankreich.

Zu Bougon, in der Nähe von Mothe-Saint-Heray (Departement des deux Sèvres), hat man kürzlich einen Grabhügel entdeckt, der auf die Civilisation der alten Celten ein großes Licht zu werfen verspricht. Eine Galerie und eine sehr große Höhle wurden geöffnet. Die erstere besteht aus neun Steinen in aufrechter Stellung, die mit einer Platte von 26′ 3″ Länge bedeckt sind. Das Innere ist völlig mit Skeletten angefüllt. Der Kopf eines jeden stößt an die Mauer der Höhle, und an den Seiten stehen Töpfergeschirre mit Lebensmitteln für die Todten in einer andern Welt. Nüsse und Eicheln wurden darin völlig erhalten gefunden. Eben so fand man zwei Beile und zwei Messer aus Kieselstein, mehrere kleine scharfe Werkzeuge von unbekanntem Gebrauche, zwei Halsketten, eine aus Muscheln, die andere aus gebrannter Erde, mehrere Bärenzähne, die Knochen eines Hundes, und eine Platte, auf welcher Spuren einer rohen Zeichnung bemerklich waren. Vier Gefäße sind völlig erhalten: zwei davon gleichen Blumenvasen, ein drittes hat die Form einer Suppenschüssel, und das vierte, obwohl das kleinste, ist das merkwürdigste, da es ein Druidenbecher ist. Der Tumulus hat 200 Schritte im Umfange und zwischen 18 und 20 Fuß Höhe. (Fr. Bl.)

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Ueber die Schichtung und Lagerung des Salzes und der dasselbe durchsetzenden oder deckenden Erd- und Steinlagen läßt sich Folgendes bemerken: wenn man von oben nach unten hinabsteigt, so folgen zunächst nach der obersten Kruste der Dammerde mehrere Thon-, Mergel- und Sandablagerungen. In einer Tiefe von circa 15 Klafter erscheinen in einer Thonschicht die ersten Spuren von Salz, welches in mehr oder weniger kleinen Krystallen, Nestern und Würfeln in den Thon ein-

Digitized by Google

geschlossen ist. Hie und da durchsetzt es den Thon auch in kleinen dünnen Adern, oder es erscheint derselbe auch nur mit einer Menge feiner Salztheilchen geschwängert, ähnlich wie in Hallein und andern Salzwerken, wo man das Salz durch eingeleitetes Wasser aus dem Gebirge auffangen läßt. In Wieliczka berücksichtigt man bei den großen weiter unten angesammelten Schätzen diese kleinen Vorräthe gar nicht. Wenn die Erzählung, daß ein Hirte, Namens „Wieliez," die Salzvorräthe entdeckt habe, wahr wäre, so müßten doch wohl noch in höhern Gegenden Salztheile vorkommen. Denn schwerlich möchte irgend ein Hirte mit einem Brunnen oder sonst einer Grube zu einer Tiefe von 15 Klaftern hinabgestiegen seyn.

Je tiefer man in den salzhaltigen Thon hinabsteigt, desto größer werden die mit ihm vermengten Salzstücke. Anfangs 5, 10 — 15 Fuß im Durchmesser, später 50 — 70 bis 100 Fuß. Man nennt diese einzelnen dem Thon eingemengten Salzmassen oder Trümmer „Stockwerke." In dem obern Stockwerke ist das Salz schmutzig und mit Erde gemengt, sogenanntes Kothsalz. In der untern aber ist es reines, festes Grünsalz, welches man der Ausbeutung würdig hält. Diese großen Salzschollen oder Salzwürfel liegen in allerlei Richtungen und Stellungen aufgebäumt, umgestülpt, schief, senkrecht u. s. w., und es hat ganz das Ansehen, als ob sie früher zu mächtigen Flötzen zusammengehangen hätten, und nachher durch vulcanische oder andere Naturgewalten zertrümmert und zerstreut wären.

Je weiter man nach unten kommt, desto größer werden die Massen und desto reiner und fester wird das Salz, und so gelangt man etwa 600 Fuß unter Tage zu den mächtigen Salzflötzen des Schibiker Salzes. Dieser Flötzen oder breiten Schichten gibt es wieder mehrere übereinander, die durch Thonschichten von einander getrennt sind. Sie liegen nicht wagerecht, sondern meistens unter einem Winkel von 55 Graden gegen Süden hin, also nach den Karpathen zu absteigend. Ja mehrere sogar stehen senkrecht auf dem Kopfe wie Mauern. Hie und da sind die Schichten nur 20 bis 50 Fuß dick. Stellenweise aber auch 70 bis 100.

Es scheint aus dieser Lagerungsweise des Salzes hervorzugehen, daß die salzniederschlagenden Kräfte anfänglich mit großer Ruhe arbeiteten, später mit immer mehr und mehr steigender Unruhe und zugleich mit zunehmender Armuth an Salzvorrath. Welche wunderbare, durch Aeonen hier mählich gesteigerte Unruhe! Und welcher sonderbare Widerspruch mit der doch sonst überall aus der Structur des Erdgezimmers hervorleuchtenden fortschreitenden Beruhigung der waltenden Naturkräfte.

Wie zum Erstaunen dunkel indeß noch Alles in Wieliczka ist, und wie wenige Daten, die als Basis zu Hypothesen über die urzeitlichen Vorgänge dienen könnten, schon fest stehen, mag schon das Geständniß lehren, welches uns ein Salzbeamter machte, daß man eigentlich noch von keinem jener obengenannten Salzbruchstücke oder Stockwerke eine genaue Nachbildung und deutliche Vorstellung habe. Und natürlich ließe sich doch nur dann, wenn man sie, die im Thon verborgenen, vor sich hätte, wie eine Eisscholle, so daß man alle Bruchseiten und Winkel an ihnen deutlich erkennen und messen könnte, mit Bestimmtheit entscheiden, ob es wirklich Bruchstücke größerer Massen seyen, oder ob sie vielleicht sich alle von Anfang an nur so partien- und nesterweise bildeten.

Die verschiedene Anhäufungsweise des Salzes in den Wieliczker Bergen mußte natürlich auch schon von selbst eine verschiedene Art von Ausbeutung herbeiführen. Da, wo Salzadern vorkamen, schlug man sie mit spitzen Hämmern in kleinen Stücken aus, und indem man den Adern folgte, entstanden mehr oder weniger schmale Gänge und Corridore. Da, wo das Salz in mächtiger zusammenhängenden Massen sich zeigte, löste man es in großen Stücken. Waren die Massen Stockwerke, so entstanden durch die Wegräumung des Salzes mehr oder weniger große Höhlen, Säle oder Kammern. Waren es Flötze, so entstanden oft weit verbreitete niedrige Räume, oft, wo die Flötze mächtiger waren, ebenfalls Kammern oder Höhlen.

In der alten Zeit hieb man das Salz weg, wo man es fand, und schaffte so raubend so viel heraus, als man konnte, ohne vorsichtige Rücksicht darauf zu nehmen, ob die benachbarten Erdschichten fest genug wären, um zuverlässige Gewölbe der entstehenden Höhlungen zu bilden, welche die Oberlagen tragen könnten. Baute man auch hie und da aus, so baute man schlecht und unsolid. Dazu war man sehr geizig bei der Anlage von Stollen und Schachten, die keinen unmittelbaren Nutzen gaben, und bloß zur Verbindung, zur Wasserförderung, Luftreinigung oder sonst einem Zweck dienen sollten. Man machte sie zum Theil so enge und unbequem, daß man in einigen Theilen des alten Feldes seine Noth hat, durchzukommen, und oft geradezu kriechen muß. Außer mancher Unbequemlichkeit entstand aus diesem planlosen Verfahren auch nicht wenig Unglück. Einbrüche von Gewölben und Kammern, Verschüttungen von Arbeitern, und sogar, wenn auch die oberste Erdkruste den untern Einsenkungen folgte, Vergrabungen ganzer Häuserpartien der Stadt Wieliczka. Man hat in neuerer Zeit genug Mühe und Kosten aufwenden müssen, um diese in alten Zeiten begangenen Fehler zu verbessern. Man hat die Stollen erweitert und ausgemauert, hie und da in einigen Gewölben Pfeiler errichtet, welche größtentheils die großen Wälder von Neopolumizo lieferten. Ein großer Theil dieser Wälder steckt jetzt hier als Pfeiler unter der Erde. Man sieht oft ungeheure Holzpfeiler aufgeführt, 20 Fuß lang und breit und 40 Fuß hoch, aufgethürmt aus lauter wagerecht übereinandergelegten Baumstämmen. Der entstehende Holzmangel hat später auf anderes Baumaterial geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Weltgemälde der Verkündigung Mariä. Am 29 April kam dieß Gemälde, welches früher in der Kirche von St. Mary le Bone sich befand und 800 Pfd. gekostet hatte, unter den Hammer. Zehn Guineen wurden dafür geboten, und nicht ein Schilling weiter war dafür zu erhalten. (Engl. Bl.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 62 u. 63** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Miß Grace Kennedy. — Zwei politische Komödien. (Fortsetzung.) — Neugriechisches.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 146.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Mai 1840.

Jahresfeyung der fünf Akademien.

Paris, den 5 Mai.

Ich weiß nicht, welcher mißgünstige Geist gestern über der gewöhnlich so anziehenden Feierlichkeit der akademischen Jahressitzung gewaltet hat. Diese Sitzung war nicht besonders akademisch den verhandelten Gegenständen nach, sie war in ihrer äußern Erscheinung weniger interessant als die andern Male, da ein großer Theil der Akademiker, namentlich die meisten politischen Namen, und selbst Arago fehlte, und auch das Publicum sich nur in mäßiger Zahl eingefunden hatte; namentlich war unter den „Blaustrümpfen" auch nicht Eine bemerkenswerthe Physiognomie; die Sitzung war endlich nicht sehr unterhaltend, und man kann einigermaßen erstaunt seyn, daß das Institut zu einer so feierlichen und so seltenen Versammlung das Interesse des Publicums nicht mehr berücksichtigt habe. Nach der Eröffnungsrede des Präsidenten, Hupot, durfte man dieß erwarten, der Erfolg aber hat seinen Worten nicht entsprochen. Von den Arbeiten, welche die philologische Preisaufgabe des Grafen Volney veranlaßt hatte, erhielt keine den Preis, doch wurde dreien derselben eine Ehrenmeldung zu Theil. Raoul-Rochette, der Secretär der Akademie der schönen Künste, las ein Fragment eines Werkes: „die Kunst in ihren Berührungen mit den Sitten, bei den Alten sowohl als bei den Neuern." Nach der Meinung des geistreichen und scharfzüngigen Redners war der Standpunkt der Kunst und der Künstler im Alterthum ein würdigerer als heute: dort beschäftigte sich der Künstler nur mit Gegenständen des öffentlichen Interesses, seine Schaffungen waren dem Staate gewidmet, und er entging hiedurch dem wankelmüthigen Beifall oder Tadel der Menge. Die jetzige Art der Regierung, die Künstler aufzumuntern, die Weise, wie der Kunstsinn gepflegt wird, und das System der jährlichen Ausstellungen, fanden in dem gelehrten Antiquar eine strenge und unerbittliche Kritik voll epigrammatischer Anspielungen auf die Zustände, die wir jeden Tag vor Augen haben. Auf seinen Vortrag folgte ein Auftritt, dessen grotesken Charakter ich vergeblich zu schildern suchen würde. Ein Hr. Vicomte le Prévost d'Iray von der Académie des inscriptions et belles Lettres verlas eine metrische Uebersetzung seiner Fabrik, eine Rede des Marius aus dem Buche des Sallust über den Krieg des Jugurtha. Ich habe nie etwas Schulmeisterisch-bombastischeres gesehen und gehört, den ganzen Habitus und die Rede dieses Herrn, der übrigens ein schönes, gesticktes Gilet von weißem Casimir anhatte. Wenn das Institut in seinem Innern solche mumienartige Curiosa birgt, so sollte es um ihres eigenen und um des Publicums Respects willen sie sorgfältig vor der Berührung mit der öffentlichen Luft bewahren: es ist nicht immer schicklich, seinen innern Beklemmungen durch ein homerisches Lachen Erleichterung zu verschaffen, und wir andern Sterblichen verstehen nicht genug, ernste Gesichter zu so derbem Spaß zu machen. Hr. Adrian Balbi hat eine biographische und kritische Notiz über den englischen Minister Huskisson vorgetragen, einen förmlichen Panegyrikus, der allerlei Interessantes, aber nichts Neues über diesen verdienstvollen Staatsökonomen enthielt. Hr. Balbi zudem ist in seiner Auffassung, wiewohl klar und fließend, sehr trocken und prosaisch, und weder das Gefühl noch die Einbildungskraft haben von seinen Arbeiten irgend eine erwärmende, wohlthuende Berührung empfangen. Die Ehre der Sitzung, der allgemeinste, schallendste Beifall ward den von Viennet vorgetragenen Fabeln zu Theil. Es gehört viel Muth dazu, um in Frankreich, nach Lafontaine, noch Fabeln zu dichten; es gehört viel Geist dazu, um mit solchen Fabeln den lautesten, einstimmigsten Zuruf einer Versammlung der fünf Akademien und eines kritiklustigen Publicums zu erregen. Beides hat Hr. Viennet gestern vollbracht; viele Personen, die ihn nur aus den Caricaturen des Charivari und seinen wirklich oft unbegreiflichen Briefen an die Journale kannten, wußten nicht aus vor Verwunderung. Der vorgetragenen Fabeln waren fünf: le soufflet et le charbon; l'aigle et l'outarde; les deux buissons; Brama et le ciron; la queue des Singes. Ich muß natürlich darauf verzichten, alle fünf hier aufzuführen, aber ich glaube ihren Lesern einen angenehmen Dienst zu erzeigen, indem ich die letzte, la queue des Singes hier ungeschmälert hersetze. Vielen Personen im Ausland mag wohl kaum klar seyn, was das für Fabeln seyn mögen, die Hr. Viennet vor den vereinten Akademien vorzutragen wagt, und wie weit ein französischer

Digitized by Google

Akademiker ſeine Satyre gegen Alle und Jede, Hohes und Niederes, und zuletzt gegen ſein eigenes gelehrtes Collegium treiben darf. Das folgende Stück wird ihnen hierüber ein ergötzliches Maß geben:

LA QUEUE DES SINGES.

Dans Simiopolis, des singes capitale,
Par une mort prompte et fatale
Venaient d'être emportés les deux bouffons du roi.
C'était, chez la gent grimacière,
Un poste de faveur, un éminent emploi,
Une façon de ministère.
Trois partis le briguaient, et le peuple en émoi
Attendait le succès de cette grande affaire.
Les pongos, les loris, les magots, les gibbons
Présentaient deux jockos dont ils prônaient d'avance
Et la souplesse et la science.
La plus forte de leurs raisons,
C'est qu'ils étaient sans queue, et que cette excroissance,
Cet excédant de poil et d'os,
Ce vain prolongement de l'épine du dos
Attestait une étroite et lourde intelligence.
Les quenons et les sapajous,
Les talapoins et les malbroucks,
Singes à longue queue, affirmaient au contraire
Que, pour avoir du goût, de l'esprit, du talent
Une queue était nécessaire;
Que même le mérite était à l'avenant
De cet *incrementum* de la moelle épinière;
Et deux makis, dont cette faction
Appuyait la candidature,
Proclamaient hautement que, sans cette parure,
Un singe n'était plus qu'un méchant embryon,
Un monstre, un erreur de nature.
Un troisième parti luttait des quatre mains
Pour deux mandrils à face bleue.
C'étaient les papions, 'maimons et babou ins
Ils ne contestaient pas le besoin d'une queue;
Mais la leur était courte, et leur avis était
Que des excès en tout il fallait se défendre,
Qu'en un juste milieu le sage se tenait;
Et les mandrils étaient, à les entendre,
Les candidats qu'il fallait prendre.
Le roi, qu'embarrassaient leurs contraires avis,
Les prit l'un après l'autre, et, comme le pays,
Reconnut qu'une fois investis de leurs places,
Les mandrils, jockos et makis,
Faisaient tous les mêmes grimaces.

Tels sont du pôle arctique aux champs des Patagons
Les partis et les coteries.
S'agit-il d'un fauteuil dans nos académies,
De ministres ou de bouffons,
Chacun pousse les siens, siffle ses adversaires,
Promet beaucoup et tient fort peu.
Le train du monde n'est qu'un jeu
De charlatans et de compères:
Ce qu'on appelle queue à Simiopolis,
Ils le nomment ici programmes ou systèmes;
Mais leurs grimaces sont les mêmes,
Et les plus amusans ne sont pas à Paris.

Man hatte uns zum Schluß noch eine Epiſtel eines Mathematikers an einen jungen Poeten verſprochen, der wir aber glücklicherweiſe, ich weiß nicht aus welchem Grunde, überhoben wurden. Ich ſage glücklicherweiſe, denn eine mathematiſche Poeſie ſcheint mir vornherein ſo wenig erbaulich als die poetiſche Politik, mit welcher jetzt Hr. v. Lamartine die Deputirtenkammer zu behelligen pflegt.

Der Zug der Ruſſen gegen Chiwa.

(Schluß.)

Ob dieſer Zug der Engländer nach Afghaniſtan ſonderlich der Klugheit gemäß war, wollen wir hier nicht unterſuchen, ſondern werden ſpäter Gelegenheit dazu haben, wenn wir das allmähliche Eindringen der Engländer in Beluſchiſtan näher ins Auge faſſen. Die Engländer rücken von Süden vorwärts, wie die Ruſſen von Norden, und ſcheinen geneigt, die Räuberſchaaren der Beluſchen gegen die Räuberſchaaren der Turkomanen unter ruſſiſcher Fahne zu führen. Im Augenblick haben ſie wohl den Ruſſen einen Vorſprung abgewonnen, denn nicht nur ſcheint der Zug der Engländer, oder Schah Schudſcha's, wenn man will, gegen Herat beſchloſſen, ſondern Buchara ſoll auch, wie einige Nachrichten wiſſen wollen, zu einem Bündniß mit England ſich geneigt zeigen. Alles dieß kann freilich die Eroberung Chiwa's nicht hindern, die, wenn nicht die natürlichen Hinderniſſe zu groß waren, jetzt wohl bereits vollbracht iſt, aber ſie kann die Benützung der Vortheile erſchweren, welche Rußland von der Beſitzung Chiwa's erwartet und auch mit Recht erwarten kann.

Sollte Rußlands Plan gegen Chiwa auch in dieſem Jahre nicht gelingen, ſo wird es Einen Fortſchritt immerhin gemacht haben, und zwar einen nicht geringen, ſo unbedeutend er auch manchem erſcheinen mag. Die Poſtenlinie am Ural, welche von Guriew über Uralsk und Orenburg nach Orsk ſich zieht, wird wahrſcheinlich vorwärts nach dem Laufe der Emba und des Or verlegt werden, ſo daß eine künftige Expedition nicht mehr von Orenburg, ſondern von irgend einem Punkte an der Emba aufbrechen wird. Die Kirgiſen werden ſich mehr und mehr dazu bequemen müſſen, eine gewiſſe Anzahl ihrer jungen Mannſchaft zu Koſakendienſten zu ſtellen, und die Verengerung des Raums, auf dem ſie umher wandern, wird nach und nach einzelne zum Ackerbau nöthigen. Dieß wird freilich nicht ohne Reibungen mit den ruſſiſchen Behörden abgehen, und manche, die man ſchon für gezähmt und civiliſirt halten mag, werden noch zu ihren freien Brüdern fliehen, aber die Zahl der letztern wird doch mehr und mehr abnehmen, in demſelben Maße, als der Handel ſteigt, und ſie durch die Vermiethung ihrer Kamele und

Digitized by Google

als Wegweiser durch die Wüste ein einträglicheres Geschäft treiben können, als den unsichern Raub.

Lewschin rechnet im Ganzen etwa 400,000 Zelte, wovon 75,000 auf die sogenannte große Horde, oder die Karakirgisen (wobei aber die unter chinesische Hoheit nicht mit gerechnet scheinen), 165,000 auf die mittlere und 160,000 auf die kleinere Horde kommen. Rechnet man auf das Zelt oder die Familienzahl 5 bis 6 Personen, so kommt eine Zahl von zwei bis drittehalb Millionen heraus, größer als man sie auf diesem allerdings weiten, aber doch nichts weniger als fruchtbaren Landstrich vermuthen sollte. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, etwas über die diesem Artikel beigefügte Karte zu sagen. Es ist die, welche der französischen Uebersetzung von Lewschins Werk angehängt ist, und an bedeutenden Mängeln leidet. Fürs erste möchte der Darstellung der Bergzüge und also auch dem Laufe mehrerer Flüsse in der Steppe nur ein beschränktes Zutrauen zu schenken seyn. Die in der Mitte des Sees angegebene Insel, Barsa Kilmes, soll gar nicht existiren, dagegen wissen wir aus den von Helmersen gesammelten Nachrichten (Nr. 93), daß sich der Mündung des Amu gegenüber eine bedeutende Insel gebildet hat, zu der man bei niederm Wasserstande zu Pferde gelangen kann, und die sich wohl als Deltaland mit der Zeit gestalten wird. Aus dieser Angabe von Helmersen geht hervor, daß das Seichterwerden des Aralsees im Süden rasch vorrückt; was an der Mündung des Syr Derja vorgeht, wissen wir noch nicht.

Ein weiterer Mangel dieser Karte ist die Sprache derselben; sie trägt die Spuren einer sehr mangelhaften Uebersetzung aus dem russischen an der Stirne: so ist z. B. der bekannte Salzsee Inder nicht ferne vom Ural, ostwärts von Kulagina, mit Lac Inderskoe gegeben, obwohl die Endung skoe nichts ist, als das Neutrum eines von Inder gebildeten Adjectivs „Inderski," indem das russische Wort für See „osero" ein Neutrum ist. Eben so kommt jeden Augenblick die Tautologie vor, daß Lac und Kul neben einander gesetzt ist: Kul bedeutet im Dschagatai und wie es scheint auch im Mongolischen einen See (und zwar einen See von mäßigem Umfang), was dem Namen des Sees stets nachgesetzt wird. Dengis bedeutet das Meer oder auch einen großen See, ist also keineswegs, wie man einigemal nach der Angabe der Karte glauben möchte, ein besonderer Name. Trotz dieser Mängel ist diese Karte das Beste, was wir zur Hand hatten, und sie hat insofern eine Bedeutung, als sie dem werthvollen Werke Lewschins beigegeben ist. Die Voraussetzung ist also für dieselbe, daß sie im Ganzen genommen mit Sachkenntniß abgefaßt ist, obwohl hierauf bei russischen Werken nicht immer zu gehen. So ist z. B. dem in Auftrag der russischen Regierung herausgegebenen Werke: „Uebersicht der russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus in statistischer, ethnographischer, topographischer und finanzieller Beziehung," einem Werk, das trotz seiner reichen Spezialangaben weniger Aufmerksamkeit gefunden zu haben scheint als es verdient, eine Karte beigegeben worden, in welcher nicht einmal diejenigen Fehler ausgemerzt sind, welche das Buch selbst rügt. Immerhin wird aber die mitgetheilte Karte die nöthige Uebersicht über jene Landstriche geben, über welche gegenwärtig, vielleicht auf Jahrhunderte hinaus, das Loos geworfen wird. Die kleine, als Carton mit deutscher Sprache angehängte Karte ist aus Helmersens gesammelten Nachrichten entnommen, und zeigt namentlich auch den Umfang der Oase.

Wirft man einen Blick auf die Karte, und vergleicht damit die uns zugekommenen authentischen Nachrichten über Perowskijs Zug, so ergibt sich, daß die Station an der Emba ungefähr die Mitte der ganzen Strecke zwischen Orenburg und Chiwa ist. Es sind von Orenburg bis an die Mittelemba 4 Grade der Breite, und von da bis ans Südende des Aralsees wieder vier, also eine Strecke von 60 Meilen, die mit den Umwegen wohl auf 70 bis 75 steigen mag, aber in Zeit von 15 bis 20 Tagen zurückgelegt werden kann. Fürst Bekewitsch brauchte von Astrachan aus nicht viel über einen Monat, und war mit seinem freilich bedeutend schwächern Corps schon nicht mehr ferne von der eigentlichen Oase, als ihn sein Schicksal ereilte. Bekewitsch machte sich mit seinem Corps in der heißesten Jahreszeit, nämlich im Julius, auf den Weg, und doch gelang es ihm, die wasserlosesten Striche zu durchschneiden. Die gegenwärtige Expedition, die freilich mehr Wasser bedarf — die Steppenbrunnen sind meist bald ausgeschöpft — ist im Anfang Decembers aufgebrochen, mußte aber im Januar, nachdem sie in der Steppe Ustjurt einige Märsche über die Emba hinaus durch die Schneestürme eine Menge Kamele verloren hatte, *) wieder umkehren, hat sich jedoch allen Umständen zufolge bereits wieder auf den Weg gemacht. Man hat für den Wintermarsch zwei Umstände angeführt: erstens, damit es der Expedition nie an Wasser fehle, und zweitens, weil die Steppenvölker, namentlich die Kirgisen, Winters durch Mangel in einen sehr trübseligen Zustand versetzt seyen. Uns will bedünken, als ob keiner dieser Gründe ausreiche, und wir müssen deßhalb die Erklärung wohl von der Zeit erwarten. Aufgeben wird die russische Regierung diese Expedition nie, und wenn unvorhergesehene Umstände sie auch jetzt zu nichte machen sollten, so wird sie doch binnen wenig Jahren gewiß wieder aufgenommen werden.

Charles Texier in Persien.

Das Journal des Debats vom 14 Mai enthält neuere Nachrichten von diesem Reisenden, der eine furchtbare Beschreibung der Anarchie in Persien macht, eine Beschreibung, die indeß mehr nur vom südlichen Persien, Ispahan mit eingerechnet, zu gelten scheint. Die Gouverneure des Schahs hausen, wo sie noch können, mit furchtbarer Grausamkeit, und Texier wiederholt seine früher schon gegebene Nachricht, daß der Gouverneur einen Menschenthurm bauen wolle, d. h. einen Thurm, wo eine Schichte Steine und Kalk und eine Schichte lebender Menschen miteinander abwechseln. „Sähe ich nicht," sagt er, „mit eigenen Augen die Thätigkeit, mit der man alles zur baldigen Erbauung des Thurms herrichtet, ich würde die Sache für eine Fabel halten; sie ist aber nur

*) Die Karawanen ziehen oft im Schnee fort, aber man muß, wenn die Kamele sich niederlassen, regelmäßig den Schnee unter ihnen wegschaufeln, sonst gehen sie bald zu Grunde. Man schätzt die Zahl der Kamele bei der Expedition auf 8000.

Digitized by Google

allzu wahr." — Texier, welcher sich von dem Mustehid (Oberimam) in Jsfahan, der größere Gewalt in der Stadt und Umgegend als der Schah selbst ausübt, Päße und Empfehlungsschreiben nach Schiras verschafft hat, will diese Stadt, dann die Ruinen von Persepolis und Schapur besuchen, und wenn es ihm gelingt ins Land der Bakhtiaris einzudringen, die Ruinen des alten Susa zu erreichen bemüht seyn, deren Lage Rawlinson ziemlich genau ausgekundschaftet, die er aber nicht selbst besuchen konnte.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

In den neuern und neuesten Feldern ist Alles in vortrefflicher Ordnung. Die Gänge und Treppen sind so breit und bequem, daß man so gemächlich hinspaziert, wie auf Prachttreppen und Corridors von Palästen. Die Schachte und Stollen sind da, wo sie durch lockeres Erdreich streichen, ausgemauert. Im festen Salze ist keine Ausmauerung nöthig. Als Material zum Ausmauern bedient man sich jetzt selten des Holzes, gewöhnlich des nicht vollgültigen Salzes selbst. Man baut damit ganz auf dieselbe Weise, wie die Eskimo's nach Capitän Parry mit dem Eise, d. h. man legt die Salzblöcke einfach übereinander und begießt sie fleißig mit Wasser. Das Wasser schwängert sich mit Salztheilen, die es verdampfend in die Zwischenräume führt, und die hier dann als Kitt dienen, indem sie dem ganzen Gemäuer eine unglaubliche Festigkeit geben. Man sieht auf diese Weise große Pfeiler und hohe Gewölbe aus solchen Salzbausteinen aufgeführt. Bei den ausgebeuteten Flötzen läßt man in gewissen Entfernungen dicke Salzpfeiler zum Tragen der Decke stehen. Diese Pfeiler bekommen ungefähr die Form der in der gothischen Baukunst üblichen, und man geht daher oft unter weiten Strecken von Salzgewölben hin. Zuweilen auch füllt man die entstehenden Kammern, wenn man keinen weitern Nutzen von ihnen zu ziehen weiß, und wenn man nicht völlig sicher über die zuverlässige Haltbarkeit ihrer Wände ist, mit Kothsalz aus. Viele Kammern aber bleiben unausgefüllt, entweder weil durchaus keine Ursache ist, ihren Einsturz zu fürchten, oder weil man sie zur Communication, oder als Vorrathskammern zur Deponirung von Salz, oder Geräthschaften, oder zur Stallung der Pferde nöthig hat.

Die Zahl aller Kammern und Gewölbe ist nicht zu bestimmen. Nahe an hundert unter ihnen zeichnen sich durch ihre Größe aus, und haben alle besondere Namen. Das Labyrinth der Kammern, Gewölbe, Treppen, Gänge, Schachte, Stollen, Strecken, Felder, Contignationen, Stockwerke ist in diesem menschlichen Riesenbau im Verlaufe der sechs Jahrhunderte so ungeheuer groß geworden, daß es jetzt keinen Beamten in Wieliczka gibt, der in allen Theilen desselben vollkommen orientirt wäre. Jeder kennt nur immer einzelne Partien des Ganzen, und wagt er sich in ihm unbekannte Regionen, so bedarf er, wie der Fremde, eines Führers, um sich nicht zu verirren. Ja es gibt sogar Partien des Bergwerks, die seit langen Jahren kein Menschenfuß betreten hat, weil sie als unnütz oder unzweckmäßig verlassen und ganz vermauert wurden. Man wird dieß begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß dieß ganze in der Erde verborgene Baugerüst, wollte man es ans Tageslicht hervorziehen, ein Gebäude darstellen würde von der dreifachen Höhe des Wiener Stephansthurms und von einer doppelt so großen Flächenausdehnung, als die Altstadt von Wien einnimmt.

Endlich am andern Morgen tauchten wir nun selbst in jenen Irrgarten hinab, ausgerüstet mit den obigen Kenntnissen und überdieß mit einem Erlaubnißschein der obersten Behörden und mit einem weißen Leinwandkittel zum Schutze unserer Kleider. — Sehr leid that es uns, daß wir nicht als einzelne Beere in der hübschen Personentraube zu hängen kamen, wie sie andere Reisende beschreiben. Es wurde nämlich für gut befunden, daß wir gemächlich wie Menschen auf bequemen Treppen hinabstiegen, während man sonst die Reisenden partienweise zu vier und sechs an einem langen Strick übereinanderhing und so wie die Beeren einer Traube verbunden in die Tiefe hinabließ. Die Treppen, die zum Theil aus in Salz gehauenen Stufen bestehen, zum Theil aus Baumstämmen gebaut sind, wurden meistens zur Bequemlichkeit hoher Häupter errichtet. So eine Prachttreppe von August II, eine Kaisertreppe für den vorigen Kaiser oder die Mitglieder seiner Familie. Die gewöhnlichen Reisenden gehen Nebentreppen, deren Bequemlichkeit übrigens auch durchaus nichts zu wünschen übrig läßt. Vielmehr könnte man zu Zeiten etwas mehr Ueberwindung von Schwierigkeiten wünschen, um den Genuß des Errungenen zu erhöhen. Allein man schlendert jetzt in Wieliczka eben so nachlässig auf und ab, wie in den gebahnten Thälern und Felsen der sächsischen Schweiz, wo man auch gähnend von Gipfel zu Gipfel steigt.

Die Oesterreicher sind, wie wir schon oben bemerkten, sehr geheimnißvoll und ängstlich mit ihrem Salzwerke. Diese Aengstlichkeit bezieht sich nicht bloß auf die Verheimlichung des Administrativfaches der Ausgaben und Einnahmen, der Kosten und Preise, was begreiflich wäre, sondern sogar auf die Bekanntwerdung der wahren Verhältnisse der Ablagerungen und des Baues des Gebirges, wofür kaum ein Grund gedacht werden kann. Man läßt daher Fremde nicht gern länger in dem Bergwerke verweilen, läßt sie auch nur gewisse vorgeschriebene Touren darin machen, und gibt schwer die Erlaubniß zur Wiederholung des Besuchs. Man läßt sie eben nur das sehen, was sie sehen sollen. Auch sollen die Steiger und Beamten durchaus nicht mehr sagen, als ihnen vorgeschrieben ist. — Ueberhaupt wird man in Wieliczka vielfach an das eifersüchtige Verfahren der Holländer mit ihren Gewürzanpflanzungen in Ostindien erinnert. So z. B. könnte man sehr gut drei- oder viermal so viel Salz herausfördern, als man schafft. Aber man bleibt bei den festgesetzten Summen, um die Preise nicht sinken zu machen. Ferner untersucht man auf eine höchst mißtrauische und beleidigende Weise jedesmal die Arbeiter, wenn sie aus den Schachten kommen, als wenn es sich um Silber und Gold handelte. Diese Inquisition muß jeden ehrlichen Kerl verletzen, und mag Manchen schon aus bloßem Aerger zum Betrüger gemacht haben. Ein liberaleres Verfahren, ein einfaches Verbot des Mitnehmens von Salz würde gewiß von weit heilsamerem Einfluß auf die Arbeiter seyn, die übrigens reichlich mit Salz versehen werden. Denn sie bekommen außer ihrem Lohn für jeden Kopf ihrer Familie jährlich 15 Pfund geliefert. Endlich aber, und dieß ist besonders beleidigend, verschüttet man auch das aus dem obengenannten Schachte Wodna Gora hervorgepumpte Salzwasser, das man selber nicht benutzen will, sehr sorgfältig und ängstlich, damit es ja Niemand ausbeute. Man leitet es in einen Fluß und durch unterirdische Canäle in die Weichsel, wo es, mit deren Süßwasser sich mischend, bald untauglich gemacht wird. Auf diese Weise verkommen täglich 600 Eimer der schönsten Salzsohle, für die man anderswo ein eigenes großes Salinenwerk errichten würde.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 147.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Mai 1840.

Carloß Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

Die Ereigniße des letzten Jahres haben allen Nachrichten von den westlich vom Indus gelegenen Ländern eine Wichtigkeit gegeben, welche ſie ſeit Jahrhunderten nicht beſeſſen haben, und namentlich iſt die Seeküſte von Beludſchiſtan in Folge der Einnahme von Kelat durch die Engländer von großem Intereſſe geworden. Sie haben dadurch die feudaliſtiſche Herrſchaft der Beludſchen über alle Stämme zwiſchen dem Indus und der perſiſchen Provinz von Kirman aufgelöst, und ſind im Begriff, die alte Handelsſtraße von der Seeküſte über Beylah und Kelat nach Kandahar wieder zu öffnen. Sobald der Krieg mit Afghaniſtan beſchloſſen war, ſchickte der Generalgouverneur von Indien eine Miſſion an den Fürſten von Lus, der in Beylah reſidirt, deren Zweck zwar nicht bekannt gemacht wurde, welche aber offenbar beſtimmt war, die künftigen directen Verbindungen zwiſchen Bombay und Beludſchiſtan vorzubereiten. Sie wurde dem Lieutenant Carloß von der indiſchen Marine anvertraut; ſein Bericht iſt vor einigen Monaten von dem Gouvernement von Calcutta bekannt gemacht worden, und gibt uns eine gute Einſicht in die Verhältniſſe dieſes Landes, das den Europäern lange geſchloſſen war, und jetzt offenbar beſtimmt iſt, wieder eine Rolle in der Politik des Orients zu ſpielen.

Carloß kam im Anfang des Januars 1838 in Sunmemy, dem Hafen der Provinz Lus, an, und ſchrieb an den Fürſten, um ihm ſeine Ankunft anzukündigen, worauf zwei Chefs mit einigen Soldaten aus der Hauptſtadt geſchickt wurden, ihn nach Beylah zu führen. Da ſie aber nicht bereit waren, ſogleich abzugehen, ſo reiste er mit Dr. Hardy allein ab. Der Weg, ſagt er, führt eine Zeitlang über eine Straße niedriger Sandhügel und ſumpfiger Niederungen, und die ganze Landſchaft hatte das Anſehen der äußerſten Dürftigkeit, da man auch nicht eine Staude ſah. Fünf engliſche Meilen von der Stadt erreichten wir eine 150 Fuß hohe Reihe von Sandhügeln, von denen aus man den Fluß Purally gegen W. N. W. ſah. Wir hielten hier, bis unſere Führer ankamen, und zogen dann durch eine niedrige Ebene, bedeckt mit Salzpflanzen, weiter. Eine Stunde nach Sonnenuntergang erreichten wir eine Höhe, wo ſich Waſſer fand, und hielten dort für die Nacht. Während des Abends ſammelten ſich 40 bis 50 Reiſende um die Brunnen, welche nichts als Löcher ſind, die man im Fuß einer Höhe eingräbt, und die eine kleine Quantität halbbittern Waſſers geben. Unter den Reiſenden war ein Seid, der ein bekannter Mährchenerzähler war, und die Geſellſchaft mit ſeinen Fabeln bis tief in die Nacht unterhielt; da er zugleich eine tiefe und wohlklingende Stimme hatte, ſo war die Art von ſingender Cadenz, mit der er erzählte, ſehr angenehm.

Den nächſten Morgen machten wir uns auf den Marſch nach Lapari, einer kleinen Stadt in der Entfernung von ſechs Meilen, welche wir bald nach Mittag erreichten. Die Ebene zwiſchen den Sandhügeln und der Stadt trägt überall Spuren von Waſſer, und iſt mit Salzpflanzen und bisweilen mit verkrüppelten Tamarinden überwachſen. Unſere Begleiter ſagten uns, daß der Purally während der Ueberſchwemmung durch dieſe Ebene ſtrömt, da er von Lapari aus, wo ein Wehr quer durch ihn gezogen iſt, kein beſtimmtes Bett mehr hat, ſondern ſich durch verſchiedene Canäle, welche er durch die niedern Gründe gebrochen hat, in dieſe ergießt. Lapari iſt ein kleiner Ort von etwa 50 Häuſern aus Lehm, der hübſch in einem Wäldchen alter Bäume liegt, und in ſeiner Nähe einen großen Teich hat, der durch einen Canal ſein Waſſer von dem Fluß erhält. Wenigſtens ein Drittheil der Bevölkerung beſteht aus Negerſklaven, welche alle Arbeit außerhalb der Häuſer verrichten. Ich traf auf mehrere, welche ſich bitter über die Behandlung beklagten, welche ſie erlitten, und mich ſehr ernſtlich baten, ſie an Bord meines Schiffes zu nehmen, da ſie entſchloſſen ſeyen, bei der erſten Gelegenheit zu entlaufen. Unmittelbar in der Nähe des Orts iſt das Land umgebrochen, und mit Getreide, Baumwolle und Oelſaat bepflanzt, weiterhin bildet es ein dichtes Gebüſch, das von Zeit zu Zeit offene Stellen hat, welche mit Gras bedeckt ſind, das eine gute Weide für die Heerden abgibt.

Bald nach unſerer Ankunft in Lapari, und ehe unſere Kamele mit dem Gepäck angekommen waren, erfuhr ich, daß gerade ein Chef von Beylah mit dem Miniſter des Fürſten angekommen ſey, und mich zu ſehen wünſchte. Ich ließ einen

Digitized by Google

Audienzsaal bereiten, der in Teppichen bestand, die man unter einem großen Baum ausbreitete, und der Gesandte kam in Gestalt eines alten kleinen Mannes, der eine arabische Physiognomie hatte, und mir von Seiten des Fürsten sagte, daß ich willkommen sey. Ich erfuhr im Verlaufe des Gespräches, daß sie wünschten, daß ich in Lapari warte, bis sie neue Instructionen aus Beylah erhalten hätten; da mich dieß aber viele Tage aufhalten konnte, so sagte ich ihnen, daß ich es sehr übel nehmen würde, wenn man Einwürfe gegen mein augenblickliches Aufbrechen machte, und ich entweder sogleich nach Beylah oder zu meinem Schiff zurückgehen würde. Dieß schien sie in große Verlegenheit zu setzen, und am Ende kamen wir überein, daß ich Einen Tag bleiben sollte, und sie dann mit mir abreisen würden. Abends schickten sie Reismehl, Schmalz u. s. w. für mich und meine Leute.

Den 13 reiste ich ab, ehe sie bereit waren; ich kam zuerst drei Meilen lang durch Felder, wo ich nichts als Oelsaat sah, dann gegen N. O. an das Ufer eines trockenen, tiefen Strombettes, das durch einen dichten Tamarindenwald lief, der mehrere Meilen lang war, und wo die Bäume alle ohne Blätter und verdorrt waren, mit Ausnahme der Sprossen aus den Wurzeln. Hierauf folgte ein weiter Landstrich von bebautem Feld, der durch Canäle vom Fluß aus bewässert, und hin und wieder mit Hütten besetzt ist. Hier hielten wir eine halbe Stunde; der Boden ist gut, und trägt im Ueberfluß Oelsaat und Baumwolle; Wild ist in Menge zu sehen. Hierauf durchschritten wir eine Ebene, welche dünn mit verdorrten Salzpflanzen besetzt war, und so weit das Auge reichte, sich erstreckte; wir machten etwa acht Meilen in ihr, kamen dann durch einen lichten Wald von Tamarinden und Mimosen an den Puralipstrom, wo wir übernachteten. Das Bett des Stromes ist hier etwa 400 Yards breit, und fließt von Ost nach West; die Ufer sind senkrecht, und 14 bis 15 Fuß hoch, das Wasser war damals nur etwa 20 Yards breit und 2 Yards tief, und wand sich in der Mitte des sonst trockenen Bettes durch.

Unsere Kamele hatten sich in der Nacht verlaufen, und wir konnten unsere Leute nicht dazu bringen, sie zu suchen, bis einer unserer Führer sein Schwert gegen sie zog. Wir reisten um Mittag ab, 4 bis 5 Meilen durch eine Ebene, dicht mit niedrigen Salzpflanzen bedeckt, und kamen wieder an den Fluß, der sich hier mit einem andern, von ziemlicher Größe, dem Rahto, der von den Gebirgen im Osten kommt, vereinigt; das Bett war wohl eine Meile breit, ist aber größtentheils mit Gesträuch bewachsen, in dessen Mitte der Fluß sich durchwindet. Der Boden ist mit einer Salzkruste bedeckt, welche dem Geschmack nach aus Natrum zu bestehen scheint. Zwei Krokodile lagen schlafend an der Stelle, wo wir übersetzten. Spat Nachmittags erreichten wir Ut, zwei Dörfer, 5 Meilen von Beylah, der Weg hatte sich gegen Westen gewendet, und wir waren in der Nähe des höchsten Punktes des Thals, das auf allen Seiten von Gebirgen eingeschlossen ist. Ueberall sah man zahlreiche dünne Säulen von Sand, welche der Wirbelwind gebildet hatte; sie bewegten sich mit großer Schnelligkeit über die Ebene hin, und wenn eine davon uns nahe kam, so hörte ich den Chef, der mein Kamel leitete, vor sich hinmurmeln: „Laß den Weg frei, guter Geist, und thue uns kein Uebel, ich gehe nur nach Beylah mit dem englischen Herrn, der Geschenke für den Fürsten hat.“ Ich fragte ihn um den Sinn dieser sonderbaren Anrede, und er sagte mir mit großer Ernsthaftigkeit, daß wir jetzt in dem District der alten Stadt Roghan, ehemals der Lieblingssitz der Fee Baddel Dschamat, uns befanden, und daß diese Sandsäulen Geister seyen, denen man gute Worte geben müsse, um sie zu hindern, uns Uebel anzuthun.

Ut besteht aus zwei Dörfern, welche Arab Usmanany, dem Chef des Arab-Gadurstammes gehören, und von denen eines aus 50, das andere aus 25 Häusern besteht. Da unser Gepäck noch nicht angekommen, so breiteten wir unsere Teppiche unter einem großen Baum aus, und waren schnell von der ganzen Bevölkerung umringt, der unsere Kleidung große Unterhaltung verschaffte. Arab Usmanany wartete im Dorf auf uns, um uns nach Beylah zu bringen, und machte uns einen Besuch, nachdem er zuvor die ganze Einwohnerschaft zusammenberufen hatte, um sein Gefolge zu bilden. Ich erzählte ihm im Gespräch, daß unter den Geschenken eines für ihn bestimmt sey, und er bat mich, es ihm in Gegenwart des Fürsten zu übergeben. Abends schickte er uns ein Schaf, Mehl, Reis, Schmalz u. s. w., und ließ uns bitten, ihn wissen zu lassen, wenn uns etwas abgehe. Den nächsten Tag kam der Courier zurück, den man nach Beylah geschickt hatte, um uns anzukündigen, und wir verließen Ut in Begleitung von Usmanany und einer Escorte. Der ganze Weg, fünf Meilen lang, lief durch bebautes Land, das hin und wieder mit dickem Gebüsch, das Weiden ähnlich sah, besetzt war. Wir begegneten 12 bis 16 häßlichen Geschöpfen von Weibsbildern, die auf Eseln ritten; sie grüßten uns, und ihr ekelhaftes Ansehen und ihre Frechheit veranlaßten mich, meinen Begleiter zu fragen, wer sie seyen; er lachte und sagte mir, es seyen Verschnittene. Wir ritten durch das tiefe und breite Bett eines in dieser Jahreszeit vertrockneten Flusses, und hielten unsern Einzug in Beylah.

Als wir uns der Stadt Beylah näherten, sahen wir die flachen Dächer wörtlich mit Zuschauern bedeckt und die Straßen voll Menschen; bei unserm Eintritt brach die Menge in ein wildes Geschrei aus, und machte einen solchen Staub, daß wir fast erstickt wurden. Der junge Fürst von Beylah war, wie man mir sagte, unter den Zuschauern. Arab Usmanany ritt in den Palast, unsere Ankunft anzukündigen, während wir in ein Haus geführt wurden, das zu unserm Empfang bereitet worden war, und das schlecht genug, aber, mit Ausnahme des Palastes, so gut war als irgend eines in der Stadt. Die Leute drängten sich ohne Weiteres in unser Eingangszimmer, und obgleich der Dschem (dieß ist der Titel des Fürsten) sechs Soldaten geschickt hatte, um sie abzuhalten, so konnten sie doch damit nicht zu Stande kommen, und ich war am Ende genöthigt, jeden einzelnen selbst zur Thür hinauszudrücken und das Zimmer abzuschließen. Sobald die Thüre geöffnet wurde, entstand ein allgemeines Gedränge, und die Soldaten und der Pöbel prügelten sich, ehe der letztere wieder hinausgetrieben

Digitized by Google

werden konnte. Einige der angesehensten Einwohner der Stadt drängten sich ohne weitere Ceremonie in das innere Zimmer, in welchem wir saßen, aber wir belehrten sie bald über ihren Irrthum, indem wir sie sogleich aus dem Hause wiesen und ihnen erklärten, daß wer uns sehen wolle, zuerst um Erlaubniß bitten müsse. Etwa zwei Stunden nach unserer Ankunft brachte ein Chef eine höfliche Bewillkommnung von dem Dschem, aber seine wahre Absicht schien zu seyn, meinen Rang zu erfragen, worauf er wieder wegging. Später kam Arab Usmanny allein und sagte mir, daß der Dschem mir den nächsten Tag eine öffentliche Audienz geben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

No le falta mas que sorna para cazar.

Dir fehlet nichts, ganz glücklich dich zu nennen,
Als Krätz', um auch des Kreuzens Lust zu kennen.

•

O herrar ó quitar el Banco.

Laßt uns gleich das Roß beschlagen,
Oder weg den Schemel tragen.

•

Obras son amores y no buenas razones.

Nicht schöne Worte, nicht guten Rath
Vom Freunde erwart' ich, sondern That.

•

O Corte ó cortijo.

Wenn du nicht kannst bei Hofe seyn,
So leb' auf einem Hof allein.

•

Ojos que no ven, Corazon que no siente.

Viel leichter ist's, ein Unglück zu erfahren,
Als es mit eig'nen Augen zu gewahren.

•

Ojos hay que de Lagañas se enamoran.

Nicht immer die schönsten sind es, die gefallen,
Oft eine triefäugige wählt man vor allen.

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Fortsetzung.)

Das Salzbergwerk von Wieliczka ist außerdem, daß es eines der großartigsten und wundervollsten Bergwerke ist, auch eines der appetitlichsten und gefahrlosesten. Nirgends macht man sich schmutzig und kothig, vielmehr blinkt in allen Gewölben Alles wie in Spiegelsalons. Quellen und Wasser gibt es im ganzen Bergwerke nicht. Nur hie und da sind in kleinen Kammern und Nestern kleine Wasserpartien eingeschlossen, die man, wenn sie entdeckt sind, ruhig abfließen läßt. Erst unter dem tiefsten Boden der Salzflöhe kommen Bergquellen vor. Daher man sich hütet, tiefer zu gehen, um sie nicht hervorbrechen zu lassen. Ein Gouverneur von Wieliczka, der in noch größerer Tiefe Salz entdecken wollte, brachte das ganze Salzwerk in Gefahr, indem er die Behälter jener unterirdisch gefangenen Gewässer öffnete. Auch von oben tröpfelt nur hie und da weniges Wasser ein, welches man auf dem untersten Boden des Werks einsammelt und dann zum Wodna-Gora-Schacht hinaufpumpt. Um die Menschen und Pferde zu tränken und zu andern Zwecken ist man genöthigt, von oben süßes Wasser in Röhren herabfließen zu lassen, die durch alle Gänge des Werks laufen.

Dem Gesagten zufolge ist die Luft in dem ganzen Bergwerke sehr trocken. Einen Beweis davon geben die seit einigen Jahrhunderten an einigen Orten darin aufgestellten Salzbildsäulen, die bei feuchter Luft längst weggeschmolzen seyn würden. Eben so gut wie die Salzsäulen, erhalten sich hier die Menschen, die recht gesund aussehen und ziemlich alt werden müssen, wie unsere obige Nachricht von den 200 Pensionirten des Salzwerks, die hier im Durchschnitt 40 bis 45 Jahre beschäftigt waren, beweist. Die Pferde, welche hier unten arbeiten, vertragen die Luft so gut, daß sie hier gewöhnlich, wie man uns sagte, wenn sie oben mager waren, erst recht dick und fett werden. Durch alle Gänge streicht ein mit Fleiß unterhaltener, hie und da sehr heftiger Wind, der an einigen Ecken aus unbekannten Ursachen ein völliger Sturm wird. Bei mehrern Stollen wurde dieser Sturm so stark, daß man genöthigt war, sie ganz zu vermauern, um den Luftzug zu unterbrechen. Der merkwürdigste Wirbelwind fand in diesen unterirdischen Regionen im Jahre 1745 statt, wo eine große innere Höhle zusammensank. Die außerordentlich condensirte Luft schoß durch alle in die Höhlen mündenden Gänge hinaus, warf die Arbeiter und Geräthschaften um, riß Thüren und Pfosten ein, brauste die Schachten senkrecht empor, und war selbst oben noch so gewaltig, daß sie das ganze, den Schacht deckende Gebäude wegriß. Schädliche Gasarten und sonstige böse Berggeister, Gnomen und Kobolde spuken daher in diesem Salzwerke wenig oder gar nicht, wie wohl sonst in Kohlen-, Silber- und Kupferbergwerken. Die Salzmassen haben sich in der Regel so dicht zusammengeballt, daß für die Entwicklung solcher Lüfte kein Raum mehr blieb. Nur selten erscheint ein brennbares Wasserstoffgas, das die Polen „Saleter" nennen, und das, in der Regel auf der atmosphärischen Luft aufschwimmend, ohne alle Explosion allmählich abbrennt. Aus allen diesen Ursachen ist die Arbeit in diesem Bergwerke nicht halb so schwer, gefährlich und anstrengend, wie in andern Bergwerken, und die mancherlei Unglücksfälle, wie sie namentlich in Kohlenbergwerken vorkommen, sind daher hier weit seltener. Nur sollen die Menschen leicht lungensüchtig werden. Doch leben sie sehr lange dabei. Auch stellt sich diese Krankheit bei ihnen mehr in Folge des vielen Salzstaubes, den sie einathmen, als in Folge der Luft ein. Diese ist so weit von allen schädlichen Einflüssen rein, daß sie vielmehr Lebendiges wie Todtes conservirt. Auf die todten verwesbaren Stoffe wirkt das Bergwerk wie ein großer Eiskeller. Das eingebrachte Fleisch erhält sich sehr lange in dieser Salzluft, die es gleichsam einpöckelt. — Früher hat man wohl die unten gestorbenen Pferde an geheime Orte gebracht, da man sich nicht die Mühe geben wollte sie hinaufzuwinden. Lange Jahre nachher fand man dann noch Haut wie Fleisch wohl conservirt. Auch sonst alles zufällig lebendig Verschüttete wurde so erhalten, wie das Fleisch des in dem Eise der Lena eingeschlossenen Mammuths.

Digitized by Google

Schnell sprangen wir die obern Treppen hinab, welche durch die tauben und gehaltlosen Erdschichten führten: 8 Klafter durch Mergel, 16 Ellen durch Thon, 80 Fuß tief durch Sand. Weil wir zu den Salzkrystallen hinabstrebten, beachteten wir diese Dinge wenig, obgleich auch sie an gehaltreicherem und gediegenerem Stoff zu Betrachtungen nicht taub seyn mochten. Welche eigenthümlichen Gefühle erweckt z. B. ein einziges dieser zahllosen Salzkörner, wenn man bedenkt, wie ruhelos es früher Jahrhunderte lang in den Urweltfluthen umher gewirbelt seyn mochte, bis es hier niedergelegt wurde, um für Jahrtausende vielleicht bis zur Zertrümmerung des Erdballs fest zu liegen. Der Sand ist ungemein gleichartig, und das eine Körnchen so groß wie das andere. Es soll diese Sandschicht auf diese Weise durch ganz Galizien wegstreichen. Welche unbegreifliche Naturgewalt formte alle diese Trillionen mal Trillionen Körner in derselben Mulde über denselben Leisten. Jedes Körnchen ein Wunder in seiner Structur, und dieses Wunder in Millionen mal Millionen Exemplaren wiederholt. Und diese sämmtlichen Unsummen von Wundern begraben in ewige Nacht und Verborgenheit!

Weiterhin kamen wir in die obern Salzstockwerke, und es wurden uns Salzkrystalle und Salzadern an den Wänden der Gänge gezeigt. Auch erkannten wir leicht an den Schattirungen in den Wänden die Uebergänge aus einer Gebirgsart in die andere. Mächtig ergreift der Anblick dieser Linien und ihrer auf- und absteigenden Winkel, die Wellen, die sie schlagen, und die Halbbögen und Cirkel, die sie beschreiben. Es ist, als sähe man die Titanen arbeiten, als habe man sie frisch auf der That ertappt.

Die erste Kammer, in welche man uns führte, war die „Ober-Ursula-Kammer," alsdann die „Unter-Ursula-Kammer," die „Michailowitsch-," die „Drodowitsch-," die „Kaiser Franzens-," die „Rosette-" und „Marie-," die „Pischek-Kammer" u. s. w. Diese Kammern haben ihre Namen gewöhnlich von ausgezeichneten Beamten, die für ihre Anlegung besonders thätig waren, bekommen, oder von katholischen Heiligen, oder endlich von polnischen Königen oder österreichischen Kaisern, wie denn überhaupt fast kein polnischer König und kein neuerer österreichischer Kaiser ist, dessen Name nicht durch irgend etwas in diesem an Erinnerungen so reichen Bergwerke verewigt wäre. Entweder heften sie sich an eine Kammer, oder an eine Capelle, oder an eine Treppe, Stollen, Schacht, u. s. w.

Im Durchschnitt sind jene Kammern 100 bis 150 Fuß hoch und 80 bis 100 Fuß lang und breit. In einigen wird noch gearbeitet, diese heißen „Arbeitskammern." In andern waren große Vorräthe von Salztonnen aufgeschichtet. Sie gaben den Anblick großer unterirdischer Kirchengewölbe von gothischer Bauart. Hölzerne Treppen, die von Balcon zu Balcon führen, sind an ihren steilen Wänden befestigt. Man ließ auf verschiedenen Balcons Arbeiter mit Lichtern und Fackeln stehen, die uns die dunkeln Wände erleuchteten. Der Höchstgestellte warf dann einen angezündeten großen Haufen Werg von der Höhe herab, der hellaufflammend und funkensprühend über die Salzfelsen hinwegpolterte und die glitzernden Räume bis in die höchsten Spitzen erleuchtete und oft noch bei uns vorbeirollend ungeahnte Abgründe aus der Tiefe hervorblicken ließ. In dem alten Bau sind diese Höhlen besonders malerisch, zumal wenn, wie das oft geschah, die Wände und Gewölbe einstürzten, welche die Höhlen trennten, und sich so dem unerwarteten Blicke Aussichten in schauerliche Tiefen und Klüfte eröffneten, als wenn ein finsteres Thurmverlies unter das andere hinabsteige. Die Beamten, welche uns begleiteten, dictirten uns gewissenhaft bei jeder Höhle eine kurze Geschichte derselben nebst ihren Größenverhältnissen in die Feder. Die neuern Höhlen mit ihren ordentlich bearbeiteten Pfeilern, niedrigen Gewölben und regelmäßigem Mauerwerk sehen viel prosaischer aus. In einigen Höhlen hat man immense Kronleuchter aufgehängt, welche aus einer Menge regelmäßig geschnitzter Salzkrystalle zusammengesetzt sind. In einer Kammer, die große „Halle" genannt, hing ein solcher Kronleuchter, der 55 Fuß Länge und 60 Fuß Umfang hatte. In einer andern, die „Lenkow-Kammer" genannt, hingen sogar sechs solcher Kronleuchter.

Ich möchte wissen, mit welchen Gedanken und Gefühlen ein höhlenbewohnender Mönch der griechischen Kirche alle diese Wunder anschaut. Gewiß würde er wünschen, aus jeder Höhle eine Kirche und aus jeder Kammer eine Clause zu machen. Man könnte hier alle Eremiten der Weltgeschichte mit Zellen versehen. Aus einigen dieser Salzhöhlen hat man auch in der That Capellen und Kirchen gemacht, andere benutzt man zu Pferdeställungen. Die größte Capelle ist die des heiligen Antonius von Padua. Sie wurde 1698 gebaut, und es wurde hier sonst jeden Morgen für alle zu Berg Fahrenden eine Messe gelesen, was Joseph II leider abschaffen ließ. Jetzt ist nur noch alle Jahre am 5 Julius Gottesdienst, der mit einem großen Feste verbunden wird. Alle Beamten und Arbeiter erscheinen dabei in Gala, und es wird an einer langen Tafel in mehrern der Salzhallen diniert. In jenen Capellen ist alles aus Salz gehauen. Der Altar, wie das Gewölbe, die Eingangsthüren, das davor stehende Crucifix, die Nischen der Capelle, so wie die in ihnen stehenden oder am Altare knieenden Bildsäulen des Antonius, Petrus, Paulus, Dominicus, Franciscus, der Maria, Kunigunde, der Bischöfe Stanislaus und Kasimir. Sogar auch die heiligen Lampen sind alle aus halbdurchsichtigem Eisalze gearbeitet. Ein Licht, das man hinter diese Säulen hält, sieht man selbst durch den dicksten Leib dieser Statuen durchschimmern. Zu bewundern ist es, daß die Säulen jetzt über ein Jahrhundert hier stehen und doch ihre Figur und Zeichnung so wenig gelitten hat. Nur die scharfen Linien ihrer Gesichtszüge und Kleiderfalten sind etwas verwischt. Ein alter 80jähriger Salzarbeiter war bei unserer Anwesenheit eben damit beschäftigt, mit Meißel und Hammer den Zügen etwas nachzuhelfen. Da er natürlich die abgeschliffenen Nasen nur heben konnte, indem er die Wangen austiefte und die Lippen, indem er das Kinn verkleinerte, so verfehlte er nicht, aus jeder Statue eine recht häßliche Fratze herauszubringen. Hundertmal besser hätte man gethan, die alten Bilder unangetastet in ihrem Zustande zu lassen. Uebrigens erscheint einem diese Nachbildung der heiligen Bilder in Salz eine wahre Profanirung, und es ist unbegreiflich, daß die Priester diese Spielerei zuließen. —

(Schluß folgt.)

Seidefärbung. Ein Hr. Bertelli, reicher Grundeigenthümer in der Umgegend von Alessandria, hat ein Mittel erfunden, wodurch man die Seidenwürmer nach Gefallen rothe oder blaue Cocons spinnen lassen kann, so daß die Seide, die man erhält, natürlich mit der einen oder andern dieser Farben gefärbt ist, die nicht nur außerordentlich schön, sondern auch unzerstörbar ist. Hr. Bertelli hält noch seine Erfindung geheim, man glaubt jedoch, sie bestehe in einer besondern Zubereitung der Maulbeerbaumblätter, womit er seine Seidenwürmer nährt. (Echo du Monde Savant vom 12 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 148.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Mai 1840.

Dampfschifffahrt auf dem Dniepr.

(Nordische Biene vom 27 April.)

Es ist eine erfreuliche Erfahrung, daß sich die Dampfschifffahrt im Innern Rußlands auf eine sehr merkliche Art erweitert; so hat z. B. die polnische Bank drei eiserne Dampfboote in England angekauft, um mit denselben die polnischen Flüsse zu befahren; auch sind überhaupt in den letzten Jahren zahlreiche Privilegien an Compagnien und an einzelne Personen verliehen worden, welche die Einführung der Dampfschifffahrt auf einzelnen Flüssen und Seen des Reichs beabsichtigen. Am meisten Vortheil verspricht indeß wohl die Dampfschifffahrt auf dem Dniepr, dessen Gebiet einen sehr bedeutenden, durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichneten Theil Rußlands umfaßt. Hier wird Lein, Theer, Hanf und Holz in außerordentlicher Menge gewonnen, so wie Salz und Cerealien. Wenn auch die Regierung, um einige Gouvernements mit Salz, diesem unentbehrlichsten aller Bedürfnisse, zu versorgen, Magazine unterhält, so kostet doch schon die Herbeischaffung des Salzes in solcher Menge, wie es hier nöthig ist, bedeutende Summen. Die gewöhnlichen Transportfahrzeuge gehen stromaufwärts eine Strecke von sechshundert Werften in funfzig Tagen; diese Schiffe können nur bei hohem Wasserstande fahren, aber Winde, die Biegungen des Stroms und das Reißen des Wassers verzögern immer die Fahrt, und vertheuern durch die Kostspieligkeit des Transports die Waaren, denn unvorhergesehene Hindernisse verzögern nicht nur die Fahrt auf 6, 8 und mehr Wochen, sondern hindern sie auch oft ganz, so daß man nie bestimmt auf die Lieferung rechnen kann. Die Dampfschifffahrt schneidet alles dieß ab, und gibt der Sache einen ganz andern Charakter. Bei dem theuern Transport wurden nur diejenigen Gegenstände fortgeschafft, die man absolut nicht entbehren konnte, alle andern, für den Lebensunterhalt nicht minder nützlichen Dinge, alle Producte, deren Verkauf den theuern Transport nicht deckte, blieben liegen, und das Land entbehrte die Zufuhr, wie den Absatz. Es begreift sich leicht, wie drückend ein solcher Zustand war, und wie sehr er die innere Industrie so zu sagen in ewiger Kindheit lassen mußte; eben dadurch aber wurde auch der Wohlstand und das Streben nach Bildung unterdrückt, und aller Unternehmungsgeist im Keime erstickt. Alle diese Mängel werden der Einführung der Dampfschiffe weichen, welche große Ladungen zu einer bestimmten Zeit abliefern können, und somit eine Berechnung zulassen.

Das vom Dniepr und seinen Zuflüssen bewässerte Land umfaßt über 3000 Quadratwerste. Unterhalb Kiew bis Krementschug fließt der Dniepr durch ein sehr reiches Land, und ist vollkommen schiffbar. Unterhalb Krementschug fließt der Dniepr durch die Gouvernements Poltawa, Cherson und Jekaterinoslaw, und fällt kurz darauf ins Meer. In diesem Reich erst beginnen die Schnellen. Durch den sogenannten königlichen Canal steht der Dniepr mit der Weichsel und der Düna in Verbindung, verbindet also durch den Bug die südwestlichen Gouvernements mit dem Königreiche Polen; durch die Dampfboote der polnischen Bank und die der Dnieprgesellschaft kann man also vom schwarzen Meere bis Warschau gelangen. Alle die zahlreichen umliegenden Gouvernements können somit leicht ihre Erzeugnisse austauschen. Auch steht der Dniepr durch die Schara, den oginskischen Canal und die Jasolda mit dem Niemen in Verbindung. Es gehen außer einer Menge von Gegenständen jährlich 3 Mill. Pud Salz aus der Krim den Dniepr aufwärts, und so werden dann leicht die Landeserzeugnisse: Holz, Theer, Hanf, Linnen, Stricke und dergl. nach den südlichen Landstrichen gelangen, und die Ukraine von neuem aufleben, deren Erzeugnisse nach einer guten Ernte oft verfaulten, oder um einen Spottpreis weggegeben wurden. Faßt man dieß Alles zusammen, so muß man nur wünschen, daß die Provinzen der Regierung durch ihre Thätigkeit beweisen, wie sehr sie diese Goldquelle zu benützen wissen; denn dann werden diese von Natur reichen, aber durch schlechte oder gar keine Verbindungswege von dem übrigen Rußland gleichsam abgeschnittenen Landstriche allen Nutzen aus den ihnen von der Natur verliehenen Gaben ziehen.

Digitized by Google

Carloß Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

(Fortsetzung.)

Den nächsten Tag kam spät Nachmittags ein Chef, der uns in die Audienz führen sollte; da er aber keine Pferde mitgebracht hatte, so sagte ich ihm, er müsse uns drei verschaffen, was auch in wenigen Minuten geschah. Wir ließen die Geschenke vor uns hertragen, und machten uns, begleitet von Soldaten, durch die engen Straßen der Stadt auf den Weg, konnten aber nur mit Mühe uns durch den dichten Volkshaufen durchdrängen, der uns mit Geschrei, als ob sie wahnsinnig wären, umgab. Wir stiegen am Thore des Palastes ab, dem wir uns wegen des Zudrangs kaum nähern konnten; im Hof empfing uns ein Chef, der mich bei der Hand nahm, und an einen gegen den Hof offenen Saal führte, wo der Dschem saß. Der Audienzsaal war ein bloßes Gebäude aus Erde, ohne Schmuck oder Ameublement irgend einer Art, aber der Anblick hatte doch etwas Imposantes, da die Gruppe im Süden so geordnet war, daß sie den besten Effect hervorbrachte. In der Mitte saß der junge Fürst auf einer viereckigen Estrade, die etwa einen Fußhoch und mit einem Teppich und reich gestickten Kissen bedeckt war. Seine Verwandten und die Chefs saßen auf beiden Seiten nach ihrem Range; sein erster Minister Ularaky saß an seiner rechten Hand etwas voraus, und sein Erzieher Hadschi Hafis zur Linken. Der Hintergrund war mit wohlgekleideten, gut aussehenden Garden angefüllt. Mein Führer brachte mich vor die Estrade, und der Dschem lud mich ein, mich auf einen Teppich vor ihm niederzusetzen, worauf Ularaky, welcher die ganze Unterhandlung leitete, die gewöhnlichen Höflichkeitsfragen machte. Während der ganzen Audienz saß der Fürst, dem man wahrscheinlich seine Rolle wohl eingepredigt hatte, ohne ein Wort zu sprechen, und mit einer gleichgültigen Miene, die ohne Zweifel nur angenommen war. Er ist ein hübscher Knabe, dreizehn oder vierzehn Jahre alt, mit schönen, durchdringenden Augen, von ziemlich heller Farbe, und einem Ueberfluß schwarzer Locken, die auf beiden Seiten des Gesichts herabfallen. Sein Gesicht ist noch etwas mädchenhaft, und in seinem Ceremoniengewande, dessen Form die Illusion noch vermehrte, sah er mehr aus wie eine junge indische Königin, als wie der Fürst eines wilden Stammes von Beludschen. Er trug einen Unterrock von Gold und rothem Brocat, Hosen von gestreifter Seide, und darüber einen Mantel von hellblauer Seide, reich mit Gold und Silber, im Geschmack der Kaschemirshawls. Sein Turban war von prachtvollem Brocat und ungewöhnlich weit, mit einer Feder von Goldfiligran, die mit Sapphiren, Smaragden und Rubinen besetzt war, und mit einem andern reichlich mit Edelsteinen besetzten Schmuck, in der Form, die man, glaube ich, in Europa einen „Sevigné" nennt, geschmückt, von dem mehrere Stränge großer Perlen herabhingen. Ein Schwert mit einem goldenen Griff und ein Schild mit goldenen Knöpfen lagen vor ihm. Ich legte ihm die Geschenke vor, welche die allgemeine Bewunderung zu erregen schienen, nahm Abschied, und kehrte mit meiner Escorte, unter die ich einige Rupien vertheilte, nach Hause zurück.

Während der Woche, welche ich in Bevlah zubrachte, hatte ich mehrere lange Unterhaltungen mit Ularaky, dem Minister des Dschem. Er ist der zweite Chef des Stammes der Dschamotri, aus dem die Familie des Fürsten stammt, und wurde von der Mutter des Knaben gewählt, um die Regentschaft unter ihrer Oberaufsicht zu verwalten. Es ist ein intelligenter Greis, der keines der Vorurtheile gegen Europäer hat, die man gewöhnlich bei Hindus findet, welche in keiner Verbindung mit ihnen gestanden sind; da er aber von den Chefs der übrigen Clane, welche auf seinen Einfluß eifersüchtig sind, umgeben ist, so muß er mit großer Behutsamkeit handeln.

Bevlah enthält etwa 800 Häuser, die aus Holz und Erde gebaut sind, und zwischen 3000 und 4000 Einwohner; es ist auf einem kleinen Hügel über dem Ufer eines ziemlich beträchtlichen Flusses gebaut, welcher sich eine Meile westlich von der Stadt in den Puraly ergießt; sie ist mit Ausnahme des nordöstlichen Viertels, das mit einem zerfallenen Erdwall umgeben ist, vollkommen offen. Der Palast des Dschem steht innerhalb dieses Walles, und ist das einzige Gebäude aus Backsteinen in dem Ort. Rings umher erstrecken sich bearbeitete Felder weithin, und die Gegend bildet eine angenehme Mischung von grünen Ebenen und Waldstellen, was, verbunden mit der Lage bei dem Zusammenfluß zweier Ströme, den Platz zum vortheilhaftesten Local für die Hauptstadt der Provinz macht.

Ularaky theilte mir die Antwort der Regierung auf meine Mittheilung in Hinsicht der Aufnahme der Küste mit, und sagte mir, daß der Brief des Dschem erst in zwei Tagen fertig seyn werde; ich beschloß daher in der Zwischenzeit Roghan, eine alte in den Felsen gehauene Stadt im Gebirge gegen Norden, zu besuchen. Ularaky erhielt dazu die Erlaubniß von der Mutter des Fürsten, und sie gab mir einen ihrer Vertrauten, mit der Staatsflinte ihres Sohnes bewaffnet, mit. Der Weg führte durch einen dichten Wald, in dem das Untergehölz so aufgeschossen war, daß man nur mit Mühe hindurch kam, das Gebüsch war von Vögeln bewohnt, unter denen ich Papagaien und einen zierlichen, kleinen Vogel mit grün und goldenem Gefieder bemerkte; es war bei weitem die schönste Localität, die ich in der Provinz gesehen hatte. Von da kamen wir durch eine offene Ebene, bedeckt mit großen, runden Steinen, und in jeder Richtung durch tiefe Bäche durchschnitten, und erreichten das kleine Dorf Momadary, das von Feldern umgeben ist, und wo man gegen Osten große Baumgruppen sieht, die zu einem Park gehören, den der Dschem dort besitzt.

Etwa neun Meilen nördlich von Bevlah schließt ein niedriger Halbcirkel von Hügeln das Thal des Puraky, welcher durch eine tiefe Schlucht, die etwa 200 Yards breit ist, aus der Westseite derselben hervorbricht. Auf einer Seite der Schlucht, die aus 40 bis 50 Fuß hohen Felsen besteht, liegt auf dem Gipfel von diesen ein alter Begräbnißort, und der Fluß strömt in zwei oder drei kleinen Canälen zwischen Haufen von Steinen und Tamarindenwäldchen herab. Wir ritten in dem Bett zwischen den Büschen hinan, bis wir in die Schlucht

kamen, wo wir bald eine Seitenschlucht fanden, in welcher Roghan liegt, das einen höchst sonderbaren Anblick darbietet. Auf beiden Seiten einer wilden, unregelmäßigen Schlucht steigen steile Felsenwände von 4 bis 500 Fuß hinan, und sind in Wohnungen ausgehauen, so weit man sehen kann. An einigen Stellen, wo die Felsen zugänglich sind, gehen die Aushöhlungen bis an den Gipfel, aber sie sind an der Basis am zahlreichsten. Jede bildet eine abgesonderte Wohnung, von denen die meisten von der Zeit nicht gelitten haben; sie bestehen im Allgemeinen aus einem Zimmer, 15 Fuß im Gevierte, das eine Art offenen Saales bildet, hinter dem ein inneres Zimmer von gleichen Dimensionen ausgehauen ist, zu dem eine Thüre führt. In den meisten sind Nischen für Lampen ausgehauen, und eine Art Magazin ist aufgemauert und bedeckt, wahrscheinlich für das Aufbewahren von Getreide. Die meisten waren ehemals mit Töpfererde bekleidet, und in einigen, wo es die Natur des Felsen erlaubte, ist das innere Zimmer durch kleine Fenster erleuchtet. Die Wohnungen in dem oberen Theil des Felsen sind unzugänglich, da die schmalen, steilen Treppen abgenutzt sind. Die tiefer liegenden scheinen von der ärmern Classe bewohnt gewesen zu seyn, da viele nur unförmliche Höhlen mit einer Thüre von grober Arbeit sind. Der Felsen ist ein Conglomerat, das viel Salz oder Natrum enthält, wie man an der dünnen Kruste sieht, welche die Mauern aller Zimmer bedeckt, und an einigen Stellen in dem obern Theil der Schlucht, wo Wasser von dem überhangenden Felsen träuft.

Es wäre sonderbar, wenn sich an diese Ueberreste keine Sage gehängt hätte, und die Einwohner erzählen folgende Tradition. Die Troglodytenstadt war zur Zeit von Salomo Residenz eines Königs, der eine wunderschöne Tochter, Namens Bad al Temal, hatte, welche von sieben Freunden geliebt ward, die alle nach und nach von Dämonen getödtet wurden, gegen deren Angriffe sie die Prinzessin zu vertheidigen suchten. Um diese Zeit kam Seif al Malek, Sohn des Königs von Aegypten, welcher auf Abenteuer reiste, in Roghan an, und da er der schönste Mann seiner Zeit war, verliebte sich die Prinzessin in ihn. Die Dämonen waren in Verzweiflung und wollten sie aus der Moschee, wo sie betete, entführen, wurden aber von dem Prinzen sämmtlich getödtet. Diese Sage bildet den Gegenstand eines Gedichts, von dem ich in Kuratsch eine Handschrift kaufte.

(Fortsetzung folgt.)

Das alte Julia Cäsarea (Scherschel) in Afrika.

Der bekannte Alterthumsforscher Hase theilte am 24 April der Akademie der Wissenschaften und schönen Literatur nachstehenden Auszug eines Schreibens des Artilleriecapitäns Ajéma de Montgravier mit: „Ich habe einige Tage mitten unter den Ruinen von Julia Cäsarea zugebracht. Ich habe ein gewisses Recht, das moderne Scherschel so zu nennen, weil ich zuerst vier Inschriften aufgefunden habe, die den Namen dieser alten Stadt enthalten; eine große Anzahl minder wichtige habe ich gleichfalls aufgefunden, sende Ihnen aber nur die zwei am besten erhaltenen. Warum kann ich Ihnen nicht auch die bewundernswerthen korinthischen Capitäle, die Granitsäulen und die alten Gräber zeigen, die dem Kubbar Rumiah gleichen, und wie dieß wahrscheinlich numidischen Ursprungs sind! Shaw spricht schon von der riesenhaften drei Lieues im Umfange haltenden Mauer, die Cäsarea einschließt, sagt aber nichts über die Zeit ihrer Erbauung. Ich glaube, sie gehört in die Zeit der zweiten Besetzung Afrika's durch die Römer, als die alte Civilisation ihre letzten Strahlen auf dieß Ufer warf. Viele gegen die Lehren der Geschichte ganz gleichgültige Leute fangen an die alten Schriftsteller zu schätzen, da sie sehen, daß das Geniecorps nichts Besseres zu thun weiß, als sich hinter den Mauern zu verschanzen, die durch Ingenieure errichtet wurden, welche vor 1400 Jahren lebten."

Die Salzbergwerke von Wieliczka.

(Schluß.)

Der Spielereien dieser Art sind noch eine Menge in der Grube: Salzobelisken zum Andenken des Besuchs dieses oder jenes Fürsten, Monumente und Trophäen zur Erinnerung an dieses oder jenes Fest. Außer jener Antonius-Capelle noch eine Corporis-Christi-Capelle, in der man alle Jahre am 3 September einen Gottesdienst zum Andenken an den Besuch des verstorbenen Kaisers Franz feiert. Das älteste Salzbild ist das der alten polnischen Königin Kunigunde, der Stifterin des Bergwerks. Auch vor ihm sind uralte Oellampen aus Salzkrystall aufgehängt. Die interessanteste Trophäe ist die im „alten Tanzsaale" aufgestellte, ein mächtiger österreichischer Adler von allen im Bergwerke gebrauchten Geräthschaften und Instrumenten aus Salz nachgebildet umgeben. In eben diesem prachtvollen Saale, dessen Wände von tausend Brillanten widerstrahlen, werden die unterirdischen Feste und Diners gegeben bei einer Illumination, die an Glanz alle unsere Redoutensäle hinter sich läßt. Der Saal muß dann einem Feenschlosse gleichen, und der originelle Suworow fühlte sich so von diesen unterirdischen Wundern angesprochen, daß er bei seiner Anwesenheit in Wieliczka während drei Tagen in diesem Saale sein Hauptquartier und seine Kanzlei aufschlug, in denen er hier wie Pluto in der Unterwelt schaltete und waltete. Seine Secretäre arbeiteten an Salzbureau's, und seine Adjutanten fuhren in den dunkeln Schachten ein und aus, seine Befehle für die Bewegung der Truppen aus der Tiefe zu holen und die Rapporte von der Oberwelt zu bringen.

Auch die Stallungen und sogar die Krippen und Tröge für die hier unten stallenden Pferde sind aus Salz gemeißelt. Es sind gewöhnlich 16 bis 20 Paar hier. Sie sind die einzigen Wesen, die, wenn sie einmal hier unten einquartiert sind, dann auf ewig den überirdischen Sonnen- und Grasplätzen Lebewohl gesagt haben, und bis an ihr Lebensende in der Tiefe verweilen. Auffallend ist es, daß ihnen eine so unnatürliche Lebensweise, bei der sie alles Lichtes, alles frischen Morgenwindes, aller bethauten Grasweide entbehren, so wohl bekommt. Sie werden nicht nur dick und fett, sondern auch recht alt in ihren salzigen Gefängnissen. Man verwendet sie zum Verschleppen großer Salzmassen, zum Bewegen von Göpeln, Wasserrädern und andern Maschinen. Ihre Aufseher, die Stallknechte, sind die einzigen Menschen, welche oft mehrere Wochen lang nicht ans Tageslicht gelangen. Alle andern Arbeiter steigen wie in den andern Bergwerken nach 8 Stunden Arbeit wieder zur Sonne hinauf. Um die Pferde hinabzulassen, werden

sie sitzend in ein eigens dafür verfertigtes Gestell gespannt, das man an einen Strick bindet. Sie sollen sich anfangs sehr gegen dieses Experiment sträuben, nachher aber, wenn sie erst über dem dunkeln Abgrunde schweben, auch nicht ein Glied rühren.

Das wunderbarste unter allen Wundern dieser Gruben sind die unterirdischen Teiche oder Seen. Es soll darin nahe an zwanzig geben, von denen mehrere mit kleinen Nachen befahren werden. Wir fuhren über zwei von ihnen, die durch einen niedrig überwölbten Canal verbunden waren. Jeder war mehrere 100 Fuß lang und 18 bis 24 Fuß tief. Ueber ihnen wölbten sich in hohen Bögen die ungeheuren Salzgebirge. Nie trübte ein Lufthauch die Spiegelfläche dieser stygischen Gewässer. Keine Schwalbe schwirrte je an ihren Ufern, und keine Lilie trank das Naß ihrer Woge. Von unsichtbarer Hand bewegt, wie Charons Nachen, schwebte das Schiffchen mit uns über die glatte Bahn hin. Man glaubt in eine andere Welt zu kommen; denn selbst die Töne klingen in diesen Hallen anders, als dort oben. Man hatte kleine Salzstückchen mitgenommen, und ließ sie uns mitten auf dem Wasser in die Fluth werfen. Es klang, als hätte einer eine Baßstimme angerissen, und noch mehrere Secunden lang tönte der Schall nach, nicht aber so, als hallte es vom Gewölbe zurück, sondern so, als tönte es aus der Tiefe des Wassers herauf.

Sehr willkommen für den wißbegierigen Reisenden ist ein kleines Museum, das man in einer der unterirdischen Kammern angelegt, und in dem man alle Salzvarietäten und alle mineralischen Bildungen des Bergwerks gesammelt hat. Verschiedene Muscheln, die man in der Salzmasse eingeschlossen fand — es schlug also das Salz nieder aus einem bereits belebten Meere — Holzkohlen und eingesalzene Baumäste in Menge — die angränzende Erde war also schon belaubt — Steine, die in die dichte Salzmasse übergingen, wie einzelne kleine Salzkugeln und Würfel in die obern Erdmassen — Salzröhren, Salzzapfen und Tropfsalzbildungen in den verschiedensten Formen, die bei dem Durchsickern der obern Gewässer entstanden. Auch für den Geruch gar mancherlei. Bei diesem Salzstücke Trüffelgeruch, bei jenem Phosphor, bei einem dritten Schwefelwasserstoffgas. Lauter Dinge, die lange zu denken geben und die Phantasie vielfach anregen.

Das Lösen der Salzmassen vom Berge geschieht, so viel wir darüber ins Reine kamen, auf dreierlei Weise:

Da, wo das reine Salz in kleinen Massen, in Adern u. s. w. vorkommt, wird es mit spitzen Hauen in kleinen Stücken herausgehämmert. Und hier gibt es denn bloß Minutiensalz.

Das unreine Salz und Kothsalz wird vermittelst eingebohrter Schußlöcher losgeschossen, und hier gibt es dann mehr oder minder große Naturalstücke.

Das reine in großen Massen liegende Grünsalz und Schiefer aber — und dieß ist der gewöhnliche Fall — wird in großen, langen Parallelopipeden von den Wänden abgelöst. Man verfährt dabei folgendermaßen:

Zunächst hacken sie in der Arbeitskammer eine flache, senkrechte Wand vermittelst Meißel und Hauen auf und ebnen sie meistens in einer Höhe von 20 Fuß. Diese flache Wand heißt der „Spiegel.“ Sie wird nun durch eine Menge senkrechter Rillen und Fugen, die man mit dem Meißel einhaut, in mehrere längliche Streifen zerschnitten. Die Fugen sind 20 bis 30 Zoll tief und stehen 5 Fuß weit auseinander. Vermittelst einer langen Reihe kleiner Eisenkeile, die man zur Seite der Fugen einsetzt und die man alle zu gleicher Zeit anzieht, löst man dann einen solchen gewaltigen Salzstreifen vom Spiegel los. Gewöhnlich steht die Säule, selbst so losgelöst, noch aufrecht an der Wand, und eingesetzte Hebe- oder Wuchtbäume müssen sie erst völlig zu Boden werfen. Die Säule zertrümmert natürlich auf dem Boden in eine Menge kleiner und großer Stücke, die dann, je nach ihrer Größe, entweder zu Balwanen und Formalstücken bearbeitet, oder zu Natural- und Minutienstücken sortirt werden. Für Reisende hält man immer eine solche getrennte und losgekeilte Salzsäule bis zum Umstürzen fertig, um sie dieses Schauspiel genießen zu lassen, und es hat allerdings etwas sehr Wunderbares, diese hier seit Jahrhunderten so fest verkeilten Massen auf einmal nach so langer Zeit sich plötzlich regen und bewegen und auf dem Boden in lauter kleine Bröckeln auseinander tanzen zu sehen.

Die Ausmeißelung von 400 Kubikklafter Bergmaterial geben 100.000 Centner Salz. Da nun jährlich, wie wir oben bemerkten, durchschnittlich 700,000 Centner gewonnen werden, so erweitern sich die Räume im Werke jedes Jahr um 2800 Kubikklafter oder um eine leere Kammer von circa 80 Fuß Länge, Höhe und Breite. Man könnte mit Hülfe dieser Kenntniß einigermaßen berechnen, wie viel Salz demnach innerhalb dieser 400 Jahre, während welcher das Werk bergmännisch betrieben wird, aus der Erde hervorgeschafft wurde, und zwar auf diese Weise. Die hundert großen Kammern, welche das Bergwerk enthält, lieferten von jeher die Hauptmassen des Salzes. Man kann jede im Durchschnitt zu einer Größe von wenigstens 2000 Kubikklafter annehmen. Ihr Inhalt war meistens reines Salz, und sie gaben demnach zusammen wenigstens 200.000 Kubikklafter oder 50.000.000 Centner Salz. Hiebei ist dann nicht gerechnet, was man in den Gängen, Stollen und Schächten gewann. Schlägt man dieß auf eben so viel an, so erhält man 100 Millionen Centner Salz, welche Summe vielleicht von der Wahrheit nicht sehr fern trifft. Denn es würden danach durchschnittlich in jedem Jahre circa 250.000 Centner ausgebeutet seyn, was auch in der That der Fall gewesen seyn mag. Rechnet man durchschnittlich auf den Menschen jährlich 10 Pfund Salz,*) so hätte Wieliczka demnach innerhalb des halben Jahrtausends seines Bestandes circa 500 Millionen Menschen mit Salz versorgt, oder, durchschnittlich das Lebensalter der Menschen zu 30 Jahren angenommen, jedes Jahr circa 20 Millionen. Allerdings mögen wohl in dem großen Verbreitungsbezirke seines Salzes durchschnittlich so viele Menschen gelebt haben. Gibt man im Durchschnitt dem Centner einen Preis zu 5 Gulden, nach dem heutigen Werthe des Geldes,**) so zeigt sich, daß die Salzwerke von Wieliczka im Ganzen ein Minimum-Capital von 500 Millionen Gulden während ihres Bestehens in Umschwung setzten, und man sieht, welche bedeutende Rolle sie demnach von jeher in der Geschichte der umwohnenden Völkerschaften spielten.

Trocknung der Runkelrübe durch die Kälte. Ein Hr. Bonafous zeigte der französischen Akademie an, daß er sehr gelungene Versuche einer Trocknung der Runkelrübe vermittelst der Kälte angestellt habe, und zwar ohne daß der krystallisirbare Zucker irgend eine Aenderung erfahren hätte.

*) Nach dem Maaße, welches den Einwohnern von Wieliczka zugetheilt wird.

**) Es gab freilich Zeiten, wo der Centner Salz nur 16 Groschen in Wieliczka kostete. Allein dieß erklärt sich wohl mehr aus dem größern Werthe des Geldes, als aus dem geringern des Salzes.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)

Digitized by Google

Nr. 149.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Mai 1840.

Das französische Zuckergesetz.

Zweiter Artikel.

Durchliest man die ganze Verhandlung über das Zuckergesetz, so wird man in der That um wenig klüger: eine politische Rücksicht, die, welche Hr. Thiers aussprach, daß Frankreich im Fall eines Seekriegs in den Fall kommen könnte, Mangel an Zucker zu leiden und ihn zu jedem Preis bezahlen zu müssen, hat, beim Lichte besehen, alle Argumente auf der einen Seite in den Hintergrund geschoben, auf der andern überwältigt. Einige Zahlen haben sich in der Discussion anders herausgestellt, als wir sie angegeben, namentlich die über den Ertrag des einheimischen Zuckers, den man nicht bloß auf 24 Mill. Kilogramme, sondern noch immer auf 40 anschlägt, trotz aller Verminderung, die der Runkelrübenzucker bereits erfahren haben soll. Sonst aber hat sich eine merkwürdige Unsicherheit in allen Berechnungen kund gegeben; mehrere ausgezeichnete politische Redner, wie Hr. Berryer, glaubten sich auch auf diesem Felde hören lassen zu müssen, allein sie haben weder auf die Versammlung einen Eindruck gemacht, noch können sie den fernen Leser befriedigen. Der Mangel an eigentlich sachkundigen Männern in der französischen Kammer hat sich hier auf eine ziemlich auffallende Weise gezeigt. Der Bericht der Commission, obgleich parteiisch für den Runkelrübenzucker, hat doch im Ganzen noch die besten Daten geliefert.

Hr. Thiers hat gezeigt, daß der Handel mit den Colonien ein Dreizehntel des gesammten Aus- und Einfuhrhandels betrage und etwa 10,000 Matrosen, ein Fünftel bis ein Sechstel der gesammten Zahl, beschäftige; er hat gezeigt, wie unpassend es sey, den Handel der Colonien frei zu geben, die dadurch nur in große Noth kommen würden, indem die Emancipation der Sklaven sich ihnen dann in kurzer Zeit und so gut wie ohne Beistand des Mutterlandes aufdringen würde; er hat aber eigentlich nur bewiesen, wie in Frankreich durch ein weit getriebenes Prohibitivsystem alles wie gebunden und gefesselt, und aus dem Kreise, den man um sich gezogen, so gut wie kein Entkommen sey: ein großer Theil seiner Rede klingt wie eine Satyre auf ein zu weit getriebenes Schutz-, respective Prohibitivsystem. Vor allem aber kann man in Deutschland daraus lernen, welcher Vortheil es für uns ist, daß wir keine Zölle von Colonial- und Rübenzucker gegen einander abzuwägen haben. Wäre in Frankreich der Runkelrübenzucker unbesteuert geblieben, so stünde er jetzt nahe daran, den ganzen Bedarf Frankreichs zu decken, dann hätte man allmählich den Colonialzucker mit immer geringerem Zolle belegen können, und die Consumtion wäre wahrscheinlich in dem Maße fortgestiegen wie in den letzten 20 Jahren, während deren sie sich fast verdreifachte, indem sie von 44 auf 120 Mill. Kilogramme stieg.

Bitter bemerkten nach Ausgang der Discussion einige Journale, man habe alles wohl bedacht: die Rübenzuckerfabricanten, die Marine und den Handel, so wie die Colonien, nur an die Consumenten denke Niemand. Der darnirte Geist einer habsüchtigen Fiscalität herrschte hier auf eine ziemlich grasse Weise vor: die Frage über die Höhe des Zuckerzolls hängt mit der über das Verhältniß des Rüben- und Colonialzuckers gar nicht nothwendig zusammen; letzteres erfordert eine Ausgleichung streitiger Industrieinteressen, ersteres aber ist eine Consumtionssteuer, und man hätte die Consumtionssteuer vermindern und damit die Consumtion gewiß bedeutend vermehren können, ohne an dem Verhältniß beider Industrien im mindesten etwas zu ändern.

Der Rübenzucker hatte bei seiner frühern Freiheit von allen Lasten allerdings einen ungeheuern Vortheil vor dem Colonialzucker voraus, der mit 45 Franken belegt war; jetzt hat er nur noch die Hälfte dieser Summe oder 22 Centimes auf das Kilogramm, 11 Centimes auf das Pfund vor dem Colonialzucker voraus, dem wie natürlich der weite Transport immer zur Last fällt. Dieß ist wenig mehr als 2 Sous. Dombasle stellte über die Runkelrübenzuckerbereitung schon vor fünf Jahren folgende Berechnung an.

Tausend Pfund Rüben kosten 8 Franken, doch hat man sie auch schon wohlfeiler bekommen; die Fabricationskosten von 1000 Pfd. kosten 6 Fr., wovon noch 2 Fr. für die Melasse und den ausgepreßten Kuchen abgehen; also kosten Rüben und Fabrication 12 Fr., vielleicht nur 11. Die 1000 Pfund Rüben können 70 bis 80 Pfd. Zucker geben; nimmt

Digitized by Google

man die letztere Zahl, und die Kosten der Rüben und der Fabrication zu 12 Fr., so kostet der Centner Rohzucker 15 Fr., und der Centner raffinirten Zuckers etwa 23 Fr. Ist diese Berechnung richtig, so muß eine gut eingerichtete Runkelrübenzucker-Fabrik sich gegen den Rohrzucker halten können.

Hier liegt freilich am Ende die ganze Frage, die in der Zukunft noch entschieden werden muß.

Carlos Bericht über die Provinz Lus in Beludschistan.

(Fortsetzung.)

Bald nach dem Eintritt in die Schlucht verengt sich diese bis auf 10 bis 12 Yards, und bildet nur noch einen tiefen Gang durch die Felsen. Diese sind auf die Länge einer halben Meile hin auf beiden Seiten und bis auf eine beträchtliche Höhe ausgehöhlt, und ich denke, sie können nicht weniger als 1500 Häuser enthalten. An einer Stelle zeigte sich mir eine Reihe von sieben dieser Höhlen, sehr gut erhalten, und bezeichnete sie als die Wohnungen der sieben Freunde. Hier bildet eine Felsenwand in einer Krümmung der Schlucht eine Art von Mauer, etwa 300 Fuß hoch und 20 Fuß dick; ungefähr 150 Fuß vom Boden ist sie durchgehauen worden, und ein Zimmer von 20 Fuß im Geviert gebildet, dessen entgegengesetzte Seiten offen sind. Man gelangt dahin durch einen Gang, der durch einen Theil des Felsens führt, welcher über die Schlucht hereinhängt, und findet dann in der gegenüberliegenden Wand des Zimmers zwei Thore, welche in geräumige Zimmer führen. Das Ganze war früher mit Kalk beworfen, und muß einen bequemen und sichern Zufluchtsort gebildet haben. Es gilt für den Palast der Prinzessin. Auf dem Gipfel desselben Felsens ist ein anderes Gebäude zu sehen, welches die Moschee der Prinzessin benannt ist, von wo die Dämonen sie entführen wollten. Nachdem wir alles Sehenswerthe in der Troglodytenstadt beaugenscheinigt hatten, kehrten wir nach Beylah zurück.

Den 21 erhielt ich die Antwort und die Geschenke der Regierung, reiste sogleich ab, und erreichte Sunmeny den 24. Unterwegs traf ich eine Gesellschaft von Fakiren, welche nach Hingladsch pilgerten. Sie bildeten einen eigenen Anblick: ihre Gesichter waren bemalt, und ihre Lumpen mit Federsträußen und einer Menge sonderbarer Zierrathen geschmückt. Ihr Agora oder Führer, war ein feister, wohlgekleideter Mann, der an ihrer Spitze zog, und einen langen, weißen Stab als Zeichen seiner Würde trug. Diese armen Teufel waren aus ganz Indien zusammengekommen, und begannen, als wir uns ihnen näherten, zu rufen: „Es lebe der Heilige von Hingladsch, wir gehen zu unserer guten Großmutter, gelobt sey Kali, die heilige Göttin!“

Der Wallfahrtsort, dem sie nachzogen, liegt eine Tagereise von der Küste an dem Ausgange der Gebirgskette, welche Lus von Mekran trennt, und soll von hohem Alter seyn. Der Tempel ist ein kleines Gebäude auf einem Felsen, und steht bei Hindus und Mohammedanern in großer Verehrung. Er ist der Göttin Kali gewidmet, und daneben liegt ein runder Teich, der für bodenlos gilt. Die Pilger, welche schwimmen können, stürzen sich von einem überhängenden Felsen in das Wasser, und schwimmen durch einen unterirdischen Canal in ein anderes Bassin, wodurch sie sich ihrer Sünden entledigt halten. Man pflegt auch eine Cocosnuß mit Gewalt in das Wasser zu werfen, und schließt daraus, ob sie schwimmt oder sinkt, auf sein künftiges Glück oder Unglück. So haben mir Leute berichtet, welche den Ort mehreremale besucht haben.

Die Provinz Lus ist etwa 100 englische Meilen lang und 80 breit, ist im Süden von dem Meer, im Norden von dem Gebirge Dschahlawan, und gegen Osten und Westen von hohen Gebirgsketten begränzt, welche von der großen Bergmasse von Beludschistan auslaufen, und Lus von Sind und Mekran trennen. Eine dritte Gebirgskette, den Habro, durchschneidet die Provinz fast in der Mitte von Norden nach Süden und trennt sie in zwei ungleiche Hälften. Diese drei Gebirge sind von einer groben Sandsteinformation und von gleicher Höhe, etwa 3000 Fuß.

Die westliche Hälfte der Provinz, welche zwischen den Habro- und den Hingladsch-Gebirgen liegt, ist der kleinere und unfruchtbarere Theil des Landes. Sie besteht größtentheils aus unfruchtbaren Hügeln, mit kleinen Thälern zwischen ihnen, der Rest bildet eine sandige Ebene gegen das Meer und ist fast ganz unfruchtbar und menschenleer. Die östliche Hälfte ist vom Purally und seinen zahlreichen Nebenströmen bewässert, und der einzige fruchtbare Theil derselben ist die Ebene, durch die er strömt, und die vom Meer bis an das Gebirge etwa 65 Meilen lang und von 35—9 (engl.) Meilen breit ist. Mit Ausnahme eines Streifes von zerrissenen Hügeln an der Küste hin, der etwa 8 Meilen breit ist, ist das Thal vollkommen flach, und daher kommt der Name Lus, welcher eine Ebene bedeutet. Die einzige Stelle, welche sich etwas erhebt, ist der Platz, auf dem Beylah steht, und auch dieser erhebt sich nicht mehr als 10—12 Fuß über der Ebene. Die Einwohner haben eine Tradition, nach welcher ehemals das Thal eine Bucht war, und seine Fläche, sein Alluvialboden und seine unbedeutende absolute Höhe machen es wahrscheinlich.

Der Boden ist überall aufgeschwemmt und besteht aus leichtem, losem Thon, der mehr oder minder mit feinem Sand gemischt ist. An einigen Strecken bildet er eine harte, glatte Oberfläche und enthält Salztheile, aber an andern zerfällt er in feinen Staub, den der kleinste Wind in Wolken umhertreibt und der das Reisen sehr unangenehm macht. Oft findet man Strecken, welche mit großen abgerundeten Steinen bedeckt sind, und in dem obern Theil des Thales jenseits Beylah, wo sich zahlreiche Wasserbäche finden, sind die Steine so dicht gesäet, daß die ganze Ebene wie das Bett eines breiten Stroms aussieht. In der Nähe der Küste sieht man weder Baum noch Strauch, eine verworrene Masse ungleicher Hügel 180 bis 100 Fuß hoch, erstrecken sich in einem acht Meilen tiefen Saum am Meere, und sind mit losem Sand und hin und wieder mit Schlingpflanzen bedeckt, während in den Höhlungen und den

kleinen Thälern zwischen ihnen, in welche das Seewasser bei hohen Fluthen eindringt, nichts wächst als Salzpflanzen und grobes Gerähr. Jenseits der Hügel beginnt die Ebene, und man sieht von Zeit zu Zeit Strecken von Tamarinden, welche in der Nähe von Layari höher zu wachsen anfangen und dichte Gehölze bilden. In der Nähe der Flüsse ist das Land weit hinein bebaut, aber jenseits dieser Culturflecken ist es mit Salzpflanzen oder Tamarinden bedeckt, und der Boden zu arm, als daß er des Baues werth wäre. In einigen Wäldern wächst die Mimosa im Ueberfluß, sie verschwindet aber in der Nähe von Beylah, und wird von einer Art Weide verdrängt, welche so hoch und buschig ist, daß sie große Wälder bildet. Man sieht überall, besonders auf der rechten Seite des Thales Wildpret in Menge, auf dem offenen Lande Heerden von Antilopen und Dambirschen, in dem Gehölz wilde Schweine, Hasen und Rebhühner, in den Seen und Sümpfen Wasservögel aller Art. An den Ufern der Flusse und der Seen ist der Boden gut und trägt reiche Ernten von Korn, Oelsaat, Baumwolle und Gemüse. Die meisten Felder werden im Sommer durch Canäle aus den Flussen bewässert und bezahlen 33 Procent des Ertrags als Landsteuer, die nicht künstlich bewässerten 20 Proc.

Die ganze Provinz enthält nicht über 10 bis 12 Städte und Dörfer, und die Hauptstadt Veylah enthält nicht über 5000 Einwohner, Sunmemy nicht über die Hälfte, und Utel, eine Stadt an der östlichen Seite des Thales, nicht über den vierten Theil; Layari, Ut, Momadary und die übrigen Dörfer sind kleine Orte von 30 bis 40 Häusern, aus Erde und Matten gebaut, und keiner derselben enthält über 200 Einwohner. Die Bewohner sind größtentheils nomadisch über die Provinz zerstreut und haben keine festen Wohnsitze, errichten ihre Hütten, wo sie Futter für ihr Vieh finden, und da diese aus Stäben und Schilfmatten bestehen, so sind sie leicht abgebrochen und anderswo aufgeschlagen, wenn die Weide erschöpft ist. Die Producte sind Korn, Oelsaat und Baumwolle; Butter wird in Menge fabricirt und in Form von Schmalz nach Sunmemy und Kuratschi zur Ausfuhr geschickt. Die einzigen Manufacturartikel sind Baumwollenzeuge, grobes Tuch für die Kleidung der Bauern, und grobe Teppiche, die in Beylah verfertigt werden.

(Schluß folgt.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Nach Cyriax.)

Durch die Umschiffung Australiens oder Neuhollands durch den Capitän King in den Jahren 1818 bis 1822 hat man eine genaue Ansicht von den gesammten Küsten dieses Continents erhalten; allein die Geographie des größten Theils des Innern ist noch von einem dichten Schleier bedeckt. Bei Ausflügen, die von Sidney aus zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Punkten gemacht wurden, stieß man auf Gebirgsketten, auf Ebenen und Flüsse, deren Lauf die Forscher so weit als möglich verfolgten, manchmal wurden sie durch Sümpfe, die am Ende zu sehr bedeutenden Seen wurden, am Weitergehen verhindert und aufgehalten; oft nöthigte sie der Mangel an Lebensmitteln zum Umkehren; denn in jenen nur von einzelnen Horden eines Volkes, des rohesten, welches man auf der Erde getroffen hat, bewohnten Gegenden, wo zudem die Jagd äußerst wenige Hülfsmittel liefert, ist es unmöglich, weit vorzudringen; auch ist man bis jetzt mit den Entdeckungen nicht weiter als 200 Lieues nordöstlich von Sidney gelangt. In südwestlicher Richtung dagegen konnte man bis zum Meere vordringen, und den Lauf der Ströme und der ihrer Zuflüsse untersuchen, die aus den Gebirgen westlich von Sidney oder von andern Punkten herfließen, und sich in den schon bekannten Meerbusen, in deren Nähe bereits neue Niederlassungen gegründet wurden, ergießen.

Andere siedelten sich am König Georgs Sund an, der viel mehr westlich liegt, noch andere am Schwanenfluß an der Westküste. Einzelne Colonisten haben das Land am Schwanenfluß bis zum König Georgs Sund durchzogen, und Versuche gemacht, in östlicher Richtung vorzudringen.

Im Jahre 1838 haben die HH. Wilhem, Grey und Lushington, Officiere der königlich großbritannischen Marine, einen Theil der Nordwestküste des australischen Continents erforscht; sie entdeckten daselbst einige Meerbusen und die Mündung eines Flusses. Die beiden Letztern setzten ihre Reise ins Innere in südlicher Richtung gegen 50 Lieues fort, wobei sie einige Hügelketten überstiegen, jedoch nichts bemerkten, was auf das Daseyn eines bedeutenden zur Errichtung eines Verkehrs mit dem Meere geeigneten Wasserlaufes hätte schließen lassen.

Auch die Nordküste wurde besucht; Inseln, die man zuvor als Theile des Continents betrachtete, erhielten Namen. In den Jahren 1824 bis 1828 machten die Engländer den Versuch, Niederlassungen in diesen Gegenden zu bilden, die schon seit langer Zeit von malayischen Fischern häufig besucht sind, welche sich daselbst die Trepang genannte Art von Seeblasen (Holothurien) holen, womit sie die Chinesen versehen. Allein diese Colonisirungsversuche scheiterten an der Unfruchtbarkeit des Bodens der Inseln und des Continents, an dem Mangel an süßem Wasser, so wie an Nahrungsmitteln, und endlich an dem unmäßig heißen und ungesunden Klima. Die Eingebornen bewiesen sich fortwährend mißtrauisch. Ein im Jahre 1838 gemachter neuer Versuch läßt einen günstigern Erfolg hoffen. Diese am Hafen Essington in der Nähe eines ziemlich unbekannten Inselmeeres gebildete Niederlassung trägt den Namen Victoria.

Mit Bedauern sehen die Seefahrer, daß eine Untersuchung der Meerenge von Torres verschiedener entgegenwirkender Ursachen halber nicht auf eine vollständigere Weise, als dieß bis jetzt geschehen, vorgenommen werden konnte; denn die mancherlei Gefahren, die diese Meeresarm bietet, sind erst theilweise bekannt, und jeder Tag kann neue Unfälle bringen.

Lange Zeit hindurch hatte ein Theil der Süd- und Westküsten von Neuguinea die Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich gezogen; im Jahre 1825 aber wurde dieser Theil von Hrn. Modère, einem niederländischen Schiffslieutenant, mit vieler Sorgfalt aufgenommen; derselbe fand die Mündungen einiger zuvor schlecht angegebenen Flüsse auf, und bestätigte, daß an der Küste hin auf mehrern Punkten Inseln liegen. Aus dem Verkehr mit den Eingebornen erfuhr man, daß ein großer auf den Westküsten lebender Theil von ihnen sich zum Islam bekenne; dieser Glaube wurde ihnen von Imams, die von Ceram, einer der Molukken,

Digitized by Google

hergekommen waren, gepredigt. Auf diese Weise breitete sich die Lehre Mohammeds nach und nach nach Osten hin aus, und es läßt sich nicht wohl behaupten, wie weit seine Fortschritte auf dieser Seite gereicht haben würden, wenn nicht die Ankunft der Europäer auf den Inseln des großen Weltmeeres diesen ein Ziel gesteckt hätte. Hr. Modera hat Wörterbücher der Sprache der Papuas herausgegeben, wobei er bemerkt, ihre Aussprache geschehe vielfach durch die Kehle, und biete dadurch einige Aehnlichkeit mit dem bei den Hottentotten beobachteten Schnalzen.

Franz Valentyn, der Herausgeber eines in den Jahren 1824 bis 1826 erschienenen bedeutenden Werkes über das den Niederländern gehörige Ostindien, eines Werkes, das mit vollem Recht die Encyklopädie dieser Länder genannt zu werden verdient, erwähnt des in der Nähe von Neuguinea liegenden Theiles der Molukken nur mit wenigen Worten. Horsburgh, ein gewandter englischer Hydrograph, dessen vor kurzem erfolgter Tod die Wissenschaft tief betrauert, sprach von diesen Seestrichen als sehr unvollkommen gekannt. Im Jahre 1825 reiste Hr. D. H. Kolff, niederländischer Marineofficier von Amboina, ab, kam an Timor vorüber und besuchte von da aus alle in der Nähe liegenden Inselgruppen. Das durch eifrige Missionäre auf einige dieser Inseln gebrachte Christenthum war daselbst nicht vergessen, obwohl man auf einigen derselben seit mehr als 50 Jahren keinen Europäer mehr gesehen hatte. Die Christen haben hauptsächlich durch ihre Industrie den Vorrang vor der übrigen Bevölkerung. Die Niederländer wurden auf den Inseln, wo ihre Landsleute früher eine Art von Obergewalt ausgeübt hatten, freundlich aufgenommen. An andern Orten zeigte man ihnen Mißtrauen; auf den Neuguinea nächst gelegenen Inseln huldigte die Bevölkerung theils den Lehren des Evangeliums, theils denen des Koran, auf einigen aber waren die rohen Völkerstämme noch tief in die Finsterniß des Götzendienstes versunken. Kurz vor Hrn. Kolffs Ankunft ward ein europäisches Schiff bei Babba von den Inselbewohnern überfallen, geplündert und verbrannt, und die Mannschaft ermordet. Malayische Schiffe besuchen diese Seestriche häufig, und treiben mit den Einwohnern, die etwas von dem physischen Charakter der Malayen und der Papuas haben, Handel. Die Erzeugnisse aller dieser Inseln gleichen denen von Neuguinea und den Molukken.

Während des Zeitabschnittes, mit dem wir uns beschäftigen, wurde der große Ocean von Schiffen aller Nationen Europa's in allen Richtungen durchkreuzt. Bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts war es möglich gewesen, ein genaues Verzeichniß derer, welche die Reise um die Welt machten, zu führen; heutzutage wäre dieß sehr schwierig, wenn nicht gar beinahe unmöglich. Fast jedes zum Wallfischfang in den Südmeeren bestimmte Schiff fährt, nachdem es durch den atlantischen Ocean dahin gelangt ist, in nördlicher Richtung durch den großen Ocean zurück, und hält sich sofort bei den Hawai-Inseln auf, bevor es in einen europäischen oder nordamerikanischen Hafen zurückkehrt. Wir wollen deßhalb nicht von allen Seefahrern sprechen, welche die Fahrt um die Welt gemacht haben; wozu würde auch die lange Aufzählung von Namen führen, von denen die meisten mit keinem für die Geographie denkwürdigen Ereigniß in Berührung stehen? Wir haben bloß von den Expeditionen zu sprechen, die zum Fortschritt der Wissenschaft beigetragen haben.

Seit dem Jahre 1819 durchfuhren mehrere russische Schiffe den großen Ocean; sie standen unter dem Befehle von Bellinghausen (1819 bis 1821), A. Lazarew (1822 bis 1824), O. Kotzebue (1825 bis 1826) und F. Lütke (1826 bis 1826). Wegen der genauen Angaben, auf die wir nothwendigerweise eingehen müßten, können wir die Operationen dieser Seefahrer nicht besonders auseinandersetzen. Hr Beechey machte ebenfalls in den Jahren 1824 bis 1827 eine durch ihre Resultate bemerkenswerthe Reise auf dem großen Ocean. Auch Frankreich blieb nicht hinter den andern Seemächten zurück; Hr. Freycinet von 1817 bis 1820; Hr. Duperrey von 1822 bis 1825; Hr. d'Urville von 1826 bis 1829; Hr. Delaplace von 1830 bis 1832; Hr. v. Bougainville von 1824 bis 1826; Hr. du Petit Thouars von 1836 bis 1839; Hr. Vaillant von 1836 bis 1837 haben auf Befehl der Regierung Reisen um die Welt gemacht. Die Reise Hrn. d'Urville's hatte einen doppelten Zweck: abgesehen von den Entdeckungen und Untersuchungen, womit sich dieser Capitän beschäftigen sollte, schrieben ihm seine Instructionen hauptsächlich noch vor, auch die Insel zu besuchen, wo die beiden Fregatten unter dem Befehle von La Peyrouse zu Grunde gingen.

Einige Zeit vor der Abreise des Hrn. d'Urville erfuhr man, ein Officier der englischen Marine habe einem amerikanischen Capitän begegnet, der ihm erzählt, er habe auf einer wohl bevölkerten und mit Riffen umgebenen Insel Oceaniens in den Händen der Einwohner Gegenstände gesehen, deren Anblick ihn auf den Gedanken gebracht habe, sie könnten von den von La Peyrouse befehligten Schiffen herrühren. Allein kurze Zeit nach der Abfahrt des Hrn. d'Urville gelangten weit genauere Angaben, als die aus dem Munde des amerikanischen Capitäns, nach Frankreich; Hr. P. Dillon, Schiffscapitän der ostindischen Compagnie, hörte bei seinem Aufenthalt auf den Fidschi-Inseln im Jahre 1813 von europäischen Schiffen sprechen, die vor 20 Jahren bei Vanikoro, in der Nähe von Tukopia, nördlich von den Santa Cruz-Inseln, Schiffbruch erlitten hätten. Hr. Dillon konnte erst im Jahre 1827 von Bengalen abreisen. Bei seiner Ankunft zu Tukopia verschaffte er sich mehrere Gegenstände, die von den Schiffen La Peyrouse's herrührten; von da kam er nach Vanikoro, wo er deren noch viele andere kaufte; er brachte alle nach Frankreich, wo sie zum Andenken an unsere unglücklichen Landsleute aufbewahrt wurden.

Im Monat März 1828 untersuchte Hr. d'Urville bei seinem Aufenthalt zu Vanikoro die Stellen des Felsenriffes, wo die beiden Fregatten La Peyrouse's untergegangen waren, er zog verschiedene ihnen angehörige Gegenstände aus dem Meere, und errichtete zu Ehren der französischen Seemänner, die in diesem entfernten Lande auf eine so traurige Weise ums Leben gekommen waren, ein Ehrendenkmal.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 64** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Miß Grace Kennedy.** (Fortsetzung.) — **Zwei politische Komödien.** (Fortsetzung.)

In das Wochenwerk dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und einjährlich 24 fl. Für Deutschland, welches das Ausland nicht heißt, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 150.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Mai 1840.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Von Melnikow, Vaterländische Memoiren Nr. 5, 4 v. d. J.)

Endlich sind wir aus dem Lande der Wotjáken heraus, — hier ist die Steinsäule mit dem Bären und dem Bogen, — wir sind im Gouvernement Perm. Wir treffen auf Dörfer mit russischen Namen und auf Menschen mit russischer Sprache. Da ich so lange im Gouvernement Wjátka lebte, und das gebrochene Russisch der Udy-Morty*) hörte, war ich sehr froh, in russisches Land zu kommen, und begreife jetzt das Gefühl bei der Rückkehr aus dem fremden Lande in die Heimath. Das reinliche Bauernhaus, in das ich jetzt trat, gefiel mir so wohl, daß ich trotz meiner Ungeduld nach Perm zu kommen über eine Stunde darin verweilte. Dieß Bauernhaus erschien mir prächtig im Vergleich mit den rauchigen Höhlen der Wotjáken, und der Bewohner schien mir sehr gebildet im Vergleich mit den stumpfen Wotjaken. Er war es auch wirklich, denn er konnte lesen und rechnen, eine Seltenheit in unsern innern Gouvernements, aber hier in Perm eine sehr gewöhnliche Sache, weil hier viele Kirchspielsschulen **) sind, die man fast auf allen großen Hüttenwerken findet. Alle Knaben, die noch nicht zur Arbeit taugen, müssen in die Schule gehen, und darum sind Bauern, die lesen können, im Gouvernement Perm nichts Seltenes. Gleich beim ersten Blick bemerkte ich schon, daß die hiesigen Bewohner mehr die russische Sinnesweise als im eigentlichen Rußland bewahrt haben. Sie sind gastfrei und fröhlich, und alles, was anderwärts durch Zeit und Umstände verdrängt wurde, herrscht hier noch in seiner ganzen alterthümlichen Schönheit. Man muß in Sibirien oder im Gouvernement Perm leben, wenn man den russischen Volksgeist in seiner eigenthümlichen Einfachheit kennen lernen will. Alles, Lebensweise, Traditionen und Sitten, trägt einen Stempel hohen Alterthums.

Es war ein schöner Sommertag, als wir auf der ebenen Straße dahin flogen, und auf was für einer Straße! nicht einmal eine Chaussée hält damit einen Vergleich aus; eben, trocken, flach, findet man nirgends auch nur eine Rinne; sie sind entweder aus Schlacken oder aus kleinen, etwa nußgroßen Rollsteinen erbaut, die sich durch das Fahren zu einer festen Masse vereinigen.*) Ich gedachte späterhin immer an die permischen Straßen, wenn ich sie anderswo so gar schlecht fand. Ein früherer Gouverneur, Namens Moderach, hat sie anlegen lassen, und zwar auf eine so dauerhafte Weise, daß ihre Instandhaltung jetzt nur sehr geringe Kosten verursacht. Wo man sonst kaum zu Pferde fortkommen konnte, fährt man jetzt ganz ruhig in seiner Dolgusche**) ohne alle Hindernisse, auch wenn es einen ganzen Monat lang geregnet hat. Wie gesagt, an einem schönen Sommertage rollte unsere Dolgusche auf einer unvergleichlichen permischen Straße fort. Hie und da erfreute ich mich an den malerischen Umgebungen; ich sage „hie und da," weil der Weg meistens durch Wald und unaufhörlich bergauf und bergab ging. Wo aber nur immer der Wald gelichtet war, zeigten sich unsern Augen wunderbare Landschaften, die von denen in Rußland gänzlich verschieden waren. Wenn ich sage: „in Rußland," so spreche ich permisch, denn hier auf der Gränzscheide des europäischen Rußlands nach Sibirien hin

*) So nennen sich die Wotjáken, welchen letzten Namen ihnen die Russen vom Flusse Wjatka geben. Man schätzt sie auf 100,000 Menschen an, die in mehrere Stämme zerfallen, welche sich zum Theil in Sprache und Sitten von einander unterscheiden. So z. B. die Besermänen im Kreise von Glasow, die das Christenthum noch nicht angenommen haben, und in den Wäldern opfern. Von diesen Besermänen ist noch nirgends die Rede gewesen, wie denn überhaupt in unsern Geographien und Ethnographien viele finnische Stämme ausgelassen sind. So z. B. weiß Niemand etwas von den Järanen oder Jeranen, die im nördlichen Theile des werchoturischen Kreises im wilden Zustande leben, und sich nur mit der Jagd wilder Thiere beschäftigen. Sehr selten kommen sie in die russischen Dörfer, um Getreide zu holen, und dann können sie, wie sie sagen, sich an den Häusern nicht satt wundern, und wenn sie einen Hahn sehen, wollen sie vor Lachen sterben.

**) Ihre Zahl beträgt 81, außer der von Tagilsk, die man in eine Kreisschule umwandeln will, und die Zahl der Schüler 1760.

*) Also eine macadamische Straße, ohne daß man den Namen gekannt hätte. A. d. U.

**) Ein diesem Gouvernement eigenthümlicher, allgemein gebrauchter Langwagen (von dolgi, lang).

Digitized by Google

ſpricht man von Rußland ſchon wie von einem halbfremden Lande.

Wir fuhren gegen Ochansk: vierzehn Werſte vor dieſer Stadt gefiel mir die Gegend beſonders, namentlich bei dem Dorfe Otſcherskii Oſtroshok; hier windet ſich ein ziemlich breiter Fluß, Otſcher oder Oſchſchor,*) durch das grüne Thal, und mehrere Dörfer zieren ſeine Ufer. Rechts und links ziehen ſich Berge hin, die theils mit Gras, theils mit dichten Waldern von ungeheuren Silbertannen bedeckt ſind. In der Ferne erblickten wir etwas, das einem hohen Wall auf einem Berge glich, und auf Befragen gab uns unſer Poſtillon die Auskunft, daß ſolcher alten Befeſtigungen ſich viele im Lande fänden, namentlich auf dem rechten Ufer des Otſcher, wo noch Nachkommen der alten Landesbewohner ſich finden; der Poſtillon ſchrieb die Befeſtigungen einem alten Volk von Zauberern zu, das ſehr viel Gold beſeſſen, dasſelbe aber nachher, damit es nicht in fremde Hände falle, verzaubert habe. Zwiſchen den oben erwähnten Bergen iſt ein Tiefthal, das einſt das Bett der Kama geweſen zu ſeyn ſcheint, welche jetzt 12 Werſte davon fließt. Zu dieſer Anſicht führte mich erſtens der Umſtand, daß in demſelben kein Baum wächst, während Wald die Höhen auf beiden Seiten bedeckt; zweitens, weil der Boden aus Schlamm und Thon beſteht, während er auf den Höhen ſteinig iſt; drittens aber, weil die Spuren alter Wohnungen hier ſich ſo häufig finden, denn gewiß baute ſich ein ſo handeltreibendes Volk, wie die alten Permier, gerne an Flüſſen an.

Wir kamen nach Ochansk, was auf dem hohen, rechten Ufer der Kama liegt, aber ein kleines, ſehr armſeliges Städtchen iſt; die umliegenden Dörfer ſehen viel beſſer aus. Ochansk wurde im Jahre 1787, als Perm zu einer Statthalterſchaft gemacht wurde, zur Stadt erklärt; vorher war es ein Fiſcherdorf, woher auch ſein Name, der von Achan, im Permiſchen das „Netz,“ herkommen ſoll; auch hat das Städtchen ein Fiſchernetz im Wappen.

Anderthalb Werſte weiter hin kamen wir ans Ufer der Kama, die hier ziemlich breit iſt, etwa 460 ruſſiſche Klafter; die Ufer ſind völlig öde: Wald, Wald und immer Wald. Nur hie und da ſieht man eine Fiſcherhütte, und in der Nähe einen auf dem Waſſer ſchaukelnden Kahn und ein ausgeſpanntes Fiſchernetz; der Strom iſt völlig einſam, während auf der Wolga das ganze Jahr hindurch ein Schiff das andere jagt, und die leichten, rohen Nachen das ganze Jahr auf- und abfahren. Die Schifffahrt auf der Kama findet nur zeitenweiſe ſtatt: zuerſt, gleich nach dem Aufgehen des Fluſſes, fährt die Eiſenkarawane ab, dann folgt, etwa zwei Wochen ſpäter, die Salzkarawane. Die zweite Schifffahrt beginnt Ende Junius oder Anfang Julius, wo die Schiffe mit den ſibiriſchen Waaren auf den Markt von Nißneinowgorod gehen; die dritte Karawane geht endlich im September kurz vor dem Zufrieren des Stroms ab, und führt Getreide aus Sarapul und Uſolie nach Solikamsk und Tſcherdyn: in der übrigen Zeit ſieht man kein Leben auf der Kama, und dieſe Oede eines großen Fluſſes macht einen eigenthümlich trübſeligen Eindruck. Die Kama fließt im Gouvernement Perm etwa 900 Werſte weit. Die Lage der Ufer iſt nicht gleichförmig, bald iſt die linke, bald die rechte Seite hoch, doch ſind die ſteilen Ufer mehr auf der linken meiſt mit Wald bedeckten Seite, auf der rechten ſind bald Wieſen, bald Sümpfe. Sie gefriert hier gewöhnlich im Anfang Novembers und geht im April auf; die Frühlingsanſchwellung beträgt ſechs bis eilf Arſchinen. Breite und Tiefe ſind ſehr verſchieden: im Kreiſe von Tſcherdyn iſt ſie 40 bis 60 Klafter breit und 3 bis 4 Arſchinen tief; im Kreiſe von Solikamsk iſt die Breite 350 bis 400 Klafter, die Tiefe 4 bis 6 Arſchinen; ſo geht es fort, bis im Kreiſe von Oſuſk die Breite gegen 500 Klafter, die Tiefe gegen 8 Arſchinen beträgt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Oſchſchor bedeutet im Permiſchen „Bärenfluß.“ So hieß er wahrſcheinlich von den vielen Bären, die es ehemals hier gab.

Carloß Bericht über die Provinz Lus in Beludſchiſtan.

(Schluß.)

Es iſt ſchwer, die Bevölkerung zu ſchätzen, aber ich glaube nicht, daß ſie 25,000 Seelen überſteigt. Sie beſteht hauptſächlich aus dem Numri-Stamm, der von den alten Summa- und Sunvia-Radſchputen herkommt, welche früher Sind beſaßen. Sie theilen ſich in ſieben Stämme, von denen einer, der der Arab Gedus, von den Koreiſchiten herſtammen ſoll, welche ſich unter dem Kaliphen Omar in Lus niedergelaſſen haben ſollen. Daß die Familie von Arab Uſmanany, dem Chef dieſes Stammes, von arabiſcher Herkunft iſt, ſcheint mir unbeſtreitbar, denn er und ſeine ganze Familie haben vollkommen arabiſche Züge, was ſich jedoch nicht auf ſeinen ganzen Stamm ausdehnt, der wohl von Numri-Herkunft iſt. Außerdem bilden die Hindus und Negerſklaven einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung, und alle Arbeit wird von den letztern verſehen. Sie haben ſich mit den untern Claſſen vermiſcht, und viele der letztern tragen offenbare Spuren afrikaniſcher Abkunft. In Anſehen und phyſiſcher Stärke ſtehen die Einwohner unter den meiſten orientaliſchen Racen, ſie ſind unwiſſend, träge und abergläubiſch; die Weiber ſind ſelbſt in ihrer Jugend nicht hübſch und haben ein auffallend freches und unverſchämtes Benehmen. Die Kleidung iſt dieſelbe wie in Sind, und im Ganzen ſind ſich die Bevölkerungen dieſer beiden Länder in Charakter und Ausſehen ſehr ähnlich.

Dſchem Mir Mohammed, Fürſt von Lus, iſt etwa 14 Jahre alt, und nimmt bis jetzt keinen Antheil an der Verwaltung der Provinz, welche in den Händen von Ularaki, dem Chef des Stammes der Dſchemotie iſt. Dſchem Dinah, ſein Vetter, iſt der einzige männliche Verwandte, den er hat; er iſt etwa 40 Jahre alt und wegen ſeiner Liberalität ſehr beliebt. Die Schweſter des Fürſten wurde vor einigen Jahren an einen der Amirs von Sind verheurathet, und es iſt beſchloſſen, daß er, wenn er majorenn ſeyn wird, eine der Töchter dieſer Schweſter heurathen ſoll. Eine ſeiner Halbſchweſtern iſt an den Fürſten

Digitized by Google

von Kelat verheurathet, und eine andere an den Chef des Stammes der Dschokia. Die Mutter dieser beiden Schwestern lebt in Sunmemy in großer Armuth, so daß sie vor einiger Zeit ihre Kleider und Juwelen verkaufen mußte, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Der Dschem ist nicht unabhängig, sondern Vasall von Kelat, wohin er auf Requisition eine bestimmte Zahl von Truppen schicken muß. Sein Vater war früher genöthigt, einen Theil des Ertrags der Douanen dorthin abzuliefern, aber dieß wurde nicht mehr gefordert, seitdem er eine Prinzessin von Kelat geheurathet hatte. Gegenwärtig ist der Dschem vollkommen abhängig, denn sein kleiner Staat ist überall von Beludschenstämmen umgeben, welche ihn auf Befehl von Kelat sogleich überschwemmen würden. Die Zahl der Truppen, welche er eigentlich zu stellen hatte, beläuft sich auf 4500, aber gegenwärtig übersteigt das ganze Militär der Provinz die Hälfte dieser Zahl nicht. Seit dem Tode des Vaters des Dschem vor etwa acht Jahren haben die Einkünfte der Provinz beträchtlich abgenommen, und belaufen sich nur noch auf 35,000 Rupien; sie bestehen theils in der Landsteuer, theils in einem Zoll von 3 Procent und einem Transitzoll von 1 Procent.

Sunmemy ist der hauptsächlichste Handelsplatz der Provinz und treibt für einen so elenden Ort einen beträchtlichen Handel. Die Stadt ist armselig und schmutzig, und besteht aus etwa 500 Häusern aus Erde und Staben, mit einem kleinen Thurm auf dem Dach, der gegen die See offen ist, um den Seewind zu fangen, ohne den man die Stadt in den Sommermonaten wegen der unerträglichen Hitze kaum bewohnen könnte. Früher war die Stadt mit einem Erdwall umgeben, den man aber so verfallen ließ, daß kaum noch Spuren davon übrig sind. Die Bevölkerung besteht aus 200 Menschen, welche arm sind und sich von Fischerei nähren, und einigen indischen Familien, welche den Handel in ihren Händen haben. Das Wasser ist schlecht, ich versuchte alle Brunnen in der Umgegend und ließ neue graben, aber das Wasser ist überall brakisch, und ich war genöthigt, nach Kuratschi zu schicken, um die Schiffe zu verproviantiren. Der Hafen wird von dem Purally gebildet und ist ein tiefer unregelmäßiger Einschnitt ins Land, der wie in Kuratschi rings um Sümpfe bildet und Untiefen in Menge enthält. Der schiffbare Canal ist schmal, und enthält in seinem seichtesten Theil bei hoher Fluth 16 bis 17 Fuß Wasser, aber er ändert seine Position alle Jahre, und große Schiffe können ihn nicht ohne Gefahr befahren, so lange er nicht ausgesteckt seyn wird. Gegen die Stadt zu wird er seichter und starker beladene Boote können sich ihr nicht über eine Meile nähern. Ein anderer kleiner Hafen liegt westlich von dem Hingladschgebirge am Vorgebirge Ambah und heißt Urnarah: er ist der Einschiffungsplatz für die Producte der westlichen Hälfte der Provinz.

Der Handel von Lus beträgt gegenwärtig nicht über 500,000 Rupien jährlich; die Einfuhr besteht aus Tuch, Seide, Stahl, Zinn, Eisen, Kupfer, Pfeffer, Zucker und Specereien von Bombay, aus Sklaven und Datteln vom persischen Meerbusen, aus grobem Baumwollenzeug aus Sind. Der größere Theil der Waaren aus Bombay geht nach Kelat, weil die Bewohner von Lus zu arm sind, sie zu kaufen, und man erhält aus Kelat Wolle und getrocknete Früchte dafür. Der Handel mit Kelat könnte unendlich beträchtlicher seyn, wenn Mihrab Khan die Karawanen von Beylah nach seiner Hauptstadt beschützen wollte. Die dazwischenliegenden Districte sind von Brahuistämmen bewohnt, wie die Mingulls, Bezinjas u. s. w., und jeder derselben erhebt von den Karawanen eine bis vier Rupien Transitzoll, was aber dieselben nicht gegen Straßenraub sichert. Dieß allein hindert eine beträchtliche Einführung englischer Waaren, welche durch ganz Beludschistan äußerst gesucht sind. Früher war der Handel von Lus nach Kelat viel bedeutender, und die Ausfuhr von Beludschistan nach den nördlichen Provinzen von Indien ging großentheils durch Lus. Aber im J. 1808 wurde Sunmemy von den wahabitischen Seeräubern geplündert, so daß die Kaufleute sich lange scheuten, Waaren dahin zu schicken. Nach einiger Zeit fing der Handel wieder an sich zu heben, aber die Amirs von Sind verboten bei schwerer Strafe den Kaufleuten von Karatschi, sich der Straße von Lus zu bedienen, und dieß vollendete, was die Seeräuber begonnen hatten. In der Zwischenzeit waren Beludschistan und Afghanistan so unsicher geworden, daß die Patanen, welche die großen Handelsleute dieser Länder sind, aufhörten, Waaren in Kelat zu suchen, und da sie später fanden, daß die Straßen durch das nördliche Sind sicherer waren, so bezogen sie von dort das wenige was das Land lieferte. Diese Ursachen haben den Handel von Lus auf den fünften Theil von dem herabgebracht, was er im Anfang des Jahrhunderts war.

Anm. des Uebersetzers. (Alle die vom Verfasser angeführten Verhältnisse haben sich seitdem verändert. Mihrab Khan fiel gegen Ende des letzten Jahrs, Kelat ist in Handen der ostindischen Compagnie, Kuratschi ist ihr ebenfalls von Sind abgetreten, und das Gouvernement von Bombay ist im Begriff, alle Handelsstraßen dieser Länder zu öffnen. Nach den letzten Nachrichten aus Indien soll eine Reihe bewaffneter Posten durch das Gebirge von Beludschistan gegen Sunmemy herab errichtet, und die Straße von Räubern und Transitzöllen frei gehalten werden, so daß der Waarenzug nach Kelat und Kandahar wahrscheinlich wieder über Sunmemy und Beylah gehen wird, wie früher.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Fortsetzung.)

Unter den vielen Nordamerikanern, die den großen Ocean befuhren, machte auch Hr. B. Morell in den Jahren 1822 bis 1825 mehrere Reisen dahin; er zeigte in seinem Berichte an, er habe mehrere Inseln entdeckt. P. Kennedy, Commodore der Marine der Vereinigten Staaten, machte in den Jahren 1835 bis 1837 mit zwei Schiffen eine Reise um die Welt. Er führte Hrn. E. Roberts, welcher von der Centralregierung mit Ueberbringung der Ratificationen eines Handelsvertrags an die Beherrscher von Muscat, Siam und Cochinchina beauftragt war, mit sich. Der russische Admiral, Hr. v. Krusenstern, der schon früher

Digitized by Google

(in den Jahren 1803 bis 1806) die Reise um die Welt gemacht, und der über die Hydrographie des großen Oceans ausgezeichnete Werke geliefert hat, bemerkt, daß amerikanische Capitäne, welche die Geschichte der Geographie nicht hinreichend studirt hatten, der Meinung seyen, sie hätten zuerst Inseln, die schon von andern gesehen und mit Namen belegt waren, erblickt, weßhalb man dieselben erst nach sorgfältiger Untersuchung in die Karten aufzeichnen könne.

Unter den europäischen Flaggen, welche auf dem großen Ocean wehten, hatte man die preußische niemals gesehen; auf dem Schiffe „die Prinzessin Luise," unter Capitän W. Wendt, wurde sie auf demselben entfaltet. Der Reisebericht wurde von Hrn. Meyen, einem gewandten preußischen Naturforscher, herausgegeben.

Das Resultat der von uns genannten hauptsächlichsten Reisen bestand in Vervollkommnung der Geographie der Malaien, Neuguinea's, der Philippinen, Marianen, Karolinen und der einzelnen sich nach Osten hin ausdehnenden Inselgruppen; ferner der der Hawai- oder Sandwich-Inseln, des Archipels der Gesellschafts- oder Taheiti-Inseln, und der nach Osten sich hinbreitenden und früher größtentheils unter dem Namen des gefährlichen Archipels bekannten Pomotu-Inseln; ferner der Viti- oder Fidschi-Inseln, Neu-Caledoniens, der neuen Hebriden, der Santa-Cruz- und Salomon-Inseln, Neu-Irlands, Neu-Britanniens, Louisiana's und der beiden großen Neu-Seeland bildenden Inseln; endlich sind auch noch einige Inseln entdeckt worden. In Folge der Bemühungen der Seefahrer, die seit 30 Jahren die Oberfläche des großen Oceans durchsegelt haben, besteht nur noch eine geringe Anzahl von bekannten Punkten, deren Lage nicht genau bestimmt ist.

Dem Beispiele Cooks folgend, haben einige der von uns genannten und auch andere Seeleute ihre Fahrten gegen die Südmeere hin, so weit es ihnen das Eis gestattete, fortgesetzt.

Das Daseyn des von de Lozier Bouvet am 1 Januar 1739 entdeckten und deßhalb Beschneidungs-Insel genannten Landes wurde in Zweifel gezogen; man hatte dasselbe sogar aus den Karten ausgestrichen, in der Annahme, der französische Seefahrer habe nichts Anderes als Eisgebirge gesehen. In neuerer Zeit hat jedoch ein Engländer mit Bestimmtheit herausgestellt, daß dasselbe wirklich ein Land ist, und demselben den Namen Insel Bouvet gegeben: dieselbe liegt unter dem 55° S. und dem 8° O. L.

In den Jahren 1820 und 1821 entdeckte Capitän Bellinghausen die Insel Saint Pierre (59° S. und 71° W.) und die Alexander-Insel (69° S. und 88° W.).

Im Jahre 1831 erblickte der Capitän Biscoe unter dem Polarkreis und 48° O. L. eine lange Küstenstrecke, die er das Enderby-Land nannte; seiner Meinung nach erstreckte sie sich in der Richtung von Nordost nach Südwest, der Länge nach 180 Lieues. Im Jahre darauf bemerkte er ebenfalls unter dem 64 bis 66° S. und unter dem 66° W. L. das Land Graham, das von Nordost nach Südwest eine Ausdehnung von 140 Lieues hat.

Im Monat October 1838 glaubte Capitän Kemp unter 59° 30' und 61° S. Land zu sehen; im December erblickte er auch wirklich unter 50° O. L. gegen 66° S. B. Land.

Der Capitän Smith hatte im Jahre 1818 den Archipel der Süd-Shetlands-Inseln entdeckt, der in der Folge in den Jahren 1822 und 1824 von Weddell und im Jahre 1829 von Foster aufs neue untersucht wurde. Eine demselben angehörige, die Insel Deception, ist vulcanisch, und scheint die Verlängerung der feuerspeienden Berge der langen Kette der Anden zu bilden; der kreisförmige Krater bietet eine seltsame Aehnlichkeit mit dem der Insel Amsterdam oder St. Paul, die im indischen Meere ungefähr in gleicher Entfernung von Australien und dem Vorgebirge der guten Hoffnung liegt.

Die Süd-Shetlands-Inseln erstrecken sich vom 61 bis 63° und 59 und 66° O. L.; weiter südlich sah Weddell das Dreieinigkeitsland, das ihm sehr bedeutend erschien, und nordöstlich unter 61° S. und 40° W. L. die Süd-Orkney-Inseln. Er setzte von da seine Fahrt in südlicher Richtung zwischen unzähligen Eisinseln fort, und erreichte am 28 Februar 1823 74° 15' S., unter 31° 66' O. Dieß ist der dem Südpol am nächsten gelegene Punkt, bis zu welchem man bis jetzt gelangt ist. Cook konnte in den Jahren 1773 und 1774 nicht weiter als zum 71° vordringen; er ward von undurchdringlichen Eisfeldern aufgehalten. Weddell berichtet, das Wetter sey schön und das Meer offen gewesen; der von Süden kommende Wind war ihm entgegen; er wäre gern mit vollen Segeln gegen Südwest gefahren, allein da die Jahreszeit schon sehr vorgerückt war und er in einem mit Eisinseln angefüllten Meere mehr als 1000 Meilen zurückzulegen hatte, wo überdieß die Nächte anfingen lang und wahrscheinlich neblicht zu werden, so beschloß er, einen zur Rückkehr nach Norden günstigen Wind zu benutzen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Geodäsie von Frankreich. In der Sitzung der französischen Akademie vom 11 Mai legte ein Hr. Puissant den zweiten Band der „geometrischen Beschreibung von Frankreich" vor. Dieser Band enthält einen großen Theil der Mitte und des Westens von Frankreich, so wie die Resultate der Triangulation der Küsten des Canals, die unter der Aufsicht von Beautemps-Beaupré gemacht wurden. Auch findet sich eine Auseinandersetzung der astronomischen Arbeiten, die zur Messung der Parallelen und Meridiane in Frankreich, so wie zur nähern Bestimmung der Abplattung der Erde nothwendig waren. Es ist noch etwa ein Viertheil der Triangulirung der Oberfläche Frankreichs zu machen, was die Herausgabe eines dritten Bandes zur Vollendung der „geometrischen Beschreibung Frankreichs," einer der größten und nützlichsten geodätischen Operationen unserer Zeit, nothwendig macht.

•

Isthmus von Panama. Einer Nachricht im Temps vom 18 Mai zufolge soll die Regierung von Centralamerika einem französischen Hause in Guadeloupe das nöthige Land zur Anlage des Canals von Panama unentgeltlich verliehen, und demselben auch das Privilegium der Fahrt durch denselben ertheilt haben. Auch haben, wie man sagt, die Arbeiten bereits begonnen. (S. Nr. 52 des Auslands v. d. J.)

•

Ungeheure Pumpe. Nach Londoner Blättern hat man kürzlich daselbst eine Pumpe gebaut, größer, als man sie bisher je sah. Die Kirche St. Mary Aldermanbury ist 114, ihre Thürme 124 Fuß hoch; die durch 52 Menschen in Bewegung gesetzte Pumpe schleuderte einen Wasserstrahl von bedeutender Dicke geraume Zeit hindurch über den Thurm hinaus. Diese Pumpe liefert 176 Gallonen in der Minute, die gewöhnlichen nur 65.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 151.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Mai 1840.

Die Wahlreform in Frankreich.

Abermals ist in Frankreich eine Veränderung des Wahlgesetzes in Vorschlag gekommen, und vorerst gänzlich verworfen worden. Es ist der Fluch aller bisher in Frankreich versuchten Wahlsysteme, daß man entweder durch zu große Ausdehnung des Wahlrechts unwissende, vielfach bloß durch Leidenschaft geleitete Menschen in die Kammer der Repräsentanten erhält, oder aber durch allzu große Beschränkung desselben Privilegien erschafft, die sich wie z. B. das der großen Wald- und Kohlenbergwerksbesitzer durch den ungünstigen Einfluß auf viele Zweige der Industrie sehr nachtheilig für das Land im Allgemeinen erweisen, wozu noch der Umstand kommt, daß solche nur auf den Geldbesitz gegründete Repräsentationen gar zu geneigt sind, im Steuerwesen alle Lasten so viel möglich von sich ab und auf die rein erwerbende und arbeitende Classe zu wälzen, ein Krebsschaden, der überhaupt an den neuern Finanzsystemen nagt, und um so gefahrdrohender ist, als man weder zur Leibeigenschaft des Mittelalters, noch zur Sklaverei des Alterthums zurückkehren kann, und die mit jedem Tage an Zahl und Bildung steigende Proletarierclasse durch andere Mittel, als die bisherigen, an den Staats- und Gesellschaftsverband geheftet werden muß, wenn sie nicht mehr und mehr den Besitzenden feindlich gegenüber treten soll. Unsere Gesetze schützen nur das Recht des Besitzes, und können auch fast nicht mehr leisten, denn sie haben es mit der materiellen Welt zu thun. Man spricht viel von Rechtsgleichheit, aber sie besteht nur auf dem Papier, denn die materielle Lage der Stände ist verschieden. Wenn ein Fabrikherr auf den Einfall kommt, einem oder dem andern Arbeiter unter irgend einem plausibeln Vorwande seinen Wochenlohn vorzuenthalten, so kann der Arbeiter zwar klagen, und wird auch vielleicht Recht bekommen, aber bis er es bekommt, sitzt er mit seiner Familie wahrscheinlich in Noth und Elend, während der Fabrikherr, wenn die Lohnverweigerung noch so muthwillig war, höchstens eine leichte Strafe zu zahlen hat. Dieß ist ein extremer Fall, aber zwischen diesem extremen Fall und einer stets zuverlässigen Einnahme des Arbeiters und einer stets gerechten und billigen Behandlung von Seite des Fabrikherrn ist ein weites Feld, auf welchem viel menschliches Elend Platz hat. Man wird sagen: dieß ist zu allen Zeiten der Fall gewesen, und zu allen Zeiten hat es mehr oder weniger Menschen gegeben, die mit ihrem Lebensunterhalt von dem guten Willen anderer abhingen; dieß ist wahr, allein das Mißverhältniß ist kaum je so schreiend hervorgetreten, als in unserer Zeit, wo der Staat einerseits die Lage des abhängigen Arbeiters durch Belastung der ersten Lebensbedürfnisse erschwert, und anderntheils durch den Unterricht, den er demselben zu Theil werden läßt, auch das Gefühl seiner Lage in ihm schärft. Und doch ist auf der andern Seite gerade dieser Unterricht wieder das einzige Mittel, den Arbeiter mit seinem Loose mehr und mehr zu versöhnen, wie dieß das Beispiel Englands zeigt, wo die Verhältnisse zwischen Arbeitsherren und Arbeiter sich am schroffsten gestaltet haben, und der Streit zwischen beiden, seit man sich bemühte, die Arbeiter mehr zu bilden, wenn auch nicht minder tief, doch minder heftig und gewaltsam geworden ist.

In Frankreich, das auf der Bahn der socialen Veränderungen jünger ist, als England, und entschiedener mit seiner Vergangenheit brach, nehmen Fragen über die Organisation der arbeitenden Classe rascher eine Form an, wodurch sie in die Tagespolitik eintreten, während in dem politisch weit gebildetern England bis jetzt erst die sogenannte Volkscharte an den Tag gekommen ist, und mit allen socialen Verhältnissen so im Widerspruch steht, daß gar keine Aussicht vorhanden ist, solchen Ansprüchen einen Platz neben den andern politischen Parteien anzuweisen, so daß sie nur als Aufstand sich kundgeben können, während sie in Frankreich sich ohne Mühe als die Ansichten und Forderungen einer politischen Partei geltend machen.

Während der Discussion über die Wahlreform hat Arago mit schonungsloser Hand die Wunde aufgerissen, an der unsere neue Gesellschaftseinrichtung hauptsächlich leidet; seine Argumentation ist kurz aber schneidend: Vergleicht man, sagt er, die Zahl der Conscriptionspflichtigen, wie sie sich 20 Jahre nach einer reichlichen und eben so lange nach einer schlechten Ernte ergibt, so ist der Unterschied unermeßlich. Drei Jahre des Ueberflusses haben 315,000, 320,000 und 326,000 Conscribirte

Digitized by Google

geliefert; drei Mangeljahre ergaben nach 20 Jahren nur 260,000, 277,000 und 288,000, und noch überdieß mußte man in diesen letzten drei Jahren bis zu den höchsten Nummern hinaufsteigen, um 80,000 brauchbare Soldaten zu finden. Dieß ist die Folge eines Jahrs der Theuerung. Derjenige Theil des Volks, der am meisten leidet, ist die Manufacturbevölkerung, und hier wird das Uebel mit jedem Tage schlimmer. Die kleinen Capitalien können in der Industrie nicht kämpfen mit den großen, — die Industrie, welche durch Maschinen betrieben wird, siegt über diejenige, welche nur Menschenkräfte anwendet, und die, welche große Maschinen anwendet, wird diejenige, welche mit kleinen Maschinen arbeitet, erdrücken. Dieß ist ein wirkliches Uebel, dem man abhelfen muß; die Nothwendigkeit ist vorhanden, die Arbeit zu organisiren, und die gegenwärtigen Einrichtungen der Industrie in einigen Punkten zu ändern." Der Redner wies sodann nach, wie man in früherer Zeit mit der Zünftigkeit der Gewerbe geholfen habe, wie diese vor der Nothwendigkeit, der Industrie den freien Lauf zu lassen, gefallen sey; aber dieß Princip der unbeschränkten Freiheit der Industrie habe jetzt seine Zeit gleichfalls durchgemacht, und sey bei den mächtigen Maschinen, die der menschliche Geist erfunden, allmählich nun seinerseits fehlerhaft geworden. Träumer, wie Fourrier, St. Simon u. s. w., hätten das neu emporkommende sociale Princip zu lösen geglaubt, aber so manches Wahre an ihren Systemen auch sey, so widersprächen sie doch gar zu sehr der menschlichen Natur, und doch machten diese Ideen, aus Mangel an etwas Besserem, nichtsdestoweniger Fortschritte unter der Arbeiterclasse.

Arago hat hier allerdings das Uebel gezeigt, aber nicht die Lösung, denn was er vorschlug, bedeutende Erweiterung des Wahlrechts, kann, abgesehen von der sehr bestreitbaren Wirksamkeit dieser Panacee, doch immer nur ein Mittel seyn, um zu einer Lösung zu gelangen, das Mittel selbst aber nannte er nicht, und es möchte dasselbe wohl auch kaum in Gesetzen zu suchen seyn, wenn gleich diese nicht fehlen dürfen, da den schlimmsten und gefährlichsten Druck auf die Arbeiterclassen die hohen Steuern auf die ersten Lebensbedürfnisse ausüben.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Fortsetzung.)

Es war ein schöner Abend, als wir uns Perm näherten, das endlich von einer Anhöhe herab sich unsern Blicken darbot; es war fast ganz von einem Boulevard bedeckt, das von dem Moskau'schen Schlagbaum bis zur Kungurischen Ausfahrt sich erstreckt. Durch die dichten Birkenbäume schimmerten da und dort die Häuser, und verschwanden dann wieder zwischen den Zweigen. Wir kamen an den Einlaß: zwei Säulen, sechsfach mit Adlern oben, mit Bären unten, und mit einer eisernen Kette besetzt, die von der einen zur andern ging, bildeten den Schlagbaum. Während man meinen Paß untersuchte, betrachtete ich Perm; links stand ein schönes Gebäude, das Alexander-Spital; ein reiches, eisernes Gitter umgab dasselbe, und erhöhte noch die Schönheit des Anblicks. Da dachte ich, Perm müsse eine recht hübsche Stadt seyn, erfuhr aber später, daß dieß Gebäude sowohl, als das Schulgebäude für die Beamtenkinder an der sibirischen Einfahrt nichts seyen, als eine List der Permier, die an den Einfahrten solche Gebäude errichteten, um beim ersten Anblick einen günstigen Eindruck zu machen, und die Aufmerksamkeit von den übrigen keineswegs so ansprechenden Gebäuden abzulenken.

Wir fuhren die eine Straße hinein: sie war nicht sonderlich, in die zweite — noch schlechter. Bald hielten wir vor einem Gasthof, wo ich ein unreinliches, staubiges Zimmer theuer, und ein schlechtes Abendessen noch theurer bezahlen mußte. In den benachbarten Zimmern war ein unerträgliches Schreien und Lärmen bis an den lichten Morgen. Mit einem unaussprechlichen Aerger über Perm schlief ich ein.

Perm, auf dem linken, höhern Ufer der Kama, liegt 18 Werste unterhalb der Einmündung der Tschussowaja in dieselbe; es ist regelmäßig, ja man kann sagen regelmäßiger als Neu-York gebaut: gleiche, große Vierecke, gerade und parallele Straßen und Seitengassen fallen dem Ankömmling auf den ersten Blick in die Augen, zeugen aber auch von der erst kurzen Begründung der Stadt. Perm war früher ein Dorf und gehörte zu den unermeßlichen Besitzungen der Barone Stroganow; im Jahre 1723 errichtete hier der Oberinspector der kasanischen und sibirischen Hüttenwerke, de Genin, auf Befehl Peters einen Kupferhammer, der den Namen Jegoschichinski erhielt, nach dem Namen eines kleinen Flusses. Elisabetha Petrowna schenkte das Werk dem Kanzler Grafen Woronzow, der es bis zur Gründung Perms behielt. Im Jahre 1778 besichtigte der Gouverneur von Kasan, Fürst Meschtscherski, auf einer Reise nach Solikamsk dieses Werk; ihm gefiel die Lage und er schlug der Kaiserin vor, hier eine Gouvernementsstadt anzulegen. Die Kaiserin willigte ein, und im Jahre 1781 wurde das Hüttenwerk Jegoschichinski in die Hauptstadt des Gouvernements Perm umgewandelt, und erhielt auch den letztern Namen. Zehn Jahre später hatte es schon denselben Umfang, wie jetzt.

Die Lage von Perm ist schön und vortheilhaft zugleich. Zwischen zwei ziemlich hohen Bergreihen, welche die Ufer der Kama einschließen, ist ein Thal, dessen Sohle 15 Klafter über dem Niveau des Flusses liegt. Auf der einen Seite wird das Thal von dem Flusse Jegoschicha und einem Bach bewässert, dem die permischen Witzlinge den Namen Styx gegeben haben, weil eine Brücke über denselben nach dem Kirchhof führt; auf der andern Seite von dem Flüßchen Danilicha, in welchem man schwache Anzeichen von Goldsand findet. In diesem flachen Thale liegt die Stadt, deren geringe Erhöhung über dem Fluß die Anlegung eines Hafens sehr erleichterte. Die Ausladung ist hier leicht, und die Befrachtung der Schiffe geschieht hier schneller, als irgendwo. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Transport des Thees und anderer chinesischen Waaren, die nach Perm auf der Achse kommen, und hier zur Verschiffung nach Nishegorod auf Barken geladen werden. Dieß geschieht gewöhnlich zwischen dem 20 und 30 Jun.; dann herrscht große Thätigkeit auf dem sonst unbelebten und ganz öden Kai. Schon

ren von Arbeitern bedecken das Ufer und die Barken. Außerdem herrscht am Hafen noch Thätigkeit zur Zeit, wo die Salzkarawane ankommt: in die permischen Magazine werden jährlich aus den Kron- und Privatsalzwerken an 400,000 Pud Salz geliefert. Bald nach dem Aufgehen des Flusses kommen die Kähne heran, und das Ausladen des Salzes beginnt. Dann strömen aus den umliegenden Dörfern die Weiber herbei, welche um ziemlich guten Lohn das Salz in Säcken aus den Schiffen in die Magazine tragen. Zu andern Zeiten ist der Hafen völlig öde, und wenn man in der über dem Fluß erbauten Rotonde sitzt, kann man den ganzen Tag auf die Kama hinsehen, ohne etwas Anderes, als hie und da eine Fischerbarke zu erblicken.

In Perm macht man ohne Mühe Bekanntschaften; die hiesigen Einwohner sind, mit sehr geringen Ausnahmen, munter und zutraulich. Einer meiner Bekannten führte mich alsbald in einem Hause ein, wo sich jeden Donnerstag die ganze Gesellschaft von Perm zum Mittagessen, Kartenspielen und Abendessen bis zwei oder drei Uhr Morgens versammelt. Da ich den ganzen Tag im Hause blieb, so konnte ich die permische Gesellschaft nach Gefallen beobachten. Sie ist von sehr verschiedenem Kaliber, da sie theils aus hier dienenden Beamten, theils aus Fremden verschiedener Gouvernements Rußlands zusammengesetzt ist. Die Hauptbeschäftigung ist Kartenspiel, das hier wie eine Epidemie wüthet: man spielt vor und nach dem Mittagessen, sowie nach dem Abendessen. Getanzt wird wenig, weil fast keine Tänzer vorhanden sind; die eingebornen Permier sind etwas zu plump, die Fremden bleiben nicht lange genug, an den Karten dagegen hängt man mit Leidenschaft. Auch fand ich hier Literaturfreunde, aber Leute darunter, die davon so verkehrte Begriffe haben, wie über alles, was über die Karten hinausgeht. Unter den alten Permiern besonders findet man eine patriarchalische Einfalt, wird aber wunderlich betroffen, wenn man sieht, wie sie sich in Ideen herum bewegen, die vor sechzig Jahren Geltung hatten. Etiquette findet man unter ihnen keine: sie zeigen ihre Zu- und Abneigung ganz offen.

Ich war im Kloster, das ursprünglich im J. 1570 an der Mündung der Wyskorka nicht weit von Solikamsk gegründet, dann im J. 1775 nach letzterer Stadt, und im J. 1781 nach dem neuerbauten Perm verlegt wurde. In der dunkeln Kirche des Klosters findet sich ein Ikonostaß (Bilderschrein) aus dunkelkaffeebraunem Marmor, der sich a be wegen der Dunkelheit der Kirche selbst nicht gut ausnimmt. Im Umkreis des Klosters ist der Kirchhof, mit vielen schönen gußeisernen und marmornen Denkmälern, die hier ausnehmend wohlfeil sind. Zu den besten gehört das Denkmal eines Dr. Gral, der erst im J. 1834 starb, und durch seine Kunst sowohl als durch seine Uneigennützigkeit im ganzen östlichen europäischen Rußland bekannt war. Den Besuch der Kranken nach der ersten Berufung betrachtete er nicht nur als eine moralische Pflicht, sondern auch im vollen Sinne des Worts als eine Staatsdienerschuldigkeit, denn er erschien dabei nie anders als in Uniform. Geld für die Rettung des Lebens ihm zu geben, hätte ihn beleidigt; nur Einmal im Jahr, an seinem Namenstag, gestattete er, daß man ihm Geschenke mache. Nicht nur heilte er die Armen umsonst, sondern bei seinem Tod fand sich auch, daß er 300 armen Familien ständige Unterstützungen gab, wovon man bei seinen Lebzeiten keine Ahnung gehabt hatte. Von weit und breit strömten die Kranken zu ihm und sein Tod erweckte allgemeine Trauer. Gral war Lutheraner, und als er seinen nahenden Tod fühlte, schickte er nach dem Pastor auf einem etwas entlegenen Hüttenwerk: dieser kam nicht; endlich sagte Gral: „Gott will es nicht, daß ich das Abendmahl nach der Sitte meiner Väter empfange; doch will ich noch warten, wenn aber in den letzten Minuten meines Lebens der Pastor noch nicht da ist, so vollziehe an mir die letzte Oelung und reicht mir das Abendmahl nach dem Gebrauch der griechisch-russischen Kirche.“ Dieß geschah. Vom Morgen bis zum Abend wurde der Platz vor seinem Hause nicht leer von den Haufen des Volks, und nur als man erfuhr, daß Gral den Gebräuchen der Nationalkirche sich gefügt, mischte sich einige Freude in den Kummer. Als am Begräbnißtage der Leichenwagen erschien, waren die Stränge in einem Augenblick zerrissen, und der Wagen ward mehr getragen als gezogen. Alles schluchzte laut, als man den Sarg in die Erde senkte. Jetzt sind seit Grals Tode sechs Jahre verflossen, aber noch jetzt treten den meisten Permiern, wenn sie seiner gedenken, Thränen in die Augen.

(Schluß folgt.)

Plan zur Reise quer durch Australien.

Gouverneur Gawler in Südaustralien schickte an die geographische Gesellschaft in England eine Karte von Hrn. Eyre's Reise von Port Lincoln nach Streaky-Bay, und bemerkte dabei: die von Zeit zu Zeit eingesendeten Papiere zeigen, daß wir mit den Entdeckungen rasch vorrücken. Ich möchte gar gern nordwärts vom Torrens-See und der Flinders-Kette vordringen, und hätten wir über 1000 Pfund zu gebieten, so würden wir bis nach Port Essington an der Nordküste gelangen, und zwar in weniger als neun Monaten. Es sind drei Leute hier, von denen jeder dazu erbötig ist, entschlossene Leute, welche das Land und seine Eigenthümlichkeiten wohl kennen. Von den Eingebornen ist nichts zu fürchten, wenn nicht etwa Rind- und Hammelfleisch sie anlockt; sechs bewaffnete Leute könnten sicher überall hin reisen, und meistens würden zwei genügen. (Der Herr Gouverneur scheint indeß hier mehr zu versprechen, als fürs erste auszuführen möglich ist. Solche große Plane, ehe man im Allgemeinen den Weg kennt, sind noch selten gelungen. Von der Nordspitze des Spencergolfes wären auch nur bis zum Golf von Carpentaria 18 Breitegrade und bis Port Essington über 20 Breitegrade völlig unbekannten Landes zurückzulegen.)

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Australien und die Südsee.

(Schluß.)

Im Jahre 1838 untersuchte Hr. d'Urville, der im Jahre vorher zu einer Expedition in die Südländer und nach Oceanien von Frank-

Digitized by Google

reich ausgegangen war, diese südlichen Seestriche; im Monat Januar erblickte er zuerst Eis gegen 59° 50′ S. B., die Nebel waren dicht und häufig, seine beiden Schiffe verloren sich oft aus dem Gesicht. Am 12 war ihm das Weiterfahren durch dichte Eismassen gänzlich versperrt; er befand sich gerade unter 64° S. B. und 47° 5′ W. L. Nachdem er sich mit vieler Mühe mitten aus den Eisinseln herausgearbeitet hatte, erkannte er am 25 die Orkney-Inseln, an deren Küsten er sich einige Tage aufhielt. Ein neuer Versuch im folgenden Monat, nach Süden vorzudringen, fiel noch weniger glücklich aus: Hr. d'Urville konnte nur bis zum 63° S. gelangen. Am 22 Februar kam man in einer Entfernung von 4 bis 5 Meilen an einem Eisblock vorbei, dessen Länge man auf 11,000 Toisen bei einer Höhe von 100 Fuß schätzte, seine Wände waren vollkommen vertical und sein Gipfel flach, nahe bei dieser riesenhaften Masse sah man noch zwei andere die eben so hoch, aber zehnmal weniger lang waren.

Hr. d'Urville benutzte einige schöne Tage, um die Umrisse der Orkney-Inseln zu zeichnen, und richtete seine Fahrt sofort nach den Süd-Shetlands-Inseln: den kleinen Vulcan, Bridgeman genannt, sah er in der Nähe; ein dichter Rauch entstieg demselben fortwährend. Am 27 gelang es ihm bei einer langen Fahrt gegen Süden mitten durch Massen von Eis gegen Länder, deren einige Capitäne von Wallfischfängern nur ganz unbestimmt Erwähnung thun, trotz des beinahe beständig schlechten Wetters, trotz der Hindernisse durch Nebel und Eis im Laufe von acht Tagen, die Configuration jener Länder in einer Ausdehnung von etwa 120 Meilen zwischen dem 65 und 64° S. genau zu entwerfen. Diese mit ungeheuren Kegeln gekrönten Länder sind mit ewigen Eismassen von unendlicher Dicke bedeckt; nur durch die schwärzlichen Felsen, welche die Gränze gegen die Küste bilden, und durch das Schmelzen des Schnees sichtbar werden, kann man sie von den zahlreichen sie umgebenden Eismassen unterscheiden. Das bedeutendste dieser Länder erhielt zur Erinnerung an den König den Namen Ludwig Philipps Land; andere Inseln, Berge, Vorgebirge und kleine Inseln wurden auf gleiche Weise benannt. Mit diesen Arbeiten war man bis zum 5 März beschäftigt. Endlich wurde das Wetter so schlecht, die Nächte so lang und so finster, die Schifffahrt so gefährlich, daß man diese furchtbaren Seestriche zu verlassen gezwungen war. Man untersuchte noch den feuerspeienden Berg auf der Insel Deception, einer der Süd-Shetlands-Inseln und noch andere Punkte dieses Inselmeeres, und segelte dann gegen Norden.

Im Jahre 1839 erblickte Hr. John Balleny das erste Eis unter dem 65° 57′ S. B. und 17° 16′ 9″ W. L. Bald war er von ungeheuren Eisinseln und schwimmenden Eisblöcken umgeben; am 1 Februar erreichte er 69° S. B. unter 174° 40′ O. L. Am 9 Februar entdeckte er Länder, die er bis zum 13 nicht mehr aus dem Gesicht verlor; sie bilden fünf gebirgige Inseln; die westliche Spitze der in der Mitte gelegenen Insel liegt unter 66° 44′ S. B. und 165° 57′ O. L. Es war unmöglich zu landen, allein man konnte den Rauch, der dem Gipfel zweier Berge entstieg, deutlich unterscheiden: diese Berge sind offenbar vulcanisch, was aus den Steinproben hervorgeht; dieselben bestehen aus Basalt und Schlacken. Diese Gruppe erhielt den Namen Balleny-Inseln; der höchste Gipfel derselben wurde auf 12,000 Fuß geschätzt.

Am 2 März erblickte man in südlicher Richtung unter 64° 58′ S. B. und 125° 54′ O. L. ein Land; es erhielt den Namen Sabrina-Land; am 5 waren Anzeichen vorhanden, aus denen sich schließen ließ, daß sich auch in östlicher Richtung eines befinde. Man war beständig von Blöcken und Bergen von Eis umgeben; auf einem der letztern, auf einer Höhe von 800 Fuß, befand sich ein Felsen von 12 Fuß Höhe. Könnte dieß nicht etwa zur Erklärung des Ursprungs jener zerstreut umherliegenden Granitblöcke dienen, auf die man mitten in den Ebenen von Continenten stößt, wo diese Felsengattung in den nahe liegenden Gebirgen gar nicht vorhanden ist. Die Eisinsel mit dem von Hrn. Balleny bemerkten Felsen befand sich 450 Meilen ostsüdöstlich von dem am 5 März muthmaßlich gesehenen Land; am 28 entfernte sich Hr. Balleny aus diesen ungastlichen Himmelsstrichen. Seine Reise hat eine bisher leere Strecke von ungefähr 90° Länge unter der Parallele von 60° B., die noch von keinem Seefahrer durchschifft ward, ausgefüllt, und sie wurde in einer Ausdehnung von 5° jenseits des Polarkreises vollzogen.

Hier ist zu erinnern, daß Dirk Gerritz, Capitän eines der fünf Schiffe einer niederländischen Escadre, die bei ihrem Auslaufen aus der magellanischen Meerenge zerstreut wurde, im Jahre 1599, nachdem er sehr weit südlich getrieben worden war, ein Hochland entdeckte, dessen Berge mit Schnee bedeckt waren; die Küste bot einen der Küste Norwegens ähnlichen Anblick dar. Gerritz segelte, sobald das Wetter es ihm erlaubte, gegen Chili. Seine Entdeckung war nicht vergessen worden, allein man trug sie deßhalb nicht in die Karten ein, weil die Schriftsteller, die davon gesprochen hatten, ihre Länge nicht bestimmten. Gegenwärtig, kann man sagen, ist dieselbe durch die der Süd-Shetlands-Inseln und der in der Nähe gelegenen Länder wohl herausgestellt. Der Herausgeber der Reisen Forsters ließ dem Andenken des niederländischen Capitäns die gebührende Ehre erweisen, indem er erklärt, das Dreieinigkeitsland sey dasjenige, das derselbe am Ende des 16ten Jahrhunderts entdeckte: auch Hr. John Barrow, einer der Vicepräsidenten der königlichen Gesellschaft für Geographie in London, hat in der Vorrede zu einer von Hrn. Kendal, dem Lieutenant Forsters, über die Insel Deception geschriebenen Denkschrift erklärt, die Gruppe der Süd-Shetlands-Inseln sey ohne Zweifel ein Theil des von Gerritz entdeckten Landes. Ist es nicht zum Erstaunen, daß der Name des niederländischen Seefahrers nach so vielen, so positiven Zeugnissen keiner von den Inseln, die zu den von ihm zuerst gesehenen Ländern gehörten, beigelegt worden ist?

Einige Reiseberichte erwähnten der Aurora-Inseln, welche östlich und ungefähr unter der Parallele des Feuerlandes liegen; sie wurden vergebens von einigen Seefahrern aufgesucht; im Jahre 1837 wurde ihr Vorhandenseyn mit Bestimmtheit herausgestellt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 65 u. 66** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Miß Grace Kennedy.** (Forts.) — **Zwei politische Komödien.** (Forts.) — **Neugriechisches.**

Das Abonnement dieses dem Auslande vorgehenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit angetreten werden. es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 152.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Mai 1840.

Aden und seine neuesten Verhältnisse.

(Nach dem United Service Journal. Mai 1840.)

Im Jahre 1836 kamen Klagen an den Gouverneur von Bombay über die herrschende Unsicherheit an den arabischen und abyssinischen Küsten, und Fälle wurden angeführt, wobei der Sultan von Lahadsch sich wenig besser als ein gemeiner Räuber gezeigt hatte. Bald darauf kam ein Fall vor, wo das Schiff eines Arabers, das unter englischer Flagge fuhr, von demselben geplündert wurde, und die anglo-indische Regierung beschloß sogleich, die Gelegenheit zu benutzen, und sich des im Gebiete des Sultans von Lahadsch liegenden Adens zu bemächtigen. Im November 1837 wurde Capitän Haines vom Bombay abgeschickt, um volle Genugthuung zu begehren, zugleich aber auch, um wegen Abtretung Adens zu unterhandeln. Der Sultan mußte nachgeben, und ließ sich endlich auch bereden, die ganze Halbinsel Aden gegen eine jährliche Summe für sich und seine Erben von 8700 Thereſienthalern an die Engländer abzutreten. Die Zolleinkünfte von Aden, die indeß jährlich abnehmen, wurden, wie es scheint, bei Berechnung der Summe zu Grunde gelegt. Bei dieser Gelegenheit sollen indeß der Hauptrathgeber des Sultans Seied Mussin und des Sultans Sohn, Hamed, den Anschlag gehegt haben, sich des Capitäns Haines zu bemächtigen, wie die Engländer vermuthen, um das schriftliche Versprechen einer Entschädigung für das geplünderte Schiff zurückzuerhalten.

Wie dem auch seyn mag, als Capitän Haines im October 1838 mit neuen Instructionen und einiger Mannschaft wieder kam, hatte der Sultan und sein Sohn ihre Absicht hinsichtlich der Abtretung Adens gänzlich geändert, und sie erklärten, ihre Versprechen hinsichtlich der Entschädigung des geplünderten Schiffs nur dann erfüllen zu wollen, wenn von dem Verkaufe Adens ganz abgesehen werde. Der Verfasser des oben citirten Artikels bemerkt hierüber mit großer Naivetät: „davon konnte natürlich keine Rede mehr seyn.“ Inzwischen wurden dem Schiffe, worauf sich Capitän Haines mit seinen Leuten befand, Holz und Wasser abgeschnitten, und dasselbe mußte sich vier Monate lang mit allen Bedürfnissen dieser Art von der entgegengesetzten Küste herüber versehen. Indeß nahmen die Angelegenheiten schnell eine ernste Wendung.

Am Ende desselben Monats October, in welchem Haines angelangt war, begannen die Dattelschiffe aus Maskat und dem persischen Golf an der Küste von Yemen anzukommen. Einige davon führen bis 300 Tonnen. Die Masse Datteln, die vom Volk auf dieser Küste verzehrt wird, ist sehr groß, und der Mangel daran wird schwer gefühlt. Capitän Haines dachte, wenn er Aden blokire, und so das Volk seiner Nahrung, den Sultan seiner Zölle beraube, so könnte er diesen andern Sinnes machen, und blokirte demnach Aden streng. Dieß that aber keine Wirkung, vielmehr feuerten die Araber zur Rache gegen eines der englischen Boote, worauf Capitän Haines vor aller weitern Unterhandlung Genugthuung für die Beleidigung der englischen Flagge verlangte. Dieß fiel in der Mitte Novembers vor, wenige Tage, nachdem das Dampfboot von Suez Aden verlassen hatte, um nach Bombay zu gehen. Bereits aber hatte Capitän Haines mit diesem Dampfboot Briefe an den Gouverneur abgeschickt, worin er auf baldige Absendung von Truppen drang, indem man auf keine andere Weise als mit Gewalt sich in den Besitz Adens setzen könne. Später hatte er noch mehrere Unterredungen mit den Abgeordneten des Sultans, die ihm offen erklärten, daß derselbe nur mit Gewalt sich zur Abtretung eines Theils seines Gebiets bringen lassen würde. Zugleich suchte der Sultan den mächtigen Stamm der ostwärts wohnenden Fudhli-Araber auf seine Seite und gegen die Engländer in die Waffen zu bringen, was ihm aber nicht gelungen seyn soll, indem dieser Scheikh oder Sultan, Namens Hamed Ben Abdallah, mit den Engländern gemeinsame Sache machen wollte, und deßwegen an Capitän Haines sich wandte, der aber seine Anträge zurückwies, angeblich vorzugsweise darum, weil er keine Befugniß dazu habe, wahrscheinlich aber bloß, weil Hamed Ben Abdallah Geld von ihm verlangte.

Inzwischen kamen Ende Decembers 700 Mann nebst einigen Kriegsschiffen, Volage von 28 und Cruizer von 16 Kanonen, von Bombay an, und am 16 Jan. 1839 wurde nun dem Sultan erklärt, daß er Aden sogleich zu überliefern und Geiseln zu stellen habe. Als keine genügende Antwort erfolgte, begann

Digitized by Google

am 19 unter dem Schutze der Kriegsschiffe der Angriff, und die Stadt ward nach kurzem Widerstand eingenommen. Der Sultan, um des Geldes nicht verlustig zu gehen, schob die Schuld auf die Beduinen und seinen Sohn Hamed: die Entschädigung für das geplünderte Schiff, welche über 4000 Thalerthalter betrug, ward ihm jetzt erlassen, und die jährliche Summe von 8700 Thaler ihm zugesichert, so lange der Vertrag beobachtet würde. Bis hieher ist der ganze Gang der Begebenheit ziemlich klar, und die Engländer können nicht einmal mehr einen Schleier breiten über die wahrhaft höhnische Rechtsverletzung, mit der sie sich Meister von Aden machten. Später scheinen indeß minder bedeutende, doch nicht minder schlimme Dinge vorgegangen zu seyn, denn die sonst sehr genaue und vollständige Auseinandersetzung der Thatsachen erfährt hier auf einmal eine Lücke, indem wir außer der Wiederherstellung der Mauer quer über den Isthmus, die bald nach der Einnahme von Aden vorgenommen wurde, nur noch von einem am 11 November 1839, also zehn Monate später erfolgten Angriffe des Sultans der Abd Ali's, welcher den Engländern Aden verkauft hatte, und des Sultans der Fudhli gegen die Stadt hören. Was die beiden, bisher nach Angabe der Engländer, ziemlich feindlichen Stämme vereinigt und zu einem Angriff mit 3000 Mann vermocht hat, darüber erfahren wir gar nichts. Die Erklärung ist aber vielleicht in einer Phrase zu suchen, wo der Verfasser am Schluß sagt: „wir könnten wahrscheinlich nichts Besseres thun, als die Franzosen in Algier nachahmen und Yemen für uns in Besitz nehmen."

Zum Schlusse wollen wir noch die Stelle anführen, wo von den Araberstämmen in der Umgegend die Rede ist, wobei wir bemerken, daß wir die Namen nach Capitan Haines Karte der Südküste Arabiens *) schreiben, indem sie in dem United Service Journal auf die gewöhnliche englische Weise gradbrecht sind. Als die Türken im Jahre 1630 Aden verloren, kam dieß in die Gewalt der Imame von Sana, aber im Jahre 1705 erklärten sich die umwohnenden Stämme unabhangig, und haben auch ihre Unabhangigkeit behauptet. Aden fiel in die Gewalt der zunächst wohnenden Abd Ali's, welche jedoch versprechen mußten, den ostwarts wohnenden Fudhli's einen Antheil von 365 Thereſienthalern von den Zolleinkünften zu zahlen. Der Stamm der Abd Ali's zahlt etwa 10,000 Menschen, von denen der Sultan von Lahadsch 2000 ins Feld stellen kann; letztere Stadt zählt etwa 3000 Einwohner, steht auf einer großen von Dattelpalmen und Gärten besetzten Ebene, die von den düstern Felsen Adens aus gesehen wie das gelobte Land erscheint. Viele Abd Ali's stehen im Dienste indischer Fürsten, die jedoch nur Städte-Araber nehmen, da die Beduinen nicht so geachtet sind; man trifft deßhalb häufig Leute, die das Hindustani sprechen und als Dolmetscher dienen können. Das Gebiet der Yaffai-Araber liegt südwestlich, **) das der Fudhli nordöstlich von den Abd Ali's. Der erstere Stamm hat an seine unruhigen Nachbarn, die Fudhli's, einen großen District Landes verloren, und kann nur noch 1500 Mann mit Luntenflinten stellen. Die Fudhli's (auch Auled Othman, Söhne Othmans genannt) besitzen einen Küstenstrich von etwa 70 Meilen; Sugra mit 200 Häusern ist ihr Haupthafen. Der Stamm zählt 15,000 Menschen, worunter 4000 waffenfähige. Al Salih ist die Residenz ihres Sultans, 35 (engl.) Meilen von Aden. Die Uriadschi, östlich von den Fudhli's, sind ein mächtiger Stamm, der 7 bis 8000 Waffenfähige zählen soll; Haudha ist ihre Hauptstadt. Der kleine Stamm der Akrabis, (600 Menschen, 180 Waffenfähige), bewohnen etwa 20 Quadratmeilen an der Nordseite der westlichen Bay von Aden; sie waren stets freundlich gegen die Engländer gesinnt. Die Hauschebis, nördlich von den Abd Ali's, sind nicht sehr mächtig. Die Subeihis, westlich von Aden gegen Mokka hin, sind ein wandernder Räuberstamm ohne Städte und Dörfer. Im Charakter sind diese Araberstamme einander ziemlich gleich: verrätherisch, grausam und geldgierig, keiner traut seinem Nachbar ohne hinreichende Sicherheit. Dagegen muß man sagen, daß sie tapfer, stolz und keineswegs so knechtisch wie sonst Asiaten sind. Sie sind von schmächtigem Körperbau, zeigen aber viel Muskelkraft und Gewandtheit, und können große Strapazen ertragen. Die Engländer halten sich bis jetzt bloß auf die Defensive gegen dieselben, da sie fürchten müssen, daß sammtliche Araber sich gegen sie vereinigen. Man behauptet, der englische politische Agent in Aden habe positive Beweise erhalten, daß Mehemed Ali diese Stämme gegen die Engländer aufgereizt habe. Einer Uebereinkunft zwischen Mehemed Ali und den Stämmen zufolge soll ersterer die Seeküste mit den Städten, also auch Aden erhalten, das Innere aber den alten Eigenthümern, den Arabern, verbleiben.

*) S. Journ. of the geogr. Society. Vol IX Part. I.

**) Dieß ist nach Haines Karte falsch, denn diese setzt die Yaffai zwischen die Abd Ali und Fudhli, was auch den Verhältnissen angemessener ist.

Reiseskizzen aus dem Gouvernement Perm.

(Schluß des ersten Artikels.)

Das hiesige Gymnasium ist ziemlich groß für Perm: es sind 104 Schüler und 10 Angestellte und Lehrer darin. Hier ziehen auch die sogenannten Jermakswaffen (jermakowoje orushie) die Aufmerksamkeit auf sich. Sie bestehen aus einem großen eisernen Gewehr, 60 Pfund schwer, mit Schloß und hölzernem Schaft, aus zwei eisernen Kanonen von 2½ und 2 Arschinen Länge, aber mit so engen Mündungen, daß man sie mit Gewehrkugeln laden muß, endlich drittens aus einer Lunte. Das große Gewehr ist verziert mit eingeschlagenen, schuppenartigen Zierrathen und Damascirungen. Es liegen aber keine Beweise vor, daß dasselbe dem Eroberer Sibiriens gehört habe, denn es ist zu bemerken, daß Jermak vielfach im Andenken der Einwohner Perms lebt, und daß viele auf ihn bezügliche Sagen und Lieder sich noch jetzt erhalten haben. *) In Dörfern und

*) An einer Stelle am Ufer der Tschussowaja ist eine Anhöhe von etwa 30 Klafter Höhe und an derselben eine Höhle oder richtiger gesagt, ein sehr tiefer Brunnen, der noch jetzt den Namen der Jermakshöhle führt. Die Sage erzählt, daß Jermak, der

Weitern findet man bei jedem wohlhabenden Bauern, bei jedem Geistlichen, ein Bild Jermaks, meist aus Eisen; Jermak ist abgebildet im Panzer, manchmal auch im Helm, mit einer goldenen Medaille auf der Brust. Die Sibirier, die ihrem Helden wunderbare Thaten zuschreiben, legen allen alten Gegenständen seinen Namen bei, und jeder, der eine alte Schlangenflinte hat, nennt sie eine Jermaksflinte, und bietet alles Mögliche auf, um einen Fremden zu überzeugen, das alte Gewehr, das bei ihm im Stande vergraben liegt, habe sich einst in Jermaks Händen befunden, oder wenigstens in den Händen eines seiner Gefährten. Obiges Gewehr, das sich im Gymnasiumsgebäude aufbewahrt findet, reicht wahrscheinlich kaum über das Ende des 17ten Jahrhunderts hinauf, und befand sich vermuthlich in einem der Ostrogs oder Festungen, die im permischen Gouvernement zum Schutze gegen die Einfälle der Baschkiren in Menge vorhanden waren.

Wir gedachten lange in Perm zu bleiben, und ich war sehr erfreut, dieß merkwürdige Zwischenland zwischen Sibirien und Rußland kennen zu lernen, wo die Industrie fast in allen Zweigen merkwürdige Fortschritte gemacht hat, und die Natur und Einwohner von denen Rußlands so sehr verschieden sind, und beschloß mit einem meiner Bekannten einen Ausflug nach Tscherdyn zu machen; denn man hatte mir so viel von diesem wilden Lande erzählt, daß ich nur lieber gleich aufgebrochen wäre.

Bis zur Mündung der Tschussowaja zogen wir über Wiesen am Ufer der Kama, weil man eben den Weg über die Berge ausbesserte. Es war gerade Erntezeit, und ich hatte Gelegenheit, die hiesige Art des Heumachens zu beobachten, welche sich von der in den innern Gouvernements Rußlands völlig unterscheidet. Hier, wie im Gouvernement Wjatka, mäht man mit Gorbuschen. Diese sind länger als unsere Sensen, und werden auf einen ziemlich kurzen und krummen Stiel gesteckt. Um mit der Gorbusche zu mähen, muß man sich unaufhörlich bücken, was sehr mühsam ist, indeß können sich hier die Bauern nicht an die russischen Sensen gewöhnen, und behaupten, daß die Gorbuschen das Heu viel rascher und reiner abmähten, indem sie das Gras an der Wurzel träfen, und kein Hälmchen entwische. Dieß ist wahr, namentlich was die Schnelligkeit betrifft, weil die Gorbusche weiter ausgreift.

Es begann zu dunkeln, die Luft war ruhig, und die Kama floß dahin, glatt wie ein Spiegel. Das entgegengesetzte, mit pyramidalen Fichten bewachsene Ufer spiegelte sich im Wasser, und gab der Oberfläche des Stroms das Ansehen einer ungeheuren polirten Malachitmasse. Nebel deckte die Umgegend, und in dieser grauen Atmosphäre erschienen die mächtigen Bäume noch riesenhafter. Der Himmel war an einigen Stellen mit Wolken bedeckt, welche jeden Augenblick Farbe und Form veränderten; hie und da erglanzte ein Sternchen am Horizont und seine zitternden Strahlen funkelten auf dem Wasser. Das Gemälde war köstlich. Wir konnten uns nicht satt sehen, und bemerkten kaum, daß wir uns dem Uebergangspunkte über die Tschussowaja näherten, der eine halbe Werst von der Mündung beim Dorfe Lewschin sich befindet.

Das Wasser der Kama ist viel schwärzer als das der Tschussowaja, und selbst das Eis läßt sich unterscheiden. An der Mündung ist ihre Breite nur 80 Klafter, aber ihre Tiefe beträgt 7 Arschinen. Ihr Lauf ist etwa 550 Werste, wovon 475 schiffbar sind. Die Ufer der Tschussowaja sind durch ihre Steilheit bemerkenswerth, denn sie bieten zwei weiße, 10 bis 20 Klafter hohe Kalkmauern dar. Zwischen diesen strömt die Tschussowaja rasch dahin, und es kann nicht bloß keine menschliche Kraft Fahrzeuge stromaufwärts bringen, sondern auch abwärts ist die Fahrt nur im Frühjahr bei vollem Wasser möglich, da die reißende Strömung bald da, bald dort Untiefen erzeugt. Da ich viele Flüsse des Kamagebiets sah, so kann ich nicht umhin zu bemerken, daß alle an der linken Seite einfallenden Flüsse reißender sind, als die von der rechten. Der Grund ist einleuchtend: das Niveau der Kama ist in einem Thale, dessen linke Seite der Ural und dessen rechte Seite die in Vergleich mit dem Ural unbedeutenden Höhen im Gouv. Wjatka bilden. — Nachts kamen wir in das Hüttenwerk Polasna, das den HH. Lasarew gehört. Um den Verwalter bei Nachtzeit nicht zu wecken, hielten wir an, einem besondern Hause, das zur Aufnahme für reisende Beamte bestimmt ist. Solche Häuser finden sich auf jedem Hüttenwerk, und hierin kann man, wenn man auch nur zur 14ten Classe *) gehört, wohnen und essen, ohne auch nur eine Kopeke zu bezahlen. Ich habe vergessen zu bemerken, daß wir auch die Vorspanne auf den Hüttenwerken, zu denen wir kamen, nicht bezahlten. In Perm erhielten wir nämlich von allen Directoren oder Verwaltern Ausweise, auf deren Vorzeigen man uns allenthalben ohne die mindeste Bezahlung Pferde lieferte. Der Preis, den die Directoren selbst für jedes Pferd bezahlen, beträgt nur zwei Kopeken auf die Werst, und so mäßig auch dieser Preis erscheint, so ist er doch den hiesigen Bauern sehr vortheilhaft.

Am andern Morgen besuchten wir den Director, einen freundlichen Mann, dessen Gesichtskreis aber nicht sehr weit reichte, und dessen Gespräch, wie bei allen seinen Amtsbrüdern, sich hauptsächlich um sein Hüttenwerk drehte. Polasna, das 26 Werste von Perm liegt, ist erst seit 1794 angelegt, und liefert jährlich 40 bis 65,000 Pud Eisen, das hauptsächlich nach Nischneinowgorod verschifft wird; auch ist eine Nagelfabrik damit verbunden, die etwa 200,000 Nägel liefert. In geringer Entfernung finden sich Steinkohlen, die aber noch nicht benützt werden, da das Holz noch so wenig kostet; indeß geht man im Gouvernement Perm, namentlich auf den Salzwerken, äußerst verschwenderisch mit letzterem um. Bei Polasna findet sich auch eine säuerliche Quelle, die dem Wasser von Selters gleicht, aber noch nicht genau untersucht ist. Perm soll solcher Quellen überhaupt eine große Zahl besitzen.

Am zweiten Tag verließen wir Polasna, und mußten kurz

in der Zauberei sehr geschickt gewesen, hier überwintert, seine Schätze hier verborgen und den Geistern geboten habe, sie zu bewachen. Kecke Leute hätten schon versucht, sie zu holen, es sey aber noch keinem gelungen.

*) Dieß ist bekanntlich die niederste Rangclasse in Rußland

darauf eine bedeutende Höhe hinanfahren, von der man eine entzückende Aussicht hat. Rechts floß die Kama mit ihrem silbernen Gewässer, und das hohe, rechte Ufer mit seiner grünen Wiesenfläche schnitt scharf das Wasser vom Horizont ab; ganz in der Nähe erhob sich ein hoher, weißer Berg, dessen mächtige Felsen über das Thal hinein hingen und jeden Augenblick den Einsturz drohten. Rechts vor uns war ein öder Wald von Fichten, Roth- und Silbertannen, Lärchen und andern Nadelhölzern, aber nur selten stieß man auf eine junge Birke, oder eine zitternde Espe, die einsam, wie eine Waise, unter den ihr fremden Bäumen wuchs. Wir fuhren durch diesen Wald bald Berg auf, bald Berg ab, endlich stießen wir auf Lichtungen und kamen über feuchte Niederungen, wo Heu gemacht wurde, am Fuße eines großen Berges vorüber, der mauerartig sich über uns erhob. Er war mit schwarzen Fichten bedeckt, die sich zum Theil abwärts beugten, theils schon halb herabgestürzt waren und nur noch mit den Wurzeln hielten. Der Wind pfiff durch die Schluchten und Zweige, und sein dumpfes Geheul stimmte harmonisch zu der uns umgebenden Natur. Träg wand sich der Weg an diesem unheimlichen Berg vorüber, doch sobald wir ihn hinter uns hatten, erreichten wir die Koßwa.

Dieser Fluß ist außerordentlich reißend, noch mehr als die Tschussowaja: schon auf 100 Klafter hört man ihn über die Steine dahin brausen. Dieselben aus Kieseln und Sand zusammen geschwemmten Untiefen, wie in der Tschussowaja. Ufer und Boden sind übersäet mit rosenrothen, carmoisinrothen und grünen Kieseln, mit vielfarbigem Jaspis, Achaten und runden Quarzstücken. Die Koßwa ist, wo man übersetzt, nur 30 Klafter breit. Hier liegt am rechten Ufer ein ziemlich großes Dorf, Peremskoje, dessen Name an das alte Biarmien und Groß-Permien mahnt. Doch hievon später.

Unser Weg ging für dießmal nach Romanowo, wobei wir über die Jaiwa setzen mußten, deren Lauf ebenso reißend ist, als der der Koßwa. Der Weg führt hier nicht weit von dem sogenannten weißen oder Alabaster-Berg vorüber, dem die christlichen*) Umwohner nur mit abergläubischer Furcht sich nähern. So viel wir von unserm Postillon herausbrachten, hat man dort eine Höhle voll Knochen von Renn- und Elenthieren u. dgl. gefunden. Es sollen daselbst vor Alters die Wogulen ihren Göttern geopfert, das Fleisch verzehrt und die Knochen in jene Höhle zusammengeworfen haben. — Unter Gesprächen hierüber kamen wir an die Jaiwa, setzten über, und gelangten so nach Romanowo.

Chronik der Reisen.

Reise von Bangkok nach Pak-Phreek.

(Von dem Missionär Clemenceau der französischen geographischen Gesellschaft mitgetheilt.)

Diese Reise wird gewöhnlich in Barken unternommen, und dauert, je nach der Jahreszeit, in der sie unternommen wird, acht Tage bis einen Monat. Während der regnerischen Jahreszeit sind die Flüsse sehr reißend, und man kann nur mit Mühe aufwärts fahren. Sobald man über Bangkok hinauskommt, stößt man auf einen großen Canal, der westlich nach einem bedeutenden Flusse Mee-nam-taschin führt, welcher in den Oberlauf von Ana scheidenden Gebirgen entspringt. An dem Punkte, wo der Canal sich mit dem Flusse vereinigt, liegt eine kleine Stadt, Namens Maharai, welche Wälle und eine kleine Festung hat; die meisten Einwohner sind Chinesen. Fährt man den Taschin 20 Lieues weit hinauf, so kommt man in einen District Namens Lakaukeß, der durch seine Zuckerrohrpflanzungen berühmt ist. Auch hier wohnen fast nur Chinesen, die überhaupt in dem ganzen, von dem Taschin bewässerten Lande sehr zahlreich sind. Der Mee-Khlag mündet sich in geringer Entfernung von der Stadt in den Golf von Siam. Fährt man ins Meer hinaus, und folgt man der Südwestküste des Golfs, so kommt man bald in eine flamesische Stadt, wo gleichfalls Chinesen in Menge sich finden.

Von Mee-Khlag nach Pak-Phreek braucht man nicht weniger als acht Tage, um den Fluß hinaufzukommen, wenn man auch vom Morgen bis zum Abend rudert. In den ersten Tagen trifft man viele Wohnungen und drei beträchtliche Orte, von denen einer den Namen einer Stadt führt. Im ersten wohnen viele Chinesen, meist lauter Freimaurer, so wie eine Menge Diebe. Eine Tagereise von Mee-Khlag liegt Napri, sonst Noraburi, die königliche Stadt, genannt. Diese früher berühmte Stadt wurde während der Kriege zwischen den Siamesen und Birmanen mehrfach geplündert, wie das ganze umliegende Land. Sie ist gut befestigt, hat aber wenig Einwohner. Die Chinesen sind in der ganzen fruchtbaren Provinz sehr verbreitet. Eine Tagereise von Napri ist ein ziemlich bedeutender Ort, Namens Rathiram, dessen Einwohner fast lauter Chinesen sind, und sich mit dem Anbau von Tabak und Baumwolle beschäftigen. Von diesem Orte bis Pak-Phreek, wohin es noch eine Tagereise ist, findet man nichts Bemerkenswerthes: die Wohnungen sind in großen Entfernungen von einander, der Fluß ist minder tief und viel reißender, seine Ufer sehr hoch und mit unermeßlichen Wäldern bedeckt, worin Tiger in Menge hausen. Um sich gegen diese Thiere zu schützen, decken die Chinesen, welche den Handel auf diesem Flusse treiben, ihre Barken fast ganz, und schließen sie an beiden Enden.

Die Stadt Pak-Phreek hat gute Wälle aus Backsteinen; sie hat auf dem linken Ufer des Mee-Khlag eine schöne Lage, aber in einer gewissen Jahreszeit ist die Luft wegen der Nachbarschaft der Berge sehr ungesund. Der Fluß der Karier(?), so genannt, weil dieß Volk in großer Anzahl an seinen Ufern verbreitet ist und derselbe in ihren Bergen entspringt, fällt der Stadt gegenüber in den Mee-Khlag.

*) Krestschenyi, getauft, so nennt man dort häufig die Russen im Gegensatz gegen die landeseingebornen Tinnen.

Miscellen.

Wasservertheilung in Paris. Man beabsichtigt an der Seine zwischen dem Pont au Change und dem Pont de la Cité vier oder sechs Turbinen einzurichten, welche das Wasser nach allen Quartieren der Hauptstadt leiten würden. Man schätzt die Ausgabe auf 15 Millionen Franken. (Franz. Bl.)

Themseschifffahrt. Man berechnet das in der Themseschifffahrt vermittelst Dampf steckende Capital auf 5 Millionen Pfd. St. Der Dienst wird durch 15 Dampfschiffe betrieben. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Mai.)

Digitized by Google

Nr. 153.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Junius 1840.

Das brittische Colonialreich.

Als im Jahre 1770 die Angelegenheiten der nordamerikanischen Colonien die Aufmerksamkeit des englischen Parlaments wegen der steigenden Widersetzlichkeit der erstern in hohem Grade in Anspruch nahmen, und nun der Schritt geschah, diese Colonien durch das Parlament besteuern zu wollen, brauchte der Redner der Regierung den Ausdruck: „nun werden doch wohl diese durch unsere Sorgfalt groß gezogenen Colonien sich nicht länger sträuben wollen, einen Theil der Lasten auf sich zu nehmen, die wir uns auferlegt haben, um sie zu schützen und groß zu ziehen.“ Damals trat ein Redner der Opposition auf und sagte: „diese Colonien sollen groß gezogen worden seyn durch eure Sorgfalt? nein, sie wuchsen durch eure Vernachlässigung auf; sobald ihr euch um sie bekümmertet, geschah es nur, um Leute hinzuschicken, die sich von ihrem Schweiße nähren sollten.“ Seit 70 Jahren hat sich Manches in dem Colonialwesen der Engländer geändert, dieser Stand der Dinge ist aber wesentlich derselbe geblieben. Die Colonien sind im Durchschnitt bei der Vernachlässigung von Seite des Mutterlandes besser gefahren, als bei dessen vorsorglichem Einschreiten. Dieß ist freilich nur bis zu einem gewissen Sinne wahr, denn in allen Colonien gibt es Beschwerden, denen die Colonisten unmöglich selbst abhelfen können, und wenn sie nach England sich wenden, so stoßen sie auf Gleichgültigkeit und Unwissenheit. Die Colonial Gazette ist voll von Klagen über diesen Gegenstand, und die Specialitäten, die in derselben aufgeführt werden, lassen einen Einblick in die Zustände der englischen Colonialverhältnisse thun, der zu dem Ausspruch berechtigt: England stehe am Anfang der Periode, wie sie für Tyrus, für Portugal und für Holland seiner Zeit gekommen ist, wo dem Mutterlande die Kraft ausgeht, die unmäßig angewachsenen Colonien ferner zu beherrschen und zu schützen. Wir sehen hier von Ostindien ganz ab, das ein eigenes, mit England bloß zufällig verbundenes Reich bildet, und haben nur diejenigen Theile des Colonialreichs im Auge, welche als Colonisationsländer England besonders interessiren. Könnte dieß Land alle seine Colonien in Nordamerika, Westindien, Südafrika und Australien alle ohne weiteres frei und unabhängig sprechen, und nur Handelsverträge mit ihnen schließen, so würde wahrscheinlich für England ein pecuniärer Vortheil herauskommen, aber England kann dieß weder um seiner selbst, noch um seiner Colonien willen wünschen. Ueberläßt es Canada sich selbst, so muß dieß Land nothwendig in Zeit von 10 Jahren um seiner eigenen Erhaltung willen an die Vereinigten Staaten sich anschließen, und so den Nebenbuhler des englischen Handels und der englischen Seemacht verstärken. Wollte es Westindien aufgeben, so würden diese Inseln nicht erst in den nächsten zehn Jahren, sondern gleich im ersten Jahre an Nordamerika sich anschließen, und Englands Handel nach Westindien wäre zu drei Viertheilen vernichtet, abgesehen davon, daß der Schritt der Emancipation sich nicht mehr zurückthun ließe, und ohne englische Truppen wahrscheinlich der Kampf der weißen und schwarzen Race alsbald begönne. Würde das Cap sich selbst überlassen, so würden dort die Engländer ganz beseitigt, zwischen der holländischen und der eingebornen Bevölkerung bräche bald der Kampf der Racen aus, und die ersten würden eine Stütze an ihrem eigentlichen Mutterlande, an Holland, suchen. Eine Emancipation von Neusüdwales und Vandiemensland würde der Verbrecherbevölkerung und ihren Nachkommen unfehlbar das Uebergewicht in die Hand geben, die andern Colonien aber, wie Südaustralien und Australia Felix, sind noch zu schwach, um selbstständig zu seyn, und auch den leichtesten feindlichen Angriff zurückzuweisen. So sind alle diese Colonien noch an England geheftet, und eine Emancipation liegt, etwa die Colonien in Nordamerika ausgenommen, in einer sehr fernen Zukunft.

Doch nicht bloß die genannten Umstände verknüpfen jetzt noch das Mutterland und die Colonien, ein noch specielleres Interesse macht sie einander gegenseitig nothwendig: im Mutterlande ist Ueberfluß an Arbeit und an Capital, die Concurrenz der Capitalien ist in eine wahre wilde Jagd ausgeartet, und die Concurrenz der Arbeiter hat zu mannichfachem Elend geführt. In den Colonien dagegen ist Mangel an Capital und Arbeit. Das Mutterland kann beides liefern, und es handelt sich nur darum, den Austausch auf eine beiden vortheilhafte Art zu bewerkstelligen. So einfach diese Sache scheint, so verwickelt wird sie

Digitized by Google

durch die besondern Verhältnisse der einzelnen Colonien. Die englische Regierung oder vielmehr die Bureaux des Colonialamts sind noch gewohnt, die Colonien nach Willkür zu verwalten, und diese Willkür wird noch überdieß mit dem Siegel des strengsten Geheimnisses bedeckt, so daß von der Colonialverwaltung nur sehr wenig zur öffentlichen Kunde gelangt, so sehr auch das Land im Allgemeinen bei der öffentlichen Behandlung dieser Angelegenheiten interessirt ist. Die canadischen Angelegenheiten hatten seit 20 Jahren das Ministerium mannichfach beschäftigt, einzelne Stimmen der Unzufriedenen waren auch ins Publicum gedrungen; wäre aber nicht endlich eine Revolution daselbst ausgebrochen, so hätte sich die Angelegenheit, wenn kein äußerer Krieg dazu kam, noch 20 Jahre ohne sonderliche Beachtung hingeschleppt.

Aus diesen Gründen werden namentlich zwei Dinge gefordert: Oeffentlichkeit aller vom Colonialamt erlassenen Gesetze und Verantwortlichkeit der Colonialregierungen. Wären Parlament und Regierung hinreichend unterrichtet über die Colonialangelegenheiten, so würde die halbe Session des erstern durch diese Gegenstände in Anspruch genommen, aber der Colonien wird in den Thronreden kaum erwähnt, außer in Fällen der dringendsten Noth oder gar nur, wenn der Gegenstand die Parteien des Mutterlandes lebhaft interessirt. Die Angelegenheiten des Caps, die Auswanderung der Boers, denen, wenn es ihnen gut geht, höchst wahrscheinlich noch der größte Theil der übrigen holländischen Bevölkerung nachfolgt, sind nie Gegenstand einer Parlamentsdebatte gewesen, und als das Parlament auf den Antrag der Minister im vorigen Jahre sich mit der Angelegenheit von Jamaica befaßte, machte sich die Opposition eine Waffe daraus, um das Ministerium in Verlegenheit zu setzen, und die Folge war, nicht etwa ein Rücktritt des Ministeriums, sondern eine veränderte, und höchst wahrscheinlich verderbliche (S. Nr. 64 v. d. J.) Richtung des Verfahrens in der Streitfrage zwischen Pflanzern und Negern. Fordert ein Minister das Parlament auf, eine gesetzliche Acte für eine Colonie zu erlassen, so verlangt er in der Regel nur, daß man die Krone, d. h. das Colonialamt, ermächtige, die entsprechenden Verordnungen zu erlassen. Und auch dieß geschieht nur in Fällen, wo man die in Colonialangelegenheiten sehr weit gehende Prärogative der Krone nicht für hinreichend erachtet. In allen andern Fällen, und deren ist die bei weitem größte Zahl, wird das Parlament gar nicht beigezogen, und das Colonialamt erläßt Verordnungen oder erläßt sie nicht, gerade wie es ihm gefällt, ohne sich jemals auf Gründe dafür oder dawider einzulassen. Dazu kommt noch der häufige Wechsel der Colonialminister,*) so daß es dem jeweiligen Chef dieses Ministeriums gar nicht möglich ist, sich mit den Details seiner Amtsgeschäfte bekannt zu machen und die genannten Verordnungen somit in der Regel das Werk ziemlich untergeordneter Beamten sind, bei denen gar leicht ein Bureauschlendrian eintritt, welcher bei der großen Entfernung der meisten Colonien doppelt und dreifach verderblich wirken muß. Als Abhülfsmittel gegen diesen Mißbrauch hat man vorgeschlagen, daß alle gesetzgebenden Verordnungen des Colonialamts, nämlich solche, wie sie das Parlament für England abfaßt und auch für die Colonien abfassen würde, wenn es die nöthigen Kenntnisse und die Zeit dazu hätte — unverweilt beiden Häusern des Parlaments mitgetheilt würden, so daß sie Gegenstand der öffentlichen Besprechung werden könnten.

Der zweite Punkt ist die Verantwortlichkeit der Colonialregierungen den gesetzgebenden Versammlungen der Colonien gegenüber. Dieß ist ein äußerst häklicher Punkt, der in einzelnen Colonien kaum besiegbare Schwierigkeiten darbieten möchte. Durham hat eine solche Einrichtung für Canada vorgeschlagen: sie besteht einfach darin, daß die Regierung des Mutterlandes den Gouverneur ernennt, dieser aber seine Minister oder Räthe aus der Majorität der gesetzgebenden Versammlung der Colonie wählt, gerade wie dieß in England mit dem Parlament der Fall ist, dessen Majorität über das Daseyn der Ministerien entscheidet. Es wäre allenfalls auch nicht schwer, die Gränzlinie zu ziehen zwischen denjenigen Gegenständen, welche das Colonialparlament verwerfen darf oder nicht. Es hätte keine Macht über den Gouverneur, der durch eine hinreichende Besoldung unabhängig gestellt wäre; es hätte keine Gewalt über die englischen Truppen in der Colonie; es könnte keinen Zollbeamten der Colonie absetzen, da diese von der Zolladministration in England ernannt wären, aber es hätte völlig freie Hand hinsichtlich der Verwaltung im Innern. In Canada hätte, wie gesagt, die Einführung einer solchen verantwortlichen Regierung nur geringe Schwierigkeit, und Hr. Poulett Thompson scheint auch mit allen Vorbereitungsmaaßregeln dazu beauftragt zu seyn; aber in Westindien, auf dem Cap und in Australien bieten sich die ernstlichsten Hindernisse dar.

Das Zerwürfniß zwischen der gesetzgebenden Versammlung in Jamaica, das hier als der Repräsentant sämmtlicher englisch-westindischer Inseln gelten kann, haben wir schon öfters erwähnt. Sie ist gewählt von den Pflanzern und andern Weißen, die ungefähr den Negern gegenüber in derselben Lage sind; die Versammlung ist demnach ganz im Interesse der Pflanzer und den Negern feindlich, selbst die Emancipation mußte ihr abgenöthigt werden, und alle ihre spätern Schritte zielten nur dahin ab, die Sklaverei, die man dem Namen nach nicht mehr behaupten konnte, wenigstens noch indirect der Sache nach aufrecht zu erhalten. Zu dem Ende griff die Assembly von Jamaica gerade zu denselben Mitteln, wie einst die französischen Republicaner: man suchte die Neger durch unmäßig strenge Gesetze und erschwerte Ansiedlung auf kleinen Grundstücken zum Verbleiben auf den großen Pflanzungen zu nöthigen. Wegen dieses Bestrebens zerfiel der vorige Gouverneur von Jamaica gänzlich mit der Assembly, und weil das Ministerium des Mutterlandes fürchtete, auf diese Weise die Früchte der ganzen Emancipationsmaaßregel zu verlieren, und den Krieg zwischen den Racen allmählich ausbrechen zu sehen, so wollte es die ganze Verfassung von Jamaica auf fünf Jahre suspendiren, um in der Zwischenzeit so viele Neger und Farbige zu eigenem Besitz gelangen zu lassen, daß sie einen bedeutenden Theil der Wähler bildeten, und sich dann durch ihre Repräsentanten

*) Seit 1827 waren es ihrer zehn.

Digitized by Google

in der Assembly selbst schützen und vertheidigen könnten. Unglücklicherweise aber benützten die Parteien im Mutterlande diese streitige Frage als Waffe, um ihre Gegner aus dem Sattel zu heben, das Ministerium mußte sein Benehmen ändern, und schickte einen Gouverneur hin, der sich mehr auf die Seite der Pflanzer hielt, was aber die Schwierigkeit keineswegs löste, sondern vermehrte: je mehr man die Neger indirect zum Arbeiten auf den Zuckerplantagen zwingen will, desto weniger zeigen sie sich geneigt dazu; dadurch wird das Land werthloser, und die Neger benützen dieß, um sich selbst anzukaufen. Auf diese Weise werden der Hände, die um Lohn für andere arbeiten wollen, immer weniger, und die weiße Classe, welche noch immer die Repräsentanten wählt, immer unzufriedener. Die Regierung muß nothwendig mit ihrer Macht zwischen den Weißen und Schwarzen vermittelnd eintreten, und kann somit nicht die gesetzgebende Versammlung der Weißen nach Gefallen walten lassen. Hier hat also das beliebte System, die Colonien durch Regierungen verwalten zu lassen, welche den Assemblies verantwortlich wären, eine bedeutende Lücke, denn es würde rein zum Unsinn.

Kaum geringer möchten sich die Hindernisse auf dem Cap gestalten, wo es sich nicht bloß um verantwortliche Regierung, sondern sogar noch um Einführung der repräsentativen handelt. Aber wie soll dieß geschehen? Wer will das Verhältniß zwischen Engländern, Holländern und Eingebornen festsetzen? Will man die letztern ganz ausschließen? Keine Colonie erfordert dringender eine Gesetzgebung von Seite des Reichsparlaments, aber hier liegt der Knoten in den Fragen: was ist das Verhältniß zwischen den weißen und farbigen Racen, zwischen Holländern und Engländern, und welche Form könnte man auch nur einer repräsentativen Verfassung geben? Kaum besser, ja in mancher Beziehung schlimmer sieht es in Australien, in Neusüdwales und Vandiemensland, aus. Welchen Grad von politischer Macht will man in die Hände der Verbrecher und ihrer oft nicht bessern Nachkommen legen? Wo will man die Gränze ziehen, jenseits deren keine politischen Rechte mehr statt finden? Das sind Fragen, die wohl keiner leichthin sich zu beantworten getrauen wird, deren Beantwortung vielmehr nur erst angebahnt ist durch die jetzt ausgesprochene Absicht, das Deportationssystem aufzugeben. Die Colonial Gazette macht hierüber die Bemerkung: „die feindlichen Factionen der „Freien" und „Emancipisten," welche aus dem System der Deportation hervorgegangen sind, und hinsichtlich der Bitterkeit ihres gegenseitigen Hasses den Franzosen und Engländern in Niedercanada gleichen, werden bald aufhören, die Colonie zu zerreißen, und sie untauglich zu freien Institutionen zu machen." Bis jetzt also noch muß man sie als untauglich hiezu ansehen, und die Einführung einer Repräsentativregierung und in noch höherem Maaße einer verantwortlichen Regierung ist fürs erste noch ein Unding. Die Panacee also, die man vorgeschlagen, paßt für den Augenblick nur für Canada, nicht für Westindien und nicht für das Cap und Australien.

(Schluß folgt.)

Die Dajaks in Borneo.

Ein Beitrag zu ihren Sitten und Gebräuchen.

Die Dajaks in Borneo bilden unstreitig den zahlreichsten Volksstamm im asiatischen Archipel. Sie verbreiten sich über den größten Theil von Borneo und Celebes, und ihre Stämme sind so verschieden, daß man in jedem Flußgebiete auf fremdem Boden wandelt. Von einer Landschaft zur andern besteht hier kein freundlicher Verkehr, keine theilnehmende Annäherung; Raub und Tod sind die Losungsworte der verwilderten Menschheit. An jeder Stromesmündung liegen Feinde in den mächtigen Rohrgewächsen verborgen, und harren auf Beute, wie das Krokodil dieses unwerthbaren Landes. Jeder Fluß hat seinen Gebieter (Radscha), und große Flüsse haben mehrere. In diesem Fall sind sie unter Einem Haupte vereinigt. Unter dem Radscha von Wahanh stehen sechzig untergeordnete Häuptlinge; unter jenem von Sedgen zählt man fünfzig, und das Oberhaupt von Selgi gebietet über 140 angestammte kleinere Herrscher. Selgi ist ein großes Gebiet, zählt aber nur etwa 150,000 Seelen, welche mit eiserner Hand geführt und in drei Classen getheilt werden. Die erste Classe besteht aus den auserlesensten Kriegern, welche besondere Zeichen tragen und große Vorrechte genießen. Die zweite Classe verfertigt Waffen, nämlich Streitärte, Sperre, Schilde, Pfeilröhren und Pfeile, und die dritte ist mit dem Reisbau, der Verfertigung von Kriegskleidern und Zierrathen für die Weiber beschäftigt. Der Radscha von Selgi hat sechzehn Frauen, welche sämmtlich Töchter der untergeordneten Häuptlinge sind. Er selbst und seine beiden Söhne sind außerordentlich kriegslustig; nur im Blute finden sie Gefallen. Im Jahre 1822 widmeten sie drei Monate der Zerstörung fremder Gebiete. Siebzehn Dörfer wurden vernichtet, die Männer und alten Weiber erschlagen, Mädchen und Kinder gefangen genommen. Vierzig Kriegsboote, jedes 65 Fuß lang und mit 40 bis 80 Mann bewaffnet, zogen aus; ihre Absicht war auf Männerschädel und Sklaven gerichtet. Hundert und dreizehn Mädchen, zweihundert Kinder und siebenhundert Schädel waren die Früchte ihrer Thaten. Die Kriegsboote sind dieselben, wie bei den Neu-Seeländern, und werden aus Einem Baumstamme gebauen. Für den Radscha und seine Weiber wird ein besonderes Boot bestimmt, das 105 Fuß lang ist. Die Zahl der Krieger bestimmt die Zahl der Ruder, und ihre Geschwindigkeit bei der Thalfahrt ist so groß, daß sie 3 bis 4 Meilen in Einer Stunde zurücklegen.

Auf ihren Streifzügen legen die Dajaks die größte Beharrlichkeit zu Tage. Kundschaft zu neuen Raubzügen ziehen sie von den gefangenen Weibern ein, die dem Sieger bald ergeben sind, und die Lage anderer Dörfer verrathen. Wenn sie auf einen Zug ausgehen, werden ihre Boote nie bei Tage auf dem Flusse gesehen. Eine halbe Stunde, nachdem es dunkel geworden, reisen sie ab, und rudern in der größten Stille pfeilschnell am Ufer entlang. Ein Boot folgt nahe am andern, und die Ruderstiele werden mit zarter Baumrinde umwickelt, damit kein Laut hörbar wird. So geht es die ganze Nacht rasch vorwärts. Eine halbe Stunde vor Tagesanbruch werden die Boote an dichtbeschatteter Stelle aufs Land gezogen, und hinter dem Gesträuche versteckt, damit man vom Flusse aus nichts von ihnen sehen kann. Hier, im Schatten dichtbelaubter Bäume, wird geschlafen; Affen und Schlangen dienen zur Nahrung. Sind diese Dinge nicht zu haben, so essen sie wilde Früchte und Kräuter, und sollte der Radscha Lust nach Fleisch bekommen, so wird einer von den Kriegern aufgezehrt, dessen Schädel zur ersten

Digitized by Google

Zierde des Streifzugs dient. Während ein Theil der Räuberhorde mit Kochen und der Jagd beschäftigt ist, schwingt sich der andere auf die höchsten Bäume, um das Land zu erspähen, und wo in weiter Ferne Rauch bemerkt wird, da liegt eine einzelne Wohnung oder ein Dorf (Campong).

Sogleich werden Anstalten zu einem nächtlichen Ueberfalle getroffen. Die Boote werden in Bereitschaft gesetzt, und nähern sich bis auf eine halbe Stunde ihren Schlachtopfern. Ein Theil der Bande zieht zu Lande durch das Gesträuch, und kommt in dunkler Nacht in der Nähe des Dorfes an, wo jeder Fußpfad besetzt wird. Um dieselbe Zeit erscheinen auch die Boote auf der Flußseite im Angesichte des Dorfes. Hier werden die Kriegskleider angelegt, und eine Stunde vor Tagesanbruch wird auf allen Vieren dem Dorfe entgegengekrochen. Alle Streiter ziehen aus, mit Ausnahme von zwei, welche in jedem Boote zurückbleiben, und zwölf Mann, die zur Bewachung der Weiber bestimmt sind. Zwanzig Minuten vor Tagesanbruch werden brennende Pechkugeln (damar) auf die blätternen Dächer der Häuser geschleudert, und sobald der Brand auflodert, wird das Kriegsgeschrei erhoben. Die fliehenden Bewohner, von allen Seiten eingeschlossen, rennen ihren Mördern in die Hände. Die Männer werden mit Speeren durchstochen oder fallen unter den Streichen der Aexte. Weiber und Kinder wollen in das Waldgesträuch entfliehen, finden aber dort ihre Widersacher und gerathen in Gefangenschaft. Nicht eine lebendige Seele darf entwischen, damit keine Kunde nach andern Dörfern gelange. Wenn der Tag am Himmel graut, lodern die Flammen hoch auf, und die Streitärte triefen in jeder Richtung von Blut. So lange der Mond die Nächte bescheint, liegen diese Räuber in den Wäldern verborgen; das Höllenwerk wird nur in der Dunkelheit vollzogen. Starke Regengüsse, ehe die Arbeit beginnt, sind ihnen zuwider, weil die Häuser langsamer sich entzünden; aber ein leichter Schauer wird gewünscht, weil er auf den blätternen Dächern rasselt, und die Bewohner, besonders gegen den Morgen, in tiefern Schlaf versenkt. Sobald keine männliche Seele mehr athmet und die Weiber und Kinder zusammengetrieben sind, werden die alten Frauen geschlachtet, die Männerköpfe gesammelt und das Hirn aus den Schädeln genommen, welches über Feuer geräuchert und getrocknet wird. Schädel — nur Schädel wollen sie haben; alles Uebrige ist Nebensache. Die gefangenen Weiber und Kinder gehören dem Radscha, und von 700 Schädeln bekam Selgi und seine Söhne 250 Stücke. Die ganze Bande verzehrt Menschenfleisch; doch sind einige Mitglieder darunter, die es bloß bei gewissen Festlichkeiten genießen wollen, z. B. bei der Geburt eines Kindes, bei Hochzeiten oder Leichenbegängnissen. Darum muß jeder Festtag einen neuen Schädel bringen, ohne welchen keine Fröhlichkeit möglich ist. Alle Krankheiten, besonders aber die Pocken, schreiben sie einem bösen Geiste zu, den nur ein Menschenkopf besänftigen kann. Wenn ein Datak viele Schädel erbeutet hat, ist er stolz wie ein Radscha, und mit Selbstgefühl tritt er vor seinen Gebieter; ist er aber nicht glücklich gewesen, verkriecht er sich vor seinen Genossen.

Der Kriegerstamm der Daiaks ist ausgezeichnet durch körperliche Schönheit, Gewandtheit und Muth. Von einem Aste zum andern schwingen sie sich vom Boden hinweg mit der Hand auf den Gipfel eines Baumes, und schnell wie der Blitzstrahl schleudern sie sich herab. Ohne sich zu beschädigen, verstehen sie es so geschickt auf die untersten Aeste zu fallen, daß sie mit einem Sprunge wieder auf dem Boden stehen. Mitten in den reißendsten Strömungen schwimmen sie mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, fallen im Wasser die Krokodile an und erlegen sie mit ihren Aexten. Wenn ein Boot bei Nacht den Fluß herabfährt, werfen sie sich einige hundert Fuß höher ins Wasser, schwimmen darunter fort, bis sie ihre Beute erreicht haben, tauchen dann schnell auf, fassen den Gegner bei den Haaren, und mit Einem Schlage bleibt der Kopf in den Händen. Die Kleidung der Krieger wird aus wilden Thierhäuten gemacht. Jene des Radscha besteht aus Tigerfellen, die übrigen tragen schwarze Bärenhäute. Brust und Rücken werden damit gedeckt; die Arme bleiben frei. Auf dem Kopfe haben sie zur Bedeckung einen wunderbaren Helm, welcher auf sehr künstliche Weise von Bambusholz gemacht ist und von keinem Pfeile durchbohrt wird. Ueberdieß ist jeder Krieger mit einem leichten, hölzernen Schilde versehen, welcher mit einem Felle überzogen wird. Diese Schilde sind gewöhnlich fünf Fuß hoch und zwei Fuß breit, nach innen gebogen und werden am linken Arme getragen. Wenn Häuptlinge sich bekämpfen, werfen sie die Schilde weg, scharmützeln zuerst mit Pfeilen, und kommen zuletzt ins Handgemenge. Ueberraschung ist ihr Zweck; aber beide Kämpfer sind verschmitzt, und nicht leicht gelingt der Anschlag. Solche Zweikämpfe sind gräßlich. Furcht kennen sie nicht; nur wenn einer der beiden Streiter in Stücke gehauen ist, hört der Kampf auf. Kein Europäer kann sich mit ihnen messen; kaum ein gewandter Fechter kann ihren Streichen sich entziehen.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Hawkshaw über fossiles Holz. Hawkshaw las in der geologischen Gesellschaft in London ein Memoire über fossile Bäume, die man bei den Ausgrabungen der Eisenbahn von Manchester nach Bolton gefunden hatte, und stellt die Ansicht auf, das Holz sey auf dem Boden gewachsen, wo man es fand. Die rasche Zerstörung der Dikotyledonen in den tropischen Gegenden kurz nach ihrer Fällung macht es ihm wahrscheinlich, daß die ungeheuren fossilen Bäume, die man im kohlenführenden Terrain findet, dem Umstande zuzuschreiben sind, daß nach der Zerstörung ihres Innern sie sich mit neuen Niederschlägen füllten. Die Geologen betrachten sie mit Unrecht als Fossilien von Monokotyledonen. In den tropischen Wäldern von Venezuela zwischen 8° und 10° N. B. sah Hawkshaw, wie wenige Monate hinreichten, um die größten Dikotyledonenstämme im Innern zu zerstören, namentlich in den niedern Wäldern an der Küste. Aehnliches sieht man äußerst selten bei den Monokotyledonen. Die niedern Striche, wo die Zerstörung am schnellsten ist, haben einen weichen, tiefen und feuchten Boden, wo der Bambus z. B. zwischen den Bäumen wächst. Hawkshaw sagt, daß sie häufig überschwemmt werden, und erklärt somit, wie die Kohlenschichten, die sich bilden müssen, wenige Spuren von Dikotyledonenpflanzen enthalten, und nur hohle, fossile Bäume darbieten. Er zieht daraus den Schluß, daß die Abwesenheit von Dikotyledonenpflanzen in den Kohlenschichten nicht beweist, daß die Bäume ursprünglich hohl waren, und daß sie wohl aus den obenangeführten Gründen hohl geworden seyn können. (Athenäum vom 4 April.)

Temperatur des algierischen Küstenlandes. Die gelehrte Commission unter Bory de St. Vincent hat ihre ersten Nachrichten aus Algier mitgetheilt; man ersieht daraus unter Anderm, daß das Küstenland den Winter über stets eine mittlere Temperatur von 11° bis 12° (Centigrad?) hatte, wobei die Vegetation prachtvoll war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 154.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Junius 1840.

Ferdinand Jose Artigas *)

war zu Montevideo, der Hauptstadt der Banda Oriental, um das Jahr 1766 geboren. Sein Vater besaß einiges Grundeigenthum in der Nähe dieser Stadt, und gehörte zu der Classe der Haciendados, welche man ziemlich richtig mit dem Namen Landedelleute übersetzt hat. Die literarischen Kenntnisse, welche der junge Artigas erwarb, mochten so ziemlich dieselben seyn, wie die der bessern Classe seiner Landsleute, und hauptsächlich im Lesen und Schreiben bestanden haben, obwohl Einige behaupten, er habe diese Kenntnisse erst in spätern Jahren erworben. Dagegen machte er schon früher große Fortschritte in allen den Künsten, die ihn befähigen konnten, dereinst das Haupt der wilden Bewohner der Pampas zu werden, nämlich im Reiten, der Aufsicht über die Heerden und im Handel mit Häuten im Verein mit bewaffneten Schmuggelbanden, Contrabandistas, einer höchst verwegenen Menschenclasse. **) Sie waren die ächten Landfibustier, eben so furchtlos und eben so keck in ihren nicht minder umfassenden Unternehmungen.

Wie in Nordamerika Frankreich und England einander gegenüber standen, so waren Spanien und Portugal Rivalen in der neuen wie in der alten Welt. Der Haß der Mutterländer theilte sich den Colonien mit, und verwickelte sie in unaufhörliche Kämpfe, namentlich über die Gränzen beider Reiche ostwärts vom La Plata. Die Banda Oriental, jetzt ein unabhängiger Staat zwischen der La-Plata-Republik und dem brasilianischen Reiche, war damals schwach bevölkert, und bot den Portugiesen eine gute Gelegenheit zur Einrichtung eines Schmuggelhandels dar, wobei portugiesische Waaren gegen spanische ausgetauscht wurden. Dieser Schmuggelhandel ging so weit, daß der ordentliche und gesetzmäßige Handel beinahe vernichtet wurde. So keck waren diese räubermäßigen Kaufleute geworden, daß sie den Handel oft mit dem Säbel in der Faust abmachten, und beim geringsten Vorwand ihre Käufe mit Blut bestegelten. Häufiger Verkehr mit solchen Leuten und eine vorherrschende Neigung zu einem zügellosen, umherschweifenden Leben veranlaßten Artigas frühzeitig, sich nicht nur der elterlichen, sondern auch der bürgerlichen Obergewalt zu entschlagen. Er begann seine Laufbahn, indem er räuberische Ausflüge mit diesen bewaffneten Schaaren unternahm; der Erfolg machte ihn kecker, und bald wurde er der Schrecken der Provinz. Localkenntniß dieses wilden, pfadlosen Landes war eine unerläßliche Bedingung eines guten Erfolges in diesem Schmuggelhandel, und hierin zeichnete sich Artigas bald vor seinen Gefährten eben so sehr aus als in Gewandtheit und Körperstärke, in Reitkunst, unbezwinglichem Muth und Ausdauer, so wie in geistiger Ueberlegenheit, die allen seinen andern Vorzügen erst den vollen Werth verlieh. Die Gewalt, welche er über seine rohen Genossen übte, war unwiderstehlich, jede Gelegenheit erwies seine Tauglichkeit zum Oberbefehl, und man kann weniger sagen, daß er darnach strebte, als daß die Gefahr und die Noth ihm denselben aufdrangen. Artigas wurde der Lieblingsanführer seiner Schaar, und der Schrecken nicht bloß des Landvolks, sondern auch der spanischen Behörden. Selbst die furchtlosen und trotzigen Contrabandistas betrachteten mit Erstaunen und Bewunderung die Schlauheit und unbeugsame Entschlossenheit, mit der er seine Plane entwarf und ausführte, die Justizbeamten listig hinterging, und die gegen ihn ausgesandten Truppen mit nie fehlender Sicherheit abschnitt. Ein Marsch von 30 bis 40 Stunden in Einer Nacht brachte ihn plötzlich in den Rücken der königlichen Truppen, und bei dem Ungestüm und der Heftigkeit, mit der er über sie herfiel, zerstäubten sie gewöhnlich wie Spreu vor dem Winde.

*) Wir glauben unsern Lesern einen nicht unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir die bis jetzt nur unvollständig und verstümmelt bekannte Geschichte dieses einst berühmten Insurgentenführes hier nach Tatts Magazine, Mai 1840, mittheilen, da manches nach der hier gegebenen Darstellung ein anderes Ansehen als bisher gewinnt. A. d. R.

**) Diese Nachricht über die frühere Geschichte von Artigas beruht auf der Autorität von General Miller, doch gibt es eine noch weit romantischere. Er soll sehr jung Montevideo verlassen, sich den räuberischen Gauchos angeschlossen, und ihre Sitten und Gewohnheiten so vollständig angenommen haben, daß er seine Eltern und seinen Geburtsort fast vergaß. Nach vielen Jahren habe ihn der Zufall in die Mauern von Montevideo gebracht, und eine schwache Rückerinnerung an die Scenen seiner Jugend habe zu Nachfragen und Erklärungen geführt, die ihn endlich in die Arme seiner Eltern brachten, welche ihn verloren gegeben hatten. Diese Nachricht ist indessen wahrscheinlich falsch.

Digitized by Google

Durch solche rasche, außerordentliche Bewegungen gewann er die meisten seiner Siege. Steile, wilde Pfade, andern Menschen unbekannt oder unzugänglich, Walder, in denen regelmäßige Truppen nicht fortkommen konnten, waren ihm und seiner Schaar so bekannt und vertraut, wie die großen Straßen durch die Pampas. Auf solchen Wegen machte er Einfälle in die benachbarten Provinzen von Brasilien, holte von da seine Schmuggelwaaren, und trieb die Heerden fort, um sie in der Banda Oriental zu verkaufen. Aber er achtete das Eigenthum derer, die nicht gegen ihn auftraten, — ob er sich ein Schutzgeld von ihnen zahlen ließ, weiß man nicht, — und seine unfehlbare Rache traf nur die, welche seinem Handel Hindernisse in den Weg zu legen suchten. Zugleich beobachtete er feste Ordnung in seiner Schaar, und hielt sie in strenger Unterwürfigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Das brittische Colonialreich.

(Schluß.)

Eine Verwaltung der Colonien durch Repräsentativversammlungen und verantwortliche Regierungen ist also, mit alleiniger Ausnahme von Canada, bis jetzt noch ein frommer Wunsch, ja in Westindien gar nicht, und in Neusüdwales nur mit großen Einschrankungen wünschenswerth. Es bleibt somit, da das englische Parlament bei seiner durchgängigen Unkenntniß der Colonialangelegenheiten keineswegs mit Aussicht auf günstigen Erfolg sich mit der Gesetzgebung für die Colonien beschäftigen kann,*) nur übrig, daß der Regierung die Verwaltung der Colonien allein überlassen bleibe, nur mit der Bedingung, daß sie alle gesetzgebenden Acte für dieselben bekannt mache. Einen großen Beitrag zur Oeffentlichkeit werden die unter mannichfachen Benennungen erscheinenden Journale liefern, die sich ausschließlich mit den Colonialangelegenheiten, theils mit sämmtlichen, theils mit speciellen befassen wenigstens werden sie das Ihrige dazu beitragen, daß periodisch die Lage und die Zustände jeder Colonie durch Parlamentscommittees untersucht, und die geeigneten Personen vernommen werden, damit das Parlament sich mit einer Colonie nicht erst dann wieder beschäftige, wenn ein Aufstand in derselben ausgebrochen, oder ein feindlicher Einfall erfolgt ist.

Die Colonial Gazette vom 5 und 12 Februar enthält eine ganz ergötzliche Untersuchung, wo denn eigentlich das Mutterland ist, welches eine so ungeheure, theils gute, theils schlimme Macht über die Colonien ausübt, und findet heraus, daß dieß nicht die Krone, nicht das Parlament, auch nicht der Colonialminister ist, sondern irgend ein untergeordneter Beamter des Colonialamtes, den sie im Spotte Hrn. Mutterland nennt. Die Vorzüge und Nachtheile dieses geheimen Bureauregiments werden hier mit einer ungemeinen Richtigkeit und Anschaulichkeit geschildert, und namentlich auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß dieß Regiment durch seine Stätigkeit und den Reichthum an Kenntnissen der einzelnen Zustände von hohem Werth sey, daß aber gerade die großen Fragen dabei unbeachtet und unberücksichtigt blieben. Das schlagendste Beispiel hievon ist Canada, wo die Bureaumenschen ihr Geschäft vortrefflich gethan zu haben glaubten, wenn sie wohl ausgearbeitete Depeschen über die Gewalt der Krone und die Rechte des canadischen Parlaments abschickten, aber ganz übersahen, daß all dieser Streit nur den tiefer liegenden Kampf der Racen verschleierte, bis endlich Lord Durhams, oder richtiger gesagt Ch. Pullers, Bericht den Schleier wegzog, und die klaffende Wunde in ihrer Nacktheit zeigte.

Gegenwärtig dreht sich der Streit namentlich über die Colonisationscommission, deren wir im Anfange des vorigen Monats (s. Nr. 123) erwähnt haben: man greift lebhaft einzelne Mitglieder derselben, namentlich aber den Punkt an, daß die aus dem Erlös der verkauften Ländereien erhaltenen Summen auch zu anderen Zwecken als zur Absendung von Emigranten sollen benützt werden können. In der Colonie Südaustralien wurde zuerst der Grundsatz festgestellt, und überhaupt der ganze Fortgang der Colonie darauf gebaut, daß der Verkauf der Ländereien dazu dienen solle, um Emigranten, namentlich arme, aber arbeitsfähige Leute, nach der Colonie zu senden, und dadurch fortwährend dem in allen neuen Ansiedlungen fühlbaren Mangel an Arbeitern abzuhelfen. Ursprünglich bestand eine Committee aus neun Mitgliedern, von denen nur eins, Oberst Torrens, bezahlt war, ausschließlich für Südaustralien. Lord John Russell, der jetzige Colonialminister, ernannte eine allgemeine Colonisationscommittee mit drei bezahlten Commissären, Torrens, Villiers und Elliot. Man fand die Aenderung insoferne besser, als bezahlte Beamte in der Regel den Dilettanten vorzuziehen sind. Dagegen tadelt man den allgemeinen Charakter, den man der Commission gab: die vorherige arbeitete nur für Südaustralien, und die Commission rechnete es sich zur Ehre, diese besondere Colonie in ihrem Fortgang gefördert zu haben; jetzt soll die Commission für alle sorgen und somit geschieht für jede einzelne wenig, um so mehr, als sich in den mächtigsten Colonien noch bedeutende Schwierigkeiten erheben. In Canada, wohin man den Strom der Auswanderung von Capital und Menschen hauptsächlich zu richten wünscht, muß vorerst die Vereinigung beider Provinzen in Eine vollzogen, und die Frage über die vorbehaltenen Kirchenantheile*)

---

*) Ein auffallendes Beispiel ist die sogenannte „Canada Tenures Act,“ wodurch der Vorbesitz gesetzlich und auf festere Grundlagen gestützt werden sollte. Die Bill war vom Oberrichter in Nieder-Canada entworfen, der aber unglücklicherweise England verließ, ehe sie Volk durchs Parlament ging. Hier wurden dem oder jenem Parlamentsgliede in Betreff einzig unsichtbaren ganz harmlose Aenderungen vorgenommen, da war dort einige Worte ausgelassen, und der Effect war, daß dadurch den Seigneurs in Canada ein bedeutender Vortheil über ihre Hintersassen, — wenn man dies Wort hier gebrauchen darf, — eingeräumt, und alle Eigenthumsrechte auf Grund und Boden erschüttert wurden (S. Colonial Gazette vom 5 Febr.)

*) Clergy reserves. Seit dem Jahre 1791 wurde in Canada bei allen neuen Landverwilligungen der 7te Theil eines township oder Districts für die Kirche zurückbehalten. Darunter verstand man die Staatskirche. Da aber diese ihre Antheile nicht in Besitz

Digitized by Google

entſchieden ſeyn. Die weſtindiſchen Inſeln verlangen gleichfalls ihren Antheil an dieſer Auswanderung; für dieſe müßte aber erſt die geeignete Menſchenrace aufgefunden werden, da europäiſche Naturen bei der Arbeit in Weſtindien zu Grunde gehen. Auf dem Cap ſchreckt das Verhältniß zwiſchen Holländern und Engländern vielfach von aller Einwanderung ab, und in Neuſüdwales verbraucht die Regierung einen großen Theil des Ertrags der Landverkäufe zu ihren laufenden Ausgaben. Bis alle dieſe Schwierigkeiten und widerſtreitenden Anſichten aus dem Wege geräumt ſind, iſt die Coloniſationscommiſſion bald gelähmt, und es wäre bei weitem zuträglicher, für jede bedeutende Colonie eine eigene, aus den Einkünften der Colonie bezahlte Commiſſion niederzuſetzen.

Wir glauben, mit dieſen Angaben die Beſtrebungen und Richtungen des gegenwärtigen engliſchen Colonialweſens, ſo weit ſie nicht mit andern Mächten in Conflict kommen können, alſo namentlich mit Ausnahme Indiens, in einer Weiſe dargeſtellt zu haben, daß die Maaßnahmen der Regierung wie der einzelnen Colonien verſtändlich werden. Die Wichtigkeit dieſer letztern für England, und in einem weitern Sinne für Europa überhaupt, indem dadurch europäiſches Leben und europäiſche Bildung immer weiter verbreitet wird, ſteigt mit jedem Tage. England iſt ein unermeßlicher Mittelpunkt geworden, der die Ueberfülle ſeines Lebens mehr und mehr nach andern Welttheilen ausſtreut, und in dem Maße, als dieß ſtattfindet, wird ſich dann auch mehr und mehr in dieſen äußern Gliedern ein beſonderes und eigenthümliches Leben geſtalten, deſſen Fortſchritt zu beobachten dem Geſchichtsfreund wie dem Philoſophen gleiches Intereſſe gewähren muß.

Die Daiaks in Borneo.

(Schluß.)

Die Streitärte machen ſie vom beſten Stahle, wie ihn die alten Indier zu ihren berühmten Werkzeugen verfertigten, und worin die Europäer, bei aller Geſchicklichkeit, keinen Begriff zu haben ſcheinen. Mit einer ſolchen Axt kann man auf einen Schlag, ohne große Anſtrengung, einen Flintenlauf entzweihauen. Nichts kann den Daiaks Furcht einjagen; nur das Gewehrfeuer treibt ſie von dannen. Wo eine Flinte in den feindlichen Reihen von ihnen erblickt wird, greifen ſie nicht an, wären ſie auch in Ueberzahl vorhanden. Darum ſind ſie den Buggiſen (Boniern) unterthänig, welche ihre Erzeugniſſe um eine Kleinigkeit kaufen, und denen ſie alljährlich eine gewiſſe Anzahl ihrer Kinder als Sklaven überlaſſen. Selgi kann 12.000 Krieger zu Felde ſtellen; aber ein kleiner mit Gewehren bewaffneter Haufe Buggiſen jagt ſie auseinander. Ein Flintenſchuß treibt ſie in die Wälder, und wenn ſie in einem Boote ſind, ſpringen ſie ins Waſſer, eilen ans Ufer, und laufen immer fort, bis ſie keinen Schuß mehr hören können. Die Daiaks haben eine abergläubiſche Furcht vor Feuergewehren; ſelbſt die Aufgeklärteſten haben die Vorſtellung, daß die Kugel geraden Weges auf ſie eindringe, wenn ſie einen Schuß hören. Was auch die Entfernung ſeyn mag, nie glauben ſie ſich ſicher, ſo lange ihnen der Knall zu Ohren kommt. Selbſt auf der Jagd iſt es ihre Meinung, daß der entfliehende Vogel zuletzt doch von der nacheilenden Kugel eingeholt werde. Alles Streben der Daiaks iſt jetzt auf Flinten gerichtet, und wenn ihnen die Amerikaner genug liefern, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, werden die Holländer einen harten Stand bekommen.

Das Eiſen, welches auf der Küſte von Borneo gefunden wird, iſt von vorzüglicher Güte, und die Eingebornen verſtehen es ſo gut in Stahl zu verwandeln, daß ſie von allen europäiſchen kurzen Waaren nichts gebrauchen, als Raſirmeſſerklingen, aus welchen ſie Sporen zu ihren Hahnengefechten verfertigen. Alle Dolche der Buggiſen werden von den Daiaks gemacht, und je tiefer man in das Innere des Landes dringt, deſto vorzüglicher wird die Waare. Selgi hat neun und vierzig Schmieden im Gange. Seine Speere und Dolchklingen haben einen großen Ruf, und doch werden ſie weiter nördlich noch beſſer gemacht, woher auch die Streitärte kommen. Alle Pfeile, welche im Kriege gebraucht werden, ſind vergiftet. Dieſes Gift iſt der Saft eines jungen Baumes, Upo (Upas bei den Javanern, Antiaris toxicaria) genannt. Wird man z. B. an der Hand von einem ſolchen Pfeile verwundet, ſo eilt das Gift durch den ganzen Arm, und wenn der Ellbogen anfängt grün zu werden, iſt die Hand bereits ganz ſchwarz. Nach vier Minuten iſt man todt, und der verwundete Theil verbreitet einen ſehr widerlichen Geruch. Jeder Pfeil wird in Limonenſaft getaucht, ehe er in das Pfeilrohr (sumpit) kommt, um die Wirkung des Giftes zu vermehren. In dieſem Zuſtande blaſen ſie ihn 120 Fuß weit gegen Affen oder Vögel, und bis auf 180 Fuß gegen ihre Feinde oder reißende Thiere. Das vergiftete Fleiſch wird gegeſſen, nachdem man es ausgekocht und gebraten hat. Durch das Kochen, ſagen die Daiaks, werde das Gift ausgeſogen.

Wenn Freundſchaft auf Leben und Tod, oder Bruderſchaft zwiſchen den Daiaks geſchloſſen werden ſoll, ſo wird dieſe Feierlichkeit Sobat genannt. Der Radſcha ſteckt einen Speer auf ſeines Vaters Grab, zum Zeichen einer allgemeinen Verſammlung. Ein 12 Fuß hohes Gerüſt wird über dem Grabe errichtet, und einige tauſend Krieger verſammeln ſich in der Nähe. Begleitet von dem Hohenprieſter (Agi), beſteigen beide Perſonen, welche das Bündniß ſchließen wollen, das Gerüſt, und nach einigen Ceremonien zieht der Agi zwei kleine ſilberne Schalen hervor, in welche mit Hülfe eines ſehr ſcharfen Bambusſchilfes Blut aus dem rechten Arme gelaſſen wird. Wenn beide Schalen voll ſind, werden ſie in die Höhe gehoben und dem Volke gezeigt, welches ein Freudengeſchrei erhebt. Auf ein gegebenes Zeichen trinkt jeder das Blut ſeines Freundes unter betäubendem Lärm der Krieger aus. Gleich darauf wird eine der beiden Schalen mit friſchem Blute zur Hälfte von beiden gefüllt, zuſammengerührt und ebenfalls von beiden zur Hälfte getrunken. Auf dieſe Weiſe wird der Bruderbund geſchloſſen. Feierlichkeiten folgen, und weil nichts als Blut und Köpfe ein Feſt zu würzen vermögen, ſo müſſen auch alsbald einige Opfer fallen. Drei Tage und drei Nächte wird um dieſe Köpfe getanzt, und der berauſchende Toddy im Uebermaße getrunken.

Kein Daiak kann die Tochter eines Kriegers heurathen, wenn er

---

nehmen konnte, ſo liegen dieſe jetzt allenthalben ungebaut und nahezu unbenützt zwiſchen den andern, ſperren die Communication, weil Niemand Wege durch dieſelben anlegt, und dergleichen. Es handelt ſich jetzt darum, dieſe Clergy Reſerves zu einem allgemeinen Unterrichtsfonds umzuwandeln, und ſie zu verpachten, oder zum Vortheil dieſes Fonds zu verkaufen. Dieß iſt bisher noch ein großes Hinderniß der Entwicklung, namentlich für Obercanada geweſen.

nicht zuvor einige Schädel errungen hat, und zwischen den großen und kleinen Häuptlingen wird auch keine Verbindung gestattet. Wenn eine Heirath geschlossen werden soll, wird es dem Radscha angezeigt, welcher den Liebhaber und Vater des Mädchens vor sich kommen läßt. Beide werden gefragt, wie viel Köpfe sie erbeutet haben? Hat der Vater zehn im Besitze, so muß der Liebhaber fünf haben, weil der Radscha vermuthet, daß wenn dieser eben so alt als der Vater seyn werde, die Zahl seiner Schädel auch auf zehn heranwachsen könne. Hat aber der Liebhaber nicht so viel, so muß er sie zuvor herbeischaffen, zu welchem Behufe oft eine dreimonatliche Menschenjagd erforderlich ist. Weiberköpfe werden nicht angenommen, sondern bloß Männerschädel sind gültig. Sobald die erforderliche Zahl eingeholt ist, wird alsbald die Rückreise angetreten und der Braut Nachricht davon gegeben. Darauf kleidet sie sich in ihr bestes Gewand, legt ihre Zierrathen an und geht dem Bräutigam in Begleitung des Vaters entgegen. Sobald der Bräutigam die Braut gewahr wird, nähert er sich ihr mit zwei Köpfen, die er bei den Haaren trägt. Die Braut empfängt beide, und behält sie, wenn der Bräutigam mehr hat; im entgegengesetzten Fall ist einer für die Braut, der andere für den Bräutigam bestimmt. Beide tanzen hierauf unter entsetzlichen Gebärden in Gegenwart des Radscha und seines Volkes um einander, und wenn die Familienehre des Schwiegervaters befriedigt ist, gibt der Radscha Erlaubniß zur Vermählung. Ein Schmaus wird bereitet, bei welchem das junge Paar aus Einer Schüssel ißt. Zuletzt werden beide Theile entkleidet. In diesem Zustande setzen sie sich auf den Boden nieder, alte Weiber bestreuen sie mit Reis und murmeln ein Gebet, worin sie den Wunsch ausdrücken, daß das junge Ehepaar eben so fruchtbar seyn möge, als dieses Getreide. Nachts führt der Bräutigam die Braut nach Hause.

Leichenbegängnisse werden bei den Dajaks nicht minder sonderbar gefeiert. Stirbt ein Radscha, so wird er in seine Kriegskleidung gesteckt, und seinem Range gemäß sechs, acht bis zehn Tage in seiner Wohnung behalten. Hierauf wird er auf einer mit weißem Tuche umschlagenen Bahre zu Grabe getragen und ohne Sarg in die Erde gelegt. Auf beiden Seiten des Leichnams legt man die Waffen des Verstorbenen nebst Reis und Früchten. Ein Erdwall wird über dem Grabe errichtet und mit Bambuspfählen eingeschlossen, auf welche frische Köpfe gespießt werden. Kein Krieger darf vor der Familie des Radscha erscheinen, wenn er nicht wenigstens Einen Kopf als Opfergabe bringt, womit der Grabhügel umgeben wird. Diese Köpfe werden die beiden ersten Jahre hindurch gelegentlich erneuert, und die alten hinweggenommen, welche als Eigenthum des Nachfolgers betrachtet werden.

Beschneidung ist unter den Dajaks nicht gebräuchlich, dagegen herrscht die grausame Gewohnheit unter ihnen, einen Draht durch die Eichel zu treiben, wodurch wenigstens der dritte Theil der männlichen Bevölkerung am Brande stirbt. Dieß wird als eine große Auszeichnung betrachtet, und kein Weib von Stand würde einen Mann ehelichen wollen, wenn er sich dieser Sitte nicht unterworfen hat. Wird Gold- oder Silberdraht genommen, so wird die Operation leichter überstanden, mit Kupferdraht aber tritt manchmal Hundskrampf dazu. Jeder Krieger kann die Frau eines ihm untergeordneten Mannes nehmen, und empfängt obendrein noch Dank. Gleicherweise kann ein Häuptling, welcher 20 Schädel besitzt, das Weib eines andern verlangen, der nur 10 hat, und dieß stufenweise bis zum Radscha, der alle Weiber als sein Eigenthum betrachten kann. Die Mädchen sind im Allgemeinen hübsch, zum Theil schön und von heller Farbe, und was von ihnen aus den Gebirgen kommt, hat rosige Wangen. Sie haben in der Jugend die Gewohnheit, die Hüften und auch einige andere Körpertheile einzubinden, wodurch sie bis zu einem hohen Alter eine schöne Gestalt behalten. Die Beine werden hübsch tättowirt, und der Unterschied des Standes dadurch angezeigt.

Im nördlichen Theile von Borneo werden noch eigentliche Waldmenschen angetroffen. Sie treiben keinen Ackerbau und wohnen nicht in Hütten, essen keinen Reis und leben nicht gesellschaftlich beisammen, sondern irren einzeln in den Wäldern umher. Diese Menschen werden von den übrigen Dajaks als wilde Thiere betrachtet. Jagdgesellschaften von fünf und zwanzig bis dreißig ziehen in die Wälder, und belustigen sich, Pfeile nach den Kindern in den Bäumen zu schießen, wo man sie von Affen kaum unterscheiden kann. Die Männer, welche bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft gerathen, werden gemordet, und nur die Weiber verschont, wenn sie noch jung sind. Unter den Kindern dieser Wilden herrscht ein solcher Hang zum freien Waldleben, daß sie bei der besten Behandlung nach Jahren noch wieder davonlaufen. Darum ist es jetzt gebräuchlich, ihnen gleich einen Fuß abzuhacken, und das verstümmelte Glied in ein mit flüssigem Harze angefülltes Bambusrohr zu stecken. In diesem Zustande werden sie als Ruderer gebraucht, nachdem sie zu Kräften gekommen sind.

Der ganze innere Theil von Borneo wird von den Dajaks bewohnt und die verschiedenen Volksstämme sind Zweige Eines Stammes. Seigi glaubt, daß die Schädelsucht bald aufhören würde, wenn man ihre Aufmerksamkeit auf den Handel lenkte. Die reichsten Theile dieser großen Insel sind nordwestlich und nördlich zu suchen, und auf 250 bis 300 Stunden hin bietet kein anderes asiatisches Land so viele Schätze dar. Gold ist im Ueberflusse vorhanden; Diamanten und die schönsten Perlen gehören zu den Gaben dieses Landes. Der König von Matan soll einen Diamant besitzen, der 367 Karat wiegt. Diesem Gewichte nach zu urtheilen wäre er über 4 Millionen Gulden werth.

Miscellen.

Hydrographie des Canals. Der französische Marineminister hat ein Dampfboot zur Verfügung des bekannten Hydrographen Beautemps-Beaupré gestellt, um Sondirungen im Canal zu veranstalten und eine neue Karte desselben zu entwerfen. Es ist dieß das erstemal, daß man zu solchen Arbeiten Dampfboote verwendet. (Echo du Monde Savant vom 20 Mai.)

Kohlspinat und Kohlspargel. Ein Hr. Tripet-Leblanc, bekannt durch seine Blumenzucht, baut gegenwärtig zwei neue Kohlarten; die erste nennt er isländischen Kohlspinat, weil er wie der Spinat zubereitet wird, und seine Blätter mehreremale nachwachsen; von dem zweiten werden nur die Spitzen genommen, deren Geschmack dem Blumenkohl ähnlich seyn soll. (ibid.)

Merkwürdige Goldgeschiebe. Hr. Demidow hat an die französische Akademie zwei prächtige Proben dieser Art gesendet, die in seinen Minen im Ural aufgefunden wurden; die erstere, in welcher Quarz in der Masse eingeschlossen ist, bietet ein besonderes mineralogisches Interesse dar; die zweite scheint gar kein fremdartiges Gestein zu enthalten, sondern aus compactem Gold zu bestehen. Das erste Stück wiegt gegen 5, das zweite 8 Pfund.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 155.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Junius 1840.

Die Ruinen in den Karolinen.

(Von Dr. Lhotsky.)

Es ist vielleicht schon zehn oder mehrere Jahre her, daß Officiere von Wallfischfängern, welche aus der Südsee anher zurückkehrten, die Nachricht verbreiteten, daß sie auf einigen Inseln des stillen Meeres sonderbar geformte Steinmassen vorgefunden hätten. Diese Nachricht aber blieb in der ungeheuren Masse von neuen Daten, die immerfort nach England einströmen, unbeachtet, und wäre es noch lange so geblieben, wenn ich sie nicht nun zum zweitenmale angeregt hätte. Als ich mich nämlich in Neuholland befand, wurde mir, und zwar auf geheimnißreiche Art, mitgetheilt, daß sich alte Ruinen auf einer der Südseeinseln befänden. Dieses machte ich sonach in einer Zeitschrift (New South Wales literary, political and commercial Advertiser, Februar 1835. Sydney 8.), die ich damals in Sydney herausgab, bekannt, wovon Nachfolgendes ein Auszug ist.

„Unter den Karolinen ist Ascencion, oder Bonnybay, eine Insel, die erst kürzlich von Europäern besucht wird, und es ist schwierig, selbe auf unsern Karten nachzuweisen; wahrscheinlich ist sie auf keiner derselben vorhanden, oder unter einem andern Namen aufgeführt. Die Ruinen befinden sich nahe an der See, und Theile davon sind nun vom Meere bedeckt. Die Mauern sind mit Brodfrucht, Kokosnuß- und andern Bäumen überwachsen, und nehmen einen großen Umfang ein. Die Bauart dieser Ruinen ist wahrscheinlich cyklopischer Art. Auf einem entfernten Berge sollen sich Felsen befinden, in denen Figuren ausgehauen sind. — Die Sitten der Bewohner bieten eine auffallende Abweichung von dem gesellschaftlichen Systeme anderer Südsee-Inseln dar; die Weiber werden nicht ausschließlich zur Arbeit angehalten, man trägt nach abgehaltenem Mahle Wasser zum Waschen der Hände umher ꝛc. Die Sprache ist harmonischer als in den andern Inseln der Südsee, indem eine Menge Worte mit Selbstlauten enden. — Wenn man die Einwohner nach der Entstehung der Ruinen fragt, antworten sie: „selbe seyen durch Menschen gebaut, die sich nun oben (nach dem Himmel deutend) befinden.“ — Ungefähr 18 Monate, nachdem dieser Aufsatz in meiner Zeitschrift erschienen war, gab der „Colonist“, eine der Sydney Zeitungen, eine ausführlichere Nachricht über diese Ruinen, wovon ich wieder das Vorzüglichste einschalte. Die Nachricht stammt von einem Herrn Campbell her, der als Wundarzt auf einem Wallfischfänger die Insel besucht hatte, und sich nach der Hand in New South Wales niederließ. Da Ascencion bloß durch eine Seereise von 6 Wochen von Sydney getrennt ist, so ist zu vermuthen, daß Herr C. in seinen Nachrichten über diese Inseln nach Kräften genau und aufrichtig gewesen ist. Der Anfang seiner Mittheilung (die ungefähr 6 Colonnen des Colonisten umfaßt), enthält Nachrichten über die Oertlichkeit der Inseln und über die Gebräuche der Bewohner, die ich, als nicht hierher gehörig, übergehe. Ueber diese Ruinen sagt er Folgendes:

„An der Südseite der Inseln, und eine Meile von dem Hafen von Metaleline, sind Ueberbleibsel von Bauwerken, wovon das vorzüglichste ein dreifaches Quadrat bildet, welches Alles zusammen ein Area von ungefähr 300 Quadrat-Fuß einnimmt. Um dieses herum ist ein Parapet, welches 4—5′ hoch und 15′ breit ist. Dieses ist ganz mit Bäumen und Gebüsch bewachsen, jedoch kann ein Boot zu jeder Zeit um diese Bauwerke herumfahren. Die Steinart, aus welcher diese bestehen, ist Granit, manche dieser Blöcke sind 20—25′ lang. Um die Inseite der Mauer ist ein anderes Parapet, 7′ hoch und ungefähr 10′ breit. Die Mauern haben eine Dicke von 30′ an der Grundlinie, und 20′ über deren Parapet. Diese Bauwerke haben nur einen Eingang auf der der See entgegengesetzten Seite; derselbe ist 30′ weit. Ob diese Bauwerke je gedeckt waren, läßt sich nicht entscheiden, jedoch sind keine Löcher in den obern Theilen der Mauer vorhanden, wo sich Balken oder dgl. könnten befunden haben. Weder Kalk noch Mörtel ist irgend sichtbar. In einem der Bauwerke sind mehrere Gewölbe unter dem Boden, welche mit Menschenknochen angefüllt sind. Die gegenwärtigen Einwohner wissen nichts Genaueres über den Ursprung dieser Gebäude, aber doch werden sie als heilig betrachtet, und wenige getrauen sich selbe zu betreten. Nicht weit von diesen Bauwerken ist ein kleinerer Hafen, woselbst ein großer Damm gebaut ist, innerhalb dessen

Digitized by Google

ein bedeutend großes Schiff vor Anker liegen könnte. Hier herum iſt eine Mauer von ungeheurer Stärke, 15 Fuß hoch, aber in ruinirtem Zuſtande; einige Steine davon wiegen 4 Tonnen. Der Verfaſſer vermuthet, daß alle dieſe Mauern und Dämme zum Theil errichtet worden ſind, um die mehr im Lande liegenden Bauwerke vor dem Eindringen und der Gewalt der See zu ſchützen." — Sicherlich herrſcht in obengenannter Beſchreibung keine erſchöpfende Klarheit. Ich vernahm daher mit Vergnügen, daß nach meiner Abreiſe von Neuholland ein Capitain Gelegenheit gehabt hatte, in mehrern der Südſee-Inſeln noch bedeutendere Ruinen aufzufinden; und in einem Briefe, den ich deßhalb erhalten habe, heißt es unter Anderem: „mehrere dieſer Inſeln ſeyen mit Ruinen bedeckt." — In meinem der aſiatiſchen Geſellſchaft vorgelegten Memoire habe ich folgendes Raiſonnement mitgetheilt. „Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunſt war die europäiſche Litteratur auf die claſſiſchen Sprachen beſchränkt. Nachher geſellten ſich einige der öſtlichen (arabiſch, perſiſch, ꝛc.) hinzu. Die neuere und neueſte Zeit brachte Europa ganz eigentlich in den Beſitz einer Welt-Litteratur, und der Sprachen und Litteraturen, wie ſie faſt jedes Jahrzehend in ungemeiner Anzahl ans Licht brachte, war faſt kein Ende. Nach ſolchen Vorgängen wurde es möglich, dieſelben in gewiſſe Syſteme einzutheilen. Unter dieſen mögen wir das griechiſche, und das ihm entſprungene römiſche, das, was ſich an die arabiſche Litteratur anreihet, endlich das Sanſcrit und das Chineſiſche nennen. Amerika bot gleichfalls in ſeinen Ruinen und Hieroglyphen, wenn auch nicht ein Syſtem von Litteratur, doch eine ausgeſprochene Sippe von eigenthümlicher Kunſtbildung dar. Alles dieß ließ ſich, wie geſagt, in gewiſſe mehr oder minder verbundene Syſteme ein- oder zuſammenreimen. Die Unzahl der Südſee-Inſeln allein ſchien ton- und deutungslos da zu liegen, bis denn zu unſerm Erſtaunen es auch hier ſich jetzt zeigt, wie frühere Menſchengeſchlechter auch an dieſem Orte gedacht und gewirkt haben. Wie ſich aber noch fernerhin unſere Kenntniß dieſer Monumente geſtalten mag, ſo iſt es bisher noch unmöglich zu ſagen, an welches der bisher bekannten Litteratur- und Bildungsſyſteme ſich die alte Geſchichte dieſer Inſeln wird anknüpfen und anreihen laſſen. Ein Volks-Name jedoch ragt in dieſem Gewirre hervor und das ſind die Malayen mit ihren wahrſcheinlich ſeit Jahrtauſenden fortgeſetzten zahlreichen Karawanen-Zügen (wenn wir ſie ſo nennen wollen) von Borneo und Sumatra bis nach der Nordküſte von Neuholland, das leckere Trepang ſammelnd und verhandelnd, als Zeichen eines weitgediehenen Luxus. Die ſchönen, kürzlich bekannt gemachten Beobachtungen des Herrn Buſchmann in Berlin, zeigen, daß ſelbſt dieſe fernſten Völker dem Geiſte deutſcher Forſcher nicht entgehen. Die Bibliothek der aſiatiſchen Geſellſchaft allhier (und wahrſcheinlich auch die der oſtindiſchen Compagnie) beſitzt ganze Schranke malay'ſcher Bücher — die meiſten nie geleſen, ja nie entziffert. Es gibt hiſtoriſche Monumente, die ſich, ſo viel mir bewußt, bisher an kein hiſtoriſches Syſtem anreihen laſſen; ſolche ſind die Ruinen in Nord-Amerika, die alten Bergwerkshalden in Sibirien u. ſ. w. Nur zwei Fälle ſind hier möglich. Die Ruinen in den Karolinen mögen ſprach- und deutungslos verbleiben, wie die obengenannten, oder ſie werden ſich, (was mir wahrſcheinlicher ſcheint), an das noch unbekannte Syſtem der malay'ſchen Litteratur anreihen laſſen. —

Das weitere Raiſonnement gründet ſich auf die Beobachtung, daß Theile der Karoliniſchen Ruinen dermal von der See bedeckt ſind. Dieß führt uns auf die Theorie von der Verſenkung und Erhebung ganzer Landſtriche, wie ſie die Gegend um den Tempel des Serapis bei Pozzuoli geſchichtlich und augenſcheinlich beurkundet. Ein Gleiches dürfte mit den Ruinen auf den Karolinen der Fall ſeyn.

Ferdinand Joſe Artigas.

(Fortſetzung.)

Alle Bemühungen, ihn aus dem Wege zu räumen, waren nicht nur ohne Erfolg, ſondern endeten auch ſtets mit der Vernichtung derjenigen, die gegen ihn ausgeſandt wurden, obwohl er manchmal doch in große Gefahr kam. Unter den vielen Beiſpielen ſeiner Unerſchöpflichkeit an Auskunftsmitteln in dem Augenblick der Gefahr iſt nachſtehendes bemerkenswerth. Er wurde einſt in der Ebene, wo kein Verſteck zu erreichen und kein Hinterhalt zu legen war, hitzig von einer Schaar reitender Miliz verfolgt. Seine Pferde waren gänzlich ermattet, und weiterer Rückzug wurde unmöglich; da ſtieg er plötzlich ab, ließ einen großen Theil der Pferde erſtechen, bildete aus den Leichen derſelben eine Art Wall, und hinter dieſer ſcheußlichen Verſchanzung hervor unterhielt er ein ſo zerſtörendes Feuer auf ſeine Verfolger, daß ſie mit großem Verluſte ſich zurückziehen mußten.

Die Räubereien und Mordthaten dieſer bewaffneten Banden gingen endlich ſo weit, daß die ſpaniſchen Behörden nicht mehr umhin konnten, umfaſſendere Mittel zur Unterdrückung des Contrebandhandels anzuordnen. Um das Jahr 1798 organiſirte die Regierung ein ſtarkes Provincialcorps zu dem anſcheinend ganz hoffnungsloſen Unternehmen, das Land zu durchſtreifen und die Räuberſchaaren auszurotten. Wo aber war ein Führer zu finden, der Talent und Entſchloſſenheit genug beſaß, gegen den berüchtigten und furchtbaren Artigas ins Feld zu ziehen? Ein ſolcher war nicht zu finden. Das Uebel war aber verzweifelt und forderte eine verzweifelte Arznei, und das Mittel, das der Vicekönig ergriff, ein Mittel, das unter ähnlichen Umſtänden nicht ſelten ſchon ergriffen worden, wurde von einem in den Annalen des Verbrechens ſelten erreichten Erfolge gekrönt. Man bot Artigas Amneſtie für die Vergangenheit, und gewahrte ihm die Ausſicht ehrenvoller Beförderung für die Zukunft, wenn er es unternehmen wolle, das Land von den Raubern zu befreien, und dem heimlichen Handel ſo wie den furchtbaren Räubereien der portugieſiſchen Contrabandiſtas ein Ziel zu ſetzen. Und der kecke Räuber nahm das Anerbieten an. Der Schrecken ſeines Namens verbreitete ſich nun unter den Reihen ſeiner ehemaligen Genoſſen, und die

Digitized by Google

kühnsten derselben erbebten. Rasch wie der Blitz in allen seinen Bewegungen und vollständig bekannt mit jedem Schlupfwinkel überfiel er die Schmuggler oft auf die unerwartetste Weise, und seiner donnernden Aufforderung zur Uebergabe wagte nicht leicht einer derselben zu widerstehen. So energisch waren seine Maaßregeln, und so unermüdlich seine Ausdauer, daß die zahlreichen Schaaren der Contrabandistas, Räuber und Landstreicher wie die Spreu vor dem Winde zerstreut und ausgerottet wurden. In kurzer Zeit war das Ansehen der Regierungsgewalt hergestellt, und das Privateigenthum auf eine bis jetzt unbekannte Art sicher gestellt. Seine Bemühungen blieben nicht unbelohnt: Ehrenstellen und Geschenke wurden ihm ertheilt; die Landeigenthümer wählten ihn zum Oberaufseher des vorher so unruhigen Landes mit einer angemessenen Besoldung, und Artigas war somit jetzt um eine bedeutende Stufe auf der Leiter emporgestiegen; der Unabhängigkeitskrieg, dessen erste Scenen auf dem Gebiete der La Platarepublik aufgeführt wurden, hob ihn noch höher.

Artigas blieb einige Zeit nach dem Ausbruch der Revolution der spanischen Sache treu, im Jahre 1811 aber verließ er, aufgebracht über eine (wirkliche oder angebliche) Beleidigung von Seite des Commandanten zu Colonia, einer Stadt in der Banda Oriental, Buenos Ayres gegenüber, die Royalisten, und ging über den Fluß nach der letzteren Stadt, wo ihn die Patrioten mit offenen Armen aufnahmen. Man darf wohl annehmen, Artigas habe bei seinem natürlichen Scharfsinn bald entdeckt, daß die Sache der Unabhängigkeit ihm ein weiteres und rühmlicheres Feld seines Ehrgeizes eröffne, und daß er gleich von Anfang an gesucht habe, sich ihr mit einer auserwählten Schaar von Gauchos anzuschließen. An der Spitze dieser Guerillaschaar vollbrachte er eine Reihe der glänzendsten Thaten: er durchzog das Land gleich einem Orkan, erfüllte die Herzen der Spanier mit Schrecken, und gab der Sache der Unabhängigkeit einen Schwung, der von seinen Landsleuten nicht gehörig gewürdigt wurde. Seine und anderer Anführer Erfolge beunruhigten den Gouverneur Elio so sehr, daß er sich in die Mauern von Montevideo zurückzog, wo die Patrioten unter General Rondeau ihn belagerten. In der Veste von Las Piedras lagen gegen 1200 der besten spanischen Truppen mit einem starken Artillerietrain, und vor dem Platze befand sich Artigas mit 200 Gauchos, meist nur mit Messern und Lanzen bewaffnet. Gegen diese kleine, aber tapfere Schaar rückte die ganze Besatzung von Las Piedras aus, wie zu einem sichern Triumph, aber die Gauchos griffen unter ihrem Lieblingsanführer so ungestüm an, daß die Reihen der Spanier bald durchbrochen wurden, und sie sich nur mit großem Verlust in die Festung zurückziehen konnten. Bei dieser Gelegenheit zeigte Artigas wirklich alle Eigenschaften eines großen Anführers, und dieß glanzende Gefecht, das mehr als sonst eines nach den Regeln des Krieges geführt wurde, trug nicht wenig zu seinem Ruhme bei.

Aber ein anderer Feind erschien im Felde gegen die Patrioten: die Portugiesen ergriffen die günstige Gelegenheit, die sich ihnen bot, um Buenos Ayres einen Schlag zu versetzen, und rückten auf Montevideo an. Alle Vorfälle zu erzählen, an denen Artigas Theil nahm, hieße die Geschichte jenes Kriegs erzählen, genug, Artigas that an der Spitze seiner tapfern Schaar solche Wunder der Tapferkeit, daß die Portugiesen erkennen mußten, sie hätten es mit einem Feinde zu thun, der durch Tapferkeit und Todesverachtung die Disciplin regulärer Truppen aufwiege. Die Brasilianer zogen sich zurück, und die Belagerung von Montevideo ward wieder aufgenommen; Artigas befand sich dabei, hatte aber nur ein untergeordnetes Commando. Diese Stellung scheint mit seinem stolzen Geiste unverträglich gewesen zu seyn, auch hatte er schon mehrmals sich so ungeduldig bei allem Zwang und einen solchen Widerwillen, dem Befehle eines Obern Folge zu leisten, gezeigt, daß die junge Regierung von Buenos Ayres sehr darüber in Unruhe gerieth. Die gebildetern Anführer unter den Patrioten sahen ihn als einen halben Barbaren an, und behandelten ihn nicht mit der Achtung, die seiner Ansicht nach seinem Rang und den unschätzbaren Diensten gebührte, die er dem Staate in der gefährlichsten Periode seines Daseyns geleistet hatte. War es zu verwundern, daß ein Mann von seinem stolzen Geiste eine Regierung zu hassen und zu verachten anfing, welche Leute belohnte, die er bestraft zu sehen erwartete? Sein Ansehen bei den Orientalistas, wie man die Bewohner der Banda Oriental nannte, war unbegränzt: sie betrachteten ihn als ihren Führer, und er strebte darnach, als solcher von Jedermann anerkannt zu seyn, wozu ihm auch seine Talente und seine Dienste ein unzweifelhaftes Recht gaben. Aber andere wurden ihm vorgezogen, und dieß erweckte in seiner Seele einen unversöhnlichen Haß gegen die Buenos Ayrier. Eine bald darauf vorkommende Verhandlung brachte die Sache zum Bruch.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sumachbaumpflanzungen in Sicilien.

Der Sumach ist einer der wichtigsten Zweige des sicilianischen Ausfuhrhandels; die Anpflanzungen des Sumachbaumes mehren sich jedem Jahre, und nehmen nach den letzten Nachrichten jetzt etwa 26,000 Hektaren ein; man verwendet dazu meist einen röthlichen, etwas kieshaltigen und trockenen Boden; die Pflanzen stehen ⅔ Metre auseinander. Der Preis eines Cantaro (79 Kilogramme) trockener Blätter ist gegenwärtig zu Palermo 12½ Fr., und da man von einer Salma 5 Cantari erhält, so ist der Ertrag 60 bis 70 Fr. Man gräbt jährlich den Boden zwischen den Pflanzen um. Die Geringfügigkeit des dazu verwendeten Capitals, da man keine besondern Gebäude oder Magazine braucht, die Sicherheit, die Waare jeder Zeit baar verkaufen zu können — Alles trägt dazu bei, diese Cultur zu verbreiten. Die Bäume dauern 52 Jahre, und wenn man zugleich mit den Sumachbäumen Oelbäume pflanzt, so ist man nach Verfluß dieser Zeit im Besitz eines Oelbaumgartens, der gar keine besondere Ausgabe erforderte. Früher bezog man den Sumach in Pulverform aus Sicilien, was zur Beimischung von andern Blättern Anlaß gab, jetzt aber führt man den Sumach in Blättern aus. (Echo du Monde Savant vom 20 Mai.)

Digitized by Google

Statistische Angaben über die Cykladen.

Nio,

vor Alters und auch jetzt wieder Jos genannt, ist eine sehr gebirgige, aber nicht felsige Insel, nördlich von Santorin gelegen, und eine starke Quadratmeile im Umfange haltend. Ihr Klima ist im Ganzen nicht sehr gesund; die bei dem Hafen befindlichen Moräste verursachen Fieber, und auch andere Krankheiten sind hier nicht selten. Dennoch sind auch hier Aerzte und Apotheker unbekannte Personen; man hilft sich einander so gut man kann.

Diese Insel ist dagegen sehr fruchtbar; im Durchschnitt liefert eine Ernte das zehnte Korn; an manchen Stellen sogar das dreißigste; wegen Mangel an Händen ist sie jedoch nicht sehr cultivirt. Die Bevölkerung von 2000 Seelen, der griechischen Kirche zugethan, wohnt beisammen in dem einzigen Flecken, der sich auf der Insel befindet, auf den Grundlagen der alten Stadt Jos, eine halbe Stunde von dem Hafen gelegen. Dieser Hafen, gewiß einer der besten von allen Cykladen, welcher überall gehörige Tiefe und einen guten Ankergrund hat und ganze Flotten enthalten könnte, liegt an der Südwestseite der Insel, und könnte einen sehr zweckmäßigen Quarantänort für Santorin abgeben, welches keinen besitzt. Zwar besteht in seiner Nähe nur eine kleine Süßwasserquelle, aber wo man nur gräbt, findet man es im Ueberfluß; auch hat die Insel überhaupt keinen Mangel daran, nur der Flecken ist nicht reichlich damit versehen, weßhalb einige Häuser Cisternen haben.

Nio erzeugt Gerste und Weizen von sehr schöner Qualität; auch Sesam von ausgezeichneter Güte. Was bei reichen Ernten davon nicht zu eigener Consumtion nöthig ist (welches aber selten viel beträgt), wird nach Santorin oder Syra ausgeführt. Gleiches geschieht mit dem Ueberschuß von etwa 50,000 Okas Oel von guter Qualität, welche hier gewonnen werden. Man baut auch Baumwolle, sowohl rothe als weiße, wovon die Weiber Strümpfe zur Ausfuhr nach der Türkei stricken. Ferner gewinnt man hier Honig, Wachs und Feigen; letztere, so wie der Käse, welcher hier bereitet wird, gehen großentheils nach Santorin. Der Wein, welcher roth, schwer und süß ist, wird auf der Insel verbraucht. Brennholz und Kalk, an welchen beiden man Ueberfluß hat, werden in Menge nach Santorin verschifft. In den Gebirgen findet man Marmor, welcher aber nicht benutzt wird.

Die Zehnten waren in diesem Jahre (1836) für 9500 Drachmen verpachtet; die Viehsteuer betrug 2500 Drachmen und der Ertrag der Zölle 25 bis 2600 Drachmen.

Da Santorin und Syra die einzigen Inseln sind, womit man Gemeinschaft hat, so werden von letztgenannter die geringen Artikel, Manufacturen u. s. w. bezogen, in Bezahlung für die eigenen Producte, welche man dort verkauft. Zu dieser kleinen Fahrt bedient man sich dreier kleiner Kaiks, welche auch die ganze Marine von Nio bilden. Das Vorgeben einiger Reisebeschreiber, daß hier die besten Lootsen im ganzen Archipel gefunden würden, ist durchaus ungegründet, denn der Ackerbau war und ist noch der einzige Erwerbszweig der Bewohner dieser Insel.

Der Viehstand besteht großentheils aus 7000 Ziegen, einigen wenigen Schafen und den für den Feldbau nöthigen Rindern und Eseln. Für die Jagd findet man Rebhühner im Ueberfluß, und der Hafen hat großen Fischreichthum, obgleich man hier wie in ganz Griechenland mehr von auswärts eingeführten gesalzenen und getrockneten, als frischen Fisch verspeist.

Für den Primärunterricht gibt es eine Lancasterschule. — Auf einem kleinen Hügel, nahe bei dem Hafen, soll sich das Grab Homers befinden, der auf seinem Zuge von Samos nach Athen in diesem Hafen starb. Man behauptet, daß im Jahre 1752 eine holländische Fregatte die Ueberreste des Monuments mitgenommen hat. Ferner findet man auf Nio noch Spuren alter Dörfer, aber keine Alterthümer.

Französische Handelsunternehmungen nach Abyssinien.

Die Früchte der Bemühungen französischer Reisenden in Abyssinien fangen allmählich an sich zu zeigen. Französische Blätter (Journal des Débats vom 23 Mai) enthalten hierüber folgende interessante Nachricht. Zwei bordelesische Häuser, H. Raba und Balguerie, haben eine Expedition nach Abyssinien abgesandt, die seiner Zeit von dem Ministerium Soult lebhaft unterstützt wurde. Das Schiff Ancober, commandirt von Hrn. Broquant, der kürzlich den Orden der Ehrenlegion erhielt in Folge einer Mission nach den Küsten Afrika's, wo er die Handelsgebräuche des Landes untersuchen sollte, ist seit mehrern Monaten auf dem Wege nach Zeila, einem abyssinischen Hafen am Eingange der Straße Bab-el-Mandeb. Aus den neuesten Correspondenzen geht hervor, daß Mehemed Ali seit der Eroberung Yemens sich auch Zeila's bemächtigt hat, was die Engländer sehr übel auf ihn zu sprechen machen wird, denn außerdem, daß Zeila ihn noch mehr zum Herren der Schifffahrt auf dem rothen Meere machen muß, liegt dieser Hafen auch Aden beinahe gegenüber, und beherrscht den Weg nach Indien so gut, als dieses letztere. — Das Gelingen dieser Handelsunternehmung interessirt die französische Marine und Industrie in hohem Grade durch die große Bewegung, welche die Folge davon seyn muß. Der Kaffee von Abyssinien, dessen Erzeugung beträchtlich vermehrt werden könnte, ist von vortrefflicher Qualität, und wird gewöhnlich nach Mokka geschickt, zu dessen Reputation er hauptsächlich beigetragen hat. Abyssinien ist reich an Pelzwerk, Goldstaub, Elfenbein, Wachs u. s. w., lauter Waaren, aus denen die Einwohner aus Mangel an Tauschgegenständen bisher keinen genügenden Vortheil ziehen konnten. Außerdem haben einige reiche Rheder eine seltsame Operation vor, von der sie sich indessen einen bedeutenden Gewinn versprechen. Es handelt sich darum, nach der Insel Bourbon und andern französischen Colonien in Indien die kräftigen Maulthiere Abyssiniens zu senden, die dort sehr wohlfeil sind, und in den genannten Colonien in sehr hohem Werthe stehen. Auch für die französischen Manufacturen könnten sich hier bedeutende Absatzwege eröffnen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 67** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Miß Grace Kennedy.** (Schluß.) — **Zwei politische Komödien.** (Fortsetzung.) — **Neugriechisches.**

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 156.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Junius 1840.

Die Pferde in Chiwa.

(Aus Helmersens gesammelten Nachrichten.)

Das nothwendigste und nützlichste Thier in Chiwa ist das Pferd. Die schönen, turkmenischen Hengste, die unter dem Namen Argamak bekannt sind, verdienen besondere Aufmerksamkeit und genauere Beschreibung. Sie bilden eine besondere Pferderace, die nur bei den Turkmenen ganz unvermischt erhalten wird, sind groß, schön gebaut, haben aber eine schmale Brust, etwas große Ohren und dünnen Schweif. Die gewöhnlichste Farbe ist grau, und schwarze gehören zu den seltenen. Im Allgemeinen sind sie nicht unbändig, nur die Hengste sind böse, beißen und schlagen. Hat ein Argamak sich losgerissen, so läuft er nie weit weg, sondern kommt bald selbst nach Hause gelaufen. Beim Rennen sind sie anfangs sehr schnell, werden aber bald müde. Ist ein Argamak fünf Werst gerannt, so muß der Reiter absteigen, und ihn etwa hundert Faden weit führen; sitzt er dann wieder auf, so wird der Argamak noch schneller laufen. Auf diese Weise kann man auf ihnen in vierundzwanzig Stunden 100 Werst, ja sogar in drei Tagen 400 Werst zurücklegen. Argamaks werden immer in Ställen, oder im Freien an Stricken gehalten, die man mittelst eines Ringes um eiserne Pflöcke laufen läßt. Die Chiwaer haben übrigens die Ueberzeugung, daß nur Turkmenen mit diesen Pferden gut umzugehen verstehen, daher denn auch der Chan und die Vornehmen des Reichs ihre besten Renner den Turkmenen zur Verpflegung geben, wofür diese zwar keine Bezahlung, bei einem Wettrennen aber die Preise erhalten, die diese Renner gewinnen. Man schont sie außerordentlich, reitet auf ihnen fast nur im Kriege, und auch dann setzen sich die Turkmenen oft auf ihre Kamele, andere aber auf gewöhnliche Pferde und führen die Argamaks am Leitzaume, bis der Feind sich blicken läßt. Ebenso werden sie nie zur Tränke geritten, sondern immer geführt.

Mit ungemahlenem Getreide füttert man die Argamaks nie anders als aus Beuteln, die ihnen vor das Maul gebunden und nie von einem auf den andern gelegt werden; wird ein Argamak verkauft, so geht dieser Beutel mit in den Kauf. Das Putzen besteht nur darin, daß man das Fell mit einem Kuhschwanz oder Pferdeschweif ausklopft; die eiserne Striegel kennt man nicht. Im Sommer wie im Winter bedeckt man sie mit einer Decke und darüber noch mit Filz. Diese Pferdedecken werden sehr zierlich und geschmackvoll von den Turkmenen verfertigt, und haben oft Aehnlichkeit mit Caschemirshawls. Zu Hause sind die Pferde unbeschlagen, zu einem Feldzug aber beschlägt man sie mit dünnen Eisen ohne Dornen. Die Sorgfalt, mit der man diese Thiere behandelt, geht aber noch weiter; damit sie sich auf der Jagd die Füße nicht im Gestrüppe verwunden, bewickelt man diese vom Huf bis an das Knie, und vor Insecten schützt man ihre Köpfe durch lederne Kappen, die vor den Augen fein durchschnitten sind, so daß das Pferd wohl sehen kann, die Insecten aber nicht durchkommen.

In Chiwa hält jeder Wohlhabende Argamaks zu seinem Vergnügen, und die Dienstpflichtigen, weil sie welche haben müssen. Der Chodschesch Mechrem allein besitzt nie weniger als 50 Argamaks, und der Chan 200. Die besten Renner dieser Race werden mit 100 chiwa'schen Ducaten das Stück bezahlt; solche kauft jedoch nur der Chan. Die gewöhnlichen Preise sind 30 bis 80 Ducaten, wobei es natürlich auf die Güte und Abstammung des Thieres ankommt. Alle Argamaks, die von den Turkmenen nach Chiwa zum Verkauf gebracht werden, müssen zuerst vor dem Chan die Revue passiren, der die besten für sich aussucht. Oft bekömmt er von den Turkmenen welche zum Geschenk, wogegen er ihnen dann Chalate (Ehrenkleider) gibt.

Wird ein Argamak zum Rennen vorbereitet, so gibt man ihm fünf Tage nach einander täglich nur drittehalb Pfd. Heu, und während dieser Zeit steht er den Tag über im Stalle, Abends aber wird er an den Leitzaum genommen, und die ganze Nacht hindurch in starkem Schritt herumgeführt, wobei der Reiter auf einem gewöhnlichen Kirgisenpferde sitzt. Am Abend vor dem Rennen führt man die Pferde auf diese Weise bis zu gewissen Brunnen, die 30 Werst (4½ Meile) von Chiwa liegen, und bei denen gewöhnlich das Rennen mit dem Anbruch des folgenden Tages beginnt. Gleich nach dem Rennen werden sie wieder 24 Stunden herumgeführt, und bekom-

Digitized by Google

men in dieſer Zeit in kleinen Portionen dritthalb Pfund Heu. Dann werden ſie auf den Stall geſtellt, und erſt nach ſechsunddreißig Stunden mit Dſchugari gefüttert. Je dicker das Pferd iſt, deſto länger muß es vor dem Rennen herumgeführt werden. Beim Laufe haben die Pferde nur Sättel, keine Decken, und werden von Knaben geritten. Aller Vorſichtsmaaßregeln ungeachtet gehen manche Pferde nach dem Rennen doch zu Grunde: die Pferde, die unter dem Namen Karabair bekannt ſind, ſind wahrſcheinlich Baſtarde von turkmeniſchen Hengſten und choklandiſchen Stuten. Sie ſind kleiner als die Argamaks, ſtark, dauerhaft, ſchnell, und bilden eine eigene Race, die aber wenig geſchätzt, und mehr als eine Seltenheit betrachtet wird. Gewöhnliche Pferde werden bei den Kirgiſen oder in Rußland gekauft. Paßgänger ſind ſehr beliebt, und werden theuer bezahlt.

Ferdinand Joſe Artigas.

(Fortſetzung.)

Ein Congreß der Banda Oriental wurde im Namen der Regierung berufen, um Deputirte zum Nationalcongreß und einen Provincialgouverneur zu ernennen; Artigas, als Anführer der Orientaliſtas, befahl, gleichfalls im Namen der Regierung, daß die Wähler ſich in ſein Hauptquartier verfügen und von ihm Inſtructionen empfangen ſollten. Dieß beleidigte viele,*) die Wähler traten trotz ſeines Befehls zuſammen und vollzogen ihren Auftrag. Artigas erklärte die Verhandlungen des Congreſſes für null und nichtig, aber nichtsdeſtoweniger wurde die Wahl der Deputirten und eines Gouverneurs von den Belagerern Montevideo's feſtlich gefeiert, und nur da, wo Artigas lagerte, war Alles finſter und ſtumm. Der Führer der Orientaliſtas brütete Rache für die vermeintlichen Beleidigungen, die ihm widerfuhren, und verſicherte ſich der Truppen unter ſeinem Befehl, die ganz aus Orientaliſtas beſtanden, und ihm bis auf den letzten Mann anhingen. Er entwarf ſeine Plane mit gewöhnlicher Schlauheit, zog ſeine Freunde unter mannichfachen Vorwänden in eine geſichertere Stellung zurück, und verließ in einer dunkeln Nacht die Linien der Belagerer, gefolgt von 800 Mann der tapferſten Truppen des Heers.

Obwohl aber Artigas ſo die Patrioten verließ, ſo ward er doch nicht an der Sache der Unabhangigkeit zum Verrather, ſondern blieb ihr ſtandhafteſter Freund. Seine Abſicht war, die Banda Oriental unabhangig, und ſich zu ihrem Haupte zu machen. Der Entſchluß, den Artigas ergriffen hatte, brachte die Belagerer in eine ſo gefahrliche Stellung, und hatte ſo viel Verwirrung zur Folge, daß beinahe das ganze Unternehmen mißglückt wäre. Der Director Paſadas vermehrte noch das Uebel durch ſein unbeſonnenes und übereiltes Benehmen. Etwas klage Nachgiebigkeit von Seite der Buenos Ayrier hätte Artigas dahin gebracht, ſeine frühere Stellung wieder einzunehmen, ſtatt deſſen aber hörte Paſadas nur auf die Eingebungen ſeines Zornes, und machte Artigas zum bitterſten, unverſöhnlichſten Feinde. Durch ein feierliches Decret wurde Artigas für ehrlos erklärt, ſeiner Stellen beraubt und geächtet, ein Preis von 6000 Peſos auf ſeinen Kopf geſetzt, und das Volk ermuntert, ihn todt oder lebendig zu liefern. Dieß war reine Tollheit: Artigas war der Abgott der Orientaliſtas, und keiner wollte je an ihm zum Verräther werden; ſie machten vielmehr ſeine Sache zu der ihrigen, ſo daß die Aechtung der That nach nicht einen einzelnen Menſchen, ſondern ein ganzes, ungeheures Gebiet traf. Von dieſem Augenblick an ſcheiterten alle Verſuche, welche Buenos Ayres machte, um eine Ausgleichung mit Artigas herbeizuführen.

Inzwiſchen war dieſer über den Uruguay gegangen, welcher die Banda Oriental von Entrerios trennt: die ganze Gauchobevölkerung dieſer letztern Provinz ſtrömte zu ſeinen Fahnen. Seine erſte Forderung war bloß, Buenos Ayres ſolle die Regierung ändern, indem die Executivgewalt ſchlecht, die militäriſchen Befehlshaber ſchwachköpfig ſeyen. Die Antwort der Regierung war die Abſendung eines Truppencorps zu ſeiner Verfolgung, Artigas aber hieb dieß in Stücke. Er nahm jetzt den Titel eines Protectors an, und ſchlug ſein Hauptquartier zu Purificacion, einem elenden Städtchen am Uruguay, auf. In einer erbärmlichen Hütte erließ er geraume Zeit Befehle, die fünf bis ſechshundert Stunden davon am Fuße der Anden noch Gehorſam fanden, und gebot ſomit über einen ungeheuern Theil von Südamerika. Wie es kam, daß ſeine Macht ſo weit über die Ebenen ſeiner heimathlichen Provinz hinaus ſich erſtreckte, erfordert einige Erläuterung. Seit dem Beginn des Revolutionskampfs ließ Buenos Ayres, die reichſte und gebildetſte der Provinzen, die Neigung blicken, eine Herrſchaft über das innere Land auszuüben, was aber dieſe Provinzen ſo wenig nach ihrem Geſchmack fanden, daß ſie ſich ganz und gar von der Hauptſtadt losſagten, und jede Provinz ſich unabhängig erklärte. Dieß ſtörte aber alle Ordnung und alle Herrſchaft des Geſetzes, und die Vorfälle jener unruhigen Periode der ſüdamerikaniſchen Geſchichte legten den Grund zu den Parteikampfen, welche noch jetzt fortdauern, und wahrſcheinlich am Ende den ſchwachen Verband des argentiniſchen Staats in eine Menge kleiner und ſchwacher Republiken auflöſen. Um ihre gemeinſame Sache gegen Buenos Ayres zu verſtärken, baten ſie Artigas um Hülfe, und dieſer war nur allzu geneigt, den geſchehenen Bruch zu erweitern.

Um dieſe Zeit war es, wo der bekannte engliſche Reiſende Robertſon eine Unterredung mit dem Protector hatte. Seine Beſchreibung von Artigas' Hauptquartier, und die Art, wie derſelbe die Geſchäfte eines ſo weiten Landes abmachte, ſind geeignet, Erſtaunen zu erregen, wenn ſie gleich bei manchem, der nur an europäiſche Formen denkt, einen verächtlichen Seitenblick hervorrufen mögen. Es iſt aber zu bedenken, daß man alles nur relativ betrachten, und die Umſtände in Anſchlag bringen muß. Der „Protector der halben neuen Welt" ſaß

*) Wohl wahrſcheinlich iſt hier ſchon die Eiferſucht zwiſchen den Städtebewohnern und den Gauchos im Spiel, den erſtern konnte man allenfalls die modernen Begriffe von Wahl und Repräſentation geläufig machen, den rohen Gauchos wohl ſchwerlich. Artigas iſt nur der Verläufer von Roſas. A. d. U.

Digitized by Google

auf einem Ochſenſchädel an einem Feuer, das auf dem Lehmboden ſeiner Hütte brannte, aß eine Schnitte Ochſenfleiſch und trank Branntwein aus einem Kuhhorn! Ein Duzend Leute in abgeſchabten Kleidern umgab ihn, ebenfalls auf Ochſenſchädeln ſitzend, und wie ihr Anführer mit Eſſen und Trinken beſchäftigt. Alle rauchten und alle ſchwatzten. Der Protector dictirte zweien Secretären, welche an einem ſchlechten Tiſch auf den beiden einzigen zerriſſenen Binſenſtühlen der Hütte ſaßen. Dieß klingt freilich komiſch genug, aber mit ungemeiner Aufmerkſamkeit und Raſchheit wurden die öffentlichen Geſchäfte vorgenommen. Der Boden der Hütte war bedeckt von den Converts der Depeſchen, die aus den verſchiedenen Provinzen an „Seine Excellenz den Protector," einliefen. Vor der Thüre ſtanden die dampfenden Pferde der Couriere, die jede halbe Stunde ankamen, und friſche Pferde für die nicht minder zahlreichen abgehenden Couriere. Soldaten, Adjutanten, Wachpoſten u. ſ. w. kamen galopirend heran von allen Seiten, und „Se. Excellenz der Protector" auf ſeinem Ochſenkopf ſitzend, rauchend, eſſend, trinkend, dictirend und ſchwatzend, fertigte nach und nach die verſchiedenen ihm vorgelegten Geſchäfte mit einer bewundernswerthen Ruhe und Ueberlegung ab. Er ſchien ein Mann, dem es keineswegs um Pomp zu thun war, was er mit den meiſten großen Mannern gemein hatte; auch erzahlt Robertſon, daß er an Artigas einen vergleichungsweiſe feingebildeten, ſehr herablaſſenden und freundlichen Mann gefunden habe. Seine Anhanger, die ſich damals auf 1500 belaufen mochten, waren ihm eifrigſt ergeben. Sein Ruf und ſein überwiegender Geiſt ſicherten ihm ihre Hochachtung, und die Art von Vertraulichkeit, worin er mit ihnen lebte, gewannen ihm ihre Liebe. Nichtsdeſtoweniger war ſeine Gewalt ſo unumſchränkt, als die eines orientaliſchen Deſpoten, und er ſprach Todesurtheile aus mit derſelben Gewißheit, daß ſie vollzogen werden würden, wie nur irgend ein türkiſcher Sultan.

Nachdem Montevideo ſich an die Truppen von Buenos Ayres ergeben hatte, verlangte Artigas, als Oberhaupt der Banda Oriental, in den Beſitz dieſer Stadt geſetzt zu werden, erhielt aber eine abſchlägige Antwort. Jetzt brach der Krieg zwiſchen Artigas und Buenos Ayres offen aus: Artigas war meiſt ſiegreich, und zwang endlich ſeine Feinde, den kaum gewonnenen Platz zu räumen. Er nahm ſogleich Beſitz von Montevideo, das der Schlüſſel ſeiner ſpätern Operationen wurde, griff nun die Provinz Buenos Ayres ſelbſt an, und rückte nach Santa Fé, eine bedeutende Strecke am Parana aufwärts. Als zu Buenos Ayres ein Regierungswechſel eingetreten war, hoffte man eine Zeit lang auf die Wiederherſtellung des Bündniſſes mit der Banda Oriental, deſſen Bruch ſo viel Blut gekoſtet, und die Sache der Unabhangigkeit weſentlich verzögert hatte. Um ſeinen ernſtlichen Wunſch einer Vereinigung auszudrücken, und als Sühne für den Schimpf, den man auf Artigas gehäuft, verbrannte das Volk öffentlich die damals gegen ihn erlaſſene Proclamation, und bezeugte auf jede Weiſe ſeinen Abſcheu über das Benehmen derer, die ſie erlaſſen hatten. Ein verſöhnendes Schreiben wurde an den Protector gerichtet, eine entſprechende Antwort erfolgte, und dieß war die Einleitung zu einem Verſöhnungsverſuch, den Alvanes, Director von Buenos Ayres, machte, aber man betrachtete die Forderungen, welche Artigas ſtellte, als übertrieben, und die Conferenzen zwiſchen den beiderſeitigen Abgeordneten führten zu keinem Reſultat.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen. Von Fuchs.

(Ruſſiſches Journal des Miniſteriums des Innern. October 1839.)

Wenn man von Kaſan die große Straße nach Orenburg einſchlägt, ſo gelangt man in dem Kreiſe Tſchiſtopol und Spaß (Gouvernement Kaſan) ins Land der Mordwinen. Ich reiſte am 11 Auguſt von Kaſan ab, und kam in einer Entfernung von 7 Werſten ins Woskreſenſki-Kloſter in einem breiten Thale, welches links das hohe Ufer eines ehemaligen Wolgabettes, rechts die zwei Seen Kaban hatte, welche den Bewohnern von Kaſan allein das Waſſer liefern. Dieſe Seen ſind Ueberreſte der Frühjahrsüberſchwemmung der Wolga. Der Boden in dieſem Thale beſteht aus einem guten Thon, weßhalb hier viele Backſteine gebrannt werden, was die Aufführung ſteinerner Gebäude in der Stadt ſehr erleichtert. Die mit Buſchwerk geſchmückten Hügel fingen bereits an ſich mit dem fahlen Herbſtgewande zu bekleiden. Die Urſache dieſes frühen Wechſels war die ungewöhnliche Trockenheit des Sommers.

Die Wohnung des Archierei beim Woskreſenſki-Kloſter liegt reizend auf einem Hügel und hat eine entzückende Anſicht nach Kaſan hin. Bald ſtiegen wir die Höhe des ehemaligen Wolgaufers hinan, wo die Gegend ganz offen, holz- und waſſerlos iſt. Allenthalben ſind Ackerfelder. Von hier bis zur Kama haben die Landbewohner nur ziemlich hartes Brunnenwaſſer. Neunzehn Werſte von Kaſan ſtößt man auf ein ziemlich bedeutendes Dorf, Namens Stolbuſchtſche, mit einer ziemlich großen ſteinernen Kirche, deren ſämmtliche Fenſter bis an die Kuppel hinauf mit dicken Eiſengittern verſehen ſind, was einen unangenehmen Eindruck macht. Weiterhin liegen an der Straße unbedeutende Döfer kaſaniſcher Gutsbeſitzer, die zum Theil mit Birkenwäldchen geziert ſind. Die große hier angelegte Straße wurde im Laufe der Zeit, was ſie früher geweſen, ein Steppenweg, die mit großer Mühe ausgeworfenen Gräben ebneten ſich aus, und die Birkenalleen vertrockneten oder wurden umgehauen. Dieß iſt meiner Anſicht nach ein reiner Vortheil, denn jetzt hindern die ehemaligen Gräben nicht mehr den Weg zu verlaſſen, wenn er im ärgſten Schmutz ganz unfahrbar geworden iſt. 58 Werſt von Kaſan liegt das große Dorf Narmanka, wo ſich ein Haus des Fürſten Kulantſchakow findet, dem ein Theil des Dorfes gehört; der übrige Theil, der einem Hrn. Sterebzow gehörte, hat ſich frei gekauft. Die hieſigen Bauern ſind ſehr wohlhabend: ſie ſind Fuhrleute, und führen die Kaufleute mit ihren Waaren auf den Jahrmärkten herum; viele treiben auch ſelbſt Handel, und überdieß haben ſie einen fruchtbaren Boden. Der Name des Dorfes kommt von ſeinem frühern Beſitzer Narmaſki, deſſen Familienname von den alten Normannen ſtammt, und mit der Zeit in die jetzige Form übergieng. Die Narmaſkis und Oſtaukows waren die erſten, die ſich unter Zaar Feodor Joannowitſch in dieſem Lande niederließen. Zwei Werſte von da liegt das Dorf Panowo, das meinem Freunde Obriſt Juſchkow gehört, der aber leider

Digitized by Google

gerade abwesend war. Nichtsdestoweniger blieb ich in seiner Wohnung über Nacht. Das Landvolk leidet hier stark an Kolik, wahrscheinlich eine Folge des harten, kalten Brunnenwassers, wenn es bei großer Hitze unmäßig getrunken wird.

Am folgenden Morgen verließ ich Panowo, fuhr über das Ackerfeld wieder auf die große Straße und kam, nachdem ich über die Mjesche gesetzt, in einen Eichenwald, wo indeß auch Linden, rothe Rüstern und Nußbäume wuchsen. Der Boden senkt sich hier gegen die Kama hin. Endlich kam ich in eine tiefe, in den Thonboden eingerissene Schlucht unterhalb der Stadt Laischew, bis zu der man von Kasan 56 Werste rechnet. Laischew bot mir noch denselben Anblick dar, wie vor dreißig Jahren; indeß versicherte mich ein Stadtbewohner, daß die Zahl der jungen Leute, die gedient hätten, sich so vermehrt habe, daß die dasigen Schenken nur wenig mehr Kasan besuchten, und Abendunterhaltungen und Tanzbelustigungen fast in jeder Woche im Orte selbst stattfänden. Laischew hat etwa 400 Häuser, indeß beschäftigt sich die größere Hälfte der Einwohnerschaft mit dem Ackerbau. Es findet sich nur Eine Kirche in der Stadt, und in dieser wurden alte Handschriften über die Stadt und ein ehemals hier bestandenes Kloster aufbewahrt. Die Räuber an der Kama griffen einst letzteres an, und erschlugen den Igumen, seit welcher Zeit das Kloster nicht wieder erneuert wurde. Eine Güterbesitzerin verlangte vor nicht langer Zeit von dem Geistlichen die merkwürdige Handschrift, und zerriß solche, ohne sie zu lesen. Jetzt sind keine schriftlichen Acten mehr da, welche über 1761 hinaustreichen. Die Stadt Laischew unterscheidet sich kaum von einem gewöhnlich großen Dorfe; nur im Frühjahre, wenn die Kama angeschwellt ist und aus den uralischen Bergwerken die Barken mit Eisen und aus dem Gouvernement Perm die Schiffe mit Salz ankommen, herrscht größere Thätigkeit in der Stadt, die dann das Bild eines Jahrmarkts darbietet.

Da ich gehört hatte, daß am Flusse Mjesche sich noch alte Befestigungen in Trümmern befänden, konnte ich mich nicht enthalten, sie zu besuchen. Von Laischew ist es 15 Werste dahin. Der Weg führt auf der großen Straße von Spaß durch einen schönen Eichenwald in der Nähe der Kama durch das Krondorf Mysy und dann durch das tatarische Dorf Baischuka, wo eine weite Ebene mit gutem Ackerlande ist; endlich kamen wir in das tatarische Dorf Tasch-Kirmen, das 370 Seelen und 115 Häuser zählt. Die hiesigen Tataren kleiden sich im Allgemeinen russisch, nur die Weiber haben ihre Kleidung beibehalten; aber auch sie unterscheiden sich von den übrigen Tatarinnen durch den Kopfputz, welcher dem der polnischen Jüdinnen gleicht; sie tragen auch kurze Aermel und verhüllen das Gesicht nicht vor den Männern, wie sonst die mohammedanischen Frauen; ihr Kopfputz heißt Maleschik. Die Häuser der hiesigen, wie der andern Tataren stehen inmitten eines Hofes. Ihre Speisen bestehen in Schweine- und Pferdefleisch. Einige feiern noch jetzt insgeheim das Beiramfest, und jeder opfert dann zum Heil seiner Seele einen Widder, indem sie glauben, daß sonst das Korn nicht wachse.

In der Nähe des Dorfes Tasch-Kirmen, auf einem hohen Berge, an dessen Fuß die Mjesche fließt, ist ein Festungswerk, das 7 Klafter Höhe und 360 Fuß im Umkreise hat. Von hier aus, wie von allen andern Befestigungen an dem Wege nach Laischew, die von Tataren erbaut wurden, machte man Ausfälle gegen die Russen. Nach der Einnahme von Kasan konnten sich die Tataren nicht sogleich an die russische Herrschaft gewöhnen, empörten sich und bauten an verschiedenen Stellen solche Befestigungen.

Etwas höher hinauf liegt das Dorf Makarowka, das einem Hrn. Delarue gehört. Ich wurde hier sehr freundlich aufgenommen. Als ich in dem großen Garten spazieren ging, erstaunte ich über die Menge mit Früchten beladener Aepfelbäume. Diese Bäume wachsen hier buschartig, sind aber nichtsdestoweniger sehr fruchtbar. Einige Aepfelsorten sind der Art, daß ich sie nicht im Gouvernement Kasan gesucht hätte, ein Beweis, daß Kunst und Anstrengung manche Hindernisse des Klima's besiegen. — Der Getreidebau ist hier ziemlich vortheilhaft: der Roggen trägt gewöhnlich zwölffältig, dieß Jahr aber wegen der Trockenheit nur fünffältig. Die Bauern leben hier auf ganz freundschaftlichem Fuße mit ihren tatarischen Nachbarn, welche ihnen ihre Freundlichkeit damit vergelten, daß sie dieselben bei der Heuernte jeden Tag unentgeltlich über die Kama setzen.

In den hiesigen Eichenwäldern gibt es auch eine Menge Nußbäume, die zu manchen Zeiten den Bauern eine beträchtliche Einnahme abwerfen. Dieser Handelszweig ist in der Statistik noch nicht hinreichend gewürdigt. In den Jahren 1827 und 1828 wurden sämmtliche Steuern damit bezahlt. Kenner versicherten mich, daß im Jahre 1827 im Gouvernement Kasan etwa anderthalb Millionen Pud Nüsse gewachsen seyen, wovon eine Million theils auf der Achse, theils auf der Wolga in verschiedene entfernte Gouvernements geschickt, aus der übrigen halben Million aber Oel für den innern Gebrauch geschlagen wurde. Das Pud roher Nüsse kostete damals 1 R. 10 Kop.; da sie aber in diesem Zustande sich nicht lange halten, ohne zu verderben, so werden sie von den Kaufleuten getrocknet. Nußöl ist wegen seines guten Geschmacks allgemein im Gebrauche und kostet 24 Rubel das Pud. Ein Pud frischer Nüsse gibt 28 Pfund trockene, 4 Pfund trockene Nüsse Ein Pfund Kerne, und 5½ Pfund Kerne Ein Pfund Oel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vase von Präneste. In einer Sitzung der englischen literarischen Gesellschaft las Hr. Brönsted eine Abhandlung vor über eine Bronzevase im Collegium Romanum, von der schon Winckelmann und Visconti gesprochen haben. Sie hat etwa 4 Fuß im Umfange, und ist mit vortrefflichen Bildern aus der Geschichte des Argonautenzuges verziert. Diese Vase wurde in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei Palestrina, dem alten Präneste, gefunden, und Brönsted macht es sehr wahrscheinlich, daß die Bilder von einem Gemälde copirt seyen, das Cydias für den berühmten Redner Hortensius zur Ausschmückung seiner Villa in Tusculum malte, und dessen Plinius erwähnt. Hortensius zahlte 144 Talente dafür, und da er kein Zimmer hatte, das groß genug gewesen wäre, so ließ er einen besondern Pavillon zu dessen Aufnahme bauen. Es stellt Pollux dar, wie er den König der Bebryker, Amycus, welchen er im Faustkampfe überwunden, an einen Baum bindet, so wie auch den riesenhaften Beschützer einer Quelle süßen Wassers, der alle Reisende, die ohne seine Erlaubniß daraus tranken, ermordet hatte. Eine Victoria steigt herab mit einem Kranze und am Fuße des Baumes liegt ein Diener, der mit allen Utensilien zum Bade des Helden versehen ist. Bei dieser Gelegenheit ist zu bemerken, daß die Vase selbst zur Aufbewahrung solcher Badebedürfnisse bestimmt war. Durch das spätere Anhängsel von einigen grob gearbeiteten Figuren am Deckel wurden früher die Kenner verführt, die Vase für unächt zu halten, da solcher Betrug in Italien nur allzu gewöhnlich ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 157.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Junius 1840.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

(Von Dr. Ed. Selberg.)

Ankunft vor Surabaya.

Am 14ten Januar Nachmittags 4 Uhr gingen wir auf der Rhede von Surabaya vor Anker. Schon vorher umgaben unser Schiff eine Menge inländischer kleiner Fahrzeuge (Tambangan), welche uns die verschiedenartigsten Dienste anboten. Ein Theil derselben wollte uns nach der Stadt rudern, ein anderer bot uns Früchte und Speisen zum Kauf: Ananas, Pumpelmusen, Arrak, getrocknete Fische, abgeschuppte Krabben, Weißbrod und dergleichen lagen in nicht sehr sauberen Gefäßen durcheinander. Mehrere Chinesen näherten sich, um uns große Strohhüte, welche vortrefflich geflochten waren, anzubieten, kleine Galanteriewaaren, Cigarren, Tusche, Sonnenschirme (Payongs), Fächer und tausend andere Kleinigkeiten, welche ein Raritätencabinet geziert haben würden, bildeten ihren Waarenvorrath. In andern Kähnen (Prauen) waren Javanen, welche Schuhe und Stiefel von allen Farben zum Verkauf ausstellten. Andere boten Papagaien, Lory's, Affen, Parkitte und Caccadus feil; wieder andere handelten mit Diamanten, Gold und Silberarbeiten, wieder andere mit Knochen- und Hornarbeiten aller Art. Andere erboten sich, uns das Leinenzeug zu waschen und praesentirten Zeugnisse ihrer Redlichkeit in allen Sprachen, von welchen sie nicht eine einzige verstanden. Dazwischen lagen Kanots mit javanischen Mädchen, welche sich selbst feilboten. Diese letztgenannte Erscheinung überzeugte mich hinlänglich, daß wir einer Gegend nahten, wo die europäische Cultur schon bedeutende Fortschritte gemacht hatte. Ohne Ausnahme fand ich die Sitten der Eingebornen da am meisten entartet, wo größere europäische Etablissements errichtet sind. Es war eine muntere und bewegte Scene. Ini tuwan ada makanan (hier, Herr, Speise); tabe tuwan (sey gegrüßt, o Herr); maas deri Padang (Gold von Padang); sapatu, sapatu rupiah satu perak (Schuhe für einen Silbergulden); Ini arak ada terlebih bajik (hier ist vortrefflicher Arrak) und unzählige andere Anerbietungen schallten zu dem Verdeck herauf und mengten sich mit dem Geschrei der Vögel, welche feil geboten wurden. Ein großer Orang-Utang von Borneo und einige andere Affen, welche in verschiedenen Kähnen waren, schnitten mephistopheliſche Grimassen dazu. Das Ganze war einem wilden, abenteuerlichen Jahrmarkt ähnlich, welcher noch durch das Schwanken der Schiffchen auf dem wogenden Meere und durch die auffallende Farbe, Physiognomie und Kleidung der Javanen und Chinesen ein eigenthümliches Leben erhielt. Ein Maler hätte hier einen vortrefflichen Vorwurf für seinen Pinsel gefunden. Mehrere der Kanots bestanden nur aus einem ausgehöhlten Baume; um das Umschlagen desselben zu verhüten war quer auf dem Vorder- und Hintertheile ein Bambusbaum befestigt, dessen Spitzen zu beiden Seiten durch einen mit dem Schiffe parallel laufenden Baum verbunden waren. Diese Bambusbäume bildeten auf diese Weise einen viereckigen Rahmen, in welchem der ausgehöhlte Stamm hing. Das Bambusholz ist bekanntlich hohl und sehr leicht, das Kanot wird dadurch getragen und die Gefahr des Umschlagens durchaus verhütet. Diese einfachen Fahrzeuge habe ich bei sehr hochgehender See häufig gesehen, wo sie hoch empor geschleudert wurden und auf der Spitze einzelner Wellen beinahe ihren ganzen Kiel zeigten; aber niemals sah ich eines derselben umschlagen. Selten ist in einem solchen Kanot mehr als Ein Mann. Die Sonne sank nieder, und da sich auch der Landwind erhob, so beschloß ich, erst am folgenden Morgen ans Land zu steigen.

Diese Land- und Seewinde wehen, so lange die Mussons in ihrer vollen Kraft sind, sehr regelmäßig. Der Seewind erhebt sich des Morgens, und weht von dem Meere nach dem Lande hin. Einige Stunden nach Sonnenaufgang bricht er durch, wie sich die Seeleute ausdrücken. Die Sonne theilt dann schnell dem Lande einen Hitzegrad mit, welchen das Meer keineswegs so schnell annimmt; hierdurch wird die Luftschicht über jenem so ausgedehnt und verdünnt, daß die kältere und schwerere Seeluft, welche durch die ungleich langsamer erfolgende Erhitzung des Meeres dann noch nicht so verdünnt ist, nach dem Lande hinströmt, um sich mit dessen Atmosphäre auszugleichen. Beim Sinken der Sonne, wenn der Boden seinen Wärmegrad verliert, entsteht Stille. Das Meer ist nun ebenfalls erhitzt, und die Wärme in demselben tiefer als in

Digitized by Google

das Erdreich eingedrungen. Zugleich ist das Meerwasser ein schlechterer Wärmeleiter als die Erde; seine erhöhte Temperatur hält deßhalb auch ungleich länger an, so daß man dieselbe häufig noch gegen Sonnenaufgang wahrnimmt. Die auf dem Meere ruhende Luftsaule bleibt deßhalb noch lange in dem verdünnten Zustande, während die auf dem Lande ruhende schon wieder durch die Kühle condensirt ist. Letztere sucht nun wieder mit der ersteren sich ins Gleichgewicht zu setzen; daher strömt gleich nach Sonnenuntergang die Luft nach dem Meere zu und hiedurch entsteht der Landwind. Von sehr kleinen Inseln weht der Landwind strahlenförmig von ihrem Mittelpunkt aus nach allen Himmelsgegenden, während der Seewind ebenso nach ihrem Centrum hinströmt. Obgleich dasselbe bei den größeren Inseln stattfindet, so ist dieß natürlich für diese weniger bemerkbar.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Jose Artigas.

(Schluß.)

Liest man die gewöhnliche Geschichte der Revolution durch, so wie die von den Buenos-Ayriern bekannt gemachten Documente, so muß man glauben, Artigas habe das öffentliche Wohl seinem Privathaß und seinem Ehrgeiz geopfert; aber die ganze Wahrheit hat man nicht gesagt, und es scheint gewiß, daß Buenos Ayres zwar sich erbot, die Unabhängigkeit der Banda Oriental anzuerkennen, jedoch sollte diese immer noch gehalten seyn, Deputirte zum Generalcongreß zu senden; dieß erschien Artigas und seinen Gefährten als die Anerkennung einer Obergewalt, und dieser Demüthigung wollte sich der stolze Hauptling nicht unterwerfen. Er wollte sein Land völlig unabhängig machen, und die Folge zeigte, daß er die Buenos Ayrier richtig beurtheilte, denn ihr späteres Benehmen beweist, daß sie über die Banda Oriental dieselbe Obergewalt ausüben wollten, die sie spater über alle andern Provinzen errangen, welche in der Zeit, wovon eben die Rede ist, in Uebereinstimmung mit Artigas handelten.

Aber ein anderer Feind rückte heran, um Artigas zwischen zwei Feuer zu bringen. Der brasilianische Hof hatte lange begierige Augen auf die Banda Oriental geworfen, war aber immer, das letzte Mal namentlich durch Artigas und seine tapfern Gauchos, zurückgewiesen worden. Jetzt, wo dieser Anführer mit Buenos Ayres in offenem Bruche war, schien sich eine günstige Gelegenheit zu bieten. Unter dem Vorwande, seine Gränzen gegen die in dem ehemals spanischen Gebiete herrschende Anarchie zu schützen, rückte eine portugiesische Armee von 8000 bis 10,000 Mann unter General Lecor gegen die Orientalistas an.

Gegen eine solche Macht konnte Artigas nur mit Hülfe von Buenos Ayres das Feld halten. Diese Hülfe ward begehrt und zugesagt, jedoch unter der Bedingung, daß die Banda Oriental die Souveränetät des Congresses und die Obergewalt des obersten Directors, damals Puyerredon, anerkenne. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß dieser Antrag von dem stolzen und furchtlosen Artigas verworfen wurde: er zog es vor, sich lieber unter den Trümmern seines Landes zu begraben, als dessen Freiheit und Unabhängigkeit in die Hände einer andern Macht zu geben. Von der heldenmüthigen, aber ungenügenden Vertheidigung der tapfern Gauchos können wir hier nur wenig sagen. Trotz ihrer geringen Zahl, ihrer schlechten Waffen und ihrer Kriegsweise, die ihnen nicht gestattete, offen gegen eine solche disciplinirte Macht aufzutreten, thaten sie doch den Portugiesen mehrfachen Abbruch, und nicht ohne bedeutende Verluste konnte Lecor am 19 Januar 1817 sich in den Besitz Montevideo's setzen. Trotz aller Tapferkeit aber erlitten die Orientalistas doch einige schwere Unfälle, und noch einmal ward ein Versuch zur Aussöhnung mit Buenos Ayres gemacht, jedoch abermals umsonst, da Artigas auf keine Weise sich bewegen ließ, die Unabhängigkeit seines Landes und die Herrschaft, die er über dasselbe ausübte, aufzuopfern. Vergebens suchte Buenos Ayres unter den Orientalistas selbst eine Partei gegen Artigas zu erheben; der Einfluß, den er auf seine Landsleute ausübte, blieb unerschüttert; einige andere Provinzen jedoch, welche sich ihm freiwillig unterworfen hatten, zogen sich von der Conföderation zurück.

Um diese Zeit schrieb Artigas einen Brief an den Director Puyerredon, der große Aufregung verrieth und ein höchst merkwürdiges Document ist. Zuerst behauptet er darin die Heiligkeit und Unveräußerlichkeit der Rechte seines Vaterlandes und vertheidigt die Reinheit seiner eigenen Beweggründe, während er dem Director die Wiederholung jener schimpflichen Beleidigungen vorwirft, „welche den Feind zu dem Glauben verleiteten, daß sein Erfolg unfehlbar sey.“ Dann beschuldigt er ihn, daß er die Nation innerlich zu entzweien, statt sie gegen die Portugiesen in die Waffen zu bringen suche. Dieß bezieht sich auf den Umstand, daß man einige Orientalistas bewog, eine Anerkennung der Ansprüche von Buenos Ayres zu unterzeichnen. „Nichts kann,“ fuhr er fort, „den Verrath entschuldigen, daß E. E. den Feind zu Montevideo, während er von mir belagert wurde, mit Getreide versahen,“ und so geht es einige Seiten fort mit der Beschuldigung, daß der Director die Portugiesen heimlich unterstütze, den Aufstand in den andern Provinzen nähre, kurz unter der Maske der Neutralität die Sache des Feindes befördere. Artigas endete damit, daß er den Director aufforderte, an seiner Seite den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Dieß wäre allerdings der Klugheit und dem Patriotismus am meisten gemäß gewesen, aber die Vorwürfe, welche Artigas ausgesprochen, hatten den Director tödtlich verletzt: er schickte zwei Expeditionen aus, um Plätze, die im Besitz von Artigas waren, zu besetzen, aber seine Truppen wurden verdientermaßen geschlagen.

Das verrätherische Benehmen des Directors ließ sich auf keine Weise entschuldigen. War die Banda Oriental ein integrirender Theil der argentinischen Republik, so mußte man die Portugiesen mit gesammter Macht angreifen; war aber die Banda Oriental unabhangig, so hatte man kein Recht, gegen sie und Artigas die Waffen zu kehren. Aber man wollte Artigas zuerst vernichten lassen, und hoffte dann mit den Portugiesen fertig zu werden, und die Provinz für sich zu gewinnen.

Digitized by Google

Es iſt nur zu bedauern, daß Artigas nicht der Portugieſen Meiſter wurde, der Kampf aber war allzu ungleich, obwohl er eben ſo wenig beſiegt wurde, als er ſiegen konnte. Seinen Sturz führte einer ſeiner Unterbefehlshaber herbei.

Im J. 1820 gelang es einem Oberſt in der Gaucho-Armee, Namens Ramirez, einen bedeutenden Theil derſelben von der Anhänglichkeit an Artigas abwendig zu machen, und er führte dieſe Truppe gegen ſein Oberhaupt. Artigas ſcheint damals einige Symptome kund gegeben zu haben, daß ſein außerordentlicher Muth, ſeine Kraft und Thätigkeit im Abnehmen ſeyen; ein abtrünniger Prieſter, der ihm als Secretär diente, Namens Monteroſa, beherrſchte ihn völlig. Faſt ein halbes Jahrhundert unaufhörlicher Anſtrengungen wirkten auch endlich ſelbſt auf ſeine eiſerne Natur, und ausſchweifender Genuß geiſtiger Getränke trug dazu bei, ihn frühzeitig alt zu machen. Mit tauſend Mann ſeiner beſten Reiterei zog Ramirez gegen Artigas, und nöthigte dieſen nach mehreren Gefechten ſich mit dem Reſt ſeiner Truppen in die zerſtörten Jeſuitenmiſſionen zu ziehen. Gefolgt von tauſend Mann, die noch immer ihm anhingen, erſchien er am linken Ufer des Parana, und bat den Dictator Francia um ein Aſyl für ſich und ſeine Truppen. Nur unter großen Vorſichtsmaaßregeln gewährte dieß Francia, ließ ſogar den alten Artigas, der vergebens um eine Unterredung bat, auf einige Tage zu Aſſumcion gefangen halten, und verbannte ihn endlich nach einem Dorfe, Namens Curuguaty, 85 Leguas nordöſtlich von Aſſumcion. Von hier konnte Artigas nur entfliehen, indem er eine gegen das braſilianiſche Gebiet hin liegende Wüſte durchwanderte, was der alte Feind der Portugieſen nicht wagen konnte.

Hier verlebte Artigas den Reſt ſeiner Tage auf eine Weiſe, die mit ſeinem frühern unruhigen Leben ſehr contraſtirte. Der Dictator wies ihm eine Penſion von 400 Peſos an, und beauftragte noch überdieß den Gouverneur des Kreiſes, ihm alles irgend Nöthige zu liefern, und ihn mit Achtung zu behandeln. Die Art, wie Artigas in dieſer Einſamkeit ſeine Tage zubrachte, gereicht ihm zu großer Ehre: trotz ſeiner ſechszig Jahre baute er ſein Landgut mit eigener Hand an, und wurde der Vater der Armen zu Curuguaty; den größten Theil des Ertrags vertheilte er unter ſie, ebenſo ſeine Penſion, und leiſtete den Kranken allen nur immer in ſeiner Macht ſtehenden Beiſtand. Aber dieß ruhige Leben dauerte nur kurz, denn er ſtarb im J. 1826, ſehr beklagt von dem ganzen Diſtrict. Seinen Charakter haben meiſt ſeine Feinde gezeichnet, und Dr. Funes, ein Buenos Ayrier, und ſomit keineswegs parteiiſch für ihn, ſchilderte ihn in ſeiner Geſchichte der Revolution folgendermaßen: General Artigas, dieſer ſeltſame Mann, vereinigte mit einer großen Empfänglichkeit ein kaltes Weſen, mit einſchmeichelnder Freundlichkeit geziemenden Ernſt, mit keckem Freimuth große Höflichkeit, hohen Patriotismus mit einer manchmal ſehr verdachtigen Treue, die Sprache des Friedens mit einer angebornen Neigung zum Hader, eine lebhafte Liebe für die Sache der Unabhangigkeit mit höchſt ausſchweifenden Begriffen über die Art, ſelbe zu erlangen.“ Eine ſolche Sprache von einem politiſchen Feinde iſt geeignet, eine günſtigere Anſicht von Artigas hervorzurufen, als man bisher gehegt hat. Man hat ihn manchmal als einen blutdürſtigen Wilden dargeſtellt, der aus bloßer Luſt Verbrechen beging; dieß war aber keineswegs der Fall, wenn gleich er einen Theil ſeines Lebens hindurch wenig beſſer als ein Räuber war. Aber ſein Benehmen während des Unabhängigkeitskrieges beweiſt, daß er ſein Vaterland wahrhaft geliebt hat, und in dieſer Beziehung verdient ſein Andenken Achtung.

Gegenwärtiger Zuſtand der Inſel Goree.

Die Inſel Goree iſt gerade ſo groß, um für ſich ſelbſt zu beſtehen, und wird vom Hauptlande des Senegal durch eine kleine Meerenge von ¾ Lieue getrennt. Sonſt war hier ein lebhafter Sklavenhandel. Der Hauptort, der nicht gepflaſtert iſt, enthält die Wohnung des Befehlshabers und einiger reichen Signarren. Die Bevölkerung beläuft ſich auf 6000 Seelen, von denen 200 Chriſten; die übrigen ſind Götzendiener, oder vielmehr ohne irgend einen Gottesdienſt, denn die Religion der Neger iſt eine unentwirrbare Miſchung von Mohammedanismus und Fetiſchismus. Die Organiſation der Sklaverei in dieſer Stadt verdient bemerkt zu werden. Es gibt zwei Arten Sklaven; die einen auf Lebenszeit ſind im Hauſe ihres Herrn geboren. Gewöhnlich als Kinder des Hauſes angeſehen, behandelt man ſie mit Milde, und entſchließt ſich ſelten, ſie zu verkaufen. Die zweite Kategorie beſteht aus Sklaven, die von den Negern des Feſtlandes, aber nur auf die Dauer von 14 Jahren, verkauft ſind, nach welcher Zeit ſie von Rechtswegen wieder in ihr Vaterland und ihre Familien zurückkehren. Sie werden in die Regiſter des Gouverneurs von Goree eingeſchrieben. Wenn die Eigenthümer ſie wieder verkaufen, ſo müſſen ſie die verfloſſenen Dienſtjahre in Rechnung bringen. Die Neger ſind ſehr liſtige Diebe, und man erzählt von ihnen in dieſer Hinſicht faſt unglaubliche Dinge. Die Trägheit iſt ihr vorherrſchender Fehler, doch darin ſind die Signarren nicht beſſer. Die Europäer gewinnen in kurzer Zeit große Reichthümer in Goree; ihr Tauſchhandel mit den Eingebornen iſt ſtets für ſie nur vortheilhaft. Ein belgiſcher Officier, der an der Expedition des Hydrographen Theil nahm und welchem wir dieſe Nachrichten verdanken, führt eine Perſon an, die mit 300 Fr. in 8 Jahren mehr als 100.000 Fr. gewann, obgleich er ungeſtraft von ſeinen Sklaven geplündert wurde; doch ſetzt er auch hinzu, daß dieſe Reichthümer den unglücklichen Europäern, die ſich dieſem Klima ausſetzen, theuer zu ſtehen kommen. Das Senegal-Land verſchlingt mehr als Dreiviertel der Franzoſen, die ſich dort aufhalten, und wenn ſie ſich nicht der ſtrengſten Vorſicht in Bezug auf Mäßigkeit, Lebensweiſe, Vergnügungen, Arbeit ſelbſt unterwerfen, ſo iſt ihr Untergang unvermeidlich. Vier und zwanzig Stunden reichen hin, um die feſteſte Conſtitution zu untergraben. Von 30 Soldaten ſind binnen ſechs Jahren nur drei übrig geblieben. (Echo du Monde Savant vom 25 Mai.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen.

(Fortſetzung.)

Von Laiſchew bis zur erſten Station, Schuran, rechnet man 22 Werſte. Von der Straße aus ſahen wir einen großen Kurgan, und

Digitized by Google

in einiger Entfernung, bei dem tatarischen, noch nicht lange angelegten Dorfe Iwankowo, eine alte Befestigung. Das Land bis Schuran ist wild, und geeignet, Trübsinn zu erregen. Obwohl man Ackerfelder und selbst Wald sieht, so erblickt man doch keine Menschen. Schuran, das von seinem ehemaligen tatarischen Besitzer Schur-Chan den Namen haben soll, liegt auf einem hohen Berge, hart an der Kama. Hier endet das hohe Ufer dieses Flusses, und weiterhin bis zu seiner Mündung läuft eine Ebene mit Eichenwäldern. — Der größere Theil von Schuran gehört jetzt dem Gutsbesitzer Dembrowsky. Hier findet sich ein merkwürdiges Gebäude in Trümmern, das mit Befestigungen und Souterrains wie ein Ritterschloß ausgerüstet ist, und vor etwa 80 Jahren von dem damaligen Gutsbesitzer Narmezki aufgeführt wurde. Wie zur Zeit des Feudalsystems überfiel Narmezki die Reisenden, plünderte sie, und hielt sie in seinen unterirdischen Gemächern gefangen, bis endlich die Gerichte diesen Räubereien ein Ende machten durch die Verbannung des Verbrechers nach Sibirien, wo er auch starb.

Am Abend erhob sich ein so heftiger Wind aus Südosten, daß man unmöglich über die Kama setzen konnte. Da wegen des Qualms, der Fliegen und andern Ungeziefers keine Möglichkeit war, in einem Bauernhause zu schlafen, so richtete ich mich in meinem Wagen ein, konnte aber vor Hitze die ganze Nacht nicht schlafen. Der Wind wehte wie aus einem glühenden Ofen, und der Thermometer zeigte am 12 (24) August 29° R. Früh Morgens zog ich von Schuran über eine Sandfläche bis zur Kama, welche in diesem Sommer wenig Wasser hatte, dennoch schätzte man ihre Breite auf etwa 400 Klafter, also mehr wie die Wolga bei Kasan. Die Kama fließt hier viel rascher, und wird nicht so mannichfach gestaut wie die Wolga. Der Anblick des rechten, bergigen Ufers der Kama ist hier viel freundlicher als das der Wolga: es ist mit dünnem Wald und Ackerland bedeckt, und zeigt häufig viel farbige Erdschichten.

Von der Kama kamen wir über Wiesen, welche im Frühjahr auf eine große Ausdehnung von ihrem Wasser bedeckt werden, nach Murischa. Auf dem Wege sahen wir viele schöne, weiße und schwarze Pappeln. Die hiesige Flora zeichnet sich durch manche schöne Pflanzen aus, und kann den Reisenden auf eine angenehme Weise beschäftigen; andere, Aufmerksamkeit verdienende Gegenstände trifft man nicht. Murischa gehört dem Obrist Tolstoi. Man zählt hier 570 Seelen und 110 Häuser. Die Wohnung des Gutsbesitzers liegt auf einer Anhöhe, und daran stößt ein schöner englischer Garten, von dem aus man eine weite und prächtige Aussicht auf die Ufer der Kama und die Berge längs derselben hat. Hier zeigt sich in der Ferne das Dorf Elsterberg (sorotschija gory). Der Hausherr bewirthete uns an der Tafel mit Früchten aus seiner Orangerie: Pfirsiche von ungewöhnlicher Größe und Melonen verschiedener Gattung zierten dieselbe. Namentlich behagte mir das reine, weiche Wasser aus der Kama, das ich an andern Orten auf dem Wege nicht gefunden hatte. Am Abend unterhielt uns auf eine angenehme Weise die Capelle des Hausherrn, die aus dessen eigenen Leuten, sechzehn an der Zahl, bestand. Sie spielten recht gut mehrere Ouverturen bekannter Opern, und das Ganze schloß mit einem russischen Tanz. Dabei zeichnete sich eine Mordwinin aus dem Dorfe Berezowka durch ihre Schönheit und Anmuth aus. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden, und stand auf dem Punkte, ihr tausend Artigkeiten zu sagen. Bei dem Hausherrn finden solche Concerte, Sonntag ausgenommen, jeden Abend statt, und ich konnte mich der Verwunderung nicht erwehren, daß einfache Bauern oder Bedrute in kurzer Zeit so große Fortschritte in der Musik machten. Der Schäfer war ein Virtuose auf dem Clarinett.

Da im Verhältniß zur Seelenzahl in Murischa wenig Ackerland ist, so errichtete der Gutsbesitzer eine Tuchfabrik, und verwandte seine Bauern zu der Arbeit. Sein Unternehmen wurde sehr gefördert durch die Nähe des Flusses Tscheremschan, auf welchem aus den umliegenden Dörfern die beste Wolle im Gouvernement Kasan herbeigeschafft wurde. Auf dieser Fabrik, die jetzt wieder eingegangen ist, wurden jährlich 8000 Arschinen Soldatentuch gefertigt. Der Fischfang, früher sehr bedeutend, hat in den letzten Jahren viel verloren wegen der zunehmenden Sandanhäufung, welche dem Lauf der Fische eine andere Richtung gab; übrigens fing man für uns Sterläde heraus, die eine Arschine lang waren. Früher wurden nicht selten Hausen von 20 Pud gefangen. Im Winter fängt man einen rothen Fisch und Störe. Vor 22 Jahren wurde bei einem Austreten der Kama im Frühjahr an dem Ufer, auf dem der größte Theil des Dorfes steht, viel Schaden angerichtet. Das Wasser war damals so heftig, daß man jeden Augenblick eine gänzliche Unterwaschung der steinernen Kirche fürchten mußte. Der Gutsbesitzer, der die Gefahr erkannte, ließ noch eine Messe halten, und befahl dann, alle Bilder und Geräthe aus der Kirche fortzuschaffen; bald hernach stürzte sie auch unter furchtbarem Krachen in die Kama. Gleich darauf ward auch der Kirchhof angegriffen, und die Kama schwemmte Särge und Leichname fort. Die Bauern eilten in die Nachen, fingen sie mit Haken wieder auf und begruben sie aufs neue. Bald theilte auch das Herrschaftshaus, das nicht weit von der Kirche stand, das Schicksal derselben.

Aus Murischa gingen wir am 14 August am Ufer fort über Wiesen, die im Frühjahr überschwemmt werden. Damit diese Ueberschwemmung sich nicht weiter ausdehne, hat man einen Erdwall aufgeworfen, und jetzt ist hier Ackerland. Alles ist eben. Bald kamen wir ins Dorf Alexejewo, das durch seine Tuchfabrik bekannt ist, und noch von einem Brande rauchte, der wenige Tage zuvor in demselben ausgebrochen war und 100 Häuser in Asche gelegt hatte. Nur die Tuchfabrik und ein Herrenhaus waren stehen geblieben. Die Fabrik hatte etwa 400 Arbeiter, und lieferte, so lange sie in ihrer Thätigkeit war, gegen 60,000 Arschinen Soldatentuch. Jetzt hat dieß Dorf etwa 1200 Stück schlesische Schafe, deren Wolle nach Moskau geschickt wird; aber die Schafe arten trotz der trockenen Wiesen, die sich weit um Alexejewo umher erstrecken, bald aus. Die Einwohner scheinen hier wohlhabend zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Monographie über die Farrnkräuter. In der botanischen Gesellschaft am 1 Mai wurde eine Abhandlung von einer Mrs. Riley über die Farrnkräuter vorgelesen. Die Verfasserin schlägt selbst keine neue Classification vor, sondern zeigt nur, wie die, welche sich in den letzten Jahren mit diesem Gegenstand beschäftigten, die Farrnkräuter geordnet und classificirt haben. Natürlich umfaßt die Arbeit vorerst die brittischen Farrnkräuter, und hierüber scheint sie ziemlich erschöpfend, wiewohl die eigenthümliche Schwierigkeit bei Classificirung der Farrnkräuter nicht übersehen ist, da die Farrnkräuter in verschiedenen Stadien ihres Wachsthums so ausnehmend variiren, und je nach ihrer Localität so mannichfachen Veränderungen unterliegen, daß die Unterschiede sehr schwer aufzufassen sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 158.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Junius 1840.

Bemerkungen über den Ackerbau in Sicilien.

(Aus dem Echo du Monde Savant, 23 Mai. Vom Grafen Gasparin.)

Graf Gasparin hat im Jahre 1839 Sicilien bereist, in der Absicht, dieses Land in Bezug auf den Ackerbau zu studiren. Folgendes sind die Resultate seiner Untersuchungen:

Wenn man das Land im Allgemeinen betrachtet, so kann Niemand die Bemerkung entgehen, daß es in Sicilien hauptsächlich an flüssigen Capitalien für die Grundbesitzer und Pächter fehlt. Die letztere Classe ist eigentlich nur dem Namen nach vorhanden; um sie zu schaffen, bedürfte die erstere ganz andrer Gesinnungen, als sie wirklich besitzt. Manche Franzosen haben schon dem einen und andern großen Landbesitzer angeboten, ein weitläuftiges Gut in Pacht zu nehmen, und haben ihm einen weit höhern Zins versprochen, als er bisher unter so ungünstigen Wechselfällen bezieht, wenn er nur auf 30 Jahre einen Pachtcontract eingehen wollte, und sie sind abgewiesen worden.

Aber können denn die Grundbesitzer ihrerseits auch nur den Versuch wagen, das zu unternehmen, was sie mit eifersüchtigem Auge bei andern sehen? Einige könnten es wohl, aber die große Masse hat keine Geldvorschüsse, und an Anleihen für den Ackerbau darf man in einem Lande nicht denken, wo die Landbesitzer nur mit 15 Proc. Geld erhalten können, während man in Palermo 5 bis 6 Proc. nimmt.

Drei Grundfehler lasten jetzt auf dem Ackerbau in Sicilien: die Entfernung der Eigenthümer von den Ländereien, die sie bebauen, der Mangel an Capitalien dieser Ackerbauer oder vielmehr das Mißverhältniß dieser Capitalien zu ihren Unternehmungen, und endlich die kurze Dauer der ein- bis dreijährigen Pachtverträge, wodurch der Nachtheil entsteht, daß die Pächter das Land nicht mit Liebe bebauen, immer an die Zeit denken, wo es ihnen nicht mehr gehört, und also Dung und jede Einrichtung vernachlässigen, deren Ertrag für sie dann verloren wäre.

Bei solchen Umständen ist es unmöglich, von dieser nomadischen Pachtweise zu einer einträglichen Verpachtung überzugehen, in einem Lande, wo der Landbesitzer keine Sicherheit für seine Pachtgelder finden kann und der Pächter nicht mit Gewißheit auf eine Ernte rechnen darf, die ihn zahlungsfähig macht. Findet man aber dennoch Pächter in solcher Lage, so sind es Menschen, die Gesetze vorschreiben, und wieder verschwinden, wenn sie einige Jahre hindurch übermäßige Zinsen gezogen haben. Was unmöglich ist und doch geschehen sollte, ist, ein wirkliches Metayersystem einzurichten, wie es sich in Toscana, der Lombardei und halb Frankreich findet; und dazu sollten die Landbesitzer, statt kostspielige Dörfer zu bauen, wo ihre Arbeiter wohnen, für jede Familie ländliche Wohnungen errichten, eine jede mitten in dem Antheil, den sie bebauen sollte, nebst den zur Wirthschaft nöthigen Ställen und Scheunen. Diese kleinen Landgüter sollten im Verhältniß zu den Kräften und Bedürfnissen dieser Familien stehen und sie nicht überschreiten. Gegenwärtig besitzt eine nur sehr kleine Anzahl Personen in jedem Dorfe die zum Ackerbau nöthigen Thiere und Werkzeuge; von ihnen hängen die Landbesitzer ab. Daher würde man vielleicht schwer Pächter finden, deren man doch bedarf, wenn man nicht ewig im alten Geleise bleiben will; die Grundbesitzer sollten kleine Capitalien vorstrecken, die sie jährlich in kleinen Raten von der Ernte nach und nach abziehen, bis der Pächter zu deren völligem Besitz gelangt. Beim gegenwärtigen Zustand der Dinge handelt es sich um ein Paar Ochsen und einige Schafe für jedes Familienhaupt, das man in solche Lage setzen will später würden diese Capitalien an Werth und Bedeutung steigen Ist dann endlich ein Pächter in seinen Pacht getreten, so muß er die Gewißheit haben, nicht leichtsinnig ihn wieder verlieren zu können; er muß versichert seyn, daß er hier bis an seinen Tod bleiben kann, wenn nicht sehr starke Gründe eintreten, die seinen Vertrag nicht länger haltbar bleiben lassen.

Die sicilischen Großen sollten keck diese wichtige Veränderung einführen, sie sollten einige Jahre lang einen kleinen Theil ihrer Einkünfte zur Errichtung von zwei, drei und noch mehr solcher kleinen Höfe verwenden, und bald würde eine allgemeine Nacheiferung, Folge des unzweifelhaften Erfolges, dem Lande ein anderes Ansehen geben. Einfache Wohnungen, ohne große Kosten aufgeführt, und im Verhältniß zu dem beabsichtigten Zweck, gleich den Bauernhäusern in Languedoc und der Pro-

Digitized by Google

vence, würden weit weniger kosten als manche große Gebäude ohne Zweck und Nutzen, die ich auf meiner Reise angetroffen habe, und ihr Resultat wäre weit wichtiger.

Jeder Pächter müßte einen Theil des Bodens mit Kronenklee (hedysarum coronarium) oder Luzerner Klee zum Futter seines Thiers besäen, die Schwierigkeit des Transports würde keinen Vorwand mehr geben, da er in der Mitte seiner Felder wohnt, und das Stroh könnte als Dünger benutzt werden.

Während diese neue Ordnung der Dinge festern Grund gewinnt, können schon die Grundbesitzer durch verschiedene Mittel ihre Lage verbessern; ihre eigentliche Aufgabe ist weit mehr, dauernde Unternehmungen zu begründen und ihr Grundcapital zu vermehren, als selbst das Land zu bauen, was mit ihren Gewohnheiten in zu großem Widerspruch steht, und was diejenigen, die es anfingen, früher oder später aufgaben, nachdem sie Kosten aufgewendet hatten, die nur Zeit und Beharrlichkeit gewinnreich machen können. Nützlicher verwendeten sie ihre Muße und ihre Capitalien, wenn sie die Oelbaum-, Wein-, Sumach- und Johannisbrodbaum-Pflanzungen vermehrten, die Regenwasser in den Thälern in leicht zu errichtenden Cisternen sammelten, die den Pächtern die Einrichtung von Gärten möglich machen würden, wenn sie ihre Landgüter für Wagen zugänglich machten, mit Einem Worte, durch alle jene Arbeiten, die in ihrer Dauer eben so gut auszuführen als vortheilhaft sind.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Ankunft vor Surabaya.

(Fortsetzung.)

Nach und nach, so wie die Nacht auf das Meer hernieder-sank, verschwanden um uns her die inländischen Fahrzeuge. Schon lange war ich gewohnt, den Abend und einen Theil der Nacht unter den Tropen auf dem Verdeck zuzubringen. Wenn das Schiff einmal durchaus in seinen inneren Räumen erhitzt ist, so können Wochen darauf hingehen, bis es sich wieder abkühlt, denn gerade wenn stürmisches, kühles Wetter ist, welches in den Tropen fast immer Regen begleitet, so werden alle Lucken dicht geschlossen; die dumpfe, verunreinigte, erhitzte Luft in dem Rumpfe wird also festgehalten, deßhalb herrscht fortwährend in den Kammern eine glühende Hitze, und die Luft in denselben wird noch durch die Dünste verunreinigt, welche aus dem faulenden Seewasser aufsteigen, das sich unter dem Schiffsraume befindet. Sobald man in die Kammer tritt, um sich zur Ruhe zu begeben, strömt augenblicklich der Schweiß aus allen Poren, und eine heftige Aufregung im Blutsystem verjagt den Schlaf. Es ist deßhalb jedem zu rathen, der auf einem Schiffe reist, welches sich schon lange unter den Tropen befand, nicht früher zu Bette zu gehen, bis er so todmüde ist, daß augenblicklich nach dem Niederlegen der Schlaf eintritt, dessen Nothwendigkeit nun über jedes Hinderniß siegt. Häufig fühlt man sich versucht, auf dem Verdecke zu schlafen, doch dieß ist nur dann rathsam, wenn ein Zelt über dasselbe ausgespannt ist, um das Mondlicht abzuhalten; dieses erweckt sonst Augenkrankheiten, und die feuchte, kühle Nachtluft wirkt verderblich auf den durch die glühende Hitze verweichlichten Körper. Sehr häufig sah ich, daß bedeutende Krankheiten allein hierdurch veranlaßt wurden.

Es war eine herrliche Nacht, glanzvoll und prächtig, wie man sie nur innerhalb des südlichen Wendecirkels findet. Still und friedlich war es auf dem Meere. Die vielen Schiffe auf der Rhede begränzten sich durch ihre dunkleren Umrisse scharf und deutlich, und lagen da wie schlafende Riesen. Zwischen ihnen hatte der Mond einen breiten, glänzenden Streifen auf das Meer gezeichnet, dessen sich kräuselnde kleine Flächen das Licht tausendfach reflectirten. Das Land lag wie eine schwarze Wolke vor mir, und der Bromo bei Passaruang warf Flammen aus seinem Krater. Mit wunderbarem Zauber glänzte der südliche Himmel über mir. Der Bär war längst dem Blicke entsunken, und leuchtete der fernen Heimath; aber dafür strahlte der Kanopus, erglänzte das Kreuz, und ein magisches, mattes Licht floß aus den Wolken Maghellans. Ernst und ruhig sah ich zu dem Nachthimmel empor, und fühlte die Befriedigung, welche die Erfüllung von Planen hervorruft, denen so viele Hindernisse in den Weg traten.

Die südliche Sternenwelt hat einen Glanz und einen Zauber, welcher selbst in der Brust des Rohesten heiligere Gefühle hervorruft. Die Matrosen, welche sonst kalt und gleichgültig an dem vielen Erhabenen vorübergehen, was die Meerwelt bietet, sah ich mit Andacht zum Himmel aufblicken, als auf unserer Fahrt die bekannten Gestirne immer tiefer am Horizont sanken, und dann von demselben verschwanden. Mit denselben schien ihnen ein Band, welches sie mit den fernen Lieben vereinigte, und eine innere Stütze geraubt zu seyn; inniger schlossen sie sich an das erhabene Wesen über dem wunderbaren neuen Himmel, um das Verlorne zu ersetzen. — Lange noch stand ich an der Festung des Schiffes, und sah träumend auf das Kreuz im Süden, welches dem Seemann sicher, wie sein Compaß, die Himmelsgegend anzeigt.

Den andern Morgen früh kamen drei Javanen mit ihrem Kanot an, welche ich mir Tags zuvor bestellt hatte, um mich nach Surabaya zu bringen. Es war ein herrlicher Morgen, und die immer frequente Rhede von Surabaya war mit vielen Schiffen besäet, welche derselben einen wohnlichen, traulichen Anstrich gaben. Ich fuhr zwischen ihnen hindurch. Eine große chinesische Dschonke nahm durch ihren seltsamen Bau meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Es war ein plumpes Gebäude, dessen Vordertheil und Spiegel sehr unverhältnißmäßig erhöht waren, während es in der Mitte sehr niedrig war. Auf dem Spiegel waren eine große Menge hölzerner Hütten und Häuschen angebracht, deren wunderbare Gestalt noch durch viele bunte Fähnchen, mit denen sie geschmückt waren, auffallender wurde. Das Schiff hatte einige Aehnlichkeit mit einem Koff, war jedoch ungleich plumper und abenteuerlicher. An das Vordertheil waren ein Paar große Augen gemahlt, welche das ganze Gebäude wie ein fabelhaftes Seeungeheuer erscheinen ließen. Das ganze Takelwerk bestand aus zwei Masten, deren

jeder aus einem einzigen dicken Baume verfertigt war; ein paar breite, viereckige Segel aus geflochtenem Stroh verfertigt, hingen daran; horizontale Falten durchzogen dieſe Segel, und geſtatteten, dieſelben zu verkleinern (reffen); Schoten (Zugſeile) und Braſſen (Seile, womit die Segel umgedreht werden) erlaubten, den Stand derſelben nach dem Winde zu verändern. Das Ruder war ſehr einfach, ohne jenen Mechanismus zu beſitzen, welcher die Bewegung der größten europäiſchen Schiffe ſo leicht macht. Viele Löcher durchbohrten dasſelbe, in welchen Taue befeſtigt waren, vermittelſt welcher dasſelbe in Bewegung geſetzt wurde. Der ganze Bau des Schiffes war ſo eigenthümlich, daß ich auch das Innere deſſelben kennen zu lernen wünſchte. Nachdem mir ein Chineſe am Bord in malayiſcher Sprache die Erlaubniß hiezu ertheilt hatte, ließ ich anlegen und kletterte hinauf. Slamat datang di kappal tuan! (Sey willkommen, o Herr, am Bord!) rief mir der Chineſe zu, nachdem ich heraufgeklettert war. Ich hatte mich nicht getäuſcht; wunderbar genug ſah es oben und in dem Innern des Schiffes aus. Es war ein wildes Rennen durch einander auf dem engen Verdeck, und die Töne der chineſiſchen Sprache lauteten mir keineswegs lieblich. Ein Theil der Chineſen, welche ich hier ſah, ſchien ſehr ärmlich zu ſeyn. Beinkleider von Baſt und eine Art Kittel, welche auf nicht unzierliche Weiſe aus Palmblättern, die dachziegelförmig übereinander lagen, verfertigt war, bildete die ganze Bekleidung. Staunend ſtarrte ich in das fremdartige wilde Getümmel. Wenigſtens 200 Chineſen drängten ſich in dem kleinen Raume durcheinander. Der Compaß lag in einer Doſe mit Sand, von bunten, wohlriechenden Wachskerzen umgeben; eine derſelben brannte. Dieſe war mit Ringen bemalt, welche in gleicher Entfernung von einander ſtanden, um durch das Abbrennen die Stundenzahl anzugeben. Die Nadel im Compaß war ſehr kurz, etwa von der Länge eines Zolles. Die Windroſe hatte 24 Striche, oder Mata, wie ſich der Chineſe malayiſch ausdrückte. Durch dieſe Striche gingen viel concentriſche Kreiſe hindurch, welche mit abenteuerlichen, zum Theil aſtrologiſchen Zeichen angefüllt waren. Den Compaß nennen die Malayen „Pademan," im Chineſiſchen heißt er aber „Ting-nan-tſchin," d. h. Nadel, die den Mittag zeigt. Die vielen Hütten, welche auf und in dem Schiffe angebracht waren, wurden durch dichte Wände, von denen alle Fugen verkittet waren, von einander getrennt, und waren jede für ſich ſo waſſerdicht, daß eine derſelben hatte ganz mit Waſſer gefüllt ſeyn können, ohne der andern Gefahr zu bringen. Da dieſe Dſchonken außerdem von ſehr leichtem Holze gebaut ſind, ſo können ſie gewiß nur ſelten untergehen. Ihrer Unbehülflichkeit und ihres geringen Tiefganges wegen kann man nicht damit gegen den Wind ſegeln; vor dem Winde jedoch ſollen ſie eine ſehr ſchnelle Fahrt haben. Bewunderungswürdig bleibt es immer, wie mit einem Fahrzeuge, welches ſo mangelhaft eingerichtet iſt, ſo bedeutende Reiſen gemacht werden können, wie wirklich die Chineſen unternehmen. Sie machen ſich zwar die Muſſons zu Nutze, um durch das chineſiſche und indiſche Meer zu kommen, aber im Sturm mag es ihnen übel genug gehen, um ſo mehr, da ſie eine gränzenloſe Unthätigkeit bei demſelben an den Tag legen ſollen. Der Seecapitän Reinhold, mit welchem ich nach Java reiſte, ſagte mir, im chineſiſchen Meere ſey er im heftigſten Sturme dicht mit einer großen Dſchonke zuſammengekommen, welche ſcheinbar von keinem lebenden Weſen bewohnt geweſen wäre. Da er befürchtet habe, daß dieſelbe durch die Wellen auf ihn geſchleudert würde, ſo habe er eine Kanone abfeuern laſſen, um die Aufmerkſamkeit der Chineſen zu erregen; doch ſey dieß durchaus vergebens geweſen. Als bald darauf der Sturm vorüber geweſen ſey, habe er geſehen, daß das ganze Schiff voll von Mannſchaft geweſen ſey. Ich ſtieg hinab in die Cajüte. Der Thür gegenüber an der Wand waren die Bilder zweier männlichen Figuren in Lebensgröße: die eine ein weißer Mann von ungewöhnlicher Dicke, in chineſiſcher Kleidung, ruhte gemächlich in einem Lehnſeſſel. Der Geſichtsausdruck war gutmüthig, fröhlich und ſinnlich lüſtern, wie nur immer ein chineſiſcher Gourmand ausſehen kann. Es war das Bild des guten Gottes der Chineſen, Tepikong genannt. Neben dieſer Figur zeigte ſich eine andere von ſchwarzer Farbe, mit widerwärtig verzogenen Geſichtszügen, grinzendem Ausdruck und ſchielendem Auge. Die Finger dieſes häßlichen Bildes ſchienen auf etwas zu zeigen, während es ſeinen Kopf dem Ohre des Tepikong zuneigte und demſelben Einflüſterungen zu machen ſchien. Jni Sethan (das iſt der Satan) erläuterte mein freundlicher chineſiſcher Cicerone. Vor beiden Gottheiten ſtand ein Altar, auf welchem zwei große bunte Kerzen brannten, und mehrere Schüſſeln mit Leckerbiſſen aller Art ausgebreitet waren. Mein Chineſe erklärte, daß dieſe für den Sethan beſtimmt wären, um ihn zu verſöhnen und ihn abzuhalten, Böſes zu thun. Ich fragte, ob denn der böſe Gott auch die dargebotenen Speiſen annähme, worauf mir der Chineſe ſehr ernſthaft „laja tuan" (ja, Herr) verſicherte. Er (der Chineſe) fügte hinzu, er ſey ein großer Freund der Holländer (orang blanda); unter dieſem Namen werden alle Europäer auf Java begriffen. Er hatte die Freude gehabt, auf dieſem Schiffe einen jüngeren Bruder wiederzufinden, und bedauerte ſchmerzlich, daß es dieſem ſo wenig als ſeinen übrigen Landsleuten, welche mit ihm gekommen waren, erlaubt ſey, ſich zu debarkiren. Er war bereits ſechs Jahre auf Java, und ſprach das Malayiſche ſehr geläufig, jedoch mit dem eigenthümlichen Dialekt der Chineſen, welche das r nicht ausſprechen können. Auf ſeine Bitte nahm ich ihn mit in mein Canot, und wir ruderten der Stadt zu.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe ins Land der Mordwinen.

(Fortſetzung.)

Von hier aus gingen wir auf der großen Straße von Orenburg nach Bilärsk. Der Boden wird von hier an ſchwarz und wellenförmig, das Land offen und waldlos; die Steppenwieſen, die ſich noch vor kurzem hier befanden, ſind in Ackerland umgewandelt. Der Weg wurde ſehr langweilig, man ſah keine menſchliche Wohnung, nur in der Ferne

Digitized by Google

auf einem Hügel das Dorf Krasnogorsk. Endlich 26 Werste von Alexejewsk stießen wir auf das erste mordwinische Dorf Bereſowka, das dem Obriſt Tolſtoi gehört; dieſer hatte es von dem mingrelischen Fürſten Dadian gekauft, welcher von dem Kaiſer Paul 20 mordwiniſche Dörfer zum Geſchenk erhalten hatte. Das Dorf Bereſowka liegt in einem kleinen Thale, deſſen Boden eine ziemlich tiefe Dammerde hat, die keiner Düngung, wohl aber wegen ſeiner Trockenheit häufigen Regen bedarf. Man zählt im Dorfe 240 Mordwinen, und der Gutsbeſitzer hat noch aus ſeinen andern Dörfern etwa 200 Ruſſen hieher verpflanzt. Der Zweck war dabei nicht ſowohl eine Vermehrung der Ackerbauer, als eine Verſchmelzung beider Stämme durch Heurathen, und dieß iſt auch ſo weit gelungen, daß die Mordwinen jetzt von allen finniſchen Stämmen den Ruſſen am nächſten ſtehen und am beſten und reinſten ruſſiſch ſprechen. Die Kleidung der Männer, Benehmen, Lebensart, Bau der Wohnungen und innere Einrichtung ſind vollkommen ruſſiſch. Die Annäherung der Mordwinen an die Ruſſen beruht hauptſächlich auf ihrer Anhänglichkeit an die Kirchenceremonien, denn der Mordwine geht mit wirklichem Eifer in die chriſtliche Kirche, was die andern Stämme nicht ſo gern thun. Ein verſtändiger Gutsbeſitzer in dieſem Lande ſagte mir: „wenn Gott uns nur immer mehr mordwiniſche Landbauer gibt, ſo werden wir in kurzer Zeit reich.“ Bei einem feſten Körperbau ſind die Mordwinen viel arbeitſamer als die Ruſſen; ſie ſind ſtets mäßig, und befolgen blind die Befehle, die man ihnen gibt. Hr. Tolſtoi ſagte mir, daß in den 20 Jahren, wo das Dorf ihm gehöre, auch nicht Ein Mordwine geſtraft worden ſey. Ihre Abgaben zahlen ſie ſtets richtig, und bei herrſchendem Mangel nähren ſie ſich das ganze Jahr hindurch von ſchwarzem Brod, ohne je zu murren.

Den Bemühungen des Beſitzers von Bereſowka, die Ruſſen mit den Mordwinen durch Heurath zu verbinden, treten die Ruſſen ſelbſt einigermaßen hemmend in den Weg: ſieben mordwiniſche Bauern heuratheten hier ruſſiſche Mädchen, aber nur Ein Ruſſe nahm eine Mordwinin. Eine gewiſſe Hartnäckigkeit und Feſthalten an alten Gewohnheiten iſt der Hauptgrund davon. Kein ruſſiſcher Bräutigam wird je einwilligen ſich mit einer Mordwinin in ihrem Nationalanzuge zu verheurathen; aus Aberglauben hält er dieß für Sünde, und die arme Mordwinin, welche ihr Kleid von ihrer Mutter erhalten hat, kann ſich keinen ruſſiſchen Sarapkan (Ueberrock der Weiber) kaufen. Zudem müſſen die aus einer ſolchen Ehe entſprungenen Kinder ruſſiſche Kleidung tragen, während die Mordwinen nur mit Bedauern auf ihr altes Nationalcoſtume blicken. Uebrigens leben die Mordwinen, ſo viel ich bemerken konnte, ſehr einträchtig mit den Ruſſen.

Geſtern gab ich meinen nächſten Nachbarn ein kleines Feſt. Am Abend nach der Arbeit verſammelten ſie ſich bei mir, und ich ſprach mit ihnen von der Ernte u. dgl. Unter meinen Gäſten hatten die ruſſiſchen Bauern immer einen Schritt vor den Mordwinen voraus; doch erinnerten ſich bei aller Beſcheidenheit auch dieſe, daß ihre Vorfahren einſt ihre eigenen Fürſten gehabt, und daß ſie Niſchnei-Nowgorod dreimal mit Sturm genommen hatten. Endlich begann das Trinken, und ich nahm mir vor, den Charakter beider Völker näher zu beobachten: die Ruſſen wurden bälder betrunken, als die Mordwinen, ich weiß nicht, ob ſie mehr tranken, als dieſe, oder ob die körperliche Conſtitution dieſer letztern ſtärker iſt. Indeß fingen die betrunkenen Ruſſen mit den Mordwinen keinen Streit an, wie ich befürchtet hatte, im Gegentheil benahmen ſie ſich ſehr freundlich, und nannten ſie „Väterchen.“ *) Die letztern wurden eben ſo zärtlich, reichten ihnen die Hände und führten ſie nach Hauſe. Ich ſchloß aus dieſer Probe, daß beide Stämme friedlich und einträchtig untereinander leben.

Die Hauptnahrung bei den Mordwinen das ganze Jahr hindurch beſteht aus ſchwarzem Brod und ſaurer Milch (tschopan lausso). Auch brauen ſie manchmal Bier wie die Ruſſen. Früher ſäeten die Mordwinen auch etwas Weizen, aber ſchon ſeit einiger Zeit haben ſie wegen des ſchlechten Ertrags dieſen, ſo wie den Gerſtenbau aufgegeben. Möhren und Rüben eſſen ſie roh, doch backen ſie an Feſttagen auch Paſtetchen (pirogi) mit Möhren, und eſſen die Rüben gekocht mit Schweine- oder Hammelfleiſch. Am Peterstage ſchlachten ſie einen Hammel und ſchieben ihn ganz in den Ofen; wenn ſie ihn wieder herausziehen, löſen ſie die Knochen aus, füllen ſtatt derſelben das Fleiſch mit Salz und laſſen es austrocknen. Dieß Gericht nennen ſie baran (Hammel) salto-sivel; es hält ſich einige Jahre, und dient ihnen auf längern Märſchen zur Speiſe. Pferdefleiſch zu eſſen haben die Mordwinen längſt aufgehört, wie denn überhaupt der Mordwine ſich den Ruſſen ſchon ſo ſehr genähert hat, daß es ſchwer iſt, noch Ueberreſte ſeiner alten Religionsideen zu finden; indeß betet er noch in ſeiner eigenen Sprache. **)

Die hieſigen Mordwinen nennen ſich Erſä. Sie ſind fruchtbarer als die hieſigen Ruſſen, doch haben ſie in der Regel nicht mehr als 6 bis 7 Kinder. Die Zahl der Weiber iſt bedeutend größer als die der Männer. Auch an Feſtigkeit des Körperbaues ſind ſie den Ruſſen überlegen. Das Geſicht hat einen ſehr männlichen Ausdruck, und meiſt haben ſie eine römiſche Naſe. Die Weiber ſind von hohem Wuchſe, breitſchulterig, und gehen bis ins hohe Alter gerade: man trifft unter ihnen häufig regelmäßige und ſehr hübſche Geſichter. Von allen finniſchen Stämmen ſind die Mordwinen die geſundeſten und wohlgebauteſten. Sie lieben Bäder und Branntwein, doch bedienen ſie ſich, wie mein mordwiniſcher Hauswirth ſich ausdrückte, des letztern nur nach Maßgabe ihrer Taſche. Seltſam iſt es, daß bei dieſem mäßigen Leben ich in fünf benachbarten Dörfern nur drei Mordwinen fand, die etwas über 60 Jahre alt wurden. Man glaubt, der Grund davon ſey, daß die Mordwinen nicht mehr ſo wohlhabend ſind, und darum minder gut leben. Früher bereiteten ſie Birkentheer, jetzt fehlt das Material dazu; die Mordwinen ſind große Meiſter im Wollſchlagen, und erhielten ſonſt ſechs Kopeken für das Pfund gereinigter Wolle, jetzt nur noch drei. Früher waren in der Umgegend große Wälder und Pottaſchenſiedereien, in denen ſie um guten Lohn arbeiteten; dieſe Mittel zu beſſerem Auskommen ſind ihnen jetzt abgeſchnitten.

(Schluß folgt.)

Wiſſenſchaftliche Commiſſion in Afrika. Die HH. Carrette Delamarre, Enfantin und Renou haben die Expedition begleitet, welche vom 9 bis 21 April gegen die Haractas im Oſten von Conſtantine unternommen wurde. Sie fanden in dem durchzogenen Lande zahlreiche Ueberreſte der Römerherrſchaft, Städte, Flecken und Villas, wo man noch die Gebäude, die Straßen und das Pflaſter dieſer alten Beherrſcher Afrika's erkennt. Die Araber zeigten ihnen auch die tiefen Kupferminen, wo einſt ſo viele Chriſten Afrika's den Märtyrertod fanden. (Echo du Monde Savant vom 27 Mai.)

*) Ein gewöhnlicher Ausdruck bei den Ruſſen, wenn ſie betrunken ſind.
**) Der Verfaſſer führt hier einige Gebete in dieſer Sprache an, die hinſichtlich ihres Baues nicht unmerkwürdig ſcheint, und im Laute bedeutend vom Finniſchen abweicht. A. d. U.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 159.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 Junius 1840.

Alterthümer in Cervetri.

(Aus einem Schreiben des Cavaliere Canina. Athenäum vom 9 Mai.)

Ungefähr halbwegs zwischen Rom und Civita Vecchia an der Straße liegt das Dorf Cervetri oder Cerveteri, auf der Stelle des alten Cäre, wo gut geleitete Ausgrabungen ein Grab zu Tage gebracht haben, das die Verwandtschaft der alten Bewohner dieser Gegenden mit den Griechen zu beweisen scheint, und zugleich die Vermuthung dieses ihres gemeinsamen Ursprungs bestätigt, die man aus andern Entdeckungen ähnlicher Natur entnahm. Dicht bei Cervetri erhebt sich eine Bergebene von ziemlicher Ausdehnung, auf welcher ohne Zweifel das alte Cäre lag, und, wie man annimmt, mit Mauern umgeben war. In kurzer Entfernung von den Spuren muthmaßlicher Mauern liegen eine Anzahl Gräber, von denen das eine hier näher beschrieben werden soll.

Es trägt deutlich die Spuren zweier verschiedenen Zeiten der Erbauung, da das ursprüngliche Gebäude, das in der Mitte liegt, aus einem einzigen Gemach in der Gestalt einer runden Steinmasse besteht, über dem sich ein Erdhügel erhebt. Dieses Gemach wurde in der Folge durch einen andern Ring massiven Mauerwerks erweitert, das verschiedene Zellen enthielt, über die sich ebenfalls ein noch größerer Erdhügel erhob. Dieß Bollwerk schloß das innere Gemach so völlig von jeder Beobachtung aus, daß bis zur gegenwartigen Zeit seine kostbaren Reliquien unberührt blieben, während die äußern Zellen jedes Gegenstandes beraubt wurden, den sie einst enthielten, weil sie sich sogleich dem Anblick der Eintretenden darboten. Das ursprüngliche Grab besteht aus einer runden Masse, ungefähr 82 Fuß im Durchmesser; wahrscheinlich lief auch eine Einfassung von Mauerwerk herum, und ein Pfeiler in der Mitte des Baues, der bis an die Spitze reichte, diente dem Erdhügel zur Stütze, der den kegelförmigen Theil des Grabmals bildete. Wahrscheinlich erhob sich auch außerhalb ein Piedestal, worauf eine Statue oder etwas Anderes stand, das Andeutungen auf den Verstorbenen enthielt. Die Grabkammern bestanden aus einer äußern Galerie, ungefähr 30 Fuß lang, 5 Fuß 8 Zoll breit und 11 Fuß 2 Zoll hoch, an deren anderm Ende zwei eiförmige Gemächer von ungefähr 11 Fuß 6 Zoll Länge und 9 Fuß Breite zur rechten und linken Hand roh in den Felsen eingearbeitet waren. Am Ausgange der äußern Galerie ist eine Mauer mit einer kleinen Oeffnung, die in eine andere Galerie von ungefähr zwei Dritteln der Länge der ersten, oder 20 Fuß Länge und 4 F. 3 Z. Breite führt. Die Mauern der Galerie scheinen von roher, massiver, perpendiculärer Bauart, gegen 5 Fuß hoch, auf welchen drei überhängende Steinreihen (courses) mit horizontalen Fugen ein an jeder Seite geneigtes Dach bilden. Eine andere oberste Reihe ist senkrecht, und macht eine Art viereckiger Vertiefung, 18 Zoll breit und 15 Zoll hoch, der in der ganzen Länge sich hinzieht. Die Mauern der eiförmigen Kammern scheinen in den Felsen eingearbeitet, und zeigen keine Spur von regelmäßigen Steinreihen. Im Umkreise des äußern Baues waren noch kleinere Kammern, auf ähnliche Weise geformt, und als es in späterer Zeit wünschenswerth schien, größeren Raum für die Familie zu erhalten, wurde er, wie es scheint, dadurch bewirkt, daß die kleinern Kammern erweitert und ausgedehnt wurden. Doch ist es bemerkenswerth, daß die große Galerie oder Kammer in der natürlichen Felsenmasse nicht durchbrochen wurde, als wollte man hier einen heiligen Ort für die Ueberreste des Familienhauptes erhalten und es vor Verletzung bewahren, indem man den Eingang verschloß. Es ist deutlich, daß die Bauart der Mauern der Galerien denen des unterirdischen Gemaches in Mycenä ähnlich ist, das man gewöhnlich den Schatz des Atreus oder Grab des Agamemnon nennt, und in dem Supplementband zu Stuarts Athen abgebildet ist. Die Steinreihen sind horizontal und steigen stufenweise auf nach der Spitze des Dachs, sind aber unten abgehauen, so daß sie von innen wirklich eine concave Wölbung bilden. Ein anderes merkwürdiges Beispiel dieses seltsamen Baues alter Kunst existirt in Rom im Mamertinischen Gefängniß, dessen untere Zelle einst augenscheinlich auf dieselbe Weise gebaut war; später ist der obere Theil weggenommen worden, und der Boden, der es jetzt bedeckt, ist ein regelmäßiges Gewölbe mit concentrischen Bögen.

In der ersten Galerie, nächst der Thüre, stand ein Kohlenbecken auf einem eisernen Dreifuß, und dicht dabei ein Weihrauchkessel aus Bronze, neben ihm ein anderes Kohlenbecken.

Digitized by Google

Weiter darin war ein vierrädriger Karren, auf welchem der Leichnam auf einem Bronze-Lager fortgeschafft wurde; auch befanden ſich hier manche Ueberreſte von dem Holze, aus dem er gemacht, und der Bronze, mit der er verziert war. Nahe am Eingange der ovalen Kammer rechter Hand war eine bronzene Bettſtatt, auf welcher der Leichnam des Verſtorbenen lag, was aus den Knochen hervorging, die auf dem Boden lagen, und aus den Flecken, welche die Auflöſung des Fleiſches hervorgebracht hatte. Auch waren daſelbſt zwei kleine, eiſerne Altare, einer am Kopf und der andere am Fußende der Bettſtatt, und ungefähr zwei Duzend kleine, irdene Figuren auf dem Boden, an den drei äußern Seiten der Bettſtatt, mehrere Schilde und ein Bündel Pfeile; dieſe nebſt einigen Küraſſen, die an den Wänden hingen, zeigen, daß es die Grabſtätte eines Kriegers geweſen. In der Höhlung des Dachs hingen an Nägeln einige Gefäße und Teller von Bronze. Die innere Galerie ſcheint die Grabſtatte einer Frau geweſen zu ſeyn. Bei ihrer erſten Entdeckung war ſie mit dem Schutte der Mauer, die an einer Seite eingefallen war, angefüllt. Als man dieſen weggeräumt hatte, fand man mehrere Gegenſtände in Gold und Silber unter den Ueberreſten des Leichnams, der an der hintern Seite niedergelegt worden war. Ein kleiner, ſilberner Schöpfeimer (bucket) und eine Schale ohne Henkel, mehrere bronzene Schalen und Vaſen für Räucherwerke und Wohlgerüche wurden ebenfalls gefunden. Die beiden ovalen Kammern zur Linken und Rechten der äußern Galerie waren ſichtbar aus einer ſpätern Periode und von ſehr roher und grober Arbeit, als wenn ſie in großer Eile hinzugefügt worden ſeyen. Die Kammer links enthielt verſchiedene Schalen und andere Gegenſtände von Bronze, in der zur Rechten fand man viele kleine Figuren aus Terra-cotta, ähnlich denen in der äußern Galerie an der Begräbnißbettſtatt, und einige irdene Geſchirre, in deren einem verbrannte Gebeine und Aſche ſich befanden, wahrſcheinlich Reſte eines der Mitglieder derſelben Familie, und ohne Zweifel aus einer etwas ſpätern Zeit, da in früherer Zeit die Todten nicht verbrannt wurden. Canina iſt der Meinung, daß dieß Grab vor der Zerſtörung von Troja erbaut ſeyn müſſe, da auf den Vaſen Darſtellungen von Gefechten und Jagden ſich befinden, doch ohne Anſpielung auf jene merkwürdige Periode der griechiſchen Geſchichte; eine Vermuthung, welche durch die eigenthümliche Form der griechiſchen Buchſtaben oder Inſchriften beſtätigt wird. Daher kann man wohl ſchließen, daß dieſes Grab gegen 3000 Jahr alt ſeyn muß und in der Periode errichtet wurde, als die Pelasger dieſes Land in Beſitz hatten.

Mittheilungen aus einem Reiſetagebuch über Java.

Ankunft vor Surabaya.

(Schluß.)

Es war bereits glühend heiß und traulich ſaß ich mit meinem Chineſen unter dem Zelte, welches über dem Tambangan ausgebreitet war. Sowohl meine Kleidung als auch mein freundliches Benehmen gegen ihn ließen ihn ſchnell wiſſen, daß ich noch ein Neuling (orang baar) im oſtindiſchen Archipel ſey, denn die Chineſen ſind nicht gewohnt, zuvorkommend von den Europäern behandelt zu werden. Ihre Liſt, ihre Betrügereien, ihre Feigheit, Sinnlichkeit und ihr Wuchergeiſt würden ſie ſchon allein der Verachtung preisgeben, wenn nicht die kaukaſiſche Race jeden von einem anderen Stamm als Paria betrachtete. Von ihrer Feigheit wurde mir folgender Zug erzählt. In dem letzten Kriege gegen Palembang hatte man etwa vierzig Chineſen als Schiffszimmerleute und zu anderen Zwecken in den Dienſt genommen. Dieſe waren in einem großen Fiſcherboote (Prau pukat) eingeſchifft worden, und lagen dicht hinter der holländiſchen Fregatte Wilhelmine unter dem Feuer einer Batterie, welche von dem Fürſten von Palembang an dem Fluß Peladju angelegt war. Die erſte Kugel von der Batterie traf das Steuerruder der Fregatte und zerſchmetterte daſſelbe. In demſelben Augenblick erhoben die Chineſen ein Geſchrei in ihrer Prau pukat, welches das Getöſe des Gefechts übertönte. Zugleich legten ſie ſich an die Seite der Fregatte, welche von der Batterie abgewendet war, um gegen die feindlichen Kugeln geſchützt zu ſeyn. Hier jedoch hinderten ſie die freie Bewegung des Schiffes, und empfingen deßhalb den Befehl, augenblicklich auf ihren Poſten hinter dem Schiffe zurückzukehren. Darauf liefen die Helden China's hin und her in ihrem Boote, ſchrien unter den jammerlichſten Grimaſſen, waren jedoch nicht zu bewegen, ihren alten Platz wieder einzunehmen. Als Befehle und Drohungen von dem Commandanten der Fregatte vergebens verſucht waren, ſandte dieſer einen javaniſchen Corporal mit ſechs Mann, mit Bajonetten verſehen, in das Boot, um Gehorſam zu erzwingen. Das entſetzliche Geſchrei vermehrte ſich, und die Javanen machten keine Miene, dem erhaltenen Befehle nachzukommen. Vielleicht hatte ein ſympathetiſches Gefühl ihr zartes Herz ergriffen. Ein holländiſcher Matroſe, dem das Geſchrei ſchon lange widerwärtig geweſen war, ergreift da ein Stück Tau, ſpringt hinab in das Boot, und ſchwingt, ohne einen Ton von ſich zu geben, ſo kräftig und mächtig ſeine gefürchtete Waffe, daß die Chineſen nun noch wilder unter einander taumeln und fortwährend ampon, ampon, tuan, *) ſchreien. Nachdem dem Matroſen endlich der Athem der heftigen Bewegung wegen zu vergehen droht, hörte er auf, das „Schiffslehrbuch" zu ſchwingen und kehrte auf die Fregatte zurück, während die Helden des „himmliſchen Reichs" zitternd ihren alten Platz wieder einnahmen. Dennoch ſollen die Chineſen, wie alle Feiglinge, blutdürſtig und rachſüchtig ſeyn. Die Idee, dem böſen Gotte zu ſchmeicheln und den guten zu vernachläſſigen, weil dieſer dem Menſchen nimmer ſchadet, ſcheint mir durchaus die eigenſüchtige, unedle Gemüthsart der Chineſen zu charakteriſiren. Daß ſie das gute Weſen, „Tepikong," ſo dick und fett darſtellen, erſcheint wenig auffallend, wenn man bedenkt, daß es bei ihnen für das Zeichen eines Mannes von Stande gilt, einen ſehr dicken Bauch zu haben. Ein Zeichen der Armuth und Dürftigkeit iſt es ihnen, ſchlank und mager zu ſeyn. Folgende Anekdote, welche Lord Macartney von ſeiner Geſandtſchaftsreiſe nach China mittheilt, dient als Beleg hiezu. Einer der Geſandtſchaftsſecretäre des Lords, ein ſchlanker und hagerer Mann, ſaß vor der Wohnung des Geſandten unter

*) Gnade, Gnade, Herr

der Galerie und schrieb. Ein fetter Chinese, welcher vorüber kam, betrachtete den Schreibenden mit tiefem Mitleid, näherte sich dann diesem endlich und drückte ihm ein Geldstück in die Hand mit der Bitte: der Herr Secretär möge sich etwas dafür zu Gute thun, denn nimmer sey ihm noch ein so ausgehungerter Mensch vorgekommen.

Dicht vor dem Hafen, dessen Eingang, beiläufig bemerkt, sehr flach und durch eine Sumpfbank für große Schiffe ungangbar geworden ist, lag ein kleines, eisernes Dampfschiff. Auch dieses besuchte ich. Es war mit Kanonen versehen, und erbaut worden, um die Seeräuber, welche noch immer nicht ganz vertilgt sind, bis in die kleinsten Buchten verfolgen zu können. Das Verdeck war am Vorder- und Hintertheil höher als in der Mitte. Ein Paar Kanonen, welche an beiden Stellen aufgestellt waren, bestrichen dasselbe. Durch eine Vorrichtung war es möglich gemacht worden, diese Geschütze von dem Zwischendeck aus loszubrennen, um die Räuber auch noch nach Ersteigung des Verdeckes vernichten zu können. Ich stieg in das niedrige Zwischendeck hinab, eine glühende Hitze strömte mir entgegen; ich konnte mich nicht darin aufhalten. Die Mannschaft campirte auf dem Verdeck, doch war auch hier, trotz des Zeltes, die Hitze wahrhaft fürchterlich und unerträglich. Dieses Schiff ging vier Fuß tief (im Meere) und konnte des beschränkten Raumes wegen nur für zwölf Tage Wasser mitnehmen. Der Arzt auf demselben, eine Pole, Namens Marofsky, welcher sehr gut deutsch sprach, versicherte mir, daß auf der kleinsten Fahrt das Schiff, des geringen Tiefganges wegen, so entsetzlich schlingerte, daß die ganze Mannschaft sehr schnell seekrank würde. Wie unzweckmäßig wahrscheinlich auch diese Schiffe seyn mögen — es gibt deren zwei auf Java — so ist es doch gewiß, daß es keine Seeräuber mehr im indischen Archipel geben würde, wenn die Engländer eben so eifrig zu deren Vertilgung als die Holländer gewirkt hätten. Der Major der ostindischen Colonialmarine Hollands Schuler (oder Schuyler) hat sich besonders verdient gemacht, indem er gegen die Räuber kreuzte, und viele Schiffe derselben in den Grund bohrte oder verbrannte; doch sind die Seestraßen noch immer nicht ganz sicher. Während ich auf Java war, wurde z. B. in der Straße von Bali ein holländischer Schooner von Räubern genommen. Ein Chinese, welcher sich zufällig an Bord befand, entkam, und brachte diese Nachricht dem Gouvernement. Gleich nach meiner Rückreise las ich auch die Mittheilung hievon in den holländischen Zeitungen; der Name des Schiffes ist mir jedoch entfallen, da ich ihn nicht notirt habe. Der Seeraub wird von den malayschen Völkern der kleinen Inseln betrieben, deren Zahl in diesem Archipel sehr bedeutend ist. Er gilt für ein adeliges Gewerbe, welches die Fürsten und Häuptlinge treiben, um sich Vermögen zu verschaffen. Gewöhnlich verfahren sie mit einer erschrecklichen Grausamkeit gegen die Besiegten und ermorden sie alle; oft jedoch werden auch diese als Sklaven benutzt und verkauft. So hörte ich von einem Herrn auf Surabaya, dessen Namen ich vergessen habe, welcher lange Zeit Sklave bei einem Häuptling auf Sumatra gewesen war. Er war früher Cadet, hatte als Anführer eines Kanonenboots einen Zug gegen die Räuber mitgemacht und war gefangen worden. Nach langer Sklaverei kaufte ihn ein Chinese und nahm ihn mit nach Java, wo er vom Gouvernement wieder ausgelöst wurde.

Gewöhnlich sind diese Räuberschiffe nicht groß und enthalten eine oder zwei Kanonen von leichtem Kaliber, welche nach allen Seiten gedreht werden können (Drehhälse, Drehbasse, Lila's). Ein großes, schnellsegelndes und bewaffnetes Schiff hat wenig zu besorgen; ist aber die Bewaffnung schlecht und tritt Stille ein, so umgeben die Räuberschiffe in Menge ihren Feind, welcher natürlich mit dem Ruder nichts machen kann, da das Schiff keine Fahrt hat, und schießen ihn in den Grund, wenn er sich nicht ergibt. Auf der Insel Madura sah ich das einfache Denkmal des Kauffahrtei-Capitäns Pfefferkorn, welcher auf eine heldenmüthige Weise gegen die Seeräuber geblieben war. Er führte ein Schiff, welches dem holländischen Residenten auf Madura, Brokhorst, gehörte, und wurde an der Mündung des Suesang (Fluß, welcher bei Palembang ins Meer strömt) von vierzig Räuberschiffen umgeben. Nachdem er sich nicht mehr halten konnte, ergab er sich scheinbar, lockte so viele Seeräuber als nur auf seinem Schiffe bleiben konnten, auf dasselbe, und sprengte sich dann mit allen durch Anzündung des Pulvervorrathes in die Luft; nur zwei Menschen entkamen dem Tode, und brachten dem Schiffseigenthümer die Nachricht. Oft aber auch haben diese Räuber größere, ordentlich bewaffnete Schiffe, und kämpfen mit einer Tapferkeit, welche einer bessern Sache werth wäre. Wie man mir auf Java erzählte, so kaufen sie Waffen und Munition von den Engländern. — Doch ich setzte meinen Weg fort.

Stephens Reise nach Guatimala.

Hr. Stephen, der bekannte Verfasser der Incidents of Travels, ist von der Regierung der Vereinigten Staaten mit einer Specialmission nach Guatimala beauftragt worden, und ein Künstler, Namens Catherwood, sollte ihn begleiten, um nach Palenque zu gehen, und Zeichnungen von den dortigen Denkmälern zu machen, welche in den letzten Jahren besonders viel Interesse erregt haben. Ein Brief aus Guatimala vom 18 Februar ist in New-York eingelaufen, worin es heißt: Hr. Stephens ist vor einiger Zeit von hier nach Salvador aufgebrochen. Als er daselbst ankam und den kläglichen Zustand von Anarchie sah, in den wir versunken sind, beschloß er seine Reise nach Nicaragua fortzusetzen, um zu untersuchen, ob ein Canal vom atlantischen nach dem stillen Meere auch wirklich möglich sey. Man erwartet seine Rückkehr bis zum April, wo er dann mit Hrn. Catherwood seine beabsichtigte Reise nach Palenque antreten wird, deren Resultate die Geschichts- und Naturforscher mit gleicher Begierde erwarten.

Chronik der Reisen.

Reise ins Land der Mordwinen.

(Schluß.)

Am 15 August reiste ich nach dem mordwinischen Dorfe Andrejewka, einem kleinen Dorfe von 40 Höfen, das der Krone gehört,

Digitized by Google

Dasselbe hat breite, regelmäßige Straßen. Die Bauernhäuser werden aus Espenholz von den Bauern selbst aufgeführt, sind drei Klafter lang, eben so breit und kosten etwa 100 Rubel; die Bauart ist dieselbe wie bei den Russen. Nur die Sprache und die weibliche Kleidung erinnern daran, daß man nicht in einem russischen Dorfe ist. Ich wurde hier sehr freundlich aufgenommen, und meine Hausleute sprachen gut russisch. Beim Abschiede wollte ich ihnen etwas Silbermünze geben, sie nahmen es aber nicht an, und als ich das Geld den Kindern schenken wollte, verboten sie in ihrer Sprache auch diesen es anzunehmen.

Der Mordwine ist der Kirche nicht weniger ergeben, als der Russe. Dazu trägt freilich bei, daß sie schon seit langer Zeit bekehrt sind, und das Russische hinreichend verstehen; das erstere macht, daß ihre heidnischen Gebräuche allmählich ganz verschwunden sind, und das zweite, daß die Geistlichkeit mehr Einfluß auf sie hat. Bei jedem Volke finden sich indeß mehr oder minder die Merkmale alter Gewohnheiten. So z. B. legen die Mordwinen am Gedächtnißtage der Entschlafenen, am 8 Julius, ein Stückchen Brod auf das Grab und murmeln dabei ein kurzes Gebet; können sie dieß nicht auf dem Grabe selbst thun, so geschieht es in einem Garten oder an irgend einem andern verborgenen Orte. Stirbt Jemand aus einer mordwinischen Familie, so läßt man auf dem Felde, das ihm gehörte, einige Klafter lang den Roggen ungemäht stehen zur Speise für ihn, im Fall er dessen bedarf. Bei langer Dürre beten sie um Regen bei einer Quelle, 4 Werste von Beresowka. Oft beten sie auch um die Verleihung solchen Viehes, dessen Wolle dem Hausgott, bei dem sie um Gnade bitten, nicht zuwider wäre. Zu ihrem Aberglauben gehört auch, daß sie die Kartoffeln nicht anbauen, weil sie glauben, sie hindern das Gedeihen des Korns.

Ich konnte bei den Mordwinen keine alten Eigennamen entdecken, da sie seit ihrer Bekehrung sich ganz verloren haben. Eben so vergaßen sie die frühern Namen der Monats- und Wochentage. Bei den alten, noch dem Schamanenthum ergebenen Mordwinen scheinen viele tatarische Worte und Gebräuche gewesen zu seyn. Die Ceremonien der Ehe unterscheiden sich jetzt nur wenig von den russischen. Alte Leute erinnern sich noch, daß man früher bei den Mordwinen für die Braut einen Kalym (Kaufgeld) bezahlte und die Hochzeiten viel ceremonienreicher waren. Noch vor 20 Jahren herrschte die wunderliche Sitte, die Braut, wohl mit ihrer Einwilligung, zu stehlen. Die jungen Leute verliebten sich wie in den Romanen, die Alten sahen aber durch die Finger und hinderten die Kinder nicht, wenn sie entflohen, weil sie dadurch mannichfachen Bemühungen und Hochzeitsausgaben entgingen. Geizige Eltern waren sogar sehr erfreut darüber, weil sie dann der flüchtigen Tochter kein Heirathsgut zu geben brauchten, und die Eltern des Bräutigams richteten in diesem Fall keine Hochzeit aus. Diese Sitte hat indeß aufgehört, weil man ihnen verbot, sich ohne Einwilligung der Eltern zu verheirathen. Bei den heidnischen Mordwinen sind die Hochzeitsgebräuche eine Mischung der russischen mit denen der Tscheremissen. Auch finden die Hochzeiten der getauften Mordwinen noch wie bei den Tscheremissen und Tschuwaschen im Anfange des Julius vor der Heuernte statt. Die junge Frau kehrt, nachdem sie einige Tage bei ihrem Manne gelebt hat, zur Arbeitszeit wieder zu ihrem Vater zurück, und kommt erst dann wieder zum Manne, wenn auch das Dreschen vorüber ist. Der Mann besucht sie indeß nicht selten. Glöckchen, Trommeln und andere lärmende Instrumente spielen bei einer reichen Hochzeit eine große Rolle. Die Sitte, die Braut am Tage der Hochzeit an den Händen in allen Ecken herumzuziehen, hat sich auch bei den christlichen Mordwinen erhalten.

Von allen finnischen Stämmen sind, wie gesagt, die Mordwinen am meisten russificirt. Nach dem Aeußern und der Kleidung kann man einen Mordwinen kaum von einem Russen unterscheiden. Indeß hat der Mordwine, was bei einem so wenig gebildeten Volke bemerkenswerth ist, viel Selbstgefühl und einen gewissen Stolz auf seine Nationalität. Auch staunte ich nicht selten über die gesunden Urtheile, die man von ihnen hört. Sie zeigen auch viel Anlage zu Gesang und Dichtkunst, weßhalb ich einige Sänger und Sängerinnen aus dem Dorfe zu mir einlud. Sie erfüllten meinen Wunsch bereitwillig, und einige Stimmen sangen in einem trübseligen Ton ein langes Lied. Bei dem Gesang machten die Männer traurige Gesichter, die jungen Frauen runzelten die Stirne, wie gewöhnlich vor dem Weinen, und die alten Frauen weinten bitterlich. Indeß waren Männer und Frauen gleich bereit zu erzählen, und mir ihre Lieder zu übersetzen und zu erklären. Einige Frauen setzten sich im Kreise um meinen Tisch, die Männer näherten sich mir alle, und da jeder erzählen wollte und einer den andern drängte, so machten sie ein furchtbares Geräusch. Endlich hieß ein Blinder sie alle schweigen, stemmte sich mit der einen Hand auf den Tisch, mit der andern stützte er den Kopf, und sang nun ein trauriges Lied, eine Art Romanze, was zu beweisen scheint, daß diese Art von Liedern noch ganz einheimisch unter ihnen seyn muß.

Erdbeben in Oceanien. Dumoulin, Ingenieur-Geograph an Bord der Astrolabe, hat an Arago geschrieben, daß er seine Untersuchungen über die Erdbeben in Oceanien fortsetze. Die Tagebücher der französischen Missionäre auf den Gambier-Inseln ergeben, daß am 7 November 1837 eine außerordentliche Bewegung des Meeres stattfand. Hr. Chaufson, Pfarrer auf der Insel Taravai, bemerkte, daß das Meer gerade an demselben Tage, wo das Erdbeben in Chili stattfand und Valdivia zerstörte, sehr rasch anstieg. Auf den Gambier-Inseln sind die Erdbeben sehr häufig, und oft von unterirdischem Getös begleitet. Nach den Traditionen der Eingebornen sollen die Ebenen am Fuße der Berge vom Meere überschwemmt worden seyn, das um 25 bis 30 Fuß seine gewöhnliche Höhe überstiegen habe. Auf den Marquesas-Inseln, Taheiti und den Schiffer-Inseln sind die Erdbeben gleichfalls sehr wohl bekannt. In der Nacht vom 6 auf den 7 November fand den Nachrichten des Missionärs auf Opelou zufolge daselbst ein heftiger Orkan statt. Die Schiffer-Inseln sind vulcanisch; Sevai, obgleich die älteste derselben, trägt die neuesten Spuren von Ausbrüchen. Hr. Brooks, ein englischer Missionär auf den Vavai-Inseln, hat dort schon zehn Erdbeben erlebt. Auf den Fidschi-Inseln erfuhr man an demselben Tage (7 November) einen heftigen Orkan. Die Salomons-Inseln und die Karolinen geben über die Erhebungen keinen nähern Aufschluß; die Erdbeben auf den Marianen aber scheinen mit denen der Philippinen, Molukken und des Ascenſion-Archipels zusammenzuhängen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68 u. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zehn Jahre später in der Literatur.** Von Sainte-Beuve. — **Zwei politische Komödien.** (Schluß.) — **O there are spirits.** Von P. B. Shelley. — **In einem Concertsaale.** Von S. T. Coleridge.

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande hingegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 160.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 Junius 1840.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

Indessen waren wir bis in den eigentlichen Hafen von Surabaya gekommen, welcher durch den Kalimas, der hier in den indischen Ocean mündet, gebildet wird. Ein Paar Mole von Pfählen und Steinen fassen die Mündung ein und erstrecken sich beinahe eine Stunde weit bis ins Meer. Die Stromkraft wird hiedurch aufrecht erhalten und dem möglichen Verflachen und Versanden der Mündung vorgebeugt. Dieser Hafen war fast zu lebendig, so daß man befürchten mußte, in den Grund gesegelt oder umgeworfen zu werden. Die verschiedensten Fahrzeuge strichen pfeilschnell an einander her, und Ausrufungen, Flüche und Signalworte tönten in allen Sprachen wild durcheinander. Marineofficiere, nachlässig zurückgelehnt, mit schwarzen Matrosen in weißer, leinener Kleidung, javanische Mädchen in den Tambangan liegend, ernste Schiffscapitäne mit ihren weißen Jäckchen und eben solchen Beinkleidern, lippapische Damen (Creolinnen), welche von Gold und Juwelen blitzten, mit schönen, dunkeln Augen, Chinesen mit dem langen Zopf und dem großen Sonnenschirm in der Hand, Matrosen mit rothen wollenen Hemden und großen Strohhüten, Araber mit Turban und eleganter, mit Schnüren besetzter Kleidung, schossen wie Zauberbilder an mir vorüber, dazwischen Schiffe, welche mit Kaffee, Zucker, Reis, Rohr, Früchten und andern Dingen beladen waren. Fahrzeuge von allen Größen lagen an den Seiten, um ausgebessert zu werden, und die Schläge der Axt und des Hammers von den vielen, schwarzen Handwerkern schallten noch durch das oben beschriebene Getöse, so daß man wirklich sein eigenes Wort nicht hören konnte. Etwas weiter hinauf wurde es stiller. In dem Strome schwammen viele Javanen von jedem Geschlecht und jedem Alter umher, rechts lagen freundliche, europäische Wohnungen mit schönen Bäumen davor, links breitete sich ein dicht gebauter, schmutziger, javanischer Kampong aus, welcher fast nur von öffentlichen Mädchen und deren Angehörigen bewohnt wurde.

Auf den Wunsch meines Chinesen, welcher sich von hier aus zu Fuße in seine Wohnung begeben wollte, legte ich hier an und durchwanderte flüchtig diesen ekelhaften Platz voll von Unrath, Schmutz und gemein thierischer Wollust. Halb entkleidete, betrunkene Matrosen trieben sich zwischen den engen Barracken umher und boten mir ihre Dienste als Wegweiser an. Die Javaninnen sind ohnehin häßlich und ungraziös, wenigstens gehört ein längerer Aufenthalt auf dieser Insel dazu, um sie schön finden zu können, aber deutlich lag auf den jungen Gesichtern der Ausdruck der tiefsten Entwürdigung und entstellte die ohnehin unschönen Züge auf eine ekelerregende Weise. Es waren Mädchen darunter, welche kaum eilf Jahre zählten, und es in der Frechheit bereits zu einer Virtuosität gebracht hatten, welche mich mit innigem Bedauern erfüllte. Es ruht ein Fluch auf der Civilisation, die der Europäer jenen halbwilden Völkern bringt und gebracht hat. Die Bildungsfähigkeit derselben scheint sich nur auf unsere Laster und Sünden zu erstrecken. Selbst die zahlreichen Christengemeinden unter den Eingebornen in dieser Zone geben ein abschreckendes Beispiel davon. Macht vielleicht das glühende Klima eine Entsagung unmöglich, wie sie die Lehre Jesu fordert? — ich glaube ja. Aber ein großer Theil der Schuld fällt auf das Beispiel, welches die soi-disants Anhänger jener Religion gaben. Vielfach habe ich in großen volkreichen Städten die Gemeinheit ohne Schleier kokettiren sehen; doch bleibt selbst der Auswurf des europäischen Auswurfes weit hinter jener Verworfenheit zurück, der man hier begegnet. So gränzenlos viehisch ist die Wollust nicht in Europa, als in den Colonien. Während gewiß die größere Schlaffheit und die geringere Reizfähigkeit der Constitutionen dieß mit veranlaßt, so darf man doch nicht außer Acht lassen, daß im Innern von Java, wo die Zahl der Europäer sehr gering ist, Ehrbarkeit und Treue herrscht. Noch nie hat unsere Civilisation den tropischen Völkern gute Früchte getragen. Laster und Knechtschaft waren noch immer in ihrem Gefolge. Java wird von den Holländern mit einer Milde und Umsicht administrirt, die der höchsten Anerkennung werth ist, aber alle Bestrebungen dieser Regierung können den Fluch nicht vertilgen, der den weißen Fremdlingen in diese entfernten Gegenden folgt. Mehrere von den Mädchen mit eingefallenen Nasen begegneten mir — doch genug hievon.

Digitized by Google

Wenn jedoch ein holländischer Schriftsteller von anerkanntem Werthe*) in einem politischen Schriftchen über Java behauptet, „es sey unverkennbar der Wille der Vorsehung, den fremden wilden Völkern Beherrscher zu geben, welche erst durch unrechtliche, dann aber durch rechtliche Mittel die Hand böten, um diese Völker zu wahrhaften Menschen zu bilden," wenn eben dieser Schriftsteller fortfährt: „man habe sehr verschieden über die Niederlassung der Holländer auf Java geurtheilt, habe aber nicht bedacht, daß es auch mit dem Plane Gottes übereingestimmt habe, das menschliche Geschlecht im Anfange durch Blutschande fortzupflanzen, und dennoch sey durch Böses nur Gutes erreicht; so müssen wir bedauernd bemerken, daß Hr. Roorda van Eysinga als Philosoph und Politiker den Ruhm nimmer behaupten wird, welchen er sich als Sprachforscher erwarb. Doch man verzeihe mir die kurze Abschweifung.

Ich kehrte in mein Canot zurück und fuhr den Strom weiter hinauf, bis in die Nähe des Gasthauses, welches zum Gebrauch der immer anwesenden Europäer errichtet ist. Hier kehrte ich ein und erfreute mich der üppigen Eleganz, mit welcher das ganze Gebäude ausgestattet war. Ein wegen grober Vergehen mit einem Brandmal Gezeichneter, welcher früher Galerensklave war, ist der reiche Besitzer der Wirthschaft. Man begegnet auf Java dem Auswurfe aller Länder und besonders unter denen, welche schon sehr lange hier sind (Altgäste), findet man viele, die wegen Vergehen die Heimath verlassen mußten. Häufig befand ich mich in Gesellschaft von Europäern, welche, wie es hier Sitte ist, sehr stark tranken. Die Offenheit der Trunkenen enthüllte sodann Biographien, welche der nüchterne Mund niemals verrathen hätte. Dennoch waren diese immer Beamte, Officiere u. s. w. Häufig jedoch verrathen auch Landsleute die frühere Lebensgeschichte. Mir wurde oft unheimlich in der Gesellschaft, jedoch später wird man nur um so verschlossener, und duldet, was man nicht ändern kann. Das Klima selbst nimmt einem die Kraft, heftig zu widerstreben, und man gewöhnt sich schon deßhalb an die früher Unwürdigen, weil es ja doch Europäer sind. Vielleicht sind sie auch moralisch besser geworden, obgleich dieß selten genug seyn mag; legal wenigstens sind sie, was freilich am Ende wenig bedeutet. Einst war ich zu einem Diner eingeladen, welches wie immer mit einem Trinkgelage endete; mein Nachbar war ein Deutscher aus den Rheinprovinzen, welcher bereits 18 Jahre auf Java war; er wurde durchaus trunken und sprach von seiner geliebten Heimath, welche er wohl nie wieder sehen würde. Er besaß Rang und Vermögen, und auf meine Frage, was ihn vermocht habe nach Java zu gehen? antwortete er mir, daß er einen Diebstahl begangen habe. Mir war, als wenn ich von einer Natter gestochen wäre. Unter allen Verbrechen ist Diebstahl eines der gemeinsten und ekelhaftesten. Der zudringliche Mensch war mir vom Anfang an fatal gewesen; er hatte Augen, wie ich sie nie bei einem ehrlichen Manne gesehen habe. Ich sprang auf und bat den Gastgeber, mir einen andern Platz anzuweisen; lachend that er dieß, versicherte mir aber, ähnliche Geschichten könne ich von manchen hören, aber sie seyen Europäer, überdieß fröhlich und ihr Betragen auf Java sey tadellos. Natürlich wird man durch eine solche Umgebung mißtrauisch, und verfällt in einen Egoismus, welchen die glühende Hitze nur zu sehr begünstigt. Aus allen Ländern Deutschlands traf ich Landsleute, wenige waren zufrieden mit ihren Verhältnissen, aber bei dem größten Theile der Europäer fand ich jene Eigensucht und Gleichgültigkeit, welche dem Ankömmling so widerwärtig ist, und ihn mit bitterm Mißtrauen erfüllt. Im Anfange glaubte ich, daß die Deutschen, welche ich kennen lernte, eine Ausnahme hievon machten, aber ich täuschte mich. Sie hatten nur noch die lebhaftere und chevalereske Art zu sprechen beibehalten.

Hr. Dr. B . . . in Batavia sagte mir, daß mir meine Landsleute den Rock vom Leibe ziehen würden, wenn ich fortführe, mich so gegen dieselben zu benehmen, wie ich es gegen ihn und einige andere gethan hatte. Doch später komme ich auf diesen Gegenstand zurück, welcher einen kleinen Beitrag zu dem anthropologischen Capitel von der Einwirkung des heißen Klima's auf die Europäer liefern kann.

Es war beinahe Mittag und die schwüle Hitze erdrückte mich fast; ich verschob deßhalb eine Besichtigung Surabaya's auf den Nachmittag. Die Table d'Hote war vorzüglich besetzt; alles, was Europa und der Archipel an wohlschmeckenden Speisen liefert, war reichlich vorhanden. Die Gesellschaft bestand fast nur aus den Capitänen der verschiedenen Schiffe, welche auf der Rhede lagen. Sie hatten ihre europäische Redlichkeit mit nach Java gebracht, deßhalb durfte denn auch der Herr Wirth, des Ansehens ungeachtet, welches ihm sein großes Vermögen verschaffte, nicht mit in der Tischgesellschaft erscheinen. Seine frühere Lebensgeschichte war bekannt genug. Jeder Gast hatte hinter seinem Stuhle einen Javanen zur Bedienung, welcher schnell wie der Blitz den Teller ergriff, sobald man nur einen Augenblick bei der Bearbeitung der Gegenstände auf demselben pausirte. Eine fatale Mode, welche bei dem Essenden ein Gefühl der Unsicherheit des Besitzes hervorbringt und in eine gemüthliche Tischunterhaltung sehr störend eingreift. Der deutsche Wein, welchen ich trank, war vortrefflich und mir in zwiefacher Bedeutung sehr theuer. Es liegt eine große Eingangssteuer auf den Rheinweinen, man trinkt deßhalb gewöhnlich Franzweine und besonders rothe, welche auch in diätetischer Hinsicht für vortheilhaft gehalten werden. Doch kann man alle möglichen Sorten auf Java erhalten, welche in Kisten angebracht werden. Manche Weine machen bekanntlich die Reise nach Java mit, um hiedurch feuriger und besser zu werden. So trank ich schon in Holland Portwein, welcher die Linie passirt hatte. Der Medoc ist besonders billig, man erhält ihn auf Surabaya kistenweis die Flasche zu einem Gulden; in einem Wirthshause kostet er jedoch das Dreifache. Auf Java selbst wächst kein Wein; man hat viele Versuche gemacht, um Trauben zu ziehen, aber vergebens. Sie wurden nothreif, ohne Zuckerstoff in sich zu entwickeln. Fast alle Gewächse der gemäßigten Zone haben ein ähnliches Schicksal. Sie degeneriren schnell und erreichen nimmer die Schmackhaftigkeit, welche sie bei uns

*) Roorda van Eysinga: Jets over Neerlandsch Indie. Te Kampen by van Hulst. 1836.

Digitized by Google

haben, oder sie blühen einmal und gehen dann durch Erschöpfung zu Grunde.

Nach Tische hielt ich meine Siesta, welche sich kein Europäer auf Java nehmen läßt, denn das Klima ermattet sehr. Auch kann man sich zu dieser Zeit um so weniger beschäftigen, da die Hitze gegen 2 Uhr Nachmittags am glühendsten ist. Vortrefflich sind die Schlafkammern in den europäischen Wohnungen eingerichtet; sie liegen nach der stillsten und kühlsten Seite des Hauses hin, sind sehr groß und hoch und fast immer im Erdgeschoß. Statt der Fenster sind Jalousien davor, um dem Lichte den Zugang verschließen zu können. Jene sind überhaupt ein überflüssiges Meuble auf Java, weil die ganze Bauart nur Kühlung und einen freien Zugang der Luft zum Hauptzweck hat. Der Boden der Kammern ist mit Steinen gedeckt, über welche Matten von geflochtenem Rohr ausgebreitet sind. Das Bett selbst besteht aus Matratzen von roher Baumwolle (kapas), welche hart genug ist, um nicht durch Anschmiegen an den Körper die Hitze zu vermehren. Ein rollenförmiges Kissen von demselben Stoff wird zwischen die Knie geschoben, damit die Berührung der Extremitäten nicht die Wärme erhöhe, und durch einen durchsichtigen, weißen Umhang ist das ganze Lager dicht verschlossen, um die lästigen Musquitos hiedurch abzuhalten. Nachdem ich dem Javanen, welcher mir zur Bedienung zugewiesen war, befohlen hatte, mir nach 3 Uhr einen Wagen zu besorgen, entließ ich ihn, um der Ruhe zu pflegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel von Malaga und Madrid.

Die Provinz Malaga ist etwa 37 Meilen (O. W.) lang und 12 bis 15 (N. S.) breit, und enthält 347,000 Einwohner in 109 Ortschaften, unter welchen außer der Hauptstadt die Städte Velez Malaga, Antequera, Ronda, Estepona, Marbella (diese beiden am Meere), und die Flecken Manilla, Coin und Arola die vorzüglichsten sind. Malaga selbst mit seinem sandigen Boden und die Hügel, welche hier eine vom Meere nur wenig entfernte Reihe bilden, sind einer kräftigen Vegetation, mit stellenweisen Ausnahmen, nicht sehr günstig, aber man kann die Vega des Guadalhorce und seines Nebenflusses Riogordo, welche von einander nur durch eine Hügelreihe getrennt sind, als einen großen, 6 Meilen langen und 3 Meilen breiten Fruchtgarten ansehen, welcher den Handel von Malaga ernährt. Die folgende Uebersicht der Artikel dieses Handels ist die neueste und vielleicht die genaueste, welche hierüber bekannt geworden ist.

Artikel.	Quantität und Werth.	Totalwerth.	Verzehrpunkte.
		Realen.	
Rosinen (pasas).			
Muscat	800,000 Arrobas zu 18 bis 20 und die besten zu 40 bis 50 Realen. Mittelpreis 24 Realen.	19,200,000	Vorzüglich die Ver. Staaten und das englische Amerika, England, Holland, Frankreich, Deutschland, das spanische und das unabhängige Amerika.
Sonnen-R. (de sol)	250 bis 300,000 Arr. zu 11 bis 12 Realen.	3,185,000	Hamburg, Kopenhagen, die Ver. Staaten, Holland und die Häfen zum Kanale von England.
Lauge-R. (de legia)	50 bis 60,000 Arr. zu 7 bis 8 R.	412,000	Die kleinern Häfen Englands und Schottlands.
Mandeln.			
Feine Mandeln	12 bis 14,000 Fanegas zu 70 bis 80 Realen (gesucht).	975,000	Die besten nach London, die kleinern Häfen Englands, Deutschland, Holland und Amerika.
Große Mandeln (almendron) . .	2 bis 3000 Fanegas zu 40 bis 50 Realen (gesucht).	112,000	Deutschland.
Feigen (higos)	130 bis 140,000 Arr. zu 8 bis 9 Realen (gesucht).	1,148,000	England, Deutschland und Kopenhagen.
Citronen (limon)	12 bis 14,000 Kisten jede von 12 bis 15 Arr. und zu 70 bis 80 R.	11,644,000	England, Holland, Deutschland, Dänemark und etwas für die Vereinigten Staaten.
Grüne Trauben	100,000 Arr. zu 20 bis 24 Realen.	2,200,000	England und die Vereinigten Staaten.
Wein, dunkler (abocado)	500,000 Arr. Most 9 bis 10 Realen.		Vorzüglich die Vereinigten Staaten, aber dieser Handel stockt jetzt; Hansestädte, Petersburg und Rio-Janeiro.
weißer	100,000 Arr. Most 7 bis 8 Realen.		
Ehemals wurden 1,800,000 Arr. erzeugt, und viel mehr als jetzt ausgeführt.	Acht Monate nach der Lese ist der Wein 4 bis 8 Realen mehr werth. Mittelpreis 10 Realen.	6,000,000	
Citronen- und saure Pomeranzenschalen	12,000 Arrobas zu 8 bis 9 Realen.	102,000	Deutschland.
Bataten	. . . . .	120,000	Valencia und Sevilla.
Cochenille	2 bis 300 Arr. zu 620 Realen.	150,000	

Man ſieht hieraus, daß dieſe Artikel, welche faſt alle im Monat September verſendet werden, 45 bis 46 Millionen Realen (2,200,000 bis 2,300,000 ſpaniſche Thaler) betragen. Dazu kommt die Verſendung von Oel, welche in den Jahren, wo die Oelernte in Italien ſchlecht ausfällt, wie eben im vergangenen Jahre, wohl 500,000 Arrobas beträgt. Dieſes kommt zwar nicht der Production der Provinz von Malaga, wohl aber dem Handel zu Statten; welchen Nutzen dieſer zurückläßt, kann man daraus ſchließen, daß täglich 2000 Arrobas in Malaga ankommen und dort manipulirt werden.

Die Induſtrie hat in neuern Zeiten ſich wieder etwas aufgeholfen. Man zählt in Malaga zehn Fabriken von harter Seife, welche 60.000 Centner zu 160 Realen liefern; dreizehn Seidenfabriken, jede liefert 4000 Stücke zu 1000 Realen, und die Nachfrage nimmt zu; ſechs Lederfabriken, vier Bleiweiß-, eine Nagel- und eine Cremorfabrik. Mehrere Diſtillirmaſchinen, unter Anderem eine, welche alle 24 Stunden 800 Arrobas Branntwein liefert. Die Eiſenfabrik des Hrn. Auguſtin Heredia mit einer Maſchine, deren tägliches Product 400 Centner iſt, und welche mit einer andern von der Stärke von 80 Pferden vermehrt werden wird.

Malaga und Alicante ſind die zwei ſpaniſchen Häfen, welche den meiſten ausländiſchen Handel treiben. Der erſtere Platz iſt offenbar im Zunehmen; man muß indeſſen nicht überſehen, daß nicht nur ein Theil der Provinz Malaga, ſondern die ganze Küſte von Granada bis jetzt keinen eigenen Handel hat. Der Mangel an Wegen und an habilitirten, d. h. zum ausländiſchen Handel berechtigten Häfen trägt daran die größte Schuld. Die herrlichen Früchte und andere Producte der Serrania de Ronda und der paradieſiſchen Vega von Coin (fünf Meilen weſtlich von Malaga) könnten dem Hafen von Marbella, welcher jetzt nur zum Schleichhandel dient, eine beſſere Beſchäftigung geben. Aber die Küſte von Granada verdient eine etwas ausführlichere Erwähnung, da dieſer Gegenſtand bereits beginnt die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. (Schluß folgt.)

Bevölkerung der ruſſiſch-amerikaniſchen Colonien.

Das ruſſiſche Journal des Miniſteriums des Innern (Dec. 1839) theilt aus den Papieren eines gewiſſen Weniaminow Notizen über dieſes wenig bekannte Land mit. Der Verfaſſer derſelben lebte als Geiſtlicher 10 Jahre in den Beſitzungen der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie, und ſoll auch bald wieder dahin abgehen. Gegenwärtig bereitet er die Früchte ſeiner literariſchen Bemühungen zum Drucke vor. Die Redaction des genannten Journals verſpricht, noch mehrere Auszüge aus dem noch ungedruckten Werke mitzutheilen. Inzwiſchen entheben wir aus demſelben nachſtehende freilich mangelhafte Notizen, die aber doch in ſo fern ein Intereſſe haben, als ſie manchen Irrthum berichtigen. So gab z. B. der akademiſche Kalender vom Jahre 1834 die Bevölkerung der ruſſiſch-amerikaniſchen Colonien auf 100.000 an, während Weniaminow ſie auf 40,000 angibt, und dieß eigentlich noch übertrieben iſt. Die Aufzählung der Völkerſchaften iſt folgende:

1. Koloſchen auf den Inſeln und zum Theil auf dem feſten Lande Amerika's in den öſtlichſten Beſitzungen Rußlands	5,000
2. Ugalinzen am Eliasberg	150
3. Mjednowzer*) oder Atnachtänen am Kupferfluß	800
4. Koltſchanen mehr im Innern des Landes in der Nähe der ruſſiſchen Gränzen. (Zahl unbekannt.)	
5. Tſchugatſchen am Meerbuſen deſſelben Namens	471
6. Kenaizen am Ufer des Meerbuſens von Kenai	1,828
7. Bewohner auf der Südſeite von Alaska (mit Ausnahme von Kadjak)	1,800
8. Aglegmüten auf der Nordſeite von Alaska	402
9. Kadjaker oder Konägen auf der Inſel Kadjak	1,508
10. Unalaſchker oder Aleuten auf den Fuchsinſeln und zum Theil auf Alaska	1,497
11. Die Aleuten von Atcha auf den andreanowiſchen Inſeln	750
12. Kuskokwimer, am Fluſſe Kuskokwima, der in die Beringsſtraße fällt	7,000
13. Kwichpaker, Kijätenen, Malegmüten und andere Völker an den Ufern der Beringsſtraße und den dreinfallenden Flüſſen. Man kann ihre Zahl nicht geringer als die der eben aufgezählten Völker anſchlagen.	
Hiezu kommen nun noch Ruſſen	706
Miſchlinge von Ruſſen und Eingebornen oder Creolen	1,295
Die in den Liſten aufgezeichnete Bevölkerung beträgt demnach	10,513
Bekannte, aber nicht in die Liſten eingetragene Bevölkerung	12,500
Die unbekannte Bevölkerung iſt annähernd anzuſchlagen auf	17,000
Geſammtzahl gegen	40,000

*) Von Mied, Kupfer.

Sämmtliche ruſſiſche Beſitzungen in Amerika zerfallen in fünf Haupttheile: Sitcha, Kadjak, Unalaſchka, Atcha und den nördlichen Theil. *) Zu der Abtheilung von Sitcha rechnet man alles Land öſtlich von Eliasberg; zu Kadjak das Land öſtlich vom Eliasberg bis zur Mitte der Halbinſel Alaska; zu Unalaſchka und Atcha gehören alle Inſeln, welche die Beringsſtraße von dem ſtillen Meere trennen von Aſien bis Amerika hin, nebſt einem Theile des in der Nähe liegenden feſten Landes; zu dem nördlichen Theile, dem größten und am wenigſten bekannten, kann man alle Ufer der Beringsſtraße und der nördlichen Meere rechnen, und alle innerhalb des feſten Landes liegenden Orte.

Das ganze ruſſiſche Amerika ſteht unter der Verwaltung der ruſſiſch-amerikaniſchen Compagnie, und wird von einem Gouverneur regiert, den die Compagnie aus den Flottenofficieren wählt, und den die Regierung beſtätigt. Uebrigens hat die Compagnie noch allenthalben ihre Comptoire unter beſondern Vorſtehern.

*) Noch iſt eine beſondere Colonie, Namens Roß, in Californien; da dieſe aber ihre Ausgaben nicht deckt, ſo hat man beſchloſſen, ſie aufzugeben.

Richtung der Luftſchiffe. Es iſt von der neuen Erfindung Greens ſchon mehrfach die Rede geweſen, aber die engliſchen Blätter geben anfänglich eine höchſt confuſe Erklärung des Mechanismus. Derſelbe ſoll aus einem Räderwerk, ähnlich dem einer Uhr, beſtehen; am Ende einer Welle (pivot) befänden ſich zwei Flügel, die man mit Leichtigkeit in horizontale oder geneigte Stellung verſetzen kann. Vermittelſt dieſer Aenderungen ſoll man in die Höhe ſteigen oder ſich ſenken können, was bisher nur geſchehen konnte, indem man Ballaſt auswarf oder Gas ausſtrömen ließ. (Echo du Monde Savant vom 27 Mai.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 161.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 Junius 1840.

Die indischen Frauen.

2. Der Harem oder Zenana in Indien.

Einige menschenfeindliche Philosophen haben behauptet, daß Egoismus, Eigenwille und Eifersucht des Mannes allein bewirkt hätten, die Einrichtung des Harems und die Abschließung der Frauen beizubehalten; Andere dagegen haben gesagt, diese angenehmen Zufluchtsörter der Schönheit des Orients wären nur gegründet worden, um ihr einen sichern und freundlichen Schutz gegen die verderblichen Leidenschaften einer rohen Bevölkerung zu sichern. Unter den Vertheidigern des Harems muß man einen Schriftsteller besonders nennen, dessen Name stets entscheidend bei ernsten Fragen war, der berühmte Montesquieu.

„Wenn die Frauen des Orients," sagt er, „gleich den Europäerinnen einer vollkommenen Freiheit genössen, würden sie bald von den Individuen der untern Volksclasse beschimpft werden. Die Abschließung ist also eine durch die ausschweifenden Sitten des Landes gebotene Maaßregel." Doch trotz der Bewunderung, die wir für einen so großen Geist als den Verfasser des Esprit des Lois fühlen, möchten wir hier nicht ganz seiner Meinung seyn. Daß der Harem in Indien nicht nothwendig ist, läßt sich leicht aus den Sitten und Gewohnheiten der Eingebornen nachweisen. Die freien Frauen gehen ohne Furcht vor Beschimpfungen ihren Geschäften nach, und werden nicht einmal von den faden und unpassenden Galanterien belästigt, denen die Europäerinnen so oft ausgesetzt sind. Es ist ein interessanter Anblick, sagt Terry, die achtungsvolle Höflichkeit zu sehen, mit denen die in diesem glühenden Klima gebornen Männer, trotz ihrer heftigen Leidenschaften, auf den Straßen, in den Dörfern, selbst an einsamen Orten einzelne Frauen anreden. Nie hat sich Jemand eines schändlichen, schmachvollen Angriffs schuldig gemacht.

Als Abbé Dubois noch in guter Absicht schrieb und nicht bloß des Vergnügens am Widerspruch halber, wie es ihm später geschah, huldigte er auf ausgezeichnete Weise der Reinheit der indischen Sitten. „Trotz des Zustandes der Erniedrigung, in dem die indischen Frauen seufzen," sagt er, „muß man gestehen, daß sie öffentlich die Zeichen der tiefsten Achtung erhalten. Zwar empfangen sie nicht die faden und frivolen Complimente, die wir an die Europäerinnen oft zu ihrem großen Mißfallen verschwenden, aber sie haben auch keine Beschimpfungen zu fürchten. Die Frauen können ohne Furcht überall hingehen, ohne Zaudern dürfen sie an öffentlichen Plätzen wie in einsamen Gegenden ungestraft hingehen durch die Menge von Wollüstlingen, die das Klima aufregt; keine unanständige Gebärde, kein freies Wort wird ihnen zugerufen, denn der Mann, der keck genug wäre, auf sie einen begehrenden Blick zu werfen, würde von der Menge sogleich wie ein wildes Thier verfolgt und verhöhnt." Die Hindus selbst gestehen die unangenehmen Folgen eines oft ungerechten Mißtrauens und der Abschließung, welche stets im Widerspruch mit den Gesetzen der Gesellschaft stehen.

Das hindert sie aber keineswegs, sich jedem Reformvorschlag in Bezug auf ihre Harem zu widersetzen. „Nicht wahr," sagte ein alter Bramine, „das Duell ist nach dem christlichen Gesetz verboten?" — Ja, antwortete man. — „Kann also ein christlicher Officier ein Duell ablehnen, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten?" — Nein. — „Dann ist der Fehler nicht in eurem Gesetz, sondern in euren Gewohnheiten; so lange diese nicht anders sind, mögt ihr auch uns erlauben, die unsrer Voreltern zu behalten." — Hat man diese Wahrheit gehörig durchschaut, daß das System der Abschließung eher ein Reiz zum Laster als ein Schutz für die Tugend ist, und hat man von den Hindus selbst das Geständniß gehört, daß dieser Gebrauch ohne sittlichen Nutzen sey, hat man dann nicht das Recht, die Aufrichtigkeit derer in Zweifel zu ziehen, die dabei beharren? Diese Bemerkung äußerte einst ein Europäer gegen einen indischen Nabob, mit dem er sehr befreundet war. „Du hast Recht," sagte der Indier, „denn ich behaupte keineswegs, daß die siebenzig Schönen meines Harems zu meinem Glücke unerläßlich sind.... Ich wäre weit glücklicher, wenn ich mich mit meinen vier gesetzmäßigen Frauen begnügte, oder wenn ich nur zwei besäße. Aber die Würde und das Ansehen eines Nabob hängen vorzüglich von der Zahl und der Schönheit seiner Frauen ab, weit mehr als von seinem Rang. Niemand würde

Digitized by Google

uns achten, wenn wir diesen Geschöpfen keinen gastlichen Aufenthalt gewährten, der übrigens wohl dem System deiner Landsleute vorzuziehen seyn möchte, die erst junge, schwache Mädchen verführen, und sie dann ohne Schutz, geschändet, einsam, dem Hohngelächter der Welt und den Schrecken des Hungers überlasse."

Diese Erklärung zeigt deutlich, daß die zahlreichen Harems für die Großen Indiens Quellen der öffentlichen Achtung sind. Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Vergangenheit, so sehen wir, daß die mächtigen Fürsten von Bidschanagor, ihres alten Ruhmes beraubt, und genöthigt, sich statt des höhern Titels eines Ram-Radschah mit dem eines einfachen Radschah zu begnügen, sich damit trösteten, daß sie gewisse Titel ihrer Vorfahren aus dem Staub der Vergessenheit hervorholten, und den übrigen beilegten, um sich für die verlorenen Würden zu entschädigen. Unter den wieder aufgeweckten Titeln bemerkt man auch den des Herrn von tausend unvergleichbaren Frauen, die der regierende Fürst annahm. Zwar besaß dieser Fürst kein so zahlreiches Harem, aber er rühmte sich der Abkömmling derjenigen zu seyn, die dieses Privilegium genossen. Andere muselmännische und indische Fürsten haben sich mit den Titeln, reich an Schönheiten, Besitzer von Jungfrauen, geschmückt.

Man bemerkt mit Erstaunen, daß alle Schriftstellerinnen sich für das System des Harems ausgesprochen und seine Vorzüge gerühmt, während alle Männer den Druck übertrieben haben, der dort herrscht. „Mit Unrecht beklagt man das Schicksal der mohammedanischen Frauen," sagt Lady Montague, „sie sind die freiesten Frauen der Welt, ihr Daseyn ist eine fortlaufende Kette von Vergnügungen." Frei von allen Sorgen des Lebens haben sie nichts zu thun, als ihr Geld auszugeben und neue Moden zu erfinden. Wäre ein Mann so übel berathen, auf Ersparungen in dem Hauswesen seiner Frau zu denken, würde man ihn für wahnsinnig halten. Seine Sache ist es, Geld herbeizuschaffen, die ihre, es auszugeben." Es ist wahr, nichts ist, wie Lady Montague sagt, angenehmer und bequemer, als ein solcher Stand der Dinge. Mrs. Draper ihrerseits, deren scharfes Urtheil so oft gerühmt worden ist, scheint derselben Meinung, denn sie stellt uns die eingeschlossenen Frauen als liebenswürdige, keusche, sanfte und interessante Wesen dar, deren Unterhaltung voll Anmuth und Geist ein eigenthümliches Gepräge von gutem Geschmack trägt in der glücklichen Wahl des Ausdrucks und der naiven Einfachheit der Sprache. „Diese Frauen," sagt sie, sind im Allgemeinen von freundlichem, ruhigem Charakter, voll Vertrauen, gefühlvoll, und vor allem treu. Ihr lebendiger, wißbegieriger Geist ist keineswegs beschränkt, trotz der geringen Erziehung, die sie genossen, und der entnervenden Lebensweise, deren wollüstige Sitte sie angenommen haben." Ganz entgegengesetzter Meinung sind die Schriftsteller.

Der Kaiser Schah Dschehan versuchte es, das Harem aufzuheben, verfuhr aber nicht redlich genug, um seinen Plan durchzusetzen. Während er seine Großen aufforderte, die Veränderung anzunehmen, wollte er selbst seine Frauen als kaiserliches Privilegium beibehalten, indem er vorgab, das Monopol der Frauen sey ein kaiserliches Recht, das kein Unterthan sich anmaaßen dürfe. Als aber die indischen Großen sahen, daß ihr Fürst sich so wenig uninteressirt zeigte, weigerten sie sich, diese neue Maaßregel anzunehmen.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Die bunten Bilder des Tages gingen nochmals an meinem Geiste vorüber. Wieder war ich auf dem Kalimas. Die Epauletten, Turbane, chinesischen Zöpfe und zärtlichen Augen verschlangen sich zu abenteuerlichen Arabesken; der javanischen Ruderer schwarzes langes Haar flatterte wild dazwischen. Den Morgen war mir auf den Kalimas in einem Tambangan eine junge Kreolin begegnet. Der Zufall hatte es gewollt, daß ich mehrere Minuten dicht neben ihr herfuhr. Ihr zarter, sylphidenartiger Bau fiel mir auf, und ihre runden, dunkeln Augen hatten einen eigenthümlichen, zärtlichen Ausdruck, welcher durch lange, seidene Wimpern noch gehoben wurde; sie schien eine Dame von Stande zu seyn, wenigstens ließ ihre reiche europäische Kleidung und zwei Sklavinnen, welche sie begleiteten, dieß vermuthen. Lieblich und freundlich war ihr Gesichtsausdruck. Ich redete sie in holländischer, französischer und dann malayischer Sprache an, erhielt jedoch nur einen zauberisch lieblichen Blick zur Antwort von jenem Auge, das stärker glänzte als die vielen Juwelen im Ohrgehänge und Halsschmuck, von jenem Auge, welches durch alle Arabesken, zu welchen mein halbwacher Zustand die vielen Bilder des Tages verwirrte, hindurch blickte. Ich schüttelte mich und wählte einen andern Platz auf meinem Lager, um meine Gedankenreihe zu unterbrechen; laut lachte ich über die Thorheit meiner Phantasien und konnte doch jenes Bild nicht abschütteln. Wer war jene stumme Unbekannte? Werde ich sie wieder sehen? Ich verspottete diese kindische Neugier, mein Verstand bewies schlagend, daß mir dieß gleichgültig seyn müßte, und doch hörten jene Augen nicht auf, mich zu verfolgen. Ich unterhielt mich im Halbschlafe mit jener Kreolin, bis ich plötzlich erwachte. Ein heller Lichtglanz, welcher durch die Thüre hereinströmte, blendete mich. Ich stand auf, der Javane stand vor mir: Tuwan, kareta sudah sadja (Herr, der Wagen ist bereit) tönte es von seinen Lippen. Rasch sprang ich auf, kleidete mich an, um Surabaya zu besehen und einigen Europäern, welchen ich empfohlen war, Visite zu machen.

Die Stadt Surabaya, welche ich schon früher erwähnte, nimmt ohne Zweifel als europäisches Etablissement auf Java den ersten Rang ein. Sie ist schöner und lebendiger als Batavia, welches nichts mehr als ein Sammelplatz von Packhäusern, Kaufmannsläden, Magazinen und Märkten ist. Die alten verfallenen Häuser desselben scheinen den Wanderer erdrücken zu wollen. Surabaya ist aber nicht allein eine

Digitized by Google

blühende Handelsstadt, sondern die Industrie hat vieles hier vereinigt, was sonst nur große europäische Städte darbieten. Obgleich über 500 engl. Meilen von Batavia entfernt, blühte es schnell zu einer bedeutenden Handelsstadt auf. Die größere Gesundheit des Klima's, die Sicherheit gegen den feindlichen Anfall einer fremden europäischen Macht und ein herrlicher, schiffbarer Strom der Kalimaas, dessen Kraft nicht durch Canäle, wie zu Batavia, gebrochen ist, hat sicherlich zum größten Theil seine Blüthe mit veranlaßt. Wenn man Batavia als die östliche Hauptstadt betrachtet, so kann man Surabaya als die westliche ansehen. Der Generalgouverneur Dandels schenkte der Stadt seine besondere Aufmerksamkeit, und sein Nachfolger Van der Capellen trat in seine Fußstapfen. Das Arsenal, der „Constructie-winkel," die Münze, vortreffliche Schiffszimmerwerften, ein Hospital nebst manchen andern öffentlichen Einrichtungen beurkunden dieß. — Die vielen weitläuftigen Gebäude des „Constructie-Winkels" umfassen die Werkstätten der Schiffszimmerleute, der Kloben- und Pumpenmacher, der Küper, Blechschläger, Kupferschläger, Klempner, Schmiede, Maler, Gewehrmacher, Holzsäger, Sattler, nebst einer Ankerschmiede und Kugelgießerei. Ueber 600 Arbeiter sind dabei beschäftigt. Für jedes Handwerk sind offene Werkstätten errichtet, welche mit Schienen bedeckt sind. Die Arbeiter sind meistens Javanen und Maduresen, welche unter Meistern stehen, welche den malayischen Titel Lurah führen. Nur unter den Schmiedemeistern sah ich einige Europäer und darunter auch Deutsche. Ein Deutscher, Namens Waller, welcher als Zimmermeister nach Java kam, führte die Oberaufsicht über die Ankerschmiede, und einen großen Theil der Anstalt. Ein Beamter, welcher den Titel Director führt, hat die Oberaufsicht, unter ihm steht ein Capitän-Constructor, ein Zeichner und ein Buchhalter, welcher letztere die Aufsicht über das Magazin hat. Es werden hier schöne Arbeiten verfertigt, von denen ein großer Theil den europäischen wenig nachsteht, und die Anstalt dient zugleich zur Schule für viele Handwerke, deren Ausübung auf Java immer nothwendiger wird. Sie kostet freilich dem Gouvernement jährlich an zwei Millionen Gulden, ist aber nicht allein eine Zierde der holländischen Besitzungen, sondern auch nothwendig für das Bestehen derselben. Vielfach ist in Holland und Indien über die Aufrechthaltung dieses kostbaren Institutes gestritten worden. Wenn man jedoch bedenkt, daß Alles hier verfertigt werden kann, was Armee, Marine und Festungswerke erforderlich machen, und daß den Colonien Hollands hiedurch die Mittel in die Hand gegeben worden, sich gegen einen Feind zu halten, selbst wenn das Mutterland an einer Unterstützung verhindert würde, so wird man gewiß mit mir die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Anstalt behaupten.

Bei den Erkundigungen, welche ich über die Güte der gelieferten Arbeiten einzog, hörte ich nur die des Eisenwerkes bezweifeln, welches dem europäischen bedeutend an Dauerhaftigkeit nachstehen soll. Schiffscapitäne tadelten vorzüglich die Anker als leicht zerbrechlich. Als Grund davon gab man mir an, das Feuer habe in der tropischen Atmosphäre weniger Kraft als in dem gemäßigten und kalten Klima. Ob dieß wahr ist, weiß ich nicht; manche Erscheinungen scheinen aber allerdings dafür zu sprechen, daß die Luft hier weniger Gehalt an Sauerstoff besitzt als in unserer Atmosphäre. Der Blitz schlägt hier z. B. sehr häufig ein, zündet aber nie, wenn er auch die trockensten Bäume, oder andere eben so leicht brennbare Gegenstände trifft. Häufig sah ich in den Feueröffen die Flammen das nächstliegende Gebäude laden, welches doch nur aus trockenem Bambusholz erbaut war, aber es gerieth nicht in Brand. In den javanischen Kampongs, deren dicht gedrängte Wohnungen alle aus diesem leichten trockenen Holze gebaut sind, findet eine Unvorsichtigkeit bei dem Gebrauch des Feuers statt, welche mich in die höchste Verwunderung setzte. Dicht vor der Hausthüre unter dem Vordach wird das Kochen der Speisen mit einer Sorglosigkeit gegen Feuersgefahr vorgenommen, welche mir unbegreiflich war. Ich äußerte mich oft darüber gegen Europäer, bekam aber ohne Ausnahme zur Antwort, daß das Feuer hier nicht so leicht als in Europa zünde und Feuersbrünste verhältnißmäßig höchst selten seyn. Die Lichter brennen hier mit weniger Glanz und Intensität, wie ich sehr bald bemerkte. Aehnliche Erscheinungen, welche allerdings auf eine geringere Quantität Sauerstoff in der Atmosphäre schließen lassen, kommen auch im organischen Leben vor. Der Europäer, welcher in aller Kraft und Blüthe hieherkommt, verliert schnell die Röthe seiner Wangen, wenn auch keine Krankheit eintritt. Die arterielle Constitution geht in die venöse, das cholerische und sanguinische Temperament geht in das phlegmatische und melancholische über. Der ganze Gang des Lebens wird torpider. Die Krankheiten nehmen schnell diesen trägen Charakter an; in ihnen findet man fast nie eine heftige Reaction, und wenn diese ja im Anfange, z. B. bei eben angekommenen Europäern, vorhanden ist, so ist ihre Dauer doch nur sehr kurz. Der synochale Charakter geht schnell in den torpiden über. Die ausgebreitetsten Wunden schmerzen wenig oder gar nicht, wenn sie der Luft ausgesetzt werden, ihre Ränder sind schlaff und ihre ganze äußere Gestalt zeigt jenen Mangel energischer Reaction, welcher den Verlauf der innern Krankheiten so eigenthümlich gestaltet. Noch manche andere Erscheinung könnte ich anführen, fürchte jedoch zu medicinisch zu werden. Obgleich allerdings obige Behauptung nur dadurch constatirt werden kann, daß man die Luft einer chemischen Analyse unterwirft, so sind diese Erscheinungen doch zu interessant, als daß ich sie hier hätte ganz übergehen dürfen, selbst wenn man sie auch auf andere Weise erklären will.

(Fortsetzung folgt.)

Gold- und Silberertrag der russischen Bergwerke.

Vom Jahre 1825 bis 1838 (incl.) wurden auf den

Kronbergwerken gewonnen an Gold . . .	2,440 Pud 22 Pf.	
auf denselben an Silber	18,005 — 37 —	
auf denselben an Platina	29 — —	
Auf Privatbergwerken an Gold	5,009 — 30 —	
an Platina	1,250 — 2 —	

Zu diesen Massen kamen noch über 1500 Pud Gold und über 20,000

Digitized by Google

Pud Silber, die von Privaten oder von den türkiſchen und perſiſchen Contributionen her in die Münze geſchickt wurden, ſo daß dieſe ſeit jenem Zeitpunkte prägte

in Gold für	85,432.159	Rubel
in Silber für	48.964.825	—
in Platina für	2,450.000	—

Der Handel von Malaga und Motril.

(Schluß.)

Zwiſchen der Sierra Nevada und dem Meere, doch dem letztern näher, ſtreift eine 10 bis 12 Meilen lange Bergreihe, deren nördliche und ſüdliche Abhänge der Vega des Guadalhorce weder an Güte, noch an Mannichfaltigkeit der Production nachſtehen. Dieſe Bergreihe wird in der Mitte von dem Fluſſe Orgiva durchbrochen, welcher zwiſchen Almunnecar und Motril ſich in das mittelländiſche Meer ergießt. Zwiſchen ihrer öſtlichen Spitze und der Sierra Gador ſtreckt ſich das Thal des Adra aus, welcher mit dem öſtlichen Arme des Orgiva einen faſt gemeinſchaftlichen Urſprungspunkt hat, und bei dem Ort Adra und dem gleichnamigen Golf einen kleinen Hafen bildet. Das Thal des Adra iſt gleichſam nur ein Anhang zu dem weit größern des Orgiva. Die beträchtlichſten Oerter in dem nördlichen Theile des letztern (nämlich im Norden der erwähnten Bergreihe) ſind Lanjaron und Orgiva, der Hauptort am obern Adra iſt Uchichar, ein Flecken, der als der Hauptort der Alpujarras betrachtet wird.

Jenſeits der Sierra Nevada iſt die berühmte Vega von Granada und das Gebiet von Loja, welches letztere eine harte, glänzende, glatte Traubenſorte, die beſte und geſuchteſte von denen, welche in Malaga eingeſchifft werden, liefert. Ihre harte Schale macht ſie eines langen Aufbewahrens fähig, und ſie wird daher nicht nur ins Ausland, ſondern auch in andere Gegenden Spaniens und bis nach Madrid verführt. Man zieht ihre Ranken an Feigen- und Birnbäumen, und das Product eines Joches Grund, deſſen Cultur etwa 40 Thaler erfordert, wird den Eigenthümern von den Speculanten noch an der Ranke um 70 bis 100 Thaler abgekauft. Loja baut auch Oel und andere Früchte, und zwiſchen dem Genil und der Sierra gelegen, zieht es aus der letztern ebenfalls mehrere Erzeugniſſe.

Das Thal von Lanjaron iſt nicht nur wegen der dortigen Mineralwaſſer, ſondern auch wegen ſeiner Schönheit und Fruchtbarkeit berühmt; es liefert eine Traubenſorte, welche die von Loja noch übertrifft, und ſobald ſie im Handel bekannt geworden, eine ſtarke Nachfrage veranlaßt hat. Auch die Trauben von Ohanes, welches zwar ſchon jenſeits des Gebirges von Gador liegt, haben großen Ruf. Die Feigen von Turon, Cejapar und Jorairata im Thale des Adra haben nicht ihresgleichen.*) Das ganze Gebiet der Alpujarras liefert Oel, Seide und Südfrüchte, und war zur Zeit der Mohren ein wahrer Garten. Endlich wenn man an die Küſte herabkommt, wird das Klima ſo mild, daß Zucker und Baumwolle gedeihen. Die Gegend von Motril hat nicht nur dieſe Producte, ſondern auch Oel, Barrilla, Wein und ſehr gute Feigen. Die Berge liefern Alkohol, Bleiweiß, Marmor u. ſ. w. In der Sierra Nevada findet man Eiſen und Kupfer. Die Vega von Granada iſt außer den Südfrüchten wegen ihres Leines und Hanfes berühmt, deſſen Production in alten Zeiten ſehr beträchtlich, nachher verfallen, ſeit Karl III wieder belebt und zuletzt wegen des Verfalls der ſpaniſchen Marine auf eine verhältnißmäßig unbedeutende Quantität beſchränkt geblieben iſt.

Die Hauptſtadt Granada machte ihren Einfluß hauptſächlich nur durch ihre berühmte Juſtizkanzlei fühlbar. Des Uebergewichts beraubt, welches mit dem altſpaniſchen Syſteme zuſammenhing, muß dieſe Stadt in Verfall gerathen, wenn ſie nicht zur Induſtrie und zum Handel ihre Zuflucht nimmt. Es iſt keine Hauptſtadt von dieſem Range in Spanien, welche ſo ſehr aller guten Communicationswege beraubt wäre; dieſe hätten hier eine beſondere Sorgfalt erfordert, da man allenthalben Gebirgsreihen zu überſteigen hat. Granada bezieht ſeine Artikel aus Malaga, welches etwa 20 Meilen entfernt iſt; man überſteigt die Sierra Tejeda (ein ſüdweſtlicher Anhang der Sierra Nevada), läßt ſich von Alhama in das ſchöne Küſtenland von Velez Malaga herab und zieht noch 5 Meilen weſtlich nach Malaga. Der eigentliche Hafen von Granada wäre Almunnecar oder Motril, beide nur auf 13 bis 14 Meilen Entfernung; um nach Almunnecar zu kommen, muß man die Sierra Nevada und die Sierra Tejeda paſſiren; nach Motril hingegen kann man dem Durchbruche des Fluſſes Orgiva folgen, nachdem man die Sierra Nevada überſtiegen. Almunnecar und Motril ſind nur 5 Meilen von einander entfernt, das erſtere hat einen beſſern Hafen, das letztere eine doppelte Einwohnerzahl (5000), aber der Einſchiffungsplatz iſt eine bloße Rhede und eine ſtarke halbe Stunde vom Orte entfernt, man nennt ihn el Varadero. Zwiſchen beiden, rechts vom Ausfluſſe des Orgiva, eine Meile von Motril, liegt der kleine Ort Salo Bregna, welcher auch einige Barken beſchäftigt. Vielleicht wenn man ein genaues Studium über die topographiſchen Verhältniſſe dieſer Ortſchaften und den Lauf des Orgiva anſtellte, würde man finden, daß der Ausfluß dieſes letztern die eigentliche Stelle zur Anlegung eines Hafens wäre; allein daran iſt nicht zu denken; man muß ſchon zufrieden ſeyn, daß Almunnecar ſeiner Rivalität mit Motril entſagt hat, und dem Anſuchen dieſer Stadt um die Habilitation ihrer Rhede zum ausländiſchen Handel keine Schwierigkeiten in den Weg legt. Von der Abfertigung dieſes Geſuches, welches ſeit Jahren in Madrid ſchläft, hängt auch die Anlegung eines Kai im Varadero ab, unterdeſſen hat die Provincialdeputation bereits einige Localſteuern aufgelegt, um einen Weg von Motril nach dem Einſchiffungsplatze herzuſtellen. Die Steuern werden gewiß erhoben, ob der Weg aber zu Stande kommt, iſt eine andere Frage. Wie die Sachen jetzt ſtehen, kommen bloß einige Fuhrleute mit Oel und Getreide aus dem Innern an und nehmen Fiſche als Rückfracht. Da ſie aber einen Tag zur Hinreiſe, einen andern zur Rückreiſe brauchen, wenn ſie auch nur von Lanjaron, welches vier Meilen entfernt iſt, herkommen, und noch die Unbequemlichkeit des Transports nach dem Varadero auszuſtehen haben, ſo kommen ihre Artikel zu theuer zu ſtehen, als daß Käufer und Verkäufer dabei ihre Rechnung finden könnten. Von der andern Seite beklagen ſich die Producenten und Kaufleute des Innern, welche ihre Verſendungen nach Malaga machen müſſen, daß die Transport- und Commiſſionskoſten und die übrigen Plackereien eines Verkehrs, der in einer andern Provinz und durch fremde Hände betrieben wird, allen Nutzen aufzehren. Es iſt daher kein Wunder, daß die Provinz Granada ungeachtet ihres erſtaunlichen Naturreichthums bis jetzt alles Lebens und aller Thätigkeit beraubt und die Production ſelbſt in gewiſſem Rückſtande liegt — leider iſt von der Regierung, welche doch Alles centraliſiren will, wenig oder nichts zu erwarten.

*) Zugleich werden dort gute Mandeln erzeugt.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 162.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Junius 1840.

Die Debatte im englischen Parlament über die Korngesetze.

Die Discussion über diesen wichtigen Gegenstand, welche am 4 April eine so seltsame Unterbrechung erfahren, ward am 26 Mai wieder aufgenommen und in Einer Sitzung zu Ende gebracht. Wenn irgend die Wahrheit des Satzes, daß das Herz eines Staatsmannes in seinem Kopfe seyn muß, noch einer weitern Bestätigung bedürfte, so wären es die Debatten über nationalökonomische Gegenstände in großen, öffentlichen Versammlungen, denn nirgends zeigt sich die Nothwendigkeit, einem kalt berechnenden Verstande mehr als den Eingebungen einer oft mißverstandenen Philanthropie zu folgen, in einem höhern Grade als bei solchen Fragen. Der Antragsteller, Villiers, beging gleich vorn herein den Fehler, die Kornproducenten und die Manufacturisten als entschiedene Feinde einander gegenüber zu stellen, und somit den Haß zwischen beiden Classen zu schüren. Ganz richtig bemerkte ein anderer Redner, daß die Classe, welche hauptsächlich unter den Korngesetzen leide, die Pächter seyen, denen die Gutsbesitzer feste hohe Preise versprechen zu können glaubten, und ihre Pachtschillinge darnach regelten, während es doch keiner Macht der Erde gegeben sey, das Gesetz zu ändern, daß der Markt den Preis der Waare bestimmt. Aber auch abgesehen von dieser Berichtigung erfuhr der Antragsteller im Laufe der Debatten manche, fast kränkende Aeußerung: er mußte z. B. von Lord Sandon hören, daß er gar nicht abgeneigt sey, in eine Aenderung der allerdings fehlerhaften Getreidegesetze zu willigen, daß er aber auf die Anträge des Hrn. Villiers nicht eingehen wolle, da dieser augenscheinlich eine gänzliche Aufhebung der Korngesetze, und nicht bloß eine Aenderung derselben bezwecke. Villiers' Rede war dießmal noch weit mehr als das erstemal nichts als eine Amplification des Satzes, daß die Getreidegesetze das Korn vertheuerten, und dieß die Manufacturen benachtheilige, wobei er eine klägliche Schilderung des Zustandes der Manufacturbevölkerung entwarf, und diesen den Korngesetzen allein Schuld gab.

Hr. Villiers mag, weil dieser Gegenstand gerade die öffentliche Aufmerksamkeit besonders anregt, und die niedern Classen in Noth sind, mit seiner Rede und seinen Ansichten vielleicht populär werden, um sein Ansehen als Staatsmann hat er sich aber, wenn er je ein solches besaß, völlig gebracht, und seine Stimme wird fast eben so verhallen, als die der eigennützigen Landjunker, die aus blinder Selbstsucht sich einer nothwendig gewordenen Aenderung der Korngesetze widersetzen. Die Discussion vom 26 Mai hat Ein wichtiges Ergebniß, und dieß ist das Hervortreten einer Partei, welche die Verwerflichkeit der jetzigen Korngesetze erkennt, aber in das Geschrei um gänzliche Abschaffung derselben nicht einstimmen kann, noch will. Das Korn ist in längeren Zwischenräumen der allgemeine Werthmesser: hält man es in die Höhe, so sind andere Dinge verhältnißmäßig theurer, als sie sonst gewesen wären, oder mit anderen Worten, das Geld steht verhältnißmäßig niedriger im Preise, und es ist leichter, große Summen in Abgaben zu erheben. Dieß letztere ist aber nöthig, wenn man nicht an Englands Staatsschuld, nach Cobbets Ausdruck, den „Schwamm" anlegen will. Nimmt man z. B. an, daß der Quarter Weizen vom Continent zu 40 Shillinge nach London geliefert werden könne, aber dort durch eine Abgabe von 10 Shill. auf 50 stiege, und dieß der Durchschnittspreis im Lande wäre, so braucht das Land, um die 30 Millionen jährlicher Interessen der Nationalschuld zu bezahlen, den Werth von 12 Millionen Quartern; fällt aber durch die gänzliche Aufhebung der Korngesetze der Preis auf 40 Shill., so bedarf das Land 15 Mill. Quarter, um die Interessen zu bezahlen. Hierin liegt die Erklärung, weßhalb England von einer Besteuerung der Korneinfuhr nicht sobald abgehen kann.

Ein Hr. Warburton führte im Laufe der Debatten an, Huskisson habe vorausgesagt, der erste Schritt zur Abschaffung der Korngesetze werde die Feststellung eines mäßigen Zolles seyn, dem in nicht sehr ferner Zukunft eine gänzliche Abschaffung der Korngesetze folgen werde. Natürlich benützten beide extreme Parteien, die der gänzlichen Abschaffung der Korngesetze, wie die der unbedingten Beibehaltung, diesen Ausspruch für sich; Huskisson wollte aber damit wahrscheinlich nur die wachsende Macht der Proletarier gegen die reichen Grundeigenthümer bezeichnen, da die Elemente dieses Kampfes sich schon

Digitized by Google

damals auf eine Besorgniß erregende Weise gezeigt hatten und seitdem sich immer rascher entwickelt haben. Aber noch steht der Chartismus den Mittelclassen zu fern, als daß an eine so radicale Maaßregel, wie die gänzliche Aufhebung der Korngesetze zu denken wäre, wenn nicht die unvernünftige Hartnäckigkeit der Landjunker im Parlament, die sich aller und jeder Aenderung widersetzen wollen, ein solches Ereigniß herbeiführt. Die eigentlichen Männer der Regierung, Peel, welcher schwieg, so gut, wie Russell, welcher seine Ansicht offen aussprach, sind einer Veränderung der Korngesetze, und der Einführung eines bestimmten Zolles entschieden günstig, und hinsichtlich der Größe dieses Zolles schwanken sie nur zwischen 7 und 10 Shill. Wir müssen hier wiederholen, was wir schon am Ende Aprils (siehe Nr. 117—119) geäußert, daß es sich gegenwärtig nur um Einführung eines solchen bestimmten Zolles handeln kann, und daß erst, wenn man durch diesen eine größere Stätigkeit im Preise erreicht hat, der Streit zwischen Manufacturisten und Agriculturisten anheben kann.

(Schluß folgt.)

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Von dem Constructionswinkel fuhr ich zur Münze, in welcher jedoch nur Kupfergeld geschlagen wird. Sie besteht aus leichten, schoppenähnlichen Gebäuden, welche mit Atap oder Palmblattern bedeckt sind; in diesen wird das Kupfer geschmolzen, in Platten geformt, gewalzt, dann in kleine, runde Plättchen geschlagen und endlich gestempelt und zu Deuten (duiten) gemacht. In dem ersten Schoppen werden die Schmelztiegel und Formen zu den Platten gearbeitet; junge Inländer verrichten diese Arbeit. Sie benutzen hiezu eine besonders geeignete thonähnliche Masse aus dem Solostrom; diese wird mit gebranntem Reisstroh gemengt und mit Wasser verdünnt. Zwei Arbeiter sind immer zusammen beschäftigt, von denen der eine die Masse durch Stampfen mit den Füßen verarbeitet, während der andere der so behandelten die bestimmte Form gibt. Doch tauschen diese beiden alle acht Tage ihre Beschäftigung. Derjenige, welcher stampfte, hat nach Verlauf dieser Zeit die Fußsohlen durchgetreten und fängt nun an zu formen. Sein Mitarbeiter übernimmt das Stampfen und befindet sich acht Tage später in derselben Lage, wie sein Vorganger. Innerhalb dieser Zeit heilen die Füße wieder, ohne der Gesundheit, wie die Leute behaupten, bleibende Nachtheile zu hinterlassen. Schmerzlich bedauerte ich die armen Jungen, welche mit dieser satanischen Arbeit beschäftigt waren. Durch einen nicht kostspieligen, einfachen Mechanismus könnte man leicht das Stampfen mit den Füßen ersetzen. Aber die Herren auf Java thun dieß nicht. Arbeitende Hände sind billig und leicht zu haben, leichter als alle Mechanismen. Die fertigen Formen werden alsdann durch die Sonne getrocknet. Die zweite Abtheilung wird die Schmelzerei genannt und umfaßt mehrere Schmelzöfen und Feueröfen, welche aus Backsteinen gemauert sind. Man gebraucht Steinkohlen als Brennmaterial, und durch Handblasebälge, welche hinter den Oefen stehen, wird das Feuer gehörig angeschürt. Hier werden auch die Formen polirt und bestrichen, in denen das geschmolzene Kupfer in Platten gegossen wird. Einen der oben beschriebenen Tiegel kann man selten zweimal, niemals aber öfter gebrauchen. Das Kupfer wird, nachdem es aus der Form genommen ist, zuerst zwischen zwei Cylinder gewalzt, welche durch ein hydraulisches Werk in Bewegung gesetzt werden. Da aber die Tafeln hiedurch noch nicht hinreichend dünn geworden sind, so werden sie von neuem durch einen Cylinder bearbeitet, welcher auf dem Boden des Hauses seinen Platz hat, und durch eine Mühle bewegt wird, welche, da ein passender Mechanismus fehlt, durch Menschenhande getrieben wird. Jene armen Stampfjungen fielen mir wieder ein. Es ist kränkend für den Menschenfreund, dergleichen schwere Arbeiten durch Menschen verrichten zu sehen. Man bemerkt zugleich, daß trotz des Constructionswinkels die Mechanik auf Java noch Manches zu wünschen übrig läßt. Ich sprach mit den Arbeitern über die Schwierigkeit ihrer Beschäftigung, doch schienen sie, wie die Tretjungen, wohlgemuth und zufrieden zu seyn. Ich mag Unrecht haben, daß ich sie beklage; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Doch ist es ärgerlich, wenn ein Mensch nur als Büffel gebraucht wird und sich so brauchen läßt. Gezwungen werden die Javanen nicht zu diesen Arbeiten; im Gegentheil, es bieten sich mehr dazu an, als man nur irgend beschäftigen kann. Mit einer großen Behendigkeit und Leichtigkeit geschieht das Schlagen und Prägen der Deute (duite). Die Stämpel waren zum Theil aus Niederland herübergeschickt, zum Theil jedoch in dem Constructionswinkel verfertigt worden. Bei der Stämpelschraube werden nur Maduresen zu den nöthigen Dienstleistungen benutzt. Javanen lassen sich nie dazu gebrauchen, weil diese Arbeiter täglich, bevor sie nach Hause gehen dürfen, durchaus entkleidet werden, um jeden möglichen Diebstahl zu verhüten. Diese Münze kann jeden Monat 40,000 holländische Pfund Kupfer zu Deuten schlagen, welches einen Werth von mehr als 100,000 Gulden ausmacht. Diese nicht unbedeutende Summe würde man leicht noch um ein Bedeutendes vermehren können, wenn man die Walzen durch zweckmäßige Mechanismen in Bewegung setzte.

Das Kupfergeld spielt in den holländischen Colonien eine zu wichtige Rolle, und hat zu allzu vielen Klagen Veranlassung gegeben, als daß ich es ganz mit Stillschweigen übergehen dürfte. Es werden nämlich von allen Gehalten auf Java zwei Drittheile in Kupfergeld ausbezahlt, oft aber noch mehr; der Rest in Silber oder Papiergeld. Natürlich ist es den Empfängern keineswegs angenehm, ihre Gagen in einer so schwer zu transportirenden und unangenehm zu zahlenden Münzsorte zu erhalten. Zugleich, was noch empfindlicher ist, gehen an dem Nominalwerthe des Gehaltes 20 Procente verloren, indem das Gouvernement den Gulden zu 100 Deuten rechnet, während nach gewöhnlichem Cours 120 Deute auf einen Silbergulden gehen. Wenn man also auf Java etwas kaufen oder verkaufen

Digitized by Google

will, so muß man sich über die Münzsorte wohl verständigen, worin gezahlt werden soll. Gewöhnlich empfängt man dieses Kupfergeld in Säckchen, welche von Baumbast verfert.gt sind, deren jedes 20 Gulden enthält. Nicht nur die Masse Kupfergeld, welche auf Java selbst gemünzt wird, wird daselbst consumirt, sondern große Quantitäten werden noch in Holland für die Colonien fabricirt, und jährlich in Fässern hinübergeführt. Diese ungeheure Consumtion der Scheidemünze ist nur dadurch erklärlich, daß ein großer Theil derselben von den Javanen eingeschmolzen wird, um ihnen zur Verfertigung ihrer Kochgeschirre, Instrumente und dergl. zu dienen. Diejenigen, welche aber behaupten, der letzte Krieg auf Java sey durch die ungeheure Ueberschwemmung mit Kupfergeld im Jahre 1826 veranlaßt worden, irren sich sehr, denn dieser Krieg brach bereits im Jahre 1825 aus.

Wieder hatte ich meinen Wagen bestiegen und fuhr im schnellen Trabe vorwärts, um zu dem Hospital, welches drei englische Meilen von der Stadt entfernt liegt, zu gelangen. Die Straßen waren sehr lebhaft. Rasch flogen die Wagen nach allen Seiten hin; ich glaube, daß man in der ganzen Welt nicht so schnell fährt, als auf Java. Nachlässig lag ich auf dem bequemen, luftigen Sitz des Wagens und gab mich der träumerischen Stimmung hin, welche die Abwechslung der üppigen, duftenden Vegetation mit den freundlichen Gebäuden der Europäer hervorruft. Im schnellen Galopp rasselte ein Wagen mit Vieren bespannt, welcher mich eingeholt hatte, an mir vorüber; während ich die abenteuerliche Livree der beiden „Budjangers," die hinten aufstanden und mit großen chinesischen Schirmen das im Wagen sitzende Paar gegen die stechenden Strahlen der Sonne deckten, betrachte, blickt sich die Dame im Wagen um und ich erkenne jene Augen vom Kalimaas; hlei kusier tjepat tjepat, *) rufe ich meinem schwarzem Kutscher zu, meine kleinen Braunen fliegen im schnellsten Galopp dahin. Der in einer Bengung des Weges fast meinen Blicken entschwindende Vierspänner nähert sich mir wieder — da ist er dicht vor mir! plötzlich stehen meine Pferde still — der Vierspänner entschwindet in einer Krümmung des Wegs und der weiße Schleier der Kreolin winkt mir den Abschiedsgruß zu, indem er zwischen den Pisangbäumen des Seitenweges noch einmal hindurch blickt. — Was wollte ich denn eigentlich, frage ich mich lachend, während der Budjanger **) von meinem Wagen vergebens die Pferde vorwärts zu bugsiren sucht, welche allen Schlägen des Kutschers nur Hufschläge entgegensetzen, aber nicht von der Stelle gehen. Die Pferde auf Java haben, so klein sie auch sind, einen sehr festen Charakter und gehen trotz der Peitsche nicht vom Platze, wenn sie nicht wollen. Oft schon hatte ich meinen Aerger deßhalb gehabt, denn häufiger schon hatte ich erfahren, daß sie keineswegs immer mit dem im Wagen Sitzenden sympathisiren. Ich sagte dem Kutscher, er solle die Thiere nur ein wenig verschnaufen lassen, sie würden dann schon wieder anziehen. Was wollte ich dann — fragte ich mich nochmals, schneller nach dem Hospital kommen? oder mich davon überzeugen, daß die tropische Sonne den Augen ihrer Töchter eine Farbe und einen Ton gibt, welche man in Europa selten oder nie findet. Ich hielt gerade der schönen, palastähnlichen Wohnung des Residenten von Surabaya gegenüber. Zwei rothe Sphinxe aus Stein gehauen lagen zu beiden Seiten des Eingangs; ein blühender Garten, welcher zwar klein war, aber eine köstliche Flora enthielt, umgab das Gebäude. Meine Pferde waren indessen andern Sinnes geworden und ich fuhr in das Hospital, um Hrn. Dr. F. einen Besuch zu machen, welcher an dieser Anstalt angestellt war. Zugleich wünschte ich auf einige Zeit meinen Wohnsitz hier nehmen zu können.

Da ich dem Blicke meines Lesers neue Bilder vorzuführen gedenke, so will ich erst noch einige Bemerkungen, welche ich in und über Surabaya zu machen Gelegenheit hatte, hinzufügen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Kutscher, fahr schnell.
**) Stalljunge, Bedienter.

Statistische Angaben über die Cykladen.

Melos,

oder Milo, liegt in einer Entfernung von 15 deutschen Meilen von der Küste des Peloponnesus, und hat einen Umfang von etwas mehr als 5 Quadratmeilen. Auch diese Insel scheint vulcanischen Ursprungs zu seyn; ihr Boden besteht durchgehends aus verwitterter Lava und Bimsstein; er enthält, vorzüglich in der Gegend von St. Joannes, viel Eisen, auch Schwefel und Alaun. In den tiefer liegenden Theilen steigt hin und wieder Dampf aus dem Boden auf, und an mehrern Stellen findet man eisen- und schwefelhaltige heiße Quellen. Ferner findet man in einer Höhle, nahe bei der alten Stadt, Schwitzbäder, welche sehr heilsam in syphylitischen Krankheiten sind, aber höchst unsauber gehalten werden.

Der vielen Ausdünstungen wegen ist die Luft in den niedrig gelegenen Gegenden nicht gesund; das Trinkwasser durchgehends mit Schwefeltheilen verunreinigt, und deßhalb, vornehmlich für Fremde, schädlich. Auf den Anhöhen und in dem auf dem Gipfel eines sehr hohen Felsens gelegenen Flecken, wo die ganze Bevölkerung in elenden Hütten zusammenwohnt, ist es weniger ungesund, obschon die Leute alle sehr gelb und kränklich aussehen. Das Trinkwasser wird in Cisternen gesammelt, denn es herrscht überhaupt Mangel an gutem Wasser.

Diese in der alten Geschichte so berühmte Insel hat jetzt kaum 2500 Einwohner, ohne Ausnahme Griechen. Obgleich die Bevölkerung im Ganzen nicht abnimmt, findet sie dennoch nur einen spärlichen Unterhalt in dem Landbau, weßhalb viele ihr Brod suchen als Lootsen auf den Fahrzeugen, die den Archipel beschiffen. Da Melos nur wenig bebaubaren Boden hat, liefert auch die Ernte im Durchschnitt nur die vierfache Aussaat; es gibt jedoch einige fruchtbarere Stellen. Es werden etwa 2000 Kilos Weizen gewonnen, die für den eigenen Bedarf kaum hinreichen; 14.000 Kilos Gerste, wovon 4 bis 5000 nach Kreta, Santorin und Syphanto ausgeführt werden; etwa 200 Centners Baumwolle, wovon die Hälfte nach Seriphos, Syphanto und Santorin verkauft, und der Ueberrest auf Melos für eigenen Verbrauch verarbeitet wird. Von Wein baut man nicht mehr als das Nöthige für eigenen Bedarf; er ist weiß, von geringer Qualität und hält sich nur von einem Herbst bis zum andern; Oel, welches hier schlecht zubereitet

wird, Honig und Wachs müſſen zum Theil eingeführt werden. Uebrigens findet man hier außer einigen andern Obſtarten die beſten Melonen des ganzen Archipels. — Die Zehnten tragen 10.000 Drachmen ein; die Verpachtung der an den Staat gekommenen Kirchengüter 4000 Drachmen jährlich; die Viehſteuer ungefähr eben ſo viel, und auch der Ertrag der Zölle wird auf etwa 4000 Drachmen geſchätzt.

Pferde hat man auf Melos faſt gar nicht; 2 bis 300 Stück Hornvieh, eben ſo viel Eſel und gegen 150 Maulthiere werden für den Landbau gebraucht. Zwiſchen 8 und 9000 Schafe und Ziegen liefern ein paar hundert Cantaros Käſe von ſehr guter Qualität, wovon jedoch nichts ausgeführt wird. Die Wolle wird, wie auf den andern Inſeln, für eigene Kleidung verbraucht. Beſondere Erwerbszweige werden von den Weibern nicht ausgeübt; man behauptet, daß ſie zu faul dazu ſind; auch ſind ihre Sitten eben nicht muſterhaft.

Wenn der Ertrag des Ackerbaues gering iſt, ſo bietet der Boden dagegen für eine fleißige Bevölkerung reichen Erſatz in andern Erzeugniſſen dar. Auf einer Höhe, Panagia Armenia genannt, hinter der alten Stadt, fanden wir eine Alaungrube, welche ſehr reichhaltig zu ſeyn ſchien, aber, ſo wie einige andere, ſeit der Zeit der Venetianer, und alſo ſeit mehr als 100 Jahren, nicht mehr bearbeitet wird. Die Salzpfannen an der Südküſte, bei dem Hafen, zwei italieniſche Meilen von der alten Stadt, ſind auch im Verfall, welches jedoch zum Theil dem von der jetzigen Regierung beſtimmten viel zu hohen Preis, von 8 Lepta per Oka an Ort und Stelle, zuzuſchreiben iſt. (Unter der türkiſchen Herrſchaft war der Preis nur 5 Paras das Kilo von 20 Okas, und betrug alſo nur den fünfzigſten Theil des jetzigen Preiſes.) Die Pfannen, welche gegenwärtig von Privatleuten für gemeinſchaftliche Rechnung mit der Regierung bearbeitet werden, bringen daher dem Staat auch nur 10 bis 15.000 Drachmen jährlich ein. Der Gyps, woran die Inſel gleichfalls Ueberfluß hat, bringt aus derſelben Urſache jetzt nur 4000 Drachmen jährlich ein. Von dem weichen Stein, welcher in Menge vorhanden iſt, wird gegenwärtig viel gebraucht für die neuen Bauten in Athen, woraus den Einwohnern von Melos ein temporärer Vortheil erwächſt. Außerdem findet man viele Gruben von einer andern Steinart, welche in der ganzen Levante häufig als Mühlſteine gebraucht wird. Da dieſe Gruben ſchon im Alterthum bekannt waren, behaupten einige, daß die Inſel ihren Namen davon erhalten habe. Die Regierung läßt ſie von Privatleuten bearbeiten, und zieht daraus einen Vortheil von etwa 50.000 Drachmen jährlich.

Der Einfuhrhandel iſt auf dieſer Inſel höchſt unbedeutend; die geringen Bedürfniſſe, welche für die ſehr arme Bevölkerung durchaus unentbehrlich ſind, werden zu Syra und Paros eingetauſcht.

Melos hat einen vortrefflichen Hafen, welcher groß genug iſt, um mehrere Flotten aufzunehmen. Vorzüglich an der Seite von Protothalaſſa liegt man darin gegen alle Winde beſchützt vor Anker; auch iſt es in dem Hafen gar nicht ungeſund, ſo lange man an Bord bleibt. Die einheimiſche Marine von Melos beſteht aus einer kleinen Brigg, einer Goelette, einem Kutter und acht Kaiks, von denen die letztern meiſtens für den Lootſendienſt, die andern für die kleine Frachtfahrt zwiſchen griechiſchen Häfen gebraucht werden. Außerdem hat man hier noch 40 bis 50 kleine Fahrzeuge, deren Eigenthümer auf Kreta wohnende Griechen ſind, welche ſie, wahrſcheinlich um ſich den Erpreſſungen der ägyptiſchen Behörden zu entziehen, unter griechiſcher Flagge fahren laſſen, und die für den Transport von Stein, Gyps, Salz u. ſ. w. dienen.

Außer dem oben ſchon erwähnten Hauptort, welcher Kaſtron heißt, weil er um ein verfallenes venetianiſches Fort herum gebaut iſt, findet man auf Melos noch Tripite, Plaka und Trivaſala, drei höchſt unbedeutende und elende Dörfchen. Die Stadt, deren Tournefort noch erwähnt, und wovon hier oben als von der alten Stadt geſprochen wurde, lag in einer Ebene, eine halbe Stunde von dem Ende des Hafens. Nach ſeiner Zeit iſt durch eine Peſtſeuche die Bevölkerung derſelben faſt ganz ausgeſtorben, und dadurch die Stadt, welche ziemlich bedeutend, aber zugleich ſehr ungeſund geweſen zu ſeyn ſcheint, vermuthlich ganz in Verfall gerathen, während die übrig gebliebene Bevölkerung ſich ſchon damals und ſpäter zu Kaſtron, welches der jetzige Hauptort iſt, niedergelaſſen hat. Die alte Stadt iſt gegenwärtig nur ein großer Schutthaufen, unter welchem einige arme Bauern ein elendes Obdach finden.

Als Antiquität iſt höchſt merkwürdig das marmorne Amphitheater, auf einer maleriſchen Anhöhe bei dem Eingange des Hafens an dem Meere gelegen, wovon noch viele ſchöne Ueberreſte vorhanden ſind. Den Grund, worauf es liegt, hat der König von Bayern ſchon vor mehrern Jahren angekauft, wodurch dieſes merkwürdige Denkmal des Alterthums vor weiterer Zerſtörung geſichert iſt. In ſeiner Nähe, tiefer an das Geſtade hin, findet man auch noch Ueberbleibſel von Katakomben, welches jedoch nur kleine in den Felſen ausgehauene Höhlen ſind, die nichts enthalten, und einigen armen Leuten zur Wohnung dienen.

Melos war übrigens das Vaterland von Diagoras.

Miscellen.

Der provençaliſche Dichter Dionlouſet. Ende vorigen Monats ſtarb zu Cucuron, Arrondiſſement von Apt, dieſer Troubadour des 19ten Jahrhunderts an einem Schlagfluſſe. Sein Tod wird als ein großer Verluſt für die provençaliſche Poeſie betrachtet, namentlich gilt ſein Gedicht Deis Magnans als ein Meiſterwerk. Im vorigen Jahre erhielt er von der Akademie der joux floraux zu Toulouſe den ſilbernen Olivenzweig für ſein Gedicht: Lou voyagé de Eliézer in Patois-Verſen. (Franz. Bl.)

Opiumeinfuhr und Verbrauch in England. Im Jahre 1838 wurden in England 95.855 Pfund Opium eingeführt und 51.204 Pfund verbraucht; im Jahre 1839 ſtieg die Einfuhr auf 196.246 Pfund und der Verbrauch auf 41.671 Pfund. (Revue brit. April 1840.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die brittiſchen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. In Auszügen überſetzt von K. L. Kannegießer. — J. Janin über Herrn von Balzac's Vautrin.**

Zu dem Monatsheft dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cottaſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 163.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 Junius 1840.

Türkische Wasserleitungen.

(Aus der Revue de l'Architecture et Travaux Publics.)

Das System der Wasserleitungen, welches Constantin in Konstantinopel eingerichtet, genügte viele Jahrhunderte lang den Bedürfnissen der Bewohner und reichte für die vielen und prächtigen Bäder hin. Gegen Ende des byzantinischen Reichs jedoch hatten die Kaiser die Unterhaltung der Leitungen vernachlässigt, die Feinde, welche die Stadt umgaben, schnitten oft die Wasserleitungen ab, wenn sie ihre verheerenden Einfälle machten, und zur Zeit, als die Hauptstadt erobert wurde, fand der Eroberer Mohammed sich genöthigt, den größern Theil der Wasserleitungen neu aufbauen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit führten die türkischen Ingenieure das System des Su-Terazi oder der „Wasserwaage" (balance) in Konstantinopel ein, wodurch ohne alle Wasserleitungen nur durch einfache irdene Röhren das Wasser über Berg und Thal gebracht wird, und jeder Erhebung des Landes folgen kann. Diese Methode, die sehr einfach ist, beruht auf dem hydraulischen Gesetz, nach welchem das Wasser, das in Röhren läuft und von der Wirkung der Luft ausgeschlossen ist, am Ende seines Laufes durch dieselben sein früheres Niveau wieder einnimmt. Soll die Bewegung des Wassers eine neue Richtung nehmen, so wird eine Säule errichtet, auf deren Spitze die Röhren das Wasser, das sie enthalten, ausströmen; die Säule enthält eine abwärts gehende Röhre, die das Wasser aus der ersten Leitung erhält und der Druck treibt das Wasser bis zur nächsten Säule. Diesen Säulen hat man den Namen Su-Terazi gegeben. Diese Art Wasserleitungen trifft man in allen Ländern, die in den Händen der Muselmänner gewesen oder noch sind. Viele Schriftsteller sind geneigt, ihnen die ganze Ehre der Erfindung zuzuschreiben, doch dabei hat man einen Umstand nicht berücksichtigt, nämlich, daß die Alten das System der Su-Terazi eben sowohl angewendet haben als das, das Wasser in Bogen über die Thäler wegzuleiten. In der Umgegend von Patara in Lycien sahen wir eine große Wasserleitung, welche die Stadt mit Wasser versah. Da das Wasser über ein Thal weggehen mußte, wurde es in Röhren geleitet, die aus großen ausgehöhlten und so genau an einander passenden Steinen gebildet waren, daß die äußere Luft nicht eindringen konnte. Das so geleitete Wasser folgte den Abhängen der Thäler, stieg an ihren Seiten hinauf, und erschien nicht eher in freier Luft wieder, bis es eine Ebene zu durchlaufen hatte.

Die große Wasserleitung, welche die Ebene von Aspendus durchschneidet, empfängt ihr Wasser aus einem Born, sieben Meilen weit von der Stadt, und ist auf ähnliche Art eingerichtet. Das Wasser steigt auf Bogen an einem Abhange hinab, läuft in einen horizontalen Canal längs dem Thale hin, und steigt wieder in leicht ansteigenden Bogen hinauf, um sich in die Cisternen des alten Aspendus zu ergießen. Diese Wasserleitung, die vollkommen erhalten, und bemerkenswerth durch ihre Bauart ist, bietet an ihren Enden den Anblick von sogenannten russischen Rutschbergen. Die Fürsten von Caramanien, die, während ihrer Kriege mit den Osmanlis, oft einige ihrer Scheiks und Gelehrten als Geiseln den ottomanischen Sultanen schickten, waren ohne Zweifel die ersten, nach den Alten, die zur Leitung des Wassers sich der verschlossenen Röhren bedienten. Noch heute ist dieses System über ganz Anatolien verbreitet. Die großen und zahlreichen Cisternen Konstantinopels erhielten ihr Wasser direct aus den Wasserleitungen von Justinianus und Valens, doch nach der Eroberung der Stadt wurde es nöthig, die Masse des Wassers zu vermehren. Daher warf man Dämme in dem Walde von Belgrad, 5 Stunden von der Stadt, auf, um das Regenwasser oder die kleineren Bäche in den Thälern zurückzuhalten, die sich dort vielleicht sammeln möchten. So wurden diese Thäler in Wasserbehälter, Bende genannt, verwandelt, und dienten, die Wasserleitungen Konstantinopels zu verstärken. Es war streng bei den schwersten Strafen verboten, in diesem Walde Bäume zu fällen, damit der Schatten die Feuchtigkeit des Bodens erhalten möchte. Wenn die Wasserleitungen die Hauptstadt erreicht haben, ergießen sie sich in große Reservoirs (Taſſim genannt) und in einige der alten Behälter.

Digitized by Google

Die Debatte im englischen Parlament über die Korngesetze.

(Schluß.)

Es liegt allerdings in den Korngesetzen bis zu einem gewissen Grade die ganze Zukunft Englands in industrieller und politischer Hinsicht. Nachdem Villiers die unglückliche Lage der Manufacturisten geschildert, setzte er hinzu: „nicht erst wenn das Uebel geschehen ist, und in der Hütte jedes Arbeiters gefühlt wird, kann man sagen, die Zeit sey da zur Abschaffung der Korngesetze. Wenn ihr nicht bloß eure Arbeiter, sondern auch euer Capital aus dem Lande getrieben habt, und in jedem Staate des Continents Rivalen emporgestiegen sind, welche wohlfeiler als ihr verkaufen, dann könnt ihr nicht erst sagen, daß ihr im Irrthum gewesen, und daß ihr bereit seyd, euern Fehler zu verbessern. Das Volk wäre dann in furchtbarer Noth, und diese Noth würde von Erbitterung begleitet seyn. Man würde mehr und größere Veränderungen von euch verlangen, die ihr würdet weder bewilligen wollen noch abschlagen können." In dieser Argumentation liegt viel Wahres, und doch ist sie schief. Der Redner hatte zuvor bemerkt, England solle jetzt, ehe Deutschland und Nordamerika ihre Tarife wieder auf eine geraume Anzahl Jahre hinaus festsetzen, Unterhandlungen anknüpfen, indem zu hoffen sey, daß diese kornerzeugenden Länder gerne dem industriellen England Concessionen machen und seine Manufacte annehmen würden, wenn man dagegen ihrem Korn freien Eintritt gestatte. Daß diese Nachgiebigkeit Englands im Jahre 1826 und nicht im Jahre 1840 hätte kommen sollen, und daß die Zeit bedeutender Concessionen Deutschlands zum Nachtheile deutscher Industrie wohl glücklicher Weise vorüber ist, scheint Hr. Villiers mit manchen seiner Landsleute nicht wohl bedacht zu haben. Auch mit Amerika möchten die Schwierigkeiten wegen der dortigen financiellen und industriellen Verhältnisse *) bedeutender seyn, als man gewöhnlich annimmt. Doch können wir hierauf nicht näher eingehen, um so weniger, als die Erledigung der Kornfrage bei weitem mehr in England selbst als im auswärtigen Handel liegt, indem, wie wir schon früher gezeigt, die Korneinfuhr aus Irland es hauptsächlich ist, welche das Gleichgewicht in England gestört hat und auf die ackerbauende Classe drückt. Diesen Punkt hat Hr. Villiers ganz außer Acht gelassen, und dieß eben macht seine Argumentation schief.

Auf der andern Seite hat aber Hr. Villiers doch im Allgemeinen den wunden Fleck Englands getroffen. Seine Nationalschuld macht ungeheure Steuern, die ungeheuern Steuern einen hohen Preis aller Dinge nöthig, und dieser hohe Preis hemmt auf der andern Seite die Industrie, da trotz aller Capitalien und aller Maschinen in die Länge nicht mehr so wohlfeil wie anderswo producirt werden kann. Kommt nun noch dazu, daß andere Völker nicht bloß sich selbst durch Mauthgesetze der Einfuhr englischer Waaren widersetzen, sondern auch durch die dadurch in ihrem Innern erzeugte Industrie die englische allmählich auch an andern Orten verdrängen, so muß die industrielle Thätigkeit Englands leiden, und die steigende Noth des Volkes zu politischen Aenderungen führen. In so fern hat Villiers völlig Recht, und wenn er das Parlament auffordert, in diesem Sinne zu handeln, so kann man ihn unmöglich tadeln. Aber Männer, wie Russell und Peel, sehen dieß wohl eben so klar, erkennen aber zugleich die Nothwendigkeit, den Uebergang aus dem künstlichen Zustande, in welchem sich England durch sein lange fortgesetztes Prohibitivsystem befindet, in einen natürlichern so leicht wie möglich zu machen, damit nicht die ganze Staatsmaschine durch heftige Stöße Nachtheile erleide. Wir werden wohl noch manchen Chartistenaufstand sehen, noch manchen Ausbruch des Hasses zwischen den in England so schroff geschiedenen Classen der Besitzenden und der Arbeiter, aber nur ein starres Festhalten der ersteren an dem bisherigen Zustande ließe eine gewaltsame Erschütterung des ganzen Staatsgebäudes fürchten, und in dieser Beziehung sind die Engländer zu sehr Männer der Erfahrung, um nicht bei Zeiten einzulenken, ehe es zu spät ist. Lord Russell hat deutlich genug zu verstehen gegeben, daß die Zeit zu einer Aenderung der Korngesetze nahe sey, und einer der bedeutendsten Sprecher der Debatte am 26 Mai erklärte, Sir Robert Peel habe sich über die Korngesetze auf eine Art ausgesprochen, daß man sich, wenn er selbst Minister würde, eine sehr bedeutende Aenderung in denselben von ihm versprechen könne; die eigentlichen Staatsmänner scheinen demnach ziemlich gleiche Ansichten zu hegen.

*) So lange nicht in Amerika das Papiersystem großentheils abgeschafft ist, kann man auf keine Sicherheit des Handels und kein Gedeihen der Industrie rechnen. Die Ueberschwemmung mit Papier treibt die Preise der Waaren in die Höhe, die Fremden benützen dieß, führen Waaren ein und Geld statt des Papiers aus, so daß die Banken aus Mangel an baaren Mitteln in Noth kommen, und die Industriellen mit den Fremden nicht die Concurrenz halten können. Ehe nicht die Bankfrage in Amerika entschieden ist, kann der Handel nicht gedeihen, zu diesem letztern aber könnte eine lebhaftere Ausfuhr von Korn nach England wesentlich beitragen, und die Erledigung der Bankfrage erleichtern, indem mehr Geld aus England nach Amerika zurückkehrte.

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Ueber sechs Wochen lang hielt ich mich in der Nähe dieser Stadt auf, um von hier aus ihre Umgebungen mit allem, was sie Fremdartiges enthielten, kennen zu lernen. Oft kehrte ich natürlich nach Surabaya zurück und verbrachte manche schöne Stunde daselbst. Nicht weit von jenen Hütten der Javanen sind die Schiffszimmerwerften; von hier aus gelangt man in den chinesischen Kampong. Es thut dem Auge wohl, nach den elenden Bambushütten die freundlichen, massiven, chinesischen Wohnungen (rumah-gedong) zu erblicken. *) Ein fortwährend lebendiges Treiben herrscht hier, wie ich es bereits bei dem

*) Oft sind Treppen vor diesen Gebäuden und dann nennt man sie Rumah-Tangga

Digitized by Google

chinesischen Kampong in Batavia beschrieb. *) Besonders prächtig und wunderbar nimmt sich jedoch des Abends dieser Stadttheil aus; der Platz ist dann durch tausend Fackeln (obor) erhellt, welche die Fremdartigkeit des Ganzen für ein europäisches Auge noch vermehren. Javanen, Chinesen, Europäer, Liplappe und Abkömmlinge von vielen andern Völkern sieht man dann hier vereinigt, um an den öffentlichen Vergnügungen Antheil zu nehmen, welche bei gutem Wetter fast jeden Abend dargeboten werden. Hier erblickt man Taschenspieler und Seiltänzer, welche mehr Kunstfertigkeit und Uebung an den Tag legen, als man in Europa zu sehen gewohnt ist, dort sieht man chinesische Puppenspiele, Komödien mit Orchester, deren wunderbare, oft mißtönende Musik dem europäischen Ohre gerade nicht wohlthut. Da bewegen sich die Ronggangs **) in plumpem, wollüstigem Tanze, an andern entfernteren Stellen liegen Chinesen an der Erde, und nehmen in Typho und Topho den Javanen das Geld ab. Die sprechenden Augen der schwarzen, stummen Spieler sehen erwartungsvoll auf die Büchse, aus welcher der Würfel niederfällt. Nur ein leidenschaftlicher Mißton unterbricht bisweilen die tiefe Stille. Es war mir wunderbar zu Muthe, als ich zum erstenmale des Abends durch diesen belebten Platz wanderte. Ein wildfreudiges, munteres Leben pulsirte in der Menge, welche mich umgab, aber die Töne, mit denen es mich ansprach, verstand ich nicht. Nur der Schmerz redet eine allgemein verständliche, zum Herzen dringende Sprache, weniger die Freude, niemals aber die wilde Munterkeit jener Völker. Immer weiter entfernte ich mich aus dem wüsten Gedränge und sah den stummen leidenschaftlichen Hazardspielen einer Truppe Eingeborner lange zu, welche an einem einsamern Wege lagen. Wie die Brandung des fernen Oceans schlug das Geräusch der wilden unharmonischen Klänge der inländischen Musik und des Jauchzens an mein Ohr. Aber ein Ton löste sich los aus dem Gewirre und klang in meinem Innern wieder so sehnsuchtsvoll, so innig wie Töne aus dem fernen Vaterlande, wie einer Aeolsharfe Klänge, welche der Wind hinwegführt, und dann wieder wie die heimathliche Glocke, welche des Sonntags zur Kirche rief. Ich stand unter einer Cocosnußpalme und lauschte träumend. Die Sehnsucht nach den fernen Lieben überschlich mich. Ich folgte den Tönen, um das Instrument kennen zu lernen, welchem sie entlockt wurden. Wieder kam ich in das wüste Getümmel. Leicht jedoch unterschied ich das Gesuchte. Es bestand aus zwei metallenen Becken, welche in einem Gestelle aufgehängt waren, und beinahe vier Fuß im Durchmesser hielten. Die Masse der Becken bestand aus Kupfer, Zinn und und Zink, sie waren ungefähr einen halben Zoll dick, und wurden mit einem Stabe, dessen dickerer Knopf mit elastischem Gummi umgeben war, geschlagen. Der Ton dieses Instrumentes ist so tief, so voll und rein, daß es, in einem europäischen Orchester benutzt, gewiß von bedeutender Wirkung seyn würde. Man nennt es „Gong," oder auch „Gong-gong." Wahrscheinlich haben die Javanen dasselbe von den Chinesen erhalten, wie auch der Name vermuthen läßt.

Da gerade die Musik eines Volks ein helles Licht auf seinen Culturstand wirft, und in ihren Tönen den Modificationen der Stimmung entspricht, welche unter eben diesem Volke gefunden werden, so mag es nicht uninteressant seyn, wenn ich die verschiedenen Instrumente der Javanen beschreibe, welche ich hier und später mehr im Innern des Landes sah. Brauche ich jedoch irgend einen musikalischen Kunstausdruck unrichtig, so möge mir der Leser gütigst verzeihen, denn ich bin nicht musikalisch. Außer dem Gong haben die Javanen noch einige ähnliche Instrumente, welche ebenfalls aus metallenen Becken bestehen und mit Hämmern geschlagen werden, nämlich das Ketuk und Kampul, welches aus kleineren Gongs besteht, die an einem Seile hängen, und das Kromo und Bonang, welches aus einer doppelten Reihe von kleinen Becken besteht, die auf einem hölzernen Gerüste geordnet sind. Der Ton beider Instrumentarten ist hell, sanft und eindringend, ähnlich dem Tone der Harmonika. Ein anderes Instrument, welches in seinem Bau einer Glasharmonika noch ähnlicher ist, wird Gambang genannt. Es besteht aus einer Anzahl Stäbe, welche auf einem hölzernen Kasten befestigt sind. Diese Stäbchen bestehen entweder aus Holz (Gambang-Kaju) oder aus Metall (Gambang-kansu). In beiden Fällen wird das Instrument mit kleinen Hämmern gespielt. Eine dritte Art von Gambang ist vollkommener als die beiden genannten Arten und mit mehr Scharfsinn ausgedacht. Es besteht aus dünnen, metallenen Täfelchen, von welchen jedes auf zwei Darmsaiten ruht, die ebenfalls über einen Kasten ausgebreitet sind, jedoch so, daß diese Tafelchen die Ränder des Kastens nicht berühren. In diesem befindet sich unter jedem Täfelchen eine Büchse von hohlem Bambusholz, um den Ton der mit einem Hammer angeschlagenen Plattchen zu verstärken. Bei dem Regenten von Surabaya, welchem ich mich vorstellen ließ, sah ich ein solches Instrument von wahrhaft prachtvoller Arbeit, mit reichen Verzierungen von Gold und Silber. Trommeln bemerkte ich sehr viel bei den Festlichkeiten der Javanen, doch stehen dieselben sehr an Güte den europäischen nach. Gewöhnlich werden sie mit der Hand geschlagen, und ihr Ton ist matt.

Einen viel geringeren Grad von Kunstfertigkeit besitzen die Javanen in dem Anfertigen und Spielen der Blase- und Saiteninstrumente. Das älteste und rohefte der ersteren ist das Angklong, welches man wenig in den europäischen Etablissements, häufig jedoch im Innern des Landes, und besonders in den Sunda-Districten sieht. Es besteht aus Büchsen von Bambusrohr, welche nebeneinander befestigt sind, und der Reihe nach in ihrer Länge abnehmen. Das ganze Instrument hat mit einer Panspfeife Aehnlichkeit. Ein wunderbares Blasinstrument sah ich auf der Insel Madura. Es hatte mit einer Querpfeife Aehnlichkeit, war von vier Fuß Länge, und wurde zugleich von vier Madureſen gespielt. Seine Töne ähnelten denen der Hoboe. Auf der Insel Bali soll dieß Instrument sehr im Gebrauche seyn, und ist wahrscheinlich von den Bewohnern der Insel nach Madura gebracht worden. Das Sa-

*) S. Ausland Nr. 78, Märzheft 1839.
**) Tanzmädchen, Bajaderen.

ling und Serdum sind eine Art Flöten, das Gruni hat mit einer Trompete Aehnlichkeit. Doch haben die Javanen auch die gewöhnliche europäische Trompete, welche sie Nafiri oder Salompret nennen. Unter den Saiteninstrumenten verdient besonders das Tjalempung erwähnt zu werden, welches 10 bis 15 Saiten hat, und wie eine Harfe gespielt wird. Bei den vornehmen Javanen ist dieß Instrument besonders im Gebrauch. Das Trawangsa und Katjapie hat mit unserer Guitare Aehnlichkeit, doch kommen ihr beide Instrumente bei weitem nicht gleich, weder in Ansehung des Tons, noch der feinen Arbeit. Rabab ist eine Art Violine, welche von den Persern den Javanen überbracht worden ist. Sie hat zwei Saiten und wird mit einem Bogen gestrichen. Die Töne derselben sind hoch und oft sehr rein. Sie bildete gewöhnlich das Hauptinstrument in dem Orchester bei den dramatischen Vorstellungen der Eingebornen.

Ein großer Theil dieser beschriebenen Instrumente wird von den Javanen zu Orchestern (Gamalan) zusammengestellt, welche sowohl ihre Schauspiele als auch ihre Festlichkeiten verherrlichen. Für einzelne dieser Zusammenstellungen haben sie wieder besondere Namen. Am meisten Instrumente enthält das Gamalan Sakatin, welches nur bei hohen Feierlichkeiten benutzt wird. Die gewöhnliche Musik, welche fast bei allen Gelegenheiten erschallt, wird durch das Gamalan-Manggang hervorgebracht, welches mein javanischer Diener selbst gamalan kodok ugorek (Froschconcert) nannte. Diese Benennung war treffend, und zugleich der einzige Witz, welchen ich jemals von meinem Sidia hörte. Die Kriegsmusik wird Gamalan Gruning genannt.

Wie viel oder wie wenig von diesen Instrumenten die Javanen den Chinesen zu verdanken haben, kann ich nicht entscheiden. Besondere Instrumente, welche den letzteren auf Java eigenthümlich sind, habe ich nicht bemerkt. Die Javanen haben Talent für Musik, lieben dieselbe leidenschaftlich, und lernen auch leicht den Gebrauch der europäischen Instrumente. Fast jeder Gutsbesitzer hat seine Musikanten, welche immer nur aus Eingebornen bestehen, und oft ganz erträglich spielen. Die Fürsten und Vornehmen unter den Javanen haben gleichfalls ihr Orchester. Bei Gastmählern hatte ich nicht selten das Vergnügen, Stücke aus bekannten europäischen Opern ganz erträglich vortragen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Pholegandros,

auch wohl Polykandros genannt, ist, so wie das benachbarte Sikynos, eine dürre, felsige und kahle Insel, kaum eine Quadratmeile im Umfange haltend. Hin und wieder findet man noch ein wenig anbaubaren Boden, der in guten Jahren etwa fünffachen Ertrag liefert, und hinreicht für den Bedarf der Bevölkerung. Diese beträgt gegen 1200 Seelen, und wohnt beisammen in dem einzigen Dorfe, Kastron genannt, welches man auf der Insel findet, und welches auf einer steilen Anhöhe an der Nordküste liegt. Sie gehört zur orthodoxen Kirche.

Diese Insel hat keinen Hafen, sondern nur eine Rhede, im Südosten gelegen, welche ziemlich groß und sicher ist. Die Erzeugnisse des Bodens bestehen aus 12,000 Kilos Gerste, 2500 Kilos Weizen, 5000 Okas Oel, 160 Cantaros Baumwolle, 500 Cantaros Feigen, etwa 1000 Barils Wein, einigem Honig und Wachs. Der Viehstand ist von 200 Stück Hornvieh und 800 Eseln für den Landbau, und etwa 2000 Schafen und Ziegen. Von letztern wird eine Anzahl als Schlachtvieh nach Santorin ausgeführt, wohin man auch bei guten Ernten den Ueberschuß des Getreides und etwas Wein verkauft. Hierauf beschränkt sich die ganze Ausfuhr von Pholegandros, wenn man nicht eine geringe Quantität baumwollene Strümpfe, Mützen, Handtücher und einige grobe wollene Zeuge mitrechnen will, welche die Weiber verfertigen und nach Santorin zum Verkauf schicken. Zwei kleine Kaiks nebst einem paar Fischerbooten bilden die ganze Marine der Insel. Einige Einwohner treiben auch noch einen geringen Handel mit Candia. Die Zehnten waren 1836 verpachtet für 4500 Drachmen; die Viehsteuer betrug 700 Drachmen, und der Ertrag der Zölle war so gering, daß er nicht einmal die Kosten des Zollpersonals deckte.

Das Klima ist auf Pholegandros sehr gesund, und die Einwohner erreichen hier ein hohes Alter. Es fehlt der Insel aber an süßem Wasser; nur in dem Dorfe gibt es einen guten Brunnen. Für den Volksunterricht hat man eine hellenische Schule.

Die Höhle, von welcher einige Reisebeschreiber so viel Schönes erzählen, befindet sich auf der Nordostküste, in der Mitte steiler Felsen, hoch über dem Meere, etwa eine Stunde von der Rhede entfernt. Von der Seeseite kann man sich ihr nur bei sehr stillem Wetter nähern; von der Landseite muß man auf einem sehr beschwerlichen Pfade zu ihr emporklimmen, und findet sich dann für seine Mühe nicht eben reichlich belohnt.

Antiquitäten findet man auf der Insel nicht; sie hat nur hie und da zerstreute Ueberreste von kleinen venetianischen Forts.

Miscellen.

Normannische Denkmäler in Brasilien. In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Kopenhagen am 16 Mai wurde ein Brief von Dr. Lund aus Brasilien vorgelesen, worin dieser gelehrte Geologe eine wichtige antiquarische Entdeckung ankündigt. Bei einer Nachgrabung in der Umgegend von Bahia fand er eine zerbrochene Steinplatte mit Runenschrift, aus der er trotz der Beschädigungen einige isländische Worte entzifferte. Alsbald ließ er die Nachgrabungen in allen Richtungen fortsetzen, und fand bald Fundamente von Häusern aus behauenen Steinen, die den im nördlichen Norwegen, in Island und im westlichen Grönland noch vorhandenen Ruinen ungemein gleichen; endlich fand er auch eine Statue des Thor mit allen ihren Attributen, dem Hammer, den Handschuhen und dem magischen Gürtel. Der Professor Rafn, Verfasser der Antiquitates Americanae, erhielt den Auftrag, einen Bericht über diesen Brief abzustatten, der zu beweisen scheint, daß die nordischen Völker sogar im südlichen Amerika dauernde Niederlassungen gründeten.

Gasparines Mordmesser. Dieser Bandit, durch dessen Hand 45 Menschen fielen, und der sich im Gefängniß von Cività Vecchia befindet, hat sein Messer an einen Engländer um 500 Scudi verkauft, früher schon seinen Hut um 50 Louisd'or. Das erlöste Geld ist zum Unterhalt seiner Frau und Kinder bestimmt. (Voleur vom 21 Mai.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 164.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Junius 1840.

Der Sklavenhandel in Brasilien.

Hamburg, den 15 Mai 1840.

Den neuesten Nachrichten zufolge, welche von Angola über Lissabon gekommen sind, scheinen die Engländer sehr streng mit den brasilianischen und portugiesischen Schiffen zu verfahren, die sich an der afrikanischen Küste blicken lassen. Die brasilianische Regierung hat sich durch ihren Beitritt zur Unterdrückung des Sklavenhandels auf die edle Seite der Menschheit gestellt, und ist ihren Unterthanen um ein Jahrhundert vorangeschritten. Ob dieser Beitritt aus festen Grundsätzen, oder bloß in einem Augenblicke freisinniger Aufwallung geschehen ist, mag dahin gestellt bleiben; zwei Dinge aber hätten dem Scharfblicke der brasilianischen Minister nicht entgehen sollen: 1) die Sittenlosigkeit und Bestechlichkeit ihrer Unterbeamten, und 2) der unwiderstehliche Reiz eines großen Gewinnes, der durch das Verbot selbst gesteigert wurde. Die ungeheure Zunahme im Bedarfe der Colonialwaaren, der in den letzten 20 bis 25 Jahren um 60 Procent sich vermehrt hat, und die Gewißheit, daß Brasilien allein im Stande sey, diesem Bedarfe zu entsprechen, waren der Unterdrückung des Sklavenhandels schnurstracks entgegen. Ueberdieß mußten die brittischen Minister überzeugt seyn, daß man den dort lebenden Negern die Freiheit nicht schenken konnte; daß die Weißen, Creolen u. s. w. den Boden nicht bebauen können, und daß kein anderer Menschenstamm zur Arbeit unter dem lothrechten Strahle der Sonne geeignet ist, als der Neger. Was daher Jeder voraussehen konnte, der in Brasilien gewesen, ist geschehen. Der Beitritt zur Unterdrückung des Sklavenhandels besteht auf dem Papier, in der Wirklichkeit aber hat er sich seit 1820 *verfünffacht*!

In den Jahren 1817 bis 1820 konnte man den brasilianischen Sklavenverkehr auf 20,000 jährlich schätzen. Von 1820 bis 1825 wurden über 30,000 Neger von Afrika geholt, und vom 1 Julius 1827 bis 30 Junius 1830 kommen 49,646 auf Rio allein. Mit Inbegriff von Bahia, Pernambuco, Maranham und Para soll die gesammte Negereinfuhr (1830) in Brasilien 71,200 betragen haben. Seit dieser Zeit ist die brittische Regierung dem Sklavenhandel feindlich gegenüber getreten, und jetzt sollen statt 70,000 über 90,000 Neger in Afrika geholt werden. J. F. Burton ist sogar der Meinung, daß diese Zahl noch zu gering seyn dürfte, weil sehr wahrscheinlich auf einer so großen Küstenstrecke von 38 Breitegraden eine große Anzahl Sklaven, von den Haupthäfen des Landes entfernt, eingeschmuggelt werden; allein daran ist nicht zu denken, weil man sie in beliebiger Zahl nach den gewöhnlichen Märkten bringen kann. In der Nähe dieser Märkte werden Neger bisweilen auf Inseln und in besondern Schlupfwinkeln gelandet, wie z. B. auf Ilha grande, Ponta negra, San Sebastian unweit Rio, oder außerhalb von Bahia; allein nie wird es einem Sklavenhändler einfallen, eine Ladung Neger nach dem Mucuri, Rio das Lontas oder nach dem Hafen von Ilheos zu bringen, weil sie von hier weit nach den Hauptmärkten getrieben werden müßten. Dadurch würde die Waare ganz nutzlos vertheuert, weil die Reise auf einer so weiten Strecke durch die Küstenwälder in vielfacher Beziehung gefährlich, und aus guten Gründen nicht rathsam ist. Alle Sklavenhandler sind mit den brasilianischen Zollbeamten einverstanden, und weil diese Menschen, wie man in Brasilien sehr naiv sagt, *ganze Ladungen verschlucken können* (que podem engolar navios enteiros), so geht auch der Handel ohne Hinderniß seinen gewöhnlichen Gang. Sind die Neger entladen, so kommt das Schiff nach dem Hafen, wird als in Ballast von Afrika kommend declarirt, und der Capitän auf die Todtenliste gebracht.

Die Regierung von Brasilien hat also nichts weiter erzweckt, als daß sie ihre frühere Einnahme vom Sklavenhandel verloren hat, die man 1830 über 200,000 Gulden schätzte. Jetzt muß sie durch die Finger sehen, und bereut ihren Schritt. Ohne die Sklaveneinfuhr hätte Brasilien seinen jetzigen Zustand nicht erreicht. Gegen das Jahr 1817 hatte der Kaffeebau in Rio noch nicht lange bestanden, und im J. 1839 wurden schon 1,128,000 Centner ausgeführt! Die Zuckerausfuhr aus Brasilien wurde 1820 auf 750,000 Entr. berechnet, 1839 wird sie auf 1,500,000 Entr. angegeben! In Brasilien liegen noch 1500 Millionen Morgen unangebautes Land, — wer soll es bebauen? Die Europäer taugen nicht dazu, weil sie die Feldarbeiten zwi-

Digitized by Google

schen den Wendekreisen nicht ertragen können. Eben so wenig sind die Creolen dazu tauglich; sie sind an der Wiege schon erschöpft. Wollte man daher den Zucker- und Kaffeebau auf die Weißen übertragen, so müßte man nothwendigerweise die erste Generation abwarten, und hätte man sie abgewartet, so würde sie nichts leisten, weil der Einfluß des Klima's nicht zu besiegen ist. Nur die Neger bleiben in diesem Lande frisch und gesund. Selbst wenn sie erst kürzlich aus Afrika gekommen sind, und im Innern der Wälder zur Arbeit angehalten werden, sieht man nur wenig erkranken. Dieser Vortheile ungeachtet vermehrt sich die schwarze Bevölkerung doch nur durch frische Zufuhren; im Gegentheile wird der jährliche Abgang auf fünf Procent angeschlagen, was aber wahrscheinlich übertrieben ist. Dieser Abgang mag daher rühren, daß das männliche und weibliche Geschlecht in keinem richtigen Verhältnisse stehen, und daß durch Zufälle und Anstrengung viele Neger vor der Zeit erliegen. Im Jahre 1820 hat die schwarze Bevölkerung in Brasilien 1,878,500 Seelen betragen; 1835 gibt sie Burton nach amtlichen Angaben auf 2,100,000 an. Daraus ergibt sich bloß eine Vermehrung von 221,500 Seelen in einem Zeitraum von 15 Jahren, während die Einfuhr 600,000 betragen haben mag. Sind diese Zahlen richtig, so ist der Verlust auf die Einfuhr 1,03 Proc. jährlich, nebst dem ganzen Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, wenn ein solcher vorhanden ist. Uebrigens wird auch unter der weißen und farbigen Bevölkerung keine erfreuliche Zunahme bemerkt. Von 1820 bis 1830 beträgt sie nur 1 Proc. jährlich, wenn man die Gesammtbevölkerung auf 5,500,000 als Mittelzahl zweier Angaben von 5,700,000 und 5,300,000 für das Jahr 1830 annimmt. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen rechnet man die jährliche Zunahme der Schwarzen auf drei, und jene der Weißen, selbst in den Sklavenstaaten des Südens, im Durchschnitt auf zwei Procent. Für die Tropenländer hat die Natur den Neger, für die gemäßigten Himmelsstriche den Weißen bestimmt.

In ihrem gegenwärtigen Zustande erheischen Brasilien und Cuba einen jährlichen Zuwachs von 150,000 Negern. Der Sklavenhandel wird daher nie unterdrückt werden, *wenn nicht die Sklaverei selbst überall aufgehoben wird*, oder Europa auf 4,000,000 Ctr. Zucker und 1,500,000 Ctr. Kaffee verzichtet. Uebrigens arbeiten die Engländer selbst mit allem Eifer daran, den Sklavenhandel zu erhalten; denn in Manchester, Glasgow, Sheffield und Birmingham werden eine Menge Waaren verfertigt, welche für die afrikanische Küste bestimmt sind, und über Brasilien dahin gehen. Gesetzt aber, der Sklavenverkehr höre in Brasilien und den übrigen Theilen Amerika's ernstlich auf, was wird die Folge davon seyn? die Folge wird seyn, daß die Sklaverei und Bedrückung in Ostindien und Java nur noch größer werden dürften, als sie es jetzt schon sind, und daß die Europäer ihren Zucker und Kaffee, ihre Baumwolle und Gewürze noch lange hin aus Sklavenhänden empfangen werden. Die jetzige Zahl der Sklaven in Ostindien beträgt nach ziemlich genauer Schätzung wenigstens 12,000,000; theils sind es Sklaven von Geburt, theils werden eine Menge Kinder von ihren Eltern verkauft, theils sind es freiwillig gewordene Sklaven, die aus Mangel an Unterhalt sich selbst verkaufen mußten. In Carnatic, Mysor und Malabar ist ihre Zahl Legion, und während der Regenzeit kommen ganze Züge nach den Küsten herab, um dort verkauft zu werden. Dieser Handel wird aber unter den Augen der englischen Regierung betrieben, und obgleich man seit fünfundzwanzig Jahren dagegen geschrien und geschrieben hat, so ist doch noch nichts geschehen. Aus welchem Grunde wird er aber in Ostindien nicht verboten? Wahrscheinlich aus keinem andern, als weil das Interesse Englands dabei betheiligt ist. Der Anbau von Zucker und Kaffee ist bisher in Ostindien vernachlässigt worden, seit fünf bis sechs Jahren aber rührt man sich gewaltig. Im J. 1834 kamen nur 76,400 Ctr. Zucker aus Ostindien nach England, 1839 schon 520,000 Ctr. Man sage nicht, daß die Sklaven in Ostindien schonender behandelt werden, denn auch in Brasilien finden sie häufig unter den Creolen ein wahrhaft patriarchalisches Leben, und wer es gesehen, kann nur mit Wohlgefallen dieser Verhältnisse sich erinnern, obgleich der Gedanke an Sklaverei jeden bessern Eindruck wieder verscheucht.

Auch Holland ist der Unterdrückung des Sklavenhandels beigetreten; wenn er aber in Amerika nicht mehr betrieben wird, so scheint er doch in Asien nicht erstorben zu seyn. Handelsbriefe haben kürzlich gemeldet, daß man demnächst 2000 *freiwillige* Schwarze von Elmina erwarte, welche unter das Militär gesteckt werden sollen! Zunächst kann man die Frage aufwerfen, ob die Bewohner von Java besser als Sklaven sind? Es liegt mehr Ehre darin, den Baum umzuhauen, als ihn langsam seiner edelsten Säfte zu berauben: oder soll das Wort und nicht die That eine Bedeutung haben? Endlich blicke man nach Nordamerika, wo Sklaverei immer weiter um sich greift, und nimmt man alle diese Verhältnisse zusammen, so erscheint in Asien als Recht, was in Amerika, je nach der geographischen Breite, bald Recht, bald Unrecht ist. Dieselbe Nation gebietet hier so, dort anders; und seitdem man im englischen Oberhause der Opiumschmuggelei das Wort geführt, weil es das Interesse Englands erheische, muß man auch den Brasilianern das Recht einräumen, den Sklavenhandel zu treiben, weil offenbar ihr Interesse sehr dabei betheiligt ist. Es darf daher gar nicht befremden, wenn demnächst der Sklavenhandel durch Dampfkraft betrieben wird, und Hochdruckmaschinen dabei angewandt werden, um sechs bis sieben Stunden in Einer Stunde zu segeln. Zu den 15 Millionen bisher erhandelter Schwarzen werden alsdann noch andere 15 Millionen im Fluge geholt werden, die Ingenieure von Manchester und Liverpool werden die Sklavendampfschiffe bauen, Engländer werden sie führen, und noch obendrein die Kohlen dazu liefern. Von welcher Seite man auch diese Verhältnisse betrachtet, der Finsterniß ist kein Ende, die Gewinnsucht wird jede freudige Hoffnung immer vereiteln.

Digitized by Google

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Fortsetzung.)

Hin und her strich ich durch das wüste Gedränge in dem chinesischen Kampong. Nur mit Mühe sonderte ich einzelne Bilder aus dem Ganzen, welches fast zu viel auf einmal darbot. Alle Sinne suchte ich anzuspannen, um nichts unbenutzt an mir vorübergehen zu lassen. Man hat wahrlich, wenn man in diesen Zonen reist, oft einen festen Vorsatz nöthig, um dieß auszuführen. Das Klima nimmt der Phantasie die warmen Farben, ihre Bilder werden deßhalb leicht unklar, verwirren sich und eine einzelne Gestalt reißt sich dann nur schwer aus dem großen, neuen Bilde los, welches mit einemmale dem erstaunten Auge des Fremden vorgehalten wird.

Vor einem chinesischen Schattenspiel (naijang) blieb ich stehen. Es war ein dichtes Gedränge vor dem Zelte, welches mit einem Vorhange von weißer Baumwolle versehen war, hinter welchem plumpe, schlechte Marionetten bewegt wurden, die ihre Schatten auf den Vorhang warfen. Die Figuren waren vielleicht zwei Fuß hoch und von einer unzierlichen Gestalt; ob ein Chinese oder Javane der Unternehmer dieses Spiels war, weiß ich nicht. Sehr häufig sah ich diese Schattenspiele auf Java, dessen Eingeborne dasselbe auch, wie Crawfurd behauptet, ursprünglich erfunden haben sollen. Schauspiele sind bei diesem Volke sehr beliebt und stehen im hohen Ansehen. Besonders nimmt der Dalang, welchen ich nur mit dem Barden der altgermanischen Völker vergleichen kann, einen bedeutenden Rang ein. Vor der Aufführung des Schattenspiels oder vor der Bewegung der Marionetten, welche sich auch oft in voller Beleuchtung zeigen, erklärt dieser, was dargestellt werden soll und theilt den Marionetten ihre Rollen zu; diesen selbst aber Worte in den Mund zu legen, wagt er nicht. In seiner ganzen Würde erscheint er jedoch in einer andern Art von Drama, dem Topeng. Dieses Topeng besteht mit dem Dalang gewöhnlich aus eilf Personen, von denen vier im Gamalan spielen und sechs maskirt sind, um als Schauspieler zu agiren. Im Vordergrund sitzt der Dalang und declamirt im singenden Tone einzelne Stücke aus der alten, zum Theil fabelhaften Geschichte Java's oder auch Hinduüberlieferungen aus dem Ramayana und Mahabarata. *) Hiernach übernehmen die Schauspieler ihre Rolle. Das Costume derselben ist gewöhnlich gut gewählt und entspricht vollkommen der Art der Darstellung. Doch sprechen sie wenig und dieß Wenige in unnatürlichen, unverständlichen Tönen. Ihre Darstellungen sind fast nur mimische; das Orchester fällt mitunter ein und füllt die Zwischenräume der einzelnen Acte. Eine Scenerie fehlt ihnen durchaus. Die Andacht und die Leidenschaft, mit welcher ich die Javanen dem Dalang lauschen sah, die tiefe Stille, welche die Vorstellung selbst begleitete, ist der Bewunderung ähnlich, welche wir in Europa einem ausgezeichneten Künstler auf der Bühne zollen. Die Gewohnheit hat für jede der genannten Arten der dramatischen Vorstellungen ziemlich fest den Cyklus bestimmt, dem sie ihre Sujets entnehmen. So gehören die Hindu-Sagen für das Schattenspiel und die Marionetten; ihre eigene traditionelle Geschichte wird gewöhnlich im Topeng vorgeführt, während sie noch außerdem in Possen (tingkah, guraah) das gegenwärtige Leben häufig nicht ohne Witz darstellen. Eine besondere Fertigkeit besitzen sie, die Thiere ihrer Wälder durch Costume und Manieren zu copiren. Oft jedoch werden auch Affen und Hunde mit zu den Darstellungen benutzt.

Wenn nun auch sowohl die musikalischen als dramatischen Darstellungen dem gebildeten Europäer wenig zusagen, so geben doch die Javanen hiedurch eine Anlage zu erkennen, welche man leicht ausbilden und wodurch man nach und nach die Culturstufe, worauf sie jetzt noch stehen, bedeutend heben könnte. Bei feierlichen Gelegenheiten und auf besonderes Verlangen übernimmt der Dalang auch, ohne Theater, die Rolle des Declamators, und trägt Gedichte in einer Weise vor, welche mit unserm Recitativ übereinkommt.

Die Dichtstücke der Javanen sind zum Theil Romanzen, in welchen die Geschichte und Mythologie der Hindus besungen wird, zum Theil behandeln sie dieselben Gegenstände, welche unsrer Poesie anheim fallen, als Krieg, Liebe, Sehnsucht u. s. w. Außerdem findet man freie Uebersetzungen aus dem Ramayana und Bratapuda in das heutige Javanische. Zum Theil besitzen diese den Vorzug vor dem Originale, daß ihnen die grenzenlose Weitschweifigkeit des letztern abgeht. Eine kleine Probe aus der javanischen Uebersetzung der Epopöe Maha-Bharata, in welcher bekanntlich der Krieg der Kurus und Pandus, zweier Aeste des Bharat, *) eines berühmten Königs der Hindus, besungen wird, will ich als Beispiel mittheilen: „der Anfall des Königs von Awanga war der Alles besiegenden Fluth gleich. Tosend nahten sich die Banden der Pandus, sie trafen mit dem Karna zusammen. Ihre Feldherren beleben den Muth und die Tapferkeit, um den feindlichen Andrang auszuhalten, aber ihre dicht gedrängten Glieder werden über den Haufen gestürzt und durch die Hufe der muthigen Pferde zertreten. Sein Wagen rollt fort mit donnerndem Geräusch der Schnelle von Garuda gleich. Nach allen Seiten fliegen seine Pfeile und wechseln ab mit den Blitzstrahlen, welche er auf sie schleudert. Seine Pfeile stürzen wie ein Sturzregen durch den Sturm getrieben auf den Feind und sinken unaufhaltsam auf ihn herab; umzingelt und zerschmettert sinken die Pandus nieder. Die Wuth zerfleischt Karna. Die Hunderte der Pandus schlossen verzweifelnd von neuem ihre Glieder, versuchten von neuem den Anfall, sie flohen aber wiederum, wurden auseinander getrieben, unter die Füße getreten, zerstreut, als risse sie ein gewaltiger Bergstrom mit sich fort. Indessen nahten sich die Kurawa's mit einem Siegesgeschrei gleich dem Tosen des Sturms oder gleich einer niederstürzenden Fluth u. s. w."

*) Mahabarata ist bekannter unter dem Namen Bratta-yuda oder Krieg von Barat.

*) Bharat oder Bheret, Duschamantas Sohn, war einer der glorreichsten Könige Indiens. In den Sanskritbüchern wird deßhalb Indien nach ihm Bharatlath oder Bheretwarsch, das Land Bherets genannt.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Nach Cyrlée.)

Als der unerſchrockene Magellan die von ihm entdeckte Meerenge durchfuhr, ſchloß er aus verſchiedenen Umſtänden, daß das ihm zur Linken liegende Feuerland genannte Land von vielen Meeresarmen durchſchnitten ſeyn müſſe; verſchiedene in dieſen Seeſtrichen angeſtellte Nachforſchungen beſtätigten die Richtigkeit ſeiner Annahme; ſie wurde aber durch King, der in den Jahren 1826 bis 1856 jene Gegenden unterſuchte und eine große Anzahl von Poſitionen beſtimmte, vollkommen berichtigt. Von den das Feuerland durchſchneidenden Meeresarmen liegt der ſüdlichſte beinahe in paralleler Richtung mit dem Aequator; öſtlich findet man deren weit weniger als weſtlich, wo die Küſten, wie auch die ganze Länge des amerikaniſchen Continents und die nordweſtliche Weſtküſte Norwegens von einer Menge kleiner Inſeln umgeben ſind. Nördlich von der Meerenge bietet die Küſte von Patagonien in einer ſehr weiten Strecke hin denſelben Anblick; das berühmte Cap Victoire, das nach dem Schiffe, auf welchem Magellan fuhr, benannt iſt, liegt an der äußerſten Spitze einer kleinen Inſel. Die Arbeit Hrn. Kings und Hrn. Fitzroy's, Capitäns des zweiten Schiffes der Expedition, umfaßt die Küſten von Chili und Peru, welche dadurch einen ganz neuen Umriß erhielten.

Aus den Nachforſchungen des Hrn. Pentland im Jahre 1825 im Innern des Continents hat man erſehen, daß der Gipfel des Illimani und des Sorata in dem öſtlichen Zweige der Anden eine Höhe, und zwar der erſtere von 7315, der zweite von 7696 Metres habe; hienach ſind dieſelben höher als der Chimboraço, der bisher für den höchſten Berg Amerika's galt. Hr. Pentland hat ſpäter mit Hrn. Bowring eine Unterſuchung des Titicaca-Sees vorgenommen; ungeheure Ruinen von alten peruaniſchen Denkmälern, beſonders von Gräbern, in einer Höhe von 11,000 Fuß beweiſen, daß ehedem eine ſehr zahlreiche und ſehr thätige Bevölkerung in jenen hochgelegenen Gegenden hauſte.

Hr. A. d'Orbigny, der in den Jahren 1827 bis 1832 dieſe Gegenden ſowohl mit Rückſicht auf Geographie als Naturgeſchichte bereiſte, hat dieſelben Bemerkungen gemacht. Er drang mit ſeinen Forſchungen im Süden in den Pampas nach Patagonien, und in die Gebirge und Ebenen, welche die Anden von Braſilien trennen, bis zu den Ufern des Paraguay und des Mamore, der in Verbindung mit dem Guapore den obern Lauf des Madera, eines der Hauptzuflüſſe des Amazonenſtromes, bildet. Vier Jahre lang durchforſchte er das Gebiet von Bolivia in allen Richtungen.

Um dieſelbe Zeit unterſuchte Hr. Pöppig, ein deutſcher Naturforſcher, mit vielem Eifer das ſüdliche Chili, und gelangte von da zur See nach Peru; hierauf ging er in nordöſtlicher Richtung von Lima aus, überſtieg die weſtlichen Anden in der Provinz Ober-Maynas, ging dann herab in die Provinz Tarma, von da über die öſtlichen Anden und verfolgte den Lauf des Huallagna bis zum Amazonenſtrom, der ihn in den Ocean führte.

Dieſelbe Reiſe war früher von Hrn. Liſter Maw, einem engliſchen Officier, gemacht worden; ebenſo machten die HH. J. Smith und J. Lowe, gleichfalls Marineofficiere, in den Jahren 1834 und 1835 eine ähnliche Reiſe; dem Laufe des Huallagna folgten ſie jedoch nur bis zu ſeinem Zuſammenfluſſe mit dem Chipurana; von da kamen ſie nach der Miſſion von Sarayaku am Ucayali, und verfolgten den Lauf dieſes großen Stromes bis in den Amazonenſtrom. An dem Vereinigungspunkt dieſer beiden Ströme erreicht das Senkblei den Grund nicht; die Strömung hat eine Schnelligkeit von 5 bis 4 Meilen in der Stunde.

Die Beobachtungen dieſer Reiſenden haben die Mittel zur Berichtigung des Laufes des Amazonenſtromes an mehrern Stellen der Karten geliefert; das Becken dieſes Fluſſes iſt ſo unermeßlich, ſeine Nebenflüſſe durchſtrömen eine ſolche Maſſe noch wenig bekannter Länder, daß es noch lange Zeit dauern wird, bis die Forſcher alles ihn Betreffende vollſtändig anzugeben im Stande ſeyn werden.

Von denen, die deſſen Unterſuchung in neuerer Zeit unternahmen, gelangten die HH. Spix und Martius, bayeriſche Naturforſcher, an deſſen Ufer, nachdem ſie in den Jahren 1817 bis 1820 einen Theil des Innern von Braſilien von Rio-Janeiro bis Maranhao und Para durchreiſt hatten; von da fuhren ſie den Amazonenſtrom aufwärts bis zu den Gränzen des braſilianiſchen Reichs, liefen in den Rio-Negro, einen ſeiner linken Nebenflüſſe, ein, und kamen dann gegen den Ocean zurück.

Hr. A. de St. Hilaire reiſte in den Jahren 1816 bis 1822 im Innern von Braſilien und den Miſſionen am Paraguay; er ſah Rio-Janeiro, Goyaz, die Provinz Minas, die von St. Paul, und verfolgte die Küſte bis zum Rio de la Plata: man hat ſomit durch ihn vom ganzen ſüdlichen Braſilien Kunde erhalten.

Im Jahre 1827 durchzog Hr. Langsdorff das Gebiet von Rio-Janeiro nach Matogroſſo an den Gränzen Bolivia's, und kam auf den Zuflüſſen des Rio-Tapayos in den Amazonenſtrom.

Hr. v. Eſchwege richtete ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich auf die Provinzen von Minas, auf die von Rio-Janeiro und Ilha Grande. Walſh verfolgte in den Jahren 1828 bis 1829 denſelben Weg. Im Jahre 1838 und 1839 drang Hr. Guillemin über die Provinz St. Paul hinaus. Der Prinz Maximilian von Neuwied beſuchte die Küſtengegenden und einen Theil des Innern von Rio-Janeiro bis Bahia. Koſter begab ſich von Pernambuk aus in das Innere. Die Bemühungen dieſer Europäer eben unſere Kenntniſſe über ein Reich, deſſen Oberfläche drei Viertheile von der Europa's beträgt, um Vieles bereichert; der Vicеadmiral Hr. Rouſſin hat mit der Genauigkeit, mit der unſere Marineofficiere bei allen ihren Unternehmungen zu Werke gehen, die Küſten unterſucht.

(Fortſetzung folgt.)

Miscellen.

Alte Münzen in England. In dem Diſtricte von Cuerdale am Ufer des Ribbleſluß fanden Arbeiter, die den Uferbau ausbeſſerten, eine bleierne Kiſte mit Münzen, Silberbarren und Silberſchmuck. Die Zahl der Münzen ſoll 10,000 betragen und 290 Unzen wiegen, das übrige Silber noch 750 Unzen weiter. Die Münzen ſind meiſt von Ethelred, Alfred und Edward dem Aeltern, die jüngſten von dieſem letztern, der im Jahre 925 ſtarb. Die Antiquare wühlen den ganzen benachbarten Boden um, in der Hoffnung, noch mehr zu finden, und der Fund iſt auch in antiquariſcher Hinſicht wichtig genug. (Engl. Bl.)

Der italieniſche Naturforſcherverein ſoll vom 15 bis 30 September zu Turin ſtattfinden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 165.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Junius 1840.

Beludschistan.

(Mit einer Karte.)

1. Das Land und seine Bewohner.

Beludschistan ist in neuerer Zeit ein sehr wichtiges Land geworden, das wir leider noch höchst unvollständig kennen. Zwar haben in neuerer Zeit wiederholt brittische Officiere einige Theile des Landes bereist, von ihren Beobachtungen aber ist mit Ausnahme des Berichts über die unbedeutende Provinz Lus (s. Nr. 147 bis 150) noch sehr wenig zu Tage gekommen, und Pottingers Reise im Jahre 1810 bleibt nahezu fast alles, was darüber in neuerer Zeit bekannt geworden ist. Wichtig ist es aber, dieß Land kennen zu lernen, weil die Engländer durch die Eroberung von Sind, was seit vielen Jahrhunderten fast immer eine Dependenz von Beludschistan war, mit diesem merkwürdigen Volke in mannichfachen, bis jetzt beinahe nur feindlichen Verkehr gekommen sind, aber wie es scheint emsig daran arbeiten, dieses kühne Volk für sich zu gewinnen.

Beludschistan macht den südöstlichen Theil des Gebirges aus, welches das Plateau von Iran einschließt. Zwischen 30° u. 31° N. B. stoßen die Beludschen an die Afghanen, und die Gebirge Beludschistans und Afghanistans hängen zusammen. Von 30° an ziehen sich die erstern herab gegen die Meeresküste, wenden sich dann westwärts dem Meere entlang, bis Cap Djask (57° 55′ ö. L. v. Gr.), nehmen aber schon zwischen 60° u. 61° ö. L. zugleich eine Richtung gegen Norden. Dieser Vorsprung des Gebirges setzt sich in geringer Höhe nordwärts fort und scheidet die westliche und östliche Sandwüste Persiens. Das Heimathland der Beludschen ist demnach der Halbkreis, der von dem Randgebirge Irans zwischen 30° u. 25° N. B. und 60° bis 68° O. L. v. Gr. gebildet wird und dessen Sehne der 30° N. B. bildet. Die zwischen den beiden Gebirgsästen liegende Sandebene führt auch gewöhnlich nur den Namen „Wüste von Beludschistan," läuft gegen den Hilmend aus, und stößt an die Wüste von Sistan oder Sedscheſtan. Die Gebirge, welche von Kelat westwärts sehr rasch und in Terrassen abfallen, heben sich, wenn man die Sandebenen durchzogen hat, gleichfalls ziemlich schnell, jedoch wie es scheint, nicht terrassenförmig, wenigstens erwähnt Pottinger nichts hievon.

Das Gebirge, welches von der Provinz Lus bis nach Afghanistan sich hinaufzieht, und gleich am Cap Mowari oder Monze (25° N. B.) sich schroff erhebt, ist die eigentliche Wurzel aller übrigen. Pottinger nennt sie die Brahuikette, weil sie größtentheils von Brahuis bewohnt ist. Sie läuft zuerst 20 geogr. Meilen weit nordöstlich, und sendet hier einen Arm aus, dessen Fuß vom Indus bei Sihwen bespült wird. Die Hauptkette läuft von diesem Punkt (von 25° 45′ N. B.) bis zu 30 gerade gegen Norden, und schlägt dann wieder ihre ursprüngliche, nordöstliche Richtung ein, nimmt nun aber an Umfang und Höhe so rasch ab, daß sie auf einer Strecke von 9 geogr. M. zu gleichem Niveau mit den Bergen herabsinkt, die von den Kakers und andern Afghanenstämmen bewohnt sind. Das Plateau von Kelat (29° N. B.) scheint der höchste Theil, indem Pottinger die Höhe desselben auf 8000 Fuß schätzt. Es fällt im Osten gegen Ketsch Gondawa, im Westen gegen Nuschki zur großen Sandwüste in den steilsten Stufen hinab; Nuschki, nur etwa 15 Meilen von Kelat gegen Nordwesten entfernt, soll bereits um 7000 Fuß niedriger liegen, was aber wohl zu viel ist. Von dem Plateau von Kelat an breitet sich Beludschistan nach Südwesten in immer wärmer werdenden Landschaften mit einer Menge paralleler Bergzüge und untergeordneter Höhen aus, die sich mitunter zu Schneegipfeln erheben, und im Westen an die Gebirge von Kirman und Farsistan anschließen. Ueber das Bergland Kohistan braucht Pottinger den merkwürdigen Ausdruck: „diejenigen Berge, welche westlich von Mekran entspringen, finden in ihrer ursprünglichen Richtung keinen Ausgang, wenden sich zurück (recoil) zu ihrer Hauptmasse, und häufen sich hier zusammen in eine sehr confuse Masse, und diese ist es, welche von den eingebornen Beludschen mit dem besondern Namen „Bergland" bezeichnet wird." Von den südlichen Ketten wissen wir sehr wenig, um so mehr, als die Zahl der Städte und Dörfer klein ist, und die Mehrzahl des Volks wandernd umherzieht.

Pottinger theilt das Land folgendermaßen ein: 1) die Provinzen Jhalawan und Suruwan mit dem District von Kelat; diese umfassen den von Beludschen und Brahuis bewohnten Theil

Digitized by Google

des indopersischen Gränzgebirges, das im Norden mehr unter dem Namen der Solimanskette bekannt ist, wo der weiße Berg, Suffaid oder Sefid Koh*) emporragt. 2) Die Provinzen Mekran und Lus. Diese umfassen hauptsächlich den Küstensaum, dessen Bevölkerung von den in den Bergen wohnenden Beludschen wesentlich verschieden ist. Der Name Lus lautet bei einigen orientalischen Schriftstellern auch Lukh oder Lukhi, **) woraus man dann die Benennung Lukhi-Berge gebildet hat; Lukh bedeutet aber in der Beludschen-Mundart einen Bergpaß, der das tiefere Land öffnet, und da dieß mit dem Terrain zusammenstimmt, indem die Provinz Lus den Weg in das Tiefland am Meere öffnet, so mag wohl der Name daher entstanden seyn. 3) Die Provinz Ketsch Gondawa. Dieß ist das Land von Schikarpur und Larkhana (am Indus) gegen Norden, und scheint ein allmählich von den Beludschen und Brahuis erobertes Land zu seyn. 4) Kohistan, Bergland, bezeichnet den oben erwähnten Vorsprung des Gebirges in die Sandwüste Persiens hinein, die dadurch in die östliche und westliche getheilt wird. 5) Die Wüste, d. h. der tief liegende Landstrich zwischen dem indopersischen Gebirge und dem eben genannten Kohistan gegen den Hilmend hin. 6) Sind, oder das Land des untern Induslaufes, das in den letzten Jahrhunderten völlig in die Hände der Beludschen gerathen ist, und auch durch eine Beludschenfamilie beherrscht wird. Dieß sind die oft erwähnten Amirs von Sind, die neuerlich durch die Engländer gedemüthigt wurden.***)

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus einem Reisetagebuch über Java.

Surabaya.

(Schluß.)

Im Ganzen sind die Uebersetzungen der Ramayana schwächer und unwichtiger, als die von Bratayuda, wovon ich hier nur auch noch ein kurzes Beispiel anführen will. Es beschreibt den Zustand des Riesen von Ceylon, Rowana, nach dem Tode seiner Söhne. „Der Fürst war auf dem höchsten Gipfel der Wuth, er nagte an seinem Bart, sein Gesicht war erhitzt, und seine Brust roth, gleich der Waramari-Blume; feuchter Schweiß drang aus seinem Körper, seine Lippen zitterten, und seine zusammengezogenen Augenlieder drückten den heftigsten Schmerz aus. Seine Wuth glich der eines Mannes, welcher einen Unschuldigen ermordet hat. Er entfloh der Erde und nahm seine Flucht mit der Schnelligkeit eines Falken, welcher auf seine Beute niederstürzt, nach den Gegenden über den Wolken. In dem stürmischen Drang Rache zu nehmen wegen des Todes seiner Söhne, griff sein Verlangen vor in die Zukunft; seinen Feind glaubte er vor sich zu sehen. Seine Brust schwoll vor Freude, welche er durch einen lauten Schrei zu erkennen gab. Er forderte alle seine Feinde zum Kampf, um sie alle zumal zu bestreiten." Wer denkt hier nicht unwillkürlich an Homer und Ossian? Das, was wir gewöhnlich orientalische Poesie nennen, wird weniger durch das Vaterland, als durch das Alter hervorgebracht. Es gehört allen Nationen zu. Die alten Werke der orientalischen wie occidentalischen Dichter zeigen dasselbe Colorit, denselben Ton, mit nur geringen Abänderungen. Der Mangel eigenthümlicher Benennungen der Gegenstände und der Einfluß der Phantasie und Leidenschaft gab ihren Dichtwerken ihre Eigenthümlichkeit. Der Hang zum Uebertriebenen bewirkte, daß sie jeden Gegenstand mit den wärmsten Farben ausmalten. Die alten Gedichte eines Volks sind wichtiger, als seine alte Geschichte. Die letztere unterrichtet nie gründlich, wenn sie einen entfernten, dunklen Zeitraum behandelt; die menschlichen Sitten aber sind in jedem Alter der Gesellschaft ein anziehender Gegenstand, und eben diese nebst der Geschichte der menschlichen Einbildungskraft und Leidenschaft führt uns die Poesie jener Völker vor.

Der Javane ist der Regel nach nicht poetisch, nichtsdestoweniger jedoch findet man hin und wieder Gedichte, welche, wenn sie auch keinen großen poetischen Werth haben, doch aus den genannten Gründen die Aufmerksamkeit erregen. Seine eigenthümlichen Dichtstücke haben keinen Reim, aber ein Sylbenmaaß, welches durchaus dem Inhalte angemessen ist, und deßhalb zu Zeiten in einem und demselben Gedichte wechselt. Außerdem besitzen sie noch eine Art der Assonanz, welche durch ein regelmäßiges Wiederkehren des Vocals in der Schlußsylbe jedes Verses hervorgebracht wird. Jede Veränderung des Maaßes hat einen eigenen Namen. Das Metrum des folgenden Gedichtes wird Pangkur madengdo genannt. Das Gedicht selbst enthält die Schilderung eines Gefechtes. Ich füge den ersten Vers des Originals hier bei, um den Leser, dem ich ein Beispiel der javanischen Poesie gebe, auch zugleich mit den Tönen dieser Sprache und der äußeren Form der Gedichte bekannt zu machen. Da wir keine javanischen Typen haben, so habe ich lateinische gewählt, und die Worte so geschrieben, wie sie auf Java ausgesprochen werden.

	Assonanz				
Ramening prang, ludhiro lir lepen benno,		in o oder a,		12	Sylben.
Tan buth musuh pri badhi,	—	i	—	7	—
Lir gaba nginteran,	—	a	— o	6	—
Bame hahilulungngan,	—	a	—	7	—
Hlawor pangkriki turanggi,	—	i	—	8	—
Watang kang rempah,	—	a	—	6	—
Lir sarah huneng wari,	—	i	—	7	—

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geschwollener Strom.
Die Feinde erkannten sich selbst nicht.
Sie waren wie auseinander fliegende Körner,
Dicht auf einander gedrängt.

---

*) In der Puschtusprache Spin ghur. Spin ist das afghanisch gemodelte Wort für sepid; eben so entspricht Ghur dem koh, nur hat es die harte r-Endung. Dieses Wort Ghur kommt in Nordindien unzähligemal vor, überall wo Afghanen sich angesiedelt, und bedeutet namentlich Bergveste.

**) Auf unserer Karte Les, was Tiefland bezeichnen soll; dieß scheint aber entschieden unrichtig.

***) S. Zug gegen Afghanistan. Ausland 1839, Nr. 247.

Digitized by Google

Damit mengte ſich das Wiehern der Pferde;
Lanzen, brechend
Wie Stroh, trieben auf dem Waſſer wie Späne.

Dicht an einander gedrängt wich keiner zurück,
Kein Geſchütz konnte donnern;
Es war nur ein Ringen;
Wer es aushielt, ſank ermattet nieder.
Dicht auf einander gedrängt ſtanden die Schaaren
Das Volk von Oſten
Wird nimmer erſchüttert durch Schreck.

Man hörte ein Toſen, als erzitterte die Welt,
Der Geſchützdonner klang,
Das Knattern der Lanzen,
Gleich Baumſtämmen, welche von einander geriſſen werden,
Vermiſchte ſich mit dem Kriegsgeſchrei.
Wie ein Gebirge, welches zuſammenſtürzt,
Donnerten die Geſchütze.

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geſchwollener Strom,
Die Becken*) klangen nicht mehr, ſie trieben umher
Wie Schildkröten auf dem Sumpfe,
Kleider, Lanzen wie Späne,
Wie Steine, welche der Elephant zertrümmert,
Kleider trieben
Wie Pflanzen auf dem Waſſer.

Der Streit war heftig, das Blut floß wie ein geſchwollener Strom,
Die Leichen thürmten ſich auf einander.
Den Tigern gleich
Mordete das Volk von Tuban,
Wer getroffen wurde, verſank im Tode.
Das Volk von Oſten
Hatte viele mit Wunden.

Man erblickte wie Hügel
Die Haufen der Leichen vor dem Auge,
Andere, welche angefallen wurden,
Fielen wieder heftig an,
Andere kamen in dem Waſſer um;
Die Beweinten wurden
Durch ihre Freunde hinweg getragen.

Dieſe wörtliche Ueberſetzung zeigt eine Schilderung des Kampfes, die der, welcher die Art in Indien Kriege zu führen kennt, gewiß lebendig, natürlich und nicht unpoetiſch finden wird. Die Nothwendigkeit, das Maaß neben der Aſſonanz ſtreng zu beachten, macht die javaniſche Poeſie zu einer ſchwierigen Kunſt. Allein den vielen Veränderungen der Worte, welche die Euphonie erlaubt, iſt es zuzuſchreiben, daß überhaupt dieſe Schwierigkeit überwunden werden kann. Durch den ganzen Text des Originals iſt die Sylbenzahl ſowohl, als auch die Aſſonanz ſtreng gewahrt, ſo wie ich ſie bei der erſten Strophe bemerkte. Doch ein andermal mehr über dieſen Gegenſtand.

*) Dieſe Becken ſind die oben beſchriebenen Gongs.

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Sikynos.

Dieſe ſehr wüſte und felſige Inſel iſt mit Bergen überdeckt, welche viel Eiſenerz enthalten, und hat nur eine Oberfläche von ½ Quadratmeile. — Sie hat weder Hafen noch Rhede, denn die einzige Stelle an der Südweſtſeite, wo man ſich der ſteilen Küſte nähern kann, iſt gar nicht ſicher. Sie iſt daher auch nur ſpärlich bevölkert; etwa 700 Einwohner in 170 Familien vertheilt und alle zur griechiſchen Kirche gehörig, wohnen in einem kleinen Ort auf einem hohen Berge, auf deſſen Gipfel ein kleines altes Fort ſteht. Dieß iſt das einzige Dorf auf der Inſel.

Dem nicht ſehr dankbaren Boden, welcher bei einem guten Gewächs kaum das fünfte Korn zurückgibt, entwuchern die Einwohner etwa 5000 Kilos Gerſte, die aber für den eigenen Bedarf nicht hinreichen; 5000 Kilos werden eingeführt, und hauptſächlich bezahlt mit den 1500 bis 2000 Barils ziemlich gutem, aber ſchwerem Wein, welchen man in Nauplia, dem Piräus und andern Häfen des Feſtlandes zu verkaufen ſucht. In frühern Zeiten, wo dieſe Inſel *Oivela*, oder das Weineiland, hieß, muß der Weinſtock beſſer auf ihr geblüht haben, als gegenwärtig. Ferner gewinnt man Honig, Wachs, Oel und Baumwolle, aber nicht in hinreichender Quantität, um davon etwas ausführen zu können.

Das ſehr geringe Quantum an Manufacturen, welches man braucht, ſo wie die übrigen unbedeutenden Bedürfniſſe, werden von Syra oder Santorin geholt, wofür man zwei kleine Kaiks beſitzt, das einzige Mittel, um die Gemeinſchaft mit der übrigen Welt einigermaßen zu unterhalten.

An Vieh beſitzt man 2000 Schafe und Ziegen, nebſt gegen 100 Stück Hornvieh und Eſeln für den Landbau, dem einzigen Erwerbszweig der Einwohner. Die Viehſteuer betrug 200 Drachmen; die Zehnten waren für 3500 Drachmen verpachtet, und die Zölle beliefen ſich auf 5 bis 600 Drachmen im Jahre.

Auf Sikynos gibt es wenig Wild; auch der Fiſchfang iſt unergiebig. Das Klima iſt ſehr geſund, und endemiſche Krankheiten ſind unbekannt. — Der Volksunterricht iſt gänzlich vernachläſſigt; weder Schule noch Lehrer ſind vorhanden. Alterthümer gibt es hier nicht.

Auf der zwiſchen Sikynos und Pholegandros gelegenen Inſel Kariotyſſa ſteht eine der Panagia oder heiligen Jungfrau gewidmete Kirche, welche den Vorüberfahrenden eine beſondere Ehrfurcht einzuflößen ſcheint. Uebrigens iſt die Inſel ganz unbewohnt, und die Bewohner von Pholegandros ſchicken von Zeit zu Zeit ihr Vieh dorthin auf die Weide.

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortſetzung.)

Hr. de Bauve und Hr. Leprieur haben Reiſen in das Innere des franzöſiſchen Guiana's gemacht, indem ſie auf den Flüſſen dieſes Landes bis in die auf den heutigen Tag am wenigſten beſuchten Theile aufwärts fuhren.

In dem britiſchen Guiana unterſuchte Hr. Schomburg im Jahre 1837 den Corentyn und den Berbice; hierauf befuhr er den Eſſequibo

Digitized by Google

bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Rupununy, und gelangte auf dem Reva und Quitaro, die sich in den obigen ergießen, bis zu 2° 51′ N. B.; auf seiner frühern Expedition war er nicht so weit gekommen. Er ging unter dem 61° 41′ W. L. über den Aequator, und rückte bis zum 2° S. B. vor. Von da kam er nach Pirara zurück, passirte die Gränze Brasiliens und gelangte zum Fort San Joaquim. Er fuhr den Rio-Branco eine Strecke von 30 Meilen abwärts und untersuchte die an seinem östlichen oder linken Ufer gelegene Bergkette Karuma. In Pirara wieder angelangt, ging er in nordwestlicher Richtung über die Paracaraima-Berge bis zur Quelle des Carunu, und den aus Sandstein bestehenden und wegen ihrer abgeplatteten Gipfel merkwürdigen Morima-Bergen. Nach seinen letzten Briefen vom Ende des Jahres 1838 hat er den Plan, sich westlich bis zur Quelle des Orinoco zu begeben, und auf diesem Flusse bis Esmeralda herabzufahren,*) von da über die Gebirgskette zu gehen, welche sein Becken von dem des Amazonenstromes trennen; ferner den Lauf des Padauiri bis Thomar zu verfolgen, und nach Pirara und von da nach Demerary zurückzukehren. Die Arbeiten dieses Reisenden haben sich den vollkommenen Beifall Hrn. v. Humboldts erworben; der letzte von ihm beabsichtigte Ausflug wird ihm den Vortheil gewähren, seine Beobachtungen mit denen dieses berühmten Gelehrten zu Esmeralda am Orinoco, einer Lage, die sich bereits durch ähnliche Operationen an die von Guayaquil anschließt, zu vereinigen; man wird dadurch ein sicheres Mittel erhalten, die wirkliche Breite des südlichen Continents von Amerika zwischen Guayaquil am stillen und Demerary am atlantischen Ocean bestimmen zu können.

Die Felsengebirge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika waren bis zum Jahre 1819 von wissenschaftlichen Männern nicht besucht worden; in diesem Jahre beauftragte die Centralregierung den Major Long mit der Untersuchung derselben. Durch diese im Jahre 1820 beendigte Expedition wurde man nicht allein mit dieser Gebirgskette, die man als eine Verlängerung der Anden betrachten kann, sondern auch mit dem ganzen Landstrich, der sich von Pittsburg in Pennsylvanien bis zu ihrem Fuße hin ausdehnt, bekannt. Ihre Richtung geht im Allgemeinen von Nordnordost nach Südsüdwest. Ihre Breite wechselt zwischen 50 und 100 Meilen; sie erheben sich schroff aus der östlich von ihnen gelegenen weiten Ebene. Auf ihrer Höhe ragen sehr hohe Pics hervor. Man wird sie in östlicher Richtung in einer Entfernung von mehr als 100 Meilen gewahr. Die höchsten Punkte sind mit ewigem Schnee, der ihnen aus der Ferne einen lichten, sogar glänzenden Schein verleiht, bedeckt; deßhalb haben sie auch den Namen shining-mountains (glänzende Berge) erhalten. Sie liegen zwischen 58° 30′ und 66° N. B.; der im Gebiete der Vereinigten Staaten untersuchte Theil hört unter 46° N. B. auf. Ihre Höhe beträgt im Durchschnitt 1000 Metres; der Pic Long (40° N. 108° 26′ W.) ist 15,000 englische Fuß hoch. Der etwas mehr südlich gelegene Pic James liegt 8500 Fuß über der Ebene. Sie bestehen aus Urfelsen, ihr Anblick ist ungleich und zackig; die Seiten derselben sind theilweise mit Fichten und Eichen, theils mit großen Wachholderstauden und Stechginster bewachsen. Aus ihrer östlichen Seite entsenden sie mehrere Flüsse, unter andern die, welche vereint den Missouri bilden, alle aber ergießen sich in den Mississippi. Die auf dem westlichen Abhange entspringenden strömen dem Golf von Californien zu, oder vereinigen sich mit dem in den großen Ocean fallenden Columbia; der Lauf einzelner derselben, die sich unmittelbar in den großen Ocean ergießen, ist noch sehr unvollständig bekannt; im Allgemeinen fehlt es uns noch an bestimmten Berichten über das westlich von diesen Bergen und der ihnen parallel laufenden Sierra Verde gelegene Land.

Man hat sich überzeugt, daß der Undsigah oder Friedensfluß, der die Felsengebirge unter 56° durchschneidet, sich in die Seen der unermeßlichen östlich gelegenen Gegend, und nachdem er mehrere derselben durchströmt und seinen Namen geändert, endlich unter dem Namen Mackenziefluß ins Meer ergießt.

Durch die Expedition des Major Long hat man wichtige nähere Angaben über das große Thal oder Becken des Mississippi erhalten; obwohl dasselbe von unterrichteten Männern in verschiedenen Richtungen bereist worden war, ist man doch noch nicht gehörig damit bekannt, was auch nicht zu verwundern ist, indem es über 20° der Breite und beinahe 50° der Länge umfaßt. Oestlich und südöstlich ist es von den Alleghany-, westlich von den Felsengebirgen, südlich von dem Meerbusen von Mexico begränzt. Gegen Norden zu ist es unmöglich, demselben eine bestimmte Gränze zu bezeichnen. Man war der Meinung, die Gewässer des Mississippi seyen auf dieser Seite von denjenigen, die ins Polarmeer oder in die Hudsonsbay fallen, durch Gebirgs- oder wenigstens Hügelketten getrennt. Allein damit verhält es sich anders, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß die Versicherung der Indianer theilweise sehr gegründet ist; sie behaupteten nämlich immer, die vier größten Flüsse des Continents, nämlich der Mississippi, der St. Laurent, der Saskatschewan und der Oregon oder Columbia hätten ihre Quellen in derselben Ebene. Wir werden bald sehen, was aus den in dieser Beziehung angestellten Untersuchungen sich ergeben hat.

Die Arbeiten des Major Long haben herausgestellt, daß sich in östlicher Richtung von den Felsengebirgen eine große, öde und nackte Ebene hinzieht, die östlich von den Ozarkgebirgen begränzt ist; diese letztern nehmen an der Quelle des Rio-Colorado von Texas ihren Anfang, erstrecken sich von Südwest nach Nordost bis zum Zusammenfluß des Missouri und des Mississippi, und reichen in derselben Richtung noch weiter hin, wobei sie an Höhe abnehmen. Bei ihrem Ursprung, wo sie sehr breit sind, bilden sie mit den Felsengebirgen einen Winkel von 45 Graden.

Eine andere Kette von Höhen, die Black Hills (Schwarzen Berge), beginnt unter 42° N. B. am linken Ufer des Plattenflusses, und bildet, wie die Ozarks mit den Felsengebirgen, einen Winkel von 45°; diese ist von letztern 100 Meilen entfernt, und zieht sich in nordöstlicher Richtung bis zu der großen im Jahre 1806 von Lewis und Clarke untersuchten Krümmung des Missouri hin. Zwischen dem Mississippi und Missouri von 45 bis 48° N. liegt ein ziemlich erhobener breiter Landrücken, der von den Franzosen den Namen Coteau de la Prairie erhalten hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Was bekanntlich seitdem geschehen. S. Ausland Nr. 172 v. d. J.

Reise der Astrolabe. Neuern Nachrichten aus Vandiemensland zufolge sind die Astrolabe und Zelée unter Capitän Dumont d'Urville nach einer längern Fahrt im asiatischen Archipel daselbst angekommen, um ausgebessert zu werden; beide haben sehr durch Krankheiten gelitten, vier Officiere sind gestorben und 20 Mann mußten am Ufer gelassen werden, während die Schiffe südwärts segelten, wahrscheinlich um den südlichen magnetischen Pol aufzusuchen. (Fr. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Mit einer Karte von Beludschistan.)

Digitized by Google

sobald es sich als den Schwächern erkannt; meine einzige Hoffnung ist, sie werden, wenn sie einmal die jetzige fruchtlose Opposition

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 153, 154.

Digitized by Google

mit dem in den großen Ocean fallenden Columbia; der Lauf einzelner

*) Was bekanntlich seitdem geschehen. S. Ausland Nr. 172 v. d. J.

Mann mußten am Ufer gelassen werden, während die Schiffe südwärts segelten, wahrscheinlich um den südlichen magnetischen Pol aufzusuchen. (Br. Bl.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Mit einer Karte von Beludschistan.)

Digitized by Google

Nr. 166.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Junius 1840.

Englische Colonialverhältnisse.

Die Canada-Bill.

Am Ende des vorigen Monats ging eine der wichtigsten Bills für die englisch-nordamerikanischen Colonien durch das Unterhaus. Nach einer keineswegs bedeutenden Debatte wurde dieß wichtige Actenstück, das einen Nebenbuhler der Vereinigten Staaten in künftigen Zeiten heran bilden soll, angenommen. Merkwürdig war dabei die Offenheit, welche sich hinsichtlich des Verhältnisses der französischen Canadier zu den englischen Bewohnern aussprach. In Niedercanada wohnen bekanntlich etwa 600,000 Menschen, wovon ein Viertheil Engländer seyn mögen; in Obercanada wohnt nur eine halbe Million sämmtlich englischer oder celtischer Abkunft. Die vorgelegte Bill verordnet, daß beide verschiedenen Theile eine gleiche Anzahl Repräsentanten zum gemeinsamen Parlament stellen sollen; da nun ein Viertheil in Niedercanada englisch ist, so kann dieß immer im Verein mit Obercanada in allen Fragen, welche direct oder indirect den Kampf der Racen betreffen, gemeinsam handeln, und die französischen Canadier überstimmen. Durham hat dieß in seinem berühmten, wahrscheinlich größtentheils von Ch. Buller verfaßten Bericht offen ausgesprochen, und insofern ist die Sache nicht neu, auch wurde die Nothwendigkeit so sehr anerkannt, daß trotz der Ungerechtigkeit, die darin liegt, selbst O'Connell, sonst so eifrig als Vertheidiger des Katholicismus, der hier mit der französischen Nationalität zusammenfällt, nur halblaut die Stimme dagegegen erhob, und keineswegs die Donner seiner Beredsamkeit ertönen ließ.

Merkwürdig bleibt dagegen die Härte, womit der eben genannte Ch. Buller, den die öffentliche Stimme schon als einen künftigen Colonialminister bezeichnet, sich über diesen Punkt aussprach: „So lange die französisch-canadische Partei die Majorität hätte, würde sie sich den Wünschen der englischen Regierung widersetzen; ich berufe mich aber auf alle, die den Charakter der Franzosen unter willkürlichen Regierungen kennen, mir zu sagen, ob es ein Volk gebe, das ruhiger sich unterwerfe, sobald es sich als den Schwächern erkennt; meine einzige Furcht ist, sie werden, wenn sie einmal die jetzige fruchtlose Opposition aufgegeben haben, allzu schmiegsame Werkzeuge der Regierung werden. Was übrigens auch diese Bill für Folgen nach sich ziehen mag, einer ihrer Hauptzwecke ist, der brittischen Race das Uebergewicht zu geben." So schroff dieß klingt, so muß man doch Bullern, wie der englischen Regierung Recht geben: sie können nicht anders handeln, und müssen gegen die französischen Canadier ungerecht seyn. Das Todesurtheil über die französisch-canadische Nationalität ist also gesprochen, und darf nur noch vollzogen werden. Das bedeutendste Mittel hiezu ist wohl, daß die englische Sprache in der legislativen Versammlung zur gesetzlichen erhoben wird.

Mit gleicher Entschiedenheit, wie über diese dem Absterben geweihte Nationalität, spricht er sich auch über die andern Hauptpunkte der Bill aus, mit deren sämmtlichen Punkten er indeß keineswegs übereinstimmt, wenn er gleich seine abweichende Meinung zurückhält. Der erste Punkt sind die kirchlichen Angelegenheiten, wo man, vielleicht um das Oberhaus nicht vor den Kopf zu stoßen, das in Amerika fast unerläßliche Freiwilligkeitsprincip (Voluntary principle) nicht völlig gelten lassen will, und unter Anderm auch Geistliche in den legislativen Rath, der die Stelle des Oberhauses vertritt, aufzunehmen gedenkt. Der andere Punkt ist die in neuerer Zeit so oft besprochene Frage über die verantwortliche Regierungsweise in den Colonien.*) In dieser letztern Beziehung führte er einen schlagenden Fall an, um die Nothwendigkeit einer wahren Repräsentativregierung zu beweisen. Einst sah er eine Schaar Freiwilliger von 800 Mann; davon waren 200 wirkliche Amerikaner, die über die Gränze herüber gekommen waren, und sich auf englischem Gebiet angesiedelt hatten, 250 davon waren zwar eingeborne Canadier, aber von amerikanischen Eltern, welche Verwandte in den Vereinigten Staaten hatten, 150 andere waren Irländer. „Würden solche Leute, fragt er, in eine Regierungsform einwilligen, wobei sie keine Stimme haben?" Und um dieser Bemerkung einen noch größern Nachdruck zu geben, fügte er hinzu: „Ereignisse können in kurzem eintreten, wo wir uns auf die offene Mitwirkung aller unserer Mitunterthа-

*) S. Ausland v. d. J. Nr. 153, 154.

Digitized by Google

nen in Canada werden verlaſſen müſſen, und können wir darauf hoffen, wenn wir ſie einer willkürlichen Regierung unterwerfen?“

Dieſe Worte, die man zugleich auch auf die kirchlichen Verhältniſſe ausdehnen muß, enthalten alle wahren Gründe für dieſen wichtigen Schritt, die beiden Canadas wieder zu vereinigen, ein Schritt, dem wohl bald der zweite folgt, auch die übrigen engliſchen Colonien in Nordamerika: Neu-Braunſchweig, Neu-Schottland u. ſ. w. gleichfalls mit den Canadas zu verbinden, und ſo einen, wenn auch ſehr umfang-, doch noch nicht menſchenreichen Staat zu gründen, der einigermaßen, mit Hülfe Englands, ein Gegengewicht gegen die Vereinigten Staaten bilden kann. Zu den wichtigſten Folgen dieſer Maaßregel gehören zwei Dinge: die großen Unternehmungen, welche Obercanada begonnen, aber nicht vollendet hat, um eine Waſſercommunication vom Obern-See bis zu der Mündung des Lorenzſtromes herzuſtellen, werden jetzt auf gemeinſchaftliche Koſten vollendet werden und dem Handel dieſer Länder eine Entwicklung geben, deren ſie bisher zum großen Nachtheil im Vergleich mit den Vereinigten Staaten weſentlich ermangelten. Dieſe neue Bewegung des Handels wird Capitalien und in Folge derſelben auch Maſſen von Auswanderern hinziehen, denn von allen engliſchen Colonien iſt Canada diejenige, welche den brittiſchen Auswanderern am meiſten zuſagt: ſie haben von den dortigen Indianern nicht das Mindeſte zu fürchten; ſie ſind, wie in England ſelbſt, rein auf Ackerbau und Viehzucht angewieſen, und das Klima iſt, wenn auch ſtrenger als in den meiſten Theilen Englands, doch geſund, und dem Engländer angemeſſen, was ſich in gleichem Grade weder vom Cap, noch von Auſtralien ſagen läßt, Weſtindiens zu geſchweigen.

Wir werden deßhalb bald eine regelmäßig geordnete Auswanderung nach Canada ſehen, und die Bevölkerung, nämlich die national-engliſche, wird ſich ſchnell heben und ein factiſches Uebergewicht über die franzöſiſche auch in Niedercanada gewinnen. Die Furcht vor Nordamerika wird mehr thun, um die engliſche Regierung zu ſteter Nachgiebigkeit gegen die Wünſche der engliſchen Canadier zu bewegen, als die eindringlichſten Vorſtellungen, und es ſteht ſeit Lord Durhams Bericht der große Gedanke feſt, ein canadiſches Reich auch hinſichtlich der freien Entwicklung den Vereinigten Staaten gegenüber zu ſtellen, wie man dieß in Betreff der militäriſchen Rüſtungen ſchon ſeit 20 Jahren gethan hat: man fühlte indeß ſeit dem canadiſchen Aufſtand die Nothwendigkeit, dem Gebäude einen andern Halt, als bloß den der brittiſchen Bajonette zu geben, von denen ein großer Theil nach den Vereinigten Staaten ausreißt.

Beludſchiſtan.

1. Das Land und ſeine Bewohner.

(Fortſetzung.)

Ueber die Bewohner Beludſchiſtans herrſcht noch vieles Dunkel: gewöhnlich nennt man nur Beludſchen und Brahuis, aber abgeſehen von den einzelnen, augenſcheinlich in neuerer Zeit eingewanderten Hindus und einer Kurdencolonie im Weſten, herrſcht in Beludſchiſtan dasſelbe Verhältniß, wie in Afghaniſtan und in den meiſten übrigen Theilen Perſiens. Die beiden erſtgenannten Stämme ſind die Eingewanderten, die Eroberer, welche hier, wie faſt in ganz Perſien, die Ureinwohner unterdrückt haben. Wir finden hier zwar nicht den Namen Tadſchik, wie im nördlichen Perſien und im Turkomanenlande, aber die Dehwars oder Dehkans bezeichnen dasſelbe. Pottinger ſagt in ſeiner Reiſe ausdrücklich: „Die Dehwars oder Dorfbewohner ſind dasſelbe Volk, das man in vielen Theilen Aſiens unter verſchiedenen Namen findet, welche alle rein perſiſch reden, gleiche Sitten und Beſchäftigungen haben, und, ſo viel ich weiß, allenthalben unter gleichen Verhältniſſen zum herrſchenden Stamme leben.“ Pottinger zieht daraus den Schluß, es ſeyen Colonien, die nach und nach eingewandert ſeyen, und unter beſtimmten Verträgen mit der herrſchenden Macht ſich anſiedelten. Andere ſind freilich der Anſicht, dieſe Perſiſchredenden ſeyen der eingeborne Stamm, und die wandernden Krieger- und Hirtenſtämme die Fremden, wie dieß z. B. mit den Afghanen — der völlig fremden Turkomanen und Araber gar nicht zu gedenken — entſchieden der Fall ſcheint, da ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach aus den Paropamiſaden in ihre gegenwärtige Heimath zogen. Der Streit iſt indeß wohl leicht zu löſen, wenn man annimmt, daß in frühern, glücklichern und ruhigern Perioden des Perſerreichs die angeſeſſenen, ſtädtebewohnenden und ackerbautreibenden Einwohner das Uebergewicht über die Hirtenſtämme beſeſſen, während die unruhigen Zeiten dieſen letztern die Herrſchaft in die Hände gaben.

Woher die Beludſchen ins Land gekommen ſeyn ſollen, läßt ſich, ſo lange man ihre Sprache nicht genauer unterſucht und ihr Verhältniß zu den übrigen perſiſchen Dialekten nicht hergeſtellt hat, unmöglich entſcheiden. Perſiſch iſt ihr Dialekt ohne allen Zweifel, und Pottinger ſagt ausdrücklich, ſo fremd ihm auch anfangs ihre Sprache vorgekommen ſey, ſo habe er doch allmahlich bloß durch ſeine Bekanntſchaft mit dem Perſiſchen ſie verſtanden, in dem Maaße, als er ſich an ihre Art die perſiſchen Worte zu verändern und auszuſprechen gewöhnt habe. Daß der Name Beludſchen nicht, wie Manche vermutheten, neuern Urſprungs ſey, ſondern in ein hohes Alterthum hinaufreiche, hat Ritter in ſeiner Erdkunde hinreichend nachgewieſen. Daß Pottingers Anſicht, ſie ſtammten von verſprengten Turkomanenſtämmen ab, wenig Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß ſie entweder ihre turkomaniſche Sprache behalten, oder die Sprache der alten Landeseinwohner, der Dehwars, der Perſiſchredenden, hätten annehmen müſſen, aber keinen beſondern, dem Perſiſchen doch ſehr verwandten Dialekt ſprechen könnten.

Anders verhält es ſich mit den Brahuis, welche mehr den öſtlichen Theil bewohnen: ſie ſprechen eine entſchieden nichtperſiſche Sprache, und ſollen ſich auch in ihrer Geſichts- und Körperbildung ſehr weſentlich von den Beludſchen unterſcheiden. Ritter hat es durch Zuſammenſtellung mehrerer Nachrichten wahrſcheinlich gemacht, daß zahlreiche indoſkythiſche Völkerreſte in dieſes Gebirge verſprengt worden ſeyen. Wir können ſeiner

Digitized by Google

Auseinanderſetzung nicht folgen, und bemerken bloß, daß ſowohl vor als gewiß auch nach der griechiſchen Eroberung von Baktra Völker aus dem Norden des Oxus, (Sacae, Skythen,) in dieſe Länder eingedrungen ſind und Reiche geſtiftet haben. Die Geſchichte jener Völkerzüge, welche in nahem Zuſammenhange mit dem Kampfe der Braminen und Buddhiſten zu ſtehen ſcheint, fängt ſeit der Entdeckung und Ausgrabung der Topen erſt zu dämmern an, ſo viel aber iſt bereits ermittelt, daß im Lande ſüdlich von Hindukuſch, wahrſcheinlich bis tief in Beludſchiſtan hinein, die buddhiſtiſche Religion, zu der viele der indoſkythiſchen Völker ſich bekannt zu haben ſcheinen, die herrſchende war. Aus jenen Zeiten, wohl kaum aus einer ſpätern, datirt ſich die Einwanderung der Brahuis, und in dieſe Beziehung iſt es bemerkenswerth, daß Pottinger eine große Aehnlichkeit des Klanges zwiſchen der Sprache der Brahuis und dem Pendſchabdialekte *) gefunden hat. So neuen Urſprungs, als Pottinger meint, kann die Niederlaſſung der Beludſchen und Brahuis in dieſem Lande unmöglich ſeyn, dafür zeugt außer den bereits angeführten, der Sprache entnommenen Gründen namentlich auch der enge Verband, der ſich zwiſchen zwei ſo gänzlich verſchiedenen Völkern gewiß nicht im Laufe weniger Jahrhunderte gebildet hat, denn durch die zahlreichen Zwiſchenheurathen ſind bei manchen Familien und ſelbſt ganzen Stämmen die charakteriſtiſchen Unterſchiede beider Völker ſo gut wie verſchwunden, ſo daß ſich eine dritte, zwiſchen beiden mitten innеſtehende Race gebildet hat.

Die Beludſchen zerfallen nach Pottinger in drei Hauptzweige, die Narui, Rind und Maghſi. Die erſten bewohnen hauptſächlich den weſtlichen Theil des Landes, beſonders das Kohеſtan, die zwei andern Zweige in Kelſch Gendawa, wohin ſie in verſchiedenen Zeiten aus Mekran der eingewandert ſind, und ſich mit den Jeths (Jhats), den alten Ackerbauern des Bodens von indiſchem Stamm, vermiſcht haben. Pottinger rechnet die Naruis auf etwa 12,000, die Sinds auf 33,000, die Maghſis auf 44,000 Seelen; doch ſind nicht alle einzelnen Zweige mit Zahlen aufgeführt. Dieſe Beludſchen ſind ſchön gebaut, ſchlank, doch nicht beſonders kräftig, ein Hirtenvolk, das gerne auf Plünderung ausgeht, rachſüchtig und grauſam. Die Brahuis dagegen haben dicke Glieder, kurze Geſtalt, runde Geſichter, glatte Phyſiognomien, braune Haare und braunen Bart; auch ſind ſie, obgleich kräftiger und tapferer, doch friedlicher geſinnt, als die Beludſchen, und ihre Häuptlinge, denen ſie ſehr treu ſind, üben eine unumſchränktere Herrſchaft über ſie aus. Pottinger führt keine Hauptabtheilungen unter ihnen auf, wie die Narui, Rind und Maghſi bei den Beludſchen, ſondern nur die einzelnen Elans, und gibt die Zahl von 52 derſelben zu etwas mehr als 100,000 Menſchen an. Ein Stamm derſelben, die Kamboranis, nimmt wohl von andern Weiber, gibt ihnen aber keine; auch einige Elane der Rind-Beludſchen und der Brahuis ſtehen auf demſelben ſchroffen Fuß gegen einander.

*) Er führt auf S. 54 ausdrücklich an, daß viele alte Hindwworte ſich in der Brahuiſprache fänden.

(Fortſetzung folgt.)

Spaniſche Sprüchwörter und Sinnſprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutſche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Por el Santo se besa la Peana.

Oeftermal küßt man den Schemel ums Heiligenwillen,
Schmeichelt der Mutter, weil man liebt die Tochter im Stillen.

•

Por el Pan bagla el Perro.

Willſt du des Hundes Künſte ſehen,
So mußt ein Stücklein Brod ihm geben.

•

Piensa mal y acertarás.

Denk' immer ſchlecht,
Behältſt du recht.

•

Pobre porfiada saca mendrugo.

Bettle nur mit Ungeſtüm,
Haſt gewiß davon Gewinn.

•

Paga adelantada es viciosa.

Vorausbezahlen iſt nicht gut,
Weil man es gern vergeſſen thut.

•

Perdido por mil, perdido por mil y quinientos.

Wenn einmal tauſend zum Teufel ſind,
Schlag' fünfzehnhundert ich auch in den Wind.

•

Por la Boca muere el pés.

Der Fiſch ſtirbt durch ſein Maul, das nimm dir zum Exempel,
Und drück' auf deines feſt des Schweigens weiſen Stempel.

•

Puerco, cochino, marrano, lechon, quatro palabras y una cosa son.

Friſchling, Sau, und Schwein, und Bache,
Sind vier Wort' für Eine Sache.

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortſetzung.)

Im Jahre 1820 erhielt General Caß von der Centralregierung den Auftrag, den nordweſtlich von den großen Seen gelegenen und von dem Miſſiſippi begränzten Gebietstheil der Union zu unterſuchen. Der Bericht dieſer Expedition iſt von Hrn. H. R. Schoolkraft herausgegeben worden. Der Zweck der Reiſe war, genaue Notizen über die Namen, die Anzahl, die Geſchichte, den Zuſtand, die Lebensart und den Charakter der indianiſchen Stämme zu erhalten, die Geographie des Landes zu ſtudiren und Materialien zur Verfertigung einer Karte zu ſammeln; ferner einen Ort für eine Garniſon an den entlegenſten Ufern des obern Sees zu beſtimmen, ſo wie Nachrichten über die Kupfer- und Bleiminen und über die in jenen Gegenden befindlichen Gypsgruben einzuholen; endlich aber, von den Indianern die für die Vereinigten Staaten vortheilhaft ſcheinenden Gebietstheile anzukaufen.

Die in den ersten Tagen Augusts begonnene Reise ward am 25 September beendigt. Man ging von New-York aus, erreichte den Erie-See zu Land, fuhr auf einem Dampfschiffe von Buffalo nach Detroit und bis zu dem Flusse gleichen Namens, der den Erie- und Saint-Clair-See verbindet. Hierauf begaben sich die Reisenden auf indianischen Booten an den Huronen- und Missisagaiegon-See, den man aber gewöhnlich den obern See nennt. An den Ufern eines Flusses untersuchte man eine ungeheure Masse gediegenen Kupfers, wovon schon verschiedene Reisende gesprochen hatten. Hr. Caß und seine Gefährten fuhren, nachdem sie bis zum westlichen Ende des Sees gelangt waren, den Saint-Louis-Fluß aufwärts, begaben sich zu Land an den Sandy-See, bestiegen sodann ihre Boote wieder, und kamen auf dem kleinen See Winnipek zu einem andern unter 48° 50′ N. gelegenen See; dieß war das Ende ihrer Reise. Eben dieser See erhielt den Namen Kassina; der nicht weit davon entspringende Missisippi durchfließt ihn; er liegt 2978 engl. Meilen von dem Meerbusen von Mexico. Man ging hierauf an den Sandy-See zurück, und fuhr den Missisippi abwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Wisconsin, auf welchem man aufwärts fuhr; von da gelangte man zu dem Fuchsfluß, der zum Michigan-See führte, den sie gänzlich umfuhren, und von wo aus sie nach Detroit zurückkehrten. Diese Forschungsreise lieferte sehr interessante Nachrichten über Gegenden, die bloß von Jägern besucht worden waren. Gegenwärtig ist bereits ein Theil derselben von zahlreichen Colonisten bewohnt. Hr. Schoolkraft versäumt nicht, in seinem Bericht der Franzosen zu erwähnen, die seit ihrem ersten Erscheinen in diesen Gegenden im 17ten Jahrhundert beständig daran arbeiteten, dieselben sowohl durch ihre Züge als durch ihre Schriften bekannter zu machen.

Gegenstand einer zweiten Reise des Major Long im Jahre 1823 war der Gebietstheil der amerikanischen Union zwischen dem Missisippi und dem Coteau des Prairies. Er ging von Pittsburg aus bis an das südliche Gestade des Michigan, von da an den Wisconsin und Missisippi, fuhr über letztern und setzte den Weg seinem rechten Ufer entlang fort. Bei dem Wasserfall St. Anthony, am Zusammenfluß des St. Pierre angekommen, fuhr er den letztern in seiner ganzen Länge aufwärts, so daß er bis an seine Quelle gelangte, die sich in einer Hochebene unter 45° 55′ N. nicht weit von der des rothen Flusses befindet; letzterer fließt anfangs gegen Norden, später aber in entgegengesetzter Richtung.

Die Expedition verfolgte bei ihrem Uebergange von dem Gebiete der Union auf das von Großbritannien den St. Pierrefluß bis zur Mündung in den großen Winnipec-See, der sein Wasser durch den Bourbon- oder Nelsonfluß in die Hudsonsbay sendet. Den Winnipec-See verließ sie, indem sie den Fluß gleichen Namens aufwärts fuhr, kam hierauf über den Wälder-, den Regen-See und andere minder bedeutende Seen, und gelangte auf diese Weise an das nördliche Gestade des obern Sees, den man bis zum Wasserfall St. Marie verfolgte. Bei der Ueberfahrt vom Winnipec zum Missisagaiegon mußte man die Boote zweiundsiebzigmal zu Lande weiter schaffen, weil man bei der Menge von Katarakten und Wasserfällen keinen Gebrauch von ihnen machen konnte. Die Beschaffenheit des Landes bis zum St. Pierrefluß, der von den Sioux Menesota oder Utopan (Fluß mit trübem Wasser) genannt wird, ist von der Art, daß es den Vereinigten Staaten eine sehr feste und sehr sichere Schutzmauer gegen jeden feindlichen Einfall bietet.

Die physikalische Geographie dieser Gegenden hat durch die Beobachtungen Hrn. Longs und seiner Gefährten sehr viel gewonnen. Die von Träumern als Scheidungslinie der Gewässer angenommenen Gebirge sind so wenig vorhanden, daß der Travers-See, aus welchem der Rothe Fluß entspringt, zur Zeit des Austretens mit dem bloß drei Meilen entfernten und von dem St. Pierrefluß durchströmten Bigstone-See in Verbindung tritt.

Zwischen den Sioux und Tschippeways waren Feindseligkeiten ausgebrochen, denen die Regierung der Union ein Ende machen wollte. Hr. H. R. Schoolkraft erhielt den ehrenvollen Auftrag, diesen Krieg beizulegen. Während Hr. Schoolkraft damit beschäftigt war, den Frieden zwischen diesen Stämmen herzustellen und über ihren dermaligen Zustand alle der Regierung nützlichen Notizen zu sammeln, sollte er ihnen auch die Vortheile der Schutzpocken auseinandersetzen, und sie bereden, zur Impfung zu schreiten. Er erfüllte im Jahre 1831 diesen Theil seines Auftrages, und untersuchte dann das Land zwischen dem obern See und dem Missisippi südlich vom St. Anthonyfall; im Sommer 1832 richtete er dann seine Aufmerksamkeit auf das nördlich gelegene Land, welches die Hochebene bildet, wo die dem Becken jenes großen Flusses angehörigen Gewässer von denen, die ihren Lauf in die Hudsonsbay nehmen, sich scheiden.

Der General Caß hatte von Indianern erfahren, die Quelle des Missisippi befinde sich in einem 60 Meilen nordwestlich vom Kassina gelegenen See; als Hr. Schoolkraft zu diesem gelangt war, schiffte er sich auf demselben ein, kam von einer Wasserfläche zur andern, und erreichte endlich den Itasca-See, den entferntesten von ihnen; er liegt 5160 Meilen vom Meerbusen von Mexico und 1500 Fuß über dessen Wasserspiegel; östlich, südlich und nördlich bemerkt man sehr niedrige Hügelketten. Hr. Schoolkraft untersuchte auch das von den Flüssen St. Croix und Brulée bewässerte und bis zum obern See hin sich erstreckende Land.

(Fortsetzung folgt.)

Medaillen der englischen geographischen Gesellschaft. Am 25 Mai hielt diese ihre neunte Jahressitzung, bei welcher die jährlich für die wichtigsten Reisen zu ertheilenden Medaillen an Hrn. Schomburg für seine Reisen in Guiana, und an Hrn. Major Rawlinson für seine Forschungen in Persien ertheilt wurden. Rawlinson war nicht anwesend, sondern befindet sich noch in Bombay, weßhalb Contreadmiral Malcolm die Medaille für ihn in Empfang nahm. — Die Gesellschaft zählt jetzt 697 englische Mitglieder.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71 u. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Hegesippe Moreau. — Dänische Literatur.** (Fortsetzung.) **— Die brittischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.** (Fortsetzung

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande dargebrachten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 167.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Junius 1840.

Die Bevölkerung Portugals.

Lissabon, Mai 1840.

Noch immer ist und bleibt es eine schwierige Aufgabe, die wahre exacte Angabe der Bevölkerung Portugals auszumitteln. So oft auch noch Zählungen vorgenommen wurden, eben so oft gibt es Differenzen, die in die Hunderttausende gehen, was übrigens gar nicht zu verwundern ist, da man nicht einmal ausfindig machen kann, wie viele Wohnhäuser oder Feuerstellen man zählt, so daß man in diesem Jahre abermals einige 70 Tausend mehr angibt, wie in dem vergangenen, und die doch gewiß nicht in dieser Zeit neu erbaut wurden; daß man aber auch nicht einmal weiß, wie viele Kirchspiele oder Pfarreien man im Lande hat, und daß es in den Angaben der statistischen Tabellen, die das Gouvernement bekannt machen läßt, ihm auf einige Hunder Pfarreien mehr oder weniger nicht ankommt, ist wohl unverzeihlich. Es zeigt dieses so recht von Haus aus, wie nachlässig hier alle Gouvernementsgeschäfte betrieben werden, und auf welchem erbärmlichen Grund der ganze Staatshaushalt erbaut ist. Wenn man nicht einmal weiß, wie viele Menschen man regiert, so weiß man auch noch viel weniger, auf welche Hülfe zu den Staatsausgaben von diesen Menschen zu zählen ist.

Das Gouvernement hat es besonders in den letzten Jahren nicht an Erinnerungen und Verordnungen zur Aufstellung statistischer Tabellen fehlen lassen, so wie zu regelmäßigen Einsendungen derselben, allein die Behörden, denen dieses obliegt, gehorchen nicht, sie leisten keine Folge, wohl wissend, daß so etwas hier gar nicht bestraft wird, und daß das Gouvernement sich nur damit begnügt, Befehle zu ertheilen, ohne sich weiter darum zu bekümmern, ob man ihnen auch nachkommt. Die beauftragten Oberbehörden bekümmern sich deßhalb auch nicht darum, ob die Unterbehörden bei der Aufstellung der partiellen Tabellen genau zu Werke gehen; sie bemühen sich nicht, dieselben zu prüfen, was schon daraus hervorgeht, daß man nicht einmal die Pfarreien gehörig angibt, die doch jeder Beamte in seinem Districte an den Fingern herzählen könnte. Auf diese Art werden dann nun meistens unrichtige Tabellen eingeschickt, die das Gouvernement hierauf einer dazu ernannten Commission übergibt, um daraus eine Generaltabelle zusammenzustellen. Die Resultate dieser Commission, an deren Spitze der durch seine meteorologischen Beobachtungen bekannte Oberst Franzini steht, und welche den Anfang des Jahres 1838 in sich begreifen — die Tabellen von dem Jahre 1839 sind noch nicht alle eingegangen — sind nun folgende: Portugal enthält nach der neuern Eintheilung sieben Provinzen, Minho, Tras os Montes, Beira alta (Hoch-Beira), Beira baixa (Nieder-Beira), Estremadura, Alemtejo und Algarbien, und diese sind zusammen in 17 Administrativdistricte vertheilt, diese wieder in 51 Comarcas (Gerichtsbezirke), und diese in 382 Concelhos (Territorialbezirke) mit 3692 Kirchspielen und 827,947 Feuerstellen oder Familien (was hier gleichbedeutend ist, und auf diese Art kann ein einziges Haus viele Feuerstellen oder Familien enthalten), mit einer Gesammtbevölkerung von 3,224,474 Seelen. Minderjährige unter sieben Jahren zählte man 513,017; Geborne 99,097, Gestorbene 67,541, geschlossene Ehen 23,598.

Die Commission macht hierüber noch folgende Bemerkungen: die Zählungen, welche man in den Jahren 1815 bis 1819 vornahm, gaben ein Resultat von 4100 Kirchspielen, 754,858 Feuerstellen und eine Bevölkerung von 3,013,900 Seelen, 102,037 jährlicher Geburten, 66,410 Gestorbene und 21,433 geschlossene Ehen. Hieraus folgt also in Vergleich mit der letzten Zählung eine Vermehrung von 73,099 Familien oder Feuerstellen und 210,575 Individuen; allein aus diesem Factum kann man nicht den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung zugenommen, denn die Anzahl der Gebornen in der letzten Zählung ist nicht größer geworden, im Gegentheil ist sie um 2940 geringer, und die Anzahl der Verstorbenen ist auch in dem letzten Jahre um 1131 größer, als in den vorhergehenden Jahren, so wie auch die Zahl der Ehen um 2165 stärker war. Hieraus ist wohl der richtige Schluß zu ziehen, daß die einzelnen Tabellen nicht mit Genauigkeit aufgestellt sind, woran hauptsächlich noch das Mißtrauen des Volks die Schuld hat, richtige Angaben einzureichen; es versteht noch nicht, was man mit solchen Tabellen bezwecken will, und verheimlicht Vieles. — Den Beweis für diese Meinung will der Berichterstatter darin finden, daß sich das

Digitized by Google

Mißtrauen nach und nach verliere, und daß in der letzten Zählung schon 37,015 Feuerstellen mehr angegeben sind, als in der Zahlung von 1836; allein dieß scheint keinen Halt zu haben: wie kann man denn ganze Familien und Feuerstellen verläugnen und dieselben ignoriren, da sie doch im Angesichte der Behörden leben? — Die Unrichtigkeiten in diesen Tabellen sind einzig und allein der Nachlässigkeit der Behörden zuzuschreiben, die ungestraft thun und lassen, was ihnen gutdünkt. Solche Wahrheiten scheuen sich aber die ernannten Commissionen öffentlich zu bekennen, denn sie wollen es mit Niemanden verderben.

Die Commission bemerkt nur noch, daß die Zahl der Verstorbenen viel zu gering angegeben, weil eine große Menge verstorbener Kinder gar nicht in die Kirchenbücher eingetragen wird, eben so wenig wie die Vielen, welche in den Hospitälern sterben. Was die Kinder betrifft, so ist dieses schon schwieriger, denn die Eltern, welche arm sind, nehmen ihr todtes Kind, und tragen es in die erste beste Kirche (um die Kosten der Beerdigung zu ersparen), legen es daselbst auf einen Altar oder in irgend eine Ecke, und gehen davon, das Begräbniß dem Pfarrer oder den Kirchenvorstehern überlassend; aber auch dieses wäre ja mit gehöriger Aufsicht abzustellen! — Die Geburten im Vergleich mit der Bevölkerung geben das Resultat von 32 Individuen auf jede Geburt, was mit den Resultaten in Frankreich und Belgien übereinstimmend ist.

Beludschistan.

1. Das Land und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Provinzen Jhalawan und Sarawan mit dem dazwischen liegenden District von Kelat umfassen genau die von Pottinger sogenannte Brahuikette bis zu 26° N. B. Jhalawan, die südlichere, umfaßt die Thals oder Districte von Wadd, Khozdar, Nal, Punduran, Zahri und Sedi nebst einigen andern von geringerer Bedeutung, deren Häuptlinge alle von dem Chan von Kelat mehr oder minder abhängen. In Jhalawan gibt es nur ganz kleine Bäche, aber Wasser genug zur Befruchtung des Bodens kann gewonnen werden, wenn man nur einige Fuß tief gräbt. Sarawan, das im Norden an die afghanischen Berge stößt, zerfällt in die Districte Nuschky, Kur, Kohek, Paintkohal, Sirrob, Kischtan u. s. w.; sie haben weder feste Städte noch Dörfer, und die Tumans (Wanderdörfer) der Brahuis wechseln unaufhörlich ihren Platz, je nach dem Bedürfniß der Weide. Der District Kelat gehört eigentlich zur Provinz Sarawan; es ist aber allmählich Gewohnheit geworden, ihn davon zu unterscheiden, weil die Chans von Kelat sich das Recht angemaßt haben, die Landereien an ihre Khanesads (Hausslaven) und andere abhängige Leute zu vergeben, ohne Rücksicht auf die Häuptlinge der Kheils (Clans), welche sonst in diesem Gebiet wohnten, und in Folge dieser Ansiedlung der Khanesads sich allmählich entfernten, so daß diese jetzt ausschließlich um Kelat her den Boden bauen. Die Provinz Jhalawan, obgleich ausnehmend gebirgig, hat doch einige kleine Ebenen oder Thäler, wie die von Wadd, Soberab und Khozdar, wenn gleich das Brahuigebirge gegen Süden kaum noch 9 bis 10 geogr. Meilen breit ist; die Provinz Sarawan dagegen hat außer einer 6—7 Meilen breiten, ganz unfruchtbaren, und darum auch Deschtidedaulet (die arme Wüste) genannte Fläche, durchaus keinen ebenen Landstrich, der auch nur einige Meilen im Umfang hätte. Zudem hat auch die erstere Provinz ein gemäßigteres Klima, und der Regen fällt häufig genug, daß der sonst steinige und arme Boden anbaufähig wird, nichtsdestoweniger aber ist Sarawan, auch ganz abgesehen von Kelat, doppelt so stark bevölkert, als Jhalawan, was Pottinger bloß einer unerklärlichen Vorliebe für ein nördliches Klima zuschreibt.

Die Stadt Kelat gilt gegenwärtig und schon seit langer Zeit als die Hauptstadt dieser Provinzen, und ihr Besitz übte mehr als Einmal eine gewisse Autorität über ganz Beludschistan aus, da sie der Sitz der einzigen, regelmäßigen Regierung im Lande ist. Um die Mitte des 17ten Jahrhunderts soll noch eine Hindudynastie in Kelat geherrscht haben, die aber, von räuberischen Afghanen angefallen, Beludschen aus dem Westen zu Hülfe rief. Diese kamen unter Anführung eines gewissen Kambor, *) verjagten die Räuber, aber bald auch die Hindudynastie, von welcher ein Zweig unter dem Namen Gurowani **) im Lande blieb und den Islam annahm, der Rest aber nach Schikarpur, Bukhor und Multan zog, und sich dort an seine Glaubensgenossen anschloß. Diese Begebenheit scheint den Anstoß zu dem spätern Vordringen nach Osten gegeben zu haben, wenn sie gleich, so wie sie Pottinger erzählt, manches Unwahrscheinliche hat, denn von ältern Zeiten her kann sich keine Hindudynastie hier erhalten haben, wie aus dem sehr eifrigen Mohammedanismus der Beludschen und Brahuis, so wie ihrer alten Verbindung mit den Arabern hervorgeht, und es müßte nur ein Hindugouverneur des mongolischen Delhikaisers sich hier behauptet und bei seiner bedrohten Stellung die Beludschen aus dem Westen, von denen notorisch viele in das Heer des Großmogols traten, zu Hülfe gerufen haben. Doch dem sey wie ihm wolle, genug, seit dem Ende des 17ten Jahrhunderts herrschte in Kelat eine mohammedanische Beludschendynastie, deren Haupt später von Nadir Schah zum Beglerbeg von ganz Beludschistan ernannt wurde. ***) Kurz vor diesem Ereigniß war Ketich Gondawa, das mehrere kleine Häuptlinge unter der Obergewalt des Gouverneurs (Nawab) von Sind in Besitz hatten, von Kelat aus erobert worden, und zwar unter Verhältnissen, die hier einen fortdauernden siegreichen Kampf des Islam mit dem Hinduglauben voraussetzen.

Nadir Schahs Zug nach Indien hatte sämmtliche ostpersische Völker in Bewegung gebracht. Nassir Chan, derselbe, den Nadir Schah zum Beglerbeg von Beludschistan ernannt, ein kluger Fürst, schloß sich an Ahmed Schah Durani, den Schöpfer der Duranidynastie in Afghanistan an, in der Art, daß er weder

*) Daher der Clan der Kamboranis, die keine ihrer Töchter an einen andern Clan verheurathen.

**) Von Guru, was einen Hindupriester bedeutet.

***) Er machte, um seine Herrschaft zu befestigen, einen militärischen Marsch in der Runde durch ganz Beludschistan.

Digitized by Google

Tribut zahlen, noch bei innern Streitigkeiten zur Stellung von Truppen angehalten werden könne, sondern nur zur Vertheidigung Afghaniſtans gegen äußere Feinde beizutragen habe. In dieſer Stellung folgte er Ahmed Khan auf ſeinen Zügen nach Indien, ſo wie im Kriege gegen die Perſer, welche Afghaniſtan wieder unter perſiſche Hoheit bringen wollten, und dieß Verhältniß ſcheint bis in die neueſte Zeit fortgedauert zu haben. Denn während des Bürgerkriegs, der Afghaniſtan zerriß, hören wir nie von Beludſchen, die darin aufgetreten wären, aber als die Perſer gegen Herat zogen, finden wir wieder Beludſchen, in Verbindung mit den Fürſten von Kandahar, und gegen die Engländer trat der Chan von Kelat bekanntlich, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand, gleichfalls als Streiter wieder auf.

Die Macht von Kelat über das übrige Beludſchiſtan war immer ſchwankend: die Stamme wählen ſich ihre Häupter ſelbſt, und meiſt bleibt die Würde üblich. Naſſir Chan ſetzte Hakims oder Gouverneure in Kedſchi, der Hauptſtadt von Mekran, und in Gondawa ein, die Bevölkerung dieſer Städte betrachtete dieß aber als eine ſolche Verletzung ihrer Rechte, daß die Gouverneure ſich nur durch ſtarke Truppencorps halten konnten. Sobald Naſſir Chan todt war, wurden die Gouverneure verjagt, und nur in Gondawa konnte der eine durch Naſſir Chans Nachfolger wieder eingeſetzt werden, die Hauptſtadt von Mekran aber ſtand ſeit jener Zeit nur unter einer nominellen Hoheit des Chans von Kelat. So ſehr indeß die Clans einer Einmiſchung in ihre innern Angelegenheiten widerſtrebten, ſo entſchieden war die Obergewalt des Chans von Kelat in auswärtigen Angelegenheiten, denn er erklärte Krieg und Frieden, und die Sirdars der Clane mußten mit ihren Truppen ihm Beiſtand leiſten, ja auf Verlangen dieſelben in Perſon begleiten. Auch konnte, wenn ein Mitglied eines Clans ſich über den Sirdar zu beſchweren hatte, die Sache vor den Chan von Kelat gebracht werden. Pottinger ſchätzt die Anzahl der Truppen, welche derſelbe nöthigenfalls auf die Beine bringen konnte, auf etwa 60,000 Mann, und ſeine Einkünfte auf 350,000 Rupien, was über eine halbe Million Gulden ausmacht. *) Zu Naſſir Chans Zeit betrugen die Einkünfte faſt das Zehnfache, aber Mekran, Lus, Pendſchghur, Dizak, Kharan u. ſ. w. zahlten damals noch Tribut, und die Zölle zu Karatſchi in Sind gehörten gleichfalls dem Chan von Kelat.

(Schluß folgt.)

*) Pottinger ſagt 45,750 Pf. St.

Ausgrabungen im Parthenon und der Akropolis von Athen.

Vor kurzem hat man am Fuße des Parthenon eine große Menge Fragmente von jeder Größe gefunden. Friesen, Triglyphen, Metopen, Akroteren ſind aus Terra Cotta, mit Gemälden nach Art der griechiſchen oder etruskiſchen Vaſen geſchmückt, und laſſen ihrer Form und ihren Verzierungen nach keinen Zweifel, daß ſie zur Bekleidung des erſten Baues gedient haben, auf deſſen Ruinen Iktinus ſeinen unſterblichen Tempel errichtete. Die Propyläen, die ſo lange durch türkiſche Gebäude maskirt waren, haben ſeit einigen Monaten einen Theil ihrer Pracht wieder erlangt, und verkündigen immer noch auf würdige Weiſe das Heiligthum, wo Griechenland ſeine Meiſterwerke aufbäufte. „Das iſt," ſpricht Pauſanias, indem er davon redet, „das bewundernswürdigſte Gebäude, das man bis jetzt unternommen, ſowohl in Bezug auf die Größe der Marmorblöcke, als die Schönheit der Ausführung. Zur Rechten erhebt ſich der Tempel der Victoria Aptera, zur Linken iſt ein mit Gemälden geſchmücktes Gebäude."

Dank den letzten Ausgrabungen, dieſe Beſchreibung iſt in allen ihren Theilen wahr. Von allem Beiwerk befreit, können die Propyläen leicht nach der Idee wieder hergeſtellt werden; ihre doriſchen Säulen, ihre Geſimſe, ihre Friesen ſo zart ausgemeißelt, ihre Deckenverzierungen, wo goldene Sterne auf azurnem Grunde glänzten — Alles iſt da; der Grund der alten Stufen iſt wiedergefunden, nur die Gemälde fehlen in der Pinakothek und fünf Bronzethüren, die in das Innere der Citadelle führten; man ſollte glauben, man könne am Tage des Feſtes der Panathenäen die lange Proceſſion heraustreten ſehen, deren Gruppen an den Metopen des Parthenon in Stein gehauen ſind. (Echo du Monde Savant vom 5 Juniut.)

Ueberſicht der neuern geographiſchen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortſetzung.)

Otto v. Kotzebue, ein ruſſiſcher Marineofficier, hatte im Jahre 1817 nach Durchſchiffung der Beringsſtraße an der Küſte Amerika's unter dem 67° N. B. eine Bay entdeckt, die ſüdlich bis zum 60° reicht; die Umſtände geſtatteten ihm nicht weiter nördlich vom Cap Golowin (68° 45') vorzudringen.

Der Capitän Beechey legte, nachdem er den ſtillen Ocean durchſegelt hatte, am 25 Julius 1826 in der Bay Kotzebue's an; er verfolgte hierauf die Küſte bis zum Eliscap, dem öſtlichſten Punkt, wohin Cook im Jahre 1779 gelangt war; im Begriff, in die Bay Kotzebue's zurückzukehren, entſendete Hr. Beechey unter dem Befehl zweier Officiere eine Schaluppe in öſtlicher Richtung, und dieſe drang bis zu einem Vorgebirge, das den Namen Cap Barrow erhielt. Sie kamen in häufige Berührung mit Eskimos, die ſich aber ſtets grob, ungeſtüm und ſogar feindſelig benahmen. Das Cap Barrow war der nördlichſte Punkt, den man damals an der Küſte des amerikaniſchen Continents kannte; derſelbe bildete einen um ſo bemerkenswerthern Vorſprung, als die ganze übrige Küſte wellenförmig und mit Inſeln beſetzt erſchien. Die Breite dieſer Landſpitze betrug nicht über anderthalb Meilen; an ihrem äußerſten Ende bemerkte man mehrere kleine Seen und an dem öſtlichen Geſtade ein kleines Dorf; die ſehr gegründete Furcht, in das Eis zu gerathen, veranlaßte die beiden Officiere, den Weg nach dem ihnen beſtimmten Zuſammenkunftsort einzuſchlagen; nach mehrfach überſtandener Gefahr, von den mit jedem Augenblick ſich mehrenden Eisblöcken eingeſchloſſen zu werden, kamen ſie am 9 September daſelbſt an. Durch die Expedition des Hrn. Beechey lernte man einen bedeutenden Theil der Küſte des Polarmeeres kennen.

Dieſer Officier wollte im folgenden Jahre, nachdem er in der Bay Kotzebue's den Winter zugebracht hatte, ſeine Arbeiten wieder beginnen: unvorhergeſehene Umſtände aber ſtellten ſich ihm dabei entgegen; er nahm mehrere Punkte an der Küſte auf, und verließ am 22 October 1827 dieſe Gegenden.

Die Entdeckung der öſtlichen Einfahrt in das Polarmeer war von

Digitized by Google

Hrn. Parry im Jahre 1819 gemacht worden; im Jahre vorher befehligte er das zweite Schiff der Expedition unter Capitän John Roß; nachdem dieser letztere die Küsten der Baffinsbay befahren und die Richtigkeit der Beobachtungen dieses großen Seefahrers des 17ten Jahrhunderts erkannt hatte, befand er sich am 30 August vor der James Lancaster-Bay; er hatte sich derselben bis auf eine Entfernung von 10 Meilen genähert: da er aber am westlichen Ende dieses Seearmes Land zu erblicken glaubte, das die Durchfahrt versperrte, so kehrte er um und kam nach England zurück.

In diesem Lande zweifelte man daran, und mehrere Officiere des Capitän Roß theilten die Meinung, daß die Lancaster-Bay von keinem Lande versperrt sey. Man sandte deßhalb Hrn. Parry im Jahre 1819 mit den beiden Schiffen Hekla und Griper ab: die Abfahrt geschah zu Anfang Mai; am 1 August befand man sich am Eingange in die Lancaster-Bay (74° N.); Parry wagte sich hinein, und bemerkte bald, daß dieß eine sich nach Westen hin öffnende Meerenge sey; sie wurde die Meerenge Barrows genannt: als man noch weiter vorwärts gelangte, entdeckte man den Prinz-Regent-Canal, fuhr in denselben ein, konnte aber wegen des Eises nur bis 72° der Breite gelangen; man kehrte nördlich in die Meerenge zurück, und segelte zwischen zwei Ländern bis jenseits 93° 37' W. L., wo man in das offene Polarmeer gelangte. Die Inseln, auf die man rechts und links stieß, wurden besucht, die Schiffe aber durch das Eis sehr am Fortkommen gehindert, und am 30 September vollkommen von demselben aufgehalten; man ließ sie in einen Hafen der Insel Melville unter dem 75° N. einlaufen, wo sie den Winter zubrachten.

Am 26 September zeigte der Thermometer 15° unter Null; das Meer war gänzlich zugefroren; am 31 December fiel der Thermometer bis auf 25°, und am 26 März 1820 zeigte er 28°, denn der Winter war sehr lang und streng; alle Thiere waren verschwunden; am 12 Mai endlich sah man wieder einige Vögel, und am Tage darauf Spuren von Rennthieren und Moschus-Ochsen; gegen den 21 konnte man bemerken, daß auf dem Lande der Schnee nach und nach abzunehmen anfing; das Meer blieb übrigens fortwährend zugefroren.

Erst am 1 August konnte Hr. Parry den Hafen verlassen und in westlicher Richtung durch das Eis weiterfahren; als er unter 115° 14' W. anlangte, stellten ihm die Massen von Eis eine unübersteigbare Schranke entgegen; es war dieß der westlichste Punkt, den man im Polarmeere erreicht hatte. In südlicher Richtung erblickte er das Banks-Land; bei Nacht verband der gefallene Schnee, dadurch daß er bei Tag schmolz, die Eisschollen, die das Meer bedeckten, immer fester. Man mußte nun daran denken, diese Gegenden zu verlassen; Hr. Parry entschloß sich auch am 25 August dazu, schlug den Weg gegen die Meerenge von Lancaster wiederum ein, und kam am 25 November in London an.

Diese merkwürdige Reise lieferte den Beweis, daß nordwestlich eine Durchfahrt von einem Ocean in den andern vorhanden sey, bewies aber auch zugleich, daß dieselbe für die Schifffahrt unnütz seyn würde, indem sie nur für die Dauer von wenigen Tagen befahren werden könne. Hr. Parry war der Meinung, dieß würde eher durchzuführen seyn, wenn man unter einer südlichern Breite dahin zu gelangen suche.

Dieser Ansicht zufolge wurde er im Jahre 1821 wieder abgesendet; unter seinem Befehle stand die Fury; Lyon befehligte die Hekla; außer diesen beiden folgte ihnen noch ein drittes Schiff, der Nautilus. Am 7 Mai verließen sie die Mündung der Themse; am 1 Julius befanden sie sich an der Einfahrt in die Hudsonsbay, und hier nahm man die Gegenstände, die auf den Nautilus geladen waren, diesem ab, worauf derselbe nach England zurückkehrte. Am 2 fuhren sie weiter in die Hudsonsbay; von allen Seiten erblickte man Eis. Nachdem sich Parry den von Bilott im Jahre 1615 und von Fox im Jahre 1632 entdeckten Inseln genähert hatte, fuhr er am 21 August in die Meerenge von Middleton, dann in die Repulse-Bay an der westlichen Küste ein; diese beiden beinahe ganz mit Eis bedeckten Meeresarme ließen keinen Ausgang erkennen; am 5 September entdeckte er die Lyon-Bay. Am 8 October warf er in einer Bay der Winter-Insel Anker, und blieb auch den Winter über daselbst. Wegen des Eises konnte er dieselbe nicht vor dem 1 Julius 1822 verlassen. Er fuhr in nördlicher Richtung dem Continent entlang, und gelangte am 26 vor eine Oeffnung, die mit Hülfe der Eskimos bereits von einigen Leuten der Schiffsmannschaft ausgekundschaftet worden war. Man hatte ausgemittelt, daß dieselbe eine in westlicher Richtung in das vom Eis bedeckte Meer führende Meerenge sey; sie wurde die Meerenge der Fury und Hekla benannt, und liegt unter 72° N. B. Die Schiffe wurden hier unter dem 87° W. vom Eis aufgehalten, und brachten den Winter an einer Insel südlich von der östlichen Einfahrt in der Nähe einer Halbinsel des amerikanischen Continents zu, die bis 69° 10' N. reicht.

Vergebens versuchte man beim Anfang des Frühjahrs 1823 diese Halbinsel zu überschreiten; hohe, steile mit Schnee bedeckte Gebirge machten es unmöglich. Am 9 August konnten die Schiffe durch das Eis vorwärts kommen; Hr. Parry benutzte dieß, um nach England zurückzukehren, wo er am 12 November ankam. Folgendes sind die Resultate dieser Reise: die Bay verlängert sich südlich von der Halbinsel Melville sehr gegen Westen; diese letztere ist durch die Zugefrorne (Frozen) Meerenge von dem Southamptons-Land im Süden und von der Rockburn-Insel im Norden durch die Fury- und Heklastraße geschieden. In diesen Gegenden fällt beinahe unaufhörlich Reif. Die Eskimos zeigten sich stets freundschaftlich gesinnt, und ertheilten in Betreff der Geographie genaue Auskunft.

Im Jahre 1824 wurde Parry abermals in die Meerenge von Lancaster geschickt; er kam am 11 September in derselben an, und traf anfangs wenig Eis, was jedoch bald bedeutend zunahm. Parry fuhr hierauf in den Prinz-Regents-Canal, wo er mit seinen beiden Schiffen den Winter zubrachte und die Küsten untersuchte. Als man im Jahre 1825 diesen Meeresarm verlassen wollte, wurde die Fury durch das Eis so sehr beschädigt, daß man gezwungen war, sie mit einem Theil ihrer Ladung zurückzulassen; die Hekla kam am 20 October nach England zurück.

Während Parry die Fahrt in den Lancaster-Sund machte, wurde Lyon im Jahre 1824 auf dem Griper in die Hudsonsbay geschickt, um zu der Repulse-Bay zu gelangen, und wo möglich das Polarmeer zu erreichen. Es gelang ihm, den Meeresarm, der Sir Thomas Roe's Welcome heißt, zu erreichen, und die ihn westlich begränzenden Küsten zu untersuchen. Das schlechte Wetter und die Windstöße wurden aber so gefährlich, daß es ihm unmöglich war, seinen Plan durchzuführen; am 1 September strandete das Schiff und war dem Untergange nahe. Glücklicherweise entging er dem Schiffbruch, und Lyon erreichte am 9 November wieder die Rhede von Portsmouth.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 168.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Junius 1840.

Poltawa und Kleinrußland.

(Von J. G. Kohl.)

Das ganze ungemein volk- und städtereiche Land, welches der Dniepr in seinem mittleren Laufe durchfließt, wird von ihm zugleich in ein östliches und westliches Stück getheilt. Das östliche, früher auch wohl, weil es den Russen zuerst zufiel, die russische Ukraine genannt, ist das jetzige Gouvernement Poltawa, das westliche, weil es den Polen länger blieb, auch die polnische Ukraine genannt, das Gouvernement Kiew. In diesem Stücke ist die Stadt Kiew, in jenem Poltawa der Hauptsammelplatz des Lebens. Da das Gouvernement Poltawa jetzt über zwei Millionen Einwohner hat, so könnte man von Poltawa als der provinciellen Hauptstadt so vieler Menschen allerdings nichts Unbedeutendes erwarten; doch steht die Stadt ungefähr in demselben Verhältnisse zu ihrem Gouvernement, wie ehemals Petersburg zum ganzen Reiche. Was nicht durch Geschäfte und Amt an den Ort gebunden ist, kommt nicht hin, und bleibt auf seinen Gütern.

Ueberhaupt lieben die Kleinrussen nicht das enge Beieinanderwohnen in den Städten. Sie ziehen das Landleben, oder wie sie sich ausdrücken, das „w' derewiach shitj" „das Leben auf den Dörfern," vor, daher auch ihre Dörfer immer voll von Edelleuten stecken. Vor allen Dingen aber sind sie der Haupt- und Residenzstadt des ganzen Reichs, dem nordischen deutsch-großrussischen Petersburg, abhold. Die Moskowiter lieben Petersburg auch nicht, jedoch bloß deßwegen, weil es ihnen zu viele nichtrussische Elemente enthält. Die Abneigung der Kleinrussen ist aber stärker, da ihnen als Südländern auch noch das kalte Klima und dann das Großrussische in Petersburg zuwider ist. Es gibt daher eine Menge reicher kleinrussischer Familien, die von ihren Dörfern aus alle Hauptstädte Europa's bereisten, nie aber in der Hauptstadt ihres eigenen Landes waren.

Die Abneigung der Kleinrussen gegen die Großrussen, ihre Beherrscher, ist so groß, daß man sie fast Haß nennen könnte. Wenn sie sich in einem Streite mit einem Großrussen auch nur ein wenig ereifern, so ist das Wort „proklatui Muskal" „verfl . . . . . Muskal" (Moskowite) ihnen bald auf der Zunge. Dieser Haß ist seit dem 17ten Jahrhundert, wo sie an die Großrussen fielen, immer im Steigen begriffen gewesen, jemehr die ihnen früher zugestandenen Privilegien vor der Willkürherrschaft der russischen Kaiser verschwanden. Mit den Polen hingegen haben sie nie mehr sympathisirt, als seitdem sie ihrer Herrschaft entzogen wurden. Das Schlimmste, was sie von einem Polen sagen, ist: „besmosgli Polak," „die tollen Polen," buchstäblich „die hirnlosen Polen," womit sie auf die unbedachte Handlungsweise der Polen hindeuten. Nie aber bekommt der Pole das Beiwort „proklatui," was dem Moskowiter vorzugsweise reservirt bleibt.

Vor der Vereinigung mit Rußland waren alle Kleinrussen freie Leute; die Großrussen erst haben die Leibeigenschaft bei ihnen eingeführt, und die Hälfte der ganzen Bewohnerschaft in Sklaverei gebracht. In dem ersten Jahrhundert der Vereinigung mit Rußland hatten die Kleinrussen noch ihre eigenen Hetmans, ihre besondere Verfassung und große Privilegien. Fast Alles ging aber im Laufe des letzten Jahrhunderts verloren; auch unter der Regierung des jetzigen Kaisers gingen diese rückschreitenden Reformen noch weiter. Die letzten und neuesten derselben sind diese: erstlich die völlige Vernichtung und Abschaffung des Namens „Malo Rossija" (Kleinrußland), der nun seit drei Jahren gar nicht mehr in den officiellen Papieren gebraucht werden darf. Bis zum Jahre 1837 gab es noch einen „malo-rossianischen Generalgouverneur." In diesem Jahre wurde die Inschrift vor seinem Residenzschlosse in Poltawa: „Generalgouverneur in Kleinrußland," vertilgt,*) und seitdem heißt Kleinrußland nur das Gouvernement Poltawa, Kiew ꝛc. Der Adel des Landes hat dieß schmerzlich empfunden, und dem

*) So groß auch der Absolutismus in Rußland überall schon jetzt ist, so ist er doch immer noch mehr und mehr in Läuterung und Steigerung begriffen, und er findet noch in allen nichtrussischen Provinzen des Reichs kleine auszeichnende Besonderheiten, an deren Beseitigung und Wegräumung er arbeitet. In Curland, Livland und anderen Provinzen passirten ähnliche Dinge, wie in Kleinrußland; doch hat man hier immer weit weniger Umstände gemacht, als dort. Finnland ist anjetzt noch die privilegirteste aller russischen Provinzen.

Digitized by Google

Fremden wird von den kleinruſſiſchen Patrioten häufig genug dieß angethane Leid geklagt.

Der allerneueſte und empfindlichſte Schlag für die große Maſſe der Bevölkerung Kleinrußlands iſt zweitens die von dem im Jahre 1838 neuerrichteten Miniſterium der kaiſerlichen Domainen ausgehende Reducirung der freien Bauern, der „Kaſſaki.“ Dieſe Leute waren bisher völlig unabhängige und freie Beſitzer ihres Bodens; ſie zahlten nur der Krone die gewöhnliche Kopfſteuer und Unterthanenabgabe. Die Regierung war dem Stande der freien Kaſaken ſchon längſt nicht gewogen. Im vorigen Jahre wurden die ſämmtlichen Unterthanenabgaben dieſer Leute in Grundzins verwandelt, ſo daß ſie dieſelben nun nicht mehr als Unterthanen, ſondern als Inhaber des Bodens zahlen. Die Krone depoſſedirte durch dieſe merkwürdige Maaßregel, die man ſo ganz im Stillen ausführte, und von der bisher auch noch nicht einzige Kunde in Europa erſcholl, nicht weniger als zwei Millionen Menſchen, und ſchrieb ſich einige tauſend Quadratmeilen Landes als ihr Eigenthum zu. Die Leute, welche früher freie Menſchen waren, können nun nicht mehr ſelbſtſtändig über ihre Perſon verfügen, und die Krone verſetzt ſie nach Gutdünken, wie die übrigen Kronsbauern. Auf ihren Befehl wandern nun jährlich mehrere tauſend Menſchen, die gezwungen werden, ihren väterlichen Boden zu verlaſſen, bald hier-, bald dorthin in entfernte Wüſteneien, wo ihnen anderweitige, bisher noch uncultivirte Länder angewieſen werden. Es iſt dieß eine financielle Maaßregel. Die Regierung bedarf immer mehr Geld, die Leibeigenen des Adels darf ſie nicht alljährlich beſteuern, um nicht dieſen gegen ſich aufzuregen; die armen, bisher noch freien, ſchutzloſen Bauern werden daher ihre Beute. Es iſt dieſ Maaßregel ein nicht unbedeutender Fingerzeig, aus welchem Geſichtspunkte man das Streben der Regierung nach Befreiung der Privatleibeigenen zu beurtheilen habe. Es geht daſſelbe offenbar nicht darauf hinaus, den Unterthanen wirklich das ſegensreiche Gut der Freiheit und des unabhangigen Beſitzes zu Theil werden zu laſſen. Die Frage iſt vielmehr nur, ob ſie die Leibeigenen der Krone oder des Adels ſeyn ſollen. Wenn es der Krone gelänge, den Adel ſo zu ſchwächen, daß ſie ſeinem Herrenrechte alle Bauern entziehen und ſie frei hinſtellen könnte, ſo würde ſie bald ſelber dieſe von ihr geſchaffene Freiheit wieder angreifen, und die Bauern mit ſammt dem Adel zu ihren Leibeigenen machen, wie ſie es jetzt mit den kleinruſſiſchen Freibauern gemacht hat.

(Fortſetzung folgt.)

Beludſchiſtan.

1. Das Land und ſeine Bewohner.

(Schluß.)

Ueber Lus haben wir nach den kürzlich darüber mitgetheilten Notizen nur wenig anzugeben, doch iſt Folgendes von Intereſſe. Der Name ſoll (wenn er nicht, wie wir oben bemerkten, mit dem Worte Luhd zuſammenhängt) in der Dſchungali-Sprache ein Thal oder eine Ebene bedeuten. Der Landſtrich iſt auf drei Seiten von Gebirgen, und auf der vierten vom Meere eingeſchloſſen. Die Gebirge ſind nur durch fünf Luhds oder Päſſe zugänglich, wovon zwei nach Mekran, zwei nach Sind und einer nordwärts nach der Provinz Jhalawan führt; der letztere heißt Kohen Wat, oder die Bergſtraße, weil er in die höhern, nördlichen Gebirge hinaufführt. Der Häuptling oder Dſchem hängt von dem Chan von Kelat ab, deſſen Befehlen er Folge leiſten muß, denn ſein Land liegt den Einfällen der Bezundſchas, Minguls und andrer Brahuiſtämme, die Luſt genug zu ſolchen Raubzügen haben, dermaßen offen, daß er nur durch den Schutz des Chans von Kelat beſtehen kann.

Die Bewohner von Mekran, obgleich meiſt ſelbſt Hirtenſtämme, unterſcheiden ſich weſentlich von den Beludſchen in Kohedſtan, ſelbſt in der Sprache. Sie ſind klein, abgehärtet gegen Strapazen und tapfer, leben aber in ſteter Furcht vor den Beludſchen, mit denen ſie keinen Kampf wagen. Sie wohnen bis gegen Huſtur und Kellegan hin, wo ſie dann mit den Nharuis zuſammenſtoßen; gegen die Südküſte hin ſind ſie größer und ſchwärzer, wahrſcheinlich in Folge zahlreicher Verbindungen mit Negerinnen, die man von Mascat und andern Punkten der arabiſchen Küſte einführt; aber auch dieſe nehmen ſich in Vergleich mit den Brahuis und Beludſchen ſchmächtig aus, und ſind mancherlei Krankheiten unterworfen, wovon die Schuld zum Theil auch dem Klima zuzuſchreiben ſeyn mag, gewiß aber mehr ihren Ausſchweifungen in der ſinnlichen Liebe, ſo wie einem ſehr berauſchenden, aus Datteln bereiteten Getränk, deſſen Wirkungen ausnehmend ſchädlich ſcheinen. Die Gouverneure, die der Chan von Kelat im Lande eingeſetzt hat, ſind theils verjagt worden, theils haben ſie ſich unabhängig gemacht, und das nur von wandernden Hirtenſtämmen bewohnte Land iſt in Anarchie verſunken.

Von dem Kohedſtan, welches das eigentliche Stammland der Beludſchen ſcheint, läßt ſich wenig mehr ſagen, als daß ſeine Einwohner tapferer, roher und räuberiſcher ſind, als die Mekranis, in eine ziemlich bedeutende Anzahl kleiner Clans zerfallen, und unter ſich nur das Fauſtrecht und die Blutrache anerkennen. Das Land zerfällt in zwei Theile, Meidani, die Ebene, und Kohekl, die Berge. In dem letzten Theile wohnen reine, ganz unvermiſchte Beludſchen, während in dem Meidani eine Vermiſchung mit Mekranis vorgegangen ſcheint. Im Ganzen genommen iſt das Land ſchwach bevölkert, theils wegen der ziemlich allgemeinen Unfruchtbarkeit, theils wegen der Auswanderungen, die in neuer Zeit nach Perſien und nach Ketſch Gondawa ſtatt fanden.

Ehe wir auf Sind übergehen, müſſen wir noch einige Worte über Ketſch Gondawa ſagen; die Hauptmaſſe der Bewohner beſteht, wie ſchon erwähnt, aus Jeths oder Jhats, einem Volk, deſſen Sitten, Gewohnheiten und Körperbildung ihre Hinduabſtammung verrathen, wenn ſie gleich jetzt zum Islam bekehrt, großentheils dazu gezwungen worden ſind. Sie wohnen wie die Dehwars von Kelat, ausſchließlich in Dörfern, und bauen den Boden unter den Bedingungen, die ihnen von den Häuptlingen der Beludſchen und Brahuis, welche von dem Chan von Kelat mit dem Lande belehnt wurden, auferlegt

Digitized by Google

worden sind. Die meisten Beludschen und alle Brahuis, die hier Land besitzen, halten sich nur die kältesten Monate des Jahres hindurch hier auf, sobald er Frühling kommt, ziehen sie nach den Bergen und überlassen es den Jhats, ihnen ihren Antheil an der Ernte zu senden oder bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren. In gleichem Verhältniß steht der District Harrend Dadschel, der nördlich daran stößt, in dessen Süden sich jedoch einige Beludschen-Clans niedergelassen haben. Das Vordringen des Islam und der persischen Stämme auf dieser Seite ist der Hauptumstand, der hier im Auge zu behalten ist.

Durch die Provinz Sind kamen die Engländer zuerst in Verhältnisse mit den Beludschen. In diesem alten Hindulande war seit dem 16ten Jahrhundert eine bedeutende Veränderung vorgegangen: dasselbe wurde, seit Baber das neue Mongolenreich in Indien aufrichtete, eine Provinz desselben, aber die Entlegenheit desselben begünstigte Unabhängigkeitsplane, und in dieser Absicht nahmen die Gouverneure mehr und mehr Beludschenstämme in ihren Sold. Während dieser Zerrüttungen hatte sich die Familie der Kaloras (wie es scheint persische Abenteurer, die aber von den abbassidischen Khalifen abzustammen behaupteten) zu Herren des Landes gemacht. Nach Nadir Schahs Zuge ward Sind als persische Provinz betrachtet, und kam nach seinem Tode an Ahmed Schah Durani. Diese Abhängigkeit ward aber durch die Züge der Mahratten unterbrochen, welche eine Zeit lang Ahmed Schahs Afghanen über den Indus zurücktrieben, bis das Glück sich wandte und sie im J. 1761 auf den Feldern von Panniput in jener bekannten Entscheidungsschlacht erlagen. Seit dieser Zeit ward Sind zum afghanischen Reiche gerechnet, um so mehr, als auch, wie oben mitgetheilt, der Chan von Kelat bis zu einem gewissen Grade Vasall desselben war. Diese Abhangigkeit schützte aber die Kaloras, welche sich allmählich durch Grausamkeit verhaßt machten, nicht vor dem Sturze: eine Beludschenfamilie, die Talpuris, empörten sich im J. 1779 gegen sie, die Familie der Kaloras mußte fliehen, und die Talpuris theilten sich in das Land, erkannten jedoch die Könige von Afghanistan als ihre Oberherren an; der Tribut ward aber nur selten, und nur wenn ein afghanisches Heer sie bedrohte, zum Theil bezahlt. Die Zerrüttungen im Afghanenreiche lockerten das Band vollends, und seit Jahren betrachten sie sich als völlig unabhängig, lebten aber in steter Furcht vor Randschit Singh und den Engländern. Immer mehr Beludschen wurden ins Land herein gezogen, und diese bildeten, wenn auch nicht die Mehrzahl, doch den tapfersten Theil der Bewohner, und wurden stets von den Amirs — dieß war der Titel, den die Fürsten aus der Talpuri-Familie annahmen — im Solde gehalten. Ihre Herrschaft war und ist noch drückend, denn man kann sie nicht anders, denn als eine im Lande liegende Kriegerschaar betrachten, und sie hinderten selbst Ackerbau und Handel, aus Furcht, ihre Unterthanen möchten reich und unabhangig werden. So geben ihnen wenigstens die Engländer Schuld, die freilich keine sehr unparteiischen Richter sind.

Spanische Sprüchwörter und Sinnsprüche,

theils wörtlich frei, theils nach ihrem Sinne ins Deutsche übertragen durch W. F. v. K. im Januar 1840.

Quien a buen arbol se arrima, buena sombra le cobija.

Wer unter starken Baum sich stellt,
Auf den ein kühler Schatten fällt.

•

Quando veas cortar las barbas de tu vecino, echa la tuyas en remojo.

Es ist wohl Zeit die Seife anzuwenden,
Wenn Nachbars Bart ist in des Meisters Händen.

•

Quien echa pan a perro ageno, pierde el pan y pierde el perro.

Wer Brod gibt einem fremden Hund,
Verliert Brod und Hund zur Stund'.

•

Quando el Arriero vende la mula ò cocea ò recula.

Wenn der Fuhrmann verkauft seinen Gaul,
Beißt oder schlägt er, oder ist faul.

•

Quien quita a ladron, gana cien años de perdon.

Ablaß von hundert Jahren gewinnt,
Wer Räubern etwas vom Raub' wieder nimmt.

•

Quando pasan peras, comprarlas.

Wenn man „kauft's Birnen" schreit,
Dann ist's zum Birnenkaufen Zeit.

•

Quien paga, descansa.

Wer bezahlt hat, der hat Ruh',
Und auch noch Credit dazu.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Fortsetzung.)

Während sich die brittische Regierung mit diesen Expeditionen zur See im nördlichen Ocean beschäftigte, dachte sie auch daran, andere zu Land in eben diese Gegenden abzuschicken.

Hearne hatte im Jahre 1772 und Mackenzie im Jahre 1789 den amerikanischen Continent von Süden nach Norden durchzogen, und waren ans Polarmeer gekommen. Einige schwer zu überzeugende Leute hatten über die Wirklichkeit ihrer Entdeckung Zweifel geäußert, und behauptet, diese beiden Reisenden hätten nicht hinlänglich bewiesen, daß sie das Meer gesehen hätten. Diese Bedenklichkeit wurde durch Hrn. Franklin, damals Lieutenant in der königlich großbritannischen Marine, jetzt Capitän und Baronet, gelöst. Er verließ England am 25 Mai 1819 mit den HH. Back und Hood, zwei jungen Officieren, und dem Dr. Richardson, einem in der Naturgeschichte sehr bewanderten Mann. Am 30 August landete er am Fort York, an der Küste des Hudson-Meeres; hierauf brachte er den Winter im Fort Cumberland, einem am Fichten-See gelegenen Comptoir, zu. Am 19 Januar 1820 machte er sich zu Land nach einer Hügelkette auf den Weg, die er überstieg, und von wo aus er an den See Athabaska und das Fort Chipperway

Digitized by Google

(58° 42′ N., 115° 20′ W.) gelangte. Hierauf fuhr er den Stoneyfluß, der sich bald mit dem Undjigah verbindet, dann Sklavenfluß heißt und sich in den Sklavensee ergießt, abwärts. Das an dessen Nordostküste (62° 17′ N. und 116° 29′ W.) gelegene Fort Providence ist das auf dieser Seite am weitesten vorgeschobene europäische Comptoir. Franklin schiffte sich auf dem See ein, wandte sich nordwärts auf einer andern Straße, als Hearne fuhr, den Beghelo-Teffe (deseth?) aufwärts, und kam durch eine Reihe kleiner Seen und Flüsse zu einem nach Norden fließenden Bach, und von da zu einem See, in dessen Nähe man das Fort Enterprise erbaute, um den Winter daselbst zuzubringen. Vom 26 August an waren die Gewässer gefroren; erst am 4 Junius 1821 konnte man sich wieder auf den Weg machen. Die Seen waren noch immer zugefroren. Am 30 fand man den Kupferminenfluß schiffbar; man fuhr auf demselben abwärts bis zu seiner Einmündung ins Meer (67° 47′ N., 117° 65′ W.); das Wasser war salzig, und somit war die Entdeckung Hearne's bestätigt. Franklin schiffte sich mit seinen Leuten auf zwei indianischen Booten ein, und fuhr in östlicher Richtung. Die Küste zeigte bedeutende Krümmungen, man entdeckte den arktischen Golf, der gegen Süden zu bedeutend ins Land einschneidet, und dessen östliche Spitze das Cap Flinders bildet. Man fuhr fortwährend an der sich gegen Norden wendenden Küste hin. Das Herannahen des Winters und Mangel an Lebensmitteln machten es nöthig, am 22 August am Cap Turnagain unter 68° 10′ N. B. und 111° 47′ W. L. anzuhalten. In einer Entfernung von 7 Meilen mehr nordöstlich erblickte man eine andere Spitze. Deßhalb kehrte man zum arktischen Golf zurück, zu welchem auch die Coronation-Bay gehört; in sie ergießt sich auch der Back- und Hood-Fluß. Auf letzterem fuhr man aufwärts, war jedoch gezwungen, die Boote zu verlassen und zu Fuß das Fort Providence zu erreichen. Nach überstandenen unerhörten Mühseligkeiten kam man erst am 10 October daselbst an. Franklin kehrte im October 1822 nach England zurück. Bei dieser Expedition hatte man zu Wasser und zu Land, die Fahrt auf dem Polarmeere mit eingerechnet, eine Strecke von 5550 Meilen zurückgelegt.

Da die brittische Regierung beschlossen hatte, die Untersuchung der Küsten des Polarmeeres fortsetzen zu lassen, so erbot sich Hr. Franklin nach seiner Rückkehr nach England, die Leitung einer neuen Expedition zu übernehmen; es wurden hiezu vier passende Boote erbaut. Er schiffte sich am 16 Februar 1825 mit Dr. Richardson und Hrn. Back zu Liverpool nach New-York ein; von da kam er an den Ontario-See und an das nördliche Ufer des obern Sees, und traf am 15 Junius im Fort Cumberland ein. An die Ufer des Mackenzie konnte er erst Mitte Augusts gelangen; die Jahreszeit war schon zu weit vorgeschritten, als daß man hätte daran denken können, diesen Fluß hinabzufahren. Man erbaute deßhalb in der Nähe seiner Ufer, an den Gestaden des großen Bärensees, ein Fort, um in demselben den Winter zuzubringen. Während man daran arbeitete, schiffte sich Hr. Franklin nach dem Polarmeere ein. Er untersuchte die Mündung des Mackenzie, und erblickte beim Ersteigen des Gipfels einer Insel die Felsengebirge, die sich von Südwest nach Norden hinzogen; das Meer war ganz frei von Eis. Hr. Franklin überzeugte sich von der Richtigkeit der Beobachtungen Mackenzie's, und kam am 5 September wieder ins Fort zurück.

Hr. Richardson hatte seinerseits einen Ausflug an die nordöstliche Küste des Sees gemacht, um sich Gewißheit über den im Frühjahr einzuschlagenden Weg zu verschaffen. Am 28 Junius konnte man aufbrechen. Zwei Boote, auf denen Hr. Franklin, Hr. Back und ihre Begleitung fuhren, wurden bei ihrer Ankunft an der Mündung des Flusses von den Eskimos ausgeplündert. Nachdem sie sich diese Wilden vom Halse geschafft hatten, fuhren sie in westlicher Richtung der Küste entlang; fast keinen Tag konnte man vor dichtem Nebel die Gegenstände auch auf einige Meilen weit erkennen. In Folge der Anhäufung der Eismassen mußte man die Hoffnung aufgeben, mit Capitän Beechey, der Hrn. Franklin und seine Gefährten erwartete, zusammenzutreffen. Von der Mündung des Mackenzie an, auf einer Strecke von 570 Meilen, zeigte sich an der Küste nicht eine einzige Oeffnung, die einem Schiff hätte als Zufluchtsort dienen können. Die Beecheyspitze liegt etwas nördlich von 70° und unter 149° W. L. Am 16 August wendete man gegen Osten um, und am 21 September erblickte man das Fort Franklin, wohin Hr. Richardson und seine Gefährten bereits von ihrem Ausfluge nach Osten zurückgekehrt waren.

Hr. Richardson, der am 4 Julius von der Mündung des Mackenzie ausging, fand von Seite der an der Küste wohnenden Eskimos nur geringe Hindernisse; die zwischen diesem und dem Kupferminenfluß, den er am 8 August erreichte, zurückgelegte Strecke betrug 500 Meilen. Am 5 September waren sie nach dem Fort Franklin zurückgekehrt.

Der Raum zwischen dem Cap Turnagain und den äußersten von Parry erblickten Küsten betrug noch eine Strecke von 400 Meilen, die unbekannt blieb. Capitän John Roß, dessen oben erwähnt wurde, machte im Jahre 1829 den Plan zu einer Expedition, deren Kosten durch eine Subscription gedeckt wurden; er befehligte das Dampfschiff Victor, und verließ am 24 Mai die Mündung der Themse; am 6 August befand er sich am Lancaster-Sund, segelte von da gegen den Prinz-Regents-Canal, und fand daselbst einen großen Theil der Lebensmittel, die Parry zurückzulassen gezwungen gewesen war; diese waren ihm von bedeutendem Nutzen. Vier Jahre lang hielt er sich mitten im Eise auf; sein Schiff blieb daselbst zurück, und nur mit Hülfe seiner Schaluppen und Boote gelang es ihm, die Barrowstraße zu erreichen, wo er einen Wallfischfänger traf, auf welchem er nach England zurückkehrte.

Wir verdanken dieser Expedition die Kenntniß eines neuen Theils des amerikanischen Continents westlich von dem Prinz-Regents-Canal; er wurde zum Andenken an Hrn. F. Booth, welcher der große Beförderer der Ausrüstung war, Boothia genannt. Im Süden befindet sich ein Meeresarm, dessen Küste man bis zum Cap Franklin unter 69° 50′ N. verfolgte, und der in einer Entfernung von nur 222 Meilen vom Cap Turnagain liegt. In östlicher Richtung von diesem Meeresarme, wo man mehrere Inseln erblickte, verbindet diese Landenge Boothia mit dem südlich von ihr gelegenen König Wilhelms Land.*) Diesen Theil des Continents konnte man nur bis zu 92° W. L. verfolgen. Capitän James Roß, dem man die Hauptresultate dieses Zuges verdankt, entdeckte an der Westküste von Boothia Felix den magnetischen Pol, dessen Lage er unter 70° 5′ N. und 99° 12′ W. L. angibt.

(Schluß folgt.)

Lieutenant Wood von der indischen Marine ist vor kurzem in London angekommen, und wird in der nächsten Sitzung der geographischen Gesellschaft Nachrichten über seine Reisen nach Khundus und zur Aufsuchung der Quellen des Orus mittheilen. (Athenäum vom 30 Mai.)

*) Dieß ist bekanntlich falsch, und wurde sogleich bezweifelt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 169.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Junius 1840.

Begräbnißgrotte von Mapimi.

(Aus dem Journal de la Marine. Sept. bis Dec. 1839.)

Diese Grotte befindet sich in einer Gebirgskette, welche das westliche Ufer des Sees Tjaduita bildet, den Hr. von Humboldt in seinen Karten mit dem Namen Caymansee bezeichnet. Es ist ein Wasserbecken von ungefähr 30 Lieues Länge, dessen Breite zwischen 2 und 3 Lieues wechselt, und worein die Gewässer des Nasas sich verlieren. Fast auf der halben Höhe des Berges steigt man wie durch einen senkrechten Brunnen von 40 Varas *) Tiefe in das Innere der Grotte, die fast kreisrund ist und deren Gewölbe ein einziger Felsen scheint. Im Durchmesser kann sie vielleicht 13 Varas haben. Die Leichname sind lagenweise geordnet, und den Boden der Grotte zu bemerken, so wie die Zahl der Lagen, die ihn bedecken, zu beurtheilen, ist unmöglich, obgleich Don Juan in dieser Absicht mehrere Leichen wegnehmen ließ; aber der ekelhafte Geruch, der ihnen entströmte, und der äußerordentlich dicke und unangenehme Staub ließ ihn von einem Unternehmen abstehen. Die Art, wie die Körper beerdigt sind, ist nicht weniger außerordentlich als die, wie sie hingelegt sind. Der Körper ist zusammengelegt und durch Binden in die Lage eines Kindes im Mutterleibe gezwungen, dann in ein fest und gut aus Pita gefertigtes Gewebe und endlich in eine Art Netz desselben Stoffes gehüllt. Zwischen den beiden Hüllen trifft man gewöhnlich bei den Frauen einige ihrer Zierrathen, Reihen kleiner, weißer, platter und polirter Kiesel, elastische Schnüre von verschiedener Farbe ꝛc.; bei den Männern Waffen, wie Pfeile, eine Art Lanze oder Dolch. Ihre Fußbekleidung, eine Art Sandalen (Guaraches), deren unterer Theil wie sammetartig ist, wird aus Lechuguilla, einer weniger rohen Art Pita gemacht. Ob die Körper familienweise gelegt wurden, ist durch nichts angedeutet, obwohl man auf einer künstlich gefertigten Matte drei Körper zusammenliegend fand. Welcher Nation diese Reste angehören und wann sie niedergelegt wurden, sind Fragen, deren Lösung schwer, wenn nicht unmöglich ist. Einige Gelehrte halten sie für die Nationen, die im 6ten Jahrhundert aus dem Norden ins Land einbrachen und stützen ihre Meinung auf den gänzlichen Mangel von Spuren menschlicher Wohnung in der Nähe dieser Gräber. Aber gerade dieser Grund läßt einen andern Reisenden der entgegengesetzten Meinung seyn, denn jene Nationen, die aus Norden kamen, haben ihren langen Zug durch noch jetzt vorhandene Denkmale bezeichnet, wie in Sinaloa, Zacatecas u. s. w., den Punkten ihrer Hauptstationen; übrigens hat die Natur selbst für ihre Bedürfnisse gesorgt, indem das Gebirge längs dem See mit zahlreichen Grotten versehen ist, und ihren Bewohnern das Hauserbauen ersparte, wie das milde Klima, der fischreiche See, das zahlreiche Wild und die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens jede menschliche Anstrengung entbehrlich machen.

Der Inhalt der Grotte scheint übrigens sehr bedeutend für eine Nation, die hier nur einige Jahre sich aufgehalten hat; denn die Fläche eines Kreises von 13 Varas Durchmesser hält ungefähr in runder Summe 253 Quadrat-Varas; ein dreifach zusammengelegter menschlicher Körper, der das Kinn an den Knien hat, kann kaum eine Vara in der Länge und eine halbe in der Breite einnehmen, also sind wenigstens 506 Mumien in einer Lage. Dabei ist das nicht die einzige dieser Grotten. Einige Lieues davon traten wir in eine Grotte, die zur Wohnung gedient haben muß; die Fragmente von Gebeinen, die man daselbst findet, und die von den Thieren herstammen, die sie wahrscheinlich aßen, zeigen durch ihre große Masse, daß sie sehr zahlreich waren. Mein Führer war sehr furchtsam, weßhalb ich nur unvollkommene Untersuchungen anstellen konnte. Auch war seine Furchtsamkeit nicht ohne Grund, da er vor einigen Tagen von den Apaches geplündert und geschlagen worden war. Die Fledermäuse hatten mich bald um mein Licht gebracht. Meinen französischen Bedienten hatte ich am Eingang gelaßen, damit mein Führer mir nicht davonlaufen könne, doch die Besorgniß, mir ein Bein zu brechen, wenn mein Endchen Licht verlöschte, machte, daß ich mich zurückzog, um so mehr, da der Spaziergang nichts Angenehmes hatte, denn wir wateten fast bis an die Knie in den Excrementen der Fledermäuse.

Don Juan hält dafür, daß die Grotte, von der ich gespro-

*) Der Vara hat ungefähr 50 Zoll Länge.

Digitized by Google

chen, nur dem Adel und den Kriegern zum Begräbniß diente, denn in den andern sind die Leichname nackt oder schlecht eingewickelt. Ich fragte ihn, was er gefunden habe; weder Eisen, noch Glaswaaren, noch gegerbtes Leder, kurz nichts, das zum Glauben führen könnte, sie hatten europäische Nationen gekannt; völlige Abwesenheit der Hieroglyphen, und man weiß, daß die aus dem Norden kommenden Eroberer Mexico's genau ihre Pyramiden zu bauen wußten, sich der Hieroglyphen bedienten, und tiefe Kenntniß in der Astronomie besaßen; die Periode von 40 Jahren, deren sie sich bedienten, mißt die Zeit besser, als unser Jahr. Also möchten wohl die Bevölkerungen des Bolson de Mapimi mit den Eroberern Mexico's nicht gleichen Ursprung haben.

Die Hirten Don Juans haben aber eine neue Höhle entdeckt, die vielleicht mehr Curiositäten enthalten wird. Sie hatten Steine weggeräumt, die ihnen ein unterirdisches Gewölbe zu verschließen schienen, konnten aber, der mephitischen Dünste wegen, die aus der gemachten Oeffnung herausströmten, nicht hineintreten. Eine große Seemuschel befand sich am Eingange.

Die Gebirge, welche die See umgeben, wie die jenseitigen, sind reich an Silberadern; die Schwefeladern, die der Zweck meiner Reise waren, beschrieben wegen ihres Ausgangspunktes in drei verschiedenen Höhen, bei einer Dicke von 18 Zoll, einen Halbmond, der das Gebirge am See bildet. Diese Adern haben wenigstens 300 Toisen Länge, aber die Apaches sind böse Nachbarn. Sonst begnügten sie sich, denen, die sie begegneten, von Zeit zu Zeit die Kleider auszuziehen; jetzt schlagen sie Alles todt, und schonen weder Frauen noch Kinder.

Der See, von dem ich gesprochen, und der sich im Bolson de Mapimi befand, ist nicht mehr vorhanden. Da der Nasas ein sandiges Erdreich durchfließt, hat er, indem er sich ein neues Bett öffnete, in einer Ebene, welche die Straße von Matamoras durchschneidet, einen See gebildet. Als ich nach Frankreich ging, reiste ich auf dieser Straße, bei meiner Rückkehr fand ich statt einer Ebene einen neuen See. Wenn die Wasser fortfahren, zu steigen, werden sie bald die kleine Stadt Alamo de Parras verschlingen.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Noch viele andere Regierungsmaaßregeln haben Kleinrußland bis in die neuesten Zeiten herab hart betroffen, so auch das Tabaksmonopol, das die Regierung sich neuerdings zugeeignet hat. Die kleinrussischen Gouvernements sind die vorzugsweise tabakerzeugenden Gegenden Rußlands, und sie versahen den ganzen Norden des Reichs mit den geringeren Sorten dieses Productes; insbesondere waren es die Kasaks, die Freibauern, die sich mit seiner Erzeugung beschäftigten. Große Karawanen mit Tabak beladen gingen beständig von Kleinrußland aus; durch jenes Monopol ist ihnen eine bisher starkfließende Erwerbsquelle nicht wenig getrübt worden.

Das wichtigste Privilegium, das dem Adel Kleinrußlands noch von allen Privilegien geblieben ist, ist der freie Branntweinhandel; in den innern Theilen Rußlands ist bekanntlich auch dieser Monopol der Krone. In Kleinrußland aber kann jeder Edelmann so viel Branntwein brennen, als ihm beliebt, und ihn verkaufen, wo und wie es ihm gefällt, d. h. auf dem Lande, denn die Städte sind doch wieder von dieser Freiheit zu Gunsten der Regierung ausgenommen. Der Branntwein ist daher in Kleinrußland drei- bis viermal billiger, als in den übrigen Gouvernements; deßhalb ist denn auch dieser Theil von Rußland mehr als irgend einer in Trunkenheit und Völlerei versunken. Durchaus alles Getreide, was das Land über seinen Brodbedarf erzeugt, wird in Branntwein verwandelt, denn ausgeführt wird fast gar nichts.*) Man möchte deßhalb auch vorzugsweise gerade dieses Vorrecht dem Adel entrissen sehen. Die Krone hält die Preise des Branntweins höher, und es könnte dadurch mancher Rausch verhütet werden; allein einstweilen halten Adel und Volk an ihrem wohlfeilen Branntwein noch so fest, daß eine Entziehung jenes Privilegiums wahrscheinlich einen unmittelbaren Aufstand von ganz Kleinrußland zur Folge haben würde.

Die Kleinrussen sind schlechte russische Patrioten. Die den Großrussen so auszeichnende Liebe und Vergötterung des Kaisers ist hier vollkommen unbekannt. Sie gehorchen ihm, weil sie nicht anders können, aber sie betrachten die Petersburger Imperatoren durchaus als ihre aufgedrungenen fremden Herrscher. Die Kleinrussen bildeten ehemals eine Republik unter polnischem Schutze. Hetmans waren die in vielfacher Hinsicht sehr beschränkten Oberhäupter dieser Republik. Es ist daher mit dem Kleinrussen nicht die Begeisterung und treue Anhänglichkeit an ein und dasselbe Fürstenhaus, die man bei dem Moskowiter findet, aufgewachsen, und bisher gelang es auch von Seite der Moskowiter noch nicht, sie ihm einzuimpfen. Ich könnte vielfache, höchst merkwürdige, diese Behauptung bestätigende Anekdoten und Beobachtungen, welche ich zu hören und zu machen Gelegenheit hatte, anführen. Der Großrusse, dem Gehorsam und Aufopferung für seinen Kaiser eins ist mit Gehorsam gegen Gott, haßt, ja verachtet seines Widerstrebens wegen den Kleinrussen, und schilt ihn eigensinnig, tückisch und falsch.

Man muß dem Kleinrussen, wenn man ihn nicht verletzen will, ja nicht von der Unterwürfigkeit seines Vaterlandes gegen Rußland reden. „Vereinigung! Vereinigung! nicht Unterwerfung!" wird er sogleich verbessernd einfallen. „Wir sind mit Rußland vereinigt, Rußland thut uns Unrecht, wenn es uns als unterjocht ansieht!" — Der Patriotismus für „Malo Rossija" ist noch immer so groß in Kleinrußland, wie der für Polonia in Polen. Der Adel, wie wir schon oben bemerkten, bewahrt auf seinen Gütern eine Menge Andenken an die ehemalige Größe und die goldene Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Bei vielen Familien findet man noch eine Reihe von Portraits aller Hetmans von den Chmelnizkys an bis auf die Mazeppas, Skoropadskys und Rumowskys herab. Hier und da Rüstungen, Briefe, Handschriften oder sonstige sorgfältig

*) Nur höchst selten, wenn die Weizenpreise in Odessa zu außerordentlicher Höhe steigen.

Digitized by Google

aufbewahrte Souvenirs von diesen malo-rossianischen Helden. Die Geschichte Kleinrußlands ist ein nur noch wenig durchforschtes Feld. Wir Europäer wissen fast gar nichts davon und verachten dieß Alles als barbarisch. Wie erstaunt aber jeder, der in dieß Land kommt, hier Alles so selbstständig, so abgeschlossen und patriotisch zu finden, und zu sehen, wie hier Alles von geschichtlichen Erinnerungen lebt und webt. Die großrussischen Geschichtschreiber Karamsin, Polewoi u. s. w. behandeln die Geschichte Kleinrußlands nur als die Geschichte einer russischen Provinz. Die Kleinrussen endlich selbst dürfen über ihre Geschichte natürlich nicht den Mund aufthun; doch gibt es mehrere von einheimischen Edelleuten geschriebene Geschichten Kleinrußlands. Einige sind nur im Manuscripte vorhanden, andere sind gedruckt worden.

Von den letztern ist die bekannteste die von Bantysch-Kamensky in vier Bänden. Der Verfasser derselben, ein Edelmann aus einer alten kleinrussischen Familie, war im Anfange der 20er Jahre Kanzleidirector bei dem kleinrussischen Generalgouverneur Fürsten Repnin. Die Herausgabe seiner Geschichte soll in Bezug gestanden haben zu den in ganz Rußland verbreiteten Verschwörungen, die im Jahre 1825 zu dem mißglückten Ausbruche kamen. Es soll die Idee gewesen seyn, Kleinrußland zum Aufstande gegen die Zaren dadurch vorzubereiten. Es wird daher dem kleinrussischen Patriotismus nicht wenig in diesem Buche geschmeichelt, und die glorreiche Zeit der Hetmans *) ins schönste Licht gestellt. Dieß und eine möglichst freisinnige Aeußerung über die Verhältnisse Malo-Rossija's zu Rußland, ist aber auch das Hauptverdienst des Buchs. Sonst ist es voll falscher Ansichten und unbegründeter Behauptungen. Es konnte nur unter der Regierung des milden Alexanders zu einer Zeit erscheinen, wo man sehr nachsichtig gegen solche Aeußerungen war. Jetzt soll es ziemlich verpönt seyn. Von den ungedruckten Geschichtschreibungen Kleinrußlands ist die angesehenste und wichtigste die von einem gewissen Kaniewsky, einem Bischofe von Woronesh, geschrieben. Sie geht von den ältesten Zeiten bis auf Katharina herab; sie ist genau, treu und vollständig, und dabei so freisinnig geschrieben, daß sie nie hat zum Druck gelangen können. Sie ist dafür natürlich, aber besonders auch, weil sie in kleinrussischer Sprache abgefaßt ist, am meisten geachtet und geliebt und in einer Menge von Abschriften im ganzen Lande verbreitet. Es gibt Districte in Kleinrußland, in denen man fast auf jedem Gute ohne Ausnahme ein Exemplar von Kaniewsky findet. Wer von den Westeuropäern nur eine kleine Ahnung davon hat, in welchem Grade die Geschichte Kleinrußlands mit der von Polen, Dacien, Großrußland, ja mit der aller Länder des schwarzen Meeres, mit der von Trapezunt und Konstantinopel verwebt ist; und wie viele Aufschlüsse sie über so manche vergangene Dinge, und wie viele Fingerzeige für zukünftige sie zu geben im Stande wäre, der wird gewiß nicht wenig wünschen, daß diese historischen Schätze endlich einmal von einem tüchtigen, europäischen Kopfe gehoben und von einer geschickten Feder der übrigen Welt bekannt gemacht würden. Wir kennen die Kleinrussen meistens nur aus den verheerenden Zügen ihrer plündernden Kosakenmiliz und beurtheilen darnach das Ganze verächtlich, ohne zu ahnen, daß die ganze Geschichte eines großen Volksstamms, der zu allen Zeiten 5 bis 6 Millionen Seelen — mit einer friedlichen, ackerbauenden Bevölkerung und einem mächtigen Adel — stark war, dahinter liegt. Wenn aber Jemand sich dieser Arbeit widmen wollte, so müßte er vor allen Dingen das Land selbst bereisen und durchforschen, den Volkscharakter kennen lernen, müßte die alten Edelsitze besuchen, die Klöster durchstöbern, die eigenthümliche Schönheit des Landes bewundern, sich mit den Sitten des Volks befreunden, und vor allen Dingen auch seine alten Gesänge und seine mündlichen Traditionen sammeln.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nebenbei sey hier die Anmerkung gemacht, daß wir das Wort Hetman falsch aussprechen; wir sprechen immer die erste Sylbe mit einem kurzen e, wie Hett-man. Sie muß gedehnt werden, wie Heet-man.

Uebersicht der neuern geographischen Entdeckungen.

Amerika.

(Schluß.)

Die so lange dauernde Abwesenheit des Hrn. Roß erregte lebhafte Besorgnisse; deßhalb wurde Hr. Back, von dem wir oben sprachen, zur Aufsuchung desselben Seefahrers abgeschickt: er fuhr am 17 Februar 1833 in Begleitung des Hrn. King, eines Chirurgen und dreier Matrosen von Liverpool ab. Zu New-York stieg er ans Land, durchreiste den amerikanischen Continent, und am 8 August befand er sich beim Fort Resolution an den Ufern des Sklavensees; den Rest der schönen Jahreszeit benutzte er, um das Land im Osten kennen zu lernen.

Er entdeckte neue Seen, den Lauf verschiedener Gewässer, und endlich den Thlui-Tscho-Deseth (großer Fischfluß), der nach Nordost fließt. Die Annäherung des Winters zwang ihn zur Rückkehr in das Fort; am 7 Junius 1834 verließ er dasselbe abermals, und schiffte sich auf einem Boote, das er zu Lande hatte fortschaffen lassen, auf dem Fluß ein, den er zuerst erblickt hatte: er fuhr denselben in einer Strecke von 600 Meilen durch Seen und Katarakten abwärts, und kam am 29 Julius an seine durch Eis verschlossene Mündung. Die Lage eines auf dem Lande errichteten Zeltes ward unter 68° 15' N. und 97° 24' W. L. angegeben. Eine in westlicher Richtung ausgeschickte Abtheilung konnte nur 15 Meilen weit gehen, wo sie von einem Hügel aus westlich Gebirge, nördlich Land, östlich Niederungen und das mit Eis bedeckte Meer erblickte. Verschiedene Umstände führten Hrn. Back zu der Meinung, daß von Westen her eine Strömung komme, daß sich wahrscheinlich unter 69° oder 70° N. eine Meerenge befinde, und die Expedition hier das äußerste Ende des Continents erreicht habe. Wegen der Strenge der Jahreszeit mußte Hr. Back diese Gegenden am 31 August verlassen. Er brachte den Winter abermals im Fort Resolution zu, und kam im Jahre 1834 nach England zurück.

Hr. Back wurde im Jahre 1837 wiederum abgeschickt, jedoch diesmal in die Hudsonsbay. Entgegengesetzte Winde und ungeheure Eismassen gestatteten diesem unerschrockenen Officier nicht, die westliche Küste zu erreichen. Trotz der ihn umgebenden fortwährenden Gefahren untersuchte er die Insel Southampton in einer Länge von 120 Meilen,

Digitized by Google

aber nur durch eine Art Wunder entging er dem Eis, das ihn sechs Monate lang eingeschlossen gehalten hatte.

Dieser schlechte Erfolg wurde durch die Reise der HH. W. Dease und G. Simpson, Beamte der Hudsonsbay-Compagnie, ausgeglichen. Sie verließen am 1 Junius den Athabasca-See, fuhren den Mackenzie hinab und kamen am 9 Julius 1837 im Polarmeere an, und schifften mitten durch das Eis in westlicher Richtung an der Küste hin. In der Ueberzeugung, daß sie ihren Weg zu Wasser nicht weiter fortsetzen könnten, verfolgte Hr. Simpson zu Land das Ufer und gelangte zum Cap Barrow; somit kennt man jetzt auf dieser Seite die Küste von Nordamerika von der Beringsstraße bis zur Mündung des Mackenzie. Am 17 August kehrten die beiden Reisenden in diesen Fluß und am 2 September in die an den Ufern des großen Bärensees von ihnen erbauten Barracken zurück.

Im Jahre 1838 zogen sie in östlicher Richtung aus durch das Land, das den Mackenzie von dem Kupferminenfluß trennt, und fuhren auf diesem in Booten abwärts bis zum Meere; hier wurden sie vom 1 bis 17 Julius vom Eis eingeschlossen, gelangten hierauf zur Spitze Turnagain, und endlich an eine Küstenstelle, wo sie unter 68° 45' N., 108° 29' W. eine steinerne Säule errichteten. Jenseits des Meeres erblickten sie hohes mit Schnee bedecktes Land, dem sie den Namen Victoria-Land ertheilten, auch sahen sie in einer Entfernung von wenigstens 100 Meilen von der Küste einen Archipel. Die von ihnen an der Küste hin untersuchte Strecke betrug 120 Meilen. In östlicher Richtung erblickten sie das Meer, allein dessen Ausdehnung zu beurtheilen war ihnen nicht möglich. *)

Hr. Graah, Schiffscapitän der dänischen Marine, untersuchte im Jahre 1829 die Ostküste von Grönland, und fand, daß die vorhandenen Karten an mehrern Stellen fehlerhaft seyen. Eine genaue Untersuchung zeigte ihm, daß an dieser Küste keine dänischen Colonien bestanden hätten, und daß unter 65° eine Bank von fortwährendem Eis anfängt, welche die Schiffe zwingt, nach Osten zu fahren, um zu den nördlichen Theilen eben dieser Küste zu gelangen. Diese letztere wurde von Hrn. G. Scoresby, dem Capitän eines englischen Wallfischfängers, welcher sich in Beziehung auf die Geographie dieser Gegenden bedeutende Verdienste erworben hat, besucht und beschrieben.

Hr. Julius v. Blosseville, ein junger Marineofficier, welcher sich bei der Reise des Hrn. Duperrey um die Welt durch seinen Eifer, seine Thätigkeit und Anstrengung auszeichnete, faßte im Jahre 1835 den Entschluß, die Island umgebenden Meere zu besuchen. Die französische Regierung übergab ihm das Commando der Lilloise. Blosseville hatte den doppelten Auftrag, die französischen Schiffe, die in den in der Nähe von Island befindlichen Meeren auf den Stockfischfang ausgingen, zu beschützen und die Küsten Grönlands zu untersuchen. Der junge Seefahrer näherte sich einem Theile der Küsten Islands, worüber er im Junius an das Marineministerium ganz ausgezeichnete Berichte und Karten einschickte; von da segelte er in westlicher Richtung weiter. Seit jener Zeit hat man keine Nachrichten mehr von ihm.

Die französische Regierung, ernstlich beunruhigt, als derselbe im Herbst 1835 noch nicht zurückkehrte, schickte im Jahre darauf Hrn. Dutaillis ab, um ihn aufzusuchen; allein es war umsonst. In den Jahren 1835 und 1836 geschah dieß wiederholt, allein mit eben so schlechtem Erfolg. Hr. P. Gaymard und Hr. Robert, Naturforscher bei der Expedition, konnten durch ihren Aufenthalt in Island wenigstens zu den über die Naturgeschichte dieser eigenthümlichen Insel bereits bekannten Thatsachen manche neue hinzufügen, auch gab Hr. X. Marmier, ein junger Schriftsteller, welcher die Sprachen des nördlichen Europa's studirt hat, im Jahre 1838 sehr geistreiche Briefe über die Reise, die er mit Obigen in jenen Winkel der Welt gemacht hatte, heraus.

Das noch nördlicher als Island gelegene Spitzbergen, die beständige Heimath der Kälte, wird von den Seefahrern, deren Reisezweck wissenschaftliche Forschungen sind, sehr wenig besucht. Der letzte, der einen Bericht darüber herausgab, war Hr. C. J. Phipps, und nach ihm Lord Mulgrave; er war im Jahre 1773 dahin gereist, konnte aber nicht weiter als bis 80° 37' N. B. kommen. Undurchdringliches Eis hinderte ihn am Weitergehen.

Der unermüdliche Parry versuchte im Jahre 1827 in der Gegend des Nordpols sich dieser Küste zu nähern; er dachte vermittelst eigens hiezu erbauter Boote, die gelegenheitlich auch als Schlitten, entweder von Rennthieren oder Hunden gezogen, dienen könnten, die Eisdecke, von der er glaubte, sie dehne sich bis zum Pol hin aus, zu durchfahren. Die Vorbereitungen wurden demzufolge gemacht, und nachdem der Hekla ausgerüstet war, segelte Hr. Parry am 5 März von der Mündung der Themse ab, und hielt im Hafen von Hammerfest an der Nordwestküste von Norwegen an, um acht Rennthiere aufzunehmen. Erst nachdem er sich durch sehr dichte Eisblöcke durchgearbeitet, näherte er sich der Küste von Spitzbergen, wo das Schiff fortwährend von solchen umgeben war. Am 25 Junius machte sich Hr. Parry mit seinen beiden Booten auf den Weg, allein statt einer fortwährend gefrornen Ebene stieß er auf nichts als Eisblöcke, die manchmal von bedeutender Länge, unverhältnißmäßig dick und durch Meeresarme von einander getrennt waren. Wenn er über diese hinweggefahren war, mußte er die Boote wieder ins Meer bringen, und später sie wieder herausnehmen; diese Operationen wiederholten sich an einem Tage oft acht-, zehn- und sogar siebzehnmal. Man konnte nicht weiter kommen, als bis 82° 45' der Breite. Die Bewegung der Eisblöcke trieb die Boote beständig wieder rückwärts. Am 12 August erblickte Hr. Parry die kleinen Inseln nördlich von Spitzbergen wieder, und bald darauf schlug der Hekla den Rückweg nach England ein, wo er am 6 October ankam.

Die Recherche machte die Fahrt nach Spitzbergen in den Jahren 1838 und 1839. Die Umstände gestatteten nicht, die Ostküste, die am wenigsten bekannt ist, zu untersuchen.

Diese sehr gedrängte Darstellung der Fortschritte in der Geographie seit dem Jahre 1819 zeigt, daß dieselben sehr bedeutend sind; dagegen bleibt das Innere von Asien, Afrika und Australien noch wie zu jener Zeit mit dichtem Dunkel bedeckt, obwohl kein Hinderniß vorhanden ist, um nicht mit der Zeit dasselbe gänzlich zu lichten; was aber das nördliche und südliche Ende des Erdkreises betrifft, so ist, wenn man nach dem Bericht über die Versuche, sich dem Pol zu nähern, schließen darf, zu befürchten, daß dieß wohl niemals gelinge. G . . . . t.

*) Die neueste Reise der HH. Simpson und Dease war dem Verfasser noch unbekannt. A. d. R.

Preise der französischen Akademie. Gustav de Beaumont erhielt für sein Werk über Irland einen Preis von 6000 Fr.; Mlle. Sauvan für ein Unterrichtsbuch für Mädchen in Dorfschulen 5000 Fr., Hr. Hello für seine „Philosophie der Geschichte Frankreichs" eine goldene Medaille und 2000 Fr., und Hr. Geruzez für seine „literarhistorischen Versuche" 2000 Fr. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 170.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 Junius 1840.

Ein Besuch der Ruinen von Ctesiphon.

(Aus Fraſers Reiſe in Kurdiſtan ꝛc.)

Die beiden Städte Ctesiphon (oder Ul-Madain) und Seleucia waren auf beiden Seiten des Euphrats erbaut, und lagen einander gegenüber, obgleich ſie zu verſchiedenen Zeiten blühten. Die einzigen Ueberreſte der letztern beſtehen aus dem Schutthaufen einer großen Mauer, die in der That beide Ufer umfaßte, und einen ungeheuren Flächenraum einſchloß, auf dem jetzt eine Menge anderer Schutthaufen von verſchiedener Größe liegen; alle aber tragen auf gleiche Weiſe das Merkmal, einſt Wohnungen der Menſchen geweſen zu ſeyn. Denn Fragmente von Backſteinen, Töpfergeſchirr, Gläſern und andern ähnlichen Ueberreſten liegen in großen Maſſen umher. Der weitereilende Reiſende, der keine Zeit hat in dieſen Ruinen umherzugehen, und ſie mit der Kenntniß und geduldigen Beharrlichkeit eines Alterthumsforſchers zu unterſuchen, hat wenig Nutzen von einer Anſicht der Stätte, außer daß er ſagen kann, er habe ſie geſehen, ſey wirklich da und da geweſen, und habe gefühlt, was man in der Nähe der Spuren eines ſo hohen und bezweifelten Alterthums fühlen kann. Und auch das iſt etwas, und zwar ein Etwas, das ſchon der Mühe verlohnt.

Die Ruinen, oder vielmehr Ruine von Ctesiphon (denn es exiſtirt nur eine Reliquie dieſer einſt reichen und herrlichen Stadt), muß ganz andere Gefühle erregen: denn Niemand kann Tak-i-Kesra ſehen, ohne vor der gigantiſchen Größe des Gebäudes zu ſtaunen, von dem es einen Theil gebildet haben muß, und bewundernd des hohen Geiſtes zu denken, der es errichtete. Es gibt im Orient keinen Palaſt, den ich kenne, der eine ſolche Façade, oder wenn wir annehmen es ſey nur ein Thorweg geweſen, einen ſolchen Eingang hätte. Die Ali Capi zu Iſpahan oder die Thore des Palaſtes zu Delhi, ſo prächtige Gebäude ſie an ſich ſind, ſinken neben dem Tak-i-Kesra zur Unbedeutenheit herab, denn welches von ihnen kann eines Bogengangs von mehr als 100 Fuß Höhe ſich rühmen?

Wir beſuchten aber dieſe herrliche Ruine nicht vor dem nächſten Morgen, wo wir nicht ohne Mühe und Liſt ein Gufſad uns verſchafften, um über den Fluß zu ſetzen. Der Morgen war dunkel, und die Sonne erhob ſich in dunkelgelben und blutrothen Wolken gerade hinter dem Tak, der ſich ſo in ſcharfen Conturen gegen das wachſende Licht abzeichnete. Es war ein beſonders ſchöner Anblick. Rundum, zwiſchen zahlreichen unregelmäßigen Schutthaufen trafen wir ein ganzes Lager arabiſcher Zelte, aber der Scheikh des Stammes, ein höchſt ſchmutziger, roh ausſehender Kerl, deſſen ungeheure, rothbraune Naſe ihn der Verletzung des neunten Gebots anklagte, wenn ihr Beſitzer nicht verbotenen Getränken ſich zu ſehr ergab, kam heran uns zu begrüßen und Alles war in Ordnung. Ein anderer Burſche derſelben Art kam aber mit ſechs oder acht Gurgelſchneidern herangeſprengt, um zu erfahren, wer wir wären, und als er es hörte, wandte er ſich mit dieſen Worten zum Scheikh: „Es iſt gut für dieſe Leute, daß ſie bei dir ſind, denn wenn es nicht ſo wäre, hätte ich ſie bis auf das Hemd ausgeplündert!“ und der Himmel weiß es, er ſah ganz aus, als wolle er ſeine Worte wahr machen. Einer der Geſellſchaft aber lachte ihm ins Geſicht und ſagte: „Vielleicht iſt es eben ſo gut für dich, daß du es nicht gethan; ſchau her und ſieh, ob wir Männer ſind, die ſich geduldig ausplündern laſſen?“ — und er zeigte ihm meine Doppelflinte und ein Paar Doppelpiſtolen — ein Anblick, der ſichtbare Wirkung auf ſeinen Muth hatte und merklich ſeine Achtung vermehrte. Er unterſuchte die Flinte genau, und als er ſie zurückgab, ſagte er bitter: „Ach! der Fluch Gottes ſey auf der Flinte, die ohne Stein und Feuer ſchießt!“ Doch folgte er uns an das Ufer und beobachtete uns, bis wir über den Fluß ſetzten.

Ich will hier keine weitläufige Beſchreibung des Tak verſuchen, ſondern nur ſagen, daß er aus einer Façade von mehr als 300 Fuß Länge beſteht, in welche eine gewölbte Halle von 106 Fuß Höhe führt, die den großartigſten Eingang in der Welt gebildet haben muß; der übrige Theil der Façade auf beiden Seiten iſt mit vier Reihen von Pfeilern und kleinen Bogen, gleich Fenſtern, geziert. Das iſt faſt Alles, was von dem Gebäude übrig iſt, und ſelbſt das, obgleich aus dem trefflichſten Mauerwerk gebildet, hat ſo ſehr von der Hand der Zeit gelitten, daß wir den Charakter und die Anſicht des Ganzen, den es hatte, als es noch vollſtändig war, nur errathen können.

Digitized by Google

Es ist von vielen Schutthaufen umgeben, und das Land, in großer Ausdehnung herum, trägt überall Spuren alter Bauwerke in zerbrochenen Ziegeln, Glas, Geschirr, Porcellan u. s. w. Während wir um uns blickten, kam ein Araber hervor, und bot uns einen Cylinder aus Bergkrystall und verschiedene Alterthümer zum Verkauf an, die er nicht weit von dem Orte, wo wir standen, aufgelesen hatte: Münzen, Gemmen, bronzene Bilder u. dergl. werden von den wandernden Arabern oder Hirten, die hier ihre Schafe weiden, häufig gefunden. Ich nahm zwei Ansichten dieser interessanten Ruine auf, die, wie ich mit Schmerz es sagen muß, unter den Angriffen der Menschen und der Zeit schnell verfällt, und verließ sie, nachdem ich mehrere Stunden in ihrer Betrachtung zugebracht hatte; aber die Zeit drängte uns unglücklicherweise, und da wir gerne noch vor Einbruch der Nacht einen Chan oder Karavanserei, Mahawill genannt, erreichen wollten, so gingen wir über den Fluß wieder zurück, nahmen ein eiliges Frühstück ein, und waren um halb ein Uhr wieder auf den Pferden.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Was die Traditionen betrifft, so haben die ehemals so unternehmungs-, oder wie wir sagen, plünderungslustigen Kleinrussen deren weit mehr als die Großrussen und die Polen. Bei den Großrussen war von jeher Alles der Zar, bei den Polen Alles der Adel, bei den Kleinrussen aber sprachen auch die gemeinen Krieger mit. Daher sich bei jenen beiden keine Volkstradition ausbildete, bei diesen dagegen eine solche bis auf unsere Tage herab in Blüthe und sehr thätiger Wirksamkeit gefunden wird. Nicht nur in ihren zahlreichen Liedern besingen die Kleinrussen einzelne Heldenthaten und Kriegszüge, Kämpfe mit den Türken, Expeditionen auf dem schwarzen Meer, Plünderungen der Bosporusgegenden u. s. w., sondern es gibt auch eine Art von überschaulicher Tradition ihrer ganzen Geschichte. Geringe Leute aus dem Volk treten zuweilen an gewissen Festtagen, namentlich z. B. an dem ersten und zweiten Pfingsttage — mit diesem christlichen Feste fällt ein ehemals altes heidnisches Fest auf dieselbe Zeit — vor, ergreifen die Balalaika und erzählen singend die Geschichte des ganzen Volks, von der Herrlichkeit Kiews, Tschernigows und der andern, alten, berühmten Städte des Landes, von ihren ehemaligen Großfürsten, dann von ihren Hetmans, von ihrer Verbrüderung mit den Polen und von ihren in Gemeinschaft mit den Polen geführten Kriegen gegen die Moskowiter, Tataren u. s. w., alsdann von ihrer Väter altem Glauben, von den Bedrückungen dieses Glaubens durch die Polen, und von ihren Aufständen gegen die Unterdrücker und ferner von ihrer Verbrüderung mit den Moskowitern zur Rettung ihres Glaubens. Endlich geht der Erzähler zur Schilderung dieser Verbrüderung über, und singt, wie die Kleinrussen von ihren Brüdern betrogen seyen. Wenn er zu diesem Punkte kommt, so endet er seine Worte gewöhnlich mit vielen Seufzern und Thränen, und auch die Zuschauer stehen traurig umher. Diese Thränen, die fast nie ausbleiben, sind ein merkwürdiger Beweis, wie stark noch die Nationalgefühle unter den Kleinrussen sind. Sie können dem Großrussen dermaleinst theuer zu stehen kommen.

Es ist keine Frage, daß wenn einmal der große Riesenleib des russischen Staates wieder auseinanderfällt, Kleinrußland einer der Theile seyn muß, die sich daraus selbstständig lösen werden. Die Naht, wo der Bruch hier geschehen wird, ist schon sehr deutlich bezeichnet. Die Kleinrussen stehen als ein ganz eigenthümliches, sehr zahlreiches Volk, mit ihrer eigenen Sprache, mit ihren eigenen historischen Erinnerungen da. Mischung mit den Großrussen im Großen findet nirgends statt, nur im Einzelnen. Nur einzelne große oder groß gemachte Familien hat Großrußland dem kleinrussischen Vaterlande entfremdet. Die Hauptstärke desselben besteht aber in dem zahlreichen niedern, in seinen Dörfern lebenden Adel, aus dem immer die Retter des Vaterlandes für Kleinrußland hervorgingen. Unter den von dem russischen Kaiser in Kleinrußland groß gemachten Familien ist die größte die der Rasumowskys. Der Feldmarschall Rasumowsky, der Bruder des bekannten Lieblings von Elisabeth, war es, den Katharina mit Gnaden überhäufte. Sie machte ihn zum Hetman von Kleinrußland — dem letzten des Landes, — schenkte ihm die alte Residenz der Hetmans, die Stadt Baturin am Dniepr, mit allen ihren Dependentien, und außerdem noch so viel Land und Leute, daß er am Ende nicht weniger als 140,000 leibeigene Seelen *) besaß. In dem Palaste von Baturin soll sich ein ungeheurer, den Hetmans gehöriger Schatz von Silber und Gold, ganze massive silberne Panzer und Rüstungen, und große Massen silberner Gerätheschaften, Kisten und Tonnen, mit edlen Metallen gefüllt, gefunden haben, die auch den Rasumowskys zufielen. Aus diesem ungeheuren Vermögen des Feldmarschalls gingen die vielen andern großen Vermögen zu 10,000, zu 20,000 Bauern ꝛc. hervor, die Europa in seinen verschiedenen Hauptstädten allmählich unter den verschwenderischen Händen seiner Erben zerschmelzen und vergeuden sah. Andere solche große in Kleinrußland gesammelte Vermögen sind die der Kotschubeys, der Besborodkos u. s. w. Diese Vermögen sammeln sich in Rußland zuweilen wie die Wolken, zergehen aber auch oft eben so schnell, während sie in England oder in andern Ländern gewöhnlich fest gegründet sind wie die Felsen, und lange Zeit von Geschlecht zu Geschlecht fortdauern. In Kleinrußland zergehen sie noch schneller, als in Großrußland, denn während es dort, wie auch hier, keine Majorate gibt, sind dort auch weder die Erstgebornen vor den jüngern Kindern, noch auch die Söhne vor den Töchtern bevorzugt. Alle Kinder theilen zu gleichen Theilen, daher die Vermögen sich bald zerstückeln; und da dabei auch keine Gutseinheit und Untheilbarkeit der Güter wie — in den deutschen Provinzen, wo immer der Werth des Vermögens ge-

*) Es sind darunter nur männliche Seelen zu verstehen, die Weiber mitgerechnet mochte sich also die ganze Anzahl der diesem Manne angehörigen Menschen auf nahe an 300,000 belaufen. Gewiß verfügte selten ein Sterblicher über eine größere Anzahl seiner Mitmenschen als seiner leibeigenen Sklaven.

Digitized by Google

theilt wird, die älteſten Söhne das Gut bekommen und die andern ſich mit ausgezahlten Geldſummen begnügen müſſen — beobachtet wird, ſondern wirklich die Ländereien und die Seelenzahl eingetheilt werden, ſo entſteht daraus nicht nur eine baldige Zerkleinerung des Vermögens, ſondern auch die in Kleinrußland ſo große Zerſtückelung des Bodens und Seelenbeſitzes. Zerſtückelung iſt überhaupt das Hauptunglück des kleinruſſiſchen Stammes auch in politiſcher Beziehung geweſen. Einzig und daher groß war er nur eine kurze Zeit, als Wladimir in Kiew reſidirte. Nach ihm zerfiel Alles nach demſelben Princip, wonach noch jetzt die Gutsherrſchaften getheilt werden, in eine Menge kleine Theilfürſtenthümer. Die aus ihnen hervorgehenden kleinen Koſakenrepubliken vergrößerten noch die Anzahl der kleinruſſiſchen Staaten. Jetzt bildet ein Theil der Kleinruſſen jenſeits der Karpathen, mit den Magyaren vereinigt, den ungariſchen Staat; ein anderer gehört mit Galizien zu den öſterreichiſchen Provinzen, einige fielen ſogar den Türken zu, andere am obern Don ſind großruſſiſchen Gouvernements beigefügt. Am untern Don bilden andere die Gemeinde der doniſchen Koſaken mit einem Ueberreſte eigenthümlicher Verfaſſung, die Hauptmaſſe aber blieb freilich immer am Dniepr im eigentlichen Kleinrußland. Könnte man nun alle dieſe Stücke einmal wieder politiſch einen, ſo ſtünde der kleinruſſiſche Stamm dem großruſſiſchen mit, wenn auch nicht gleicher, doch bedeutender Macht gegenüber. Die Bauſteine zu einem ſolchen Gebäude liegen noch immer fertig; vielleicht findet ſich im Laufe der Zeiten noch einmal der Baumeiſter, der ſie zuſammenfügt.

Die neuern Bewegungen und Entfaltungen in der ruſſiſchen Literatur gehen freilich von den Großruſſen aus und ihre Sprache iſt eben ſo, wie in Deutſchland die oberſächſiſche Mundart, die eigentlich gebildete Schrift- und Umgangsſprache geworden, und ſelbſt die Kleinruſſen, welche ſich der Schriftſtellerei hingeben, ſchreiben im moskowitiſchen Dialekt. Früher war dieß anders. Die Kleinruſſen hatten ſchon eine Reihe ſchriftſtellernder Metropoliten von Kiew und andern Orten hervorgebracht, als über Großrußland noch tiefe, literariſche Dunkelheit brütete. Und auch jetzt noch wird Vieles in kleinruſſiſcher Sprache gedichtet und geſchrieben. „Die Kleinruſſen lieben ihre Sprache ſehr," ſagte mir ein großruſſiſcher Profeſſor, „und ſie legen die Unarten ihres Dialekts in unſern Schulen nur ſchwach ab." Es iſt höchſt ſonderbar, daß die ſlaviſchen Literaturgeſchichten, ſelbſt die von Schaffarik nicht ausgenommen, der kleinruſſiſchen Literatur keine beſondere Abtheilung gewidmet haben. Eines der trefflichſten und originellſten neuerer Producte dieſer Literatur iſt die Aeneide von Kotlarewsky. Der Held dieſes Gedichtes iſt ein Kleinruſſe, der, in verſchiedenen Gegenden des Erdballes ſchweifend, die intereſſanteſten Schickſale erlebt. Es iſt Vieles aus der Geſchichte des Landes mit eingemiſcht und das Gedicht daher in ganz Kleinrußland ein ſehr verbreitetes und viel geleſenes Volksbuch. Der geiſtreiche Verfaſſer deſſelben ſtarb letzter vor einigen Jahren in Poltawa.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtiſche Angaben über die Cykladen.

Antimelos,

nordweſtlich von Milo gelegen, iſt ein koloſſaler Felſen, in ſpätern Zeiten wahrſcheinlich durch unterirdiſche Eruptionen entſtanden. Es iſt ganz kahl und unbewohnt, und hat weiter keinen Nutzen, als daß es den Schiffen, die von Weſten her kommen, als Baake dient.

Polino,

oder die verbrannte Inſel, liegt öſtlich von Melos, nur durch einen ſchmalen Canal von demſelben getrennt. Auch dieſe Inſel iſt ein vulcaniſches Product; es gebricht ihr durchaus an Waſſer, und daher zeigt ſich nur bei anhaltenden ſchweren Herbſtregen einige Vegetation, ſo daß ſie alsdann eine Weide für einiges Vieh darbieten könnte. Man hat ſie auch dafür verpachten wollen, aber bis jetzt vergeblich Liebhaber dafür geſucht. Sie iſt übrigens ganz unbewohnt.

Nordweſtlich von Polino liegt

Kimolos,

oder Argentiera, ebenfalls nur durch einen ſchmalen Canal von Melos, ſo wie von Polino getrennt. Beide ſcheinen, nach der äußern Geſtalt zu urtheilen, durch irgend eine vulcaniſche Umwälzung von Melos abgeriſſen zu ſeyn. Kimolos, welches einen Flächeninhalt von 1⅞ Quadratmeile hat, beſteht faſt ganz aus dürren und nackten Bergen. In den dazwiſchen liegenden Thälern findet man etwas ziemlich fruchtbare, röthliche Erde, welche in guten Jahren die fünfzehnfache Ausſaat zurück gibt. Mangel an Waſſer, welches man ſich nur aus einigen gegrabenen Brunnen verſchaffen kann, verhindert jedoch die weitere Ausbreitung des Landbaues, welcher denn auch nur einen geringen Theil der 700 Seelen ſtarken Bevölkerung beſchäftigt. Die Erzeugniſſe des Bodens ſind hauptſächlich Gerſte und Wein, erſtere nicht einmal hinreichend für den eigenen Bedarf. Von dem Wein, welches eine ſchwere, rothe Sorte iſt, werden jährlich noch etwa hundert Fäßchen nach Melos verkauft. Ein wenig Baumwolle von geringer Qualität wird von den Weibern zu Strümpfen verarbeitet, und dieſe eben, ſo wie von den übrigen Inſeln, in die Türkei ausgeführt. Die Zehnten ſind für 4000 Drachmen verpachtet.

Der Berg Chimmias, ſo wie die Melos gegenüberliegende Küſte der Inſel, liefern die bekannte kimoliſche Erde, eine Art weißen Thons oder Bolus, welcher viel Natrum enthält und eine Art natürlicher Seife iſt, deren man ſich hier wie auf Melos zum Waſchen grober Zeuge bedient, und außerdem, wie mit Kalk, die Wände der Häuſer damit tüncht. Hievon werden jährlich drei bis vier Kalkſabungen ausgeführt. Von Zeit zu Zeit holen die Hydrioten und Spezzioten auch einiges davon, um es in der Türkei, den Häfen des ſchwarzen Meeres oder Trieſt abzuſetzen.

Ein großer Erwerbszweig für die Kimolioten iſt die Fiſcherei und die Schifffahrt. Sie beſitzen ſechs Goeletten, drei Kutter, drei Tzernikes und einige andere kleine Fahrzeuge, die hauptſächlich für den Transport der Mühlſteine von Melos benutzt werden, und womit man überdieß die geringe Gemeinſchaft mit Syphanto und Seriphos unterhält.

Häfen hat Kimolos nicht, denn der, welcher Polino gegenüberliegt, verdient ſeiner geringen Tiefe und Umfangs wegen dieſen Namen nicht. Die Schiffe bleiben hier daher auch auf der Rhede, oder bei ſchlechtem Wetter unter der genannten Inſel vor Anker liegen.

Digitized by Google

Das einzige Dorf der Insel, Kastron genannt, eine Viertelstunde von der Rhede oder dem Hafen, ist ein sehr ärmlicher Ort, welcher jedoch noch eine Lancasterschule hat. — Die Einwohner besitzen etwa 500 Stück Hornvieh, wovon das, was nicht für den Landbau erforderlich ist, als Schlachtvieh nach den umliegenden Inseln verkauft wird; ferner 200 Esel und gegen 4000 Schafe und Ziegen. Die Wolle wird auf der Insel selbst verbraucht. — Von den Silberminen, nach welchen die Insel den Namen Argentiera führt, ist nicht die geringste Spur mehr zu entdecken. Man glaubt, daß sie sich auf dem Melos gegenüber gelegenen Theil der Küste befunden haben. An der gegen Syphanto gelegenen Seite findet man auf Kimolos mehrere heiße Quellen, welche ebenfalls für den vulcanischen Ursprung der Insel zeugen. — Das Klima ist für Fremde nicht gesund, und auch die Einwohner sehen nicht blühend aus. Uebrigens herrscht viele Armuth unter ihnen. — Alterthümer findet man auf Kimolos nicht.

Extreme in Ungarn.

(Von G. Eisner.)

Schwerlich dürfte eines von den übrigen Ländern Europa's so viele Extreme aufzuweisen haben, wie Ungarn. Ich will hier nur einige anführen, die ich auf meinen Reisen dort kennen gelernt habe.

Nur in England trifft man neben der jammervollsten Armuth so großen Reichthum, wie man dieß in Ungarn so häufig sieht. Während der reiche Magnat Millionen als Einkünfte hat und verschwendet, gibt es in den Karpathendistricten ganze Ortschaften, wo der Reichste kaum hundert Gulden W. W. sein Eigenthum nennen kann. Während jener den ungeheuersten Luxus in jeder Art entwickelt, könnte man hier die Garderobe einer ganzen Ortschaft für ein paar hundert Gulden W. W. noch am Ende zu theuer kaufen.

Von dem eben Gesagten gehe ich auf ein ähnliches Extrem über. Es ist weltbekannt, wie reich Ungarn an natürlichen Erzeugnissen ist, und daß es in der Regel kaum weiß, wie es dieselben verwerthen soll. Deßhalb stehen auch gewöhnlich die Getreidepreise dort viel niedriger, als in den meisten übrigen europäischen Ländern. Und trotz dieses Ueberflusses und dieser Wohlfeilheit vergehen wenig Jahre, wo in den gedachten Gebirgsdistricten nicht Mangel, ja Hungersnoth herrscht. Der über alle Vorstellung geringe Erwerb, welchen die dasigen Einwohner haben, und der sich für einen männlichen Arbeiter durchschnittlich nicht über 20 kr. W. W. (8 kr. C. M.) beläuft, ist daran Schuld. Ist nun gleich das Getreide in den fruchtbaren Ebenen überaus wohlfeil, so wird sein Preis durch den Transport in jene Gebirge schon höher, und es ist zum Einkauf für jene Bevölkerung viel zu theuer.

Ein weiteres Extrem kommt in den Getreidepreisen überhaupt in Ungarn fast öfter wie irgendwo vor. Wie die Erfahrung lehrt, es dort schon oft in kurzer Zeit aufeinander dem größten Ueberfluß und außerordentlicher Wohlfeilheit drückender Mangel, Theuerung und Hungersnoth gefolgt. Ein anderes Extrem, welches in dem Wechsel der Witterung liegt, und welches ich bald anführen werde, ist davon die Ursache. Zur Zeit des Ueberflusses nun werden die Gaben Gottes vergeudet, und es fehlt auch überhaupt an großen Magazinen, worin man für die Zeit des Mißwachses aufsparen könnte.

Das Extrem in der Witterung, welches macht, daß auf gesegnete Jahre höchst unfruchtbare folgen, liegt in übermäßiger Trockenheit und Nässe, die zuweilen vorherrschen, oder in der glücklichen Mischung derselben. Findet letztere statt, so bringen die Früchte auf dem fetten und vorzüglichen Boden, mit welchem der größte Theil von Ungarn begabt ist, einen überschwänglichen Ertrag, und alles ist im Ueberfluß. Da wird denn unendlich viel vergeudet, und es könnten sich Tausende von Familien von dem nähren, was unnütz verwüstet wird. Herrscht aber Trockenheit, und zwar schon vom Frühjahr an, vor, so versengt alles auf dem geilen Boden, und man sieht zuletzt keinen grünen Halm mehr. Da trifft es sich, daß ganze weite Landstrecken bei weitem nicht die Aussaat wiedergeben. Ein Gleiches, aber auf andere Art, findet bei zu großer Nässe statt. Im Anfange schießt bei dieser alles in übergroßer Geilheit auf, bald lagert es sich zusammen und vermodert und verwest stehend. Diese beiden Extreme kommen ganz besonders auf den großen Ebenen an der Theiß vor. Denn man kann den dasigen Ackerboden fast wie einen verwitterten Düngerhaufen betrachten, so reich ist er an Humus, und auf solchem äußern sich die Wirkungen einer dergleichen anomalen Witterung am stärksten. Wo nun bei fruchtbaren Jahren es keine Seltenheit ist, im Durchschnitt alle Früchte fünfzehnfältig zu ernten, da gewinnt man bei solchem Mißwachs kaum die Einsaat wieder.

Noch ein Extrem in der Witterung führe ich an. Es ist das des so oft vorkommenden plötzlichen Wechsels der Wärme und Kälte. Darin liegt auch eine Ursache von den vielen Fiebern, die in Nieder-Ungarn so oft herrschen. Hiezu gehört auch die ungeheure Differenz in der Temperatur, welche sich zwischen der größten Hitze des Sommers und der strengsten Kälte des Winters ergibt, und die sich bis auf 60 Grad nach Réaumur beläuft. Es ist nämlich die Hitze im Nordschatten oftmals 50 Grad über und die strengste Kälte manchen Winters 50 Grad unter dem Gefrierpunkte. Vergleicht man in dieser Hinsicht Ungarn mit England, so ergibt sich ein ungeheurer Unterschied. Denn dort ist die größte Differenz kaum halb so groß wie hier.

Welche Extreme aber findet man in Ungarn in der Civilisation der Bevölkerung! Während man bei den meisten Cavalieren und dem größten Theil der Einwohner vieler Städte den höchsten Grad von wissenschaftlicher und Weltbildung findet, und Luxus und Moden wie in der Weltstadt Paris im Schwange gehen, mag man einmal die Hirten in den Wäldern und auf den Ebenen sehen, die wenig sich über die ihnen untergebenen Heerden erheben, und den Wilden von Australien weit näher stehen, wie dem gebildeten Europäer.

Auswanderung nach Canada. Die Colonial Gazette vom 5 Junius zeigt an, daß in Aussicht der nahe bevorstehenden Vereinigung und definitiven Beruhigung beider Canada's bereits eine „North American Colonial Association of Ireland" zusammengetreten sey, um die Auswanderung im Großen zu leiten und zu befördern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 73** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Hegesippe Moreau.** (Fortsetzung.) — **Dänische Literatur.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 171.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 Junius 1840.

Beludschistan.

2. Neuere Verhältnisse.

Ehe wir den Angriff der Engländer auf Sind, den Marsch derselben durch einen Theil von Beludschistan, wenigstens durch den nördlichen Theil der Provinz Ketsch Gondawa, erwähnen, müssen wir einen Blick auf die Lage der Engländer im westlichen Indien und ihre Verhältnisse zu Afghanistan werfen. Nassir Chan, den Nadir Schah zum Beglerbeg von ganz Beludschistan ernannte, erkannte ganz richtig, daß dieß Land den Ereignissen in Afghanistan nicht fremd bleiben könne, und wenn gleich kein afghanischer Fürst mächtig genug war, Beludschistan gänzlich seiner Herrschaft zu unterwerfen, so zeugte dieß um so mehr von dem klaren Blick, womit Nassir Chan seine Lage durchschaute, und seine Ansicht erbte auf seine Nachkommen. Dieß zeigte sich deutlich in dem Benehmen Mihrabs, Chan von Kelat, gegen die Engländer.

Diese wurden von den Amirs in Sind in dem Maaße, als die englische Herrschaft sich ausbreitete, immer mißtrauischer beobachtet: wie man schon Pottingern im J. 1810 Schwierigkeiten machte, das Land zu betreten, so noch im J. 1830 dem Lieutenant Burnes. Vor allem aber widersetzten sie sich dem Handel auf dem Indus, und nur mit größter Mühe brachten es die Engländer im J. 1834 dahin, deßhalb eine Convention mit ihnen abzuschließen. Diese war auch, wie die Amirs bald fühlten, nicht sehr zu ihrem Vortheil: vorher hatten sie von einer jeden Kamelsladung Opium, die aus Malwa kam, um von dem Hafen Kuratschi aus verschifft zu werden, mehrere hundert Rupien Zoll erhoben, jetzt durften sie von einem Schiff, das den Indus herabkam, nur ungefähr 250 Rupien erheben: natürlich ging nun das Opium von Malwa aus den kürzern Weg nach dem Setledsch, und wurde auf diesem nach dem Indus und so weiter nach Bombay verschifft.

Solche Dinge hätten indeß zu keinem Bruch geführt, aber die Engländer fühlten mehr und mehr die Nothwendigkeit, ihre Gränze an den Indus zu verlegen. In den westlichen Radschputenstaaten sah es höchst unruhig aus, und die Engländer konnten nur dann hoffen, hier ganz Ruhe zu schaffen, wenn sie den flüchtigen Schaaren den Rückzug nach dem Setledsch und Indus zu verleiden konnten. Indeß auch dieß war eine secundäre Rücksicht; dringender wurde die Nothwendigkeit, sich am Indus festzusetzen, erst, als die Angelegenheiten in Persien sich verwickelten, und Rußland unter persischem Namen Herat zu besetzen drohte. Dieß mußte wenn immer möglich verhindert werden, und nun ergab sich die Frage: auf welche Weise? Sollten die Engländer selbst nach Afghanistan gehen, um mit eigener Macht sich dem Vordringen der Perser und Russen zu widersetzen, oder sollten sie sich auf den Indus beschränken, und die Fürsten von Afghanistan und Buchara mit sich verbinden und sie so weit unterstützen, daß sie Rußland und Persien gewachsen wären?

Hier finden wir die Ansichten der Engländer sehr gespalten. Gewiß bestand eine, schwerlich sehr zahlreiche, doch sicherlich durch Einsicht und Erfahrung bedeutende Partei, welche den Marsch nach Afghanistan nicht wollte, und es für höchst gefährlich hielt, bei dem Stand der Dinge in Indien selbst englische Truppen so weit in unbekannte Länder zu senden, wo ein einziger, unvorhergesehener Unfall bedeutende Nachtheile nach sich ziehen und den ganzen Bestand der Herrschaft in Indien erschüttern konnte. Man kann die Frage so stellen: konnten die Engländer mit den Fürsten von Afghanistan sich in dem Maaße verbinden, daß diese, unterstützt von etwas englischem Geld und englischen Officieren, Fronte gegen Rußland zu machen im Stande waren? Daß die Fürsten Afghanistans aus der Barekzei-Familie hiezu geneigt sich zeigten, ist, nachdem die Unterhandlungen von Sir Alexander Burnes mit ihnen zur öffentlichen Kunde gekommen, nicht mehr zu bezweifeln. Dost Mohammed fragte Hrn. Burnes, ob er auf die Unterstützung Englands rechnen könne, im Fall er von der persischen Seite der angegriffen würde? Die Antwort war ein Achselzucken, und somit blieb Dost Mohammed und seinen Brüdern nichts übrig, als sich an Persien und Rußland anzuschließen.

Der nächste Grund dieser von Sir Alexander Burnes ertheilten abschlägigen Antwort waren wohl die Verhältnisse, in denen die Engländer zu Randschit Singh standen, der für sie eine Vormauer gegen die Afghanen war, und wahrscheinlich die

Behauptung der Provinz Peschawer zur Bedingung eines Bündnisses mit den Engländern gemacht hatte, denn Burnes war beauftragt worden, von Dost Mohammed zu verlangen, daß er Peschawer nicht mehr angreife und Randschit Singh im ruhigen Besitz desselben lasse, eine Forderung, die Dost Mohammed als Afghane und Moslem unmöglich erfüllen konnte. Die anglo-indischen Diplomaten verfolgten den ganz unvereinbaren Plan, Randschit Singh und die Afghanen zugleich für sich zu gewinnen, und der Erfolg war, daß sie beide unversöhnlich verletzten *). Schah Schudscha in sein Reich zurückzuführen, war schon darum ein Fehler, weil es mit Hülfe der Sikhs geschehen sollte, gegen welche die Afghanen einen tödtlichen Haß hegen, und als zweiten Fehler kann man betrachten, daß sie sich von Randschit Singh das Gesetz vorschreiben ließen, ihre Armee nicht durch den Pendschab zu senden. Dadurch vergaben sie sich in ihrem Ansehen, und schadeten sich mehr, als sie irgend durch den Schein von Billigkeit gewinnen konnten, den ihnen der Entschluß, den Durchgang nicht erzwingen zu wollen, geben mochte: sie mußten eher ungerecht seyn, als einen Zweifel an ihrer Macht aufkommen lassen. Das mag nach europäischen Begriffen falsch seyn, nach asiatischen ist es gewiß richtig. Wollten sie sich nicht entschließen, Randschit Singh zu vernichten, und sich längs des ganzen Induslaufs festzusetzen, so mußten sie auch den Feldzug nach Afghanistan aufgeben, weil es ihnen an einer gehörigen Basis fehlte. Der Zug von Schikarpur durch den Bolanpaß nach Candahar war ein militärischer Fehler, denn wären sie in der Zeit, wo ihre Corps durch Hunger, Durst und Strapazen bald aufgelöst waren, ernstlich von einigen Tausend Mann Beludschen und Afghanen angefallen worden, so waren sie verloren, denn sie hatten keinen Rückzug, als eben den kaum zurückgelegten Paß von Bolan.

Dieser Fehler wirkte lange und wirkt noch jetzt nach. Dieser Fehler war Schuld, daß sie den Rückzug durch den Kheiberpaß nach dem Pendschab **) mit baarem Geld erkaufen mußten, und daß sie genöthigt waren, ein Corps gegen Mihrab, Chan von Kelat, zu senden. Bis jetzt ist ihnen noch Alles ganz glücklich ausgegangen, aber die ganze Unternehmung behält einen höchst gewagten Charakter. Sehr einsichtsvolle Leute behaupten, der Erfolg in Afghanistan sey mehr blendend als solid, und die Unternehmung gleiche mehr einem Theatercoup, als der Handlung eines besonnenen Staatsmannes. ***) Es ist allerdings höchst schwierig über solche Unternehmungen abzuurtheilen, ohne höchst genaue Kenntniß aller Gründe; allein es sind Engländer selbst, welche in dieser Weise urtheilen, und man behauptet, sogar der Herzog von Wellington, eine große Autorität in indischen Angelegenheiten, gehöre zu diesen Personen.

Diese Bemerkungen liegen unserem eigentlichen Gegenstand, den Verhältnissen der Engländer zu Beludschistan weniger aus dem Wege, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, denn nur das Verhältniß zu Randschit Singh erklärt den sonst unbegreiflichen Entschluß, von Schikarpur aus auf einer ungeheuer langen, schmalen Linie sich in ein solches Land hineinzuwagen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieß hat sich jetzt deutlich gezeigt durch den Haß, den die Afghanen gegen Schah Schudscha und die Engländer hegen, so wie durch schlecht verhehlten Groll der Sikhs gegen die letztern.

**) Nach Randschit Singhs Tod erst wagte man die Forderung zu stellen, daß der Rückmarsch durch das Gebiet der Sikhs angetreten werden dürfe.

***) Für die, welche sich näher um diese Gegenstände bekümmern, verweisen wir auf einen Artikel in den Bombay Times vom 16 Februar d. J., wo die nachtheilige Seite mit persönlichen Anspielungen sehr scharf herausgehoben ist.

Poltawa und Kleinrußland.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Poltawa liegt am hohen Ufer der Worskla, da wo eine tiefe Regenschlucht, an welche sie sich lehnt, dasselbe durchschneidet, theils auf den Höhen, welche diese Regenschlucht und das Worskla-Thal bilden, theils in diesem Thal und der Schlucht selber. Die alte kleine Stadt in dem Umfange, wie sie zu Peters des Großen Zeit bestand, sondert sich noch jetzt durch einen weiten freien Zwischenraum von den neuern, aber viel bedeutendern Anhängseln und Zusätzen ab, die sich mit regelmäßigen Straßen von da aus fächerartig ausbreiten; das berühmte Schlachtfeld liegt jenseits der Regenschlucht im Nordosten der Stadt. Es ist ein hohes, vollkommen ebenes, zwei Stunden langes und über eine Stunde breites Plateau, das nach Poltawa und nach der Worskla hin mit einem 150 Fuß hohen Rande schroff abfällt; in der Mitte des Feldes ist jetzt ein Hügel von ungefähr 150 Schritt im Umfang und 60 Fuß Höhe errichtet, der die in der Schlacht gefallenen Todten deckt. Auf seiner Spitze ist ein Kreuz errichtet mit folgender Inschrift: „Aber von Peter wißt ihr, daß ihm das Leben nicht theuer war, wenn nur Rußland lebt und sein Glück blüht, sein Ruhm und euer Wohlseyn.“ Es waren dieß die Worte, welche Peter der Große zu seinen ihn nach der Schlacht decomplimentirenden Generalen und Freunden sprach. Von dem Hügel aus überschaut man das ganze Schlachtfeld vortrefflich. Es ist auf dem ganzen weiten Felde nicht eine einzige Unebenheit, Vertiefung oder Erhöhung des Bodens zu bemerken, außer einigen Ueberresten von Verschanzungen des russischen Lagers; auch steht kein einziges Haus und nicht einmal ein Bäumchen oder Strauch auf dem ganzen Felde, Alles ist ebene Grasfläche, jetzt von Rindern friedlich beweidet, oder von Ackersleuten befurcht. Auf einem Vorsprunge des Plateau's nach der Worskla zu, Poltawa gegenüber, liegt ein Kloster, das einzige Gebäude des Feldes. Die Schweden hatten es während der Schlacht besetzt. Im Nordwest des Feldes zieht sich die große Straße aus der östlichen Ukraine auf Poltawa vorbei, auf welcher Carl XII heranrückte, und an die so wie an einen jenseits der Straße sich hinziehenden Wald er sein Lager lehnte. Im Südost fließt die Worskla in tiefem Thale an dem Plateau vorüber. An ihr zog Peter der Große herab, und lagerte anfangs jenseits derselben. Karl XII, dem es natürlich nicht um Hinziehen des Kriegs, sondern um eine Schlacht zu thun war,

Digitized by Google

ließ die Russen ruhig Brücken über den Fluß bauen, und das Plateau des Schlachtfeldes erklimmen, auf dem sie sich dann festsetzten. Im Norden ist die Bühne des Kampfes wieder von einer Regenschlucht mit hohem Abfalle begranzt, und in der Tiefe dieser Schlucht schleicht im Moraste ein sumpfiges Wasser, ein Nebenfluß oder Arm der Worskla. Daß die Schweden keine genaue Notiz von dieser Regenschlucht nahmen, entschied den Tag von Poltawa zu ihrem Unglück. Im Anfange des Kampfes nämlich, am 28 Junius 1709, waren die Schweden Sieger über die Russen, und die ganze russische Reiterei war vor der schwedischen auf vollständiger Flucht begriffen; das russische Fußvolk war darüber so erschreckt, daß schon die Pferde vor die Bagagewagen gespannt waren, um den Rückzug der ganzen Armee zu bewerkstelligen.

Hätten die Schweden die russische Reiterei nur noch einige hundert Schritte weiter verfolgt, so hätten sie dieselbe in jene Schlucht hinabgestürzt, und es wäre ihr unmöglich gewesen, wenn die Schweden nur mit weniger Mannschaft die steilen Ränder besetzt hätten, um sich wieder zu sammeln. Allein aus einer bisher noch nicht gehörig aufgehellten unbegreiflichen Ursache stellten die Schweden kurz vor dem Abhange ihre Verfolgung ein, und die Russen faßten am Rande desselben wieder Posto; dem Fußvolk kehrte der Muth zurück, die Reiterei ermannte sich. Karl XII fragte ganz erstaunt den Feldmarschall Renschiöld um die Ursache des Stillstehens der Reiterei. „Allein dieser war ganz außer sich, und wußte nicht mehr, was er that und sprach,“*) und das Ungewitter zog nun vernichtend über den Schweden zusammen. Vielleicht haben die Schweden nichts von jener den Russen ums Haar so fatalen Regenschlucht gewußt. Man entdeckt solche Schluchten der Eigenthümlichkeit der Terrainconfiguration zufolge in der Ukraine nicht eher, als man an ihrem Rande schon steht. — So hing Schwedens und Rußlands Schicksal einen Augenblick von einer scheinbar so unbedeutenden geographischen Kenntniß ab.

Die Bedeutsamkeit der Schlacht von Poltawa für Rußland und Europa, als dem ersten Siege der Russen über europäische Truppen, als dem Kampfe, in dessen Folge Rußland nicht nur seine eigene, von Fremden angegriffene Unabhängigkeit rettete, sondern auch nun mit Gewalt in die europäischen Kreise eindrang und seine Eroberungen an der Ostsee, von der seine Civilisation ausging, befestigte, ist schon oft erwogen, weniger aber ihre Beziehung und Wichtigkeit für die Ukraine und Kleinrußland, für welches sie ganz dieselbe Bedeutung hat, wie die Schlacht am Weißen Berge für die Böhmen. Wie die Oesterreicher hier nicht nur den ins Land gerufenen Friedrich von der Pfalz beseitigten, sondern auch das aufgestandene Böhmen in stärkere Fesseln schlugen, so auch vertrieben die Russen bei Poltawa nicht nur den ins Land gerufenen Karl XII, sondern besiegten auch die mit ihm verbündeten Kleinrussen, und bestätigten die Unterwürfigkeit der Ukraine unter russischem Scepter. Die Reactionen gegen die Kleinrussen waren nicht weniger stark und noch strenger und grausamer, als die der Oesterreicher gegen die Böhmen. Am Tage nach der Schlacht sahen die gefangenen schwedischen und deutschen Officiere, die ihrerseits sehr gut bei den Russen aufgenommen, und bei einem herrlichen Gastmahle auf dem Schlachtfelde bewirthet wurden, dieß ganze Feld mit den armen, auf eine höchst grausame Weise hingerichteten Kleinrussen bedeckt. Peter der Große behandelte sie, die für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes mit patriotischer Gesinnung gehandelt hatten, und die aus allgemeinen Gesichtspunkten in den Augen eines Philosophen eine viel mildere Strafe verdient hätten, als die in fremdes Land eroberungssüchtig und leichtsinnig eindringenden Schweden, wie Aufrührer und Hochverräther an Rußland. Viele wurden gespießt, viele gehenkt, und mehrere lebendig mit zerbrochenen Beinen und Armen auf Räder geflochten. Eine Menge Güterconfiscationen und Reformen in der Verfassung Kleinrußlands folgten der Schlacht und diesen Hinrichtungen. Die Kleinrussen reden daher auch noch bis auf diese Stunde von der Schlacht von Poltawa eben so, wie die Böhmen von der Schlacht am Weißen Berge.

(Schluß folgt.)

*) Worte eines Augenzeugen.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Auszug aus dem Tagebuche eines holländischen Officiers.)

Den 15 September 1836 begaben wir uns zu Hellevoetsluis an Bord des Kauffahrteischiffes Prinzessin Marianne, Capitän A. Ping. Zwei Tage darauf wurden die Anker gelichtet, und wir befanden uns auf der Reise in die niederländischen Besitzungen an der Westküste von Afrika. Ohne daß uns auf der Reise etwas Merkwürdiges begegnet wäre, kamen wir den 26 October vor dem Fort St. Antonio zu Axim an. Den 31 segelten wir nach dem mehr östlich gelegenen niederländischen Hauptfort St. George d'Elmina, und traten daselbst den folgenden Tag ans Land.

Einige Tage nach unserer Ankunft wurde einer der inländischen Beamten der dortigen Regierung mit einem Stockträger oder Boten*) an den König von Ashantee abgeschickt, um diesem Fürsten die Ankunft der Gesandtschaft anzuzeigen, und für dieselbe die Erlaubniß zu erbitten, sein Reich betreten zu dürfen. Gegen die Mitte des Monats December kamen diese beiden Männer zurück, begleitet von einem Cahocéer (inländischem Großen), vier Fähnrichen und einem Trupp bewaffneter Leute und Sklaven, welche der König uns zur Begleitung und zur Sicherheit auf unserer Reise zusandte. Außerdem brachten sie die günstigsten Nachrichten mit, und meldeten, daß Se. Hoheit uns in dem folgenden Monat bei sich zu sehen hoffte.

Dem Adjunct-Commissär wurde die ganze Einrichtung der Landreise aufgetragen, sowohl was die Bestimmung der einzelnen Tagereisen, als die allgemeinen Bedürfnisse für die Hin- und Zurückreise betraf.

Es waren damit große Schwierigkeiten verbunden, welche, da man von der in diesen Gegenden üblichen und nothwendigen Art zu reisen unterrichtet war, schon in Holland aus dem Wege hätten geräumt werden sollen. Man wußte, daß die Neger nicht mehr als 60 oder höchstens 80 Pfund tragen, und dennoch hatte man große schwere

*) S. Ausland 1839. Seite 1272 in der Anmerkung.

Digitized by Google

Palankine machen laſſen, und auch die Kiſten und Koffer waren faſt ohne Ausnahme zu ſchwer. Einige wogen mehr als 400 Pfund, und mußten bei unſerer Ankunft zu Elmina umgepackt werden, und die Sklaven konnten nur durch Gewalt und Strafen gezwungen werden, dieſelben zu tragen. Mit dem beſten Willen war es unmöglich mit den Palankins durch den dichtverſchlungenen Wald zu kommen; allein da man eine dem Lande angemeſſene Art zu reiſen anzunehmen nicht für gut fand, mußte von Elmina bis Commaſſie, der Hauptſtadt von Aſhantee, ein fünf Fuß breiter Weg durch den Wald gehauen werden, wozu die dazwiſchen liegenden Fürſten ſich bereit finden ließen. Rechnet man nun zu Obigem noch die gänzliche Unkenntniß der Negerſprachen, ſo wird man überzeugt ſeyn von den Schwierigkeiten, welche dieſe Reiſe darbot.

Den 7 Januar Morgens um 8 Uhr verließen wir — der General Verver, Commiſſär des Königs, der Adjunct-Commiſſär, der Secretär, ein Arzt, der Reſident des Forts Axim, ein Aſſiſtent von der Verwaltung der Küſte, ein Dolmetſcher, ein weißer Bedienter — das Caſtell St. George d'Elmina, um die Reiſe nach Commaſſie anzutreten. Die drei erſtgenannten Officiere wurden in Palankins von vier Negern, die übrigen Perſonen in geflochtenen Körben auf den Köpfen von zwei Negern getragen. Sechs und dreißig ſolcher Träger waren für den Transport aller obengenannten Perſonen beſtimmt, und 192 für das Tragen des Gepäcks, der Lebensmittel und anderer Bedürfniſſe. Mit den Geſchenken für den Fürſten von Aſhantee, ſo wie mit den Lebensmitteln für die Zurückreiſe waren bereits 580 Sklaven vorausgeſchickt worden, welche uns in der Nähe von Commaſſie erwarten mußten, um unſern Einzug in dieſe Hauptſtadt zu verherrlichen. — Vor dem Palankin des Generals ſchritt ein Unterofficier mit der Fahne, gefolgt von dem dreizehn Mann ſtarken Muſikcorps der Garniſon von Elmina, nebſt zwei Negerbedienten; ferner der Stockträger von Elmina, eine Brigade Sappeurs, die Waſchjungen und geringern Bedienten, eine Anzahl Weiber, gefolgt von einem Caboceér, vier Fähndrichs und ſiebzehn Soldaten, welche der Aſhantiner König uns als Geleite geſchickt hatte.

Unſer Weg lief anfangs in nordöſtlicher Richtung über die Salzebene längs der Plantage des Hrn. Simons, wo wir einen Augenblick anhielten. Die Beamten und angeſehenſten Einwohner von Elmina, welche uns bis hieher begleitet hatten, nahmen Abſchied von uns mit den herzlichſten Wünſchen für den glücklichen Ausgang unſerer Geſandtſchaft in ein Reich, wo ſich bis jetzt keine Holländer befunden hatten. Darauf ſetzten wir unſern Weg zwiſchen niedrigem Gebüſch fort, wo man nur hie und da ein wenig Zuckerrohr und Ananaspflanzen fand, bis zum eine halbe Stunde weiter gelegenen Krom Ameoano, von etwa 120 Einwohnern, welche in elenden Hütten von Binſen und Lehm wohnen. Als wir uns dieſem Orte näherten, ließen die Muſikanten ſich hören; ein Gleiches geſchah in der Folge bei allen auf unſerem Wege liegenden Ortſchaften, und ſie ſpielten dann gewöhnlich die Volkslieder. Ohne uns hier aufzuhalten, zogen wir in nordweſtlicher Richtung weiter nach dem Krom Simmien, welches ungefähr 240 Einwohner hat und in einem reizenden Thal liegt. Mit Salven von Flintenſchüſſen wurden wir hier empfangen, ruhten eine Weile aus und genoſſen ein paar Töpfe Palmwein, die man uns angeboten hatte, und wogegen wir einige Flaſchen Rum gaben. Wegen der Menge umgefallener Bäume waren wir gezwungen, den Weg bis Aſafou, in dem Reich Fantee, zu Fuß zurückzulegen, wo wir um 1 Uhr Nachmittags anlangten. Da wir beſchloſſen, hier zu übernachten, wurden die drei dafür beſtimmten Zelte aufgeſchlagen; zwei davon waren für das Quartier der Officiere eingerichtet, das dritte diente als Küche. Wir nahmen gewöhnlich, je nach der Stunde unſerer Ankunft an dem Nachtlager, um 4 oder 5 Uhr unſer Mittagmahl, welches von einem im Küchenfach ſehr erfahrnen Negerkoch bereitet wurde. Der Abend wurde gewöhnlich mit dem Anhören unſerer Muſikanten zugebracht, welche dann einige Stunden vor den Zelten ſpielten.

Jeden Morgen bei Tagesanbruch wurde Reveille geſchlagen, und nachdem die nöthigen Anordnungen für die bevorſtehende Tagereiſe von dem Adjunct-Commiſſär getroffen waren, machten die Träger und Bedienten ſich fertig, um aufzubrechen. Da jedoch nicht alle Officiere des Morgens früh bereit waren, die Reiſe anzutreten, welches doch der drückenden Mittagshitze wegen in dieſen Gegenden ſo nothwendig iſt, ſo geſchah es oft, daß wir nicht vor 10 Uhr abreiſten. — Der Weg lief jetzt durch einen majeſtätiſchen Wald; bisweilen zeigte ſich ein Maisfeld, eine Bananen- oder Ananaspflanzung. Nach einem Marſche von zwei Stunden kamen wir in dem Krom Sodoffer an, wo uns der Caboceér dieſes Ortes mit ſeinen Großen und Fetiſchprieſtern entgegen kam, und uns einige Töpfe Palmwein anbot, wogegen wir ihnen einige Bouteillen Rum, etwas Tabak und holländiſche Pfeifen zum Geſchenk machten. Nachdem wir eine halbe Stunde geruht hatten, zogen wir auf engen Pfaden weiter, und hielten gegen 5 Uhr unter heftigen Regengüſſen unſern Einzug in dem großen Krom Abakrampa, der Reſidenz des Fanteereichs. Wir wurden bei unſerer Ankunft von einem Trupp bewaffneter Leute eingeholt, die unter dem Abfeuern ihrer Flinten und dem Singen von Kriegsliedern mit größter Schnelligkeit hin und her rannten. Der König von Fantee, ein ſchöner, hochgewachſener Mann, von etwa 40 Jahren, erwartete uns, von ſeinen Großen und anderem Gefolge umringt, an dem Ende eines großen Platzes. Alle ſaßen in einem Gebüſche unter Sonnenſchirmen, welche ihnen von Sklaven über dem Kopf gehalten wurden. Wir defilirten bei ihnen vorbei, die unterſten im Range voran, und grüßten ſie alle; nur dem König gaben wir die Hand. Vor dieſem ſtand ein Hanswurſt, der immerfort mit beiden Händen ein Schwert mit ſilbernem Griff vor uns ſchwang, und während deſſen mit lauter Stimme die Titel ſeines Herrn und deſſen Kriegsthaten verkündete. Da der Regen immer noch anhielt, wurden wir eingeladen, in die Wohnung des Königs zu kommen. Durch einen ſchmalen Gang kamen wir auf einen Raum, auf welchem ſich vier offene einander gegenüberliegende, etwa drei Fuß über den Boden erhabene Gemächer befanden. Alle waren reinlich und groß; die Lehmmauern waren weiß getüncht und mit allerlei Waffen geſchmückt; der Fußboden war mit rother Erde beſtrichen; einige Schemel und ein Lehnſtuhl machten den ganzen Hausrath dieſes Theils der königlichen Wohnung aus. Während wir uns hier aufhielten, ſuchte der Hanswurſt durch ein unmenſchliches Geſchrei und die fremdartigſten Windungen des Körpers ſeinen Herrn zu unterhalten, und dieſer ſchien in der That an den Talenten ſeines Hofnarren eine große Freude zu haben. (Fortſetzung folgt.)

Ueberſetzung Shakſpeare's ins Polniſche. In Wilna wird gegenwärtig eine Ueberſetzung der Dramen Shakſpeare's gedruckt; der zweite Band enthält Macbeth, König Lear und den Sturm. (Tygodn. lit. Nr. 22.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 172.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 Junius 1840.

Poltawa und Kleinrußland.

(Schluß.)

Außer jenem Kreuz und Hügel auf dem Schlachtfelde selbst gibt es auch in der Stadt Poltawa noch einige Monumente, welche an die Ereignisse von 1709 erinnern. Zuerst eine große, etwa 20 Fuß hohe Denksäule in der Mitte des größten, öffentlichen Platzes der Stadt. Sie steht auf einem Piedestal von Granit, der den Felsen entnommen wurde, welche die Wasserfälle des Dniepr bilden; die Säule selbst ist von Metall und zwar von zusammengeschmolzenen, schwedischen Waffen, eben so auch das sie umgebende Gitter. Aus dem Piedestale gucken auf jeder Seite drei schwedische Kanonen mit ihren Mündungen hervor. *) Die Säule ist mit Kränzen von Palmen und Lorbeeren umsteckt; auf ihrem Gipfel breitet der siegreiche russische Adler seine Flügel aus. Das Ganze wurde bei der hundertjährigen Feier des Festes zum Andenken der Schlacht am 28 Junius errichtet. Noch jetzt hat hier jährlich eine kirchliche Feier dieses Tages statt. Das erste Tedeum, unmittelbar an dem Tage der Schlacht selbst von den noch blutriefenden Kämpfern wurde in einer kleinen hölzernen Kirche gesungen, die noch jetzt steht, sich aber recht traurig, obgleich den russischen Patrioten ehrwürdig, neben den in ihrer Nachbarschaft später aufgebauten prächtigen Tempeln ausnimmt. Neben der Kirche ist auf dem Platze, wo Peter der Große sich am 28 Jun., nachdem die Schweden abgezogen, und er in Poltawa eingerückt war, zum erstenmal ausruhend auf einen Stein hinsetzte, und den Rapport des Commandanten der Festung empfing, wieder ein anderes Monument errichtet, mit der Inschrift: „Hier ruhte sich Peter nach seinen Mühen auf dem Schlachtfelde aus. Ein heiliger, ein geweihter Ort.“ Aus jenem Berichte des Commandanten ging hervor, daß noch anderthalb Pfund Pulver in Poltawa vorräthig war. Sämmtliches Blei und anderes Metall im Orte war schon zu Kugeln verbraucht, ja fast alle Gebäude waren abgetragen und vernichtet, um die von den Schweden geschossenen Breschen und Lücken in den Mauern und Befestigungswerken wieder auszufüllen. Die Bürger der Stadt, von patriotischer Gesinnung ergriffen, hatten selbst die Balken und Steine ihrer Gebäude herbeigeschleppt, und sie zu den Befestigungen verwendet. Ihr Eifer fürs Vaterland war so groß, daß sie Einen von ihnen, der, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, zur Uebergabe an die Schweden rieth, auf öffentlichem Platze gesteinigt hatten, nachdem sie ihn zuvor in die Kirche geführt, wo sie ihn communiciren ließen. Peter der Große hielt sich noch drei Tage in der Stadt auf, und verließ sie erst, nachdem er die Todten beerdigt, bei deren Bestattung er selber die Leichenrede hielt.

Die Bevölkerung Poltawa's — so und nicht „Pultawe,“ wie alle unsere Geographen thun, und noch weniger wie die Franzosen sprechen: „Pultawa,“ muß man den Namen schreiben und sprechen — besteht aus Malo-Rossianen, Großrussen, Juden und Deutschen, denen dann auch natürlich noch Franzosen, Tataren, Zigeuner, Kalmücken und andere Nationen beigemischt sind. Die Hauptbevölkerung besteht aus Kleinrussen, die den Stamm der Bürger machen. Die Großrussen sind hier nur temporär als Beamte, Arbeiter ꝛc. Die Juden sind nach den Kleinrussen am zahlreichsten, die Bettler zugleich und die Krösuse des Orts. Der reichste Mann ist jetzt der Jude Portugalow — alle Juden haben hier sonderbarer Weise kleinrussische, oder doch westeuropäische, aber russificirte Namen — er hat sieben Töchter. Jede derselben bekam von der Natur eine reichliche Ausstattung von Grazie und Schönheit und von ihrem Vater zur Verbrämung dieser Schönheit eine Million Rubel. Die Juden sind die einzigen Geldwechsler des Orts.

Die Deutschen sind hier als Lehrer, Officiere, Apotheker ꝛc. wie in andern russischen Städten; die meisten wohnen aber in einer Vorstadt Poltawa's, in der sogenannten deutschen Colonie. Der Kaiser Alexander rief 1808 mehrere sächsische und preußische Manufacturisten, namentlich Tuchmacher ins Land, mit denen er in Poltawa, Tschernigoff und Krementschug drei manufacturirende Colonien stiftete. Doch gediehen dieselben nicht sonderlich. Es wurden den Leuten von dem russischen Gouverneur die gemachten Versprechungen nicht eingehalten, und viele gingen daher unzufrieden in ihr Vaterland zurück.

*) Es ist nämlich erwiesen falsch, was Voltaire behauptet, daß Karl XII nur noch vier Kanonen vor Poltawa gehabt habe.

Digitized by Google

Die jungen, hübschen, deutschen Mädchen der Colonie wurden von Wollüstlingen mißbraucht, und bald riß Verfall und Sittenlosigkeit ein. Der Kaiser Alexander hörte in Dresden durch rückkehrende Deutsche von diesem Zustande und stellte darauf die Colonie, sie von der Obergewalt des Gouvernements trennend, unter sein Ministerium des Innern. Seitdem hat sich ihr Verhältniß gebessert, besonders aber seit der Verwaltung ihres jetzigen Predigers Diekhof, eines trefflichen, thätigen Mannes. Es sind 52 Häuser und Familien mit etwa noch 300 Seelen in Poltawa vorhanden. Doch beschäftigen sich die wenigsten noch mit ihrer eigentlichen, ursprünglichen Arbeit, dem Tuchweben; sie haben größtentheils andern Industriezweigen sich gewidmet. Der lutherisch-deutsche Prediger in Poltawa bedient zugleich die Kirche in Tschernigow und Krementschug und predigt auch zuweilen in Jelisawetpol und Katharinograd. Er hat also ein Kirchspiel zu versorgen, das ungefähr zweimal so groß ist, wie das Königreich Sachsen.

Ich weiß mir zu wenig mehr von meinen Vorstellungen zu erinnern, die ich in Deutschland von dieser barbarischen Stadt hatte, um ein richtiges, nach keiner Seite hin übertriebenes Bild von Poltawa zu machen. So viel aber ist gewiß, daß wir in jeder Hinsicht viel barbarischer über Rußlands Städte denken, als sie in der That selbst sind. Poltawa ist im Ganzen sehr verständig gebaut, und hat so große, schöne Plätze, so gerade Straßen, wie ich sie jeder Stadt wünschen möchte. Auch hat sie sich jetzt schon mit so vielen westeuropäischen Comforts versehen, daß man sich, wenn man denkt, was sie vor Peter dem Großen war, nicht wenig über die Umwandlung wundern muß. Der öffentliche Garten der Stadt, zu dem schon Peter der Große den Raum abstecken ließ, hart am Ufer der Worskla, ist wirklich reizend. Die Baumalleen und die Buschpartien sind so voll, schattig und üppig, daß man in der heißen Sonne Südrußlands keinen angenehmern Spazierweg wünschen könnte. Das Einzige, was man dabei entbehrt, ist — ein ihn benutzendes Publicum. In den Schluchten, welche sich in den hohen Rand des Gartens hineingegraben haben, hat man Weintrauben gepflanzt. Es ist hier der nördlichste Weinbau in Rußland. Im Charkoffschen, einen halben Grad nördlicher als Poltawa, gedeiht kein Wein mehr im Freien. Die Krongebäude in der Stadt sind von außen nicht wenig prächtig, das Gymnasium, die Residenz des Generalgouverneurs, das Krankenhaus, das Findelhaus, das Gouvernementshaus, das Haus der Adelsversammlungen, das kaiserliche Institut der jungen Edeldamen, vor allen aber die Caserne, Cadettenhaus und Ostrog (Gefängniß). Wenn man bedenkt, daß die Entstehung keines dieser Gebäude über das vorige Jahrhundert hinausgeht, auch nicht die der Poltawschen Kirchen, und daß die meisten erst aus den letzten Jahrzehnden datiren, und daß alle 60 russische Gouvernementsstädte mit denselben und mit noch mehr andern Gebäuden und Instituten in demselben Zeitraum versehen wurden, so muß man über die ungeheuere Anstrengung und die große Schnelligkeit erstaunen, mit der Rußland seinen Staat zusammenzimmerte und das ganze Riesengebäude in allen seinen Theilen entwickelte.

Ueberschaut man diese Riesenarbeit Rußlands seit Peter dem Großen, d. h. seit nicht viel mehr als einem Jahrhundert, so stellen sich außerordentliche Resultate heraus. Es wurden in Rußland 120 Städte im Westen von Grund aus neu gebaut, und unter dieser Anzahl Städte wie Petersburg mit 500,000, Odessa mit 70,000 Einwohnern u. s. w. Ja fast alle Städte des Reichs (etwa 600) wurden von Grund aus neu umgebaut. Man grub eine Strecke von wenigstens 200 Meilen Canäle. Man baute 120 Krankenhäuser, Irrenhäuser u. s. w. 70 bis 80 große Gefängnißgebäude und unzählige kleine. Man exercirte auf europäischen Fuß eine Armee von einer Million Krieger; man organisirte einen Beamtenstand von 160,000 Menschen; man baute einige Tausend Kirchen im neuen Styl; man schuf eine Flotte, der an Anzahl keine außer der englischen gleichkommt. Man errichtete ein Dutzend Festungen; man fügte dem Staate durch Eroberung 20,000,000 Menschen hinzu und durch überzählige Production ebenfalls 20,000,000 Menschen. Man schuf eine Gesetzgebung für alle Verhältnisse des Lebens und ließ eine Literatur erblühen, die nicht schlechte Früchte trug. Man begründete unzählige Fabriken, Bergwerke in sechs großen, Hunderte von Meilen langen Gebirgen und verbreitete die Bedürfnisse, den Luxus und das Verlangen nach Cultur auf einem Erdoberflächenstück von 300,000 Quadratmeilen, das, so lange die Geschichte gedenkt, in die Finsternisse der Barbarei versenkt war. Und dieß Alles und noch viel mehr, was sich nicht Alles nennen läßt, schuf man so zu sagen aus dem reinen, baren Nichts, und in einem Lande, in dem zu allen jenen Dingen auch nicht die Spur eines Anfangs zu entdecken war. Will man das unberücksichtigt lassen, was den Russen so zu sagen unter den Händen wieder zerfiel, und auch auf die Qualität der Arbeit keine Rücksicht nehmen, so ist es gewiß, daß kein Jahrhundert der Geschichte irgend eines europäischen Staates ein ähnliches Resultat liefert.

Beludschistan.

2. Neuere Verhältnisse.

(Fortsetzung.)

Die Engländer stießen auf ihrem Zuge gegen Afghanistan an zwei Orten mit den Beludschen zusammen: in Sind und Ketsch Gondawa. Was den ersten Punkt betrifft, so haben wir der Hauptumstände schon früher (s. Zug der Engländer gegen Afghanistan, Jahrgang 1839 Nr. 249) gedacht, und müssen hier nur noch einige specielle Bemerkungen machen. Auf die erste Nachricht von der Ankunft der Engländer in Sind strömten nicht nur die in Sind anwesenden Beludschen, sondern auch die Bewohner der westlichen Gebirge in großer Anzahl zusammen: pochend auf ihre persönliche Tapferkeit und ihre Anzahl glaubten sie mit dem kleinen Haufen Engländer bald fertig zu werden, und brachten sie auch dadurch, daß sie allenthalben das Lager umschwärmten, die Zufuhr abschnitten, und die unbewaffneten Fourragiere niederhieben, in solche Verlegenheit, daß sich Sir John Keane hinter einen der bedeutenden Indusarme zurückziehen und dort Lebensmittel, Kamele zum Transport und Verstärkung abwarten mußte. Sobald freilich diese angekommen

Digitized by Google

waren, mußten die ungeordneten Schaaren der Beludschen weichen. Es ist nicht genau bekannt, auch an sich gleichgültig, ob die Amirs mit diesem Widerstand gegen die Engländer einverstanden waren. Ihr Interesse war von dem der Masse der Beludschen bereits getrennt: sie wollten ihre aufgehäuften Schätze retten, und schlimmsten Falls selbst die Herrschaft über Sind aufgeben, den Beludschen aber war es darum zu thun, Herren im Lande zu bleiben, und von dem Solde der Amirs und den Bedrückungen der armen Sindier zu leben. Die Amirs, welche mit den gehaßten Engländern einen Vertrag zur Stellung von Kamelen und, wie es scheint, auch über die Besetzung mehrerer festen Plätze geschlossen hatten, erfüllten diesen, und wurden nur zeitenweise zum Widerstand gegen die Engländer fortgerissen. Endlich aber traten diese ernster auf, rückten vor Heiderabad, und drohten mit augenblicklichem Sturm, wenn man nicht ihre Forderungen erfülle: diese bestanden in der Bezahlung von 27 Laks Rupien, in der Besetzung mehrerer Festungen, namentlich Bukhor, und in der ständigen Aufnahme eines Corps von 4500 Mann englischer Truppen. Die englischen Befehlshaber wollten den Sturm nicht, weil sonst der Schatz der Amirs als Preisengeld an die Armee vertheilt hatte werden müssen, und spannten darum ihre Forderungen nicht gar zu hoch, und die Amirs wollten sich natürlich noch weniger der Gefahr aussetzen, Alles zu verlieren; so kam der Vertrag zu Stande. Ein Augenzeuge berichtet, daß die Masse der Beludschen in Heiderabad selbst zwischen 9 und 10,000 betragen habe, und diese seyen nach der Besetzung der Stadt gegen die Amirs nicht minder erbittert gewesen, als gegen die Engländer. Natürlich war aber ihre Wuth umsonst, denn die Engländer setzten sich schnell zu fest, als daß einzelne Ausbrüche ihnen hätten schaden können. Indeß hatten doch die Engländer mit den einzelnen Schaaren, die keinem Befehl gehorchten, ihre arge Noth, und entgingen ihr nur, indem sie am Indus in möglichster Schnelle aufwärts marschirten.

Mit welchen Schwierigkeiten schon dieser Marsch besetzt war, davon einige Proben aus der Correspondenz der anglo-indischen Journale. So heißt es in der Delhi Gazette vom 3 April vorigen Jahrs: „die Straße zwischen Bukhor und Schikarpur ist vollgepfropft mit Beludschen, die jeden Vorübergehenden ausplündern.“ Aus Bukhor wurde geschrieben: „das ganze Land um Schikarpur her ist in Waffen und die Beludschen tödten Alles, was sie antreffen. Zehn bis 12 Tage lang war die Verbindung zwischen Bukhor und der Armee völlig durch die Räuberschaaren der Beludschen unterbrochen.“ Hiezu kam, daß die Bombayarmee bei weitem nicht aus so guten Materialien besteht, wie die bengalische. In die letztere treten lauter kleine Landeigenthümer, großentheils aus dem Königreich Audh, und diese sind meist sehr zuverlässige Soldaten, die Bombayregimenter enthalten dagegen sehr viele Leute aus niederer Kaste, unzuverlässiges Volk, was einen Correspondenten zu der Aeußerung veranlaßte: „die Bombay-Armee ist ein wahres Gesindel, das sich allenthalben im Lande umher zerstreut;“ so fielen Hunderte durch die allenthalben herumschweifenden Beludschen.

Diese erkannten nur allzu wohl, daß ihre Herrschaft über Sind factisch zu Ende sey, so wie die Engländer festen Fuß im Lande fassen, darum thaten sie aus eigenem Antrieb alles, was in ihren Kräften stand, um die Engländer zu belästigen. Man hat den Amirs Schuld gegeben, sie hätten das Volk aufgereizt, und die anglo-indischen Zeitungen enthielten manche Correspondenzen, die sich über die Verrätherei der Amirs sehr erbittert ausdrückten; allein man hat gar nicht nöthig, über Verrätherei der Amirs zu klagen, da der Grund der Erbitterung in der Masse der Beludschen lag, welche die militärische Aristokratie von Sind bildeten, und das Ende ihrer Herrschaft vor sich sahen. Das mag auch wohl der Grund seyn, weßhalb die Regierung mit den Amirs noch so glimpflich verfuhr, da sie trotz alles Mißtrauens, welches sie gegen sich rege machten, immer noch am meisten geeignet waren, unter dem wilden Volke nach und nach eine gewisse Ordnung zu handhaben.

(Schluß folgt.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

In der Zwischenzeit waren unsere Zelte aufgeschlagen, und als wir dahin zurückkehrten, erhielten wir von dem König ein Geschenk, bestehend in zwei Schafen, einem Schwein, fünfzig Yamswurzeln und drei Töpfen Palmwein. Nun setzten wir uns in einem Halbkreis, der General in der Mitte und die übrigen nach ihrem Rang zu beiden Seiten desselben, vor unsere Zelte, um den Besuch des Königs zu empfangen, welcher auch bald mit seinem Gefolge erschien. Die untersten im Range drückten den Bedienten die Hand, und zogen an uns vorbei, indem sie bei jedem Schritt die Füße aneinander brachten, sich verbeugten und mit der rechten Hand uns begrüßten; der König kam zuletzt, von seinen Sklaven und einem Trupp Bewaffneter gefolgt, und reichte allen Officieren die Hand. Nun begab er sich zu der Stelle, wo er uns zuerst erwartet hatte; hier wiederholten wir dieselbe Ceremonie, und bezeugten ihm unsern Dank für die Geschenke; die Bedienten und Neger von Elmina voraus, gefolgt von dem Ashantiner Caboceër Poko mit seinen Fähnbrichen, dann die Officiere der Gesandtschaft, der General zuletzt. Nachdem diese langweiligen Complimentirungen ein Ende genommen hatten, kehrten wir in unsere Zelte zurück, und schickten dem Fürsten einige Geschenke, bestehend in zwei Paar kattunenen Paantjes (Tücher), jedes von 14 bis 16 Ellen; einigen Schnüren Korallen, ein paar Kannen Rum, einigem Tabak und holländischen Pfeifen, worauf Se. Hoheit nochmals erschien, uns seinen Dank zu bezeugen.

Dieses Krom unterscheidet sich sehr vortheilhaft von den übrigen durch die Sauberkeit der Wohnungen und die Reinlichkeit der Bewohner. Seine Bevölkerung beträgt etwa 800 Seelen; es hat lange, gerade und breite Straßen, in welchen wir jedoch zu unserer höchsten Befremdung weder Thüren noch Fenster an den Wohnungen fanden, sondern nur alle 20 oder 30 Schuh einen schmalen Gang zwischen den Wohnungen. Wenn man diese passirt, kommt man in eine andere sehr enge, mit der ersten parallel zwischen den Häusern laufende Straße

Digitized by Google

und hier findet man die Thüren und Fenster. Diese Bauart hat man wahrscheinlich angenommen, um sich gegen die Einbrüche der in der Nacht herumschwärmenden Raubthiere oder gegen feindliche Ueberfälle zu sichern. In der Nähe dieses Kroms sah man einige Spuren von Ackerbau, Maisfelder und Bananenpflanzungen. —

Den folgenden Morgen reisten wir um 8 Uhr von hier ab, und kamen gegen 10 Uhr bei dem Krom Akrofoo an, wo die Einwohner uns mit dem Abfeuern ihrer Flinten bewillkommten. Hier schienen die Weiber sich mehr über unsere Ankunft zu freuen, als dieses in den früher von uns besuchten Orten der Fall war; sie tanzten und sprangen um uns her, und viele von ihnen boten uns Früchte zum Geschenk an. Von dem Oberhaupt erhielten wir einige Töpfe Palmwein und einen Cabriet. Von hier bis Tuacua lief der Weg theilweise längs Hügeln, machte jedoch, da er nicht wie die andern Strecken ausgehauen war und wir also zu Fuß gehen mußten, unsere schon in den Palankins beschwerliche Reise höchst unangenehm und ermüdend, und war Ursache, daß wir erst um vier Uhr Nachmittags in dem Krom Paintry ankamen. Weil der Caboceër dieses Dorfes eben abwesend war, blieben wir von den üblichen langweiligen Begrüßungsceremonien verschont; die Zelte waren in Kürze aufgeschlagen, und sobald wir unsere Mahlzeit eingenommen hatten, legten wir uns nieder, um von den Beschwerden der Tagesreise auszuruhen. Leider sahen wir uns in unserer Hoffnung getäuscht, indem es die ganze Nacht heftig regnete und stürmte, und das Brüllen der Tiger, Leoparden und anderer wilden Thiere, die unsere Zelte umschwärmten, uns am Schlafen verhinderte.

Den 10 Januar reisten wir nach dem 5 Stunden weiter gelegenen Krom Jan Comadie, der Residenz des Königs von Assim. Als wir uns diesem Ort näherten, kamen uns einige Neger entgegen, um uns zu begleiten. Etwa 500 in acht Trupps vertheilte Neger liefen unter dem Abfeuern ihrer Gewehre und mit einem fürchterlichen Geschrei hin und her. Nachdem wir einen Augenblick Halt gemacht hatten, gingen wir in der oben beschriebenen Ordnung an dem König vorbei, der uns in einem Gebüsch unter Sonnenschirmen von seinen Großen umringt erwartete. Als von unserer Seite die Begrüßungsfeierlichkeit abgelaufen war, setzten wir uns etwa hundert Schritte von ihnen entfernt nieder, um jetzt auch die Bewillkommnung des Fürsten zu empfangen, der mit seinem Gefolge in neun Abtheilungen, in Zwischenräumen von vier bis sechs Minuten, erschien, um uns zu begrüßen; Se. Hoheit kam zuletzt, umringt von einer großen Anzahl Sklaven, in buntfarbigen Jacken, die mit Schellen besetzt waren. Ein Fetischpriester und eine Priesterin, mit ganz bemaltem Oberleib, folgten ihm. Während der Ceremonie fuhr der bewaffnete Trupp fort mit dem Hin- und Herrennen, dem Singen und Abfeuern von Flinten, und das Volk tanzte und sang nach dem Tact unserer Musik. Kaum waren auf diese Art die gegenseitigen Complimente beendigt, als wir eingeladen wurden, in ein dazu bestimmtes Haus zu treten, wo wir die Kleider wechselten und die Geschenke des Königs in Empfang nahmen, welche in einem Cabriet und einem Vorrath Bananen bestanden, wogegen wir Sr. Hoheit einige ostindische Tücher, Korallen, einige Flaschen Rum, Pfeifen und Tabak schenkten. Darauf besuchten wir den Fürsten in seiner Wohnung, und fanden ihn in einem seiner innern Gemächer mit vier seiner Großen und zwei Sprechern. Der Zweck unseres Besuches war, den König von der Unwahrheit des Gerüchts zu überzeugen, daß zu Elmina ein holländischer General mit einer großen Anzahl Officiere angekommen sey, um das Volk von Assim zu bekriegen und zu vertilgen, welches Gerücht von einem sich bei uns in Gewahrsam befindlichen Ashantiner Sklaven ausgestreut war. Dieser Palabber (Conferenz, siehe Ausland 1859, Seite 1227) währte ziemlich lange, und gab unserem Gefährten, dem Ashantiner Caboceër Poko, mehr als einmal Gelegenheit, uns seine diplomatischen Talente zu zeigen. Man konnte jedoch nicht zu einem Resultat gelangen, und wir kehrten also unverrichteter Sache zu unsern Zelten zurück. Kaum waren wir hier angekommen, als der Fürst mit einigen seiner Großen erschien, um uns einen Recruten anzubieten, welcher gegen eine Summe von zwei Unzen Gold (80 L.) für den holländischen Dienst angenommen wurde. Hier erfuhren wir zum erstenmal, wie schwer es ist, mit diesen Menschen den Werth des Goldes zu berechnen wegen ihrer endlosen Chicanen über Gehalt und Gewicht. Auf den Abend luden wir Se. Hoheit ein zu einem Glase Punsch. Er kam mit einigen seiner Großen und acht Musikanten, die auf Trommeln, ausgehöhlten Elephantenzähnen oder Büffelhörnern, und mit Kieseln gefüllten Kürbissen spielten und mit unsern Musikanten einen Wettkampf unternehmen wollten. Dieser fand statt, und hatte das Geständniß des Königs zur Folge, daß er jetzt einsehe, wie seine Musik, welche ihm bis jetzt so überaus herrlich vorgekommen sey, den Namen einer Musik gar nicht verdiene; seine Leute erhielten auch den Befehl, für diesen Abend ihr Talent ruhen zu lassen. Sehr belustigte uns bei dieser Fete die eigene Art, auf welche der Caboceër Poko seinen Sklaven ihren Antheil an dem geliebten Punsch zutheilte. Statt ihnen nämlich aus einem Gefäß zu trinken zu reichen, ließ er sie nebeneinander in einer Reihe stehend alle zugleich den Mund thorweit aufsperren, als ob sie ein fürchterliches Geheul anstimmen sollten, und nun nahm er selber den Mund voll Punsch und spritzte ihn aus ziemlicher Entfernung seinen Jungens in den Rachen, ohne daß ein Tropfen verloren ging, und mit einer Geschicklichkeit, welche auf eine fleißige Uebung dieser Kunst schließen ließ. Während des Besuchs war die Hitze unerträglich geworden, indem die ganze Bevölkerung des Kroms und der Umgegend sich vor unsern Zelten eingefunden hatte, und zum Theil sogar in dieselben durchgedrungen war. Nach dem Aufbruch der Gäste vermißten wir aus einer Reisecassette einen schönen krystallenen Becher, welcher wahrscheinlich von einem der Eingedrungenen entfremdet war. Es wurde dem König Anzeige davon gemacht, welcher versprach, sogleich eine Untersuchung zu veranstalten und den Thäter ausfindig zu machen. Eine Stunde später wurde der Becher wirklich zurückgebracht mit der Nachricht, daß der Dieb seine Strafe, welche in dem Abschneiden beider Ohren bestand, bereits erlitten habe.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: An die ewige Liebe. — Hegesippe Moreau. (Schluß.) — Dänische Literatur. (Schluß.)**

Zu dem Literarischen Beiblatte des Auslandes, von welchem wöchentlich 4—5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 N., halbjährlich 12 N. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 173.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 Junius 1840.

Die Missionen in Neuseeland.*)

In der 50sten Nummer des „Auslandes" ist ein Aufsatz aus englischen Blättern eingerückt, der, obgleich er den Missionären arg mitspielt, dennoch ihnen den guten Dienst erweiset, das Publicum auf die steigende Wichtigkeit des Missionswerks aufmerksam zu machen, und den wahren Sachbestand ans Tageslicht zu bringen. Der Aufsatz hat schon eine authentische und sehr vollständige Widerlegung in der Allgemeinen Zeitung (unterm 10 und 11 Mai, Beilage) hervorgerufen, und indem ich auf diese Widerlegung ernstlich verweise, will ich hier nur noch einige Bemerkungen kurz und einfach hinzufügen, um die wahrheitliebenden und philanthropischen Freunde des Auslandes in den Stand zu setzen, selbst zu urtheilen, was sie von jenem englischen Aufsatze zu denken haben.

Im Aufsatze heißt es: „Im Jahre 1837 erklärte ein Katechet vor den Lords, daß die Mission in Neuseeland Ländereien von solcher Ausdehnung gekauft hätte, daß ein Strich derselben 15 (englische) Meilen lang sey, andere Tausende von Morgen enthalten." Ich habe diese Ländereien nicht als „Augenzeuge" gesehen und gemessen, was jener Katechet gethan haben muß, wenn wir ihm ganz Glauben beimessen sollen; — aber wer nur etwas von den Missionsangelegenheiten weiß, dem ist wohl bekannt, daß es ein stehendes Grundgesetz der Church-Missionary-Society ist, welches jedem Jahresberichte der Gesellschaft vorgedruckt wird, daß sie jedem ihrer Missionäre gerade so viel Gehalt gibt, als für ihn nöthig ist, um nicht durch Nahrungssorgen von Erfüllung seiner wichtigeren Pflichten abgehalten zu werden, und daß sie eben deßwegen auch ihren Wittwen eine Pension gewährt, und für die Erziehung ihrer Kinder bis zu einem gewissen Lebensalter sorgt. Diese Gehalte und Pensionen sind sehr verschieden, nach der größeren oder geringeren Theure der Lebensmittel u. s. w. in den verschiedenen Ländern, wo der Missionär hingesandt wird. Um daher ihre Kinder zu versorgen, hat die Gesellschaft ihren Missionären sicherlich kein Geld zum Ankauf von „Provinzen" bewilligt. Aber eine bekannte Thatsache ist, daß, außer den ordinirten Missionären, auch Laien und Katecheten in jene Länder gesendet werden, welche Landbau oder Handwerke treiben, um den Eingebornen Beschäftigung und Unterhalt zu verschaffen, sie um sich herum in Dörfern zu sammeln, sie zu civilisiren und zum Christenthume zu bringen. Dasselbe haben die Missionäre der Brüdergemeinen seit mehr als einem Jahrhundert auch gethan, und mit anerkannt segensreichen Erfolgen. Der Verfasser des Aufsatzes sagt, daß durch diesen Ankauf von Ländereien für die Kinder der Missionäre die Gesellschaft das Zutrauen des Publicums verloren habe, und ihre Einnahme sich mit jedem Jahre vermindere, aber die Grundlosigkeit dieser ganzen Behauptung ist schlagend dargethan durch die Thatsache, daß ihre Einnahme in den letzteren Jahren, seit Platts Denunciation, im Steigen war, und daß in der öffentlichen Jahresversammlung im Mai dieses Jahres die Einnahme von 75,877 Pfd. Sterl., was sie im Jahre 1838 war, zu 104,000 Pfd. St. gestiegen ist, eine größere Einnahme, als die irgend einer andern englischen Missionsgesellschaft!

Ferner sagt der Verfasser: „Die Direction (Ch. M. Soc.) hat beschlossen, ein geistliches und ein weltliches Mitglied als Commissäre nach Neuseeland zu schicken, um über den Stand der Dinge zu berichten. Aber dieß ist ein weitaussehendes Mittel, und es ist weit wahrscheinlicher, daß die Regierung dem Capitän Hobson Befehl geben wird, die gesammten Landankäufe der Missionäre für illegal zu erklären u.," oder mit andern Worten: der Verfasser dieses Aufsatzes und eine gewisse Partei wünschen, daß die Regierung die Missionäre ohne alle Untersuchung durch einen Machtspruch ihrer bürgerlichen Rechte berauben, und sie (lieber gar gleich) für vogelfrei erklären möchte, damit die habsüchtigen Seefahrer und Colonisten so recht ungehindert unter den armen Insulanern wüthen, sie mit Bluthunden hetzen, mit Kartätschen niederschießen und ihre Ländereien an sich reißen könnten! — Wer Krohns unwiderleglich-authentisches, interessantes Werkchen über die Missionen in Polynesien lesen will, wird sich zur Genüge überzeugen, welcher schreienden Ungerechtigkeiten die Pflanzer sich gegen die Insulaner, und welcher Calumnien, selbst durch

*) Von einem deutschen Mitglied der Church-Missionary-Society eingesandt.

Digitized by Google

einen untergeschobenen Brief, sie sich gegen die Missionäre haben zu Schulden kommen lassen. Die gegenwärtige Anklage ist nur eine neue Edition jener Lügenberichte.

„Sie" (die Church-Missionary-Society) steht, trotz ihres Titels, außer allem Verhältniß mit der anglicanischen Kirche, und erkennt die Autorität der englischen Erzbischöfe nicht an." Wer auch nur das Geringste von der Rhenius'schen Streitigkeit mit der Gesellschaft gehört oder gelesen hat, weiß, daß die Church-Missionary-Society treu und gewissenhaft die Autorität der englischen Bischöfe und Erzbischöfe anerkennt, und eben deßwegen den Missionär Rhenius, ungeachtet seiner von ihr selbst anerkannten anderweitigen ausgezeichneten Eigenschaften, ihres Dienstes entließ, weil er die Autorität der anglicanischen Bischöfe nicht anerkennen wollte oder konnte.

„Die Missionäre können sicher seyn, daß ihnen, trotz des Fanatismus, der sie bisher mit einem Heiligenschein umgab, auf die Finger gesehen werden wird . . ." Aus diesem Eingeständnisse, daß sie zeither mit dem Heiligenschein umgeben waren, erhellet, daß der Verfasser entweder von den frühern heftigen Anklagen von Seite der Seefahrer und Colonisten gar nichts weiß, und eine klägliche Unbekanntschaft mit dem Gegenstande, worüber er schreibt, verräth, oder daß er jene Anklagen als Calumnien anerkannt hat, und an diese nicht wieder zu erinnern wagte. — Weiter unten sagt er: „Dazu kommt, daß die katholischen Missionäre einen Ehrgeiz, die Krone des Martyrerthums zu erlangen, besitzen, von dem die verheuratheten Missionäre der protestantischen Kirche ziemlich frei sind." Obgleich ich ein Protestant bin, so ergreife ich doch mit Freuden diese Gelegenheit, meine Ueberzeugung auszusprechen (was ich auch schon anderswo im Druck und mündlich gethan habe), daß viele römisch-katholische Missionäre sich aus wahrer Religiosität und reiner, ungeheuchelter Menschenliebe dem Märtyrertode hingegeben haben; aber der Verfasser dieses Aufsatzes scheint gar keine Idee zu haben, daß es Menschen geben kann, die aus reiner Liebe zu Gott und Menschen, aus inniger Ueberzeugung von der Göttlichkeit und den segensreichen Wirkungen des Christenthums für Zeit und Ewigkeit irgend etwas unternehmen und wagen können, — er wittert überall nur Ehrgeiz oder Habsucht. — Doch genug!

Beludschistan.

2. Neuere Verhältnisse.

(Schluß.)

Anders war die Stellung zu dem Chan von Kelat. Die Engländer sind nichts weniger als aufrichtig über ihre Verhandlungen mit diesem. Gewiß ist, daß Sir A. Burnes und ein Capitän Simpson, bald nachdem die Brücke bei Schikarpur über den Indus geschlagen worden war, sich zu dem Chan von Kelat verfügten, und mit diesem über die Lieferung von Lebensmitteln unterhandelten. Allein es geht aus allen Umständen hervor, daß auch noch ganz andere Dinge zur Sprache kamen. Ein Brief in der Delhi Gazette vom 10 April besagt: „eine sehr günstige Uebereinkunft scheint mit dem Chan von Kelat geschlossen worden zu seyn, und die Plünderungen in der Nähe des Lagers haben so ziemlich aufgehört." Diese Nachgiebigkeit des Chans von Kelat scheint indeß durch eine andere Nachgiebigkeit von Seite der Engländer ausgeglichen worden zu seyn, indem der Chan von Kelat verlangte, daß die englischen Truppen nicht ihren Weg über Gondawa nehmen sollten. Dieß wäre der nächste Weg von Larkhana nach Dadur gewesen, und der dortige Paß ist für Menschen und Pferde gangbar, denn der Chan von Kelat zieht, wie früher schon erwähnt, im Spätjahr nach Gondawa, um dort die kältesten Wintermonate zuzubringen, und dieß geschieht jedesmal mit großem Gefolge. Dennoch melden alle Berichte der Engländer aus der Zeit des Hinmarsches, man habe den Paß von Gondawa „impraktikabel" gefunden. Auf dem Rückmarsch aber, als Mihrab Chans Veste genommen und er selbst gefallen war, zogen die Engländer ohne Schwierigkeit hindurch.

Die Täuschung über Mihrab Chan dauerte nicht lange. Schon in einem Briefe aus Kwettah vom 10 April heißt es: „Sir A. Burnes und Capitän Simpson sind so eben aus Kelat zurückgekommen; sie haben kein Korn mitgebracht, scheinen aber der Ansicht, daß ihre Unterhandlungen uns mit nächstem welches verschaffen werden. Ich vermuthe aber, daß Mihrab Chan sie hinters Licht geführt hat, und daß wir nicht einen Sack voll bekommen werden." Bald wurden die Beweise, daß er die Engländer hintergehe, mannichfacher, und ein im Asiatic Jour. (October 1839 p. 102) erwähntes Gerücht besagt geradezu, man habe Briefe von Mihrab Chan an die verschiedenen Beludschenhäuptlinge aufgefangen, worin er sie aufforderte, die Engländer auf ihrem Marsch so viel möglich zu beunruhigen. Daß dieß in vollem Maaße geschehen ist, leidet keinen Zweifel, und es ist nur zu verwundern, daß nicht die Angriffe in größern Massen geschahen, wo höchst wahrscheinlich ganze Regimenter aufgerieben worden wären. Die Engländer befanden sich indeß nichtsdestoweniger in einer so übeln Lage, daß sie Alles geduldig hinnehmen mußten, und sich der lästigen Angriffe nur so gut es gehen wollte erwehrten.

Sie durften nicht zögern: der geringste Aufenthalt konnte ihnen Verderben bringen, deßhalb war ihr einziges Bestreben, nur schnell möglichst vorwärts nach Candahar zu kommen, sich dort auszuruhen, die Armee wieder möglichst in Ordnung zu bringen, und dann den Hauptmarsch gegen Cabul anzutreten. Die Bestrafung Mihrab Chans ward auf den Rückweg verschoben, und wir lesen deßhalb schon in einem Schreiben aus Cabul vom 12 August: „Die Bombay-Truppen werden im nächsten Monat aufbrechen, und über Candahar gegen Kelat marschiren, um Mihrab Chan zur Vernunft zu bringen oder ihn zu verjagen." (Asiatic Jour., Oct. 1839, p. 286.) So geschah es auch. Nach dem Bericht, den Generalmajor Willshire aus seinem Lager von Kelat unter dem 14 November abstattete, erhielt er in Cabul vor seinem Abmarsch am 17 September den Befehl, Mihrab Chan von Kelat wegen seiner offenkundigen Feindseligkeiten während des Feldzugs abzusetzen. Am 13 Nov. erschienen die Engländer vor dem Fort, das von mehr

Digitized by Google

als 2000 Mann besetzt, und von Mihrab Chan selbst vertheidigt war. Die Engländer bereiteten sich sogleich zum Sturm, einige Höhen, welche den Eingang ins Fort beherrschten, wurden genommen, und dann das Thor eingeschossen. Die englischen Truppen drangen ein trotz eines heftigen Widerstandes, und drängten die Belagerten in hitzigem Kampfe zurück bis zur Citadelle. Hier war der Widerstand am hartnäckigsten, denn Mihrab Chan, umgeben von seinen Häuptlingen, focht hier in eigener Person, und fiel auch, nebst sechs anderen vornehmen Beludschen, mit dem Säbel in der Faust. Unter den Gefallenen waren vier Clanhäuptlinge, Sirdars; ihre Namen sind in dem Bericht des Generals Willshire aufgeführt, und sie gehören, wie es scheint, alle dem Brahuivolk an, zwischen dem und den Beludschen die Engländer in ihren neuern Berichten durchaus keinen Unterschied gemacht haben. Die Schreibart des Berichts ist verdorben, vergleicht man sie aber mit Pottingers Aufzählung der Stämme, so waren es die Mingulls, Zehris, Scherwaris und Schadosais.

Keiner von allen den Anführern hatte Pardon annehmen wollen, und die Engländer waren über den trotzigen Muth, den sie zeigten, nicht wenig erstaunt; 400 Beludschen sollen im Fort gefallen, und 1000 Mann gefangen genommen worden seyn, der Rest, den einige noch, wohl übertrieben, auf 2000 angaben, entfloh. Die Engländer waren genöthigt gewesen mit dem Angriff zu eilen, denn Mihrab Chans Sohn zog von Nuschk heran mit einer Verstärkung, die wahrscheinlich die Einnahme der Festung bedeutend erschwert hätte. Der Chan hatte wohl seine besten Schätze mit seinen Frauen fortgesendet, dennoch aber fanden sich noch 10 Lakh Rupien, welche den Stürmenden als Prisengeld anheimfielen. Die Engländer säumten nicht, einen Verwandten des gefallenen Chans, der sich ihnen in die Arme geworfen hatte, als Chan an des gefallenen Mihrab Stelle einzusetzen.

Mittlerweile sind sie emsig beschäftigt, das Indusland in Ruhe zu bringen. Sie haben einen neuen Vertrag mit den Amirs von Sind geschlossen, der den Handel auf diesem Strom erleichtert, und die Amirs verstehen sich jetzt zu Allem, da englische Besatzungen in ihrem Land liegen, und man ihnen den größten Theil ihrer aufgehäuften Schätze gelassen hat. Der englische Commandant zu Bukhor ist ausnehmend thätig, die Raubereien zu unterdrücken. Die Bombay Times vom 31 März melden, daß die plünderungssüchtigsten Beludschen- (oder wahrscheinlich Brahui-) Häuptlinge sich in sicherm Gewahrsam zu Bukhor befänden. Andrerseits hat man aus einigen Beludschenstämmen eine Art Polizeicorps gebildet, welche das Land, namentlich auf der Straße von Schikarpur nach Kwettah unaufhörlich durchstreifen.*) So gelingt es ihnen, in dieß Land allmählich Ruhe und Ordnung zurückzuführen. Schon auf dem Hinmarsche nach Afghanistan äußerten mehrere Officiere die Ansicht, man könnte wohl einzelne Beludschenhäuptlinge gewinnen, und sie als Schutz gegen die andern gebrauchen. Nach dieser Ansicht ist man jetzt verfahren, und die Reise am Indus aufwärts und bis nach Kwettah scheint fast keine besonderen Gefahren mehr darzubieten, so beschwerlich sie namentlich wegen Wassermangel auch immer noch ist. Geben die Engländer einem Theil der Beludschen Sold, und benützen sie deren kriegerische Neigungen zu ihren Zwecken auf eine verständige Weise, so können sie, da sie gelernt haben, sich nicht unnöthig in die innern Verhältnisse solcher Stämme zu mischen, bald die Mehrzahl auf ihre Seite bringen, und die übrigen durch Furcht in Schranken halten. Für unsere geographische Kenntniß dieser Länder und Stämme geht dann gewiß bald ein neues Licht auf.

*) Sie werden in den anglo-indischen Blättern „Bolan rangers" genannt, da sie hauptsächlich auch für die Sicherheit des Bolanpasses zu sorgen haben.

Der Stamm der Tschongs,

der im Norden von Tschantaburi wohnt, hat die hohen Gebirge in Besitz, welche den Siamesen unzugänglich sind; das haben sie mit den Kariern gemein, von denen sie sich übrigens in allen andern Beziehungen sehr unterscheiden. Es scheint schwierig, den Ursprung der Tschong anzudeuten; ihr Name bedeutet in der siamesischen Sprache Durchgang, Engpaß, Schlucht. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß dieser Stamm ein Haufe flüchtiger Sklaven verschiedener Nationen gewesen, die sich nach und nach in die Gebirge flüchteten und in ihren tiefen Wäldern Freiheit suchten. Die Verschiedenheit, die man in der physischen Constitution der Tschong bemerkt, weist eine Mischung der cambodschanischen, laocischen und siamesischen Race nach. Fast alle sprechen und verstehen das Siamesische; aber sie haben noch außerdem eine besondere Sprache, die sehr roh ist und einige Aehnlichkeit mit der von Cambodscha hat. Genau gesprochen, sind die Tschong unabhängig; doch diejenigen, welche neben den Siamesen wohnen, bezahlen ihnen Tribut in Bauholz, Wachs, Cardamon u. s. w., aber aus dem Innern würde kein siamesischer Mandarin wagen, Tribut zu holen, weil die Tschong die Schluchten und Engpässe der Gebirge bewachen, und Niemand zu sich lassen, als die kleinen Kaufleute, von denen sie nichts zu fürchten haben. Der Bischof Pallegoix hat auf seiner Reise nach Tschantaburi nichts Sicheres über ihre Religion erfahren können, die in Verehrung der guten und bösen Genien zu bestehen scheint. Unter denen, welche an der siamesischen Gränze wohnen, haben mehrere auf Antrieb einiger flüchtigen Talapoinen die Religion des Sommana Khodom angenommen, und haben sich kleine Pagoden und Götzenbilder gemacht. Diese verbrennen ihre Todten, jene begraben sie. Die Tschong des Innern gehorchen einem König, der unumschränkte Macht ausübt, und die Beobachtung der Gesetze und Gebräuche bewacht. Diese Gesetze sollen sehr streng und die Vergehen nicht häufig seyn. Wenig Personen sind kühn genug, zu den Tschong zu gehen, da sie die Fieber fürchten, von denen diejenigen angegriffen werden, die durch ihre dunkeln Wälder reisen. Hiedurch leben sie von den Kariern, Cambodschanern und Siamesen völlig getrennt. (Echo du Monde Savant vom 5 Juniut.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Morgen um 6 Uhr verließen wir Jan Comadie. Da der Weg sehr uneben und nur theilweise in dem Gestrüpp aus-

Digitized by Google

gehauen war, kamen wir nur langsam vorwärts. Jenseits der Kroms Kakawassie und Enjorobriem passirten wir ein Flüßchen, das ein reizendes Thal bewässerte, und dessen Ufer von den schönsten Bäumen, die wir noch gesehen hatten, beschattet wurden. Ueber die kleinen nur aus 8 bis 10 Hütten bestehenden Kroms Etjume, Cyanassie und Jowerom erreichten wir gegen 2 Uhr Nachmittags Mansou, einen ansehnlichen Flecken von 7 bis 800 Einwohnern. Wir begaben uns, nachdem die üblichen Ceremonien stattgefunden hatten, zu dem Gaboceër, und suchten ihm ebenfalls die Ungereimtheit des auch hier von dem Sklaven in Umlauf gebrachten Gerüchts zu beweisen, allein mit keinem bessern Erfolg als zu Assim. Deßhalb empfahlen wir uns dem Gaboceër, nahmen unsere Mahlzeit und legten uns zeitig zur Ruhe, um den folgenden Morgen früh aufbrechen zu können, welches um 6 Uhr geschah. Den 12, 13 und 14 passirten wir auf meistens sehr beschwerlichen Wegen eine Anzahl Kroms, ohne daß uns irgend etwas Bemerkenswerthes begegnet wäre, und waren froh, als wir den 14 des Abends zu Prassou ankamen, wo wir in dem gleichnamigen Fluß die Gränze von Ashantee vor uns hatten, welche wir den folgenden Morgen überschritten. Von hier an war überall ein 16 Schuh breiter Weg für die Gesandtschaft gebahnt worden, eine Vorsorge, worüber wir uns schon bei der ersten Tagereise auf Ashantiner Gebiet sehr zu freuen Ursache hatten, da der Wald, durch welchen der Weg lief, dicht verwachsen und der Boden stellenweise sehr sumpfig war. Diesen Tag kamen wir durch die Kroms Apetsa und Atoviati, und übernachteten zu Effeiman; den folgenden, nach einem sehr beschwerlichen Marsch, zu Aconseram, den 17 zu Toman, den 18 zu Akaukawassie, den 19 zu Amasor und den 20 zu Edwabin. In allen Kroms, durch die unser Weg uns führte, wurden wir mit denselben herzlich gemeinten, aber langweiligen Freundschafts- und Ehrenerzeugungen empfangen. So viel wir davon urtheilen konnten, schien uns das Land ziemlich stark bevölkert zu seyn; die Vegetation war aber bei weitem so üppig und schön nicht, als in den Gegenden jenseits des Prassou-Flusses.

Zu Edwabin erhielten wir einen Botschafter des Königs von Ashantee, welcher uns herzlich auf seinem Gebiete bewillkommte und Instructionen für den Gaboceër Polo mitbrachte. Kurze Zeit nach unserer Ankunft bemerkten wir eine große Bewegung unter der Bevölkerung, und einige Weiber, die aus ihren Wohnungen eilten. Später erfuhren wir, daß der König von Kokofoe, der höchste Verwalter des Reichs nach dem König von Ashantee, gestorben war, und daß die eben erwähnten Weiber seine Verwandten seyen. Bald darauf erschienen zwei Neger mit grünen Zweigen um den Hals und großen Messern in den Händen in dem Krom, und hielten eine allgemeine Haussuchung, um die jenem König gehörenden und entflohenen Sklaven einzufangen und zu schlachten. Man sagte uns, daß in dem Krom Bivolfa, wo wir vor einigen Stunden Halt gemacht und wo die Einwohner sich herzlich mit Tanzen nach unserer Musik belustigt hatten, schon etwa 60 Personen umgebracht und die übrigen entflohen waren. Edwabin mit den darin befindlichen Sklaven war ein Eigenthum jenes Königs, und noch denselben Abend wurden 40 Sklaven gefangen genommen, um bei seiner Leichenfeier geopfert zu werden. Des Nachts um 1 Uhr langten einige Ashantiner Große und Hofbeamten an, und benachrichtigten uns im Namen Sr. Hoheit, daß er wegen des Ablebens seines ersten Unterthans verpflichtet wäre, mit seinem ganzen Hof und den übrigen aus allen Gegenden des Reichs für unsern Empfang herbeigekommenen Großen die Hauptstadt Coomassie zu verlassen und sich zur Beiwohnung der Leichenfeier nach Kokofoe zu begeben. Den folgenden Tag hörten wir, daß das Gefolge die Hauptstadt bereits verlassen habe, und über Edwabin, wo wir uns befanden, nach Kokofoe gereist sey.

Dieses Ereigniß und andere am Hof von Ashantee vorgekommene Verhinderungen hatten zur Folge, daß unser Aufenthalt zu Edwabin vom 20 Januar bis zum 10 Februar währte. Täglich kamen Botschafter von dem König, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen und uns ein Schaf und Palmwein zu bringen. Den 25 Januar ließ der König uns wissen, daß er auf dem Wege nach Kokofoe wäre. Den 24 fertigten wir unsern Dolmetscher und den Stockträger von Elmina mit einer Kiste weißen Zucker, einer Kiste Wachslichter, einigen Pfund Thee und einem porcellanenen Theeservice als Geschenke an Se. Hoheit nach Kokofoe ab. Bei ihrer Zurückkunft überbrachten unsere Abgeordneten die nicht sehr frohe Nachricht, daß wir wenigstens noch zehn Tage an diesem elenden Orte würden bleiben müssen. Den 26 mußten wir wegen eines hier sogenannten Travado (Tornado?) (Orkan mit heftigen Gewittern und Platzregen) unsere Zelte verlassen und in einer Hütte eine Zuflucht suchen, wo unsere Eliminer Palankin- und Bagageträger uns Abends eine Serenade mit Tanz brachten, die bis in die späte Nacht fortgesetzt wurde, und woran allmählich die ganze Bevölkerung Theil nahm. Der König mochte am Ende eingesehen haben, daß der Aufenthalt zu Edwabin uns eben nicht sehr angenehm seyn konnte; er überraschte uns wenigstens den 29 des Abends mit einem hübschen Geschenk, bestehend in sechs jungen Mädchen, alle von seiner Familie, welche er den Officieren schickte, in der Hoffnung, wie seine Botschaft lautete, daß dieselben uns zum Zeitvertreib und zur Belustigung würden dienen können. Sie wurden zu uns geführet in einem feierlichen Aufzug mit Fackeln, wobei sich 130 Sklaven mit Bananen, Yams und Palmwein befanden. Den andern Morgen ließen wir Sr. Hoheit unsern Dank bezeugen, und schickten ihm noch eine Kiste Malagawein, einige Confituren und zwei Flaschen mit in Branntwein eingemachtem Obst als Gegengeschenk. Den 1 Februar sandte der Fürst, in der Erwartung, daß das Geschenk der Damen uns nicht unangenehm gewesen seyn würde, uns noch drei seiner weiblichen Verwandten. Den 2 kamen einige hiesige Großen von der Leichenfeier in Kokofoe zurück, und machten uns bei dieser Gelegenheit ihre Aufwartung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Torrador Montes. Dieser durch seine Kraft und Geschicklichkeit ausgezeichnete Mann gab kürzlich zu Sevilla einen merkwürdigen Beweis seiner Gewandtheit. Ein Picador, der auf dem Punkte stand, von einem wüthenden Stier in die Luft geschleudert zu werden, sah kein Rettungsmittel vor sich, als sich selbst vom Pferde herabzuwerfen. Zufälliger Weise fiel er gerade auf den Hals des wüthenden Thieres, worauf Montes herbeieilte, dasselbe am Schweife ergriff, und in der Bahn nach Gefallen bald links, bald rechts zog, bis der Stier, dieses Manövre's müde, endlich ans andere Ende der Arena rannte und den kecken Torrador stehen ließ, den die Menge mit Beifallsgeschrei begrüßte. (Die spanischen Amerikaner, bei denen diese Art, einen Stier abzumatten, sehr gewöhnlich ist, nennen dieß das Colaspiel. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 174.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Junius 1840.

Die Grotte von Cacahuamilpa in Mexico.

Bis zum J. 1835 blieb diese Grotte unbekannt oder vergessen; selbst die Eingebornen naherten sich ihr nicht, weil sie sie für den Aufenthalt eines bösen Geistes unter der Gestalt eines Ziegenbockes hielten. Doch mag sie den alten Mexicanern zu religiösem Gebrauche gedient haben, denn auf einer Anhöhe ihrem Eingange gegenüber sieht man noch Reste einer abgeschnittenen Pyramide oder eines vielleicht dem Geiste, welcher in der Grotte wohnt, gewidmeten Teocali, und in der That war die Verehrung der unterirdischen Oerter sehr ausgebreitet unter den Tolteken, indem die Geschichte derselben ihren Ursprung selbst aus einem solchen Orte, die 7 Höhlen genannt, herleitet.

Südlich von der Hauptstadt Mexico in dem gleichnamigen Departement liegt der Distrikt Tasco — eine Gemeinde, welche 17000 Einwohner in 17 Ortschaften begreift; eine derselben ist Cacahuamilpa. In dessen Nähe streift ein Gebirg, welches an seinem Fuße, bei einer Höhe von 2100 Ellen über dem Meer einer mittleren Temperatur von 20—21° des hundertgradigen Thermometers genießt, es ist meistens aus Grauwacke, die und da mit Metallmuttern, gebildet. Der Boden ist uneben, steinig, unfruchtbar, mit Ausnahme einer kleinen Ebene, welche ein Bach bewässert, nachdem er sich zuerst in ungeheure Abgründe gestürzt, und durch eine kleine Oeffnung in dem Felsen bis an den Fuß des Berges durchgedrängt hat. Der frische Dunst in einem so heißen Klima scheint selbst die Felsen zu befruchten, hier ein Strauch, dort ein Nopal hängt sanft gebogen über die Ufer des Baches. Diese werden niedriger und erlauben über denselben zu sehen; bald entdeckt man von einer Anhöhe eine Höhlung im Fuß des Berges, deren ungeheure Dimensionen zunehmen, je näher man heran kommt. Sie beträgt 28 Ellen Höhe und 50 Ellen Breite, große Felsenstücke, welche nach architektonischer Regel und ihrer Stellung abwechseln, bilden ihren Bogen, und zu beiden Seiten scheinen die krummlinigen, aber parallelen Felsbogen angelegte Schwibbogen zu seyn, um die Festigkeit des Thores zu versichern.

Auf einem jähen Abhange, der jedoch ungeachtet der Fragmente von Felsen und Stalaktiten nicht sehr schwierig ist, gleitet der Besucher 30 Ellen tief hinab und sieht sich fast augenblicklich von der Finsterniß umgeben, welche das Fackellicht umsonst zu zerstreuen sucht. Unwillkürlich wendet er den Blick nach dem Eingang und sucht das Tageslicht, von welchem ein Flimmer wie die erste Morgendämmerung durchbricht. Er schließt das Auge, gleichsam um einen Uebergang zu dem künstlichen Lichte zu machen, und wenn er sie wieder öffnet, genießt er wie durch einen Zauber eine tiefe Einsicht in den Saal, dessen Dimensionen er nicht gleich erkennen kann, welche aber, wenn man sie mißt, ein Oval von 60 Ellen Länge, 54 Ellen Breite und beinahe eben so viele Ellen Höhe bilden. Ist der Blick durch die Betrachtung so großer Ausdehnungen ermüdet, so verliert er sich auf die Untersuchung der Details, und jeder Gegenstand scheint mit Vorzug seine Aufmerksamkeit zu verdienen. Glänzende Krystallisationen, wie Vorhänge von dunkeln Felsen herab hängend, weiße Stalagmiten in interessanter Unordnung auf den Boden hingeworfen erwecken seine Bewunderung, aber das Schweigen und die Finsterniß dieses majestätischen Ortes, die Verlängerung der Höhle und ihre sonderbaren Formen, die hundertfach sich verändernde Gestalt der Schatten, je nach dem Widerscheine der Fackeln, füllen seine Einbildungskraft mit Täuschungen, die selbst bei einer wiederholten Beobachtung nicht vergehen und oft nur noch stärker werden. Hier erscheint ihm ein Geist in ein aladasternes Leintuch gehüllt, dort ein verfallendes Grabmal mit Cypressen, bald sieht er ein Becken mit rieselndem Krystallwasser, bald eine schlanke Säule, die ihr Capitäl in der Dachwölbung verbirgt, bald einen Palmbaum, dessen Zweige unter der Last des Schnees erliegen; tausend kolossale und ungewöhnliche Gestalten bringen die Erzählungen seiner Amme oder die Vorurtheile seiner abergläubischen Erziehung ins Leben. Unter allen diesen Dingen unterscheidet er vorzüglich zwei Säulen von 6 und 9 Ellen Höhe und eine dritte am Eingang nur 1½ Elle hoch, welche aber durch eine gewisse Aehnlichkeit zu der Fabel von dem bezauberten Bocke, der den Eingang vertheidigt, Veranlassung gegeben hat. Diese drei Stücke erhalten einiges Licht von ihren Umgebungen, wenn die Sonne gerade vor dem Eingang der Grotte steht.

Andere, mehr positive, Besorgnisse flößen dem Beobachter

Digitized by Google

die Riſſe in den enormen Felſen ein, welche das Gewölbe über ſeinem Haupte bilden. Die furchtbare Stille, welche gewöhnlich nur das Fallen der Tropfen unterbricht, verwandelt ſich zuweilen in ein langes, kraftiges und trauervolles Echo, welches hier durch das geringſte Geräuſch, um ſo mehr durch den Sturz eines losgeriſſenen Felſenſtückes verurſacht wird; der feuchte und ſchlüpfrige Boden am Rand ſchrecklicher Abgründe, die Anhäufungen von Felſen oder losgebrochenem Schutt, welche eine ſchnelle Flucht unmöglich machen würden, erinnern den Wanderer an die Gefahr, in die er ſich eingelaſſen hat.

Aber die Neugierde überwindet Alles, und keiner begnügt ſich mit der Beſuchung des beſchriebenen Saales, welcher ſo zu ſagen nur eine Vorhalle iſt. Wir drangen in eine Galerie ein, deren Richtung 71° Weſt iſt; ein majeſtätiſcher Gang führt in einen Raum, deſſen Gränzen man nicht abſieht. Man ſieht ſogleich zur rechten Hand eine Art Staffelwerk wie das einer Cascade, in welchem der Kalkſpath das Anſehen eines gelblichen, glänzenden, gefrornen Waſſers auf einem Fond von Kryſtall annimmt, weiterhin hohe Baumſtrünke, unter andern einen von 8 Ellen Höhe, deſſen Blätter die des Acanthus nachahmen. Das Waſſer, welches durch die obere Auflage von Kalkſtein in die Felsſteine herabdringt, zeigt einen Tropfen, der, durch die Ausdünſtung ſeiner Feuchtigkeit entledigt, ſich in eine Glasperle verwandelt: eine ſetzt ſich an die andere an, ſo bilden ſich Schnüre an den Wänden und Stalaktiten am Dache, andere Tropfen welche weniger Kalk enthalten, und in ihrer Bewegung viele Aehnlichkeit mit den triefenden Regencanälen haben, fallen auf den Boden und bilden eine Art von Blüthenkohl mit abgerundeten Warzen, die in ihrem Innern immer kryſtalliſirtes Waſſer enthalten; die völlig durchſichtigen ſind weiß, die dichteren ockergelb. Zuweilen vereinigen ſich die Stalagmiten mit den Stalaktiten und bilden Säulen, welche das Dach zu unterſtützen ſcheinen. Eine pyramidenförmige Maſſe von 30 Ellen Grundlage ſtreckt ihre Spitze gegen die himmelhohe Wölbung, wo ſie das Auge nicht mehr erreichen kann. Andere Maſſen ſtellen ſich ſtufenweiſe zur Rechten auf bis zum Ende des Saales, deſſen Länge 120 Ellen beträgt.

Ein majeſtatiſcher, obgleich unregelmäßiger Bogen ladet zum Eintritt in einen andern Saal ein, wo zwei ungeheure Stalaktiten von 4 Ellen Höhe und $^2/_3$ Ellen Durchmeſſer die ſich vom Gewölbe losgeriſſen haben, auffallend an die Gefahr, der man ausgeſetzt iſt, erinnern. Die Stalagmiten ſind hier meiſtens pyramidenförmig. Ein anderes Stück hat vollkommene Aehnlichkeit mit einem gefrornen Bache, in welchem man noch einige bewegliche Eisſchollen entdeckt, wie an den Quellbecken in den nordiſchen Ländern beim Sonnenaufgang im Frühjahr. Der Fackelſchein, welcher an den hier durchſichtigen, dort funkenſprühenden Alabaſter prallt, bringt dieſelbe Wirkung hervor, wie das Licht, durch das Prisma zerſetzt oder von einem Diamanten zurückgeſchlagen. Die phantaſtiſchen Täuſchungen vervielfältigen ſich, wenn man die Seitenmauern unterſucht. Eine Mumie, mit einem weißen Schweißtuche bedeckt, und deren trockene und fleiſchloſe Formen genau nachgebildet ſind, befindet ſich nicht weit von der Figur eines Greiſes mit langem weißem Barte, der ein Kind auf den Armen hält, und deſſen Draperie unſre alten in Stein gehauenen Patriarchen nachahmt. Dieſer Saal iſt 28—30 Ellen lang und endigt mit einem Amphitheater, deſſen Grundlage eine am Fuße 13 Ellen breite und 32 Ellen hohe abgeſchnittene Pyramide iſt, eine der großartigſten Schöpfungen, welche man im Schooße der Erde antreffen kann.

In einer andern Galerie bewundert man nicht nur die Wirkung des Lichts, deſſen Widerſchein in den glänzenden Spitzen der höchſten Stalagmiten jene Irrwiſche nachahmt, die den Reiſenden zuweilen in einer finſtern Sturmnacht blenden, ſondern auch die optiſche Täuſchung, welche aus der Dispoſition der Maſſen und der wenigſtens 70 Ellen hohen und nur mit Raketen zu entdeckenden Wölbung entſpringt. Alles erſcheint in vergrößertem Maaßſtabe: der Saal ſcheint unermeßlich, obgleich man ſich überzeugen kann, daß er nur 103 Ellen lang und 55 Ellen breit iſt.

An dieſe Galerie ſtößt eine andere in der Richtung Nordnordoſt, welche gleichſam eine andere Region zu ſeyn ſcheint. Die Stalagmiten auf dem Boden ſind zahlreicher und größer, an der Wand erhebt ſich bogenförmig ein Karnies, oder Gang, von welchem aus man einen cirkelförmigen Horizont von 60 Ellen Durchmeſſer umfaßt. Eine Menge Säulen und Contreforts unterſtützen den Gang, aber plötzlich zernichtet ein unregelmäßiger Einſchnitt das Vergnügen des Beſteigers, der ſich nun am Rande ſchreckbarer Abgründe ſieht. Man kehrt eilig zurück und begnügt ſich, dieſes prächtige Schauſpiel von unten auf zu genießen. Bald befindet man ſich am Fuße eines Alabaſterberges, der unſere Schritte hemmt. Seine Abhänge ſind mit ſandiger und ſehr feuchter Erde bedeckt, in welcher man ſich zuweilen tief vergräbt; endlich nach vieler Anſtrengung entdeckt man mit Hülfe der Fackeln den Gipfel, mit ſchneeweißen Bäumen bedeckt, und in ſeinem Mittelpunkt einen wirklichen Brunnen, von welchem kryſtallreines Waſſer aufſpringt, enthaltend. Man bemerkt nun, daß der Hügel, den man beſtiegen, wenigſtens 84 Ellen Durchmeſſer hat, und überlegt die Unbequemlichkeit und Gefährlichkeit des Rückweges. Die Einbildungskraft ermüdet, das Verlangen nach friſcher Luft ertödtet die Begeiſterung, man ſucht nur die gangbarſten Wege, auf denen man ſich kaum aufhält, um die vorigen Beobachtungen zu berichtigen, während die feuchten Dünſte und die Ermüdung dem Wanderer zuweilen das Geſicht benehmen, ſo daß er die Wölbung und die ihn umgebenden Gegenſtände, ja nicht einmal das Fackellicht unterſcheiden kann.

In jeder Galerie gibt es unzählige mehr oder minder zugängliche Oeffnungen und Gänge, je nach der Stellung der Gruppen. Der Boden iſt an einigen Stellen eben, an andern voll von kleinen koniſchen Löchern; man tritt auf den nackten Felſen, oder auf Kalkmaterien, oder auf Stalagmiten, die ſich entweder erſt bilden, oder ſich ſchon in unzählige bonbonförmige Kügelchen zerſetzt haben. In ihren Formen, Farben und in den Graden ihres Glanzes herrſcht eine unendliche Mannichfaltigkeit: einige geben, wenn man ſie berührt, einen ſtarken und langen Schall, wie der einer helltönenden Glocke, von ſich.

Digitized by Google

Wir waren beinahe eine Meile weit vom Eingange vorgedrungen, und die wunderbare Menge von zerstreuten Felsstücken, so wie die zunehmende Gefahr würden ein weiteres Fortschreiten beinahe unmöglich gemacht haben. Die volle Ausdehnung der Höhle ist noch nicht untersucht, so wie man auch nicht weiß, ob sie außer dem erwähnten Eingang andere Communicationen hat.

In einem der letzten Säle hat man bei der zweiten Untersuchung ein Menschenskelett auf der linken Seite liegend entdeckt; die dem Anscheine nach wohlerhaltenen Gebeine zerfielen als man sie berührte. Der Schädel war da, wo er auf dem Boden auflag, mit einer glänzenden Krystallisation bedeckt, dieß war auch mit den Scherben eines irdenen, in einem der ersten Säle aufgefundenen Gefäßes der Fall gewesen. Ein solcher Scherben wird in einem der besten Naturaliencabinette von Merico aufbewahrt.

Die Fledermäuse sind die einzigen lebenden Geschöpfe, welche diese Grotte, nahe bei ihrem Eingange, bewohnen. Die neuesten Forscher hörten jedoch das Gezisch einer Klapperschlange, und in der ersten Nacht, die sie in der Höhle zubrachten, nachdem ein dreimal wiederholtes, von dem Widerhall furchtbar vermehrtes Gebrüll erschollen, zeigte sich ein Leopard, der bei dem Anblick der Fackeln, die sie neben sich hatten, stehen blieb, und nachdem er sie eine Weile aufmerksam und mürrisch betrachtet, wieder den Rückweg nahm. Noch zweimal kehrte er wieder, hielt sich aber auf einer hinlänglichen Entfernung, um den Reisenden nicht eben große Furcht einzujagen. Indessen war ihnen dieser Besuch um so unangenehmer, da sie von ihren Feuergewehren keinen Gebrauch machen konnten, weil sie befürchten mußten, daß der Knall den Sturz der losen Felsstücke beschleunigte.

Die bevorstehende Beschreibung verdankt man der mündlichen Erzählung des Baron Eroz, französischen Legations-Secretärs in Merico und des Hrn. Manuel Velasquez de la Cadena, so wie auch den Aufzeichnungen des Baron René de Pedreauville und des Herrn Ignaz Serrano, welcher die Expedition als Zeichner begleitete. Man sieht aus denselben, daß diese Grotte noch merkwürdiger ist, als die von Juácaro in Venezuela, die von St. Patrik in Irland, von Derby in England und andere, die eines großen Rufes genießen.

Sonderbares Grab in einer Eiche.

Kürzlich fand man an einem Arme des Doubs, unterhalb Longwy bei der Insel Ingles, eine ungeheure Eiche, deren Durchmesser 1,22 Metres betrug. Als man sie fällte, bemerkte einer der Arbeiter, daß unter den Hieben seiner Axt ein kleines Loch sich zeigte und immer mehr erweiterte. Da man nun nicht zweifelte, daß der Baum verdorben sey, so sägte man ihn an der Stelle ab, wo man glaubte, daß die Höhlung zu Ende gehe. Groß war aber das Erstaunen, als man beim Durchsägen entdeckte, daß Knochen und eine große Masse Buchecheln darin verborgen seyen. Der Maire untersuchte das Innere dieses seltsamen Grabes genau, und bemerkte, daß in der Seite der Eiche eine viereckige Oeffnung gemacht, und wieder verstopft worden sey mit einem Stück von gleicher Größe, dessen wulstige Contouren noch sehr sichtbar waren, und mit dem Holze des Baumes zusammenhingen. Die Knochen, die einem Erwachsenen angehört haben müssen, sind versteinert. Die Eiche scheint in mittlerem Alter auf diese Weise angebohrt worden zu seyn, denn die Thüre des Grabes war in einer Dicke von 20 Centimetres mit angewachsenem Holze bedeckt. (Echo du Monde Savant vom 10 Junius.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den 4 schickten wir wieder einen Dolmetscher mit unserem Stockträger an den König, um bestimmt zu vernehmen, an welchem Tage wir unsern Einzug in der Hauptstadt würden halten können. Einige Stunden, nachdem diese abgereist waren, kam der Neffe des Königs, einer der ersten Reichsbeamten, mit ansehnlichem Gefolge nach Edwabin an, und brachte uns von Seite Sr. Hoheit die folgende Botschaft: der König, sein Herr, und die Ashantiner überhaupt hegten die höchste Verehrung gegen den König von Holland und dessen Unterthanen, als deren Knechte sie sich alle insgesammt betrachteten; noch nie wäre ein Mann von so hohem Ansehen und Rang als der königliche Commissär mit so vielen Officieren und einem so zahlreichen Gefolge zu ihnen gekommen; darum habe der Tod seines Verwandten, des Königs von Kokofoe, ihm doppelten Schmerz verursacht, weil dadurch der Einzug in Commassie verzögert werde, um so mehr, weil nach der Rückkehr Sr. Hoheit in seiner Residenz die unglücklichen Tage anfingen,*) welche ihn durchaus verhinderten, die Gesandtschaft zu empfangen. Der König, so sagte er weiter, habe ihn deßhalb abgesandt, um den Commissär demüthig zu bitten, daß er sich noch bis zum 10 Februar gedulden möge. Hierauf wurde unsererseits erwiedert, daß Se. Hoheit einsehen würde, wie unangenehm es sey, nach einer so weiten und beschwerlichen Reise so lange aufgehalten zu werden, besonders da die Zeit der Gesandtschaft beschränkt und kostbar sey; daß man übrigens auf die letzte Bitte keine bestimmte Antwort geben könne, bevor nicht die heute Morgen abgeschickten Personen zurückgekommen wären, und man wisse, welche Nachricht sie mitbrächten. Gegen Abend kehrten die beiden Personen zurück, und brachten ganz dieselbe Botschaft, nur fügten sie hinzu, daß Se. Hoheit in den schlimmen Tagen vielleicht die Gesandten jeder andern Nation empfangen haben würde, aber die seiner geliebten Holländer um keinen Preis. Den andern Morgen wurde also dem Ashantiner Gesandten wiederholt die Nothwendigkeit unseres baldigen Empfanges in Commassie vorgestellt, und zugleich angezeigt, daß man, in Erwägung der triftigen Gründe des Königs, sich den Aufschub bis 10 Februar gefallen lassen würde.

Da wir unter mehrern Gründen für die Nothwendigkeit unseres Empfanges in der Hauptstadt auch angegeben hatten, daß der Markt für die Menge der uns begleitenden Personen, die sich auf 1000 be-

*) Der Aberglaube der Neger verbietet ihnen, an diesen Tagen irgend eine Arbeit vorzunehmen oder Jemand zu empfangen, indem Alles, was man während dieser Zeit verrichtet, nothwendig einen schlimmen Ausgang nehmen werde.

Digitized by Google

lief, sehr karg mit Lebensmitteln versehen sey, erschien den folgenden Tag der Tjoucho, oder königliche Ausrufer, und verkündete einen Befehl an die Einwohner Edwabins und aller benachbarten Kroms, nach welchem sie, so lange die Ambassade sich hier befinden würde, verpflichtet waren, täglich alle Lebensmittel und andern Vorrath auf den Markt zu bringen. Die Preise wurden festgestellt, und zugleich ein jeder, der sich Nachlässigkeit oder Betrug zu Schulden kommen lassen würde, mit den nach dem Gesetz auf die Nichterfüllung königlicher Befehle bestimmten Strafen bedroht, welche gewöhnlich für die erste Uebertretung in dem Abschneiden eines oder beider Ohren, und für die zweite in dem Abschneiden von Nase oder Lippen besteht. Zufolge dieses Befehls war von nun an der Markt trefflich versehen. Den 9 Februar wurden die Geschenke für den König in Bereitschaft gebracht und nach dem fünf Stunden von hier entfernten Krom Kaff vorausgeschickt, und am Abend desselben Tages brachten zwei Botschafter des Königs uns die Einladung, uns nach Kaff zu begeben. Den 10 folgten wir dieser Einladung; um 8 Uhr Morgens machten wir uns auf den Weg, passirten die Kroms Dedesua, Konkormasse, Edwassa und Essago, so wie fünf kleine Flüßchen, und erreichten Kaff gegen 2 Uhr Nachmittags. Hier blieben wir den folgenden Tag, und erhielten einen Besuch von dem Fürsten der Landschaft Becquin, dem zweiten Vasallen des Reichs. Dieser war in seinem Kriegscostume gekleidet, welches in einer vielfarbigen Jacke, einem eng anliegenden Pantalon, Sandalen mit schweren goldenen Rändern und einer Mütze von Tigerfell, mit dem Schweife daran, bestand. Den 12 zogen wir nach dem zwei Stunden weiter liegenden Krom Fanverhau, und erhielten dort die Nachricht, daß wir den folgenden Tag in die Hauptstadt kommen könnten.

Endlich sollten wir also das lang ersehnte Ziel unserer Reise erreichen. Des Morgens um 7 Uhr begaben wir uns, nachdem wir unsere Bagage vorausgeschickt hatten, in voller Uniform auf den Weg nach Commassie, gefolgt von den Leuten, welche die Geschenke für den König trugen. Die Hauptstadt liegt mitten in einem Sumpfe, wo 10 bis 15 Zoll Wasser stand, durch welches wir eine Viertelstunde weit getragen werden mußten. Gegen 8 Uhr langten wir in der Vorstadt von Commassie an, doch wurden wir hier von einer starken Wache aufgehalten, und gezwungen, zu warten. Der General ließ sagen, daß wir eingeladen wären, frühzeitig zu kommen, und es daher sehr ungeziemend sey, uns nach so vielen Täuschungen noch länger warten zu lassen. Man ließ uns einigemal ersuchen, noch ein wenig zu warten, indem bald Se. Hoheit, bald dieser oder jener Staatsbeamter den bestimmten Platz noch nicht eingenommen habe, so daß wir endlich erklärten, wir würden, wenn man uns nicht weiter fortziehen ließe, nach Fanverhau zurückkehren. Nun erwiederte man, daß der König bereit sey, und daß der Zug nach wenigen Augenblicken Eingang erhalten würde. Des längern Wartens müde, entschlossen wir uns, ohne Erlaubniß weiter zu ziehen, und bahnten uns nicht ohne Mühe einen Weg durch die Menge in folgender Ordnung: ein Corporal der niederländischen Besatzung zu Elmina mit einem Guidon; der Stockträger von Elmina; ein Ashantiner Fähndrich; der Adjunct-Commissär in einem von vier Negern getragenen Palankin, an jeder Seite ein Bedienter, der eine mit einem Sonnenschirm, der andere mit einem Stuhl; der Resident von Axim, in einem Tragkorb von zwei Negern auf dem Kopf getragen; ein Fahnenträger; das Corps Musikanten, welche die Volkslieder spielten; der Commissär, General Verveer, in einem von vier Negern getragenen Palankin, zu seiner Rechten der Assistent, zu seiner Linken der Dolmetscher, beide zu Fuß und in Unterlieutenantsuniform; ein weißer Bedienter in Jägerlivrée; ein Soldat mit dem Guidon; der Secretär in einem von vier Negern getragenen Palankin mit einem Negerbedienten an jeder Seite; der Arzt der Gesandtschaft in einem Tragsessel von zwei Negern getragen; ein Soldat mit einem Guidon; den Zug schloß der Caboceër Poko mit seinen Fähndrichs, seiner bewaffneten Mannschaft und seinen Sklaven. Nachdem wir uns etwa eine Viertelstunde durch das Gedränge hindurch gearbeitet hatten, erreichten wir zwei große unregelmäßig ineinander laufende offene Plätze, wo die Reichsgroßen mit ihrem Gefolge saßen. Hier stiegen wir aus unsern Palankins, und zogen in der obigen Ordnung zu Fuß weiter. Hinter diesen Großen, die je nach ihrem Range in ledernen mit Gold, Silber oder Kupfer verzierten Lehnstühlen saßen, und wovon die meisten das obenbeschriebene Kriegscostume trugen, standen ihre Sklaven; zu ihren Seiten saßen auf Schemeln ihre ersten Bedienten. Vor ihnen standen die Musikanten, und die sämmtliche bewaffnete Mannschaft saß am Boden und hatte die Flintenkolben auf dem Schenkel gestützt. Zwischen diesen und den Großen war ein offener Raum gelassen, durch welchen unser Zug ging. Wir begnügten uns, diese Herren mit der Hand im Vorbeigehen zu grüßen, weil ihre Zahl zu groß war, um bei einem jeden anzuhalten und ihm durch den Dolmetscher mündlich unser Compliment machen zu lassen. Schon unser schweigendes Defiliren vor dieser achtbaren Reihe währte eine Stunde, und nun erst kamen wir an einen etwas höher gelegenen von Bäumen beschatteten Platz, wo der König von Ashanter unter einigen ungeheuren Sonnenschirmen saß. Se. Hoheit hatte einen prächtigen rothen in Silber gestickten Mantel um die Schultern gehängt, und trug an Armen und Beinen goldene Zierrathen. Zu seiner Rechten saß seine älteste Schwester; *) ihm zur Linken standen einige weibliche Verwandten, mit allerlei goldenem Schmuck umhangen; in einem Halbkreis hinter den fürstlichen Personen standen einige hohe Reichsbeamten, und hinter diesen eine beträchtliche Anzahl Sklaven, von denen viele goldene Gefäße und Zierrathen in den Händen hielten. Vor dem König standen einige Fetischgegenstände am Boden. Hier hielten wir einen Augenblick an; dann näherte sich der Commissär dem König, gefolgt von dem Residenten von Axim, welcher eine zu den Geschenken gehörende orangenfarbene Fahne, worauf das königlich niederländische Wappen gestickt war, neben dem Fürsten aufpflanzte; der Commissär machte dem König eine tiefe Verbeugung, welchem Beispiel wir alle folgten, und sodann in unsern Palankinen auf einen benachbarten Platz geführt wurden, um hier den König mit seinem Gefolge zu erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Arbeit Ustrialows. Dieser Geschichtschreiber beschäftigt sich seit längerer Zeit mit einer Geschichte der innern Entwicklung Rußlands, und las kürzlich in der Petersburger Akademie ein hierauf bezügliches Memoire vor über den „Bauernauszug" in Rußland. Früher besaßen nämlich in Rußland die Bauern das Recht, von einem Gutsbesitzer zum andern ziehen zu dürfen, und erst unter Zaar Boris Godunow wurden sie an den Boden gefestet.

*) Die älteste Schwester des Königs ist Königin de facto; sie nimmt Theil an allen Berathungen, und ihr ältester Sohn (also der älteste Neffe des Königs, ist Thronfolger.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 175.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Junius 1840.

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

Hr. Newieroff, wie es scheint, als Lehrer der russischen Sprache und Literatur in Riga angestellt, schrieb die nachstehende Uebersicht hauptsächlich für die Bewohner der Ostseeprovinzen, „für Leute, deren Muttersprache das Russische nicht ist, sondern die solches erst später erlernen mußten;" er hatte dabei namentlich die Zöglinge der höhern Lehranstalten in den Ostseeprovinzen im Auge, und bemerkt deßhalb: „Die falschen Ansichten über unsere Sprache und Literatur, welche sie aus fremden Büchern und Journalen einsaugen, machten einen gewissen polemischen Ton nöthig, der bei dem Zwecke, den sich der Verfasser vorgesetzt, nicht zu vermeiden war." Die „Vaterländischen Memoiren" (Märzheft 1840), denen wir dieß Bruchstück entheben, machen indeß die Bemerkung dazu, daß sie namentlich mit der Charakterisirung der neuen russischen und fremden Literatur nicht sonderlich einverstanden seyen, und versprechen, sich in kurzem selbst näher mit dem Gegenstande zu befassen; indessen schien uns der Aufsatz einer Mittheilung um so mehr werth, als der bestimmt vorliegende Zweck, die russische Literatur der deutschen in den Ostseeprovinzen entgegenzustellen, schon an und für sich Interesse erweckt.

*

Bei einem Ueberblick über die Erzeugnisse unserer alten Literatur und einer Vergleichung derselben mit den historischen Ereignissen, sieht man bald, daß die Sprache, dieß Werkzeug des geistigen Lebens einer Nation, gleich im Beginn von Rußlands politischem Daseyn, sich in zwei Formen zeigt, als Schrift- und als gesprochene Sprache. Die Waräger, Normannen oder Russen, — welchen Namen ihnen die Geschichtschreiber geben mögen, — die unter den Slawen von Nowgorod und Kiew sich niederließen, nahmen zwar die Sprache dieser letztern an, die den Grundstock des Volks bildeten, brachten aber, wie natürlich, viele besondere Worte und Ausdrücke hinein, und legten dadurch den Grund zu den Unterschieden zwischen der Sprache, die sich in unsern schriftlichen Denkmälern erhielt, und derjenigen, die im Munde der Russoslawen lebte. Auch ist zu bemerken daß diese slawische Schriftsprache keine allgemeine slawische Sprache, auch kein besonderer Dialekt ist, der sich in seiner ursprünglichen Reinheit erhalten hätte, sondern daß sie nach einem griechischen Stempel ausgeprägt worden. Cyrill und Methodius, denen wir die slawischen Buchstaben und den Beginn der slawischen Literatur verdanken, übersetzten die heilige Schrift in eine ihnen fremde, slawische Sprache, gaben ihr griechische Wendungen und Redeweise, und bildeten so gleichsam eine besondere Sprache, das Kirchenslawische, die ein Eigenthum der Geistlichen und Gelehrten blieb, aber nicht im Munde des Volks lebte, und dadurch von jenem Wechsel sich frei erhielt, der, wie allem Lebenden, so auch der lebendigen Volkssprache eigen ist. Das Kirchenslawische, das in diesen Formen emporwuchs, stellt etwas Bleibendes, fast Unbewegliches dar, und entfernte sich dadurch immer mehr von der gemeinen Volkssprache, die unabhängig ihrer eigenen Entwicklung folgte. Diese Entwicklung, dieser Wechsel beruhte außer der Annahme waräger Elemente auch auf dem Einfluß des Griechischen auf die Volkssprache. Allerdings zeigte sich dieser Einfluß vorzugsweise in der Schriftsprache, aber durch diese, durch die geistlichen Schriften und Gebete, ging sie auch auf die Sprechweise des Volks über, und wuchs noch durch den Handelsverkehr mit dem oströmischen Reiche. Hier ist aufs neue zu bemerken, daß der Gräcismus in der Kirchensprache fortwährend herrschte, und sie zugleich seinen Formen unterwarf; in die Volkssprache trat er organisch ein, d. h. er verschmolz mit den übrigen Elementen. Auf die weitere Bildung unser Volkssprache wirkte auch unsere nahe Verbindung mit Kumanen und Bulgaren, vor allem aber die zweihundertjährige mongolisch-tatarische Herrschaft; erst nach Abwerfung des Jochs dieser Barbaren fängt sie an, das bunte Durcheinander dieser Aufnahme fremder Wörter aufzugeben, sie entwickelt sich von innen heraus, und nimmt polnische Worte an, die sie russificirt und in ihre Formen verschmilzt.

Wo zwei Sprachen waren, konnten leicht auch zwei Literaturen seyn. In der That waren auch die Erzeugnisse unserer alten Literatur, die ausschließlich aus Chroniken, geistlichen Sendschreiben, Hirtenbriefen und historischen Schilderungen be-

Digitized by Google

ſtanden, immer mehr oder minder dem Volke fremd, das ſeine eigene Literatur in lebendiger Sprache hatte; dieß waren Volksgeſänge, Sagen und ähnliche im Munde des Volks lebende Erzeugniſſe.

Dieß Vorhandenſeyn zweier Literaturen hat eine äußere Aehnlichkeit mit der Geſchichte der weſteuropäiſchen Civiliſation, da in Frankreich, Deutſchland und den übrigen Ländern die Gelehrten vorzugsweiſe in der dem Volke unverſtändlichen lateiniſchen Sprache ſchrieben, während die Volksſprache ihre Troubadoure und Minneſänger hatte. Aber im Weſten miſchen ſich dieſe Literaturen nicht nur nicht, ſondern die gelehrte oder lateiniſche Sprache unterſtützte auch die Entwicklung der Volksſprache, denn lateiniſch waren nicht bloß die ſcholaſtiſchen Diſſertationen, die Chroniken und Legenden geſchrieben, ſondern auch eine reiche durchgebildete claſſiſche Literatur, die dem Weſten als Vorbild und Malzeichen diente. Die Religion und die bürgerlichen Einrichtungen machten die Erlernung der lateiniſchen Sprache den weſtlichen Völkern unentbehrlich; dadurch verbreitete ſich unwillkürlich auch die Kenntniß der claſſiſchen Autoren, welche dazu dienten, Europa geiſtig zu vereinen. Alle die verſchiedenen Völker arbeiteten auf ein und dasſelbe Ziel los, und die Arbeit des einen eignete ſich vermittelſt der ihnen allen gemeinſamen Sprache leicht auch das andere zu. So war aber nicht das Verhältniß des Kirchenſlawiſchen zur Volksſprache; es waren dieß keine beſondern Sprachen, ſondern zwei einander nahe ſtehende Dialekte, in denen ein und dasſelbe Volk einen und denſelben Gedanken ausdrückte. Hier war nicht nur keine Reibung der Ideen und Gedanken, ſondern der ſpärliche geiſtige Vorrath eines und desſelben Volks ſpaltete ſich in zwei einander verwandte, dennoch aber einander hinreichend fern ſtehende Theile, und das Kirchenſlawiſche, das uns mit keinem Volke in nahe Verbindung brachte, bot uns auch keine Vorbilder der Literatur, und beſaß auch weit nicht die innere Vollkommenheit, welche die Europäer an der vollſtändig durchgebildeten lateiniſchen Sprache fanden.

Wir wollen hier auch noch auf andere Erſcheinungen hinweiſen, welche die Verſchiedenheit Rußlands von dem europäiſchen Weſten begründen, die geiſtige Entwicklung des erſteren verzögerten, demſelben aber zugleich auch eine völlig originelle abgeſonderte Eigenthümlichkeit und Nationalität gaben.

Nationen bilden ſich nicht anders als durch den Verkehr mit andern Nationen, durch den Austauſch der Ideen und Meinungen, durch eine geiſtige Reibung. Ein von allen andern geſchiedenes, auf ſeine eigenen Hülfsquellen angewieſenes Land, wird nie ſonderliche Fortſchritte auf der Bahn der Civiliſation machen, ſondern vielmehr gleich einem eingeſchloſſenen Baum aus Mangel an Luft und Licht zu Grunde gehen. Ueberblicken wir die Geſchichte unſeres Vaterlandes, ſo finden wir, daß es der Vortheile eines ſolchen Gegenſatzes ermangelte. Allerdings traten in ſeinen Verband zwei Hauptelemente, das ſlawiſche und das ruſſiſche oder normanniſche, aber beide befanden ſich noch in gleichem Zuſtande der Kindheit, der geiſtige Gegenſatz beſtand ſomit nicht, und die Slawen konnten bei den Ruſſen nichts lernen, vielmehr die Ruſſen bei den Slawen. So war es nicht im Weſten: die deutſchen Völker, voll moraliſcher Kraft, Männlichkeit und geiſtiger Friſche, verſchmolzen mit den unter Roms Herrſchaft zu Römern umgewandelten Völkern, die eine entwickelte Civiliſation hatten, Literatur und Künſte, alle Grundbedingungen eines gebildeten Lebens beſaßen, aber die moraliſchen Eigenſchaften verloren hatten, an denen eben die Deutſchen reich waren. So vervollſtändigten ſich beide Elemente gegenſeitig. Die alte Civiliſation ging unter in dem Lärm des Kampfes und der Völkerzüge, aber ihre Aſche diente noch als Samen, der in den fruchtbaren Boden des deutſchen Geiſtes fiel und üppige Früchte trug. Außer dieſem wichtigen Vorzug, den die weſtlichen Staaten vor Rußland gleich in ihrem Entſtehen voraus hatten, hatten ſie auch noch locale Vortheile. Es iſt bekannt, welchen unfaßbaren, aber doch bedeutenden Einfluß Land und Klima auf die Entwicklung und das Leben der Völker haben, und wer will bezweifeln, daß Weſteuropa tauſendmal mehr Mittel zur Entwicklung darbietet, als das öſtliche? Die Mannichfaltigkeit der Natur erzeugt Mannichfaltigkeit in den Bedürfniſſen und Begriffen des Menſchen, unſere Natur aber iſt nicht freigebig: dabei ſind in Weſteuropa auf einem kleinen Raume viel mannichfaltigere Nationalitäten angeſiedelt, es fanden weit mehr Verbindungen, weit mehr Bewegung und Reibung unter ihnen ſtatt, während Rußland eine weite Waldöde darbot, auf welcher finniſche und litthauiſche Stämme zerſtreut waren, und von denen die Ruſſen, ſo wenig wie von den Völkern, welche die ſüdruſſiſchen Steppen durchzogen, und die ſüdliche civiliſirte Welt durch ihre Einfälle erſchütterten, etwas entlehnen konnten. Griechenland, das uns den Glauben gab, wirkte nur aus der Ferne auf uns, und war überdieß ſo alt und kraftlos, daß es nicht als Lehrer und Bildner eines jungen, kraftvollen, von ihm durch Meere und wilde Völkerſchaften getrennten Volkes dienen konnte. Nichts deſto weniger fiel von Griechenland der erſte Same der Civiliſation auf unſern heimathlichen Boden, zu deſſen Entwicklung aber eine kräftige äußere Thätigkeit oder innere Ruhe und Frieden nöthig geweſen wären. Zum Unglück hatte Rußland weder das eine noch das andere. Von Europa geiſtig geſchieden durch Sprache und Religion, getrennt von ihm durch das feindliche Polen, mußte es ſeine äußere Thätigkeit auf Kriege mit den Polowzen beſchränken, während es im Innern durch wilde Bürgerkriege zerriſſen wurde, wo die Menſchen nicht für eine Idee, wie im Weſten beim Kampfe zwiſchen dem Papſt und der weltlichen Gewalt, nicht für den Glauben, nicht für das Vaterland und deſſen Unabhängigkeit, ſondern für nichtswürdige fürſtliche Streitigkeiten ihr Leben verloren. Endlich wurde es die Beute der öſtlichen Barbaren, und zwei ganze Jahrhunderte lang ſeufzte es unter dem laſtenden Joche der Knechtſchaft, während welcher es viele orientaliſche Charakterzüge annahm, die ſich in ſeiner Sprache, ſeinen Sitten, ſeiner Lebensweiſe, ſeinen Einrichtungen und ſeinen Gewohnheiten ausprägten. Aber dieſe Züge, welche ſich mit den Grundelementen ſeines Charakters verſchmolzen, bildeten auch ſeine Individualität, ja man kann keck ſagen, ſie legten den Grund zu ſeiner Größe,

by Google

indem sie ihm die Bestimmung anwiesen, zwischen Europa und Asien als Vermittler aufzutreten, und den seelenlosen orientalischen Koloß aufs neue zu beleben.

Während Rußland unter der Last seiner innern Kämpfe und des asiatischen Jochs fast erlag, entwickelte sich das Leben im Westen regelmäßig und frei. Karl der Große hatte fast sämmtliche germanische und romanische Stämme unter seine Monarchie vereinigt, doch schien dieß nur dazu zu dienen, daß sie ihre Individualität besser kennen lernten, und nach ihrer Trennung die Bahn ihrer Entwicklung selbstständig betreten könnten. Kaum war Karls Monarchie zerfallen, so vereinte die phantastische Idee der Befreiung des heiligen Grabes die getrennten Nationen wieder, nicht mechanisch, wie unter Karl, sondern geistig, durch ein gemeinsames Streben nach Einem Zweck, mit Beibehaltung der bereits erkannten Individualität. Dieser mannichfaltigen, aber durch Ideen, Streben und Bildung einigen Masse stand ein kräftiges, edles, gebildetes Volk, die Araber, gegenüber, dessen Bekämpfung Europa geistig hob, statt es niederzudrücken, wie Rußland der Kampf mit den Mongolen. Und während Europa durch den Flug einer jugendlichen Phantasie nach Osten gelockt wurde, entspann sich im Innern durch das Aneinanderstoßen der kirchlichen und weltlichen Gewalt ein physischer und geistiger Kampf, ein Kampf des Kaisers mit dem Papste, und der bürgerlichen Freiheit mit der Bedrückung durch das Feudalwesen. Während somit Rußland, dem schon durch seine Zusammensetzung die Vortheile des Westens fehlten, seine Kräfte in nichtswürdigen innern Zänkereien erschöpfte, kämpfte Europa für Ideen, welche unwillkürlich mit seinem ganzen Wesen verschmolzen, und die Anfänge seiner geistigen Entwicklung unterstützten.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Geologie der Pampas.

(Bulletin de la Soc. géol. Mars 1840.)

Hr. Alcide Orbigny theilte der Gesellschaft einen Brief des Hrn. Villardebo, Director des Museums von Montevideo, mit, worin dieser eifrige Naturforscher ihm die Entdeckung eines ungeheuren fossilen Knochens im Bette des Arroyo Negro (Departement Paisandu) mittheilt. Der Knochen scheint ein Schulterblatt eines großen Cetaceen, und ist um so gewisser fossil, da der Fundort 120 Leguas vom Meere entfernt ist. In der Banda Oriental, wenigstens in ihren südlichen Theilen, ist der geologische Bestand des Bodens sehr einfach. Verhärteter Thon, der Knochen des Megalonyx und Megatheriums enthält, deckt die Ufer des Plata, und nur in großen Zwischenräumen ragen granitische Felsspitzen hervor. Dieser Thon, der das Bassin der Pampas bildet, setzt sich ohne Unterbrechung fast auf der ganzen Küste fort, und selbst bis auf einige Entfernung ins Innere, wo er auf tertiärem Boden ruht, in welchem Trichterfische und Austern sich in großer Menge finden. In diesem tertiären Boden wurde offenbar der Knochen gefunden. Das Factum war um so interessanter, als dieselben Schichten sich auf dem ganzen Umkreise des Bassins der Pampas bis nach Patagonien hin finden, und die Auffindung von Resten der Cetaceen in der Banda Oriental die Uebereinstimmung mit demselben Terrain in Patagonien beweisen würde, da man dort in den steilen Uferfelsen (falaises) mehrere Knochen dieser großen Säugethiere gefunden hat.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Alsbald erschienen zahlreiche Abtheilungen bewaffneter Neger, von einigen Großen unter Sonnenschirmen gefolgt, die grüßend an uns vorbeizogen; jeder derselben hatte oben an seinem Sonnenschirm ein goldenes Emblem, welches sein Amt und seinen Rang bezeichnete; so hatte der General eine Pistole, der Schatzmeister ein Vorlegeschloß, der Oberkoch einen Löffel u. s. w.; ferner war jeder nach seinem Rang von einer gewissen Anzahl Sklaven, Possenreißern und Musikanten begleitet. Ehe der König sich näherte, passirten bei uns 68 große Sonnenschirme mit Anführern und Beamten von verschiedenem Rang. Als dieser Zug vorbei war, sah man sieben Sonnenschirme ganz nahe bei einander anrücken, unter welchen sich der König befand, gefolgt von einer Menge Hofbeamten, Kriegern, Sklaven und Musikanten; vor ihm her gingen Diener mit großen goldenen und silbernen Gefäßen. Bei dem Herannahen des Königs erhoben wir uns von unsern Sitzen, und reichten ihm die Hand, während unser Musikcorps das Volkslied anstimmte, wovon man jedoch vor dem ohrenzerreißenden Lärm, den die Ashantiner Musikanten machten, nichts vernahm. Darauf folgten die Königin, des Königs Schwester, eine große Zahl weiblicher Verwandten und einige Weiber des letztverstorbenen Königs; ferner die Fetischpriester mit weiß bemaltem Oberleib und Antlitz, welche in kupfernen Becken unter weißen Netzen heilige Gefäße und andere Gegenstände ihrer Verehrung auf dem Kopfe trugen. Wir bemerkten, daß diese einen sehr schwankenden Gang hatten, und sich anstellten, als ob sie an Entkräftung litten, welches, wie man uns sagte, ein günstiges Vorzeichen sey, indem dieses jedesmal stattfinde, wenn der Fetisch ihnen etwas Gutes zeigte oder weissagte. Zuletzt zogen noch 49 Sonnenschirme an uns vorüber, so daß deren Gesammtzahl 117 betrug. Die Anzahl der zu jedem Sonnenschirm gehörenden bewaffneten Mannschaften schätzten wir durchschnittlich auf 400; es waren demnach 46,800 Mann unter den Waffen, und wenn man die Sklaven und übrigen Leute bei jedem Schirm auf 150 schätzt, so erhält man im Ganzen 67,860 Mann. Diese langweilige Ceremonie währte bis Nachmittags vier Uhr. Nach dem Ablauf derselben geleiteten einige aus des Königs Gefolge uns nach dem neuen absichtlich für uns erbautem Haus, auf welchem, so wie auf dem königlichen Palast, während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes die holländische Flagge wehte. Wir fanden dort bereits einige Geschenke, bestehend in einem Schaf, Yams, Zwiebeln, Bananen und Palmwein.

Den folgenden Morgen wurden die Geschenke für den König ausgepackt und in Ordnung gebracht, worauf einige vom König zu uns gesandte Personen dieselben in Augenschein nahmen, und uns benachrichtigten, Se. Hoheit werde uns gegen Mittag empfangen, um ihm die Geschenke zu überreichen. Zur bestimmten Stunde zogen wir, mit den Musikanten voraus, nach dem königlichen Palast, einem hohen, aus Stein gebauten Haus, dessen Thor wir verschlossen fanden. Wir setzten uns auf unsere mitgebrachten Stühle, während der General einen Botschafter absandte, um zu bitten, daß man uns einlassen

Digitized by Google

möchte, weil wir an diesem höchst unpassenden Ort nicht zu warten gesonnen seyen, sondern zurückkehren würden, bis man uns sagen ließe, daß der König fertig sey. Ein königlicher Diener ersuchte uns, noch einige Augenblicke zu verziehen, ließ jedoch, als wir uns anschickten zurückzukehren, die Thore öffnen. Als wir indessen bemerkten, daß wir uns jetzt erst auf dem Vorhofe des Palastes befanden, und daß die übrigen Thüren verschlossen blieben, gab der General Befehl zurückzukehren, und ließ den Secretär mit einem Dolmetscher dableiben, welche, wenn der Eingang nicht innerhalb zehn Minuten gestattet würde, uns mit den Geschenken folgen mußten. Alsbald verfügten sich einige hohe Beamten zu uns, welche uns baten, zu Sr. Hoheit zu kommen, und die stattgefundene Verzögerung damit entschuldigten, daß die europäische Berechnung der Stunden ihnen durchaus unbekannt wäre, und der König erst noch seine Großen hätte zusammenrufen müssen. Wir hielten ihnen das Beleidigende einer solchen Behandlung vor, und erklärten, nicht eher wieder nach dem Palais gehen zu wollen, bis wir von den zurückgelassenen Officieren die Nachricht erhalten hätten, daß man völlig bereit sey, uns zu empfangen. Als diese Nachricht gekommen war, machten wir uns zum zweitenmal auf den Weg. Wir passirten die beiden Thore, und kamen nun auf einen Hof, wo Se. Hoheit unter einigen Bäumen und Sonnenschirmen saß, mit seiner Schwester zur rechten und einigen weiblichen Verwandten zur linken Seite. Vor ihm saßen in einem Halbkreis die Reichsgroßen und hinter ihm einige bewaffnete Sklaven. Zwei Soldaten der königlichen Leibwache trugen europäische Uniformen und waren mit Karabinern bewaffnet. Wir näherten uns dem König bis auf drei Schritte, machten eine Verbeugung, setzten uns auf die mitgebrachten Stühle, und nun ließ der Commissär durch den Dolmetscher und den königlichen Sprecher (denn der König von Ashantee führt niemals in Person das Wort) wissen, daß er von Sr. Maj. dem König der Niederlande abgesandt sey, um die Bezeugung der aufrichtigsten Freundschaft zu überbringen, und als Beweise davon einige Geschenke anzubieten. Unsere Sklaven brachten nun herbei. 1) eine Kiste Malagawein, 2) ein Flaschenfutter von Mahagonyholz mit feinen Liqueurs; 3) ein Kästchen, in welchem zwei prächtige Pistolen mit Zubehör; 4) ein mit Silber beschlagenes Kästchen von Nußerholz, worin eine mit Gold eingelegte Jagdflinte, 5) einen künstlich gearbeiteten versilberten Helm und Harnisch mit goldenen Zierrathen. Vorzüglich dieß letztere Geschenk schien dem König und allen Anwesenden zu gefallen, auf seine Bitte legte der Resident von Arim beides an, und nun konnte Se. Hoheit seine Bewunderung und Freude nicht verbergen; er steckte beide Daumen in den Mund und schrie einigemale laut auf. Er fragte, ob der Harnisch ohne Epaulets getragen werden könne, worauf der General ihm ein Paar anbot, welche natürlich nicht ausgeschlagen wurden. Se. Hoheit bezeugte sein Leidwesen über den Aufenthalt, den wir erlitten hatten, und seine Furcht, daß die Engländer etwas davon vernehmen würden. Hierüber beruhigte ihn der General, fügte jedoch hinzu, daß die Holländer gewohnt wären, die Thüren ihrer Freunde offen zu finden, und daß sie diejenigen ihrer Feinde mit Gewalt zu öffnen wüßten. Schließlich bat er um Erlaubniß, dem König, als Beweis der Freundschaft, die Hand drücken zu dürfen, welches Se. Hoheit gnädig zugestand. Nach den üblichen Ceremonien kehrten wir in unsere Wohnung zurück.

Den 15 Februar war des Königs Geburtstag, an welchem die Hofetiquette verbot, Besuche anzunehmen.

Den 16 wurde beschlossen, gegen Mittag dem König wieder einige Geschenke anzubieten. Um halb ein Uhr wurden wir bei Sr. Hoheit vorgelassen, und brachten ihm die folgenden Geschenke. 1) die früher versprochenen Epaulets; 2) ein Kästchen mit Pulver und Schrot; 3) ein Kästchen mit chinesischen Büchern; 4) ein Kästchen mit Parfumerien und feiner Seife; 5) eine Kiste Champagner; 6) eine mit eingemachten Früchten, 7) eine Kiste mit 40 Ellen goldenen und 60 Ellen silbernen Franzen, 40 Ellen goldenen breiten Galon und einiges Silberzeug; 8) ein Stück scharlachrothes Tuch und 9) eine große Psyche (Toilettenspiegel) welche Se. Hoheit unter lebhaften Dankbezeugungen gegen Se. M. den König der Niederlande annahm. Darauf ließ er ein Tischchen mit Wein und Branntwein vor uns hinstellen, und wir tranken ein Glas Wein auf sein Wohlergehen, welchen Toast er mit einem Pocal holländischen Genever erwiderte. So wie das vorigemal, ließ er uns auch jetzt wieder durch zwei Soldaten seiner Leibwache nach Hause begleiten. Gegen 5 Uhr benachrichtigte man uns, daß Se. Hoheit einige Große mit Geschenken für uns abgeschickt hatte, und wir ließen daher die Zelte vor unserem Haus aufschlagen, um sie dort zu erwarten. Acht Personen vom Hofstaat, von vier Sprechern begleitet, kamen, uns die Geschenke anzubieten für den General 6 Unzen 8 Engi Goldstaub; für den Adjunct-Commissär 2 Unzen 8 Engi; den Secretär, Resident und Arzt zusammen 4 Unzen 8 Engi, dem Assistent und Dolmetscher zusammen 1 Unze 2 Engi u. s. w., im Ganzen 16 Unzen 9 Engi — alles in schönen seidenen Läppchen; ferner einen Ochsen, ein Schwein, sechs Schafe, zehn Perlhühner, 200 Hühnereier, zehn Sklaven beladen mit Ananas, acht mit Zuckerrohr, sechs und vierzig mit Yams, vierzehn mit Oraatjes (einer Art Rüsse), vierzehn mit allerlei Gemüsen, tausend fünf und zwanzig mit Bananen, ein und zwanzig mit Brennholz und zwei mit Palmwein, im Ganzen 1152 Träger, welche alle, Mann für Mann, diese Geschenke an dem ihnen angezeigten Ort in unserer Wohnung niederlegten. Mittlerweile liefen einige Possenreißer, meist Zwerge oder Buckelige, vor den Zelten hin und her, um uns zu amusiren. Nachdem Alles abgelaufen war, schickten wir den Residenten von Arim mit zwei Dolmetschern, um Sr. Hoheit unsern Dank zu bezeugen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vulcanische Erscheinung im Departement du Nord. In der Nacht vom 23 auf den 24 Mai hat sich an mehrern Orten der Boden unter furchtbarem Krachen gespalten, und bietet nun Höhlungen von 25 Metres Tiefe dar. Man ist über die Folgen dieses Ereignisses, das bedeutenden Schaden anrichtete, keineswegs ruhig. (Echo du Monde Savant vom 10 Junius.)

•

Vervollkommnung der Lithographie. Hr. Perrot aus Rouen soll eine wenig complicirte Maschine erfunden haben, vermittelst deren man von einer Steinzeichnung in 10 Stunden 5600 bis 4800 gute Abdrücke machen kann, statt wie bisher nur 5 bis 600. (ibid.)

•

Neue antarktische Expedition. Hr. Enderby, der schon so viel zur Kenntniß der antarktischen Meere beigetragen, rüstet eine neue Expedition aus, die von einem Capitän Mapleton geleitet werden soll. (Engl. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 176.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Junius 1840.

Die englische Staatskirche und die Colonien.

Wenn die alten Völker Colonien aussandten, so gingen auch die Götter mit, und ein ganzer, in Haupt und Gliedern schon fertiger Staat ließ sich auf der fremden Erde nieder: meist wuchsen sie rasch empor, und wurden oft in kurzem mächtiger als der Mutterstaat. Der Grund lag wohl in zwei Dingen: erstens darin, daß die Colonien den reichen angesehenen Bürgern eben so viel Anziehendes darboten, als das Mutterland, und zweitens in der Einheit der Religionslehre. Was den ersten Grund betrifft, so wollen wir hier nicht nachweisen, weßhalb die von Europa ausgezogenen Colonien lange Zeit und noch jetzt die Zuflucht der ärmsten oder der verdächtigsten Classe des Mutterlandes waren, wenn nicht gerade, wie bei den Pilgervätern, religiöser Fanatismus sie austrieb; dieß würde uns hier zu weit führen, aber der zweite Punkt ist um so wichtiger, weil die Colonisationswuth mit dem Glaubenskampf im Mutterlande zusammenfiel, und somit den neuern Colonien — wenigstens den englischen, denn in den romanischen blieb, wie im Mutterlande, der Katholicismus herrschend — gerade das gebrach, was die alten vorzugsweise auszeichnet. Die Folge war eine gänzliche Aufhebung aller Glaubenseinheit, und eine unermeßliche Zersplitterung der Secten, die endlich da, wo sie am weitesten getrieben wurde, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, zu einem Klimax gediehen scheint, der eine neue Umwandlung vermuthen läßt.

Indeß ist das Rad der Erscheinungen dieser Art noch keineswegs abgelaufen. Nordamerika gab England seine Glaubenszerrissenheit zurück: seit dem Unabhängigkeitskriege ward der Kampf der Secten gegen die Staatskirche von Jahr zu Jahr heftiger, und die Forderung einer Trennung der Kirche vom Staate dringender. Vergebens hat sich die Staatskirche mit ihren Anhängern diesem Strom entgegengestemmt, vergebens hat man in Ober-Canada der Staatskirche je den siebenten Theil aller Ländereien eines Districts vorbehalten; man hat gegen diese Schranke angekämpft, bis die Regierung in der neuesten Zeit genöthigt war, sie aufzuheben, und die vorbehaltenen Ländereien fast für Gemeingut zu erklären. Auffallend ist jedoch, welche Folge dieses Ankämpfen auf die Kirche in England gehabt hat: sonst ziemlich indolent, ist sie zu neuen Anstrengungen erwacht, und mit den Secten in eine Art Concurrenz geistlicher Bemühungen getreten; sonst zehrte sie träge von ihrem Einkommen, und ließ sich vom Staate Privilegien in den neuen Colonien ertheilen, ohne dieselben auch nur zu benützen. Jetzt ist dieß anders: in einem Briefe des Bischofs von London an den Erzbischof von Canterbury sind Ansichten ausgesprochen, die man noch vor wenigen Jahren für rein abgeschmackt und unausführbar gehalten hätte. Der Bischof schlägt vor, daß, wo irgend Mitglieder der Staatskirche sich ansiedeln, auch die Kirche in ihrem ganzen Umfang (in all its integrity) sich unter ihnen niederlassen soll. Jede neue Colonie soll gleich im Beginn ihrer Laufbahn „nicht nur ihre Pfarrgeistlichen, sondern auch ihre Bischöfe und Rectoren haben, um das Ganze zu leiten und zu überwachen.“ Nicht der Staat soll die Mittel hiezu liefern, sondern sie sollen durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden, und zwar will man diese Beiträge dazu benützen, gleich den andern Colonisten Land anzukaufen, und da dieß in kurzem an Werth zunehmen muß, so soll es dann wieder verkauft und neue, bedeutendere Ländereien für den Erlös angekauft werden.

Es ist kein Zweifel, daß wenn eine solche Maaßregel consequent durchgesetzt wird, der Bestand einer Kirche sich befestigen muß, und die Glaubenszerrissenheit in den Colonien wo nicht ganz, doch großentheils aufhören wird. Auch auf die bürgerliche Ordnung kann dieß in sofern bedeutend einwirken, als die Einheit und größere Pracht des Gottesdienstes die Gemeindeglieder zu einem größern Beisammenleben führen wird. In wie weit die neben der englischen Staatskirche bestehenden Secten, und wie die katholische Kirche dabei fahren werden, das sind Dinge, über die sich noch nichts sagen läßt, für jetzt ist nur so viel wichtig und beachtenswerth, daß man in den neu zu gründenden Colonien, oder Staaten, wenn man will, dem Princip kirchlicher Einheit über die Glaubenszerrissenheit den Vorrang zu verschaffen bemüht ist.

Digitized by Google

Ein Blick auf die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Es iſt unnöthig, dieſe Parallele weiter fortzuſetzen, und wir erwähnen nur noch, daß Rußland, während Wikliff und Huß ihre Stimmen erhoben, noch unter dem ſchweren Joch aſiatiſcher Nomaden ſeufzte, einem Joch, das alle Möglichkeit einer intellectuellen Entwicklung vernichtete, und daß, als Europa den Weg nach Indien auffand, eine neue Welt entdeckte und die Reformation durchſetzte, Rußland, durch das feindliche Polen von Europa geſchieden, nicht nur die Reſultate der beiden erſten Ereigniſſe nicht benützen konnte, ſondern gerade erſt aus ſeinem mongoliſchen Joche hervorging, und ohne noch den unreinen Staub, der davon zurück geblieben, abgeſchüttelt zu haben, in die eiſernen Hände Johann des Schrecklichen fiel, deſſen krankhafter Argwohn und furchtbare Grauſamkeit der innern Kraft keine Entwicklung verſtattete, ja nicht einmal frei athmen ließ. Vergebens ſucht man in der neuern Geſchichte Europa's einen Fürſten, der durch ſeinen Charakter ſo viel Jammer über ſeine Unterthanen brachte, wie Johann. Ludwig XI war grauſam, aber nicht aus Laune, ſondern aus Berechnung, und ſeine Grauſamkeit war Frankreich nützlich, indem ſie es von den ſtörriſchen Vaſallen befreite, und die einzelnen Theile zu einem feſtern Ganzen verband; die Grauſamkeiten Johanns waren die Krämpfe einer geiſtigen Krankheit, die das Volk verpeſtete, und in ſeinem Geiſt eine gewiſſe Starrheit und Fühlloſigkeit erzeugte. Kaum war Johann todt, kaum war Rußland aus ſeinem Schrecken und ſeiner Erſtarrung herausgetreten, ſo erhob ſich aufs neue mit furchtbarer Kraft eine bedeutende Streitfrage: ſoll Rußland oder Polen beſtehen? wo ſoll ſich das ſlawiſche Leben entwickeln, an den Ufern der Moskwa oder der Weichſel? Dieſe Frage nahm alle Kräfte des Volkes in Anſpruch, weil es ſich um ſein Daſeyn handelte, und nur dann erſt, als nach harten Anſtrengungen und Opfern Rußland ſein Daſeyn gerettet hatte, konnte ſeine geiſtige Entwicklung beginnen. Aber ſeine Elemente, durch die orientaliſche Knechtſchaft und die daraus herfließende Unbehaglichkeit erſtickt, konnten ſich nicht anders äußern und ihre Entwicklung beginnen, als beim Zuſammenſtoß mit irgend einer reifen und kräftigen Civiliſation, namentlich beim Verkehr mit dem Weſten. Aber die Wege dahin waren verſperrt durch Polen, Livland und Schweden, welche gleichmäßig wünſchten, daß Rußland in politiſcher und geiſtiger Kindheit bleiben ſolle; eine kräftige Hand war nöthig, um von Rußland die aſiatiſche Hülle abzureißen, ſeinen ſchlummernden Geiſt zum Leben zu erwecken, und ſeine Thätigkeit durch Verbindungen mit dem Weſten zu unterſtützen. Alles dieß that die gewaltige Hand Peters, welcher mit dem Schwert die uns vom Weſten trennende feindliche Mauer durchbrach, und die erſten Strahlen des wohlthätigen Lichts, das durch die von Peter durchgebrochene Breſche drang, entzündeten den Geiſt der Aufklärung und belebten die Elemente unſeres intellectuellen Lebens. Von Peter gepflanzt ſchlug es tiefe Wurzeln, welche ſchöne Früchte verſprachen. So exiſtirt das geiſtige und intellectuelle Leben Rußlands im Grunde erſt ſeit Peter; vorher war Rußland verborgen unter einem ihm nicht eigenthümlichen Aſiatismus. Mit Petern beginnt auch die ruſſiſche Literatur, weil unter ihm die erſten Verſuche gemacht wurden, den Samen der Bildung in den Volksboden zu pflanzen durch Unterricht des Volks und die Aufnahme ſeiner Sprache als Schriftſprache, was bisher nur das ihm halbfremde Kirchenſlawiſche war.

Betrachtet man aufmerkſam den von uns geſchilderten Gang der geſchichtlichen Begebenheiten, ſo wird man erkennen, wie unbillig der Vorwurf iſt, den einige übelgeſinnte fremde Schriftſteller Rußland machen, daß es einer höhern geiſtigen Entwicklung unfähig ſey. Kann man von einem Knaben, der kaum ein geiſtiges Leben begann, die Kenntniſſe und Erfahrungen eines Greiſen erwarten? Rußland aber iſt im Verhältniß zum übrigen Europa ein Knabe, der das ABC der Bildung begann, als der Weſten ſchon auf ihrer Höhe ſtand. Dieſer Knabe iſt übrigens an Geiſt und Körper kräftig genug, daß er in der Morgenröthe ſeines Lebens ſich die Weisheit ſeiner Lehrer anzueignen verſtand. Rußland ſeine langſame Entwicklung vorwerfen, iſt ein Unſinn, denn wer hat in anderthalb Jahrhunderten mehr gethan? Es hat allerdings ſpät begonnen, allein ein Staat kann ſein geiſtiges Leben nicht früher anfangen, als bis ſeine materielle Maſſe gereift iſt. Dieſe Reife hängt von Umſtänden ab, die größtentheils ganz äußerlich ſind. Wir haben erſt mit Peter zu leben angefangen, und erſt über die letzten anderthalb Jahrhunderte hat Rußland Rede und Antwort zu geben: ſie kann nur zu ſeinem Vortheil ausfallen, denn kein Staat hat ſich ſo raſch entwickelt. Amerika läßt ſich nicht damit vergleichen, denn die Vereinigten Staaten ſind eine Colonie, die reife Ideen mit hinüber genommen hat, die ſich nicht mit den Eingebornen vermiſchte, und nur ihren Wohnort änderte, ein Land ohne Geſchichte, folglich ohne organiſche Entwicklung, mit Einem Worte, Amerika ſtellt uns nur ein erneuertes, kein neues Leben dar, denn zu einem neuen Leben iſt ein neuer Körper unentbehrlich: er wächst und entwickelt ſich mit der Zeit, wie dieß mit Rußland der Fall war, das ſich acht Jahrhunderte auf ſeine Laufbahn vorbereitete, und eine lange materielle Entwicklung zeigt, welche den Samen einer originellen, ſelbſtſtändigen Entwicklung tief ausſtreute. Dieß Leben entzündete ſich endlich, durch den Zuſammenſtoß mit dem europäiſchen, zur hellen, unauslöſchlichen Flamme, deren lebendiges Licht ſich mit einer Raſchheit verbreitete, wovon ſonſt die Geſchichte kein Beiſpiel aufführt.

Wie das geiſtige Erwachen Rußlands, ſo datirt ſich auch ſeine Literatur erſt aus den Zeiten Peters. Indeß beſtand doch ſchon vor Petern eine gewiſſe ſlawiſche Literatur, Lieder und Volksſagen; wohin verlegen wir dieſe? die erſtere, nämlich die ſlawiſche Literatur, gehört zur Geſchichte der ſlawiſchen Sprache, welche nicht ruſſiſch, ſondern nur deſſen Wurzel iſt; die letztere, nämlich Geſänge und Sagen, und andere Erzeugniſſe des Volksgeiſtes, nebſt dem Inhalt der kirchenſlawiſchen Literatur, gehören zur Geſchichte der Bildung Rußlands, und in der Literärgeſchichte betrachtet man ſie nur als Elemente einer Na-

Digitized by Google

tionalliteratur, da sie solche nicht selbst bilden, sondern nur glänzende Bruchstücke, der kunstlose Ausdruck des Gefühls sind, aber keine Literatur, unter der man das Hervortreten des Volksgeistes in steter intellectueller Thätigkeit, in fortschreitender Entwicklung, mit klarem bestimmten Zweck, versteht, eine Thätigkeit, wobei das einfache, sich selbst unbewußte Gefühl sich in ein bestimmtes Streben verwandelt, und die Gedanken sich zu Ideen gruppiren. Dieser Begriff von Literatur überhebt uns der Nothwendigkeit, durch acht Jahrhunderte lang eine trockene Aufzählung der Namen von Chronisten, von Grammatikern und Lexikographen fortzuführen, welche die Masse des Volks nicht weiter förderten, und fast keinen Einfluß auf dieselbe ausübten. Man zählt gewöhnlich unter den alten Autoren Wladimir Monomach auf, den man mit diesem Titel beehrte, weil er eine Unterweisung an seine Kinder zurückließ, aber nicht jedes beschriebene Blatt ist ein literarisches Erzeugniß, und nicht jeder, der ein Testament schreibt, ein Literator. Ein Literat ist der, welcher seine Gedanken darlegt, nicht für den häuslichen Kreis, sondern für die Mehrzahl des Volks, und dadurch den intellectuellen Reichthum desselben vermehrt. Daher beschränken wir uns auf die Aufzählung der bedeutendsten unter den kleinen Bruchstücken, und wenden unsere Aufmerksamkeit auf die Chroniken, deren Bestimmung über den häuslichen Kreis hinausging, und die einen allgemeinen Zweck im Auge hatten, so wie auf die Erzeugnisse der Volkspoesie, die meist aus Liedern bestand, unter denen sich auch historische vorfinden. Eines derselben kann als eine Probe von Volksepos betrachtet werden, nämlich das „Lied vom Zuge Igors." Dieß steht in der Reihe der Nationalerzeugnisse abgesondert da, hat keinen Nachfolger, und man weiß nicht einmal, wem und welcher Zeit es zuzuschreiben. Wenn man behauptet, dieß Lied stehe zur russischen Literatur in demselben Verhältnisse, wie das Nibelungenlied zur deutschen, so heißt dieß nur so viel, daß in der russischen Quasi-Epopöe, wie in den Nibelungen die heroische Epoche des Volkslebens besungen wird mit hellen, starken und ganz nationalen Farben, daß sie reich ist an schönen Schilderungen und den vom Epos unzertrennlichen Charakter der Kraft und Größe an sich trägt. Allerdings findet sich darin viel Künstliches im Ausdruck, orientalischer Wortschwall, welcher der epischen Einfachheit so fremd ist, dieß ist jedoch eine Eigenthümlichkeit des russischen Charakters, in welchem die bunte Mannichfaltigkeit des Orients nicht die letzte Rolle spielt. Aber auf die Auswahl des Gegenstandes und einige poetische Schönheiten beschränkt sich die ganze Aehnlichkeit des alten russischen Lieds mit dem deutschen. Das Nibelungenlied umfaßt, wie die Ilias, das ganze Volksleben, das in seinen mannichfaltigen Formen dargestellt wird; es dient zur Bildung eines ganzen Cyclus von Dichtern, es lebte und wuchs mit dem Volke und ist darum ein Epos im vollen Sinne des Worts; das „Lied vom Zuge Igors" ist nichts Anderes als eine Episode aus dem russischen Volksleben, eine Episode, die dasselbe durchaus nicht auf allen seinen Seiten umfaßt, ein abgesondertes Erzeugniß, das, wie es scheint, nie im Sinne des Nibelungenliedes und der Iliade national war; nie zeigte es einen Einfluß auf das Leben, auf die Poesie, nie erzeugte es auch nur Einen Dichter, auch nur Einen Nachahmer; deßhalb ist an ein Epos hier auch nicht zu denken. Nichtsdestoweniger bleibt das „Lied vom Zuge Igors" eine werthvolle und interessante Erscheinung, als das einzige Denkmal des Flugs der Nationalphantasie, als ein Versuch zu etwas, das sich vielleicht entwickelt hätte, wenn unser Leben nicht durch das tatarische Joch erdrückt worden wäre, und wir müssen es theils in historischer Beziehung, theils wegen seines unbestreitbaren poetischen Werthes hochachten. Was nun die ziemlich zahlreichen russischen Sagen betrifft, die dem größtentheils in metrischer Prosa geschriebenen Lied vom Zuge Igors einigermaßen nahe stehen, in denen die Traditionen des Orients mit den Ereignissen des Westens sich auf eine seltsame Art vermischen, und wo italienische Paladine, im fremden Gewand unter halbrussischen Namen, rein russische Wagehalsigkeit zur Schau tragen, so sind sie eine Frucht der frühern Verbindungen Rußlands mit dem Orient durch die Bulgaren, und mit dem Occident durch Griechen, Ungarn und Westslawen. Außerdem sind die russischen Lieder eine ächte Frucht des heimischen Bodens; Freude und Kummer, jugendliche Keckheit und jungfräuliche Munterkeit sprechen sich auf ächt nationale Weise aus; hier ist die Volksstimme im ächten Sinne des Wortes so volltönend und harmonisch, daß wenige Nationen sich damit messen können.

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung unter dem Meere.

Man hat schon öfters den Wunsch ausgesprochen, unterhalb des Vordertheils der Schiffe einen Apparat anzubringen, der die Sandbänke und Felsen in einer gewissen Entfernung und in einer Tiefe von 15 bis 20 Metres beleuchtete. Der bekannte Mechaniker Steele in England hat einen solchen diesen Anforderungen wenigstens zum Theil entsprechenden Apparat erfunden, und er will damit eine Probe machen, um die Trümmer in der Themse zu untersuchen, welche so mannichfach die Schifffahrt hemmen. Der Apparat ist aber nur der Art, daß sich ein Taucher damit versehen kann, und besteht aus zwei parabolischen Reflectoren. Mechanics' Magazine vom 21 März 1840 gibt eine genaue Auskunft darüber mit Abbildungen. (Echo du M. S. 15 Jan.)

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den 17 Februar erhielten wir die Anzeige, daß der König uns um Mittag erwarten würde, um die weitern Geschenke in Empfang zu nehmen. Auch über diese, welche in Glaswaaren, Thee, Zucker, Wein, Confituren und Seidenzeugen bestanden, war er hoch erfreut, und bat uns, Se. Maj. dem König von seiner Erkenntlichkeit zu versichern. Man brachte wieder Wein und Liqueure; von beiden Seiten wurden Toaste ausgebracht, und ehe wir uns entfernten, erbat Se. Hoheit sich die Gunst, daß unsere Musikanten während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes ihm täglich den Jägerchor aus dem Freischützen, welchen man „das Lied des Königs von Ashantee" getauft hatte, vorspielen

Digitized by Google

Nr. 177.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 Junius 1840.

Etwas über Missionen und Missionäre.

Man hat es unsrer Zeitschrift mehrfach und auch in neuester Zeit wieder zum Vorwurf gemacht, daß sie so wenig von den Arbeiten und Bestrebungen der Missionäre meldet, und wir geben gerne zu, daß der Vorwurf bis zu einem gewissen Grade gegründet ist. Die Schuld hievon liegt aber nicht in Theilnahmlosigkeit an dieser merkwürdigen Erscheinung des Colonialwesens neuerer Zeit, sondern an dem Mangel wahrhaft unparteiischer Beobachter, was, offen gestanden, die Missionäre selbst und die eifrigen Beförderer des Missionswesens in Europa selten sind. Lobpreisende Berichte über die oft zweifelhafte Bekehrung einiger Hundert Wilden, frömmelnde Schautragung von Bibel- und Tractätleins-Vertheilung sind nicht unsere Sache, und die ewige Wiederholung solcher Dinge würde unsre Leser schwerlich sehr befriedigen. Ferne sey es von uns, die Bemühungen wahrhaft frommer und gotteseifriger Männer zu verdächtigen, oder uns auch nur im Geringsten an der Form, in welche ihre Frömmigkeit einmal gekleidet ist, zu stoßen, aber auf der andern Seite wird man uns auch gestatten, das kritische Messer an manche Unternehmungen zu setzen. Ist es nicht eine bekannte Sache, daß die Unternehmungen der Jesuiten in Paraguay von sehr schlauen, weitschauenden, aber herrschsüchtigen Leuten geleitet, daß aber die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, größtentheils höchst achtbare, eifrige Männer voll Selbstverläugnung waren. Sollen wir annehmen, die Menschen hätten mit einem Mal ihre Natur geändert, und alle die Bemühungen der Missionäre in der Südsee seyen nichts als gottverdienstliche Handlungen, während es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß der Kampf zwischen englischen, amerikanischen und französischen Interessen in der Südsee großentheils durch die Missionäre geführt wird, während protestantische Zeloten auf den Sandwichinseln die katholischen Missionäre durch die weltliche Gewalt austreiben, und diese sich durch brutale Drohungen eines französischen Schiffscapitäns wieder einsetzen lassen. Sind hier nur Leute thätig, welche bloß durch die Macht der Ueberzeugung die Jesuslehre ausbreiten wollen? Wenn die holländische Regierung den fremden Missionären in ihren ostindischen Besitzungen scharf auf die Finger sieht, geschieht dieß, bloß weil diese Missionäre das Evangelium predigen? Man sey doch offenherzig und gestehe, daß der Teufel auch hier, wie allenthalben, Unkraut unter den Weizen säet, und daß es dem fernen Beobachter schwierig ist, das Unkraut von dem Weizen zu unterscheiden, so lange die Pflanze nicht die Früchte trägt, an denen man nach den Worten des Evangeliums sie erkennen soll.

Wir haben vor wenigen Tagen die Reclamation eines deutschen Mitgliedes der Church Missionary Society gegen die Beschuldigung, daß Mitglieder dieser letztern bedeutende Ländereien in Neuseeland angekauft hätten, in unser Blatt eingerückt, weil wir es der Billigkeit gemäß hielten, die Entgegnung aufzunehmen, da die Anklage eine Stelle gefunden hatte; aber wir müssen gestehen, daß die Rechtfertigung uns keineswegs vollständig erscheint, und daß der Streit noch immer unentschieden ist; denn wenn der Verfasser der Reclamation bemerkt, daß die Missionsgesellschaft ihren Mitgliedern nur hinreichende Besoldung zu ihrem Unterhalt, aber kein Geld zum Ankauf von Provinzen gebe, so gilt dieser Einwurf nicht das Mindeste, da man weiß, um welchen Spottpreis in Neuseeland, so gut wie anderswo, bedeutende Landstriche von den Eingebornen weggegeben worden sind. Hierbei können wir einen Umstand nicht unerwähnt lassen. Deutschland hat keine Colonien, deutsche Missionäre haben also keine Colonialinteressen unter dem Deckmantel der Religion zu verfolgen, und wir haben im Laufe unserer ziemlich ausgebreiteten Lectüre mehrmals zu bemerken Gelegenheit gefunden, daß die Mitglieder deutscher Missionsgesellschaften wegen ihrer Uneigennützigkeit einer besonders guten Aufnahme sich zu erfreuen hatten. Treten sie aber als Mitglieder englischer oder nordamerikanischer Missionsgesellschaften auf, so können sie gar wohl die frommen, eifrigen, aber blinden Werkzeuge sehr unheiliger Plane seyn. Wo ist indeß das Mittel, diesen auf die Spur zu kommen und die wahrhaft Frommen von den Ehrgeizigen und Selbstsüchtigen zu scheiden? Wir sehen uns deßhalb genöthigt, unserm bisherigen Systeme treu zu bleiben, und nur Thatsachen nach ihren Quellen anzugeben. Ueber die falschen Methoden im Missionswesen vielleicht ein andermal.

Digitized by Google

Ein Blick auf die Geſchichte der ruſſiſchen Literatur.

(Fortſetzung.)

Hätte es in Rußland vor Peter eine Literatur oder, was gleichbedeutend iſt, ein intellectuelles Leben gegeben, ſo hätte die Einführung der Buchdruckerkunſt im 16ten Jahrhundert es unfehlbar ans Licht gerufen; aber was druckten unſere Druckereien, welche literariſchen Werke brachte das 17te Jahrhundert ins Leben? Die wahre Poeſie, das Volkslied, ward des Drucks nicht gewürdigt, ſondern ging fort und fort von Munde zu Munde in ſeiner vielhundertjährigen Melodie; ſelbſt die kirchenſlawiſche Literatur ward durch die Buchdruckerei und die Kiew'ſche Akademie nicht belebt. Allerdings lieferte ſie Grammatiken, Hirtenbriefe, und von Zeit zu Zeit — der einzige Lichtblick höherer Bedürfniſſe — eine trockene Chronik, eine wortreiche hiſtoriſche Schilderung; aber dieſe einzelnen Früchte des ſlawiſchen Schriftenthums können keine Literatur genannt werden; es ſind abgeriſſene, dem Volke fremde, nicht aus ſeinem Leben hervorgegangene und nicht wieder Leben erzeugende Werke, fremd dem Volke ſogar durch die Sprache, in welcher vom Volke vergeſſene, ihm nur halb verſtändliche ſlawiſche Worte ſich unter zahlreiche polniſche verirrten, nach einer griechiſchen und lateiniſchen Syntax aneinandergereiht waren, und in krauſe, geſchnörkelte Ausdrücke und lange Perioden verſchmolzen; das Volk konnte nicht leſen, las ſie alſo nicht, und hätte ſie auch nicht verſtanden, wenn es hätte leſen können. Nein, damals begann das ruſſiſche Leben und folglich auch die ruſſiſche Literatur nicht: es ſchlummerte, bis der mächtige Rieſe des Nordens mit gewaltiger Hand Rußland aus dem aſiatiſchen Schlafe riß und es auf die Bahn des europäiſchen Lebens führte.

Wo man in Rußland hinblickt, ſtößt man auf eine Schöpfung dieſes wunderbaren Geiſtes; nicht bloß das geiſtige Leben, auch der Buchſtabe, ſein todtes Werkzeug, verdankt ihm ſein Daſeyn, und ſein mächtiger Wille erneuerte nicht nur die Schrift, ſondern ſelbſt die Sprache. Der enge Kreis intellectueller Thätigkeit, der Mangel an geſellſchaftlichem Leben, die Getrenntheit der Geſchlechter und tauſend andere Urſachen hinderten die reiche und kraftige ruſſiſche Sprache — nämlich diejenige, die im Munde des Volks lebte — ihre Schätze zu entfalten: mit dem neuen Leben trat auch für ſie eine neue Epoche ein. Die raſche Umwandlung, die unerwartete Bekanntſchaft mit einer ganzen Welt neuer Begriffe, Gegenſtände, Wünſche, Bedürfniſſe und Verhältniſſe geſtatteten ihr nicht, plötzlich für alles dieß neue Worte, neue Wendungen und Ausdrücke zu erfinden. Das ruſſiſche Volk nahm mit den europäiſchen Neuerungen auch eine Menge europäiſcher Worte an, die mit dem frühern Vorrath vermiſcht die Sprache bilden, die man gegenwärtig ſpricht und ſchreibt. Es gibt Leute, welche über dieſe ſogenannte Sprachverderbniß zurnen, und alle Worte und Redensarten lieber aus ſlawiſchen Wurzeln entnommen geſehen hätten: dann aber wäre unſere Sprache nicht ruſſiſch, ſondern ſlawiſch geworden; ſie hat ſich namentlich dadurch gebildet, daß zu dem hauptſächlichen, ſlawiſchen Element auch noch andere hinzutraten. Dieſe Leute ſind offenbar in die Geſchichte und den Bildungsgang der Völker nicht tiefer eingedrungen. Welche Sprache nahm in ihrer Entwicklung nicht fremde Elemente auf, und auf welche Weiſe bildeten ſich neue Sprachen, als durch die Aufnahme von Maſſen fremder Worte. Die Aufnahme einer Maſſe fremder Wörter iſt die gewöhnlichſte, unvermeidlichſte Sache bei geſchichtlichen Revolutionen, und ſtatt darüber zu ſeufzen, ſollte man darin eine Vermehrung des Volksreichthums ſehen, ein Hereinbringen neuer Elemente ins Leben, ohne welches eine Entwicklung nicht möglich iſt. Mit den Formen der Sprache ſind auch die Formen des Volkslebens eng verbunden. Wenn die letztern eine Erneuerung forderten, wie iſt es dann möglich, daß die Erneuerung nicht auch an die erſtern rühre. Darum ſprechen wir kühn unſere Meinung aus: die ruſſiſche Sprache, wie die ruſſiſche Literatur, beginnt mit der Europäiſirung Rußlands, und die Maſſe holländiſcher, deutſcher und franzöſiſcher Wörter darf man nicht als eine unnütze, fremde Einfuhr, ſondern man muß ſie als das Element eines neuen Lebens betrachten. So führen wir auf Petern auch den Anfang der ruſſiſchen Sprache zurück.

Peter erſchuf für Rußland eine Armee, eine Flotte, eine Hauptſtadt, er gab ihm Ruhm und Zukunft, aber er konnte ihm nicht mit einemmal Sprache und Literatur geben, welche nicht von außen hereinkommen, ſondern von innen frei ſich entwickeln; durch die oben aufgezählten Schöpfungen aber ſtreute er den Samen des neuen Lebens aus, und um dieſen Samen aufgehen zu laſſen, ſchuf er eine Akademie und Unterrichtsanſtalten. Unter ihm gab es noch keine Literatur, aber ſie war im Keime da, eben ſo wie die Sprache ſelbſt. Wenn wir in irgend ein Buch oder eine Handſchrift aus den Zeiten Peters hineinblicken, welche Miſchung bietet ſich dar von acht ruſſiſchen Wörtern mit deutſchen, holländiſchen, franzöſiſchen u. ſ. w.; aber gerade ſo war es, als die jetzige engliſche Sprache in England, die romaniſchen im ſüdweſtlichen Europa ſich bildeten. Aus dieſer bunten Miſchung der Worte konnte man leicht erſehen, wie die Elemente des Volkslebens durch einander gährten, gegen die neuen Begriffe anſtießen und ſie ſich aneigneten; mit Einem Worte, man überzeugt ſich, daß in Rußland mit der neuen Ordnung der Dinge wirklich auch eine neue Sprache entſteht, und man ſieht den merkwürdigen Proceß vor ſich gehen. Der Kampf fand nicht bloß zwiſchen den ruſſiſchen und fremden Worten ſtatt, ſondern auch zwiſchen den ſlawiſchen, großruſſiſchen und provincial-ruſſiſchen. In einem Buche herrſchen weiß-ruſſiſche Formen, im andern großruſſiſche, Alles iſt unſtät und ſchwankend, bis auf Lomonoſſoff, welcher durch die Kraft ſeines Talents den großruſſiſchen Formen das Uebergewicht verſchaffte, und indem er ſeinen ſchöpferiſchen Geiſt dem Rahmen der Volksſprache, nicht der ſlawiſchen, eingoß, den regelmäßigen Entwicklungsproceß begann. Aber er fand die Maſſe der Sprache ſo zu ſagen roh und unvorbereitet, und begann nun, ſie in lateiniſche Formen zu ſchmieden. Die elaſtiſche, kraftvolle ruſſiſche Sprache gehorchte ihm nicht, wie ſie auch den Schriftſtellern nicht gehorchte, die auf ihn folgten,

Digitized by Google

und vergebens suchten, ihr Formen beizulegen, die ihr nicht eigenthümlich waren: sie behauptete ihre Selbstständigkeit, und der Genius Derschawins, die Bemühungen Karamsins und noch mehr die Werke Puschkins und der Schriftsteller seiner Zeit brachten sie in das jetzige Geleise, in welchem sie jetzt siegreich dahin rollt. Mit den Phasen ihrer Entwicklung sind auch die Richtungen der Literatur unzertrennlich verbunden, und darum theilen wir die Geschichte derselben folgendermaßen ein:

Da es nach den obigen Auseinandersetzungen vor Peter keine Literatur gab, sondern nur ein slawisches Schriftenthum, so nehmen wir diese ganze Periode nicht in die Geschichte der Literatur, sondern in die Bildungsgeschichte überhaupt auf, und nennen dieselbe die vorliterarische. Die Erzeugnisse des slawischen Schriftenthums gehören in die Geschichte der slawischen Sprache, und die einzelnen selbstständigen Erzeugnisse des Volks, wie Lieder und Sagen, ermangeln zu sehr einer folgerichtigen Entwicklung, sind zu sehr zerstreute Thatsachen, als daß man eine Geschichte daraus bilden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Quecksilberbergwerk zu Almaden in Spanien.

Das Gebirge, in dem die Quecksilberminen von Almaden vorkommen, ist die Grauwackenformation, wie sie die ganze Westseite der Sierra Morena zusammensetzt. Die horizontale Verbreitung des Quecksilbers ist nicht sehr bedeutend, da der Abbau in der That schon mit nicht 200 Varas (600 Fuß) horizontaler Erstreckung im Osten und Westen beide Enden der Lagerstätten erreicht, und man ist bis 509 Varas (etwa 1000 Fuß) Tiefe eingedrungen. An der Oberfläche des Bodens traf man auf viele schwache und unregelmäßige Verästelungen der gangartigen Lagerstätte, nach der Tiefe hin vereinigten sich dieselben mehr und mehr miteinander und wurden regelmäßiger. In 200 Varas Tiefe hatten sie sich bereits in drei parallel von Osten nach Westen streichende Gänge oder vielmehr Betas*) vereinigt, in den fast senkrechten San Diegogang und die mehr geneigten San Francisco- und San Nikolas-gänge, deren Mächtigkeit nach der Tiefe immer im Wachsen ist, und die sich einander so nahe sind, daß sie sich fast berühren. Dieselbe Regelmäßigkeit der Lagerung hält nun in der San Diegogrube bis in die größte jetzt erreichte Tiefe von 509 Varas an. Der Gang besteht von einem Saalband zum andern, in einer Mächtigkeit von 15 Varas, ganz aus herrlichem, reichem Erze. Auf den Gängen San Francisco und San Nikolas ist man weniger tief niedergegangen; aber auch sie besitzen eine nicht viel weniger bedeutende Mächtigkeit, und scheinen sich nach der Tiefe in einen noch beträchtlichern gemeinsamen Gang vereinigen zu wollen. Die jährliche Ausbeute ist 20.000 Centner Quecksilber, die gegenwärtig zu 54 schweren Piastern (Silbermünzen, 1 Unze schwer) verkauft werden, mithin im Ganzen 21.600.000 Realen (15 = 1 Thaler) ertragen, von denen 15 Millionen als reiner Ertrag in die Staatscasse fließen. In der Nähe von Puerto llano in der Provinz Mancha kommt ein an Zirkonen reicher Basaltausbruch vor; auch kommt, nach Professor Garcia's Aussage, Basalt in der Serrania de Cuenca vor, vielleicht selbst zu Cabo de Gata. In Mistinte beobachtet man einen vulcanischen Ausbruch durch die schon aufgerichtet gewesenen Urkalkschiefer. Ein großer Strom eisenschüssiger Lava von 100 Fuß Breite und 20 bis 50 Fuß Dicke tritt deutlich aus einer Seite des Berges hervor; die sogenannten edeln Metalle sind aber in dem so gebildeten länglichen Krater zurückgeblieben.

*) Die Betas unterscheiden sich von den Gängen, in so fern sie von unregelmäßigerer Horizontalerstreckung sind und nach der Tiefe an Mächtigkeit zunehmen.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag war der Commissär, welcher sich schon einige Tage unwohl fühlte, so krank, daß er das Zimmer hüten mußte. Da sein Zustand ihm einige Besorgniß einflößte, trug er dem Adjunct-Commissär auf, seinen Instructionen gemäß mit dem König zu unterhandeln, und wo möglich die Unterhandlungen zum Schlusse zu bringen. Den 5 März verfügten sich der Adjunct-Commissär, der Secretär, der Arzt und ein Dolmetscher zum König, welcher sie, von seinen Großen umringt, erwartete. Nach einer dreistündigen Conferenz war man über alle in der Instruction enthaltenen Punkte eins geworden, und somit der Zweck der Sendung erreicht. Vor unserem Eintritt in den Palast sah einer von uns etwas am Boden liegen; die uns begleitende Ordonnanz beleuchtete es mit seiner Laterne, und mit Abscheu sahen wir die Köpfe von drei jungen Negern, welche eben erst abgeschlagen waren.

Die Krankheit des Generals hatte den 15 März etwas nachgelassen, und er ließ daher Se. Hoheit bitten, näher mit ihm über das am 5 mit dem Adjunct-Commissär Beschlossene zu handeln und das ganze Geschäft zu beendigen. Es fand demzufolge eine neue Conferenz statt, in welcher der General dem König den Entwurf einer zu schließenden Uebereinkunft vorlas. Se. Hoheit genehmigte dieselbe, und bekräftigte sie mittelst Unterzeichnung eines Kreuzes; der General seinerseits unterschrieb seinen Namen, und erklärte sodann, daß, indem nun der Zweck der Sendung erfüllt sey, er baldigst die Rückreise anzutreten wünsche. Der König wollte davon nichts hören, und bat uns, noch 10 Tage bei ihm zu bleiben; ermäßigte zwar, als wir ihm die Unmöglichkeit, so lange zu bleiben, auseinandersetzten, seinen Wunsch bis auf 12 Tage, und als wir auch dieses abschlagen mußten, lud er uns auf den 16 März zu einer Mahlzeit ein, welche Einladung wir annahmen. Zur bestimmten Stunde begaben wir uns demzufolge in den Palast. Se. Hoheit saß auf einem der Höfe mit sechs seiner höchsten Beamten unter Sonnenschirmen an einem Tisch. Quer vor dem Ende dieses Tisches stand ein anderer, auf welchem schweres Silbergeräth zur Schau gestellt war. Daneben war ein Tisch für uns auf europäische Art gedeckt. An der andern Seite stand ein Tisch für den Thronfolger und zwei seiner nächsten Verwandten. Der König ließ uns nach europäischer Sitte bedienen; er selbst wurde nach Landesweise bedient. Zwei ganze Schafe, das eine gekocht, das andere gebraten, wurden in hölzernen Trögen auf den Tisch gesetzt, und von sechs Vorschneidern in wenigen Augenblicken in Stücke zerlegt. Darauf wurde Se. Hoheit, welche dieses Gericht besonders zu lieben schien, davon angeboten; auch schickte er uns von Zeit zu Zeit ein Stück Fleisch von seinem Tisch, um zu vernehmen, ob es uns gefiele, welches wir mit der größten

Digitized by Google

Aufrichtigkeit bejahen konnten. Uebrigens beſtand das Diner aus Reis, Gemüſen und Suppe; das Getränk des Königs während der Mahlzeit war ein Gebräu von Mais; uns aber wurden verſchiedene Weine ſervirt. Nach dem Ablauf der Mahlzeit wurden wir eingeladen, das Innere des Forts zu beſichtigen. Längs einer ſteinernen Treppe kamen wir auf ein Portal: links war ein Gemach mit hölzernem Fußboden und Glasfenſtern; rechts ein eben ſo eingerichtetes, hinter welchem ein großer Saal, die ſogenannte Schatzkammer. Hier ſahen wir, außer den von uns mitgebrachten Geſchenken und einigen europäiſchen Gegenſtänden, mehrere goldene Ketten von zehn und mehr Pfunden Schwere, Stücke gediegenen Goldes und goldene Thiere, als: Elephanten, Tiger, Krebſe, Schildkröten, ſo wie auch Menſchenköpfe. Der ſchwerſte dieſer Gegenſtände wog 40 Pfund. Hinter dieſem Saal war ein Schlafzimmer, worin ein ganz auf europäiſche Weiſe eingerichtetes Bett, zwei Stühle, ein Tiſch und zwei mit Elfenbein eingelegte Käſtchen von Ebenholz, mit Goldſtaub gefüllt: alles war ſauber und reinlich gehalten. Auf den Wunſch des Königs tanzten einige Officiere, woran Se. Hoheit, als großer Freund dieſer Kunſt, beſonderes Gefallen hatte. Ehe wir nach Hauſe zurückkehrten, erklärte der Commiſſär Sr. Hoheit, daß unſere Abreiſe auf den 20 beſtimmt wäre, und daß morgen Abend die von dem Adjunct-Commiſſär veranſtaltete Illumination ſtattfinden würde, wenn das Wetter ſolches erlaubte.

Da den folgenden Abend das Wetter günſtig ſchien, ſchritten wir zur Ausführung. Der König konnte dieſen Abend nicht aufgehen, weil die ſchlimmen Tage einen Anfang genommen hatten; er begnügte ſich alſo damit, von dem Dach ſeines Palaſtes das Ganze zu beſchauen. Auf dem Platz hinter unſern Wohnungen hatten wir einen Bogen, die Façade eines griechiſchen Tempels vorſtellend, aufgeſchlagen, auf welchem die holländiſche Flagge wehte; zu beiden Seiten des Tempels ſtand eine ungeheure Vaſe; hinter dem Hauptbogen ſtanden mehrere kleinere, und zuletzt eine Sonne. Der Façade gegenüber hatten wir unſere Zelte ſetzen laſſen, in welchen ſich die Officiere und Reichsgroßen verſammelten. Se. Hoheit ſchickte zu drei verſchiedenenmalen ſeine Botſchafter herüber, um uns ſagen zu laſſen, wie ſehr er ſich über das herrliche Schauſpiel freue. Zum Schluſſe wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und einige Augenblicke darauf lag die ganze Herrlichkeit, von einem heftigen Travado daniedergeworfen, zertrümmert am Boden.

Den andern Morgen ſtellte der König uns ſeinen Sohn und ſeinen Neffen vor, erklärte, daß er dieſe beiden Prinzen beſtimmt hätte, um uns nach Holland zu begleiten, und bat uns, für beide die größte Sorgfalt zu haben, welches wir verſprachen. *) — Ein beſonderes Vergnügen bereitete uns der König am vorletzten Tage unſeres Aufenthaltes zu Commaſſie, den 19 März. Am Morgen dieſes Tages ließ er die drei erſten Officiere einladen einem Feſt beizuwohnen, bei welchem noch nie irgend ein Europäer zugegen geweſen ſey; ſie wurden jedoch gebeten, ohne Gefolge nur von dem Dolmetſcher begleitet zu erſcheinen. Nachmittags kamen einige Hofbeamten uns abzuholen, und begleiteten uns bis an das Thor des erſten Vorhofes des Palaſtes. Als dieſes geöffnet wurde, entflohen alle in größter Eile, indem Niemand die Weiber des Königs ſehen darf, ohne mit dem Tode geſtraft zu werden. Se. Hoheit befand ſich dort von einigen hundert ſeiner Weiber umringt; er näherte ſich uns tanzend, und gab uns die Hand, worauf wir die uns angezeigten Plätze einnahmen; vor uns ſtanden mit dem Säbel in der Hand zwei, hinter uns gegen hundert Verſchnittene. Der König ſetzte ſich unter einer Piazze, wo ſeine liebſten Frauen ſaßen, gekleidet in ſammtenen und ſeidenen Paantjes (Tüchern) und mit goldenem Schmuck überladen. Die meiſten hatten den Oberleib und das Angeſicht bemalt, und den Kopf kahl geſchoren; mehrere hatten jedoch das Haar an einigen Stellen in der Geſtalt von kleinen Halbmonden, Schlangen, Blumen u. ſ. w wachſen laſſen. Mitten auf dem Platz tanzten ſie der Reihe nach vor uns und ſangen dabei verſchiedene Lieder. Als Se. Hoheit ſelber ſich zum Tanz erhob, legten alle ſeine Weiber ihre Freude an den Tag; ſie eilten ihm entgegen, tanzten um ihn herum, ſuchten ſich ihm ſowohl durch zierliche Bewegungen, als indem ſie ihm mit Tüchern den Schweiß vom Antlitz abwiſchten, angenehm zu machen, und führten ihn nach jedem Tanz auf ſeinen Sitz zurück. Als die Tänze ein Ende genommen hatten, ſangen ſie einige Lieder, welche ſie ſelbſt aus dem Stegreif componirten, und die ſich ſtets auf die anweſenden Perſonen oder auf die Umſtände bezogen. Etwas ſpäter erſchien die Schweſter des Königs mit einem geſtickten gelbſeidenen Paantje gekleidet, einem Spitzenſchleier über dem Kopf und begleitet von einigen fünfzig vertrauten Sklavinnen, die mit den ſonderbarſten Verzerrungen des Körpers an uns vorbeizogen. Das Ganze gewährte uns ein fremdartiges, prächtiges und höchſt intereſſantes Schauſpiel, um ſo mehr, da es früher weder von einem Europäer, noch von einem Eingebornen geſehen worden, und alſo ein außerordentlicher Beweis von Werthſchätzung war, welchen der König uns gab.

Davon zeugten auch die Geſchenke, welche Se. Hoheit den folgenden Tag von ſeinem Schatzmeiſter, einem General, mit zwei Speerern und großem Gefolge für Se. Maj. den König der Niederlande und für die Geſandtſchaft überbringen ließ. Dieſelben beſtanden in Folgendem: für Se. Maj. den König ein goldener Pfeifenkopf mit goldenem Rohr; ein im Lande gewirktes ſeidenes Paantje, mit der Bitte an Se. Maj., es als Schärpe tragen zu wollen; ſechs Tigerfelle; zwei lebende junge Panther; zwei Affen von einer ſeltenen Art; ein Fauthier; zwei Stachelſchweine; zwei junge Afra's und ein Habicht. Für den Commiſſär ein im Lande gewirktes baumwollenes Paantje, zwei Tigerfelle, 18 Engl Gold, ein Seſſel und ein junger Sklave; für den Adjunct-Commiſſär 9 Engl Gold, zwei Tigerfelle und ein junger Sklave; für den Secretär und Arzt jedem 9 Engl Gold; für Dolmetſcher 4½ Engl Gold und ein Sklave u. ſ. w. Wir verfügten uns darauf zu Sr. Hoheit, dankten ihm herzlich für die Geſchenke und die ausgezeichnete Aufnahme, welche wir an ſeinem Hofe genoſſen hatten. Zugleich nahmen wir Abſchied, wobei Se. Hoheit die herzlichſten Wünſche für unſer Wohlergehen ausſprach, und uns ſagte, daß er für unſere glückliche Rückreiſe in unſer Vaterland Fetiſche machen laſſen würde. Wir reiſten den folgenden Morgen aus der Hauptſtadt ab, in derſelben Ordnung, als wir angekommen waren, mit dem Unterſchiede, daß jetzt die beiden jungen Prinzen vorauszogen; wir waren jedoch gezwungen, einiges Gepäck zurückzulaſſen, weil, wie es in dieſen Gegenden öfters der Fall iſt, viele unſerer Träger noch nicht bereit waren. Se. Hoheit ſtand, als wir vorbeizogen, auf dem Dache ſeines Palaſtes, und grüßte freundlich mit der Hand. Ein großer Theil der Bevölkerung begleitete uns bis vor die Stadt, während die Muſikanten den beliebten Jägerchor aus dem Freiſchützen aufſpielten.

(Schluß folgt.)

*) Dieſe beiden Prinzen befanden ſich zur Zeit in einer Knabenpenſion zu Delft, wo ſie eine gute Erziehung erhalten.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 178.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Junius 1840.

Naturgeschichtliche Bemerkungen aus Brasilien.

I.

Land-Plattwürmer.

Zur naturgeschichtlichen Kenntniß von Brasilien haben deutsche Reisende am meisten beigetragen; die HH. Spix und Martius, Freyreis und Seltow, M. Prinz v. Wied, Eschwege u. s. w. kann Deutschland mit Recht als gefeierte Forscher einer von Pflanzen und Thieren strotzenden Erde nennen, deren Reichthum aber noch lange nicht hinlänglich bekannt ist. Wie der hochbegabte Süden schon viele unsrer naturhistorischen Eintheilungen zu nichte gemacht hat, so ist es auch unter andern bei den Ringelwürmern der Fall, welche Oken zur vierten Zunft der kahlen Rothwürmer rechnet. Seiner Beschreibung nach findet man diese Würmer in süßem und gesalzenem Wasser; sie leben von den Säften lebendiger Thiere, und man könnte sie, wie er sagt, ohne weiteres Blutsauger nennen. Zur ersten Sippschaft, ersten Gattung der Ringelthiere, rechnet er die Plattwürmer (Planariae), wovon Brasilien ein ganz besonderes Geschlecht enthält, das keineswegs im Wasser oder an Wasserpflanzen, sondern ausschließlich auf dem Lande lebt. Gewöhnlich halten sich diese Thiere unter faulenden Baumstämmen auf, und erreichen bisweilen eine Länge von sechs Zoll. Auf dem untern Theile des Körpers sind sie flach, der übrige Leib ist walzenförmig gestaltet, eine Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich besonders von den Wasser-Plattwürmern unterscheiden. Auf der Kriechfläche besitzen sie gegen die Mitte hin zwei Queröffnungen, wovon die vorderste den Saugrüssel bildet. Diesen Rüssel können sie verlängern oder verkürzen. Im ersten Falle tritt er trichterförmig aus dem Körper hervor; im zweiten erscheint er wie eine Knospe hineingezogen. Genau betrachtet ist dieser Plattwurm ein bauchmündiges Ringelthier. Der Leib ist weich und in der Mitte mit einer durchsichtigen Stelle versehen, in welcher ein strahlenförmiges Gefäßsystem zu liegen scheint. Der untere Theil des Körpers ist mit schwarzen Punkten wie besäet, wovon jedoch die meisten nach vornen ch befinden, wo auch der Tastsinn des Thieres zu liegen scheint. Brasilien enthält wohl gegen zehn Arten von diesen Land-Plattwürmern, und vielleicht ist ihre Zahl noch größer. Einige darunter sind sehr bunt gestreift, was um so auffallender ist, da sie das Licht nicht ertragen können. Dieß ist abermals eine Abweichung von der allgemeinen Regel der Natur, welche die in der Dunkelheit lebenden Thiere mit einfachen, düstern Farben bekleidet. In der That, welchen Unterschied bemerkt man nicht zwischen dem Schmucke der Tag- und Nachtfalter, zwischen der geringelten, schwarzblauen Haut der Haien und dem schimmernden Glanze der goldenen, silbernen und himmelblauen Schuppen der Spiegel- und Brustfische, der Stuhlköpfe und Barschen? Nach dem Tode der brasilianischen Plattwürmer geht ihre Zersetzung mit großer Schnelligkeit von statten; sie zerfließen im eigentlichen Sinne des Wortes an der Luft. An dunkeln und kühlen Stellen kann man sie mit faulendem Holze lange erhalten, und junge Thiere wachsen und gedeihen ungemein bei dieser Nahrung.

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Mit dem Eintritt Rußlands ins europäische Leben zeigen sich die Anfänge der geistigen Thätigkeit, aber es sind nur Anfänge, die Sprache selbst ist noch in Gährung, neue Elemente treten in dieselbe ein, und sie schwankt zwischen ihren eigenen Dialekten; dieß ist die Periode der Gährung der Sprachelemente und der Bildung.

Mit dem Auftreten Lomonossoffs weichen die russischen Provincialdialekte vor dem großrussischen zurück, viele entlehnte Worte, die bisher ganz fremdartig erschienen, erhalten das Bürgerrecht, und das Kirchenslawische verschmilzt mit der gemeinen Redeweise des Volks zu einem organischen Ganzen. Aber die intellectuelle Entwicklung ist nicht nur noch nicht in die mittleren Schichten des Volks eingedrungen, sondern sogar nur noch schwach und oberflächlich in die höhern; nur eine wenig zahlreiche Classe von Gelehrten hat daran Theil genommen, darum kann das Volk noch nicht seinen Stempel auf die Sprache der Literatur drücken, welche völlig der Willkür der Schriftsteller überlassen ist. Lomonossoff, Schöpfer und König der Sprache, gibt ihr lateinische Formen, in Folge der Rich-

Digitized by Google

tung seiner Poesie, welche nach dem Vorbilde des damals in Europa herrschenden falschen classischen Geschmacks nach der alten Ode gebildet war. Diesen Abschnitt nennen wir darum den Lomonossoff'schen, und als seine Charakteristik bezeichnen wir Einzwängung der Sprache in für sie unpassende lateinische Formen, und Vorherrschen eines emphatischen figurlichen Tons in der Poesie.

Jetzt aber nimmt Rußland, das dem Einflusse der Ideen des Westens geöffnet ist, durch den Hof und die höhern Stände diese auf. Die letztern überlassen sich ganz der damals in Europa herrschenden französischen Bildung, und geben der vaterländischen Literatur, wenn sie an ihr Theil nehmen, die Richtung der französischen, sogenannten classischen Literatur. Aber mittelmäßige Talente, welche keine Richtung sich gehörig anzueignen wissen, werden slavische Nachahmer: in der Literatur herrschen schlechte Dramen und Epopöen, in denen unter russischen Namen französische Phädren und Andromachen erscheinen, während die lyrische Poesie von der classischen Mythologie unter Wasser gesetzt wird. Indeß steigt allmählich die Bildung von den höhern Classen tiefer und tiefer zu den mittleren herab, wozu die Bemühungen der Kaiserin Katharina um die Aufklärung des Volks und die um jene Zeit aufkeimende Journalliteratur beitragen, welche noch leichter als die Bücherliteratur die Ideen unter der Masse verbreitet; dabei darf man den in unserer Bildungsgeschichte unvergeßlichen Nowikoff nicht aus den Augen lassen. Alles dieß lockt von Zeit zu Zeit Glanzfunken der Nationalität, aber einer ihrer selbst noch nicht gehörig bewußten Nationalität hervor: die glänzende Regierung Katharinens vereinigte in Einem Gefühl zwei einander sonst entgegengesetzte Elemente des bürgerlichen Lebens: die höhern und niedern Classen, und der Dichter, der den Ruhm von Felix besang, ist der erste Nationaldichter, weil das ihn belebende Gefühl unter alle sich vertheilte. National im Gefühl ist er unvermeidlich auch national im Ausdruck, obwohl er sich noch an die classischen Formen hielt. Ja, Derschawin ist der erste große Dichter Rußlands, der erste Stern der Nationalpoesie. Zu gleicher Zeit mit ihm blitzt die Nationalität durch in Ablesimoff, Wan Wisin und andern. Aber dieß waren nur einzelne Glanzpunkte, die Masse der Literatur bewegte sich in dem frühern französischen, classischen Geleise. Diese Periode nennt man gewöhnlich das Zeitalter Katharina's; ihre Charakteristik ist Herrschaft des classisch-französischen Tons, ein starker Pindarismus und der erste Zusammenstoß der Literatur mit dem Nationalgefühl in Derschawin.

Doch wandten sich in dieser Periode schon viele Schriftsteller zum Studium des russischen Lebens, und die von ihnen daraus gezogenen Stoffe fanden Theilnahme bei der Nation; aber wenige von ihnen wußten russische Stoffe in russisches Gewand zu kleiden; sie fühlten nicht selbst mit dem Volksleben, und erweckten darum auch im Volke keine Theilnahme an der Literatur; mit dem nationalen Leben begann sie erst zu verschmelzen unter Karamsin, welcher zuerst den Weg dazu bahnte. Aber dieß gelang ihm nicht direct und nicht durch seine poetischen Arbeiten, mit denen sich bei allem guten Willen nicht mit den Nationaldichtern in Eine Reihe stellen konnte, sondern dadurch, daß er aus der Poesie die Aufgeblasenheit, die Mythologie und alle die Attribute eines falschen Classicismus verjagte und sie den einfachen, gewöhnlichen, dem Menschen näher liegenden Gefühlen zugänglich machte, und von dem äußern Glanz und Schimmer sich zur wahren Quelle, zum menschlichen Herzen wandte. Der Uebergang war schroff, und Karamsin selbst verfiel ins Sentimentale. Mit der Einführung einfacher Gefühle und des häuslichen Lebens in die Literatur wurden auch einfache natürliche Bilder unentbehrlich, und mit ihnen eine einfache, leichte Sprache. Hierin besteht das hauptsächliche und unvergeßliche Verdienst Karamsins um die russische Literatur. Lomonossoff gründete sie, stellte sie aber außerhalb des Kreises des Volkslebens, Derschawin zeigte die Möglichkeit, sich diesem letztern zu nahern, Karamsin brachte dieß in Ausführung, und befestigte durch seine russische Geschichte die Annäherung der Literatur ans Volksleben. Lomonossoff und die Dichter seines Cyclus lasen der Hof, die Gelehrten, die höhern Stände, Karamsin aber, namentlich seine Geschichte, welche als literarisches Erzeugniß stets ein glanzendes Denkmal bleiben wird, wurde in Rußland von jedermann gelesen, der lesen konnte.

Indeß ging diese Umwandlung nicht auf einmal, sondern nur nach und nach vor sich. Die classische Schule erzeugte noch in ihrem Absterben einige Schriftsteller von wahrem poetischem Talente; nichtsdestoweniger entsprach die von Karamsin gegebene Richtung dem Geist und den Bedürfnissen der Zeit so sehr, daß sie leicht die herrschende wurde. Karamsin wurde durch die Talente Dmitrieffs, Batjuschkoffs und anderer unterstützt, welche sich gegen die Ode und die Mythologie erhoben, und ihre Inspirationen im Herzen, im Leben suchten. Ein gewisser süßlicher, sentimentaler Ton, eine Folge des Einflusses, den Karamsins Umwandlung ausübte, bemächtigte sich der ganzen Literatur, und herrschte darin bis auf die Bemühungen Shukoffski's, der uns in die tiefe Welt der germanischen Poesie einführte. Mit Shukoffski beginnt die Poesie des Gedankens: er lehrte Rußland jene tiefen, erhabenen Gefühle kennen, welche weder aufs Volks- noch aufs Privatleben eine besondere Beziehung haben, sondern ein Eigenthum der ganzen Menschheit sind; er streute bei uns die ersten Samen des philosophischen Bestrebens aus, ohne welche Wissenschaft und Leben niemals ihre völlige Reife erlangen. Nichtsdestoweniger war Shukoffski national; die Nationalität Derschawins bestand namentlich darin, daß er in den Gegenständen seiner Lieder mit dem Volksgefühl übereinstimmte; so war es zum Theil auch mit Shukoffski: er zog das Publikum namentlich dadurch an sich, daß er einen vaterländischen Krieg besang. Mitfühlend mit ihm, dem Barden der Slawen, gewöhnte es sich an seine klangvolle, melodische Stimme, horchte auch auf seine andern Lieder, und lernte endlich ihren ihm fremden Sinn verstehen. Der Einfluß Shukoffski's auf Rußland war von großer Bedeutung und Umfang, obgleich er bis jetzt noch nicht hinreichend gewürdigt ist. Die Verhältnisse ihres politischen Lebens unterstützten Karamsin und Shukoffski in ihrer literarischen Reform und ihren Neuerungen: die ungewöhnliche Freigebigkeit und die Bemühungen des Kaisers Alexan-

der um den Volksunterricht gaben Rußland das Ministerium der Volksaufklärung, neue Universitäten und höhere Specialanstalten, Gymnasien u. s. w., und verbreiteten unter allen Ständen einen Enthusiasmus für geistige Ausbildung. Die Wissenschaft blühte an den fernen Gränzen des Reichs, und der große vaterländische Krieg, der Rußland bis in seine Grundvesten erschütterte, rief seine ganze moralische Energie hervor. Nicht Zeit war es sich mit Zeus und Aphrodite zu beschäftigen, der Donner der Kanonen, der auf den heimischen Fluren ertönte, führte zurück zu näherliegenden Gegenständen, zum heimischen Boden, und die großen Fragen der Zeit, die in furchtbarem Kampf gelöst wurden, die Thaten der Tapferkeit und des Hochsinns, kurz Alles, was der Krieg Schreckliches und Schönes hat, erweiterte den Kreis der Gedanken und Gefühle, und machte das Gemüth zugänglich für die allgemeinen Interessen der Menschheit. Uebrigens lernten die russischen Schaaren auf ihrem Zuge das gebildete Deutschland kennen, und Shukoffski förderte diese Bekanntschaft, indem er manche Blume der deutschen Poesie auf den vaterländischen Boden verpflanzte. Mit Einem Wort, der Einfluß dieses Krieges auf die Entwicklung und Bildung Rußlands war unermeßlich, und mit ihm beginnt eine neue Periode des russischen Lebens. Die Hauptspringfedern der innern intellectuellen Entwicklung in dieser Periode waren der Kaiser Alexander mit seiner lebendigen Sorge um die Aufklärung des Volks; die literarischen Organe dieser Bewegung und Umwandlung waren Karamsin und Shukoffski, und darum nennen wir diese Periode das Zeitalter Alexanders, und charakterisiren sie in literarischer Hinsicht folgendermaßen: die Poesie verliert den äußern Glanz und den mythologischen Flitter der frühern Perioden, und geleitet durch die allenthalben sich verbreitende Bildung, so wie durch die großen politischen Ereignisse, concentrirt sie sich im innern Gefühl, zu welchem sie durch die Sentimentalität gelangt; Karamsin beginnt mit dem letzteren, Shukoffski endet mit dem erstern. In Folge dieser Richtung wirft die Sprache ihren ganzen frühern Flitterstaat ab, und erscheint unter der Feder Karamsins in der einfachen Form des Gespräch, und im Wesen Shukoffski's wird sie zum treuen und harmonischen Ausdruck des Gefühls. Wenn in der vorigen Periode die Ode herrschte, so treten jetzt an deren Stelle freiere ormen, namentlich die Epistel, die Romanze und die Ballade.

Der Krieg entfaltete die Kräfte des Volks, brachte alle geheimen Springfedern seines Lebens ans Tageslicht, und gab dem Russen mehr Achtung seiner selbst und Vertrauen zu seinem Schicksal; Bildung war jetzt nicht mehr der ausschließliche Antheil der höhern Classen, sondern schlug ihren Thron unter den mittleren auf, und begann auch schon zu den untern hinabzusteigen, welche in den verflossenen großen Begebenheiten ihren Nationalcharakter in vollem Glanze gezeigt hatten. Die von Shukoffski vorbereitete philosophische Richtung entwickelte sich zu Moskau im Studium der deutschen Philosophie, wodurch die Aufmerksamkeit sich wesentlich auf die innere Welt richtete. So war Alles vorbereitet zu einer selbstständigen nationalen Poesie, und sie trat auf in Puschkin. Sein Geist umfaßte alle Elemente des russischen Lebens, die Gegenwart und die Zukunft, die Freude und den Schmerz des Volkes, seinen Ruhm, seine Anhänglichkeit an den Thron und seinen Humor. Puschkin erfüllte für sich allein die ganze Periode; außer Kryloff kann man keinen Namen neben ihn stellen, weil alle nicht zur frühern Periode gehörigen Dichter nur der Widerglanz seines Genius waren. Er brachte Leben und Bewegung in die Literatur, und um ihn gruppirten sich alle Bestrebungen. So z. B. gab er die erste Veranlassung zu dem langen und hartnäckigen Kampf des Classicismus mit dem Romantismus. Er war selbst die glänzendste Periode der russischen Literatur, die man mit Recht die Puschkin'sche Periode nennt. Ihr Charakter ist: Philosophismus in Moskau, Kampf des Classicismus mit dem Romantismus, vollständiger Sieg des letztern, und damit zugleich das Auftreten der Nationalität in der Literatur; die Prosa wird immer leichter und freier, der Versbau vollkommener, und romantische Gedichte finden am meisten Anklang. (Schluß folgt.)

Statistische Angaben über die Cykladen.

Syphanto,

welches auf einigen Karten irrthümlich Seriphos oder Serphos genannt wird, hieß früher und auch jetzt wieder Siphnos. Im grauen Alterthum führte es auch wohl die Namen Merope, Meropia oder Aelo, und war schon damals sehr berühmt. Es liegt nördlich von Melos und hat einen Inhalt von 1⅞ Quadratmeilen.

Obgleich Syphanto zu den gesündesten der Cykladen gehört und reichlich mit gutem Wasser versehen ist, ist doch der Boden gar nicht fruchtbar. Die ganze Insel ist eine Masse von schroffen und hohen Granitbergen, an deren Abhang die Einwohner auf Terrassen dem undankbaren Boden das abzwingen, was er zu erzeugen vermag, welches aber kaum für den vierten Theil des Bedarfs hinreicht. Die Bevölkerung, aus etwa 4800 Seelen bestehend und der griechischen Kirche zugethan, hat daher, durch die Unergiebigkeit des Bodens dazu gezwungen, andere Erwerbszweige aufsuchen müssen, so daß die Zahl der Landbauer sich gegenwärtig nur auf etwa 800 beläuft, während eine große Anzahl der Einwohner als Dienstboten zu Smyrna und Konstantinopel, und viele auch als Handwerker, vorzüglich als Töpfer, in der Fremde ihren Unterhalt suchen. Die Zurückbleibenden beschäftigen sich, was die Männer betrifft, meistens mit dem Flechten von Strohhüten, wovon jährlich 10 bis 15,000 Stück ausgeführt werden; die Weiber mit dem Verfertigen von baumwollenen Zeugen, Gürteln, Tafelleinwand von geringer Qualität, wovon jährlich etwa 1500 Cantaros an Gewicht abgeliefert werden. Man verbraucht dazu außer der selbst gebauten Baumwolle auch viele aus Candia, Argolis, Zeitun und andern Gegenden Griechenlands.

Der Landbau liefert dessen ungeachtet im Durchschnitt jährlich noch an 5000 Kilos Weizen, 10,000 Kilos Gerste, 5000 Barils Wein von verschiedenen und ziemlich guten Sorten; ferner 50,000 Okas Oel von ausgezeichneter Qualität, 400 Cantaros Baumwolle, 2000 Okas sehr feinen Honig, 200 Okas Wachs, 5 bis 600 Kilos Feigen, eben so viel Capern, und eine sehr große Menge Zwiebeln. Die beiden letztgenannten, so wie mitunter auch ein Theil des Oels, mit den zwei

Digitized by Google

obenerwähnten Fabricaten, sind jedoch die einzigen Ausfuhrartikel, indem alles Uebrige auf der Insel selbst verbraucht wird. An Seide gewinnt man kaum 20 Pfund, die natürlich für eigenen Gebrauch dienen.

Die Einfuhr besteht aus allen täglichen Bedürfnissen, wie sie eine nicht reiche Bevölkerung haben kann, aber hauptsächlich aus Getreide, wovon, wie oben gesagt, das Dreifache der eigenen Ernte angekauft werden muß. Deßhalb ist auch die Schifffahrt dieser Insel ziemlich ausgedehnt; sie besitzt 2 Briggs, 4 Goeletten und gegen 30 kleinere Fahrzeuge, von einem Gesammtinhalt von 800 Tonnen, womit 5 bis 400 Seeleute nach den türkischen, syrischen und griechischen Küsten und den handeltreibenden Inseln hin und her reisen. Diese Fahrzeuge werden, wie die der meisten Inseln, auf Syra gekauft, obgleich man auf Syphanto eine Art Schiffswerfte hat.

Der Viehstand auf der Insel beträgt 150 Stück Hornvieh, und eine gleiche Anzahl Esel und Maulthiere für den Landbau. Ferner 10,000 Schafe und Ziegen. Die Wolle wird auf der Insel selbst verbraucht, sowohl für Kleidungsstücke als für grobe Decken. Jagd und Fischerei sind nicht sehr ergiebig. Die Zehnten waren verpachtet für 7000 Drachmen; die Viehsteuer beträgt gegen 2000 Drachmen, und der Ertrag der Douanen wird monatlich auf 250 Drachmen geschätzt.

Der Hauptort von Syphanto ist ein Flecken, ebenfalls Kastron geheißen, und, wie auf den meisten der Inseln, auf dem Gipfel eines sehr steilen Felsens gelegen, hart an der Küste, Syra gegenüber. Derselbe hat keinen Hafen, aber an dem Fuß des Felsens eine kleine Rhede, wo bei stillem Wetter kleine Fahrzeuge löschen können. Der beste Hafen ist der von Faro, auf der Südwestküste, wo man ziemlich sicher liegt, aber fast eine Stunde weit von jeder Bevölkerung entfernt ist. Mehr westlich findet man den Hafen von Valthi, und an der Südostküste jenen von Platí Yalos; beide unsicher und klein. Uebrigens hat man vier Dörfer, Antemon, Stavri, Katavathi und Lambela, und zwei kleine Ortschaften, Patali und Papafothi, alle gleich unbedeutend.

Von den Bergwerken, deren Herodot erwähnt, sind fast keine Spuren mehr vorhanden; nur von den Silberminen sind am Cap Hagios Sostis an der Nordküste noch Gänge sichtbar, sie stehen aber theilweise unter Wasser. Es findet sich auch etwas Bleierz, aber von Magnetgruben wollte Niemand der Einwohner etwas wissen. Rothen Thon gibt es in Ueberfluß, und es wird sehr viel davon zu Feuerpfannen (Mangals) verarbeitet. Hie und da findet man Marmor, aber die Nachricht von Tournefort, daß die ganze Insel damit überdeckt sey, ist sehr übertrieben. Marmorbrüche bestehen hier nicht.

Die wenigen Alterthümer bestehen aus den Grundvesten von drei Thürmen aus der altgriechischen Zeit. In der Nähe der Stelle, wo, wie man behauptet, ein dem Pan geweihter Tempel gestanden hat, wurden kürzlich einige Marmorstücke und ein Fragment einer Statue ausgegraben; der untere Theil eines Sarkophags dient nahe bei dem Hauptort zu einer Tränke für das Vieh am Wege.

Nicht weit von Kastron liegen an dem Abhange des Felsens die Ruinen der vor etwa 200 Jahren hier gestifteten hellenischen Schule, von welcher einige Reisebeschreiber viel Aufhebens machen, und welche ehemals unter dem Patronat des Patriarchen von Jerusalem stand. Diese Schule, welche übrigens nicht besonders vortrefflich gewesen zu seyn scheint, hatte ihr Vermögen an die Gemeinden einiger Inseln gegen Interessen ausgeliehen; da diese jedoch in der Revolution fast alle bankerott gemacht haben, ist die Schule seitdem ganz verfallen und das Gebäude gegenwärtig ein Schutthaufen. Jetzt bestehen eine Lancaster- und eine hellenische Schule für den Primärunterricht.

Die holländische Gesandtschaft an den König von Ashantee in den Jahren 1836 und 1837.

(Schluß.)

Ohne besondere Abenteuer reisten wir auf dem früher beschriebenen Wege nach St. George d'Elmina zurück, welches wir nach einer Abwesenheit von 88 Tagen erreichten. In der Nähe der Stadt hatte man Zelte aufgeschlagen, wo die Officiere und Beamten mit den vornehmsten Einwohnern uns begrüßten; die ganze Besatzung des Forts, die Fähndriche mit ihren Mannschaften kamen uns entgegen und geleiteten uns in das Hauptfort St. George.

Die Stadt Commassie enthält, bei einem Umfange von zwei Stunden, etwa 50,000 Einwohner. Die Straßen sind breit und schnurgerade, aber ungepflastert, größtentheils mit einer rothen Erde bedeckt, welche an einigen Stellen Eisenerz zu enthalten schien. Die Häuser sind, mit Ausnahme von zwei bis drei der vornehmsten Gebäude, alle 16 bis 20 Schuh hoch, und haben vorn an der Straße nur eine Thüre; bei den vornehmsten ist vorn eine Piazza angebracht, welche aber mit der Wohnung nicht zusammenhängt. In der Regel kommt man durch einen schmalen Gang auf einen Hof, an welchem sich zwei, drei oder vier offene Gemächer befinden, welche durch eine Thüre mit den übrigen fast ganz gleichförmig eingerichteten Höfen Gemeinschaft haben. Die meisten Häuser haben auch ein oder zwei geschlossene Gemächer. Das Hausgeräthe, welches man darin findet, ist nur sehr wenig, und besteht meistentheils aus einigen Schemeln, einem Paar Stühlen, einem Tisch, einer Bettstelle, einem Paar kupfernen Becken und irdenen Kochgefäßen. Der Markt von Commassie ist täglich hinreichend mit Lebensmitteln für die Bevölkerung versehen. Diese sind hauptsächlich Bananen, Yams, Gemüse, ein wenig Fisch, getrocknetes Elephanten-, Kabriten- und Schafefleisch; ferner findet man dort europäische und inländische baumwollene Stoffe, kurze Waaren, Pulver und Blei, Eisen, Korallen, brasilianischen Tabak, Rum und Pfeifen. Der Handel wird nur mit Goldstaub getrieben, weßhalb jeder Neger immer Schale und Gewicht bei sich führt. Die meisten Einwohner treiben Handel mit dem Binnenlande; man findet unter ihnen Grobschmiede, Gold- und Silberarbeiter, und Baumwollenspinner und Weber. Ihre Werkzeuge sind natürlich höchst unvollkommen, aber was sie hervorbringen, ist durchgehends gut und dauerhaft. Den Kattun weben sie nicht breiter als eine Spanne, wissen aber die Streifen sehr sauber aneinander zu heften, um die verlangte Breite zu erhalten. Die Goldschmiede verfertigen gute Halsketten und Pfeifen, welche in dem ganzen Binnenlande berühmt sind.

Das Land, durch welches wir bis zur Hauptstadt Commassie gereist sind, bietet nichts Merkwürdiges dar, und gehört gar nicht zu den schönen Gegenden; es ist eine unendliche Wildniß, welche für den Reisenden nichts Angenehmes hat. Die Vegetation ist weniger frisch und üppig, als in andern Tropenländern; das Thierreich ist hier sehr arm; kein Gesang von Vögeln hat unserem Ohr geschmeichelt; nur einige Papagaien und Affen haben wir gesehen, nur das Gebrüll von reißenden Thieren gehört. Der mittlere Thermometerstand auf unserer Reise, Mittags um 12 Uhr, im Schatten war 88° F.; an einigen Tagen hatten wir in Commassie 97° Hitze.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 179.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 Junius 1840.

Französische Colonialzustände.

Das Journal: Outremer.

Wir glauben das Verhältniß der französisch-westindischen Colonien zum Mutterlande nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir den Namen dieses Journals zur Ueberschrift nehmen. Dieß hat sich in der That eine harte Aufgabe gesetzt: es soll ankämpfen gegen den falschen, verwaschenen Philanthropismus, der sich in der französischen Kammer breit macht und mit abgedroschenen Phrasen für die Freiheit der Neger eine wohlfeile Popularität erwirbt; es soll die Mängel und Nachtheile des Sklavenwesens bedecken und vertheidigen durch Hinweisung auf die Verwirrung und das Unheil, das unvorsichtige Emancipationsmaaßregeln veranlassen können; es soll einer Lesewelt in der Hauptstadt, die von Colonien, Schifffahrt und Handel so gut wie nichts versteht, begreiflich machen, wie nöthig es sey, bei dem immer sichtbarer werdenden Ruin in den englisch-westindischen Inseln und bei der Lage des übrigen Amerika's den Handel Frankreichs mit seinen ihm noch übrigen Colonien zu unterstützen. Man kann nicht anders sagen, als daß dieß Journal, gestützt auf eine ziemlich gründliche Sachkenntniß, sich ritterlich wehrt, obwohl im Ganzen mit sehr geringem Erfolg.

Ein einziger Umstand ist ihm günstig, und dieß ist der schlechte Gang der Dinge auf den englisch-westindischen Inseln, schlecht in mercantilischer Hinsicht, indem die Zuckerernte mit jedem Jahre abnimmt, und die Arbeit in den Zuckerfeldern und Zuckermühlen mit einer freien schwarzen Bevölkerung anerkanntermaßen nicht durchzuführen ist. Die Colonial Gazette vom 13 Mai schildert diesen Zustand mit sehr klaren Worten: „Land ist in Westindien sehr leicht zu erwerben, und somit werden die Neger allmählich kleine Landeigenthümer, die nur allein für sich arbeiten. In dem Maaße, als ihre Zahl wächst, vermindert sich die Zahl der Lohnarbeiter, und mit der Abnahme der Lohnarbeiter geht das Capital zu Grunde, das sich nur durch Lohnarbeit erhalten kann. Eine Zuckerpflanzung mit ihren wohl von Gräben durchzogenen Feldern, ihren Gebäuden und ihrer Maschinerie verfällt aus Mangel an Arbeitern. Wie das Capital zu Grunde geht, so verschwinden auch die Capitalisten, nicht bloß die, welche Plantagen besessen, sondern auch die Schiffsrheder, die Handelsleute u. dgl., welche von dem Wohlstand der bisherigen Producenten von Colonialwaaren abhingen, und dadurch wird denn das Land noch wohlfeiler. Die kleinen Grundbesitzer erzeugen nicht mehr, als für den Unterhalt ihrer Familie nöthig ist, und ersparen wenig oder nichts, so daß am Ende, wenn auch Lohnarbeiter sich finden, kein Capital mehr vorhanden ist, um sie zu bezahlen. Das Resultat ist, — keine Staatsgesellschaft irgend einer Art, sondern eine monotone, stagnirende Bevölkerung, wie in St. Domingo." Dieses Schreckbild hält das Journal Outremer seinen Lesern vor, aber auch nicht einmal hievon scheinen sie gerührt zu werden, und fast sollte man glauben, diese Leser betrachteten einen solchen Zustand, wie auf St. Domingo, für wünschenswerther, wenigstens erträglicher, als den jetzigen.

Dem genannten Journal und den Colonisten ist es freilich bei der Sache keineswegs spaßhaft zu Muthe. Sie sehen das Wachsthum der Negerrace in Westindien überhaupt, sie fühlen, daß sie der Emancipation nicht nur in die Länge nicht entgehen können, sondern daß sie eigentlich schon da ist, und daß sie solche selbst langsam an sich exequiren durch fortdauernde Freilassungen, die mit der gänzlichen Emancipation enden müssen, da die Neger sich nicht mehr durch Einfuhr vermehren, und die Zahl der Geburten die der Todesfälle nicht deckt. Sie kämpfen somit, wenn es sich auch nur die wenigsten gestehen mögen, bloß um Frist und Entschädigung, unter welcher Form immer diese geleistet werden mag, aber umsonst suchen sie die in Frankreich für Colonialangelegenheiten herrschende Apathie zu überwinden, und umsonst erwarten sie von ihren zum Theil mit schwerem Gelde aufgestellten Delegirten, daß sie den Mund öffnen, um die Interessen der Colonien in der Kammer zu vertheidigen. So klagt das Outremer: „Unter allen Interessen, die in der Deputirtenkammer verhandelt werden, bleiben allein die der Colonien unvertheidigt, den Angriffen ihrer Gegner preisgegeben. Die Colonien glaubten diesem Uebel abzuhelfen, indem sie Mitglieder der Deputirtenkammer zu ihren Wortführern wählten, und reichlich bezahlten. Allein in der Sitzung, wo das Budget der Marine und Colonien berathen wurde,

Digitized by Google

blieb von den beiden Delegirten derjenige, welcher das mit seinem Auftrag verbundene Salar ausgeschlagen hatte, stumm auf seiner Bank sitzen, der andere aber, der die Ansichten seines Collegen über das Salar nicht theilt, verließ, nachdem er sich selbst in seiner Eigenschaft als Beauftragter von Algier sehr gewandt vertheidigt hatte, in dem Augenblick die Sitzung, wo von den Colonien die Rede wurde." (S. Outremer, Nr. 125, 12 bis 14 Junius.)

Nachdem die aufgestellten Vertheidiger das Feld geräumt, fielen die Declamatoren, namentlich Hr. Isambert, über die Colonien her. Vergebens macht das genannte Journal diesen Herrn wegen seiner gefälschten (frelaté) Philanthropie lächerlich, und spottet beißend über seine Unwissenheit in allen Colonialverhältnissen; vergebens macht es auf die heuchlerische Philanthropie der Engländer aufmerksam, alle Bemühungen scheitern an der Apathie und Unwissenheit der Franzosen in Colonialangelegenheiten. Indeß ist nicht zu vergessen, daß diese letzten einen, wenn gleich nicht sehr stichhaltigen, Entschuldigungsgrund haben: „sobald ein Krieg ausbricht, meinen die Gegner der Colonien, sind diese doch verloren, und dann mögen die Colonisten selbst oder die wahrscheinlichen Eroberer, die Engländer, sehen, wie sie zurecht kommen." So verfährt freilich auch bis zu einem gewissen Grade die Regierung, wie sie in der Verhandlung über das Zuckergesetz bewiesen hat, allein vorerst beschäftigen die Colonien noch ein gutes Sechstheil der Marine, sind also schon in dieser Beziehung wohl der Beachtung werth, und andererseits ist es doch unverzeihlich, daß man die Colonien in einem Zustande läßt, wo sie nicht leben und nicht sterben können, ohne daß man auf eine Organisation denkt, bei welcher eine Aussicht des Bestandes sich ergibt, und die den Negern die sichere Aussicht einer allmählichen Emancipation durch ihre eigenen Bemühungen darbietet.

(Schluß folgt.)

Ein Blick auf die Geschichte der russischen Literatur.

(Schluß.)

Mit Puschkin und den Dichtern seines Cyclus hat Rußland nicht nur seine selbstständige Poesie entwickelt, sondern auch angefangen, thätigen Antheil an der Entwicklung der Ideen zu nehmen, welche die Literatur des Westens vorzugsweise beschäftigen. Die russische Literatur ist mit ihm in eine solche Gemeinschaft getreten, daß fast jede neue literarische Erscheinung der germanischen und romanischen Völker bei uns einen Widerhall findet, und die Gestalt und Form annimmt, welche den Bedingungen unserer Nationalität und unseres Bildungsgrades entspricht. Noch nie hat sich die Bildung in einem so regelmäßigen und kräftigen Strom ergossen, wie jetzt, weil das Volk zur Erkenntniß der Unentbehrlichkeit der Wissenschaft gekommen ist, und die Regierung dem Bedürfniß und dem Wunsche des Volks mit allen Mitteln entgegenkommt. Mit Ausnahme der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexanders finden wir keinen Moment in der Geschichte Rußlands, wo die Regierung so viel für Volksbildung gethan hätte. Was die Richtung derselben betrifft, so ist sie dem in Europa gegenwärtig herrschenden Streben gemäß utilitarisch geworden, und auf Vermehrung des materiellen Wohlstandes bedacht, so daß sie in der Form von Realschulen, Journalen, Encyklopädien und populären Lehrcursen auftritt. Man hat keine Ursache, über diesen Realismus ungehalten zu seyn, vielmehr muß man sich darüber freuen, indem er unserer Bildung einen festern Bestand gibt. Die Masse des Volks wird nie von der Wissenschaft um der Wissenschaft willen angelockt werden, und der Weg dazu muß für sie nothwendig in reellen Vortheilen bestehen. Ist man über diese Wahrheit einig, so überzeugt man sich leicht, daß die jetzt herrschende utilitarische Richtung einen festen Grund zu einer allgemeinen intellectuellen Entwicklung des Volks legt, und alle seine Verstandes- und moralischen Kräfte in Thätigkeit setzt. Wir sehen vor Augen, welche riesenhafte Fortschritte Rußland unter der Regierung des gegenwärtigen Kaisers machte, der diese Realentwicklung in seinen besondern Schutz genommen hat; wenn unter Katharina die Bildung sich in den höheren Classen befestigte, unter Alexander in die mittleren eindrang, so blieb dem jetzigen Kaiser der Ruhm, ihre Schätze auch den untern Classen aufzuschließen.

Wie viele Schulen und Unterrichtsanstalten für Handwerker, Bauern und Unterofficiere sind nicht in den letzten zehn Jahren errichtet worden; selbst die nomadischen Stämme wurden nicht vergessen. Es ist keine so große Seltenheit mehr, wie vor fünfzehn Jahren, einen Bauer zu finden, der lesen kann. Und was führte dazu? Die Erkenntniß der wesentlichen Vortheile, die Industrie und der Handel. So hat die utilitarische Richtung, welche vielleicht den geistigen Schwung des westlichen Europa's schwächt, in Rußland eine ganz andere Wirkung: sie erscheint hier wie ein wohlthätiger Thau, der alle Elemente des bürgerlichen und intellectuellen Lebens erfrischt, und uns vor den theoretischen Streitigkeiten bewahrt, die da schädlich sind, wo noch keine feste Realgrundlage gelegt ist. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Richtung, indem sie den Geist an reelle Vortheile festknüpft, die Phantasie austrocknet, und darum einer künstlerischen Entwicklung nicht förderlich ist. Unsere Poesie ist in den letzten zehn Jahren wie verstummt, nur wenige Stimmen noch lassen sich hören, und auch diese nur schüchtern, als fürchteten sie die allgemeine Verstandesarbeit durch ihr Lied zu stören. Aber auch diese Erscheinung ist uns mit dem ganzen übrigen Europa gemein, mit dem wir jetzt in den Phasen der literarischen Entwicklung Hand in Hand gehen. Walter Scott brachte bei allen westlichen Völkern die historischen Romane in Anregung, bei uns zeigte sich dasselbe Bedürfniß. Die Romane wurden für Europa zu lang, und man wandte sich zu den Novellen, — unsere Literatur ist jetzt damit überschwemmt. Die Journale erhielten einen ungewöhnlich bedeutenden Einfluß auf den Gang der europäischen Bildung, sie bilden jetzt bei uns fast die ausschließliche Lectüre. Die historische Richtung und das damit unauflöslich verbundene Streben nach allem Nationalen, selbst nach den alten nationalen Formen, kam über alle Köpfe Deutschlands, — bei

Digitized by Google

uns ist jetzt Nationalität der Ausgangspunkt und das (freilich nicht immer erreichte) Ziel jedes literarischen Erzeugnisses. Wir wollen dieser Periode keinen Namen geben, weil sie ihren Lauf noch nicht vollendet hat, denn sie ist in vollem Gang, und gehört somit der Geschichte noch nicht an. Eine Charakteristik läßt sich aus gleichem Grunde ebenfalls noch nicht von ihr geben, und wir beschränken uns auf die allgemeine Bemerkung: Unmacht der verkünstelten Poesie, Vorherrschen der Novellen und Journale, Verstärkung der Provincialliteratur. Die Sprache, die in ihrer Entwicklung sich mehr und mehr bereichert, gibt die präcisen, klaren und bestimmten Formen auf, welche sie in der verflossenen Periode zu erwerben gewußt hatte, und hat durch den Einfluß der Provincialliteraturen eine Menge neue unnöthige Wörter aufgenommen; durch die Bekanntschaft mit den Literaturen und dem Leben des Orients aber hat sich ihrer die unglückliche Manie zahlreicher Epitheta und hochtrabender Umschreibungen bemächtigt.

Indem wir diese Uebersicht der russischen Literaturgeschichte endigen, müssen wir daran erinnern, daß die derselben zu Grunde liegenden Ideen allerdings gar manchen Widerlegungen unterworfen seyn können, aus dem einfachen Grunde, weil wir bisher nur vorwärts gingen, und wenig Aufmerksamkeit auf den zurückgelegten Weg richteten. Aber mag auch der Streit darüber anheben; er ist nützlich, ja unentbehrlich, um sicherer zur Wahrheit zu gelangen.

Naturgeschichtliche Bemerkungen aus Brasilien.

II.

Die Luftspinne. — Die Schmarotzerspinne. — Gesellige Kreuzspinne.

Die Sommerfädenspinne hat in Europa schon zu mancherlei Schriften Veranlassung gegeben, in welchem bald für, bald wider die Behauptung gestritten wird, daß sie den Hinterleib in die Höhe richte, die Spinnenfäden mehrere Ellen lang hervorschieße, um durch sie gehalten die Luft beschiffen zu können. Hulse und Lister haben diese Behauptung schon vor anderthalb hundert Jahren aufgestellt, und es hält schwer sich zu überzeugen, daß ihren Angaben keine richtige Beobachtung zum Grunde gelegen habe, obgleich der Prediger Flügge der Sache eine andere Deutung gegeben hat. In Südamerica kommt übrigens die Luftspinne bestimmt vor, und zwar von Brasilien bis nach dem Platastrome. Ihre schwebenden Gerölle werden sehr oft in einiger Entfernung von den Küsten an die Segel der Schiffe getrieben; und da die Luft vom Lande bald umgekehrt weht, so reisen sie bald see-, bald landwärts hin und her. Werden die Fadengerölle naß, so fallen sie herab; weil aber die Luftspinne auf dem Wasser mit großer Leichtigkeit wegschreitet, so ist zu vermuthen, daß sie auch von der Oberfläche des Oceans sich erheben kann, wenn das Wetter günstig ist. Gewöhnlich sitzen diese Spinnen theils auf den Gerölleu selbst, theils hängen sie an einzelnen Fäden herab, nicht unähnlich dem Baste eines Windballs. Sie messen im Durchschnitte nur 1 Linie, und scheinen nahe mit Aranea obtextrix von Stark verwandt zu seyn. Wenn sie einige Zeit am Schiffe sitzen, recken sie den Hinterleib in die Höhe, schießen einen Faden aus und eilen davon. Da man sehr oft ganze Familien auf den Gerölleu findet, so müssen sie entweder lange in der Luft umherschiffen können, oder von den Winden zusammen getrieben werden. Es scheint übrigens, daß diese Eigenschaft mehreren Spinnen eigenthümlich ist. Darwin bemerkte eine von Latreille's Citigrades zu Santa Fe, welche auf einem hölzernen Pfosten saß, und aus ihrer Spinnwarze schnell vier bis fünf Fäden schoß, welche über drei Fuß lang waren. An diesen Fäden stieg die Spinne vor seinen Augen in die Luft. Diese Luftfahrt kann selbst bei ganz ruhigem Wetter geschehen, weil die an der Oberfläche der Erde erhitzte Luftschicht beständig nach oben steigt, und immer stark genug ist, die leichten Fäden in die Höhe zu ziehen. Uebrigens hat diese Erscheinung durchaus nichts Auffallendes an sich, besonders wenn man sie mit der Lebensweise der gemeinen Wasserspinne (Argyroneta aquatica) vergleicht, die bald auf, bald unter dem Wasser lebt, und eine eigene Taucherglocke sich erbaut.

Die brasilianische Schmarotzerspinne ist sehr klein und lebt auf den starken Netzen einer großen Kreuzspinne (Epeira clavipes). Sie nährt sich von den kleinen Insecten, welche darin hängen bleiben, und wird von ihrer Gebieterin nicht beunruhigt. Diese behält sich die größern Insecten vor, und macht eine ehrenvolle Ausnahme von der Mordsucht der europäischen Kreuzspinnen. Es scheint, daß diese Schmarotzerspinne eine eigene Gattung bildet, und den Entomologen noch unbekannt ist.

Gesellig lebende Kreuzspinnen kommen bis nach dem Plata vor, wo Azara und Darwin sie beobachtet haben. Sie sind schwarz und mit Rubintupfen auf dem Rücken gezeichnet. Ihre Gewebe hängen senkrecht, wie bei den gewöhnlichen Kreuzspinnen, allein es sind immer mehrere an Einem Faden verbunden, wodurch sie in Gemeinschaft bleiben. In der Nähe von Mendoza zeigt sich auch eine Spinne mit keilförmigen oder einem Kreisabschnitt ähnlichen Netzen. Ueberhaupt ist die Zahl verschiedener Spinnen in Südamerika, namentlich der Springer, unglaublich, und man könnte über die Lebensweise dieser Thiere ein großes und anziehendes Werk schreiben.

Brittischer Holzdistrict auf der Honduraskuste.

Dem instinctmäßigen Triebe, sich da unmerklich einzunisten, wo die geringste Aussicht auf Gewinn sich eröffnet, verdankt eine englische Besitzung ihr Daseyn, wohl die unbekannteste und unbeachtetste in der vielgliederigen Colonienkette des auf der ganzen Erde einheimischen Kaufmannsvolkes. Wir sprechen von dem sogenannten Holzdistricte an der Honduraskuste. Diese Niederlassung gränzt in Norden und Westen an die mexicanische Provinz Yucatan, südlich an den zu Centralamerika gehörenden Staat Guatimala, und umfaßt nach den neuesten Messungen ein Areal von etwas weniger als 3000 Quadratmeilen. Als Entdeckung des Columbus gehörte sie mit der ganzen Honduraskuste zu den spanischen Besitzungen, allein die Lethargie, in welche die spanische Herrschaft

bald nach ihrer Gründung in Amerika verfiel, machte es gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts englischen Holzhändlern möglich, das kleine Eiland St. George Key, neun Meilen nordöstlich an der jetzigen Stadt Balize gelegen, zu ihrem Handelsgebrauche in Besitz zu nehmen. Englische Abenteurer von Jamaica legten die erste regelmäßige Niederlassung auf dem festen Lande bei Cap Cartoche an, und in kurzem nahm ihre Zahl dermaßen zu, daß sie sich südlich bis zum Flusse Balize in der Honduresbay (17 Grad nördlicher Breite), westlich bis zur Laguna de los Terminos, der äußersten Gränze der heutigen Provinz Yucatan, ausbreiteten. Die Territorialeifersucht der Spanier erwachte, und der Gouverneur von Campeche zog mehrmals gegen die Holzhändler zu Felde. Aber diese schlugen nicht nur seine Angriffe zurück, sondern eroberten sogar zweimal, in den Jahren 1659 und 1678, ohne Kanonen, und nur von den Matrosen einiger Handelsfahrzeuge unterstützt, die Stadt Campeche. Schon 1670 erkannte Spanien in einem mit Sir William Godolphin abgeschlossenen Vertrage Großbritanniens Territorialrecht auf die Honduraskäste im Allgemeinen an, und es hatte dieß zur Folge, daß die Zahl der weißen Ansiedler in kurzem auf 1700 stieg. Aber gerade das auffallende Gedeihen der jungen Colonie machte Spaniens Eifersucht aufs neue rege, und es war nahe daran, daß die schwache englische Regierung unter Karl II die Niederlassung ganz aufgegeben hätte. Unter diesen Umständen gelang es den Spaniern, die Ansiedler aus der Campechebay zu vertreiben; Cap Cartoche wurde freiwillig von ihnen geräumt, und seit 1680 die gegenwärtige Gränzlinie der Colonie nicht überschritten. Zwar suchten die Spanier 1718 sie auch hier zu überwältigen, fanden aber so kräftigen Widerstand, daß sie die Niederlassung die folgenden 56 Jahre in Ruhe ließen. Ein erneuerter Angriff im Jahre 1764 schlug gleichfalls fehl, ja im Frieden von 1765 mußte Spanien den englischen Colonisten das Niederlassungsrecht förmlich zugestehen, was freilich diese Macht nicht abhielt, dem betreffenden Artikel bald darauf eine andere Auslegung geben zu wollen. Auch der amerikanische Krieg ward von Spanien zu gewaltsamer Entscheidung der bestrittenen Territorialfrage zu benutzen gesucht. Es erfolgte im Jahre 1779 ein Einfall, welcher die aufblühende Colonie ihrem Untergange nahe brachte. Die Ländereien wurden verwüstet, und der größere Theil der Ansiedler nach Merida, der Hauptstadt Yucatans, und von da nach der Havana gebracht. Doch war diese Bedrängniß nur von kurzer Dauer, denn im Frieden von 1784 mußte Spanien förmlich erklären, daß es den Holzdistrict der brittischen Nation eigenthümlich überlasse. Hienach ist kein Zweifel mehr, daß der Krone Großbritannien das Souveränetätsrecht über diesen District eben so unumschränkt zusteht, als über irgend einen andern Theil ihrer zahlreichen Besitzungen, obgleich es noch heutzutage sogar in England Leute gibt, welche in dem guten Glauben stehen, die englische Gerechtsame beschränke sich einfach auf das Holzfällen, und die Souveränetät stehe einer andern Macht, etwa Mexico oder Centralamerika, zu. Selbst unsere gründlichen deutschen Geographen sind theilweise in diesem Irrthum befangen, indem sie auch ihren Karten der brittischen Besitzung zwar eine besondere Farbe gaben, diese aber hinwieder mit der Gränzfarbe der mexicanischen Provinz Yucatan einschließen. Ein erst im Mai dieses Jahres in der Allgemeinen Augsburger Zeitung über Centralamerika erschienener Artikel scheint derselben Ansicht zu huldigen, wenn er von einem brittischen Consul in Balize (der Hauptstadt des englischen Districts) und von den Negationen spricht, denen derselbe von Seite der Landesregierung ausgesetzt sey. Uebrigens hatten die Baymänner, so nennen sich die englischen Ansiedler, trotz der 1784 erfolgten Anerkennung den letzten spanischen Angriff im Jahre 1798 zu bestehen, den sie, obwohl er mit nicht weniger als 5000 Mann unternommen ward, muthig zurückschlugen. Seither blieben sie unangefochten, wenn nicht etwa der erwähnte Artikel der Allgemeinen Zeitung so zu verstehen ist, daß Centralamerika oder Mexico die an Spanien ererbten Rechte aufs neue geltend zu machen suchen.

Die Seeküste des Holzdistricts ist flach. Längs derselben ziehen sich niedere dicht mit Gesträuch bewachsene Eilande (Keys, Schlüssel genannt) hin, welche sich dergestalt gleichen, daß die Fahrt selbst für den erfahrensten Steuermann sehr schwierig wird. Das feste Land erhebt sich allmählich von der Küste zu einer bedeutenden Höhe, die, von Bächen und Seen mannichfach durchbrochen, mit dem herrlichsten Wälderschmuck prangt.

Im Allgemeinen ist das Klima etwas feucht. Im Julius, der trockensten und heißesten Zeit, mag das Maximum der Wärme 88, das Minimum 80 Grad Fahrenheit betragen, doch wird die Luft gewöhnlich durch die östlichen Seewinde dergestalt gemildert, daß sie angenehm, oft sogar etwas kühl ist. Weht aber der Wind von Nord oder West, so wird die Luft schwül, oft drückend heiß. In der nassen Jahreszeit, die fünf Monate dauert, steht das Quecksilber auf 60 Grad Fahrenheit. Der Temperaturwechsel ist nicht unbedeutend, obwohl im Honduras-Kalender behauptet wird, das dortige Klima sey europäischen Naturen zuträglicher, als irgend ein anderes unter dem tropischen Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Räubereien in Rußland. Adolphus Slade (bekanntlich kein Freund der Russen) erzählt in seinem neuesten Werke: Travels in Germany and Russia, daß das Räuberwesen in Rußland an manchen Orten fast handwerksmäßig getrieben werde, und die Räuber nach dem Motto: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten, handelten, weßhalb auch die Bauern sie oft freundschaftlich beherbergen und von den Bewegungen der Polizei benachrichtigen. Eine solche Bande, 5 bis 600 Mann stark, habe während seines Aufenthaltes in Odessa (1838) die Gouvernements Smolensk und Orel durchzogen unter Anführung eines gewissen Trischkoffs, eines schlauen, fähigen Mannes. Ein Fall wird erzählt, wo derselbe mit seinen Leuten, als Soldaten verkleidet, scheinbar zum Schutze eines Edelmannes herbeizog, dem er 20,000 Rubel abverlangte, und der nach der nächsten Militärstation um Hülfe gesendet hatte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Ueber die Volksgesänge der Zaporozer-Kosaken. — Gedichte von Don Manuel Breton de los Herreros. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden: es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 180.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Junius 1840.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.*)

Die Engländer in Canton rechnen bei dem bevorstehenden Kriege mit China auf die Unruhen, welche die geheimen politischen Verbindungen erregen würden, die in der Art der Freimaurerei durch ganz China bestehen, und deren Zweck gegenwärtig die Vertreibung der Mantschu-Dynastie zu seyn scheint. Dieselben Gesellschaften haben Verzweigungen in allen Inseln, wo sich chinesische Colonisten finden, und obgleich ihr Zweck, wie es bei Verbindungen dieser Art zu gehen pflegt, nach Umständen wechselt, so ist ihre Organisation immer dieselbe, und es ist wohl der Mühe werth, unter gegenwärtigen Verhältnissen zu wissen, was die Engländer in ihren Colonien darüber erfahren haben. Wir geben daher folgenden Auszug aus einem Memoire, das der Lieutenant Newbold, der lange in Malacca und Penang in Garnison lag, den 18 Januar der asiatischen Gesellschaft in London vorgelegt hat.

„In China haben seit langer Zeit verschiedene Verbindungen bestanden, welche schon früher sich in geheime Gesellschaften verwandelt haben, seitdem die kaiserliche Regierung jede Verbindung von fünf Mitgliedern für illegal erklärt und mit Todesstrafe belegt. Diese Brüderschaften tragen verschiedene Namen, von denen ich einige anführen will: 1) die große, aufstrebende Gesellschaft; 2) die glorreiche und glänzende Gesellschaft; 3) die Gesellschaft der Triade der großen Mächte, des Himmels, der Erde und des Menschen; 4) die Weißröcke; 5) die Rothbärte; 6) die kurzen Schwerter; 7) die weiße Wasserlilie; 8) die See- und Land-Gesellschaft; 9) die sich in ihrem Recht erhebende Gesellschaft u. s. w. Die dritte dieser Gesellschaften, welche, so viel man weiß, alle Einem Stamm angehören, ist die in Canton verbreitetste, und fast die einzige, welche sich über Malacca und die Inseln des indischen Archipelagus ausbreitet, und sie bildet vor Allem den Gegenstand meiner Bemerkungen. Sie theilt sich bisweilen in zwei Zweige, den von Canton und den von Fokien, welchen Provinzen die meisten chinesischen Emigranten angehören, obgleich die meisten derselben von Canton kommen. Es gibt noch andere Kongsi, d. h. Gesellschaften, deren Zweck ist, Mittel zur Unterstützung ihrer ärmern Mitglieder zusammen zu bringen, aber man kann fast allen dieselben Vorwürfe machen, welche man der Triade machen kann.

Es ist schwer, die Wahrheit über eine geheime Verbindung wie die Triade, deren Mitglieder wegen ihrer feierlichen Eide der Geheimhaltung nicht leicht etwas verrathen, zu erfahren, und in ihre frühere Geschichte und ihren Ursprung einzudringen; es ist aber für meinen Zweck hinreichend, zu bemerken, daß man diesen Zweig der geheimen Gesellschaften in China an das Ende des dritten Jahrhunderts vor dem Usurpator Thaothao versetzt. Es scheint, die Gesellschaft hatte vom Ursprung an einen politischen Zweck, und wir finden, daß man von den Eingeweihten verlangte, daß sie in allen Arten von Waffen geübt seyn müßten, und daß sie, um ihren Muth auf die Probe zu stellen, gezwungen wurden, sich auf spanische Reiter von blanken Schwertern zu stürzen. Ihre Zahl nahm schnell zu, und sie befreiten damals den Kaiser von einer gefährlichen Empörung. Der Kaiser überhäufte anfangs die Brüderschaft mit Ehren und Gnadenzeichen, namentlich gab er ihnen ein Schwert und ein eisernes Siegel, aber später beunruhigte ihn ihre zunehmende Zahl und ihr Einfluß; er griff sie an, zerstörte nach einem heftigen Widerstand den größten Theil derselben und zerstreute die übrigen. Die Gesellschaft bestand aber im Geheimen fort, und die gegenwärtige zahlreiche Brüderschaft kommt von ihr her. Wir finden in der Pekinger Staatszeitung vom 7 Oct. 1817, daß sie damals in Canton sehr allgemein war, und daß der neue Vicekönig Yuen-tadschin sie mit großer Strenge verfolgte: er hatte vor kurzer Zeit 2 bis 3000 derselben ergriffen, und erklärt, daß eine ihrer Einweihungsceremonien darin besteht, daß sie ein Bild des regierenden Kaisers aus Papier machen, und durch den Einzuweihenden in Stücke hauen lassen.

Es ist ganz natürlich, daß die chinesischen Colonisten von Malacca, Java, Borneo und andern Theilen des indischen Archipelagus bald nach ihrer Auswanderung fanden, daß es ihnen

*) Wir haben zwar bereits (s. Nr. 55 v. d. J.) einen Auszug aus dieser Mittheilung geliefert, allein so kurz, daß es sich unter den gegenwärtigen Umständen wohl verlohnte, denselben in größerm Umfang zu wiederholen.

Digitized by Google

vortheilhaft ſey, ſich zu ihrer gegenſeitigen Vertheidigung und Beſchützung in einem fremden Lande unter ſich zu verbinden, um ſo mehr als ohne Zweifel viele von ihnen ſchon in ihrem Vaterlande zu ſolchen Verbindungen gehört hatten. Daher kommen die zahlreichen Kongſi oder Clubs, welchen ſie faſt ohne Ausnahme, beſonders auf den Pflanzungen im Innern und in den Bergwerksdiſtricten, angehören. Wie es aber auch damit ſeyn mag, ſo viel iſt gewiß, daß die Brüderſchaft der Triade in den letzten Jahren große Fortſchritte gemacht hat. Nach der Berechnung eines chineſiſchen Mitglieds derſelben beſteht ihre Zahl in unſern Niederlaſſungen in der Meerenge von Malacca in nicht weniger als 7000. Unter der holländiſchen Regierung war ſie faſt gänzlich unterdrückt worden, erhob aber ihr Haupt unter der milderen engliſchen Adminiſtration aufs neue, und zog durch Ermordungen und Unruhen bald nach der Beſitzergreifung von Malacca ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Man findet im Malacca Obſerver von 1826 die Erzählung einiger Unruhen, die ſie erregt hatten, und folgende Bemerkungen: „Die Brüderſchaft beſteht aus 4000 Mitgliedern, theils in der Stadt Malacca, theils in den Pflanzungen und Zinnbergwerken im Innern. Sie ſind alle aus Canton oder Macao, denn ſie erlauben keinem aus Fokien gebürtigen den Eintritt, da man in dieſer Provinz einen andern Dialekt redet. Ihre Verſammlungen werden mit ſolchem Geheimniß gehalten, daß die Regierung jahrelang nicht im Stande war, eine Spur zu entdecken, welche zur Verhaftung der Anführer leiten könnte, deren ſie fünf haben ſollen. Ihr erſter Chef iſt ein Mann, Namens Kwang San, der, um ſich Muth einzuflößen, einmal die Galle eines Ermordeten mit Wein gemiſcht trank. Er wohnt gewöhnlich bei den Zinnbergwerken von Lukut, kommt aber bisweilen im Geheimen in die Stadt" (Es iſt ein in China ſehr verbreiteter Glaube, daß wenn man die Galle eines Mannes trinkt, ſein Muth in den Körper des Trinkenden übergehe.)

Die Finanzen dieſes Zweigs der Verbrüderung litten ſehr bei dem Angriff, den die Malayen auf die Chineſen in den Zinnbergwerken von Sungie-Ujong im Jahre 1828 machten, und wobei jene ihren ganzen Schatz und viele Menſchen verloren. In Folge dieſes Unglücks konnten die Brüder das große Haus in Malacca, in welchem ſie ihre Verſammlungen zu halten pflegten, nicht beibehalten. Im September 1834 rächten ſie ſich an den Malayen, indem ſie in einer Regennacht die Einwohner von Lukut überfielen, ihre Häuſer anzündeten, und Männer, Weiber und Kinder plünderten und ermordeten. Twanku Buſu, der Beſitzer der Bergwerke, in welchen die Chineſen arbeiten, und ein naher Verwandter des gegenwärtigen Königs von Sangalore, fiel bei dieſer Gelegenheit. Seine ganze Habe, welche über 20,000 Dollars in Geldſtand und Geld betrug, ſo wie eine Maſſe von Edelſteinen und goldenen und ſilbernen Geräthen, wurde von den Chineſen nach Malacca gebracht, wo ſie von den engliſchen Gerichten nicht geſtraft werden konnten, weil das Verbrechen jenſeits der engliſchen Gränze begangen worden war. Man ſagt, daß ein großer Theil dieſer Reichthümer in die gemeinſchaftliche Caſſe der Brüderſchaft geworfen wurde, und ein Theil davon diente zum Bau von zwei großen Häuſern zu ihren Verſammlungen, von denen eines an der zweiten Brücke von Trangueira, das andere in Kuba liegt. An dem Tage, wo die Nachricht von dem Erfolg dieſes Räuberſtreichs in Malacca ankam, konnte man an der Illumination der Häuſer eines großen Theils der Brüderſchaft ſehen, daß er allgemeine Freude erregt hatte. Die Bergwerke von Lukut ſind jetzt wieder im Beſitz einer Partie Bergleute von derſelben Geſellſchaft; Akwan, ihr Chef, war kürzlich dort, um ſie zu organiſiren.

(Fortſetzung folgt.)

Franzöſiſche Colonialzuſtände.

Das Journal: Outremer.

(Schluß.)

Die Regierung hat einmal wieder eine Commiſſion niedergeſetzt, um über die Angelegenheiten der Colonie zu berichten, d. h. mit andern Worten, ſie hat die Sache auf die lange Bank geſchoben. In der Commiſſion findet ſich, Ehren halber, der Herzog von Broglie, Präſident der Geſellſchaft für Abſchaffung der Sklaverei, dann Paſſy, Tracy und Tocqueville, von denen zum mindeſten geſagt die beiden erſten unpraktiſche, theoretiſche Menſchen ſind. Lepelletier d'Aulnay, der wahrſcheinlich keine Luſt hatte, Mitglied einer höchſt mißlichen oder ganz unnützen Commiſſion zu ſeyn, hat die Ehre abgelehnt, und wurde durch Laplague-Barris, einen Rechtsgelehrten, erſetzt, der allerdings nöthig ſeyn würde in einer Commiſſion, welche auch über eine Veränderung der Gerichtsverfaſſung berichten ſoll. Weitere Mitglieder ſind Viceadmiral Mackau und Contreadmiral Moges, beide ehemalige Colonialgouverneure, der letztere aber noch auf der Heimreiſe begriffen, alſo noch gar nicht anweſend. Ueberlegt man die Zuſammenſetzung der Commiſſion, ſo iſt man ſehr verſucht, ſie für ein Gaukelſpiel zu halten, womit man den bornirten Abolitioniſten und vielleicht auch den Engländern, die auf eine Emancipation dringen, Sand in die Augen ſtreuen will.

Mit dem Beiſpiel der engliſch-weſtindiſchen Inſeln vor Augen kann die franzöſiſche Regierung an keine Emancipation denken, denn eine von der Regierung ausgehende Emancipation gliche bei der gegenwärtigen Stimmung der Coloniſten einer Erklärung, daß man ſie den Negern preisgeben wolle. Daß die Regierung um einer ſehr zweifelhaften philanthropiſchen Laune willen ihren Colonialhandel verkümmern laſſen werde, wird wohl kein Vernünftiger erwarten; wenn etwas geſchehen kann, ſo iſt es eine Veränderung, die dahin abzweckt, den Farbigen größere Rechte einzuräumen, und nach und nach allen Freien, gleichviel von welcher Farbe ſie ſeyn mögen, gleiche Rechte zu geben. Dieß wird zur Amalgamation der Racen und zur Sicherheit der Weißen mehr beitragen, als der ſtärkſte Militärſchutz.

In der Aufregung, welche die immer wieder angeregte Frage der Emancipation veranlaßt hat, macht die Schrift eines

Digitized by Google

Hrn. Hut, Mitglieds des Colonialraths in Martinique, nicht geringes Aufsehen; sie führt den Titel: l'Emancipation de la race africaine sous le rapport religieux. Er führt darin, was nicht schwer ist, den Beweis, daß das Christenthum keineswegs die Sklaverei verdamme, wie so oft behauptet wird, geht aber dann darauf über, wer denn diese Ansicht aufgestellt und verbreitet habe. Nun folgt ein Ausfall gegen die heuchlerischen Bestrebungen Englands, der zu dem stärksten gehört, was doch in dieser Beziehung gesagt worden ist; seine Auseinandersetzung ist in Kürze folgende: Als die ostindische Compagnie in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allmählich ein bedeutendes Reich in Indien erobert hatte, dessen Erhaltung aber mehr kostete, als der Handel mit demselben eintrug, warf sie neidische Blicke auf die westindischen Inseln, deren Ertrag und Handel mit jedem Jahre zunahmen. Das einzige Mittel, ihre weitern Fortschritte zu hindern, war, ihnen die Mittel der Arbeit, nämlich die Zufuhr von Negern abzuschneiden. Dazu brauchte sie aber Werkzeuge, deren Stellung den Zweck verbarg; diese Werkzeuge fanden sich in den methodistischen Gesellschaften. Ihre Lehren, und vorzüglich ihre propagandistische Thätigkeit stimmten vortrefflich zu dem Plane der ostindischen Compagnie, eine Verbindung zwischen ihnen kam zu Stande, und bald wurde die Abschaffung des Sklavenhandels unter einem reinreligiösen Gesichtspunkt in der Presse und im Parlament besprochen. Im Jahre 1807 drang endlich die Sache durch, und der Sklavenhandel ward abgeschafft. Dieß war für die ostindische Compagnie ein großer Sieg, um so größer, als bei dem damaligen Kriegszustand England seine Maaßregeln gegen sämmtliche handeltreibende Nationen ungestraft ergreifen konnte. Aber mit dem Jahre 1815 trat der Friede ein. Zwar war England auf dem Wiener Congreß, wie später auf dem Veroneser, eifrigst bedacht, mitten unter die fremdartigsten Verträge die Clausel wegen Abschaffung des Negerhandels einzuschieben, aber die größere Theilnahme am Handel war den übrigen Nationen doch nicht wieder zu entreißen. Daher Cannings mit Klugheit entworfener Plan, durch die Emancipation der Neger in Westindien den sämmtlichen Handel der Antillen in seiner Quelle zu vernichten, die Vereinigten Staaten durch einen drohenden Aufstand ihrer Neger im Schach zu halten, und die Versorgung Europa's mit Colonialerzeugnissen von Ostindien aus zu versuchen.

Dieser ganze Gang der Dinge ist durch eine Menge einzelner Umstände, namentlich durch die Begünstigung der Methodisten in Westindien, in Nordamerika, selbst durch das Einschleichen derselben in Frankreich so wahrscheinlich und augenfällig gemacht, daß es, wenn man keine Planmäßigkeit in allen diesen Dingen finden will, nur Staunen erregen muß, wie sich dieß Alles so einfach gefügt haben könne. Nicht ohne Grund hat die ostindische Compagnie seit Jahren auf die Gleichstellung des Zolls für ostindischen Zucker mit dem westindischen angetragen: da er in Ostindien bedeutend wohlfeiler erzeugt wird, als in Westindien, so ist dadurch, namentlich unter den jetzigen Verhältnissen, der Ruin der westindischen Pflanzer ausgesprochen. Kein Wunder, daß die französischen Pflanzer sich gegen eine gleiche Folge aus allen Kräften sträuben. [L]Das Journal Outremer ist, wie schon bemerkt, ihr Hauptorgan, und der erbittertste Gegner Englands auf dem Felde des Handels; mit schonungsloser Schärfe und Bitterkeit, freilich wohl auch manchmal mit Ungerechtigkeit, zieht es die Handelspolitik Englands, die allerdings oft macchiavellistisch genug ist, ans Tageslicht, zeigt aber für den Handel mit Ostindien und China augenscheinlich weniger Einsicht, als für den westindischen. Schade ist es, daß dieß Blatt als Provincialblatt allzuwenig Einsicht in den Gang der französischen Handelspolitik überhaupt verräth, und nur für die zunächst vorliegenden Fragen eine richtige Beurtheilung zeigt. Man ersieht indeß immerhin daraus, mit welchem Ingrimm die französischen Seestädte ihre Erniedrigung im Vergleich mit den englischen fühlen, und wie sehr sie bestrebt sind, sich aus dieser Erniedrigung zu erheben.

Nachricht von Hrn. d'Urville.

Hr. v. Urville hat aus Hobart Town vom 19 Februar 1840 an den Redacteur der Annales maritimes, Hrn. Bajot, nachstehenden Brief geschrieben.

Der ausführliche Bericht und die noch ausführlichern Karten, die dem Minister schon übergeben seyn müssen, werden die Resultate unserer zweiten Excursion in das Polareis bekannt machen. Bei der Veröffentlichung dieser Documente wird man sehen, daß man nicht wohl einen glücklichern Erfolg von diesem Versuche hätte erwarten können. Die Entdeckung des Landes Adèle unter dem antarktischen Polarkreis und dem 136° O. L. v. Gr. und die Erforschung seiner nördlichen Küste in einer beträchtlichen Ausdehnung, fast 120 Längengrade von jedem andern bisher bezeichneten Lande, die Bestimmung des magnetischen Südpols in einer unerwarteten Genauigkeit, die vollkommene Einhaltung der Gesundheit der Mannschaft der Astrolabe und der Zélée, und endlich die glückliche Rückkehr der Corvetten nach Hobart Town sind Thatsachen, die jedem in die Augen fallen müssen, der einigermaßen ein Unternehmen kennt, das im Anfange vielleicht verwegen und thöricht genannt werden konnte. Wir hätten indeß diese Vortheile bald theuer bezahlen müssen; unsere Corvetten wären an dem fürchterlichen Tage des 24 Januar fast an dem Eisberge zerschmettert worden, und hätten nichts zurückgelassen, als traurige Trümmer, die nie einem Menschen zu Gesicht gekommen wären, und mit ihnen wäre jede Spur unserer Anstrengungen verschwunden. Doch jetzt ist, was auch geschehen mag, die Frucht dieser Bemühungen für immer der Wissenschaft erhalten. Frankreich wird sie kennen lernen, und von jetzt an wird das Land Adèle einen Platz in einem Winkel der Karten des Erdglobus einnehmen, der bisher leer war. Sobald wir die Auckland- und Neuseeland-Inseln besucht haben, werden wir nach Frankreich zurückkehren. Noch einige schwierige Unternehmungen und dann bleibt uns nur eine einfache, gefahrlose Fahrt von 5 bis 6000 Lieues.

Brittischer Holzdistrict auf der Hondurasküste.

(Fortsetzung.)

Mit den günstigen Einflüssen des Klima's verbindet sich eine der Cultur sehr empfängliche Erde, und beide zusammen begaben die Hon-

Digitized by Google

durchkäfte mit einer Fruchtbarkeit, die keinem Theile der alten oder neuen Welt den Vorrang abtritt. Der Boden ist theilweise tiefer Lehm, für europäische und tropische Pflanzen in gleicher Weise geeignet, theilweise loser röthlicher Sand. Natürliche Wiesen und Weiden breiten sich über ihm aus, wo immer die Wälder ihnen Raum gewähren, namentlich aber zieht sich am Rande der zahllosen Flüsse und Bäche eine an Productionskraft unerschöpflich reiche Erde hin.

Von Mineralien kennt man Marmoradern und Alabasterbrüche. Werthvolle Krystalle wurden in geringer Entfernung von Balize gefunden, und hübsche Stücke durchsichtigen Feldspaths, dessen man sich zu Stukkaturverzierungen bedient, trifft man die Ufer der Flüsse entlang an. In dem Roaring-Creek, einem Nebenzweige des Flusses Balize, fand man verschiedenemale Gold, ohne sich jedoch die Mühe weitern Nachforschens zu nehmen. Auch Lavamassen und andere vulcanische Substanzen zeigen sich hie und da auf der Oberfläche.

In der Pflanzenwelt ist zuerst der Mahagony- und Campeche-Baum, die gegenwärtige Stapelwaare des Districts, wegen deren dieser vorzugsweise unter brittische Obhut genommen ward, zu erwähnen. Außer ihnen bedeckt ein anderer werthvoller Baum viele tausend Acres, die occidentalische Fichte. Sie wird hier 60 Fuß hoch, und könnte gleichfalls einen nützlichen Handelszweig für England abgeben. Ihr Holz enthält sehr vielen Brennstoff, eine Eigenschaft, die ihm in den Augen der ärmern Colonistenclasse hohen Werth verleiht. Auch wird es wegen seiner Dauerhaftigkeit häufig zum Bauen verwendet. Diese ist so groß, daß es nicht nur den Einwirkungen der Atmosphäre, sondern auch dem chemischen Einfluß der Erde in ihren feuchtesten Theilen widersteht. Pfosten, die vor Jahren in den Boden geschlagen wurden, sieht man noch in ganz gutem Zustande, und sie unterscheiden sich von frischem Holze nur durch vermehrte Festigkeit und Härte und eine harzige Ausdünstung.

Eine andere Holzart, der Cahoun-Baum, ist gleichfalls sehr brauchbar wegen seines guten vegetabilischen Oels. Unverfälscht ist es beinahe farblos, selbst noch blässer als das kalt abgezogene Rieinusöl. Es hat keinen ranzigen, sondern eher einen angenehmen Beigeschmack. Seine Flamme ist gleichfalls blaß, aber rein, ohne Rauch oder Geruch, daher eignet es sich auch besser zu Lampenöl, als irgend ein anderes Extract, und ist bei der höhern Gesellschaft Englands sehr beliebt. Mit Oxygen ist es so eng verwandt, daß ein damit beschmiertes Stück Stahl alsbald rostet. Den Wärmestoff verliert es leicht, schon bei einer Temperatur von 60 Grad Fahrenheit verdickt es zu einer weißen wachsartigen Substanz, nimmt aber, sobald man es in die Wärme zurückbringt, seine ursprüngliche Gestalt wieder an.

Auch andere weniger bekannte Baumarten kommen vor, die gleichfalls einen einträglichen Handel abgeben könnten, z. B. der Eisenbaum, Rosenbaum, die Palmaletta, der Santa Mariabaum, eine Holzart, nahe verwandt mit dem indischen Teakholze, die Sapodilla und andere mehr.

Orangen, im Durchschnitt von bester Qualität, Pompelmusen, saure Citronen, Melonen, Ananas, Kokosnüsse finden sich in den einschlägigen Jahreszeiten sehr häufig, sowohl in der Nachbarschaft der Stadt, als auf den höher gelegenen Plantagen. Von Getreidearten werden indisches Korn und Reis gebaut, da aber bis jetzt die englischen Getreidegesetze der Einfuhr Schranken setzen, werden diese Producte meist nur für den Gebrauch der Niederlassung gezogen. Auch Yams und Pisang sind nicht selten, und zu Kaffee-, Zucker- und Baumwollenpflanzungen läßt sich der Boden trefflich an. Cacao wächst wild und in großer Menge im Dickicht.

Geht man von der unbelebten zur belebten organischen Welt über, so findet man einen Hauptnahrungsartikel in den trefflichen Salzfischen, mit denen die See unsere Colonisten im Ueberflusse beschenkt. Mit Federvieh und Eiern werden sie von den Yucatanern versehen, welche von Bacalar aus die Stadt Balize in offenen Booten besuchen. Die Pferdezucht ist sehr unbedeutend, um so größer aber die Anzahl des Hornviehs, dessen man sich hier vorzüglich zum Transport des Mahagonyholzes aus den Wäldern bedient.

Die einzige Stadt der Niederlassung, Balize (spanisch Ballize), ein verdorbener Ausdruck für Vallis, einen berüchtigten englischen Buccanier, wird von dem gleichnamigen Flusse in zwei Hälften getheilt. Ein tiefer Einschnitt des Meeres, der oberhalb der Stadt bis an den Fluß reicht, bildet aus der rechten Seite derselben eine völlige Insel. Die Zahl der Häuser mag sich auf 500 belaufen; sie sind theilweise sehr zweckmäßig eingerichtet, gut gebaut, geräumig, so einige können Anspruch auf Eleganz machen. Doch gibt es nur wenig massive, auch sind sie meist nur ein Stockwerk hoch. Die Straßen sind gerade und regelmäßig und von Quergassen durchschnitten. Die Hauptstraße läuft vom Gouvernementshause, das auf der rechten Seite des Flusses am äußersten Punkte der erwähnten Insel liegt, über eine Brücke nach dem jenseitigen Stadttheile. Neben dem Gouvernementshause steht die Kirche, die einzige der Niederlassung. Reihen von Kokosnuß- und Tamarindenbäumen ziehen sich durch alle Straßen, und gewähren überall Schatten und Kühle. Ein beträchtlicher Sumpf, der, drei englische Meilen im Umfang, nördlich an die Stadt gränzte, ist ausgetrocknet worden. Das Fort St. George liegt ei. halbe Meile vom Fluß entfernt auf einer Insel, es ist niedrig, hält 600 Fuß in die Länge, 300 in die Breite, und wird von dem Ballast unterhalten, den hier jedes Fahrzeug nach Maaßgabe seines Tonnengehaltes zurücklassen muß.

Drei und vierzig englische Meilen südlich von Balize liegt die Halbmondinsel, merkwürdig durch ihren Leuchtthurm. Auch dieses Eiland nimmt sich von fern niedrig und flach aus, in der Nähe aber findet man, daß es sich über alle benachbarten Inseln bedeutend erhebt. Der Thurm ward 1821 auf dem höchsten Punkte der Insel, einem felsigen 80 Fuß über dem Wasserspiegel erhabenen Vorgebirge, errichtet; vom Sockel bis zur Warte hält er 22 Fuß Höhe. Seine Form ist pyramidalisch; das Licht brennt von Sonnenuntergang bis Aufgang, wofür der Pächter 100 Pfund bezieht. Auch bei Tage ist der Thurm wegen seiner glänzend weißen Farbe von Nutzen. Diese Insel, früher der Aufenthalt von Filibustiern, ist nun der Wohnsitz der Lootsen. Es sind sehr mäßige, thätige Leute, die nur selten zu Klagen Anlaß geben. (Schluß folgt.)

Nachgelassene Werke Champollions. Nach Champollions Tode fanden sich zum großen Leidwesen aller Freunde ägyptischer Alterthümer mehrere wichtige Manuscripte nicht vor, unter andern zwei, welche Sylv. Sacy in seiner Lobrede auf Champollion erwähnt hatte. Jetzt haben sich dreizehn bisher fehlende Manuscripte bei einem ehemaligen Schüler Champollions, Namens Salvolini, vorgefunden, der vor kurzem zwei Abhandlungen: „über die Feldzüge des Sesostris," und „über die Zeitbestimmung bei den Aegyptiern" herausgab, und namentlich die Angaben Champollions nachgeschrieben hat. (Athenäum v. 15 Jun.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

Digitized by Google

Nr. 181.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Junius 1840.

Verfall Bagdads.

(Aus Frasers Travels in Kurdistan, Mesopotamia etc. 1834.)

Bagdad ist im Vergleich mit der Zeit vor dem Jahre 1830 eine Ruine und eine Wüste, eine Veränderung, die durch eine Reihenfolge von Unfällen herbeigeführt wurde, wie sie kaum je eine neuere Stadt erfahren hat. Pest, Ueberschwemmung und Hunger tödtete die Bevölkerung, und rissen die Mauern und Gebäude der großen Stadt nieder, und die Tyrannei der Menschen, schlimmer als alle Plagen Gottes, thaten das Uebrige. Gegen das Ende der Laufbahn Daud Pascha's, d. h. im Jahre 1830, hatten seine Feinde in Konstantinopel gesiegt, und sein Fall war beschlossen, aber er hatte sich dermaßen festgesetzt, daß die ganze Macht des türkischen Reichs ihn nicht hätte stürzen können, wenn nicht eine mächtigere Hand über ihn gekommen wäre. Daud hatte eine tüchtige Armee gebildet, und hätte aller militärischen Anstrengungen der Pforte spotten können, wäre nicht im Anfange des Jahres 1831 die Pest von Persien her eingebrochen. Schon im Februar waren einzelne Fälle vorgekommen, manche Einwohner waren entflohen, oft nur um anderswo zu sterben, im März war endlich nichts mehr zu verbergen, und bis zum 10 April waren in der östlichen Stadt, wo der vornehmere Theil der Einwohner sich befindet, schon über 7000 Menschen gestorben. Nicht besser lauteten die Nachrichten von der Westseite her, und hier ward das Unheil noch vergrößert durch das Steigen der Gewässer des Tigris, der seine Dämme überfluthete, das niedere Land im Westen bedeckte, und mehrere tausend Häuser zerstörte. Inzwischen hatten sich auch die Araber wie hungrige Raubthiere umher gesammelt, und plünderten jeden, der die Stadt verließ, rein aus.

Vom 16 bis 21 April starben, so viel man berechnen konnte, etwa 2000 Personen des Tags; die Regimenter des Pascha's, 700 Mann stark, waren zum Theil schon auf 200 zusammengeschmolzen, und die Berichte aus der Nachbarschaft lauteten noch schlechter als aus der Stadt. Zudem stieg immer noch das Wasser in dem angeschwollenen Strom, und die Gefahr einer gänzlichen Ueberschwemmung wurde mit jedem Tag drohender. Am 21 stieg es bis auf einen Fuß zur Höhe der Uferdämme hinan.

Am 24 war aller Zeug zu Todtenhemden verbraucht, und die Todten mußten in ihren gewöhnlichen Kleidern begraben werden. Wasser war, obgleich der Strom sehr nahe war, um keinen Preis zu haben, weil kein Wasserträger mehr durch die Straßen ging und die Zahl der Todten innerhalb der Stadt rechnete man auf 30,000, ohne daß sich noch eine Verminderung kund gegeben hätte, ja am 26 April sollen 5000 gestorben seyn; wenn auch diese Zahl übertrieben seyn mag, so ist doch kein Zweifel, daß sie 4000 überstieg. Zugleich war das Wasser furchtbar gestiegen, und die Angst vor einem Einbruch desselben war entsetzlich. Dennoch übertraf die Wirklichkeit die schlimmsten Befürchtungen, in der Nacht fiel ein Theil der Mauer ein, und das Wasser ergoß sich in vollem Strome in die Stadt. Das Judenquartier ward schnell überschwemmt, und 200 Häuser fielen mit einem Mal. Auch ein Theil der Mauer der Citadelle stürzte ein, und da das Cement, mit welchem der größte Theil aufgebaut ist, sich leicht im Wasser auflöst, so war keine Hoffnung vorhanden, daß irgend ein Haus oder eine Mauer langen Widerstand leisten werde. In der darauf folgenden Nacht wurde der ganze untere Theil unter Wasser gesetzt, 7000 Häuser sollen plötzlich eingestürzt seyn, und Kranke, Sterbende und Todte mit den Gesunden unter den Trümmern begraben haben. Unterrichtete Leute behaupten, daß hier 15,000 Menschen auf einmal umkamen, und die Berechnung scheint keineswegs unglaublich, wenn man erwägt, wie gedrängt der noch bewohnbare Theil der Stadt mit Menschen angefüllt war, und daß wegen der Ueberschwemmung Niemand aus der Stadt fliehen konnte.

Zu gleicher Zeit stieg die Schwierigkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen, und angesehene Personen bettelten um die geringsten Bedürfnisse. Die Todten lagen in furchtbarer Anzahl auf den Straßen, und es gab keine Mittel, sie fortzuschaffen. Der Beherrscher der unglücklichen Stadt theilte das Elend der Einwohner in vollem Maaße: sein Haus glich einer Ruine, wo er jede Nacht fürchtete, unter den Ruinen erschlagen zu werden. Er wollte auf einem Boote zu Wasser entfliehen, fand aber keine Ruderer, um es zu bemannen, alle Furcht vor ihm war verschwunden; von den hundert Georgiern, die ihn sonst umgaben, waren noch vier am Leben. Seine Ställe fielen, wie

Digitized by Google

der Palast selbst, in Trümmer, und die edlen Rosse rannten wild durch die Straßen, wo sie auffing, wer konnte; die meisten wurden an die Araber verkauft. Wenn es dem Pascha so erging, so kann man sich einen Begriff von dem Elend der großen Masse machen.

Auch war die furchtbare Verheerung keineswegs auf die Stadt Bagdad beschränkt; im Paschalik umher ging es nicht besser. Die Stadt Hillah, welche vor der Pest 10,000 Menschen zählte, wurde fast völlig entvölkert. Eine große Karawane war im Anfang der Sterblichkeit nach Damascus aufgebrochen, hatte aber das Pestgift schon mitgenommen; zudem wurde sie auf einer Anhöhe von dem ausgetretenen Wasser eingeschlossen und der größere Theil kam um; von einer nach Hamadan aufgebrochenen Karawane starb gleichfalls mehr als die Hälfte auf der Straße.

Der erste Schimmer der Hoffnung leuchtete im Anfang Mai's, als das Wasser zu sinken begann; bald darauf kam etwas Reis in die Stadt. Am 4 Mai zeigte sich auch eine Milderung in der Pest selbst: die vorhergehenden Tage waren schön und klar gewesen, und die wachsende Hitze ließ erwarten, daß die Heftigkeit der Pest abnehmen würde; von diesem Tage an wurde es auch allmählich besser. Aber gegen 100,000 Menschen, etwa zwei Drittheile der Bevölkerung, waren durch die Pest, die Fluthen und den Hunger umgekommen. Die Ueberschwemmung hat allerdings zu der großen Sterblichkeit wesentlich beigetragen, erstens weil sie die Flucht verhinderte, und zweitens durch das Eindringen des Wassers in die Stadt selbst, wodurch nicht nur Tausende ertranken, oder unter den Ruinen ihrer Häuser begraben wurden, sondern auch, weil der Ueberrest in einem sehr verminderten Raum auf den trockenen Stellen zusammengedrängt und zu 20 und 30 in angesteckte Häuser gezwängt war, ohne Kleider, ohne Lebensmittel und ohne die Mittel, Feuer zu machen. Doch abgesehen von diesem Umstand wurden in Persien fast alle Städte auf gleiche Weise heimgesucht. Kermanschah, Hamadan, ganz Kurdistan verloren in fast noch stärkerem Verhältniß. Eben so Masanderan und Astrabad. Die Bevölkerung von Gilan wurde auf ein Fünftel, die eigenen Einwohner sagen auf ein Zehntel, reducirt, die Stadt Resht völlig entvölkert; eben so Ladadschan, Fomen, Teregoram.

In Bagdad hörte die Pest bei der zunehmenden Hitze auf, am 26 Mai zählte man keine Fälle mehr, und der unglückliche Ueberrest betrachtete nun das Bild der Zerstörung: von sämmtlichen Gebäuden Bagdads stand nur noch ein kleiner Haufen an den Ufern des Flusses, wo der Boden am höchsten ist, nebst einigen Moscheen, deren Mauern und Grundlagen fester gebaut waren, als gewöhnlich, sogar von den noch aufrecht stehenden Gebäuden war kaum eines unbeschädigt. Selbst nachdem das Wasser gefallen, stürzten noch manche Häuser ein, weil der Grund unterwaschen worden war. Von dem Klumpen erhaltener Gebäude bis zu den Stadtmauern war ein weiter Raum, der mit den Ruinen von zwei Drittheilen der Stadt bedeckt war, und die und da ein großer See, den das zurückgelassene Wasser gebildet hatte. Von den langen Linien des Bazars war die Mehrzahl gleichfalls zerstört, und es dauerte lang, ehe der Ueberrest sich wieder füllte und Buden geöffnet wurden. Die meisten Kaufleute und fast alle Handwerker waren todt. Lange Zeit nachher noch, wenn man nach einem Manufacturartikel fragte, wegen dessen Bearbeitung sonst die Stadt berühmt gewesen, war die Antwort: „ach, jetzt ist das nicht mehr zu bekommen, alle die, welche dergleichen Sachen machten, sind an der Pest gestorben."

Nach der Pest kam wie gewöhnlich die Hungersnoth, und raffte einen Theil derer, welche die Pest übrig gelassen hatte, hin. Die Zerstörung der umliegenden Dörfer und die Folgen des Kriegs und der Raublust, welche die Bewohner der Umgegend Unterkunft und Schutz in der Stadt zu suchen zwangen, hat einigermaßen die Bevölkerung wieder gehoben, von der jedoch in den zwei folgenden Jahren durch erneuerte Ausbrüche der Pest wieder das einemal 5000, das anderemal 7000 Personen weggerafft wurden. Die letzte im J. 1833 wurde dadurch veranlaßt, daß der Pascha — nicht mehr Daud, der nach der Pest, die seine Macht gebrochen, durch die Intriguen zu Konstantinopel und die Macht seiner Feinde fiel, sondern Ali, ehemaliger Pascha von Aleppo — die Karawane von Kirmanschah, wo die Pest wüthete, in die Stadt einziehen ließ, um den Zoll nicht zu verlieren. Die Pest wäre, namentlich im Jahre 1833, wahrscheinlich wieder so heftig geworden, wie je, wenn nicht dießmal Jedermann ungehindert die Stadt hätte verlassen können; ganze Quartiere zogen aus beim ersten Auftreten derselben.

Indeß war das Maaß des Unglücks noch nicht voll: schon der oben erwähnte Sturz Daud Pascha's war nicht ohne Kampf und Unruhe vorübergegangen, nachher zerfiel der neue Pascha mit den umwohnenden Araberstämmen, die ihm bei der Bezwingung Dauds beigestanden, und drei Monate lang hielt der Scheikh der Dscherboah-Araber die Stadt blokirt und plünderte die umliegenden Dörfer, ohne daß der Pascha im Stande gewesen wäre, etwas gegen ihn auszurichten; es blieb ihm nichts übrig als einen andern Araberstamm, die Aneizah, gegen die Dscherboah aufzureizen, und so den Krieg im Lande selbst zu organisiren. Die Folgen davon für das ganze Mesopotamien lassen sich denken.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.

(Fortsetzung.)

In Java, Rhio und vielen andern holländischen Niederlassungen haben sie von Zeit zu Zeit gefährliche Verschwörungen gegen die Regierung gestiftet. In der englischen Colonie Penang haben die Brüderschaften sich im Jahre 1799 vereinigt und der Regierung Trotz geboten, und sind nur durch die kräftigsten Maaßregeln zur Unterwürfigkeit gebracht worden. Bei der Untersuchung kam an den Tag, daß sie sich durch die feierlichsten Eide gelobt hatten, in dem Versuche die brittische Herrschaft abzuschütteln und ein unabhängiges Gouvernement zu errichten, einander treulich beizustehen. Nach dem Zeugnisse von Major Low, Commandanten der Provinz Wellesley, gehören die Chinesen auf der Zuckerpflanzung Batta Kawan fast alle zu Einem Club oder Kongsi, und waren bis 1829 sehr unruhig, so daß sie bei mehreren Gelegenheiten sich auf das Blasen auf einem

Digitized by Google

Büffelhorn gegen die Civilbehörden erhoben. Sie bewaffneten sich bei diesen Gelegenheiten mit langen, hölzernen Spießen, deren Ende im Feuer gehärtet war, so wie mit eisernen Wurfwaffen, welche einem Dreizack glichen, da ihre mittlere Spitze länger war, als die beiden äußern. Gegenwärtig sind sie vergleichungsweise ruhig. Derselbe Beobachter, der als Richter viele Gelegenheit hatte, sich von den praktischen Wirkungen dieser Verbrüderungen in Penang zu überzeugen, berichtet, daß wenn ein Chinese wegen eines Verbrechens, so groß es auch seyn mag, verhaftet wird, die ganze Gesellschaft, der er angehört, allem aufbietet, ihn frei zu bekommen. Sie bezahlen einen Advocaten durch Subscriptionen, bestechen die Zeugen, um sie zu entfernen, oder sie zu falschen Angaben zu bewegen, bedrohen die gewissenhafteren mit furchtbarer Rache, helfen dem Angeklagten sich aus dem Gefängniß zu retten u. s. w. Wenn Ein Kongsi dem andern durch die Anklage eines Mitglieds entgegengesetzt ist, so gehen diese illegalen Umtriebe über alles Maaß.

Diese Combinationen haben oft die Ausübung der Justiz verhindert, und man klagt sie vieler Räubereien und Mordthaten an, besonders in Singapur, wo eine Menge von ihnen im Gebirge und in den Wäldern des Innern angesiedelt ist. Diese bestehen hauptsächlich aus Emigranten aus Canton, deren Eind gewöhnlich mit dem der Emigranten in Fokien, welcher kürzlich errichtet wurde, im Streit lebt. In Siam waren sie vor kurzem mächtig genug, den Erpressungen der Regierung zu widerstehen, aber nach dem Zeugniß von Guzlaff sind sie vor einigen Jahren zum Theil dort ausgerottet worden.

Die Chinesen in China selbst affectiren einen großen Abscheu vor diesen Brüderschaften, wie folgendes Document sagt, das in dem „Chinese Repertory" erschienen, und aus dem Chinesischen übersetzt ist: „Die Emigranten, welche aus dem Archipelagus zurückkommen, machen eine traurige Beschreibung von dem Zustande der chinesischen Colonisten dort. In allen Colonien sind geheime Gesellschaften entstanden, welche alle Zweige der Gesellschaft der Triade sind. Sie haben geheime Zeichen und unverständliche Sprachen, was beweist, daß sie zu dieser verhaßten Gesellschaft gehören. Kürzlich haben sich diese Verbindungen sehr vermehrt, und bestehen aus zahlreichen Mitgliedern, welche gleich mächtig und leidenschaftlich sind. Sie nennen sich die Land- und Seegesellschaft, und die sich in Gerechtigkeit erhebende Gesellschaft. Diese beiden Verbrüderungen sind über den ganzen Archipel verbreitet, und alle Mitglieder gehorchen blind ihren Chefs, welche den Titel „großer Bruder" führen. Die Verbindung verzweigt sich in jeder Colonie in vier, acht oder zwölf Aeste, und aus jedem derselben entspringen zahlreiche Zweige, deren jeder seinen Chef hat, welcher der ältere Bruder heißt. Sobald ein Emigrant aus China ankommt, schickt die Brüderschaft Emissäre an ihn, um ihn einzuladen, an ihr Theil zu nehmen, und wenn er es ablehnt, wird er sogleich verfolgt. Uebrigens sind die beiden genannten Gesellschaften oft unter sich im Streit, und wer nur zu Einer, und nicht zu beiden gehört, ist ebenfalls der Verfolgung ausgesetzt. Chinesen, welche aus Bengalen kommen, nachdem sie sich dort ein Vermögen erworben haben, werden von diesen Banditen ins Gebirge zu Lustpartien eingeladen, und wenn man sie an einen einsamen Platz gelockt hat, ermordet und geplündert. Die Hälfte der Beute gehört der Gesellschaft, die andere den Mördern. Die localen Behörden haben bisweilen Nachricht davon erhalten, und die Mörder eingesetzt, aber die Gebräuche in den europäischen Colonien sind fehlerhaft, indem Zeugen nöthig sind, ehe eine Verurtheilung ausgesprochen werden kann, und keine Tortur angewandt werden darf, so daß der Richter, wenn er einen oder zwei Zeugen auf der einen, und hundert auf der andern Seite findet, lossprechen muß. Wenn daher auch die Landsleute des Fremden seine Mörder anklagen, so stehen Hunderte und vielleicht Tausende von Zeugen gegen Einen Mann auf, und die ganze Brüderschaft bietet sich zur Bürgschaft für den Angeklagten an. Die Behörden sind auf diese Art oft geblendet worden, und die Zeugen für den Ermordeten müssen die Colonie schnell verlassen, um der Rache der Verbündeten zu entgehen."

(Schluß folgt.)

Verminderung des Wagengerüusches durch Holzräder.

Seit der Erfindung der Asphaltpflaster ist man auf den Einfall gekommen, kubische Stücke Holz in einem mit Bitumen angefüllten Kessel zu sieden, und man hat in der Oxford-Street zu London einen Versuch gemacht, mit solchen kubischen Stücken zu pflastern. Der Erfolg war vollständig, das Pflaster widersteht der Fäulniß, nutzt sich sehr wenig ab, und befreit so diese Straße von dem Wagengerassel. Nachstehendes ist aber eine viel ökonomischere Methode, denselben Zweck zu erreichen: man versieht die Wagenräder mit solchen in Asphalt gekochten Holzstücken; sie werden festgemacht zwischen zwei Seitenreifen (cercles latéraux), die leicht nach innen gebogen sind, um die hineingetriebenen kubischen Holzpflöcke festzuhalten. Diese Holzpflöcke stehen nur um einen Zoll über die Seitenreife hervor, und sind stark untereinander festgekeilt. Nachdem man diese Räder einige Monate gebraucht hat, wirft sich das Holz am Rande ein wenig, aber einige Stöße mit dem Hobel stellen die Sache wieder her. Eine solche Einfassung mit Holz an einem schweren Fuhrwerke dauert länger als eine eiserne Beize. Diese neuen Räder haben den Vortheil, das Pflaster nicht zu verderben, und die Fuhrleute können sie selbst herstellen, wenn sie sich die in Asphalt gekochten kubischen Holzpflöcke kaufen. (Echo du Monde Savant vom 17 Juniust.)

Brittischer Holzdistrict auf der Hondurasküste.

(Schluß.)

Die Bevölkerung der ganzen Niederlassung ist noch immer sehr gering, und scheint seit den letzten 20 Jahren kaum im Steigen zu seyn. Nach dem Census von 1825 betrug sie mit Einschluß des Militärs 5174, wovon die Sklaven ungefähr die Hälfte bildeten. Im Jahre 1826 war sie auf ungefähr 8000 angewachsen, hat sich aber nach der Zählung von 1838 wieder um ein Paar tausend vermindert. Bedenkt man, daß auf die Stadt allein ungefähr 2000 Menschen kommen, so bleibt für den ausgedehnten District nur eine sehr magere Bevölkerung übrig. Auch hat der Besuch der Cholera im Jahre 1856

Digitized by Google

in Balize dem Steigen der Volksmenge für die nächsten Jahre ein Ziel gesetzt. Die schwarze Race, theils Sklaven, theils Freie, ist bei weitem die zahlreichste, während die rein Weißen kaum ein Sechstheil des Ganzen betragen. Dafür zeichnen sie sich vor den Schwarzen und Farbigen, so wie vor den spärlichen Ueberresten der Ureinwohner durch ihre körperliche Schönheit und Muskelkraft aus. Ein Baymann (dieß ihr Name) könnte nicht selten dem Plastiker das ausgezeichnetste Modell zu einem Hercules abgeben. Freilich stehen ihre geistigen Fähigkeiten imit diesen körperlichen Vorzügen nicht im Verhältniß. In beidem aber nehmen die Ureinwohner, eine schwache, schüchterne Race, die unterste Stufe ein.

Die Niederlassung enthält keine besondern Kirchspiele, vielmehr sind alle nach Balize eingepfarrt, wo die einzige Kirche sich befindet, die ungefähr 600 Menschen fassen mag. Es läßt sich hieraus schließen, daß die bewohnten Ländereien sich nicht zu fern von der Stadt befinden, und daß entlegenere Districte noch immer so viel als gar nicht bewohnt sind. Außer der Kirche gibt es in der Stadt noch zwei Bethäuser von Dissentern, ein wesleyanisches und ein baptistisches. Die Schule zu Balize, gleichfalls die einzige öffentliche der Niederlassung, ward 1836 von 47 Knaben und 79 Mädchen besucht. Die Lehrmethode ist das Madrassystem. Außerdem gibt es fünf Privatunterrichtsanstalten, eine wesleyanische Methodisten-Sonntagsschule und eine baptistische.

An der Spitze der Regierung steht ein von dem König ernannter Oberintendant, welcher die Interessen der Colonisten zu vertreten, sie gegen unbefugtes Eindringen Fremder zu schützen und alle die Rechte der Krone betreffenden Angelegenheiten wahrzunehmen hat. Ihm zur Seite befindet sich ein gesetzgebender und vollziehender Körper unter dem Namen des Magistrats von Honduras, dessen Beschlüsse durch Genehmigung des Oberintendanten Gesetzeskraft für die Colonie erlangen. Dieses Collegium besteht aus sieben Mitgliedern, die auf Ein Jahr von den Einwohnern gewählt werden. Die Wahl erfolgt durch den Voll; derselbe ist zwanzig Tage geöffnet, nachher nimmt ein General-Prevost das Scrutin vor. Wer untadelhaft gewählt ist, dem kann der Oberintendant die Bestätigung und Beeidigung auf getreue Amtserfüllung nicht versagen. Die Magistratsglieder sind die Räthe des Intendanten, die Wächter der öffentlichen Ruhe, die Richter an den Gerichtshöfen, Vormünder der Waisen und Blödsinnigen, auch liegt ihnen die Reinlichkeitspolizei ob, die sie aber auf andere vertraute Personen übertragen können. Ebenso gehört zu ihrem Ressort die Aufbewahrung gestrandeter Güter, sie regeliren die Einkünfte und controliren den Schatzmeister, welcher keine Gelder ohne die einwilligende Unterschrift von vier Magistratsgliedern ausbezahlen darf. Für alle diese Amtsobliegenheiten beziehen sie keinen Gehalt.

In der Strafrechtspflege ist das Institut der Geschwornen eingeführt, von ihren Entscheidungen geht die Appellation unmittelbar an den brittischen geheimen Rath, es wird aber von diesem Rechtsmittel nur selten Gebrauch gemacht.

Das Militär ist ungefähr 1000 Mann stark. Es besteht aus einer Abtheilung Artillerie und einem Linienregiment. Die Niederlassung besitzt auch eine kleine Marine unter dem Namen der königlichen Honduras-Flotille. Beide, Land- und Seemacht, stehen unter dem Befehle des Oberintendanten.

Mit den Einnahmen sind auch die Ausgaben der Colonie bedeutend gestiegen. Im Jahre 1807 betrugen jene etwa 7600 Pfd., diese ungefähr 8000 Pfd. Gegenwärtig ist das Verhältniß umgekehrt, die Einnahmen betragen ungefähr 20,000 Pfd., die Ausgaben 15,200 Pfd. Diese letztern bestehen meist in den Besoldungen des Intendanten, der Militärbeamten und der Geistlichen, von denen der erstere 1500 Pfd. bezieht, sodann in den Kosten öffentlicher Bauten, wofür jährlich 6000 Pfd. ausgesetzt sind. Die Einnahmen fließen aus den Zöllen, den Strafen und den Marktabgaben. Das Recht der Auflage steht der allgemeinen Versammlung der Colonisten zu, deren Beschlüsse der Genehmigung des Oberintendanten unterliegen. Alle möglichen Gegenstände der Einfuhr werden besteuert, mit Ausnahme des Mahagonyholzes, das aus den ehemaligen spanischen Besitzungen eingeführt wird, indem dieser Artikel in Folge der Instructionen der brittischen Regierung durch eine Proclamation des Oberintendanten am 5 Mai 1836 freigegeben ward.

Im Allgemeinen ist der Handel fortwährend im Steigen. Im Jahre 1824 betrug die Einfuhr zu 16,787 Tonnen die Summe von 262,988 Pfd., im Jahre 1836 aber zu 28,815 Tonnen die Summe von 340,554 Pfd. Hievon kommen auf England ungefähr zwei Drittel, das letzte Drittel meist auf die vereinigten nordamerikanischen Freistaaten, Mexico und einige westindische Inseln. Die Ausfuhr betrug 1824 272,826 Pfd., und stieg im Jahre 1836 auf 493,115 Pfd., wovon allein 399,546 Pfd. nach England gingen, das Uebrige meist in die Vereinigten Staaten. Hauptausfuhrartikel ist das Mahagonyholz, 1836 9,768,295 Fuß. Diesem zunächst gedeiht seit 1829 die Ausfuhr von Cochenille, dagegen hat der Handel mit Cedernholz seit einigen Jahren ganz aufgehört, und auch der mit Indigo und Campecheholz hat gegen frühere Jahre ziemlich abgenommen.

Die Zahlungen geschehen in Gold und Silber, da das Papiergeld in der Colonie nicht curirt.

Miscellen.

Beispiel von Saponification. Auf dem Kirchhofe zu Bonnay bei Cluny fand man kürzlich einen Sarg mit einer Leiche, die, obgleich schon seit mehrern Jahren begraben, doch noch völlig erhalten schien. Diese Entdeckung machte einen großen Eindruck auf die Volksmenge, welche glaubte, es sey hier ein Heiliger begraben. Die Masse der Neugierigen, die herbeiströmte, war ungeheuer. Nun wurde die Ausgrabung verordnet, und es fand sich, daß hier die seltsame Umwandlung, die man Saponification, Verwandlung in eine seifenartige Masse, nennt, vorgegangen war. Die Erde, in welcher der Sarg lag, war Thonkalk, weich und feucht, und somit dem Zugang der atmosphärischen Luft völlig unzugänglich. (Franz. Bl.)

Denkmal für Ludwig den Heiligen. Es ist kürzlich ein Architekt von Paris nach Tunis abgegangen, um dort ein Denkmal für den heiligen Ludwig zu errichten. Der Plan dazu wurde schon von Karl X gefaßt, der deßhalb beim Bey die nöthigen Schritte gethan hatte. Die Einwilligung desselben kam aber erst vor einiger Zeit nach Paris. (ibid.)

Literarischer Fund. Prof. Lee von der Universität zu Cambridge fand zu Shrewsbury eines der verlorenen Werke des Eusebius, des bekannten Verfassers einer Kirchengeschichte, in syrischer Uebersetzung. (Echo du Monde Savant vom 17 Juniut.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortliche Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Junius 1840.

Fanny Elsler in Amerika.

Im Jahr der Gnade 1840 beschloß die zauberhafte Sylphide Fanny Elsler, nachdem sie ihre Sambaden zu großer Erbauung der Pariser Badauds daselbst längere Zeit zur Schau getragen, auch den republicanischen Yankees ihre Kunst zu produciren. Alsbald stiegen die Preise auf dem Dampfleviathan, Great Western genannt, aufs Drei- und Vierfache, denn jeder wollte mit der Zauberin hinüberfahren nach Westen, und in Amerika erhob sich großer Rumor, als sollten „Zeichen und Wunder geschehen." Im Morning Herald steht ein Bericht, datirt vom 6 Mai, worin man über die ewig denkwürdige Ankunft der Tanzheldin liest, wie folgt: „Fanny Elslers Ankunft ist in den Theaterjahrbüchern ein so großes Ereigniß, als das Auftreten der Malibran. Wie diese ist sie ein Non-plus-ultra von Genie, Lebendigkeit, Einfalt und Erhabenheit in ihrer Kunst. Ihr Verlangen, Amerika von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ist eine Art romantischer Schwärmerei. Als sie nun dem Ufer sich näherte, holte der Capitän Hoskins, der den Great Western commandirt, mit einem Schöpfeimer ein wenig Schlamm herauf, und sprach also zu Fanny: „das ist amerikanischer Grund und Boden!" — „O, laßt sehen," rief die entzückte Fanny, und küßte die Erde mit demselben Enthusiasmus, womit einst Columbus das Ufer küßte, als er zum erstenmal den Fuß auf das feste Land der neuen Welt setzte." Die Glossen über diesen Schlammkuß überlasse ich*) dem Leser, indem ich offenherzig gestehen muß, daß mein Verstand dabei völlig stillsteht. Doch ich erzähle wörtlich weiter.

„Die Aufregung zu New-York, als Fanny Elslers Ankunft ruchbar wurde, war wunderbar. „Wollt Ihr den Koffer möglichst schnell durchsehen?" frug ein Herr den Zollbeamten. — „Alsbald!" entgegnete dieser. — „Er gehört Miß Elsler!" — „Was? versteh' ich Euch recht?" — „Miß Elsler, sag ich." — „Wie! Miß Fanny Elsler!" und der Commis gab den Koffer, ohne nachzusehen, zurück, und rief: „wo ist sie? wo ist sie?" Schon lief unter der Volksmenge das Gerücht von Mund zu Mund: Fanny Elsler ist ans Land gestiegen! und Alles, was Beine hatte, lief und rannte, und guckte jeder Dame unter den Hut, um zu sehen, ob sie es sey. „Habt Ihr noch Zimmer frei, Hr. Cozzers?" Hr. Cozzers ist der Inhaber des Hotels, in welchem Miß Fanny Elsler geruhen wollte, ihren Einzug zu halten. „Alles übervoll!" — „Ich muß aber für Miß Fanny Elsler Zimmer haben." — „Für Fanny Elsler?" — „Ja." — „Tom! Bob! Bill! lauft, macht die Zimmer für Miß Fanny Elsler zurecht." Und das ganze amerikanische Hotel war wie durch einen Zauberschlag voll Leben, Bewegung, Staunen und Bewunderung. Schon waren alle Plätze für die ersten Vorstellungen der Tanzerin zu New-York voraus bestellt, drei- und vierfache Preise angeboten. Auch die Schauspieldirectoren der Quäkerstadt Philadelphia und von dem puritanischen Boston flogen herbei, um Fanny Elsler zu engagiren, da sie leider nur ein halbes Jahr von Frankreich abwesend seyn kann."

Wie Bruder Jonathan jubelte, als Fanny tanzte, und wie er weinen und klagen wird, wenn sie zum Abschied noch einmal den amerikanischen Uferschlamm küßt, darüber werden wahrscheinlich die amerikanischen Journale nochmals Bericht geben.

So weit der Correspondent des Arnheim'schen Courant. Eine Probe des Entzückens ist folgende. „Von nun an," sagt ein Journal nach einem Bericht über das Ballet Tarentula, „von nun an wird Amerika das Recht haben, in den großen Rath der Gebildeten einzutreten, welche über einen glänzenden Ruf eine Entscheidung fällen, Niemand wird mehr diese Taufe entbehren, Niemand auf diese Anerkennung einer ganzen Welt verzichten wollen, die Fanny Elsler zuerst mit sich nimmt. Neben ihrem Ruhm wird jeder andere Ruhm in Europa unvollständig seyn. Fanny Elsler ist der Lafayette der Oper."

*) Dieß ist ein Ungenannter, der diesen Artikel in den Arnheim'schen Courant Nr. 116 v. d. J. einsandte.

Die geheimen Gesellschaften der Chinesen.

(Schluß.)

Man hat von einem der Eingeweihten in Malacca folgende Aussage über die Ceremonien der Aufnahme eines Bruders

Digitized by Google

und über die Eidleistung erhalten. Die Statuten der Triade sind in einem Buch verzeichnet, welches der Chef der Gesellschaft, der den Titel Tai-ko (der ältere Bruder) führt, bei sich behält. Er hat zwei Untergeordnete, welche der zweite und der dritte Bruder heißen, und die ihm in der Verwaltung der Ordensangelegenheiten beistehen, und den Candidaten zur Aufnahme zu ihm führen. Der Tai-ko führt dann den Novizen Nachts vor das Bild des Schutzgeistes der Verbrüderung, das in dem Versammlungssaale steht, das Buch der Statuten wird geöffnet und vor das Götzenbild gelegt, zu dessen Rechten und Linken vier Männer mit blanken Schwertern stehen, die sie in einem Bogen über den Novizen halten. Das Buch liegt neben einem Becher, der eine Mischung von Branntwein u. s. w. enthält, auf einem Tische; es wird dann dem Novizen, der unter den Schwertern steht, gebracht. Der Tai-ko sitzt mit einem Dolch bewaffnet auf einer Art von Thron, und fragt den Candidaten, was er wolle. Dieser antwortet, daß er unter die Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen zu werden wünsche. Der Tai-ko fragt: „wie kannst du eintreten, da du dich so vielen Prüfungen zu unterwerfen hast?" der Candidat antwortet, daß er ein Fremder sey, ohne Eltern, Bruder und Schwestern, und daher bitte, daß der Tai-ko ihm künftig ihre Stelle versehe. Der Tai-ko fragt dann dreimal, ob diese Aussage wahr sey, und ruft nach dreimaliger Antwort mit feierlicher Stimme aus: „Wenn du in Wahrheit an unsrer Brüderschaft Theil nehmen willst, so ist nöthig, zuerst drei feierliche Eide vor dem Götterbild zu leisten." Man rührt nun Trommeln, bäuft gelbes Papier auf das Feuer, der Candidat tritt herzu und wirft sich dreimal vor dem Feuer nieder, worauf die zwei jüngern Brüder ihn aufheben, der Tai-ko steigt von dem Thron herab, übergibt ihm den Becher und den Dolch und erklärt ihm, daß er sein Blut mit dem Inhalt des Bechers mischen muss, und legt ihm folgende Eidesformeln vor. (Die Eide sind aus einem Exemplar, das der asiatischen Gesellschaft gehört, übersetzt.)

1) Du sollst die Statuten befolgen, wo nicht, so mögest du durch Schlangenbiß sterben.

2) Du sollst dich nicht auf deine Stärke verlassen und einen schwachen Bruder mißhandeln, wo nicht, so mögest du sterben und unbegraben bleiben.

3) Du sollst, wenn die Brüder, welche die Milch deiner Mutter genährt haben, mit den Brudern der Gesellschaft streiten, den letztern beistehen, wo nicht, so mögest du unter zehntausend Schwertern sterben.

4) Du sollst, wenn ein Bruder in dein Haus kommt und du Reißwasser hast, es ihm geben; wenn du Reiß hast, ihm Reiß geben; du sollst ihn nach Vermögen bewirthen, wo nicht, so mögest du an einem Geschwür sterben."

5) Du sollst, wenn du in das Haus eines Bruders kommst, und er dir nur Reißwasser zu bieten hat, davon genießen, wenn er Reiß hat, davon essen, und wenn du dich über seine schlechte Bewirthung beklagst, mögest du enthauptet werden.

6) Du sollst, wenn ein Bruder in Noth ist, ihm helfen, wenn ihn ein Unglück befällt, ihn unterstützen, wo nicht, so mögest du auf der tiefen See untergehen.

7) Du sollst, wenn ein Bruder spielt, nicht an demselben Orte spielen, wo nicht, so mögest du Blut brechen und sterben.

8) Du sollst nicht über die Angelegenheiten der Brüderschaft sprechen, oder die Geheimnisse derselben verrathen; wer es thut, soll durch einen Pfeil, der sich verflogen hat, getödtet werden.

9) (Die Stelle des neunten Eides ist in dem Exemplar der Gesellschaft weiß gelassen.)

10) Wenn deine alte Mutter einen Gürtel hinterläßt, so sollst du ihn nicht aus Habsucht verkaufen, wo nicht, so sollst du durch eine Rakete getödtet werden.

11) Du sollst, wenn ein Bruder arm ist, ihm helfen, wo nicht, so mögest du auf der Reise sterben.

12) Du sollst ein Kind deines Bruders bei dir aufnehmen, wo nicht, so mögest du sterben.

13) Du sollst dich nicht gegen eines Bruders Weib vergehen, wo nicht, so mögest du vom Blitz erschlagen werden.

14) Du sollst einem Bruder, der auf der Reise ist und Geschäfte hat, darin beistehen, wo nicht, so mögest du auf dem Meer zu Grunde gehen.

15) Du sollst, wenn ein Bruder krank ist und dich um Hülfe bittet, sie ihm gewähren, wo nicht, so möge dich der Blitz erschlagen.

16) Du sollst, wenn ein Bruder gestorben ist, und du gebeten wirst, zum Begräbniß gehen, wo nicht, so mögest du auf dem Meere zu Grunde gehen.

17) Du sollst, wenn ein Bruder dem Trunk ergeben ist, und dem Haupt der Gesellschaft nicht gehorcht, ihm den Rand des Ohrs abschneiden.

18) Du sollst, wenn ein Bruder mit Opium handelt und das Haupt es erfährt, ihm beide Ohren abschneiden.

19) Du sollst, wenn ein Bruder an dem Wort eines andern zweifelt, ihm 108 Stockschläge geben.

20) Du sollst, wenn ein Bruder in fremdem Lande stirbt, und nicht genug zu seinem Begräbniß hinterläßt, dazu beitragen, wo nicht, so mögest du kinderlos sterben.

21) Du sollst, wenn ein Bruder in Noth zu dir kommt, mit ihm essen und trinken, wo nicht, so sollst du auf einer Reise sterben.

22) Du sollst, wenn ein Bruder seiner Mutter nicht gehörig abwartet, ihm 36 Schläge mit dem Bambus geben.

23) Du sollst den, der mit eines Bruders Weib Ehebruch treibt, mit dem Schwert durchstoßen.

24) Du sollst, wenn Brüder nicht in Eintracht leben, sondern mit einander streiten, ihnen 96 Stockschläge geben.

25) Du sollst, wenn ein Bruder schlecht handelt, und an eines andern Wort zweifelt, ihm 108 Schläge mit dem rothen Holze geben. (Dieß ist eine schwere Holzart, die in Malacca wohl bekannt ist.)

26) Du sollst, wenn ein Bruder Geld nach China schicken will, und dazu von dir entlehnen will, ihm leihen, wo nicht, so mögest du sterben wie eine Waise.

Digitized by Google

27) Du sollst, wenn ein Bruder auf der Reise sich schlecht aufführt, und (den Statuten) nicht gehorcht, ihm 32 Schläge mit dem rothen Holz geben.

28) Du sollst, wenn ein Bruder trotz aller Belehrungen und Ermahnungen ungehorsam ist, ihm 96 Stockschläge geben.

29) Du sollst, wenn du Zeit hast, der Hochzeit eines Bruders beiwohnen, wo nicht, 12 Stockschläge erhalten.

30) Du sollst, wenn ein Bruder einen Brief an seine Familie durch dich schickt, ihn abgeben, wo nicht, so mögest du ins Wasser fallen und die Fische dich fressen.

31) Du sollst, wenn ein Bruder hungrig ist, ihn nahren, und wenn du etwas zu essen hast, es mit ihm theilen, wo nicht, so mögen dich die Tiger fressen.

32) Du sollst, wenn du in einem Wirthshause, das ein Bruder hält, übernachtest, ihm zwei Kupferstücke bezahlen, wo nicht, so mögest du sterben, ohne daß Jemand deinen Leichnam bestattet.

33) Wenn du ein Schiff hast und ein Bruder in ein anderes Land geht, so sollst du ihm eine Passage geben.

34) Wenn ein Bruder den Gebrauch seiner Hände und Füße verliert, so sollst du deinen Beutel ziehen und ihm zu Brod helfen.

35) Du sollst, wenn ein Bruder stirbt und nicht Geld genug zur Errichtung eines Leichensteins hinterläßt, dazu beitragen, wo nicht, so mögest du in der Einsamkeit sterben.

36) Wer diese 36 Eide der Brüderschaft unter die Leute bringt, soll 216 Schläge mit dem rothen Holz erhalten.

Hierauf folgen 36 Gebote, welche im Allgemeinen dieselben Empfehlungen erhalten, wie die Eide, und die wir übergehen. Wenn die Eide und die Gebote dem Candidaten vorgelesen worden sind, so sagt er: „Mögen meine Tage verkürzt werden, wenn ich die Regeln verletze, die in diesem Buch enthalten sind.“ Hierauf macht er mit dem Dolch einen Schnitt in seinen Finger und läßt drei Blutstropfen in den Kelch fallen, die drei Chefs thun dasselbe, mischen den Branntwein und das Blut, und alle trinken stehend einen Theil des Inhalts des Kelchs, womit die Ceremonie beschlossen ist.

Die Brüder haben viele geheime Zeichen, an denen sie sich erkennen, und worunter die folgenden einige der hauptsächlichsten sind; wenn sie in ein Haus eintreten, wo sie erkannt werden wollen, fassen sie ihren Zopf mit der rechten Hand und drehen ihn von der linken Seite zur rechten; sie haben eine besondere Art ihren Regenschirm hinzustellen, ihre Kleider anzuziehen, oder eine Schale Reiß oder Arrak, die sie trinken wollen, anzufassen, was sie immer mit drei Fingern thun. Der Herr des Hauses beantwortet diese Zeichen durch die Frage, ob sie von Osten kommen, und wenn sie dieß bejahen, so nimmt er sie brüderlich auf. Wenn sich Fremde auf der Straße begegnen und einer zu erfahren wünscht, ob der andere ein Bruder sey, so fragt er ihn, woher er komme? ist der andere eingeweiht, so antwortet er von Ko-kay, d. h. des Bruders Familie, und fragt dann seinerseits, wie schwer seine Last sey, worauf er zur Antwort erhält: zwei Pfund und 13 Unzen (was sich nach einigen auf das Gewicht eines Schwertes bezieht, das ein alter Kaiser einst der Gesellschaft gegeben haben soll, nach andern auf das Gewicht eines Gefäßes mit Asche, das ursprünglich vor ihren Göhen stand). Ein Bruder kann sich auch durch die Art zu erkennen geben, wie er seinen Arm aus dem ersten Aermel zieht und ihn in die Brustöffnung seiner Weste steckt, während er den ersten Aermel unter den linken Arm nimmt, oder dadurch, daß er sagt, daß er sein Gebet am 5ten, 15ten oder 25sten jedes Monats verrichte.

Unter welchen Umständen und in welchem Land auch ein Bruder an diesen Zeichen erkannt werden mag, so ist er sogleich zu Gastfreundschaft und aller Hülfe, deren er benöthigt seyn mag, berechtigt. Wenn er wünscht, Geld von einem andern zu entlehnen, so nimmt er, sobald er das Haus betritt, die Thee- oder Arrakkasse, welche fast in jedem chinesischen Hause immer bereit steht, und stellt sie, ohne davon zu trinken, auf die Ecke des Tisches. Will der Hausbesitzer ihm Geld leihen, so muß er die Tasse nehmen und austrinken, wo nicht, so setzt er sie ohne daraus zu trinken, in die Mitte des Tisches.

Außer den drei obengenannten Chefs hat die Brüderschaft einen Schatzmeister, der aber nichts zu thun hat als die Casse unter der Leitung jener zu führen, und dem kein Einfluß und keine Stimme in der Leitung der Angelegenheiten des Ordens zugestanden wird. Die Chefs bewahren das Buch der Statuten und die Papiere der Gesellschaft, schlichten Streitigkeiten, verwalten die öffentlichen Gelder, wählen neue Mitglieder, unterrichten sie in ihren Pflichten und schwören sie ein, präsidiren bei den Versammlungen und Ceremonien, und können die Strafen, welche in den Statuten verhängt sind, den Mitgliedern auferlegen. In ihren Büchern werden die Namen der Eingeweihten, die eingegangenen Summen und das Datum derselben sorgfältig verzeichnet. Die verschiedenen Zweige der Gesellschaft von Malacca, Lucut, Sungie-ajong stehen unter Hauptleuten, welche beständig mit der Controlstelle in Malacca in Verbindung stehen. Der Orden besitzt in Malacca drei Häuser, von denen eines ihren Versammlungssaal und ihre Göhen und den Schatz enthält. Dieser letztere wird durch ein Eintrittsgeld von zwei Dollars von jedem Mitglied unterhalten, und dient zur Reparatur der Häuser, zur Bezahlung der Kosten der Feste, und den weiter oben angegebenen Zwecken. Sie halten in dem neunten Monat des chinesischen Jahres ein großes Fest zur Feier des Geburtstags ihres Schutzhelden, wozu jedes Mitglied eine beliebige Summe, aber nicht weniger als eine javanische Rupie beitragt. Sonst weiß ich von keinen andern öffentlichen Versammlungen, als bei der Aufnahme eines neuen Mitglieds, die immer bei Nacht geschieht. Jedes Mitglied erhält ein Exemplar der Statuten, und den Abdruck eines Siegels von chinesischen Charakteren und Zeichen, welche auf einem Stück rothen Tuchs oder Seide abgedruckt sind, und den sie, wie ein Diplom, bei gewissen Gelegenheiten vorzeigen müssen.

Das Versammlungshaus in Malacca, in das ich mit im Jahre 1835 Eingang verschaffte, ist ein großes Gebäude, dessen unteres Stockwerk kein Fenster hat, und leer und unbewohnt ist. Ich stieg die Treppe hinauf und wurde in einen großen Saal geführt, der auch keine Fenster hatte, aber auf einer Seite sich

Digitized by Google

auf eine Straße öffnete, von der er sein Licht erhielt. Die Mauern waren mit langen Streifen vielfarbigen Papiers geziert und mit chinesischen Inschriften bedeckt. Auf der Seite gegenüber von der Terrasse hingen drei Bilder, vor denen Opfer gebracht wurden; vor ihnen stand in einem Glaskasten eine brennende Lampe, welche man nie ausgehen läßt. Vor ihr standen verschiedene Gefäße mit Weihrauch und Asche, und mit phantastischen Zeichnungen bedeckt; von der Decke hingen Lampen und ein schöner glaserner Kronleuchter herab, und an den Wänden hingen vielfache Instrumente, z. B. das Gestell eines ungeheuren Regenschirmes, hölzerne Speere, Schwerter, Stangen u. s. w., welche zu den nächtlichen Ceremonien dienen.

Ueber die Beschiffbarkeit des Indus.

(Aus Lieutenant Woods Reisenachrichten. Litterary Gazette vom 13 Junius.)

Wir begannen unsere Untersuchung des Indus, welche vom December 1836 bis August 1837 dauerte, zu Thatthah an der Spitze des Deltas, bis wohin Lieutenant Carleß von der indischen Marine die Untersuchung von der See aus gesichert hatte. Der Indus wurde den ganzen Weg aufwärts bis Mithankot an dem Verbindungspunkte mit dem Garra oder Setledsch sondirt, und von da an wieder aufwärts bis Kalabagh, einer Stadt an dem westlichen Ufer des Stroms bei dessen Austritt aus den Bergen. Die zunehmenden Schwierigkeiten zwischen diesem Ort und Attok*), eine Strecke von 70 englischen Meilen, nöthigte mich die Hinaufahrt aufzugeben, nachdem wir durch Werren 24 Meilen zurückgelegt hatten, weßhalb ich zu Lande nach Attok ging und von da nach Kalabagh hinabfuhr. Die Fahrt war an manchen Stellen furchtbar genug: bald schoß der Strom in einem Laufe von 9 Meilen auf die Stunde zwischen mauerartigen Ufern, bald brauste er zwischen Felsbergen hin, und die Strömung wechselte von einem Ufer nach dem andern. Die mittlere Breite des Stromes von Kalabagh bis zum Delta ist 700 Yards bei tiefem Wasserstande, bei Anschwellungen beträgt sie aber oft 4 bis 5 Meilen. Zahlreiche Schlammbänke und Untiefen stören die Schifffahrt, und das allgemeine Ergebniß meiner Untersuchungen ist nicht so günstig, als ich gehofft hatte, denn nach der vollständigsten Untersuchung und nachdem ich den Strom bei tiefem und bei vollem Wasserstande gesehen, muß ich sagen, daß der Indus nur für Dampfschiffe fahrbar ist, die nicht über 50 Zoll im Wasser gehen, und nur wiederholte Proben können zeigen, wie weit die Schifffahrt selbst für Dampfboote, die so wenig tief gehen, nützlich ist. Um diesen Mängeln der Stromschifffahrt in commercieller Beziehung abzuhelfen, sollten an gut gewählten Plätzen längs der Ufer Märkte angelegt werden, wo der Kaufmann seine Waaren niederlegen und gegen die rohen Producte der westlichen Länder austauschen könnte. Bis vor kurzem noch hatten die Länder auf dem rechten Ufer des Indus von seiner Mündung bis Attok, eine Strecke von 1200 Meilen, die ganz Afghanistan umfaßt, so wie die reichen Alluviallandstriche längs seiner Ufer, keinen brauchbaren Abfahrweg für ihre Erzeugnisse. Dieß ist nicht mehr der Fall: ehe aber nicht Handelsplätze am Strome angelegt sind, kann man nicht sagen, daß die Eröffnung desselben viel nützt: je mehr wir rohe Producte ausführen, desto mehr wird man verarbeitete Waaren von uns einführen, der Indigo, Zucker, Tabak und die Baumwolle am Indus sind so gut als die am Ganges, und die Masse von diesen Artikeln, welche schon sind allein liefern kann, ist fast unermeßlich. Ein Stapelproduct der Indusländer ist Wolle, ein Handelszweig, der erst seit fünf Jahren entstand. So wie man am Indus höher hinaufkommt, stößt man auf unerschöpfliche Massen von Steinsalz, Alaun und Schwefel im Gebirge. Auch Kohlen wurden an mehreren Orten entdeckt.

*) Hier immer Attak geschrieben.

Ueber die Benutzung des Rhonedelta's. *)

Das Echo du Monde Savant vom 17 Junius enthält hierüber Folgendes: „Das Rhonedelta verdient durch seine Ausdehnung, durch die jetzige Unfruchtbarkeit des größten Theils seiner Oberfläche, die Fruchtbarkeit, die man ihm geben könnte, die schönen Merinoheerden, die Pferde von afrikanischer Race, die man daselbst zieht, endlich durch die dort in neuerer Zeit durch Compagnien und große Grundeigenthümer unternommenen Arbeiten in besonderem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit, und doch ist hier noch nichts geschehen, so viel man auch Millionen für andere weit minder wichtige Landstriche verschwendet hat. Auf einer Strecke von 100,000 Hectaren, die von großen Städten umgeben ist, auf einem von Natur nivellirten Boden, wo Terrassenarbeiten sehr leicht zu bewerkstelligen sind, ist auch nicht Ein schiffbarer Canal, nicht Eine große Straße, nicht einmal ein Vicinalweg, der so gut unterhalten wäre, daß man ihn vom November bis Mai befahren könnte. Mehrere große Grundeigenthümer haben deßhalb in dem gegenwärtigen Augenblick, wo so viele gemeinnützige Arbeiten auf Kosten oder unter Mitwirkung des Staats unternommen werden sollen, sich an die Regierung gewendet, um die Aufmerksamkeit auf das bisher so vernachlässigte Rhonedelta und auf den von Napoleon begonnenen und von der Restauration vollendeten Hafen von Bouc zu lenken. Man dürfte nur an der Grundlinie des Deltas eine fahrbare Straße und einen schiffbaren Canal anlegen, um nicht nur diesen Landstrich mit dem übrigen Frankreich, von dem es wie abgeschnitten ist, in Verbindung zu bringen, sondern auch das ganze Literal des Lyoner Golfs zu beleben, und den mit so großen Kosten hergestellten Hafen von Bouc, der bisher so wenig Vortheile gewährte, zum gemeinsamen Hafen aller Länder im Rhonebassin zu machen. Verbände man vollends den Canal von Bouc mit dem Canal von Languedoc durch eine am Meere hinlaufende Seitenverzweigung, und erbaute man vermittelst der ausgegrabenen Erde eine nicht der Ueberschwemmung ausgesetzte Chaussee, so würde eine rasche directe Verbindung zwischen Bordeaux und Marseille bewerkstelligt, die allen zwischenliegenden Ländern von ungemeinem Nutzen seyn müßte.

*) Ueber die eigenthümliche Bildung dieses Rhonedeltas, der Camargue, gibt Hoff in seinem bekannten Werke „über die geschichtlich nachweisbaren Veränderungen der Erdoberfläche" ziemlich genügende Auskunft. Th. 1. S. 235 ff.

Erdbeben in Frankreich. Am 8 Junius Abends fühlte man zu Tours einen Erdstoß, wobei mehrere Personen ein Schwanken der Häuser bemerkten. Zu Candes bei Saumur war der Stoß stärker, indem bei le Chapelle Blanche vier Häuser einstürzten. An letzterem Ort ist die Zeit genau auf 9¼ Uhr angegeben. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat Junius.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 4238.

Digitized by Google